# Deutsche Studien.

Von

Guſtav Schleſier.

---

## I.

## Oberdeutſche Staaten und Stämme.

---

# Oberdeutsche

# Staaten und Stämme.

Vom

Standpunkte der Politik beleuchtet

von

Gustav Schlesier.

Et honores et injuriae vulgi in promiscue habendi sunt: nec his dolendum, nec illis gaudendum.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.

1836.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gedruckt bei Fr. Perthes.

# Inhalt der Abſchnitte.


| | | Seite |
|---|---|---|
| I. | Einleitung | 1 |
| II. | Deutſchland und ſeine Haupttheile | 44 |
| III. | Oeſtreich und die Intereſſen des Kaiſerſtaats | 56 |
| IV. | Die baieriſche Combination | 116 |
| V. | Oberdeutſche Staaten und Stämme | 165 |
| VI. | Würtemberg und die Würtemberger | 205 |
| VII. | Die Rheinlande | 376 |
| VIII. | Die Geſammt-Intereſſen Oberdeutſchlands | 405 |
| IX. | Politiſches Schlußwort | 418 |

## Erſter Abſchnitt.

# Einleitung.

Das Studium vaterländiſcher Angelegenheiten iſt Niemandem ſchwieriger, als dem Deutſchen. Wohl hat kein Land auf Erden, kein Volk der Geſchichte ſolche Fülle von Eigenthümlichkeit und Entwicklung gehabt; wohl hat keine Nation von ihrer Fortbildung mehr zu fordern und widerſprechenderen Intereſſen genug zu thun; doch gerade dieſer Reichthum, dieſe Mannigfaltigkeit hemmt den Lauf des Fortſchritts, das Bewußtſeyn verwirrt ſich, und in der Angſt, nichts zu vergeſſen, nichts zu verlieren, ſcheint oft der Einzelne, wie die ganze Nation, in Gedanken verſunken, ſtill zu ſtehen. Die ſittliche und geiſtige Cultur deutſcher Länder wird nicht in Frage geſtellt; auch ſieht Jedermann, daß unſere bürgerlichen und politiſchen Zuſtände, der öffentliche Geiſt der Nation weſentlich im Aufſchwung und Fortſchritt begriffen ſind. Doch wie ermuthigend auch die Eigenthümlichkeiten und Bewegungen ſeyn mögen, welche in ſprechenden Zügen ſich dem Beobachter darbieten, ſo wendet ſich dennoch der Blick unſerer beſten Köpfe, ſobald das öffentliche Leben ſie beſchäftigt, wie nach Idealen, auf die Zuſtände und Entwicklungen unſerer civiliſirten Nachbarn. In England oder Frankreich findet man ſchon, was man bei uns verwirklicht wiſſen möchte, und wenn auch das Fremde, weil es uns

fern liegt, mit zu günstigen Blicken betrachtet wird, ist diese Sympathie doch um so natürlicher, je mehr das eigne Gute, das Bessere, was man für uns ersehnen könnte, noch ferner liegt.

Wenn ein Individuum oder ein Volk neidisch auf fremde Eigenschaften schaut, so ist ihm gewiß ein Abstand, ein Mangel von Vorzügen, welche Fremde besitzen, fühlbar; so auch uns. Engländer und Franzosen, diejenigen Völker, auf welche wir in Betreff öffentlicher Zustände unsere Aufmerksamkeit richten, scheinen uns eine sichere, unveränderliche, zweifellose Summe politischer Errungenschaft voraus zu haben; und wäre der Zug neuerer Völkerentwicklung auch noch so allgemeinen und langwierigen Fortgängen unterworfen, so würde wenigstens England schwerlich gezwungen werden, seine politische Gestalt wesentlich zu verändern. Es hat Säulen aufgetragen, welche es zierlich erhöhen und mit Ornamenten versehen kann; es hat aber nicht nöthig, einen neuen Unterbau von staatlichen Elementen zu machen, und wenn das Volk sich ändert, man möchte sagen, die Erde, auf welcher das Ganze ruht, erweicht, so werden nur Blumen und Bäume, frisches schattiges Grün, Früchte und Wohlgerüche sich zwischen den Säulen emporranken, um dem Menschen, der drinnen wohnt, sein Daseyn nicht blos fest, sondern auch wohnlich zu machen. Solche Vorzüge erlangte dieses Volk einzig und allein in der neueren Geschichte durch seine Natur und seine Erlebnisse. Ein Inselvolk, um sich das weite lockende Meer, und durch seine Stammverwandtschaft an die Völker des Festlandes gewiesen, bildete sich Britannien jene Lust am Verkehr und zur Herrschaft über fremde, nachbarliche Völker an; germanische Erinnerungen und Ueberlieferungen konnten sich reiner und unvermischter fortbilden, als sie mehr mit einer altheidnischen Vorwelt, denn mit den Sitten und der Weisheit einer ab-

geſtorbenen Cultur in Berührung kamen, frühe Vereinigung in wenig große Staaten, lange wilde Heroenkämpfe des alten reißigen Adels unter ſich und mit ſeinen Fürſtenhäuſern, das geringe Gewicht eingewanderter Feudalverhältniſſe und die frühe Entfeſſelung des eigentlichen Volkes, welches im Parteikampf zu Freiheit und Selbſtſtändigkeit gelangte, und als das Haus Lancaſter die Ruhe des Landes wieder herſtellte, als ein ausgedehntes und mächtiges Gegengewicht gegen die Ariſtokratie ſtehen blieb, und ſich alsbald durch Gewerb und Handel, den natürlichen Hülfsquellen der Inſel unter dem Scepter kräftiger, aber ſegensreicher Regierungen Reichthum und materiellen Boden erwarb, zugleich eine kirchliche Umwälzung, welche den Geiſt der Nation zu Forſchung und Kampf erregte — dies ſind die Urſachen, welche die frühe Reife und Gewandtheit Altenglands bewirkten, und bald darauf jene Grundlage politiſcher Macht und Ausbildung begründeten, welche forthin und vielleicht für immer das Fundament britiſcher und europäiſcher Größe bleiben wird. Inſtinktmäßig griff hier ein Volk, durch Natur und Geſchichte geſtählt, ein Stadium der Menſchheitsentwicklung vorweg, welches, wie Europa ſeit kaum fünfzig Jahren ſagt, das nächſte Thema civiliſirter Völkerbildung ſeyn wird, nämlich die Theilnahme der Nation an dem Fortgange und an der Fortbildung ihrer Verfaſſung und Regierung. Es gilt dem modernen Geiſte als Wahrheit und Nothwendigkeit, als von der Natur und dem Chriſtenthume geboten, daß Jeder ſo viel Recht und Theil habe an dem Ganzen, als möglich iſt, damit ein Ganzes beſtehen und ſich vollenden könne. Unter civiliſirten Völkern macht ſich immer entſchiedener die Ueberzeugung geltend, daß das Ganze gar wohl gedeihen könne, ohne daß der Einzelne von der Weisheit ſeiner Führer verſchlungen werden müſſe. Man glaubt, es hemme die Entwicklung der Individualitäten, wenn die größtmögliche Zahl

Einzelner nur wie Materie betrachtet wird, an welcher Wenige, gleich großen Künstlern, an ihrem Stoffe arbeiten. Die möglichst ungehemmte Individualität ist gerade das Princip christlicher Menschenbildung, welche nur so lange an gebieterische Autoritäten gefesselt wurde, als es die wilde Natürlichkeit und Barbarei jugendlicher Völkermassen erforderte. Seit dem Sturz mittelalterlicher Völkeraristokratie, über welche, nächst dem römischen Pontificat, gleich unsichtbaren Herrschern, die Bibel, die Tradition und die Gottheit selbst schwebten, fielen nicht bloß diese Autoritäten unwiederbringlich zusammen, sondern auch der Glanz und die Größe entwichen, die ihnen ihr Daseyn verdankten. Die politische Autorität des Mittelalters war ein Product germanischer Ueberlieferungen, neukirchlicher Einmischung und römischer Staatslehre, welche letztere für das gesunkene Völkerleben der alten Zeit eine Nothwendigkeit geworden war. Hat sich in England die mittelalterliche Völkerblüthe nie bis zu jener Fülle entwickelt, welche unsere Vergangenheit zum politischen und intellectuellen Mittelpunkte der Zeit machte, so lag der Grund davon in der geringeren Entwicklung von zwei Factoren dieser Periode, der Kirche und römischer Staatsbegriffe. Das germanische Lebenselement erhielt sich hier reiner, das Feudalsystem, jene nothwendige Milderung ungemessener Selbstständigkeit und Autonomie, in welcher die altgermanische Freiheit sich bestanden hatte, vermochte im alten England nie Fuß zu fassen. Die freien und mächtigen Besitzer, die Barone des Landes, blieben in größerer Unabhängigkeit und Macht, als jemals die Lehnsvasallen in Frankreich und Deutschland besaßen. So kam es, daß England noch rohe Kraft, dagegen nicht jene Bildung und Ordnung des öffentlichen Lebens genoß, welche die Blüthe des eigentlichen Mittelalters auszeichnet. Dahin mußte auch in England, wo nicht so viel Eigenthümliches und Schönes hervorgegangen

war, wo die Autoritäten der Zeit nie ſolche Herrſchaft erlangt hätten, am Ausgange des Mittelalters von alten Sitten und Gewohnheiten weit weniger zuſammenfallen, und der Uebergang in eine neue Weltperiode leichter vor ſich gehen, als in durch und durch erſchütterten Feudalſtaaten. Die Reformation hatte dort eine politiſche Umwälzung zur Folge; auf dem Feſtlande machte die Kirchenveränderung, wo ſie eintrat, die allgemeine Auflöſung und Verwirrung noch größer, als ſie ſich durch den Geiſt der Zeit ſchon ohnehin erzeugen mußte. So wurde in Deutſchland und der übrigen Ländermaſſe die neue Staatenbildung einer zufälligen Gewalt und einer Stagnation überantwortet, aus welcher Deutſchland wenigſtens nur verbreitetere Intelligenz und der Wille Friedrich des Großen wieder retten konnte. In England dagegen gelangte man in kurzer Zeit zu einer neuen Geſtaltung politiſcher Exiſtenz. Auf dieſer Grundlage kann England weiter bauen. Es iſt mit ſeiner Politik an ſeine eigenen Schöpfungen, wir inzwiſchen ſind ohne ſolche Erfahrung nur an unſere Ideen und fremde Muſter gewieſen. Wo England auf ſeine Exiſtenz zeigt, vermögen wir zumeiſt nur auf unſere Intelligenz und Cultur zu weiſen, und es bleibt hinſichtlich unſerer politiſchen Geſtaltung die Frage übrig: ob die deutſche Nation gar keinen Boden gewonnen hat, weil ein rein politiſcher kaum vorhanden iſt, ob ſie ausrufen muß, wie im Liede: Ich hab' meine Sache auf nichts geſtellt: wo ſich denn die Antwort findet, daß ein Volk, welches bei ſolchem Mangel ſo kräftig blieb, ſo verheißungsvoll ein Fundament, zwar nicht auf hartem Steine, aber auf der reichen, üppigen Erde ſeines Gemüthes, ſeiner Intelligenz und ſeiner Sitten gegründet haben müſſe. Und dies iſt England, wie jeder politiſch großen Nation gegenüber, die Flagge unſerer moraliſchen und geiſtigen Bedeutung und für uns ſelbſt unſerer Hoffnung.

Dieſer Vergleich zwiſchen England und Deutſchland iſt unentbehrlich, um Deutſchlands Stellung, ſeine Eigenthümlichkeit, ſeine Entbehrungen und ſeine Hoffnungen zu würdigen. Wenn trotz verſchiedenſter Präcedenzien Deutſchland jene feſten Pilaſter neuen Staatslebens aufzuſetzen berufen iſt, die England ſich vorweg genommen hat, wenn das Prinzip der Völkerexiſtenz, das oben als ein allgemeines für die nächſte Civiliſation anerkannt wurde, auch für die deutſchen Länder ſich als gebietende Nothwendigkeit geltend macht, ſo kann doch mit ſolcher Erwartung nicht der Gedanke ausgedrückt ſeyn, daß das deutſche Leben, ſo politiſch unentwickelt es erſcheint, ganz von Elementen verlaſſen ſey, welche als weicher unorganiſcher Stoff die Bedingung einſtiger Geſtaltung bieten. Dieſe weiche Maſſe hat ſogar eine Schaale ſich umgethan und liegt darin eingepuppt, voll inneren regſamen Lebens. Ja, die Kruſte, welche die Fläche unſeres Daſeyns überzogen hat, zeigt neben den philiſterhaften und gebrechlichen Reſten einer zerfallenen Herrlichkeit, über dem Firniß, welchen römiſch-rechtlicher und macchiavelliſcher Staatsgeiſt aufgepinſelt hat, ſchon die Spuren jenes Meerſchleims aus dem, wie einſt Aphrodite aus den Wogen, ſich die deutſche Lebensſchönheit erheben wird. Schon durchnagt das neue Weltprinzip, Vernichtung der Autorität und Offenbarung des innern Menſchengeiſtes, ſeine ſchöpferiſche Kraft, und läßt, wie angeſchoſſene Knochen, die Reſte der Verderbniß aus den Gelenken fallen, damit das Neue Raum gewinne. Freilich geht unſerer Natur gemäß jeder Veränderung im Staatsleben ein Umſchwung der Innerlichkeit voraus. Und wer ſähe den nicht? wie er Thaten, Männer zeugt, und wie eine friſche Geiſtesbildung auf breiter, vorher nie vorhandener Baſis des Volkes flügge und lebendiger Fortſchritt innen wie außen ſichtbar wird. Wir wiſſen, daß jedes Volk aus eigenem Triebe das, was man öffentliches

Leben heißt, verfolgen müsse, daß uns England, das politische Vorvolk, nur so wie jedes Muster dem Geiste, vorleuchte, und daß das politische Leben, so unsre besten Köpfe spüren und fördern, wenn auch viel Schein und Schaale hegend, doch nicht bloß Schein und Schaale sey. Mit Luther beginnt die Regeneration unseres Geistes, und wie wir von den Staufen trotz der Maximiliane und Carl des fünften immer tiefer hinabgestiegen sind, so beginnt seit dem Erscheinen Friedrichs von Preußen im innern und äußern Staatsleben Deutschlands Auferstehung, und wie wenig sie sich beeilt, desto sicherer kommt sie zum Ziele.

Daß ich meine deutschen Studien mit politischen Erwartungen beginne, wird denen sogleich ein Gräuel seyn, welche mit Allem, was ist, in seliger Zufriedenheit leben. Ihnen will ich, um sie bedenklich zu machen, ehe sie mich ohne weitere Untersuchung verurtheilen, entgegenhalten, was jüngst ein Mann, dem sie gewiß keinen Uebermuth vorwerfen, und den sie oft genug zu ihren Diensten herangezogen haben, Hegel, als er im rücksichtsloseren Alter seine Einleitung zur Phänomenologie des Geistes schrieb, verkündete: „Es ist nicht schwer, zu sehen, daß unsere Zeit eine Zeit der Geburt und des Uebergangs zu einer neuen Periode ist. Der Geist hat mit der bisherigen Welt seines Daseyns und Bewußtseyns gebrochen, und steht im Begriff, es in die Vergangenheit hinabzusenken und ist in der Arbeit seiner Umgestaltung. Zwar ist er nie in Ruhe, sondern in immer fortschreitender Bewegung begriffen. Aber wie beim Kinde nach langer stiller Ernährung der erste Athemzug jene Allmähligkeit des nun vermehrten gleichmäßigen Fortgangs abbricht — ein qualitativer Sprung — und jetzt das Kind geboren ist, so reift der sich langsam bildende Geist, tief und stille der neuen Gestalt entgegen, und löst ein Stück des Baues seiner alten Welt nach dem andern ab. Noch wird ihr Wanken nur

durch einzelne Symptome angedeutet; der Leichtsinn, die Langeweile, die im Bestehenden einreißen, die unbestimmte Ahnung eines Unbekannten sind Vorboten, daß etwas Anderes im Anzuge ist. Dies allmähliche Zerbröckeln, das die Physiognomie des Ganzen nicht verändert, wird aber endlich durch den Aufglanz unterbrochen, der, ein Blitz, in einem Male das Gebilde der neuen Welt hinstellt."

Wie unser Zustand ein vorzugsweise innerlicher und ideeller ist, so muß auch das Studium unserer vaterländischen Interessen jedesmal mit der Betrachtung des ganzen physischen und geistigen Gesammtlebens anfangen, um eine wahrhafte Erweiterung unseres politischen Bewußtseyns zu gewinnen. Während eine Aenderung der altenglischen Verfassung von einer sittlichen und geistigen Bewegung des gesammten Nationallebens begleitet und ergänzt wird, hat bei uns seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts jede vorangehende Mehrung und Erhebung des allgemeinen Bewußtseyns durch allseitig und fast wissenschaftlich gesicherte Wahrheitssumme die öffentliche Gestalt der Nation verbessert. Von den Untersuchungen seiner Geister nimmt Deutschland fort und fort an, was ihm frommen kann, und jeder neue Genius, der unter uns auftritt, gleicht einem englischen Lord oder einem Mitgliede des Hauses der Gemeinen, welches auf eine Untersuchung des Nationalzustandes anträgt. Dort lehnt sich jede allgemeine Aenderung zunächst an das Seyn oder Nichtseyn eines Verfassungsgliedes an. Bei uns wird das Neue nur durch Sicherstellung der alles Menschengeschick umschließenden Ueberzeugungen erzwungen. Seit Fox, dem großen Staatsmanne und Vorläufer der Reform, haben diejenigen Männer, welche zur Erhaltung und Erneuerung englischer Größe eine Fortbildung der Staatsgesetze als dringende Nothwendigkeit betrachteten, von Zeit zu Zeit im Parlamente auf Untersuchung des öffentlichen Zustandes der Nation angetragen, bis

vor wenig Jahren der Zweck erreicht ward. So wurde bei uns seit Fichte, unserem Deutschen Vor, fast ununterbrochen von frischen, mannigfach unterschiedenen Geistern die Ergründung unseres Gesammtzustandes und der Bedürfnisse desselben erneuert, ohne daß wir Aussicht hätten, solche nothwendige Vorarbeiten sobald oder jemals geschlossen zu sehen. Nur erhebt sich die Frage, wie man am glücklichsten und erfolgreichsten und unserer Sinnesweise angemessensten für das vaterländische Bedürfniß wirken könne. Nützen mag man uns auf jede Weise, welche weder deutschen Ernst noch deutsche Gewissenhaftigkeit verletzt. Man hat sogar lange Zeit in dem Wahne gelebt, als dürften wir uns zur Erreichung des Nationalzwecks nie jener rein innerlichen Interessen und metaphysischen Studien entschlagen, für welche uns die Natur eine so eigenthümliche Vorliebe mitgegeben hat. Hier aber liegt der Irrthum, da man einmal zugeben muß, daß zwar auf allerlei Umwegen und nationalen Kreuz- und Querzügen doch auf dasselbe Ziel losgesteuert werden muß, welches England in kürzerem und schon erfahrungsmäßigem Proceß verfolgt. Nicht die eigensten Interessen unserer Nation zu verdrängen, sondern jene Forschungen, welche an das gegenwärtige und thätige Leben heranreichen, mit der unserer geistigen Natur entsprechenden Tiefe zu verbinden, muß die Bestimmung des deutschen Genius seyn. Und wen ein innerer Trieb anreizt, an jener Brücke zu bauen, welche dahin führt, wo unsere innersten Vorzüge, wie es geboten ist, auch zu einer äußern und politischen Enthaltung kommen, dem ist es aufgegeben, unsere sowohl äußere als innere Errungenschaft einer Prüfung zu unterwerfen, und mit klarem Auge zu erkennen, was als nächstes practisches Bedürfniß weniger unserem Staatskörper als unserer geistigen Existenz, unserer Denk- und Handlungsweise abgeht. Dann erst, wenn in bestimmten und klaren Sätzen die Summe dringenden Be-

dürfnisses daliegt, mag für deutsche Interessen ein sicherer Erfolg zu hoffen seyn, und wo nicht ein vager, allgemeiner Wunsch, sondern die Einsicht in das zunächst Mögliche und Nothwendige gesprochen hat, wird sich zwar nicht das Ideal, doch gewiß ein Fortschritt einfinden. So lange die frühere Oppositions-Partei in England mit weit aussehenden und, wie es schien, idealen Vorschlägen zur Umgestaltung der alten Verfassung umging, und sich nicht bemühte, das zunächst Denkbare und wie ein unvermeidliches Bedürfniß Zwingende vor dem Volk und dem Parlamente aufzustellen, konnte weder allgemeine Theilnahme noch Nachgiebigkeit hergebrachter Macht und Ueberzeugung errungen werden. Doch als der Vater der Reform mit nicht ermatteter Beharrlichkeit einen klug und schlagend berechneten Plan für Beseitigung alter Grundgebrechen vorlegte, den seine politischen Anhänger unabläßig beleuchteten, da ergab sich bei dem ersten günstigen Wind ein solcher Einklang für das erkannte nächste Bedürfniß, und es siegte eine Maßregel, wie sie wenig Jahre vorher selbst die aufrichtigsten und beliebtesten Staatsmänner einzubringen nicht gewagt hätten. Dies findet in seiner Weise volle Anwendung auf Deutschland. Während des Befreiungskampfes und kurz nach dieser Zeit ging die politische Begeisterung unserer besten Köpfe mit so hoher Fluth, daß man kaum bemerkte, welch' ungeheurer Abstand zwischen den Glaubensartikeln eines voreiligen Enthusiasmus und zwischen der Möglichkeit vorhanden war, bis zu welcher die breite Masse der Nation sich aufschwingen, oder welche die Gewohnheit unserer Regierungen ertragen konnte. So hat man für das Wohl dieses Volkes und dieser Regierungen weniger errungen, als man erreichen konnte, weil man die nothwendigen Bedingungen des Aufschwungs aus dem Auge verloren. Dies war die Wahrheit nicht, welche man treffen mußte. Bei dem neuesten Anlaß politischer Regsamkeit zeigte sich

derſelbe Enthuſiasmus, nicht bloß wie vormals und ſchlimmer die wirkliche Welt mit der ideellen kopfüber ſtürzend, ſondern auch angethan mit einer ſolchen Dürre und Sterilität des Gedankens, daß wir alten Träumer und Mährchenerzähler plötzlich ſo platt und unfruchtbar auf dem Kampfplatze erſchienen, als nüchterne transatlantiſche Völker. Nachzügler europäiſcher Politik und Parteiung wurden wir überlaut und münzten ein unzulängliches Kapital politiſcher Weisheit in ſo rathloſe, geringe und abgegriffene Pfennige aus, gewöhnten uns im Denken und Wollen an eine ſolche Verflachung und unfruchtbare Einerleiheit, riſſen den Zwieſpalt zwiſchen Volk und Regierung einerſeits und zwiſchen Gemeinſinn und übertrunkenem Enthuſiasmus anderſeits, ſo reſultatlos nach Verhältniß unergiebig und dazu unverſöhnlich aus einander, daß ein Sieg der Begeiſterung nur einen kläglichen Banquerout unſeres geſammten Nationallebens hätte herbeiführen müſſen, wenn dies möglich wäre. Was war die Folge ſo unmäßiger und leider ungeſchickter Anſtrengung? Was als bleibender Fortſchritt erſtanden iſt und noch zuwächst, iſt das Ergebniß jener Gewalt, welche der die Welt durchſchreitende Geiſt über alle Menſchen und Verhältniſſe ausübt und welche der gutgemeinte, menſchlich ſchöne Wille ſeiner ſtarren, vielleicht nothwendigen Repräſentanten auch nicht verringern konnte.

Hätte man ſich ein näheres Ziel und ein engeres Maß geſteckt, ſo würde ſolcher Widerſpruch unvermeidliche Folgen gehabt haben. Bei dieſer Unmäßigkeit und Allgemeinheit jedoch blieben die Folgen weit hinter dem Maß der Anſtrengung zurück; denn man hatte wieder die Nothwendigkeit und ſomit die Wahrheit zu begreifen verfehlt. Seit dieſer neuen Enttäuſchung iſt es auf dem politiſchen Markt ziemlich ſtill geworden. Die Nation ſcheint in dieſem Augenblick politiſch unbeſchäftigter und läßiger, als wenige Zeit vorher. Selbſt

die vorlauteſten Kannegießer ſind freiwillig oder gezwungen in tiefes Schweigen geſunken, als wollten ſie andeuten, daß, weil ſie nicht ſprechen dürfen, jeder Widerſpruch vergeblich ſey. Aber nicht der Gegenſatz, ſondern die Art des Widerſpruchs trägt die Schuld dieſer Verfehltheit. Es kommt darauf an, nicht die Erneuerung dieſer Forſchungen und Widerſprüche ſinken zu laſſen, ſondern die Unterſuchungen vaterländiſcher Zuſtände ſo anzuſtellen, daß nicht der Gedanke unſeres Deficits, ſondern die nächſte und nothwendigſte Forderung, jenes Deficit auszufüllen, erkannt werde, wobei folgende Irrthümer vorzüglich umgangen werden müſſen.

Zuvörderſt iſt auch dem Beſtehenden ſein unbeſtrittener Werth und ſeine Nothwendigkeit zuzuſprechen, denn die Welt und unſere politiſchen Verhältniſſe ſind in jedem Augenblick eben ſo ſehr ein Gelungenes, als ſie in ihren Einzelheiten ihrer Exiſtenz unwerth befunden werden. Man kann nie klar ſehen, was man bedarf, wenn man nicht verſteht, was man hat. Zugleich übt dieſe abſolute Verachtung der Gegenwart einen ſittlich nachtheiligen Einfluß auf die Mitwelt aus. Es iſt unklug, den Maſſen ohne Einſchränkung von der Unzulänglichkeit des Wirklichen vorzuſprechen, und ihnen immer nur die Zukunft zu verkünden. Wenn die Leute fortdauernd von Umſchwung, neuer Weltordnung und Zukunft hören, geht ihnen der Boden unter den Füßen verloren. Anſtatt daß die Meiſten, kaum fähig, der Welt, wie ſie iſt, zu genügen, zur Thätigkeit für dieſe erregt würden, wird ihnen durch den Bewegungsgedanken die Anwendung ihrer Kraft und ihres Geſchickes benommen. Selbſt den beſſeren Köpfen kommt oft dabei die Wirklichkeit und die That aus dem Sinn, und ſie vergeſſen, daß die Welt für uns eben ſo ſehr für fertig, als für werdend zu betrachten ſey.

Zweitens hat die Forſchung in unſeren öffentlichen Angelegenheiten ſich zu hüten, daß ſie mit einer abſoluten Nega-

tion abſchließe. Was werden kann und werden muß, entſteht nur, indem es ſich an etwas Vorhandenes anlehnt. Jene aber, welche, wie Mephiſtopheles, von dieſer Welt überhaupt ſagen, ſie ſey werth, daß ſie zu Grund gehe, hatten, ſo gerecht auch ihr Unwille gegen die ſichtbare Unmacht der Zeit ſeyn mochte, die Wahrheit nicht erkannt, weil ſie das geſunde Land, wo jene aufkeimen ſollte, mit Füßen traten. Wer widerſprechen will, der muß es auf poſitive Weiſe thun, und an den Dingen, die er vernichtet, die Gränze der Vernichtung und den Ort anzeigen, wo mitten in der Realität der Dinge die Vernunft der Zeit ſchöpferiſch herausragt. So allein iſt das Ende der Verneinung zugleich der erſte Anfang bejahender Schöpfung. Seit dem Beginn eigentlicher Oppoſition in Deutſchland iſt ihr Charakter faſt immer der des abſoluten Widerſpruchs und der Verneinung geweſen, woraus vorzugsweiſe die geringen Reſultate ſich erklären laſſen, welche der Geiſt, der hier vergeudet wurde, gewonnen hat. Ja, man iſt ſo weit gegangen, Alles, was in unſerer Nation Höheres und Großes geworden war, und man hatte deſſen an Intelligenz und Kunſt, an Sitte und Gemüthsleben in reicher Fülle, zugleich mit dem, was wahrhaft mangelhaft und verwerflich ſeyn mochte, ſchimpflich zu eriliren. Hierin ſah man zu großem Leidweſen, wohin es die Verneinung, wenn ſie allein wirkt, bringen kann und wer auch ſo weit nicht ging, das ganze deutſche Leben mit dem Schwamm wegloͤſchen zu wollen, den führte doch die mephiſtopheliſche Luſt, je mehr ſie ihn ergriffen, deſto mehr vom wirkſamen Wege ab. So wie in England die verneinenden und abſoluten Reformprojecte erfolglos an die Stimme des Volks und der Parlamente appellirten, ſo hat ſich bei uns ſogar die Gleichgültigkeit an dieſer malcontenten Politik bis zum Eckel geſteigert.

Drittens hat die Politik niemals ihre Aufgabe zu vergeſſen,

nach welcher sie nimmermehr befugt und befähigt ist, ein allgemeines und unveränderliches Ideal menschlicher Zustände zu verwirklichen; sondern nur bestimmt ist, auf dem Grunde des Vorhandenen nahmhafte und wahrhafte Bedürfnisse zu erkennen, und diesen aus dem Geiste der Ideen, aus der Summe der Interessen, welche gleichzeitig in dem Bewußtseyn der Geister vorhanden sind, die gemessene Abhülfe zu suchen, und Maaß und Form aus der Erfahrung, aus politischer Wissenschaft und aus staatskluger Uebersicht und Vergleichung zu gewinnen. Freilich werden es auch ewige und allgemeine Wahrheiten seyn, mit denen sich das Interesse einer Zeit beschäftigt; doch nur so weit diesem Interesse entsprochen werden kann, ohne andere Interessen, Errungenschaften und Bedürfnisse zu beeinträchtigen, und nur in der Form, welche die Umgebung zuläßt, haben sie Anspruch, realisirt zu werden. Scharf scheidet das Amt des Politikers und des politischen Denkers die ganze Fülle der Gedanken und Begehrnisse, welche das philantrophische Ideal des Humanismus erheischt, von dem ab, was unsere Zeit und die Lage unserer Nation fordert, um das Ziel jenes Humanismus in nothwendiger Form und Folge zu erreichen. Es ist das Gesetz des politischen Fortschritts, daß die Quelle, aus welcher er hervorquillt, nicht überströmen dürfe, und daß nicht bloß erzeugt, sondern zugleich die Kraft, welche zeugt, erhalten werde.

Viertens mag die Politik, wo sie den heiligsten Menschengefühlen nicht genug thun konnte, sich auf die Nothwendigkeit berufen, nach welcher alle menschlichen Erscheinungen nicht von dem Willen oder dem Eigennutz Weniger abhängen, sondern in unverrückbarem Einklang mit der Reife des allgemeinen Volksbewußtseyns stehn, und von diesem, der das Gesetz der Weltordnung ist, seine Bestimmung erhalten. Hier sieht der kühne Geist einem Fatum gegenüber, mit welchem

nur ächt religiöser Sinn und, wie mit allen letzten Gränzen und höchsten Gesetzen der göttlichen Ordnung, der philosophische Gedanke versöhnen kann. Hier ist der Punkt, wo das practische Denken, das gegenständische Forschen von selbst und naturgemäß auf den philosophischen Gesichtskreis hinüberleitet, und wo die ächte Philosophie, statt Verwirrung und unpractische Bestimmungen in das wirkliche Leben einzuführen, alles Forschen und Denken an jene objectiven Mächte der Natur und der Weltordnung verweist, deren Unwandelbarkeit sie ergründet. Die Verachtung dieser unvermeidlichen Nothwendigkeit und das rücksichtslose Betasten der Verhältnisse rächt sich an jedem Frevler, und wie vom Wind verweht stäuben die leichtsinnigen Himmelsstürmer vor den Kräften der ewigen Natur auseinander.

In solchem Sinne soll man die vaterländischen Interessen ans Licht ziehen und nicht deshalb unerforscht lassen, weil ein Streben, das nicht von vornherein ein Verdammungsurtheil des Bestehenden und der öffentlichen Gewalten ausspricht, oft spurlos an dem Geiste der Nation und ungewürdigt an den Machthabern vorüberging. Jede edlere Thätigkeit im Staatsleben ist im allgemeineren Wortsinne Opposition; jedes Studium öffentlicher Dinge muß mit Opposition enden. In Opposition ist Alles, was dem Fortschritt angehört, nur was dem Fortschritt angehört, hat wahrhaft Einfluß, Fortschritt aber ohne Gegensatz ist undenkbar. Nicht also Opposition war es, was die bisherigen Versuche, auf den Stand der Dinge in Deutschland einzuwirken, entkräftete, sondern die Richtung, das Ziel und das Maß dieser Opposition, kurz ihr Charakter. Es gibt kein höheres, Menschen beglückendes Streben, das nicht einen scharfen Gegensatz gegen den Stolz und die Selbstzufriedenheit einer Periode, welche mitten in ihrem Lauf nach vollendeteren Bildungen still ste-

ben will, das ferner nicht einen unermüdlichen Widerſpruch gegen die immer wuchernde Gemeinheit und alltägliche Geſinnung geltend machen müßte. In ſolchem Gegenſatze gegen Mittelmäßigkeit und Nichtigkeit, finden ſich nicht bloß die edleren Köpfe der Nation, ſondern auch die Regierungen, welche nicht, verſunken in dieſelbe Gemeinheit, ihren Standpunkt in der Maſſe, ſondern über derſelben genommen haben. So wird die Oppoſition eben ſo ſehr auf den lichten Höhen der Macht, als in der dunkeln Tiefe des geiſtigen Lebens repräſentirt. Man hört freilich oft ſprechen und handeln, daß man glauben ſollte, die Zwecke einzelner Männer von vorzüglicher Einſicht und die jeder Regierung ſeyen von Grund aus verſchieden — eine Vorausſetzung, welche ſo falſch iſt wie jene, welche das Geſetz und menſchliche Einrichtungen auf den vorherrſchenden böſen Willen, oder, wie man ſagt, auf die Erbſünde des Menſchen gebaut wiſſen will.

Richtung und Maß der Oppoſition hängen ſtets von der Zeit ab, der ſie gilt. Wenn man die unbeſchränkte Verneinung und Heftigkeit mißbilligt, worin ſeit den letzten Jahrzehenden in Deutſchland der Charakter der Oppoſition Einzelner gegen die Lage und Gegenwart unſerer Nation ſtand, ſo läugnet man damit nicht, daß es Zeiten und Zuſtände geben mag, in denen vielleicht größere Härte, unbeugſamere Verneinung angebracht ſeyn mögen, damit doch der Einzelne in der allgemeinen Verdorbenheit gerettet und der Untergang des Geſammtweſens auf kurze Zeit aufgehalten werde. So dichtete Ariſtophanes. So ſchrieben die Schriftſteller im römiſchen Kaiſerreiche, ſo ließen ſich Stimmen beim Zerfall des Mittelalters hören. Aber unangemeſſen iſt ſolch' Verfahren bei einer Nation, welche, obſchon einſt von ihrer Höhe hinabgeglitten, jetzt im ſichtbaren und mächtigen Aufſchreiten

begriffen iſt. Vor den Zeiten Friedrichs des Großen mochte es zweifelhaft ſeyn, ob nicht auch die Deutſchen zu den Völkern gehören, welche ihre Beſtimmung in der Geſchichte erfüllt haben, allmählig zerfallen und hinſterben; doch von Preußens Erhebung an haben weder Niederlagen noch die gewaltigſten Erſchütterungen, welche das Jahrhundert erlebt hat, die Kraft erdrücken können, die ſich immer reicher und energiſcher unter uns entwickelte; ja, die Revolution und Napoleon beſchleunigten dieſe Entwicklung, und ſchon jetzt, nach wenigen Jahrzehnten, kann der Deutſche den civiliſirten Reichen, wie den noch in roherer Natureriſtenz befangenen Nationen gegenüber ſein politiſches Leben und ſeinen Willen in die Wagſchale legen. So unfertig die äußern Formen ſcheinen, es offenbart ſich eine innere Gewalt, ein Geiſt und Charakter, an welchen man, um ihn zu ſich ſelbſt und zu ſeinem Recht zu bringen, nicht mit verdammender Verneinung herantreten darf. Tiefere Augen ſahen jedoch ſchon zur Zeit des ſcheinbar hoffnungsloſen Verfalls in den verworrenen Zuſtänden des überbliebenen deutſchen Reichs ein junges und unvertilgbares Leben fortblühen und aus dem Schutte ſich emporwinden. So ſchrieb am Anfang des vorigen Jahrhunderts zu ſeiner Zeit der tiefſte Forſcher öffentlicher Zuſtände und ein Mann, welcher die ſpeculative und die geſchichtliche Staatswiſſenſchaft der neueren Zeit eigentlich begründet hat, Montesquieu, von dieſem deutſchen Reiche als von einem Nationalzuſtand, welcher, um ſeine Worte zu wiederholen, nur der Schatten des früheren Reichs, aber nach ſeinem Dafürhalten die einzige Macht auf der Erde ſey, die durch die Theilung nicht geſchwächt worden, die einzige, welche ſich befeſtigt nach der Größe ihrer Verluſte, und welche langſam in Benutzung ihrer Vortheile gerade durch die Schaden, die ſie erleide, unverwüſtlich werde.

Meine deutschen Studien werden von diesem Standpunkte aus einen neuen Weg der Opposition einzuschlagen suchen, nicht als wenn derselbe bisher unbetreten wäre, sondern insofern er in den hergebrachten und verbrauchten Bestrebungen politischer Parteiung noch nicht die gebührende Anerkennung gefordert hat. Zwei sich widersprechende Richtungen unserer Zeit, welche auf dem Felde der Politik etwa von den Berliner politischen Wochenblattschreibern und von den bewunderten Oppositionsmännern einiger südwestdeutschen Staaten repräsentirt sind, haben sich zeither in einer so angesehenen und bedeutungsvollen Stellung erhalten, weil Einsicht und Wille, jene beiden hinausgeschobenen Parteien zurückzudrängen, sich fast nur in praktischer Politik oder in wissenschaftlich unbekümmerten Forschungen, keineswegs als Forschung und ausgesprochene Ansicht mit so positiv umfassendem und bestimmtem Inhalt und in der scharfen und berechneten Form geäußert haben, welche jede frische und zur Wirksamkeit fähige Bestrebung in dem Gewühl der Parteien des Tages sich zu geben hat. Es war eine Zeit in Deutschland, wo die Opposition eine angemessene Stellung einnahm. Wunderlich genug fällt diese Erscheinung in die ersten Anfänge unseres neueren politischen Lebens und hat noch bis in die Zeit des Befreiungskampfs herab energische Früchte getragen. In denselben Jahren, welche Friedrichs des Großen Schwert und Geist in ganz Deutschland nachempfinden ließen, und durch die glänzendsten Regierungsläufe mehrerer deutschen Staaten unvertilgbare Spuren zurückließen, bildete sich eine Schule von Staatsmännern und politischen Geistern, welche jeder Bemühung für vaterländische Interessen sogleich den rechten Weg vorschrieb. Nicht die französische Staatsumwälzung mit ihren Nachwehen und Folgen für Deutschland, nicht der Arm des mächtigen Kaisers und Weltbezwingers, nicht die Erschütterung der Feudalverhältnisse und hergebrachten Poli-

ist des gesammten civilisirten Europa, nicht die Selbstermannung und Erhebung, welche uns von französischer Herrschaft befreite, nicht die Anfänge des constitutionellen Lebens, die Gährung der Gemüther, die Träume der Burschenschaft, die Bewegungen vom neuesten Datum und die ganze hergehobe Masse streitigen Materials haben den Weg verändert, die Richtung, welche einst Justus Möser aller Forschung und Opposition in Deutschland, wie man sagen kann, geschaffen hat. Von diesem Gründer deutscher Staatsweisheit, welcher als Publicist eine an Talenten überreiche Periode repräsentirt, geht eine ganze Geisterreihe in allen Zweigen der Geschichte, der Forschung und der Staatskunst aus, und was noch heute sich an politischem Talent vorfindet, hat die Stellung nie verlassen, die jener Geist angewiesen. Freilich haben Gegenstände und Bedürfnisse öffentlichen Lebens und die Formen der Verhandlung sich so durchaus verändert und erweitert, daß kaum noch Aehnlichkeit mit dem Boden vorhanden scheint, den Möser bearbeitete. Hat doch der Geist und das Princip einer neu sich erzeugenden Weltordnung erst nach ihm seinen Einzug in die deutschen Köpfe und Staaten gehalten, hat doch die zerfallene Reichsgestalt des vorigen Jahrhunderts sich zu Anfang des jetzigen in einen neuen Staatenbund umgewandelt. Und in einem Lande, das damals noch so friedsame und unschuldige Denkart barg, haben die Widersprüche unserer Zeit nicht bloß in den heiligen und geweihten Werkstätten des Geistes, sondern selbst in dem rührigen und äußern Treiben der Bürgerwelt Sitz und Stimme genommen. Die Gegenstände, dies ist gewiß, sind seit einem halben Jahrhundert unendlich größer geworden, und was jetzt geschieht und gewirkt wird, übt auf die nächste Zukunft einflußreichere Bedeutung. Wie aber vor Beginn des neueren Ideenkampfes der deutsche Genius seine größte vorbedeutende und allgemeine Repräsentation gefunden, und

seitdem Alles angeregter von dem flüchtigen Geiste der Zeit und ihr angehöriger geworden ist, die schöpferische Gewalt Einzelner, die Größe der Männer neben der Schwierigkeit und Wichtigkeit der Zeitbegebnisse abgenommen hat, so empfing das Studium vaterländischer Zustände, das Streben der Forscher und Staatsmänner schon vor dem Eintritt neuerer Bewegungen den Typus seiner Richtung und seiner Methode. Deutsche Staatsmänner, wie Stein und Hardenberg, haben für ihre Zeit dem ächt deutschen Geiste ihres großen Vorfahren gehuldigt. Unsere besseren Politikern und öffentlichen Schriftsteller bildeten sich in dieser Schule fort. Nur nach diesem Typus kann der Stoff gedeihen, aus dem deutsche Staatsmänner gebildet werden. Leider tritt aber hier allenthalben ein Nachlaß der Kraft und Tüchtigkeit ein, und während die Interessen und Bedürfnisse der Nation so mächtig geworden, hat sich der Geist jener großen Ahnherrn mehr und mehr verloren. Statt des ächt deutschen Charakters, welcher voranleuchtete, nahm ein Alles gleich machender, und trotz wahrhaft weltbeherrschender Sätze doch inhaltsloser Gedankenkreis von Freiheit und Menschenrechten, wie ihn die französische Nation zur Tagesordnung machte, von den Köpfen unserer öffentlichen Sprecher Besitz, und statt jener tief wirkenden geistigen Stellung und gemessener Opposition, welche nach altem Vorbild der öffentliche Charakter in Schrift und That einnehmen sollte, hat sich die Welt unserer angesehenen Politiker in eine so undeutsche und resultatlose Parteistellung hineingerannt, wie ein so ungeschicktes Zerrbild nur fremder Geist auf deutschen Boden hervorrufen konnte. Man kann sagen, die Opposition in Deutschland hat sich deteriorirt. Wie die Whigs in England nach Vertreibung der Stuarts, als hätten sie ihre Mission erfüllt, sich jener Kraft und Art entäußerten, die ihre Vorfahren groß und einflußreich gemacht und die Freiheit Englands begründet hatte, so haben

jetzt unſere für den Fortſchritt begeiſterten Vorkämpfer größtentheils eine ſo zweckwidrige und unfruchtbare Stellung genommen, daß es oft ſcheint, als hätten ſich die Freunde des Fortſchritts ſelbſt verſchworen, ihn unmöglich zu machen. Die freiſinnige Ariſtokratie England's ſank durch Intriguen und niedrigen Ehrgeiz in die Kraftloſigkeit, welche das Heft der Regierung faſt auf ein Jahrhundert in die Hand der Tories, der Partei alter Mißbräuche und läſtiger ungerechter Vorrechte überantwortete. So hat eine unmäßige und ſchiefe Oppoſition in Deutſchland ſich durch übel berechnete Verneinung ſo an den Rand des Unmöglichen geſchleudert, daß ſie in Kurzem gar um den Einfluß gebracht wurde, den auszuüben nicht etwa ihr Recht, ſondern ihre Pflicht war. Man muß es leider eingeſtehn, die Oppoſition hat bei uns an ſittlicher und geiſtiger Würde verloren.

Man ruft mir zu, welch' böſer Geiſt mir das verwegene Wort eingeflüſtert, das mich unwiderbringlich von einer Partei trenne, ohne die ich nicht athmen könne. Es ſey Verrath an einer heiligen, und noch dazu unglücklichen Sache. Was Verrath? Was Unglück? Es krümmt dieſer Oppoſition nicht ein Haar, wenn Freunde der Wahrheit die Schwäche ihrer Bekenner verrathen. Eher möchte es kommen, daß die, denen ſie Furcht einflößen wollen, ſie zu bemitleiden anfangen. Auch iſt es Lüge, die Rolle des Unglücks zu ſpielen. Denn man iſt nicht unglücklich, wenn man ſich an dem Selbſtgefühl des Heroismus und der Reſignation wärmt. Und eine Sache, eine Wahrheit iſt nie unglücklich, kann nie unglücklich werden. Die Zeit war entweder nicht fähig, ſie zu beſitzen, dann hatte man noch nicht, was man nicht wahren konnte. Oder eine Wahrheit wird nur im Laufe der Zeit vorübergehend verdunkelt. Wohl! dann ſtehe man ein für ſie und bekämpfe die Uebelwollenden, die ſie bedrohen, aber nicht weniger die, welche ſich ihre Freunde nennen und durch

ungeschickte Vertheidigung des Posens die bedrohliche Lage nur verschlimmern. Man sieht, daß ich die Wahrheit höher stelle als die Menschen, und dies Opfer fordert die Wahrheit immer. Sie opfert die Personen, aber sie vernichtet sie nicht.

Wahr ists, daß wir in einem begrenzten Sinne in einer Zeit der Reaction leben. Vielleicht ohne Schuld des höheren, besseren Liberalismus, aber doch nicht ohne seine Theilnahme loderte unter deutscher Jugend und deutschen Enthusiasten ein Feuer auf, das das ganze Haus in Brand zu stecken drohte und welches jene Opposition am Ende wie der Zauberlehrling, mit der ohnmächtigen Formel beschwören wollte: „Besen! Besen! Seyds gewesen!“ Was leider darnach eintrat, ist nicht unbekannt. Die Feinde des Lichts und der Verbesserung fielen mit lange verhaltenem Grimm auf die oft kaum zurechnungsfähigen Opfer des Zeitstroms, und die öffentliche Macht glaubte das Ihre thun zu müssen, um einer allgemeinen Auflösung, welche zu drohen schien, vorzubeugen. Als wenn nirgends eine neue Wahrheit, nichts als sittliche Verschlechterung und auflösende Meinungen in der verworrenen Geschichte des Tags gesprochen hätte, wendeten sich die Freunde einer alten Ordnung mit einem überlebten Glaubensbekenntniß und, wie es in leidenschaftlichen Bestrebungen nicht ausbleibt, mit unwahren und übertriebenen Schilderungen des Zeitgeistes und mit gehäßigen Anklagen gegen Personen, welche man wohl mancherlei Irrthums und der Selbsttäuschung, keineswegs aber mit moralischer, geschweige denn mit juridischer Gewißheit der Absicht und des Bewußtseyns, die Gesellschaft und den Staat zu untergraben, zeihen durfte, an die Regierungen und an das immer unfähige, gedankenlose und zumeist feige Publikum, und beschworen Beide die alte Treue, Ordnung und Rechtlichkeit der deutschen Nation zu wahren und gegen die vergiftenden

Grundsätze des In- und Auslandes eine Schrecken erregende Schutzmauer zu ziehen. Man kann den deutschen Regierungen nicht verwerfen, daß sie diesen Parteibestrebungen ohne Maß ihr Ohr geliehen; aber man darf auch frei bekennen, daß die Verfügungen, welche vom Standpunkt unserer hochgestellten Staatsmänner für nothwendig erachtet wurden, nicht allerwegs ihren Zweck erreicht haben: den öffentlichen Frieden zu sichern, Gesellschaft und Staat auflösende Tendenzen zurückzuweisen und das Vertrauen wieder herzustellen, welches in einer aufgeregten Zeit zwischen Menschen und Gewalten abhanden gekommen war. So viel bleibt jedoch als gewiß stehen, daß die Opposition in Deutschland in ihrem bisherigen Charakter und in der Form, welche sie seit Stiftung des deutschen Bundes annahm, entscheidend zurückgeschlagen ist. Zum Theil hat die Reactions-Partei weitere Schritte gethan, das Volksbewußtseyn und die Regierungen zurückschreitenden und unzeitgemäßen Maßregeln zu stimmen. So wenig jedoch die philanthropischen Ideale, von welchen die liberale Politik seit Rousseau beherrscht wird, sich so in der Art, wie es verlangt wird, verwirklichen, sondern im Gegentheil von der Natur der Dinge, welche kraftvoll den einseitigen und überreizten Gedankenlauf zu überwinden pflegt, beherrscht werden, so sehr kann man hoffen, bei unserer Nation, vor Allem in der gewissenhaften Ehrfurcht des Volkes gegen Sitte, Gesetz und jede höhere Ordnung, den wahren Schutz gegen übertriebene Ansichten oder unlauteres Streben zu finden.

Soll nun in der gegenwärtig kritischen Lage des deutschen Volksgeistes der Einfluß einer Partei, welche mit unversöhnlichem Widerwillen jede Erweiterung der Volksrechte und die Forderung tiefster Bedürfnisse unserer Zeit abweist, nicht noch mächtiger werden, als er ist, so muß zwar die Opposition gegen dieselbe auch nicht um einen Schritt zu-

rückweichen, aber auch von ihrer Seite jedes Unmaß, welches die feindliche Gegenstrebung begünstigt, von sich werfen. Mit einem Wort, da die alte Opposition schmählich zu Grunde gegangen, muß eine neue zukunftreichere und lebensversicherte aufstehen, eine Opposition, welche sich nicht erst zu bilden, sondern nur nach den Forderungen der Zeit scharf auszuprägen und zu consolidiren hat. In dem Charakter und in der Mäßigung, die ihren Vorgängern entgangen ist und die die Nothwendigkeit vorschreibt, wird man den Typus eines regenerirten Fortschrittstrebens suchen müssen. An die Quellen des deutschen Geisteslebens wird man sich halten oder zurückkehren müssen, mit den tieferen Ansprüchen und Erwartungen unserer Intelligenz, unsrer Wissenschaft, welche zu jeder Zeit die Ursache unserer National-Erhebungen waren, wird man fortschreitende Einigung erhalten müssen, um die Opposition, welche Noth thut, zu nähren. Dieselbe Begeisterung, welche den höchsten Erwartungen der Menschheit nachhängt, hat sich an den Gesetzen und Bedingungen zu bethätigen, welche die Natur vorschreibt. Das Anerkennen vorliegender Aufgaben bringt erst jene allgemeinen Hoffnungen, anstatt sie zu nichte zu machen, zu ihrer wahren Erfüllung, und der Geist, welcher sich bei jener Unbedingtheit verringert, nimmt für die Opfer, die ihm der Schein abnöthigt, eine unendliche Ausdehnung und Bereicherung der Wahrheit auf. Dann werden wir keinen Widerspruch pflegen, der uns die Macht raubt, an den Dingen, welche da sind, zu bessern; dann werden wir nicht von fremden Erscheinungen betrogen, das eigenthümliche Leben, welches bei uns aufkeimt, gegen nichtige Ideale einsetzen; dann werden wir nicht, was an Civilisation und Weltübereinstimmung, so wie was an eigenem sittlichen und geistigen Nationalvermögen erworben worden ist, mit dem Wortschwall oder gar der Verachtung einiger freisinni-

gen und zur Alleinherrschaft erkornen Theoreme bedecken. Das ist der Fluch des deutschen Liberalismus gewesen, daß er sich wie instinktmäßig von unserer Wissenschaft, von unserer eigensten und tiefsten Geisterwelt, von der Beziehung auf den philosophischen Gedanken lossagen mußte. Dieser Liberalismus mochte sich nun französisch oder vermeintlich deutsch, cosmopolitisch oder national ausputzen, so konnte sich das von Anfang an unrichtige Princip dieses idealen und um den Stoff unbekümmert rationalen Liberalismus wohl mit einem höheren Grad von Solidität und mit größerem Gewinn aus unseren geistigen Schätzen herausstellen, aber die Verfehltheit der Grundrichtung des liberalen Princips blieb immer vorherrschend. Statt den Stand der Dinge zu verstehen, ihn weiter zu führen, ihn aus sich selbst fortzubilden, begann man damit, das Recht aller wirklichen Existenz wegzuläugnen. Von allgemeinen Sätzen, von Principen des Rechts und der Ordnung, Dingen, die aller Orten oder zu ihrer Zeit Anerkennung verlangen, schritt man zu allgemeinen gleichmäßigen Doctrinen von politischen Rechten und Organisationen, wie sie niemals auf gesunde Weise die Fülle der Existenz zuläßt. Diese idealen Freiheitsdogmen führten naturgemäß zu einer schroffen Vereinzelung der Menschen in ihren Rechten und Bedürfnissen, und endeten ohne Achtung vor den objectiven Gesetzen der Gesellschaft, des Staats und der Vervollkommnung mit der Verherrlichung jeder und aller einzelnen Persönlichkeit. Wo anders hin konnten die so abstrakten und bestimmungslosen Urbegriffe von Menschenrechten und von Freiheit führen? So stellten unsre liberalen Staatslehrer Sätze auf, welche nicht entblößt von darein geschlungenen Wahrheiten, aber verführt von der Gewalt allgemeiner Rechtsgedanken, zwar nicht, wie Viele in schlimmer Absicht glauben machen möchten, die gesellschaftliche Ordnung und den Staat

zu untergraben vermögen, jedoch auch nicht im Stande sind, durch eigne Kraft die öffentliche Ordnung zu erhalten oder den Staat organisch fortzubilden. Zum Glück tritt der gesunde und leider nur oft zu altgläubig philisterhafte und unpolitische Sinn der Deutschen dem Uebermuthe eines philanthropen Enthusiasmus entgegen. Zum Glück herrscht die Gewalt der Dinge mit eiserner Nothwendigkeit über die Verhältnisse, vereitelt den Einfluß einseitiger Theorien, mildert die Consequenz auflösender Maximen und schiebt mit neckender Hand dem abstracten Freiheitseifer selbst widersprechende Folgerungen und Anwendungen unter. Das erfreulichste Schauspiel bietet jedoch die Erscheinung, daß die Menschen oft besser sind als ihre Lehrsätze. Man findet unter edleren Freiheitsfreunden einen Adel der Gesinnung, einen Schwung ächt sittlicher Begeisterung, eine Anhänglichkeit an die geistige Bildung unsrer Nation, die nur mit erkünstelter Kraft unterdrückt wird, eine Reinheit des Lebens, eine Beharrlichkeit und selbst in trüber Lage ausdauernde Festigkeit des Charakters, die solchen Männern trotz aller Bizarrerie ihrer Stellung auch bei ihren politischen Gegnern die gebührende Achtung verschaffen. Beispielsweise erwähne ich nur Ernst Moritz Arndt, den wunderlichen Grafen Schlabrendorf, der sein Leben und die Revolution in Paris durchmachte, den edlen Troxler und das sittliche Muster des neueren deutschen Liberalismus, Paul Pfitzer. Solche Geister reihen sich jenem Cyclus vorgeschrittener und erhabener Charactere, feingeschnittener Köpfe an, die nicht durch politischen Verstand, wohl aber durch ihre sittliche, intellectuelle, vom Adel der Menschheit begeisterte Natur wie Sterne dem Geschlechte voranleuchten. Wie tief empfinden oft solche Männer den Abstand ihres Enthusiasmus von der ihnen vom Schicksal aufgedrungenen Genossenschaft!

Von früheſter Jugend an habe ich den innerſten, heiligen Antrieb zu Freiheit und Bürgerrechten mit wahrer Inbrunſt gehegt, und dieſen Kern des Liberalismus verehre ich bis auf den heutigen Tag. Wer wird an einer verwerflichen Schrankenloſigkeit oder an einer verunglückten Oppoſition nicht die urſprüngliche Wahrheit und das menſchlich ſchöne Motiv lieben? Oder wer würde ein Prinzip wegen des damit verübten Miſsbrauchs aufgeben und nach einem fehlgeſchlagenen Manöver den Feldherrn verlaſſen, dem man Treue geſchworen? Und auch das Unmaß wirkte noch vortheilhaft auf die deutſche Nation. Ihr ſind vor Allem kräftige, ſelbſtſtändige und mindeſtens einer Anſicht huldigende Individuen Bedürfniß. Vielleicht gibt es für uns keine beſſere Schule, öffentliche Charaktere zu bilden, als die Partei des ſchroffen und unbeugſamen Liberalismus, der auch in ſeinen Gegnern Kraft und Willen erzeugt. Iſt das doch ein Labſal, Menſchen zu ſehen, weckt doch das Uebermaß des Strebens auch bei den Unbekümmerten, den Gelehrten, den Künſtlern wieder die Erinnerung an ein öffentliches, rühriges, von tauſend Kräften erregtes Leben! Auch wurde in den Zuſtänden deutſcher Politik durch die ungemeſſene Thätigkeit auf einer Seite des Reichs ein für die jüngſt verfloſſene Periode nothwendiges Gewicht erhalten. Der Theilnahmloſigkeit des größeren Theiles unſerer Nation, und den Prätenſionen einer bloß hiſtoriſchen und vorurtheiligen Politik gegenüber waren die Anſtrengungen des deutſchen Liberalismus ein heilſamer Gegendruck. Freilich ſich ſo wie eine Naturkraft von fremdem Geiſte beherrſchen zu laſſen, kann zwar in gewiſſen Zeiträumen wirkſam, für das freie und intelligente Individuum jedoch niemals ſchmeichelhaft ſeyn. — Man verwirft nicht den ganzen Inhalt politiſcher Gedanken und Wünſche, wenn man nicht entſchloſſen iſt, in eine ſcharf ausgeſprochene Stellung zu Gunſten jener Wahrheiten zu treten, welche die bisherige

Opposition vertheidigte. Den Feinden des bürgerlichen Fortschritts und der Theilnahmlosigkeit am politischen Leben entgegen ist man mit der im Sinne des liberalen Princips handelnden und denkenden Opposition, wie selbige auch sonst beschaffen ist, in bedingtem Einverständnisse, ohne sich für mehr als für die bestimmte und höhere Auffassung jener Wahrheiten zu begeistern, und von dem reineren und durcharbeiteten Ideenkreise der bestehenden Welt von Ansichten und Instituten mehr entgegen zu setzen, als das Stadium unsers politischen Daseyns erlaubt oder als nothwendig ist, um den Einfluß einer den Forderungen der Zeit und Volksbildung entgegen wirkenden Partei zu entkräften und um in dem Fall, wo durch Verletzung öffentlicher Sitte oder Gerechtigkeit das Nationalgefühl beleidigt würde, die Ehre der Nation zu wahren.

So und in diesen Gränzen läßt sich die Möglichkeit einer **deutschen Opposition** anerkennen. Ihre Aufgabe ist zunächst keineswegs gegen die ausübenden Gewalten unseres Vaterlandes gerichtet, sondern sie hat nur den Volksgeist und das politische Bewußtseyn der Nation auf einen höheren Stand allgemeiner Ueberzeugung zu heben. Ist hier ein Kampf, so kann er nur der niedrigen Gesinnung, dem Mangel an Staatsbürgerlichkeit und der Gleichgültigkeit gegen die Zwecke des Nationaldaseyns gelten. Denn hat erst dieser Volksgeist sich erhoben, so muß auch sein Product, der öffentliche Zustand der Nation, sich unvermeidlich verwandeln. Wenn man gegen die Unreife der Nation, zwar mit Ausdrücken des Zornes, aber immer mit der Rücksicht und Billigkeit sprechen muß, welche der öffentliche Charakter mehr noch als der Lehrer gegen seinen Zögling zu wahren hat, so ist es doch erlaubt, den einzelnen Ursachen zurückgehaltener National-Entwicklung mit scharfem und rücksichtslosem Widerspruche zu begegnen. So mild man gegen die äußeren Un-

ebenheiten und vernunftwidrigen Prätenſionen, ſeyn mag, ſo hart verfolge man die falſchen und unangemeſſenen Lehren, durch welche der Volksgeiſt in ſeiner Mangelhaftigkeit, Unklarheit und Bewußtloſigkeit erhalten, und auf den Zuſtand zurückgebracht werden ſoll, aus dem er ſich mühſam emporarbeitete. Die deutſche Oppoſition iſt im wahreſten Sinne ein Krieg gegen unlautere Syſteme, ein Krieg, der zunächſt innerhalb der Welt des Gedankens und nur nachfolgend im Bereiche des Willens und der That geführt wird. Es war ein Grundmangel der abgelaufenen Oppoſitionsperiode in Deutſchland, daß ſie zu thätig ſeyn wollte. Es fehlte ihr zwar nicht an Rechtlichkeit, Wärme und Begeiſterung für politiſche Ideen, aber weſentlich an politiſchem Geiſte und an Taktik. Wäre dieſe Oppoſition ſtaatsklüger geweſen, ſo würde ſie die Einſicht gewonnen haben, ihre Thätigkeit könne weniger eine politiſche, als eine geiſtige und intellectuelle werden. Sie würde bei der Lage des deutſchen Geſammtweſens gemeinhin ihre Gegner nicht in den Reihen der Regierungen, ſondern in der allgemeinen Volksſtimmung und in den Geiſtesrichtungen oder Parteien, die den Fortſchritt unmöglich machen, erkannt haben. Damit ändert ſich der Vorwurf ächt nationaler Oppoſition ganz und gar, und von einem ſyſtematiſchen Kampf gegen die beſtehende Gewalt kann zunächſt nicht mehr die Rede ſeyn. Geht man dem in vorangehenden Zügen beſchriebenen Geiſte nach, ſo wird die Oppoſition ihren größten Vorzug darein ſetzen, mehr als Oppoſition zu ſeyn. Gibt's keine Forſchung mehr? Iſt die Speculation abgeſchloſſen? Hat ſich die Wiſſenſchaft vollendet? Wächſt Eure Fähigkeit, organiſch und geſetzgeberiſch in die Wirklichkeit einzugreifen und neues Practiſches zu erfinden? Die wahre Oppoſition wird, ohne eine Idee des Fortſchritts und der Menſchlichkeit zu opfern, aber von theoretiſchem und practiſchem Starrſinn zurückgebracht, nicht bloß politiſch,

ſondern in höherem Maße geiſtig und ſittlich erhebend, weniger critiſch als ſchöpferiſch und poſitiv, nicht mehr bedroht und ausgeſchieden vom Staate, ſondern thätig, lebendig mitwirkend und von einer tüchtigen Regierung, wie ſie ein tüchtiges, und nicht ganz zerſplittertes deutſches Volk haben muß, geachtet, ja in deren Blut, ehe ein Menſchenleben vorübergeht, aufgenommen ſeyn. Jede Oppoſition, die mit der gehörigen Unterlage von Talent, und wenn es ihr Wille wäre, nicht in ihrem Mannesalter in den höchſten Staatsämtern oder am Miniſtertiſche ſitzen kann, hatte von Anbeginn ihre Miſſion verfehlt. Der Erfolg fällt das Urtheil über die Reinheit der Prinzipien und über die Klugheit, die ſie in Anwendung brachte.

In dieſen Hauptzügen habe ich meine Stellung zu der in Deutſchland ſogenannten Bewegungspartei ausgeſprochen, und ich werde dieſelben fortan in meinen Studien vaterländiſcher Intereſſen behaupten. Hier iſt keine Trennung, denn wir haben gemeinſame politiſche und geiſtige Gegner; hier iſt keine Union, denn wir haben verſchiedenen Charakter. Die Art, wie ich dieſe Genoſſenſchaft beurtheilt habe, zeigt einen höheren Zweck an, der mir vorſchwebte. So ſehr die beſtehende Oppoſition in Deutſchland von dem Verlauf der Dinge geſchlagen und von der Nation, ſelbſt wo wirkliche Intereſſen bedroht ſind, verlaſſen iſt, behauptet ſie doch das Anſehen und den Schein einer allein für wirkſamen Fortſchritt begeiſterten und lediglich durch phyſiſche Obermacht darnieder gehaltenen Partei. Während man in der Vergangenheit und in einer feſtgeannten Stellung fortlebt, glaubt man ein Repräſentant des Nationalgeiſtes zu ſeyn. Practiſche Intereſſen haben den Sinn und das öffentliche Leben in Beſchlag genommen, und daß inzwiſchen das höhere und innerliche Bedürfniß nicht unbefriedigt, das geiſtige Intereſſe nicht unbewahrt bleibe, arbeitet die eigentlich deutſche Oppoſition

geräuſchlos und ohne hochfliegende Prätenſionen weiter, und zu dem Vorbild großer Meiſter zurückgekehrt, tritt ſie in ihre beſcheidene Stellung zurück, um die großen Aufgaben des Zeitalters und der Nation zu löſen. Nur eine große öffentliche Thatſache kann dieſen Standpunkt des Einzelnen zur Nation verändern. Auf das Motiv der Beſitzergreifung eines von ſeiner Mannſchaft verlaſſenen Poſtens geſtützt, werde ich ohne Scheu und mit tiefſter Achtung vor den Intereſſen unſerer Nation bei dem Ueberblick der Volkslage das von fremdem Boden herübergebrachte oder aus den Gräbern des Alterthums aufgeſtiegene Geſpenſt, welches in ſtändiſchen Verſammlungen, in volksthümlichen Schriften, in Syſtemen des Vernunfterechts und in den Gährungen einzelner aufgeregter Provinzen ſich als nationale Oppoſition umhertreibt, durch das Licht des Tages, das ſchon erſtanden iſt, zurückſcheuchen, damit eine vernünftige Liberalität, die lange im Tumult der Zeit zurückgedrängt war, zu ihrem vollen Recht gelange. Dies iſt es eben! Die Morgenröthe iſt aufgeſtiegen, die Nation hat ſich erwärmt, über Alle iſt das Gefühl einer der Zukunft verſicherten Reſignation gekommen und Ihr habt wie in einem Ritterſchloß die Läden geſchloſſen und um Euch eine künſtliche Finſterniß bereitet, und ſo tobt und taumelt Ihr und erſchreckt die Welt mit unheimlichem Geflüſter. — Dieſe Rückſicht auf die Thätigkeit meiner Landsleute verbindet auch den Wunſch, daß ſich in unſerer Jugend ein wahres Bewußtſeyn ihrer Beſtimmung erneue, daß eine aufblühende Geiſteswelt von den Verzerrungen unſerer Zeit gewahrt und wenn auch nicht befreit von den Uebeln, welche jedem Uebergangsdaſeyn unabwendbar ſind, doch ihrer Kraft und Geſundheit nach Möglichkeit verſichert bleibe. Von einſeitigen Theorien und noch einſeitigerer Praxis wendet man ſich zu einer tiefer gehenden Einſicht und zu einer vernünftigen wahrhaft ſtaatsklugen

Praxis zurück. Wie viel Talente werden an eine unhaltbare Position vergeudet und gezwungen, sich halb mit Bewußtseyn in einen schiefen und bis zur Athemlosigkeit verengerten Lebens- und Ideenkreis festzurennen. Nun halte man aber nicht jeden, den das öffentliche Urtheil, weil es nur eine ausgeprägte und geschichtlich gebildete Opposition sieht, zu dieser unpolitischen Partei wirft, für ein Glied derselben, denn das Urtheil der Menge und der Parteien ist schnell fertig mit einer Classification des Individuums, die Bosheit hat ihre Freude daran, und so wirft man Alle wie „Mausedreck und Koriander" unter einander. Allein es dürfte dieser Umstand auch eine Warnung seyn, nicht durch unvorsichtige Haltung oder Mitwirkung auch nur falschen Schein auf sich zu laden. Auch sollte man hoffen, daß sich ruhigere Köpfe, die noch einen Rückweg oder eine Wahl übrig haben, für die Mäßigung gewinnen lassen, auf welche uns die Nothwendigkeit und ein höherer Grad staatskluger Ueberlegung weisen. Dies wäre denn ein erfreulicher Gewinn von Männern und Begabungen, die besseres zu erwirken sich nicht unmöglich machen sollen.

Eine neue Opposition ist es, die Besitznahme einer neuen Stellung und bestimmter Staatsthätigkeit, um die es sich handelt und die von ihrem Schlummer wieder zu erwecken ist. Dies sind Vorschläge, die ein jüngerer Genosse einem Corps macht, sich in eine wirksamere Stellung zurückzubewegen, es ist ein Zuruf an ein aufgehendes Geschlecht, sich an die Fahne zu schließen, welche der Geist der Nation und der Genius unserer besten Vorläufer aufgesteckt hat. Vielleicht wird mir jedoch für diese Zumuthung nicht bloß mit den Waffen des Geistes und öffentlicher Verhandlungen geantwortet, sondern mit dem öffentlichen Charakter und den Schritten, die auf offenem Markte gethan worden, auch die Person und jede Beziehung des Privatlebens vor

Gericht gezogen und der Widerſpruch mit pöbelhafter Intoleranz vergolten. Dagegen ohne Mittel werde ich, obwohl ein Jüngerer, den Hohn, der ſich beantworten läßt, in vollem Maße zurückgeben. Man greift ein Prinzip nicht weiter an, als es Raum hat ſich zu vertheidigen. Aber das iſt die Verdammniß einer ſchlechten Sache, daß ſie, um ſich ſelbſt zu erhalten, zur Intoleranz, Läſterung und bürgerlich moraliſcher Verletzerung ihre Zuflucht nehmen muß.

Zwei Hauptzüge des deutſchen Nationalgeiſtes und der Gegenwart haben die Freiheitseiferer unſerer Tage ganz außer Acht gelaſſen, und ſind deshalb auch ſo früh ohnmächtig worden. Zuerſt lehrt alle Politik, daß man *temporiſiren* müſſe. Selbſt wenn man gewiß weiß, was geſchehen ſoll, gebietet die Klugheit, nur zu *wollen*, was man *kann*. Und wen ſollte dieſe Maxime vorſichtiger machen als den deutſchen Staatsmann, der ſeine Unterſuchungen auf ein ganz der Bedächtigkeit überwieſenes Volk zu berechnen hat? Schon wurde als Grundanſchauung feſtgeſtellt, daß unſer Volk zu äußerlichen Fortſchritten nur auf der Grundlage eines innerlich fortgebildeten Volksbewußtſeyns und einer zur Ueberzeugung gewordenen Intelligenz gelange. Heißt dies nicht temporiſiren müſſen? Man ſage nicht, die deutſche Nation ſey nicht berufen, eine politiſche Bedeutung zu erlangen, man gebe uns nicht Anweiſungen auf Eroberungen in der Ideenwelt, während man uns die Ausſicht auf politiſchen Gewinn abſchneidet. All' unſere Bildung, die ſittliche wie die geiſtige, ſeufzt nach Durchdringung eines Realen, nach practiſchem Lebensſtoff und politiſcher Ermannung. Das Eine ſoll aber nicht das Andere verdrängen, ſondern es emporheben; beide Richtungen ſollen ſich gegenſeitig ergänzen, wie ſie ſich Beide bedingen. Doch die politiſche Entwicklung wird gegen die

geistige noch lange im Nachzuge bleiben und unverständig ist es, von einem Volke, das kaum seinen Gesichtskreis aus einer beinahe fruchtlosen Metaphysik bis auf die Begriffe von Bürgerthum, Staat und Verfassung zu erweitern begonnen, zu fordern, daß es sich plötzlich für eine halbverarbeitete politische Weltanschauung, für ein Ding, das so trüb und haltlos aussieht wie der gäng und gäbe deutsche Liberalismus, begeistern und in einen ungewissen Kampf stürzen soll. Der heutige Liberalismus besteht ja aus beinahe so viel verschiedenen Meinungen als er Individuen zählt. Nicht einmal offen ist man, man verbirgt seine Ansichten, man trägt sogar innen eine republicanische, außen eine constitutionelle Cokarde. Was soll das Volk glauben? Wahrlich es steht schlecht um die Staatsweisheit einer Nation, deren liberale Verführer noch nicht das abgeschmackte Thema über Republik oder Monarchie überwunden haben. Freilich hat der deutsche Liberalismus auch nicht seinen gesetzlichen Anhalt, sein Präjudiz wie etwa der englische. Wer will auf unsre Bürgschaften hin große Anmuthungen machen? Die Aktien eurer Freiheit würden besser seyn, wenn sie Käufer fänden. Ein Volk, das den Grad der Freiheit nur nach dem Grade der Bildung und der Entfaltung des ganzen Menschen begehrt, sieht bei äußerlich unförmlicher und glanzloser Gestalt nicht den Nationen nach, die entweder sich mit ihren liberalen Projecten überstürzen und aus den Bahnen eines natürlichen Fortschritts gewaltsam hinausgeschleudert sind, oder die mit dem angeborenen Vorzuge eines ganz practischen und für den öffentlichen Verkehr geschaffenen Naturells selbst auf Kosten rein menschlicher Ausbildung frühreif die Höhe einer politischen Durchbildung und nationalen Begränzung ersteigen. Je größer die Conception, die Anlage der Gesammtbildung für eine Nation entworfen ist, desto prächtiger muß der Reif werden, der einst die schön organisirten Glieder umschließt. Wer will

uns Kopfüber zu einer Nation zimmern? Ich liebe nach meinem Vaterlande kein Volk mehr als das brittiſche, ich wärme mich an den Strahlen dieſer Sonne am politiſchen Firmament, und wie Großbrittanien ein Muſter in allen politiſchen Fragen, ſo iſt es auch ein Vorläufer politiſcher Menſchenbildung überhaupt. Dennoch möchte ich das rauhe, ſpröde, von Unmuth, aufzehrender Anſtrengung und hypochondriſchem Spleen durchwühlte und gleichſam ciſelirte Nationalgepräge nicht mit dem weichen, viel genährten und nachhaltigen Stoffe vertauſchen, aus dem der deutſche Staatskörper emporwächſt. Deutſchland und deutſche Politik müſſen temporiſiren. Statt daß man aber dieſe Lehre verſtehn ſollte, die jedes Blatt der deutſchen Geſchichte, jeder Winkel der deutſchen Lande wiederholt, hat man die ſittliche und geiſtige Cultur unſeres Volkes, die deutſche Geiſtesbildung, unſere Philoſophie und Wiſſenſchaft, unſere Kunſt und Literatur in Anklageſtand geſetzt, hat unſre vornehmſten und großartigſten Männer nach einem von Pygmäen zuſammengeleimten Maaßſtab gemeſſen, und ſtatt an dem geiſtigen Schatze fortzuſammeln, ihn zur Stärkung der Nation flüſſig zu machen und zur Praxis zu verwenden, hat man die alte Erbſchaft über Bord werfen wollen und an der Stelle deutſcher Gedankentiefe und Wiſſenſchaft, den Gründern unſrer Geiſtesfreiung, ein Bürgerwiſſen angepflanzt, mit dem man, wie die äußere mit Verfaſſungsformen, die innere Welt der Geſinnung und Denkart über Nacht reformiren will. Dieſe hausbackene, mit einiger Moralität und geſchraubter Erhabenheit aufgeſteifte Nüchternheit zog in Begleitung des neueren Liberalismus alles Wiſſen und Denken herab und lockte mit dieſer Herablaſſung ſchlichte Bürgersleute und die deutſche Jugend heran. Doch die Armſeligkeit dieſer liberalen Wiſſenſchaft wird mit der Niederlage des Freiheitsſturms, mit dem Wachsthum der Nationalbildung, ſo wie mit den prac-

tischen Erweiterungen der ächten Wissenschaft vollends ihren Credit verlieren. Oder sollte durch Abbruch deutscher Gedankentiefe und durch Breithämmerung weniger, noch dazu unpractischer Sätze auch die Vorbedingung wahrer Freiheit und politischer Größe unsrer Nation zertrümmert werden? Dagegen wird uns der Liberalismus, der sich häutet, in Schutz nehmen und uns unsre eigenthümliche, von innen heraus das äußere Leben gestaltende Kraft erhalten. Um die Quellen unseres Fortschritts offen zu lassen, muß deutsche Politik temporisiren.

Ein zweiter Hauptpunkt, den der Liberalismus vergessen hat, hängt mit der so eben in Anspruch genommenen Geistesbewegung der Nation zusammen. Unsere Zeit ist, wie Hegel sagt, in einer Umgestaltung begriffen. Nicht die politische Welt arbeitet allein an ihrem Umschwung, nicht blos in der Politik, im Staatswesen horcht man begierig auf die Resultate des Gedankens und der Forschung. Der Mensch in seiner ganzen Denk- und Lebensform ist in einer Gährung begriffen, aus der er nicht völlig umgestaltet hervorgehn wird, wie uns die Emancipationsapostel glauben machen wollen, durch die er jedoch nothwendig das Element einer verklärteren Natürlichkeit und Selbstbestimmung in die vorhandenen Lebensbeziehungen aufnehmen muß. Wo bisher nur Formen und Autoritäten über den Menschengeist Herrschaft übten, da will der Geist selbst sich in seiner Vernünftigkeit erkennen und die Autorität zu sich emporziehen oder vernichten. Die Welt von Anschauungen und Gesetzen, welche durch Ueberlieferung überkommen ist, hält man für aufgedrungen. So weit hofft man das äußere Gesetz abstreifen zu dürfen, als der Geist Raum verlangt, um sich in seiner Nothwendigkeit und Freiheit zu entfalten. In allen Zweigen der Wissenschaft, in allen Lebenskreisen strömt unaufhaltsam derselbe verzehrende und durchdringende Aether und wie ein Ocean,

der sich über die Welt ergießt, um sie zu verjüngen, rauscht tief und gewaltig, und nur von dem gewissenhaften Ernste der Nation in Schranken gehalten, der Geist der Verwandlung in den Gränzen der öffentlichen Ordnung dahin. Nicht Deutschland, sondern die Erdencivilisation, jede vorgerückte Nation nimmt ihren Theil an dieser Weltbewegung. Auf dem Gebiete der Intelligenz und nicht durch rohe und frevelhafte Experimente ist statt einer völligen Auflösung des Glaubens, der Sitte und der politischen Ordnung eine Aussöhnung des neuen Lebensstoffes mit der alten Welt und Civilisation zu hoffen. Denn nur Vermittlung und Versöhnung ist ein wahrhafter Sieg. Einzelne anarchische Symptome haben, wenigstens bei den Deutschen, keine Gewalt, den Gang der Nothwendigkeit zu unterbrechen. Wie wenig bedeuten in einem so innerlich gährenden Zeitalter die vereinzelten Umtriebe des Pietismus? Was will die Frivolität einiger ungeregelten und vorwitzigen Schriftsteller sagen? Selbst die politischen Unternehmungen einer aufgeregten Jugend waren bisher ebenso gefahrlos als zweckwidrig, wenn schon der Staatsweisheit die Pflicht verbleibt, die Ausbrüche solcher Verirrungen auf vernünftige Weise unmöglich zu machen. Wird aber nur durch innere Umwandlung und geistige Aussöhnung die glückliche Entwicklung jener Krisis, welcher die heutige Gesellschaft und die Menschheitsbildung entgegenschreitet, bewerkstelligt, so muß Deutschland, der Nerv Europäischer Innerlichkeit und Intelligenz und der strenge, züchtige Hüter alter Ehrbarkeit und Ordnung, der Führer und das Haupt dieser Weltkatastrophe werden. Die Aufgabe, diese Weltverwirrung zu bezwingen, ist im eigentlichen Sinne eine deutsche Aufgabe. Von Deutschland kann man erwarten, daß es die bezwingende Wahrheit mit scheuer und verschämter Hand aus der Tiefe ans Licht ziehen wird; von deutschen Geistern läßt sich ein hochherziger und besonnener Gebrauch hoffen, den

sie mit der von oben gewonnenen Kunde höherer Weltgestaltung machen werden. Die neuere deutsche Philosophie, welche vom Protestantismus ausgegangen und durch Spinoza ihren Anfang genommen hat, war der erste Proceß, den der Geist einer zukünftigen Weltordnung durchschritten hat, und auf der hier begründeten Unterlage, wie mit den Waffen und Instrumenten, welche er sich dort zu eigen gemacht hat, wird er sich bis zur gegliedertsten und offenbarsten Erscheinung durcharbeiten müssen. In diesen Studien hat der Deutsche gelernt, daß sich Alles nach sicheren und bestimmten Gesetzen fortbewege. Und wie er überzeugt wurde von der Würde der Menschenbestimmung, von der Tiefe des Menschengeistes, als wie unermeßlich er auch die Bahn des einzelnen Geistes erkannt hat, so rief ihn doch der tiefere Blick in Menschengeschick und Menschenlage von jeder überschwenglichen Hoffnung für die vielgestaltige Menschheit und ihren Fortschritt in Gesellschaft und Staat zurück. Wir wissen, daß es nicht bloß bürgerliche und politische Gährungen sind, welche jetzt unter der Oberfläche der äußeren Welt wühlen. Es ist die Unruhe, die unbefriedigte Stimmung, so zu der Gewohnheit des Daseyns und ihrer bisherigen Anschauungsweise das Vertrauen verloren hat. Die politische Neuerungssucht ist nur ein freilich von mancher Seite willkührlich abgeschiedener Theil dieser universellen Bewegung. Vielen freilich scheint sogar, als wenn dieser Theil unverträglich sey mit der gleich unaufhaltsamen Grundbewegung der Geisterwelt. In dieses Dilemma haben sich zwei entgegengesetzte Ansichten getheilt. Die Einen sagen: So lange Ihr nicht jene bürgerliche und politische Freiheit gegründet habt, welche Alle als ein Ziel und eine Nothwendigkeit erkennen, habt Ihr Euch mit allen andern Tendenzen der Vervollkommnung des Menschengeschlechts übereilt. Die politische Freiheit ist der Grundstein jedes andern Fortschritts, und mit

den Verſuchen, die Menſchheit im Großen und Ganzen weiter zu fördern, hemmt Ihr ſogar den Weg zum Fortſchritt, die politiſche Freiheit. Ueber dieß wird die Welt von der Ausbildung, die ihr von Euch zugedacht worden, wenig oder nichts erreichen. Die Geſchichte dreht ſich im ewigen Zirkellauf herum, und es bleibt dem Menſchen nicht nur das Recht, ſondern ſogar die Pflicht übrig, von der äußern Freiheit in jedem Augenblick, wo er es kann, Beſitz zu nehmen. Die Andern erwiedern: Wahre und vernünftige Freiheit läßt ſich nur auf der wohlgeſicherten Grundlage ächter, nach allen Seiten hin und unter allen Menſchen verbreiteter Bildung denken. So muß der Freiheit die Löſung aller Aufgaben des Geſchlechts, in Bezug auf Religion, Sitte, Denk- und Lebensweiſe vorangehen, und bis dahin der Staat ſich in einem mäßigen, ſicher geleiteten und die Civiliſation garantirenden Fortſchritt bewegen. Ohne dieſe Grundlage iſt die Freiheit, die Ihr ſo hoch rühmt, nur eine größere Barbarei. Ohnehin iſt mit ſolcher Form dem Menſchengeiſte, der auf Höheres gewieſen iſt, gar wenig gedient.

Man ſieht, daß der in dieſem Gegenſatz ausgeſprochene Inhalt zugleich das charakteriſche Merkmal und in milderen oder kräftigern Nuancen das Prinzip von zwei ſich entgegenſtehenden Glaubensbekenntniſſen und Weltgeſtaltungen abgibt. Beide wollen die Civiliſation; die Einen durch Ordnung, die Andern durch Freiheit. Von unſerem Standpunkte aus kann die Entſcheidung nur für Deutſchland und unſere nationalen Bedürfniſſe ausgeſprochen werden. Mag uns auch unſere Lage zwiſchen den verſchiedenſten Erſcheinungen der äußeren Civiliſation um uns her das Vorrecht zugeſtehen, in der Beſtimmung unſerer Nationalentwicklung ein allgemeines und höchſtes Geſetz der Civiliſation überhaupt zu erblicken. Die Wahrheit aber iſt, daß beide beizeichnenden Gegenſätze auf einen Standpunkt hinweiſen, der über ihnen beiden liegt.

Von der Freiheit des gesellschaftlichen Menschen im Staate, wie von der Bildungsfähigkeit der Gesammtheit hegen beide Parteien zu hohe oder zu niedrige Begriffe, und man wird, gestützt auf das Grundprinzip der Nationalentwicklung deutscher Lande überhaupt, sich mit der Ansicht beruhigen müssen, daß die Nation nur in so weit eine sichere Vermehrung ihres politischen Daseyns erlangen kann, als durch ihre Gesammtbildung und die Kraft volksthümlicher Ideen der Fortschritt vorbereitet seyn wird. Wirklich politische Consolidation wird der deutsche Charakter erst mit der Ueberwindung des allgemeinen Gährungsstoffes empfangen; nur ist damit nicht gesagt, daß bis dahin das politische Leben nicht auch in Deutschland seine Stadien zu durchschreiten habe. Es hängt sogar ein rein menschlicher und allseitiger Fortschritt von der periodisch nachziehenden und fortlaufenden Staatsentwicklung ab. So zieht der Theil das Ganze, und das Ganze wieder den Theil in seine nothwendige Bewegung hinüber. Das Volksbewußtseyn ist ein Ganzes und Allgemeines, und wenn der jetzige Weltlauf einen bestimmten Abschluß oder ein rundes Resultat menschlichen Glückes gewähren soll, so kann man nicht hoffen, daß die schwierigsten Fragen der Sitte, des Menschenumgangs oder gar der Religion, jener höchsten Ueberzeugungssumme, wie die Gottheit in der französischen Staatsumwälzung, urplötzlich in der öffentlichen Versammlung der Nation berathen und entschieden werden soll. Ein angemessenes Gleichmaß mit den sämmtlichen Bewegungen und Bedürfnissen der Nation, eine Ausgleichung der vorgeschrittenen Einsicht einer intelligenten Nation mit der in größerer Masse zurückbleibenden Vorurtheilen und Philistereien wird den Lauf jeder nationalen und vernünftigen Politik, vorzüglich aber der deutschen, bestimmen, und es muß die Aufgabe und das Schicksal eines deutschen Liberalismus seyn, zwischen Ordnung schaffender Autorität und politischer Freiheit hindurch

auf das Ziel eines glücklichen Nationalzuſtandes der Deutſchen hinzuſteuern. Er darf ſich ſo wenig von den Quellen höherer Nationalbildung und jeglichen Fortſchritts entfernen, als ſich gleichgültig oder gar feindſelig gegen die tiefere Umgeſtaltung und die Entpuppung des ganzen Geſchlechts in allen ſeinen Denk- und Lebensformen verhalten. Mit ſtrengem Feſthalten alter Sitte und Religioſität allein, ohne Blick und Sinn für die alldurchgreifende geiſtige und ſittliche Bewegung, ohne Sympathie mit den im tiefſten Grunde eigenthümlichen Intereſſen unſerer Nation kann ein unangemeſſener Freiheitseifer das Maß und die Richtung des öffentlichen Lebens in Deutſchland nur verkennen, und uns in eine künſtliche, von leidenſchaftlichen und frevelhaften Verſuchen erfüllte Aufregung hineinſchleudern, die Verwirrung gröſſer und den Weg unſerer Volksgeſchichte verſchlungener machen. Eine ſolche Stellung hat ſich die bisherige Oppoſition in Deutſchland gegeben. Sie wollte mit ihrem politiſchen Enthuſiasmus den Geiſt in die conſtitutionellen Paragraphen einer Verfaſſungsform einpferchen oder die Thatkraft in Proteſtationen gegen die Einmiſchungen des deutſchen Bundestags vergeudet wiſſen. Es laſſen ſich dieſe einſeitigen, particulären Mühen des deutſchen Liberalismus, Mühen, welche noch ohnehin faſt ganz und gar ihren Zweck verfehlen, wahrlich nicht für ſo entſcheidend und ausſchließlich wichtig erachten, um damit alle Intereſſen der Menſchheit oder unſerer Nation abzuthun. Dieſe Männer, welche jedem Bülletin des „National“ eine beinahe evangeliſche Bedeutung zuſchreiben, oder in Flugſchriften über den Werth und die Bedeutung des deutſchen Liberalismus ſich zwar von der unnatürlichen Nachäffung ausländiſcher Formen losſagen, aber weſentlich an denſelben Theorien und an demſelben Prinzipe der Oppoſition haften, verlangen nicht nur, daß, außer ihrer politiſchen Erſchütterung, alle andere Satzung treu und beharrlich feſt ge-

halten und die Unterſuchung über die möglichen Veränderungen, die auch auf andern Gebieten des Glaubens, Denkens und Lebens vorgenommen werden könnten, ſo lange ſuspendirt bleibe, bis es ihnen gelungen ſey, das deutſche Reich in Ordnung zu bringen, ſondern ſie drücken auch unumwunden ihre Verachtung der bisherigen deutſchen Wiſſenſchaft, ſo wie ihren Haß gegen alle Verſuche aus, hier oder auf irgend welchem intellectuellen Boden eine in das Leben eingreifende Bewegung zu veranlaſſen. Von dem Umſchwung des ganzen Lebens- und Gedankenkreiſes unſerer Zeit haben ſie keine Ahnung, und wenn in dieſen Regionen irgend ein Fürwitz oder eine Dummheit begangen wird, wie ſie in der Politik ſich bis zum Ekel wiederholen, da fallen, in loyalem Selbſtdünkel und mit einem durch und durch unſittlichen Verfolgungsgeiſt die intoleranten Anhänger der Freiheit ärger wie puritaner Pietismus oder die ſervile Politik der berliniſchen Wochenblattſchreiber über eine leichtſinnige Verwegenheit her. Es war natürlich, daß eine Oppoſition, welche ſich aus lauter Deutſchthümelei von dem wahren Charakter der Nation trennte und ſich in geiſtloſer, unſauberer Politik feſtſetzte, allen Credit bei der höheren Aufklärung unſeres Volkes einbüßte. Wahrlich! tiefere Fragen hat die deutſche Politik zu beantworten, als das in Phraſen ausgehöhlte Hirn des abgelebten Liberalismus nur aufgeſtellt hat. Nachdem man die Beziehung zum allgemeinen Geiſtesproceſſe aufgegeben hatte und zu einem bloß politiſchen Kamaſchendienſt herabgeſunken, bedachte man gar nicht, daß erſt mit dem Umſchwung des Geiſtes jene Staatsmänner und Geſetzgeber erſcheinen werden, deren Deutſchland ſo ſehr bedarf, wenn es nicht in ärmlichen Formen hinwelken ſoll.

Mit dieſem Programm ſchließe ich die Einleitung meiner deutſchen Studien. Ich beabſichtige für die Verſtändigung und Ausgleichung allgemeiner Intereſſen zu wirken, unbekümmert

um die Unversöhnlichkeit vereinzelter Parteiungen. Ich mußte in obigen Behauptungen manches verweg nehmen, was sich erst aus einer größeren Untersuchung vaterländischer Zustände ergeben wird. Denn es ist der Zweck dieser Arbeit, die Natur, Vorzüge und Eigenthümlichkeit deutscher Nationalzustände und Nationalforderungen bis auf den Punkt zu beleuchten, wo die Mängel derselben und die wahren Bedürfnisse der Deutschen sprechend und unverkennlich ins Auge fallen. Zunächst versuche ich eine Uebersicht unsrer öffentlichen Zustände. Das Eigenthümliche und Charakteristische herauszuheben, nicht aber eine Vollständigkeit in den Gegenständen zu erstreben, ist meine Aufgabe. In dieser Darstellung werde ich mir zuweilen einige Keckheit erlauben dürfen, da ich ernst und gewissenhaft zur Sache gehe und mich niemand zeihen wird, zur Aufregung für die Massen geschrieben zu haben. Wohin mich der Fortgang dieser Studien führt, will ich am Eingang nicht verrathen. Zunächst ist mein Weg ein positiver. Ohne dem deutschen Hausvater den Hof zu machen, was eine unwahre und noch dazu grobe Art ist, dem Volke sein Lob ins Gesicht zu werfen, werde ich zu begreifen streben, was die Nation bereits gewonnen hat, was ihren Charakter ausdruckt, daraus Folgerungen ziehen, und wo ich Anstoß nehme, es mir angelegen seyn lassen, den heutigen Zustand aus der Vergangenheit zu erklären. Ein Volk studieren heißt die ganze Geschichte und Erscheinung desselben als einen in der Entwicklung des Volksbewußtseyns nothwendigen Verlauf erkennen. Doch dem Irrthum entgeht man nicht, denn wie hoch man auch seinen Standpunkt zu nehmen sucht, immer bleibt man ein Glied in der Kette der Zeit und Niemand kann diese Fesseln von Wirren und Leidenschaften von sich abschütteln. Möge man darum wenigstens der Gesinnung, die hier spricht, und dem Streben Gerechtigkeit widerfahren lassen.

# Zweiter Abschnitt.

## Deutschland und seine Haupttheile.

Sobald ein Deutscher das jugendliche Auge auf die Umgebungen oder die Berichte von ihnen wirft, stellt sich ihm nichts mit so wunderbarem Zauber entgegen, als die sich beinahe ausschließende Mannigfaltigkeit, welche der Nation eigenthümlich ist. Er würde, wenn er ein Preuße ist, die Tyroler oder Niederrheiner kaum als seine Landsleute wieder erkennen, wenn sie nicht dieselbe oder eine ähnliche Sprache mit ihm redeten. Mit den Jahren wächst ihm die Einsicht und der Begriff seines Vaterlandes, hat er nicht durch Erziehung oder sonst überwiegende Einflüsse das Schicksal, sich nur als Oldenburger oder Lippe-Detmolder zu fühlen. Je mehr er die tiefere Verwandtschaft, den mehr als sprachlichen Zusammenhang der verschiedenen deutschen Länder und Völker versteht, je mehr Begabung er mitbringt, die Schätze, an denen auch seine Jugend genußreichen Theil nimmt, den Nahrungsstoff, den er einsaugt, zu lieben und sich in seine Nation hineinzuleben, desto tiefer wird ihn die Bedeutung so gegliederten Daseyns ergreifen. Und wenn ihm in späteren Jahren weitere Nationalbegriffe aus den Gränzen jenes Wohlgefallens vielleicht bis zu Traum und Chimären hinaustreiben, so kehrt er bei ruhigerer Ueberlegung bald zu der Anerkennung eigenthümlicher Stammbildungen seines Vaterlandes zurück und er muß, trotz der Niederlage seines provinziellen Patriotismus, zugestehen, daß der Würtemberger und

der Meklenburger, der Rheinländer und der Holsteiner eigenthümliche Vorzüge, Gewohnheiten und Ansprüche geltend zu machen hat. Auch das gebildetere Ausland fängt allmählig an, vernünftiger über unsere Gesammtzustände zu urtheilen. Den Engländer gewöhnt die Heimath und die eigne Geschichte leicht daran, den Werth der Mannigfaltigkeit auch an anderen Nationen zu schätzen. Freilich hätte er nicht reichen Gewinn aus unserer nationalen Vielheit und Gliederung gezogen, so würde er unbekümmert, wie er sich bis vor kurzer Zeit gegen andere Völker verhielt, schwerlich nur die geringste Notiz von uns genommen haben. Dem Franzosen fehlt dagegen der Sinn für solchen Reichthum. Die Geschichte raubte ihm die Gliederung seiner eigenen Nation. Er gewöhnte sich für alle Dinge allgemeine und unveränderliche Gesetze zu suchen, in welche er die Fülle des Daseyns hineinzwang. Bald war er eitel genug, an fremde Verhältnisse nur sein eigenes Maß zu legen, und so übermüthig Alles, was er greifen konnte, nach sich modeln und sich unterthan machen zu wollen. Je weniger ihm dieß auf die Länge gelang und je unglücklicher sein Genius in den Versuchen blieb, einen fremden Charakter zu verstehen, desto unbekannter verblieb er mit den Verhältnissen des Auslandes und er pflegte das, was er nicht fürchten mußte, zu verachten. Von Deutschland wußte der Franzose in der Regel fast nichts. Selbst Napoleon, dessen politischer Blick so überaus glücklich war, hat zwar die Gebrechen und Bedürfnisse, aus welchen er Nutzen zog, aber erst nach seinem Sturze die tiefere Natur unserer Nation verstanden. Nicht ahnete er ein tiefeingepflanztes Unabhängigkeitsgefühl und einen Sinn für die Gewöhnung des Lebens, wie sie ihm, fest am Kaiserhause hangend, im Jahre 1809 die Tyroler entgegensetzten. Noch weniger kam ihm der Gedanke ein, daß mehrere, zum Theil losgerissene Provinzen eines deutschen Staates innerlich so in ein ganzes und eini-

ges Volk zusammen gewachsen seyen, wie die preußische Monarchie, und daß die Kraft dieses geschlossenen Volksbewußtseyns eine furchtbare Macht und bald darauf der eigentliche Repräsentant des deutschen Nationalwillens werden würde. Durch bittere Erfahrungen und eigene Umwandlungen gelangte der französische Geist nach und nach zu größerer Aufnahmsfähigkeit. So bereichern in neuerer Zeit umfassendere Urtheile der Franzosen und Engländer, so wie die eigenen Selbstspiegelungen das Bewußtseyn unserer Nation, und es ist höchst achtungswerth, eine Uebereinstimmung fremder Anschauung mit der unsrigen wahrzunehmen. Es dürfte daher Interesse und Vortheil gewähren, in der Darstellung deutscher Zustände statt eigener Ansicht, zuweilen scharfsinnige Ausländer sprechen zu hören. Zugleich erlaubt dieser Gebrauch, über schwierige oder verfängliche Gegenstände, in welchen den Deutschen die Nähe, die Pietät oder die Gewalt des Augenblicks befangen macht, ein eigenes entschiedenes Urtheil zurückzuhalten, und ohne sich voreilige Entscheidung anzumaßen, die betreffenden Fragen und Ansichten wenigstens nicht zu verschweigen.

Die Mannigfaltigkeit Deutschlands ruht zunächst auf historischem Grunde. Die Nation zerfällt in eine große Anzahl größerer und kleinerer Staaten. Als Vereinigungspunkt dieser verschiedenen Nationalstücke dient der deutsche Bund, welcher, seit die französische Gewaltherrschaft abgeschüttelt worden ist, an die Stelle des unwiederbringlichen ehemaligen deutschen Reichs getreten ist. Durch die Auflösung des alten Reichs und durch die Abhängigkeit vom neuen französischen Kaiserthum haben die sämmtlichen Fürsten deutscher Lande und die Regierungen einiger freien Städte volle und souveraine Unabhängigkeit ihrer Herrschaft nach außen bekommen, so weit nicht die spätere politische Wiederherstellung unserer Nation ihre Macht einer gemeinsamen Schutz- und Rechts-

Verbindung untergeordnet hat. Daß die Natur dieſes Staatenbundes die Verſchiedenheit der einzelnen Nationalglieder nicht aufheben konnte, wird aus dem Weſen dieſer mannigfaltigen Staaten und des deutſchen Bundes offenbar.

So ſehr man auch gezwungen iſt, die geſchichtliche Nothwendigkeit dieſer Form des Nationaldaſeyns zu würdigen, ſo würde man doch bei dieſer bloß geſchichtlichen und ſtatiſtiſchen Betrachtung eines höheren Maßſtabs entbehren, wenn man nicht in einem tieferen und natürlichen Grunde ein erklärendes Prinzip ſolcher Theilung und Verſchiedenheit finden könnte. Und hier kommt den Deutſchen ſein Naturell auf eigenthümliche Art zu Hülfe. Gewöhnt, ſich für die empiriſche Mannigfaltigkeit des Daſeyns an der Einheit einer inneren und idealen Welt Erſatz zu ſuchen, bildet er ſich neben den anerkannt hiſtoriſchen Formen zugleich eine tiefere und ideelle Anſchauung der Dinge. Die Natur des deutſchen Volkes zeigt eine wirkliche Stammverſchiedenheit. Früheres Geſchick und der Verlauf der Geſchichte, natürliche Eigenheiten und Bildungsgrade bringen jedoch unter mehreren Stämmen ein gemeinſchaftliches Bewußtſeyn hervor, und was ſich hierdurch noch nicht an einander gekettet hat, das fügt der Gedanke nationalen Bedürfniſſes und wahrſcheinlicher National-Entwicklungen zuſammen. So bildet ſich neben dem reellen ein ideelles Daſeyn der Nation, welches, weit entfernt, willkührliche Phantaſien zu begünſtigen, recht eigentlich die Beſtimmung hat, durch klare und allgemein werdende Ueberzeugungen auf dem Boden der Idee allmählig die wirkliche Form nach ſich umzuwandeln. Auf dieſes Leben der Nation in der Idee führt Alles zurück, was von ihrer politiſchen und ſtaatlichen Zukunft zu erwarten iſt. Wenn man die wirkliche Exiſtenz nicht voreilig überſtürzt und die Idee zuvor im Reiche des Gedankens ſich in ihrer mit der Wirklichkeit durchwachſenen Fülle offenbaren läßt, ſo wird, was noch

mehr oder minder dunkel dem Einzelnen als Gedanke vorleuchtet, durch die Hand staatskluger Kräfte sich nothwendig verwirklichen. Die Idee ist dem Deutschen Hoffnung und Ersatz zugleich, und es besteht eine sichtbare Wechselwirkung dieser inneren und äußeren Welt. Aus innerer Anschauung holt der Deutsche den geistigen Maßstab für das, was ihm sonst zufällig erscheinen müßte. Die Idee erklärt ihm die Wirklichkeit und zeigt ihm den Weg, welchen die Geschichte und gegenwärtige Bedürfnisse der Zukunft unserer Nation vorschreiben.

In alten Zeiten gab es in Deutschland eine bestimmte Zahl von Stämmen. Im Lauf der Geschichte sind diese natürlichen Absonderungen mehrfach zersplittert und in einzelnen Theilen mit anderen Stämmen vereinigt worden. Zum Theil haben auch Völkerzüge und Vermischungen den Volksstämmen ihre Reinheit und Ursprünglichkeit genommen. In dem Zeitalter der Hohenstaufen schieden sich die oberdeutschen Völker in bestimmtere Hauptstämme ab, und Mehrere waren wieder durch Verwandtschaft, Cultur, Sitten und politische Lage enger aneinander gekettet. Besonders bildete Südwestdeutschland mit den drei Herzogthümern Schwaben, Franken und Burgund das Mark der Hohenstaufischen Herrschaft und den Kern des deutschen Reiches. Durch das Interregnum und die spätere Reichsgeschichte fiel diese Hauptmacht in immer wachsende und oft zufällige Splitterungen aus einander, bis sich zuletzt in der neuesten Nationalgestaltung die heutigen deutschen Staaten zwar mit mehr Annäherung an die natürliche und noch nicht untergegangene Stammgenossenschaft, aber wie es die verschiedenen Beweggründe und Interessen des Wiener Congresses geboten, mit möglichst engem Anschluß an die durch Geschichtslauf gegebenen und nach Erbschaftsrecht geordneten ehemaligen deutschen Reichsverhältnisse ergaben. Es wäre ganz unstatthaft, die politische Rechtmäßig-

keit unſeres Nationalzuſtandes zu unterſuchen. Diejenigen freilich, welche die Glieder der Nation nur als einen mit der Scholle verbundenen Beſitz großer Landeseigenthümer betrachten, werden keine Gelegenheit vorbeigehen laſſen, in ihren unnützen Künſten zu glänzen. Es gibt aber einen höheren Standpunkt für Würdigung eines National-Beſtandes, und ohne eine ſo niedrige Anſicht von den Beziehungen der Völker zu ihren erlauchten Häuptern zu theilen, würde es dennoch eine Aufgabe von geringer Anſtrengung ſeyn, dem jetzt Beſtehenden ſein Recht zu vindiciren. Dieß jedoch darf nicht geläugnet werden, daß eine Vereinigung und Conſolitation einzelner deutſcher Staaten zur alten und urſprünglichen Stammverbindung das natürliche Geſetz der Nationalbewegung iſt. Hierzu läßt ſich die geſammte neuere Geſchichte mit allen Friedensſchlüſſen und Gebietsveränderungen als Beweis anführen. Eine zweite, durch die Natur der Dinge gebotene Nothwendigkeit ſcheint die engere Verbindung mehrerer verwandter Volksſtämme unſerer Nation. Die öſtreichiſche Monarchie verdankt dieſem Hauptgeſetze deutſcher Politik ihre naturgemäße Größe. Seit Karl V. und dem weſtphäliſchen Frieden war Oeſtreichs Macht an die Erfüllung dieſer Aufgabe gebunden und es bildeten die Maximen des Fürſten Kaunitz, jener Politik, welche ſich im Gegenſatze der preuſſiſchen Erhebung erzeugte, bis auf den heutigen Tag die Grundlage öſtreichiſcher Staatsweisheit. Und wie ſehr beweiſt der noch junge preuſſiſche Staat, daß einzelne, unter ſich verwandte Stämme ganz unwiderſtehlich zur Verſchmelzung in einen großen Geſammtſtaat hinneigen. Was die andern deutſchen Staaten anbelangt, bleibt wenigſtens die Frage übrig, ob ſie in dieſer Einzelſtellung ihre naturgemäße Beſtimmung erkennen. Weit entfernt von einem gewaltſamen Einfluß auf die gegenwärtige Lage der Nation, übt jenes

ideelle und unsichtbare Deutschland eine unbestreitbare Herrschaft über die Besten des Volkes. Von dieser Idee Deutschlands, welche ich oben der Wirklichkeit entgegengesetzt habe, sind alle Veränderungen seit Auflösung des deutschen Reichs nur das natürliche Ergebniß gewesen. *Alles, was geschah, geschah in nothwendiger Folge, zwar unter zwingendem Drange des Augenblicks, aber immer im Einklang mit dem inneren Genius der Nation, welcher, so weit sein Wille klar und bestimmt geworden, auch seine Macht bekundete.* Wie wäre der von äußerer Gewalt hervorgerufene Rheinbund nur bis zu dem Grad erträglich gewesen, wenn nicht ein Funke Wahrheit ihm Zündstoff im Bewußtseyn der Nation geschaffen hätte! Was auch eine einseitige Geschichtsbetrachtung dagegen sprechen mag, das Resultat des Wiener Congresses ist für die deutsche Nation eine nothwendige Offenbarung dieser Idee gewesen. Derselbe Geist, welcher die Stimmung einzelner Menschen schafft, lenkt auch den Willen der Mächtigen, und gerade die größten Mächte können der Wahrheit am wenigsten weichen.

Die innere Stimme der Nation gibt nun in dem Verhältniß der einzelnen deutschen Staaten und Stämme ein Anziehungs- und Abstoßungs-Gefühl an, in dem die Hauptscheiden der gesammten Nation ausgesprochen sind. Aber der politische Magnetismus hat zugleich seinen geschichtlichen Grund. Das ideelle Deutschland kann nicht das geschichtlich gegebene, aber es muß das von der Geschichte vorgeschriebene Deutschland seyn. Seit der Reformation und dem westphälischen Frieden ist die Macht *Oestreichs* mit dem, was ihm während des dreißigjährigen Krieges zunächst zur Seite stand, von den übrigen, entweder protestantischen oder vom Protestantismus überwachten Völkern abgeschieden und als ein besonderer Haupttheil der deutschen Nation zu jeder Zeit betrachtet wor-

den. Zunächst war das übrige Deutschland eine zusammengehäufte Masse, deren Einheit oder Unterschied in Natur und Interessen von dem augsburgischen Glaubensbekenntnisse und dem Corpus Evangelicorum auf den Reichstagen nicht hinlänglich bezeichnet war. Nur ein Gegensatz gegen das östreichische Interesse hatte sich fest gestellt und das Churhaus Sachsen, welches bisher an der Spitze dieser negativen Interessen gestanden hatte, nahm sogar eine seinem bisherigen Charakter widersprechende Politik an, die gemeinschaftlichen Interessen dem chaotischen Reichskörper überlassend. Schwaben, Franken und die Rheinlande gehörten, trotz ihrer gemischten Religionsgestalt, wegen der Obermacht der Reichsstädte und der weltlichen Fürsten nicht weniger dem protestantischen Reichstheile an, als fast das ganze nördliche Deutschland. Plötzlich erhob sich die Macht Preußens im Norden. Friedrich der Große setzte der noch immer bestehenden Obermacht Oestreichs eine neue politische Autorität entgegen und kettete das von Sachsen verlassene Interesse der protestantischen Staaten an sein Volk und an seine Krone. Fast das ganze nördliche Deutschland sah in der jungen Monarchie den wahren Vereinigungspunkt, welchen die Schwäche der Reichsverfassung sonst nirgends darbot. Selbst bis nach Franken hatte der preußische Adler seine Verpesten gerückt. Die protestantischen Staaten Süddeutschlands, vorzüglich Schwabens, mußten gegen die verderbösterreichische Macht und Vergrößerungspläne einen Schutz in der Macht des Nordens erblicken. So bildete sich eine positive und politische an norddeutsche Präponderanz gelehnte, antiöstreichische Scheidung. Auch der Reichsstadt Frankfurt, der alten Krönungsstadt, sah mit Lust und Begierde auf den jungen protestantischen Helden, wie uns das Leben des Dichters berichtet hat. Es war bedeutungsvoll, daß das seit der Reformation verkümmerte politische Daseyn un-

ſers Vaterlandes mit der Erhebung Preußens und im Schooße des proteſtantiſchen Deutſchlands ſeinen erſten Aufſchwung nehmen ſollte. Doch war in dieſer proteſtantiſchen Verkettung nur ein Gegenſatz gegen das römiſch-öſtreichiſche Intereſſe begründet; wahrhaft poſitive Entwicklung lag noch nicht in ihr; ſelbſt die preußiſche Monarchie, welche für die andern einen entſchiedenen Charakter angenommen hatte, konnte ſich mit ſo unterſchiedenen Gewichten, die es mit ſich fort zog, nicht leicht genug bewegen. Hätte Preußen, wie es ſcheinen konnte, wirklich eine Oberherrlichkeit über das ganze nicht katholiſche Deutſchland beſeſſen, ſo wäre die Rolle, welche es am Anfange des Revolutionskrieges ſpielen mußte, eine ganz andere geworden. — Es ergab ſich immer offenbarer, daß die Vereinigung verſchiedener Elemente nur zur Sicherung gegen Oeſtreich gedient hatte und daß, ſo bald der bedrohliche Einfluß und die Macht des Kaiſerhauſes geſchwächt worden, die ſüdlichen Staaten ſich faſt mit gröſſerer Abneigung von der Macht des Nordens wandten. Es ſcheint, als wenn die Monarchie Friedrichs des Großen ſich bewußt geweſen wäre, ſich erſt allein entfalten, den eigenen Charakter ausprägen und ihre Macht im Norden begründen zu müſſen. Der Baſeler Frieden und die preußiſche Demarcationslinie ſchloſſen ſogar auf eine unerfreuliche, aber nothwendige Weiſe die Intereſſen des Nordens unter preußiſchem Schutz von den ſich ſelbſt und Oeſtreich überlaſſenen ſüdlichen Staaten des deutſchen Reiches ab, ſo daß bis auf den heutigen Tag eine Trennung des ſüdlichen und des nördlichen Deutſchlands verblieben iſt. Anfangs durch äußere Hemmungen von eigener Entwicklung abgehalten und ihrer Vertheidigung wegen an Oeſtreich gekettet, vermochten die kleinen Staaten des ſüdweſtlichen Deutſchlands, welche man, einem alten Begriffe nach, ein für allemal „das Reich“ nennen konnte, ihren eigenen Charakter noch

nicht zu entwickeln. Kurze Zeit darauf brachte sie Napoleon dazu. Der Rheinbund war seinem Kerne nach aus südwestlichen Ländern zusammengesetzt. So wurde mit der Auflösung des Reiches das ganze westliche Deutschland, sowohl vom östreichischen als vom preußischen Einflusse befreit und, wenn auch abhängig von Frankreich, an seine eigene Entwicklung gewiesen. Selbst nach dem verhängnißvollen Unglück Preußens im Jahre 1806 blieb diese Macht vom Rheinbund ausgeschlossen. Die eigenthümliche Begeisterung, welche in dem Befreiungskriege das preußische Volk ohne Widerrede zum Führer der gemeinschaftlichen deutschen Sache machte, erweckte bei den übrigen, besonders südlichen Stammgenossen, oft nicht weniger Mißgunst als Bewunderung. Kein Wunder, wenn man auf dem Wiener Congreß, welcher die vaterländischen Angelegenheiten in Ordnung bringen sollte, Oestreich, nicht wegen seines alten Kaiserglanzes allein, an der Spitze der deutschen Verhältnisse sah. Wie widersprechend auch die einzelnen Interessen waren, welche die Staatsklugheit hier einigen sollte, aus den Resultaten trat klar hervor, daß trotz der äußeren Bundesvereinigung selbstständige und getheilte Interessen im Bunde vorhanden seyen — Interessen nicht bloß der Fürstenhäuser, sondern auch der Völker. Die Periode des deutschen Bundes gibt dafür genügend Beweise. Nicht nur behaupteten Oestreich und Preußen die Stellung, die sie einmal eingenommen, sondern auch der Theil, welchem seit der Blüthe des Mittelalters freie und unabhängige Entwicklung gefehlt hatte, nahm in dem wiedererwachten Sinn für bürgerliche und politische Freiheit und für constitutionelle Staatsformen seinen eigenthümlichen Lauf.

So hat sich, wenigstens in der Idee, ein dreifaltiges Vaterland emporgehoben: erstens die alte Macht Oestreichs; zweitens der ganze deutsche Norden, welcher, zwar nicht

unterschiedslos, im Grunde doch nur in Preußen seinen einigen und alleinigen Schwerpunkt hat; endlich das eigentliche Reich, welches die am frühsten entwickelten deutschen Lande umschließt und zur Zeit des Mittelalters unter den Hohenstaufen in bürgerlicher, geistiger und sittlicher Beziehung der durchgebildetste Theil der Nation und die politisch herrschende Macht Deutschlands und in Europa war. Die frühere Geschichte Deutschlands hat in diesen Landen ihren Boden, und auch die ersten Phasen moderner Cultur und bürgerlicher Freiheit sind hier in der Anzahl freier Reichsstädte, in den Verfassungen einzelner weltlicher Staaten und endlich in der sich durch diese Lande hindurchziehenden Aufregung zur Zeit des Bauernkrieges zuerst ans Licht getreten. Die Reformation, durch welche der Norden sein Gepräge empfing, konnte hier nicht vollständig durchdringen. Die hohenstaufische Herrlichkeit war zu Grunde gegangen und ein Raub vieler unabhängigen Dynasten und kleiner Herren geworden, und doch wollte man diese Ueberbleibsel alter Geschichte und diese Umfänge neuer Cultur nicht mit einer Unterwerfung unter Oestreich vertauschen. Dem Norden fühlte man sich in seiner jetzigen Lage noch mehr entfremdet. So konnten diese Stämme der Nation sich erst dann aus ihrer gemischten und unentschiedenen Existenz erheben, als ihnen die eigene größere Consolidation unter Napoleon und im Rheinbunde ein Gegengewicht gegen das übrige Deutschland, ferner die Bundesacte einen Spielraum zu eigenthümlicher Bewegung, endlich der europäische Friede den günstigen Moment gewährte, sich in eigenthümlichen Charakterzügen auszusprechen. Der politische Geist, welcher mit dem Sturz der schwäbischen Kaiser, der Sinn für bürgerliche Rechte, welcher nach der Unterdrückung des Bauernaufruhrs nur in einzelnen Distrikten und bei der allgemeinen Versunkenheit des öffentlichen Lebens in Deutschland während der Reformationsjahrhunderte nur küm-

merlich ſich erhalten hatte, wachte unter günſtigeren Umſtänden zur Freude wie zum Schreck des übrigen Deutſchlands wieder auf. Ohne daß man wünſchen mag, daß die Dreifaltigkeit des ideellen Deutſchland wirklich werde, kann man doch die charakteriſtiſche Unterſchiedenheit, welche von der Erfahrung und Geſchichte gegeben iſt und im Reiche des Gedankens ihren Sitz genommen hat, nirgends entbehren, wenn man einen Maßſtab und ein mehr als faktiſches Sonderungsprinzip bei Betrachtung der gegenwärtigen Lage Deutſchlands zur Hand haben will. Die Idee Deutſchlands kann ſich nicht verwirklichen, ehe ſie ihren inneren Umfang beſchrieben hat. Bevor aber die Kraft und der Zuſtand unſerer Wirklichkeit nicht dahin gelangt iſt, der Idee ſelbſt Stoff, Nahrung und Impuls zur eigenen Vollendung zu geben, wird jene ſelbſt nie zur Wahrheit und noch weniger zur Wirklichkeit kommen. Die Idee iſt kein auf theoretiſchem Wege entworfener Plan, welcher der unendlichen Mannigfaltigkeit menſchlicher Ereigniſſe zuvorkommen will. Sie iſt nur der Gedanke, welcher ſich, wie der Geiſt am Körper, erſt auf dem Boden der Wirklichkeit und der Geſchichte ſeines Inhalts bemächtigt; ſie iſt die Pflanze, welche erſt die irdiſche und überirdiſche Umgebung zur Entfaltung und zur Blüthe bringt. Doch der Gedanke iſt auch mehr als Pflanze, und ehe er ſeinen innern Umkreis beſchloſſen hat, wirkt ſeine Macht auf die Welt zurück, herrſcht er über jede Bewegung und weder ein Begriff noch ein Prinzip der Forſchung läßt ſich ohne die leuchtende Kraft dieſes unausgewachſenen Gedankens faſſen, welcher, wie Homonculus im Glaſe den ſtrebenden Fauſtus ſo lange begleitet, bis er eine glänzendere Wirklichkeit gefunden, in welche das Glas ſeinen ganzen Inhalt ausſtrömen kann. Mit der Idee dieſes dreifachen Deutſchlands treten wir der Wirklichkeit gegenüber.

# Dritter Abschnitt.

## Oestreich und die Interessen des Kaiserstaats.

Oestreich fordert zuerst zur Betrachtung auf. Seine Stellung im Bunde, die Erinnerung an die Kaiserwürde und das größte Alter der politischen Macht dieses Staates unter den Deutschen räumen dieser Monarchie in der gegenwärtigen Zusammensetzung des Reiches noch immer den ersten Rang ein. Kein anderer Staat hat eine gleich große Macht innerhalb wie außerhalb des Bundes zugleich wie dieser. Auch ist diese Monarchie der wahre Ueberrest des alten Reiches, und hat doch durch die Umwandlung seiner Kaiserkrone nachhaltige Verjüngung erlebt. Um eine deutsche Provinz gruppiren sich die Repräsentanten jener Völker, welche einst der römischen Kaiserkrone huldigten. Nur gegen Osten hin erweitert sich die Macht Oestreichs, wie schon in den deutschen Reichszeiten die Herrschaft des Hauses Habsburg, über die Krone Ungarns ein vom Reiche unabhängiges Besitzthum andeutete. Während im übrigen Deutschland der Geist einer neuen Zeit sich auf den Monumenten der alten Verfassung und Reichsgeschichte erhoben hat, erweiterte Oestreich den schon von Karl V. begründeten und aus einem Theile des alten Reiches bestehenden Hausbesitz seiner Dynastie und ohne den Weg zu verlassen, welchen es nach gebrochener Obermacht im deutschen Reiche einschlagen mußte, kam es gerade durch entschiedenere Isolirung von den eigentlichen Reichsinteressen zu dem wahren Charakter seiner Macht.

Jetzt erscheint es als eine unter der Hegemonie eines einzelnen deutschen Stammes aneinandergefügte und consolidirte Verbindung mehrerer umliegender deutscher Stämme mit den nächsten östlichen und südlichen Nationen Europas zu einer europäischen Macht, welche ihre Stellung im deutschen Staatenbunde nicht aufgegeben und dennoch für seine deutschen und nichtdeutschen Provinzen eine eigenthümliche Richtung und ein eigenes System der Politik erwählt hat.

Seit die Beherrscher der östreichischen Erblande auf Kosten der alten Reichsverfassung ihre Hausmacht zu vergrößern strebten, war der Untergang des deutschen Reiches nicht mehr zurückzuhalten, denn der Schwerpunkt in demselben ward einem vereinzelten Interesse zum Raub. Schon Maximilian I. vermochte kaum die von übermüthigen Rittern und Fürsten gestörte Ordnung des Reiches wiederherzustellen und die äußerliche Einheit zu erhalten. Die Reformation warf den entscheidenden Zankapfel in's Reich, und seitdem mußte Oestreich mit wenigen Bischöfen und katholischen Dynastien eine besondere Stellung zu behaupten suchen. Karl V. war der Wendepunkt für den Zustand des Reiches und der östreichischen Monarchie. In seiner Person stellte sich noch einmal die Fülle der Kraft eines römischen Kaisers dar, und wie ein reicher Blüthenbaum stand die Macht des deutschen Reiches da, während der Wurm oder besser der junge Schößling, welcher sich neben dem alten Stamm erhob, schon an der Wurzel des Baumes nagte. Im Jahre 1530 schrieb Luther in der Widmung einer Uebersetzung des Propheten Daniel an den Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen: „Es ist Alles aus und erfüllet; das römische Reich ist am Ende, der Türk auf's Höchste kommen, die Pracht des Papstthums fällt dahin und es knackt die Welt an allen Enden, fast als wolle sie schier brechen und fallen. Denn daß jetzt dasselbige römische Reich unter unserem Kaiser Carolo

ein wenig aufſteigt und mächtiger wird, denn es lange Zeit her geweſen iſt, dünkt mich, es ſey das letzte, und für Gott eben ein ſolches Ding, als wenn ein Licht oder Strohhalm ausgebrannt jetzt verlöſchen will, ſo gibt's eine Flamme von ſich, als wollt's allererſt recht anbrennen und eben mit demſelbigen geht's aus." (S. Hellwings Geſchichte des preußiſchen Staates.)

Derſelbe Karl gründete aber zugleich die bleibende Eigenmacht Oeſtreichs. Der weſtphäliſche Frieden und die Erhebung des preußiſchen Staats befeſtigten nur die Hausmacht der Habsburger. Friedrich dem Großen gegenüber entwickelte der Fürſt Kaunitz die bleibenden Grundmaximen öſtreichiſcher Staatspolitik. Aus den zerfallenen römiſch-deutſchen Reichsmaſſen hatte Oeſtreich ſich ſo viel zu erhalten und anzueignen gewußt, von den anliegenden nichtdeutſchen Völkerſchaften zog es ſo viel in ſeinen Staatencyklus hinein; trotz ſeiner wachſenden Niederlagen in Deutſchland wußte Oeſtreichs Staatsklugheit aus dem Zerfall des Reiches, aus der Entkräftung der Türken, aus der Schwäche der Bourbone, beſonders in Italien, überall ſo ſicheren Gewinn zu ziehen, daß die Verminderung des oberherrlichen Glanzes in Deutſchland der Grund einer neuen Macht und des neuen Europäiſchen Staatenſyſtems wurde. In ſolcher Lage befand ſich Oeſtreich, als die Revolution und die franzöſiſche Herrſchaft die abgeſtorbenen Formen des deutſchen Reichs begrub. Bis dahin hatte das Haus Oeſtreich noch immer geglaubt, die ſämmtlichen ſüddeutſchen Lande an ſich bringen zu können; noch immer hatte es ſeine Vorpoſten weit nach Weſten hinausgeſchoben. Es hütete die Reſte des ehemaligen burgundiſchen Reiches, die öſtreichiſchen Niederlande, und widmete die allergrößte Sorgfalt ſeinen ſogenannten vorderöſtreichiſchen Beſitzthümern in Oberſchwaben und am Rheine, wie ſeinem Einfluſſe auf die geiſtlichen Lande und auf den deutſchen Ritterorden, um zur gelegenen Zeit von

da aus den Beſitz des ſüdlichen Deutſchlands und zuletzt der ihm und dem deutſchen Reiche ſeit dem weſtphäliſchen Frieden abgenommenen und an Frankreich gekommenen Beſitzungen, Elſaß und Lothringen, zu ergreifen. Nun mußten die Niederlagen dieſer Monarchie am Anfange des jetzigen Jahrhunderts, ferner die Auflöſung des Reiches und die Stiftung des Rheinbundes Oeſtreich von ſo weit ausſehenden Plänen abwenden. Jetzt dachte es nur daran, den Kern ſeiner Macht im öſtlichen Europa zu erhalten und reſignirte auf die deutſche Kaiſerwürde, indem es ſich als eigenes Kaiſerthum conſtituirte. Im übrigen Deutſchland ward der ganze Boden des Reiches von einem neuen Geiſte durchwühlt, Oeſtreich, in ausgeſprochener Vereinzelung, ſchritt auch in ſeiner alten Form weiter und gab ungebeugt von dem Druck der Zeiten niemals ſeinen Willen auf, zwar nicht die alte Ordnung der Dinge wiederherzuſtellen, aber der Ausbreitung der neuen jeden denkbaren Widerſtand zu leiſten und ſo ſeinen Einfluß auf das deutſche Reich und die europäiſchen Zuſtände zu bewahren. Man weiß, wie kräftig und arrondirt Oeſtreich aus dem Kampfe gegen Frankreich hervorging und wie es, wohl bewußt von der in den Geiſt der Zeit eingegangenen Bewegung des übrigen Deutſchlands getrennt zu ſeyn und das Uebergewicht Preußens nicht verdrängen zu können, dennoch ſeinen Einfluß und ſeine Stellung in der neuen Staatenordnung Deutſchlands nicht nur nicht aufgab, ſondern von Neuem befeſtigte und der Form nach ſich ſogar an die Spitze deutſcher Angelegenheiten ſtellte. Was ſich auch darnach ereignete, nie hat Oeſtreich die Mühe geſcheut, die Prinzipien, auf welche ſeine eigene Macht gebaut iſt, auch im deutſchen Bunde gelten zu laſſen, und ſich nebſt Preußen als einflußreichſtes Glied in demſelben zu behaupten. So iſt es eine abgeſonderte Macht und zugleich in Ueberlieferungen und in ſeiner Politik die eigentliche Ruine des römiſchen Reichs dar-

ſtellend für ſeine deutſchen Staaten mitten im Bunde ſtehen geblieben, was vor Allem den Anlaß gibt, daß das geſammte Deutſchland von entgegengeſetzten Kräften hin und her gezogen wird.

In der Einleitung zu dieſer Schrift iſt ein neueres Prinzip der öffentlichen Ordnung als die Richtung und das Geſetz aller Civiliſation angenommen worden. Was ſonſt als feſtſtehende Ordnung des Staatslebens von dem Prinzip der Autorität beherrſcht und objectiv geſtaltet war, wurde von der neueren Staatsbewegung und ihrem Prinzip gebrochen, wodurch in mehreren und zwar den unläugbar civiliſirteſten Staaten Europas ein neuer geſellſchaftlicher Zuſtand entweder ſchon begründet worden oder auf dem Wege iſt, ſich zu geſtalten. Dieſes Prinzip iſt, wie ſchon vorweggenommen wurde, die Erhebung der Einzelnen in das Allgemeine. In der älteren Politik war das Allgemeine nur die Autorität, welche dem Einzelnen Bahn und Stellung anwies. Jetzt erſcheint das Allgemeine nur als Summe aller Kräfte, indem Jeder nach Art und Maß ſeiner Talente und ſeines Berufes verpflichtet iſt, ſich in dem Ganzen zu fühlen, es in ſich aufzunehmen und zu verſtehen, ſo wie berufen, dafür mitzuwirken und es zu erſchaffen. Während die alte Ordnung jedem Staatsbürger nur die Aufgabe ſetzt, ſich in der Stellung, die ihm angewieſen iſt, zu bethätigen, ſprechen in der neuen Weltanſicht alle Einzelnen das Recht an, auf irgend beſtimmte Art den Gang der Autorität zu prüfen und an der Errichtung wie an der Ausübung des Geſetzes rechtskräftigen und organiſchen Antheil zu nehmen. Auch für Deutſchland wurde die Nothwendigkeit dieſes Prinzips anerkannt. Der Geiſt dieſer neuen Weltanſchauung hat auch in unſerem Volke Grund und Boden gewonnen. Zwar wurde zugleich eingeräumt, daß der Charakter unſerer Nation ſich auf eigenthümliche Weiſe und nur nach und nach dieſem Prinzipe

assimiliren könne. Der Einfluß, welchen es übt, erscheint zunächst noch als theoretischer, als ein Element, welches sowohl mit der Eigenthümlichkeit des deutschen Wesens als mit den Resten ehemaliger politischer Grundansichten ringt. Wir streben nicht dahin, über Nacht eine äußerliche Form und ein aufgedrungenes Gesetz an die Stelle der nothwendigen, von der Idee beherrschten Entwicklung zu setzen. Doch das Prinzip macht sich wenigstens im Bewußtseyn geltend. Es klärt den politischen Ideenkreis und äußert seine erfindende und constituirende Gewalt in den Organisationen unserer staatsbürgerlichen und nationalen Existenz. So nimmt ein neuer Geist des politischen Lebens zunächst in dem Sinn und Streben der Nation und später in der bestehenden Ordnung Platz. Selbst wo in Deutschland von den politischen Neuerungen nichts Wesentliches eingedrungen ist, hat man doch in der Idee anerkannt, was man in der Praxis noch verweigert. Heilsam scheint es, daß die Nation nicht ohne vollständige geistig nationale Grundlage vorschnell der bloßen Form neuer Staatsgestaltung zueilt. Was wäre dieß auch, als eine schrankenlose Berechtigung des Einzelnen, bei welcher mit der jählings einstürzenden Autorität nicht bloß das alte Herkommen, sondern auch die Eigenthümlichkeiten und Anlagen, welche die Nation in die neue Zeit hinüber nehmen soll, abgebrochen werden. Der Grundstoff jeder Nation vermag sich der bildenden Gewalt geschichtlicher Umwandlungen hinzugeben, ohne die ursprüngliche Eigenheit und Richtung einzubüßen, welche im Gegentheil erst an's Tageslicht tritt, wenn nicht das gestaltende Prinzip, anstatt aus dem Stoff heraus, gewaltsam von außen und mit formeller Allgemeinheit auf denselben hineinwirkt.

So lange auch der Nationalstoff der Deutschen innerlich der Bewegung verarbeiten muß, um die Schwankungen des eigenen Bewußtseyns glücklich zu beseitigen und den sichern

und nachhaltigen Einfluß des modernen Prinzips zu erfahren, so bleibt doch selbiges Prinzip inzwischen anerkannt. Es ist in politischer Beziehung unser nächstes Ziel. Schon jetzt ist der Einfluß unabweisbar und macht sich selbst, wo ihm nicht gesetzlich bestimmte Formen als Organ dienen, durch die allgemeine Ueberzeugung der Nation geltend. Dieses Staatsprinzip ist nur im Widerspruch gegen die Autorität als unvermittelte Gewalt demokratischer Natur, nicht Demokratie. Das Recht aller Einzelnen und das Uebergewicht jedes Talentes liegt darin ausgesprochen. Alle Institutionen, welche das Mittelalter und die nachfolgende Regierungszeit zu ihrer Selbsterhaltung mit sich führten, haben ihren Zweck verloren; z. B. der unbegrenzte Einfluß der Kirche, die den Thron und die Autorität schützende Aristokratie in ihrer feudalen oder bloß modern dynastischen Natur und was damit zusammenhängt. Der Geist vernünftiger Politik unserer Zeit fordert keineswegs die Aufhebung jedes kirchlichen Einflusses oder aller persönlichen Bevorzugungen, wohl aber, daß solche auf einem bleibenden und realen Grunde natürlichen Einflusses fußen, daß solche bevorzugte Corporationen nicht mehr nominellen Vorzug besitzen, als sie reellen Einfluß und lebendige politische Thätigkeit auszuüben befähigt und berufen sind; endlich daß durch diese aristokratischen Elemente die Mitwirkung und Bethätigung aller Einzelnen nicht aufgehoben, sondern begrenzt werde. Wahr ist es, daß der Thron und die Autorität nicht mehr auf eigener gebieterischer Kraft noch auf der Zuneigung weniger von ihr begünstigter Classen, sondern auf der breiten Basis der Intelligenz und des Willens einer Nation ruhen. Der Adel und die Kirche können nicht mehr der Wall seyn, hinter welchen sich die Autorität verschanzt hat, sondern wo ein Vorzug überlassen wird, da verdankt er der Natur der Dinge und einer vermittelnden Politik sein Daseyn und hat die Bestimmung, über dem

blinden und bloß numerischen Willen der Gesammtheit das Vorrecht des Geistes und die vernünftige Wahrheit, wenn auch nur symbolisch zu repräsentiren.

Ganz anders stellt sich die Lage derjenigen Staaten dar, welche durch den Stand der Civilisation und der Cultur ihrer Völker noch an die Aufrechthaltung der alten Ordnung und der Autorität gewiesen werden. Zu diesen Staaten gehört die östreichische Monarchie, obwohl sie zum deutschen Bunde gehört. In diesen Staaten ist das Prinzip constitutioneller Politik nie als Volksbedürfniß erschienen, noch von der Staatsregierung anerkannt worden. Zwar hat Ungarn seine besonderen Rechte behalten, aber diese Rechte sind nur der Vorzug, welchen von Alters her die Aristokratie des Landes genoß und zu welchem nur unbedeutende Elemente des gesammten ungarischen Volks zugelassen worden sind. In Tyrol hat Oestreich nach dem Wiener Congreß die alte landständische Verfassung wieder erneuert, aber diese Verfassung knüpft nur die Bewilligung außerordentlicher Landessteuern und die Aufbringung derselben an die Genehmigung der Stände, eine Einrichtung, welche lange, bevor das constitutionelle Prinzip in's allgemeine Bewußtseyn drang, seit den ältesten Zeiten und in den meisten Landen des ehemaligen deutschen Reichs vorhanden war. Ueberhaupt können die Verfassungen einzelner, mit der Krone Oestreich verbundener Völker und Stämme, nur als ein Vertrag gelten, welchen das Haus Oestreich bei Uebernahme der Landeshoheit zum Schutz alten Herkommens, nationaler Einrichtungen und aristokratischer Rechte eingegangen ist. Fürwahr, die östreichische Monarchie lebt noch in jenem Stande allgemeiner Denkart und öffentlicher Verhältnisse, welchen die Bewegung Europa's seit den letzten fünfzig Jahren fast überall vorfand, und während im übrigen Deutschland die Grundrichtung neuer Politik Anerkennung gefunden, stellt sich Oestreich mit seinen Ansichten,

seiner Lebensart, seiner Wissenschaft, seinen Einrichtungen und seiner Politik diesem neuen Staatsprinzipe und den Anhängern desselben unabläßig entgegen. Damit berührt man den innersten Kern östreichischer Staatspolitik, welche den Protestantismus so lange bekämpft hat, als es möglich war, welche die neue Reichsmacht im Norden unermüdet im Schach hält, welche zuerst gegen die Revolution und gegen die französische Republik in die Schranken trat, welche sogar, als sie dem französischen Kaiser eine Tochter des Hauses überlassen, nicht ruhte, bis die legitime Ordnung, so weit es die Verhältnisse gestatteten, wieder hergestellt war, und welche sich bis auf den heutigen Tag gegen das neuere Staatsprinzip, nicht bloß in der radicalen Form und rücksichtslosen Uebereilung französischen Volksgeistes, sondern auch in der Erscheinung eines sich mit Nothwendigkeit aus dem Grundstoffe der Nationalität gestaltenden Fortschrittes, in unversöhnlichen Widerspruch gestellt hat. Es fragt sich nicht, ob Oestreich im Stande sey, der Strömung unserer Zeit in dem Bereiche seiner eigenen Herrschaft umfassendere Zugeständnisse zu machen. Den Unterschied des östreichischen Völker- und Staatenvereins von dem Staatenkreise, den es von demokratischer Bewegung zurückzuhalten strebt, ist ein zweifacher. Einmal sind die sämmtlichen, zu Oestreich gehörenden Völker und Volksstämme noch auf dem Stadium des Naturlebens begriffen, und die Herrschaft des Gedankens hat sie noch nicht zu dem Selbstbewußtseyn ihres Vermögens geführt. Was der Natur angehört, ist auch einer äußeren Autorität unterthänig, und wo sollte man in dem mittleren Europa überbliebene Naturvölker anerkennen, wenn nicht in dem Staaten-Cyklus der östreichischen Monarchie, wo theils die Grundfeste von Europa, das weithinziehende Alpenland, den Sinn der Bewohner befängt, oder östliche slavische und sonst in roherer Civilisation stehende Nationen

die kräftige Hand einer civiliſirenden Gewalt verlangen, oder eine abgeſtorbene Cultur aus ihrem Schlummer erweckt und zur Ordnung und Thätigkeit gegenwärtigen Weltgetriebes zurückgerufen werden ſoll. Ferner hat dieſer Staat zugleich die Aufgabe zu löſen, einen ganzen Kreis von Völkern der europäiſchen Cultur und Civiliſation durch vereinigte Kraft zuzuführen, wozu es der umſichtigſten und von den trüben Wirren der Zeit ungeſtörteſten Muße bedürfen mag. So erſcheint Oeſtreichs Politik im Innern nothwendig und vor jeder Zumuthung gerechtfertigt.

Anders zeigt ſich der Einfluß dieſer Politik nach Außen, gegen die deutſchen Staaten und gegen die der Bewegung zugefallenen Nationen des weſtlichen Europa. So wie es die Aufgabe der Monarchie ſeyn muß, in dem Bereiche ihrer Gewalt die unvertheilte Macht der Autorität aufrecht zu erhalten, ſo wird dieſelbe Politik auch den Einfluß von außen einwirkender Bewegungen beſchränken müſſen. Auf dieſem Wege iſt man jedoch ſo weit gegangen, jenes Prinzip der Bewegung als eine feindliche Macht überall zu bekämpfen und für ganz Europa das Grundgeſetz alter Ordnung als den alleinigen Schutz des Throns, ſtaatlicher Ordnung und Civiliſation aufzuſtellen. Wie Oeſtreich einſt den Proteſtantismus zurückwies und in möglichſt engen Gränzen hielt, ſo hat es ſich ſeit Anfang der franzöſiſchen Revolution der Verbreitung moderner Staatsgrundſätze mit allen ſeinen Kräften widerſetzt. Dieſe Politik iſt die Grundlage öſtreichiſcher Staatsordnung und der Grund des Einfluſſes dieſes Reichs auf das ganze europäiſche Staatsleben. Hier iſt der Punkt, wo das Ausland die alten öſtreichiſchen Staatsmaximen über ihre Gränzen getrieben hat, ohne daß durch dieſe Erweiterung die Erhaltung und Vergrößerung öſtreichiſcher Hausmacht aufgegeben worden wäre. Es hat dieſe Politik, welche früher nur auf die Erhaltung des europäiſchen Gleichgewichts ge-

richtet war, sich zugleich mit einem Prinzipe bekleidet, oder wenigstens die Bedingung ihrer eigenen herkömmlichen Existenz zu einem Gegenprinzip erhoben. Dies ist das Werk jenes ausgezeichneten Staatsmannes, welcher schon seit mehreren Jahrzehenden und in den wichtigsten Erschütterungen der letzt vergangenen Zeit die Fäden der östreichischen Monarchie und der alten europäischen Staatsordnung zusammengehalten hat.

Metternich's Politik bekennt sich laut als System der Stabilität. In einem Zeitalter so schrankenloser Bewegungen arbeitet er für die Unbeweglichkeit Europa's. Sein Grundsatz ist die Aufrechthaltung Alles dessen, was ist, ja selbst dessen, was gegen seinen Willen entstanden ist. Alle Ideen, welche mit dem Prinzip neuer Staatsbewegungen zusammenhängen und über die Begriffe Humanität und Nationalität hinausgehen, nennt er ohne Unterschied destructive. Er wird Neuerungen, wo sie eingetreten sind, bestehen lassen, sie jedoch durch möglichst unbemerkliche Mittel unschädlich machen. Er will den Fortschritt, aber in den Linien, welche staatskluge Autorität vorschreibt. Die Anhänger des neuen Prinzips, gesellschaftlicher Ordnung nennt er, die englischen Whigs nicht ausgenommen, Ideologen, aber er verhandelt mit ihnen, um den Grad der Bewegung aufzuhalten. Jede Theilnahme des Volks an Gesetzgebung und Staatsverwaltung sieht er als ein Zugeständniß an, welches der monarchische Regierungsgeist, früher oder später, dem unruhigen Sinne neuerer Völker gemacht hat. Den alten deutschen Landständen würde er für jede einzelne Provinz eines größeren Reiches seine Zustimmung geben und in diesem Schutze des Eigenthums aller Unterthanen — bekanntlich hatten die alten Landstände nur den Zweck, neue und außerordentliche Geld-Verwilligungen zu gewähren — gegen die willkührlichen Eingriffe eines verschwenderischen Regenten die Sicherung der Macht und der

Hülfsquellen des Reichs überhaupt erkennen. In den älteren Vertretungsformen hatte die feudale mit dem dynastischen Interesse eng zusammenhängende Aristokratie überall die Obermacht und die Gewalt der Landschaft ging nicht weiter, als dem unumschränkten Willen eine Gränze zu setzen und Bitten an die Regierung zu bringen. Eine Verfassung, wie die Altenglands, hielt diese Politik für einen den Bedürfnissen jenes Landes eigenthümlichen und geschichtlich begründeten, also nothwendigen Zustand, so lange dieselbe von den aristokratischen Elementen des Landes darnieder gehalten war. Weil er noch mit dem feudalen Gewand angethan war, duldete sie diesen Adel mit oligarchischer Macht. Der wirkliche Kampf dieses Systems beginnt erst gegen die Erscheinung des neuen Gesellschafts-Prinzipes in der allgemeinen Form und in der radikalen Anwendung seit der französischen Revolution. Von dieser Zeit an ward die Präregative der Völker zum Grundsatz erhoben. Von hier datirt sich der Wiederanfang von Volksbewegungen und demokratischen Neuerungen, welche in Deutschland zur Zeit der Reformation erdrückt worden und in England mit der Revolution von 1688 und der Thronbesteigung Wilhelms von Oranien abgeschlossen schienen. Jetzt erst bildete sich der Widerwille gegen die Theilnahme des Volkes an der Regierung zum System aus und dem demokratischen Elemente — nicht der Demokratie — setzte man ein aristokratisches Element entgegen, der getheilten Staatsgewalt eine absolute Monarchie, welche, als sollte sie an die entgegengesetzten Ideale Lafayette's erinnern, sich mit einem halb feudalen und halb administrativen Adel umgibt. Die Ansicht des Fürsten ist nachgerade die Fahne geworden, an welche sich alle, den volksthümlichen Neuerungen im Staate feindlich gesinnten Mächte, Classen oder Parteien anschließen. Doch unter allen diesen Mächten ist Oestreich die einzige, welche das entgegengesetzte Prinzip von Grund aus verab-

ſcheut und es jetzt ohne alle Rückſicht auf Verhältniſſe, Form und Maß bekämpfen oder unſchädlich machen zu müſſen glaubt. Metternich's Politik kann deshalb als der Stützpunkt und das Centrum aller conſervativen Politik angeſehen werden. Sie kennt nur zwei Parteien, eine zerſtörende und eine erhaltende; jene erſcheint ihr als der Feind des Throns und als Anfang der Auflöſung öffentlicher Ordnung. Sie verwirft jede Idee von eigentlicher National-Repräſentation. Nicht in den höheren Bedürfniſſen des Menſchen erkennt ſie den Grund dieſer Forderung und von Frankreich behauptet ſie, daß es nicht die Freiheit, nach welcher man rufe, ſondern nur die Gleichheit gewollt habe. In dem Abſcheu, welchen der Franzoſe meiſt gegen jede höhere Stellung Einzelner im Staate und ſelbſt gegen geſetzliche Autoritäten bekundete, findet Fürſt Metternich das Grundmotiv alles Freiheitſtrebens und er erklärt das ganze Prinzip, jede rein repräſentative Volksberechtigung eben ſo wie die Auswüchſe der franzöſiſchen Staatsumwälzung, für die Folge einer unſittlichen und verderblichen Gleichheitsſucht. Dies ſey die Grundwurzel alles Uebels. Aus dieſem Punkte läßt er alle Staatstheorien hervorgehen, und es war höchſt beachtenswerth in jüngſt veröffentlichten Documenten des Port-Folio den inneren Kern dieſer Anſicht und aller conſervativen Politik nach den, wie es ſcheint, eigenen Worten des Fürſten alſo zu leſen: „Der Souverain, der immer in unmittelbarer Beziehung zur Volksmaſſe ſteht, kann ſich auf Niemand ſtützen. Die Maſſen haben ihre Fluctuationen, wie das Meer auf der Seite bewegt wird, wo der Wind herkommt und das Intreſſe des Throns vermag nicht immer einen conſervatoriſchen und geordneten Impuls zu geben. Die Gleichheit iſt nichts anders, als der Haß gegen die höher Geſtellten in der Geſellſchaft; ſie verleitet das Volk nur, ſeine Schmeichler als ſeine Herren zu erkennen, und eröffnet

jedem Intriguanten, jedem Ehrgeizigen freies Feld. So geht in dieſer Weiſe Alles, ſtatt vom Throne, von denen aus, die, jetzt oder ſpäter, die Völker auf jedweden bekannten oder unbekannten Weg leiten können.“

Mit dieſem Theorem ſpricht der Fürſt ſeine Mißachtung gegen eine ganze Seite der Civiliſation aus, welche, ganz abgeſehen von der politiſchen Lebensform, die vornehmſten und vorgerückteſten Nationen umſchließt; mit dieſem Theorem hat er verwandte Beſtrebungen in Deutſchland durch Lockungen und Macht einzuhalten oder zurückzudrängen gewußt; mit dieſem Theorem hat er die Welt und das Bewußtſeyn der Völker zerſpalten. Es iſt die Theorie der Staatsgewalt, welche Angſt hat, ſich durch Zugeſtändniſſe und Einrede das Heft der Herrſchaft aus den Händen winden zu laſſen, eine Theorie, welche, um den eigenen Beſitz zu ſichern, jeden Beſitz vertritt und darum alle dem Beſitz, dem Ehrgeiz oder dem bürgerlichen Materialismus angehörenden Leidenſchaften und Intereſſen von vornherein an ſich zieht. Es iſt nicht eine Lehre der Grundherrlichkeit, wie ſie Herr von Haller aufgeſtellt hat, nicht das bloße Recht des Beſitzes, ſondern die Gewohnheit und der Beſitz der Herrſchaft ſelbſt. Haller vertheidigt zunächſt eigentlich nur die Vorrechte und Privilegien der Ariſtokratie. Die wahrhaft conſervative Politik verlangt nur die Anerkennung des guvernementalen Herkommens. Nur in den Mitteln, es zu erhalten, und den Rechten, die er aus dem Beſitz herleitet, trifft das Syſtem des Fürſten mit dem des Freiherrn zuſammen. Auch von den religiöſen und hiſtoriſchen Doctrinen, welche ſich an die practiſche Erſcheinung des Conſervativ-Syſtems anſchließen, unterſcheidet ſich das Syſtem des öſtreichiſchen Politikers. So tief ſucht ſich letzterer ſeine Unterlage gar nicht, wie jene Ideologen der Alleinherrſchaft, welche theils die religiöſe Ergebung in Anſpruch nehmen, ſich für die Legitimität ge-

ſalbter Häupter berauſchen und den Monarchen als den Stellvertreter Gottes auf Erden proclamiren, theils in den gegliederten Formen einer nationalen Vergangenheit allein die ewigen Geſetze der Natur und geſellſchaftlicher Ordnung anerkennen. Die Conſervativ-Politik der Ideologen trifft mit der practiſchen nur in einzelnen Sätzen und in dem Sinn für Autorität zuſammen und die Alliance beider beſteht nur, weil ſie ſich beide gegenſeitig bedürfen. Die practiſche Politik bedient ſich in einer ſo bewegten Zeit der Hülfsmittel, welche ihr die Doctrin darreicht. Ohne irgend eine religiöſe Illuſion wirft ſie der prieſterlichen Salbung, mit welcher Heinrich Steffens in den „Carricaturen des Heiligſten“ die Idee der Perſönlichkeit emporhebt, ein geneigtes Lächeln zu. Sie begünſtigt die Träume von Kirchenvereinigung, ſpricht von ihren Pflichten mit einem faſt clericalen Eifer und beruft ſich auf die Alliance, welche der große Geiſt Alexanders zur brüderlichen Eintracht Europa's geſtiftet habe. An dieſe fromme Politik reiht ſich die hiſtoriſch legitime Doctrin Jarke's. Dieſe ſucht für das conſervative Streben einen höheren Zweck und findet ihn in der Form chriſtlich germaniſcher Staatsgliederung, die das Mittelalter auch in Deutſchland auf nationale Weiſe ausgeführt hat. Hier iſt nicht eigentlich Erhaltungspolitik, ſondern Wiederherſtellung die Aufgabe. Zwar eignet ſich dieſe Doctrin im Allgemeinen mit Fügſamkeit die unvermeidlichen Veränderungen der nationalen Geſtalt an, macht dem Geiſte der Fortbildung und philantropen Begriffe bedingte Zugeſtändniſſe, aber ſie hofft, daß der Geiſt einer alten National-Geſtalt und Geſellſchaftslage, welchen ſie ſo heilig wie der Naturforſcher ſeine Geſetze und Claſſen hält, wieder zurückgeführt werde. Zugleich knüpft ſie die Unveränderlichkeit herrſchaftlichen Herkommens an die ſtrengſten ſittlich religiöſen Begriffe von Legitimität und Gehorſam. Selbſt den einmal

erlangten und mit der Natur des germanischen Lebens nicht im Widerspruch stehenden Volksrechten gesetzt sie, wie z. B. der altenglischen Verfassung, ihr volles, aber unabänderliches Recht zu und entwickelt ihr Verdammungsurtheil gegen alle demokratischen, organisirenden oder bureaukratischen Neuerungen im Einklange mit den Lehrsätzen der naturphilosophischen Politik oder sogenannten historischen Schule und aus höheren Ansichten derselben von der Entstehung des Rechts und vom Privatbesitz. Eigentlich ist die Schule Savigny's ohne staatsrechtliche Bedeutung, aber sie stellt allgemeine rechtliche Sätze auf, welche jede Conservativ-Politik zu ihrer Rechtfertigung verbraucht und die Praxis in allen Formen als ein Zeugniß wissenschaftlicher Wahrheit handhaben kann. Zu diesen beiden norddeutschen Hauptschattirungen conservativer Doctrin gesellt sich die katholisch mittelalterliche von Joseph Görres. Die reiche und erhabene Gestalt eines vergangenen Staatenbaues, dessen Träger die Ritter und die Mönche und aufsteigend die Fürsten und Bischöfe, dessen Dach der Kaiser und Spitze die Kupel St. Peters war — dies ist die Herrlichkeit, welche die ultramontane Politik restauriren will. Hier liegen kirchliche Interessen und poetische Illusionen zu Grunde. Die Verbindung mit all diesen Doctrinen repräsentirte als Hülfsarbeiter im östreichischen Cabinet zur Zeit eines nationalen Enthusiasmus der geistreiche Friedrich Schlegel.

Von allen diesen Bemühungen hat die conservative Praxis Vortheil gezogen. Aber unerweicht von den Täuschungen irgend eines solchen Systems behält die Politik Sr. Durchlaucht die Nothwendigkeit und den Zwang des Bestehenden vor Augen. Bei allem Widerwillen gegen die Zeitbewegung, bei aller Anhänglichkeit an Deutschlands Größe und Nationalität hat der Fürst nie vergessen, daß er im neunzehnten Jahrhundert lebt und mehr als Alles die Macht seines Kai-

ſerhauſes und der öſtreichiſchen Monarchie zu erhalten hat. Vielleicht ahnt er ſogar, daß eine Politik des Intereſſes ſich vor den tiefſinnigen, auf einen ſoliden Boden oder auf Wiſſenſchaftlichkeit berechneten Ideen zu hüten habe. Iſt nicht die der conſervativen Praxis am nächſten ſtehende Politik der toryſtiſchen Partei in England durch die Anhänger, welche dem geſetzlichen Herkommen und dem Beſitze, alſo den Intereſſen, auch eine ideelle ſtaatsrechtliche Begründung geben wollten, gleichſam um ihre Naivität, ihren Zauber gebracht worden? Das Syſtem des Fürſten beruht auf einem unbeſchränkten Reſpect gegen die Thatſachen, und ohne die Maximen oder den Willen je abzuläugnen, ordnet es ſich jeder bedingenden Nothwendigkeit unter. Es liebäugelt mit allen Intereſſen, ohne ſich deshalb von leidenſchaftlichen oder blinden Zumuthungen berücken zu laſſen. Wohl wiſſend, wie ein jedes Geſchlecht ſeine Bedürfniſſe und ſeine eigenthümlichen Forderungen auf eine entſprechende Weiſe erfüllt ſehen will, vollbringt Metternich dieſe höchſte Aufgabe der Staatsweisheit, indem er Alles zuläßt, nur nicht das Prinzip der neuern Völkerbewegung und deſſen unmittelbare Conſequenzen. Die Politik des Intereſſes iſt nothwendig auch die Politik der Furcht, denn die Macht der Ideen droht der politiſchen Gewalt mit einer Veränderung des Herkommens, mit einer Beeinträchtigung des Beſitzes oder mit einer Verminderung des Einfluſſes und Störung des Gleichgewichts unter den Staaten Europa's. Was eine Politik der Furcht und des Widerſtrebens poſitiv vollbringen kann, hat das öſtreichiſchen Cabinet zur allgemeinen Bewunderung geleiſtet. Es zeichnet dieß Syſtem eine Entſchiedenheit, Umſichtigkeit und Feinheit aus, wie nur das Intereſſe zu ſeiner Selbſterhaltung hervorruft, und man fühlt ſich in den Wirren der Zeit und unter niederſchlagenden Enttäuſchungen oft von der Haltung und gebieteriſchen Majeſtät dieſes Syſtems und des

Hauptes, welches an seiner Spitze steht, wie von einem poetischen Zauber ergriffen. Besonders bei den Deutschen zeugt diese stumme Ehrerbietung von dem Schwanken, in welchem das Nationalbewußtseyn begriffen ist.

Einer so imposanten Gestalt wie der des Mannes, dessen System und Charakter bisher gezeichnet wurde, muß jeder politische Sinn überhaupt, vorzüglich aber der deutsche Politiker sein Auge zuwenden. So lange Oestreich diejenige Stellung im deutschen Bunde behauptet, welche ihm noch unbestritten ist, wird Metternichs Glaubensbekenntniß, sein politisches System und sein Wille auch ein Theil des allgemeinen deutschen Nationalbewußtseyns bleiben und bei der Lage der übrigen Bundesstaaten mit der Macht, über die er unumschränkt gebietet, ein Ausdruck des Nationalwillens seyn. Oestreich ist neben Preußen der Repräsentant Deutschlands dem Ausland gegenüber und wird in dieser Stellung nie ermüden, Anmaßungen gegen Deutschlands Unabhängigkeit und Bestand oder Störungen, welche das Gleichgewicht auf dem Continent aufheben könnten, in ihre Gränzen zurückzuweisen. Welcher Ansicht man auch in politischen Betrachtungen zugethan sey, man wird, um Metternichs Einfluß und Bedeutung zu verstehen, ihn und die Monarchie, die er vertritt, für nothwendige Glieder in der neuern deutschen und europäischen Geschichte halten müssen. Während sich Alles um ihn verändert hat, und wie oft Fahne und Parole gewechselt, steht der Führer des östreichischen Cabinets in unerschütterlicher Stellung. Er hat mit allen Verhältnissen, allen Gefahren, allen Verwirrungen unterhandelt und bisher nicht bloß den Glanz seiner Monarchie, sondern auch seinen Gegendruck in einer von früher ungekannten Kräften bewegten Welt erhalten. In allen Kämpfen des Hauses Oestreich gegen die französische Bedrückung, selbst im Befreiungskriege hat er zu seinem Vortheil eine nationale Begeisterung zu entzünden gewußt, ohne

je Hoffnungen zu erwecken, welche zu erfüllen er nicht geneigt seyn konnte. Freilich verstand er die Sprache des Zeitgeistes, und lernte selbst der Revolution ihre verführerischsten Worte ab. Was lag aber darin, wenn sich Oestreich im Jahre 1809 den Befreier Europa's nannte und in seinen Proclamationen verkündete: „Die Freiheit von Europa hat sich unter Oestreichs Fahnen geflüchtet.“ Metternich gerieth nie in die mißliche Lage, den Unterthanen des Reiches Institutionen und Berechtigungen zusagen zu müssen, deren Verwirklichung man nachher unzeitig oder unthunlich gefunden hätte. In unbestimmten Ausdrücken, nur um den Einfluß Oestreichs auf die kleineren Fürsten und souverain gewordenen Herrscher Deutschlands zu wahren und um zugleich den von den Zeitideen ergriffenen Stämmen eine Genugthuung zu geben, sicherte er denselben auf dem Wiener Congreß die Aufrechthaltung oder Einführung landständischer Volksberechtigungen zu. Was immer Erhebendes dem deutschen Volke zugesprochen wurde, so trug der politische Eifer, Recht und Freiheit klug umgehend, lediglich den Stempel nationaler und patriotischer Begeisterung, worin dem östreichischen Cabinet die Deutschthümelei und die plötzlich in die Politik übergesprungene Romantik zur Seite stand.

Man kann von Metternich nicht sagen, daß er sein Zeitalter beherrscht habe, und wie hätte er dieß vermocht mit einer abwehrenden und wenig mehr als aufrecht haltenden Staatskunst und in einer Zeit, wo die positivsten Kräfte, wenn auch nicht nachhaltig oder nicht prädominirend, auf dem Kampfplatze erschienen, in einer Zeit, wo die Welt von einem Alles aufregenden Prinzipe politischer Denkart getheilt wurde, wo ein Mann, wie Bonaparte, die feinsten diplomatischen Gespinnste mit seinem welterschütternden Degen durchhieb, in einer Zeit, wo sich der Ehrgeiz einer neuen europäischen Macht selbst mit Verläugnung aller Prinzipien

drohend jeder beſchränkenden Größe gegenüber ſtellte, in einer Zeit, wo England, der langjährige Verbündete von Oeſtreich, plötzlich eine innere Verjüngung und einen die ganze Stellung europäiſcher Politik verändernden Umſchwung erlebt hat und in Deutſchland ſelbſt ſich eine Umwandlung politiſcher Ueberzeugung bildete und eine norddeutſche Macht, die früher oder ſpäter der Heerd des Widerſpruchs werden kann, ſich lebenskräftig erneuerte, — wie hätte das Haupt der Conſervativ-Partei das Jahrhundert beherrſchen können? Aber dieß muß man ihr zugeſtehen, daß nichts Großes, ganz Europa Beruhigendes und wenigſtens auf längere Zeit Nachhaltendes ohne die vermittelnde Hand des Fürſten Metternichs zu Stande gekommen iſt. Man hat vorzugsweiſe die jetzige Geſchichtsperiode einen Act politiſcher Vermittlung genannt, doch wenn irgend einzelne Perſönlichkeiten, ſo ſind Talleyrand und Metternich die großen Vermittler des vergangenen Zeitlaufs geweſen, die, aus den entgegengeſetzten Feldlagern abgeſendet, die wichtigſten Reſultate des jetzigen europäiſchen Zuſtandes errungen haben. Wenn Metternich ſeinem großen Nebenbuhler vielleicht an unerſchöpflichen Künſten der Verſtellung und der Ueberredung nachſteht, ſo hat der deutſche Staatsmann vor dem Franzoſen eine Offenheit, eine Entſchiedenheit und ein bei aller Schmiegſamkeit unter nothwendige Bedingungen ausgeſprochenes und unwandelbares Prinzip voraus. Auf alten Beſitz geſtützt, tritt Metternich's Wille mit dem Stolze und der Sicherheit zweifelloſer Legitimität auf, während der durch alle Schmutzphaſen einer werdenden Staatsordnung hindurchgezogene und im Grund der Seele einer vergangenen Ordnung und der Stabilität zugehörende Hofmann kein Mittel der Perfidie und treuloſer Staatskunſt entbehren konnte, um den Einfluß ſeiner Nation zu erhalten und von dem, was dieſe in Verbindung mit einem neuen Völkergeiſte ſich nicht entziehen läßt, der

gezwungene Repräsentant zu bleiben. So erschien der Liberalismus, von Talleyrand vertreten, gegen alle Erwartungen immer nur in einer machiavellischen und fast bittenden Stellung, wo es dann gewiß ein Glück ist, daß jüngst die liberale Aristokratie Englands die Repräsentation neuer Staatsprinzipien und des verbündeten Frankreich aus den Händen des staatskünstlerischen Parvenü-Liberalismus übernommen hat.

Man hat schon die Frage aufgestellt, ob Fürst Metternich aus innerster Ueberzeugung sein System vertrete? Ich habe daran nie gezweifelt, wie denn dieß überhaupt in großen Verhältnissen eine unphilosophische Skepsis ist, da des Menschen Ueberzeugungen von der Gewalt der Dinge geleitet werden, auf welche sie Einfluß gewinnen sollen. So wird man eingestehen, daß, wie tief auch der Weltblick sey, den man dem Genius des Fürsten zuschreibt, derselbe sich doch vom Anbeginn seiner Laufbahn immer zunächst als östreichischer Staatsmann gefühlt und gedacht habe. Der großen Versöhnungskunst des Wiener Cabinets hat auch der deutsche Bund, im eminenten Sinne des Worts, seine Entstehung zu verdanken. Die Urtheile der Zeitgenossen und die Ergebnisse der nächsten Geschichte mögen ausfallen, wie sie immer wollen, für das Jahr 1815 unserer Nationalgeschichte war dieser Act weltgeschichtlicher Ausgleichung eine Nothwendigkeit, zu deren Vollbringung es gerade einer so beruhigenden und habilen Hand gehörte, wie die des östreichischen Staatskanzlers war. Redliche Freunde des volksrechtlichen Staatsprinzips läugnen nicht, daß die Bewegungen, die eine höhere Civilisation der Menschheit nothwendig macht, sich vor den anarchischen Leidenschaften, vor rohen Begriffen und vor jenem Pöbel, der nie untergeht, aber auch bei wachsender Bildung immer weniger furchtbar ist, gerade in diesem Zeitalter der Gährung und des Kampfes werden zu wahren

haben. Dieſer ſchwierigen Aufgabe edler Politik hat nun am Anfange ihrer Löſung gerade der conſervative Widerſtand des Fürſten Metternich unläugbare Unterſtützung verſchafft. Wie Robert Peel in England den Reformern ein nothwendiges Gegengewicht gegen die radicalen Volksſtürmer bieten muß, ſo hält das Haupt der öſtreichiſchen Politik nicht bloß den geſammten europäiſchen Radicalismus, vorzüglich die gewiſſenloſe und bis zur Auflöſung gährende Richtung des franzöſiſchen Liberalismus, ſondern auch die den nothwendigen und ſicheren Entwicklungsgang unſrer Nation übereilenden Bewegungsmänner im Schach und arbeitet dadurch den auch in Deutſchland für das Ziel einer im Sinne des neuen Staatsprinzips ſich erzeugenden öffentlichen Ordnung thätigen und ächten Reformern in die Hand. Doch läßt auch dieſer wohlthätige Einfluß leider noch die Frage übrig, ob der Widerſpruch conſervativer Geſinnung zuletzt die Bewegung der Zeit aufhalten kann, oder ob er ſie zur unrechten Zeit aus dem natürlichen Maße hinausſchleudern wird. Wie ſelbſt die Weisheit Robert Peels das Ungeſchick und die Starrheit ſeiner Freunde und Bundesgenoſſen nicht unſchädlich machen kann und zuletzt mit einer unhaltbaren Sache vom Schauplatz abſcheidet, ſo kann auch Metternich Deutſchland und den europäiſchen Nationen gegenüber trotz ſeiner vermittelnden und mäßigenden Beſtimmung die gegen den Geiſt höheren Menſchenbildung trotzenden Intereſſen einer durch ganz Europa verbreiteten Partei nicht durchzufechten hoffen und er wird, wie die Monarchie, deren geiſtiges Haupt er iſt, zuletzt Schritt vor Schritt zu einer rein öſtreichiſchen Separatſtellung und Politik zurückgeführt werden.

Dieß iſt die Charakteriſtik eines Syſtems, welches ſeinen Einfluß auf das deutſche Staatsleben fortſetzt. Wir können es würdigen und verehren, aber Niemand darf es groß nennen. Größe wird nur offenbar, wo eine neue

Richtung des Menschengeistes, ein geschichtliches Bedürfniß mit schöpferischer Kraft erfaßt und mit geschicktem Arm vollführt wird. Metternich's Politik ist abwehrend und erhaltend. Sie ist vielleicht nothwendig, aber nicht groß zu nennen. Indem ich dieß Urtheil ausspreche, fühle ich klar, daß der Beweis für dasselbe nur in dem Prinzip liege, welches urtheilt. Durch dieß Prinzip von der Denkweise eines so erleuchteten Mannes und von dem Nerv der östreichischen Politik abgeschieden zu seyn, erneuert den Schmerz über ein in tiefstem Grunde erschüttertes Nationalbewußtseyn, von dessen inneren und feindseligen Reibungen selbst der bessere Wille getrübt wird und an dem sich so lange die Kräfte zerreiben werden, bis das eine Prinzip zu gemessener, aber ungehinderter Entwicklung kömmt. Daß ich da keine Größe sehe, wo Deutschland keinen Sieg erwarten darf, ohne seine Stellung, seine Bildung, seine Wissenschaft und seine Zukunft zu opfern, ist ein Bekenntniß, welches ich mit der einer noch über unsere Nation wachenden Macht und ihrem glänzenden Repräsentanten schuldigen Achtung abgelegt habe. Dieß ist, was immer klarer ins Bewußtseyn tritt, die nur äußerlich zusammenhängende, aber innerlich geschiedene Stellung Oestreichs und seines Staaten-Cyklus zur deutschen Nationalentwicklung. Ich wende mich ohne weitere Rücksicht auf die Person, die ich charakterisirt habe, zur Betrachtung der gegenwärtigen Lage Oestreichs nach Innen und nach Außen und der dadurch bedingten inneren und äußeren Politik. Bis hieher ward diese Politik zugleich als ein integrirender Theil des deutschen Nationalzustandes angesehen; von jetzt an stelle ich auch Deutschland dem östreichischen Systeme gegenüber.

Man erschrecke nicht vor dem Gedanken, Oestreich und Deutschland als zwei besondere Factoren auseinan-

der zu halten. Sie sind schon der Natur der Dinge nach getrennt. Natürliche Lage, Religion, Sitte, geistige Bildung und neuerdings der Charakter des politischen Bewußtseyns, sondern die östreichisch-deutschen Provinzen als einen Haupttheil der im weiteren Sinne sogenannten deutschen Nation ab, wobei die äußerliche Verbindung des östreichischen Staates durch die Bundes-Verfassung bei der gegenwärtigen Lage der eigentlich deutschen Staaten bestehen kann und zur Einigung und zum Schutz derselben gefordert wird. Selbst wenn auch in der äußeren politischen Erscheinung eine auffallendere Trennung zwischen Oestreich und den deutschen Vereinsstaaten die zukünftige Folge der schon jetzt innerlich vorhandenen Scheidung seyn sollte, so wäre dieser Erfolg als ein nothwendiges Ereigniß in der Geschichte unserer Nation und in keinem Falle als ein Unglück zu betrachten. Scheint es doch, als sollten die Gränzgebiete Deutschlands durchweg dem Interesse eines andern Völkerzuges anheim fallen. Es wurden nicht allein einzelne dem deutschen Bund zugehörende Provinzen nicht-deutschen Fürsten überlassen, sondern ganze Provinzen, die ehemals dem deutschen Reiche zugehörten oder noch jetzt durch Sitte, Sprache und Bildung an die deutsche Nationalität gekettet sind, mit andern Staaten und Nationen verschmolzen, ohne daß die Hoffnung vorhanden wäre, diese Provinzen wieder mit dem politischen Deutschland verbunden zu sehen, noch daß der Ansicht gehuldigt werden könnte, es lasse sich aus einer Wiedervereinigung ehemals deutscher und zum Theil in fremde Sitten, Sprache und Geistesrichtung, vor Allem jedoch in fremde Interessen eingegangener Stämme mit dem jetzigen deutschen Reiche für dieses oder für jene Nationalglieder ein wahrhaftes Heil erwarten. Von der frühesten Geschichte an war es die Bestimmung germanischer Nation, sich in mehrere Völker und Nationalitäten zu zertheilen, wie dieß dann auch entweder durch Vermi-

schung mit anderen Völkerracen oder durch natürliche Scheidung des germanischen Elements wirklich geschah. Jenes große Reich der Franken, welches Karl im 9. Jahrhundert vereinigt hatte, mußte alsbald wieder zerfallen und die zufällige Theilung der Politik glich sich durch andere politische Ereignisse und durch die natürlichen Lebensbedingungen der Nationen wieder aus. Auf solche Weise ist das alte Burgund zum Theil mit Frankreich, zum Theil mit dem heutigen Königreich Belgien vereinigt worden, wodurch die schönen Provinzen, Lothringen und die Freigrafschaft, an Frankreich kamen. Selbiges riß auch die oberrheinische Provinz Elsaß während der Schwäche des deutschen Reiches ab. Die Schweiz entzog sich nicht nur der habsburgischen Oberherrschaft, sondern schied zugleich aus dem deutschen Reichsverbande. Savoyen ging früh verloren, und gehörte bald zu Frankreich, bald einem italienischen Souverain. Die ehemaligen deutsch-östreichischen Niederlande machen jetzt den Grundbestand des Königreich Belgiens aus. Die Holländer, ein ursprünglich deutscher Volksstamm, sind unter einem eigenen Könige vom deutschen Verbande losgetrennt. Altpolnische Provinzen waren einst dem Deutschmeisterthum Preußen unterthan und so zum Reiche gehörig. Liefland, Kurland und Esthland sind altdeutsche Provinzen, wurden früher zum Reiche gezählt und kamen später zur Krone Rußland. Was wäre dieß für ein thörichter Heldensinn, wenn der Rest des alten deutschen Reiches diese Provinzen wieder erobern wollte, obschon eine engere Verbindung mit der Schweiz und mit Holland späterer Zeit überlassen seyn kann. Nicht die Ausdehnung des deutschen Reiches und eigentlich deutscher Nationalität, sondern die innere Einigung und Kräftigung des unverwüstlichen Kernes des deutschen Nationalbestands, die Entwicklung dieses Kernes und die Ausdehnung, welche er zu dieser Entwicklung oder als Schutzmauer bedarf, dieß allein kann das

Ziel ächt deutscher Politik seyn. Der Kern eines Dinges gelangt erst dann zu freier und glücklicher Entfaltung, wann er sich alles hemmenden Beiwerks und jedes unwesentlichen Nebenbestandtheils entäußert hat.

Die in dem östreichischen Kaiserstaate verbundenen deutschen Volksstämme, bilden einen abgesonderten und mit nichtdeutschen Nebenländern in nothwendiger Berührung stehenden Völkerbund. Man hat von der deutschen Nation gesagt, sie habe an die Nachbarstaaten Glieder des Ganzen überlassen, um mit ihrer Kraft den Geist anderer Nationen zu durchdringen oder die Verbreiterin sittlicher Cultur und bürgerlicher Civilisation zu seyn. Wir haben das Ueberflüssige von uns gegeben, um Andere zu bereichern, und halten durch die Stammgenossenschaft die meisten Nachbarstaaten auf unsere geistige Entwicklungsstufe gerichtet und an unser Nationaldaseyn gekettet. Unsere Sprache ist ein Theil der Nachbarstaaten geworden und trägt die Bildung in fremde Länder. Unsere Literatur hat noch im weitesten Umfange der deutschen Nation ihren verbreiteten Cultus, unsere Wissenschaft gibt auch den Umwohnern ihr geistiges Material und von dem, was wir gerecht haben, bringen uns die erregten Nebenvölker die erfreulichsten Gegengeschenke. So existirt durch das Medium unserer Nationalität ein innerliches Band zwischen den vornehmsten Nationen Europas. Oestreich scheint mit seinen deutschen Provinzen gleichfalls der Begründer einer werdenden, außer-deutschen Cultur zu seyn. Als ein eigenthümlicher Kern deutscher Naturvölker, welcher sich von dem geistigeren Bewußtseyn des übrigen Deutschland verlassen fühlt, ist dieser deutsche Stamm-Cyklus an die Bewegung des östlichen und südlichen Europa gewiesen und bestimmt, das Centrum einer nachgebenden Civilisation und einer besonderen im südöstlichen Europa nothwendigen Völkervereinigung zu bilden. Der Osten, der Lauf der Donau ist die Aufgabe

der deutsch-östreichischen Stämme. Durch sie wird diese Seite Europa's mit dem Culturbestand der eigentlich germanischen Staaten in Beziehung erhalten. Freilich im weiteren Sinne der Nationalität bleiben auch diese deutschen Stämme für alle Zukunft mit den rein-deutschen Landen verbunden. Oestreich wird der Repräsentant einer dem engeren Deutschland nicht zugehörenden allgemeinen deutschen Nationalität werden und unsere Wissenschaft und Kunst wird, wenn auch in bedingtem Maße, das Eigenthum östreichischer Bildung und östreichisches Geistes- und Lebens-Erzeugniß einen Theil allgemeiner deutscher Geisteskraft, Production und Erfindung abgeben.

Es mag bemerkenswerth seyn, daß wir auch gerade durch Oestreich um die meisten vom deutschen Reiche abgerissenen Provinzen gekommen sind und daß dieselben, früher meist Oestreichs eigene Provinzen, nicht an das deutsche Reich, sondern an das Ausland abgetreten oder selbstständig wurden. Nach und nach hat Oestreich Alles eingebüßt, was es im westlichen Europa besessen. Durch wen ist die Schweiz vom Reiche gekommen? Durch wessen Schuld ist Lothringen an Frankreich gerathen? War nicht zu Ensisheim im Elsaß früher ein Hauptsitz der vorderöstreichischen Regierung? Wohin hat es das Besitzthum der Herzoge von Burgund gethan, deren glücklicher Erbe Oestreich war? Wie hat es Flandern und seine Niederlande aufopfern mögen? Oestreichs Staatsklugheit besiegte früh jeden Zweifel über das, was ihr am Nächsten liege; während das eigentliche Deutschland, besonders das südliche, noch immer die Hoffnungen, die es von Oestreich hegt, nicht aufgegeben hat. Wie viele Süddeutsche sehen noch in dem Wiener Cabinet ihren sicheren Schutz und die Garantie ihrer eigenthümlichen Entwicklung, ihrer materiellen Beförderung. Vom Norden durch geschichtliche Vorurtheile, eigenthümliche Naturgaben und äußere Lebensart

geschieden, blicken sie schutzbedürftig, wie sie sind, auf Oestreichs Macht, als sey sie noch der Schwerpunkt des gesammten südlichen Deutschlands, und was das Interesse nicht vermag, einigt die Pietät und die Erinnerung an die Kaiserkrone, welche noch jetzt manche deutsche Fürsten in lehnspflichtigen Gedanken erhält und den souverainen Ehrgeiz, welcher sich sonst schwer vor anderer Macht beugt, überwindet. Was Deutschland, vorzüglich das südliche, mit Oestreich zu verlieren hat, was von Oestreich zu fürchten, gehört nicht an diese Stelle. Es war ein hochherziger, aber unausführbarer Gedanke, den eine große deutsche Frau aussprach, als sie während der Zerwürfnisse des Wiener Congresses in einem Briefe äußerte: „Hätte nicht unser Friedrich die katholische Maria Theresia heirathen können, um all diesen Zwiespalt zu enden?“ Hier erkennt man die Natur des Weibes wieder, welche, um ein schönes Erbe beieinander zu halten, zwei sich ausschließende Reiche wie zwei Glieder einer Familie zusammenkuppeln möchte.

Wien, die Hauptstadt der östreichischen Monarchie, kann nur in demselben uneigentlichen Sinne als eine Hauptstadt Deutschlands betrachtet werden. Sie trägt den Charakter des Staats, dessen Repräsentantin sie ist. Zwar wird durch Erinnerung und allgemeine Nationalverbrüderung ein Band geschlungen zwischen Wien und dem übrigen Deutschland; doch dieß Band ist eben so äußerlich als in solch äußerlicher Beziehung unauflöslich. Man bewundert mehr die Größe, die Eigenthümlichkeit und das Volksleben dieser Stadt, als daß man sich selbst in ihr wieder erkennte. Noch fehlt es an einer anerkannten Hauptstadt des eigentlichen Deutschlands, und es wird bis dahin jeder großen, wenn auch fremdartigen Erscheinung leicht, sich einen Theil der Aufmerksamkeit zu erhalten. Wien ist die Kapitale der östreichischen Monarchie; jede andere Größe an ihr ist Erbschaft und Erinnerung, für

Deutschland ohne gegenwärtige Bedeutung. Wie lange hatte das deutsche Kaiserreich hier seinen Sitz! Hier drängte sich Kunst, Reichthum, Geist früherer Zeiten zusammen. Noch jetzt lebt Oestreich und vorzüglich Wien von dieser Erbschaft des deutschen Reiches und labt sich um so sorgloser an diesen Schätzen, als eine andere wirre und anstrengende Richtung, an der es keinen Theil hat, noch nehmen konnte, die andern deutschen Stämme täglich mehr um den reinen Genuß alter Besitzthümer bringt. Von der Neuzeit nimmt Wien in sich auf, was der östreichische Sinn bedarf und was sich mit der alten Errungenschaft verschmelzen kann. Dagegen wird es mehr und mehr der wahre Vereinigungspunkt seiner Vereinsstaaten und zieht durch das lombardische Königreich fast ganz Italien, wie durch Ungarn und Dalmatien den ganzen Orient an sich. Wien ist auch noch immer der unveränderte Sitz des ächtrömischen Katholicismus in Deutschland. Es wahrt diesen Cultus in seiner Naivität, in seiner Harmlosigkeit und in seinem Herkommen. Die weiten Hallen der Stephanskirche bergen den ganzen Reichthum südeuropäischer Völkergewohnheiten. Nach schönen lebenslustigen Wienerinnen tritt eine stolze Venetianerin oder ein sporenklirrender Ungar mit seinem unverschämten Schnauzbart in die heiligen Räume. Neugier lockt Fremde aus Deutschland und aller Welt, den Hochaltar des östreichischen Staatenkranzes, die stille Stammbegrüßung und Nationalvereinigung in Augenschein und sich von den Reizen, welche Natur, Kraft und classische Schönheit enthüllen, so viel zu Herzen zu nehmen, als östreichische Gutmüthigkeit und Hospitalität der ganzen Welt spenden möchten. Zu Wien findet man noch die volle Anmuthigkeit eines unbefangenen, erinnerungsreichen und tüchtigen Volkslebens. Hier sprudelt noch jene Laune, jene witzige Gutmüthigkeit, jene sinnliche Befriedigung, kurz, jene durchgehende Natürlichkeit des geistigen

und leiblichen Daseyns, welche dem urſprünglichen Naturleben entwundenen Stämme Deutſchlands abhanden gekommen iſt. Die Stadt iſt groß und bei äußerer Enge voll innerlicher Bequemlichkeit; die Gegend iſt ſchön und zum Genuß rufend; die Lage ladet alle umwohnenden Stämme und Völker Oeſtreichs zur Bewunderung und zur Wohnung ein. Den weiten Vorſtädten der Kaiſerſtadt ſchließen ſich die im Umkreiſe der Monarchie gelagerten eigenthümlichen Plätze: Prag, Peſth, Venedig, Mailand, Innsbruck, und wenn es erlaubt iſt zu ſagen, München, als eigentliche Vorſtädte Wiens an. Daß Wien die Erbin der ehemaligen deutſchen Reichsgröße und der Ausdruck des jetzigen öſtreichiſchen Staatenſyſtems iſt, dieß macht ſeine Größe. Entfernt von den trüben und nothwendigen Gährungen, von welchen das Bewußtſeyn des übrigen Deutſchlands, bis auf die niederen Stände hinab durchzogen iſt, genießt Oeſtreichs Hauptſtadt jene ungeſtörte und auf langem Herkommen begründete Gehäbigkeit, welche wie ein Zaubertrank auch die kräftigen, aber rohen Forderungen Ungarns und den alten Widerwillen Italiens bezwingt. In Wien wird die Ueberfülle der Kraft, welche der trotzige Adel Ungarns der bürgerlichen Civiliſation entgegen ſtellt, ihn ihrem innerſten Marke gebrochen, und der arme bettelſtolze Nobili Italiens vergißt, wenn er dieſe zuſammengehäuften Reichthümer und glänzende Formen des Staatslebens mit dem ungehemmteſten Lebensgenuſſe, mit einem milden Katholicismus und mit den eleganten Sitten ariſtokratiſcher und altfranzöſiſcher Convenienz vereinigt ſieht, den nationalen Unmuth, den er mitbrachte. Durch Ungetrübtheit des inneren und äußeren Lebens beſteht in Oeſtreich und Wien noch jene Naivität und Laune, jene „ſüße Gewohnheit des Daſeyns“, welche, ohne arm an ſittlichem Gehalt oder an Geiſt und Talenten zu ſeyn, die Leichtigkeit jugendlicher oder patriarchaliſcher Sitten erhält, und ohne

Furcht die ſinnliche Seite des Lebens als die natürliche Eigenſchaft der hier vereinigten Völker vorwiegen läßt. Alle Beziehungen, welche der Orient zu dem heutigen civiliſirten Staatenleben der europäiſchen Völker haben kann, nimmt Wien für ſich in Anſpruch. Rom und Conſtantinopel ſind ihre Vorpoſten, und wie eine mährchenhafte Rieſin würde ſie ihren Arm bis an das alte Babylon ausdehnen, wenn nicht von der entgegengeſetzten Seite her eine zweite Macht ſich die Aufgabe der Civiliſation längs der ſüdlichen Meere und Oeſtreich eine Gränze geſetzt hätte.

Wenn man von Wien ſpricht, ſo urtheilt man über die dem öſtreichiſchen Staate nothwendige Durchſchnittsbildung, welche ſich aus allen Provinzen zuſammendrängt, und es kömmt die geiſtige Beſchaffenheit Oeſtreichs überhaupt und vorzüglich der deutſchen Stämme in Betracht. Weil der Oeſtreicher nicht nach Preßfreiheit ruft und für die Gedankentiefe der deutſchen Philoſophie nicht ſehr empfänglich iſt, kann man doch nicht ſagen, der Oeſtreicher denke und wiſſe nichts. Wohl aber läßt ſich behaupten, daß in allen Regionen des inneren und geiſtigen Lebens wie der politiſchen Anſchauung Oeſtreich noch auf der Stufe natürlicher Exiſtenz ſteht und den Geſichtskreis der Wiſſenſchaft und Kunſt des ehemaligen deutſchen Reichs noch wenig überſchritten hat. Nur in empiriſchen und hiſtoriſchen Forſchungen hat man das alte Material gemehrt und von dem neueren Geiſtesleben zuſagende Ergebniſſe ſtoffartig aufgenommen. Die öſtreichiſche Gelehrſamkeit zeichnet ſich durch geſchichtliche Studien, durch Sammlung und Verherrlichung vaterländiſcher Vergangenheit aus. Südeuropäiſche Literatur und der Orient haben hier wie nirgends Zutritt gefunden und die Kunſt wird noch nach rein ſinnlicher Empfänglichkeit und in gemüthlicher Auffaſſung gewürdigt. Wie bei allen Natur-Völkern findet die Wahrheit und die lebendige Anregung der Zeit am leichteſten durch

poetiſche Verkörperung Eingang und man gibt ſich noch ohne ſonderliche Scheidung und Kritik unbefangenen Genüſſen hin. Oeſtreichs beſondere Geſchichte und nationale Erinnerungen, der Ruhm großer Staatsmänner und Feldherrn, ein eigenthümlicher Beſitz von Gelehrten und künſtleriſchen Berühmtheiten, beſonders die einem Naturvolke wie einem ſüdlichen Staate zugehörende Meiſterſchaft auf den Gebieten der Muſik, worin Oeſtreich der Repräſentant des übrigen Deutſchland und der Mittelpunkt von Europa genannt zu werden verdient — dieß ſind lauter Strahlen jener geſonderten Eigenthümlichkeit, die dieſe Stämme von der allgemeinen Stammverwandtſchaft trennen und ihnen eigene Beſtimmung und Geſchichte verleihen mußte. Und wenn einzelne vorzügliche Geiſter aus der Gränze ihrer Nationalität herausgetreten und in die Beziehungen des vorgeſchrittenen deutſchen Geiſtes eingegangen ſind, ſo feſſeln wiederum kirchliche Bande an das Stadium der öſtreichiſchen Bildung oder der Geiſt fühlt ſich innerlich und äuſſerlich gedrückt von den Schranken der ihn umgebenden Nationalität. Der Maßſtab, den der Oeſtreicher an die Dinge legt, iſt für die übrigen Deutſchen ein entſchwundener. In der Politik äußert ſich nicht eine perſönliche Theilnahme, nicht perſönlich fühlt er ſich mit der inneren Bewegung des politiſchen Treibens verkettet, ſondern wie im alten deutſchen Reiche hält ſich der Sinn für Politik in den Gränzen unſchuldiger Neugierde; nur die äußere Sicherheit des öſtreichiſchen Staates geht ihm nahe und er vertraut blindlings jener Autorität, die ihm entweder als Herkommen oder als Staatsregierung Geſetze vorſchreibt. Eine bürgerliche Anſchauung und in ſcharfer Standesſcheidung ausgeprägte Sitte, eine kindliche, grundloſe aber deshalb unwandelbare Liebe zum Kaiſerhauſe, heitere Sinnesart und ein von uns wie von kämpfenden Griechen geſchiedenes Phäakenleben bezeichnen den Charakter dieſer Stämme. Wie der ſtaatliche Sinn iſt auch die Wiſ-

ſenſchaft Oeſtreichs von der deutſchen Wiſſenſchaft unterſchieden, vorzüglich von der Seite, wo ſie vom Staat abhängt oder die Autorität und geiſtige Unfreiheit nicht ertragen kann. Das geiſtige Leben erſcheint uns veraltet, die Univerſitäten können nicht zu den deutſchen gezählt werden; das geiſtige Bedürfniß und der Ausdruck der Intelligenz bis auf die Sprache iſt grundverſchieden und wenn nicht einmal mehr in geiſtigen Angelegenheiten ſich ein Einverſtändniß oder gar Einigung hoffen läßt, wie kann dieß erſt im äußeren Zuſammenleben der deutſchen Nation möglich ſeyn? Davon aber iſt Wien der ſprechende Beweis. Nicht aus Deutſchlands, ſondern aus Oeſtreichs Provinzen fließt der Charakter dieſer Stadt zuſammen. Mit ihrem Reichthum an Paläſten und Kunſtſchätzen, mit dem cavalièren Leben ihrer vornehmen Stände zeigt ſie auf eine ungebrochene und im ganzen Lande begüterte Ariſtokratie, die den Nerv des öſtreichiſchen Glanzes und der öſtreichiſchen Regierung ausmacht, und ihre Geſchlechter in nachhaltiger Auszeichnung bis in das Mittelalter zurückführt, ſo daß man auch hier wieder auf ein anderes und im übrigen Deutſchland in ſolcher Standesverſchiedenheit nicht mehr vorhandenes Volksdaſeyn trifft. Man darf wohl zugeben, daß Deutſchland noch gar keine repräſentirende Hauptſtadt beſitzt, Wien jedoch kann für keinen Fall als eine Repräſentation der deutſchen Nation betrachtet werden. In Deutſchland nimmt es nur den Rang einer großen Stadt ein, welche durch ihren Umfang, ihren Charakter, den Einfluß der öſtreichiſchen Regierung auf die deutſchen Bundesſtaaten, und dadurch, daß es der Mittelpunkt des geſammten ſüdöſtlichen Europa und die Verbindungslinie des Verkehrs zwiſchen Deutſchland und den öſtlichen Nationen iſt, bedeutungsvoll bleibt.

Auch die phyſiſche Natur ſcheidet Oeſtreich von dem übrigen Deutſchland ab. Seine Kräfte und Hülfsmittel ſind

außerordentlich, und hier ruht die natürliche Bedeutung dieſes Staats. Noch hat es nicht an Uebervölkerung zu klagen und das Volk ſieht ſich nicht zu einer anſtrengenden Gewerbsthätigkeit gezwungen, um ſich gegen den Hunger zu ſchützen. Zwar ſind die Alpenländer arm, aber gerade die Armuth knüpft die Tyroler an den Reichthum der öſtreichiſchen Geſammtſtaaten. Das Leben dieſer Stämme iſt, wie es einem an Hülfsmitteln nicht geſegneten Naturvolke angemeſſen iſt, einfach, aber nicht dürftig, wie es im Gegentheil die der Cultur und dem Luxus nahe gerückten ärmeren Provinzen des übrigen Deutſchlands, beſonders des nördlichen, ſind. Dazu belaſtet die Wiener Regierung ſämmtliche Provinzen des Staats mit unverhältnißmäßig geringen Abgaben und mit Rückſicht auf die Fähigkeit und Lage der einzelnen Völker. Mit dieſer Lockung hat man von alter Zeit her beſonders die weſtlichen Provinzen der Monarchie bedacht geſehen. Es war eine Hauptmaxime der inneren Politik, durch materiellen Vortheil die leicht dem Verluſt ausgeſetzten oder zum Abfall geneigten Provinzen, welche man unter dem gemeinſamen Namen die vorderöſtreichiſchen begriff, an das Haus Oeſtreich zu feſſeln. Noch heute können in Oberſchwaben die ehemals öſtreichiſchen Unterthanen die geringe Beſteuerung nicht vergeſſen, und zum Theil abgeſchnitten von den Hauptwegen des heutigen deutſchen Verkehrs und im Gefühle des verminderten Wohlſtandes ſind ſie dem ſchwäbiſchen und reindeutſchen Intereſſe bei Weitem nicht ſo zugethan, wie man es ſonſt von der geiſtigen und moraliſchen Stammgenoſſenſchaft erwarten ſollte. Doch herrſcht darüber manches Vorurtheil bei den Betheiligten, ein ſolches Ausnahm-Syſtem würde die öſtreichiſche Monarchie zum eigenen Vortheil und zu größeren Zwecken wohl auf einige Zeit und in ſchwierigen Perioden fortſetzen, endlich aber, wenn es ſein Ziel erreicht hat, mehr und mehr aufgeben. Dieß heißt

aber einen unzufriedenen District nicht etwa auf die möglichen Vortheile des Verkehrs und die Ausnahmen der Verwaltung zählen, sondern die Belebung industrieller Interessen und das Gebot höherer moralischer Nothwendigkeit in's Auge fassen. Klagen doch selbst die Tyroler über die in neuerer Zeit drückende Abgaben-Belästigung. — Ferner tritt in den reichen Provinzen die Armuth der untersten Volksklassen durch die Beschaffenheit des Landes wenig hervor. Die Lebensmittel sind äußerst wohlfeil und der Genuß leicht zu erlangen. Ueberhaupt spürt man die schwierige Lage der ärmeren Klassen erst in den Ländern, wo eine höhere Civilisation auch dem niedrigsten und besitzlosesten Manne bürgerliche Unabhängigkeit und Geltung genießen läßt. In Oestreich jedoch halten die altfeudalen und aristokratischen Staatsverhältnisse den leibeigenen und dienstpflichtigen Bauer in Abhängigkeit von dem vornehmen Landeigenthümer; doch er genießt zugleich durch denselben materielle Sicherheit und eine leibliche wie moralische Fürsorge. Für Oestreich sind diese aristokratischen Formen des bürgerlichen Daseyns nicht nur statthaft, sondern in der gegenwärtigen Lage der Monarchie sogar nothwendig. Die Regierung sorgt nur dafür, daß die Härte der Leibeigenschaft, der ungebundene Wille des grundbesitzenden Adels und die willkührliche Rechtlosigkeit des eigentlichen Bauer- und Bürgerstandes gemildert werde. Es zügelt die Aristokratie nur so weit, als sie zu Zwecken der Civilisation und der Centraltralregierung nöthig hat, um den dritten Stand als Grundlage des Staats emporzuheben. Die Armuth befindet sich in einem Naturstaate auch durch den größeren und leichteren Gewinn erträglicher, welchen sie von dem großen und unzersplitterten Besitzthum und vom Reichthum des Adels, der seinem Grundstoff nach in Oestreich wirklicher Besitzadel ist, zieht, ohne den Ansprüchen der Cultur oder dem Drucke der Uebervölkerung zu unterliegen.

Die natürlichen Kräfte der östreichischen Monarchie in einem Umfange, der mehr als noch einmal so groß ist als der des preußischen Staates, ja größer als das ganze übrige Deutschland zusammen, erhöhen sich noch durch die der gegenwärtigen Lage angemessene Höhe der gewerblichen und industriellen Production und durch den weiten und eigenthümlichen Verkehr, der zwischen den einzelnen Provinzen und ohne Concurrenz, außer der mit England, nach Italien und nach der Türkei gegeben ist. Auch hier scheidet sich das Interesse Oestreichs von dem der übrigen deutschen Staaten ab. Der Umfang und die außerdeutsche Beschaffenheit des Handels, so wie die Größe der Ausfuhr an Natur- und Industrie-Erzeugnissen gestatteten Oestreich, sich von dem deutschen Handelsverkehr abzuwenden und im eigenen Vortheil die deutsche Production und das übrige Ausland von der Theilnahme an seinem Handel auszuschließen. Rings hat sich die Monarchie mit einer Donauen-Linie umgeben, welche zugleich polizeiliche und politische Bedeutung hat und gegen die Pforte in ein völliges System militärischer Gränzbewachung ausgebildet worden ist. Durch diese Erschwerung der Einfuhr und die Absonderung des Verkehrs steht Oestreich als geschlossener Handelsstaat da, welcher, um sich zu erhalten und im Innern zu erstarken, keiner Erweiterung seiner Gränzen nach dem übrigen Deutschland hin bedarf. An natürlichen Erzeugnissen kann sich kein anderer Staat Europa's mit dieser Monarchie messen. Ihr Reichthum liegt über und unter der Erde, und an die Fruchtbarkeit süddeutscher Länder schließen sich die Geschenke des italienischen, illyrischen und ungarischen Himmels an. Wenn Oestreich nur den Verkehr in seinen Staaten lebendig erhält, so ist die Quelle des National-Reichthums offen und die sichere, unveränderliche Grundlage eines eigenen Handels gegeben. So hat sich denn das übrige Deutschland, abgeschieden von dem östreichischen Verkehrs-

verband, zur Erleichterung seines Handels in eine Verbindung gesetzt, welche seit den letzten zehn Jahren durch Preußen gebildet worden ist und die noch einem verschiedenen Interesse ergebenen nördlichen Staaten, als Hanover, Braunschweig Oldenburg, Holstein und die freie Stadt Hamburg ausgenommen, die gesammten übrigen Staaten des deutschen Bundes in sich schließt. Es steht nicht zu erwarten, daß das preußisch deutsche Handelssystem in nächster Zeit oder vielleicht jemals mit den Zoll-Linien Oestreichs zusammen fließen werde; doch läßt sich glauben, daß zwischen beiden sehr bald ein erleichternder Handelstractat, wie etwa auch mit Frankreich oder Nordamerika, abgeschlossen wird. Ob übrigens einzelne deutsche Staaten oder einzelne Provinzen ein Interesse oder gar Bedürfniß haben könnten, in Oestreichs Verkehrs-Gebiet aufgenommen zu werden, und unter welchen Bedingungen dieß möglich scheint, muß an einer andern Stelle erörtert werden. Es liegt gar nicht im Vortheil der östreichischen Monarchie, die gewerbfleißigen Stämme des übrigen Deutschlands an ihrem Verkehre Theil nehmen zu lassen, weil der Gewinn, den Deutschland davon zu erwarten hätte, die geringe Ausfuhr weit überwöge, welche Oestreich nach den deutschen Zollvereinsstaaten erhalten würde. Eine solche engere Verbindung könnte Deutschland nur mit Opfern erkaufen, welche zwar Oestreichs äußere Macht vermehren, dagegen den natürlichen Entwicklungsgang der reindeutschen Nationalität erlahmen müßten. Die Donau zeigt dem östreichischen Verkehr den Weg an. An die Mündungen dieses Stromes knüpft sich Oestreichs Stellung zum Orient, da winkt die Erweiterung seines Handels, und es darf sich nach dieser Seite hin die Obermacht durch Niemand entwenden lassen. Die Oestreichischen Alpenländer verlangen zu ihrer Selbsterhaltung und zu ihrem Gedeihen die engste Verbindung mit den Abdachungen nach Norden und Süden.

Deshalb iſt der Lauf des Po ſo nothwendig für die Monarchie, wie im Norden die Donau, und Trieſt iſt der zweite Hauptpunkt des öſtreichiſchen Handels, welcher die politiſche und commercielle Verbindung mit Italien und Griechenland behauptet. Es lag nur daran, hier die öconomiſche und mercantile Geſchloſſenheit Oeſtreichs und die Sonderung ſeiner Intereſſen von denen des übrigen Deutſchlands zu veranſchaulichen. — Wie groß auch die Verwandtſchaft und der Zuſammenhang der unter Oeſtreichs Centralgewalt vereinigten Nationen und Staaten erſcheint, läßt ſich doch ſehr leicht auch die Verſchiedenheit dieſer einzelnen Glieder des Ganzen ſowohl in Nationalität als nach Eigenthümlichkeit, Sprache, Sitte, Rechten und Cultur erkennen. Zwei benachbarte und durch ihre Bildungsſtufe aneinander gewieſene Nationen, nämlich die Deutſchen, in ſofern ſie noch im Stadium der Natur-Exiſtenz begriffen ſind, und die Magyaren bilden den Grundſtock eines weiten, ſüdweſtlichen Staatencyklus in Europa. An ihn hängt ſich der geſchichtliche Bildungslauf aller nach Süden hin angränzenden Staaten. Scheinen doch die nördlichen Völker durchweg die vorangehenden und gebietenden in der neueren Geſchichte und die Träger beſtimmter Cultur zu ſeyn. In geiſtiger und ſittlicher Hinſicht ſteht der deutſche Kern, in phyſiſcher und politiſcher dieſer und der magyariſche voran. An dieſes deutſch-magyariſche Prinzip reiht ſich in Bezug auf den Umfang der Monarchie ein lombardiſches und ein dalmatiſches Element an. Daraus ergeben ſich die vier Grundformen von Nationalität, welche im Staatenſyſtem Oeſtreichs vereinigt worden, nämlich 1) die deutſche mit ihren gemiſchten Nüancen, zu welchen man die ſlaviſch-deutſchen Stämme der Böhmen und der ſogenannten Illyrier zu rechnen hat; 2) die magyariſche, an die ſich Siebenbürgen ſchließt; 3) die dalmatiſche, welche ſich von den deutſch-illyriſchen Provinzen und dem adriatiſchen

Meere und ſüdlich von der Donau nach Oſten hinzieht und die noch der Pforte unterworfenen Fürſtenthümer Servien, Bosnien und dann die Lombardei zur Gränze hat; 4) die lombardiſche, welche den größten Theil Oberitaliens einnimmt. Gegen die Pforte hin bildet die Militärgränze eine kriegeriſche und polizeiliche Scheidewand von der Türkei. Dieſe Militär-Colonien tragen den Geiſt öſtreichiſch-deutſcher Civiliſation in uncultivirte Diſtricte, und man verwundert ſich, an dem Ende, wo man den Ausgang der Civiliſation erwartet, auf faſt deutſche Flecken, auf Reinlichkeit und Bildung zu ſtoßen. Die ganze dalmatiſche Region, wozu ich Slavonien, Kroatien, Dalmatien und die Grenzcolonie zähle, gehört der ſüdlich-ſlaviſchen Völkerrace an, ferner Siebenbürgen, und hier findet man nach Stämmen verſchiedene Formen und Dialecte des ſlaviſchen Sprachbaus, welcher gegen das adriatiſche Meer und Deutſch-Illyrien hin mit italiſchen und romaniſchen Miſchungen abwechſelt. Nur die Ungarn haben eine von dem ſlaviſchen Völkerzuge ausgezeichnete Nationalität, obwohl ich die Anſicht noch nicht aufgegeben habe, daß die Magyaren auch nur ein edlerer und reinerer Stamm der ſüdeuropäiſchen Slaven und deshalb als der repräſentirende Kern des ſüdöſtlichen Europa zu betrachten ſind. Die Ungarn haben eigenthümliche Sprache, Sitten und ihre Civiliſation erhält ſie im ſcharfen Widerſpruch mit den celtiſchen Nationen. Man könnte ſie die Spanier des Oſtens nennen. Die Forſchungen über den Urſitz und die früheſte Geſchichte der Ungarn verlieren ſich in ſo abgelegene und ſchwankende Regionen, daß für den practiſchen Standpunkt hievon kein Ergebniß zu erwarten. Als Anomalie erſcheint in dieſer Miſchung ein Theil der polniſchen Nationalität, das lodomeriſch-galliziſche Königreich, das mehr durch die politiſche Stellung Oeſtreichs in der gegenwärtigen Periode, als durch die Natur der Dinge entſtanden iſt. Wenn die Vereinigung deutſcher und ſlaviſcher Nationalität als

die Bedingung zu betrachten ist, welche die nachfolgende Völker-Entwicklung des südlichen und östlichen Europa mit der höheren Civilisation und dem germanischen Charakter der europäischen Zukunft verbindet, so sind die deutsch-östreichischen Lande und die Magyaren für das südöstliche Völkerleben dasselbe Bildungs-Centrum, welches in Nord-Osten die Vereinigung der die Ostsee begrenzenden germanischen Stämme mit der russischen Nationalität darstellt. Die Regierungsform für das vereinigte östreichische Staatensystem ist die von der Centralgewalt zu Wien ausgehende absolute Autorität, womit weder die Trennung der einzelnen Kronen und Königreiche, welche mit der Dynastie der deutsch-östreichischen Erblande verkettet sind, noch die beschränkende Verfassung, welche vorzüglich Ungarn nach altem Herkommen auch in seiner östreichischen Verbindung erhalten hat, im Widerspruch steht. Von den übrigen Verfassungen östreichischer Provinzen, zum Beispiel von der durch das Patent vom 24 März 1816 erneuerten Tyrols, kann im Sinne der National-Repräsentation und einer die Central-Gewalt wahrhaft einschränkenden Institution nicht gesprochen werden. Nicht Sehnsucht nach großen Freiheiten und Rechten, welche Tyrol einst besessen, nicht Verlangen nach den constitutionellen Staatsformen des westlichen Europa, sondern lediglich die größere Last von Steuern, welche dem Lande seit dem Frieden von 1815 aufgelegt wurden, brachte eine ungefährliche und nur im Einzelnen laut werdende Mißstimmung der Tyroler gegen die kaiserliche Regierung hervor. Doch dürfen die Tyroler von einer politischen Veränderung nicht die Verbesserung ihrer Lage erwarten. Man erinnere sich der schlichten Antwort, welche ein an den König Max Joseph von Baiern während des Krieges mit Tyrol im Jahr 1809 abgesendeter Tyroler auf die Frage des neuen Souverains: Warum es denn die Tyroler sich unter seinem Scepter nicht gefallen lassen woll-

ten? ohne Rückhalt gab: „Majeſtät, Ihr ſeyd uns nicht Manns g'nug!“ Böhmen iſt ohne weitere Verfaſſung ein beſonderes mit dem öſtreichiſchen Kaiſerthume vereinigtes Königreich: Bei der Uebernahme dieſer Krone hat das Kaiſerhaus nur wenige geſetzliche Beſtimmungen über Mündigkeit und Erbfolge in der Dynaſtie anerkannt. Ungarn hat eine Verfaſſung, welche dem Lande urſprüngliche Gerechtſamkeiten und Theilnahme an der Geſetzgebung ſichert. Allein die ungariſche Conſtitution iſt nur ariſtokratiſch-feudal, nicht aus dem neuen Prinzip der Volksrepräſentation, ſondern aus den alten Vorrechten des Adels entſtanden. Die Magnaten des Reichs bilden eine übermächtige und geſonderte Adelsbank, wogegen die ſtädtiſchen Deputationen ſich in ſchwacher Minorität befinden. Ein ſolcher Zuſtand kann mit den vom neuen Staatsprinzipe gegebenen Begriffen nicht in Vergleich gebracht werden. Es iſt nicht jene Form vernünftiger Staatsordnung, wie eine höhere Civiliſation ſie erzeugt, ſondern der Zuſtand des Privilegiums für eine oligarchiſche Nebengewalt im Staate. Mit dieſer ariſtokratiſchen Staatsform hängt die Lage des ungariſchen Volkes auf's engſte zuſammen. Als beſonderes Königreich fügt ſich Ungarn nur unter Anerkennung der alten Rechte dem kaiſerlichen Hauſe und der Central-Regierung. Mit der Halsſtarrigkeit der Magnatentafel liegt die Regierung auf den ungariſchen Landtägen bis auf den heutigen Tag zu Gunſten der niedrigen Volksklaſſen in einem fortdauernden Kampfe. Dieſer zielt dahin, die unteren Volksſchichten mit Rechten den groſſen Landbeſitzern gegenüber zu verſehen, einen ächten und nachdrücklichen Bürgerſtand zu bilden und ſo Ungarn auf die Stufe der Civiliſation zu bringen, welche jeder freieren und vernünftigen Staatsentwicklung vorangehen muß. Auf den unteren Volksklaſſen und deren Ankampf gegen die Rechte des Adels ruht die Autorität Oeſtreichs in dieſem, nächſt ſeinen Erblanden,

wichtigſten Theile der Monarchie. In dieſem Kampfe mit der Staatsregierung kann ſoweit ein Heil erkannt werden, als dadurch für ſpätere Entwicklungsſtufen das politiſche Element einer begüterten und geſchichtlich einflußreichen Ariſtokratie erhalten und durch ihren heutigen Widerſpruch die Eigenthümlichkeit der ungariſchen Nationalität gegen die Eingriffe der Centralgewalt und willkührlicher Verfügungen einer fremden und noch dazu abſoluten Gewalt geſchützt wird. Auch erweicht in dieſen öffentlichen Discuſſionen und in dem Kampfe mit der Regierung die trotzige und noch ungebändigte Naturkraft der Magyaren. Während man die rohe Gewalt des Adels bricht, fließt der ritterliche und keke Geiſt der Magnaten in die Adern des eigentlichen Volkes über, wie denn Oeſtreich nie vergißt, den ungariſchen wie den öſtreichiſchen und böhmiſchen Adel auf die Bahnen des bürgerlichen Ehrgeizes oder eines glänzenden Hoflebens zu locken. Dieſe Privilegien-Verfaſſung der ungariſchen Krone iſt alſo keine Ausnahme von dem weſentlichen Charakter des öſtreichiſchen Staates. Durch die Vereinigung des öſtreichiſchen und magyariſchen Elements wird Ungarn und das geſammte ſüdöſtliche Europa vor den Folgen einer oligarchiſchen Reiburg bewahrt, welche die Selbſtſtändigkeit der polniſchen Nation untergraben hat. — Unter den Böhmen zeigt ſich ſelten der Gedanke an die ehemalige Selbſtſtändigkeit. Zuweilen kommt noch die durch deutſche Cultur unterdrückte Nationalität der alten Czechen in Erinnerung und wie ein unheimlicher Geiſt wird der Proteſtantismus, den es einſt anſtrebte, noch manchmal offenbar. Im Ganzen ſteht Böhmen weit hinter den öſtreichiſch-deutſchen Staaten zurück. Es bedarf der leitenden Hand des Wiener Cabinets, welches die Civiliſation und Rechte der untern Volksklaſſen begünſtigt, während es den böhmiſchen Nationalgeiſt in Schranken hält. Von dem gebildeten Theil der Bewohner und durch die Be-

mühungen vaterländischer Gelehrsamkeit geschieht Treffliches zur Verbreitung höherer Cultur und zur Ausbildung der deutschen und slavischen Sprache. Prag ist in nationaler und geschichtlicher Hinsicht, so wie in Bezug auf den Verkehr des Landes der vollständige Mittelpunkt des Königreichs Böhmen und deshalb die zweite unter den Hauptstädten der östreichischen Monarchie. — Was den an Oestreich gekommenen Theil Italiens anbelangt, so kann dieser am schwersten die frühere Unabhängigkeit und den Zusammenhang mit dem übrigen Italien vergessen. Dem alten, überlebten Stoffe des italienischen Volkes ist die Barbarei zuwider, welche ihnen jene Deutschen in's Land zu tragen scheinen. Unverträglich ist die Erhaltung ehemaliger Privilegien und politischer Absonderung mit einem vereinigten oberitalischen Königreiche. Und wie sollte eine so stolze Stadt, wie Venedig mit dem Ueberrest alten, aber herabgekommenen Adels ihre Vergangenheit und zugleich den Verlust ihres Handels vergessen! Die Republik Venedig verlor mit ihrer Selbstständigkeit und mit ihrer aristokratischen Verfassung zugleich ihre Reichthümer, ihre Handelsmacht auf dem Mittelmeere, und was davon zu retten war, das ging von Venedig auf Triest, die östreichische Handelsstadt am Mittelmeere über. Ganz Italien trägt das Gepräge einer zerfallenen Civilisation, welche durch Vereinigung mit Oestreich zu einem neuen Stadium bürgerlicher und politischer Existenz gehoben werden kann. Durch diesen Posten im oberen Theile Italiens überwacht das Wiener Cabinet auch die übrigen Staaten Italiens. Was von jungen Elementen und modern politischem Charakter gegen die östreichische Gewalt im Kampf begriffen ist, zeigt nur auf vereinzelte und übereilte Gährungen, welche die westeuropäische Cultur hier fratzenhaft auf ganz anderen Grund und Boden hervorruft. — So steht die Monarchie als ein wohl zusammenhängender und in der jetzigen Geschichtsperiode

nothwendiger Staaten-Cyklus da, über welchen ich nicht der Ansicht beipflichten kann, welche nur eine zufällige, gewaltsame und von diplomatischen Künsten zusammengehaltene Mischung verschiedenartiger und sich ausschließender Bestandtheile und diese einzelnen Theile bei dem geringsten Anstoß von Außen auseinander fallen sieht. Ueberall zeigt die Natur auf die Nothwendigkeit größerer Staatenvereine und auf die Mischung verschiedenartiger Nationalitäten und uns gegenüber steht nach Volksthum, Bildung und Verfassung der östreichische Staatenkreis als ein abgeschiedenes Ganzes da. Zwar hat sich unter den unvermischten deutsch-östreichischen Stämmen der alte deutsche National-Charakter in völliger Reinheit erhalten; aber der Unterschied gründet sich auf die besondere geistige Beschaffenheit und Bildungsstufe, so wie auf die Eigenthümlichkeit, welche die Alpennatur in ihren Bewohnern nur langsam untergehen lassen wird. Trotz seiner Gesundheit und seiner unbefangenen Natürlichkeit oder gerade deshalb kommt uns der Tyroler wie ein wunderbares ausländisches Geschöpf vor, welches bei uns vielleicht dadurch das größte Staunen erregt, daß es eine Sprache mit uns spricht. Es läßt sich zweifeln, ob es ein Glück für die östreichischen Stämme wäre, von dem Entwicklungsgange des eigentlichen Deutschlands in's Schlepptau genommen zu werden. Man weiß, welche Wirren und Widersprüche solch' fremdartige und von dem allgemeinen Bewußtseyn gesonderte Stammrichtung in dem National-Leben hervorufen kann. Man denke an die Vendee in Frankreich, an die Nordprovinzen Spaniens. Und warum sollte man ein so glückliches Auskunftsmittel, das zugleich weltgeschichtliche Bestimmung vertritt, wie der östreichische Staatenbund, abweisen wollen, um ein lächerliches Phantom von umfassender deutscher Einheit festzuhalten? Doch rein unmöglich ist der Gedanke, das übrige Deutschland, wenn auch nur das südwestliche, an die

Herrschaft und das Schicksal des Kaiserthums ketten zu wollen. Es kann nicht die Absicht seyn, Oestreichs Stellung im deutschen Bunde anzutasten. Im Gegentheil muß die gegenwärtige Lage des öffentlichen Lebens in Deutschland so wie Oestreichs Antheil daran als ein Product der Notwendigkeit gefaßt werden. Nur den geistigen und politischen Einfluß dieser Macht auf die innere Entwicklung der übrigen deutschen Staaten kann man in Frage stellen, so wie die materielle Seite, der deutsche Handel, dem Einflusse Oestreichs schon entzogen worden ist. Wenn Oestreich mehr und mehr das moralische Gewicht einer herrschenden Macht im deutschen Volksbewußtseyn verlieren sollte, so kann deshalb das Gefühl der National-Verwandtschaft und allgemeiner Bezüge niemals im deutschen Volke erlöschen und selbst äußerlich abgeschiedener, als es vielleicht je werden wird, darf es nie aufhören, als ein nothwendiger Theil des germanischen Volkslebens von den Deutschen gedacht zu werden.

Treten wir der inneren Politik des Kaiserstaates näher, so leuchtet jedem billig Denkenden ein, wie sehr die Bestimmung und die Kräfte der Gesammt-Monarchie verstanden worden sind. In der Oekonomie hatte die Regierung trotz der immensen Kräfte des Reiches kurz nach dem Sturze der französischen Oberherrschaft noch mit den Folgen und Zerrüttungen langjähriger Anstrengung zu kämpfen. Hiezu kam die Ungeübtheit, sich in so neuen und verwickelten Finanzverhältnissen auf sichere und doch rechtliche Weise zu helfen. Sein Papier-System ward verderblich und man entschuldigte im Innern der Monarchie die Regierung nur so lange, als die Drangsale vom ersten Revolutionskriege bis zum weiten Pariser Frieden dauerten. Schon während des Wiener Congresses fielen die Fonds immer tiefer und gerade als man, um hinter den andern Staaten nicht zurückzubleiben, seinen Kredit wiederherstellen und die längst erwartete Ti-

nanz-Reform vom Jahr 1816 an durch vertrauenerweckende Maßregeln, öffentliche Versicherungen und die Errichtung einer Nationalbank zu Stande bringen wollte, mußten die Einwechslungen eingestellt und hierdurch der Staats-Bankerutt anerkannt werden. Noch lange blieb Oestreich mit dem Fluche seines Papiergelds behaftet, aber durch die außerordentlichen Hülfsquellen des Landes und durch geschickteren und geordneten Gang des Staatshaushaltes sind die östreichischen Staatspapiere, besonders die Metalliques zu solchem Credit gelangt und haben durch die Stellung des östreichischen Staates in der europäischen Politik solche Bedeutung, daß man ihr Schwanken oder Ruhen als den sichersten Thermometer für die bestehenden Verhältnisse und dem Frieden Europa's betrachten kann. Mit sicherer Hand führt das Wiener Cabinet die Administration seiner Staaten. In dem eigenen Charakter des Stabilität-Systems wie in der Anhänglichkeit der einzelnen Staaten und Stämme an alten Gewohnheiten und Formen liegt die Nothwendigkeit, langsam und überlegt an der Fortbildung und Verschmelzung der einzelnen Provinzen zu arbeiten. Großes und für viele deutsche Staaten Beneidenswerthes ist durch das östreichische bürgerliche Gesetzbuch schon längere Zeit erlangt worden. Die Gesetzgebung erhielt schon unter Maria Theresia und durch die philanthropischen Bemühungen des Herrn von Sonnenfels bedeutende Reformen. Durchgreifender ward hierin wie in der ganzen inneren Verwaltung von Joseph II. verfahren, und im Jahre 1812 empfing die Monarchie ein vorzüglich von dem tüchtigen Zeiler ausgearbeitetes Civil-Gesetzbuch. Es zeichnet sich diese Legislation vor andern Institutionen der Art, z. B. vor dem preußischen Landrechte, durch die große Uebersichtlichkeit und Klarheit der Darstellung und durch die Aufnahme allgemeiner Rechtsgrundsätze und Prinzipien unter die Rechtsnormen aus, wodurch der Umfang unbegränz-

ter Mannigfaltigkeit und unendlicher Einzelnheit beseitigt wurde. Einer der vorzüglichsten preußischen Staatsmänner und Rechtskenner, Eichhorn in Berlin, hat in seiner „deutschen Staats- und Rechtsgeschichte" diese Vorzüge anerkannt, und man dürfte, wenn die Klarheit und Reife der bürgerlichen Gesetzgebung als Maßstab in der Beurtheilung eines glücklichen und musterhaften National-Zustandes gelten könnte, in Oestreich einen der vorgerücktesten Staaten von Europa erblicken. — Durch die meisten Theile der Monarchie geht jener eben erwähnte Mangel eines eigentlichen dritten Standes. Vorzüglich die Bauern leiden unter der Abhängigkeit von der Landes-Aristokratie. Während Ungarns Adel, auf seine alten Privilegien gestützt, sich die Eingriffe der absoluten Central-Regierung nicht gefallen lassen will und nicht Lust hat, die nationale Selbstständigkeit und, wie man behauptet, den Willen der ungarischen Nation der Gesammtheit mehrerer und größtentheils kleinerer Staaten so wie der Leitung eines wenigstens nicht nationalen Cabinets untergeordnet zu sehen, verweigert dieselbe Aristokratie den Vorschlägen der Staatsregierung zur Verbesserung der Volkslage so wie den Wünschen der nicht privilegirten Magyaren selbst Gehör und Zustimmung. Doch wird, sowohl in Ungarn als in den deutschen Landen das bestehende Uebergewicht der Aristokratie glücklich gebrochen werden. Indem so das Wiener Cabinet die Regungen einzelner Nationalitäten überwacht und in das bestehende Herkommen die Formen der Civilisation und der Humanität hineinträgt, wird ein allgemeines Band um sämmtliche Glieder der Monarchie geschlungen und mit einer gleichmäßig verbreiteten Stufe der Civilisation die Verschmelzung all' dieser einzelnen Provinzen zu einem dauernden Ganzen vorbereitet. Hier ist die Aufgabe, welche die innere Politik Oestreichs auf die glücklichste Weise verfolgt. Dieses allgemeine Urtheil erleidet auch dann keine wesentliche Einrede,

wann die Verwaltung den Zumuthungen und Einflüssen einer vorangeeilten Cultur abwehrende und im Einzelnen, besonders das Individuum belästigende Maßregeln entgegensetzt. Dann zeigt sich nur wieder das Mißverhältniß, welches in solchen National-Verhältnissen und bei der Berührung aller europäischen Staaten zwischen dem Einzelnen und der Durchschnitts-Lage einer Nation sich nothwendig ergibt. Auch zeigt die Regierung wiederum große Milde und Rücksicht gegen den Einzelnen, besonders die gebildetere Classe eingeborener Oestreicher, und es behandelt selbst Verletzungen der öffentlichen Ordnung und Umtriebe des außeröstreichischen Zeitgeistes in den meisten Fällen mit väterlicher Schonung, wie denn nur Italien in neuerer Zeit östreichische Staatsverbrecher aufzuweisen hatte. Es kann an diesem Orte nicht von dem inneren Getriebe der Staatsverwaltung oder von dem Zustand der Militärmacht oder von Kirche, Schulen und Universitäten gesprochen werden. Für die Aufgabe dieses Werks liegt eine nähere Betrachtung dieses Staates, den wir von einem vom Deutschen verschiedenen Interesse und Prinzip beherrscht sehen, außerhalb der Gränzen. Muß sich hier nicht Alles nach Oestreichs Stellung und individuellem Bedürfniß richten? Die großen Gefahren, welche die neueren Bewegungen im westlichen Europa unter die östlichen Staaten und Nationen gebracht haben, verlangten von Oestreich wie vom deutschen Bunde größere militärische Kraftanstrengung und eine den Frieden und den Bestand der Dinge garantirende Haltung. Seit diese Besorgnisse mehr und mehr gehoben worden sind, hat auch die östreichische Regierung den Anfang gemacht, sich zu entwaffnen. — Wenn in der früheren Darstellung der Fürst Metternich als das Haupt und der Leiter der ganzen östreichischen Politik angesehen wurde, so muß doch erwähnt werden, daß von ihm die innere Verwaltung nicht unmittelbar geleitet wird. Dennoch bleibt der

Fürſt durch die Natur der öſtreichiſchen Politik, die in der äußern wie in der innern Richtung ein und daſſelbe Centrum hat, der mittelbare Führer des geſammten öſtreichiſchen Staatslebens, indem er als höchſter Anwald des königlichen Hauſes die Rechte der Krone gegen die Anmaßungen oder den Eigenſinn einzelner Provinzen vertritt und als Repräſentant der öſtreichiſchen Geſammt-Monarchie nach Außen zugleich die nothwendige Politik im Innern vorſchreibt. Ohne für den Gang der Verwaltung im Einzelnen und Unweſentlichen verantwortlich zu ſeyn, muß doch der Staatskanzler als der Geiſt betrachtet werden, der das Ganze belebt und bewacht.

Doch ganz in ſeiner Hand hält Metternich die Fäden der öſtreichiſchen Politik nach Außen. Wie durch Tradition hat ſich das Geſetz dieſer äußeren Politik Oeſtreichs vererbt, ſo daß die jetzige Praxis nur eine geſchickte Hand und im rechten Moment genügende Fähigkeit ſich zu verjüngen und zu accomodiren verlangt. Welche Ueberlieferung ſteht ihm hier zur Seite! Welche Koryphäen nennt dieſe Politik! Man denke nur an ſeine großen Vorgänger, Max von Trautmannsdorf, Oeſtreichs Hauptgeſandter bei den Friedensverhandlungen in Osnabrück, an Kaunitz, Stadion. Durch die erſte Begründung ihrer Hausmacht mußte ſich die Dynaſtie Habsburg als ein Glied des deutſchen Reiches fühlen. Als ſpäter ihr Anſehen im Reiche durch die Reformation, den weſtphäliſchen Frieden und Friedrich den Großen gebrochen wurde, gründete ſie immer das Reich an und unter ſich haltend ihre eigene Separatmacht, eine Macht, welche durch Ausdehnung auf außerdeutſche Lande unabhängig und geſondert vom Reiche wurde. Von kleinen gräflichen Urſprüngen in der Schweiz wendete ſie ſich immer entſchiedener nach Südoſten, und während noch heute das Vorarlberg der überbliebene Urbeſitz des Hauſes iſt, liegt der Kern der öſtreichiſchen Herrſchaft ſchon lange in dem eigentlich ſoge-

nannten Erzherzogthume und in dem öſtlich und ſüdlich es umſchließenden großen Staatenkreiſe. Im Weſten opferte es die Schweiz, dann den Elſaß, von dem es den größten Theil beſaß, ſpäter Lothringen, Flandern, die Niederlande, kurz die Summe des als Hauptbeſitz ererbten burgundiſchen Reiches; endlich ſeit der Revolution ſogar ſeine vorderöſtreichiſchen Stamm-Provinzen in Schwaben und am Rheine, wozu man auch die vom deutſchen Kaiſer beſetzten oder meiſt von Prinzen des öſtreichiſchen Hauſes beherrſchten Ländereien des Deutſchmeiſterthums in Schwaben und Franken mit der Reſidenz Mergentheim, ferner die Erzbisthümer Salzburg, Bamberg, Würzburg u. ſ. f., ſo wie viele andere geiſtlichen Herrſchaften zählen kann. Seit Auflöſung des deutſchen Reiches im Jahr 1806 und nachdem es zwei Jahre vorher die erbliche Würde eines öſtreichiſchen Kaiſerthums angenommen und den erblichen Länderbeſitz ſeines Reiches als zuſammenhängende Separatmacht conſtituirt hatte, ſchien Oeſtreich ganz aus dem Reichsverbande getreten und ſein Einfluß auf dieſen verloren zu ſeyn. Doch durch die geſchickte Benutzung ſo vieler widerſprechender Intereſſen einzelner deutſcher Fürſten und europäiſcher Großmächte gelang es auch dem Wiener Congreß der diplomatiſchen Feinheit des Fürſten Metternich, den kaiſerlichen Einfluß wenigſtens in einem Bunde ſo weit wieder herzuſtellen, als es die Umſtände erlaubten. Hierdurch trat es zum Theil in die Bahnen ſeiner alten Politik zurück, erhielt ſeine halbdeutſche, halbaußerdeutſche Stellung im europäiſchen Staatenſyſteme, fügte einen Theil ſeiner Staaten als integrirendes Glied in den neugebildeten deutſchen Bund und vergrößerte durch die darin eingenommene Stellung ſeinen Einfluß und ſeine Größe im bedeutendſten Maße. Der deutſche Bund kann in ſeiner jetzigen Beſchaffenheit als ein Werk der öſtreichiſchen Politik angeſehen werden. Trotz des ungeheuren Einfluſſes, vorzüglich auf die ſüddeut-

ſchen Staaten des Bundes und in Bezug auf die Maßregeln, welche der Bund den ſtürmiſchen Bewegungen des Zeitgeiſtes entgegenſetzte, trotz der Sympathie, die noch immer im ſüdweſtlichen Deutſchland aus Abneigung gegen die Norddeutſchen und Preußen vorherrſcht, hat Oeſtreich in der Wirklichkeit und mehr noch im Bewußtſeyn der deutſchen Nation unberechenbaren Verluſt in ſeiner Beziehung zum deutſchen Bunde erlitten. Die fortgehenden geiſtigen und politiſchen Bewegungen Deutſchlands erkennen nur zu gut, daß ſie an Oeſtreichs Politik einen nicht vermittelnden, unverſöhnlichen Gegner haben. Endlich ſchloß ſogar Preußen durch ſeinen deutſchen Zollverein auch die materielle Verbindung Oeſtreichs mit Deutſchland ab, das Aergſte, was das Wiener Cabinet, ohne ein Gegenmittel in der Hand zu haben, ertragen mußte. Nichts deſto weniger ſucht es zu erhalten, was es der Natur der Dinge nach in der gegenwärtigen Lage nicht leicht verlieren kann, und durch künſtlich-diplomatiſche Mittel zu erſetzen, was in ſeiner natürlichen Stellung ausgefallen iſt. Noch immer iſt es eine Hauptaufgabe des öſtreichiſchen Cabinets, jeden prädominirenden Einfluß in Deutſchland zu paralyſiren. War doch daſſelbe ſich recht wohl bewußt, wie ſehr das Werk des Wiener Congreſſes auch für Deutſchland nur ein Product bewältigender und der Nothwendigkeit des Augenblicks entſprechender Vermittlung betrachtet werden müſſe, um daran feſt zu halten, bis eine größere Klarheit in der Anſchauung deutſcher Verhältniſſe, eine größere Summe von Erfahrungen, eine entſchiedenere Stimmung der Nation und endlich die Gunſt des Augenblicks oder die Nothwendigkeit dem mächtigeren Einfluſſe ein Reſultat gewähre, was zugleich die älteſten Wünſche und Anſtrebungen öſtreichiſcher Politik befriedige. Schon lange der ſtolzen Hoffnung früherer Zeiten beraubt, die ganzen deutſchen Lande in ſouveränen und ungetheilten Beſitz zu nehmen, hat es doch in den ſchwierig-

ſten Perioden nie ſein Auge von Süddeutſchland gewendet und ſelbſt im deutſchen Bunde durch die Theilung einer gewiſſen politiſchen und militäriſchen Oberaufſicht, welche Preußen im Norden, Oeſtreich im Süden führt, eine Anſicht durchſcheinen laſſen, welche für jede künftige Veränderung des Nationalzuſtandes, wenigſtens nach ſeinem Willen, als Anhaltspunkt dienen ſoll. Schon bei Vertheilung der deutſchen Lande im Jahr 1815 ſprach Oeſtreich als Bedingung jeder Vergrößerung Preußens, der ihm gegenüber ſtehenden Macht in Deutſchland, den Satz aus, Preußen dürfe die Scheide von Süd- und Norddeutſchland und am Rheine die Moſel nicht überſchreiten, und es traf jede Anſtalt, die Macht des Nordens von den Verhältniſſen und Beziehungen des Südens abzuwehren. Dennoch hat Preußen in der Geiſterwelt durch die Natur ſeiner reindeutſchen Bildung, in der materiellen Welt durch den Zollverein und im Nationalbewußtſeyn durch die Erinnerung an Preußens Begeiſterung und Verdienſte für Deutſchland im Befreiungskampfe, durch ſein geläutertes Gouvernement und durch die Größe, Kraft und Ehre, welche die unter Preußens Krone vereinten Stämme zuſammenhält, feſtes und vielverſprechendes Terrain in Oberdeutſchland gewonnen. Wie die Vergrößerung der Macht Oeſtreichs durch ſeine Stellung im Bunde eine überwiegend äußerer Politik zugehörende Aufgabe des Wiener Cabinets iſt, ſo bleibt das Verhältniß des übrigen Deutſchlands auch im Bunde mit Oeſtreich mehr das einer Allianz, als das einer nothwendigen und natürlichen Verbindung, da dieſer Alliirte zur Erweiterung ſeiner geſonderten und eigenthümlich-öſtreichiſchen Herrſchaft es als ſeine nächſte Aufgabe erachten muß, von dem Zuſammenhange mit Deutſchland ſo viel zu gewinnen, als ſich in der gegenwärtigen Periode oder im Laufe der Zeit erzielen läßt.

Die auswärtige Politik Oeſtreichs läßt ſich überhaupt in

drei Gesichtspunkte fassen. Der erste umfaßt alle Intensionen und Maßregeln des Wiener Cabinets, wodurch die Hauptbestimmung seines Staatensystems erfüllt, die Macht der Monarchie erhalten und auf angemessene, von der Natur gegebene oder auf die Möglichkeit und Zufälle klug berechnete Weise vergrößert werden kann. Die zweite Richtung dieser Politik trifft Oestreichs Filial-Macht in Deutschland und die hier einschlagenden Probleme. Drittens hat sich diese Politik zum Schutz der eignen Regierung in einen Bund mit den Mächten vereinigt, welche das absolute Prinzip in Europa zu vertheidigen oder wenigstens die Grundsätze der Staatsordnung und die Norm des Bestehenden festzuhalten und gegen die Neuerungen des Radicalismus, der Ideologen oder der Jakobiner zu sichern entschlossen sind. Von dieser Seite richtet sich Oestreichs Politik gegen alle Fürsten und Völker, welche das constitutionelle Prinzip anerkannt haben, oder arbeitet mit ihren Autoritäts-Alliirten der Ausdehnung dieses Prinzips entgegen. In Deutschland, England und vorzüglich Frankreich, durch welches erst der revolutionäre Charakter des antiöstreichischen Staatsprinzips ausgesprochen wurde, sieht das Wiener Cabinet die Feinde, welche es vorzugsweise zu bekämpfen hat, um die Ordnung in Europa und die Ruhe in den eigenen Staaten zu erhalten. Deshalb verband es sich mit Rußland und selbst mit Preußen und bildet mit diesen die Mauer der conservativen Politik, welche in den letzten verhängnißvollen Jahren den Einbruch der Neuerung und die anarchische Bewegung zurückgehalten hat. Weil kein Staat in dieser Allianz so viel Interesse an der ungetheilten Aufrechthaltung des Status quo und an Bekämpfung eines neuen socialen Grundprinzips hat, als Oestreich, weil ferner kein Staat so vom Grund aus den Glauben an politische und sociale Autorität geltend macht, als eben derselbe, so ist Oestreich als der Repräsentant dieser Seite des politischen

Europa zu betrachten. Was ſeine deutſche Politik anlangt, ſo fällt ſie ziemlich mit der eigentlichen Hauptrichtung der öſtreichiſchen Hauspolitik zuſammen, nur daß ſie um Preußen, den einzigen Gegner, der ihr hier gegenüber ſteht, im Zaum zu halten, alle anderen nationalen, politiſchen oder Privat-Intereſſen, welche gegen Preußen benutzt werden können, als ihre Bundsgenoſſen betrachtet, wenigſtens ſo lange ſie derſelben bedarf. Die eigentliche Hauspolitik der öſtreichiſchen Monarchie entzweit dieſe mit den ſämmtlichen Hauptmächten Europa's außer mit England, mit deſſen Intereſſen und Anſtrebungen als einer See- und Handelsmacht ſie nun ein für allemal nicht concurriren kann. Auf dem Continent hat England in dem grundverſchiedenen Oeſtreich ſeinen mächtigſten politiſchen Alliirten und in den Richtungen dieſer beiden Staaten gleichen ſich die Anſprüche des Continents mit dem meerumſchwommenen Großbritanien aus. Die Franzoſen fürchtet man in Italien, die Preußen im ganzen nicht öſtreichiſchen Deutſchland, die Ruſſen an den Donaumündungen, in Conſtantinopel und auf dem Wege nach Indien. Mehr als Alles ſchreckt in dieſem Bezug die enge Verbindung der Fürſtenhäuſer und Cabinette von Berlin und Petersburg, welche einerſeits auf Deutſchland, andererſeits auf die Pforte und Perſien drückt. Nie kann Oeſtreich zugeben, daß die Ruſſen von Conſtantinopel Beſitz nehmen, weil es dadurch um ſeine ganze Stellung zum ſüdöſtlichen Europa, um die Donaumündungen und den levantiſchen Handel gebracht würde. Es bietet daher Alles auf, um die Pforte in ihrem gegenwärtigen Zuſtand zu erhalten. Die Entſeſſelung Griechenlands, welche es ſchwer verſchmerzt hat, ſucht man, ſo viel als möglich ungefährlich zu machen, und hier reicht das Intereſſe Großbritaniens brüderlich den Arm. Nur mit Widerwillen hat Metternich dem Kriege Rußlands mit der Pforte zugeſehen, und furchtſam betrachtet er den weiten

Arm, mit welchem Rußland sogar bis über die Weichsel hinaus die östreichischen Provinzen umstellt hat. Was den Fortschritt der preußischen Obermacht in Deutschland betrifft, so sieht er in dem zu England gehörenden Hannover im Norden und in dem, die Gesinnung der einzelnen deutschen Fürsten, ihre Selbstständigkeit und Souverainität so wie die süddeutschen und nationalen Antipathien repräsentirenden Cabinet von München, endlich aber in den liberalen Bewegungen mehrerer deutscher Staaten und in den Vereins-Maßregeln, welche es von Berlin ausgehen oder proclamiren zu lassen pflegt, ein treffliches Gegengewicht, ohne daß dadurch die in anderer Rücksicht nothwendige Verbindung mit Preußen oder gar das äußere freundliche Vernehmen gestört würde. Die betrübendste Erfahrung, welche das Werk des östreichischen Diplomaten erlebt hat, lag in den drei großen Schlägen, welche hinter einander die conservative Politik Europa's erschütterten. Ich meine den Umschwung von 1830, die polnische Revolution und die Reformbill. Mit dem Sturz der Bourbons ward das kunstreiche Werk zerstört, welches man in fünfzehn Friedensjahren befestigt zu haben meinte. Am drohendsten trat die polnische Insurrection an die Pforten der östreichischen Monarchie und ohne an Gallizien zu denken, mußte sie eine Zeit lang vor jeder Bewegung zittern, welche in dem streng überwachten Ungarn ausbrechen könnte. Durch die Erneuerung des englischen Staatslebens sah endlich Oestreich das liberale Staatsprinzip zu einem festen und unberechenbaren Besitz gelangen, den kein Widerstand rückgängig machen kann, und eine Macht, mit der es so eng verbunden war, sich einer Richtung und Verbindung zuwenden, welche die Allianz mit Oestreich wenigstens zur Hälfte auflößte. Doch auf dem Continent wurden die aufgeregten Wogen beschwichtigt und wie die Interessen Englands sich auch sonst wenden, ja bei der Lage des gesammten Europa läßt sich

an eine Gefahr für Oeſtreich zur Zeit nicht denken. Der politiſche Zwieſpalt Europas wird durch die Stellung der Continental-Mächte vermittelt und auf dem Feſtlande möglichſt darniedergehalten. In dem Kampfe, welcher zwiſchen den Intereſſen des Beſitzes und der Gröſſe europäiſcher Nationen ſich vorzubereiten ſcheint, ſteht Oeſtreich nur im zweiten Gliede, und dürfte bei den ſonſtigen Conflicten der Politik als vermittelnde Macht ſeine Wünſche am wenigſten beeinträchtigt ſehen. Erſt bei den auswärtigen Beziehungen des eigentlichen Deutſchland, welches jetzt wohl auch von Oeſtreich vertreten wird, kann über die politiſche Situation Europas mehr geſagt werden. An die Zerſtörung einer ſtaatlichen Erſcheinung wie Oeſtreich, deren Nothwendigkeit und Beſtimmung in obiger Darſtellung zur Genüge verhandelt worden iſt, ja an eine Vernichtung einer ſo bedeutenden Macht Europas kann Niemand denken, der die Klugheit kennt, mit welcher Oeſtreich ſeinen Lauf verfolgt. Die Suprematie über Italien von der Lombardei und über das europäiſche Morgenland von der Donau aus — dies iſt die natürliche Aufgabe, welche Oeſtreich geſetzt iſt. Von Wien aus wird das Schickſal dieſer Länder abhängen und die Gebiete von Rom und Conſtantinopel dürften kleine Freiſtaaten der römiſch-katholiſchen und der griechiſchen Kirche bleiben, von wo aus die kaiſerliche Regierung ihren Arm über Italien, die jetzige Türkei und Griechenland ſchwingt, wie von Frankfurt aus bisher über Deutſchland. — So bildet ein Drittheil Deutſchlands ſchon jetzt im Bewuſtſeyn und vielleicht bei einer Veränderung der europäiſchen Verhältniſſe, auch in der äußern Wirklichkeit einen mehr geſonderten, mit anwohnenden Nationalitäten gemiſchten politiſchen Körper. Wenig dürfte dem deutſch-öſtreichiſchen Ländercyclus noch von deutſcher Seite mangeln, um die ganze äußere Ausdehnung, die ihm beſtimmt iſt, auszufüllen. An eine Unterwerfung

des übrigen südlichen Deutschland unter die direkte Oberhoheit Oestreichs läßt sich so wenig denken, als auf die Wiedererlangung der Schweiz. Nur über das Gebiet, was der Natur und dem schon bestehenden innern Zusammenhang nach dem Systeme und der Oberhoheit des Kaiserstaates zugehört, dürfte sich die Frage immer wieder erneuern, so daß vielleicht bis auf die schwäbischen Anfänge, die sich vom rheinischen Staatensysteme nicht abtrennen lassen, das Donaubecken einmal vollständig in die Hände kommt, welchen darnach gelüstet. Dieser natürlichen Politik wandte sich schon Kaiser Joseph zu und Oestreich hätte diesen Theil seiner Donaubesitzungen schon damals acquirirt, wenn nicht die Eifersucht Friedrichs des Großen in den Weg getreten wäre.

Die nothwendige, doch außerdeutsche Existenz dieser großen Staatenvereinigung muß ins allgemeine Bewußtseyn dringen, das bei der deutschen Nation noch immer im Schwanken begriffen ist. Während vor nicht zu langer Zeit der Gedanke an die Erneuerung des deutschen Kaiserreichs und eine entschiedene Obermacht des Hauses Oestreich über Deutschland nicht bloß von Liebhabern der ritterlichen und bunten heiligen römischen Reichs-Unordnung, wie von dem wohlgesinnten Freiherrn von Gagern, sondern selbst von gekrönten Häuptern und Prinzen, welche die gäng und gäbe Begeisterung für die Einheit Deutschlands ergriffen hatte, noch nicht aufgegeben wurde, verstand Oestreich seine Lage sehr gut und lehnte alle Anmuthungen der Deutschthümler, die alte Reichsverfassung wieder herzustellen, also die Oberherrlichkeit ab. Dagegen wußte es sich so viel Einfluß, als möglich war, wieder zu gewinnen und nicht bloß das Bundespräsidium, sondern auch eine negative Gewalt über Deutschland vorerst zu sichern.

Engere Nationalbeziehungen, natürliche, nicht bloß auf Handel und materielle Interessen bezügliche Verträge werden zwischen Deutschland und Oestreich immer bestehn. Auch wird

die Sympathie vieler Deutschen — nicht bloß der Katholischen — sich noch lange für Oestreichs Macht und Interesse aussprechen. Immer wird Oestreich sich aus den Kreisen deutscher Intelligenz in den Bahnen des Staats, der Diplomatie und der Wissenschaft recrutiren und so seine Bezüge zu Deutschland lebendig erhalten, wie dies Rußland für die nördlichen Slaven pflegt. Fürst Metternich ist aus einer rheinländischen Familie und wie Oestreich unter Deutschlands Gelehrten und Staatsmännern in der gegenwärtigen Lage seine besonderen Anhänger hat, so fand es auch in der eminenten Begabung eines norddeutschen Kopfes, ich meine den Ritter von Gentz, denjenigen Mann, der die Praxis und und das System der östreichischen Politik deutscher Geisteswelt und dem Ausland gegenüber mit den Waffen des Geistes und der publicistischen Darlegung schützte. Mit allen Schwächen, die ihm vorgeworfen werden können, war er ein ausgezeichneter Geist und in Ermangelung gleich großer Gegner der eminenteste politische Schriftsteller Deutschlands. Ihn aber wegen des Dienstes, den er seinem zweiten Vaterlande geleistet hat, mit einem Schuhputzer zu vergleichen, konnte nur jener unfähigen Kritik einfallen, deren Liberalismus dem Vaterlande freilich noch gar nichts genutzt hat. Gentz ist der geistige und schriftstellerische Repräsentant des Metternichschen Cabinets gewesen und zugleich der wahre Gehülfe und Schatz des Fürsten. So wird sich Oestreich immer mit deutscher Intelligenz bepanzern. Gentz starb in den letzten Jahren, kaum nach jener großen Bewegung, die uns auch der vorzüglichsten Geister eines halben Jahrhunderts beraubte. Als die Ordnung Europas gesichert schien und die conservative Politik aus den Stürmen der Zeit das Resultat der Arbeit von fünfzig mühevollen Jahren gerettet hatte, trat Gentz vom Schauplatz ab. Von seiner geistigen Selbstständigkeit gibt dies das beste Zeugniß ab, daß er nie seinen protestan-

tischen Glauben verließ. Einen wirklichen Nachfolger hat er noch nicht gefunden *).

Man hat gesagt, Oestreich, das Centrum des Continents, sey auch der politische Schwerpunkt Europas und die Union der Deutschen und Magyaren sey berufen, das Fundament aller europäischen Staaten abzugeben. Deutschland, Italien, die Türkei sollen sich als dependente Vasallenlande um die Krone des Hauses Habsburg schaaren. Vorzüglich um Gott weiß welcher materieller Interessen willen macht man Oestreich zum Kerne der politischen Welt, als wenn kein anderes Interesse die Welt bewegte denn der Handel, als wenn es nur das Brod allein wäre, von dem der Mensch lebe. Was Deutschland anlangt, so müßte man, ehe es nach dem Willen dieser Publicisten von der Donau ginge, uns erst zu Narren machen, denn im Narrenhause werden wohl die gescheidtesten Köpfe von gar nicht vorzüglichen Talenten in Ordnung gehalten. In gewissem Sinne ist Oestreich für Europa ein Urland. Es bildet, wie die harte Masse seiner Alpen, den Stoff, den die Civilisation noch lange bearbeiten wird, damit er erweiche. Gleich dem Orient, kommt von Oestreich jener Athem der frische und anfänglicher Menschheit über die nicht selten krankhaften Bewegungen der civilisirten Völker und wenn im Eifer des Fortschritts der Bo-

*) Diese Darstellung der östreichischen Staatsverhältnisse war schon geschrieben, als eine biographische Skizze der Laufbahn des Ritters von Gentz von vorzüglicher Hand in meine Hände gelangte. Dieselbe befindet sich in der „Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel von Varnhagen von Ense," worin die Stellung und Bedeutung des östreichischen Publicisten mit jener ächt historischen Zartheit und Menschlichkeit gezeichnet ist, welche Varnhagens Arbeiten als leuchtende Muster charakterisiren. Ich freue mich, im Wesentlichen dasselbe Resultat ausgesprochen zu haben.

den wanken will, lehnt man ſich wie an einen Felſen an die eigne Vergangenheit und an Oeſtreichs ruhige Haltung. Oeſtreich iſt nur ein Rückhalt, nie ein Mittelpunkt für die politiſche Entwicklung. Und was Deutſchland von dieſem Anhalt zu hoffen und zu fürchten habe, das wurde bisher angedeutet und wird mit jedem Blatte der Geſchichte und meiner Studien mehr zur Klarheit gelangen.

# Vierter Abschnitt.

## Die baierische Combination.

Wenn man dem Südosten Deutschlands eine eigenthümliche und europäische Stellung zugesprochen hat, bleiben noch zwei Haupttheile übrig, von welchen man erwartet, daß sie das eigentliche deutsche Nationalleben repräsentiren und im Stande seyn werden, die Elemente unserer Nation in nothwendiger Staatsform zu verwirklichen. Diese beiden übrig gebliebenen Haupttheile sind nun der südwestliche oder oberdeutsche und der gesammte Norden. Indem man von Oestreich in das oberdeutsche und in rein politischer Beziehung allein als süddeutsch zurückbleibende Nationalstück übergeht, kommt man an ein Uebergangsterritorium, nämlich Baiern. Betrachtet man die Ingredienzen dieser nach und nach zu einer bedeutenden Größe erwachsenen Landesherrschaft, so ist man in Verlegenheit, ob man diesen Bezirk zu dem außeröstreichischen Süddeutschland zählen darf. Baiern hat sich von dem ehemaligen Herzogthum dieses Namens, welches zugleich den Hauptumfang des sogenannten bairischen Kreises im alten deutschen Reiche einnahm, durch die Familienverbindung seiner Regenten mit den pfälzischen Regierungshäusern zu immer größerer Ausdehnung seines Gebietes erhoben, so daß jetzt nicht bloß der ganze ehemalige bairische Kreis, namentlich die obere Pfalz, sondern auch fast ganz Franken, ein Stück des alten Schwabens, namentlich der Pfaffenwinkel und die zwischen dem Lech und der Iller gelegenen östreich-

schen oder geistlichen Besitzungen, ferner Reichsstädte, z. B. Augsburg und selbst Lindau am Bodensee, endlich am Rhein und in dessen Nähe der Theil der alten Pfalz, welcher jenseits des Rheines lag, das Herzogthum Zweibrücken, und vielerlei jenseits des Rheins oder am Odenwald und an der fränkischen Nordgränze gelegene herrschaftliche, geistliche oder churmainzische Gebiete zur Krone des Wittelsbachischen Hauses gehören. Aus diesen Bestandtheilen läßt sich erkennen, daß Baiern eine aus verschiedenartigen Haupttheilen zusammengesetzte Monarchie ist. Während Franken, die schwäbischen Districte und alles weiter nach Norden und Westen gelegene Land nach Geschichte und Volksbeschaffenheit wirklich dem südwestlichen Deutschland angehören, fällt Altbaiern und die obere Pfalz, welche Theile auch schon früher vereinigt worden sind, nach Eigenthümlichkeit, geistiger und physischer Beschaffenheit der östreichischen Nationalscheidung zu. Wie dem auch sey, dieß läßt sich nicht verkennen, daß wenn irgend eine einzelne Monarchie in Deutschland, so muß die bairische eine combinirte genannt werden, und zwar in demselben Sinne ist hier ein Element dem anderen entgegen gesetzt, wie man in dem vorigen Abschnitt einen Widerspruch des östreichischen Staatsgeistes mit dem Nationalbewußtseyn des übrigen Deutschlands erkennen mußte. Ich will es nicht als bedeutsam anmerken, daß schon zu den Zeiten Karls des Großen das Herzogthum Baiern mit den meisten Theilen des heutigen Oestreich ein großes Ganze ausmachte, welches sich nachmals um so abgesonderter fühlte, als es von Karl besiegt und unter günstigen Bedingungen in den großen Reichsverband der Carolingischen Monarchie aufgenommen wurde. Später findet sich das Herzogthum auf sein eigentliches Gebiet zurückgesetzt und zu den Zeiten der Hohenstaufen als Eigenthum des Welfischen Hauses. Friedrich Barbarossa entriß dem übermüthigen Heinrich dem Löwen alle seine im Süden Deutsch-

lands gelegenen Herrschaften und gab seinem Hausmarschall, Otto Grafen von Wittelsbach, das den Welfen abgenommene Herzogthum Baiern. So kam ein ehemaliger Vasall des Welfischen Hauses, das Geschlecht der Wittelsbacher, zum Besitz der herzoglichen Würde und der altbairischen Lande. Ein anderer Zweig der Wittelsbacher erhielt die Pfalz am Rheine und die Oberpfalz. So lange die Macht der Hohenstaufen dauerte, hielten die Wittelsbacher an dem königlichen Hause fest, und Furcht und Ehrerbietung ließ selbst bei schwankender Gesinnung eine den Nachbarn feindliche Politik nicht aufkommen. Nachdem aber die Herrschaft der schwäbischen Kaiser beendigt war, fingen die Herzöge von Baiern an, mit den übrigen mächtigen Fürstenhäusern zu rivalisiren und selbst auf die Kaiserwürde zu aspiriren. Doch ward die neue Macht Oestreichs im Süden immer gewaltiger, bis die Reformation sich vergeblich den Gränzen des Herzogthums nahte. Jetzt führte das gemeinschaftliche Religions-Interesse Oestreich und Baiern an einander und das Herzogthum war im dreißigjährigen Kriege der stärkste Verbündete Oestreichs und der hitzigste Vertreter papistischer Interessen. Im westphälischen Friedensschlusse wurde die inzwischen übertragene altpfälzische Chur mit dem Besitz der obern Pfalz und der Grafschaft Cham dem Hause Baiern zugesprochen. Nachher kamen Oestreich und Baiern in Conflict. Joseph II. trat sogar deutlich mit der Absicht hervor, für sein Haus die churbairischen Lande gegen den Besitz der östreichischen Niederlande einzutauschen. Dies geschah nach dem Aussterben des Churhauses, als die Pfalz am Rhein mit Baiern vereinigt worden war. Und gewiß hätte das Project des Wiener Cabinets keinen Widerstand gefunden, wenn nicht das Ansehen Friedrichs des Großen und der von ihm gestiftete Fürstenbund jenem klugen Vergrößerungsplane sich widersetzt hätte. Auch ward durch die Feindseligkeiten zwischen Oestreich

und Baiern und die Anhänglichkeit der Altbaiern an ihr Fürstenhaus eine gehäßige und stammfeindliche Stimmung der Baiern gegen die Oestreicher erhalten, welche in der Natur der Dinge keine wesentliche Veranlassung hat. Die Revolution und die Auflösung des deutschen Reiches vergrößerte kein deutsches Fürstenhaus in gleich günstigem Maße, wie Baiern, weil hier das Fundament eines Gegengewichts gegen Oestreich gegeben war, das sich fast bis an die Thore Wiens hinandrängte. Nach der Schlacht bei Austerlitz und in Folge des Friedens von Preßburg vom 26. December 1805 erhob Napoleon den Churfürsten von Baiern zu einem souveränen Monarchen mit königlicher Würde. Schon in den Revolutionskriegen war die Pfalz jenseits des Rheins verloren worden und bei der Auflösung des deutschen Reichs mußte man die übrige Rheinpfalz an Baden abtreten. Dagegen wurde es in Franken und Schwaben vergrößert und erhielt jetzt noch die Markgrafschaft Burgau, das Territorium von Lindau und die Grafschaft Tyrol, so wie kurz darauf die freien Reichsstädte, Nürnberg, Augsburg und Regensburg. Durch die Acte vom 12. Juli 1806 ward Baiern in den Rheinbund aufgenommen, worin es allen übrigen meist süddeutschen Fürsten voranstand. Von jetzt an nahm Baiern an allen Feldzügen Napoleons Theil und zwar mit der ehrenvollen Begünstigung, daß die bairischen Truppen ein Armeecorps mit eigenem Befehlshaber bildeten. Durch den Frieden von Schönbrunn im Jahre 1809 erhielt das Königreich Baiern außer Salzburg noch Berchtesgaden, das Innviertel und ein Stück des Hausruckviertels, und stand nicht bloß als die erste Macht des Rheinbundes, sondern auch als die erste Süd-Deutschlands da. Nur nach blutigem Kampf konnte es sich in Besitz von Tyrol setzen. Als endlich die Schlacht bei Leipzig einen Umschwung der Dinge herbeiführte und die alliirten Großmächte mit ihren Heeres-

massen dem Rhein zuströmen wollten, ward Baiern als so mächtig erachtet, daß man es durch jedes Mittel für sich gewinnen zu müssen meinte, um so mehr, als es das erste Land war, welches Oestreich als Feind oder Freund betreten mußte. Jetzt schloß Oestreich im Namen der Alliirten mit Baiern am 8. October 1813 den berühmten Tractat von Ried ab. In diesem Vertrage ward der König von Baiern in seiner souveränen Würde anerkannt und ihm der erlangte Länderbesitz garandirt, so jedoch, daß er sich Tyrol Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel an Oestreich zurückzugeben verstand, wogegen er am Rhein und von den sonst disponiblen Reichslanden volle Entschädigung und eine Territorial-Verbindung seiner fränkischen und bairischen Besitzungen mit den neuen Acquisitionen am Rheine erhalten sollte. Unter dieser Bedingung trat die bairische Armee zu den Verbündeten über und war am eilfertigsten, die Flucht Napoleons zu benutzen. Aehnliche, aber ungleich weniger sicher stellende Verträge schlossen die Alliirten mit den übrigen Staaten des südlichen Deutschlands ab. Nach der Einnahme von Paris wurde der Wiener Congreß zur Ordnung der europäischen Verhältnisse anberaumt. Hier ergaben sich so schwierige Verhältnisse, daß ihre Entwirrung ohne die Rückkehr Napoleons von Elba schwerlich im Frieden abgegangen wäre. Auch die Forderungen Baierns trugen dazu bei, die Uneinigkeit der Interessen und Ansprüche zu vergrößern. Es war eine sonderbare Lage der Dinge, daß gerade diejenige Macht, welche Napoleon zum Nachtheil der deutschen Großmächte am meisten vergrößert hatte und die im großen Befreiungskampfe gewiß nur eine wenig bedeutende Stellung einnahm, durch das Glück der Umstände in die Lage versetzt war, nicht bloß den ehemaligen Status quo seines Umfangs vor Napoleons Invasionen, wie z. B. Preußen, zurückzufordern, sondern daß es sogar einen Anspruch auf den

vollen Beſitz der Bereicherung aus der napoleoniſchen Zeit erlangt hatte. Zwar hatte Oeſtreich die Einwilligung ſeiner Alliirten zugeſagt. Doch Oeſtreich war ſelbſt mit ſeinen Alliirten im Streite und es lag bei dem Mangel an Ausgleichungsmitteln den nordiſche Mächten ſehr nahe, die Erfüllung der an Baiern gemachten Verſprechungen zu verweigern. Was war denn dieſes Baiern? konnte man fragen, das als ſolches gar nicht exiſtirt hätte, wenn Preußen es nicht vor Oeſtreichs Schlunde gerettet. Was war dieſes Baiern, welches ohne die Verbindung mit Oeſtreich durch die erſten Schläge der franzöſiſchen Revolutionskriege vernichtet worden wäre? Was hatte Baiern von Oeſtreich zu fordern, nachdem es von Napoleon auf Koſten des Kaiſerthums erſt zu einer mächtigen Monarchie, aus einem Vaſallenland zu einem ſouveränen Staate erhoben worden war? Allein der Tractat von Ried lag vor. Ansbach und Baireuth, die erblichen Beſitzungen Preußens in Franken, waren mit ſammt den geiſtlichen Herrſchaften, Würzburg und Bamberg, der Krone Baiern zugeſtanden worden und über die Entſchädigung, welche Preußen erhalten ſollte, um nur zu der Größe ſeines Beſitzes vor dem Tilſiter Frieden zurückzukommen, war man noch nicht einig geworden. Selbſt der einzige Garant für die Anſprüche Baierns, Oeſtreich, war gewiß wenig geneigt, die anſehnliche Vergrößerung ſeines Nachbars im ſüdlichen Deutſchland zu unterſtützen. Um ſeinen Begehrniſſen eine bedeutſamere Unterlage zu geben, ſtellte ſich Baiern an die Spitze der von der Uebermacht Oeſtreichs und Preußens bedrohten Einzelſtaaten; Würtemberg und Hannover gingen zur Seite. Um den Blick von dem ganz undeutſchen Separatismus, welcher die Politik des Münchner Cabinets charakteriſirte, abzulenken, ſprach man viel von dem natürlichen Föderalismus unſerer Nation, und wie mit ihm die Blüthe der Gegenwart, die Geſchichte des Volks und der Charakter

der Zukunft verwachsen sey. Es handelte sich nicht um Einheit Deutschlands, aber um entschiedene Einigung, Präponderanz und schützende Repräsentationen. Man schanzte sich hinter die Vorurtheile, welche wir Deutsche noch immer hegen, wenn es sich um eine größere Centralisation handelt; endlich verband man sich mit der überschwenglichen Neigung unserer Landsleute, in vereinzelten politischen Formen und Rechtsconstitutionen eine Nothwendigkeit zu sehen, selbst bevor ein in sich sicherer und begründeter Staat und ein Fundament für die Freiheit vorhanden ist. Zwar wollte sich der König von Baiern, Joseph Maximilian, nicht durch die Bundesacte jenes Minimum von Rechten vorschreiben lassen, welches er seinen Unterthanen zu verwilligen verpflichtet sey; aber er war entschlossen, freiwillig mehr zu gewähren, als ein Gebot gefordert haben würde. Ueberhaupt wußte Baiern Alles von sich und den Fürsten Deutschlands abzuhalten, was in die inneren Verhältnisse ihrer Staaten irgend wie gesetzlich einwirken könnte. Die Union der einzelnen Staaten sollte nur ein gemeinsamer Schutz und kriegsverbundene Allianz nach Außen seyn. Mitten in diesem Kampfe natürlicher aber beklagenswerther Interessen kam Napoleon von Elba zurück, und was lange geschwebt und geschwankt hatte, kam jetzt über Nacht und blitzesschnell zu Stande. Baiern und Würtemberg, welche sich schon gänzlich losgesagt hatten von den Wiener Projecten, mußten jetzt ohne Widerrede in das Dargebotene eingehen, sich der Bundesacte unterwerfen und zu den Abtretungen verstehen, ohne ein Recht auf weitere Ansprüche zu erhalten. Jedoch versprach Oestreich, um im entscheidenden Augenblick das Münchner Cabinet zu beruhigen, dafür zu sorgen, daß noch mancherlei Vergrößerung zwischen Franken und dem Rheine, um eine Verbindung dieser Provinzen herzustellen, und somit eine Entschädigung für die abgetretenen Stücke an Baiern käme. So schloßen sich die

Fürsten dem Zuge gegen Napoleon an. Die Preußen und die Engländer führten den Krieg allein zu Ende. Blücher und Wellington zogen mit ihren Armeen triumphirend in die Hauptstadt Frankreichs ein. Jetzt wurden auch die Angelegenheiten im deutschen Staatenbunde nachträglich geordnet. Man hätte erwartet, daß sich die kleineren Fürsten in ihre Lage fügen würden, doch Baiern trat unermüdet mit seinen alten Forderungen vor und berief sich von den neuesten Tractaten bis auf den Tractat von Ried zurück. Die Pfalz am rechten Rheinufer, welchen man dem Großherzoge von Baden überlassen, ferner hessische und würtembergische Districte zwischen Rhein und Main, ja selbst Frankfurt und die Festung Mainz — solches schien der bairischen Regierung nicht zu groß für ihre Ansprüche zu seyn. Zuletzt mußte man sich jedoch mit dem jenseits des Rheins zugewiesenen Gebiete des jetzigen Rheinbaierns, mit kleinen Vergrößerungen am Odenwald und nach Fulda zu, mit Aussichten auf den Rückfall der badischen Pfalz nach dem eventuellen Absterben der damaligen directen männlichen Linie des regierenden Großherzogs, mit einer Militärstraße durch das hessische Gebiet von Franken nach Rheinbaiern, endlich mit einem immerwährenden Jahrgehalt, welches der Kaiser von Oestreich zur Entschädigung Baierns dem Könige zugestand, beruhigen. Noch immer ein Staat von vier Millionen Einwohnern und der dritte an Macht im Bunde, machte doch Baiern in späterer Zeit seine Ansprüche auf die badische Rheinpfalz wieder geltend, als der directe Mannesstamm der großherzoglichen Familie ausging. Baiern und Baden hatten früher gemeinschaftlich die Grafschaft Sponheim auf dem linken Rheinufer besessen. Beim Aussterben der directen Manneslinie eines der beiden Regentenhäuser sollte die Grafschaft dem anderen allein zufallen. Selbige war nachmals an Frankreich, später an Preußen übergegangen. Jetzt sah Baiern die Rheinpfalz

des rechten Ufers als Acquivalent für Sponheim an und stützte sich auf die Anweisung, welche es in mehreren Tractaten während der Constituirung Deutschlands sowohl in Bezug auf Vergrößerung überhaupt als in Rücksicht auf die badische Pfalz insbesondere erlangt hatte. Aehnliche Ansprüche hatte sich Oestreich auf den Breisgau vorbehalten. Als die Gelegenheit gekommen war, erneuerte Baiern seine Ansprüche bei dem deutschen Bunde und bei den europäischen Mächten. Doch diese gingen darauf nicht ein und der Congreß von Aachen entschied für den badischen Besitzstamm und die hochbergische Linie. Der Großherzog von Baden war schon zu Wien eifrig von Rußland in seinem Besitz beschützt worden, und in den ersten Friedensjahren hatte er selbst die einzelnen Landestheile durch eine Verfassung auf's Engste an einander gekettet, um die Streitfrage von dem Standpunkte des fürstlichen Erbrechts auf die Höhe des Volksbewußtseyns und der öffentlichen Meinung zu stellen. So mußte Baiern vor der Hand die Verfolgung seiner Ansprüche fallen lassen, obwohl die Königsfamilie mit Grimm den wichtigsten Theil alten pfälzischen Familienbesitzes, namentlich die ehemaligen churpfälzischen Residenzen, Heidelberg und Mannheim, in den Händen eines fremden Dynasten sieht.

Das Streben des bairischen Regentenhauses brachte auf das übrige Deutschland einen sehr üblen Eindruck hervor. Namentlich diejenigen, welche eine größere Centralisation des Vaterlandes oder wohl gar die Einheit vor Augen hatten, sahen in diesen Widerstrebungen oder nur in der Vergrößerung einzelner Staaten ihren natürlichen Feind; besonders von Preußen aus wurde die Politik des Münchner Cabinets mit allen Waffen des allgemeinen Patriotismus oder des preußischen Nationalbewußtseyns verfolgt; wogegen sich Baiern durch Schriften seiner Special-Patrioten und durch die berüchtigte Zeitschrift „die Allemannia," welche zu Sulzbach

herauskam, vertheidigen ließ. Im Jahre 1818 verband auch Baiern seine alten und neuen Besitzthümer durch eine allgemeine Landesconstitution. Man ging in Baiern so weit, sich dem, wie man sagte, undeutschen und die Nationalität verläugnenden Bestreben Oesterreichs und Preußens gegenüber als die unsre Nation wahrhaft vertretende Macht zu betrachten, ja sogar von einer „bairischen Nation" zu sprechen. Es gab Geschichtschreiber und Publicisten, welche von einem ganz besondern Standpunkte bairischer Nationalität aus schrieben. Dem bekanntesten Schriftsteller in dieser Richtung, Dresch, bin ich in obiger Darstellung der bairischen Rechtsansprüche einzig und allein gefolgt, nur daß wir natürlich in der Beurtheilung des Gegenstandes abweichen. Wie wunderlich im Allgemeinen die Zumuthungen und Intentionen von dieser Seite der deutschen Nation erscheinen mögen, dieß kann nicht geläugnet werden, daß das Münchner Cabinet in den Sachen der Constituirung unseres Vaterlandes und der Rechte des Fürstenhauses eine Energie bekundet hat, welche wenigstens von dem Talent des Staatsmannes, von dem sie ausging, und von der Anhänglichkeit des Volkes an sein Fürstenhaus ein achtungswerthes und folgenreiches Zeugniß ablegt. Jener Staatsmann, der sich um die Krone Baiern und die jetzige Lage des Königreichs durch Widerstand und politischen Geist, vorzüglich während des Wiener Congresses, so bedeutende Verdienste erworben, ist der Graf Montgelas. Ihm verdankt Baiern das Wesentliche, was es unter Napoleon, durch den Congreß und in neuester Zeit geworden ist. Dieser kluge und halsstarrige Minister stand neben einem königlichen Haupte, welches durch eine fast väterliche Gutmüthigkeit, Humanität und durch liebenswürdige Persönlichkeit das erobert, was dem diplomatischen Talent seines Stellvertreters nicht gelungen wäre. Auch außerhalb Baiern fand des Königs Max Joseph Regierung Liebe und Anerkennung, und

man meinte eine Zeitlang in Deutschland, daß in Baiern eine Stätte der Freiheit und ächt nationalen Daseyns gefunden würde.

Jetzt weiß Jedermann in Deutschland, daß der bairische Staat nicht die Elemente in sich trägt, welche den Kern eines allgemeinen Nationalbewußtseyns oder nur eines süddeutschen abgeben könnten. Widersprechende und durch nichts Drittes ausgeglichene Ingredienzen sind hier zu einem Bau zusammengetragen, auf dem sich Weiteres nicht aufsetzen noch größere moralische Kraft zusammenfassen läßt. In diesem aus verschiedenen Provinzen zusammengesetzten Königreiche läßt sich kein Schwerpunkt finden, welcher für die äußere Existenz, wenn nicht durch den Bund selbst, Garantie böte, wie viel weniger ein Centrum für das gesammte süddeutsche oder nationale Bewußtseyn.

Nach der heutigen Construction des Königreichs umfaßt es 1) den ehemaligen bairischen Kreis mit Ausnahme des Erzstifts Salzburg, 2) den ganzen fränkischen Kreis mit Ausnahme des Herzogthum Sachsen Coburg, Hildburghausen, der gefürsteten Grafschaft Henneberg und der fürstlich hohenlohischen und deutsch-ritterlicher Distrikte, 3) vom ehemaligen schwäbischen Kreise alle geistlichen und weltlichen Gebiete zwischen dem Lech und der Iller, ferner die Stadt Kempten und den Verbindungszug an der vorarlbergischen Gränze bis zur Stadt Lindau am Bodensee, so wie die auf dem linken Donauufer gelegenen Städte und Herrschaften gegen die fränkische Gränze hin, 4) den größten Theil der ehemaligen Pfalz am Rheine, nämlich den ganzen Distrikt auf dem linken Rheinufer, oberhalb Worms bis an die Gränze des Elsaß, ferner das Herzogthum Zweibrücken, endlich sind 5) noch Gränz-Distrikte am Odenwald, Spessart und nach Fulda hin vorzüglich aus ehemals churmainzischen Besitzthümern an die Krone Baiern übergegangen. In dieser Zu-

ſammenſetzung laſſen ſich drei ganz unterſchiedene Stämme erkennen, nämlich ein bairiſcher, ein fränkiſcher und ein rheiniſcher. Natürlicher Weiſe herrſcht unter dieſen der altbairiſche Stamm vor, was für die Idee dieſes Königreichs die folgenreichſte Bedeutung hat. In Cultur und Geſchichte ſind ſich die Altbaiern und die Franken ganz fremd, der Rheinländer gar nicht zu gedenken. Selbſt die Natur des eigentlichen Baiern ſcheint auf einen verſchiedenen Urſprung hinzuweiſen, und ich erlaube mir die Vermuthung, daß ein den Böhmen nicht ſehr entfernter ſlaviſcher Volksſtamm ſich zwiſchen die Alpen und die Donau gedrängt habe, wodurch die urſprünglich germaniſche Race wenigſtens vermiſcht worden iſt. Man erkennt einen Altbaiern an ſeinen Zügen, bevor er den Mund aufthut, und meiſt iſt es beſſer, wenn er dieß unterläßt. Der Schnauzbart hat ein nationales Gewicht und wer nur jemals die Bewohner des Oſtens geſehen hat, zweifelt nicht mehr, daß die Altbaiern zu den ſüdlichen Slaven gehören. Haben doch durch das Becken der Donau die Ungarn, die Hunnen und die Tartaren ihre Einfälle bis an den Lech gewagt, ſind doch die Klöſter und Städte des Herzogthums Baiern zur Zeit der großen hunniſchen Verwüſtung faſt gänzlich zerſtört worden — wer weiß, was für ein Blut dieß bairiſche iſt! Die umwohnenden reindeutſchen Stämme, Franken und Schwaben, haben auch keine Spur von dieſen Einflüſſen empfangen. Was man im öſtreichiſchen Völkercyklus als Naturlinie des Staatslebens begriffen hat, dieß findet ſeine volle Anwendung auf die Bewohner des geſammten ehemaligen bairiſchen Kreiſes, ſo wie auf die nächſt anliegenden Diſtrikte Frankens und Schwabens, welche früher meiſt unter geiſtlicher Herrſchaft geſtanden haben oder wie die Markgrafſchaft Burgau zu Oeſtreich gehörten. Die ältere Geſchichte Baierns umſchließt nur das ehemalige Herzogthum dieſes Namens, ferner die Oberpfalz und die

um- und inliegenden bischöfflichen und weltlichen Besitzungen. Was den Geist und die Sitten dieses ächt bairischen Volkselements anlangt, so findet hier Alles, was über die östreichisch-deutschen Stämme im vorigen Abschnitt gesagt worden ist, seine Anwendung; doch hauptsächlich an die zurückgebliebeneren Provinzen Oestreichs, z. B. Mähren und Böhmen reiht sich auch Baiern an. Der Altbaier ist roh, sinnlich, muthig, bigott und in politischen Dingen von fast thierischer Abhängigkeitsliebe und Ergebenheit. Markiger und eigenthümlicher als die Bewohner der Ebene sind die Gebirgsbewohner, in denen sich das struppige Wesen des niederen Moorlandes zu einfacher und originaler Erscheinung emporhebt. Hier ist vollkommene Aehnlichkeit mit den östreichischen Alpenbewohnern überhaupt. Es ist eine Anomalie und von keiner Bedeutung, daß dieses Volk eine modern zugeschnittene Staatsverfassung erhalten hat. Unter den Herzögen und Churfürsten war Baiern mit Klöstern besät, und was nicht den unmittelbaren Herrschaften, als den Bisthümern Regensburg, Freysingen, Passau, Berchtoldsgaden u. s. w. gehörte, das gehörte den Klöstern und Abteien von Benedikbaiern, Tegernsee, Diessen, Steingaden, Ettall u. s. f. Diese Herren hatten sich die schönsten Sitze des Landes, besonders an den fischreichen Seen angeeignet. Man könnte die Geschichte dieses Landes geradeweg als die der Bischöffe, Aebte und Mönchsorden beschreiben. In der Mitte steht die Reihenfolge der Herzöge und Churfürsten von Baiern, früher aus dem welfischen, seit Friedrich Barbarossa aus dem Geschlecht der Wittelsbacher, welches vorübergehend auch den Kaiserthron bestiegen hat. Das Haus Wittelsbach hat, abgesehen von der pfälzischen Linie, einige vorzügliche Regenten gehabt. Außer Otto von Wittelsbach, dem Ahnherrn, ist Kaiser Ludwig der Baier, Herzog Albert der Großmüthige (1550 — 1579), Maximilian I., welcher im Jahre 1629 zum Churfürsten

erhoben wurde und durch den weſtphäliſchen Frieden die obere Pfalz erhielt, auszuzeichnen. Von der politiſchen Bedeutung unter Maximilian während des dreißigjährigen Krieges ſank das Land nach dieſer Zeit wieder herunter. Ausgezeichnet war noch Churfürſt Max Emanuel, der Held im ſpaniſchen Succeſſionskriege, und endlich jener biedere Fürſt, welcher in der bedrohlichen Zeit der franzöſiſchen Staatsumwälzung im Jahre 1799 den Thron beſtieg, ſeinem Lande eine außerordentliche Bereicherung an Umfang, ſo wie ſeiner Krone den Königsrang und die Souveränität verſchaffte und den Staat in ſeiner jetzigen Form und Größe aufrecht hielt. Dieß war Joſeph Maximilian, welcher im Jahre 1825 ſtarb. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die churpfälziſche und zweibrückiſche Linie mit Churbaiern vereinigt.

Vorzüglich durch Liebe zur Kunſt ſind die Regenten dieſes Landes bemerkenswerth. Schon im 16ten Jahrhundert gab es eine Malerſchule zu München, wie in mehreren oberdeutſchen Städten. Durch Sammlungen und Unternehmungen erhob ſich unter Churfürſt Maximilian I. im 17ten Jahrhundert die Kunſt zu großer Blüthe; in den Zeiten des Verfalls wurde das Begonnene fortgeſetzt, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Akademie der Künſte begründet, kurz darauf und beſonders in den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution mit den Schätzen Münchens vereinigt, was die ebenfalls kunſtſinnige Regentenfamilie in der Pfalz zu Düſſeldorf und Mannheim angehäuft hatte; und unter dem verſtorbenen Könige und unter der jetzigen Regierung hat ſich in München ein umfaſſendes und wenigſtens in techniſcher Hinſicht wahrhaft aufbauendes Kunſtleben erneuert. So iſt Baiern für die Malerei und Baukunſt eine Vorhalle Italiens und eben das geworden, was Oeſtreich in neuerer Zeit für die muſikaliſchen Künſte zu ſeyn pflegt. Günſtiger Weiſe wurden auch die alten Kunſterinnerungen der Reichsſtädte

Nürnberg, welches der Sitz der oberdeutschen Malerschule war, und Augsburgs vereinigt. Die Akademie der Künste ist im Jahre 1808 erneuert und als Schule gestaltet worden. Doch nicht bloß im pädagogischen, sondern auch im geschichtlichen Sinne hat sich in München eine eigentliche Malerschule gebildet, welche besonders unter dem Vorgang des großen Kunstchefs, Peter von Cornelius, in einem tieferen und besonders religiösen Gehalte die Wiederbelebung der Kunst sucht, und sich durch den katholischen Charakter und durch die Abneigung gegen das moderne Weltwesen an den symbolischen Geist der mittelalterlichen Kunst so wie an die poetischen und doctrinären Bestrebungen der romantischen Dichterschule in Deutschland zu Anfange dieses Jahrhunderts anschließt. Noch immer bleibt die nachzüglerische Richtung dieser Malerschule das wichtigste Kunstelement in Deutschland und sie hat durch Größe der Aufgaben und technische Vollendung Vorzügliches geleistet, wie denn dieß Streben schon dankenswerth wäre, wenn auch nur die äußere Fortbildung der Kunst für glücklichere Zeiten erhalten würde. Es ist jedoch bemerkenswerth, daß fast die ganze Künstlerwelt Münchens nicht aus Baiern, sondern aus dem übrigen Deutschland zusammengeflossen ist, und daß die Kunst, welche hier ihr Daseyn unter uns fortführt, auf dem geistigen Boden Altbaierns kaum die unbedeutendste Anregung finden kann.

Die geistige Bildung steht in dem eigentlichen Baiern noch auf einem sehr niedrigen Standpunkt. Zwar haben schon in älterer Zeit die Benediktiner eine Gegenwirkung gegen pfäffische Verdumpfung durch die Gelehrsamkeit, deren Asyl sie waren, vorbereitet; im 16ten Jahrhundert ward Wissenschaft und Geschichtsforschung am bairischen Hofe gefördert und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sogar eine Akademie der Wissenschaften begründet, aber das Schwanken der Regierungen zwischen Aufklärung und Mönchsherrschaft, beson-

ders zu Ende des abgelaufenen Jahrhunderts, hat zwar mancherlei Spuren nachgelaſſen, im Ganzen jedoch mehr nachtheilig als vortheilhaft auf das Volk gewirkt. Heute faſt joſephiniſche Reformen und Aufklärerei, morgen Wiedereinführung der Klöſter und Jeſuiten — was bleibt dann übrig, als höchſtens unter Landesclerus und Gelehrten ein Widerſtreit der entgegengeſetzten Anſichten, welcher nirgends mit ſolcher Unduldſamkeit geführt wurde als in Baiern und welcher den Katholicismus römiſcher machte, als zu Rom ſelbſt. Ueberhaupt werden die hierarchiſchen Beſtrebungen der römiſchen Kirche nicht in Rom, nicht in Wien, ſondern vor Allem in München gefördert, hier, wo der Geiſt der Fähigeren an der Gränze des freigeiſtigen und politiſchen Deutſchlands mit den Richtungen des Zeitalters in Conflict und in Widerſpruch gerathen muſste. München iſt der gelehrte Miſſionär des Katholicismus und der Idee des römiſch-deutſchen Kaiſerthums. Mit Milde und verſöhnendem Geiſte, aber auch feinerer Lockungen trat der ehrwürdige Biſchoff Sailer von Augsburg unter die kirchlichen Parteien und wies eben ſo ſehr die mönchiſche Verdumpfung der geiſtlichen Seminar-Erziehung und die weltlichen Projecte der ultramontanen Kirche, welche ſich dieſſeits der Alpen feſtzuſetzen drohte, als die aufklärériſchen und vereiligen Verſuche einzelner Landsleute und Zeitgenoſſen zurück. Unter dem vorigen Könige wurden der Volksbildung viele Wege geöffnet und zu Anfange der jetzigen Regierung ſogar an die Stelle des mönchiſchen Landshut eine neue glänzende Hochſchule in München eröffnet. Man hatte damit im Sinn, der früher errichteten Univerſität Berlin zu entgegnen und im Süden Deutſchlands einen Vereinigungspunkt der nationalen Gelehrſamkeit zu bilden. Aus verſchiedenen Gegenden wurden ausgezeichnete Männer nach München gezogen, und es ſchien, als ſollte auf dieſem Grund und Boden nicht bloß eine Oaſe der Kunſt, ſondern auch

ein grüner Rasen für die Wissenschaft erblühen. Man hörte viel von deutscher Gesinnung, von Denkfreiheit, von geistigem Aufschwung; man sprach von Verödung und Beschränkung nordischer Geisteskraft. Jedoch diese Illusionen sind für das übrige Deutschland längst verschwunden und mit einer Epoche politischer Exaltation flog auch die unabhängige Geisteswelt, und was sonst durch Hoffnungen nach München gelockt worden, bis auf wenige gedrückte Reste, in die Weite.

Niemand aber steht einsamer in seinen Umgebungen, als jener berühmte Denker, welcher, ohne einer kirchlichen oder weltlichen Partei streng verbunden zu seyn, wider seinen Willen die Centralfigur aller der den Bewegungen unseres Jahrhunderts und der germanischen Civilisation entgegen wirkenden Bestrebungen geworden ist. Das kann kein Anderer seyn als Joseph von Schelling. In ihm findet das weltliche System der östreichischen Politik und die römische Propaganda einen wissenschaftlichen Haltpunkt. Es ist eine unwürdige Anschuldigung, von dieser versteinerten Einsamkeit des Denkens, von einem solchen Geiste zu sagen, er sey Congreganist, Jesuit oder er habe sich der Macht verkauft. Im Gegentheil er ist degoutirt von allem geistlichen und weltlichen Treiben der Gegenwart, und möchte in den Wirren des modernen Weltlaufs keine Hoffnung zulassen, als die, im stillen Kreise das Heiligthum des Gedankens zu nähren, und er möchte von dem inneren Lichte tiefsinniger Weltbetrachtung nur so viel in die Gänge des äußern Daseyns hineinleuchten lassen, als nothwendig scheint, um die Menschheit allmählig zu humanisiren. Doch hier liegt das Unheil. Gerade indem er sich abwendet von der geistigen Wirklichkeit und die zeugende Kraft der Gegenwart verachtet, überkömmt auch seine Forschung der vergangenen Zustände, auf die er seine Weltansicht baut, ein mehr vergangenes als lebendiges, mehr sinniges und naives als wahrhaft geistiges und wissenschaft-

liches Ferment. Diese Welterklärung ist nicht in dem Geiste geboren, der das heutige Geschlecht vom schlichten Bürger bis zum schaffenden Genius beseelt. Diese Weisheit ist noch in Abhängigkeit von den frühesten und unmittelbaren Natureindrücken der Erscheinung Gottes in der Welt befangen. Was Wunder, wenn sie über die Anfänge und die Urgeschichte des Geistes nicht hinauskommt und eigentlich da endet, wo die Geschichte anfängt. Eine große und reiche Zeit ist an ihm vorübergegangen, ohne ihn erschüttert zu haben. Während er sich fortschaukeln ließ auf den Wellen des Gedankens und das Ufer, von dem er ausfuhr, immer mehr aus den Augen verliert, ist die Wissenschaft in strenger, kriegerischer Haltung weit über ihn hinausgeschritten. Die Furcht vor dieser Wissenschaft heißt ihn mit seinen Werken zurückhalten, aber er ist zu hochmüthig, nicht jung, und wie man glauben möchte, nicht redlich genug, um sich mit ihr zu befassen. Die ehemalige Naturphilosophie war schon im Schwanken zwischen rationalen und von Natur, Geschichte und vorzüglich der dichtenden Eigenthümlichkeit des inneren Genius aufgedrungenen Elementen. Man hatte unrecht, zu behaupten, daß Schellings Welt ohne einen Gott sey. Mit Ingrimm fiel er deshalb über seinen Gegner her, und ohne es zu wissen, ward er von diesen Spolien gegeißelt. Schellings jetziger Gott ist nicht ohne Natur und Welt, denn Beides ist ihm aus Schellings eigenen Anfängen verblieben, aber die Menschheit und der Weltgeist in der Geschichte sind diesem am Morgen wie am Abend seines Lebens entschlüpft. Schelling schreibt nur Göttergeschichte, und wenn es wahr ist, daß der Philosoph nach dem homerischen Ausdruck die Welt mit dem Auge der Götter betrachtet und nicht wie die andern sterblichen Menschen, so ist doch Schelling zu weit gegangen, indem er zuletzt nur die Gottheit beschaute und nur ihre Geschichte zum Inhalt seines Denkens nahm. Er setzte sich

ein Ziel, das für die Creatur zu hoch ist, um es zu erreichen, zu sehr an subjectives Belieben geknüpft, um der zwingenden Gewalt des Geistes und unserer heutigen Wissenschaft Stand zu halten, endlich zu unbekümmert um die Menschen und ihre himmlisch-irdischen Wirren, als daß es sie befriedigen könnte. Dieß aber war ein Wendepunkt der neueren Geschichte, daß, als die Menschheit mit keckem Schritt auf ein Ideal der Bildung, des Lebens und der bürgerlichen Verfassung zuschritt und eine Zügelung nothwendig schien, damals im Reiche des Geistes und der öffentlichen Zustände, eine Retardation eintrat, welche als die Restauration des Geistes einer vergangenen Geschichtsepoche noch einmal die Menschen von den irdischen Dingen weg nach dem Himmel weisen und wo dieß Lücken ließ, oder nicht inniglichst begeisterte, mit dem freien Spiel einer ästhetischen Weltanschauung das Leben behaglich machen wollte. Ein politisches System, welches sich den neuern Bewegungen widersetzte und am meisten Furcht vor dem Geist hatte als dem Anlaß der Bewegungen, zog selbst diesen retardirenden Geist an sich und benutzte ihn, während es ihn selbst nicht aufkommen lassen wollte. Die politische Macht läßt die Kirche, die kirchliche Macht ihre eifrigsten Parteigänger und die Congregation die Geistesrichtung neben sich walten, welche ohne es zu wissen in ihre Hände arbeiten muß. Man möchte die ganze Richtung die religiöse nennen, an sie schließt sich ergänzend eine poetisch-phantastische an. So ist Schelling das Centrum von Allem, was der Geist nach dieser Seite hin mehr oder weniger unwissenschaftlich zu Stande gebracht hat und das Idol von Köpfen, welche für ihre weltlichen Händel ein geistiges und religiöses Polster suchen, auf welches sie sich legen können, ohne ihrem Gewissen oder ihrem Geiste eine übermäßige Anstrengung zuzumuthen. Alle Richtungen der neuesten Zeit, welche sich die contre-revolutionären nennen,

ſelbſt im Schoße des Proteſtantismus oder erleuchteter und conſtitutioneller Staatsformen, haben bewußt oder unbewußt in der Lehre dieſes an Baiern übergegangenen Würtembergs ihren geiſtigen Anhalt. In der Kunſt hat ſich dieſelbe Richtung als Heilige des Cornelius oder als Romantik Tieck's die Augen verbunden. An den Bundestag ſchickte ſie Friedrich Schlegel als Attaché, aus Indien holte ſie die höchſte Erkenntniß der Wahrheit und der Schönheit, und für den Katholicismus, für das römiſch-deutſche Kaiſerthum mit dem Glanz der Feudalherrſchaft und der Hierachie, für das Vaterland und deſſen Größe, endlich ſogar für ſogenannte Freiheit hat der unſichtbare Schellingianismus ſchwärmeriſch-verjüngende Orgien eröffnet. Was der Feſſeln eines Syſtems ſich entſchlagend in rohen Naturalismus verſank, ſo wie was die Strenge und wiſſenſchaftliche Nothwendigkeit des Gedankens oder das Centrum heller, würdevoller und weltgemäßer Lebensanſchauung verlor, fiel mehr oder weniger auf die Stufe des Schellingianismus zurück. Und dieſer große Herrſcher lebt einſam zu München und wird wie einſt König Lear von ſeinen Töchtern verſtoßen, er, der Urſache hat, die meiſten Sprößlinge, die er erzeugte, zu verachten. Es iſt freilich eine peinliche Lage in der Zeit und in der Wiſſenſchaft, deren Vorgänger er war, ſeine natürlichen Feinde zu haben und die Allianz mit den Menſchen, die ihm am nächſten ſind, zu verdammen, ja ſich als das äußerſte aber einflußreichſte Glied einer Kette zu fühlen, welche durch die Hände bekannter Theoſophen und Künſtler bis in die Convenikel des Herrn Ringseis und von da direct an den römiſchen Stuhl reicht. Und es gehört die ganze Größe des Stolzes und der Verachtung dazu, jene Herbheit, die ihm zu jeder Zeit als Nahrung gedient hat, um ſich in dieſer Einſamkeit außerordentlich zu dünken und das Grauen überwinden zu können, welches ihm, ſobald er die Straße betritt,

die grauen Schergen der öffentlichen Ordnung und die braunen Kutten der geiſtlichen Menſchenbeglückung hervorrufen müſſen. Dieſer wichtige und eminente Charakter gehört noch ganz unſerer deutſchen Geiſteswelt an, doch er ſteht auf der Gränze, wo der freie Zug unſeres Gedankens mit dem Scheine der Freiheit und der Skepſis ſich einer fremden und ungeprüften Autorität überantwortet. Gerade weil er ein Theil von jener Kraft geworden iſt, welche ſtets verneint, und ſich mit ſeiner Wirkſamkeit auf einen uns fremden Boden geſtellt hat, war es nothwendig, in dieſen Studien ſchon hier des Geiſtes zu denken, dem in dem Tempel dieſes zwiſchen Wien, Rom und München begründeten Glaubensſyſtems als kleinerer Gottheit eine eigne Niſche und ein eigner Cultus aufgerichtet worden iſt. Eine tiefere Würdigung gebühret dieſem Genius vom philoſophiſchen Standpunkte, allein inſoweit dieſe Lehre auch bloße Weltanſchauung iſt, die Fortgang und Reſultate nur aus der Gottesnähe der urſprünglichen Menſchheit herauslesen will, hat auch der freie Weltblick ein Recht auf Urtheil über ihn und er erträgt nun die Ausſprüche von Schellings Katheder nicht, wie jenes charakteriſtiſche Orakel, das ich ſelbſt hörte und das die Déscription de l'Egypte „das bedeutendſte Monument Napoleons nannte, bei deſſen Conception er eine wahrhaft orientaliſche Phantaſie offenbart habe.“

So verhält es ſich mit der von München aus über das deutſche Vaterland ſchreitenden Cultur, mit deren vornehmſtem Beſitzthum, welches eben charakteriſirt wurde, die übrige Geiſteswelt dieſer Stadt nur in gleicher Abſonderung von deutſcher Denkart und etwa in gleicher oder noch auffallenderer Orginalität ihre Gemeinſchaft hat. Orginales findet ſich ja immer, wo Abnormes und Extremes zu Grunde liegt. Mit dieſer Cultur hängt auch die wiederhergeſtellte geiſtliche Erziehung im Königreiche zuſammen, welche ſich ſelbſt über

Franken und das ſchwäbiſche Gebiet des Königreichs ausdehnt. Man erkennt hierin eine berechnete Reaction gegen die auch in katholiſchen Ländern drohende Aufklärung. In der Conſequenz ſolcher Maßregeln ſpricht ſich die Gewißheit einer auf ein feſtes Ziel hinarbeitenden Geſellſchaft aus und die Oeffentlichkeit dieſer vom Staate ausgehenden Maßregeln beweißt, daß die Congregation, welche man die ultramontane nennt, ihre Stellung nicht nur im Staate, ſondern auch in der Staatsregierung eingenommen hat, und daß zwiſchen der geſetzlichen und hergebrachten Ordnung legitimer Macht und zwiſchen der kirchlichen Pflege ein Bund der Gemeinſchaft und der Unterſtützung geſchloſſen worden iſt. So kommt es denn, daß in München ein ächt deutſcher Charakter ſich eben ſo vom geiſtlichen Deſpotismus genirt als von der weltlichen Polizei bewacht fühlt. Eine andere Erſcheinung, die ſich in München überall aufdringt und von der man glauben ſollte, daß ſie einen bildenden und den Geiſt erhebenden Einfluß bewirken müßte, iſt die ſtetige Erinnerung an Griechenland, welches in jüngſter Zeit ſo eng mit der Krone und dem Volk der Baiern verbunden worden iſt. Welche Stellung die Monarchie zu dieſem auswärtigen Intereſſe einnehmen könne, läßt ſich aus der Beſchaffenheit des Königreichs leicht abnehmen, und man darf vermuthen, daß die Verbindung Griechenlands und Baierns von einer Macht befördert worden iſt, welche beſtimmt zu ſeyn ſcheint, zu beiden Königreichen in gleichem Verhältniß zu ſtehen. So begegnet man in München überall Früchten, die auf fremdem Boden gewachſen zu ſeyn ſcheinen, der Kunſt, einer eiſernden und nur mit den Formen unſerer Wiſſenſchaft ausgerüſteten Theologie, endlich einem poetiſchen Aufſchwung, welchem ſelbſt die Obhut über das verwilderte und leidenſchaftliche Volk der Helenen nicht zu groß dünkt. Durch die Ausdehnung, welche die Monarchie ſeit einigen Decennien erhalten, und durch

perſönlichen Willen hat ſich die Hauptſtadt des Königreichs ſo anſehnlich vergrößert und bis zu ſolcher Grandezza verſchönert, daß man mit Recht nach den Bewohnern dieſer neuen Stadt gefragt hat. Ein kürzerer Aufenthalt in München gibt einen Vorgeſchmack von dem Charakter des ſüdeuropäiſchen Lebens, und nach den ſinnlichen Eindrücken, die man hier empfängt, glaubt man ſich in einer Vorſtadt Wiens oder Roms zu befinden. Wenn man nicht die Forderungen einer ächtdeutſchen Stadt an ſie anlegt, oder gar einer Weltſtadt, wie Paris, wird man trotz äußerer Inconvenienzen an den eigenthümlichen Zügen des bairiſchen Volkslebens und der natürlichen und künſtlich aufgerichteten Vorhalle Italiens Luſt und Belehrung genug ſchöpfen. Wo man länger verweilt, muß man es mit Liebe thun. Ein Panorama von München kann nur von bairiſchem, nicht von unſerem Standpunkte aus geſchrieben werden.

Gegen Weſten ſtößt an das eigentliche Baiern ein Stück vom alten Schwaben, welches zwiſchen dem Lech und der Iller und ein kleines Stück nördlich über der Donau liegt. Dieß waren großentheils alte geiſtliche Beſitzungen, zum Theil öſtreichiſches Eigenthum und daneben einige Reichsſtädte. Das Land iſt großentheils katholiſch; wegen der vielen Klöſter und Abteien hieß der ſüdliche Theil der Pfaffenwinkel. Jetzt iſt das ſchwäbiſche Baiern faſt ganz mit dem Erblande verwachſen und die ehemals mächtige und noch jetzt von Reichthum gefüllte Stadt Augsburg mit Baiern verſchmolzen. Die geſchichtliche Bedeutung des Proteſtantismus iſt hier bei Weitem größer, als die Zahl der Proteſtanten ſelbſt und von Anfang an blieben die beiden Confeſſionen neben einander ſtehen, gleichſam wie auf einem Gränzpunkt zwiſchen dem nordweſtlichen und ſüdöſtlichen Europa, zwiſchen Schwaben und Baiern. Auch hat es hier an Kampf und Gegenſatz zu keiner Zeit gefehlt. Die katholiſchen Mädchen

unterſcheiden ſich ſchon durch das ſilberne Ringelhäubchen, welches ſie gleich den Baierinnen tragen. Im ganzen überwiegt das biſchöfliche Anſehen und der Katholicismus das proteſtantiſche Intereſſe, beſonders ſeit der Verbindung mit dem Königreiche. Die Stadt, welche durch äußern Umfang an die alte Größe erinnert, hat den größten Theil ihres Handels, der nach Italien ging, in ſpäterer Zeit verloren, und obwohl ſie noch eine namhafte Anzahl reicher Handelshäuſer und Patrizier beſitzt, iſt ſie doch jetzt ohne alles moraliſche Gewicht und eine Provinzialſtadt. In dieſer Stadt, die zwar auf der Gränze, aber vorwiegend unter Oeſtreichs Einfluß ruht, erſcheint das wichtigſte Organ der deutſchen politiſchen Preſſe, die allgemeine Zeitung, welche ſich vorgeſetzt hat, keiner Partei anzugehören, und dieß auch bewerkſtelligt, ſo weit es die öffentlichen Zuſtände erlauben. Männer von verſchiedenſter politiſcher Ueberzeugung, Stimmen im Intereſſe einzelner Staaten, endlich die Cabinette ſelbſt ſchreiben dieſe Zeitung. Von deutſchen Angelegenheiten wird darin am ſeltenſten und behutſamſten geſprochen, und wenn manche freie und anderwärts verpönte Sprache hier geduldig zugelaſſen wird, ſo geſchieht dieß, weil man auch den Gegenſatz daneben findet und nur die Debatte bemerkt; zweitens weil man ſich für eigene Zwecke und für mögliche Fälle ein allgemeines, geachtetes und von Allen geleſenes Organ erhalten muß, deſſen die Regierungen eben ſo ſehr bedürfen als die Einzelnen, welche ihre Anſicht und ihr Glaubensbekenntniß darin niederlegen wollen. Unabhängig iſt dieſe Zeitung nicht, ſie dient nicht bloß der Nation, ſondern zugleich deren Regenten und Diplomaten. Sie wird in Baiern gedruckt und cenſirt, obwohl Letzteres hauptſächlich durch Oeſtreich, wo ſie faſt unter allen auswärtigen Zeitungen allein geſtattet und eingeführt iſt. Dieß iſt der eine Pol; die Kühnheit und Klugheit der Herausgeber der andere; in der

Mitte liegt das Interesse des Besitzers, des Cottaischen Hauses zu Stuttgart. Wie gebunden dieses Institut auch in äußerer Beziehung seyn dürfte, immer bleibt es das nützlichste und unter den bestehenden Verhältnissen fast das allein zulässige und mögliche unter den deutschen. Noch immer haben die vorzüglicheren politischen Fähigkeiten unserer Nation durch dasselbe Organ gesprochen, durch welches seit den Befreiungskriegen besonders die östreichische Regierung ihre vornehmsten Capacitäten sprechen ließ. Daß bei der politischen Opposition in Deutschland die Augsburger allgemeine Zeitung keine Gnade findet, ist kein Wunder.

Ein anderes Gefühl ergreift uns, wenn wir die übrigen Provinzen der Monarchie betreten, nämlich Franken und das Rheinland. Von jetzt an weht uns ächt vaterländische Luft entgegen und was auch aus früherer Zeit her Fremdartiges erhalten worden, Naturell der Bewohner, Bildungsstufe und die geschichtliche Entwicklung zeigen uns Volksstämme, welche der zweiten Hauptheilung unserer Nationalität zugehören. Im frühesten Mittelalter treten die Franken als das vornehmste, erobernde und zugleich die Wanderungen der Germanen aufhaltende Volk auf. Die West-Franken zogen über den Rhein und bildeten den Kern des nachmaligen Burgund und in weiterer Ausdehnung des ganzen neuen Frankreichs. Die Ostfranken blieben diesseits des Rheines seßhaft und nahmen nicht bloß das Gebiet des heutigen Frankens, sondern zugleich die Fortsetzung desselben bis an den Rhein in derselben Breite ein, so daß die badische Pfalz, Rheinhessen, Frankfurt und das mainzische Gebiet eben auch fränkisch war. Noch jetzt haben die Franken und die Rheinländer die nächste und kennbarste Stammverwandtschaft. Während des Mittelalters repräsentirte Franken im Kleinen die Physiognomie des deutschen Reiches. Es war in große und kleine, bischöfliche und weltliche Staaten getheilt. Daneben

gab es mächtige Reichsſtädte und der deutſche Orden hatte hier in Mergentheim ſeinen Meiſterſitz. Unter den Hohenſtaufen bildete Franken ein Herzogthum, deſſen einzelne Herrſchaften unter der Oberhoheit dieſer Herzöge ſtanden, auch hatte ſich das hohenſtaufiſche Haus anſehnliche Erbgüter in Franken erworben. Mit den Staufen zerfiel nicht bloß deren Erbmacht, ſondern auch das herzogliche Centrum. Doch nicht weniger bedeutungsvoll war die Geſchichte dieſes Landes am Ende des 15ten und am Anfange des 16ten Jahrhunderts. Nirgends gerieth Ritterthum und Bürgerſchaft, das weltliche und das geiſtliche Regiment in einen ſo herben und vernichtenden Kampf als hier. Der Proteſtantismus ergriff mit friſcher Kraft die weltliche Seite des fränkiſchen Kreiſes und an den Widerſtand des alten und des neuen Glaubens, der hier und in den ſämmtlichen Landen Oberdeutſchlands um ſo heftiger und langwieriger war, als weder die eine noch die andere Partei durchdringen konnte und keine energiſche Fürſtenmacht ſich für den Sieg der einen oder der andern entſchied, lehnte ſich in Franken, Schwaben und am Rheine eine neue politiſche Agitation des bisher unterdrückten und rechtloſen Bauernſtandes. In Franken wüthete der Krieg der Bauern gegen den Adel und zum Theil auch gegen den Bürgerſtand am heftigſten. Wahre Elemente eines bürgerlichen und politiſchen Bewußtſeyns hatten dieſe Bauern erfaßt. Aber wie alle ſo frühreife, ohne höhere Leitung und vermittelnden Geiſt ausgeführte Bewegungen, blieben auch dieſe Anſtrengungen fruchtlos; nur daß bei den Oberdeutſchen auch in dem Bürger- und Bauernſtande früh das Bewußtſeyn politiſcher Rechte geweckt und ſelbſt in der nachfolgenden Ermattung des Reiches erhalten wurde. Franken ſteht von alter Zeit her als ein Land da, in welchem der Genius unſerer Nation ſeine tiefſten Inſpirationen und ſeine gewaltigſten Werke unter der Hülle eines lachenden, milden und wie in

dunkler Sagenzeit wogenden Aethers zur Erscheinung bringt. Doch in Folge religiöser und politischer Zerrüttungen gehörte es dem gemischten Theile des südlichen Vaterlandes an, und als wollte die Natur andeuten, welchem Prinzip dieser Volksstamm zugewendet bleiben müsse, hatte der Protestantismus und die weltliche Macht durch die großen Distrikte Bayreuth, Nürnberg, Anspach das fränkische Gebiet umarmt, und gleichsam in die Klauen jenes Adlers gegeben, der den Hauptsitz seiner Macht im deutschen Norden aufgeschlagen hat. Unter den Hohenstaufen ward ein Sprößling aus dem gräflichen Hause der Hohenzollern in Schwaben zum Burggrafen von Nürnberg ernannt, welche Stadt bis dahin staufischer Besitz gewesen. Anspach und Bayreuth kamen an eine Nebenlinie der Burggrafen von Nürnberg, und während diese zum Besitz einer größeren Herrschaft im Norden gelangten, aus welcher das spätere Königreich Preußen erstand, blieb die nächst verwandte Linie im Besitz von Anspach und Bayreuth, bis nach ihrem Aussterben diese Herrschaften an Friedrich Wilhelm II. heimfielen. Die Verwaltung dieser Provinzen unter Preußens Hoheit war bis zu dem Gouvernement des nachmaligen Fürsten Hardenberg sehr schlecht gewesen; aber der Geist der Aufklärung und des Protestantismus, welcher in jener Zeit von Preußen aus einen großen Theil des Vaterlandes durchstrich, blieb in diesen fränkischen Landen lebendig, und ließ diesem Volksstamm einen um so tieferen Eindruck zurück, als die geistlichen Fürsten schon zur Bedeutungslosigkeit herabsanken und das Naturell des Volkes sich von den bairischen und böhmischen Nachbarn abgestoßen fühlen mußte. Während der Revolutionskriege genoß Franken wie eine Parzelle alle Vortheile der preußischen Demarkationslinie. Als Napoleon den preußischen Staat zersetzte und die geistlichen und reichsständischen Herrschaften aufhob, kam fast das ganze Franken an die damals von ihm begünstigte Krone Baierns

und die nachmaligen Conflicte der deutſchen Politik während des Wiener Congreſſes, beſonders das Widerſtreben Oeſtreichs, ſeinen Rival über die Gebirgsſcheide des nördlichen Deutſchlands kommen zu laſſen, überließen Franken mit ſammt den altpreußiſchen Beſitzungen der neuen bairiſchen Combination. Wie ſich dieſes heitere und von dem Thau des Geiſtes und der Dichtung getränkte Volk auf reichem geſegneten Boden voll alter geſchichtlicher Herrlichkeit, mit den ſchönen Städten Bamberg, Würzburg, Bayreuth, Nürnberg, Anſpach, mit der Aufklärung, welche dem größten Theile des Landes überkommen iſt, in dieſer neuen Lage befinden kann, bedarf keiner Erläuterung, wenn man den Gegenſatz des Stammes, welcher in politiſcher und religiöſer Hinſicht den Schwerpunkt abgeben ſoll, begriffen hat. Vorzüglich Nürnberg iſt in dem fränkiſchen Theile der Monarchie von beſonderem Gewicht durch die moraliſche Bedeutung, welche es wie wenige Städte des ſüdlichen Deutſchlands in die Wagſchaale der öffentlichen Meinung zu legen hat. Mit allen Erinnerungen des deutſchen Mittelalters begleitet, mit einem Reichthum, den der alte Handel nach Italien erzeugte, freie Reichsſtadt ſeit Rudolph von Habsburg, vom Geiſte und der Lehre des Proteſtantismus ungetheilt in Beſitz genommen, gelangte es am Ende des Mittelalters zu einer Epoche der Macht und der Regſamkeit, welche den geiſtigen und künſtleriſchen Betrieb der oberdeutſchen Lande in Nürnberg concentrirte. Die Meiſterpoeſie ſchloß hier den Reigen des älteren deutſchen Geſanges und nach dem Vorgang der niederdeutſchen Kunſt am Rheine bildete ſich hauptſächlich in Nürnberg jene ſchon von dem Einfluſſe Italiens berührte Schule oberdeutſcher Kunſt aus, deren Repräſentant Albrecht Dürer war. Mit dieſen Erſtlingsfrüchten des Proteſtantismus, mit der Herrlichkeit der reichsſtädtiſchen Bildung in Nürnberg verfiel auch die Kraft des öffentlichen Daſeyns, der Fortſchritt des Geiſtes

und die Blüthe der Kunst durch ganz Deutschland. In neuerer Zeit hat sich zwar die Stadt im alten Sinne nicht regenerirt, aber die Macht alter Erinnerungen, das ererbte Bewußtseyn der übrigen Bewohner und die Größe der gesunkenen Stadt geben ihr unter ihren Umgebungen eine Bedeutung, welche sich in jeder vorkommenden Frage über das Schicksal des fränkischen Volkes vielleicht entscheidend geltend machen könnte. Anspach und Bayreuth tragen noch immer das aufgeklärte Antlitz und die Bildung vergangener Periode an sich und stehen in gar wunderlichem Contrast mit ihren geistlichen oder bairischen Nachbarn. In diesen Städten findet sich eine vorgerücktere Bildung und Geselligkeit, denn in der ganzen übrigen Monarchie. Ueberhaupt sind die Franken ein heiteres, lebenslustiges und zugängliches Volk, eben so weit von der Rohheit der Altbaiern als von der Härte der Schwaben entfernt. Die geistige Cultur ist zwar gedrückt und darniedergehalten, aber jedes freien und neuen Aufschwungs fähig. Selbst im Würzburgischen und Bambergischen lebt ein aufgewecktes und entzündbares Völkchen, aber wie fast überall, wenn über katholische Lande ein frischer Enthusiasmus kömmt, bleibt eine gewisse Leere daran und es flackert wie Strohflamme und verlöscht. Zwei Universitäten, Würzburg und Erlangen, sind Pflegerinnen der Wissenschaft, wovon die erste vorzüglich wegen ihrer medicinischen Anstalten musterhaft genannt wird. In bürgerlicher und politischer Denkweise ist die Erinnerung an das geweckte und vielgestaltete Leben früherer Jahrhunderte, an die Aufregungen seit der Reformation nicht verloren gegangen; besonders das Bayreuthische Gebiet hat einen kräftigen, ausgeprägten, willenstarken Menschenschlag. Man denke nur an die romantische und schwärmerische Geburtsstätte Wunsiedel, das Vaterland Jean Pauls. Die Verwirrungen der deutschen Jugend auf Universitäten fanden in den Gemüthern dieses Volksstammes namhaften Anklang,

wobei das charakteriſtiſche Merkmal der Volksthümlichkeit ſich in chriſtlich-frommen und myſtiſch-poetiſchen Formen kund gab, in welche ſich der Zeitgeiſt verhüllte. Die Religioſität der Franken ſcheint dadurch an naturgemäßer Entwicklung zu leiden, daß jetzt im niederen und höheren Unterricht jene Elemente begünſtigt werden, welche ſonſt nur in der biſchöflich-katholiſchen Seite des Landes einen Theil des Ganzen ausmachten. Wenigſtens muß der Proteſtantismus ſich mit einem Gehalt und einer Anſchauungsweiſe zu umgeben ſuchen, worin, wie vorzüglich in der Lehre Schellings, zwar eine Bereicherung herkömmlicher Dogmen, aber auch eine Abweichung von dem Bedürfniß der Gegenwart und ein leicht verfänglicher Abweg geboten iſt. Trotz des Einfluſſes, welchen in jüngſter Zeit die katholiſche und ſogar mönchiſche Erziehung wieder zu erwerben ſtrebte, iſt davon auf dieſem Boden, der noch immer des Guten in Fülle, freigeiſtigen Sinn und poetiſch unbefangenen Blick offenbart, wenig zu fürchten; allein wenn eine Regierung den Beſitz dieſes Landes nicht nur haben, ſondern auch ſichern will, ſo wäre Obacht vonnöthen, nach welcher Seite hin man ſeine Maßregeln zu beſchränken habe. Ein Gegengewicht bietet das Gymnaſium von Nürnberg dar, welches durch vorzügliche Lehrer, altherkömmliche Dotationen und volksthümlichen Einfluß eine Muſterſchule des Königreichs geworden. An dieſes Inſtitut reihen ſich die Schulen von Anſpach und Bayreuth an. In den politiſchen Aufregungen der neuſten Zeit, die auch in Baiern, vorzüglich in den rheiniſchen und fränkiſchen Beſitzungen an's Licht traten, hat ſich der volksthümliche Charakter ganz unzweideutig kund gegeben, ſo daß ſelbſt der Widerſtreit des katholiſchen und des proteſtantiſch-freiſinnigen Bewußtſeyns nur das Uebergewicht aufgeklärter Geſinnung, ſelbſt unter den Katholiken, bemerklich machte. Wie in den meiſten deutſchen Staaten iſt auch hier des Uebereilten und

Unstatthaften gar Manches zum Vorschein gekommen. Jene Richtung des politischen Widerspruchgeistes, welche wir später in den sämmtlichen oberdeutschen Staaten näher zu beleuchten genöthigt sind, hat auch hier oft den Einzelnen vom Staat und von der Nation losgerissen; doch die loyale und vernünftige Einsicht des Stammes bekundet sich in der Schnelligkeit, mit welcher die Regierung freilich durch strenges Einschreiten die Ruhe des Landes wieder herstellte, wobei nicht einmal die Harmlosigkeit des Volks von Bitterkeit oder Ingrimm verdrängt worden ist. In den stürmischen Sitzungen der bairischen Landtäge seit 1830 waren mehrere der ausgezeichnetsten und geachtetsten Oppositionsglieder aus der Provinz Franken und die Aufregung, welche von hier und vom Rheinland in die Hauptstadt des Reichs strömte, war so groß, daß ein durch die Monarchie selbst gehender unversöhnlicher Zwiespalt der Bildung und des Interesses nicht zu verkennen war. Ueber den Standpunkt der Staatsregierung, welcher in Rücksicht auf die Erblande vielleicht noch tadellos seyn mag, kann von den Zeitgenossen ein abschließendes Urtheil nicht gefällt werden. Die Schwierigkeit liegt gerade darin, daß für die entgegengesetzten und sich ausschließenden Theile des Staats ohne eine dritte bindende Kraft kaum ein politischer Schwerpunkt zu finden ist, wo sich dann der alte Spruch bewährt: Unmögliches, den Sultan und Venedig zu einen, gelingt nicht. Wie leicht sind die Fehler zu entschuldigen, welche in solcher Situation von oben begangen, wie leicht aber auch die Vergehungen zu erklären, welche danach von unten verübt werden. Nur wird eine edle und gerechte Regierung nie das Wort Ludwig Tiecks, des gewiß loyalen Dichters, vergessen, der in einer die Zeitwirren sonst nicht zu Gunsten schrankenloser Gesinnung betrachtenden Novelle gesagt hat: „Der Staat kann

in der Art, wie er politiſche Verbrechen zum Durchbruch lockt, mitſchuldig werden und unmoraliſch handeln.“

Noch vor wenig Jahren hatte in Franken eine freiere Anſchauung die Oberhand über die orthodoxen Gegenſätze auf den Gebieten der Religion und der Politik. Jetzt haben ſtrenge Glaubensformeln und ſtrenge Verwaltung den Geiſt der Neuerung und das Lautwerden abweichender Stimmen beſeitigt, obſchon, wie einſt die Kämpfe des 15ten und 16ten Jahrhunderts, ſo auch die Reibungen des vergangenen Decenniums der Entwicklung des fränkiſchen Volksſtammes nicht verloren gehen können. Wie Schwaben, wie das Rheinland, wie der deutſche Norden, ſo hat auch Franken den Lauf einer lang und nachhaltig ſich vorbereitenden bürgerlichen und politiſchen Bildung noch keineswegs beendigt. Durch ſeine innere Beſchaffenheit wird unter jedem Verhältniß die Eigenthümlichkeit des fränkiſchen Stammes erhalten werden. Auch die materiellen Hülfsquellen dieſer Provinz ſind ganz unverwüſtlich und für den Charakter des Volks bedeutſam. Meiſt von romantiſchen und hell belaubten Gebirgsreihen begränzt, welche nach Norden die Scheidewand des Nordens und Südens unſeres Vaterlandes bilden, weite und lichte Thäler, die alle dem ſchönen geſchlungenen Lauf des Mains zulaufen, eine große, fruchtbare Ebene in der Mitte und nach dem Süden des Landes, Frucht- und Getreideboden, der den Sinn des Menſchen ſtetig und andauernd, Weinbau, der ihn leicht, ſinnig und poetiſch macht, ſtädtiſche Gewerbe für den nächſten Bedarf, eigentliche Induſtrie noch gar nicht, weil der Himmel, der Boden und der Stand der Bevölkerung die künſtlichen Erwerbsmittel noch nicht hervorrufen, die nahe Verbindung mit dem Südoſten Deutſchlands und mit Italien, die Berührungen, welche die Stammverwandtſchaft weſtlich mit den Rheinländern, nördlich mit den Thüringern und Sachſen erhält, endlich ein alle Theile verkettender Haupt-

ſtrom der deutſchen Lande und eine Hauptſtraße des deutſchen Handels, welche von Oſten nach Weſten zieht, — dieß ſind die Schätze des Landes und jetzt zugleich der materielle Kern des Königreichs Baiern. Die Frage: ob nicht der Donau- und Mainkanal eine engere materielle Verbindung dieſer beiden Provinzen erzeugen wird, muß unter demſelben Geſichtspunkte beantwortet werden, nach welchem ſolche Verbindungen des Verkehrs verſchiedener Provinzen Länder, oder Nationen ohne weſentliche politiſche Bedeutung bleiben. Mit dem Lauf des Stromes wendet man ſich dem Rhein zu, dem er angehört, und zunächſt freilich durch einen Sprung in das ſogenannte Rheinbaiern.

Rheinbaiern iſt die überrheiniſche Provinz des Königreichs, welche größtentheils aus der ehemaligen Pfalz am Rheine, wovon nur der auf dem rechten Ufer gelegene Theil an Baden gekommen, aus dem Herzogthum Zweibrücken und aus dem Bisthum Speier zuſammengeſetzt iſt, alſo größtentheils aus Gebieten, welche ſchon vor Zeiten dem Hauſe Wittelsbach zugehörten. Die Diſtrikte der früheren Pfalz, welche Heſſen Darmſtadt gegenüber liegen, von Worms bis gen Mainz, ſind mit dem Bisthum Worms an dieſes Heſſen überlaſſen worden. Dieſe überrheiniſche Provinz iſt ein herrlicher und überaus fruchtbarer Landſtrich: vorzüglich Weinbau nährt die Bewohner; die Luft iſt auf beiden Seiten der Rheinpfalz ſo mild und ſüdlich, daß kundige Reiſende dieſe Striche nicht mit Unrecht der Lombardei verglichen haben, nur daß dieſer deutſche Boden unendlich ſorgfältiger und reicher bebaut iſt. Die weſtliche Gegend, welche ein Auslauf der Vogeſen, das Haardtgebirge, durchzieht, iſt ungleich rauher und erinnert ſchon an die nördlich gelegenen rheiniſchen Gebirgszüge. Von den älteſten Zeiten her war die Pfalz, als am Mittelrheine gelegen, einer der regſamſten Punkte des Vaterlandes und beſonders die jetzt rheinheſſiſche Ge-

gend von Worms bis Alzey, Alzens und bis nach Kreuznach iſt claſſiſcher Boden. Hier ſpielt nach der Ueberlieferung das große Heldenſtück des Niebelungen-Liedes. In der Carolingiſchen Zeit gehörte die der Pfalz zu dem oſtfränkiſchen Stamme, der bis hierher reichte. Unter den Hohenſtaufen kam das Haus Wittelsbach und zwar bald eine beſondere Linie deſſelben zum erblichen Beſitz der Pfalz am Rhein und der oberen Pfalz, welche nördlich von der Donau, zwiſchen dem Fichtelgebirge und Franken lag und im weſtphäliſchen Frieden an das neue Churhaus Baiern abgetreten wurde. Auch am Niederrhein hatte der Pfälzer Beſitzthümer, namentlich die Herzogthümer Jülich und Berg, wie denn Düſſeldorf eine Zeit lang die Reſidenz der Churfürſten war. Die pfälziſche Chur beſtand bis zum Verfall des deutſchen Reiches. Heidelberg, auf dem rechten Ufer des Landes, war die Reſidenz der Pfälzer. Auf dem ſchönen, ringsum belaubten Schloſſe über der Stadt und dem Neckar, thronten die Herren, welche von hier aus einen großen Theil ihres Landes überſchauen konnten. Ausgezeichnet hat ſich dieſe Regentenfamilie eben nicht, und in den Händeln der unruhigen Ritter- und Fehdezeit war die Tücke dieſer Fürſten unter dem Spottnamen des „böſen Pfälzers“ berüchtigt. Von den am Odenwald und in den rheiniſchen Gebieten ſeßhaften mächtigen Rittergeſchlechtern hatte noch am Ausgang der mittleren Geſchichte das pfälziſche Land viel auszuſtehen, mehr aber noch ſeit dem dreißigjährigen Kriege, von welcher Zeit an es der faſt fortwährende Schauplatz ärgſter und ſchnödeſter Verwüſtung geweſen. Wenn irgendwo, ſo haben ſich hier die ſich durch ein Jahrhundert fortziehenden Feindſeligkeiten Frankreichs gegen unſere Nation auf eine alles Gefühl verletzende Weiſe unvergeßlich gemacht; alle Kämpfe, welche Deutſchland und beſonders Oeſtreich mit dem übermüthigen Frankreich zu beſtehen hatten, wurden auf dieſem Boden ge-

führt. Gäbe es irgend einen Grund, wegen alter Verletzungen auch unter andern Umständen einen nachhaltigen Grimm und Nationalhaß zu bewahren, so hätte ihn der Deutsche gegen den Franzosen, wenn er an die Schandthaten denkt, welche Melac im Dienste Ludwig XIV. in der Pfalz verübt hat. Die Schlösser des Landes und der Ritterschaft am Rheine sind zumeist von diesem öffentlichen Brandstifter und Räuber zerstört worden. Nirgends aber macht sich der Schmerz über diese Vorgänge fühlbarer, als zu Speier, dem alten Sitze unserer Kaiser aus dem sächsischen Hause und der berühmten Gruft unserer deutschen Könige. Vergebens fragt man nach den alten Grabmälern und den Ueberresten dieser Vergangenheit; die Franzosen haben sie verwüstet; vergebens schaut man nach dem ehrwürdigen Dome, der diese Nationalheiligthümer umschloß; die Franzosen haben ihn bis auf wenige Reste zerstört, aus denen eine spätere immer noch ansehnliche Kirche der Erinnerung erneuert worden. Im Revolutionskriege wurden diese Gräuel fortgesetzt, bis der langjährige Neid auf diese schöne Provinz endlich mit der Wegnahme des linken Rheinufers endete. Bis zum Sturze Bonaparte's blieb das Land unter französischer Herrschaft und kam darnach an das Haus Baiern zurück, mit welchem es durch die Erbfolge schon vor der Revolution vereinigt worden war. Churfürst Johann Wilhelm zeichnete sich durch Kunstsinn aus; er residirte zu Düsseldorf, stiftete die berühmte dortige Gallerie, welche später nach München wanderte, und erhob diesen Ort zu einem Sitz der Kunst und der Bildung, welche nicht mit jenen Schätzen fortgewandert sind. Sein Nachfolger, Carl Philipp, erbaute sich am Ausfluß des Nekars eine neue Residenz, Mannheim, die in dem damaligen französischen Style einförmig, doch in gefälligen Proportionen schon durch ihre Lage alle gleichartigen Unternehmungen jener Zeit hinter sich läßt. Die Universität Hei-

delberg, eine der älteſten in Deutſchland, ward ſchon 1387 geſtiftet und war fortwährend der Sitz der Wiſſenſchaft und Bildung des Landes. Zwar iſt durch die Drangſale, welche die Pfalz erlitten, das materielle Wohl nicht vernichtet, die geiſtige und ſittliche Entwicklung dagegen ſehr aufgehalten und getrübt worden. Auch hier konnte die Reformation nicht durchdringen. Die geiſtliche Macht hielt den Katholicismus aufrecht und noch heute gehört die Provinz zu den gemiſchten Landen. Die Pfälzer ſind größerentheils katholiſch, in dem Sinne jenes, man könnte ſagen, rheiniſchen Katholicismus, welcher durch die Nähe und durch die Reibung mit dem Proteſtantismus wenigſtens die Cultur und die Toleranz deſſelben zugelaſſen hat und im bürgerlichen Sinne eigentlich proteſtantiſch geworden iſt. Die Pfälzer ſtehen den Franken in geiſtiger Hinſicht ſehr nach. Der viele Druck hat ſie ſtumpf gemacht, und der Wein gibt ihnen einen träumeriſchen, unternehmenden und wandelbaren Sinn. Denn ſchon die Unſicherheit ſolchen Erwerbes wirkt, wo er überwiegt, nachtheilig auf den ſittlichen und geiſtigen Charakter eines Volkes. Anregungen höherer Art und Bildung ſind der Pfalz wenig zu Theil worden, und die Cultur, welche ſich in Mannheim anſiedelte, war auch nicht geeignet, glückliche Folgen für das Land zu haben. In den geiſtlichen Staaten des Niederrheins, zu welchem auch die Pfalz gerechnet wurde, regte ſich mehr geiſtiges Leben, als in dem weltlichen Churfürſtenthume. Auch die Bewohner ſind von gröberer und maſſiverer Natur, die geiſtigen Organe noch wenig geöffnet, und das Beſſere pflegt oft im Rauſche zu flüchten; die Sprache iſt plump und derb wie ihr Naturell, und Schiller, der eine Weile unter ihnen lebte, charakteriſirte ſie mit den Worten: „es klebe ihnen zu viel Wein zwiſchen den Fingern.“ Was die überrheiniſche Pfaz anlangt, ſo hat dieſe durch die Abſonderung von dem gebildeteren Theile eher verloren. Die

französische Herrschaft hat eine plötzliche und etwas jähe Umwandlung in den Begriffen des Volks hervorgebracht. Der Regierungswechsel und das Schicksal, eine Weile Frankreich anzugehören, hat bei den Rheinländern durchweg etwas Wandelbares und Ueberreiztes zurückgelassen, was erst durch längern und friedlichen Verband mit dem übrigen Deutschland und mit dessen Cultur ausgeglichen werden kann. Doch bei den Rheinbaiern hat diese Reizbarkeit sich am bemerkbarsten gezeigt. Es war natürlich, daß die Frankreich zunächst begränzenden und so lange seinem Einfluß hingegebenen deutschen Lande viel Uebereinstimmung mit französischer Sinnesart einsaugten, woher es kam, daß die Elsaßer so leicht in Franzosen verwandelt wurden. Dieser französische Einfluß würde sich noch weiter nach Osten zeigen, wenn man, wie übermüthige Franzosen und gleichgültige Deutsche gar nicht unmöglich finden, das linke Rheinufer an Frankreich abträte und den Rhein zur Gränze machte. Es ist wahr, die Rheinbaiern haben nach Verlust ihrer eingenthümlichen Entwicklung die französischen Staatsbegriffe mit einer Entschiedenheit und Heftigkeit angenommen, wie sie dem deutschen Charakter unziemlich ist, und sie sind auf dem Gebiete der Politik dem Jüngling nicht unähnlich, welcher aus dem Zwang und der Abgeschiedenheit des Seminars plötzlich in die freie Luft unserer Universitäten eintritt. Die Rheinbaiern haben wie die Rheinpreußen die französische Rechtspflege beibehalten, aber nicht wie diese den Vortheil genossen, nach ihrer Wiedervereinigung mit dem Vaterlande einer großen und geistiger wie materieller Erweiterungen fähigen Macht zuzugehören. Nicht nur physisch, sondern auch geistig mußten sie sich von dem Verbande, dem sie zugetheilt wurden, abgeschnitten fühlen und es sogar schmerzlich empfinden, den geistig und wie viel mehr politisch weit unter ihnen stehenden Altbaiern untergeordnet zu seyn. Hierzu kam, daß vor der preußischen Zoll-

vereinigung dieſes Land nach allen Seiten hin des freien Verkehrs beraubt war. Man weiß, daß in jüngſter Zeit gerade Rheinbaiern der ärgſte Heerd unſerer politiſchen Freigeiſterei geweſen. Es ſchien ihnen wenig daran gelegen, Deutſche zu bleiben, wenn nicht die Staatsbegriffe, die ſie hatten, realiſirt und jene Vereinigung des Getrennten und franzöſiſche Centraliſation hergeſtellt würde. Ein wahrer Freiheitsdunſel hatte ſich ſeit der neueſten Umgeſtaltung in Frankreich vom Jahr 1830 der Rheinländer bemächtigt. Es war eine künſtliche und von dem Uebermuth Einzelner geſteigerte Stimmung durch Baden, Rheinheſſen und Rheinbaiern verbreitet, und jenſeits des Rheins, in den ſchönen Gegenden von Neuſtadt, entzündete ſich der Brand bis zu jenem verhängnißvollen Feſte, mit welchem die Rheinländiſche Freiheit abortirte. Strenge Maßregeln des Bundes, das militäriſche und gnadenloſe Einſchreiten der bairiſchen Regierung und endlich das ſchöne Weinjahr 1834 haben auch dieſe Provinz zur Ruhe gebracht, in welcher ſie, ohne ihre Kraft und Energie einzubüßen, doch zur Beſonnenheit und zur Annäherung an deutſche Geiſtestiefe zurückkehren wird. Die Regierung ſucht durch Verbeſſerung des Schulweſens die vernachläßigte Bildung zu fördern, und es dürfte nur zu wünſchen ſeyn, daß die Mittel, welche in Anwendung kommen, deutſche Geſinnung und Bildung zu verbreiten, dem Charakter des Rheinländers angemeſſen und die Gemüther verſöhnend wären. Leider aber wird es immer ein Uebelſtand ſcheinen, daß eine Regierung, die in gegenwärtiger Lage nur der Ausdruck eines dem Rheinländer fremden und nicht ebenbürtigen Volkes ſeyn kann, die ſchwere Aufgabe zu löſen haben ſoll, dieſe kleine, in Verwirrung gekommene Welt wieder einzurenken. In näherem und engerem Verband ſteht der Rheinbaier mit dem Franken; aber leider hat auch hier die phyſiſche Scheidewand ein Hinderniß in den Weg gelegt. Am engſten fühlt ſich

dies Land durch Naturell, Geschichte und Interesse mit dem gesammten übrigen Rheinland, vorzüglich Baden und Hessen, verbunden, besonders nachdem die diesseitige Pfalz an ein anderes Fürstenhaus gekommen und durch die Revolution und den Wiener Congreß das Land eben so in Stücke zerrissen worden ist wie das Königreich Sachsen. Durch diese Bemerkungen kann von dem Standpunkte einer allen gewaltsamen und von der Masse ausgehenden Veränderungen nicht geneigten Beobachters nur der Gedanke ausgesprochen werden, daß es nöthig seyn wird, nicht bloß den materiellen, sondern auch den geistigen Verkehr mit den angränzenden und innerlich verbundenen Ländern auf angemessene Weise zu erweitern. Gerade weil dieses Land über Nacht zu einer übermäßigen Regsamkeit gebracht worden ist und sich mit Exaltation in die politischen Bewegungen der Zeit geworfen hat, stellt es jeder Regierung die Aufgabe, im Sinne eines ächt deutschen Verfahrens das öffentliche Wesen zu leiten und den allgemeinen Ansprüchen so weit Genüge zu thun und Raum zu lassen, als die bürgerliche Ordnung und die Bildung des Landes erlauben. Nur durch solchen Ersatz können Unregelmäßigkeiten der politischen Existenz ausgeglichen werden. Ob man im Stande seyn wird, nicht bloß die Ruhe, sondern auch die Liebe und die Treue des Rheinländers für die Zukunft zu wahren, wird der Erfolg beweisen. Ueber die Stellung des Rheinkreises und Frankens zu dem östreich-bairischen Nationalstücke und Regierungssysteme ist damit genug gesagt. Der Kern dieses Volksstammes, nämlich der Oberrheiner in unserem heutigen Sinne, ist ächt deutsch und gehaltvoll. Sprache und Sitte tragen poetische Eigenthümlichkeit an sich und sind von einem vorzüglichen Dichter zu trefflichen Darstellungen verwendet worden. Nimmt man dazu das spirituöse und energische Leben, welches sich neuerer Zeit laut gemacht hat, so dürfte bei glücklicher Behand-

lung aus dieſem guten Kern eine herrliche Frucht zu erwarten ſeyn, deren Weſen hiermit angedeutet, deren Peripherie der Geſchichte überlaſſen iſt.

Aus dieſen Beſtandtheilen iſt die Krone Baiern ſeit 1815 zuſammengeſetzt. Wie jetzt die Hauptſtadt, ſo war im erſten Jahrzehend dieſes Jahrhunderts die Monarchie in einem ſo heftigen Anſatz der Vergrößerung und der Ausdehnung begriffen, daß noch viel größere Anſtrengung erfordert wurde, um ſich in dieſer Lage zu erhalten oder das Ziel, welches vorgeſteckt zu ſeyn ſchien, zu erreichen. Dieſe aneinander gefügten Provinzen ermangeln nicht nur der Ausfüllung und Ergänzung, ſondern ſie können ſogar den Mittelpunkt ihres Verbandes nur außer ſich finden. Ob die Monarchie im Stande ſeyn wird, dieſe große Lücke durch ihre jetzigen Kräfte zu ergänzen, und ob unter ſchwierigen Verhältniſſen dieſer Mangel ohne Folge bleibt, iſt zu erwarten. Ueberall zeigt ſich in der Stellung und den Unternehmungen der Staatsverwaltung dieſelbe Ungleichheit, welche einmal zwiſchen Mittel und Zweck vorhanden iſt. Man ſtellt ſich nicht auf den Standpunkt der Particular-Regierungen unſeres Vaterlandes. Man hat nicht die Größe, welche ihre Macht auch über die engeren Gränzen hinaus bekundet und durch geiſtige Energie die phyſiſchen Mängel erſetzt; man hat nicht einmal einen ſicheren und wahrhaft einigen Grundſtoff der Volksthümlichkeit und des politiſchen Lebens, wie ſich deſſen ſchon das beſcheidene Würtemberg rühmen kann, und doch ſteht man nicht an, auf ſich die Hoffnungen des geſammten Vaterlandes zu weiſen, als habe man die Macht, den Willen der Nation zu einigen, Deutſchland zu repräſentiren, als ſey ihnen das Loos zugefallen, die deutſche Würde und Nationalität in ihrer Selbſtſtändigkeit, Reinheit und Größe zu verkünden; ja, man iſt im Uebermuth ſo weit gegangen, von bairiſcher Nation zu ſprechen, beſonders Preußen, was man fürchtete,

wurde verkleinert und als eine undeutsche, dem Genius unseres Vaterlandes entfremdete Macht dargestellt. Künstlich wurde der Süden und der Norden ohne Unterschied aus einander gehalten, worin eine Zeitlang von dem constitutionellen Eifer des übrigen südlichen Deutschlands eingestimmt wurde. Wie zu Schleißheim eine bairische, so ward zu Regensburg eine deutsche Walhalla begonnen. Man gab eine bairische Staatszeitung heraus und setzte den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Critik, welche das Centrum deutscher Intelligenz und Wissenschaft zu bilden die Aufgabe haben, eine besondere süddeutsche Münchnerisch-academisch-gelehrte Zeitung entgegen, welche bald als „bairische Annalen," bald unter dem Titel „gelehrte Anzeigen", aber immer ohne Succeß an's Licht trat. Man versuchte Anfangs, einen besonderen süddeutschen Zollverband zu Stande zu bringen. Baiern und Würtemberg traten zusammen. Als aber der preußisch-hessische Handelsverein die Ausdehnung über das ganze außerösterreichische Deutschland ansprach, war Baiern trotz seines Widerstrebens, um der Rheinprovinz willen, genöthigt, sich mit der übrigen Monarchie anzuschließen. Die Bedeutung solches Ereignisses ist unberechenbar. Was will die Haltung, die Deutschland, wenigstens den Süden, die Griechenland und Gott weiß was sonst in ihre Arme schließen will? Welcher Kräfte, welcher Anstrengungen ganz anderer Art, als der überwiegende Theil des bairischen Volks bis jetzt zu unternehmen im Stande war, sind hier hinzugedacht, auf welche außerordentliche Glücksbegünstigungen speculirt man! Ich habe die geistige und politische Rückständigkeit der Baiern nicht näher berührt, weil es außer meinem Zweck lag, aber an dieser Stelle, wo die Anmaßung dieses Volkes dem ganzen civilisirten Deutschland gegenüber zurückgewiesen werden mußte, kann nicht vergessen werden, daß Alles, was von Wissenschaft und Cultur auf eigentlich bairischem Boden oder

in München bis heute erwachſen iſt, immer einen thatſächlichen Rückſtand gegen die allgemein deutſche, ſey es nun nordiſche oder ſüdweſtliche, Stufe der Intelligenz anzeigte und daß die politiſche Bildung der Hauptſtadt, wie ſie ſich bei jeder Gelegenheit und in der periodiſchen Preſſe darſtellt, das miſerabelſte iſt, was in Europa zu Tage gefördert wird, davor man erröthen müßte, wenn man es als ein Product des eigentlichen und politiſchen Deutſchlands zu beurtheilen hätte. Es iſt verkehrt, einen deutſchen Maßſtab nach München zu bringen, woraus ſich der Folgeſatz von ſelbſt ergibt.

Es iſt oben angeführt worden, daß ſich die Verwaltung des Grafen von Montgelas auf dem Wiener Congreß anſtrengte, die Souveränität der deutſchen Fürſten und die innere Selbſtſtändigkeit ihrer Lande und ihrer Regierungen zu ſichern. Wirklich iſt dadurch eine für die kleinen Staaten günſtigere Abfaſſung der Bundesacte bewirkt worden; allein es iſt ſchon längſt nicht nur unter den Politikern, ſondern ſelbſt unter den betheiligten Fürſtenhäuſern zur Ueberzeugung geworden, daß durch die Worte und Formen der deutſchen Bundesverfaſſung der Nothwendigkeit eines einigenden und allgemeinen Einfluſſes von dieſer oder von jener Seite nicht widerſtanden werden kann, und eine höhere und beſcheidene Einſicht ſieht hierin die wahre Garantie der Herrſchaft. Alſo hat gerade Baiern durch ſeine Politik auf dem Wiener Congreß und in der Bundesverſammlung kein höheres Ziel gehabt, als eine unfruchtbare Verneinung, während ein anderer ſüddeutſcher Staat, wo er den Maßregeln und Eingriffen des Bundes entgegen trat, doch die bürgerliche und politiſche Cultur ſeiner Unterthanen und den darauf geſtützten Willen einer einigen Geſammtheit auszudrücken ſich verpflichtet glaubte. In neuerer Zeit wurde Baiern durch ſeine Anhängſel, durch den Geiſt der Zeit und durch perſönliche Begeiſterung in den Schwung politiſcher Verfaſſung, ja ſogar politiſcher Exalta-

tion versetzt. Unmuthig sahen die Cabinete von Wien und Berlin dieser allgemeinen Aufreizung zu. Endlich fühlte sich die Regierung durch den Schwindel und die Wassersnoth, welche das ausgesprochene Zauberwort erregt hatte, bis in ihre Reihen beunruhigt. Aber der Liberalismus war eine politische Maxime gewesen. Sollte man dieses System, diese Hoffnungen verlassen? Doch das östreichische Cabinet drängte, es bot Sicherheit und Ersatz, das System der Regierung verwandelte sich in sein Gegentheil, wodurch sie mit ihrem Erbland erst zu voller Harmonie gelangte. Jetzt erschienen die allgemeinen Maßregeln des deutschen Bundes zur Beruhigung der aufgeregten Länder; aber gewohnt, die Dinge mit Eifer zu treiben, griff die bairische Regierung die Wiederherstellung des Landfriedens mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln und auf eine Weise an, die wohl selbst ihre neuen Alliirten oder Schutzherren befremdete. Auch der Ersatz blieb nicht aus. Während die bairisch-deutschen Illusionen nur noch in der Kunst ihren Fortgang hatten, bekam der bairische Unternehmungsgeist durch seine Verbindung mit Griechenland neue zusagende Nahrung. Auf Betrieb des Wiener Cabinets wurde von der Londoner Conferenz der europäischen Großmächte einem Prinzen des königlichen Hauses die griechische Königskrone angetragen. Da es jedoch ausser den Gränzen dieser Studien liegt, die bairische Politik, so weit sie nicht auf Deutschland Bezug und Einfluß hat, in Betracht zu nehmen, so erlaube ich mir nur zu bemerken, daß der neue griechische Königsthron unter dem Schutz der fünf europäischen Großmächte und durch die Hülfsmittel, welche von diesen eröffnet werden, gesichert wird und daß das griechische Königreich sich zu jeder Zeit an das System einer großen und repräsentirenden Macht, welches hier naturgemäß Oestreich ist, anlehnen müsse. So wäre denn in Zukunft die Stellung Baierns und Griechenlands zu Oestreich ein und

dieſelbe. Gewiß iſt es für die Kräfte der bairiſchen Regierung von nicht geringer Schwierigkeit, die eigene Politik und die griechiſche in einer Hand zu halten, wie es ſeit der Beſitznahme des neuen Throns geſchehen iſt.

Von den innern Zuſtänden Baierns und der Verwaltung habe ich nur ſo viel zu ſagen, als es die Lage der fränkiſchen und rheiniſchen Provinzen beleuchtet und die Stärke der Monarchie im Allgemeinen bezeichnet. Die Verfaſſung, welche allen Theilen gemeinſam iſt und im Jahre 1818 von dem verſtorbenen Könige freiwillig gegeben ward, wird die in den zwei Kammern der Reichsräthe und der Deputirten repräſentirte öffentliche Meinung zur Zeit nicht mehr in Widerſpruch mit dem Willen der Regierung gerathen laſſen. In der erſten Kammer ſitzen hauptſächlich die mediatiſirten Fürſten, deren eine nicht geringe Zahl aus Franken und Schwaben der Monarchie untergeordnet worden ſind. Die Kriegsmacht des Königreichs iſt von der Napoleoniſchen Zeit her bedeutend; ſie beſteht aus ſtehendem Militär und aus Landwehr. Letztere iſt jedoch nur eine Art von Nationalgarde. Bei der Anhänglichkeit der Erblande an ihr Königshaus und bei der Stärke und Mannszucht der Armee, die nicht ohne Erinnerungen und Ueberlieferungen iſt, erklärt ſich die Bedeutung, welche das Münchner Cabinet auf dem Wiener Congreß noch zu behaupten wußte. Man rühmt an dieſem Militär eine bemerkliche Bildung und eine ſehr bürgerliche Haltung, wodurch es beſonders auf die Cultur der Altbaiern einen ſehr vortheilhaften Einfluß gewinnen muß. Das Militär iſt in allen Staaten gegenwärtiger Zeit, England ausgenommen, eine Bildungsſchule der niederen Volksclaſſen, und bei den Altbaiern des ganzen Volkes, weil hier der Adel in der Regel auf keiner höhern Stufe ſteht und in untergeordnetem Staatsdienſt vegetirt. Unter der Regierung des Grafen Montgelas war der Staatshaushalt in großer

Unordnung. Die jetzige Regierung, unter welchem Titel ich den jedesmaligen Chef der Administration, jetzt vorzüglich den Fürsten von Oettingen-Wallerstein, verstanden wissen will, hat Ordnung und Sparsamkeit in der Verwaltung des öffentlichen Vermögens eintreten lassen, und die Klage ging nur dahin, daß für die öffentlichen Bauten und Unternehmungen zu grosse Summen erigirt oder ohne vorangehende Einwilligung der Stände verwendet würden. Das ganze Land und die einzelnen Provinzen sind in Kreise eingetheilt, deren jeder eine besondere Regierung hat. Das schon unter Napoleons Herrschaft erlassene Adels-Edict wurde von den übrigen deutschen Staaten als Muster und selbst auf dem Wiener Congreß, hinsichtlich der Standesherrn, als Norm betrachtet. Auch rühmt man das Institut der Landräthe, durch deren periodische Versammlungen das Bedürfniß einzelner Provinzen zur Berathung komme. Wirklich mag darin in Ermangelung eigener Provinzialstände oder einer tüchtigen Municipal-Verfassung ein Auskunftsmittel geboten seyn. Viel Dankenswerthes geschieht für die materiellen Bedürfnisse des Landes; nur konnte das Aufheben nicht ergötzlich seyn, welches die Thaten der Regierung öffentlich ausschellt. Die meisten deutschen Regierungen leisten nach ihren Kräften dasselbe, ja in anderer Hinsicht weit mehr. Der Erwerb in dem Königreiche ist im Ganzen leicht; man hat nicht Ursache, wegen Uebervölkerung zu klagen, wie etwa in Würtemberg, Sachsen und mehreren Strichen Preußens. Wie in Oestreich nährt sich auch hier der Einzelne noch ausreichend und gewinnreich vom Grund und Boden und von dem Handel mit Natur-Erzeugnissen, daher sich auch die Industrie in diesen Ländern auf keiner außerordentlichen und über das nächste Bedürfniß gestiegenen Höhe befindet. Das Leben der Bewohner ist einfach und im Verhältniß des Aufwands bei Weitem genußreicher als

das Leben der Norddeutschen. Dieß iſt jedoch eine ganz unweſentliche Verſchiedenheit, welche den Norden und den Süden nicht trennen kann. Die Abgaben ſind in Vergleich mit den preußiſchen gering und mehr auf öſtreichiſchem Fuße. Den Rheinländern hat die Regierung in jüngſter Zeit noch zwei Drittheile von ihren vorher ſchon nicht übermäßigen Steuern erlaſſen und durch dieſen materiellen Vortheil die Mißſtimmung dieſer Provinz eben ſo vermindert, wie durch die preußiſche Zollverbindung. Ob die Provinz Franken oder gar Rheinbaiern, als Bedingung materieller Wohlhabenheit, engerer Handelsverbindung mit Baiern und durch dieſes mit Oeſtreich wegen des Donauhandels bedürftig ſey, dieſe Frage wird bei Gelegenheit Würtembergs und des ſüdweſtdeutſchen Handels beantwortet werden. Daß das eigentlich bairiſche Donaugebiet eine engere Verbindung mit dem öſtreichiſchen Verkehr verlangt, liegt auf der Hand. Dieſer Conflict kann erſt durch den Entwicklungsgang der deutſchen Verhältniſſe gelöst werden. In materieller Hinſicht iſt Franken der Kern des Landes. Was die geiſtige Bildung anbelangt, ſo iſt die Vorbedingung aller Cultur und beſonders wiſſenſchaftlicher und ſtaatsmänniſcher Bildung, nämlich der Schul- und Gymnaſial-Unterricht, nicht auf die erforderliche Weiſe geleitet worden. Das größte Uebel lag in dem Schwanken der Regierung ſeit 50 Jahren, wo bald das Syſtem der Illuminaten, bald das der ſtrengen Kirche Uebergewicht und Einfluß hatte. Man ordnet wie in Oeſtreich die Schule der Kirche unter und macht die Religion und zwar hier die reinkatholiſche, zum Prinzip der Erziehung. Man hat die geiſtlichen Orden erneuert, um dadurch und unter deren Obhut die höheren Unterrichtsanſtalten zu leiten. Welche Folge und Wirkung dieß in Franken oder in den Rheinlanden haben wird, iſt leicht zu begreifen. Das übrige Deutſchland empfindet ein Grauen vor dieſen Neuerungen. Ein anderer

Uebelstand lag darin, daß die oberste geistliche Behörde in München, hinsichtlich des höheren Unterrichts auf Schulen und Universitäten, auch in einem Schwanken der Prinzipien begriffen war, und daß die ersten Notabilitäten der Gelehrsamkeit in Widerspruch geriethen. Man kennt den veränderten bairischen Schulplan, und vergißt die Verdienste nicht, welche Friedrich Thiersch, ein geborener Sachse, und in Baiern der Repräsentant aufgeklärter, weltlicher und deutscher Gesinnung, sich in dieser Angelegenheit wie auch bei andern Anlässen erworben hat. Nur auf diesem Wege kann die Cultur auf die Stufe Preußens, Würtembergs, Sachsens geführt werden, deren geistiges Uebergewicht hauptsächlich auf den Institutionen der gelehrten Erziehung und Bildung wurzelt. Während dieses Zwiespaltes ist in Baiern die clericale Tendenz unaufhaltsam vorgeschritten, und es ist kein Zweifel mehr, daß neben der Lieblingstochter der Kunst die Wissenschaft von der Regierung nur als Stieflind behandelt wird. Baiern hat eigene Gesetzbücher; die Grundlage der Strafgesetzgebung und der Gerichtsordnung stammt aus der ehemaligen Pfalz, während gerade jetzt der Rheinkreis die öffentliche Rechtspflege Frankreichs beibehalten hat. Das neue bairische Strafgesetzbuch hat den berühmten Criminalisten, Anselm von Feuerbach, welcher zu Anspach lebte, zum Verfasser. Wenn irgend etwas absolut verwerflich und der Humanität widersprechend in den Institutionen eines Landes genannt werden muß, so ist es das Criminalgesetz und das criminelle Verfahren in Baiern. Während in andern deutschen Staaten die harten und barbarischen Bestimmungen der peinlichen Gesetzgebung Carls V. durch mildernde Gesetze oder durch den ererbten Gebrauch der deutschen Gerichtshöfe auf ein gerechteres Maß zurückgebracht wurden, sind hier durch ein neues Gesetzbuch, welches von den Gerichtshöfen im ganzen Umfange respectirt werden muß, die Menschheit wahrhaft

herabwürdigende Strafen und die Schuld oder Unschuld des Einzelnen nicht sicher stellende Formen des Verfahrens und des Urtheils sanctionirt worden. Dabei schützt in keinem deutschen Staate das Gesetz weniger gegen Willkühr der Unterrichter, so daß man selbst die türkische Justiz dieser wissenschaftlichen Willkühr und Barbarei vorziehen möchte. Ich wiederhole, daß der große Criminalist Feuerbach, ein gelehrter Herr und ein Actenkundiger, die Ehre gehabt hat, der Verfasser dieses Gesetzbuchs zu seyn. Die Polizei geht von der Staatsregierung aus und beträgt in der Stadt München allein an bewaffneter Gensdarmerie soviel als das ganze Polizeipersonal Londons.

Von Franken und vom Rheinland zu schweigen, erregt es doch Verwunderung, daß trotz der geistlichen Erziehung, trotz der strengen Gesetzgebung, trotz der polizeilichen Obhut die Hauptstadt des Landes und der loyalen Altbaiern an einer verhältnißmäßig unvergleichlichen Verwilderung der Sitten, der Zucht und des Familienlebens leidet, wie wir sie nur in den aufgelösteren und verderbten Landen des Katholicismus, hauptsächlich in Italien, zu finden gewohnt sind. Auch von dieser Seite steht Deutschland fern von dem altbairischen Character und es gibt keinen größeren Contrast, als das äußerlich loyale und innerlich wurmstichige München mit dem vom Geiste der Zeit, selbst von politischer Härte angeregten und dabei sittlich ernsten, bürgerlichen und auf solider Existenz begründeten Stuttgart.

Dieß ist die Stellung Baierns zum deutschen Bunde. Nach dem neuesten Umschlage des Systems und nach der Natur des Erblandes gehört sie ganz auf die Seite östreichischer Politik, nach welcher Richtung hin auch die Thätigkeit der Regierung im Bunde lebendig und wirksam ist.

Hätte Baiern eine größere Aufgabe in der politischen Entwicklung Deutschlands zu lösen, als die auf dem Wege der

Gleichmäßigkeit, Ausdauer und der Rückſicht auf die einzelnen Provinzen, die geiſtige materielle und politiſche Cultur des Landes als deutſche Bundesmacht zu erweitern, ſo müßte es in einer Hinneigung zu Frankreich ſeine natürliche Verbindung erneuern, wie es durch Frankreich zu Souverainität und zu Größe gelangte. Aber dieſe einzige Politik, welche für Baiern eine größere Zukunft eröffnen könnte, iſt unmöglich, da Frankreich von einer Macht, die es nicht zu fürchten hat, das linke Rheinufer fordern würde und weil deshalb und aus andern, deutſchthümelnden Beweggründen Alles, was von Frankreich kommt, im Cabinet zu München verabſcheut wird.

So kann ich denn nichts Beſſeres thun, als dieß Kapitel mit den bedeutungsvollen Worten eines jüngſt erſchienenen Buches, das die Regierung des Grafen Montgelas vertheidigt, abſchließen: „Einſt vom Schickſal, wie es ſchien, beſtimmt, für den Süden Deutſchlands das zu werden, was Preußen dem Norden iſt, war aber die letzte Zeit Baiern hierin nicht ſonderlich günſtig geweſen. Die Traktate mit Oeſtreich und die Verfälle mit Baden hatten dieß augenſcheinlich bewieſen: Die Gränzen Baierns ſchienen nun für immer abgemeſſen zu ſeyn, und die Regierung ſelbſt mochte ſich bei Einführung der konſtitutionellen Verfaſſung Schranken gegen das Streben, eine europäiſche Macht zu werden, geſetzt haben.“

# Fünfter Abſchnitt.

## Oberdeutſche Staaten und Stämme.

Nach der Haupttheilung der deutſchen Stämme und Lande, welche im zweiten Abſchnitt aufgeſtellt wurde, bildet Würtemberg mit den übrigen oberdeutſchen Landen des deutſchen Bundes ein zweites Hauptſtück des politiſchen Deutſchlands, welches durch Natur, Geſchichte und Richtung ſich ſowohl von dem öſtreichiſchen, als auch von dem nordiſchen Deutſchland unterſcheidet. Iſt der bisher abgehandelte Theil als ein durch eigenthümlich politiſche Elemente und ein nicht rein deutſches Syſtem unterſchiedenes Stück der Nation vom Weſten und Norden ausgeſchieden worden, ſo bleiben für das eigentliche Deutſchland noch die beiden Haupttheile übrig, deren gemeinſamer Charakter ſchon bezeichnet worden iſt, und bei welchen die Frage zu beantworten, ob ihre natürlichen Unterſchiede auch eine Trennung des politiſchen Bewußſeyns, und Daſeyns nothwendig machen. Man kann dieſe Seite Deutſchlands im engern Sinne die oberdeutſche, die rheinländiſche oder auch kurzweg das Reich nennen. Drei mächtige Hauptſtämme bildeten von Alters her die Grundlage der noch jetzt ſichtbaren Unterſchiedenheit dieſer Reichslande von der übrigen Nation: Erſtens die Franken, und zwar die Oſtfranken, von deren Sitz und hiſtoriſcher Bedeutung im vorigen Abſchnitt geſprochen wurde, zweitens die Allemannen, welche das ſpätere Schwaben, alſo Würtemberg, den größten Theil Badens und die ſchwäbiſchen Stucke von

Baiern bis an den Bodensee, die Schweiz und den Elsaß bewohnten; die dritte Partei bilden die Burgunder, nämlich Lothringen und die südlich-deutschen Stücke, Burgund, die Freigrafschaft und Savoyen. Der burgundische Theil fiel am frühesten vom Reiche ab, und kam bis auf Lothringen an Frankreich. Der Name Burgund ging auf die nordwestlich von Lothringen sich hinziehenden Landstriche, welche das heutige Belgien und den Norden Frankreichs bilden, über. Später fiel das Herzogthum Burgund auseinander und aus den dem Hause Oestreich und dem deutschen Reiche gebliebenen Theilen wurde ein eigener deutscher Kreis gebildet. Nur das Herzogthum Lothringen kam erst spät an Frankreich, selbst als schon Elsaß und die lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun abgetreten worden waren; auch die Schweiz riß sich von Deutschland los, so daß für den Südwesten des Vaterlandes nur der fränkisch-rheinische und allemannische Grundstock übrig blieben; letzterer mit Ausnahme der Schweiz und des Elsaß. Vier Kreise der neueren deutschen Reichsordnung fielen beinahe ganz in diesen Begriff hinein, nämlich der schwäbische, der fränkische, der oberrheinische und der niederrheinische. Der Rheinstrom ist der Mittelpunkt dieser Lande, die großen Nebenflüsse Main, Neckar und Mosel bildeten die Hauptnebentheile. Hier berührt man die Frage, ob man nicht nöthig habe, den ganzen rheinischen Ländezug mit allen diesem Stromgebiet zugehörenden Distrikte als ein nationales Ganze zusammenzufassen, wodurch, wie der Handel, auch die Geistesrichtung der Oberdeutschen enger mit den Niederrheinern, selbst mit den Holländern verbunden seyn müßte. Dieß aber ist nicht der Fall. Die Niederrheiner und Westphalen tragen schon einen so entschieden norddeutschen Charakter, und sind auch geschichtlich nie enger mit den Oberdeutschen verbunden gewesen, als der ganze deutsche Norden.

Durch die großen Verluste, welche das deutsche Reich in seinem Verfall erlitten, ist Oberdeutschland freilich auf einen viel geringeren Umfang herabgesetzt worden. Diese verlorenen Provinzen wieder zu gewinnen, ist der Grundgedanke jener deutschthümelnden und ideologen Politiker, welche nur das Was und die Gränze der Dinge, nicht das Wie und den Kern im Auge haben. Die Sachen haben sich nun einmal so gestellt, und wenn man nicht blutige National-Feindschaften von Neuem erregen will, um zuletzt entfremdete Provinzen wieder zu erlangen, so wird man von diesem vagen Begriff der Ausdehnung zurückkommen. Nicht die Naturgränzen allein bleiben zwischen zwei großen, geschiedenen Nationen das Motiv ihrer Gränzbestimmung, sondern was Geschichte, Cultur und Sitten, also der Geist, geeinigt haben, das möge man zusammen lassen. Hier entscheiden nur die Menschen und ihre Gesinnungen. Auf ein kleineres Grundgebiet zurückgedrängt, wird Deutschland im Stande seyn, seine harmonischen Kräfte in desto glänzenderer Uebereinstimmung zu offenbaren, und den abgetrennten Gebietstheilen die Aufgabe vererben, indem sie sich mit fremden Nationen vermischen, unter diese den Nerv deutscher Cultur und Sitte zu verbreiten. Dieß ist der Grundcharakter des großen östreichischen Staatsverbandes; in diesem Sinne betrachte man die deutsch-russischen und deutsch-französischen Provinzen. Haben doch viele den Elsaß nur zurückverlangt, damit das große Monument deutscher Kunst, der Münster von Straßburg, nicht in den Händen der Franzosen bleibe. Auf welche unwesentliche Dinge richtet man den Geist unserer Politik, und welche Keime von Haß und Verwilderung werden durch deutschthümelnde Rotomandaten noch jetzt unter unserem Volke gefördert, dem man nicht Liebe zu irgend einem positiven Gegenstand, sondern nur Haß und Verneinung entlocken will! Es ist jetzt nicht und wird niemals Ehrensache seyn, diese

abgerissenen Stücke Deutschlands wieder zu erlangen. Darüber ist historisches Gras gewachsen. Im Innern gesund, stark und kräftig zu werden, und so das, was wir besitzen, auszufüllen, dieß ist die Ehre, nach der wir streben müssen, und diese innere Bereicherung, nicht die Eroberung kann der Weg seyn, deutsche, aber nicht französische Provinzen enger mit dem Reiche zu vereinigen. Daß unbedeutende Gränzgebiete durch Austausch oder Entschädigung herüber und hinüber abgetreten werden können, ist eher denkbar.

So verwerflich diese Projecte sind, Verlorenes wieder zu gewinnen, so ganz undeutsch und besinnungslos ist die Neigung gewisser Politiker, das linke Rheinufer an Frankreich zu überlassen, womit sie nur den Uebermuth eines großen Theils der französischen Nation und den Ehrgeiz politischer Parteien in Frankreich nähren. Auch nicht ein Dorf, nicht eine Insel im Rhein darf durch Zwang der Nation entrissen werden, und der Gedanke an ein freiwilliges Abtreten der überrheinischen Provinzen kann nur in dem Hirn jener leeren, gesinnungslosen, materialistischen Politiker oder jener gewissenlosen Leute entstehen, welche eine sogenannte Freiheit Deutschlands um jeden Preis erkämpfen und die Hülfe des Auslandes durch diese Selbstentmannung erkaufen wollen. Vor alten Zeiten mag der Rhein mit seinen nächsten Umgebungen auf dem linken Ufer wohl die Gränze eines Theiles des Carolingischen Weltreiches gewesen seyn; aber wie damals nach der Trennung Frankreichs und Deutschlands diese überrheinischen Provinzen bei uns verblieben und mit unserer Nationalität, Sitte und Bildung, und vor Allem mit unserer Geschichte zusammen wuchsen, so dürfen sie auch auf keinen Fall von uns aufgeopfert und an Frankreich überlassen werden. Das Wesen der Ueberrheiner ist im tiefsten Grunde deutsch, wenn auch in Begriffen und Gebräuchen diese an der Mark des Vaterlandes wohnenden Stämme nothwendig

von dem Geiſte und der Bildung des Auslandes früher oder mehr angeregt werden mußten, als das übrige Deutſchland. Was aber die Geſinnung anlangt, ſo kann man wahrhaftig die Badener, die Rheinheſſen, die Naſſauer nicht deutſcher finden, als die Bewohner von Mainz, Kreuznach, Coblenz, Bonn, Köln und der preußiſchen Rheinprovinzen. Daß ein Theil der Ueberrheiner in einer gereizten Periode franzöſiſcher fühlte und dachte, iſt im Vergleich mit den übrigen Oberdeutſchen kaum zu behaupten, und wenigſtens aus der Geſchichte und aus localen Bedürfniſſen erklärlich. Die Rheinländer ſind bekanntlich unter der Herrſchaft Frankreichs von jenen enthuſiaſtiſchen Erwartungen ſo ziemlich enttäuſcht worden, und werden, ſobald ihre Sinnesart, ihre Ueberlieferungen und ihre Bedürfniſſe nicht völlig unbeachtet bleiben, ſo gut deutſch geſtimmt ſeyn, wie jeder andere deutſche Stamm. Es iſt ein Unſinn, den, ich weiß nicht, welche ſogenannte induſtrielle oder merkantile Politik aufgebracht hat, als ſeyen die großen Ströme die Markungen der Völker, während ſie nach ihrer Natur die Mittelpunkte des binnenländiſchen Verkehrs und der Vereinigungspunkt materieller Intereſſen ſind. Nur das Meer, ein großer See ſcheidet die Völker und iſt allen oder mehreren Nationen offen. Dagegen ſind die Gebirge und die großen Waſſerſcheiden auch die Gränzmarken der Stämme und Nationen. Unwegſam, unbebaut, in langen Strichen unbewohnt ſind die Bergketten Hemmungen des Verkehrs und Clima, Luft und natürliche Trennung ſcheiden die Sprache, die Sitten und die Geſinnung der Völker. Nur in den älteſten Völkerwanderungen hielt ein großer Strom zuweilen den kriegeriſchen Zug zurück. Was die natürlichen Gränzen anlangt, ſo iſt dieſer Begriff an ſich ein leerer und den freien Beziehungen des Völkerlebens und der Civiliſation unterthan. Die einſeitige Verſtandesrichtung der europäiſchen Völker gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts und die

willkührliche Politik des französischen Kaisers haben den Gedanken der Naturgränzen zu einem Ansehen gebracht, welches er nicht behaupten konnte, ohne die größten Verwirrungen unter den Völkern zu erzeugen. Wenn es in der Wahl eines Volkes steht, seine Gränze zu erweitern, ohne eine fremde Nationalität zu verletzen, so wird ein solcher Trieb gerechtfertigt seyn; in jedem anderen Falle hingegen müssen durch einzelne Verträge der Völker eben dieselben Vortheile erreicht werden können, welche die Naturgränze bieten sollte. Eben so wenig kann man der Meinung seyn, die Unterschiede der verschiedenen Nationen würden jemals so weit untergehen, daß es ganz gleichgültig wäre, welcher Nation dieser oder jener Volksstamm untergeordnet würde. Jede Nationalität setzt eine von der Natur gegebene unzertrennliche Beziehung und deshalb eine Unterordnung jedes einzelnen Gliedes unter das Ganze voraus. Würde es jemals dahin kommen, daß unter den Rheinländern eine solche Gleichgültigkeit gegen das gemeinsame Vaterland sich verbreitete, die es wenigen Vaterlandsverräthern leicht machte, diese Lande an Frankreich auszuliefern, so hätten alle Fürsten und Stämme Deutschlands das Recht, diese abtrünnigen Landsleute selbst mit Gewalt in das gemeinsame Band zurückzuführen und die Widerspenstigen als Rebellen zu behandeln. Solches ist jedoch trotz der Libertinage des exaltirten Liberalismus in unserer Zeit nicht zu fürchten. Wäre das Reich nicht nach Rudolph von Habsburg in eine so unmächtige Zerrüttung verfallen, so hätte sich die Schweiz nie von Deutschland losreißen können, wenn auch von Oestreich. Man würde den Schweizern Gerechtigkeit verschafft, aber nie Unabhängigkeit gelassen haben.

Wenn nun der Rhein als deutscher Fluß von Rechtswegen mitten im deutschen Lande fließen muß, so wird man es als unstatthaft erachten, daß die Franzosen im Besitz des

Elsaßes und somit einer Position am linken Rheinufer verblieben. Der Verlust des Elsaßes kann als ein großes Unglück angesehen werden, welches die Nation durch Baierns bigotte und perfide Politik im westphälischen Friedensschlusse erfahren hat. Es gehört in dieselbe Periode, wo Deutschlands Schwäche auch die Schweiz frei und unabhängig werden ließ, welche Periode man im Allgemeinen die der österreichischen Schirmvogtei nennen kann. Allein eine solche zweihundertjährige Thatsache läßt sich nicht wieder ungeschehen machen. Die Elsäßer sind französisch, und wie sich in den letzten Kriegen gezeigt hat, enthusiastische Franzosen geworden. Freilich gehört dieß Land in unsere ältere allemannische und rheinische Geschichte und es ergänzt sich, was hüben und drüben am Rhein von Fürsten, Rittern und Städten geschehen ist. Noch im vorigen Jahrhundert bis in die ersten Revolutionsjahre trug der Elsaß das Gepräge einer deutschen Provinz an sich, Straßburg war der Sitz großer Gelehrsamkeit und einer Universität, welche die Deutschen besuchten, um ihren Studien den Standpunkt damaliger Politik und eleganter Formen zu geben, also die letzte Ausbildung zu erlangen. Hier vereinigten sich französische und deutsche Cultur; besonders für uns war der Ort, nach Göttingen wohl die wichtigste Bildungsschule, und hier begegneten sich die Eleven zweier Nationen. Göthe, Fürst Metternich, Benjamin Constant — waren in Straßburg. In damaliger Zeit überwog noch in Sprache und Sitte die Erinnerung an die deutsche Nationalität und besonders auf dem Lande fand man noch jenes deutsche Wesen, welches sich allmählich in die Schluchten und Thäler der Vogesen geflüchtet hat. Die Revolution und die nachfolgenden Kriege haben den Charakter des Volkes so umgewandelt, so an Frankreich gefesselt, und es ist eine solche materielle Bereicherung in diese Provinz gekommen, daß nicht nur die Gesinnungen, sondern auch die

Vortheile die Elsäßer zu völligen Franzosen gemacht haben. Bei der Centralisation des französischen Reiches, in welcher jeder provinzielle Unterschied zu Grunde gegangen ist, wissen die Elsäßer durch ihre deutschen Ueberreste eine eigenthümliche und wegen ihrer Grenzlage beachtete Stellung zu behaupten und die Hauptstadt, Straßburg, hat bei der gegenwärtigen Lage das Glück, eine der ersten Städte des Königreichs, die wichtigste Festung des Landes und ein Platz von moralischer Bedeutung zu seyn. Daß die Franzosen bis an den Rhein vordrangen und eine deutsche Provinz an sich gerissen haben, ist freilich eine Ausnahme von der Regel, aber eine solche, welche nun einmal der Geschichte und der Cultur angehört. Wir haben eine reiche, fruchtbare und schöne Provinz verloren, aber es kann nur Vortheil und Gesetz jedes Staates seyn, kein fremdartiges Element mit sich fortziehen zu müssen. Und wie fremd die Gesinnung des Elsaßes sey, spricht uns aus dem Dialect entgegen, in welchem sich die deutsche Sprache kümmerlich erhalten hat. In commercieller Hinsicht hat der Besitz dieses Landstrichs am Oberrhein deshalb kein Gewicht, weil durch denselben unser rheinischer Handel weder beeinträchtigt, noch abgeschnitten werden kann. Erst von Straßburg trägt der Rhein größere Schiffe und die Stromauffahrt von Mannheim bis Straßburg kämpft noch mit namhaften Schwierigkeiten, die große Schifffahrt beginnt erst ungehindert von Mannheim und Mainz. Wichtiger und für Deutschland von großem Nachtheil ist der Besitz des Elsaßes und besonders Straßburgs in militärischer Hinsicht. Durch diesen Posten ist Frankreich bis in das Herz Deutschlands gedrungen, und es ist für dieses von großer Schwierigkeit, eine sichere Vertheidigungslinie am Oberrhein zu veranstalten. Es gibt leider keinen größeren Ort, welcher eine so günstige Niederlage für militärische und bürgerliche Kräfte abgeben könnte, wie Straßburg, zumal da

man ohne Reibungen an der Gränze eines Landes ſchwerlich ſolche Anſtalten erſt beginnen kann. So iſt denn ein groſſer Theil Süddeutſchlands, Baden, Würtemberg und das Rheinland dem vordringenden Feinde geöffnet, ohne daß ein bleibender und ſicherer Widerſtand geboten wäre. Dieß weiſt aber nur darauf hin, daß Südweſtdeutſchland in innerer und äuſſerer Beziehung keine ſichere Grundlage in ſich allein, ſondern nur im Bunde mit dem übrigen Deutſchland und mit einer Macht hat, welche das Centrum und der Schutz des politiſchen Deutſchlands und auch des oberdeutſchen zu werden verſpricht. Bei einem ſolchen, durch kein widerſprechendes Intereſſe gefährdeten Verband hat das Reich im Kleinen, nämlich Oberdeutſchland, ſeinen Schutz am Ganzen, ohne daß eine Feſtung oder auch nur eine Armee für den ganzen Bezirk erforderlich wäre. Ueberdieß laſſen ſich auch die Schwarzwaldpäſſe wirkſamer befeſtigen. Hiermit verbindet ſich Landau und ſchlieſſt ſich an die groſſe Militairlinie, welche am niederen Rhein durch die Feſtungen und Plätze Mainz, Luxemburg, Coblenz, Ehrenbreitſtein, Köln und Weſel, läuft.

Dem oberdeutſchen Länder-Cyklus gehören nun noch folgende Staaten und Landſtriche des deutſchen Bundes an: 1) Würtemberg, 2) Baden, 3) Heſſen-Darmſtadt oder Rheinheſſen, 4) Naſſau, 5) Hohenzollern-Hechingen und 6) Hohenzollern-Sigmaringen, 7) Heſſen-Homburg, 8) die freie Stadt Frankfurt, 9) die Landſtriche der preuſſiſchen Rheinprovinzen, ſüdlich der Moſel, an der Saar und nördlich gegen den Rhein bis an's Siebengebirge, ferner auf dem rechten Ufer Alles, was ſüdlich von dem Siebengebirge und dem Vogelsgebirge liegt, 10) die churheſſiſche Diſtrikte, welche ſüdlich von der Waſſerſcheide des Vogelsgebirgs und der Rön liegen, 11) die Baiern zugehörenden Lande, Franken und der Rheinkreis, welche ſchon im vorigen Kapitel gewürdigt

worden sind, 12) Coburg oder der Theil des Herzogthums Sachsen-Coburg-Gotha, welcher südlich vom Thüringer Walde liegt und ehemals zu Franken zählte. In politischer Hinsicht müssen die süddeutschen Gebiete von Preußen, Churhessen und Coburg unter der norddeutschen Hauptheilung zur Erwähnung kommen. Diese Länder und Distrikte bilden zusammen einen Flächenraum von nicht ganz 2000 Quadratmeilen, und gehören verhältnißmäßig zu den bevölkertsten Gegenden Deutschlands. Der Boden Oberdeutschlands ist ein Hügelland, welches sich in aufsteigenden Gebirgszügen an die Alpen anschließt. Das etwas verrückte Centrum bildet noch immer der Rheinstrom mit den beiden wichtigsten Punkten Mainz und Frankfurt. Vom Main und vom Neckar werden die beiden großen Nebenlande des Rheingebiets gebildet. Auf ähnliche Weise scheiden sich die Bewohner ab. Die Oberdeutschen sind ein zusammenhängender eigenthümlicher und durch Geschichte miteinander verwachsener Haupttheil der deutschen Nation, welcher sich durch die physische Begabung wesentlich von den Norddeutschen, durch Geist und Charakter von den östreichisch-bairischen Stämmen unterscheidet. Dieser rheinische Völker-Cyklus verhält sich zu den Schweizern wie der östreichisch-bairische zu den Tyrolern und Steyermärkern. Darf man die östreichischen Alpenländer das mindergebildete, so muß man die deutschen, und zwar die freie Schweiz, das überbildete Deutschland nennen.

Wie schon oben erwähnt wurde, diese Stämme sind durch Natur und Geschichte verwachsen; das Mittelalter machte diesen Theil Deutschlands zum Hauptplatz seiner Geschichte; volkliche und politische Verhältnisse entwickelten sich hier früher und in heftigerem Kampfe, bis die Reformation und das geistige Interesse Nord- und Süddeutschland enger verband und von den Landen des östreichischen Systems abzog. Würtemberg und Sachsen, und in der Mitte dieser

Repräſentanten Heſſen, bildeten den Grundſtoff des durch die Reformation umgeſchaffenen Deutſchlands. Als nach der Reformation unter der Oberhoheit des katholiſchen Oeſtreichs der politiſche Körper Deutſchlands in völlige Nichtigkeit verſunken war, erwachte erſt im deutſchen Norden, wo eine zur Conſolidation der Kraft und des Intereſſes geneigtere Geſchichte vorangegangen war, ein neues Leben. Es erhob ſich der preußiſche Staat, für alle Zukunft die Idee eines einigen und deutſchen Willens und ein von dem Separat-Intereſſe Oeſtreichs geſchiedenes Prinzip. Seit dieſer Zeit haben die Oberdeutſchen an allen Bewegungen des Nordens Antheil genommen, und ihr durch frühere Geſchichte und politiſche Ausbildung zur Freiheit und Unabhängigkeit gewendeter Sinn hat ſich an den Schickſalen der neueren Zeit in ſolchem Grade aufgefriſcht, daß ſich ſogar ein von Alters her entſtammender Widerwille der Süddeutſchen gegen den Norden erneuert hat. Wichtiger als dieſes iſt der phyſiſche Unterſchied, welcher ſich zwiſchen dieſen beiden Haupttheilen gerade in ihrer Trennung ſchärfer ausgeprägt hat. In Sprache, Sitten, in den Formen, in welchen das Gemüthliche des Menſchen an den Tag kommt, in der durch einfachere Natur und ſchönere Umgebungen angeborenen Lebensluſt und ſinnlichen Betrachtungsweiſe, durch Lebensart, Sitte und bürgerliche Gewöhnung, ſo wie durch überlieferte Anſchauungsweiſen läßt ſich der Oberdeutſche faſt immer von dem Norddeutſchen unterſcheiden. Was ſich dort noch in dem urſprünglichen Gewand der Phantaſie und einer faſt kindlichen Naivität äußert, dieß ſpricht im Norden mit der Schärfe des Verſtandes und in der Form des Begriffs, mit der Kühle der Erfahrung und mit der männlichen Entſchiedenheit, welche an die Strenge der deutſchen Wiſſenſchaft und an kriegeriſche Gewöhnung erinnert. Eins aber bindet dieſe von der Natur geſchiedenen National-Theile, und dieß eine iſt der Geiſt,

und wie er sich persönlich offenbart, der Charakter. Hieraus entspringt der Genius, die Geistesrichtung und die charakteristische Einigkeit eines aus zwei verschiedenen Theilen zusammengesetzten Ganzen, dessen Grundelement bei unserer Richtung auf das Höchste und Unermeßliche die religiöse Ueberzeugung bildet. Von der politischen Geschichte älterer Zeit sind wir durch die letzte Thatsache derselben und deren nächste Folgen abgeschnitten. Die Reformation und die unmittelbar mit ihr zusammenhängenden politischen Ereignisse legten das öffentliche Leben der deutschen Vorzeit in's Grab, aus welchem nur eine neue Schöpfung auferstehen konnte.

Was immer die natürliche Begabung und Aeußerungsweise der Oberdeutschen Eigenthümliches und Erfreuliches bietet, nichts begründet doch darin einen wesentlichen und ausschließenden Unterschied dieser Stämme von denen Norddeutschlands. Ohne dem Schluß dieses Kapitels vorgreifen zu wollen, sey hier nur vorangesetzt, daß solche innere Antipathien einer Nation zu den unglücklichsten und die Kraft am meisten zersplitternden Erscheinungen der Geschichte gehören. Die Norddeutschen können sich das Zeugniß geben, mit brüderlicher Liebe an den Bewohnern der Rhein-, Main- und Neckargegenden zu hängen und fast ohne Ausnahme diese mit Gerechtigkeit beurtheilt zu haben, und wenn irgend etwas zu geringschätzenden Aeußerungen Veranlassung gab, so war es einzig jener Geist des Hochmuths, der Vereinzelung und der ihre Maßregeln manchesmal bis zur Lächerlichkeit äffenden Zersplitterung. In den letzten dreihundert Jahren haben diese Lande inneres und äußeres Unglück in Fülle tragen müssen. Der schönste Zubehör von Provinzen ist verloren gegangen und das Ueberbliebene wurde vom Feinde verwüstet. Die angeborene Kraft wurde in einem ohnmächtigen Widerspruche gegen die kleinen Regierungen zur Erhaltung früh erlangter und durch ihr Uebermaß herausfordernder und

unmäßiger Freiheiten aufgerieben, so daß weder Kraft noch Sinn für das vor Allem Nothwendige und für die gemeinsamen Angelegenheiten der deutschen Nation übrig blieb. So erklärt sich auch, warum die auf ihre Special-Freiheit versessenen Oberdeutschen dem Uebergewicht des Nordens und einer Macht, die doch Schutz und Entwicklung für das gemeinsame Vaterland versprechen durfte, eine so unfreundliche Gesinnung entgegenstellten und die Politik der Kraft und der Einigung als undeutsch und verrätherisch abweisen. Nur der fränkische Stamm ist durch nahe Berührung und frühere Geschichte den Norddeutschen weit weniger entfremdet. Diese oberdeutschen Stämme sind der Sitz einer leichteren, unbefangenen und altherkömmlichen Lebensart, welche die Spuren einer alten, von vielen Jahrhunderten her ererbten Bürgerlichkeit an sich trägt. Das Familienleben ist enger, die Geselligkeit öffentlich oder mehr abgeschlossen. Der Süddeutsche ist naiver, aber weit weniger mittheilsam. Seine Gemüthlichkeit tritt mehr in der unmittelbaren und zwanglosen Gestalt der Gefühle heraus, weshalb die guten Süddeutschen dem deutschen Norden das Gemüth ganz abgesprochen und einige norddeutsche Renegaten, deren Herz freilich von Leder seyn mochte, die Unverschämtheit hatten, norddeutschen Verstand und süddeutsche Gemüthlichkeit und was dergleichen abgeschmackte Antithesen mehr sind, zum Vernunftsatz zu erheben. Wo anders sucht die Verschiedenheit! In diesen oberdeutschen Landen erlangte die Staatsverfassung des deutschen Mittelalters ihre höchste Blüthe. Das Hauptmerkmal derselben war bekanntlich jene scharfe Sonderung der Stände und vielfältige Gliederung der Gewalten. Aus der Trennung und aus der Vielherrenschaft gingen die Reibungen des Adels mit den vornehmsten Fürstenhäusern und mit den Bürgern und Bauern hervor. Die Landeshoheit der Herzöge und Pfalzgrafen war in Oberdeutschland nie so ausgedehnt, als

im Norden; deshalb wurde von den höchsten Dynasten dort früher ein Bürgerstand begründet und mit besonderen Freiheiten ausgestattet. Dadurch bildete sich frühzeitig der Begriff und die Form einer bürgerlichen und städtischen Gemeinschaft aus, das Selbstgefühl erwachte und das Individuum wurde sich ohne Rücksicht auf Geburt allgemeiner Rechte bewußt. So erhob sich der volle Begriff des Bürgers und demokratischer Zustände in einer Zeit, wo das von den ältesten Zeiten her niemals recht consolidirte Leben der Stämme in und unter sich noch keinen sicheren und unangefochtenen Staatsverband der Nation erzeugt hatte, und in einer Ausdehnung, welche die zwingende Idee eines Staats als eines Ganzen nicht erträgt, wie viel weniger den Staat zu Stande bringt. Mitten in den anarchischen Bewegungen des Interregnums, der Gegenkaiser und der ritterlichen Fehden genoß der Einzelne als Mitglied einer kleinen Municipalität fast republikanische Freiheit, wenn nicht ein Graf oder ein Bischoff mit einigen Heerhaufen vorrückte und die Stadt verwüstete. Die Möglichkeit eines solchen Zustandes hat man gar nicht das Recht mit dem Ehrenworte eines Reichs oder eines Staats zu belegen. Nun soll nicht geläugnet werden, daß in den Gegenden Deutschlands, wo der Adel eine so unbegränzte Uebermacht besaß, derselbe nun mit Hülfe eines fast eben so ritterlichen und anarchischen Bürgerstandes gebrochen werden konnte. Endlich, um ihre Haus- und Erbmacht zu begründen und ihren Unterthanen die Sehnsucht nach reichsstädtischer Freiheit zu benehmen, zogen auch größere Dynasten die Bewohner ihrer Lande an ihr Interesse und erneuerten die schon in der ältesten deutschen Geschichte herkömmliche und nur durch die Ritterzeit und die Lehnsverfassung unterbrochene Repräsentation aller freien Männer. So war man am Ausgange des Mittelalters in den oberdeutschen Landen zu einer Freiheit und Berechtigung der Ein-

zelnen zurückgekehrt und hatte ſich dem Zuſtand der alten Germanen genähert, der freilich, trotz der Herzöge und Könige, kein Staat, ſondern höchſtens ein durch die äußere Nothwendigkeit und durch Prieſtereinfluß zuſammengehaltenes Daſeyn aller einzelnen Stammgenoſſen war.

Die altgermaniſche Freiheit, jene Urfreiheit in den Wäldern des Tacitus, iſt für die Deutſchen das hiſtoriſche Zeugniß, von Anbeginn das Prinzip der individuellen Freiheit und das Recht aller Einzelnen im Ganzen zum erſten Male unvertilgbar in die Geſchichte eingeführt zu haben. In der alten Welt und bei den nichtgermaniſchen Naturvölkern beginnt das Naturleben mit der natürlichen Herrſchaft eines Einzelnen, mit Patriarchie und Königthum, und erſt die Civiliſation der größeren und vornehmſten Völker führt das Recht und die Freiheit der Staatsgenoſſen als Prinzip ein. In den Perioden republikaniſcher Freiheit entwickelte ſich der Glanz ſolcher Staaten und ging mit der demokratiſchen Ausdehnung dieſer Freiheiten bis zur völligen Auflöſung und Vernichtung der Nationalität unter. Da begann mit dem Chriſtenthum ein neuer Weltlauf. Es führte das Prinzip der inneren Freiheit des Einzelnen und der allgemeinen Gleichheit der Menſchen ein. Dazu kam der Inſtinkt. Die germaniſchen Völker, abgeſondert in einzelne, unzuſammenhängende Stammgenoſſenſchaften, lebten in einer natürlichen Freiheit, welche die Idee des Staats und der nothwendigen Verhältniſſe Aller noch gar nicht oder nur im rohеſten Sinne aufkommen ließ. Hier war kein Pflichtgefühl, keine Pietät, ſondern nur der Naturtrieb und das Prinzip ihres Daſeyns: Naturnothwendigkeit, der Grund gegenſeitiger Beziehung. Der Staat hatte ſeinen Zweck nur nach außen. Nothwendig iſt dieß ein Zuſtand zufälliger oder gewaltthätiger Sicherheit, doch nicht wahre Freiheit zu nennen. In dem Drang der Zeit, unter den Stürmen und Wanderungen der

Völker verfiel auch dieſe vermeintliche Herrlichkeit, aber die Gewöhnung individueller Freiheit und genoſſenſchaftlicher Abſonderung kam immer in andern Formen zum Vorſchein und ließ weder einen Staat, noch eine Nationalvereinigung entſtehen. Aus dieſer urſprünglichen Naturfreiheit mußten ſich die Deutſchen erheben, um ſich zu erhalten und ihre welthiſtoriſche Aufgabe zu löſen. Der Einzelne mußte den Zwecken der Geſammtheit untergeordnet, der Wille an den allgemeinen Geiſt, welcher menſchliche Zuſtände und Staaten ſchafft, gefeſſelt und die Willkühr des Naturlebens unterdrückt werden. Wie ſchwer dieß zu erlangen ſey, darüber gibt die deutſche Geſchichte bis auf unſere Zeit den gründlichſten aller Beweiſe. In glänzenden Formen der äußern Größe und begeiſterter Perioden, unter der Obhut weltgeſchichtlicher Charaktere hat das alte deutſche Freiheits-Prinzip anſtatt unterzutauchen in der Allgemeinheit gerade ſeine ungeſchwächte Macht bekundet und die Einheit, welche errungen ſchien, wieder vernichtet. Dieß war der charakteriſtiſche Mangel des deutſchen Freiheitsprinzips, das nur durch phyſiſche und perſönliche Gewalt und durch die geiſtige Entwicklung der Nation allmählich geläutert und einer höheren Vernünftigkeit nahe gebracht worden iſt. Karl der Große ſtellte eine gewaltſame Einheit her, das Chriſtenthum knüpfte die Willkühr der Völker wie die des Einzelnen an eine neue Gottesverehrung und an den Stuhl St. Peters. Mit der wachſenden Cultur wurden die Reibungen auflöſender und der gewaltſame Zwang immer nothwendiger. Es bildete ſich eine kriegeriſche Ariſtokratie, es gab zwar keine Sclaven, wohl aber Leibeigene und nachdem das Königthum und die römiſche Kaiſerkrone wenigſtens in der Idee ſämmtliche deutſche Stämme vereinigt hatten, ward durch die Lehnsverfaſſung und durch die Hierarchie endlich das erſte Stadium der Einheit in dem römiſch-deutſchen Reiche errungen. Mit dem Wachsthum

der geiſtigen Bildung, durch den Einfluß der Kirche und durch den nothwendigen Lauf des Nationallebens entſtand die politiſche Gliederung und Form der Geſammtheit im deutſchen Mittelalter. Noch war man weit davon entfernt, den Mangel des Grundprinzips überwunden zu haben. Selbſt das hohe Geſchlecht der Staufen hielt die Einheit und Macht nur in ſeinen erlauchten Händen, und hat, indem es die cäſariſche Einheit ohne die Uebermacht des Papſtes begründen und den Uebermuth des Adels bändigen wollte, durch die Erhebung des neuen Bürgerthums ſelbſt den Saamen der Anarchie und Zerſplitterung in reichem Maaße geſät. In dieſem neuen Elemente, auf welches die Könige politiſche Ordnung und Einheit gründen wollten, erſtand das Prinzip deutſcher Freiheit von Neuem in ſeiner ganzen Feſſelloſigkeit. So gelangte am Schluß des Mittelalters das Bürgerthum in den oberdeutſchen Landen und an der Nordſee zu einer materiellen und politiſchen Macht, welche den Willen des Einzelnen, der Körperſchaft und eines kleinen Gebietes dem Willen des Reiches entgegenſetzte. Der Bürger trat zu dem Fürſten und zu dem Reiche in eine Stellung, in der das Gleichmaß des allgemeinen Fortſchritts zerſtört wurde. Die Freiheit erhielt ſich nicht. Während in England Freiheit und Ordnung um dieſelbe Zeit in das Gleichgewicht eines verfaſſungsmäßigen Staatsganzen erhoben wurde, ging in Deutſchland nicht das Prinzip, aber die Wirklichkeit individueller Freiheit mehr und mehr unter, ohne daß durch dieſen Vortheil eine nachhaltige und geſunde Geſammtbildung des politiſchen Körpers alsbald erreicht worden wäre. Selbſt wo das Vernünftige von den Inhabern bürgerlicher und politiſcher Berechtigungen gefordert wurde, ging doch bei der Unbegränztheit der Gerechtſame, in der Kleinheit der Verhältniſſe, in der Machtloſigkeit des deutſchen Reiches und durch den Mangel an Sinn für das Ganze auch für die freier cov-

ſtituirten Staaten wenig Erſprießliches hervor. Nur die Ariſtokratie einiger Reichsſtädte verſchaffte ſich und ihrem Gemeinweſen in dieſer Lage erklecklichen Reichthum. Zur Zeit der Aufregung, welche die Reformation auch über die oberdeutſchen Lande brachte, entſtand in Franken, Schwaben und am Rhein ein Bauernaufruhr, der zwar von den Fürſten und von den Städtern unterdrückt ward, aber auch in dieſem Stande jenes alte und unmäßige Freiheits-Prinzip der Deutſchen zum Bewußtſeyn brachte. In den Reibungen der Stände mit den Landesherren wurde die in einzelnen Landen erlangte Bürgerfreiheit abgebraucht, ohne daß für den deutſchen Reichskörper ein poſitiver Vortheil erzielt oder daß auf die minder begünſtigten deutſchen Lande dadurch ein Einfluß gewonnen worden wäre. Es gehört nicht in den Zuſammenhang dieſer Unterſuchung, in wie fern die deutſche Nation überhaupt bei einer größeren Einheit und bei einem höheren Begriff von Freiheit wirklich angelangt iſt. Eins jedoch kann man mit voller Ueberzeugung ausſprechen, daß die Reaction gegen die urſprüngliche Freiheitsidee von den Norddeutſchen ausgegangen iſt. Unter ihnen hat die fürſtliche Gewalt ſchon vor Zeiten über Adel und Volk ein größeres Uebergewicht erhalten. Vorzüglich die Kämpfe gegen die ſlaviſchen, die Gränzen des Reichs bedrohenden Stämme haben mit der Unterjochung, Verdrängung oder Verſchmelzung dieſer Völkerſchaften nicht bloß das Gebiet des deutſchen Reiches, ſondern auch die Ausdehnung des fürſtlichen Beſitzes erweitert und die Landeshoheit der einzelnen Fürſten vor und nach der Reformation zu viel inhaltvollerer Bedeutung gebracht. Während das deutſche Reich im Innern und Aeußern immer mehr erloſch, erhob ſich im Nordoſten der unerhörte Begriff eines Königreich Preußens. Friedrich der Große erweiterte den kirchlichen Zwieſpalt des Reichs zu einem politiſchen und ſetzte eine faſt auf Autokratie begründete Macht allen

bisherigen Ueberlieferungen des Reiches gegenüber. Seit dieser Verjüngung der Nation hat sich durch ununterbrochene Schicksalsfälle und durch das Aufblühen einer alle Bewegungen der Zeit in sich aufnehmenden Wissenschaft gerade vom deutschen Norden aus die Ueberzeugung geltend gemacht, daß wahre Freiheit und Berechtigung des Einzelnen und einzelner Stämme sich nur auf der gleichmäßigen Bildung, Zulänglichkeit und Reife der ganzen deutschen Nation gründen kann. Je mehr die innere Einigung des Ganzen gelungen seyn wird, desto sicherer wird die Freiheit zur Wahrheit werden. Denn jedes Ding kann erst, wenn es die Nothwendigkeit anerkennt, zum vernünftigen Bewußtseyn seiner Freiheit gelangen.

Während im Norden ein strengerer und dem alten Freiheitsprinzipe fast widersprechender Staatsbegriff zur Gewohnheit wurde und auch im Süden die Landeshoheit der deutschen Reichsfürsten ihre Lage so gut zu benutzen wußte, als es alte Erinnerungen erlaubten, ereignete sich der Umschwung öffentlicher Zustände in Nordamerika und Frankreich. Nicht nur daß eine Krisis eintrat, welche das alte deutsche Reich so gewaltig erschütterte, daß es völlig zerbrach, sondern es ergab sich zu gleicher Zeit auch in Deutschland, wo bis auf wenig unbedeutende Ausnahmen die Herrschaft der Reichsfürsten fast unbegränzt worden und der Sinn für Bürgerrechte ziemlich erloschen war, eine mit der großen Geistesbewegung am Ende des vorigen Jahrhunderts zusammenhängende Veränderung der politischen Denkart, die bis auf diese Zeit weder ihr Maß noch ihr Ziel gefunden hat. Die Ansichten von Staat, Bürgerthum und Freiheit, welche Jean Jacques Rousseau in's Leben rief und die Revolution verwirklichen wollte, trafen auf dem Wege des Dogma's mit dem zusammen, was den Deutschen instinktmäßig als Freiheit gegolten hatte. Man kann dieser Lehre nicht das Ver-

dienst absprechen, die verfaulten Reste des Mittelalters grossentheils zerstört zu haben. Siegreich erhob sich das allgemeine Recht Aller über die Vorrechte der Geburt und über die im Lauf der Zeiten von Einzelnen oder von Corporationen besessenen Privilegien der Herrschaft, der ausnahmsweisen Befreiung und willkührlicher Selbstständigkeit, in so weit solche Rechte und Freiheiten der Entwicklung des Staats und der Nation im Wege stehen. Zugleich ward ein Katechismus der Menschenrechte verkündigt. Darin fanden sich Grundsätze ausgesprochen, wie sie das Bewußtseyn erleuchteter Völker und die Civilisation hervorrufen mußten; allein man entnahm diesen allgemeinen Wahrheiten zugleich das Prinzip des natürlichen Rechtes jedes einzelnen Bürgers und gründete nicht nur darauf ein System des Vernunft-Rechts und der politischen Ordnung, sondern versuchte sogar, den Bau der Gesellschaft von Neuem und auf ein solches Fundament zu errichten. Bis zu dieser Kühnheit verstieg man sich in Deutschland nicht und nur das Dogma des Naturrechts ward ein Gegenstand unserer philosophischen Forschung. Die deutsche Philosophie am Ausgang des vorigen Jahrhunderts nahm die skeptischen und revolutionären Elemente des Zeitalters in sich auf, verarbeitete sie bis in ihre äußersten Extreme und führte zuletzt den Gedanken auf sein nothwendiges Maß und auf die ewigen Gesetze der Natur und des öffentlichen Geistes zurück. Wenn schon die älteste Freiheit unserer Nation durch den Einfluß des Geistes gezügelt wurde und in den Zeiten äußeren Glanzes es doch eigentlich auch der Geist war, der unseren Fortschritt erzeugte, so ist es leicht erklärbar, warum seit dem Zeitalter der Reformation, die den Sinn des Volks vorzugsweise auf Ordnung ewiger und überweltlicher Interessen richtete, so wie in dem Verfall des Reichs alle Bewegungen der Nation zunächst der Innerlichkeit und der Forschung überantwortet waren.

Die deutsche Philosophie war die legitime Tochter der Reformation, deren Prinzip freier Forschung sie mit einem wahrhaft religiösen Interesse auf alle Gegenstände menschlicher Betrachtung übertrug. Zuerst hob die Philosophie die Nation aus der Lethargie des Denkens und Lebens, in die man gesunken war, und setzte zugleich auf eine unserem Charakter angemessene Art das Nationalbewußtseyn mit den Ideen und Bewegungen der Zeit in Einklang. Dann aber erwuchs uns aus dieser Forschung nicht nur die Heilung jener unbeschränkten Freiheitssucht, welche von Frankreich aus in die Gemüther drang, sondern auch die erste gründliche Erkenntniß von der ursprünglichen Mangelhaftigkeit unseres deutschen Unabhängigkeitssinnes. Ohne Menschenrecht, ohne Freiheit, selbst ohne den Antheil des Volks an der Regierung der Staaten zu vernichten, ist doch die altgermanische Freiheit durch die neueste Philosophie auf ewige Zeit zu Grabe getragen worden. Dieß ist der Höhepunkt jener vom Norden aus über unser Vaterland schreitenden nationalen Umwandlung. Zur selbigen Zeit schüttelten wir auch das äußere Joch der Franzosen ab und befreiten uns in einem glorreichen Kampfe von der Oberherrschaft der französischen Nation, die unter dem Titel der Befreiung uns in völlige Abhängigkeit gebracht hatte. Der ungezügelte französische Genius ward im Innern durch einen Heros bezwungen, welcher ein zweiter Carolus Magnus nicht bloß in Frankreich das ungemäßigte Prinzip der Freiheit erdrückte, sondern auch für Deutschland den Anfang eines neuen und engeren Nationalbandes hervorrief. Anfangs durch die Gesetze, die er uns vorschrieb, später durch den Widerspruch und den Kampf, den er entzündete, zwang er uns zur Einigung unserer äußern Existenz und unserer Kräfte. Das Resultat dieser Verjüngung war die deutsche Bundesacte.

Als nun in den Friedensjahren die erneuerte Gesinnung

der Deutschen auch in dem innern Staatswesen auf Erhebung und Verbesserung ausging, zeigte sich, wie ganz in sich uneinig das Bewußtseyn der Nation in ihren politischen Angelegenheiten war und wie wenig man selbst über die Grundansichten öffentlicher Zustände übereingekommen. Unbewußt zerfiel die ganze Nation in vier große Lager, welche die deutsche Philosophie begründet hatte. Und hier fanden sich die Kantianer, die Fichteaner in großen Haufen oder eigentlich die mit diesen geistigeren Tendenzen vereinigten Anhänger des französischen Liberalismus und der germanischen Freiheit. Besonders in Oberdeutschland war durch die großen Bewegungen der Zeit die Erinnerung an alte Freiheit und der an Selbstständigkeit und Autonomie gewöhnte Volkscharakter wieder lebendig geworden. Es begannen jene Verfassungskämpfe, welche den Sinn für politische Freiheit in ihrer ganzen mangelhaften Uebertreibung erneuerten. Zwar ging auch durch Norddeutschland ein schrankenloser Oppositionsgeist. Die Jugend der Nation war durchweg enragirt; allein im Norden überwog das Bewußtseyn einer großen Staatsvereinigung, welche sich gebildet hatte, und der Einfluß eines seinen Kreislauf abschließenden philosophischen Cyklus jene gährenden und Alles in Atome zersetzenden Elemente. In Oberdeutschland dagegen faßte diese atomistische Freiheitsliebe festen Fuß und gab dem Einzelnen eine Stärke des Selbstbewußtseyns und ein so trunkenes Gefühl bürgerlicher und politischer Berechtigung, daß die Schroffheit und rücksichtslose Ungebundenheit jener ursprünglich deutschen Freiheitsbegriffe und des oberdeutschen Volkscharakters noch einmal in volle Flammen ausbrach. Die neuesten Bewegungen steigerten diesen Kampf bis zu einer selbst bedrohlichen Heftigkeit, und wenn der äußere Zwang jetzt die Ausbrüche politischer Leidenschaft verhindert, so ist die Härte und der Grimm des politischen Enthusiasmus um desto schneidender geworden. Frei-

lich machen ſich dagegen in den conſtitutionellen Staaten des Südens auch mäßige oder miniſterielle Prinzipien geltend und zwar jetzt mit äußerem Uebergewicht. Allein die Gegenpartei wird dadurch nur unbeugſamer in ihren rückſichtsloſen Tendenzen. Auf dieſe Weiſe hatte ſich eine Oppoſition gegen die beſtehenden Verhältniſſe gebildet, die unbekümmert um die Ueberzeugungen der deutſchen Nation ſich in einer feſten und unwandelbaren Stellung verrammelte. Weiß man nun, welch' entſchiedenen Einfluß der Geiſt einer volksthümlichen Oppoſition auf ganze Stammgenoſſenſchaften und Völker zu haben pflegt, und wie ſelbſt dieſe partielle Härte ein Product der dem ganzen Volksſtamm eigenthümlichen Natur ſeyn muß, ſo iſt es kein Wunder, wenn in unſerem vorzugsweiſe politiſchen Zeitalter gerade dieſes charakteriſtiſche Merkmal der oberdeutſchen Stämme einen Unterſchied von der gewiß auf derſelben Stufe befindlichen Cultur Norddeutſchlands begründete. Die Berg- und Thalbewohner der proteſtantiſchen Seite des deutſchen Südens ſind im Allgemeinen angeregter, ſchroffer und an bürgerlichen Eigenwillen gewöhnter, als die Bewohner der niederdeutſchen Ebenen. Man kann von der Energie, die ſie ſeit den älteſten Zeiten der Geſchichte bekundet haben, ſagen, daß ſie mehr der Ausdruck des Trotzes, als der Beweis der Thatkraft ſey; denn was die That betrifft, ſo haben die Norddeutſchen ſeit dreihundert Jahren immer die Senſe ergriffen, wenn die Frucht reif war, man müßte denn des Aberglaubens ſeyn, der politiſche Widerſtand des conſtitutionellen Deutſchlands habe auch nur ein poſitives Reſultat errungen, welches etwa mit der Reformation, mit dem Leben Friedrichs des Großen oder mit dem Befreiungskampfe irgend vergleichlich wäre. Die deutſche Philoſophie, welche ein weſentliches Element nordeutſcher Cultur geworden, hat die große Lehre verkündigt, daß das politiſche Daſeyn einer Nation niemals das Werk der Willkühr Einzelner, Meh-

rer oder einer Partei, sondern daß die jedesmalige Lage des Volkes ein Erzeugniß des allgemeinen Geistes und der öffentlichen Bildung sey. Es wird nicht verlangt, sich bei diesem Durchschnittsmaß des Bewußtseyns und der politischen Zustände zu beruhigen; aber an Jeden, der zur Erhebung und Entwicklung der Nation mitwirken will, ergeht das Gebot, dieses Maß öffentlichen Lebens und allgemeiner Bildung zu erkennen, und in diesem Stoffe die Schranke seines Gedankens und seiner Thätigkeit zu suchen. Nur in dieser wahren und bestimmten Auffassung, welche auch die wahrhaft nationale ist, kann man sich für die Ideen, welche das Zeitalter anregt, begeistern, denn in solcher Anerkennung des nothwendigen Geistes in den Zuständen und in der Geschichte der Nationen liegt schon die Garantie, daß das ursprüngliche Freiheitsprinzip der Deutschen in ein Resultat der Civilisation umschlagen werde. Zunächst mußte den Deutschen die Nothwendigkeit und der Zwang des Staats und der National-Einheit zum Bewußtseyn kommen, auf welcher Grundlage sich die politische Bedeutung des preußischen Staats erhoben hat.

Will sich die oberdeutsche Opposition diesem allgemeinen Gesetze entziehen, so muß sie zunächst den Süden vom Norden abschneiden, und da ihr mit einer Unterwerfung unter Oestreich noch weit weniger gedient wäre, die südwestdeutsche Lande losreißen und in einem abgesonderten politischen Körper vereinzeln oder in der Ansicht, der Süden habe die Aufgabe, der politische Lehrmeister des Nordens zu seyn, eine propagandisch aufregende Tendenz und die Aufwieglung der deutschen Jugend versuchen. Je weniger das Letzte durchführbar und möglich scheint, desto offener und herber spricht sich von Seiten der Liberalen der Widerwille gegen den Norden, besonders gegen Preußen, aus. Man sagt unverholen, die Preußen seyen eine undeutsche, slavische und allem Deut-

ſchen abgeſagte Nation für ſich, während dieſer Staat doch der einzige poſitive Repräſentant unſeres Nationalwillens iſt und nicht einen Augenblick den Wahn einer ſolchen Trennung des Nordens und des Südens aufkommen läßt. Die größte Niederlage hat ſchon die bisher ſeparatiſtiſche Oppoſition des deutſchen Liberalismus durch den preußiſch-deutſchen Handelsſtaat erlitten, welcher mit Ausſchluß Oeſtreichs die materiellen Intereſſen der ſüddeutſchen Staaten mit denen des Nordens verſchlungen hat. Auch nahm die Wiſſenſchaft, mit welcher der Charakter der norddeutſchen Stämme und die höhere Volksbildung innerlicher verwachſen iſt, allmählich nachhaltigen Beſitz unter den aufgeregteren Bewohnern des Südens und wie der Geiſt der Aufklärung über die höchſten Dinge und Angelegenheiten der Nation ſeit dreihundert Jahren dieſeits und jenſeits der mitteldeutſchen Gebirge ein und derſelbe war, ſo wird auch die geiſtige Cultur, die Tiefe des Gedankens und die Behandlung der Fragen unter den Deutſchen des Südens und denen des Nordens keinen weſentlich unterſchiedenen Charakter ertragen. Seit alter Zeit haben die Franken, die Schwaben und die Rheinländer, den Norddeutſchen gegenüber, den Kopf in den Nacken geworfen. Dieſer Stolz verwandelte ſich in offene Antipathie, als man ſpürte, hinter der allgemeinen und gründlichen Durchbildung des Nordens zurückgeblieben zu ſeyn; woher es denn kam, daß während der Periode unſerer geiſtigen Erneuerung bis in die neueſte Zeit die großartigſten Genien, Geiſter, die im eminenten Sinn ſchöpferiſch waren, an den Schwung nordiſcher Geiſteswelt zu Königsberg, Jena, Göttingen und Berlin geknüpft waren und im Norden ein Aſyl für ihre Denkrichtung und einen Schauplatz ihrer Thätigkeit und Entwicklung fanden. In dem engen Horizonte eines bürgerlichen Katechismus hat der bisherige Liberalismus und die in Süddeutſchland gangbarſte Geſinnung mit dem mächtigſten Hebel un-

seres Nationalfortschritts, mit der Unendlichkeit des Geistes und der wissenschaftlichen Freiheit gebrochen. Besonders war in einer halbpolitischen Literatur, deren Prinzip in der bloßen Verneinung unserer geistigen Ueberlieferungen bestand, der Tummelplatz, auf welchem alle Weisheit der Erde nach den beschränktesten Kategorien zusammengezogen und breitgeschlagen wurde. Diese Beschränktheit pfuschte in alle Fächer. War es ein Schandfleck oder eine Ehre, daß gerade Norddeutsche, die sich aus ihren Umgebungen ausgestoßen fühlen mußten, diese studentenhafte Barbarei in Aufschwung brachten, den Hymnus Süddeutschlands sangen und ächte Renegaten des Nordens, nicht allein unsere Schwächen Preis gaben, sondern auch die Schänder unserer Ehre wurden. Anstatt das Getrennte zu verbinden und in freundlicher Versöhnung an einem homerischen Waffentausch zu arbeiten, hat man die Kluft, welche die Natur und die letzten Geschichtsperioden eröffnet haben, mit tölpelhaftem Muthwillen auseinander gerissen. Wie wenig ich daran denke, mit dieser Anklage einer Zeit- und Parteirichtung die geistige Beschaffenheit der oberdeutschen Stämme überhaupt verkleinern zu wollen, mag in dem offenen Bekenntniß ausgesprochen seyn, daß der Norddeutsche gewohnt ist, die vorzugsweise schöpferischen Geister im Bergwerk der Gedanken, im Haine der Dichtkunst und in der Werkstatt der Erfindungen, von dem in der Tiefe und Stille arbeitenden Genius Süddeutschlands zu erwarten. Die hervorragenden Köpfe Schwabens, Frankens und der Rheinlande sind nirgends mit solcher Inbrunst verehrt worden, als im Norden, und obwohl innigst an den heimathlichen Boden, an Sprache, Sitten und Charakter des Südens gekettet, fühlten Jene sich doch meist abgestoßen von der geistigen Befangenheit, welche ihnen das engere Vaterland auflegte, ja die großen Männer Schwabens wanderten fast alle aus. Dennoch gab es zu jeder Zeit rege und

unbefangene Geiſter unter dieſen Stämmen; aber bei ſolchen konnte man nichts von jener ſelbſtgenügſamen Abſonderung ſpüren, und man war weit von dem lächerlichen Gedanken entfernt, der des Nordens eine eigene, freie und Gott weiß! was für welche Wiſſenſchaft entgegen zu ſtellen. Im Gegentheil hat ſich die wahrhaft beſcheidene Gelehrſamkeit überall an den gemeinſamen Quellen wahrer Bildung erfriſcht und man richtete ſich dahin, von wo man am leichteſten ſeinen Theil von dem neuſten und reſultatvollſten Standpunkte wiſſenſchaftlicher Studien hinwegtragen konnte. Allein meiſt gerieth ſolche mit den Fortſchritten der Zeit einige Bildung mit ihren ſüddeutſchen Umgebungen in Widerſpruch, und man ſah mit Verwunderung, wie ſich die Durchſchnittsbildung und die Katheder-Gelehrſamkeit ſcheu vor den rüſtigen Anſtrengungen des Forſchens zurückzogen. Der Orthodoxie und dem Pietismus wie dem flachen und beſchränkten Liberalismus wurde durch dieſelbe Unwiſſenſchaftlichkeit in die Hände gearbeitet, bis zuletzt eine trockene Empirie, ein leerer Journalismus und eine einſchläfernde Meiſterſängerei die allgemeinen Intereſſen der deutſchen Geiſteswelt in den Hintergrund drängten. Daher kam die gedankenleere Oede des politiſchen Enthuſiasmus, daraus entſprang jener, beſonders in Schwaben verbreitete Pietismus, der, als eine geiſtige Wolluſt, jede höhere und geſunde Thätigkeit des Menſchen vernichtet, daher entſtand ein neuer Aberglaube, welcher unter dem Schein tiefſter Naturergründung den Menſchen wieder in eine traurige Bangigkeit und unter die unnatürlichſte Herrſchaft natürlicher Mächte ſtellte. Schwaben ſcheint von Natur die Heimath tiefſter Intuition zu ſeyn. Allein dieſe Naturkraft führte auf den gefährlichen Abweg, die Geheimniſſe der Welt auch auf geheimnißvolle Art entdecken zu wollen. Wo aber der Quell des Geiſtes nicht ſo reichlich fließt, wie in Schwaben, wo die Erziehung der Jugend nicht ſo gründ-

lich behandelt wird, da läuft bei mittelmäßigen Köpfen Alles auf den dürrsten Naturalismus hinaus. Diese Vernachläßigung nun hat nichts so ausgebreitet als die Abgeschiedenheit, in welcher sich der Süden unseres Vaterlandes schon seit einem Jahrhundert von dem geistigen Aufschwung der Nation befunden hat. Der deutsche Norden und dieser Theil des Südens sind aber nur durch die Willkühr geschieden, mit welcher der letztere sich von den Bewegungen des ersteren loszusagen und etwas ganz Besonderes für sich darzustellen gewöhnt hat.

Zwei Umstände haben dahin gewirkt, diesen vorzüglichen deutschen Stämmen den Charakter des Widerspruchs und eines in gewissem Sinne rathlosen Schwankens aufzudrücken. Zuerst wurde nach dem Verfall der hohenstaufischen Periode die ganze Kraft des Südens zersplittert und zweitens gelang es der Reformation nicht, vollständig durchzudringen und so eine neue und bestimmte Einigung zu erzeugen. Diese Lande, welche einst der Mittelpunkt der deutschen Geschichte gewesen waren und das Gewicht der deutschen Nation zum Schwerpunkt Europa's machten, haben seit dem Fall des hohenstaufischen Hauses weder in sich noch außer sich den eigenen Schwerpunkt wieder finden können und waren zu stolz, ihn außer sich zu suchen. Die Zeit der Kirchenverbesserung hätte die Oberdeutschen für immer an das Schicksal des Nordens gefesselt, wenn nicht die Macht Oestreichs und der geistlichen Churfürsten die Gleichheit der religiösen Ueberzeugung und die innere Einigkeit verhindert hätte. So kam es, daß diese in geistiger Cultur gemischten Stämme zwar durch den Einfluß des Protestantismus und des nordwestlichen Europa wesentlich protestantisch, ja wegen ihrer bürgerlich politischen Entwicklung im Innern mehr als protestantisch waren, und doch argwöhnisch und auf politische

Autonomie verſeſſen, jede innigere Gemeinſchaft mit den geiſtverwandten Stämmen Deutſchlands vermieden.

So hat ſich denn in dieſen Provinzen das altgermaniſche Freiheitsprinzip, welches den Einzelnen unendlich von der Nothwendigkeit des Ganzen befreit, in ſeiner größten Schärfe erhalten. Die politiſchen Bewegungen der neueren Zeit, der contract social, die franzöſiſche Revolution und der aus ihr entſprungene Liberalismus riefen den guten und den böſen Geiſt der deutſchen Ahnen wieder aus ihren Gräbern auf. Jene übermüthige Stellung, welche ſich der Einzelne von vorneherein gegen den Staat, unbekümmert ob dieſer ſchon ſeinen eigenen unerſchütterlichen Beſtand begründet hat, oder nicht, zu geben gewöhnt iſt, hat zur Folge, daß jede kleine Provinz auf einer uneingeſchränkten Autonomie beharrt und ſich mit übel verhaltenem Ingrimm einen Eingriff in alte Rechte gefallen läßt. Die politiſche Zerſplitterung in viele kleine Staaten und der Gedanke, daß Südweſtdeutſchland deutſcheres, vornehmeres und reineres Blut in ſeinen Adern habe und zur Noth für ſich allein beſtehen und eine Macht darſtellen könne, helfen dieſes Vorurtheil fortpflanzen. Man hat ſo wenig Vertrauen zu dem Geiſte des größeren Theils unſerer Nation, daß man lieber den Bund und die Vereinigung derſelben zerfallen ſähe, wenn nur Würtemberg eine freiere Entwicklung ſeines conſtitutionellen Lebens genöſſe. Es iſt ſchon ein höchſt verderblicher Uebermuth des einzelnen Menſchen, ſich auf keine Weiſe in die Feſſeln des Zeitalters und der Nation, der man zugehört, ſchicken zu können und man vergibt dieſen Unfrieden nur dem Genie, das uns bereichert. Allein bei Völkerſtämmen, welche ſich dem Zwange der Nation nicht unterwerfen wollen, erſcheint dieſer Geiſt der Vereinzelung als gränzenloſer und häßlicher Egoismus, und wo läge denn, fragt man billig, in den Zeugniſſen des politiſchen Lebens im deutſchen Süden der Beweis von Reife

und Bildung, welcher dem übrigen Deutschland die Garantie böte, auf diesem Wege ohne Gefahr und mit gewaltsamen Maßregeln Glück, Ordnung und Gedeihen zu finden? Es handelt sich darum, uns mit den Gegensätzen des Charakters entgegen zu kommen, so lange eine Einigung möglich ist. Der Norden hat bis auf geringe Ausnahme den Staat von der Seite seiner Nothwendigkeit zur Basis der bürgerlichen Gesellschaft erhoben und dieses Fundament aller politischen Entwicklung unserer Nation in der Idee Preußen verwirklicht. Allein man hat dabei die Seite der Freiheit, welche sich als Resultat der Civilisation entblättern soll, auf eine der allgemeinen Bildung nicht ebenbürtige Weise hintangestellt und sogar das Prinzip geläugnet, welches der protestantische Norden, so gut wie der deutsche Süden, für sich in Anspruch nimmt, ohne doch gegenwärtig das Verlangen nach positiver Entfaltung dieses Prinzips, das man im Allgemeinen das constitutionelle nennt, heftiger als vielleicht für die Nation im Ganzen heilsam wäre, zu äußern. Ein Haupttheil des politischen Lebens im Norden besteht in vernunftgemäßer Resignation. In dieser Lage mußte ein großer Theil der Norddeutschen politisch ungeweckter und indolenter bleiben, als die Mehrzahl der Oberdeutschen und es wird die Aufgabe der Gegenwart seyn, in diesen Regionen das Gefühl bürgerlicher Würde und den Wunsch nach politischer Thätigkeit allgemeiner zu machen. Im Norden hat der Geist mit dem bürgerlichen Philisterthum der alten deutschen Reichsregierungen zu ringen. Obwohl Gedanke und Inhalt neuerer Staatsbegriffe schon seit Friedrich dem Großen Besitz von der Bildung dieser Stämme genommen hat, wurde doch in dem Einzelnen das Bewußtseyn politischer Fähigkeit und Würde durch den früheren Entwicklungsgang ihrer Geschichte eingeschüchtert, es fehlen die Anhaltpunkte, welche man von einer mächtigen Hand erwartet und man hat nicht mit Unrecht

eine Scheu, ſich auf den Verſuch hin für die Prinzipien der Freiheit hinreißen und von dringenderen Bedürfniſſen abwenden zu laſſen. Dagegen iſt in den oberdeutſchen Landen eine Anſicht vom Staat verbreitet, welche die Willkühr des Einzelnen, ſey es auch des Verſtändigen, zum Geſetz erhebt, bevor Staat und Nation ihre unwandelbaren Grundlagen gefunden haben. Durch frühe oder urſprüngliche Berechtigungen gewöhnte man ſich an ein bürgerliches Selbſtgefühl, welches ſich für allein zureichend hält, die Vernunft im Staatsleben zu verwirklichen, ſobald nur der Druck von Außen aufhöre. Von ſeiner Stellung zum Bunde hat dieſer Liberalismus die wunderlichſten Begriffe. Man ſieht in ihm keine bindende Autorität, ſondern nur die Gewalt, welche man bei erſter Gelegenheit abſchütteln zu können meint. Man verwirft dieſes Band, weil es die Erwartungen nicht befriedigt, weil es keine wahrhafte Repräſentation des deutſchen Volkes ſey und weil zu den Beſchlüſſen des Bundes nicht die Genehmigung der oberdeutſchen Stände eingeholt wird. Selbſt viele gemäßigtere Politiker ſehen kein Rechtsverhältniß zwiſchen den einzelnen Staaten und dem deutſchen Bunde. Die Freiheiten, welche die einzelnen deutſchen Staaten von Alters her beſeſſen oder erſt als Glieder deutſchen Bundes erlangt, fallen, ſoweit ſie nicht ein allgemeiner und gleichmäßiger Ausdruck des Rechtszuſtandes unſerer Nation ſind, in den ſonſt von dem Liberalismus ſo verhöhnten Begriff der Privilegien, die eben ſo gut ganzen Volksſtämmen, wie einzelnen Bürgern oder Bürgerclaſſen zufallen können. An dem Rechte des Staats die beſtehenden Privilegien, welche die Entwicklung der Geſammtheit hindern, aufzuheben, zweifelt die liberale Doctrin gar nicht; allein daſſelbe Recht der Nation gegen Nationalfreiheiten einzelner Provinzen oder Reichskörper wird in Abrede geſtellt. Mit dieſem anmaßenden Vorurtheil und dem falſchen Begriffe von Freiheit iſt ein eben ſo nothwen-

diger Kampf zu bestehen wie mit der abergläubischen Zaghaftigkeit und Philisterei des Nordens. Die deutsche Philosophie, welche das großartige Resultat zu bürgerlicher Unthätigkeit gezwungenen Gedankenlebens ist, bleibt für alle Unternehmungen des deutschen Geistes Leuchtthurm und Magnetnadel, und an diesem Kranke wird auch das ungemessene deutsche Freiheitsprinzip seine Heilung finden. Zwei Elemente, die sich gegenseitig durchdringen müssen, sind hier auseinander gehalten, und erst ihre Versöhnung wird ein andauerndes und wahrhaft gemeinsames Staatsleben erzeugen. Inzwischen wird der oberdeutsche Liberalismus durch die in Deutschland überhaupt gangbaren Maximen und durch die Herrschaft der im Bunde repräsentirten Gewalt darniedergehalten. Auch unter den Oberdeutschen selbst sind die politischen Ueberzeugungen äußerst schwankend, je nachdem die Kühnheit oder die Einsicht geringer ist. So bildete sich in den kleinen Staaten ein Schauplatz politischer Leidenschaftlichkeit und schroffen Parteikampfes, wenn auch in loyalen Gränzen, und wenn nicht größere Bewegungen oder geniale Kräfte den Geist der Vereinzelung und des ungezügelten Freiheitstrebens beschwichtigen, so ist zu fürchten, daß bei irgend einem allgemeineren Unglück der Nation, das nur ein Verfall der Sitten vorbereiten könnte, die südwestdeutschen Staaten zu einem Tummelplatz politischer Verwilderung und Ueberreitztheit werden könnten, wie die Schweiz ist. Ein solcher Zustand wäre fürwahr die Freiheit und Größe nicht, zu welcher der ansehnlichere Theil der Völker, welche die deutsche Sprache reden und deutsche Cultur besitzen, berufen ist.

Es ist schmerzlich, nichts gegen die politische Opposition in Deutschland sagen zu können, ohne sich zu verwahren. Weil es eine glänzende Sehnsucht gibt, das gemeinsame Vaterland auf einem Höhepunkt des politischen Daseyns zu sehen, soll man auch für die Ideale begeistert seyn, welche

nach dem gebräuchlichen Ausdruck die Partei der Bewegung verwirklichen will. Allein es gibt kein Ideal politischer Zukunft und wir haben von vollkommenen Zuständen der Gesellschaft nur einen allgemeinen Vorbegriff, welcher erst im Lauf der Geschichte zu seinem Inhalt kommen kann. Weil es Wahrheiten gibt, welche die Vernunft unseres aufgeklärten Zeitalters jedem Menschen eingeprägt hat, soll man sich auch zu den Dogmen bekennen, die man als sogenanntes Naturrecht aus jenen allgemeinen Sätzen gefolgert hat. Freilich mußte die höhere Civilisation auf eine uneingeschränktere Anerkennung der Persönlichkeit und deren Befähigung gelangen. Man kann sagen, daß das Gewissen auf den Standpunkt vorurtheilsfreier Vernünftigkeit gehoben wurde, und daß das Gefühl activer, nicht bloß passiver Berechtigung unter den gebildetsten Nationen allgemein worden ist. Das Gewissen hat aber bloß *negative* Gewalt, das Gemeingefühl ist nur eine Forderung und das Maß ihrer Befriedigung hängt von dem Ermessen der politischen Vernunft ab, durch welche die Staatsgewalt mit Hülfe aller intelligenten Kräfte die Ordnung der Gesellschaft zu behaupten weiß. Die öffentliche Macht kann sich daher nur so lang aufrecht halten, als sie jenem allgemeinen Geiste genüget. Auf diese Weise gelangt nothwendig die jedesmalige Vernunft in den öffentlichen Zuständen zur Wirklichkeit, und man ist gezwungen, in jedem thatsächlichen Rechtsstand der Nation auch einen rechtmäßigen anzuerkennen. Ist diese Thatsache auch keineswegs eine ideale, so muß man doch begreifen, daß und warum sie gerade diese und keine andere seyn konnte. Es heißt der Nation das Recht absprechen, als civilisirte Gesellschaft sich in öffentlichen Angelegenheiten Urtheil und, wenn sie beleidigt würde, auch Willen anzumaßen, wenn man den faktischen Zustand, die Gegenwart als eine rechtlose und gewaltsame betrachtet und in der Geschichte der

Völker nichts ſieht als die allmählige Befreiung derſelben aus dem Zwange unberechtigter Gewalthaber und von Unterdrückung unveräußerlicher Anſprüche und Rechte der Menſchen. Wohl gibt es eine Vernunft, welche dem jedesmaligen Rechtszuſtand vorauseilt und durch ſcharfe Erkenntniß deſſen, was zunächſt und dringend noththut und was das Ehrgefühl der Geſammtheit ſich nicht mehr vorenthalten läßt, umwandelnde Verbeſſerungen der öffentlichen Ordnung vorbereitet. Dieſe Umwandlung kündigt ſich durch gleichmäßige Ueberzeugung der Beſten und Würdigſten im Volke an. Dann findet unter denjenigen, die nicht ein bisher beſeſſenes, jetzt aber beanſtandetes Privilegium zu vertheidigen haben, kein Schwanken mehr über die Unrechtmäßigkeit oder Unvernunft einer beſtimmten Inſtitution Statt. Sich alſo mit der Ueberzeugung der Beſten im Volke in Einklang zu erhalten, iſt die erſte Anforderung an Jeden, welcher für ſich den Anſpruch macht, als Repräſentant allgemeiner Ueberzeugungen zu gelten, und wo er ſich mit ſeiner Anſicht vereinzelt oder nur von einem kleineren Theil der Nation umgeben ſieht, iſt er verpflichtet, ſeinen Widerſpruch nur als Axiom oder mit der Achtung geltend zu machen, welche das Recht des Beſtehenden von jedem Bürger verlangt.

Wenden wir dieß auf die deutſche Nation an, ſo iſt das allgemeine Bewußtſeyn derſelben nirgends in größerem Schwanken begriffen, als in Rückſicht auf die bedeutſamſten Formen politiſcher Exiſtenz. Das Recht der öffentlichen Meinung iſt in den Begriff unſeres Staatslebens eingegangen. Die deutſchen Regierungen haben dieſe Macht bei jeder Gelegenheit als das Motiv ihrer Handlungsweiſe anerkannt und dadurch die Mündigkeit ihrer Völker ausgeſprochen. Nun entſteht die Frage: Iſt es dringende Nothwendigkeit, daß dieſe öffentliche Meinung in allen Staaten durch das Organ einer repräſentativen Verſammlung kund werde und in wie fern

iſt die Nation vorbereitet, gerade auf dem Wege verfaſſungsmäßiger Uebereinkunft zur vernünftigen Befriedigung ihrer nächſten Bedürfniſſe zu gelangen? Die Souveränität kann kein einzelner Staat für ſich in Anſpruch nehmen; nur die deutſchen Fürſten ſind ſouverain in den Schranken der Bundesmacht. Als man auf dem Wiener Congreß die Souveränität aller deutſchen Dynaſten anerkannte, wurde dadurch nur der frühere Lehnsverband auch durch freie Uebereinkunft aufgehoben und der erbliche Rechtstitel der fürſtlichen Gewalt in den einzelnen Gebieten ausgeſprochen, ohne daß man dadurch die Fürſten ſelbſt von der Gewalt des Bundes befreit hätte. So lange nun die einzelnen deutſchen Staaten nicht auf gleichmäßige Weiſe in das Stadium repräſentativer Verfaſſungen geſchritten ſind, hängt es von den überwiegenderen Staaten des Bundes ab, in wie weit eine einzelne deutſche Verfaſſung bundesmäßige und nationale Bedeutung haben kann. Wer läugnet dieß Recht der Nation über ihre Theile? Ihr ſprecht vom alten Recht, von Eberhard dem Bart, von Ulrich dem Verjagten. Ihr meint, keine Gewalt ſey im Stande, euch den Beſitz alter Rechte zu entreißen. Das iſt eitel Täuſchung! Nur ein Bürgerkrieg, eine Provinzialempörung kann von dieſer Gewalt befreien. Man muß mit dem Ganzen leben! Von Oeſtreich gar nicht zu ſprechen, ſo lange der Bund nicht faktiſch aufgehoben iſt und Preußen keine Verfaſſungsform annimmt, hat alle Repräſentativverfaſſung in Deutſchland nur untergeordnete Bedeutung und kann mit den ähnlichen Nationalberechtigungen Englands oder Frankreichs gar nicht verglichen werden. Wir ſind kein Föderativſtaat wie Nord-Amerika und wie ſehr iſt auch in einem ſolchen Körper das Glied an das Ganze gekettet. Und in Deutſchland, wo zwei große Staaten allein den Willen des Ganzen vertreten, will ſich die Stuttgarter oder Carlsruher Ständekammer zur Bedeutung einer Natio-

nalrepräsentation erheben und dem deutschen Bunde Gesetze vorschreiben! In der gegenwärtigen Lage geht das Recht der Repräsentation in einzelnen Staaten nur so weit als der Bund, um sich, die Gesammtkraft und das Gleichmaß der Nationalentwicklung zu erhalten, erlaubt, als er es in seinen neuesten Gesetzen erlaubt. Haben wir Hoffnung, in Deutschland eine Nationalrepräsentation erstehen zu sehen, so muß diese Form des politischen Deutschlands, der Repräsentativstaat erst noch begründet werden. Nur das Prinzip eines Vernunftstaats ist anerkannt, nämlich die Theilnahme des Volks an der Pflege und an dem Bestand des Gemeinwesens von Rechtswegen. Allein zur Zeit hat dieß Prinzip nur mittelbare Anerkennung, noch kein directes und gesetzliches Organ der öffentlichen Mitwirkung gefunden. — Die deutschen Constitutionellen berufen sich auf die Zusage der Bundesacte und auf den Eid, den die einzelnen Fürsten auf die Verfassung geleistet haben. Was will im Staatsrechte eine privatrechtliche Norm? Die deutschen Fürsten sind auch an die Nation gekettet und nicht verpflichtet, ihr Verhältniß zu dieser geringer zu achten, als die Heiligkeit der feierlichen Versprechungen, die sie *ihren* Unterthanen gegeben haben. Der Bund trat im Namen der Nation an die Stelle des Fürsten. — Die deutschen Constitutionellen sagen weiter, es sey ein Recht, das sie fordern, der Deutsche müsse ein Votum über die allgemeinen Nationalangelegenheiten haben und nehme man den Ständen dieses Recht, so sey der Nationalzustand rechtlos. Was das für Begriffe sind! Recht ist nur vorhanden, wo die Macht ist und wie weit sie geht. Das sey machiavellistisch, ruft man, die Macht könne das Recht nicht begründen. Darauf ist zu antworten, daß das Rechte, als das Vernünftige oder das Sittliche, ganz unabhängig ist von irgend einer Macht, daß aber die Berechtigung, insofern sie nicht allgemein menschlich, in der Civilisation be-

gründet und abſolut, ſondern nur politiſch iſt, nie ohne die Macht ſie auszuüben gedacht werden kann. Man wirft mir wieder ein, jenem Rechte fehle nur deshalb die Macht, weil die beſtehende bürgerliche Verfaſſung ohne Einwilligung aller Einzelnen zu Stande gekommen ſey und noch zu keiner Zeit eine wahrhafte Rechtsgewalt exiſtirt habe. Freilich, erwiedere ich, denn der Staat iſt vor allen politiſchen Berechtigungen da und wenn die Natur nicht mächtiger geweſen wäre, als die Staatsidee der alten Germanen oder der deutſchen Stämme, ſo wäre weder die Civiliſation noch ein politiſcher Körper Deutſchlands jemals zu Stande gekommen. Weder das germaniſche Prinzip der Freiheit noch die franzöſiſche Lehre von der Souveränität des Volks und der Urverſammlungen können einen Staat begründen.

Zieht man dieſe Widerſprüche in einen Grundgedanken zuſammen, ſo ergibt ſich, daß trotz vielfach gleicher Sätze des Rechts und der Politik, die Liberalität, der ich das Wort führe, eine durch ihr Prinzip und ihre Folgen verſchiedene iſt. Zu den Folgen gehört auch die Oppoſition gegen das Beſtehende. Wenn es eine ſolche gibt, ſo muß ſie in Ziel und Maß einer anderen Methode huldigen, als der des gangbaren Liberalismus. Der objective Beſtand eines Staates iſt das erſte Erforderniß und die Freiheit nur ein Glück, das man erſt in ſeinem Fortgange erwirbt. Das größte Hinderniß allgemeiner Berechtigungen iſt nicht die beſtehende Gewalt, ſondern die Mangelhaftigkeit und das Schwanken des Nationalbewußtſeyns in den wichtigſten Wahrheiten und Bedürfniſſen der Politik und dieſer Widerſpruch der Ueberzeugungen wird durch nichts mehr im Schwung erhalten als durch die Parteien, welche einen falſchen Poſten eingenommen haben und das Extrem entgegengeſetzter Meinung hervorrufen. Obwohl es in den oberdeutſchen Staaten nicht an Widerſpruch gegen dieſen

Freiheitseifer mangelt, kann man doch dieſe Stämme im Allgemeinen eines unangebrachten Oppoſitionscharakters beſchuldigen, da auch die Mäßigeren ſich dem Prinzipe nicht immer zu entwinden vermögen und nur die Mangelhaftigkeit aller menſchlichen Zuſtände beklagen. Es iſt nicht zu läugnen, daß die bisherige Oppoſition auch günſtig auf die Verhältniſſe Deutſchlands gewirkt hat. Die politiſche Schlaffheit der Nation ſeit mehreren Jahrhunderten wirkt in Zeiten der Ruhe und innerlicher Entwicklung noch immer retardirend, die größere Maſſe der Nation wendet ſich wieder von den öffentlichen Angelegenheiten ab, unpraktiſche Tendenzen wiegen vor, ſo daß Vorurtheil und Gewalten aller Art ungeſcheut ihren Einfluß vermehren. Dann iſt es kein Wunder, wenn auch der Liberalismus in Ideologie verſinkt, in ſeinem Uebermaße wenigſtens die Nation aufrüttelt, einzelne Mißgriffe verhütet und den Eifer für beſtimmte Anſprüche des Nationalgeiſtes lebendig erhält. Dieß iſt freilich ein negatives Verdienſt und die Ehre nicht groß, ein ſolches für bloß verneinende und aufregende Zwecke beſtimmtes Inſtrument der Nothwendigkeit zu ſeyn. Daß der Egoismus und die Herrſchſucht der Mächtigen und Bevorrechteten im Staate und ängſtliche Vorurtheile Einzelner, welche die Zügel des Volkes an der Hand haben, auch ihrerſeits die Schuld an den Hemmungen öffentlicher Zuſtände tragen, iſt eben ſo gewiß, als daß die niedrige und in ſich uneinige Bildung der Nation jenen Mißbrauch verurſacht. Der Staat iſt ein Inſtitut, welches auf die Schwäche aller Einzelnen begründet iſt und erſt durch Einigung die Kraft hervorruft, welche ihn vernünftig macht.

Dagegen hat der Charakter der oberdeutſchen Stämme auch eine glänzende Seite. Jeder Einzelne trägt hier ein helleres Bewußtſeyn ſeiner perſönlichen Würde an ſich und kommt

dadurch zu einer Selbstständigkeit des Willens, welche man als die materielle Basis des politischen Fortschritts zu achten hat. Darin liegt die Garantie für die politische Bestimmung dieser Staaten und auf diesen Vorzug gründet sich der wohlthätige Einfluß, den der Oberdeutsche auf den minder bürgerlich ausgeprägten und zur individuellen Selbstständigkeit gekommenen Charakter des deutschen Nordens ausübt. Da unsere politischen Bestrebungen neben vernünftig gemessener Einsicht und Haltung nichts so sehr wünschen lassen als die Ausbildung des persönlichen Charakters, so ist die Mannhaftigkeit, die zwar nicht Ueberzeugung und Willen, doch den Ansatz dazu bei der größeren Masse voraussetzt, ein nothwendiges Element zur Fortbildung unserer deutschen Zustände.

Ueberhaupt soll in den vorangehenden Erörterungen keine Anfeindung oder Gehässigkeit gegen diese schönen Provinzen unseres Vaterlandes angeregt seyn. Besonders bei den Norddeutschen erzeugt die Berührung mit dem bürgerlich aufgeregteren Charakter der Schwaben und Rheinländer oft befangende, aber immer wohlthätige Eindrücke und wie der kalte Engländer unter dem weichen Himmel Italiens, so sollte der Norddeutsche Jahrelang im Verkehr mit diesen Landsleuten zubringen, um an diesem Gegensatz sich selbst zu entfalten. Wer jemals über die Höhen des Thüringer Waldes in das milde Franken mit der verhaltenen Kraft seiner Bewohner wanderte, oder mit den rauheren, aber unter dieser Schaale biederen und gehaltvollen Schwaben verkehrte, oder wem der schwermüthige, tiefsängige, geheimnißvolle Rhein in lachenden Thalumkränzungen den Fuß benetzte, dem wird der Eindruck so unauslöschlich seyn, wie dem Engländer, der aus dem umrändcherten Dunst seiner Städte und den kreideweisen Bergen nach der grünen Insel hinüberschifft. Und doch ist es nicht die Fülle von Naturschönheiten, nicht die ganze Vorzeit des germanischen Heldenlebens, nicht die

laue Luft des Himmels welche uns mit so verjüngendem Zauber umstrickt, sondern vor Allem ist es die Einfachheit und Naivität der Bewohner, sind es die kräftigen Züge des bürgerlichen Charakters und die selbstbewußten und gedrungenen Formen, ja sogar die Härte des Ausdrucks, welche die weiche, seelenhafte und oft krankhaft vergeistigte Eigenheit norddeutscher Persönlichkeiten bestürmt, aber auch kräftigt. An der Verschmelzung und Aussöhnung dieser beiden Charaktere ist zur Förderung der Nation das Meiste gelegen, und es ist eine Sünde gegen dieselbe, die vorhandenen Gegensätze willkührlich und unvernünftig zu steigern. Eine und dieselbe Bildungsstufe, an zwei polarischen Gegensätzen offenbar, findet nur in ihrer Einigung den Schwerpunkt. Damit ist für die Darstellung des Besonderen ein allgemeiner, und die Enden der Nation umfassender Standpunkt gewonnen.

Würtemberg, oder nach einem umfassenderen Ausdruck Schwaben, muß als das Centrum des oberen Deutschlands betrachtet werden. Während es auf der einen Seite den schärfsten Gegensatz gegen den deutschen Norden repräsentirt, bietet es auf der anderen den geistigen und moralischen Anhaltpunkt, welcher den Süden und den Norden vereinigt und eine innigere Verbindung möglich macht. Auch ist Schwaben zu lange der Mittelpunkt der früheren deutschen Geschichte gewesen und es hat in seiner politischen Verfassung und Gliederung wie in den Eigenthümlichkeiten, welche den unterscheidenden Charakter von dem Norden bilden, selbst vor seinen fränkischen und rheinischen Nachbarn den Vorsprung gewonnen.

# Sechster Abschnitt.

## Würtemberg und die Würtemberger.

Mit diesem Königreiche kann ich den Anfang machen, jenes in der Einleitung gegebene Versprechen zu erfüllen, die deutschen Zustände zunächst in ihrer Tüchtigkeit darzustellen und in ihrer Vernünftigkeit zu begreifen, um durch solches Verfahren die Bedürfnisse und Hoffnungen deutscher Staaten zu entdecken. Ueber Würtemberg kann man um so weitläufigere Beobachtungen anstellen, als es einer der größeren Staaten in Deutschland überhaupt und der größte und einflußreichste unter den Staaten des nicht zum östreichischen Systeme gehörenden südlichen Deutschlands ist. Seine Wichtigkeit unter den letzteren verdankt er dem Umstand, daß eine größere Provinz des alten deutschen Reiches, das Herzogthum Schwaben oder der schwäbische Kreis, in seinem größten Umfang hier als eigenes Königreich wieder erstanden ist, während die übrigen Glieder des Reiches entweder anderen Staaten untergeordnet oder in eine Menge kleiner, durch keine eigenthümliche und charakteristische Bildung ausgezeichnete Herrschaften zersetzt wurden. Noch heute findet zwischen dem Beginn der neueren Zeit und der Gegenwart ein Geschichtszusammenhang statt, indem durch die kirchlichen und politischen Neuerungen im 16ten Jahrhundert sich an der Stelle des im Mittelalter mächtigen Schwabens ein neues geachtetes und für die nächste Geschichte einflußreiches Herzogthum erhob. Dieß ist das jetzige Würtemberg.

Zuerſt ſoll ein Theil der Sueven, ein von Norden her gewanderter, mächtiger und eigenthümlicher germaniſcher Volksſtamm in dieſes Hügelland, welches durch den Odenwald, Schwarzwald und die ſchwäbiſche Alp gebildet wird, eingedrungen ſeyn. Schon dieſem Volke rühmte man nach, daß es ſich durch gränzenloſe Liebe zur Freiheit und durch eine unter den übrigen Stämmen ſeltene Ehrfurcht gegen das andere Geſchlecht auszeichne. Merkwürdig iſt die Neigung zu wandern und die Unduldſamkeit gegen fremde Sitte und Denkart, durch welche der Charakter dieſes Stammes beſchrieben wird. Ihr Gottesdienſt war Naturdienſt, ein Heidenthum ohne Tempel und Prieſter. Erſt die Römer, welche auf ihren Zügen nach Deutſchland die Sueven zurückdrängten, begannen den Anbau des Landes, wovon ſich an mehreren Punkten des Neckars ſprechende Zeugniſſe finden. Die Römer bauten eine Reihe Kaſtelle, und auf den Bergen der ſchwäbiſchen Alp begegnen ſich deutſche und römiſche Ueberlieferungen. Die militairiſche Hauptlinie der Römer war ein Wall, der ſich von der Donau nordwärts bis an den Main zog. Da kam ein zweiter und größerer Stamm, der der Alemannen, herangezogen, die Sueven vermiſchten ſich mit ihm und nahmen die alten Sitze am Rhein und Neckar wieder ein. Die römiſche Herrſchaft war zu Ende. Jetzt trieb die Völkerwanderung ein großes Volk nach dem andern durch das weſtliche Deutſchland und auch ſueviſche Züge wanderten bis nach Spanien. Nach dieſer Zeit lagern die Alemannen im Südweſten Deutſchlands und der ſueviſche Name verblieb nur einem einzelnen Zweige, der zwiſchen der Alp und dem Schwarzwalde ſeinen alten Sitz behauptet haben ſoll. Früher genoſſen die Schwaben in ganzer Ausdehnung jene alte germaniſche Freiheit, wo die Stammgenoſſen ſich vor einen Herzog zum Anführer im Kriege erwählten. Später wurde Alemannien dem großen fränkiſchen Reiche

einverleibt und zur Regierung der Provinz ein königlicher Beamter eingesetzt. Nach dem Zerfall des fränkischen Reiches hatte das Land wieder einige Herzöge. Unter den sächsischen Königen wurden die Herzogthümer an Verwandte des königlichen Hauses oder an ausgezeichnete Diener der Krone vergeben. Daraus bildete sich das Lehnsverhältniß, wodurch die verschiedenen Theile und Stämme der Deutschen zu einem Reiche verbunden wurden. Das Christenthum und die Anfänge bürgerlicher Ordnung hatten die Cultur des Landes begründet. Als Herzog Rudolph von Schwaben zum Gegenkönig Heinrich IV. erwählt wurde, kam eine gräßliche Verwüstung über das Land, das zu dieser Zeit in mannigfache fürstliche Besitzthümer zerfallen war; besonders am Oberrheine war das Haus Zähringen mächtig. Im Kriege gegen Rudolph hatte sich Friedrich von Hohenstaufen als treuer Anhänger Kaiser Heinrichs bewährt, die Staufen hatten bedeutendes Besitzthum im Herzogthum Schwaben und Heinrich erhob seinen Freund zur Würde eines erblichen Herzogs. Von diesem Datum, am Anfang des zwölften Jahrhunderts, beginnt die geschichtliche Bedeutung des schwäbischen Stammes und des hohenstaufischen Hauses. Um dieselbe Zeit kommt auch die erste Spur des edlen Hauses von Würtemberg als eines treuen Bundesgenossen der Hohenstaufen in die Geschichte, und gleichzeitig soll dasselbe in den Grafenstand erhoben worden seyn. Noch immer dauerte der Kampf um das Herzogthum unter den vornehmsten schwäbischen Dynastien fort, bis endlich das große Alemannien in drei Theile zerfiel. Berthold von Zähringen erhielt den Thurgau und den größten Theil der Schweiz bis an die burgundische Gränze, Welf von Altdorf bei Ravensburg machte sich zum erblichen Herzog von Baiern, und das eigentliche Schwaben verblieb Friedrich dem Hohenstaufen. Unter der Obhut dieser Familie entwickelte sich in Schwaben jene Cul-

tur, welche in kurzer Zeit den Mittelpunkt des Reichs und Europas ausfüllte. Alle edlen Geschlechter Schwabens standen zu den Herzögen in Vasallenpflichtigkeit. Den Mittelpunkt des Landes bildete die Burg des staufischen Geschlechts am nordöstlichen Ende der schwäbischen Alp und die Umgegend, als der Stammbesitz der Hohenstaufen. Herzog Friedrich erbaute auf dem Staufenberge ein größeres Schloß. Hier begann bald ein glänzendes Leben und die Blüthe der Ritterzeit. In der Umgegend seiner Residenz, besonders im Remsthal, legte er mehrere Städte an, und stiftete das Kloster Lorch, die Familiengruft seines Hauses. Die Söhne Friedrichs, Friedrich der Einäugige und Konrad, mehrten ihre Macht im Herzogthum und in den Umlanden. Konrad erhielt die fränkischen Güter und bald auch das Herzogthum Franken. Als Kaiser Heinrich V. dem Ende nahe war, übergab er seinen Neffen, den Herzogen von Schwaben und Franken, alles Eigenthum seines unter den Königen dieses Geschlechts groß gewordenen Hauses. Schon damals galten die Staufen als die mächtigsten Fürsten im Reiche; schon Herzog Konrad gelangte zur königlichen Würde und es eröffnete sich die Glanzperiode des Mittelalters während der Herrschaft der Hohenstaufen in Deutschland und Italien. Das Geschlecht der Staufen war das königlichste, das je auf einem Throne gesessen. Zwei außerordentliche Kaiser, Friedrich Barbarossa und sein Enkel Friedrich II. verbreiteten durch ihre Herrschaft und durch die Kreuzzüge den Glanz ihres Namens und ihres Volkes über die damals bekannte Erde. Erst jetzt nahm das Ritterthum jenen edlen und großartigen Charakter an, die Sitten milderten sich, der Geist, die Musen und die Grazien erwachten und jetzt erst begann ein freier Bürgerstand sich der Adelsherrschaft gegenüber zu bilden. In Franken, Schwaben und am Rheine erhoben sich die ersten freien Reichsstädte, die unmittelbar unter den Schutz

der Herzöge und des Kaisers und Reichs gestellt wurden und wiederum dem Kaiser und Reiche gegen den widersetzlichen Adel, die Geistlichkeit und die Macht des Papstes, wie gegen die Uebermacht der größeren Fürsten in Deutschland ansehnliche Hülfsvölker zuführten. Unter diesen Kaisern wurde durch streng geordnete Lehnsverfassung Deutschland zu einem politisch einigen und staatlichen Körper ausgebildet, und die Staufen würden ihr Ziel, die Caesarea majestas zu erneuern und die geistliche Uebermacht der Kirche wie die republikanische oder dynastische Zersplitterung des Reiches zu bezwingen, erreicht haben, wenn nicht Nothwendigkeit und Neigung das heldische Kaiserhaus zur Verfolgung anderer und allein die Kraft eines Heroengeschlechts aufreibender Interessen hin und von dieser höchsten vaterländischen Bestimmung abgelenkt, ja selbst den Samen neuer Zersplitterungen in Deutschland auszusäen geheißen hätte. So ging das staufische Geschlecht zu Grabe, und obwohl Vieles und Herrliches in einem Zeitraum von noch nicht anderthalb hundert Jahren begründet worden, hatte doch Deutschlands politischer Körper das, was ihm vor Allem noth thut, seine Consistenz, nicht errungen. Die alte deutsche Autonomie erlangte in dem neu entstandenen Reichsbürgerthum frische Kraft. Es mangelte ein Oberherr, die Gewalt einzelner Reichsfürsten wuchs, Schwaben, Franken, Elsaß und Burgund standen Anfangs unter der unmittelbaren Herrschaft der Hohenstaufen und der Herzöge aus diesem Hause, doch schon damals wurde der Grund zur Macht einzelner Reichsfürsten auch im südlichen Deutschland gelegt. Nach der Zertrümmerung der welfischen Macht ernannte Friedrich I. seinen treuen Genossen, den Grafen von Wittelsbach, zum erblichen Herzog von Baiern und Pfalzgrafen am Rheine; das Haus Würtemberg, als schwäbischer Vasall, hatte sich durch treue Anhänglichkeit an das ghibellinische Geschlecht hervorgethan, und ward da-

für anſehnlich vergrößert, und unter Kaiſer Friedrich II. wurde ein Graf Friedrich aus dem ſchwäbiſchen Hauſe Zollern zum Burggrafen von Nürnberg eingeſetzt. Rudolph von Habsburg empfing wegen ſeiner geleiſteten Dienſte von demſelben Kaiſer den Ritterſchlag. So wurde unter den Hohenſtaufen die Erhebung der Häuſer Würtemberg, Wittelsbach, Zollern und Habsburg begründet. Doch vornehmlich wurden die Städte begünſtigt und mit Privilegien beſchenkt, wodurch ſich eine Macht befeſtigte, die am meiſten zum nachmaligen Umſchwung der öffentlichen Zuſtände in Deutſchland beigetragen hat. Schwaben allein zählte bald auf 30 freie Städte. Dieß gab den Anlaß jener bürgerlichen Bewegungen in Oberdeutſchland, die bis auf den heutigen Tag den politiſchen Zuſtand dieſer Lande prädeſtinirten. So wurde in der größten Periode der deutſchen und ſchwäbiſchen Vorzeit der Anfang einer neuen Cultur und die nachherige Geſchichte des deutſchen Reiches begründet. Hier verläßt man eine Geſchichtsperiode, wo Schwaben der Mittelpunkt der politiſchen Kraft wie der ſittlichen und geiſtlichen Bildung des deutſchen Reichs war. In Sprache, Sitte und Cultur, in Wiſſenſchaften und Künſten lagerte ſich Deutſchland um dieſe eine Provinz und ihre nächſten Umgebungen. Die oberdeutſche Sprache war durch den Mund ihrer Sänger zum Geſetz erhoben, ohne die niederdeutſchen Dialekte zu verdrängen und in der Schweiz, in Schwaben und am Rheine beſchrieb unſere Dichtkunſt ihre erſte Epoche. Dieſe Epoche in den deutſchen Annalen aber trägt durchweg einen oberdeutſchen Charakter an ſich.

Mit dem Fall der Hohenſtaufen ging auch die Größe des älteren deutſchen Reiches zu Grunde. Mehr als irgend eine andere Provinz mußte Schwaben von dem Verhängniſſe ſeines Fürſtenhauſes getroffen werden. Die wirre Zeit des Interregnums ſchließt die Geſchichte des deutſchen Mittelalters

und mit Rudolph von Habsburg beginnt der wandelbare und bewegungsreiche Uebergang in die neuere Zeit. In Schwaben gab es zunächst keinen mächtigen Dynasten, welcher das verwaiste Herzogthum hätte behaupten können. Leider hatten die Staufen schon zur Zeit ihrer Herrschaft den größten Theil ihres Hausbesitzes an einzelne verdiente Geschlechter in Schwaben, Franken und am Rheine geschenkt, und den Städten fast republikanische Privilegien verliehen. Bald brach das Uebel der allgemeinen Zerfahrenheit und Willkühr ohne Schranken aus, da es keinen mächtigen Herrn und Herzog mehr gab. Was von dem staufischen Besitzthum nicht verkauft oder verschenkt worden war, das rissen die Fürsten in Schwaben an sich.

Das Faustrecht, eine von den ältesten Germanen her überlieferte Maxime, unabhängig vom Staate, über sein Recht zu urtheilen, sich selbst zu rächen, nach Willkühr zu befehden und Gesetze und Gerichte nur als niedere und unfreie Bande anzusehen — dieser Grundgedanke der alten Freiheit, in der fränkisch-sächsischen Königszeit mühsam darnieder gehalten, unter den Staufen periodenweise bezwungen, entfesselte sich jetzt in voller Zügellosigkeit. Es begonnen die Fehden der Fürsten und Ritter unter einander, oder gegen die neu entstandene Macht der Städte. In dieser Zeit der Verwirrung mußte es einem Geschlechte leicht werden, welches unter den Staufen nach und nach bereichert worden war, sein Hausgut klug zusammenhielt und zur rechten Zeit einen vorzüglichen Mann in die Reihen zu stellen hatte, den Grund zu einer neuen Macht in Schwaben zu legen. Als Rudolph von Habsburg die Ordnung im Reiche wieder herstellte, erhob sich in Schwaben ein Graf von Würtemberg, Eberhard der Erlauchte, und brachte durch ein fehdenreiches Leben, kluge Politik und energische Fürstenkraft das Ansehen dieses zeither untergeordneten Hauses zu Stande.

Die Würtemberger hatten den Besitz der ältesten Stammgüter der vorigen Kaiser durch Kauf und Schenkung an sich gebracht. Der ritterliche Eberhard kämpfte in den wirren Parteiungen der schwäbischen Lande unablässig gegen Dynasten und gegen Städte, besonders gegen Eßlingen, und er brachte es im Verein mit andern mächtigen Herren im Lande und mit gewaffneter Hand so weit, daß König Rudolph, der Habsburger, obschon er die wilden Parteien des Landes so eben bezwungen hatte, sämmtliche schwäbische Grafen und Herren in das Städtchen Gmünd berief, um die Verfassung des Landes festzustellen. Man hatte sich dem König widersetzt, weil man keinen Herzog mehr über sich dulden, sondern unmittelbar dem Reiche angehören wollte. Der König verzichtete auf die Wiederherstellung des schwäbischen Herzogthums, erklärte das Land für ein Angefälle des Reichs und die einzelnen Herrschaften für unmittelbare Reichslehen. Diese Großen besaßen in ihren Bezirken die gesammte untergeordnete Staatsgewalt und begründeten die landesherrlichen Gebiete in Schwaben. Der kleinere Adel, die Klöster und Städte wurden in des Reiches Schutz genommen und zur Verwaltung der Reichsrechte und der öffentlichen Ordnung königliche Vögte und zwei große königliche Landvogteien, über Ober- und Nieder-Schwaben, die einem der angesehneren Dynasten dieser Bezirke verliehen wurden, eingesetzt. Unter König Albrecht wurde Eberhard zum Reichslandvogt in Nieder-Schwaben ernannt. Schon damals fing die Hauspolitik Oestreichs an gefährlich zu werden. Man wollte von deutschen Landen so viel als möglich als Hausbesitz erwerben, und Schwaben fühlte am früheſten den Einfluß der durch Oestreichs Erhebung hereinbrechenden Zersplitterung. Die Grafschaft Hohenberg am Neckar war durch Erbfolge an Rudolph von Habsburg gekommen und bildete besonders im Südwesten Deutschlands den Grundstoff der östreichischen Macht,

die ſich nach und nach über den gröſsten Theil Oberſchwabens und des Elſaſs ausdehnte. Nur in Niederſchwaben trat ihr Graf Eberhard kräftig entgegen und ſetzte dem Hauſe Oeſtreich, das durch die königliche Gewalt nach allen Seiten hin beſchäftigt war, Gränzen. Nach Albrechts Ermordung wurde ſogleich Graf Eberhard von Würtemberg durch ein Bündniſs mehrerer Fürſten von der Königswürde ausgeſchloſſen, weil er zwar tüchtig vor Allen, aber wegen ſeiner Macht für zu gefährlich gehalten wurde. So bedeutend ragte ſchon das Anſehen des Würtembergers hervor. Im Kampf gegen die Städter, im Trotz gegen den neuen König, Heinrich dem Luxemburger, umringt von einem Heere ſchwäbiſcher Städte und Herren, eingeſchloſſen auf ſeiner Stammburg, verjagt und um Land und Gut gebracht, muſste „Gottes Freund und aller Welt Feind“ ſich in einem feſten Thurme der ſeinem Schwager dem Markgrafen von Baden zugehörenden Stadt Beſigheim verbergen. Nach des Kaiſers Tod nahm er ſein Land wieder ein und es begann ein neuer Kampf um den Königsthron. Aber unter allen Wechſeln und Streitigkeiten wuſste Eberhard für ſich zu gewinnen. Während Oeſtreich durch den Abfall der Schweizer groſsen Abbruch erlitten, die ſchwäbiſchen Städte in Aufruhr waren und das Reich in zwei Parteien zerſpalten war, brachte Eberhard, der ſich rühmen konnte, fünf Königen widerſtanden zu haben, durch Tauſch und Kauf einen ſchwäbiſchen Diſtrikt nach dem andern an ſich. Unter ſeinen Nachfolgern erhob ſich das Haus mehr und mehr. Schon unter König Albrecht hatten ſchwäbiſche und fränkiſche Städte mit einzelnen Dynaſten ein Landfriedensbündniſs geſchloſſen. Sowohl die geiſtliche und die weltliche Macht, die patriziſchen Geſchlechter und die plebejiſchen Zünfte in den Städten lagen im Streit. Erſt König Ludwig brachte unter den Fürſten und Städten in Schwaben und Baiern einen allgemeinen Land-

friedensbund zu Stande. Auch die Würtemberger hatten schwere Kämpfe mit den schwäbischen Städten zu bestehen, bis endlich durch die weise und kräftige Regierung Eberhards im Bart, die Zukunft dieses Landes entschieden und es selbst zum Herzogthum erhoben wurde. Dieser ausgezeichnete Fürst war von der inneren Gefährdung seines Besitzes so durchdrungen, daß er die kräftigsten Mittel dagegen in Anwendung brachte. Noch immer hatte die Zersplitterung Würtembergs unter mehrere Söhne und Linien die frühere Macht zu zerstören gedroht. Er aber befestigte nach vielen Verträgen endlich im Jahre 1492 die Untheilbarkeit des Landes und das Gesetz der Erbfolge nach dem Erstgeburtsrecht und stellte die neue Ordnung unter die Garantie der drei Stände seines Landes und des schwäbischen Bundes, der kurz vorher sich gebildet hatte.

Seit den ältesten Zeiten genossen die Stände der meisten deutschen Lande ihren Herren gegenüber Gerechtsame und besonders das Recht der Steuerbewilligung; nach und nach schlief freilich diese Gewohnheit in vielen Städten ein oder wich der Uebermacht der Fürsten. Doch selbst in Baiern und Oestreich bedurften die Fürsten noch im sechszehnten Jahrhundert der Einwilligung ihrer Stände zur Ausschreibung von Steuern.

Allein eine eigentliche Theilnahme des Volkes an der Regierung findet sich sonst nirgends in dynastischen Staaten, außer in Würtemberg seit Eberhard im Bart, in Holstein, Ostfriesland und Mecklenburg. Die frühe Ausbildung einer Verfassung in Würtemberg ist aber das Merkwürdigste, was die frühere deutsche Geschichte in dieser Hinsicht aufzuweisen hat, und bis auf den heutigen Tag wirkt das alte Recht der Würtemberger nicht bloß auf dieses Volk, sondern auf die gesammte schwäbische, fränkische und rheinische Bevölkerung nach. Durch die altwürtembergische Verfassung allein ist der

neue conſtitutionelle Liberalismus als geſchichtlich anzuſehen.

Wie groß die Rechte und Freiheiten der alten germaniſchen Stämme in Nord- und Süddeutſchland geweſen ſeyn mögen, dem Begriff einer Verfaſſung mit geſetzgebenden und bewilligenden Ständen iſt man, wenn wir nicht auf die lockeren Verhältniſſe der erſten chriſtlichen Zeitrechnung zurückgehen wollen, früher nirgends als in Würtemberg nahe gekommen. Zwar hatten die einzelnen Städte und Körperſchaften, beſonders unter den Niederſachſen, den Frieſen, den Holſteinern und in Oberdeutſchland ihre altherkömmlichen Rechte, Freiheiten und Privilegien. Faſt jede Gemeinſchaft hatte ihre eigene Geſetzgebung, ihr eigenes Gerichtsweſen und neben dieſer Autonomie übte der größere Staatsverein nur in den wichtigſten allgemeinen Angelegenheiten eine bindende Gewalt. Doch wo auch in dieſen und den nachfolgenden Zeiten einzelne deutſche Völker unter fürſtlicher Regierung noch die größte Freiheit genoſſen, ſo bezog ſich doch dieſelbe immer nur auf Schutz gegen willkührliche Schatzungen, auf Privilegien der Autonomie einzelner Ortſchaften und auf ein mit alten Vorrechten verſehenes Gemeinderecht, z. B. in dem mecklenburgiſchen Lande. Seit die Hohenſtaufen den Städten die größten Privilegien der Autonomie, Selbſtverwaltung und Reichsunmittelbarkeit gegeben hatten, um die Macht der Reichsfürſten und des Adels zu brechen, bildete ſich im ſüdlichen Deutſchland, in der Schweiz und in den größeren Handelsſtädten des Nordens eine ſo entſchieden bürgerliche und demokratiſche Geſinnung aus, daß die Rechtsbegriffe unbeſchränkten Inhalt hatten und die Freiheit der Einzelnen faſt in die Sagenzeit des älteren Deutſchlands zurückkehrte. Während der Bürgerſtand ſich neben den bisher faſt überall allein berechtigten Adel ſtellte, ergriff die entfeſſelte Perſönlichkeit ſo Vieler ein alle Bande des Zwanges durchbrechendes Selbſtgefühl, welches ohne den Gegendruck

anderer Gewalten in allgemeine Demokratie, republikanische Formen und oligarchische Regierung hätte umschlagen müssen. Wo eine Emancipation vor sich geht, pflegt auch das Uebermaß und die Verwirrung zur Hand zu seyn. Besondere Sitten, und Verhältnisse, die Freiheiten der italienischen Städte, der Reichthum der Bürger, die Ohnmacht des Reiches und die Mißgriffe einzelner Fürsten führten diese Epoche bürgerlicher Bewegung herbei, welche in der Trostlosigkeit der damaligen deutschen Geschichte, nächst der Reformation, der einzige Lichtpunkt ist. Auf Oberdeutschland besonders wirkte die große Zahl freier Reichsstädte und die Nähe der Schweiz, die sich damals frei machte und bald ganz von Deutschland losriß, zur Erregung des Bürgerstandes auch in einzelnen von Fürsten regierten Landen; dazu gab es keinen großen und übermächtigen Herrscher am Rhein und am Neckar, Alles war in Fehde und Aufregung und ein besonders freidenkender und für den Besitz seines Hauses besorgter Fürst mußte nothwendig auf den Gedanken kommen, sein Land unter die Garantie einer vom Zeitstrom verbreiteten Freiheitsidee und Bürgergesinnung zu stellen. Dieß geschah in Würtemberg, und Eberhard im Bart mit seinen Nachfolgern, besonders Herzog Ulrich durch Widerstand und Herzog Christoph durch Nachgiebigkeit, führten in Würtemberg eine auf festem Herkommen begründete constitutionelle Verfassung ein. An diese Zeit der politischen Umwandlung dieses Landes schließt sich auch die kirchliche Reformation unter den Herzögen Ulrich und Christoph. Gleichzeitig brach in Schwaben, Franken und am Rhein eine Bewegung der Bauern aus, die, bisher unter dem Druck der Feudal-Rechte, durch Gewalt dieselbe Freiheit erringen wollten, welche die Bürger, besonders in den freien Städten, durch die deutschen Kaiser empfangen hatten. Dieß ist die Epoche unserer früheren Geschichte, in welcher der altgermanische Geist unter allem

Volke erwachte und in einzelnen Gemeinschaften und Landen freie, meist oligarchische und von Kaiser und Reich verbürgte Verfassungen gründete. Aus dieser Zeit erhielt sich durch die traurigen Jahrhunderte unserer Geschichte hindurch bis auf die Gegenwart das Gefühl der Selbstständigkeit und ursprünglicher politischer Rechte unter allen Ständen dieser oberdeutschen Stämme lebendig. Hier ist nichts Neues und Unerhörtes, sondern wie das Prinzip der Freiheit in der Anwendung des heutigen Liberalismus als unverträglich mit dem Gedeihen eines Staats, dem ruhigen Entwicklungsgange unserer Nation und ihrer innern Einigung gefunden wird, so war auch von Anbeginn die Freiheit der Reichsstädte, die Verfassung Würtembergs und vorzüglich die Entfesselung der Schweiz auf einem viel zu unumschränkten Begriff bürgerlicher und politischer Unabhängigkeit jedes einzelnen Bürgers und jeder Gemeinschaft gegründet. Wer läugnet, daß diese Ungebundenheit ein nothwendiger Moment in dem Entwicklungslaufe unseres Geistes und unseres Völkerlebens gewesen? Mit Sturm und Drang mußten die Begriffe neuer Staatsordnung in das Bewußtseyn der Nation treten und Fürsten, die freimüthig, klug und voll idealen Schwunges waren, wurden auf den Wogen des Zeitalters unwillkührlich dahingezogen. Die alte würtembergische Verfassung war von vornherein eine durch nichts gemilderte und ungefesselte Ausdehnung der Volksrechte, die nur durch die allgemeine Ohnmacht des Reiches und wenn gerade eine kräftigere Hand das kaiserliche Ansehen aufrecht hielt, gezügelt wurde. Man darf behaupten, daß ohne die mittelmäßigen oder leidenschaftlichen Regenten, welche das Herzogthum nach Christoph bis auf den mächtigen König Friedrich gehabt hat, die Geschichte Würtembergs nur eine viel entschiedenere Aufeinanderfolge von Zwist, Tumult und endlicher Vernichtung der Verfassung geworden wäre. Den Würtembergern war es nicht zu-

zumuthen, sich freiwillig auch nur einen unansehnlichen Stein aus diesem altverjährten Bau entreißen zu lassen, so lange nicht die geringste Garantie eines anderweit glücklichen, gesetzlichen und sich fort und fort vervollkommnenden Zustandes geboten wurde. Und als das Land vergrößert und gerade zureichend zur Selbstständigkeit irgend eines Staatsverbandes erweitert worden war, als eine den Bedingungen der Gegenwart angemessene Verfassung aufgerichtet werden sollte, da entstand ein langjähriger Kampf zwischen Regierung und Volk um die alte Verfassung des ehemaligen Würtembergs, welcher nur schwer und durch ansehnliche Concessionen beigelegt wurde und trotz der neuen Verfassung das Gefühl alter und größerer Rechte fast bei allen Würtembergern, besonders jedoch bei der Opposition im Lande zurückgelassen hat. Ich gehöre nicht zu denen, welche für unsere Nation eine größere Enthüllung volksthümlicher Staatsprinzipien für unmöglich oder unwahrscheinlich erachten; allein ich scheue mich nicht anzuerkennen, daß nach den Formen altwürtembergischen Rechts weder ein kleinerer Staat, noch eine ganze Nation und am wenigsten die unsere gedeihen könne. Dieß ist die Ideologie des südwestdeutschen Liberalismus, daß sie diese alten Freiheiten, zwar nicht in dieser Form, aber im Gewand allgemeiner Vernunftsätze des germanischen und französischen Liberalismus zum Gesetz des deutschen Nationalzustandes erheben will und sich, so lange sich dieß nicht verwirklicht, wenigstens innerlich von dem Zustande der übrigen Nation absondert. Das ist die Opposition, für welche der deutsche Bund nur eine aufgedrungene Macht ist, weil er, um existiren zu dürfen, nicht die Erlaubniß der würtembergischen Liberalen eingeholt hat. Das ist die Opposition, deren mäßigere Sprecher mit ein wenig bürgerlicher Freiheit und ein wenig mehr Raum volksthümliche Stellung einzunehmen zufrieden seyn würden, die jedoch durch die Allgemeinheit

ihres Prinzips nothwendig von deſſen Conſequenzen und den entſchiedeneren Häuptern überflügelt werden, die nur die Republik oder die Quaſirepublik wollen können, mag man auch den volksthümlichen Beſtrebungen eine noch ſo verhüllte und loyale Maske vor das Geſicht halten. Freilich iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, allein dieß iſt auch nicht die richtige Methode, den Volksgeiſt, das öffentliche Leben der Deutſchen und die bürgerliche Vernunft unſerer Nation auf den angemeſſenen Standpunkt zu heben.

Dieſe Anſicht über das alte würtembergiſche Recht läßt ſich am deutlichſten durch ein anderes großes Beiſpiel freier Verfaſſung rechtfertigen. In den altengliſchen Freiheiten, welche ſich um dieſelbe Zeit entwickelten und nach der Kirchenverbeſſerung ihren Lauf bis zur Revolution von 1688 nahmen, hatte man von vorn herein für das conſtitutionelle Prinzip eine angemeſſene Temperatur vorgefunden. Die Könige vereinten ſich mit dem Bürgerſtand, um die Freiheiten des Adels zu zügeln, allein ſo weit wagte Niemand zu gehen, dieſe mächtigen Grundbeſitzer von der Theilnahme an der Verfaſſung und Regierung Englands zu entfernen. Im Gegentheil der Adel blieb immer der Mittelpunkt öffentlicher Thätigkeit, deren höchſte poſitive Seite der König durch ſein Veto und die Prärogativen der Krone, deren höchſte negative Seite das Volk war, indem es durch ſeine Stellung im geſetzgebenden Körper und durch die öffentliche Meinung die Ariſtokratie oder das obere Parlament zwang, dies oder das nicht länger zu verweigern. Das Volk beſaß trotz dieſer Einſchränkung die äußerſte Gewalt über die öffentlichen Angelegenheiten; doch nur weil es verweigern konnte, was es allein zu bewilligen befugt war. Dazu waren Volk und Adel bis in die Räume des Unterhauſes ſo verſchlungen, daß das Uebermaß der Demokratie kräftigſt darniedergehalten und erſt mit dem Wachsthum allgemeiner Bildung mehr entſe-

ſelt wurde. Man hat daher mit Recht geſagt, daß die Mißbräuche der engliſchen Verfaſſung gerade ihr größter Vorzug ſeyen. Wenigſtens haben ſie die ebenmäßige Entwicklung der engliſchen Verfaſſung bis auf den heutigen Tag, vielleicht die Freiheit Englands ſelbſt erhalten. Nicht daß man dieſen Clauſeln und Cautelen der engliſchen Freiheit, beſonders wie ſie früher beſtand, einen ideellen Werth zuſchreiben dürfte; aber dieſe auf hiſtoriſchem Wege überlieferten Gränzen des demokratiſchen Elements hatten das reelle Verdienſt, in der Nation das Bewußtſeyn zu erhalten, ihre politiſchen Rechte ſeyen erſt auf dem Wege civiliſirter Staatsentwicklung entſtanden und die Freiheit habe ihre Garantie nur in den allgemein anerkannten Gränzen. Je mehr ſich der politiſche Geiſt der Nation erhebt, deſto larer dürfen dieſe Einſchränkungen werden; je mehr durch die Oeffentlichkeit des politiſchen Lebens das intelligente Prinzip allgemein wird, deſto näher tritt der Staat jener Freiheit, welche die Vernunft iſt. So bildet ſich ein Vernunftſtaat, der aus Sitten, Bedürfniſſen und Intereſſen eines beſtimmten Volkes hervorgegangen, dennoch die höchſten Aufgaben des äußeren Menſchenlebens überhaupt verwirklicht.

Dagegen betrachte man das alte würtembergiſche Recht. Zwar entſtand dieſe Verfaſſung nicht auf dem Wege ſo allgemeiner Freiheitsbegriffe, wie ſie das franzöſiſche Volk in der Revolution dem Staatsoberhaupt gegenüber ſtellte, noch zwang man dieſem ſo lange Zugeſtändniſſe ab, bis man wie Frankreich ſich des monarchiſchen Jaworts durch Abſchaffung fürſtlicher Würde entledigte. Allein die Stellung, welche den Bürgern der Reichsſtädte und einzelner Lande faſt aufgedrungen wurde, brachte unter ihnen ſchon ſo ſchrankenloſe Begriffe von urſprünglichen Bürgerrechten und politiſcher Autonomie in Umlauf, daß es nur einer vorangehenden Geiſtesbewegung bedurft hätte, um die Sätze des contract social

auch aus dem Munde der damaligen Reichsbürger zu vernehmen, ja auf natürlichere Weiſe kommt derſelbe politiſche Geiſt, welcher die Revolution durchſtreicht, auch in der politiſchen Denk- und Handlungsweiſe der rebelliſchen Bauern zur Zeit der Reformation zum Vorſchein. Herzog Eberhard im Bart machte mit den Anfängen der neuen Verfaſſung, welche die alten Privilegien der deutſchen Landſtände ausdehnte, ein freies Geſchenk; allein es iſt für das Urtheil gleichgültig, ob die Fürſten oder die Völker zu weit vorgreifen und nur diejenigen können mit ungetheiltem Entzücken bei einer ſolchen Fürſtenhandlung verweilen, welche in den Zuſtänden der Völker nur die Herrſchaft einer willkührlichen Gewalt ſehen, von welcher ſie ein gewaltſamer Aufſtand oder der edle Wille eines Fürſten zur angebornen demokratiſchen Freiheit zurückführen kann. Gegen die erhabenen Eigenſchaften Eberhards läßt ſich keine Einwendung machen, allein außer den volksthümlichen Geſinnungen, die er hegte, beſtärkte ihn noch mehr die Klugheit zu dem Entſchluß, durch geſetzliche Rechte des Volkes die Exiſtenz des würtembergiſchen Völkchens zu ſichern und an dieſe Sicherheit die Dauer ſeines Familienbeſitzes zu ketten. Wie oft war Würtemberg unter den Wirren der Zeit an den Rand des Unglücks geſchleudert worden! Wie leicht konnte ein unkluger Schritt oder ein leidenſchaftlicher, willkührlicher Regent dem Namen Würtemberg ein Ende machen und die Urſache werden, daß das Land in mehrere Stücke zerriſſen und an an andere Gewalthaber vertheilt wurde. Seine Ahnen hatten nur eine Summe Landes zuſammengebracht, die in jenen Zeiten ſo ſchnell wieder zerrinnen konnte, wie ſie entſtanden war, und erſt durch Eberhard und ſeine Nachfolger, durch die Kraft, die er ſeinem Volke einhauchte, gelangte das Land auch bei Kaiſer und Reich zu einem Anſehen, das bis zu einem gewiſſen Grade auch gegen Kaiſer und Reich ſchützte. Eber-

hard fühlte die Mittel, die ihm geboten waren, und er verschmähte es, wie die meisten kleinen Reichsfürsten, nur der Herr und Herrscher eines größeren oder kleineren Gebietes zu seyn. Er wollte einen Staat begründen, dessen äußeren Umfang seine Vorfahren immer noch kärglich zusammen gekauft und gewonnen hatten und, um dies zu verwirklichen, mußte er zu außerordentlichen Organisationen und zu den edle Gemüther immer erhebenden Ansichten der Volksfreiheit und des Zeitgeistes seine Zuflucht nehmen. Ein Bewußtseyn, welches in dem zusammengezettelten Ländchen durch die bloße Anhänglichkeit an ein zeitiges Fürstenhaus niemals zu Stande gekommen wäre, hat Eberhard künstlich durch die Rechte, welche er auf das Volk übertrug, hervorgerufen. Gerade ein so kleines Land kann lediglich durch ein einiges und auf die theuersten Interessen gegründetes Volksbewußtseyn gegen die Schläge des Schicksals gesichert werden, und wann wäre diese Sicherheit nöthiger gewesen, als in jener Periode des Faustrechts, des schwäbischen Bundes und der ohnmächtigen Reichsgewalt? Mit größter Vorsicht hatte ein kleiner Fürst dieser Zeit die Herrschaft zu üben, und nicht bloß um ihrer Leidenschaftlichkeit oder Schlechtigkeit zu wehren, sondern um ihre Person mit dem Willen des Landes innigst zu verketten, unterwarf Eberhard in allen wichtigen Fragen seine Nachkommen dem Rath und der Zustimmung der würtembergischen Landesstände. Die Regierung des ungezügelten Herzogs Ulrich befestigte die Anhänglichkeit der Unterthanen an die Eberhardinischen Rechte, erweiterte ihren Umfang, und selbst der treffliche Christoph, Ulrichs Sohn, mußte, obwohl er sich von den Fesseln dieser gesetzlichen Freiheit schmerzlich gebunden fühlte, wider Willen die Constituirung des Landes im Sinne des Tübinger Vertrags vollenden helfen. Erst der Sturm der Zeit, die Macht Napoleons und der kräftige Arm König Friedrichs wagten, diese alten Rechte zu ver-

nichten. Merkwürdig, aber ganz im Geiſte der Zeit war es, daß, als im vorigen Jahrhundert die würtembergiſchen Stände gegen Carl Herzog ihre Zuflucht zu dem mächtigen König von Preußen, Friedrich dem Großen, nahmen, dieſer die alten Rechte mit hoher Bewunderung pries, während er ohne äußeren Zwang nie daran gedacht haben würde, eine ſolche Verfaſſung einem Staate, deſſen Regent er war, zu bewilligen.

Es liegt fern von dieſer Arbeit, die urſprüngliche Verfaſſungsgeſchichte Würtembergs in ihrer Folge zu entwickeln. Vielmehr endet die Regierung der drei obengenannten berühmten Herzöge mit einer Vollſtändigkeit dieſes alten Rechts, zu welcher die nachfolgende Periode bis zur Auflöſung des deutſchen Reiches nur eine Kette von Streitigkeiten und von Thatſachen bildet, durch die das unaufhörliche Mißverhältniß in der Anwendung einmal beſtehender Prinzipien unwiderleglich durchblickt. Zuerſt rief Eberhard Abgeordnete aus Städten, Aemtern und Gemeinden zuſammen, um dem Vertrag der Untheilbarkeit des Landes durch die Theilnahme des Volkes Haltbarkeit und der Acte eine volksthümliche Sanction zu geben. Dieß iſt der Landtag vom Jahre 1473, kurz nachdem Eberhard, noch Graf von Würtemberg, ſeine Herrſchaft angetreten hatte. Seit dieſem Vertrage zu Urach hatten die Abgeordneten des Volkes das anerkannte Recht, Alles, was ſie berührte, zu berathen und zu entſcheiden, und alle öffentlichen Einrichtungen durch ihren Eid zu gewährleiſten. Die Liebhaber der alten würtembergiſchen Verfaſſung führen dieſe Volksrechte auf uraltes Herkommen zurück. Nicht einmal als Gnadengeſchenk wollte man den Urſprung dieſer Rechte anſehen. Zugegeben jedoch, daß dieſe einzelnen mit Würtemberg vereinigten Municipien die ausgedehnteſten Rechte der Autonomie von Alters her und ohne Unterſchied für ſich und ihre Bezirke genoſſen hätten und daß auch in gewöhnlichen Fällen die Grafen ihre Landſchaft zur Bewilligung von Steuern

zusammenberufen hätten, so läßt sich doch nirgends eine bestimmte Nachweisung geben, daß vor Eberhard im Bart die Landschaft zu irgend einer allgemeinen Berathung und Bewilligung in Constituirung oder allgemeiner Gesetzgebung des Landes vereinigt worden wäre. Denn dieß war der Charakter der Zeit, daß die einzelnen Landesfürsten erst jetzt die gesetzgebende Gewalt zu einem Recht der Landeshoheit machten, während früher nur kaiserliche Statuten allgemeine Geltung hatten. Dieß geschah nun entweder so, daß man die Autonomie der Städte unterdrückte und nur einzelne Privilegien anerkannte, oder daß man die Landschaft durch Recht und Verfassung zu irgend einer constituirenden Gewalt erhob. Das Recht der Repräsentation bildete sich nicht theoretisch, sondern auf dem empirischen Wege, daß die einzelnen Städte oder deren Abgeordnete sich mit den Fürsten und mit den Hoheitsrechten verglichen. Zu einem späteren Bündniß, welches Eberhard mit seinem Vetter wegen der Landeseinheit abschloß, wurden auch der Ritterstand und die Prälaten des Landes gezogen, und die Stände erklärten, daß Alles mit ihrem Wissen und Willen geschehen sey. Die nachfolgenden Aenderungen der ständischen Vertretung brachte Eberhard an, um die Stände des Volks möglichst gleichmäßig zu berechtigen und an das gemeinschaftliche Interesse zu fesseln. Auf dem Münsinger Landtag von 1482 traten zum ersten Mal die gesammten Stände Würtembergs zusammen. Von hier an datirt sich die Einheit des Landes und der Regierungsgewalt. Auch die Grafschaft Mömpelgard jenseits des Rheins wurde in den Münsinger Einigungsvertrag aufgenommen. Graf Eberhard regierte jetzt allein. Hauptsächlich der Zwist mit seinem Vetter und die Sorge für das künftige Wohl des Landes veranlaßten ihn, auf die stärksten Sicherheitsmaßregeln bedacht zu seyn. Der Eßlinger Vertrag von 1492 machte die Untheilbarkeit des Landes unumstößlich.

Einem ständischen Regimentsrathe übertrug er die eigentliche Regierung des Landes, wenn sein Vetter ihm nachfolgen sollte. Immer entschiedener legte er die öffentlichen Angelegenheiten in die Hand des Volkes und noch größere Rechte wollte er der Landschaft in einer Verfassung ertheilen, die nur Entwurf blieb. Kurz nach der Wahl des römischen Königs Maximilian I. ward Eberharden von diesem auf dem berühmten Reichstage zu Worms 1495 die herzogliche Würde angeboten und verliehen. Würtemberg sollte zugleich zu einem Reichslehen erhoben und dadurch nach dem Kaiserrechte die Untheilbarkeit des Landes unwiderruflich seyn, verlangte der Kaiser. Eberhard fürchtete die Absicht Oestreichs, bei dem möglichen Aussterben des Hauses Würtemberg das Land an einen Zweig der habsburgischen Familie zu bringen. Deshalb forderte er, daß in solchem Falle das Herzogthum ein eröffnetes Lehen würde und beim Reiche verbliebe, das Land solle vom Kaiser nach alten Rechten regiert werden, oder in dessen Abwesenheit ein Regimentsrath aus den drei Ständen das Regiment führen. Unter diesen Bedingungen nahm er die herzogliche Würde an. So strebte dieser Fürst, Würtembergs Gesetze und Freiheiten bis zu einer Unabhängigkeit, die nur den Kaiser über sich hatte, ja auch dessen Rechte beschränkte, zu wahren. Da verließ Eberhard kurze Zeit darauf sein neues Herzogthum und starb am Anfange des Jahres 1496.

Dieß sind die Anfänge der würtembergischen Verfassung. Das neue Herzogthum Würtemberg und Teck ersetzte gewissermaßen das untergegangene Herzogthum Schwaben. Auch sonst hob Eberhard sein Land auf jede Weise. Er verbreitete Bildung, stiftete Schulen, zog Gelehrte in seinen Rath und an seine Stiftungen, restaurirte die Klöster und erhob sie von Schlupfwinkeln der Unsittlichkeit zu Pflegerinnen der Cultur, Religion und Wissenschaft. Fast die ganze Bildung seiner Zeit wurde auch in dem kleinen Ländchen repräsentirt.

Im Jahre 1477 ward die hohe Schule zu Tübingen begründet und mit den Gütern der geistlichen Stifter vereinigt. Die maximilianische Zeit, Churfürst Friederich der Weise im Norden, Herzog Eberhard im Süden und der Kaiser selbst, arbeiteten schon der Reformation vor. Allein derselbe volksfreundliche Mann, der den Grund zu dieser Verfassung legte, gab die Willkühr, welche er seinen Nachfolgern entriß, ohne Zweifel in die Hände des Volkes oder bevorrechteter Klassen desselben, wenn schon Würtemberg dadurch unter den Stürmen der nächsten Periode erhalten worden ist.

Schon der nächste Herzog, seines ihm von Eberhard beigegebenen Regimentsrathes überdrüssig, hielt die Verträge nicht; der Regimentsrath riß die Regierung an sich, Kaiser Max unterstützte die Landschaft und der Herzog ward gezwungen, zu Gunsten seines unmündigen Vetters Ulrich zu resigniren. Der Regimentsrath hatte die Zügel wieder in den Händen und da Eberhard im Bart angeordnet hatte, daß derselbe sich immer wieder selbst ergänzen sollte, so kam die Herrschaft des Landes wie in Freistädten und Republiken an eine oligarchische Familien-Aristokratie. Endlich trat Ulrich, früher als Eberhard festgesetzt hatte, mit Genehmigung des Kaisers die Regierung an. Bald begann die Periode dieses leidenschaftlichen, wilden und ungeregelten Fürsten. Das Land kam in Klage und Unwillen gegen ihn, und da die Rechte noch nicht in Schriften, sondern nur in Herkommen und Gewohnheit bestanden, so glaubte es Ulrich leicht, der Verfassung sich zu entledigen. Im Lande brachen Unruhen aus, der Aufruhr der Bauern bedrohte, und Ulrich sah sich genöthigt, 1514 einen Landtag auszuschreiben, welcher zu Tübingen gehalten wurde und den berühmten Tübinger Vertrag oder die Wiederherstellung und Ergänzung der würtembergischen Verfassung schriftlich zu Stande brachte. Zunächst handelte es sich darum, eine allgemeine Bestimmung über

die Frage zu treffen: ob und wie fern der Landesfürst das Recht habe, Schatzungen auszuschreiben. Man verlangte, daß das Kammergut zur Bezahlung der aufgehäuften Schulden verwendet würde, und brachte eine Fülle von Beschwerden wegen Verletzung der bestehenden Landesordnung und Rechtspflege an. Auf diese und andere Forderungen wollte Ulrich nicht eingehen, Kaiser und Reich wurden um Vermittlung gebeten, bis man sich endlich über nachfolgende Hauptsätze gütlich vertrug. Ohne Wissen und Willen der Landschaft sollte das Land nicht versetzt noch die Ordnung verändert werden dürfen, Hauptkriege zur Landesrettung sollten die Herzöge nur mit Rath und Wissen, andere Kriege, so fern man Hülfe haben wollte, nur mit Wissen und Willen der Landschaft vornehmen. Jeder neue Landesherr ward verpflichtet, bei seinem Regierungsantritt sich mit Brief und Siegel zu verpflichten, die Freiheiten des Landes zu erhalten. Niemand soll in peinlichen Sachen ohne Urtheil und Recht gestraft werden, und jedem Unterthan die Freizügigkeit gestattet seyn. Hiedurch ward das alte verfassungsmäßige Recht der Stände bestätigt und ergänzt, wogegen sich die Landschaft zur Abzahlung der herzoglichen Schulden unter Verwaltung einer von Ulrich und den Ständen zugleich eingesetzten und bewachten Tilgungs-Commision verpflichtete. In einem nachfolgenden Abschied wurde die Freiheit der Personen und des Eigenthums von Neuem bestätigt. Auch der Bauernstand wurde, so fern er frei war, mit den Städten auf gleiche Weise und in gleichem Rechte vereinigt. Nur die Landschaft und die Prälaten nahmen an dieser Grundvertrags-Erneuerung Antheil, aber die Ritterschaft des Landes, ohne Neigung an den Leistungen Theil zu nehmen, schied von nun an gänzlich aus den ständischen Rechten, wodurch die würtembergische Verfassung für immer ihren eigenthümlichen, bürgerlich oligarchischen Charakter empfing. Durch

das Steuerbewilligungsrecht der Stände war der Landesfürst völlig und ohne Rettung an den Willen des Demos gekettet und es kam bei den nachfolgenden Zwistigkeiten auf die physische Macht der Herzöge oder auf die etwaige Vermittlung des immer mehr in Ohnmacht verfallenden deutschen Reiches an. Noch in späteren Zeiten handelte es sich darum, ob sich die Stände durch die um Ludwigsburg bivouakirenden Reisigen des Fürsten einschüchtern ließen oder nicht, und ob der Ausschuß Geld genug in Händen hatte, um seine Klagen am Wiener Hofe nachdrücklich zu unterstützen. Die Verwaltung der Schuldencasse und die Steuererhebung überhaupt war in die Hände der Stände gegeben. Der Herzog bestätigte nur die ernannten Einnehmer. Die Mißlichkeit dieser unbeschränkt demokratischen Einrichtung trat freilich erst in der nachfolgenden Geschichtsperiode hervor; allein bis zu Ende der Regierung Christophs bildete sich die Verfassung so weit, daß die oligarchische Herrschaft einiger patricischer Familien, des Schreiberstandes und des engeren landständischen Ausschusses nur das natürliche Ergebniß der einmal begründeten Institutionen war. Kaiser und Reich hatten diese Freiheiten bestätigt.

Die Regierung Herzog Christophs brachte in jeder Beziehung zur Ausführung, was Eberhard begonnen, und die kirchliche Reformation, welche er in Würtemberg durchsetzte, war eine Folge jener Aufklärung, welche die Stifter der Universität Tübingen im Lande vorbereitet hatten. Politische und kirchliche Freimüthigkeit unterstützten einander. Für die Ausbildung der Verfassung war Christoph so thätig, wie für das gesammte bürgerliche und geistige Wohl seiner Unterthanen. Wie sehr jedoch der Herzog von den beschränkenden Normen des Tübinger Vertrags eingeengt war, das sprach er wiederholt schriftlich gegen seine Räthe und gegen die Landschaft aus. In der schwierigsten Zeit politischer und

kirchlicher Verwirrungen unter Carl V. schreibt er: „Nun nimmt mir der tübingische Vertrag, der Landschaft und der Räthe Verstand auch, alle Mittel und Weg, wie ich die beschwerlichen Ausgaben könnte erschwingen; entgegen muß regiert, geschützt und geschirmt werden, alle Sachen steigen **ad summam** — alle andere Lande und Fürstenthümer bezahlen ihrem Herrn, was sie auf dem Reichstag verzehren, meine Landschaft mir nit 1 Ducenier; in andern Landen erhalten die Unterthanen zum Theil die Befestigungen; da nicht. Nun bedenke und erwäge man die Sachen, auch jetzige, gefährliche Läuf, wie mir täglich zu Muth ist, zu regieren; — daher ich kein ander Mittel und Weg weiß, dem **ad Caesarem**, daß er mich mit meiner Landschaft, des Tübinger Vertrags halber, entscheide und declarire. Soll mein Land ein Fürstenthum seyn, so gehört dazu, wie einen Fürsten mich zu halten." (S. Pfisters Herzog Christoph p. 533.) Schon durfte er in jener Zeit nicht mehr wagen, auf eine Modification der alten Verträge zu denken, und indem er die Landschaft und die Prälaten um Gottes Willen bat, sie möchten nur Vernunft haben, sicherte er ihnen wiederholt zu, daß der tübingische Vertrag in seiner Ehre bleibe und ihre Privilegien nicht angetastet werden sollten. Wenn ihn selbst Kaiser und Reich zur Erhebung einer Steuer berechtigt hätten, um nothwendige und außerordentliche Ausgaben zu decken, da wäre seine Landschaft gekommen, hätte „Nein" gesprochen und gesagt: „Es ist wider den Tübinger Vertrag!" Es scheint, ließ sich der Herzog mehrere Male aus, der Tübinger Vertrag wolle zu einem **Cotturno** gerathen; man mache nit aus diesem Vertrag einen **Cotturnum**. So ging es diesem Fürsten, welchen die würtembergischen Geschichtschreiber, die Abgeordneten der Jahre 1815 bis 19 und alle Verehrer würtembergischer Freiheit als ein Muster von Bürgerlichkeit gepriesen haben.

Wie es jedoch bei so demokratischen Anfängen immer zu geschehen pflegt, die erlangten Rechte kommen nur in die Hand einzelner Stände oder Familien. Hiezu trug in Würtemberg besonders die Bildung der ständischen Ausschüsse und das Schreibereihandwerk bei, weshalb auch die Existenz und die Rechte der alten Ausschüsse wie das Schreiber-Institut die beliebtesten und angefochtensten Probleme bei Errichtung der neuen Verfassung wurden. Schon unter Herzog Christoph bestanden zwei Ausschüsse, ein weiterer und ein engerer. Letzterer war beständig, hatte die Landes-Cassen und die fortwährende Controle der ausübenden Gewalt in seinen Händen, und in späterer Zeit, wo die Landtage selten zusammenberufen wurden, übte dieser engere Ausschuß die ganze Gewalt der Gesetzgebung und der Steuerbewilligung. Dieser kleine Ausschuß wurde zuerst aus den Prälaten und Landschafts-Abgeordneten erwählt, allein er erhielt durch die falsche Ausdeutung eines Landtagsabschied das Recht, sich jederzeit selbst zu ergänzen und aus der Landschaft ein neues Mitglied an die Stelle eines abgegangenen oder verstorbenen zu erwählen. Als der Herzog widersprach, befand sich die Bürger-Aristokratie schon in ihren Rechten, und die Landschaft selbst widersprach nicht. Der Einfluß dieses Ausschusses auf die Verwaltung vergrößerte sich dergestalt, daß nach und nach alle Stellen des weiteren Ausschusses und der Stände so wie die wichtigen Aemter der Verwaltung nach dem Willen dieser Ausschußfamilien vergeben werden mußten. Freilich hatte die Landschaft Rechte, für deren Erhaltung die repräsentirenden bürgerlichen Machthaber im eigenen Interesse Sorge trugen. Allein daß in dieser Form der Freiheit das eigentliche Interesse des Volkes geschützt war, wird jeder abläugnen, der einen Blick in die Geschichte solcher Aristokratien gethan hat. So waren in kurzer Zeit die ursprünglichen demokratischen Rechte in ein vollständiges Staats-Pa-

triciertum umgeschlagen, der Adel nahm keinen Theil und hielt nur an seinen Privilegien, das Volk wurde durch die Ausschüsse verdrängt und das Unheil einer Volksherrschaft, mit welcher der Tübinger Vertrag drohte, wurde auf eine freilich eben so leidige Art abgewehrt. Selbst die herzoglichen Stadtvögte, welche man früher zum Landtag berief, wurden später ausgeschieden. Gegen Fürstendespotie und gegen Bauernaufruhr schützte eine gesetzliche Macht, Prälaten und Landschaft einigten sich immer mehr und die Mächtigen der Erde schlossen einen unzertrennlichen Verband mit den Wächtern des Himmels. Daß der höchste Clerus des Landes zu solchem Ansehen gelangte, veranlaßte die Reformation, welche die Erhaltung der protestantischen Kirche der Hand des Fürsten und des höheren Clerus übergab.

Der Einfluß des ständischen Ausschusses stand in enger Verbindung mit dem Gewicht des Schreiber-Instituts in Würtemberg. Durch diese unstudirten Geschäftskundigen, die man in andern Gegenden einfach Notare nennen würde, wurden fast alle rechtlichen und öffentlichen Geschäfte in den Gemeinden und Gerichten verwaltet. Diese wohlfeile Laufbahn führte bis zu den höchsten Staatsämtern, in die Reihen der Stände und zuletzt in den Ausschuß. Nicht das Studium, nicht Talente beförderten, sondern eine geringe Erfahrung reichte hin, um einen wohl empfohlenen und bürgerlich aristokratischen Namen emporzuheben. Das Beamtenwesen des Landes wurde ein nothwendiges Bedürfniß guter Familien, um ihre Kinder in's Brod und zu Ehren zu bringen. Man wußte durch gesetzliche Anordnungen die Stellung der Schreiber und Beamten einflußreich und ergiebig zu machen, bis endlich das ganze Institut die größte Last des Volkes wurde. In diesem weit und künstlich ausgebreiteten Netze war der Herzog mit seinem Hofe und das Land mit seinen Bedürfnissen umgarnt. Eine ausgebildetere Amtshierarchie

als im alten Würtemberg hat es schwerlich jemals gegeben, und noch auf den heutigen Tag sind die Reste enger Familienverkettung hier mehr als anderwärts übergegangen.

Man fragt mit Recht: hatte denn der Tübinger Vertrag, hatte die Landschaft und der Ausschuß kein Gesetz über sich, außer das alte Recht und die würtembergische Freiheit? Stand das kleine Land unabhängig Kaiser und Reich gegenüber und urtheilten jene Volksvertreter der neueren Zeit richtig, wenn sie behaupteten: der deutsche Bund sey nicht befugt, in die Freiheiten Würtembergs einzugreifen und man könne ihn nur dann als rechtmäßige Gewalt betrachten, wenn er sich zur Aufrechthaltung der würtembergischen Freiheit in ihrer ganzen Ausdehnung verpflichte? Allein dieß ist ein Irrthum. Schon zur Zeit der alten deutschen Herzogthümer haben die Kaiser das Recht der allgemeinen Landesgesetzgebung und Verordnung behauptet und in späterer Zeit schrieben wenigstens die deutschen Reichskreise den einzelnen Landen, was sie an Mannschaft zu stellen oder sonst zu leisten hatten, vor, und wenn auch in der Wirklichkeit gegen mächtigere Länder selten ein Zwangsrecht ausgeübt werden konnte, so war doch von Rechtswegen die Verpflichtung anerkannt. Man wird überhaupt den ohnmächtigen und zerfallenen Zustand des älteren deutschen Reiches nicht zu einem Maßstab erheben wollen, um die Gränze der Autonomie oder der Abhängigkeit von dem gemeinsamen Vaterlande zu bestimmen.

In derselben Periode, welche die alte Verfassung vollendete, kam auch die Kirchenverbesserung in Würtemberg zu Stande — ein für das gemeinsame Vaterland noch viel wichtigerer Aufschwung als der politische. Seit der Reformation trat ein großer Theil des deutschen Südens in einen engen Verband mit dem ganzen Norden und wie die bürgerlichen Verhältnisse zwischen diesen beiden Theilen einen Unterschied begründet hatten, so stellte die geistige Verände-

rung eine große Gemeinschaft wieder her, die bei der nachfolgenden Versunkenheit des Reiches das wichtigste Moment im deutschen Staats- und Bürgerleben blieb. Würtemberg, der Ueberrest des alten mächtigen Schwabens, und das Centrum der im Süden emancipirten Stämme, trat auf die Seite des Corpus Evangelicorum, wodurch die Reformation auch in diesen Theilen Deutschlands überwog, und eine Kette der reformirten Welt vom Norden durch Südwestdeutschland bis an die Schweiz und zu den französischen Hugenotten entstand. Diese Bewegung ist in geistiger und bürgerlicher Hinsicht der Anfang der neueren Geschichte Deutschlands. Ueberhaupt wurde der Grund aller späteren Entwicklungen des Volkes in den Umwandlungen des 15ten und 16ten Jahrhunderts gelegt. Hier eröffnet sich ein Bürgerleben und tritt mit neuen und volksthümlichen Schöpfungen der Erbärmlichkeit damaliger deutscher Reichsgeschichte gegenüber. Noch vor dem politischen Scheintode der Nation bekundete sich eine neue bürgerliche und geistige Lebensthätigkeit, die in ihren zerstreuten Einzelnheiten ein großes Prinzip bürgerlicher und geistiger Freiheit ans Licht bringt. Dieß ist der Protestantismus in Kirche und Staat.

Um den Gang der Kirchenverbesserung in Süddeutschland zu verfolgen, müßte man eine Geschichte des 16ten Jahrhunderts schreiben. Hier ist das Phänomen nur in allgemeiner und politischer Bedeutung zu würdigen. Bekanntlich wurde auch der Protestantismus in Deutschland nur durch den Arm mächtiger Fürsten durchgesetzt. Der Anstoß zu so außerordentlichen Bewegungen pflegt aus der Tiefe des Volkes zu kommen, dagegen wird ein praktischer Aufschwung der Dinge nur von oben entweder durch Fürsten oder durch mächtige Stände bewerkstelligt. So ging die Entfesselung des Bürgerthums und die Freiheit der Städte aus den Privilegien der Hohenstaufen und Rudolphs von Habsburg und

die Verfassung Würtembergs aus dem Willen Eberhards im Bart hervor. Ohne die Theilnahme weltlicher Fürsten würde die neue kirchliche Aufregung, welche Luther durch seine wittenbergischen Theses erregt hatte und welche durch Zwingli, Calvin und den Egoismus Heinreich VIII. über einen großen Theil des nördlichen und westlichen Europa verbreitet wurde, ihren bürgerlichen Urhebern nur das Schicksal eines Huß und der Waldenser zugezogen haben. In England war es die Aristokratie und die Regierung der Königin Elisabeth, welche die anglicanische Kirche errichteten. Obschon von Religionsstreitigkeiten aufgeregt, war das Volk doch kaum reif für eine so große Revolution. Als ein Hauptmotiv erscheint der Widerwille des Fürsten und der Aristokratie gegen die Einmischung des Papstes in die inneren Angelegenheiten des Landes. Auf ähnliche Weise kam die Reformation in Deutschland zu Stande und mehr als anderswo mischten sich hier geistliche Angelegenheiten mit profanen. Zur Zeit Carls V. hatte die Hausmacht Oestreichs ein solches Uebergewicht über die Fürsten des deutschen Reiches und über Europa erhalten, daß jene, um nicht verschlungen zu werden, den ersten Anlaß benutzen mußten, mit Hülfe des Volkes ihr eigenes Interesse gegen die römisch-deutsche Kaiser-Politik zu wahren. Es war eine große Reaction des Nordens und Westens gegen den Süden Europa's. Drei Fürstenhäuser stellten sich gleich anfangs auf die Seite des Protestantismus, der Churfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen und der Herzog von Würtemberg. Seit Zerstörung der welfischen Macht in Norddeutschland konnten Sachsen und Hessen als die vornehmsten weltlichen Lande gelten; allein die rege Theilnahme Würtembergs an der Kirchenverbesserung läßt sich nicht durch die äußere Macht des Herzogthums, wohl aber durch die eigenthümliche Lage erklären, in welcher sich dasselbe damals befand. Die politischen Bewegungen hatten die Ge-

müther aufgeregt, und die Landschaft lag in heftigem Streit mit Herzog Ulrich dem Wilden. Die schwäbischen und fränkischen Reichsstädte hatten die Reformation mit offenen Armen ergriffen und auch die Würtemberger mußten in dieser Sache der Aufklärung eine Erweiterung ihrer politischen Selbstständigkeit erblicken, denn mehr als ein anderes Land war das Herzogthum bedroht, unter östreichische Oberherrschaft zu kommen. In den traurigen Zeiten nach Eberhards Tod kam Würtemberg in ein Lehnsverhältniß zum Hause Oestreich, was Eberhard durch die Clauseln seiner Herzogs-Urkunde für immer unmöglich zu machen gedacht. Als nun Ulrich vom schwäbischen Bunde und seinen eigenen Unterthanen verjagt wurde und sein Sohn Christoph noch ein ganz unmündiges Kind war, da glaubte Oestreich den rechten Zeitpunkt ergreifen zu müssen, um das Herzogthum als ein Afterlehen einzuziehen. Kurze Zeit wurde auch Besitz desselben genommen. Ein Prinz des Hauses führte das Regiment und des Landes Unabhängigkeit schien verloren. Ulrich selbst fand nur am Hofe seines lieben Vetters, des Landgrafen Philipps von Hessen, Schutz, und lebte an einer Hauptquelle der Reformation. Von den schwäbischen Städten aus zogen Priester durch's würtembergische Land und predigten aller Orten die neue Lehre, für welche Eberhards aufgeklärte Institutionen das Volk gar empfänglich gemacht hatten. Die Liebe zur Unabhängigkeit und zum angestammten Fürstenhaus, der Widerwille gegen Oestreich und die Furcht, von einem so mächtigen Herrscher noch mehr an alten Rechten beeinträchtigt zu werden, als es je ein Herr von Würtemberg wagen durfte, begünstigten Ulrich. Der Protestantismus breitete sich im Lande aus, mit dem lutherischen Katechismus in der Rechten zog Herzog Ulrich zu gelegener Stunde wieder in Stuttgart ein und behauptete sich trotz fortwährender Streitigkeiten mit Ständen, Kaiser und Reich durch Hülfe seines

guten Glaubens bis an ſein ſeliges Ende. Kaiſer Ferdinand war nicht geneigt, ſeine Anſprüche an das Herzogthum aufzugeben und Herzog Chriſtoph trat ſeine Regierung ohne Anerkennung des Kaiſers an. Da gab es nur ein Mittel, ſich im Beſitz des Landes zu erhalten: man mußte das Intereſſe des Volkes ganz und gar zu dem ſeinigen machen, wozu auch Chriſtophs erleuchteter Sinn ganz geſchickt war. Er begann damit, die Rechte ſeiner Unterthanen in vollſter Ausdehnung anzuerkennen und ein gutes und volksthümliches Regiment zu verſprechen. Während noch öſtreichiſche Beſatzung im Lande war, kam er nach Stuttgart und ließ ſich in's Geheim von den wichtigſten Städten des Landes huldigen. Allein dieſe politiſche Klugheit war nicht hinreichend; mit lebhaftem Intereſſe ergriff er das Werk der Reformation und nicht aus Verzweiflung, wie ſein Vater, ſondern mit enthuſiaſtiſchem Eifer machte er die Sätze der lutheriſchen Kirche zum anerkannten Glaubensbekenntniß ſeiner Unterthanen und auch auf ſeinen Antrieb entſtand ein Bündniß der proteſtantiſchen Fürſten zur Regulirung der Kirche und zum Schutz gegen die kaiſerliche Macht. Es iſt unbeſchreiblich intereſſant, die Fürſten jener Zeit ſich unter einander und mit ihren Räthen, Prälaten, Superintendenten und Doctoren der Theologie über die ſublimſten Schwierigkeiten der Lehre von der Transſubſtantation, über Kirchenzucht und die Abweichungen der Lutheraner, Zwinglianer und Calviniſten berathen zu ſehen. Bald ſchickten ſie gelehrte Leute zu dogmatiſchen Unterredungen, bald kamen ſie ſelbſt zuſammen, um einen ausgebrochenen Zwiſt beizulegen und zu erhärten, was als gottſeliger Glaube der proteſtantiſchen Kirche gelehrt werden ſolle. Im Einzelnen betrachtet erſcheint dieß Treiben jener Zeit faſt komiſch, aber in Rückſicht auf die Folgen, und auf die geiſtige und ſittliche Energie gehört die Entſtehung des Proteſtantismus und das ſechszehnte Jahrhundert

zu den wunderbarſten Erſcheinungen der Geſchichte. Beſonders verbanden ſich Heſſen, Würtemberg und Churpfalz zu einem Schutz- und Trutz-Bündniß gegen die Katholiſchen, während Churfürſt Moritz von Sachſen durch einen klugen Schlag das Intereſſe der augsburgiſchen Confeſſions-Verwandten für längere Zeit ſicher ſtellte. Dadurch gelang es auch Chriſtoph, ſeinen Streit mit dem Hauſe Oeſtreich vortheilhaft abzuſchließen. Gegen geringe Geldentſchädigung wurde in dem Vertrage zu Heidenheim v. J. 1553 der Beſitz des Herzogthums für Chriſtoph und ſeine Nachkommen anerkannt, doch die Afterlehenſchaft Oeſtreichs mit etwas gemilderten Beſtimmungen beibehalten. Seit Maximilian I. Zeiten ſuchte Oeſtreich dieß Reichslehen auf ſein Haus überzutragen. Auch jetzt gab Ferdinand ſeine Anſprüche nicht auf; allein der Anſtand, daß die Churfürſten nicht einwilligten, verblieb, auch trat jetzt die entſchiedene Weigerung der Landſchaft hinzu, ſo daß trotz des Vertrages zwiſchen Ferdinand und Chriſtoph die alte Verwahrung Eberhards nach Reichsrechten als gültig betrachtet werden muß. Mit dieſem Acte war der Plan Oeſtreichs, den deutſchen Weſten unter ſeine Herrſchaft zu bringen, vernichtet. Die politiſche Freiheit und der Proteſtantismus ſetzten dem Ehrgeiz Oeſtreichs Gränzen und in den trüben Zeiten der ſpäteren Reichsgeſchichte erhielt ſich in dieſen Theilen Deutſchlands, vornehmlich durch das Anſehen Würtembergs, der Proteſtantismus und die Verbindung mit dem deutſchen Norden.

Das ehemalige Schwaben war freilich in zwei Haupttheile zerſpalten. In dem einen bildete das Herzogthum Würtemberg, in dem andern der größte Theil der vorderöſtreichiſchen Lande den Kern. Letztere wurden nicht einmal zum ſchwäbiſchen Kreiſe gerechnet. Oeſtreichs Beſitzungen in Schwaben, im Elſaß und Vorarlberg waren als ein beſonderer Theil des öſtreichiſchen Kreiſes, einer eigenen Regierung untergeord-

net, welche zu Rotenburg am Neckar ihren Sitz hatte. Das übrige Schwaben war in eine Anzahl fürstlicher und gräflicher Herrschaften und freier Reichsstädte zerstückelt. In der Zeit des Faustrechtes und zwar unter Kaiser Friedrich III. vereinigten sich die schwäbischen Fürsten und Städte im Jahre 1488 zum schwäbischen Bund, Ordnung und Recht in diesen Gegenden zu erhalten. Auf diese Vorgänge stützten sich die nachherigen Landfriedens- und Gerichts-Anstalten des Reichs. Zuerst stellte Maximilian auf dem Reichstage zu Worms den Landfrieden wieder her, und gab zur Befestigung des Kammergerichts und des öffentlichen Friedens eine Regiments-Ordnung, bei welcher Gelegenheit sämmtliche Fürsten und Städte durch Theilnahme bei den Reichsgerichten an das Interesse einer neuen Ordnung gekettet wurden. Neben den kaiserlichen Erblanden, Oestreich und Burgund, und den sechs Churfürstenthümern des Reichs ward Deutschland in sechs Kreise abgetheilt: Franken, Baiern, Schwaben, Oberrhein, Niederrhein und Sachsen. Der große Bauernaufstand am Anfang der Reformation wurde durch die Städte und Fürsten erdrückt, und während selbst die Bürger in mehreren Fürstenländern, besonders in Würtemberg, mit Privilegien und Freiheiten ausgestattet waren, blieb der Bauer ganz und gar von dem Druck der Feudalrechte darnieder gehalten, und selbst die Städter waren nicht geneigt, ihren bäuerlichen Hintersassen bürgerliche Rechte oder politische Freiheiten zu gewähren. Noch seufzte der Bauer unter der Last der Leibeigenschaft, und selbst in Würtemberg konnte der Tübinger Vertrag die Leibeigenschaft nur dadurch verdrängen, daß jedem Würtemberger das Recht der Freizügigkeit zugesichert und damit die Leibeigenschaft de facto für derjenigen als aufgehoben erklärt wurde, welcher den Willen kund gab, daß er das Land verlassen wolle. So hat sich geschichtlich in Würtemberg die Auswanderungslust heimisch gemacht. Nach

und nach wurde durch die Kreisverwaltung und durch die Reichsgeſetze auch in Schwaben die Ordnung hergeſtellt. Unter den kirchlichen Intereſſen und den Zerwürfniſſen des Reiches verlor ſich die politiſche Energie und in Städten und Staaten wandeln ſich während der allgemeinen Zerrüttung des Reiches die Freiheiten mehr und mehr in Vorrechte des Adels, der Patrizier oder einer oligarchiſchen Bürgerregierung um. Wo die Demokratie am ungezügeltſten waltete, da war der Druck oft am ärgſten, z. B. in Rotweil, und in der ſehr demokratiſchen Stadt Reutlingen herrſchte nicht der Geiſt, ſondern das Leder. Dazu zeichneten ſich die Reichsbürger in ihren Kämpfen gegen Fürſten und Ritter durch eine kannibaliſche Grauſamkeit aus. Eine der größten und vernünftigſten Reichsſtädte war Ulm. Im Ganzen zählte man in Schwaben allein mehrere dreißig reichsſtädtiſche Gebiete, welche bei der Auflöſung des deutſchen Reiches größtentheils unwillig einen gerechten Tod erlitten. Denn ihr Beruf war erfüllt, die Macht des Adels zu brechen und den Grund neuerer Staatsbürgerlichkeit zu legen. In den ohnmächtigen Zeiten des Reichs fiel auch das Anſehen dieſer Städte bis auf wenige Ausnahmen zuſammen, und die auf unbedeutende bürgerliche Reibungen hinausgekommene Freiheit hielt zwar noch manches geiſtige Element am Leben, führte aber den viel hundertjährigen Beweis, wie wenig ſo ungemeſſene Autonomie, ſo demokratiſches Bürgerrecht und ſo enges Kleinleben im Stande ſind, die Größe eines deutſchen Nationalſtaates und unſeres Volkes zu begründen. Am meiſten hatte die Vielherrſchaft in Schwaben, Franken und am Rheine auf die Bildung der Stämme Einfluß. Während in dem breiteren monarchiſchen Norden die großen Anregungen des Geiſtes, der Wiſſenſchaft und der neueren Geſchichte ſich mit flugartiger Schnelligkeit verbreiteten, vermochte in jenen Provinzen nicht einmal der Proteſtantismus durchzudringen,

und das Beſitzthum Oeſtreichs in Schwaben und am Rheine hemmte mit ſeinen kirchenfürſtlichen Alliirten die Macht des Geiſtes, den die Reformation bis an die Schweizergränzen durchſetzen wollte. Dieſe Lande gehörten fortan, trotz ihres weltlichen, reformirten und außeröſtreichiſchen Charakters, zu den gemiſchten Stämmen, und es blieb in dieſer Zerſplitterung für die Bildung jener Gegenden kein mehr charakteriſirender Zug übrig, als der entſchiedenere Widerſpruchsgeiſt und die Anhänglichkeit zu politiſcher Autonomie, welche das 15te und 16te Jahrhundert zurückgelaſſen hat. Darin liegt die Bedeutung dieſer Stämme im deutſchen Nationalleben; allein es iſt zugleich der Wurm, den jede Volksperſönlichkeit ſo gut wie jeder Menſch hat. Daß die Reformation nicht durchdringen konnte, war nach dem Fall der Hohenſtaufen das zweite Unglück für Schwaben. Der würtembergiſche Proteſtantismus nahm wie zum Gegenſatz katholiſcher Heiterkeit den Geiſt der Intoleranz und ein finſteres orthodoxes Gewand an. Die Reichsſtädte wahrten ihren Reichthum, die öſtreichiſchen Vorderlande wurden begünſtigt, Oberſchwaben lebte in einem glücklichen und unbefangenen Daſeyn, während die würtembergiſche Landſchaft ſich in den kleinen und unergiebigen Zwiſtigkeiten mit ihren Fürſten verzehrte. Doch blieb der Proteſtantismus und die Univerſität Tübingen fortan der Stützpunkt der Cultur in dieſem Lande, und ein wichtiges Erbſtück trat in die neue Zeit hinüber, nämlich der zu politiſcher Selbſtſtändigkeit erweckte Charakter des Volkes.

So finden wir den Stand der Dinge in Würtemberg und Schwaben, als das deutſche Reich zerfiel. Die Revolution nahm Deutſchland das linke Rheinufer und veränderte von Grund aus die Zuſtände auf dem rechten. Es begann das Zeitalter der Säculariſirung und der Mediatiſirung. Die größeren Reichsfürſten benutzten dieſe Zeit und die drei Lande

Baiern, Würtemberg und Baden heben sich auf den Stand bedeutender und souverainer Staaten. Von jetzt an ging Schwaben in die beiden grosgewordenen Staaten Würtemberg und Baden auf. In Würtemberg regierte damals ein Mann, welcher die Zeit verstand, und indem er sein Land nach aussen vergrösserte und selbstständiger machte, die Gelegenheit ergriff, die dem Fürsten so überlästige altwürtembergische Verfassung zu vernichten. Dieß that Friedrich, der erste König von Würtemberg, als Rheinbundsfürst und mit Hülfe des Kaisers Napoleon, — ein Mann von erlauchter Natur und der selbst den erforderlichen Muth besaß, den Haß seiner Unterthanen zu erdulden.

Doch Schwaben war so todesmatt, daß es eines geringeren Sturmes bedurft hätte, den alten Zustand zu begraben. Im dreißigjährigen Kriege, in den Kämpfen zwischen Oestreich und Frankreich, während der Invasion der Revolutionsheere, lag das zerstückte Land jammervoll darnieder, und selbst vorzügliche Männer, welche bei geringer Unterstützung das Reich zu schützen die Fähigkeit hatten, sahen sich durch die verfassungsmäßige Trägheit der deutschen Stände in allen Unternehmungen gehemmt. Eugen von Savoyen schrieb darüber am Anfang des vorigen Jahrhunderts die denkwürtigen Worte: „Das ist die leidige Folge, wenn bei grosen und wichtigen Geschäften so viele Köpfe berechtigt sind zu sprechen, die für gemeinsame Sache kein Gefühl, mithin auch keinen Geist für Zusammenwirkung haben.“ (Hinterlassene politische Schriften I. Abth. S. 163). Nur auf dem Wege vernünftiger Verfassungsformen kann dem Volke oder Corporationen die Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten der Nation gedeihen. Allein wo war die Vernunft in der damaligen Verfassung der deutschen Kreise? Die Geschichte Schwabens verlor sich so sehr in unscheinbare Particularitäten, daß der Prälat Pfister, ihr Geschichtschreiber, den Muth verlor,

ſein umfaſſendes Werk über die Zeit der Bauernkriege und der Reformation hinauszuführen. Selbſt das gröſsere Würtemberg hatte im Drang der Zeit, bei inneren Zerwürfniſſen und ſchlechten Regenten ſein voriges Anſehen verloren. Es lag ein drückender Aether über dem Volke, und man ſah dem Bauer am Pfluge die Niedergeſchlagenheit ſeines Landes an. Deſto tiefer glimmte im Herzen des Volks das Feuer, und eine von alten Erinnerungen geſtählte Energie wuchs in ihnen fort, wie auſserdem nur bei den Heſſen. Zu dieſem Unheil kam noch die Verarmung der Reichsſtädte, deren Handel durch Hemmung des Verkehrs und durch die fortwährenden Kriege von ſeiner ehemaligen Gröſse herabgeſunken war. Beſonders Augsburg, Ulm, Heilbronn und die Binnenſtädte ſanken von ſelbſt den gröſseren Staatsverbindungen Süddeutſchlands in die Arme. Nur am See blieb ein lebhafterer Commerz, beſonders mit der Schweiz. Selbſt in den Kriegszeiten erfreuten ſich Städte, wie Lindau, Ravensburg, Ueberlingen, einer günſtigen Lage. In freien Städten und in Fürſtenländern fühlte man ſich im Allgemeinen von den Zuſtänden bedrückt, auch wenn nicht der deſpotiſche Charakter einzelner Fürſten die Gemüther gelähmt hätte. Es iſt eine Thatſache, daſs am Ende des vorigen und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts der Genius aus Schwaben wanderte und im Ausland ein Aſyl ſuchte. In ſolcher Lage löste ſich das deutſche Reich auf. Würtemberg, Baden und Baiern vergröſserten ſich auf Koſten der ſäculariſirten oder mediatiſirten Herrſchaften. Oeſtreich muſste ſeine ſämmtlichen vorderöſtreichiſchen Lande abtreten, und neben den drei groſsen Staaten konnten ſich nur die beiden Hohenzollern aufrecht erhalten. Das Herzogthum Würtemberg wurde jetzt zu einem ſouverainen Königreich erhoben und trat bald darauf in den rheiniſchen Bund. Dagegen forderte Napoleon kräftige Unterſtützung bei ſeinen deutſchen und auſserdeutſchen Unterneh-

mungen. Die Würtemberger fochten unter franzöſiſcher Anführung gegen ihre deutſchen Brüder, dieß lag freilich in der Zeit, und Würtemberg theilte dieß Schickſal mit den ſämmtlichen kleineren Staaten. Allein der Kaiſer und die Zeit verlangten Thatkraft, energiſche Leiſtungen und feſtes autokratiſches Regiment. Wen hätte man in dieſer Rückſicht dem König Friedrich vorziehen können, der aus eigener Neigung ſelbſt mehr that, als verlangt wurde. Allein dieſer Fürſt willfahrte doch nicht jeder Zumuthung; er ſendete keine Truppen nach Spanien und lehnte eine angebotene weſtphäliſche Krone beſcheidentlich ab. Im alten und neuen Würtemberg wurde inzwiſchen von der Regierung nach freier Willkühr organiſirt, die alten Stände oder Ausſchüſſe wurden nicht mehr beläſtigt, ſich der Mitwirkung ſo ſchwieriger Regentſchaft zu unterziehen, und neben wahrhaft heilſamen Verfügungen kam auch viel unnütze Quälerei über das Land. Der neue Adel, dem Baiern ſogleich beſtimmte Rechte ſicherte, ward in Würtemberg an den Hof gezwungen. Tief wühlte der Groll im Herzen der Unterthanen, bis Napoleons Herrſchaft zertrümmert wurde. Da erhob ſich der deutſche Enthuſiasmus, und der Würtemberger durfte nur erſt von den idealen Hoffnungen der Zeit enttäuſcht worden ſeyn, um mit deſto größerer Schärfe die Wiederherſtellung der alten Verfaſſung zu fordern.

Auf dem deutſchen Congreſſe zu Wien hatte Friedrich ſchwierigen Stand. Er war als ein treuer Anhänger Napoleons bekannt, und ſein Land war ziemlich ſpät zu der Allianz gegen Frankreich getreten; vorzüglich lag das Intereſſe Oeſtreichs und Baierns mit Würtemberg im Conflict. Oeſtreich hätte zu gern ſeine alten Beſitzungen in Schwaben zurückgefordert, ja ganz Südweſtdeutſchland unter ſeine Herrſchaft gebracht, wenn die Verhältniſſe günſtiger geweſen wären. Seit alter Zeit hatte ſich das Kaiſerhaus Anſprüche auf das

Herzogthum Würtemberg bewahrt. Die Herzöge fühlten sich verletzt, ihr Land als ein Afterlehen von Oestreich betrachten zu müssen, und obwohl die Churfürsten im Reich und die Stände der Landschaft dieß Verhältniß nie anerkannten, zahlte doch Herzog Friedrich i. J. 1599 dem Wiener Hofe vier Tonnen Goldes, um das Lehnsverhältniß abzulösen. Statt desselben wurde ein Vertag der Anwartschaft Oestreichs auf das Herzogthum für den Fall des Aussterbens der männlichen Linie erneuert. Unter Herzog Carl kam die Anwartschaft Oestreichs wieder in Erinnerung und wie leicht hätte der Wiener Hof wegen der französischen Politik König Friedrichs mehr als bloß anwartschaftliche Ansprüche auf Würtemberg geltend machen können. Die Halsstarrigkeit des Königs, in die Plane und in die Form der Wiener Verhandlungen einzugehen, erregte böses Blut bei den alliirten Mächten. Allein der Status quo des Besitzes wurde gerettet, ja die Entschiedenheit des Münchner Cabinets wie des mannhaften Königs von Würtemberg brachten günstigere Bestimmungen für die deutschen Fürsten in die neue Bundesacte. Schlimmer war die Stellung des Königs zu seinem eigenen Lande. Schon drohte der Widerspruch im Innern, und die Stände der alten Landschaft sendeten wie alle Welt ihre Gesandtschaft nach Wien, wo der Präsident des Congresses alle Ansprüche balancirte und den widerspenstigen Fürsten Deutschlands den Hemmschuh alter Volksrechte, die allgemeinen Bestimmungen zu Gunsten der Mediatisirten und den 13ten Paragraph der Bundesacte entgegensetzte. So trat Würtemberg äußerlich unangetastet als einer der größeren Staaten in den deutschen Bund, das alte Schwaben war in diesem Kernland auferstanden; doch im Innern war Stoff zu jeder möglichen Entzweiung durch alte und neue Unbill zusammengehäuft.

Unwillig über die Congreßverhandlungen war Friedrich

noch vor Ende des Jahres 1815 von Wien abgereist, um den Verhältnissen zuvorzukommen. Er wollte sein Volk versöhnen, versammelte seinen Staatsrath und Ministerium und verkündete, daß er gesonnen sey, seinen Unterthanen die ihnen bestimmte Wohlthat einer den Rechten der Einzelnen und den Bedürfnissen des Staats angemessenen, auf ständischer Vertretung begründeten Verfassung nicht länger vorzuenthalten und jetzt einen schon längst zur Reife gekommenen Entschluß auszuführen. Nach einem vom König selbst entworfenen Plan wurden die Vertreter des Landes, Alt- und Neuwürtembergs, zusammen berufen, mit welchem Acte der berühmte württembergische Verfassungsstreit begann. Dieß ist der erste Moment in der Entwicklung der politischen Zustände Würtembergs, welcher den gegenwärtigen Stand der Dinge begründet hat.

Liest man die Parteiberichte jener Zeit, so kommt man anfangs in die arge Verlegenheit, gar nicht zu wissen, auf welcher Seite das Recht sey. Alte Privilegien und neue Verhältnisse nicht bloß Würtembergs, sondern der deutschen Nation — welche Collisionen mußten hier entstehen! Pflicht und Vernunft lagen im Streite. König Friedrich hatte bei seinem Regierungsantritt die Aufrechthaltung des alten Rechts versprochen und nachmals, wenn auch in drängenden Zeitumständen, die Verfassung aufgehoben. Jetzt war die Noth und der Zwang vorüber, der König erklärte selbst seinen Willen, das Volk wieder auf verfassungsmäßige Weise zu regieren und wollte einen neuen Vertrag mit den Vertretern des Landes aufrichten. Die alte Verfassung mochte er auf keinen Fall wiederherstellen, und hatte dazu, abgesehen von seinem politischen Charakter und von seinem Widerwillen gegen Personen, in den Verhältnissen der vom Bunde anerkannten Souverainität und in der Vereinigung Neuwürtembergs mit dem Erbland hinreichenden Grund. Dagegen hatten die

Altwürtemberger von dem autokratiſchen Sinn des Königs nur ſpärliche Freiheiten zu hoffen, und jedenfalls den Verluſt ihrer durch Herkommen begründeten ausgedehnten alten Rechte zu fürchten. Wurde nur zum Schein eine vertragsmäßige Verfaſſung zwiſchen Volk und Regierung erneuert, ſo war bei der geringſten Einbuße vom alten Rechte ein im Volksbewußtſeyn begründetes Herkommen gegen den noch dazu unſicheren Beſitz neuer Rechtsform geopfert. Man konnte den König an ſein Fürſtenwort erinnern, man konnte den Neuwürtembergern die Theilnahme an der erbländiſchen Freiheit gewähren, man konnte ſich dazu verſtehen, in Folge des Bundesgeſetzes auch dem hohen Adel des Landes eine Stellung in der auf altem Rechte ruhenden Landesgrundverfaſſung einzuräumen. Wirklich noch ehe der Landtag begann, wendete man ſich mit Vorſtellungen an den Wiener Congreß, die Mediatiſirten vereinigten ihre Klagen mit denen des Volks und ſelbſt der Landadel reihte ſich unter die Unzufriedenen. Der König eröffnete die Ständeverſammlung mit Uebergabe einer neuen Conſtitution. Sämmtliche Deputirte, welche der König nach ſeinem octroyirten Wahlgeſetz einberufen hatte, lehnten die dargebotene Verfaſſungsurkunde ab und der Adel ſtellte ſich in die erſten Reihen der Oppoſition. Es gab nur ein Schiboleth: „das gute alte Recht!“ welches ſich gefallen laſſen mußte, auch die unſtatthafteſten Anſprüche der Ariſtokratie, als zu ſeinem Inhalt gehörig, gerechnet zu ſehen. Die Geſinnung des Landes war nicht mehr zu verkennen und der König erfuhr zum erſten Male, daß er das Vertrauen ſeiner Unterthanen verloren habe. Wie von dieſer Mißſtimmung des Volkes, ſo wurde der König erſt jetzt von den Beſchwerden unterrichtet, welche ohne ſein Wiſſen von ſeinen Günſtlingen veranlaßt worden waren. Die ganze durch Jahrhunderte ausgebildete Hartnäckigkeit des würtembergiſchen Charakters trat dem nicht minder ſtarren Sinne des Fürſten ge-

genüber. Mit dem Rechte mischten ſich Vorurtheile, mit den Vorurtheilen Leidenſchaften, ja bis zur Lächerlichkeit ſtieg bei der Mehrzahl der ſtändiſchen Oppoſition die dauernde Schroffheit, mit welcher man ſeine rechtskräftige Stellung der Krone gegenüber behauptete. Wo, fragt man, gab es denn in den jetzigen Zeitverhältniſſen einen Garanten für die Prätenſionen der Altwürtemberger? Der Wiener Congreß dachte gewiß nicht an das Wiederaufleben des Tübinger Vertrags, als er den 13ten Paragraph bewilligte, und ſelbſt in der durch Baiern beſeitigten Abfaſſung deſſelben war die Errichtung neuer Verfaſſungen in den kleineren deutſchen Staaten der Liberalität ihrer Fürſten anheim gegeben. Soll man ſich nicht wundern, daß die großen Mächte in und außer dem Bund ſelbſt nach dem zweiten Pariſer Frieden dem Verfaſſungskampfe in Würtemberg, welchem ganz Deutſchland mit Verwunderung zuſah, gewähren ließen? An die Oppoſition des würtembergiſchen Adels ſchloßen ſich ähnliche, in Reihe und Glied auftretende Forderungen der neuen Ariſtokratie in Baden und Heſſen; kurz, man duldete eine Aufregung, welche erſt die preußiſche Regierung durch das bekannte Coblenzer Edikt unterdrückte, und die man in ihren Nachwehen einige Jahre ſpäter Noth genug hatte zu zügeln. Die würtembergiſchen Stände forderten als Grundlage aller weiteren Verhandlungen die Anerkennung des alten Rechts. Der König hätte ſich zu manchen Verwilligungen bequemt und bot den bergehoch aufgelaufenen Beſchwerden gerechte Abhülfe, allein die alte Verfaſſung war ihm eben ſo ſehr durch ihre inneren Mißbräuche, als durch die Perſonen, welche dadurch wieder zu Anſehen gelangen mußten, verhaßt. Der König hatte Außerordentliches für Würtemberg gethan, ſein Reich faſt um das Doppelte vergrößert, die Organiſation des alten und des neuen Landes begonnen und, wofür ihm ein Freund vernünftiger Freiheit den größten Dank ſchuldete,

mit der Vernichtung der verfaſſungsmäßigen Oligarchie den Grund einer wahrhaft bürgerlichen, freien und ſtaatsklugen Ordnung im Lande gelegt. Dieß iſt das Recht auf der Seite des Königs. Wie übel war jedoch ebenfalls die Lage der alten Landſchaft, welche Unſicherheit kam über die gewohnten Rechtszuſtände, wenn man ohne vertragsmäßige Uebereinſtimmung von dem Boden des Tübinger Vertrags abging. Man braucht kein Verehrer des alten würtembergiſchen Rechts zu ſeyn, um die damalige Oppoſition in ihrer Nothwendigkeit zu begreifen. Es waren meiſt biedere Männer, welche mit Ausdauer dem königlichen Gnadengeſchenke auswichen. Langjährige Erfahrung hatte ſie von dem eigenwilligen Charakter ihres Landesherrn belehrt und nur mit Hülfe altwürtembergiſcher Bürgerfreiheit durfte man die Prätenſionen einer Ariſtokratie zurückzuweiſen hoffen, welche dem Lande aufgedrungen worden war. Man mußte Alles wagen, um nur etwas zu gewinnen, und der Erfolg hat gezeigt, daß dieſe Anſtrengung nicht vergeblich geweſen. Dieß iſt das Recht auf der Seite des Landes. Weder mündliche Beſprechung, noch Vertagung führte zum Ziel. Man wendete ſich ſogar an drei ehemaligen Garanten der altwürtembergiſchen Verfaſſung, an Preußen, Hannover und Dänemark. Unter den Ständen bildeten ſich mehrere Fraktionen. Um endlich nur von der Stelle zu kommen, erkannte die Regierung ſogar den Grundſatz der fortdauernden Gültigkeit des alten Staatsvertrags an und legte in vierzehn Sätzen den weſentlichen Inhalt der neu zu errichtenden Verfaſſung auseinander. Auf die freiſinnige Abfaſſung dieſer Artikel hatte ſchon der vom König in's Land berufene Freiherr von Wangenheim Einfluß. Dieſer Staatsmann war von jeher ein conſtitutioneller Doctrinär, welcher, ohne die Principien des franzöſiſchen Liberalismus zu theilen, auf ſchulmäßigem Wege ſich ein Syſtem politiſcher Proportionen erbaut hatte. Dieſes

Syſtem galt vielen als ein Muſter freiſinniger Staatsweisheit, obſchon es an zwei Grundgebrechen litt. Es gründete ſich auf wenige bloß aus der Erfahrung abgezogene Dogmen und war durch die Allgemeinheit ſeines Inhalts nicht geeignet, der Cultur, den Bedürfniſſen und der eigenthümlichen Volksindividualität genug zu thun. Die philoſophiſche Bildung der Zeit hatte ſichtbare Einwirkung auf die Anſichten des edlen Freiherrn gehabt, der unter ſeinen Collegen einer der Gebildetſten und Aufgeklärteſten war. Allein auch hier ſollte man erkennen, daß von den allgemeinſten Ideen kein praktiſcher Uebergang zur Wirklichkeit ſtattfindet. Dieß war aber die Richtung der neueren Philoſophie und des neueren Liberalismus. Beide konnten, ſelbſt wo ſie ihren abſtracten Charakter durch Rückſicht auf Erfahrung und Autoritäten milderten, den unpraktiſchen Urſprung nicht überwinden. Die Wangenheimiſch-Eſchenmayerſche Doctrin hat darin große Verwandtſchaft mit dem Syſteme der franzöſiſchen Doctrinärs, und iſt wie jene gleichweit von wiſſenſchaftlich tiefer Begründung als von gegenſtändlicher Anſchauungsweiſe und von unbefangener Denkart entfernt. Mit dieſem abgeſchloſſenen und dabei höchſt modernen Gedankenkreiſe trat Wangenheim, ein Ausländer, der gleichfalls ſchroffen, befangenen und noch dazu weit demokratiſcheren altwürtembergiſchen Majorität gegenüber. Seine Anſichten veröffentlichte er in ſtaatswiſſenſchaftlichen Monographien mit beſonderem Bezug auf Würtemberg. Obwohl heftig und oft den Widerſpruch herausfordernd erwarb er ſich, beſonders unter der Regierung des königlichen Nachfolgers, deſſen Vertrauen er in hohem Grade beſaß, wichtige Verdienſte um die Vermittlung der Gegenſätze und Streitigkeiten und um Begründung der neuen würtembergiſchen Verfaſſung.

Durch dieſe jüngeren Zugeſtändniſſe hatte ſich der Charakter der Oppoſition und die öffentliche Meinung um Vieles

verändert. Die Regierung gewann eine Partei für sich, deren Ansichten in dem wichtigen Organe, der allgemeinen Zeitung, vertreten wurden. Das Urtheil über die Dinge und Personen modificirte sich merklich, doch auch der Widerspruch trat um so leidenschaftlicher hervor. Der König war des Kampfes müde, der Wirrwar stieg, man wußte kaum, ob gar an eine Trennung von Alt- und Neu-Würtemberg zu denken sey, der König war vielleicht auf einen Gewaltschritt gefaßt, als ihn der Tod abrief und seinem Nachfolger die Beendigung des schwierigen Verfassungswerkes überließ. Fast wehmüthig wird man von dem harten und theilnahmlosen Betragen des Volkes gestimmt, wenn es in dem Moment, der sonst Alles versöhnt, selbst Freude über das endliche Ableben eines Fürsten kund gibt, von dem Napoleon die merkwürdigen Worte sagte: „Der König von Würtemberg ist ein sehr harter Mann, aber nicht weniger rechtlich und unter den Souverainen von Europa der geistvollste.“ Nur die Frage drängt sich hier unwiderstehlich auf, unter welchen Bedingungen ein Fürst sich den verfassungsmäßigen Verpflichtungen gegen sein Volk entziehen darf, ohne auch die Unterthanen aller Pietät und aller gesetzlichen Verpflichtung gegen ihren Landesherrn zu entheben.

Durch den Regierungsantritt des königlichen Nachfolgers beginnt für Würtemberg eine Periode wahrhafter Staatsreformation. Nur Wangenheim rettete seine einmal erlangte Popularität auch unter dem neuen Regimente und trat jetzt in das Ministerium. Das Land war erfreut über die Verbesserungen, über die Entfernung von Mißbräuchen und über die Publicität, welche von jetzt an den Regierungshandlungen gegeben wurde. Durch seine deutsche Gesinnung, durch sein Verdienst während des Befreiungskampfes, durch seinen Einfluß auf dem Wiener Congresse, wo er mit Ergebenheit an das Kaiserhaus, durch Nachgiebigkeit gegen all-

gemeine Wünſche, endlich durch ſeine Verbindung mit einer großen Macht des Nordens die Spannung, welche ſein Vater erregt hatte, wieder linderte, ferner durch ſeine volksthümliche Vermittlung während des bisherigen Verfaſſungskampfes, endlich durch ſeine Vermählung mit einer erlauchten Fürſtin, der berühmten Katharina, ergriff König Wilhelm das Staatsruder unter den glänzendſten Auſpicien. Allein die Stände zeigten ſehr bald ihre Beharrlichkeit, auch der Freigebigkeit nicht zuzugeſtehen, was man der Härte abgeſchlagen hatte. Die neue Regierung wollte die Verfaſſung auf vertragsmäßige Weiſe zu Stande bringen; allein auch ſie erkannte die Wiederherſtellung des alten Rechts als eine Unmöglichkeit und ſelbſt den Verſuch in Widerſpruch mit der übrigen neuen Ordnung in Deutſchland. Man ſprach noch mit großem Reſpect von dem Geiſte der alten Verfaſſung und des Tübinger Vertrages; allein man erklärte, daß nur durch eine zeitgemäße Erneuerung die Entwicklung wahrer bürgerlicher Freiheit zu hoffen ſey. Im freieſten Sinne unſerer bisherigen deutſchen Conſtitutionen war der neue Wangenheimiſche Entwurf abgefaßt; doch der Geiſt des Widerſpruchs regte ſich bei den Ständen auf's Neue, und beſonders die Partei der altwürtembergiſchen Ultras beſtand auf Wahrung der altconſtitutionellen Rechte. Man verlor wirklich alle Haltung, Folgerechtigkeit und Beachtung der allgemeinen deutſchen Zuſtände. Das ganze Land war in Parteien und Leidenſchaft auseinander geriſſen. Doch ſelbſt im Schoße der conſtituirenden Verſammlung gab es eine andere Partei, welche das alte Recht aufgeben und über eine zeitgemäße Verfaſſung unterhandeln wollte. Die letztere hatte die Idee neuerer Staatsformen des Auslandes vor Augen und bot der Regierung und deren Organe, dem Freiherrn von Wangenheim, freundlich die Hand. Einige ſuchten zu vermitteln und riethen, trotz ihrer Begeiſterung für Recht, Verfaſſung und

altwürtembergiſche Freiheit, zu vernünftiger Betrachtung und kluger Nachgiebigkeit. Es entſtand ein Kampf des altwürtembergiſchen und des modernen Liberalismus. Damals gab es ſogar einen Volksaufſtand, welcher ſelbſt bis in den Ständeſaal zu dringen wagte. Jetzt begann die Critik des dargebotenen Verfaſſungsentwurfs und die Sprache der altwürtembergiſchen Oppoſition ward ſo zudringlich, daß die Regierung ſich zu einem Ultimatum veranlaßt ſah, wornach die Verſammlung binnen acht Tagen erklären ſollte, ob ſie den mitgetheilten Entwurf mit den beſchloſſenen Veränderungen annehmen wolle oder nicht. Der Entwurf würde im Fall der Annahme noch einmal geprüft werden, und einer ſtändiſchen Commiſion der Antrag auf Abänderung noch nicht verhandelter Paragraphen in ſolchem Maße freigeſtellt bleiben, daß es bei der bisherigen Abfaſſung nur dann ſein Bewenden habe, ſobald ſich die Regierung mit den Vorſchlägen nicht vereinigen könnte. Würde man die Verfaſſung verwerfen, ſo werde der König bis auf Bitten des Volkes um Einführung des vorliegenden Entwurfes die allgemeinen Grundſätze der deutſchen Bundesſtaaten in Verfaſſungsfragen abwarten. Doch alle diejenigen Rechte, welche der Verfaſſungsentwurf dem Volke zuſicherte, ſollten mit Ausnahmen der Repräſentation und des damit Zuſammenhängenden ſchon jetzt rechtsgültig ſeyn. Man war überraſcht, fürchtete, einen Fehler zu begehen und ſelbſt die Mäßigeren hielten ſich für eingeſchüchtert. Mit großer Majorität ward die Frage wegen Annahme der Verfaſſung verneint, und an demſelben Tage die Verſammlung aufgelöst. Dieß iſt das Ende der conſtituirenden Verſammlung im Sommer 1817.

Inzwiſchen gingen die Staatsreformen König Wilhelms unaufgehalten fort und die Organiſationen nahmen durchweg den Charakter der projectirten Verfaſſung an. Vor Allem zeichnete ſich die vorbereitende Maßregel eines auf die volks-

thümlichſten Prinzipien begründeten Gemeinde-Geſetzes aus. Das belaſtete Grundeigenthum wurde von dem ärgſten Druck der Feudallaſten befreit, die perſönliche Leibeigenſchaft aufgehoben, und was noch heute Treffliches in der bürgerlichen Ordnung dieſes Landes beſteht, wurde weſentlich auf dem Wege und in der Zeit ungehemmter Organiſation begründet. Dennoch lag dem Könige das Verfaſſungswerk noch immer am Herzen. Im Jahre 1819 ward eine neue Ständeverſammlung zuſammen berufen. Als der Tod der einflußreichen Königin Katharina verkündigt wurde, ward dieſelbe gerade eröffnet. Wangenheim war inzwiſchen aus dem inneren Staatsdienſt entfernt worden, um ſeine Laufbahn als Bundestagsgeſandter zu beendigen. Von Seiten der Regierung nahm ſich jetzt beſonders der gelehrte und durch ſein Naturrecht bekannte Geheimerath von Groß (nachmals Profeſſor in Erlangen) der Redaction der Verfaſſungsurkunde an. Mäßige Glieder der conſtituirenden Verſammlung kämpften jetzt als Repräſentanten der Regierung. Von ſtändiſchen und königlichen Commiſſarien wurde der Entwurf von 1817 auf's Neue berathen, und nach dieſer Vorarbeit die Verfaſſung am 23ſten September 1819 mit den neueſten durch Regierungsentſchluß angebrachten Aenderungen einſtimmig von den Ständen angenommen. In dieſer Grundverfaſſung Würtembergs ſind die Intereſſen auf verſtändige und den beſtehenden Verhältniſſen angemeſſene Weiſe verſchmolzen. Am 25ſten September geſchah die feierliche Beſtätigung des Verfaſſungsvertrags zwiſchen König und Ständen. So ward dieſes Werk zu Stande gebracht, während man eben in der viel bewegten Periode der Karlsbader Beſchlüſſe und der Wiener Schlußacte damit umging, den Abſchluß des Vertrags zu hintertreiben.

Nach dieſem neuen Verfaſſungsvertrage iſt das alte würtembergiſche Recht zur Antiquität geworden. Das jetzige

Grundgesetz ist die Norm der politischen Freiheit des Landes und ein Apell an das alte Recht ist unmöglich. Nur wo unwesentliche Formen des Herkommens zu vermitteln oder Verfassungsgegenstände untergeordneter Art auf alte Gewohnheit zurückweisen, mag es gestattet seyn, aus den alten Zuständen zu erklären oder in Uebereinkunft mit der Regierung zu argumentiren. Jede andere Berufung auf ältere würtembergische Rechte ist Chimäre. Ferner kann kein deutscher Fürst sich durch die Verträge mit seinem Volk der Bundestagsentscheidungen überheben und jede Bestimmung einer deutschen Constitution hat nur so lange Rechtsgültigkeit, als sie durch kein entgegenstehendes Bundesgesetz aufgehoben wird. Dieß liegt in der Natur des deutschen Staatenbundes, welcher nothwendig zugleich ein Bundesstaat werden mußte. So ist durch das äußere Band der deutschen Nation der Charakter der Souverainität und des monarchischen Prinzips wesentlich beschränkt, zugleich aber auch die Beschaffenheit verfassungsmäßiger Freiheit einzelner Staaten in ihrer Ausdehnung der gesetzlichen Unverbrüchlichkeit und somit dem Vergleiche mit den National-Verfassungen Englands und Frankreichs entzogen. Die alte Verfassung Würtembergs ruhte auf demokratischen Fundamenten, welche der kaiserliche Vorbehalt und die Kreisdirectorial-Gewalt ganz unzulänglich beschränkten; in der neuen ist das demokratische Element fast nur zu einer berathenden oder einzelne Gesetze oder Zumuthungen zurückweisenden Stimme herabgestiegen. In den deutschen Constitutionen hat nicht der König, wie in England, sondern die Ständeversammlung das Veto, und auch dieß nur, in soweit ihm nicht ein Bundesgesetz gegenüber tritt. Dieß klingt sehr hart; allein wenn Deutschland einmal jener eigentlich constitutionellen Volksberechtigung nicht theilhaftig ist, wie sie andere Nationen schon besitzen, so muß man doch in der Mäßigung, mit welcher der deutsche Fürstenbund und

die überwiegenden Mächte deſſelben von ihrem Rechte Gebrauch machen, die Ueberzeugung gewinnen, daß die öffentliche Meinung in dem größeren Theile Deutſchlands und wenigſtens auch in einem prädominirenden Staate eine Macht geworden und daß durch den geſetzlichen Zuſtand der deutſchen Staaten überhaupt und durch den Charakter der meiſten Stämme Deutſchland, wie ſchon geſagt wurde, ein conſtitutioneller Staat, wenn ſelbſt zum Theil ohne die Form der Repräſentation iſt. Je mehr Stoff und Zeit zu letzterer in den deutſchen Landen reif geworden ſeyn wird, je früher wird auch die äußere, rein politiſche Form eines conſtitutionellen Staatslebens zu Stande kommen.

Freilich mochten Viele den alten Zuſtand ſchmerzlich zurückwünſchen, weil ſie entweder die erblichen Vorrechte ihrer Familie nicht vergeſſen oder den Mangel idealer Freiheit nicht ertragen konnten. Anfangs mochte man glauben, durch verfaſſungsmäßige Oppoſition ſpäter zu erreichen, was man bei der Conſtituirung des Landes nicht durchſetzen konnte. Aerger als diejenigen, welche die liebe Heimlichkeit der berüchtigten ſtändiſchen Truhe oder das Selbſtergänzungsrecht des engeren Ausſchuſſes beweinten, vergriffen ſich die eigentlichen Liberalen, welche, was in der Verfaſſung fehlte, in ſie hinein erklärten und ohne Rückſicht auf den Buchſtaben, noch weniger auf den Geiſt und gar nicht auf die allgemeinen deutſchen Zuſtände und das Recht des Bundes die Prinzipien der alten Verfaſſung als durch die neue nicht aufgehoben betrachteten. Zuerſt lag Alles daran, daß die Volksrepräſentation wieder hergeſtellt ſey, allein von den erſten Sitzungen der Stände neuerer Periode an traten die tieferen Spaltungen in der Betrachtung des jetzigen Rechtszuſtandes hervor, und die Parteiungen, welche in dem Acte des Vertrags mit der Regierung untergegangen zu ſeyn ſchienen, ſtanden, als es zur Anwendung des Vertrags kam, wie über alles Maß

betrogene und proteſtirende Käufer wieder auf. Da kurze Zeit vorher der politiſche Lärm zu groß geworden war und darauf die Beſchlüſſe von Carlsbad vollzogen, das Mainzer Unterſuchungsgericht über die demagogiſchen Umtriebe unterſtützt und die Preſſe eingeſchränkt werden mußte, regte ſich der politiſche Widerſpruch in den erſten Ständeverſammlungen Würtembergs zwar weniger heftig, doch ließ ſich die ſogenannte Oppoſition den Groll über ihre getäuſchten Erwartungen nur zu bald und zu deutlich merken. Selbſt jacobiniſche Elemente gehörten damals noch der öffentlichen Repräſentation an, während kurz darauf dieſe Zügelloſigkeit nur noch in politiſchen Zeitſchriften, z. B. in der Donau-Neckarzeitung ihren Geiſt und ihr Gift ausſpritzen konnte, und der jüngere Nachwuchs, frühzeitig in demagogiſche Unterſuchungen verwickelt, ſich lebenslang bei der journaliſtiſchen Oppoſition begnügen mußte. Doch die aufgeklärte würtembergiſche Regierung hatte von da an die ſtarke Majorität für ſich und der Verlauf ſtändiſcher Wirkſamkeit wurde mehreren Mitgliedern ſo verleidet, daß ſie in dieſer ohnmächtigen Stellung nicht länger beharren wollten und aus der Verſammlung ausſchieden.

Es iſt bekannt, wie ſehr in den letzten Jahren der Reſtauration das Anſehen ſtändiſcher Repräſentation geſunken war. Da regte plötzlich die franzöſiſche Staatsveränderung im Jahre 1830 halb Europa auf und brachte das erſtickte oder im Dunkeln fortziehende politiſche Feuer wieder in volle Flammen. Bei uns waren die oberdeutſchen Staaten der Sitz jeder denkbaren Begeiſterung und wenn auch auf loyalere Weiſe, nahm doch Würtemberg an den übertriebenſten Aeußerungen des neueren Liberalismus Theil. Im Jahre 1832 ſchritt man zu einer neuen Wahl, die unter den größten Machinationen der Bewegungspartei zu Stande kam. Man muß von dem Enthuſiasmus wiſſen, welcher einen großen Theil

der Nation, besonders die Jugend, aber auch die Edlen und Begeisterten aller Art ergriffen hatte; man muß sich auf dem Posiplatze von Stuttgart eine Menge Menschen versammelt denken, welche begierig ein neues Zeitungsblatt von Paris erwarten; man muß sich Gustav Schwab denken, wie er, um die Menge zu befriedigen, die neuesten französischen und polnischen Nachrichten vor einem Publikum ablieſt, das er so aufmerksam als Professor gewiß nie gehabt hatte. Die stürmischen Journale kamen in Flor und was das Inland noch verschwieg, das brachte man durch die rheinländischen und elsäßischen Zeitungen herein. Die Wahlen wurden wie in England mit einer staunenswerthen Betriebsamkeit der Partei in's Werk gesetzt, man hielt Zusammenkünfte mit den Collegen jenseits des Schwarzwaldes und auf einer Versammlung zu Boll hatte sich die neue Opposition ihrer neuen Kräfte vergewissert. Die Aufregung war noch am größten, während die politischen Zustände Deutschlands schon eine andere Farbe angenommen hatten. Dieß war das Merkwürdige und vielleicht Poetische an dem stürmischen Landtage von 1833, daß sich die Opposition den Schein geben konnte, als wollte sie nur eine Freiheit, die schon errungen war, erhalten. Man begann mit Protestationen und resignirte auf Alles, nur nicht auf den Muth, die Mittel, welche die ständische Wirksamkeit an die Hand gab, bis auf den letzten Rest zu verbrauchen. Ich glaube nicht, daß irgend eine andere ständische Versammlung in jenen Jahren so tiefen moralischen Eindruck auf das übrige Deutschland, besonders auf den Norden, hervorgebracht hat, als die damalige würtembergische, und noch heute unter veränderten Verhältnissen erregt die Stimme würtembergischer Enthusiasten durch ihre strenge Haltung oder wenigstens durch die Erinnerungen, welche sie hervorruft, größere Aufmerksamkeit. Dieß erklärt sich auch dadurch, daß so wenig in jüngster Zeit die Kammer der Stände und die Haltung des

Volkes im Ganzen oppositionell war, dennoch der Grad der Opposition einer Partei noch immer ein Kennzeichen der inneren Volksgesinnung bleibt. Die vorangehende Verfassungsgeschichte und das Naturell des würtembergischen Volks wiederholt es in tausend Zügen, daß die öffentliche Opposition in ihrem Prinzipe, wenn auch nicht in der gegenwärtigen Anwendung desselben mit der Stimmung der Mehrzahl dieses Volkes zusammen gewachsen ist. Selbst mäßige Charaktere sprechen zwar meist nicht von der Tribune, sonst aber ohne Scheu Ansichten aus, welche ich als die Grundmarimen des alten würtembergischen Liberalismus schon hinlänglich bezeichnet habe.

Das Jahr 1833 blieb der Wendepunkt der neueren Staatsgeschichte Würtembergs. Alles dreht sich hier um die bekannte Motion Paul Pfitzers gegen die Einmischung des Bundestags in die verfassungsmäßigen Rechte der Würtemberger. Obwohl die Regierung sehr in die Enge getrieben war und in den meisten Fragen der materiellen Politik der Majorität nachgeben mußte, zeigte sich doch schon damals die Unentschiedenheit der öffentlichen Meinung und der Mehrzahl der ständischen Mitglieder, als man über so schwierige Punkte, wie sie grade Pfitzer anregte, sein Votum abgeben sollte und der verhaltene Widerspruchsgeist konnte sich nur in einer Protestation gegen einen formellen Eingriff der Regierung in die Berathungen der Stände entladen. Der Landtag ward aufgelöst und mit der neuen Eröffnung desselben war auch der überschwengliche Geist von der Mehrzahl der Mitglieder gewichen, der Sturm legte sich, die Opposition ward immer einsamer, aber heroischer und durch die Maßregeln des Bundes, durch die Entschiedenheit der zu freisinnigen Bewilligungen wohlgeneigten Verwaltung, so wie durch den Geist allgemeiner Denkart kam auch Würtemberg in den Zustand einer mäßigen Staatsbewegung zurück. Mancher glaubt noch im

mer, es seyen nur die Verhältnisse der Restauration, welche sich wiederholen, und die erste Zugluft von Frankreich her werde das Kartenhaus der gegenwärtigen Ordnung vernichten. Wohl ist zu hoffen, daß in den nächsten Decennien manche Veränderung in dem Bewußtseyn der Nation und in ihren öffentlichen Zuständen vor sich gehen werde, allein von einer Erschütterung durch die Hand eines frechen Republikaners ist für die gegenwärtige Lage unserer Nation ein wirksamer Anstoß nicht zu erwarten. Die ständische Opposition schreitet in den meisten Staaten im gewohnten Gleise, man trägt auf Preßfreiheit an, man protestirt gegen den Bundestag, man spricht und schreibt über Steuerverweigerung; allein im Großen dürfte sich nichts verwirklichen, als der baldige Austritt einiger übelgelaunten, zur Opposition versteinerten und in gegenwärtiger Lage verzweifelnden Mitglieder der Ständeversammlung.

An diese Darstellung vergangener würtembergischer Zustände schließt sich das gegenwärtige Resultat von selbst an, und ohne Schwierigkeit wird sich nach diesen Betrachtungen das wahre Bedürfniß des Volkes ergeben, und ein unparteiisches Urtheil über die bürgerliche und geistige Lage, so wie über die Bestrebungen der Volksfreunde dieses Landes fällen lassen, ohne dem Charakter des Stammes oder einzelner achtungswerther Persönlichkeiten zu nahe zu treten. So wie es der Wege mehrere gibt, welche zum Himmel führen, so mag man auch zugestehen, daß es mehrere wohlgemeinte Ansichten und Bestrebungen für das öffentliche Wohl geben kann, welche, obschon an und für sich in Wahn, Irrthum oder Unmäßigkeit befangen, zur nothwendigen Vervollkommnung der Nation nichts desweniger beitragen. Wer dieß nicht fühlt, begreift freilich nicht, daß man gegen andersdenkende Persönlichkeiten, wenn es nicht herzlose und unbeugsame Fanatiker sind, darum keinen Unwillen und noch viel weniger keinen Haß be-

gen kann, ohne daß man sich gleichgültig gegen das Höhere und Bessere oder um die eigene Wahl des Standpunktes in der Oeffentlichkeit verhielte.

Das Königreich Würtemberg ruht auf dem Gebietsumfang, der von dem Wiener Congreß anerkannt worden ist. Darauf entstand durch die inneren Entwicklungen nach den Befreiungskriegen der heutige Zustand. Noch läßt es sich trotz des verringerten Umfangs als der Stellvertreter des ehemaligen Schwabens betrachten; denn es ergeht solchen Stämmen wie dem Kern der deutschen Nation überhaupt. Je enger er in seinen äußeren Gränzen zusammengedrängt wird, desto entschiedener bildet sich der überbleibende Stamm oder National-Charakter aus. Von dem schwäbischen Kreise sind bedeutende Striche an die angränzenden Staaten überlassen worden, wie besonders der Distrikt zwischen der Iller und dem Lech, mit dem oberen Landesstrich bis Lindau, an die Krone Baiern, die südwestlichen Distrikte zwischen der Donau und dem Rhein, die ehemals vorderösterreichischen Provinzen fast sämmtlich eingerechnet, an den Großherzog von Baden. Zu dieser Eintheilung haben auch vernünftige Ursachen mitgewirkt. Einmal trägt durch eigenthümlichen Charakter und durch die frühere Uebermacht Oestreichs das südwestliche Schwaben schon ein fremdes und mehr dem Rheinland sich näherndes Gepräge an sich, so wie die fränkischen und bairischen Grenzlande ebenfalls in den fränkischen und bairischen Charakter überfließen. So blieb nur noch Altwürtemberg mit den Reichsstädten und ein großer Theil Oberschwabens mit den herrschaftlichen und städtischen Gebieten bei dem neu errichteten Königreich. Auch diese beiden Theile fallen bemerkbar auseinander, ohne daß abstoßende Eigenschaften vereinigt worden wären. In Altwürtemberg herrscht ein finsterer, strenger, fast ungeselliger Protestantismus, in Oberschwaben unbefangener, freigesinnter und lebenslustiger

Katholicismus. In Altwürtemberg erinnert der bürgerliche Charakter an den verhärteten Widerſpruchsgeiſt der alten Verfaſſung, während die Intereſſen überwiegend an die gegenwärtige Verwaltung gekettet ſind. In Oberſchwaben dagegen wurden die neueren Staatsbegriffe mit größerer Friſche und Lebhaftigkeit ergriffen, und der an Unabhängigkeit gewöhnte reichsſtädtiſche Charakter ſtellt vorzüglich in materiellen Intereſſen den ganzen Stolz ſeiner Erinnerungen der heutigen Regierung gegenüber. Der oberſchwäbiſche Theil zieht ſich um die altwürtembergiſche Landſchaft bis an die fränkiſchen Gränzprovinzen hinunter. Man ſollte daher Würtemberg in das Land dieſſeits und jenſeits der rauhen Alp eintheilen, wenn es überhaupt vortheilhaft wäre, die Scheidung von Alt- und Neu-Würtemberg im Gedächtniß zu bewahren. Denn die Verſchmelzung beider Landestheile kann nur den vortheilhafteſten Einfluß auf die Cultur und Entwicklung des Ganzen äußern. Bei der gemiſchten Natur der oberdeutſchen Stämme erſcheint die Vereinigung, da nichts Ausſchließendes vorhanden iſt, als politiſche Nothwendigkeit. Dieß iſt das Fundament des Königreichs. Durch unbedeutende Gränzveränderungen kann dieſer Kern und die Bedeutung deſſelben nicht vernichtet werden. Man findet in Franken eine ähnliche Vermiſchung verſchiedener Religion und verſchiedener Culturſtufen, man findet ſie am Rheine wieder, aber außerhalb der Schweiz dürfte der Gegenſatz des Proteſtantismus und des Katholicismus nirgends ſo divergirend aneinander gefügt ſeyn, als in Würtemberg. Durch die weltlichen Intereſſen, durch Cultur und Unterſchiedenheit von den nächſten bairiſchen und öſtreichiſchen Nachbarn iſt auch in Würtemberg der Geiſt des Proteſtantismus überwiegend.

Durch den Reichs-Deputationsſchluß von 1803 erhielt Würtemberg zur Entſchädigung für ſeine verlorene Grafſchaft Mömpelgard jenſeits des Rheins einen großen Theil der

schwäbischen geistlichen Herrschaften, welche secularisirt wurden und neun freie Reichsstädte. Mit dem Preßburger Frieden des Jahres 1805 kamen von den abgetretenen vorderösterreichischen Besitzungen die Grafschaft Hohenberg, die Landvogtei Altdorf, die Herrschaft Ehingen und die vier Donaustädte an Würtemberg. Nochmals vermehrte sich das nun zum Königreich erhobene Land durch die rheinische Bundesacte vom Jahre 1806. Herrschaften und Abteien und der größere Theil der noch jetzt unter würtembergischer Oberhoheit stehenden mediatisirten Länder wurden damals hinzugethan und durch den Frieden von Wien und den Staatsvertrag mit der Krone Baiern vom Jahr 1810 kamen der übrige Theil Oberschwabens, Städte und Abteien, die Stadt Ulm und andere nach der fränkischen Gränze sich hinziehende reichsunmittelbare Herrschaften dazu. Auch das Deutschmeisterische Fürstenthum Mergentheim ward zu Gunsten Würtembergs säcularisirt. Mit geringen Gränzveränderungen bestätigte sich dieser Besitz auf dem Wiener Congresse. So war das ehemals an Umfang kleine Würtemberg ein bedeutender Staatskörper geworden, ohne daß es sich in solchem Maaße wie Baiern oder Baden vergrößert hätte. Wenn man den energischen Charakter König Friedrichs bedenkt, der selbst der Macht des französischen Kaisers zu trotzen fähig gewesen wäre und der auf dem Wiener Congreß ohnehin wegen seiner halsstarrigen Politik genug zu kämpfen hatte, so war an eine weitere Ausdehnung des würtembergischen Gebietes nicht zu glauben. Dazu ist Würtemberg ein Kernland, was nicht jeden fremden Bestandtheil in sich aufnehmen kann, womit ich über den Charakter dieses Landes ein Lob ausgesprochen habe, welches in politischer Hinsicht vielleicht nicht so einträglich ist, für den erlangten Besitz aber unter allen Stürmen der Zeit mehr Garantie bietet, als eine an äußerer Macht viel umfangreichere Stellung. Was sich auch ereignen kann, der

ſtaatliche oder provinzielle Gehalt, den Würtemberg jetzt hat, wird über dieſe Gränzen hinaus ſich niemals erweitern, ohne ſich ſelbſt aufzuheben. Ein Staat, der ſo mit der Volksthümlichkeit des Stammes zuſammenhängt, hat keine Anweiſung auf Eroberungen; doch deſto größere Bürgſchaft für Beſtand.

Unter den deutſchen Bundesſtaaten nimmt Würtemberg die vierte Stelle ein, obwohl es an äußerem Umfang dem Königreiche Hannover nachſteht. Während ältere und vormals im Reiche höchſt angeſehene Familien mit der Auflöſung des früheren Zuſtandes in die Stellung der Mediatiſirten herabgekommen ſind, z. B. Fürſtenberg zu Baden, die Häuſer Hohenlohe zu Würtemberg, haben ſich zwei Dynaſtien, die Häuſer Würtemberg und Baden, erhalten und auf Unkoſten der übrigen vergrößert. Würtemberg verdankt dieß Glück nur der Verbindung ſeiner Fürſten mit einem eigenthümlichen und nicht ſo leicht vertilgbaren Kerne von Volksthümlichkeit und in ſich verwachſenem Bewußtſeyn, wodurch das Land Eberhards im Bart nur der energiſchen Nachfolge unter König Friedrich bedurfte, um dem Sturme zu trotzen. Nach dem Alter der Geſchlechter und ob ein Fürſt von Fürſtenberg oder einer von Hohenlohe ehemals bedeutender an Rang und Anſehen geweſen ſey, als ein Herr von Würtemberg und Beutelsbach, konnte bei dem Umſchwung der neuen deutſchen Staatsverhältniſſe nicht mehr gefragt werden. Nichts iſt wunderbarer, als daß unſere ideologiſchen Ueberalen, weil ihre begeiſterten Hoffnungen von deutſcher Einheit und Freiheit am Wiener Congreß nicht erfüllt wurden, ſelbſt für das Schickſal der mediatiſirten Fürſten eine zärtliche Thräne im Auge haben. Man könnte an dieſer Maßregel des damaligen deutſchen Fürſtenbundes nur einen Mangel beklagen, nämlich die Inconſequenz, welche die vom Rheinbund überlieferte Gewaltthätigkeit ſich ſcheute zu vermehren.

Eine ſtatiſtiſche Darſtellung der öffentlichen Zuſtände dieſes Landes kann man in dieſem Zuſammenhange nur ſo weit erwarten, als ſich daran allgemeine und charakteriſtiſche Merkzeichen für die Cultur, gegenwärtige Lage und Politik Deutſchlands knüpfen. Für denjenigen, welcher die Kenntniß verlangt, die ich entweder vorausſetze oder als unwichtig für allgemeinere Folgerungen bei Seite liegen laſſe, ſtehen in Betreff der meiſten deutſchen Staaten die ſpeciellen Quellen offen, von welchen die würtembergiſchen Arbeiten J. D. G. Memmingers in Stuttgart und des Profeſſor Mohl in Tübingen amtliche Autorität genießen. Der Neckar und die ihn umringenden Gebirgszüge bilden den Grundſtoff des Landes, welches unter den Oberdeutſchen das vorzugsweiſe hügelichte iſt. Wie der Boden, ſo ſind auch die Bewohner — felſiger, rauher, unebener. Ehe der Neckar in das weite ſchöne Rheinthal austritt, geht der Beſitz an Baden über. Während dieſes von jeher ein blühender Garten genannt wurde, gleicht Altwürtemberg, beſonders die Neckargegend mit ihren milden Gebirgszügen, einer ſchwermüthigen Gräberreihe. Ueber den Burgen, die wie einzelne Kreuze darauf emporragen oder wie das Neſt eines Raubvogels an ſteilem Abhang kleben, ſchwebt der elegiſche Geſang ſchwäbiſcher Gemüther, die ſich aus Mangel an Gegenwart oder aus Unluſt über ſie in die Erinnerung zurückziehen und eine Vorzeit feiern, von welcher nur die poetiſche Stimmung den Nachkommen verblieben iſt. Die ſchauerlichſte Gegend von Schwaben iſt die von Heilbronn, ſie ſieht violett aus und an den Bergen glaubt man noch die Blutstropfen aus der alten Ritterzeit zu beobachten. In dieſe kahlen Rebenzüge ſcheint ſich das Hexen- und Geſpenſter-Weſen des alten Deutſchlands geflüchtet zu haben, und zu Weinsberg wohnt der heilige Augur, welcher dem ungläubigen Geſchlecht dieſe alten und neuen Wunder erklärt. Von Unterſchwaben ſteigt man auf die eckigen und

ſchroffen und greißgearteten Gebirgszüge der rauhen Alp, die von der Achalm, ihrem jugendlichen Buſen aus, drei Arme hinauszuſtrecken ſcheint, den einen nach Oſten, der mit dem Hohenſtaufenkegel endet, den anderen weſtwärts, wo das Auge bis auf den mütterlichen Stammſitz des habsburgiſchen Hauſes und den unwaldeten Schwarzwald ſtreift und einen dritten ſüdwärts, wo am Horizont die Stammburg des Hauſes Hohenzollern winkt. Die ſchwäbiſche Alp iſt eine Fortſetzung des Juragebirges, dem es an Form, Rauheit und Maſſe ſehr ähnlich iſt. Nach Nordoſt flacht ſie ſich allmählich ab und geht in den Frankenwald über. Dieß iſt die Naturgränze, welche zwiſchen den Gewäſſern der Donau und des Mains und Neckars gezogen iſt. Weſtwärts und jenſeits der Donau betritt man den Schwarzwald und die gebirgigen Ausläufe Oberſchwabens bis an die vorarlbergiſchen Alpen und den Bodenſee. Der größte Theil Oberſchwabens hat einen rauheren und beinahe ſchweizeriſchen Charakter; nur die Gegenden oſtwärts vom See gehören zu den fruchtreichſten oberdeutſchen Strichen. Die Weſtgränze bildet der Schwarzwald mit ſeinem auf der würtembergiſchen Seite rauhen und düſteren Abhang; nordwärts ſcheidet der Odenwald Würtemberg und das Neckarthal von den Maingegenden, Heſſen-Darmſtadt und Franken ab. Hier geht Würtemberg in die wilden Gränzlande an der Jart und im Hohenloheſchen aus. Trotz dieſes hochländiſchen und zum Theil rauhen Charakters iſt der Boden fruchtbar, der Himmel mild und die materielle Beſchaffenheit des Landes ſo nachhaltig und in ſich abgeſchloſſen, daß nur die Ueberfülle der Bewohner die Hülfsquellen des Landes überſteigen konnte. Würtemberg iſt im eigentlichſten Sinne ein Fruchtland, Wein, Feldfrüchte, Baum- und Gartenfrucht erſtrecken ſich faſt über das ganze Land; an letzteren iſt vorzüglich der oberſchwäbiſche Strich am Bodenſee geſegnet. Mit der zunehmenden Bevölkerung hat auch

der Gewerbfleiß anſehnliche Bedeutung gewonnen und obwohl Würtemberg als Binnenland zu den Handelsſtaaten nicht gerechnet werden kann, befindet ſich doch Handel und Ausfuhr in verhältnißmäßig vorzüglicher und immer zunehmender Blüthe. Unter den ſüddeutſchen und insbeſondere oberdeutſchen Staaten iſt Würtemberg der einzige wirkliche Induſtrieſtaat. Wie viel Holz wird auf den kleinen Flüſſen vom Schwarzwald zu den Niederdeutſchen und nach Holland geflößt! Einer der wichtigſte Ausfuhr-Artikel iſt das Getreide und der ſtärkſte Verkehr darin nach der Schweiz, nach Baden und Frankreich. Der Weinbau iſt zwar ſehr bedeutend; allein als Handelsartikel kann er für das Land nicht ſehr angeſehen werden. Seit der preußiſch-deutſchen Zollverbindung erhielt die Ausfuhr würtembergiſcher Weine wieder neuen Schwung und auch dieſe Erwerbsquelle gewann auf's Neue Flor und Bedeutung. Uebrigens ſtrebt die Verwaltung ſehr dahin, die Wein-Cultur zu verringern und den Wein ſelbſt auf jede Weiſe zu verbeſſern. Dieſe Maßregel der inneren Politik iſt für den bürgerlichen und ſittlichen Charakter eines großen Volkstheiles von Einfluß; denn wie überall und in Würtemberg beſonders wegen der durchſchnittlichen Mittelgüte des Weins, trägt dieſer Erwerbszweig mit ſeiner Wandelbarkeit einen leichtſinnigen und demoraliſirenden Stempel auf den Sinn des Volkes, oder es ſchlägt die zurückgehaltene Leichtigkeit und Lebensluſt in Schwermuth, Unzufriedenheit und Pietismus um. Wie der Wein, ſo auch die Trinker und ſo koſtbar der edlere, ſo herb iſt der Alltagstrank. Die Aebte, Mönche und Ritter wußten das Gute wohl zu ſchätzen, am Neckar gibt es ganz vorzügliche Lagen; allein um den Seewein genießbar zu finden, iſt ſchon einige Verübung erforderlich. Unter allen Weinſtrichen Deutſchlands iſt der Neckarwein gewiß der geringſte nicht, wohl aber einer der herbſten. Die Viehzucht iſt am Schwarzwald und beſonders

in den fränkiſchen Gränzgebieten die Haupterwerbsquelle und der Handel mit allerlei Vieh der wichtigſte für Würtemberg. Berühmt ſind die Maſtochſen aus dem Hohenloheſchen und der Gegend von Hall. Wolle wird in anſehnlichen Maſſen nach den Niederlanden, Frankreich und England geführt; der Handel mit Induſtriewaaren beſteht vorzüglich in Linnen, dem Artikel der Alp, Baumwollengarn, Schafwollenzeugen, Leder, was auf den Meſſen Leipzig, Frankfurt und Zurzach verhandelt wird, Holzwaaren, vorzüglich Ulmer Artikeln, Bücher, Stuttgarter Artikel und in Nachdruck, der berüchtigten Erwerbsquelle mehrerer Orte, beſonders Reutlingens. Nicht weniger bedeutend iſt der Zwiſchenhandel über Heilbronn, Stuttgart, Ulm, Calw und Friedrichshafen. Würtemberg liegt im Mittelpunkt der Hauptverkehrsſtraßen aus den Niederlanden und Frankfurt nach der Schweiz und dem Süden, von Frankreich nach dem öſtlichen Deutſchland und den öſtreichiſchen Staaten. Durch den preußiſchen Zollverein, welchem Würtemberg im Jahre 1833 beitrat, vermehrte ſich der Handel mit inländiſchen Producten in vorzüglichem Maaße, beſonders der Nachbarſtaat Baiern, wo die Induſtrie auf weit geringerer Höhe ſteht, nimmt die würtembergiſchen Producte auf, und die Tücher halten ſchon die Concurrenz mit den ſächſiſchen und niederländiſchen Fabrikaten aus. Noch verdient bemerkt zu werden, daß in neuerer Zeit durch die Liebhaberei des königlichen Hauſes und durch die Landesgeſtüte die Pferdezucht mit großem Eifer betrieben wird, ſo daß die würtembergiſchen Pferde ſchon jetzt als die geſuchteſten in Süddeutſchland gelten. Der reiche Fruchthandel der oberſchwäbiſchen Städte Ravensburg, Wangen, Biberach u. ſ. w. nach der Schweiz bildet die Grundlage des althergebrachten Wohlſtandes dieſer Gegenden und dieſer ehemals reichsſtädtiſchen Gemeinden; nur die größeren Handelsplätze Schwabens, Augsburg, Ulm und der ſchweizeriſche Handelsort

Rohrschach haben durch den Verlust des italienischen Handels an alter Bedeutung verloren. Seit den Wiener Ministerial-Conferenzen in den Jahren 1819 und 1820 wurde von den meisten deutschen Regierungen die Zoll- und Handelsvereinigung lebhaft betrieben, unter den süddeutschen Staaten wurden Verhandlungen gepflegen, die kein Resultat hervorbrachten, bis endlich zwischen Würtemberg und Baiern im Jahre 1827 ein Vertrag abgeschlossen wurde. Hierdurch ward der Anfang zu einer Handelsverbindung gemacht, welche einige Jahre später in einen allgemeinen preußischen Verband aufging. Die Verwaltung läßt sich die Befreiungen des Verkehrs und die Beförderung des Gewerbfleißes sehr angelegen seyn und man kann ihr sogar den Vorwurf machen, daß sie das materielle Interesse mehr im Auge hat, als das geistige und daß z. B. der Buchhandel mehr Unterstützung findet, als der Geist und die Gelehrsamkeit, durch die er sich emporschwingt. Erst in neuerer Zeit hat sich Stuttgart zu einem Hauptpunkt des deutschen Buchhandels erhoben. Im Verkehr und Büchervertrieb steht er den deutschen Hauptplätzen zur Seite, in Süddeutschland besonders Frankfurt und Nürnberg. Was die Größe der Verlagsgeschäfte anlangt, so behauptet Stuttgart jetzt den Rang nach Leipzig und Berlin, ja die Zahl der Unternehmungen ist vielleicht größer als die Berlinische, aber leider besteht ein großer Theil dieser Fülle in Büchersabrikaten. Man hat sogar jüngst die Errichtung einer besonderen Stuttgarter Buchhändler-Messe in Anregung gebracht, wodurch für Oberdeutschland wenigstens diese Verbindung mit Leipzig und Frankfurt entbehrlich gemacht würde. Allein abgesehen von der Zersplitterung, welche dadurch unter die Verhältnisse des deutschen Buchhandels käme, dürfte auch das Ergebniß im Vergleich mit dem hergebrachten und sicheren Vertriebs- und Geschäfts-Gange geringfügig seyn. Natürlicher scheint es, daß die südwestdeutschen Buchhand-

lungen in Stuttgart ein eigenes für die nächſten Umgebungen, die Schweiz, Frankreich und Oeſtreich berechnetes Commiſſions-Geſchäft an ſich ziehen, in Bezug auf die Meſſen jedoch es bei der beſtehenden Einheit bewenden laſſen. Oder ſpuckt hier wieder der Gegenſatz zwiſchen Nord- und Süd-Deutſchland? Man kann nicht von dem deutſchen, am wenigſten jedoch von dem würtembergiſchen Buchhandel ſprechen, ohne des Gründers einer neuen Epoche des literariſchen Verkehrs, des im Jahre 1833 verſtorbenen Freiherrn von Cotta, zu denken. Durch ihn iſt die Verbindung zwiſchen Autoren und Verlegern, ferner der Unternehmungsgeiſt, beſonders in journaliſtiſcher Beziehung, zu einer vorher in Deutſchland ungekannten Großartigkeit erwachſen. Für die geiſtige Belebung und den Buchhandel in Würtemberg und Stuttgart iſt von ihm der Grund gelegt worden, auf dem ſich bis heute ſchon ein blühender und überaus einflußreicher Bau erhob. Man kann ſelbſt von einer literariſchen Allianz ſprechen, welche durch Cotta's Vermittlung zwiſchen dem Süden und Norden erneuert wurde, indem er die Männer, welche nach Norden gezogen waren, geiſtig wieder in ihr Vaterland zurückführte. Von da an datirt ſich der würtembergiſche Buchhandel.

Die Würtemberger ſind ein Kernvolk und an Seele und Leib eigenthümlich. Aus den Zeiten reichsſtädtiſcher Aermlichkeit ruht noch ein ſprüchwörtlicher Spott auf dem ſchwäbiſchen Namen; allein wo der Schwabe in neuerer Zeit aufgetreten, hat er ſich wenigſtens Achtung und in einzelnen Fällen Bewunderung verſchafft. Es iſt etwas beſonders Urſprüngliches an dieſem Stamm und an den Würtembergern, was mit dem gemiſchten, veräußerlichten oder gedämpften Charakter der meiſten übrigen deutſchen Stämme und Provinzen in auffallendem Contraſt ſteht. Ueberall in Deutſchland haben ſich Provinzial-Eigenthümlichkeiten erhalten; aber unter den Stämmen, die nicht dem öſtreichiſchen Ge-

präge zugefallen sind, ist der angeborene Charakter meist bis zur Unwesentlichkeit verwischt worden, oder von ausländischer Physiognomie überfirnißt. Durch die Ebenen streicht der Wind und führt die Sitten des einen Stammes mit Leichtigkeit zu dem andern, in dem gebirgigen Kernlande Oberdeutschlands aber hat sich die angeborene Natur bis zur Schroffheit gesteigert. In die andern Regionen ist der verschlingende und nivellirende Charakter des preußischen Staats eingedrungen oder man ringt mit den nachbarlichen Bildungsstufen Oestreichs und Frankreichs. Nur in Schwaben, in den hessischen Gebirgen und in den an der Nord- und Ostsee liegenden kleineren Provinzen, als Ostfriesland, Holstein, Mecklenburg, hat sich die eigenthümliche und unterscheidende Selbstständigkeit in ungeschwächterer Kraft erhalten, worauf die Volksthümlichkeit ruht, welche auch in politischer Hinsicht Ansprüche auf besondere Verkörperung zu machen hat. Dieß ist der Nerv, der trotz des unbedeutenden Umfanges, die Bedeutung des würtembergischen Staatslebens und das Interesse an der Entwicklungsgeschichte dieses Volkes erhält. Welche Specialgeschichte spricht ein so allgemeines Interesse an? Wenn man aus den lachenden, lustigen und geschwätzigen Rheinlanden oder aus dem freundlichen und umgänglichen Franken in die ernsten Hügel des würtembergischen Landes kömmt, erweckt die Berührung mit den Bewohnern den Eindruck einer ungewohnten und beinahe abstoßenden Befremdung. Ueberall erblickt man einfache Zustände, festes, bürgerlich sicheres und solides Daseyn, aber nichts, was den gewöhnlichen Fremden zur Wohnlichkeit anlocken könnte. Nach einiger Zeit der Betrachtung ergeben sich folgende Resultate. Die Würtemberger sind reich mit allen Anlagen des Geistes und des Gemüthes gesegnet, ihr Charakter ist ernst und an der Redlichkeit ihres Wesens wagt man nicht leicht zu zweifeln. Allein bei diesen nam-

haften Vorzügen findet ſich eine Schroffheit des Weſens, welche ſowohl in den geſelligen Verhältniſſen als in den öffentlichen Zuſtänden charakteriſtiſch iſt. Finſterheit des Sinnes, Mißtrauen gegen Ausländer, gegen die Regierung und gegen fremde Erzeugniſſe, unbeholfene Lebensformen und Engigkeit des geſelligen Umgangs — ſind Merkmale, welche ſelbſt den tüchtigen Kern und die edelſten Fähigkeiten beſchatten. Man trifft in der Beurtheilung Anderer eine Strenge und Tyrannei und neben großer Reinheit und Züchtigkeit auch auffallend prüdes und auf den Schein bedachtes Weſen. Der Würtemberger leidet an ſeiner Geſchichte und nirgends findet man das Wort Schillers mehr bewährt: „Im engen Kreis verengert ſich der Sinn, es wächſet der Menſch mit ſeinen größern Zwecken!“ Zwar hat ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die geiſtige Bildung und die Kunſt vieles dazu beigetragen, den ſtarren Sinn des Volkes zu mildern; allein noch immer ſieht man in dieſer Phyſiognomie mit der deutſchen Urſprünglichkeit auch eine eigenthümlich deutſche Härte verbunden. Unter den germaniſchen Völkern findet ſich ein Zug, der ſie alle verbindet, und der ihnen, ſo lange ſie ſich nicht völlig mit fremdem Blute oder Berührungen vermiſchen, treu bleibt. Dies iſt der Geiſt der Familie, welcher bei den germaniſchen Völkern durch alle Regionen des inneren und des äußeren Daſeyns durchgeht. Es iſt dieſe Innerlichkeit, welche auch im äußern Leben ſich von dem offenen Markte oder den Beziehungen der Oeffentlichkeit abſchließt, es iſt das Fundament neuerer Cultur und Völker-Entwicklung, wodurch die Germanen die Stammhalter der Sitte und der Civiliſation geworden ſind. Man hat beſonders von den Deutſchen geſagt, daß ſie nur mit Widerwillen ſich der zwingenden Feſſel des Staatslebens unterwürfen und Bellgraff, ein bekannter Staatslehrer, hat ſogar den Satz aufgeſtellt: Wir ſeyen ganz un-

geeignet für staatliche und äußere Existenz, und ohne darin zu glänzen, könnten wir nur so weit zu politischem Bestand kommen, als es nothwendig ist, um nicht ganz auseinander zu fallen. Wer so raisonnirt, erhebt ein Phänomen zum bleibenden Gesetz, was in Kreisen sittlicher und geistiger Perfectibilität ein Unrecht gegen die menschliche Natur genannt werden muß. Es ist wahr, der Deutsche war von Natur ein dem Staatsverbande abgeneigtes und eigensinniges Wesen, und er wollte sich der Gesammtheit nur zu den nothwendigsten Zwecken anschließen, ja nirgends hat sich dieser Sinn für Ungebundenheit oder Autonomie lebendiger erhalten, als unter den Oberdeutschen, die nur nach den bekannten Widersprüchen menschlicher Erscheinung in überreizte Neigung zu politischer Thätigkeit verfallen konnten. Der Norddeutsche hat diesen ungemessenen Sinn für Freiheit mit resignirender Hingebung an das Allgemeine, mit bürcaukratischen Regierungsformen und mit Indifferentismus an dem gewöhnlichen Geschäftslauf der Politik vertauscht, und jener alte Unabhängigkeitssinn äußert sich nur in einzelnen Gegenden und Staaten als ziemlich lähmender Provinzialismus. So zerfällt das deutsche Leben in zwei große sociale Phänomene, von denen jedes den allgemeinen Charakter des deutschen Familienlebens auf eigenthümliche Art repräsentirt: Bei dem Norddeutschen mußte die Familie und der Bereich des Privatlebens jene Opfer ersetzen, welche man den öffentlichen Zuständen brachte. Das Familienleben erweiterte sich, ohne seine Reinheit zu verlieren und aus dieser Bereicherung floß jenes Zusammenleben, jene Pietät, mit welcher jeder sich als Mitglied einer großen Familie betrachtet, endlich der gesellige Sinn und eine unnennbare Mittheilungslust. Wenn der Norddeutsche an dem Gefühl persönlicher Würde verloren hat, so ist er dagegen als Mensch um so würdiger geworden. Die engen Bezüge familiären Daseyns werden in

dem deutſchen und germaniſchen Blute immer das Geſetz weiterer Entwicklungen bleiben; denn auf dieſem Fundamente ruht die Civiliſation und der allgemeine Fortſchritt; allein im Norden, beſonders im deutſchen Norden, hat ſich der vereinzelte und patriarchale Charakter einzelner Familien und Corporationen ſchon längſt in die Form der Freiheit und der Hingebung erweicht und indem es die Selbſtſtändigkeit des Individuums verringerte, hat dies den ſittlichen Kern des Umgangs und der Verhältniſſe zu wahrer Menſchlichkeit erhoben, aus der dann nachwachſende Generationen die Bildung des Individuellen und Perſönlichen herausarbeiten werden. Das deutſche Weſen findet ſich bei den Norddeutſchen in ſeiner vollen Reinheit, aber auf dem Stadium der Bildung begriffen. Schrankenlos, wie die Perſönlichkeit im germaniſchen Leben auftrat, mußte ſie im Allgemeinen untertauchen, um geläuterter daraus hervorzugehen. Der Norden beherrſcht die Welt und unſer Norden iſt der Nerv und der Wendepunkt der Nationalität.

Ganz anders geſtaltete ſich der oberdeutſche Charakter. Nicht daß die urſprünglich deutſche Natur in ihrer Reinheit untergegangen wäre, ſondern dieſe hat ſich im Gegentheil in ihrer ganzen Naivität, Urſprünglichkeit und Schärfe erhalten. So weit es die äußern Verhältniſſe dulden, erinnert vor Allem der Schwabe wenigſtens noch an eine hundertjährige Vergangenheit. Er ſcheint voraus zu eilen, er amalgamirt ſich mit den Erfindungen des Jahrhunderts, er wirft dem Norden Philiſterei und Indolenz vor; allein die Art, wie er ſich dieſe Vorzüge zueignet, ruft Arminius den Cherusker und die hercyniſchen Wälder in's Gedächtniß zurück. Hier iſt das Individuelle in ſeiner Starrheit ausgeformt und um ſich in ſolcher Einſamkeit zu erhalten, hat man das deutſche Familienleben bis zu patriarchaliſcher Strenge und Abgeſchloſſenheit verhärtet und in erhitzter

Theilnahme an dem bürgerlich politischen Leben Ersatz für menschliches Behagen gesucht. Nur Krankheit oder frevelhafter Uebermuth kann die sittlichen Grundgesetze der Gesellschaft benagen; allein die Heiligkeit menschlichen Umgangs bis auf jene patriarchalische Vereinsamung zu treiben, ist lähmend und ruft als niederes Stadium unserer Nationalentwicklung den Widerspruch und leider oft eine Oppositionen hervor, die sich in nichtsnutzige und frivole Prinzipien verläuft. Weil ihr den Menschen oder die Familie vereinzelt, weil ihr von atomistischen Begriffen über Leben und öffentliche Verhältnisse ausgeht, habt ihr, gewappnet mit Bürgertugend und überwachter Sitte, die Grundlage des gesellschaftlichen Lebens, die Familie um ihre Entwicklung und äußere Peripherie gebracht, den Menschen dem Staat, die Familie der Gesellschaft bis zur Vernichtung des Gegensatzes gegenüber gestellt. So steht Jeder dem Andern, an welchen ihn nicht innerliche Bande fesseln, wie ein grundverschiedenes und deshalb feindliches Wesen entgegen. Hier erklärt sich die Kälte des Umgangs, der nicht unter altbewährten Gevattern und Genossen stattfindet, die Härte und pharisäische Strenge in Beurtheilung Anderer, die theilnahmlose Neugier und das Mißtrauen, das man dem Fremden, ja schon dem Inländer, wie einem beziehungslosen Dinge, entgegenträgt. Es ist, als wenn die Menschen aus dem Monde fielen. Während ein Berliner, wenn du nur irgend einen braunen Frack besitzest, dich mit offenen Armen an seine mittheilungslustige Brust drückt, Alles bei sich aufnimmt, zwar bekrittelt, aber doch nicht ohne Genuß und Wärme für Anderer Seligkeit schwärmt, mißt dich der Schwabe, wenn du bei ihm eintrittst, von oben bis unten, nimmt seinen Maßstab aus der Tasche und, wie der Wechsler im Goldstück, pflegt er mit dir so lange keinen Umgang, bis er deinen bürgerlichen Charakter bis auf das letzte Gran abgewogen. Die Ober-

deutſchen, mit Ausnahme der Rheinländer, pflegen Allem, was aus Norddeutſchland kömmt, mit Reſpect, ja mit einer gewiſſen Scheu zu begegnen. Sie ſpüren ein geiſtiges Element, welches zu faſſen und zurecht zu legen ihnen die Handhabe mangelt und ihr Urtheil lautet über ihre nordiſchen Brüder gewöhnlich ganz einfach: „ſie haben mal alleſammt kein Gemüth.“ Dieß iſt ein Schibboleth, das einem Nordländer jenſeits des Thüringer Waldes oft geradezu, doch ſtets mit ſtummen Lippen in's Geſicht geworfen wird. Für's Erſte iſt es ſchon ein ziemlich beſchränkter Ausſpruch, einem großen und durchgebildeten Stammcyclus Grundeigenſchaften der menſchlichen Natur ſo mir nichts dir nichts abzuſprechen, und es würde eben ſo geſcheidt ſeyn, wenn man im Norden von den Oberdeutſchen ſagen wollte: „ſie hätten man keinen Geiſt,“ weil etwa derſelbe nicht in der glatten, verſtändig abgerundeten und dialektiſchen Form hervortritt, wie in Brandenburg. Man kann von dem norddeutſchen Gemüth nur ſagen, daß es ſich nicht in der naiven, ſinnlichen und rückhalteloſen Weiſe kund gibt, als das ſüddeutſche. Oder wäre dieß keine Gemüthlichkeit, die in allen Berührungen der geiſtigen, bildſamen und hingebenden Geſelligkeit und in allen Gewohnheiten des Lebens hervorquillt? Niemand läugnet, daß wenn man bei den Oberdeutſchen, vorzüglich bei den Würtembergern, die erſte ſchroffe Bewegung überwunden und einige Scheffel Salz mit ihnen gegeſſen hat, die Biederkeit, die Menſchenliebe und die Zuneigung ſich mit Capital und Zinſen und überfließender Herzlichkeit ergießt; Niemand wird trotz der Härte des Geiſtes und trotzender Vereinſamung dieſer Völkerſtämme den Rhein-, Main- und Neckargegenden nahe getreten ſeyn, ohne von dem ſinnlich-poetiſchen Ausdruck des Gefühls und von den ſelbſt bei gänzlicher Fremdheit unbefangenen Gebärden erwärmt zu werden; er müßte denn ſelbſt ein dürres Holz ſeyn, wie es aller Orten und unter allen

Nationen ſolche Exemplare gibt. Selbſt von dem Würtemberger die rauhe Schaale abzulöſen, möchte eine für den gewandteren Nordländer genußreiche und fruchtbringende Uebung ſeyn. Die Gegenſätze die hier vorliegen, ſchließen ſich nicht aus, denn der Geiſt iſt's, der ſie bindet. Von ihrer inneren Einigung hängt das zukünftige Gedeihen ächt deutſcher Nationalität ab und kein Weg führt leichter zu dieſem Ziele als die norddeutſche Gemüthlichkeit, die deshalb, weil ſie alle Bildung, alle Hingebung, alle Regſamkeit des Geiſtes an ſich zu ziehen weiß, gewiß nur von Unduldſamkeit oder Beſchränktheit beſchuldigt wird, ſie ſey kein Gemüth. Das erſte Merkmal höherer Menſchenbildung iſt die Fähigkeit, Andere zu verſtehen, von Andern aufzunehmen und auch das Fremdartige nicht auszuſchließen. Die ſüddeutſchen Politiker haben das Meiſte dazu beigetragen, die Scheidewand der Nation zu erweitern und die Aergſten unter ihnen waren Kinder des Nordens. So wagte vor etwa zehn Jahren ein deutſcher Publiciſt, den für die abgeſonderte ſüdweſtdeutſche Beſtimmung ein ganz eigenthümlicher Enthuſiasmus ergriffen hatte, von den Flächenbewohnern des Nordens zu ſagen: ihr Charakter ſey wie ein vom Wind bewegtes Rohr und Norddeutſchland, dem Handel mit aller Welt, den Einflüſſen des offenen Meeres und dem Mangel ächter Anhänglichkeit an dem heimathlichen Boden ausgeſetzt, ſey ein nomadiſcher Völkerzug ohne Treue und Glauben und ohne die Solidität des Beſitzes, der Freiheitsliebe und der Bürgertugend oberdeutſcher Lande. Es war ein Norddeutſcher, der das ſagte.

In einem maleriſchen Tableau würde man die Sitten und Zuſtände der Würtemberger mit ungetheilter Hingebung, ja mit romantiſchen Farben ſchildern können; allein vom Standpunkte des Politikers aus muß, wenn irgend, eine vorurtheilsfreie Kritik der Volksthümlichkeit geſtattet ſeyn. Käme es auf eine beſtimmte Werthſchätzung einzelner deutſcher

Stämme an, ſo ſteht der ſchwäbiſche als ſolcher durch eigenthümlichen Charakter, ſelbſtſtändige Bildungsart und einen unverwüſtlichen Kern des Geiſtes und Gemüthes mit den vornehmſten Genoſſen auf gleicher Stufe und die meiſten überragt er ſogar. Mit Fehlern, Schwächen und Unarten ſteht der Gehalt des würtembergiſchen Volkes weit über den aller ſüddeutſchen und der meiſten norddeutſchen Stämme. An Eigenart und deutſcher Urſprünglichkeit ſteht er vielleicht über allen. Es iſt wahr, die deutſchen Meerbewohner zeichnen ſich durch markige und ſcharfe Conturen aus, allein der äußere Verkehr trägt auch fremde Elemente in die urſprüngliche Miſchung und um als feſter Charakter zu erſtarken, gebricht es an äußerem Umfang und an politiſcher Begünſtigung. Letzteres iſt auch auf die Heſſen anwendbar, ein durch Energie und Mannhaftigkeit ausgezeichnetes Völkchen, in dem die Tiefe des Nordens mit der Ungebundenheit des Südens ringt. Von den andern Stämmen des Nordens läßt ſich nur ſagen, daß ſie in eine gewiſſe Allgemeinheit eingegangen ſind, für welche Preußen der politiſche Ausdruk iſt. Franken war ſtets durch Zerſtükelung darniedergehalten oder fremder Volksthümlichkeit untergeordnet. Ein ſcharf ausgeprägter Stammcharakter wird ſich auch in der Zukunft dieſer Provinz nicht entwikeln, zumal ſie auch den Uebergang zwiſchen Nord und Süd vollbringt. Die Rheinländer, obwohl durch ihre Zone und ihre Umgebungen mannigfach unterſchieden, verläugnen doch nirgends einen gemeinſamen Charakter und ihr Ausdruk iſt durchweg von der Nähe Frankreichs und der franzöſiſchen Herrſchaft gefärbt. So kehrt man immer wieder auf Schwaben zurük, wenn man das oberdeutſche Weſen in ſeiner Reinheit und in ſchärfſter Geſtalt vergleichen will. Wie Hamburg eine Stadt iſt, die an innerem Selbſtgefühl manche Provinzen des nördlichen Deutſchlands übertrifft, ſo vereinigt ſich in dem kleinen Würtemberg durch zuſammenge-

wachſenes Stammbewußtſeyn faſt der ganze Begriff oberdeutſchen Weſens. So ſpricht ſich denn der Werth dieſes urſprünglichen Volkes in tauſend Eigenheiten aus, welche die benachbarten Stämme vermiſchten und Norddeutſchland durch den allgemeinen Zug des Gedankens und uniformere Herrſchaft verflacht hat. In Sitte, Sprache, Gewohnheiten lebt hier noch im Volke die tägliche Erinnerung an unvordenkliche Zeiten und während der Norden in Sprache und Cultur das allgemeine Geſetz der Nation zu Stande gebracht hat, kommt man in zweifelhaften Fragen und um die in trüben Jahrhunderten oft in die Proſa und Armuth herabgedrückte Sprache aus alten Schätzen zu erneuern, an die oberdeutſchen und vorzugsweiſe ſchwäbiſchen Quellen zurück. So lenkte ein großer Dichter, indem er die Unſchuld und Kraft oberdeutſcher Rede in die reinere Geſetzlichkeit hochdeutſcher Sprache hinüberleitete, wie mit einer Wünſchelruthe die verborgene Kraft des gemeinſamen deutſchen Sprachkernes heraus, was eine Reformation und die letztvergangene Blüthe unſerer deutſchen Literatur bewirkte. In den Thälern der Jart, am Fuß des Schwarzwalds und der Vogeſen, mußte der ſichere, ſinnliche und feurige Ausdruck des wiederbefreiten Götz von Berlichingen vernommen werden. Der ſchwäbiſche Dialekt hat etwas Rauhes und der Bildung Bedürftiges und beſonders in Oberſchwaben und gegen die Schweiz nimmt die Sprache Mund und Ohr verletzende Breite an. So finden wir den Würtemberger in Tracht, Sitte, Lebensart eigenthümlich und ſcharf. Der Bauer hat ein gedrücktes und ärmliches Weſen, welches mit den wohlhäbigeren Gegenden Mitteldeutſchlands und der bäuerlichen Herrlichkeit der Marſchländer gewaltig contraſtirt. Man ſpürt frühere Zeiten, welche auf dieſe Claſſe die größten Laſten drückten und bis heute die Beſchwerniſſe des Feudalweſens vererbten. Dieß gibt, nächſt der politiſchen Störrigkeit, den Bewohnern von unten auf

einen finſtern, unwilligen und freudenloſen Ausdruck und führt die reichen Quellen des Geiſtes und des Gemüthes oft in trübe, unerfreuliche Sectirerei und pietiſtiſche Frömmigkeit hinüber. Weltliche Ueberkraft und überreizte Verdummung treten ſchaarf neben einander und vermiſchen ſich oft in denſelben Perſonen, woraus recht klar wird, wie ſehr es dem geſammten Kern an einem Mittelpunkt der Thätigkeit und an Bildung mangelt und wie dieſer Mangel durch die äußere Abſchließung in jene Härte ausarten mußte, von deren Tadel ich ausgegangen bin.

Zunächſt bezieht ſich, was hier geſagt werden iſt, vorzugsweiſe auf das altwürtembergiſche Land; dagegen ſich in Oberſchwaben und an den öſtlichen Gränzen der ſchwäbiſche Charakter in weniger ſtarren Formen entwickelt hat. Man trifft da neben ähnlicher Rauheit und Unbeholfenheit auf größere Unbefangenheit und Lebensheiterkeit. Von ſeiner ſchönen Seite zeigt ſich Schwaben in den Ueberreſten der alten Reichsherrlichkeit, in ſeiner ſtrengen Form, aber auch in ſeiner ganzen Tiefe im eigentlichen Würtemberg. An der Donau und gegen den See wird Alles heiterer, lebendiger und das geſellige Leben luſtig und vielgefärbt. Statt des kalten und moraliſirenden Proteſtantismus hat wie zum Gegenſatz die katholiſche Kirche ihren freieren Lebensathem unter die Bewohner gebracht und auch bei den Proteſtanten die größere geſellige Freiheit reichsſtädtiſcher Zeiten erhalten. Es iſt bemerkenswerth, daß der Proteſtantismus im Allgemeinen einen erheberen, moraliſch ſtrengen und ungeſtaltigen Charakter in demſelben Lande angenommen hat, in welchem der Katholicismus eine freie, milde und duldſame Färbung behielt. Während hier Aufklärung, herrſcht dort Unfreiheit und ein Conflict beider Kirchen erſcheint nur in den Verhältniſſen des Staats und der Kirche und in den Fällen, wo ein wiſſenſchaftlicherer Proteſtantismus ſeinen klaren Gegenſatz gegen

die katholische Symbolik erneuert oder auf gewagte Wege freier Forschung hinauswandert. Auf der Landesuniversität stehen die Repräsentanten dieser Kirchen neben einander. Der Pietismus eines großen Theiles der Würtemberger entspringt vorzüglich aus dem allgemeinen Mißbehagen, das der Einzelne sich gewöhnt einer größeren Gesammtheit gegenüber zu fühlen. Man ist mit den öffentlichen Zuständen unzufrieden; man sucht, wie es dem Deutschen eigenthümlich ist, in allen höheren Fragen Trost und Antwort in der Religion und weil die Kirche in ihrer allgemeinen Form den Forderungen Einzelner ebenso wenig Genüge leistet, so stürzt man sich mit dem Fanatismus höheren Anspruches in die geist- und charakter-tödtende pietistische Verschleimung. Das sind Säfte, die keine gesunde Thätigkeit finden.

So ist der Charakter eines Volkes, das mehr oder weniger von den geistigen Regungen und von den allgemeinen Fortgängen des deutschen Volkes isolirt in der Wärme religiösen Gefühls oder in der Kälte politischen Widerspruchs Entschädigung sucht. Man darf behaupten, daß der Pietismus in den Formen sinnlich mystischer Anschauung unter den Oberdeutschen, besonders in Schwaben, heimisch ist, während er im Norden nur als eine ephemere, aber leicht erklärbare Reaction gegen die Herrschaft des Verstandes und der Philosophie erscheint. In dieser Weise concentrirt sich der pietistische Sektengeist in großen Städten, wie Berlin, Breslau, Königsberg; mehr Verwandtschaft mit der würtembergischen Richtung hat der auf sinnlicherem Boden gepflanzte und an den Katholicismus hinangerückte Pietismus in Schlesien und am Rheine, so daß man in den religiösen Verirrungen der Zeit nur den verworrenen Ausdruk der tiefsinnigsten und am meisten productionsfähigen Provinzen deutscher Nation erblickt. Aus diesen tristen und aufzehrenden Krankheiten kann unsere Nation nur eine innigere Verbindung

mit dem vorzüglich im Norden ausgebreiteten Geiſtes- und Gedankenleben, ferner die realiſtiſche Wendung unſerer Zeit und endlich der politiſche Fortſchritt retten.

So wie der Glaube, ſo auch die Sitten. In den proteſtantiſchen Gegenden Schwabens erſchrickt man vor der äußeren Kälte und Monotonie des geſelligen Lebens und ſtößt bald auf eine Strenge des Urtheils und eine Pruderie des Umgangs, die nur aus ungemeſſener Scheu des Einen vor dem Andern, aus ungemeſſener Rivalität erklärlich iſt. Die Härte des bürgerlichen Charakters hat die ſtrenge Form des Familienlebens und die mißtrauiſche Haltung des geſelligen Verkehrs zur Folge gehabt. Die politiſche Vereinzelung hat auch die Menſchen im Innern vereinzelt. Ich habe oben die Reinheit der Sitte und die Feſtigkeit des Familienlebens für das Fundament unſerer Civiliſation und germaniſcher Völkerbildung, ja für die ewigen Träger ſchöner Menſchlichkeit anerkannt. Was ſoll man aber davon halten, daß chriſtliche Tugend und Frömmigkeit ſelbſt bei innerlich gleichgültigen Menſchen das Streben hervorruft, wenigſtens durch äußern Schein und durch heuchleriſche Masken auf dem ſtrengen Niveau der Sitte und des Katechismus zu bleiben und durch fanatiſche Phraſen allgemeiner Moralität den Mangel eigener ſchöner That zu verdecken. Man hat es neuerdings erlebt, daß im Widerſpruche zerrüttete Männer wie Zionswächter für die Aufrechthaltung der Kirche, für die Unſchuld ihrer Frauen und Töchter, kurz für die Heiligkeit der Geſellſchaft mit Feuer und Flammen auftraten, ſich in einen lovalen Mantel hüllten und ſogar das Judenthum als den Urheber einer Gift und Verderben über die menſchliche Geſellſchaft bringenden Literatur anklagten. Wir haben es hier mit einem Phänomen zu thun, welches nicht blos vom heutigen Datum iſt. Am Ende des vorigen und am Anfang des jetzigen Jahrhunderts fing man in Deutſchland an, ſich

der politiſchen Verſunkenheit klarer bewußt zu werden. Ein herrliches und erhabenes Dichtergemüth, ſelbſt ſchwäbiſchen Urſprungs, warf unter die nüchternen Zeitgenoſſen die beſchwingten Ideale menſchlicher Vollkommenheit und ſah, in Uebereinſtimmung mit der Zeitphiloſophie, in der Erweckung ſittlichen Adels die Bedingung nationaler Ermannung und höherer Civiliſation. In den Befreiungskriegen war das Wort unſerer edelſten Geiſter zur That geworden, und wenn auch nicht Jeder einen Vers aufbringen konnte für dieſe Begeiſterung, ſo ſah doch kein deutſches Gemüth gleichgültig auf dieſe Erfriſchung des Nationalbewußtſeyns hin. Doch die Verhältniſſe geſtalteten ſich anders, als die Begeiſterung erwartet hatte und während ſich die Welt in's Gleichgewicht zu ſetzen ſuchte, blieb faſt in der deutſchen Jugend allein das Ideal und der Muth der Aufopferung zurück. Vor Gewaltſchritten erſchracken die Meiſten und nur die offenbare Schwärmerei, ein ſonſt makelloſes Leben und eine unläugbar ſittliche Gluth konnten für ein wirkliches Verbrechen Mitleid und Entſchuldigung anrufen. So war man, von äußerer Gewalt in Schranken gehalten, an eine innere Vorbereitung gewieſen und glaubte die Kraft der Nation nur durch Strenge der Geſinnung und Heiligkeit des Lebens wiederherſtellen zu können. Dieß wäre an und für ſich auch ein heilſames Mittel geweſen, die Geſellſchaft zu erheben; allein durch den einſeitigen und ausſchließenden Gebrauch dieſes einen Mittels ging die gemeinſame Bildung unſerer Nation rückwärts und durch die nachtheiligen Wirkungen dieſes ſittlichen und patriotiſchen Vandalismus hemmte man den thatſächlichen Gang unſerer nationalen Vervollkommnung, nämlich ihre zu reiner und voller Menſchlichkeit fortleitende Bildung. Hier ſteht man der Frage gegenüber, ob die jetzige Geſellſchaft unſerer civiliſirteren Staaten durch ſittliche Asceſe oder durch allgemeine geiſtige Thätigkeit auf einen höhern Stand der Cultur,

der Sitte und der Nationalität gehoben werden kann? Man möge die erstere nicht ausschließen, weil man die letzte verlangt; allein es ruht auf Thatsachen der menschlichen Natur und der neueren Geschichte, daß auch Sitte und Kraft der Menschheit sich nur an dem gemeinsamen Faden der Cultur und der geistigen Verfeinerung emporgeschwungen hat. Der starren und sittenstrengen Behandlung des protestantischen Glaubens- und Lebensbekenntnisses ist jene einseitige Rührigkeit, die den Katholicismus zurückwies, aber auch ein Theil jener fast dreihundertjährigen Versunkenheit unserer Cultur und Nationalität zuzuschreiben. Es gibt eine unwandelbare Moralität und selbst der Buchstabe des Moralgesetzes hat sein Recht; allein aus diesem Kerne wachsend bildet sich die Sittlichkeit in freien Formen und in historischen Umwandlungen mit der Sitte der Völker aus und die Sitte hängt auf's Innigste mit dem allgemeinen Stadium der Cultur zusammen. Man muß einem vorgerückten Volke als die Hauptsache der allgemeinen Kräftigung nicht das predigen, von dem aus man die Kinder und die Jugend der Welt zu umfangreicheren Begriffen hinaufleitet. Unsere Geschichte in den letzten zwanzig Jahren hat es umständlich dargethan, daß auf dem störrigen Wege des Zeloten für uns nichts Tüchtiges und Wahrhaftiges zu erreichen ist. Die sittliche Volkserziehung durch Lehre, Schrift und glückliche Institutionen bleibt in Ehren; aber wo hat sich trotz alles theologischen Gezänkes irgend nur das geringste Zeichen offenbart, daß durch einen außerordentlichen sittlich religiösen Anstoß eine wirkliche Nationalverwandlung bewirkt werden könne? Schleiermacher erlangte seine wahrhaft sittliche und ächt religiöse Wirksamkeit nur durch die Mäßigung, mit der er sich an sein Zeitalter anlehnte und der Schwäche und dem Schmerz des heutigen Geschlechts zu Hülfe kam. Selbst unsittliche Erscheinungen neuerer Zeit, namentlich die Producte eines

überreizten und verfeinerten Kunstgeschmacks, trugen zur Vernichtung äußerlicher und bloß abstracter Moralität, zur Vorbereitung einer höheren Cultur und dadurch zu reinerer Sittlichkeit und Kräftigung der Nation bei. Haben Gellert's für seine Zeit treffliche Vorlesungen über Moral so viel zum ächten Aufschwung der Nation nach allen Seiten beigetragen, als die oft beanstandeten Werke unserer kurz darauf blühenden Periode der Literatur und Philosophie? Was hat mehr Menschenwürde und praktische Tüchtigkeit unter den Zeitgenossen verbreitet, der lare Zuspruch unserer Dichterweisheit: „Sehe jeder, wie er's treibe und wer steht, daß er nicht falle!“ oder das sich selbst bespiegelnde und kokette Programm unserer christlich germanischen Burschenschaft? In ihr lag das Extrem der Maxime, welche mittelmäßige Köpfe schon lange zur einzigen Parole gemacht hatten. Fortschritt ist nur durch allseitige Befreiung unserer Kräfte und Talente denkbar. Um diese frei zu machen, bedarf es jenes Anhaltes allgemeiner Moralität und Sitte, doch die höhere Gesinnung der Menschen folgt nur einer höheren Civilisation. Wer unsere geistigen, seelischen und physischen Kräfte in's Leben setzt, der lockt auch den sittlichen Adel und die Reinheit der That hervor, die in unserem Innern schlummert. Die Acceſe hat den Fortschritt unserer Zeitgenossen retardirt und es gehörten die herrlichsten Attribute des Genius dazu, um einen einseitigen Sturm auf die Schwäche der Menschheit im Großen segensreich zu machen. Unsere Nation trägt wie überall auch in Bezug auf Sitte und Sittengesetz ein Ideal in sich, dessen Befriedigung sie von der Zukunft erwartet. Der Gedanke an dieses Ideal ist der Quell all' unserer Tüchtigkeit, aber auch der Quell unserer Irrthümer und unserer Schwächen und in diesem Sinne bleibt Schiller der begleitende Genius unseres Volks, welcher nicht gehofft hat, daß man seine Schriften zu citiren und gleichzeitig unserer National-Cultur

einen ſo geckenhaften Katechismus in's Antlitz zu werfen wagen würde. Eine ähnliche Schauerlichkeit iſt durch Silvio Pellico über Italien gekommen! Neuerdings war der aſcetiſche Charakter dieſer deutſchen Oppoſition zurückgedrängt worden und an die Stelle der ehemaligen Nationalbegeiſterung war eine entſchiedene Annäherung an franzöſiſche Freiheitstheorien getreten. Die Oppoſition zeigte ſich auf ſolche Weiſe legitim in den Ständeverſammlungen, mehr oder minder zu thatſächlichem Widerſtand geneigt oder ſelbſt gewaltſam in geheimen Verbindungen. Im Allgemeinen hatte der moraliſche Fanatismus nachgelaſſen und es gab in den ſtürmiſchen Jahren der letzten Periode genug zu denken oder vielmehr wenig genug, als daß man an die Moral gekommen wäre. Der deutſchthümelnde Charakter blieb jedoch innerlich der Oppoſition treu und in jüngſter Zeit, wo man gezwungen war, von politiſcher Widerſetzlichkeit abzugehen, entleerte ſich die zurückgehaltene Wuth in einem unerhörten Ausbruch unſittlichſten Zelotengeſchreis und bürgerlicher Verketzerungswuth. Statt der Dolche bediente man ſich der Federn, ſtatt des Lebens raubte man ſich die Ehre, ſtatt des Märtyrerthums ſuchte man Gelegenheit zur Legitimation und ſtatt der Bundsgenoſſen, die in die Schweiz und nach Amerika fliehen, verband man ſich mit der Polizei und mit dem Pietismus, die immer zur Hand ſind. Es waren wirklich unverzeihliche Mißgriffe geſchehen; man hatte mit den heiligſten Dingen ein leichtſinniges und frivoles Spiel getrieben, die Jugend und die Literatur waren übermüthig geworden; allein ganz abgeſehen von abſcheulichen Motiven erſcheint die Wuth unſerer moraliſirenden oder pietiſtiſchen Politik nur als Entſchädigung für verunglückte politiſche Beſtrebungen und als Entgeltung gegen diejenigen Geiſter, welche die politiſche Oppoſition oder wenigſtens deren bisherige Form aus dem Vordergrund der allgemeinen Thätigkeit drängen wollten. Es war

eine Reaction gegen Alles, was ſich in Kunſt, Wiſſenſchaft und Humanität ſeit der letzten Sturmperiode von Neuem hervorgethan hatte. Ich würde dieſe ekle Angelegenheit nicht an dieſer Stelle beſprochen haben, wenn es nicht charakteriſtiſch genug wäre, daß dieſer Fanatismus von ſchwäbiſchen Charakteren ausging und daß die öffentliche Anklage ſo geſtellt wurde, als appellire man, wenn auch an die ganze deutſche Nation, doch zunächſt an die Reinheit und Sitte des ſchwäbiſchen Stammes. Zwar wurde der Gegenſtand von dem pietiſtiſchen Einfluſſe auch in andern Gegenden Deutſchlands mit Haſt aufgegriffen, allein der wahre Stoß auf die öffentliche Meinung ging immer von Würtemberg aus. Das ſchwäbiſche Volk oder nur die Häupter der ſogenannten Oppoſition für dieſe Thatſache verantwortlich zu machen, kann Niemand in den Sinn kommen. Die Freunde des Rechts und der Freiheit waren großentheils weit entfernt, ihren Zeitgenoſſen moraliſche Zumuthungen zu machen, die junge Literatur war ihnen zuwider, vorzüglich weil ſie den politiſchen Widerſpruch fallen ließ und gar die öffentliche Verketzerung konnten ſie in einer für ſie gleichgültigen Sache nur mißbilligen. Den Edelſten graute vor den geheimen Beweggründen dieſer Thatſache. Obwohl im Allgemeinen die ſtreitenden Parteien, die eine wie die andere, von der öffentlichen Meinung auch am Neckar verlaſſen waren, ſo ſah man doch aus dem Intereſſe, mit welchem der Gegenſtand aufgefaßt wurde, wie tief er in die heimiſchen Sitten, Anſichten und Verhältniſſe eingreife. Ohne den Einzelnen für die Conſequenzen verantwortlich zu machen, muß man doch das Prinzip angreifen, aus welchem dieſe Heftigkeit entſpringen konnte, um ſo mehr, als daſſelbe ſowohl den Pietismus als den ſchroffen Liberalismus erzeugt. Mit rigoröſer Härte machen beide Richtungen der Geſellſchaft und ihren Zeitgenoſſen ungemeſſene Zumuthungen, die zumeiſt auf menſchliche

Handlungsweiſe, bürgerliche Energie, Tugend oder Frömmigkeit Bezug haben. Ob ſich der Widerſpruch und die Härte des Urtheils auf Glauben oder auf Bürgerthum richtet, iſt gleichgültig, beſonders da Beides oft in einander fällt, wie man es bei der deutſchthümelnden Politik erlebt hat. Auch wenn man um die Moralität ſeiner Nebenmenſchen unbekümmert war, oder wenigſtens durch ſie keinen Widerſpruch gegen das Zeitalter begründete, war doch jede Zumuthung der politiſchen Oppoſition an die bürgerliche Rührigkeit und Energie, an höhere politiſche Ueberzeugung oder an ein politiſches Märtyrerthum auch nichts anderes, als ein moraliſcher Gegenſatz, und wenige von freierer Lebensbetrachtung oder franzöſiſchen Anſichten durchdrungene Männer ausgenommen, verlangte der Liberalismus, daß mindeſtens die Discuſſion über andere geiſtige und ſociale Fragen ſo lange ausgeſetzt bleibe, bis die politiſche ihr Ziel erreicht habe. Wie die einſeitige Moral, ſo war die einſeitige Politik ein Act des Widerſpruchs, welcher den Bildungsfortgang unſerer Nation beeinträchtigte. Von den allgemeinen Gährungen der Geiſteswelt ahnte man ſo wenig, als von dem Prinzip des Fortſchritts, daß höhere Geſinnung und Kraft nur durch Umſchwung allgemeiner Weltbetrachtung und durch Erweckung menſchlicher Anlagen hervorgerufen werden könne. In politiſchen Fragen lehrt man ein Evangelium, das die öffentliche Ordnung zu erhalten nicht im Stande iſt und doch ſchlägt man vor andern heiligen Gegenſtänden, vor Religion und Sitte, um die man ſich nur ſo weit bekümmert, als ſie der politiſchen Energie günſtig ſind, ein andächtiges Kreuz. Ich bin nicht Latitudinarier genug, um nicht von frivolen Angriffen auf die wichtigſten Inſtitutionen der Geſellſchaft angewidert zu werden, allein die geiſtig-ſittlichen Debatten eines gebildeten Zeitalters um ihrer ſelbſtwillen zu verfolgen, kann nur einer Beſchränktheit einfallen, die jeden andern

Glauben, jeden andern Gedanken, jede andere Forſchung ausſchließt, als die Politik und die Sätze des Geſellſchaftsvertrags. Und worin ſollten dieſe vor Allem in Schwaben graſſirenden Auswüchſe ihren Urſprung haben, wenn nicht in der Unduldſamkeit des ſchwäbiſchen Charakters, in der Härte des Urtheils, in der Schroffheit des geſellſchaftlichen Lebens, in den idealiſtiſchen und atomiſtiſchen Anſichten über Recht und Staat, in dem Verfolgungsgeiſt und in dem Terrorismus der Meinung, welcher die conſtitutionellen Würtemberger ſeit Alters her charakteriſirte. Das Geiſtesleben war an die kleinbürgerlichen Verhältniſſe der oberdeutſchen Städte und Staaten gekettet; die großen Geiſter flüchteten in die geiſtfreie Luft des Nordens, die ſchwäbiſche Lyrik rühmte ſich weniger ihrer Poeſie als ihrer Tugend und man mußte von der Geſinnung der Würtemberger ſagen, daß ſie die Geiſter tyranniſire. Ohne die Sitte, ohne die Religion, ohne die Geſinnung geringer zu achten, hat man das Recht, an den Satz des Dichters zu erinnern: „Sich mitzutheilen iſt Natur; Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, iſt Bildung.“

Seit alter Zeit hat ſich Würtemberg nicht mit Unrecht, aber auch nicht ohne Selbſtgefälligkeit mit England verglichen. Dieß iſt hier ſehr beachtungswerth. Im politiſchen wie im religiöſen Leben, in Staat wie in Sitte, gleicht das Inſelvolk der oberdeutſchen Lande dem brittiſchen Charakter durch auffallende Aehnlichkeiten. Alte und frühzeitig erworbene Rechte, kräftiges Intereſſe für die proteſtantiſche Kirchenveränderung und wie dort eine eigene anglikaniſche Kirche, ſo hier zu Zeiten Herzog Chriſtophs ein eigener würtembergiſcher Katechismus und fortan eine eigenthümlich pedantiſche, ſcholaſtiſche und herbe Theologie. In beiden Ländern großes Gewicht des Herkommens und ererbter Sitte, ſtarker Sinn für politiſche Thätigkeit, naive Auffaſſung des Bürgerthums, große Scheu

vor dem Geſetz und vor Allem ſtrenges und abgeſchloſſenes Familienleben. Man kennt die Macht der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit, den Einfluß des proteſtantiſchen Dogma's, die Härte des Urtheils über Verletzung allgemeiner Sitte und die ſtarren Vorurtheile in England. Auch Würtemberg hat ſeine Biſchöffe, die Gewalt des Dogma und ſein bürgerliches Halsgericht, ſo gut wie England; doch während ſich dort Alles im Großen ausbildete und ungeſtört einen entſchiedenen Nationalzuſtand begründete, blieb in Würtemberg Alles eng, klein, von Außen gehemmt und in ärmlichen Reibungen befangen, die man nicht als nächſte Grundlage wahrhaft repräſentativer Staatsform und politiſcher Größe betrachten kann. Wer erinnert ſich nicht an Lord Byrons Verhältniß zu ſeinem Geburtsland und wenn in den kleinen Zuſtänden Schwabens unſere freieſten Dichter nicht geächtet wurden, ſo lag der Grund nur darin, daß ſie nicht daſſelbſt geboren und gebildet waren und daß nicht die Perſon, nur ihr Ruhm in's Land einwanderte. Wenn irgend ein deutſcher Stamm, dann iſt wohl der ſchwäbiſche am nächſten mit den Eigenheiten der brittiſchen Nation verwandt. Hat man nicht das Unglück, ſich ſo wie die Schweiz in kleinen und inneren Kämpfen aufzureiben, ſo dürfte Würtemberg dereinſt ein politiſcher Schwerpunkt des innern deutſchen Lebens und für uns das werden, was England für die drei brittiſchen Königreiche iſt. Oder ſollten die oberdeutſchen Staaten einſt das Irland ſeyn, welches die übrige Stammgenoſſenſchaft durch innere Zerrüttung in Schrecken ſetzt? Da würde der umgekehrte Fall eintreten, daß ein Volk die übrige Nation befehdet, weil es mehr Freiheit hat, als jene, aber unwillig iſt, daß man ihm das nicht gibt, was Niemand haben kann.

Der Zuſtand des würtembergiſchen Landes würde ein ganz anderer ſeyn, wenn der Grad der Bildung, die es genießt,

nicht so bedeutend wäre; doch fragt es sich, ob diese eigenthümliche Cultur durch ihre Absonderung von den geistigen Bewegungen der Wissenschaft und des Nordens nicht gerade die Handhabe ist, die bestehenden Ansichten und Vorurtheile noch gefährlicher zu machen, als sie sind. Unter den oberdeutschen Staaten zeichnet sich dies Land durch den tüchtigen und soliden Charakter der öffentlichen Erziehung und besonders der gelehrten Bildung aus, wodurch das geistige Leben des Volks auf jenen Stand ächter Bildung kam, der es zum eigenthümlichsten und deutschesten Repräsentanten der oberdeutschen Stämme, zum Bindungsglied mit dem Norden und zur Vergleichung mit der ebenfalls auf die Erziehung gegründeten Cultur Preußens, Sachsens und des größern Theils von Norddeutschland fähig macht. Der Volksunterricht ist geordnet, die Erziehung für den Gelehrten-Stand auf alte, durch Stiftungen der Vergangenheit und Klosterbesitz ausgestattete Institute und die höhere Bildung auf die Universität Tübingen, die von jeher der Sitz ächt akademischen Fleißes war, gebaut. Vorzüglich die Seminar-Erziehung auf den vier niederen Seminaren von Maulbronn, Schönthal, Blaubeuren und Urach ist der Kern der würtembergischen Kultur und die Ursache, daß der clericale Charakter der an Geist bisher überwiegende im Lande blieb.

Die Jünglinge werden in den wichtigsten Bildungsjahren auf Kosten des Staats und dieser alten Klosterstiftungen erzogen, allein nur unter der Bedingung, daß es ihre Bestimmung bleibt, sich dem geistlichen Stande oder mindestens dem Studium der Theologie zu widmen. Hier dürften mit der Zeit Ausnahmen gemacht werden, ohne der Theologie ihren ererbten Vorzug ganz zu entreißen. Die preußischen, sächsischen und würtembergischen Gymnasien sind bekanntlich die vorzüglichsten in und außer Deutschland und ihnen können nur einzelne vorzügliche Anstalten anderer Länder gleich gestellt

werden. Besonders kommen die Seminare Würtembergs mit den Fürsten- und Klosterschulen in Sachsen und Thüringen überein, indem nicht bloß der Unterricht, sondern die Aufsicht und Erziehung der Jünglinge überhaupt von Seiten des Staats in Beschlag genommen wird. Die vorzüglichsten Geister, welche Deutschland erzeugt hat, legten größtentheils auf diesen Musteranstalten des Fleißes und gelehrter Bildung den Grund, auf welchem später die reichsten Schätze des Genius erblühten. Von diesen Deutschen nenne ich nur beispielsweise Klopstock, Lessing, Fichte, Schelling, Hegel, Thiersch. Seitdem in neuerer Zeit der Kampf zwischen Realismus und Humanismus entstand und diese Erziehungsläufe mehrfach in einander gemischt wurden, fängt man erst an, für die höhere Bildung den Werth einer gründlichen und entschieden classischen Erziehung zu würdigen. Selbst in Preußen dürfte man bald von der einseitigen Begünstigung mathematischer Studien zurückkommen und es ist als ein Glück zu betrachten, daß die classische und sprachliche Erziehung auf den würtembergischen Seminarien in ihrer Reinheit erhalten wurde. Solche Grundlage ersetzt für geistigere Thätigkeiten selbst einen großen Theil soliden Studiums, das auf den Universitäten so oft vernachlässigt wird, und bei fähigeren Köpfen bildet sie den sichern Anfang weiterer Fortbildung und freier Entfaltung des Talentes. Die classische Cultur ist in dem neuern Europa die Vorschule höherer Menschenwürde und adeligen Schwunges geworden. Diejenigen Staaten, in welchen sie begünstigt wird, erhalten sich auf der ansehnlichsten Höhe der Tüchtigkeit, und wenn es nur in den drei Staaten: England, Preußen und Würtemberg an fortlaufender Sorgfalt für diese Jugenderziehung nicht mangelt, so wird das civilisirte Europa fortan vor jeder Barbarei gesichert bleiben. Man klagt, daß die Jugend auf englischen und deutschen Kloster- und Staatsschulen in zu strengen und

pedantiſchen Formen zum Nachtheil der Leibeskraft und ſelbſt des Geiſtes gehalten werden. Man ſagt von den meiſten Anſtalten dieſer Art, auch von den würtembergiſchen, daß ſie den Genius und die beſte Kraft des Geiſtes vernichten. Allein dies iſt ſo ſchlimm nicht, als es in einzelnen Fällen oder Nüancen erſcheint. Je höher der Menſch ringen will, deſto ſtrenger und äußerlich beſchränkter muß er erzogen werden. Während das Kind am Mutterherzen oft eine unmäßige Liebe genießt und die volle Wärme, die es zu ſeiner Entwicklung bedarf, genießen muß, während die Familie den Knaben und das Mädchen in weichen Formen der Freiheit langſam an die Nothwendigkeit gewöhnt und nie von den Banden ihres Kreiſes losläßt, muß für jeden Mann eine Periode ſtrenger Begränzung und für den, der in die weiteſten Kreiſe des öffentlichen Lebens oder des geiſtigen Verkehrs treten will, ein Stadium der entſchiedenſten Geſetzlichkeit verlaufen, bevor er wieder in die Freiheit des Studiums und der bürgerlichen Geſellſchaft eintritt. Was macht denn die engliſchen Staatsmänner ſo groß, ſo tüchtig und ausgeprägt, als die Bildungshaft der eigentlichen Jünglingsjahre. Es iſt wahr, daß manche Kraft den Uebergang aus der Feſſelung in das ungebundene Leben nicht erträgt; es iſt möglich, daß manches Talent am unrechten Orte und in ungeſchickter Hand vor ſeiner Blüthe gebrochen wird, allein je geſünder der Einzelne iſt, deſto mehr wird die Capacität durch den Zwang zur vollen Freiheit, Vernünftigkeit und Entwicklung gelangen. Namen, die ich oben genannt habe, gelten für viele Tauſende, und die wenigen großen Geiſter haben ſich ohne ſolchen Schulzwang entweder an dem unverwüſtlichen Kern ihres reichen Talentes und an einer lebensreichen Jugend oder an einer harten Erfahrung gebildet. Der größte Vorzug dieſer Anſtalten iſt aber der, daß ſie keine eigentliche Mittelmäßigkeit dulden, ſondern ſogar unfähigere Köpfe, wenn auch

auf unbequeme Weise, zum Styl einer allgemeinern Bildung steigern. Es läßt sich wünschen, daß auch diese Pflanzschulen deutscher Gelehrsamkeit und Cultur manche von dem Zeitgeist gebotene Verbesserung erfahren und namentlich in Würtemberg kann von der Verminderung des geistlichen Einflusses und eines gewissen zünftigen Herkommens in den Unterrichts-Angelegenheiten viel für diese Institute, wie für die Landesuniversität selbst gewonnen werden. Besonders verhüte man, daß diese Anstalten geistig verweichlichen oder in strengen Formen ein läppischer und unzureichender Gehalt geboten werde.

Zu Tübingen im schönen Neckarthale ist die einzige Universität des Königreichs. Auch hier besteht ein sogenanntes oberes Seminar, in welchem die theologische Erziehung der niedern Seminare fortgesetzt und in die nächsten Berufsstudien erweitert wird. Solche Einrichtung möchte für sämmtliche deutsche Staaten und sämmtliche Facultäten wünschenswerth seyn, indem dann der freien academischen Studienzeit wenigstens eine an den Beruf zwingende Studienperiode vorausginge, wodurch der Uebergang in das volle Universitätsleben erleichtert und die nachherige Bildungszeit für den Fähigen genußreicher und für den Alltagsmenschen praktischer ausfallen würde. Die hiesige Universität, eine Stiftung des trefflichen Herzog Eberhard im Bart und seines vertrauten Kanzlers Bergenhaus, genannt Nauclerus, war von frühester Zeit und besonders durch die Regsamkeit des Protestantismus in Würtemberg eine in theologischer Hinsicht ausgezeichnete Schule. Dieser Ruhm ist bis auf die neueste Zeit verblieben. In der scholastischen Periode unserer deutschen Theologie wurde gerade Tübingen das Principat des Scholasticismus, und es kann nicht verwundern, daß dieser orthodoxen Hülse sich ein gefühlsdurstiger und phantasiereicher Mysticismus und jener Pietismus, von dem schon gesprochen wurde, entgegensetzte. Eines

der Häupter des letzteren, oder vielmehr einer der einflußreichſten neueren Theoſophen war der bekannte Bengel, von deſſen Anſehen unter den pietiſtiſchen Secten im Lande man nicht leicht auf den tiefen Gehalt und die höhere Geſinnung der Werke und des Mannes ſchließen würde. Natürlich wurde auch Tübingen in jüngſter Zeit von den Wirrniſſen unſerer deutſchen Jugend heimgeſucht, und es geſchahen deshalb von Seiten des Staats Schritte, die große Mißbilligung erfahren haben. Durch die älteſten Privilegien und Statute bildete die Univerſität eine ſelbſtſtändige, unmittelbar unter dem Herzog ſtehende Corporation. Schon im Jahre 1811 erhielt dieſe Freiheit in ihren wichtigſten Beſtimmungen weſentlichen Abbruch, was zunächſt die Rekrutirung aus jungen Academikern und die Organiſationsgewalt König Friedrichs veranlaßte. Später wurde dies unter der nachfolgenden Regierung durch ein der Verfaſſung vorauslaufendes Statut gemildert. Die Curatel des Staats blieb und es trat jene Veränderung ein, welche faſt alle deutſche Univerſitäten im Sinne neuerer Staatsverhältniſſe und meiſt zum Vortheil der Anſtalten erlitten. Jedoch ging man in Tübingen im Jahre 1829 noch weiter und vernichtete durch ein einſeitig von der Regierung erlaſſenes organiſches Statut auch die letzte Spur der ehemaligen Corporationseinrichtung. Als darauf die Stände Beſchwerde gegen die Regierung führten, ſo wurde dadurch nur eine geringe Milderung erlangt. Es iſt erklärlich, daß in der gegenwärtigen Zeit die Forderung nach alten academiſchen Vorrechten nicht begünſtigt, ja ſogar manche Verfügung erlaſſen werden konnte, die mit dem eigentlichen Zweck des Univerſitätslebens ſtreitet. Dennoch ſollte man im gewöhnlichen Lauf der Dinge wenigſtens die Handhabung der academiſchen Polizei nicht auf verletzende Weiſe üben; es giebt der Vagabunden in allen Landen genug und mag daher die Unſchuld des academiſchen Lebens als vernichtend erſcheinen,

wenn bewaffnete Gensd'armerie zur Zahung leichtſinniger Jugend beſtellt wird. Für die geiſtige Unabhängigkeit und für den Kern des academiſchen Herkommens in Tübingen traten ſelbſt Schelling und Thierſch im Ausland auf gerechte Weiſe den Eingriffen der Staatsverwaltung entgegen.

Unter der jetzigen Regierung erhielt Tübingen auch eine katholiſch-theologiſche Facultät. Dieſe nimmt durch die Eigenthümlichkeit, womit die katholiſche Wiſſenſchaft behandelt wird, Bedeutung ein. Es gibt bekanntlich auch in Deutſchland eine Gattung von katholiſchen Theologen, welche den ſtrengen Charakter ihres kirchlichen Dogma's mit der Zeit auszuſöhnen und ſich die Reſultate neuerer Philoſophie und des Proteſtantismus anzueignen ſuchen. So ſtrebt man in Tübingen die Schärfe alter Kirchenſätze durch geiſtige Behandlung zu mildern und auch die Lehren des tridentiniſchen Concils durch den allgemeinen Logos zu verklären, welche Richtung der katholiſchen Kirche und Wiſſenſchaft man die johanneiſche nennen kann. Unter den Proteſtanten hat ſie verwandte Beſtrebungen zur Seite. Dagegen wird in München die neuere deutſche Wiſſenſchaft, die theoſophiſche Geiſtestiefe und die Forſchung der Proteſtanten nur zur Verherrlichung und Aufrechthaltung des alten Dogma's verwendet und wenn man auch manches der frühern Zeit angehörige Beiwerk fallen läßt, ſchließt man ſich doch in weſentlichen Grundanſichten den Beſtrebungen des römiſchen Stuhls zur Erneuerung der alten Kirche und ihrer Macht an. Dies iſt die eifernde, ausſchmückende oder pauliniſche Richtung der katholiſchen Kirche. In Wien endlich iſt der Katholicismus in ſeiner Harmloſigkeit und Unbeſtrittenheit zu Hauſe. Das iſt die Schule des Petrus, auf die er ſeine Kirche gebaut hat. Einzelne namhafte katholiſche Denker in dieſen Regionen bilden Ausnahmen, welche zu den allgemeinen geiſtigen Bewegungen der Kirche gehören. Dieſem milden Katholicis-

mus ſteht in Tübingen noch immer ein ſtreng orthodoxer Proteſtantismus und eine Facultät gegenüber, die nur in ihren freieren und den deutſchen Denkſtudien geneigten Gliedern einen Kampf mit katholiſcher Symbolik wagen durfte. Daß aus dieſem proteſtantiſchen Kreiſe unabhängige, freie, aber ſelbſt nach dem Urtheil aufgeklärter Theologie einſeitige Forſchungen trotz ihres Ernſtes und ihrer Gegenſtändlichkeit verbannt wurden, konnte nicht ausbleiben.

In neuerer Zeit hat die Univerſität Tübingen als ſolche nur noch für die Inländer Bedeutung. Die Zahl namhafter Lehrer verringerte ſich und die Regierung ſcheint entweder die Neigung oder die Mittel nicht zu haben, den Glanz des Tübingiſchen Namens wenigſtens in der Theologie zu erhalten. Noch verdient es Auszeichnung, daß eine eigene Facultät für Staatswiſſenſchaft und Nationalöconomie errichtet wurde, da für praktiſche Ausbildung aus dieſen Studien mehr zu erwarten iſt, als durch den herkömmlichen juriſtiſchen Curſus. Im Allgemeinen nimmt Tübingen jetzt unter den deutſchen Univerſitäten keinen hohen Rang ein und ſelbſt für das Inland muß der Vorzug der Gymnaſialbildung manchen Mangel der Academie erſetzen. So ſehr die Regierung für Verbeſſerungen ihres Landes bedacht iſt, hat ſie doch im Ganzen mehr einen realiſtiſchen Charakter, und es iſt kaum zu billigen, daß die Geiſtescultur des Landes und der Straßenbau einem und demſelben Miniſterium übertragen ſind, wenn ſchon für die Gegenwart ein gewandter Chef die größeren Nachtheile von der Bildung des Landes abhalten wird.

Die Cultur des würtembergiſchen Landes ruht hauptſächlich auf den Inſtitutionen des öffentlichen Unterrichts und vor Allem auf den Seminarien. Der Kirche und dem Clerus beider Confeſſionen kann nur in ſo fern ein namhafter Einfluß auf die hervorſtechende Seite der Bildung beigelegt werden, als der Beſtand dieſer Anſtalten und des Unterrichts hauptſächlich

von den vornehmſten Gliedern beider Kirchen geleitet wird. Durch dieſe Einrichtung entſtehen aber zugleich die hauptſächlichſten Nachtheile des öffentlichen Bildungsſtandes, oder dieſe Gebrechen werden, wo ſie in der Natur des Volkes liegen, erhalten. Die Theologie hat faſt überall und beſonders in Würtemberg den Umkreis freier Wiſſenſchaft und höherer Forſchung unter ihre Oberaufſicht geſtellt; beſonders die Philoſophie ging ihr in früherer Zeit und neuerdings wiederum als Magd zur Seite. Dies Verhältniß ruht auf tieferen Gründen und wenn man es auch im Sinn proteſtantiſcher Freiheit zu mildern wünſcht, wird es doch wohl niemals ganz aufgehoben werden können. Leider aber kam es in längern Perioden und heut zu Tage in manchen Diſtrikten ſo weit, daß neben dieſer Ueberwachung des geiſtigen Lebens von Seiten der Kirche nicht einmal die Wiſſenſchaft ſich in ihrer nothwendigſten Freiheit und im Geiſte des Proteſtantismus entfalten kann. Wo wie in Würtemberg der Einfluß des Clerus auf den öffentlichen Unterricht und die höheren Bildungsanſtalten ſo groß iſt, bildet ſich leicht ein conventioneller Glaube und ein conventionelles Wiſſen, mit welchem die Mittelmäßigkeit meiſt am beſten beſtehen kann. Ich will an dieſem Orte den in Würtemberg wie nirgends graſſirenden Nepotismus gar nicht in Erwähnung bringen und nur die Frage ſtellen, *wie weit* die gefährliche Macht des Epiſcopal- und Conſiſtorial-Princips in Kirche und in Erziehung ſich ausdehnen könnte, wenn man den Willen hätte? Die geiſtliche Verfaſſung der evangeliſchen und ſeit König Friedrich dazu gekommenen katholiſchen Kirche iſt die in den meiſten deutſchen Staaten ausgebildete und durch Territorial-Gewalt des Fürſten, Synodal-Einfluß der höheren Geiſtlichkeit und durch Conſiſtorial-Verwaltung gemiſchte — ein Zuſtand, welcher den tieferen Gebrechen der Kirche aufzuhelfen nicht geeignet iſt und mit der büreaukratiſchen Regierungs-

form der meiſten Staaten auf gleicher Stufe ſteht. Inſonderheit haben die würtembergiſchen Prälaten, als Inhaber der höchſten evangeliſchen Kirchenämter, ſeit Alters der große verfaſſungsmäßige Rechte, was wiederum an das engliſche Episcopalſyſtem erinnert. Wann erſt die heutige Büreaukratie durch einen freieren Staatsgeiſt gebrochen und verdrängt ſeyn wird, läßt ſich auch ein höherer Geiſt in der Conſtitution unſerer proteſtantiſchen Hauptkirche erwarten. Gewaltſam und einſeitig darf man an ſo wichtigen Inſtitnten nicht modeln und es iſt noch immer ein Vorzug, daß unſere geiſtigen Intereſſen nicht ganz in die Hand materieller Politik gefallen ſind. Schon drohte man den deutſchen Univerſitäten, dieſen Pflegerinnen der traditionellen Bildung und der höhern Cultur, das Meſſer anzulegen und ſie nach dem Geſchmack moderner Anſichten zu ordnen, kurz ſie zu hausgerechten Staatsanſtalten und Trägern vorübergehender und herrſchender Anſichten zu machen. Niemand konnte die Nothwendigkeit abläugnen, auch den Univerſitäten gewiſſe, von dem gegenwärtigen Zuſtande Europa's gebotene Beſchränkungen und Polizeimaßregeln aufzulegen. Es war nothwendig, die Autonomie, die Corporationsgewalt und die unbeſchränkteſte Lehrfreiheit der Academie zu brechen; aber es war gegen den Genius der deutſchen Nation, an eine völlige Vernichtung dieſer Freiheiten zu denken. Wenn der gegenwärtigen Weltcultur irgend etwas Gefahr bringt und die Ueberlieferung der Ideen und die Grundlagen der Geſellſchaft aufzulöſen droht, ſo iſt es nichts, als der immer übermächtiger werdende Materialismus, die ungeiſtige und atomiſtiſche Anſicht aller Dinge und Verhältniſſe und der Einfluß der realen Intereſſen. Es iſt klar, daß wir jetzt in einer nothwendigen Durchgangsperiode wandeln, in der auch die materielle Grundlage der Geſellſchaft eine vollſtändige Erweiterung erlangen ſoll. Für die Deutſchen iſt dieſer Realismus, der über ſie kommt, ein unum-

gänglicher Fortschritt; allein wenn nicht auch der geistigere Theil menschlichen und bürgerlichen Daseyns unter der Nüchternheit oder der Rohheit der Anschauungsweise erdrückt werden soll, muß man das ideelle Leben und die innere Kraft unserer Bildung und aller Civilisation zu bewachen und zu erhalten suchen, und vor Allem die Universitäten, das Heiligthum unserer deutschen Bildung und das Asyl unserer geistigen und socialen Zukunft. Materielle und ideelle Kräfte müssen sich durchdringen; allein die Völker sind doch nur durch die Macht der ideellen Welt und im Geiste wahrhaft zu fördern. „Alles Ideale", sagte jüngst ein ausgezeichneter Publicist, „sey es Glaube, Achtung vor dem Bestehenden, sey es Gehorsam oder Erhebung des Gemüths, im Wohlgefallen an dem Schönen, in Begeisterung für das Gute, ist nicht in der Fülle der irdischen Güter, nicht in Dampf und Chlor, nicht in Maschine und Eisenbahn, es ist nichts Meßbares, noch Zählbares, es ist das Gegentheil des Materiellen, hat seine Wurzel in dem bessern Theile des Gemüthes und seine Nahrung in Allem, was edle Geister vergangener Zeiten Großes, Tiefes gedacht, erwogen, gethan und ausgesprochen haben, und sein Gedeihen in der innigsten Theilnahme an allem diesem, in der wahren und tiefen Forschung, Erkenntniß und Wissenschaft." Schöner konnte man von dieser Stätte unserer höchsten Bildung nicht sprechen und es verdient in den Annalen unserer Geschichte als ein besonderes Verdienst erwähnt zu werden, daß nicht im Interesse ihrer Corporationen, sondern in dem edelsten Enthusiasmus für deutsche Bildung die ersten Coryphäen unserer Wissenschaft unter den schwierigsten äußern Verhältnissen die Freiheit der deutschen Universitäten in ihrem wesentlichen Charakter, als Anstalten freiester Forschung und der Selbsterziehung unserer besten Jugend, vertheidigt haben. Wer denkt nicht an die Aussprüche Hegels und Schleiermachers und

wer vergißt die Rettungsworte Savigny's und Heeren's! Auch die materielle Seite des Lebens hat ihr Recht und für die nächste Entwicklung der Gesellschaft tritt der materielle Umschwung als eine Vorbedingung höherer Geistes- und Lebens-Civilisation auf. Sich von dieser Nothwendigkeit abwenden, heißt nur in poetischen oder ideellen Illusionen leben. Allein deshalb hüte man sich, die höhern und einigen Bedürfnisse zurückzusetzen oder durch ebenso materielle Behandlung die ideelle Welt noch mehr zu gefährden, als in so bewegtem Zeitalter ohnedies geschieht; man hüte sich, die Jugend und die gebildete Welt an eine so äußerliche und seelenlose Auffassung höherer Interessen zu gewöhnen, als handele es auch hier sich um einen Mechanismus, einen empirischen Handgriff oder eine neue Erfindung in Dampf und Eisen. Vor Allem aber mögen die Männer, welchen das Gedeihen unseres Vaterlandes am Herzen liegen muß, niemals der Ansicht Raum geben, als sey an geistigerer Bildung, an sittlicher Eigenkraft und genialer Ausbildung unserer Jugend wenig gelegen und als habe der Staat nur für brauchbare Subjekte zu seinem büreaukratischen Tabellenkram zu sorgen. Mit den deutschen Universitäten geht Deutschland und seine Bestimmung unter.

Solchen Gefahren kann nun Niemand besser als die Kirche selbst entgegen wirken. Ihr ist das Heiligthum höherer Menschlichkeit zum Schutze anvertraut und von ihr fordert man, daß sie durch Freilassung ächter und ernster Forschung, durch Entfesselung des Gedankens und des Talentes von dem strengen Dogma oder vom Vorurtheil und durch Begünstigung jedes ächten Willens, wie jedes reingeistigen Interesses, die Welt vor der Ueberschwemmung des Materialismus bewahre. Hier berührt man denn auch die schon früher angeregte Frage, warum die Bildung in Würtemberg, so groß sie ist, dennoch einen von dem übrigen Deutschland, besonders dem Norden,

ſich abſcheidenden Charakter hat? Die Fundamente der höheren Erziehung werden hier ſo gründlich wie irgendwo gelegt; allein die freie Anwendung, welche der alſo vorbereitete Geiſt von ſeinen Fähigkeiten machen könnte, wird durch den Zwang beliebter oder conventioneller Anſichten gelähmt, und es ſtellt ſich ſehr bald dem Beobachter ein Zwieſpalt dar, welcher zwiſchen der amtsfähigen Bildung und dem freien Anbau der Wiſſenſchaften, beſonders der Philoſophie, vorhanden iſt. Die Tiefe und Freiheit des Gedankens, welche von der deutſchen Philoſophie begründet worden iſt und ihren Hauptſitz im Norden hat, bleibt nun ein für allemal der Schwerpunkt unſeres Nationalcharakters, und wohl oder übel kann kein Wendepunkt unſeres öffentlichen Daſeyns ohne den Zuſammenhang mit den höchſten und allgemeinſten Forſchungen des deutſchen Geiſtes eintreten. Es wird durchaus nicht gefordert, daß man einem Syſteme zugeſchworen ſey; allein man darf den Forderungen, welche durch die neueſten Reſultate des Gedankens aufgeſtellt wurden, nicht fremd oder beziehungslos bleiben, denn es kann von unſerer Wiſſenſchaft und Literatur geſagt werden, daß das Beſte, was ſie erzeugten, entweder im Einklang mit der neueſten philoſophiſchen Denkweiſe oder doch in beſtimmter Oppoſition gegen ſie entſtanden iſt, alſo immer wenigſtens mit Theilnahme an dieſen Bewegungen. Einmal in ſeinem Leben, beſonders in den Jahren der ächten Bildſamkeit, muß man ſich mit der zeitgenöſſiſchen Philoſophie in Verband geſetzt haben; der Geiſt, der darin waltet, muß einmal durch unſere intellektuelle Perſönlichkeit ſtreichen. Wir müſſen wenigſtens einmal die Allgemeinheit des Gedankens durchlebt haben, um auch außerhalb dieſer Kreiſe Großes und unſerer Nation Würdiges zu vollbringen. Dies verlangt die deutſche Bildungsart und wo man ſich dieſem Geſetze entzog, entging man ſelten dem Nachtheil, oder der Geiſt eines begabten Mannes wurde

inſtinktmäßig auf die Höhe der Wiſſenſchaft und des Zeitalters gehoben. Nun iſt bei den Oberdeutſchen ein mehr naturaliſtiſcher Charakter heimiſch, während dem Norddeutſchen die Doctrin und vor Allem die philoſophiſche nicht leicht vom Leibe geht. So zählt der rationale Geiſt unſerer früheren, unendlich mehr ſubjectiven und naturaliſtiſchen Philoſophie noch heute weit mehr Anhänger im Süden als im Norden, ja man darf behaupten, daß in Schwaben und am Rheine die meiſten Kantianer leben. Neben myſtiſchen Anſchauungen die rationelle Wirthſchaft von Rotteck, neben lyriſcher Schwelgerei in kleinen Empfindungen rein empiriſche Forſchung auf dem Feld der Geſchichte und realer Wiſſenſchaften, überall ein unbefangener und ſkeptiſcher Dilettantismus, eine gewiſſe Furcht vor Dialektik, eine Scheu vor der neueſten Philoſophie und ihren Anforderungen, ein Widerwille gegen jede objective und drängende Erſcheinung; dies ſind allgemeine Charakterzüge, welche der Literatur Friſche und Naivität, den Forſchungen und der Wiſſenſchaft Einſeitigkeit, Widerſpruch und dilettantiſch äußerliche Behandlung, der allgemeinen Lebensanſchauung eine lähmende Doppelheit von intuitiver Hingebung oder rationaliſtiſcher Auffaſſung verleihen, denen man den Mangel eines Centrums anſieht, wie es der Deutſche in ſeiner Philoſophie gewonnen hat. Dieſer Naturalismus iſt auch nur die Folge der eingewurzelten Neigung zu Autonomie, Vereinzelung und der Scheu vor dem Geſetz äußerer und dringender Nothwendigkeit. Selbſt Schellings, des großen Meiſters, Naturphiloſophie iſt neuerdings in myſtiſche Anſchauung und rationale Formen zurückgeſunken, als wenn dieſer Naturalismus das Fatum wäre, dem ein Süddeutſcher ſchwer entgeht; allein die Ausnahmen ſind wieder ſo glänzend und vereinigen dann die dem Süddeutſchen angeborene Productionskraft mit der Tiefe genialer Forſchung. Doch dies läßt ſich behaupten, daß, wer

ſich mit dem allgemeinen Geiſtesleben in tieferen Rapport oder Verbindung geſetzt hat, ſich unter ſeinen oberdeutſchen Brüdern einſam und verlaſſen fühlen muß, und daß ein Schwabe, wie Hegel, in ſeinem Vaterlande wegen irreligiöſer oder ſerviler Lehre geradezu verketzert und anathematiſirt worden wäre. Es iſt ſchön, mit unbefangener Natürlichkeit in den Kreis der Studien oder der Praxis einzutreten; es zeugt von ſchöner Menſchlichkeit, ſich vorurtheilsfrei den Dingen zu nahen, aber es muß für die Länge die größte Befangenheit hervorbringen, wenn man in ſolchem geiſtigen wie ſittlichen Naturalismus beharrend, die ſelbſtgefällige Iſolirung zum Prinzip macht. Wenn einzelne hochbegabte Köpfe auf dieſem Wege Originelles und Tüchtiges erſchaffen, ſo wird die größere Maſſe, die mittlere Fähigkeit und der Charakter der allgemeinen Volksbildung durch dieſen empiriſchen oder freigeiſtigen Dilettantismus auf alle denkbare Widerſprüche und Irrwege geleitet. Der Oberdeutſche hat dieſelben geiſtigen Anſprüche, dieſelbe Bildungsfähigkeit und ein verwandtes proteſtantiſches Naturell. Das iſt's, was ihn mit dem Norden verbindet; allein er will dies Bedürfniß auf leichtere und bequemere Weiſe befriedigen, und während er mit ſeinem individuellen Gedanken einen wahren Terrorismus ausübt und die Menſchlichkeit in Feſſeln legt, geberdet er ſich mit ſeiner Individualität als ein ungebundenes und zu jeder Willkühr berechtigtes Weſen. Weiter hinaus läßt ſich die Ergründung der ſittlichen und geiſtigen Spaltung der Deutſchen nicht führen und jedem redlichen Vaterlandsfreund und den Gewalthabern muß Alles daran liegen, die Extreme, die hier vorliegen, zum Glück der Völker und Staaten zu verſöhnen. Vorzüglich kommt es darauf an, die ideelle Seite des Lebens nirgends gering zu achten und der Wiſſenſchaft, die von ſelbſt zu ihrer innern Nothwendigkeit gelangt, überall Freiheit und Vorſchub zu gewähren. Die materielle Welt

ſteht jetzt mehr als jemals wie Hannibal vor den Thoren; Eure Phantaſie und Euer Verſtand, Euer Gemüth, kurz Eure Nativität können dem Feind nicht Trotz bieten und die ſchönſten Kräfte werden vielleicht aufgerieben oder zerſplittert, wenn Ihr den Tempel der Vernunft ſchließt und die Freiheit des Gedankens gering ſchätzet. In den kleinern deutſchen Staaten, beſonders des Südens, hat das politiſche Leben ohnedies die Köpfe ſo entzündet, daß es für ihr Gedeihen ſehr wünſchenswerth iſt, durch Förderung freier Geiſtesſtrebungen neuen Spiritus in die Flammen zu gießen, die ſich verzehren will. Die Anwendung dieſer Sätze auf die deutſchen Univerſitäten, dieſe Sammelplätze geiſtiger Kräfte, ergibt ſich von ſelbſt und ich erinnere nur an das Wort eines Hauptes der gegenwärtigen engliſchen Regierung: „Die öffentlichen Schulen bilden einen Hauptbeſtandtheil jeder Landesverfaſſung.“ Mehr als eine andere Regierung hat die würtembergiſche die geiſtige Freiheit in Schutz zu nehmen und in Zerſtörung pedantiſcher Vorurtheile und zwingender Glaubensbekenntniſſe die Stützen ihrer eigenen Macht zu erweitern; denn nur an dieſen Schwingungen des Geiſtes kann ſich das ſchwäbiſche Volk, dieſer rauhe Edelſtein, abſchleifen. Freilich iſt die Regierung deutſcher Staaten meiſt nur der Ausdruck des Volkes ſelbſt, doch fragt ſich auch hier, was der Einfluß hochſtehender Perſonen und die Verbindung mit dem übrigen Deutſchland zur Beſchleunigung volksthümlichen Fortſchritts vermögen. In dieſem Land der Reibungen und der Verfolgung, wo man nur an Keppler, Nicodemus Friſchlin, Theophraſtus Paracelſus zu erinnern braucht, um die wunde Seite zu zeigen, in dieſem Lande vermag der Einfluß von Oben Alles, und während man die Staatsgewalt von Unten her immer mehr einzuengen ſucht, vermag dieſe ſelbſt, ihren Widerſachern enteilend, auf anderm Wege ihre Thätigkeit und ihren Einfluß zu erneuern. Dagegen würde die unbe-

zwungene Starrheit der Charaktere mit Auflösung drohen und zuletzt eine Auswanderung nicht bloß der Menschen, sondern auch der Geister und ohne äußere Einschreitung am Ende die Auswanderung der Regierung veranlassen.

Die Oberdeutschen hegen gegen die Wissenschaft und besonders die Philosophie ein entschiedenes Mißtrauen, weil sie ihnen vom Norden her angemuthet wird, und weil sie fürchten, daß unter diesem Einfluß die Geradheit und Entschiedenheit des Charakters leide. Man sieht, wie sich Geist und Charakter hier entgegenstellen, oder wie man sie willkührlich auseinander hält. Noch jüngst hat ein verzüglicher Mann und zwar geborner Württemberger, Paulus in Heidelberg, bei Gelegenheit eines bekannten Skandals die Uebereilungen einiger Schriftsteller in Schutz genommen gegen die schnöden Angriffe Anderer, allein die Ursache dieser verschlten und auch von ihm verworfenen Erscheinungen in der neuern Philosophie gesucht, die den Geist verwirre und die Skepsis an den sittlich-nothwendigen Grundsätzen menschlichen Denkens, Glaubens und Thuns in Schwung gebracht habe. Es wird der Vorwurf mit jener Humanität ausgesprochen, welche von dem Gegenstande abgenöthigt war. Ich fühle keinen Beruf, die mannigfachen Mißgriffe, welche die neuere Philosophie, besonders in ihrer Stellung zu andern Wissenschaften, zu freier Forschung und zum praktischen Leben gethan hat, zu vertreten. Auch ist es hier ganz gleichgültig, ob man in dem oder jenem Systeme der letzten Zeit Befriedigung findet. Die Beschuldigung ist gegen die neuere Philosophie überhaupt gerichtet, die von einfacher Pflichten- und Willenslehre Kantischer und Fichteischer Zeit in verwirrende und absolutistische Welterklärung zurückgefallen sey, wodurch die einfachen Bestimmungen des Glaubens und des gesunden Menschenverstandes, wie das menschliche Streben nach Vollkommenheit einer alle Willenskraft lähmenden Zweifelsucht oder Indifferenz

überantwortet würden. Diese Anklage bekundet zuerst einen höchst einseitigen Standpunkt in Beurtheilung der Philosophie selbst. Es gibt einfache Hauptsätze und Ueberzeugungen der Menschheit, welche sich zwar meist in dem Zusatz zufälliger und vergänglicher Form aussprechen, allein den Kern enthalten, welchen die Menschheit in allen ihren Umwandlungen bewahren wird, mögen dies nun Sätze des Glaubens, der Sittlichkeit, des Rechts oder des allgemeinen Denkens seyn. Allein abgesehen davon, daß die Philosophie die Aufgabe hat, jene allgemeinen Wahrheiten in ihrem tieferen Zusammenhange, in ihrer unendlichen Begründung und in der Nothwendigkeit ihrer Form zu erfassen, arbeitet sie selbst an Besitznahme höherer und gereinigter Wahrheit und sucht in ihrem Proceß dasjenige, was das allgemeine Bewußtseyn noch schwankend in sich trägt, auf sichere und unvermeidliche Resultate zu bringen. Vorzüglich die deutsche Nation suchte in diesen Forschungen nicht die auffindenden Sätze und erweiternden Gedanken, wohl aber die Entscheidung darüber, in wie fern neue Lebensansichten mit dem ewigen Grunde überlieferter und allgemeiner Wahrheit verträglich sind. So hat uns die Kantische Philosophie vor den Stürmen der Revolution bewahrt und in dem neuesten System wurden Gährungen, welche anderwärts eine Auflösung aller Verhältnisse herbeizuführen drohen, um so beruhigender verarbeitet, als der Ausgang der Forschung immer von den Grundlagen allgemeiner Wahrheit genommen wird. Während die Philosophie und noch mehr die freie säculare Forschung neue Ideen durch dialektische Behandlung mit der Ueberlieferung einigt oder neue Gedanken an's Licht fördert, kurz der Ausdruck des strebenden Bewußtseyns der gegenwärtigen Geschichte ist, mag es freilich zugleich Pflicht seyn, auch die unwandelbare Seite der Wahrheit immer wieder in's Gedächtniß zu rufen und mit der natürlichen Unbefangenheit

des gesunden Menschenverstandes und practischer Gesinnung die Eingriffe der Speculation in das gegenwärtige Leben und in die selbstständige Wissenschaft zu bewachen. Auf der Einfachheit und Sicherheit der Ueberzeugung ruht die bestehende Ordnung des Lebens; von ihnen hängt die Thatkraft und jedes ächte Streben ab und nur im Lichte unwandelbarer Wahrheiten bildet und stählt sich der Charakter. Die Forschung führt den Kern der Wahrheit aus der vergänglichen Gestalt der Ansichten auf ein höheres, nothwendiges und die Wahrheit selbst erfüllendes Stadium hinauf; allein damit in dieser Wandelbarkeit des Gedankens der handelnden und fester Maximen bedürftigen Menschheit nicht der Grund und Boden abhanden komme, auf dem sie steht, ist in jene allgemeinen Gesetzen solange der practische, religiöse und politische Haltpunkt zu setzen, bis das Gesetz und die Einsicht selbst sich von ihren Gränzen und ihrer Vergänglichkeit befreit haben. Für das jetzige Zeitalter erscheint diese Wechselbeziehung offenbarer und nothwendiger, weil das Bewußtseyn aller denkenden Geister und der handelnden Welt sich durchweg im Zwiespalt und in der Bewegung des Uebergangs befindet. Es gibt gegenwärtig keine Regung des Menschengeistes, die nicht nach Befriedigung strebt, und nur der Geist ist's, der sie gewinnen kann. Man darf die Verirrungen des Zeitgeistes und einzelner Köpfe zurückweisen, aber es ist eine Versündigung gegen den Fortschritt, alle tieferen Geistesbestrebungen, welche ohnehin übermäßig zurückgedrängt werden, im Allgemeinen anzugreifen und an ihre Stelle gewisse einfache Sätze der practischen Vernunft, zwar nicht als Resultate, aber als Schranken setzen zu wollen. Darin ist Paulus ganz und gar in Uebereinstimmung mit der unter den Oberdeutschen herrschenden Stimmung, welche den Charakter vor den Umtrieben des Geistes zu sichern meint, indem sie ihn in das Verdeck der Ueberlieferungen wie der Vogel Strauß seinen

Kopf in's Gesträuch steckt. Daher kommt es, daß besonders in Schwaben der heftigste Liberalismus die Discussionen über religiöse, sittliche und intellectuelle Fragen verabscheut, daß der Pietismus die Wissenschaft und den Gedanken wie die Pest fürchtet, von der die höhere Menschlichkeit aufgerieben werde. Hier ist es überall der Charakter, der sich in seiner willkührlichen und selbstständigen Eigensucht als etwas Absolutes geltend machen will. Die Ausbildung des Charakters in seiner Starrheit war das Merkmal oberdeutscher Stämme und die Zügelung desselben wird als das höchste Bedürfniß ihres Gedeihens anerkannt. Der Gedanke, die Nothwendigkeit und die dialectische Betrachtung der Dinge, also vorzüglich die Philosophie, vermag die vereinsamte Stellung des Selbstbewußtseyns beweglich zu machen und nur die unbefangenste Hingebung an freie Forschung kann die Anschauungsweise zu gemessener Vernünftigkeit bringen. Wenn etwas zu fürchten wäre, so könnte es nur die materielle Weltbetrachtung seyn, welche zur Herrschaft strebt, und ihr zu begegnen und dagegen den höheren Schwung und ächten Charakter zu wahren, gibt es nichts Nothwendigeres, als die Freiheit des Gedankens. Hier ruht jede höhere Bildung; der Mangel, den ich an oberdeutschen und besonders schwäbischen Bildungsformen hinlänglich gerügt habe, entspringt lediglich aus jener einseitigen und tyrannischen Bevorzugung des Willens und des Charakters. An ächter Charakterbildung ist unserer Nation Alles gelegen; von ihr hängt besonders die politische Erhebung ab; aber weder die Starrheit germanischer Sitte, noch der Trieb sie zu erhalten oder zu beleben kann das Mittel seyn, von dem wir unser Heil erwarten. Wie die Franzosen, als sie die Gottheit, so haben wir, als wir unsere Philosophie durch ein Decret abschaffen wollten, diesen einseitigen bürgerlichen Enthusiasmus auf seine äußerste Spitze getrieben.

Es gibt ein Mittel, die mancherlei Hemmungen höherer Geistesbildung unter den Würtembergern zu verdrängen oder unschädlich zu machen, und dieß wird auch von der gegenwärtigen Regierung auf höchst erfreuliche Weise gefördert. Denn der Buchhandel, welcher in neuerer Zeit zu Stuttgart eine überraschende Regsamkeit des Geistes hervorgebracht hat, findet bei der erleuchteten Verwaltung jede mögliche Unterstützung. Man erkennt die großen materiellen, intellectuellen und moralischen Folgen einer Thätigkeit, welche die Würtemberger in stetiger Verbindung mit den übrigen deutschen Staaten und Köpfen erhält. Diese Erscheinung ist ein ächter Ausdruck des auch in Oberdeutschland festhaften Protestantismus. Man erkennt hier die Lichtseite der deutschen Nation, um so mehr, als der Schatten in nächster Nähe ist. Während es in München, wenn auch keine Pallas Athene, aber Eulen und Sykophanten genug gibt, lebt hier Alles in ziemlich ungehemmter geistiger Thätigkeit und das kleine Stuttgart, das dadurch Zuwachs und Aufschwung in Fülle nimmt, ist ohne Säulen und Tempel, ja trotz einfachsten und beinahe landstädtischen Zuschnitts eher als ein Athen, wenigstens als ein Sammelplatz geistiger Betriebsamkeit zu betrachten. Freilich bemerkt man auch hier den Einfluß des um sich greifenden Materialismus und besonders bei den Stuttgarter Literaten werden die Bücher oft wie Torten beim Zuckerbäcker bestellt. Wir haben die Pfennig-Literatur erlebt und hier wandelt der Geist bestweise unter die Leute. Doch das hat Alles nichts zu sagen. Durch solche Realitäten mußte der deutsche Buchhandel hindurchgehen, um ein größeres Publikum zu schaffen und wie den Markt so die Bildung der Nation am Ende zu erweitern. Es ist auch ganz überraschend, in welchem Umschwung der literarische Verkehr in Deutschland begriffen ist und man wird selbst ohne Preßfreiheit von der neueren Presse sagen dürfen, daß sie eine Macht gewor-

den. Denn früherhin konnte man dieſes Attribut nur der deutſchen Philoſophie und gewiſſen aufregenden Dichtungen beilegen. Von dieſem Austauſch der Anſichten und dem unaufhörlichen Für und Wider, das den Einſichtsvolleren oft ſehr beläſtigt, iſt weniger für die Literatur ſelbſt, als für die Bildung der deutſchen Nation, für practiſche Zwecke und für das Durcheinandergreifen verſchiedener Extreme, Volksthümlichkeiten und Nationalentfremdungen zu erwarten. Auf Würtemberg beſonders wird der Einfluß dieſer Geiſtesinduſtrie immer bemerkbarer. Wenn die Härte der Anſichten, die Schroffheit der Charaktere, die Unklarheit des Gefühls von den unabläſſigen Berührungen mit den verſchiedenen Richtungen, ſelbſt mit dem Chaos dieſer Wiſſenſchafts- oder Literatur-Thätigkeit fort und fort aufgerüttelt wird, ſo muß Klarheit und Bildſamkeit das nothwendige Reſultat ſo vielſeitiger Angriffe ſeyn. Erſt wird man angeregt, man wird ſtutzig und aufnahmefähig und man verändert ſich, ohne es ſelbſt zu wollen. Das iſt der Gang der Bildung. Die Aufklärung, welche ſich darnach im Lande verbreitet, wird zuletzt von ſelbſt die härteſten Stützpunkte des Herkommens, der Parteiung und des Aberglaubens ergreifen. Die Gebrechen vieler Inſtitutionen werden in ſich ſelbſt zerfallen. Man wird die Zuſtände kaum wieder erkennen und wenn die Jugend die Stelle ihrer Vorfahren eingenommen hat, trotz alles Nepotismus und aller Familienherrſchaft, die Schranken verändert ſehen, gegen die man ankämpfte. Was kann man von einer Promotion erwarten, die wie die letzte in Würtemberg zum Schrecken der älteren geiſtlichen Räthe faſt aus lauter Anhängern der Hegelſchen Philoſophie beſtanden haben ſoll. Von dieſen ſogenannten Freidenkern werden viele Profeſſoren oder wohl gar Prälaten werden und wenigſtens einige minder orthodox ſeyn als ihre Vorgänger.

Was nun die Verdienſte der Regierung um dieſe geiſtige

Induſtrie anlangt, ſo beſteht dies hauptſächlich in der Befreiung derſelben von vielen Hemmungen, welche ihr anderwärts begegnen. Vorzüglich kommt hier die Freiheit der Preſſe in Betrachtung. Sie beſteht, trotz der allgemeinen Einſchränkungen in den deutſchen Bundesſtaaten, hier in Würtemberg noch in anſehnlicher Ausdehnung. Es gibt deutſche Staaten, wo ſelbſt eine hebräiſche Grammatik cenſurirt wird. Im alten Herzogthume hatte die Preßfreiheit, wenn auch nicht durch Geſetz, aber in der Wirklichkeit beſtanden. Die napoleoniſche Zeit brachte auch hier die ſtrengſten Maßregeln hervor; bis durch ein Geſetz vom Jahre 1817 in Würtemberg die Preßfreiheit geſetzlich erneuert wurde. Dadurch ward die Druckfreiheit mit Ausſchluß jeder Präventiv-Maßregel feſtgeſtellt und in der Verfaſſungsurkunde ebenſo in vollem Umfange zugeſichert. Allein durch das Preßgeſetz des deutſchen Bundes vom 20ten September 1819 wurde, was kurz zuvor geſtattet worden war, wieder aufgehoben. Nur bei Werken über zwanzig Bogen blieb die Landesgeſetzgebung in Kraft; bloß die Einrichtung, daß jedes Vergehen von den ordentlichen Gerichten des Landes abgeurtheilt werden muß und daß dieſe Gerichte ſelbſt die von einer andern Behörde verfügte Unterdrückung eines Werks zu beſtätigen haben, bringt in dieſe Angelegenheit größere Sicherheit. Selbſt die Bundesverſammlung hat in ihren neueren Beſchlüſſen die Ausführung derſelben an die in jedem Staate rechtmäßig gebotenen Mittel gewieſen, ſo daß in Würtemberg dieſe Bundesbeſchlüſſe nur ſo weit durchführbar erſcheinen, als ſie der betreffende Gerichtshof in Rückſicht auf einzelne Individuen oder Werke beſtätigt. Doch darf man dem Bundestage, weil er in einzelnen Fällen die Ausführung den Landesgewohnheiten oder nochmahliger richterlicher Einſicht überließ, deshalb kein Präjudiz machen. So ſehr man auch beſtehende Freiheiten und Geſetze einzelner Staaten zu ſchonen ſucht, um die Autorität

der Geſetze überhaupt zu erhalten, ſo wenig würde den Beſtimmungen des deutſchen Bundes irgend auch nur eine Einrichtung oder Verfaſſungs-Norm entgegen ſtehen. Auf dem ſtürmiſchen Landtag von 1833 wurde auch die Wiederherſtellung der verfaſſungsmäßigen Preßfreiheit zum Gegenſtand der Discuſſion gemacht und das Verlangen danach beſonders auf die Motivirung jenes berühmt gewordenen Commiſſions-Berichts des Abgeordneten Hufnagel, einer juriſtiſchen Notabilität, von der Mehrheit der Kammer ausgeſprochen. Das hieß von der Regierung fordern, was dieſe, ſelbſt wenn ſie möchte, nicht im Stande geweſen wäre, zu gewähren. Es hieß die Beſtimmungen des deutſchen Bundes als nicht für verbindlich, ſowohl für Regierung als für Stände, betrachten und noch in dem vernichteten Buchſtaben des Geſetzes ein illuſoriſches Recht finden; wo man denn auch hier wieder an die oppoſitionelle Stimmung des würtembergiſchen Volkes anſtößt, für welche der Bundestag nur ſo weit eine rechtmäßige Gewalt iſt, als es die beſtehenden Rechtsnormen und einheimiſchen Verfaſſungsſätze zulaſſen. Die würtembergiſche Regierung, wie mehrere andere conſtitutionelle in Deutſchland auch, eingezwängt zwiſchen den Maßregeln des Bundes und den Zumuthungen ihrer Unterthanen, konnte nichts weiter zuſichern, als daß die Preſſe in Betreff inländiſcher Angelegenheiten fortan und trotz der Cenſur ſo ungehindert ſeyn ſolle, wie die Verfaſſung verkündigt. Doch auch in dieſem Ausſpruch liegt um ſo weniger eine politiſche Verbindlichkeit, als die gegenwärtige Zeit von jeder Regierung die Rückſicht auf die immer wechſelnde Nothwendigkeit des Bedürfniſſes und Widerſtandes erheiſcht, und auch das Inland am Ende vor den ausgeſprochenen oder geheimen Gebeten des deutſchen Bundes nicht entbunden werden kann. Man glaube deßhalb nicht, daß dieſes oberſte National-Collegium ſich zu jeder Willkühr berechtigt glaube; im Gegentheil, wenn

es in Deutschland irgendwo Factoren gibt, welche sich gegenseitig begränzen, so ist es das im Bunde zusammentreffende Verhältniß zwischen der Souveränität der einzelnen Glieder und der von überwiegenden Einflüssen beherrschten allgemeinen Bundesgewalt. Was aus diesem Conflict hervorgeht, kann nur die Selbstständigkeit einheimischer und freierer Gesetzgebung begünstigen. Alles Andere ist Illusion und beruht hauptsächlich auf den aus dem Privatrecht in das Staatsrecht und die Politik hinübergezogenen, juristischen Begriffen von der Autorität des gesetzlichen Buchstabens, von den obligatorischen Verpflichtungen eines einzelnen Staatsoberhaupts aus vorangehenden Zusagen oder gegebenen Normen des öffentlichen Rechts und auf der Ansicht, daß in jeder civilisirten Staatsform das juristische Element des Gesetzes auch in öffentlichen Rechtszuständen über das politische Element des allgemeinen Wohls, staatlicher Vernunft und dringender Nothwendigkeit erhaben sey. In England ist dieß wirklich der Fall, aber das Gesetz hat diese Gewalt nicht, weil es Gesetz ist, sondern weil unter der glücklichsten Zusammensetzung der politischen Kräfte dieses unantastbare Ansehen des öffentlichen Rechts erhalten werden kann, ohne die Existenz des Staates zu gefährden. Ganz anders verhält sich dieß in Deutschland, wo es zur innern Einigung der Nation das größte Bedürfniß war, eine durch die Schwäche der Zeit untergegangene Centralgewalt selbst über den Rechtsnormen einzelner Staaten siegreich zu erneuern und mit Achtung vor dem civil- und criminalrechtlichen Theil der Legislationen, also vor Sicherheit der Personen und des Eigenthums die politische Gesammtheit kräftig zu überwachen. Fast unsere ganze neuere Staatswissenschaft in Deutschland ist auf jenen idealogen Boden gebaut, welchen Kant in unsere Philosophie einführte, als er den Staat für eine auf der unwandelbaren Geltung des Gesetzes oder contractlicher Rechte begründete Sicherheitsan-

ſtalt erklärte. Seit dieſer Zeit war die rationale Staatswiſſenſchaft zwiſchen den Sätzen des Contract-Social und den privatrechtlichen Begriffen von Rechtsentſtehung und Untergang getheilt oder meiſt aus beiden zuſammengeſetzt. Trotz dieſer Einſchränkungen iſt die Preſſe in Würtemberg ſelbſt von Seiten der Regierung ſo nachſichtig behandelt, wie es unter den beſtehenden Verhältniſſen möglich ſcheint. Dieß kann man leben, ohne deshalb die allgemein beſtehende Willkühr in Preß-Angelegenheiten für einen glücklichen oder bleibenden Zuſtand zu halten. Durch die Mäßigkeit der Reaction hat die Regierung um die ihrem Lande nothwendige Geiſtesbewegung und den literariſchen Verkehr großes Verdienſt und jene Anerkennung erworben, die ihr auf dieſem Wege nie fehlen wird.

Plötzlich ſind wir durch dieſen Gegenſtand in die Mitte der Verfaſſung und Verwaltung des Landes geworfen worden, und es iſt Zeit, darin zu verweilen. Die würtembergiſche Verfaſſung theilt das Schickſal aller übrigen Particulär-Verfaſſungen Deutſchlands, daß ſie unter den beſtehenden Verhältniſſen nur den Zuſtand einer Quaſi-Conſtitutionalität begründen kann. Die Formen dieſer Conſtitution können in Deutſchland ziemlich als normal betrachtet werden und es iſt von keinem großen Einfluß, ſich über die einzelnen Beſtimmungen dieſer deutſchen Verfaſſungen weitläuftig zu ergehen, wie dieß bei der Staatslehre jener Staaten nothwendig erſcheint, wo das kleinſte Glied der geſetzlichen Form ein wichtiger und den Beſtand der öffentlichen Verhältniſſe bedingender Theil iſt, wo die Verfaſſung gerade dadurch das Weſen des Staats werden konnte, daß ſie die politiſchen Kräfte auf ſo richtig geordnete Weiſe gegen einander ſtellte. Hier hat jede Norm, welche die Prärogativen der Krone oder die Rechte des Volks begränzt, Bedeutung und entſcheidet darüber, ob die Nation aus ihrer reifen und ſicheren Staatsge-

ſtalt in die ſchwankenden Studien der politiſchen Vernunft zurückfallen oder der auf das Recht gegründete Zuſtand einem anarchiſchen Demokratismus anheimfallen ſoll. Die rein-conſtitutionelle Politik beginnt erſt auf dem Boden, wo ſie die Exiſtenz des Staates ausmacht. Dieß iſt in Deutſchland nicht der Fall. Der Beſtand unſerer gegenwärtigen deutſchen Staaten hängt von dem Seyn oder Nichtſeyn einer Verfaſſung gar nicht ab.

Die älteren deutſchen Verfaſſungen waren mit Ausnahme Einiger nur ſchützende Privilegien der einzelnen Stände und des Volkes gegen die Hoheit der Fürſten über Land und Leute. Meiſt trug dieß Verhältniß den Stempel der damaligen Feudal-Einrichtungen, mit welchen ſich ſpäter die neugebildeten bürgerlichen Corporationen ausglichen. So wurde die Selbſtſtändigkeit, welche die Freien in alter Zeit gehabt hatten, auch neben der Feudal-Verbindung gerettet und die Autonomie, welche ganze Stämme und Stände bewahrt hatten, auch auf den neuen Zuwachs des Bürgerthums, wenigſtens des ſtädtiſchen, übertragen. Noch immer hatte das Reich in ſolcher Zuſammenſetzung ſeine innere Gemeinkraft, ſeine dauernde Einigung nicht gefunden, und als die Kirche fiel, mußte auch der Kaiſer ſinken. Allein wie die Geſammtkraft der Nation mehr und mehr verloren ging, ſo zerfiel auch die Freiheit der Einzelnen entweder ganz oder in kleinliche, krankhafte Reibungen. Die Landeshoheit der deutſchen Fürſten wurde durch die Reformation und den weſtphäliſchen Frieden beſtätigt und zwar der Ausdruck entſchiedenen Verfalls alter Reichsgröße, war ſie doch der nothwendige Durchgangspunkt, um eine wahrhaft politiſche Verkörperung unſerer von alter Zeit her auseinander fallenden Nationalglieder zu bewirken. Als die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts und die franzöſiſche Staatsumwälzung auch bei uns den Athem der Freiheit belebte, regte ſich auch

der Sinn der Nation für alte Rechte und für alte oder neue Verfassungen. Die Staatsweisheit machte an der Hand allgemeiner menschlicher Rechtsgedanken so viele glückliche Umänderungen, man war so reich an Erfahrungen, man benutzte Fremdes und erfand Eigenes; und die Stürme von Außen der waren so gewaltig, daß nicht bloß das morsche Reich zerbrach und neue Bildungen sich aus der Asche erhoben, sondern ohne eigentliche Revolution ganz Deutschland wie ein neuer Mensch dastand. Was man vor Allem errungen hatte, das waren die Elemente und Anfänge eines größeren Gesammtdaseyns. Auch die fremde Oberherrschaft wurde abgeschüttelt. Doch von der friedlichen Reorganisation des eigenen deutschen Reiches erwartete man leider das Widersprechendste, Wenige nur das allein Nothwendige. Die Einen dachten an Wiederherstellung des Alten, die Andern an Geltendmachung bürgerlicher Freiheits-Ideen und die politische Verkörperung derselben; alle wollten die Größe und Kraft der deutschen Nation, aber ohne von Besitz und Privilegien oder die allgemeinen und jeder nationalen Vorbedingung entblößten Freiheitsbegriffe zu opfern. An die Nothwendigkeit der Dinge und an das höchste Bedürfniß der Nation, erst zur sichern Staatsbegründung zu gelangen, wollte fast Niemand denken, am wenigsten die Stimmen aus dem Volke. Was geschehen mußte, geschah, so weit es geschehen konnte. Bald sah man sich in seinen Hoffnungen umfassender Umgestaltung unserer politischen Verhältnisse getäuscht und das Unheil, welches man nicht bloß von den Franzosen, sondern auch von ihren Freiheits-Theorien zu fürchten angefangen hatte, wurde, wenigstens bei den Volksfreunden, gar bald vergessen und in dem heftigsten Verlangen nach innerer volksthümlicher Berechtigung suchten sie für die verlorene äußere Umgestaltung Ersatz. Selbst die deutschen Regierungen mochten in jener Zeit von den constitutionellen Formen als dem Aus-

druck des Zeitgeiſtes verlockt werden, auch Fürſten ergingen ſich in edlen und zukunftreichen Gedankenkreiſen und vor Allem glaubten ſie der Gewalt der Umſtände gegenüber ſich ihres Beſitzes nicht beſſer vergewiſſern zu können, als wenn ſie einen auf Rechtsnormen begründeten Bund mit den Anſprüchen ihres Volkes eingingen. Auch diejenigen, welche in dieſen Formen zur Zeit für Deutſchland wenig Heil erkannten, glaubten doch darin eine Garantie zu finden, daß die politiſche Vervollkommnung, der wir theilhaftig geworden waren, und viele über alte Vorurtheile des Standes und des Glaubens ſiegreiche Ideen der Humanität durch ſolche, geſetzlich feſtgeſtellte Concordate bei ihrem vollen Rechte bleiben würden. Es war im innern Volksleben ſchon ſo viel erneuert worden, daß man wenigſtens dieß gegen jede Anmaßung erhalten wünſchte.

Dieß iſt's, was unſer Zeitalter bezeichnet. Die Völker wollen Erweiterung ihrer Rechte, aber ſie verlangen noch weit mehr nach ſtaatsbürgerlichen Garantien. Liebe zum Alten und Anhänglichkeit an das, was man von Neuem errungen — Beides wollte ſich gegen die Eingriffe der organiſirenden Willkühr oder antiquirter Vorurtheile geſchützt wiſſen. Alles dieß glaubte man, beſonders in Oberdeutſchland, an frühere Volksberechtigungen gewöhnt oder leichter erinnert und überhaupt lebhafteren und für bürgerliche und politiſche Ideen entzündbareren Weſens, in der Mitwirkung des Volkes zur Geſetzgebung und in einer Controlle der Verwaltung am leichteſten und ſicherſten zu erreichen, womit denn zugleich alte und neue Irrthümer über die Grundlagen der Geſellſchaft neben den practiſcheren Freiheitsſätzen, am meiſten jedoch der alte Widerſtand der Deutſchen gegen das Ganze und die zur Einigung zwingenden Kräfte in Aufſchwung kamen. Immerhin durfte man in dieſen conſtitutionellen Verſuchen kleinerer deutſcher Staaten eine gute Uebung der Nation und ein Mittel anerkennen, auch

die nicht mit dieſer Einrichtung behafteten Staaten für das öffentliche Leben erregter zu machen.

Der Widerſpruch, welcher ſich ſeit dieſer Zeit zwiſchen den Staatsmännern und den Volksfreunden, zwiſchen der Diplomatie und dem gewöhnlichen Liberalismus ergab, und der Kampf dieſer Gegenſätze hat ſchon zwei große Ausbrüche und zwei Bewältigungen verurſacht, wobei, wie faſt immer in ſo wirren Zeiten, auch die Nothwendigkeit nicht genug von dem Einfluß alter Vorurtheile geſchieden war und mit den Mitteln, deren ſie ſich zum Widerſtand bediente, den Widerſpruch oft nur noch einſeitiger und unverſöhnlicher machte. Nichts deſtoweniger fängt man die Lage der deutſchen Nation und die Bedürfniſſe der Völker ruhiger aufzufaſſen an und ſich zu beſinnen, daß es bei uns, wenn wir nur irgend einer politiſchen Aeußerung fähig ſind, andere und wenigſtens zur Zeit nothwendigere Garantien geben muß, und wirklich gibt, als jene Inſtitutionen, welche im Widerſpruch mit der Geſammtheit der Verhältniſſe nothwendig Täuſchung ſind, ſobald man in ihnen mehr ſieht, als was ſie wirklich ſind, nämlich quaſi-conſtitutionelle Formen. In ſolcher Ausdehnung werden ſie auch von der Geſammtheit der deutſchen Nation anerkannt und gerade für die kleinen Verhältniſſe der Staaten als eine innere Vergrößerung betrachtet. Wenn ſelbſt der deutſche Bund in der ſchwierigen Zeit ſeiner Entſtehung von ſeinen Kräften nicht überzeugt ſeyn konnte, ſo war es doch nothwendig, daß, als er dieß wurde, der Geiſt des Bundes über den Buchſtaben ſiegte und die Zuſatzartikel der Acte nicht bloß ergänzende, ſondern umändernde und conſtituirende werden mußten. Mit dieſer Fortbildung des Bundes wurde auch erſt ſeine größere Thätigkeit möglich und durch dieſe wiederholte Kraftäußerung nach Innen und Außen iſt der Glaube an die Autonomie einzelner deutſcher Stämme und Staaten in ihrer Unbedingtheit vernichtet worden, ſo daß

nur die für die Gesammtkraft unseres Vaterlandes unheilsamste Revolution diesen früheren Zustand wiederherstellen könnte. Wenn Deutschland in solcher Weise wie bis jetzt die constitutionelle Politik zur Erscheinung gekommen ist, also im Allgemeinen dem Musterstaate England ähnlich gestaltet werden sollte, so ist doch entschieden, daß es jetzt wenigstens auf dieser Stufe der politischen Form weder begriffen ist, noch seyn kann. Rein demokratische Verfassungen werden auf europäischem Boden, wenigstens in den größeren und vielversprechenden Staaten, niemals zu Stande kommen, ja sie laufen der natürlichen Entwicklung unserer modernen Weltzustände zuwider. Das Prinzip der Volkstheilnahme an der höchsten Gewalt im Staate habe ich dagegen von vorn herein als ein Ziel der Civilisation anerkannt und auch ohne äußere politische Formen ist es in der Wirklichkeit reindeutscher Staaten schon wirksam und vorhanden. Man zweifle nicht, daß auch unsere Nationalität einst zu äußerer, constitutioneller Geltendmachung ihres Willens und zu Garantien dieses friedlichen Einflusses gelangen werde. Um letztere jedoch für die ganze Nation zu gewinnen, bedarf es einer entschiedenen staatlichen Sicherung, der innern Einigung, die man nicht mit Einheit verwechsele, und einer auf festem Grunde ruhenden Consolidation des inneren und äußeren Nationalwillens. Allein nicht einmal diese Fundamente würden hinreichen, sogleich eine deutsche National-Vertretung nach gleichmäßigen Grundsätzen und mit größeren politischen Rechten in sämmtlichen deutschen Staaten hervorzurufen, sondern es gehört dazu jene Grundlage von bürgerlichen Verhältnissen, welche die Temperatur der Staatskräfte bildet. Von solchen Unterlagen, auf welchen die Freiheit allein ausgedehnt werden kann, ist nun jetzt in Deutschland wenig und nichts Zulängliches vorhanden und was vielleicht früher im deutschen Reiche von solchen Elementen gegeben war, das ist

in immer größere Unbedeutendheit verſunken oder ganz untergegangen. Ohne ſolche Schutzmaßregeln, den Garantien des objectiven Beſtandes und der Ordnung, kann kein Staatsmann dem demokratiſchen Strome freie Oeffnung laſſen und es iſt eine große Begränztheit zu ſagen, der preußiſche Staat habe bloß deshalb die verſprochene Verfaſſung noch nicht erhalten, weil eine herrſchende Partei ſie nicht möge. Die Freiheit iſt erſt möglich, wenn man ſich ihrer Gränzen bewußt iſt und ihre nothwendigen Ausgangspunkte nicht überſieht. Erſt der Staat gibt dem Einzelnen politiſche Rechte. Er vervollkommnet ſich ſelbſt, indem er ſich dem Einzelnen unterzuordnen ſcheint. Das Wachsthum politiſcher Rechte iſt alſo nur Blüthe politiſcher Civiliſation. Es kann hier nicht Gegenſtand der Unterſuchung ſeyn, ob in allen deutſchen Staaten für die politiſche Zukunft genügend vorbereitet wird; allein man wird auch ſo lange den Widerſtand der Staatsgewalten entſchuldigen müſſen, je länger und ſtärker der Angriff auflöſender oder übereilter Zumuthungen dauert. Diejenigen aber, welche mit den abſtracten Begriffen bürgerlicher und politiſcher Freiheit den beſtehenden Verhältniſſen rückſichtslos entgegen treten, hemmen nicht bloß die ſchon glücklich begonnene innere Einigung des deutſchen Staatenlebens, zerſtören die junge Kraft, welche zunächſt den mächtigen Repräſentanten des National-Vermögens Noth thut, ſchwächen uns, indem ſie uns zu ſtärken meinen, ſondern ſie machen zugleich die Erfüllung jener nothwendigen Pflicht unſerer öffentlichen Gewalten, durch glückliche Inſtitutionen die Temperamente künftiger Freiheit zu entwickeln, unmöglich, indem ſchon dieſe Vorläufer Mißbräuchen zugängig ſeyn könnten, welchen der nun einmal nothwendige Staatsbeſtand Widerſtand leiſtet oder leiſten zu müſſen glaubt. Alſo der Zwang, den man verſucht, kann ſelbſt das Mögliche und Nothwendige nur zurückhalten, man müßte denn

im Wahne seyn, es würde auf dem gegenwärtigen Standpunkte der deutschen Nation auch nur irgend eine Bewegung von Unten geschehen, welche nicht von Oben oder im schlimmsten Fall vom Ausland veranlaßt würde. Daß vor wenig Jahren ein solcher Umschwung der Verhältnisse sich nicht ereignen konnte, dafür hat der deutsche Bund, Oestreich und Preußen gesorgt und so blieb es denn trotz aller gigantischen Revolutionspläne bloß bei tumultuarischen Volksversammlungen und bei stundenlangen Redeübungen in unsern Kammern, von welchen selbst ein liberaler Deputirter sagte: sie würden mehr wirken, wenn sie kürzer wären, und wie ich dazu zu setzen mir erlaube, wenn sie weniger wirken wollten. So ist es nun einmal, und man sollte sich wenigstens in diese Nothwendigkeit schicken lernen.

Doch eben dieses deutsche Volk zeigt sich schon längst und immer mehr der bloßen Autorität entwachsen, da Fürsten und Regierungen nichts Gewichtiges oder Bleibendes verfügen können, was dem allgemeinen Bewußtseyn dieses Volkes schnurstracks widerspräche. Ohne alle Vertretung spricht die öffentliche Meinung, trotz beschränkter Presse dringt der Geist des Volkes von der untersten Lage bis zu den obersten Regionen und es schlingt sich eine und dieselbe Bildungsart um alle eigentlich begehrenden Classen deutscher Gesellschaft und der Verkehr zwischen ihnen, wie zwischen Volk und Fürsten, würde noch inniger seyn, wenn man sich nicht hie und da mit absoluten Widersprüchen gegenseitig abgewendet hätte. Zuletzt sind es gerade diejenigen Classen, welche am wenigsten Raum zur Klage haben, so den unzufriedensten Geistern der Verneinung Stoff und Unterlage geben könnten. Könnten die politischen Conflicte auch in Deutschland jemals ein Aeußerstes erreichen, so würde, was Deutschlands Fürsten und Völker gleich sehr fürchten und um der Folgen willen zu vermeiden wünschen, nothwendig die Revolution da seyn,

welche durch innere und äußere Reform und in allmähligen Fortgängen ersetzt werden wird und muß. Aber Niemand überlasse sich der Furcht vor solchen Gespenstern, denn es gibt in Deutschland mehr Freunde der Ordnung, als Freunde der Freiheit!

Jetzt komm ich zu meinem quasi-constitutionellen Würtemberg zurück und ich sehe hier wie in den meisten oberdeutschen Staaten freilich recht malcontente Physiognomien und ich höre bis zur Unzahl das ewig wahre und immer falsche Wort, das „Traurig ist's noch allerwärts", obwohl sich daneben die Leute freier, wenn auch nicht besser befinden als allerwärts im deutschen Vaterlande. Die würtembergische Verfassung trägt so ziemlich den Durchschnittscharakter unserer deutschen Constitutionen an sich und wie überall ist auch hier ein großer Unterschied zwischen dem reellen und dem nominellen Werth des Gesetzes zu machen. Die Würtemberger besitzen wirklich schon viel Reelles, doch dieß mehr noch durch ihre allgemeinen bürgerlichen Einrichtungen und Gesetze, besonders durch den politischen Geist des Stammes als durch ihre Verfassungs-Paragraphen. Man könnte die Frage aufstellen, warum ihnen von den wirklichen, sehr erklecklichen bürgerlichen Freiheiten nichts beschnitten wird und man muß sich antworten, weil man ihnen hier nichts rauben kann. Aber wo ist denn die Garantie dafür? Der Schutz für diese Errungenschaft liegt gerade da, wo man ihn am wenigsten sucht, in den Freiheiten selbst und in dem Bewußtseyn des Volkes, welches sie nach und nach errungen und liebgewonnen hat. Diese Freiheiten sind unseren gegenwärtigen Zuständen angemessen, also nützlich und vernünftig und das Bewußtseyn hält so fest daran, wie die Mutter an ihrem Kind. Wer wagt die eingebürgertsten Gewohnheiten unserer deutschen Bürgerverhältnisse, unserer Rechtspflege und unserer persönlichen Beschützung anzutasten? Darin habt ihr

auch die Bürgſchaften des gegenwärtig freien Nationalzuſtandes und ihr könnt durch ungemeſſenen Trieb, beſſere zu erhalten, nur ſein Wachsthum verhindern. Große Wahrheit, wenigſtes in Betreff unſerer bisherigen deutſchen Verhältniſſe, enthält der Ausſpruch Göthe's, eines ſonſt in politiſchen Behauptungen für unſere nächſte Zukunft nicht zureichenden Mannes, über die altwürtembergiſche Verfaſſung, von der er ſagt: „Der Hauptſinn einer Verfaſſung, wie die würtembergiſche, bleibt nur immer: die Mittel zum Zwecke recht feſt und gewiß zu halten, und eben deswegen kann der Zweck, der ſelbſt beweglich iſt, nicht wohl erreicht werden.“ Für unſere deutſchen Zuſtände iſt darin ein Grundgebrechen aufgedeckt. Man ſucht äußere Garantien für Dinge, welche ohne ſie viel früher zum Ziele kommen.

Während Würtemberg gerade außerhalb der Verfaſſung in alten Gewohnheiten, Geſetzen und vor Allem in der Ordnung ſeines Gemeindeweſens die größten und ſicherſten Freiheiten beſitzt, hängt der Liberalismus und beſonders die Oppoſition mit faſt bigotter Schwärmerei an dem nominellen Inhalt und an dem Buchſtaben des Conſtitutionsgeſetzes. Ich habe es hier nicht bloß mit der Partei zu thun, welche noch mehr verlangt, als die Form der Verfaſſung ausſpricht, ſondern mit jener weit größeren Maſſe, welche in die Angelegenheiten des öffentlichen Zuſtandes die Begriffe von Recht und Rechtskraft hineinträgt, wie ſie der Juriſt für das Privatrecht aufſtellt und wie ſie in einem ganz auf Garantien ruhenden Staate, wie z. B. England, auf eigene Weiſe auch für das Staatsrecht geltend gemacht worden ſind. Man ſtellt einen allgemeinen Rechtsſtaat den patriarchaliſchen, deſpotiſchen oder theokratiſchen Formen gegenüber und verlangt von demſelben zwar nicht dieſelben Merkmale volksthümlicher Freiheit, aber daſſelbe unverbrüchliche Anſehen der einmal beſtehenden Normen oder zugeſtandenen Rechte. Schon von

Alters her wurde der Würtemberger gewöhnt, ſeine verfaſſungsmäßigen Rechte auf dem Wege des Vertrags begründet zu ſehen; auch die neue Verfaſſung kam auf ſolche Weiſe zu Stande und nachdem einmal dieſes obligatoriſche Verhältniß feſtgeſetzt worden war, glaubte man keine Macht mehr über ſich zu haben, von deren fortdauernder Anerkennung die Gültigkeit oder Anwendung eines ſolchen Staatsgeſetzes abhänge. Eine ſolche Macht beſteht aber in Deutſchland trotz der Souveränität der Fürſten durch den Bund, welcher nicht bloß die äußere, ſondern auch die innere Sicherheit zu bewachen hat und wegen der hierzu in gegenwärtiger Lage nothwendigen Präventiv-Maßregeln, wie durch freiwilliges Zugeſtändniß aus einem Staatenbund andern Theils auch in einen Bundesſtaat verwandelt worden iſt. Wie man ſchon zu einem wichtigen Privatgeſchäft das Mitwiſſen oder gar die Erlaubniß der höheren Verwaltungsbehörde nöthig hat, ſo konnte zwiſchen den beiden Contrahenten, Fürſten und Volk, nur ſo weit ein gültiger Vertrag abgeſchloſſen ſeyn, als der Bund fortdauernd ſeine Zuſtimmung erklärt; nie aber hat der deutſche Bund den allgemeinen und ausgedehnten Beſtand unſerer deutſchen Verfaſſungen oder gar ihre wirkliche Anerkennung in gefährdeten Zeiten garantirt. Mit dem deutſchen Bunde haben ſelbſt die Staaten keinen die Centralmacht bindenden Vertrag abgeſchloſſen, welche ihre Verfaſſung unter den beſonderen Schutz deſſelben geſtellt haben. Anfangs wohl auch mit Unwillen, aber bald von der dringenden Nothwendigkeit überzeugt, haben gegen die ſtürmiſchen Angriffe der Parteiungen die Fürſten ihre Zuflucht zu Zugeſtändniſſen an dieſe Centralmacht genommen, deren Exiſtenz in der Natur der Dinge liegt und von deren Erhaltung oder Erhöhung das Gedeihen aller einzelnen deutſchen Staaten abhängt.

Die Rechts-Politiker wenden hierauf die Frage ein, ob denn ſowohl Fürſt als Fürſtenbund an die Anerkennung deſ-

ſen, was einmal zum poſitiven Geſetz erhoben worden iſt, gar nicht gebunden ſind und ob ſie nach Willkühr verfügen können oder nicht. Hierauf iſt zu antworten: Willkühr kann nirgends beſtehen, wo ein Volk aus dem Stadium der Autorität in die Bahn der Skepſis und allgemeiner Urtheilskraft getreten iſt, wo man nach Gründen fragt und auf allgemeine Ueberzeugungen hinauskommt, kurz wo ein Volkswille beſteht, welcher nicht in dem Sinne des gewöhnlichen Liberalismus, wohl aber in negativer und begränzter Bedeutung ſouverän genannt werden kann. Nur die Vernunft kann herrſchen und ſie war auch unter den vorliegenden Verwicklungen und nach dem Vermögen eines Volkes immer da, alſo nur in dem Grade als das Volk ſelbſt der Autorität entwachſen und aus politiſcher Nichtigkeit emporgeſtiegen war. Ich gehöre nicht zu denjenigen öffentlichen Schriftſtellern, welche Alles, was geſchehen iſt, und in der Form, wie es geſchehen iſt, vernünftig oder zureichend finden, weil es von den Regierungen ausging. In einer Zeit ſo großer Umwandlungen trägt die Schwankung des Bewußtſeyns ihre Schattenſeiten auch auf die höchſten Führer des Staatslebens über und was vor der Intelligenz noch als zuläſſig verfochten werden kann, ergreift die Leidenſchaft und der Egoismus oder gar ein fremdartiges Element unſeres deutſchen Lebens noch oft mit jener Haſt, welche übereilt und die allgemeine Vernunft der Zeit auch mit gehöriger Doſis von Narrheit, Unvernunft und vorübergehender Verdüſterung miſcht. Wer die Kräfte dazu hat, iſt verpflichtet, ſolchen trüben Einflüſſen der Parteien Widerſtand zu leiſten. Man muß die klare, bürgerliche Vernunft unſeres Jahrhunderts beſchützen, ohne den Prinzipien oder gar der Praxis Raum zu geben, welche die Ordnung in der politiſchen Geſellſchaft nicht im Stande ſind zu erhalten. Trotz dieſes ganz modernen Charakters der reindeutſchen Staaten iſt das Wechſelverhältniß zwiſchen der öffentlichen Macht und

den Unterthanen durchaus noch nicht ein solches, welches auf dem unerschütterlichen, von Volk und Regierung gleichmäßig abhängigen Boden des Gesetzes ruht. Um eine solche Gesetzlichkeit und so reelle Theilnahme des Volkes zu verwirklichen, bedarf man zugleich der Garantien, daß das Volk seine Macht nicht mißbrauchen kann und so reif ist, es nicht zu wollen — Garantien, wie sie England nicht allein in der politischen Mäßigung des Volkscharakters, sondern nochmehr in den drei Grundgewalten des Staats besitzt, von welchen die mittlere eine auf altem Ansehen, Besitz und natürlichem Einfluß ruhende, herkömmliche und zwischen Volk und Regierung vermittelnde Institution ist, deren Existenz in Ermangelung einer besseren noch kein vernünftiger und ächt patriotischer Politiker Englands angegriffen hat. Würde man in diesem Lande jemals die übrigen Faktoren der Gewalt von dem reindemokratischen Einfluß übermannt oder gar vernichtet sehen, so wäre jeder reinconstitutionellen Staatsform, wenigstens für Jahrhunderte, der Stab gebrochen. Wo gibt es aber in Deutschland irgend eine angesehene und natürliche Macht, auf die man zur Zeit eine Schutzmauer der Freiheit und des Gesetzes gründen könnte? Wo ist die Garantie der Vernunft und der Ordnung des Staats, die bei Gott nothwendiger ist, als alle bis jetzt trügerische Garantie der Freiheit, die nur, wie in Frankreich, in der Stimmung der Nation liegt? Nicht einmal so viel innere Einigung und Selbsterkenntniß ist unter uns vorhanden, daß man erwarten könnte, es würden über Nacht jene Grundsäulen der Freiheit errichtet oder die Weisheit werde gefunden werden, welche sich selber schützt. So lange nun dieser Mangel besteht und so lange die Nation in Widersprüchen befangen bleibt, welche viel umfassender sind, als die immer noch constitutionellen der Whigs und Torys in England, so lange wird auch der Buchstabe des Gesetzes einer Central-Weisheit gehorchen müssen, deren höch-

ſtes Geſetz die Nothwendigkeit und die allgemeine Wohlfahrt der Nation bleibt. Es werden die patriarchaliſchen Anfänge der Staatsverfaſſung noch einige Zeit nicht ſo weit beſchränkt ſeyn, daß ſie ſich ſelbſt aufgehoben zu haben ſcheinen. Nur mit dem nächſten und dringenden Gemeinbedürfniß der Nation hat ſich die politiſche Gewalt abzufinden; nur die innerſten Heiligthümer und Schätze, den Genius und die Bildung unſeres Volkes, wird man nicht antaſten dürfen; dann kann man hoffen, daß ſelbſt nothwendige Veränderungen dieſes Staatsverhältniſſes einſt, wenn auch nicht ohne Zwang, aber gewiß durch friedlichen, überzeugungsmäßigen und wahrhaft das höhere Wohl Aller beſchützenden Akt durchgeſetzt werden. Was auch unſere ideologe und juridiſche Politik dagegen ſagen mag, das Moment des Rechts iſt in der Politik zwar nicht gleichgültig, es hat die Beſtimmung, allmählig alle anderen Elemente zu durchdringen; aber die politiſche Vernunft ſteht ſo lange über allem Rechte, bis ſie ganz eins mit ihm iſt und durch politiſch nothwendige Formen die Unantaſtbarkeit dieſes öffentlichen Rechts befeſtigt hat. Doch iſt in dieſer ſchwankenden Lage der Begriff des Rechtsſtaates noch immer nicht aufgehoben, wenn nur die allgemeine Ueberzeugung geachtet wird und die perſönliche Freiheit mit ſammt dem Eigenthum im unwandelbaren Schutz des Gemeinde- und Privatrechts ſteht, wie es in den ſämmlichen eigentlich deutſchen Staaten durch unverletzbare Formen der Fall iſt, mögen dieſelben nun zugleich conſtitutionell ſeyn oder nicht. So ſteht es mit der Quaſi-Conſtitutionalität in Deutſchland, einen Begriff, welchen man erfinden müßte, wenn er nicht von ſelbſt entſtanden wäre.

Es darf nicht erwartet werden, daß ich hier eine Darſtellung einzelner Verfaſſungen und Verwaltungsformen deutſcher Staaten gebe, ſo wenig als eine Kritik der einzelnen Unvollkommenheiten an denſelben. Da ich auch an den conſtitutio-

nellen Staaten nur die allgemeine Reife oder Unreife des politiſchen Lebens nach charakteriſtiſchen Merkzeichen der Volksthümlichkeit oder einzelner Erſcheinungen bezeichnen wollte, würde es von keinem Nutzen ſeyn, ſich in dieſen ſtatiſtiſchen, legislativen und verfaſſungsmäßigen Details zu ergehen, die noch obenein in den meiſten Staaten mit geringer Unterſcheidung wiederkehren. Um einen Ueberblick wirklich verfaſſungsmäßiger und adminiſtrativer Zuſtände in Deutſchland zu erlangen, müßte man einen einzelnen Staat und natürlich den größten in allen ſeinen Inſtitutionen charakteriſiren, durch Vergleich mit den abweichenden Formen anderer reindeutſcher Staaten ein allgemeines Reſultat zu entnehmen ſuchen und das Ganze unter das Kriterium ſchon jetzt herrſchender oder allgegenwärtiger Ideen der Ordnung, der Freiheit und des Rechts ſtellen. Dieß denke ich in der Fortſetzung dieſer Studien dadurch zu bewerkſtelligen, daß ich den preußiſchen Staat in die Mitte bringe und dann in dieſer ausgedehnten Erſcheinung das innere politiſche Daſeyn unſerer Nation beurtheile, was in Betreff der oberdeutſchen Staaten allein nur ſo weit geſchehen konnte, als es nöthig war, um den menſchheitlichen und politiſchen Standpunkt und die wichtigſten Bedürfniſſe derſelben zu begreifen. Conſtitutionelle oder nicht conſtitutionelle Formen ſind in der Hauptſache ohne Bedeutung für das gegenwärtige Deutſchland. Obwohl man ſogar in dieſen unweſentlichen Dingen den Kern ſuchte, konnte man dennoch im Weſentlichen die Durchſchnittslinie deutſcher Zuſtände nicht überſchreiten. Dennoch ſtirbt faſt jeder deutſche Staat, wenn auch nur auf dieſer Linie, immer auf einem Stadium bürgerlichen Wohlbefindens, das ſchon jetzt den wichtigſten Entwicklungen des Menſchen Raum gibt und für die Zukunft kräftigſte Ausbildung verſpricht. Es gibt der Uebel genug, welche auf einem kleinen deutſchen Staate, auf der ganzen deutſchen Nation, auf aller gegenwärtigen Cultur la-

ſten. Daraus wie aus den Schwächen der Menſchen überhaupt entſpringen jene Unvollkommenheiten und Hemmungen, die bei einem an politiſcher Erfahrung und an politiſchem Takt noch armen Volke wie dem Deutſchen, um ſo andauernder ſind, als es ihm an Muth und an Handgriffen, die eine Nation beglücken, aber auch an der Uebereilung mangelt, welche ſie in Anarchie und Verwirrung ſtürzen kann. Die meiſten Uebel der deutſchen Staaten liegen in denſelben gemeinſamen Mißverhältniſſen. Dieß läßt ſich auch am richtigſten an einem größeren Centralſtaate nachweiſen, an andern jedoch nur das Hauptſächliche und Charakteriſtiſche vorwegnehmen und vor Allem das Unterſcheidende würdigen.

Am wenigſten wird man ſich dazu verſtehen, auf die conſtitutionellen Formen, wie ſie ſich bis jetzt nominell oder reell gezeigt haben, beſondere Aufmerkſamkeit zu richten. Was Aufmerkſamkeit verdiente, war conſtitutioneller Volkscharakter und dieſen habe ich in den vorangehenden Schilderungen vorzugsweiſe in's Auge gefaßt, weil er Oberdeutſchland charakteriſirt. Was würde es auch für Nutzen haben, ohne beſondere praktiſche Zwecke, z. B. um einen beſtimmten Staat zu conſtituiren, ſich mit den unbedeutenden Discuſſionen einzulaſſen, die für das eigentlich conſtitutionelle Staatsrecht von großem Gewicht, für die halbe deutſche Praxis es nicht ſind. Ob zwei Kammern exiſtiren, welche Vorrechte die Krone oder die Landſchaft hat, welcher Geſchäftsgang, welche Ordnung in den Verhandlungen der Stände ſtattfindet, iſt doch am Ende für das Reſultat derſelben wenn ſchon nicht gleichgültig, aber ohne höhere politiſche Bedeutung. Im Allgemeinen läßt ſich nur der Wunſch äußern, daß die Volksvertreter, ſo begränzt ihre Willensäußerung bleibe, deſto freier in ihren Meinungsäußerungen geſtellt werden möchten, damit die öffentliche Stimme durch dieſes Organ wirklich bis an die Häupter der Staaten dringen kann. Freilich wird dadurch unſere

deutſche Repräſentation faſt zu einer nur berathenden Körperſchaft herabgeſetzt, welche zwar das Recht hat, eine von der conſtitutionell verpflichteten Regierung angenommene Aenderung in der Verfaſſung, Geſetzgebung oder Verwaltung abzulehnen, alſo ein Geſetz zu acceptiren und durch dieſen Act jedem Geſetze wenigſtens eine ſittliche und im Particularſtaate rechtskräftige Geltung zu verſchaffen, dagegen der Staatsregierung auch nicht das Geringſte abnöthigen kann, weil der Bund einen ſolchen Zwang unterſagt hat. Von dieſem Standpunkt muß man ausgehen, wenn man in unſeren conſtitutionellen Formen wirken will. Wie ſehr die würtembergiſche Verfaſſung in ſolcher Weiſe ihrer Beſtimmung entſpricht, geht ſchon daraus hervor, daß man bei der Conſtituirung anderer deutſcher Staaten dieſelbe meiſt zur Grundlage und zum Muſter genommen hat.

Aus alter Zeit ſchreibt ſich die Stellung der Prälaten in der Verfaſſung dieſes Landes; ſie ſitzen auch in der Bürgerkammer und wenn nicht immer die Intelligenz, ſo repräſentiren ſie doch ein geiſtiges Gegengewicht gegen den Materialismus, den gewöhnlichen Liberalismus und die juriſtiſchen Staatslehren. Auch in dieſer Hinſicht kommt der Vergleich mit England in's Gedächtniß, das den Biſchöffen der anglikaniſchen und der katholiſchen Kirche ähnliche Ehrenplätze, aber unter den Lords anweiſt. Der Adel war im alten Würtemberg gar nicht vertreten. Es gab nur einen untergeordneten Vaſallenadel, welcher, ohne bedeutſame Vorrechte, ſich den Laſten des Volks entzogen hatte. Erſt durch Neuwürtemberg kam ein bedeutender und vordem meiſt reichsunmittelbarer, ja fürſtlich ebenbürtiger Adel zum neuen Königreiche. Für die Mediatiſirten wurde ſchon während des Rheinbundes in mehreren Staaten geſorgt, und es wurden denſelben anſehnliche Vorrechte auch in der neuen Ordnung vorbehalten; beſonders in Baiern ſuchte man frühzeitig das Verhältniß

der Staatsgewalt zu dem hohen Adel festzustellen; allein König Friederich glaubte, kraft seiner souverainen Gewalt, über die Personen und Güter dieser Unterthanen willkührlich oder wie über andere Unterthanen verfügen zu können. Doch auf dem Wiener Congreß fand die Sache der Mediatisirten, welche man wegen der größeren Unbill beschwichtigen mußte, Unterstützung und es ward für die sämmtlichen deutschen Staaten die Anerkennung eines besonderen Rechtsverhältnisses und besonderer Vorrechte angeordnet. Während der ersten Verfassungskämpfe in Deutschland setzte der Adel seine Opposition gegen die neuen Regierungen fort und es kam in mehreren oberdeutschen Staaten zu einem Schutz-Bündniß des Liberalismus und der Aristokratie, ja in Hessen und Baden zu solchen Adelsumtrieben, die man der bürgerlichen Demagogie zu keiner Zeit verziehen haben würde. Obschon sich die Vereinigung mit den Häuptern der Volkspartei bald auflöste, blieb doch immer eine gewisse Einigung deutscher und außerdeutscher Aristokratie zurück, welche unter dem Namen der Adelskette sich bald den Reactionen gegen Bürgerfreiheit und Aufklärung angeschlossen, bald den Eingriffen der Fürstengewalt in Rechte und Privilegien gewehrt hat. Auch diese Richtung des allgemeinen Geistes in Deutschland, von dem doch auch der Adel ein Theil ist, mußte in den höchsten Gewalten einen Ausdruck finden und es ist nur zu gewiß, daß die gesetzlichen oder vermeintlichen Ansprüche des hohen und des niederen Adels in Deutschland zu bestimmten Zwecken und von bestimmter Seite her begünstigt werden. Sollte es zu Conflicten zwischen dem hohen Adel und der Staatsregierung kommen, so würde der deutsche Bund jedenfalls zur Entscheidung berechtigt seyn oder angerufen werden. Doch läßt sich vermuthen, daß man in nächster Zeit diese Gegensätze so wenig als möglich an einander gerathen lassen wird. Nur eine Frage hat sich bis jetzt und besonders in Würtem-

berg als unvermeidlich gezeigt, nämlich diese: Sind die Mediatisirten in gleicher staatsbürgerlicher Verpflichtung, wann sie als repräsentirende Adelskammer einem Gesetze auch ihre Zustimmung gegeben haben, oder dürfen sie dieß mit der Klausel thun, daß die Vollziehung des Gesetzes in Betreff der Standesherrn von der Anerkennung eines jeden Einzelnen unter ihnen, laut persönlichen Privilegiums, abhängig bleibe? Dieß wäre ein Prinzip, welches dem hohen Adel zugleich gesetzgebende Macht und Exemption von der staatsbürgerlichen Verpflichtung gegen das Gesetz gestattete. Ich will mir keine Entscheidung darüber anmaßen, indem ein Ausspruch über diesen Fall vom deutschen Bunde zu erwarten wäre. Doch was sonst zu Constituirung der Aristokratie in Deutschland zu wünschen bleibt, gehört den allgemeinen Entwicklungen unserer deutschen Zukunft an. Nur dürfte zum Wohle des Staats gereichen, wenn die Regierung sich entschließen könnte, es zu einem schiedsrichterlichen Urtheil über jene streitige Frage kommen zu lassen. Wie dieses auch ausgefallen wäre, so hätte man doch ein Prinzip zur Hand und für die Zukunft wäre dieß, wie überhaupt kein Gesetz in der Welt, noch kein unantastbares Präjudiz; denn das Recht, wo es nicht die Macht und die Vernunft für sich hat, ruht zu jeder Zeit nur auf dem sittlichen Grunde der Pietät und alle Pietät weicht am Ende der Vernunft und der Nothwendigkeit. Doch am wenigsten kann man begreifen, wie manche Bürgerfreunde die Nachgiebigkeit der Regierung unterstützen konnten. Wollte man diesmal ganz im Sinne der Ideologie irgend ein staatsrechtliches Prinzip von Menschenrecht oder politischer Freiheit auf einmal und um jeden Preis durchsetzen? Das Prinzip war ja anerkannt, auch ohne daß es verwirklicht wurde und wenn es sich auch nur um eine größere Last handelte, welche der Staat zu übernehmen hatte, so war es doch nicht gleichgültig, dem Staate eine Last abzunehmen und noch dazu die

Regierung zu entschiedenem Kampf für das allgemeine Interesse zu drängen. Wie konnte man einen unter uns seltenen Fall, in Gemeinschaft mit der Regierung gegen einen einzelnen Widerstand im Staate zu Beförderung staatlicher Einheit zu handeln, unbenutzt vorübergehen lassen? Eine Regierung, die sich auf so schwankende Bürgerstimmung stützen soll, kann freilich keinen Schritt wagen, um die Mißverhältnisse der gesetzgebenden Gewalt zu entfernen oder die innere Einheit der Staatsgewalt zu befestigen. In solchen Augenblicken drängt sich der Gedanke, daß die constitutionelle Form für das jetzige Deutschland fast gar keinen reellen Werth habe, selbst zum Nachtheil des bürgerlichen Fortschritts auf.

Trotz der Unwirksamkeit deutscher Constitutionen kann man die bestehenden Verfassungsformen unserer kleineren Staaten durchaus nicht als unerheblich betrachten. Zwar im Sinne des Rechts und der Willensäußerung sind sie es; aber für die Cultur dieser Staaten und den Gesichtspunkt des deutschen politischen Lebens überhaupt gar nicht. Einmal wird eine unlängbare Sehnsucht des Volkes in diesen Anklängen an Repräsentiv-Regierung zugleich wach erhalten und befriedigt und wenigstens der Gedanke an solche oder verwandte Richtung des Nationallebens auch in nicht constitutionellen Staaten durch mancherlei und dazu deutsche Erfahrungen befruchtet. Ferner schützen solche Verfassungen kleine Staaten, wo die öffentliche Meinung weit leichter unterdrückt wird, vor Verirrungen und Plagen, die im Dunkeln schleichen. Einheimische und in den Einzel-Staaten von Alters her überkommene volksthümliche Institutionen werden vor der Hand nivellirender Gesetzgebung und vager Neuerungssucht gesichert und der eigene volksthümliche Charakter hält sich durch diese Institutionen aufrecht. Endlich wird die Verwaltung, besonders die ökonomische, die nirgends leichter Mißbräuchen und nachtheiligster Uebervortheilung erliegt, als im kleinen nicht

conſtituirten Gemeinweſen, in beſtändiger Controlle erhalten, wodurch für die kleinen Zwecke die kleinen Mittel bewahrt werden. Und dieſe Schutzmauer der Perſonen, des Staatsvermögens, des Beſitzes und der Gerechtigkeit übt auch einen bildenden und vorbereitenden Einfluß nicht allein auf die Staaten, welche ſolche Rechte genießen, ſondern auf das ganze deutſche Bürgerthum, ſo daß an die Stelle des Größeren, was andere Nationen mit dieſer Form erzielen, hier ein Mittel der Nationalerziehung, die Erweckung der Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten getreten iſt. Auch ſollte man hoffen, daß den kleineren Regierungen durch dieſe Theilnahme des Volks in öffentlichen Berathungen ein anſehnlicher Beitrag von Intelligenz zugeführt werden kann und daß beſonders die unabhängigeren Capacitäten im Volke ſo lange die Augen der Regierung auf ſich ziehen werden, bis ſie, von letzterer abſorbirt, wirklich dem Staate voranſtehen. Allein man hat leider auch die Erfahrung gemacht, daß die eigentliche Intelligenz mancher Staaten ſich nur in den Reihen der Regierung oder einer höheren Kammer befand und das größte Uebel zeigte ſich darin, daß bürgerliche Fähigkeiten, in eine ungemeſſene und leidenſchaftliche Oppoſition geworfen, ſtatt ſich zum Wohle ihres Volkes den Weg zu höherem Staatsdienſt und engerer Theilnahme an der Verwaltung zu öffnen, ſich ihn für immer abgeſchloſſen haben. So muß der Verluſt bedeutender Kräfte, die anderswo erſt in ihrem eigenſten Berufe wären, höchlich beklagt werden, wie in Würtemberg der Paul Pfitzers.

An dieſe Vortheile, welche die conſtitutionelle Form auch in Deutſchland gewährt, knüpfen ſich auch Vorzüge, die beſonders den Cyklus der oberdeutſchen Staaten zu einem nothwendigen Gewicht in der Wagſchaale Deutſchlands machen. Nothwendig mußte in dieſe Staaten eine freiere bürgerliche Bewegung kommen, die jener Monotonie entgegenarbeitet, welche,

wenn ſie Alles beherrſchen würde, die jetzt auf Reſignation und ſtillen Fortſchritt gegründete Staatsform des größten reindeutſchen Staates über unſere Nation bringen könnte. Man glaube ja nicht, daß Alles, was preußiſch iſt, als vorzüglicher angeſehen werden kann, als manches, was anderwärts und oft in den kleinſten Staaten errungen wurde; allein in weſentlichen Dingen ſteht Preußen trotz dem als der Träger und Repräſentant deutſchen Fortſchritts da und was nachhaltig und bleibend für ganz Deutſchland begründet werden ſoll, das kann einzig und allein mit und durch Preußen zu Stande kommen, weil dieſes allein die Macht beſitzt, es gegen fremde Gewalt zu erhalten und in der Einigung ſeiner eigenen Staaten die Grundlage einer feſten Nationaleinigung gewonnen hat. Was auch dieſem Staate vorgeworfen werden mag, ſein Widerſtreben gegen die Demokratie, ſein Widerwille gegen die Form conſtitutioneller Verfaſſung, ſein Streben, die andern deutſchen Staaten im Bunde zuſammen zu halten und ſich an die Spitze ihrer gemeinſchaftlichen Thätigkeit nach Innen und Außen zu ſtellen — ſolches kann nicht als ein Fehlgriff, ſondern nur als die höchſte Nothwendigkeit und zum Theil als das größte Verdienſt für Deutſchland erachtet werden. Im preußiſchen Staat iſt noch Vieles, was beſonders den oberdeutſchen Charakter zurückſtößt, und ſelbſt die treuen Anhänger dieſer werdenden Größe finden oft in der Nähe und im Einzelnen Inconvenienzen, drückendes Beiwerk und ſelbſt beängſtigende Formen, welche einem engen Gemüthe die Begeiſterung für das Ganze, für die Hauptſache, für die Idee verkümmern könnten. Nur ſuche man dieſe einzelnen Mißverhältniſſe nicht in dem Mangel conſtitutioneller Formen, ſondern in einer oft vielleicht unnöthigen Verletzung des conſtitutionellen Geiſtes. Man laſſe ſich nicht verſtimmen! Am meiſten bedenke man die gegenwärtige Lage des Staats, welcher im Innern und Neu-

ſtern, gegen Deutſchland und gegen das Ausland nicht etwa für die Exiſtenz, aber für die Ausdehnung und Geltendmachung derſelben Grund und Boden zu erkämpfen hat. Ein Staat, der durch den Geiſt und durch das Schwert ergänzen muß, was ihm an phyſiſchen Bedingungen mangelt, ein Staat, der mit undeutſchen oder vermeintlich deutſchen Vorurtheilen aller Art, mit Herkommen und Demokratismus, kurz mit allen Wirren des Zeitalters zu ringen hat, ein ſolcher Staat kann nicht allen Einfluß von ſich halten, der ſeine Stellung ſcheinbar verrückt und über ſein wahres Licht vorüberziehende Wolken jagt. Einen ſolchen repräſentirenden und die Vielheit vereinigenden Willen muß es in Deutſchland geben, ein Stück, das die ideale Einheit im kleinen, aber reellen Maßſtab verwirkliche, einen Punkt, zu dem ſich die übrigen deutſchen Staaten verhalten, wie der ganze europäiſche Staaten-Cyklus zu den fünf Hauptmächten Europas. Sollte der Glaube an die politiſche Bedeutung und Zukunft dieſes Staats für Deutſchland auch ein Wahn ſeyn, wie ſo viele Anſichten und Glaubensartikel in dem trüben Chaos des politiſchen Lebens, ſo will ich mich doch unter allen Irrthümern, die man wählen könnte, zu dieſem mit Vorliebe, mit Bewußtſeyn und mit ehrenwerthen Gründen bekannt haben. Die Schwäche und die Schlechtigkeit des menſchlichen Geſchlechts zeigt ſich leider in der Politik in ihrem ganzen Glanze, ſo daß man hier vor Allem die Begeiſterung auch ohne Hoffnung ergreifen muß. Wie man ſich in der breiten Welt an Perſönlichkeiten feſſelt, um der Kälte und Nichtigkeit der Maſſen zu entgehen, ſo ſchließt man ſich lieber an einen Staat an, als an eine Idee, von welcher allein Heil für die Menſchheit oder unſere Nation kommen ſoll. Denn die Idee rechnet immer nur auf Vernunft und Fähigkeit der ganzen Nation. Doch

bedarf es neben dieſem Bekenntniß auch einer Verwahrung. Der neuere Liberalismus hat nach vielen Verſuchen, ſeine Zwecke zu erreichen, auch der Nothwendigkeit und den dringenden Bedürfniſſen der Nation Zugeſtändniſſe gemacht und ſich ſogar bereit finden laſſen, die Einheit Deutſchlands aus der Hand des ſonſt eben nicht beliebten Preußens in Empfang zu nehmen. Um dieſen beanſtandeten Wunſch zu verhüllen, ſprach man von Hegemonie Preußens. Dieß war ſehr verfehlt. Denn abgeſehen von der nach geſchichtlichen Vorgängen mißlichen und nicht eben Glück bringenden Bedeutung dieſes Worts, muthete man ſelbſt den größeren deutſchen Fürſten eine Unterordnung an, welche ſie, ſo lange das deutſche Reich beſtand, abzuſchütteln ſtrebten, bis es gelang und die in gegenwärtiger Situation neben den Anſprüchen ihrer Völker ganz unaushaltbar wäre. Am wenigſten ſollte man mit einem ſo mißdeutigen Wort den Zuſtand bezeichnen wollen, der ſchon der Natur der Dinge nach vorhanden iſt und durch die Fortbildung des deutſchen Bundes ſich immer mehr entwickeln wird. Soll aber die vermeintliche Hegemonie nichts anders ſeyn, als einheitliche oder republikaniſche Maaße, warum ſtellte man einen ſo weiten Begriff auf und noch dazu einen, welcher gegen jeden Fürſten, beſonders aber gegen den eines conſolidirten Stammes oder ſonſt individuellen Volkstheiles, mehr noch als Unhöflichkeit und Beleidigung war? In keinem Fall darf man durch einen Namen Verhältniſſe ſchaffen wollen, die, indem ſie den wirklichen Beſitz verändern, nur von Thatſachen introducirt werden könnten, auf welche eine vernünftige Politik nicht zu ſpeculiren wagt. Der Begriff Hegemonie, den beſonders Paul Pfizer aufgeſtellt hat, um ein Centrum des politiſchen Willens unter den Deutſchen herzuſtellen, möchte als unſchuldige Chimäre hingehen, wenn er nicht auf eine höhere und reelle Wahrheit nachtheilig wirkte. Ueberhaupt werden nicht bloß

Einzelne, ſondern ſelbſt Fürſten und Staaten gegen die Vorſchläge des Liberalismus mißtrauiſch, wenn ſie hinter dieſem Liebäugeln mit einem intelligenten Monarchismus immer nur eine neue Maske demokratiſcher Beſtrebungen und eines vagen Einheitsprinzips ſpüren. Wie weit man auch in ſeinen Hoffnungen für das reelle Uebergewicht Preußens gehen mag, ein völliger Umſturz des beſtehenden Föderalismus iſt nicht zu denken und wie groß auch die Begeiſterung für ein Centrum wie dieſes ſey, man wird ſich hüten müſſen, alle Freiheit des Gedankens und alle Fortſchritte der Nation einzig an das Geſchick dieſer Idee zu knüpfen oder gar ihres wahrſcheinlichſten Repräſentanten. Um ſo mehr ſpricht das entgegengeſetzte conſtitutionelle Leben beſonders der oberdeutſchen Staaten eine Vielſeitigkeit aus, welche unbeſchadet der Nothwendigkeit die freiere Form zuläßt, Rührigkeit und Wetteifer erhält und dem Föderalismus der deutſchen Nation ſeine tiefere Bedeutung gibt. Und wenn wir dem vaterländiſchen Norden ein gewiſſes Principat zugeſprochen haben, ſo können wir doch ſeine eigene zukünftige Vollendung nur von einer allmähligen Durchdringung ſeines Weſens mit dem Geiſte der Oberdeutſchen, inſofern er geläutert iſt, verbunden glauben. Die conſtitutionelle Form im Kleinen iſt daher ein Gegenſatz, der, indem er auf den Norden zurückwirken muß, die Verbindung mit demſelben vollbringt.

Daß gerade die oberdeutſchen Stämme die conſtitutionelle Form in Deutſchland am früheſten und lebhafteſten ergriffen haben, hängt mit dem Naturell, mit dem Charakter und mit der Geſchichte derſelben innigſt zuſammen. Dieſe Eigenthümlichkeiten eines großen Theiles deutſcher Nation gewaltſam und zu Gunſten anderer Theile unterdrücken zu wollen, hieße der Natur ſelbſt Gewalt anthun. Es iſt im Gegentheil die höchſte Aufgabe der Politik, der Natur nachzugehen und jedes Bedürfniß zu befriedigen, ohne die nothwendigſten

Bedingungen des Fortſchritts zu vergeſſen. Für jede Neigung eines Menſchen oder Volkes gibt es darin ein Ableitungsmittel, daß man ihr in beſtimmten Grenzen zur Aeußerung verhilft. Der conſtitutionelle Geiſt des deutſchen Südens würde erſt gefährlich ſeyn, wenn man ihn vernichtete. Ohne Oeſtreichs Fehlgriffe wäre die Schweiz niemals von Deutſchland abgefallen.

Der Werth conſtitutioneller Formen kann hier unmöglich erörtert werden und um ſo weniger, als die in Deutſchland gäng und gebe Verfaſſungsſtaaten zur reinen Conſtitutionsform weder gelangt ſind noch zur Zeit gelangen können. Nicht bloß der reelle Zuſtand des deutſchen conſtitutionellen Lebens, ſondern ſelbſt die politiſche Denkweiſe und Haltung unſerer Nation zeigt in ihren Gegenſätzen auf ein großes Schwanken des Bewußtſeyns über den wahren Werth und die Form des Repräſentativ-Syſtems. Nur England kann, wenn irgend ein Staat, als Verbild für ſolche Richtung gelten. Hier ſind Grundlagen und Erfahrungen. Doch auch im glänzendſten Falle brachte das demokratiſche Prinzip der Repräſentativ-Regierung noch Verwirrung, Schein und Gefahr genug hervor, wenn ſelbſt dieſe Ebbe und Fluth der Politik für einen nothwendigen Durchgangspunkt der civiliſirten Völker zu freieren, edleren Zuſtänden zu halten iſt. Immer bleibt der Zweifel übrig, ob diejenige Form des conſtitutionellen Begriffs, welche Deutſchland zu verwirklichen beſtimmt iſt, in den bisher gebrauchten Geſtalten aufgefunden worden ſey oder nicht. Die kleinen deutſchen Conſtitutionen verhalten ſich zu jenem Ziele nur wie die Verübungen eines großen Malers zu ſeinem Meiſterwerke.

Das Verhältniß deutſcher Conſtitutionalität iſt gewiß ein ſolches, wie ich es bisher gezeichnet habe. Die einzige Kunſt,

mit welcher alle Politik beginnt, liegt darin, sich nicht über das zu täuschen, was wirklich oder schon vorhanden ist. Nun entsteht aber die Frage, wie man sich von Seiten der Betheiligten in dieß Verhältniß schickt, und hier kommt denn beiläufig das Problem zur Sprache, in wie fern man sich bei diesem Verhältnisse zum Wohl des Ganzen beruhigen soll oder nicht. Die deutschen Regierungen, vorzüglich aber die würtembergische, haben, so weit es die Umstände gestatteten, nicht allein den Buchstaben, sondern auch den Inhalt ihrer Verfassungen eingehalten, und wenn in mehreren Staaten, in einzelnen Regierungsperioden das verfassungsmäßige Element des Staats in den Hintergrund trat, so verblieb es doch meist bei der schon eingewohnten Praxis. Freilich wurde in einigen Staaten eben darum auch das Herkommen sehr heilig erachtet und während der Geist der Bürger fortgeschritten war, glichen die Formen des Staats noch immer der churfürstlichen oder napoleonischen Epoche; ja in mehreren Landen rissen sogar durch ein verderbtes Hofleben arge Mißbräuche in der Verwaltung ein. Auch wußte sich die Fürstenlaune hie und da nicht in die Verhältnisse der neuen Zeit zu fügen, welche ihnen zwar den souveränen Namen, aber auch zwingendere Verbindlichkeiten gegen die Anforderungen der Gemeinschaft und die Interessen der Völker aufgelegt hatte. Trotz dem drang fast überall die Bildung des deutschen Volkes so weit durch, daß sowohl in constitutionellen, als in nicht solchen Staaten die bestehenden Rechte und Verhältnisse eine legitime Geltung hatten. Auch der deutsche Bund sorgte dafür, denn wie wenig geneigt er seyn mochte, den politischen Ansprüchen der Völker, besonders in Oberdeutschland, in ausgedehnter Masse Folge zu leisten, so verhütete er doch zugleich, daß durch völlige Unterdrückung des Zeitgeistes dieser eine Macht und die Unzufriedenheit Einiger zur Sache des deut-

ſchen Volkes würde. So war es, wo man von oben den neuen Formen oder dem neuen Geiſte abhold war. Würtemberg dagegen kann in jeder Hinſicht ſeit der Begründung ſeiner neuen Verfaſſung als der Muſterſtaat des conſtitutionellen Deutſchlands gelten. Die Formen, welche hier eingeführt worden waren, ſprechen ein Mittelmaß ſolcher Freiheiten aus; der Charakter des Volksſtammes iſt von alter Zeit an politiſche Theilnahme und Repräſentativform gewöhnt, man hat hier am wenigſten bloß der Mode eines von Außen her eingedrungenen Geiſtes gehuldigt und was hier entſtand, war mehr als irgend was dieſer Art eine ächt deutſche Pflanzung; endlich hat die Regierung in der neuen Staatsform eine Treue und Ausdauer bewieſen, welche ihr die ungetheilte Liebe des Volkes auch in den aufgeregteſten Zeiten hätte erhalten ſollen; kurz, wie weit man auch im Einzelnen anderwärts vorgeſchritten ſeyn mochte, der würtembergiſche Staat blieb im quaſi-conſtitutionellen Deutſchland der beſte.

Nach den früheren Verfaſſungskämpfen trat freilich auch hier eine Zeit der Stille und politiſcher Lähmung ein. Allein darin gerade zeigte ſich, wie weit man fortgeſchritten, wie ſehr der einzelne deutſche Staatskörper mit dem Zuſtande des ganzen Reiches verwachſen war und wie wohl jeder deutſche Staat wie der Bund ſelbſt unter den Bewegungen einer Zeit litt, die man nach einer langen Umwälzungsperiode im guten und böſen Sinne als Reſtauration bezeichnen konnte. Beſonders ſeit Cannings glorreicher Leitung wachte der Geiſt des Fortſchritts allenthalben wieder auf und wo er Widerſtand fand, bereitete er ſich auf die großen Exploſionen von Paris und Warſchau vor. Jetzt ſtieg auch in Deutſchland die politiſche Aufregung bis zu einer Höhe, auf welcher ſie ſich unmöglich erhalten konnte; es hat ſogar zu jener Zeit keine deutſche Regierung gegeben, die ſo rückſichtslos bedrängt worden wäre, wie die von Stuttgart. Freilich war es über-

all nur eine Partei, welche das Bestehende bedrohlich angriff, aber dieselbe ward durch den Oppositionscharakter würtembergischer Denkweise überhaupt zu einer auf allgemeiner Uebellaune ruhenden Macht. Es war das größte und verkehrteste Unrecht, in der Verstimmung über allgemeine deutsche Zustände so weit zu gehen, daß man selbst die ehrenhafte und gerechte Haltung der eigenen, auch in den jetzigen Stürmen für das einmal Ergriffene ausharrenden Regierung mit allen Waffen rücksichtslosen Freiheitseifers verfolgte. Es war schmerzlich zu sehen, wie selbst gegen den Fürsten, unter dessen Gleichmuth das würtembergische Land beinahe umgeschaffen worden war, eine Geringschätzung laut ward, die nicht bloß in die ständischen Verhandlungen, sondern fast bis an die Thore des königlichen Palastes zu dringen wagte. Diese Aufregung mußte, wenigstens in Deutschland, bald wieder in ein Gleis kommen, die allgemeine Stimme trat zur Besonnenheit zurück; selbst die Begeisterung erschrack über den Leichtsinn ihrer Führer und nichts konnte so sehr den Umschwung der Gemüther begünstigen, als die Scham über die Art, wie man kurz zuvor jedes Verhältniß der Dankbarkeit und Pietät auf das Schnödeste verletzt hatte, und wohin man auf dem Wege so schrankenloser Bestrebung und so rücksichtslosen Verfahrens auch in Deutschland am Ende hätte kommen müssen. Man kann die manigfachen Verbesserungen, welche auch Würtemberg in der neuesten Periode erfahren hat, als nothwendig erkennen, man mag zugeben, daß es gegen manchen Stillstand, den die allgemeine Richtung der Cabinete begünstigt hatte, eines bürgerlichen Anstoßes bedurfte, um weiter zu schreiten; allein gegen die großen Umänderungen, welche seit dem Regierungsantritt des jetzigen Königs das ganze Land Würtemberg erlitt, erscheint das Resultat der neuesten, stürmischen Bewegungen nur als der unbedeutendere Nachklang einer größeren und auf Lange

nachhaltigen Periode, und wenn man bedenkt, was da hätte kommen müſſen, um den Thatſachen der Gegenwart einen der Oppoſitionswuth entſprechenden Charakter zu geben, ſo muß jeder ächte deutſche Sinn vor den Folgen ſo roher und leidenſchaftlicher Tendenzen wie vor einem großen Unglück zurücktreten.

In Würtemberg wechſelten mehrere Miniſter in raſcher Folge die Portefeuilles, beſonders das des Inneren und ſchon in der Wahl dieſer Männer zeigte ſich, wie ſehr man geneigt war, die bürgerliche Richtung auf's Neue zu begünſtigen. Selbſt als die Fluth des Liberalismus beſchwichtigt worden war, hielt man den einmal betretenen Weg ein und weder in Beſchränkungen noch in Zugeſtändniſſen hat man leidenſchaftlichen Zumuthungen Gehör geſchenkt. Die jetzige Periode, welche von der Oppoſition, die noch immer ihr altes Steckenpferd reitet, ſchlechtweg eine Zeit der Unterdrückung genannt wird, ſieht gerade an der Spitze der wichtigſten Theile der innern Verwaltung Männer, deren Tüchtigkeit und Bürgerlichkeit, wenn ſie nicht vom Willen des Regenten aufrecht gehalten würde, von ganz anderer Seite bedroht werden könnte, als von dem würtembergiſchen Liberalismus. Mitten unter den Gegenſätzen der heutigen Politik ſucht die gegenwärtige Verwaltung ihren Charakter zu erhalten und zwiſchen den Maßregeln allgemeiner deutſcher Politik und zwiſchen den Gewöhnungen und dem Geiſte des eigenen Volksſtammes glücklich durchzuſchreiten. Auf dieſem Wege ruht das Heil jeder deutſchen Particular-Regierung und gerade durch dieſe volksthümliche Geſinnung gibt Würtemberg mit dem benachbarten Großherzogthume Baden noch immer die beſte Garantie für die ruhige Entwicklung unſerer conſtitutionellen Zuſtände. Mit Zaudern proclamirte die würtembergiſche Regierung, ſelbſt in den dringendſten Momenten, die allgemeinen Maßregeln des deutſchen Staatenkörpers, weil man eine Zeit-

lang den Geiſt politiſcher Aufklärung und conſtitutioneller Formen, den Charakter und das Weſen einer oberdeutſchen Regierung — die Lebensaufgabe des regierenden Königs gefährdet meinte; je länger man jedoch den unbedingten Widerſpruch, die Verneinung und das Mißtrauen auch auf die thatſächlichſten Bürgſchaften eines ſtetigen Willens folgen und ſich wiederholt Zumuthungen machen ſah, die ſelbſt mit dem deutſchen Bunde ins Gedränge hätten bringen müſſen, deſto entſchiedener fühlte man die Nothwendigkeit, in dieſem Bunde Schutz für ſich ſelbſt, Garantie gegen die Fortſchritte eines maßloſen Demokratismus und endlich Troſt über die umwölkte Zukunft unſeres Vaterlandes zu erblicken.

Die Regierung hat in Würtemberg das gegebene Maß conſtitutioneller Politik eingehalten. Es gibt freilich für die nachfolgenden Generationen noch genug zu thun und das Wichtigſte iſt von der Entwicklung des geſammten deutſchen Nationallebens zu hoffen. Aber Würtemberg wird dann gewiß nicht zurückbleiben und am wenigſten, wenn es nach der Seite hin, die es enger mit dem deutſchen Geſammtgeiſte verbinden kann, gehörig gefördert wird. In der richtigen Stellung zum Centrum findet jeder Theil die höchſte Bürgſchaft ſeiner eigenen Exiſtenz und ſeiner Fortbildung.

Betrachtet man, was der Würtemberger ſchon genießt, ſo kann man von dem gegenwärtigen Wohlbefinden deſſelben ſo wenig gering denken als an der Zukunft dieſes Landes zweifeln. Ich darf dieß als Ausländer und ohne irgend eine nähere Verbindung mit dieſem Volksſtamm, als welche wahrhafte Theilnahme an einem der ſchönſten Theile unſeres größeren Vaterlandes erzeugen muß, anerkennen, ohne eines gemeinen Intereſſes verdächtigt oder ſerviler Geſinnung beſchuldigt werden zu können. Man ſieht auch wohl, daß mein Horizont weiter geſtellt iſt als über die Grenzen von Möckmühl und Ravensburg. Es muß aber erlaubt ſeyn, auch dem

Theile ſein Intereſſe zuzuwenden, wenn man die Nothwendigkeit und Wichtigkeit eines beſtimmten Centrums über alle Nebenintereſſen vertheidigt und für das Ganze als ſolches mit Begeiſterung denkt.

Die innern Inſtitutionen dieſes Königreichs ſind zum Theil noch ſo ſtark im Werden begriffen, wie die aller deutſchen Staaten; zum Theil haben ſie jedoch die Bedürfniſſe auf wahrhaft volksthümliche Weiſe befriedigt und ſich auf die Stufe des allgemeinen ſtaatsrechtlichen Zuſtandes im Lande geſtellt. Die hauptſächlichſte Freiheit der Würtemberger wurde durch ein ganz treffliches Gemeindegeſetz begründet, deſſen Wichtigkeit die Verfaſſungsurkunde ſelbſt mit den Worten bezeichnete: Die Gemeinden ſeyen die Grundlage des Staats. Auch im alten Herzogthume waren die Municipien mit vielen Rechten und Privilegien ausgeſtattet. König Friederich, der groſſe Nivellator, vernichtete ſie zu Gunſten ſeiner neuen Landes-Organiſation und das Wiederaufleben eines rechtlich geſicherten Zuſtandes mußte zunächſt damit beginnen, die Ordnung und Selbſtſtändigkeit der Gemeinden wieder aufzurichten. Noch ehe die Verfaſſung zu Stande kam, ſprachen ſchon einzelne Edicte die Theilnahme der Bürger an der Gemeindeverwaltung aus und ein fünftes Capitel der Verfaſſungsurkunde enthielt die allgemeinſten Grundſätze über die Rechte der Gemeinden und Amtskörperſchaften. Die landſtändiſche Periode richtete ihr Augenmerk zunächſt auf das Gemeindeweſen, um ihm die durch neuere Staatsbegriffe und allgemeine Ueberzeugung als nothwendig erachtete Selbſtſtändigkeit in gröſſerem Umfange zu gewähren. Dadurch entſtand das Edict vom 1ten März 1822, mit welchem man die Verwaltung der Gemeinden, Stiftungen und Oberämter als rechtlich geordnet anſehen kann. Dieß bleibt die weſentliche Grundlage der freien und geſicherten Bürgerverfaſſung des Landes; denn es regelt alle Hauptverhältniſſe der ſtäd-

tiſchen und bäuerlichen Gemeinden auf vernünftigſtem Wege, indem es die Selbſtverwaltung derſelben nur unter eine zweckdienliche Beaufſichtigung der allgemeinen Staatsverwaltung ſtellt. Durch dieſe Freiheit im engeren Kreiſe ſeiner Umgebung und des ihm und derſelben zuſtehenden Vermögens wird der Würtemberger auf geſchickte Weiſe zu dem ferner liegenden und ſchwierigeren Ziele einer wirklichen Theilnahme an dem allgemeinen Staatsleben emporgezogen. Auch derjenige Staat in Deutſchland, welchem man den Mangel conſtitutioneller Form am meiſten vorwirft, Preußen, hat durch ein höchſt bürgerliches und vor willkührlichen Eingriffen der Staatsverwaltung ſicherndes Gemeindegeſetz die wichtigſte Grundlage bürgerlicher Freiheit und eine anſehnliche Vorbedingung künftiger Volksvertretung im Staate errungen. Die preußiſche Städte-Ordnung wurde bekanntlich wie das neue Militärſyſtem während der unglücklichſten Lage dieſes Staats eingeführt und die neue Geſtalt deſſelben in zwiefachem Sinn dadurch veranlaßt. Wenn in unſerer Zeit der Einzelne weit weniger die Beſtimmung haben kann, an der Regierung des Staates ſelbſt in dem ausgedehnten Maße z. B. einer athenienſiſchen Volksverſammlung Antheil zu nehmen und trotz des Repräſentativ-Syſtems die Geſetzgebung und Verwaltung in die Hände Weniger gelegt iſt, ſo hat dagegen Jedermann ſich ſo viel als möglich von den geſetzlichen Beſchränkungen des Staats und von den Eingriffen der Verwaltung in die Verhältniſſe des Einzelnen oder einzelner Gemeinden zu befreien geſucht. Aus dieſem Verhältniſſe iſt der moderne Begriff von Freiheit eigentlich entſtanden. Das Chriſtenthum und das germaniſche Lebensprinzip rief dieſe Freiheit des Einzelnen, innere oder äußere, in ſo unbeſchränktes Daſeyn, daß ſich der Staatsbegriff aus dieſer Zerlockerung erſt wieder erneuern mußte, wo es denn nicht ohne vielfache Unterdrückung jener Unabhängigkeit, auf die

wir angeborenes Recht zu haben glauben, abging. Erſt ſeit einem halben Jahrhundert iſt der gröſsere Theil der civiliſirten Staaten mit ſeiner Wiedergeburt beſchäftigt und wie fern auch das Ziel liegen mag, dem Volke eine geordnete Theilnahme am allgemeinen Staatsleben, alſo geſetzlich politiſchen Einfluß zu verſichern, ſo nahe liegt doch die Möglichkeit, den Grundbegriff moderner Freiheit durch glückliche Geſetze und Inſtitutionen feſtzuſtellen. Eine Magna Charta oder Habeas Corpus-Acte der Engländer beſitzen wir in Deutſchland noch nicht, allein die Freiheit der Corporationen iſt in dem deutſchen Central-Staate, ſo wie in den vornehmſten des conſtitutionellen Deutſchlands begründet. Nächſt Preußen genießt kein Land eine ſo freiſinnige und wohlgeordnete Gemeindeordnung als Würtemberg und dieß zeichnet den Grad ſeiner politiſchen Freiheiten unendlich vor den papierenen Conſtitutionen anderer Staaten aus. Wie der Menſch zuerſt der Familie, ſo gehört er im bürgerlichen Leben zunächſt der ſtädtiſchen oder bäuerlichen Corporation an, und er mag Anſprüche machen, auf was nur immer, die rechtskräftige Sicherung ſeiner Perſon inmitten ſeiner nächſten Lebens-Umgebung, die Selbſtſtändigkeit dieſer Corporation und die Theilnahme an ihren Rechten und an ihrer Verwaltung iſt das erſte Recht, was er, abgeſehen von allgemeinen Menſchenrechten, als Staatsbürger verlangt. Ich glaube nicht, daß ſich zur Zeit der Würtemberger zur Aufrechthaltung mancher wichtigen, aber nicht ſo nahe liegenden Verfaſſungs-Norm in die Schranken ſtellen würde, aber gegen eine Verletzung dieſer einmal errungenen Freiheiten, auch wenn ſie von der größten Macht ausginge, dürfte leicht ein ganzes Volk, ſogar ein deutſches, in Aufſtand gerathen. Auch an dieſen Gemeindefreiheiten iſt Manches nur Illuſion, und es iſt bekannt, wie die Menſchen leider für das Nichts mehr ſchwärmen, als für Etwas. Dennoch ſpricht ſich überall die Ueber-

zeugung aus, daß alle politische Freiheit auf der Municipal-Constitution ruhe.

Mit dieser Erneuerung des Staats hängen noch unzählige Verbesserungen der innern, besonders städtischen Verfassung zusammen und die Verwaltung hat sich in demselben Maße zusehends vereinfacht. Vor Allem wurde die alte Last des würtembergischen Schreibereunfugs geändert und an die Stelle desselben eine geregelte Notariats-Ordnung gebracht. Zwar sind die Folgen der Schreiberei noch immer zu erkennen; allein durch die Trennung der Justiz und der Verwaltung, welche in der Verfassung zum Grundsatz erhoben wurde, mußten sich die ärgsten Mißbräuche der ehemaligen Schreiber-Function von selbst aufheben, da ihre gesetzliche Ermächtigung nur noch für bestimmte Fälle der freiwilligen Gerichtsbarkeit verblieb. Alle eigentlichen Gemeindegeschäfte sind auf den Gemeinderath übergetragen und die allen Stadt- und Amtsschreibereien mit all' ihren Substituten, Sporteln und Berechtigungen aufgehoben. In Verwaltungs-Angelegenheiten fungiren besondere Verwaltungs-Actuare, mit welchen man auch das Notariats-Geschäft wieder zu vereinigen schon in Antrag gebracht hat. — Auch das Zunftwesen wurde bedeutend gemildert und die Gewerbefreiheit wenigstens annäherungsweise hergestellt. Preußen ist auch in diesem wichtigen Institut vorangeschritten, obwohl man von der unbedingten Freiheit der Gewerbe wieder zurückkömmt und gewissen Bedingungen und Einschränkungen entgegen sieht. Mit einer völligen Aufhebung der Innungen, besonders bei einzelnen Gewerben, ist dem Staatswohl nicht gedient; nur dieß fordert die jetzige Zeit, daß die Hemmungen bürgerlicher Geschäfte und Thätigkeiten, der frühere Zunftzwang möglichst beseitigt werden und daß die Zünfte selbst in ihrer bürgerlich politischen Bedeutung ganz in die Allgemeinheit unseres städtischen oder bäuerlichen Gemeindewesens aufgehen. In bürgerlicher Hin-

ſicht ſoll man nicht Mitglied einer Zunft, ſondern der ganzen Gemeinde oder einer Claſſe derſelben ſeyn. — Die Handhabung der öffentlichen Sicherheit wurde ebenfalls mit der Ordnung des Gemeindeweſens in Verbindung gebracht, und ein Theil der Polizei den Municipien, ein anderer der Regierung überlaſſen. Durch die Ausbildung des öffentlichen Lebens in Deutſchland kann man auch von dieſem für Bürgerfreiheit ſo wichtigen Inſtitute erwarten, daß es mehr und mehr in die Hand der Gemeinden komme, die Staatsregierung dagegen nur die Oberaufſicht führen und etwa mit einem allgemeinen Hülfscorps für die Sicherheit ganzer Diſtrikte die Thätigkeit der Corporationen ergänzen werde.

Auf gleichem Standpunkte glücklicher und verfaſſungsmäßiger Fortbildung befindet ſich die Legislation des Landes, ſowohl in Bezug auf Rechtsverhältniſſe, als auf die Verwaltung. Man erwartet zunächſt ein neues Criminal-Geſetzbuch, deſſen Prüfung den Hauptgegenſtand der nächſten ſtändiſchen Wirkſamkeit bilden wird. Ueberhaupt hat es mit der eigentlichen Geſetzgebung der Würtemberger noch die Bewandniß faſt ſämmtlicher deutſcher Legislationen mit Ausnahme Oeſtreichs und Preußens. Es ruht nämlich dieſer Zuſtand auf dem ſogenannten gemeinen Rechte, welches aus römiſchen und deutſchen Beſtimmungen älterer Zeit entſtanden und mit den ſpäteren landesherrlichen Verfügungen verwachſen iſt. Obwohl man dieſe Ueberlieferung nun ganz und gar nicht als nichtig bei Seit werfen kann, ſo iſt doch der Mangel reinvolksthümlicher Rechts-Elemente ſeit der Wiederbelebung deutſcher Nationalität nur zu fühlbar und die Einmiſchung vieler einer früheren und längſt verüber gegangenen Cultur angehörenden Richtungen und Tendenzen als läſtig und dem Charakter unſeres jetzigen Bürgerweſens unangemeſſen erachtet werden. Mit der philantropiſchen Richtung ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hing auch der

Eifer für eine vernünftigere und besonders im Criminalrecht menschenwürdigere Gesetzgebung zusammen. Die Lust, Staaten und Einrichtungen zu organisiren und die Erhebung der preußischen Monarchie brachte auch die Abfassung neuer Gesetzbücher des Privatrechts in Anregung. Am allgemeinsten sprach sich der Wunsch nach nationaler Gesetzverbesserung zu derselben Zeit aus, wo man auch in politischer Hinsicht die Einheit der Nationalität zu begründen hoffte und fast noch während des Befreiungskampfes schrieb der berühmte Rechtsgelehrte Thibaut in Heidelberg sein vielbesprochenes Libell über die Nothwendigkeit eines allgemeinen deutschen Gesetzbuches — ein Wunsch, der zwar nicht ohne Anregung und Folgen verblieb, doch im Allgemeinen weder zur Zeit möglich, noch zunächst das dringende Bedürfniß war. Schon vorher hatte die Wissenschaft andere Ansichten über den Werth der Ueberlieferung, über die Entstehung des Rechts und über die Abfassung von Gesetzbüchern herangebracht, wodurch sich jetzt ein Kampf der Meinungen entwickelte, der im Zusammenhange mit den politischen Wiederherstellungen der letztvergangenen Periode überhaupt großen Einfluß auch auf den Zustand der Legislation behauptete. Es ist hier der Ort nicht, die Wahrheit dieser entgegenstrebenden Tendenzen zu ermitteln; allein die Praxis hat ihrem Bedürfniß gemäß überall ihren eigenen Weg verfolgt, ohne sich an die Zumuthungen beider Richtungen zu fesseln. Die historische Schule hatte auch in Preußen ihr Ansehen begründet und obwohl ihre ersten Coryphäen Mitglieder des preußischen Staatsraths sind, also im Mittelpunkt der Gesetzgebung, haben sie doch einen Boden zu bearbeiten, auf dem die entgegengesetzte Richtung vorangegangen, durch frühere Institutionen des Landes begründet und durch das Streben des Volksbewußtseyns und der Zeit vorherrschend ist. Auch in Würtemberg ist für die Fortbildung des Gesetzes, besonders im Einzelnen viel geschehen.

Eine neue Pfandordnung half dem Privatcredit auf und die letzte Ständeversammlung brachte ein Gesetz über die fleischlichen Verbrechen zu Stande. So wird sich in allen Theilen der Gesetzgebung allmählig ein fortgebildeter Rechtszustand zusammen setzen, die Gesetzgebung wird sich den neueren Staatsveränderungen des Landes wie dem Geiste derselben assimiliren und man wird besonders von der gegenwärtigen Regierungsperiode rühmen können, daß sie nur mit der Herzog Eberhards im Bart oder Herzog Christophs vergleichlich sey. Existirt ein eigener Kern eines würtembergischen Volkes, so muß sich aus ihm auch ein eigenes würtembergisches Landrecht entwickeln können. Die Grundlagen dazu sind vorhanden. Deshalb wird Niemand läugnen, daß auch die Legislation allgemeinere deutsche Vereinigung oder Annäherungen zulassen kann und wird.

Von größter politischer Wichtigkeit ist in jedem Staate die eigentliche Rechtspflege: die Gerichtsordnung und das Verfahren, der Civil-Proceß und die criminelle Untersuchung. Auf diesem Gebiete findet man zugleich die härtesten Gegensätze, die zumal mit dem allgemeinen Rechts- und Verfassungs-Zustande der Staaten ein und dasselbe Schicksal haben. Nur daß es auch hier schwieriger seyn dürfte, eine einmal in's Volk gedrungene Institution so leicht wie die Gränzen des allgemeinen verfassungsmäßigen Rechts zu verändern. Auch in Würtemberg gilt ein Hauptgrundsatz politischer Civilisation, die Unabhängigkeit des Richteramts und die Unabsetzbarkeit der Richter selbst, wobei freilich zur Aufrechthaltung des Grundsatzes noch manche Bestimmungen und andere staatsbürgerliche Garantien wünschenswerth bleiben. Die Gerichtsordnung des Landes ist ebenfalls der gemeinen deutschen verwandt und hat nur specielle Bestimmungen und die allgemeinen Grundzüge neuerer Verbesserung in der Folge und Zahl der Instanzen u. s. f. aufgenommen. Besonders an der

Gattung des inquisitorischen Processes tadelt man, daß der Untersuchungsrichter zugleich Ankläger und Vertheidiger ist. Auch die Kreisregierungen im Lande werden beschuldigt, daß sie die Verwaltungsjustiz befördern können. Das Ministerium werde zuletzt Partei und Richter in derselben Sache und das Rechtsgebiet durch den Einfluß der Macht ungewiß. Auf ähnlichem Mißverhältniß mag auch die Autorität des noch über die Ministerien gestellten, und doch nicht eigentlich verantwortlichen Geheimenrathes ruhen. Ferner klagt man über den schwankenden Gerichtsbrauch, wiewohl dieser Artikel in allen den deutschen Ländern wiederkehren würde, welche kein neues und zusammenhängendes Gesetzbuch haben. Sogar neuere Gesetze geben fast überall wegen ihrer schwankenden oder nicht correct genug abgefaßten Normen Anlaß zu officiellen oder gelehrten Erläuterungen. Es mangelt an Einfachheit und verständlicher Form, von der Gewohnheit an undeutsche, oft unnöthig fremde und pedantische Worte und Wendungen des Gerichtsbrauchs zu schweigen. Aus allen diesen fast allgemeinen deutschen Gebrechen muß man noch immer auf eine große Gewalt des Herkommens, so wie auf einen Nachlaß der bürgerlichen und politischen Erfindungskraft und der Gesetzgebungsfähigkeiten schließen. Am eigenthümlichsten erscheint in und außer Würtemberg die lange Dauer, besonders des Criminalprocesses und die Nichtöffentlichkeit, welche über allen Akten processualischer Verhandlung schwebt. Es ist merkwürdig, daß die politische Opposition in Deutschland und besonders die würtembergische, so wenig energisch auf die Einführung öffentlicher Gerichte, öffentlichen und mündlichen Verfahrens und auf das Institut der Jury gedrungen hat. Freilich forderte man so viel und so Ungestümmes und man erhielt verhältnißmäßig um so viel weniger und selbst den Forderungen sah man nicht einmal an, was am meisten als dringendes Bedürfniß und allgemeiner Wunsch gelten sollte.

Besonders auf das richtete man sein Augenmerk, was die Regierung allein, auch wenn sie wollte, nicht im Stande war, zu gewähren. — Die Oeffentlichkeit des Verfahrens im Criminalproceſſe und das Geſchworenengericht ſind Grundſtücke der bürgerlichen Freiheit und jede Nation nimmt ſie auf einem gewiſſen Stadium ihrer politiſchen Entwicklung, wenn auch auf ihre eigenthümliche Weiſe, in Anſpruch. Hier ruht eine Garantie der Freiheit, beſonders der perſönlichen, die in Ermangelung anderer Fundamental-Geſetze mit und nächſt der Unabhängigkeit der Corporationen die ſicherſte Stütze der politiſchen Verfaſſung iſt, wenn ſelbſt John Ruſſell mit Recht behauptete, daß auch dieſes Inſtitut für ſich allein unbedeutend und verderben ſey, wenn alle andern Theile bürgerlicher und politiſcher Freiheit vollſtändig vernichtet ſind oder die Nation in den Zuſtand allgemeiner Auflöſung geräth. In einigen rheiniſchen Staaten oder Gebieten hat man die Geſchworenen, freilich jedoch noch in der Form franzöſiſcher Aſſiſen beibehalten und dadurch auch nach dieſer Seite der Entwicklung hin wenigſtens einen Anfang gemacht. Im Allgemeinen ſcheint jedoch in Deutſchland noch immer, wie in den meiſten öffentlichen Angelegenheiten, ſo auch in der Theilnahme an der Gerichtsverfaſſung des Staats eine groſſe Lauheit zu herrſchen. So lange dieß der Fall iſt, kann ich mich nicht überreden, zu glauben, daß ein reinconſtitutioneller oder ein höherer Grad wahrhaft politiſchen Geiſtes bei uns Grund und Boden gefaßt habe. Man iſt ſo ſehr an die Heimlichkeit, Verſchwiegenheit und Stille der rechtlichen Verhältniſſe in unſern Staaten gewöhnt; man vermeidet ſo ängſtlich jede in's Privatleben eingreifende oder ſcandalöſe Verletzung unſerer nächſten Verhältniſſe, unſerer Familien und Genoſſenſchaften; man iſt zwar nicht zufrieden, aber man hat auch noch auf keine beſtimmte Form entſchieden das Auge gewendet. In hohem Grade findet dieß auf

Würtemberg Anwendung und es ſcheint ſogar, als wenn beſonders hier der abgeſchloſſene Geiſt engerer Genoſſenſchaften eine ſolche Berührung mit der Oeffentlichkeit verabſcheute. Man verlangt Rechte in voller Ausdehnung, aber man will auch wieder ſeine Perſon und ſeine Familie auf alle Weiſe dem großen Markt und der Oeffentlichkeit entziehen. Wäre dieß wohl der Grund, warum auch der Liberalismus, beſonders in Würtemberg, dieſen Gegenſtand mit ſo wenig Intereſſe behandelt hat? Früher oder ſpäter wird man jedoch auch dieſen Schritt wagen und ſich ſelbſt, trotz der Abneigung oder des Vorurtheils, auf den Standpunkt öffentlicher Gerichtsverfaſſung ſtellen müſſen. Das Geſchworenen-Gericht iſt das Gericht des Volkes über ſich ſelbſt und bevor es ſich nicht richten kann, kann es auch noch weniger im vollſten Sinne Geſetze ſchreiben oder an der Staatsgewalt Theil nehmen. Obwohl der Geiſt der Würtemberger ſich weniger lebhaft auf dieſe Seite des Staatslebens gerichtet hat, ſo läßt ſich doch auch hier auf entſchiedene Fortbildung hoffen und der Beſitz ausgezeichneter Rechtsgelehrten verſchiedener politiſcher Anſicht bietet dazu die Hand.

Nach keiner Seite hin kann ſich vielleicht die Thätigkeit unſerer deutſchen Particular-Regierungen beſonders in der gegenwärtigen vielbewegten Zeit ſegensreicher bekunden, als in der Wegräumung jener mannigfachen Hemmungen neueren Bürgerthums und des geiſtigen wie materiellen Verkehrs. Beſonders die Stellung der Kirche und des Adels aus alter Zeit liegt noch mit ihren Ueberreſten lähmend auf der gegenwärtigen Geſellſchaft. Die geiſtige Seite habe ich oben berührt. Nicht weniger hat die Regierung in materieller Beziehung für die freie Entwicklung, vorzüglich der bäuerlichen Verhältniſſe, zu ſorgen. Noch pflanzten ſich bis auf unſere Zeit jene feudalen Beziehungen zwiſchen Adel und Unterthanen fort, von denen nicht mehr der Vortheil eines ehemals nothwen-

digen Verbandes, ſondern nur die Laſt übrig geblieben iſt. Wir wollen nicht jene mißliche Frage in Erörterung ziehen, auf welche Weiſe der deutſche Adel groſſentheils zu dieſen Rechten gelangt iſt, indem ſelbſt der klarſte Beweis unrechtmäßigen Erwerbes keine Entſcheidung über das Recht des gegenwärtigen Beſitzes geben könnte. Man muß einſehen lernen, wie ſogar das ſcheinbare Unrecht mit dem damaligen politiſchen und nationalen Zuſtande verwachſen iſt. Dagegen hat man den Bevorrechteten die Wahrheit vorzuhalten, daß die alten Berechtigungen auch mit Leiſtungen verbunden waren, welche neuerer Zeit nicht mehr geleiſtet worden ſind und auf andere Weiſe vom Staate erſetzt werden mußten; denn der Name Ritterſchaft ſchreibt ſich vom Kriegsdienſt her und auf dieſem Verhältniſſe ruhte das Lehenswesen und das Vorrecht des deutſchen Adels. Es mußte alſo in neuerer Zeit das Bedürfniß der ärmeren und kleineren Grundbeſitzer, ihr Eigenthum und ihre Perſon von den Laſten, die ſie den Gröſſeren zu leiſten haben, zu befreien, auch von den Regierungen als dringend anerkannt werden, und man konnte in den veränderten Verhältniſſen, ganz abgeſehen von der Stimme des Volkes, den Rechtsgrund für die Ablöſung der Zehenten, Frohnden und anderer bäuerlichen Laſten finden. Indem man von Ablöſung und nicht wie die franzöſiſche Revolution von 1789 von Aufhebung der Feudallaſten ſprach, ſtellte man den Grundſatz feſt, daß jedes nutzbare Recht als Theil des wirklichen Eigenthums auch vom Staate nicht ohne Entſchädigung entzogen werden könne. Ueber die Nothwendigkeit dieſes Grundſatzes zur Erhaltung des allgemeinen Vertrauens, der Sicherheit und eines befriedeten Zuſtandes kann nur der gewöhnlichſte Liberalismus im Zweifel ſeyn. Allein die Vernunft unſerer Zeit hat gerade in dieſer Anerkennung einen feinen Unterſchied zwiſchen dem Verluſt derjenigen Gerechtſame gemacht, welche nur Ehre, Obhut und Einfluß,

oder derjenigen, welche wirklicher Güterbesitz sind. Für jene gibt man dem Staat als solchem das volle Recht, nach veränderten Verhältnissen auch diese Vorzüge wieder an sich zu nehmen oder im Staate bestehende Verbindungen aufzulösen. Die Staatsregierung und die öffentliche Meinung oder Fürst und Volksvertretung entscheiden über solche Nothwendigkeit und man wird dem größeren Besitzer nur diejenigen Vorrechte über die kleineren zu überlassen geneigt seyn, welche auf dem natürlichen Vorzuge des Besitzes ruhen, dem Staatswohl nicht widersprechend und der Oberaufsicht der Regierung nicht entnommen sind. Was ich hier über den Güteradel gesagt habe, läßt sich noch nicht auf denjenigen Theil desselben beziehen, welcher durch die Bundesgesetzgebung zum Theil oder ganz von dem gewöhnlichen Staatsbürger-Verhältniß in einem besonderen deutschen Staate befreit ist. Freilich bleibt es ein Uebelstand, daß das Staatsbürgerthum der deutschen Standesherrn auf so zweideutigen Bestimmungen ruht, wodurch selbst die Thätigkeit unserer Particular-Regierungen für die in jetziger Periode dringendsten Bedürfnisse des Volkes gehemmt wird. Auch in Würtemberg hat man mit der Ablösungsarbeit begonnen, doch zu einer Zeit, wo die Stimmung des Volkes nicht mehr der Grund seyn konnte, sich auf billige Weise zu Aufopferung bestehender Vorrechte bereit zu zeigen und wo man den eingebildeten Werth der Ehre und des Einflusses — **Pretium affectionis** — auf den Werth des wirklichen Besitzes schlug, während man die zweideutigen Folgen eines solchen Besitzes gar nicht in Anschlag brachte. Nach einer Epoche ungestümer Aufregung, in welcher der nivellirende Geist des Zeitalters jedes Recht und jeden Besitz anzutasten drohte, fühlt man sich wohl abgeneigt, auch nur von dem geringsten Rechte oder von Scheinbesitz abzustehen, ja die politischen Verhältnisse der Zeit müssen selbst gegen ihren Willen eine Sache unterstützen, die dazu

dient, wenigſtens den Begriff des Vorrechts und der Unterordnung in gehörigem Anſehen zu erhalten. Doch von der erſten Kammer der würtembergiſchen Stände war das Prinzip der Ablöſungsfähigkeit anerkannt worden. Da nun die augenblickliche Veränderung eines ſchon lange beſtehenden Verhältniſſes um der Idee willen, beſonders wenn dieſe anerkannt iſt, nicht für weſentlich gehalten werden kann und die Entſcheidung des Conflictes zwiſchen Staatsregierung und Standesherrn früher oder ſpäter eine Nothwendigkeit iſt, ſo hätte ſich, wenn es eine ſolche geben kann, die Oppoſition gegen beſtehende Mißbräuche nie dazu verſtehen ſollen, dieſe Verbeſſerung um jeden Preis zu erkaufen, und um ſo weniger, als die Regierung wohl ſelbſt auf der Seite der einigen Bürger-Oppoſition ſtehen geblieben wäre. Wo Regierung und Stände zuſammen wirken können, darf auch nicht das Geringſte geſchehen, um dieſes Verhältniß zu lockern.

Das Militair-Syſtem richtet ſich nach den Verfügungen des deutſchen Bundes und leidet, wie in allen deutſchen Staaten, an der Nothwendigkeit, faſt auf halben Kriegsfuß geſtellt zu ſeyn. Dazu iſt faſt überall das alte Conſcriptions-Syſtem beibehalten worden, und während die Verfaſſung Jedermann zum Kriegsdienſt verpflichtet, iſt die Erfüllung dieſer Pflicht an Formen geknüpft, welche mit den beſtehenden bürgerlichen Verhältniſſen, beſonders mit den geiſtigeren Thätigkeiten unvereinbar ſind. Man hat allerlei Auskunftsmittel verſucht und ſich dem Landwehrſyſtem angenähert, ohne daß das Mißverhältniß bis jetzt weggeräumt worden wäre. Zum Lobe der würtembergiſchen Militär-Anordnungen muß man jedoch bekennen, daß in den Einrichtungen dieſer Militairverfaſſung die Pflichtigkeit an ſchonende und ziemlich an die Form der Landwehr gränzende Beſtimmungen geknüpft wurde. Nur läßt ſich zweifeln, ob da-

durch für alle Fälle ein hinreichend geübtes Corps gebildet werde? Doch die einmal nicht kriegerische Stellung Würtembergs und die den Schwaben aus alter Zeit überkommene Tapferkeit und leichte Kriegsgewöhnung lassen diesen Punkt gleichgültig erscheinen. — Für die Oeconomie des Landes geschieht sehr viel und vielleicht das meiste. Das Finanzwesen ist bis auf ganz geringe Ausnahmen in fortwährend constitutioneller Ordnung geblieben. Besonders die Oberschwaben klagen noch über die Höhe der Steuern, die bei denen, welche unter östreichischer Herrschaft standen, unverhältmäßig gering waren. Im Ganzen ist jedoch, was der Würtemberger zu leisten hat, seinen Kräften angemessen, und man glaube nicht, daß die von ältester Zeit herstammende Auswanderungsluft aus etwas Anderem als dem unzufriedenen Geiste des Volkes überhaupt herkomme, wobei freilich nicht vergessen werden mag, daß man in früherer Zeit und gerade am meisten unter dem Schutz der alten Verfassung für den Landmann und kleinen Besitzer am wenigsten Sorge trug. Ungünstig wirkte besonders die bei der allerdings übermäßigen Bevölkerung Würtembergs zugelassene Zerschlagung der Güter in unendlich kleine Theile, so daß der Besitz am Ende mehr eine Plage als eine Wohlthat wird. Dieß findet fast nur in Altwürtemberg statt, während es in Oberschwaben fast lauter größere Höfe und Güter gibt. Aus diesem Grunde und wegen des malcontenteren Charakters der alten Würtemberger fällt auch die Auswanderungswuth in ungleich größerem Maße auf das Unterland. Ob durch Associationen und erweiterte Credit-Anstalten mit Nachhülfe der Regierung diesem Uebel nicht gesteuert werden könne, gehört zu den großen Problemen des Pauperismus und der Agrar-Verhältnisse überhaupt. Der Würtemberger hat gewiß nicht Grund, jene Mißstimmung, die ihm von den Zeiten der Maitressen-Wirthschaft und eines Jud Süß geblieben ist, jene Erinnerung an

den kleinstaatischen Druck und die unaufhörliche Kriegsverwüstung mehr im Gedächtniß zu bewahren, als viele andere deutsche Lande. Freilich denkt man sich, wenn man die Unzufriedenheit beobachtet oder die Härte des Charakters, einen Würtemberger oder Hessen noch immer als Landmann am Pfluge und in Schweiße seines Angesichts für die Regierung arbeitend, die ihn drückt, auszehrt, seine Söhne an England verkauft oder ihm die alten Freiheiten stiehlt. Dem Frohsinn am Hofe und französischer Cultur entgegen bildete sich die Spießbürgerlichkeit und die Sittenstrenge. Was man überhaupt Stimmung des Volks heißt, das gehört in der gegenwärtig befriedeten Lage fast nur der Geschichte, dem nicht überwundenen Naturell und der Aufreizung der Parteien an. So wuchert noch heute die Mißstimmung gegen Zeitgenossen, Regierung und Nationalverband, und das Mißtrauen gegen die Häupter des Staats war oft so rücksichtslos, daß es fast die undankbarste Aufgabe scheint, Herrscher dieses schönen Landes zu seyn.

Die innere Verwaltung stellt sich durchaus für den nicht am Ideal befangenen Beobachter als trefflich dar und die Hauptgebrechen, die auch hier nicht zu verkennen sind, gehören den neueren Staatsverhältnissen überhaupt und besonders den deutschen an. Der Staat ist zu einer Beamten-Hierarchie geworden, die selbst von den freiesten Verfassungen unserer Zeit nicht in Schranken gehalten wird, in England etwa ausgenommen. Unsere Einrichtungen sind sämmtlich dem Geiste der Bürcaucratie und des Staatsdienstes verfallen. Es ist dieß eine Durchgangs-Periode, welche man nicht mit einem Sprunge abschließen oder mit einem Constitutions-Paragraphen vernichten kann. Sie wurzelt noch tief in unserem Volke, das die Garantien seines Lebens und seiner Kinder nur an den Begriff des Staatsdienstes kettet und in dem Gewicht und dem Einfluß der Verwaltung allein die

Sicherheit dieſer Garantien findet. In unſeren herzloſen Bürgerverhältniſſen, in der Unſicherheit der öffentlichen Zuſtände, unter den gräulichen Erſcheinungen eines allen Adel der Menſchlichkeit bedrohenden Materialismus, was bleibt wohl vor Allem dem Geiſte, der wirken will, übrig, als die büreaucratiſche Breite und das Anſehen des Beamten-Weſens, die Viel-Verwaltung, die Viel-Regierung und die falſche Centraliſation. Und nirgends iſt dieß mehr eingewurzelt und auf die Mißbräuche der alten Verfaſſung wie in den Sitten des Volkes begründet, als unter den Würtembergern. Die einmal angeſehenen Familien haben ſich ſeit Alters her einen bürgerlichen und politiſchen Einfluß zu erwerben gewußt und gerade in der alten anſcheinend demokratiſchen Verfaſſung befeſtigt, und je weniger die eigentlich politiſche Stellung zu behaupten war, deſto mehr ſuchte jeder für ſich und ſeine nächſten Angehörigen einen beſtimmten Genuß im Staate zu ſichern. Ich habe oben das Prinzip des würtembergiſchen Familiengeiſtes geſchildert und es liegt nahe, daß aus demſelben ein großer Familienverband und ein undurchdringlicher Nepotismus entſtehen konnte, welchen die neue Zeit, die jetzige Regierung und die jetzige Verfaſſung zwar vielfach gebrochen, aber noch keineswegs überwunden haben. Man muß ein ganz enormer Günſtling des Glücks ſeyn oder Fähigkeiten beſitzen, die nicht zu entbehren ſind, um in Würtemberg, trotz des guten Willens von Oben, einen andern Weg zur höheren Thätigkeit zu finden, als an der Hand von Vettern, Baſen und Gevattern. Das Patronat wird nie aufhören auf dieſer Erde, denn es wurzelt in der Natur menſchlicher und geiſtiger Verhältniſſe. Aber die Art deſſelben unterliegt den unterſchiedenſten Graden der Civiliſation. Nicht Gewalt erzeugte den gegenwärtigen Zuſtand, ſondern das Volk ſelbſt bildet ihn und aus ſeinen Bedürfniſſen und Gewohnheiten gehen die öffentlichen Einrichtungen hervor. Mit der Bildung

des Volkes wird der Mißbrauch immer unmöglicher, die Form einfacher und die Kette der Centralverwaltung an den Forderungen des Talentes, politischer Aufklärung und einer freien Gemeindeverwaltung gebrochen werden.

In der vorangehenden Entwicklung wurde die politische Stellung Würtembergs hinlänglich bezeichnet und als ein Typus dargestellt. Der Charakter des Staats trägt durchweg das Gepräge der Bescheidenheit, und die Zeiten liegen schon weit hinter uns, wo sich in der ungewissen Lage neuer deutscher Verhältnisse besondere süddeutsche Bewegungen im Sinne des Liberalismus oder der oberdeutschen Nationalität selbst nicht ohne Billigung der Regierung äußern konnten und Lindner sein bekanntes Manuscript aus Süddeutschland schrieb. Damals mochte wohl der Schwung einer hohen Frau den politischen Projecten nicht fremd geblieben seyn. In dieselbe Periode fällt auch die heftigere Opposition Würtembergs am Bundestage, die, so wenig bedeutende Folgen sie nach sich ziehen konnte, immer der entschiedene Ausdruck des Volkscharakters blieb. Gerade durch diese Einheit mit den Interessen des Volks erhielt sich Würtemberg, selbst als die Opposition nachließ, eine sehr angesehene Stellung im Bunde, indem es als Repräsentant individueller Volksfreiheiten angesehen werden mußte. Immermehr schloß es sich der Bundeseinheit an und es folgte auf Garantien gegenseitiger Rücksicht auch eine entschiedenere Anerkennung der schützenden Gewalt des Bundes. Auch ließ sich in der innern deutschen Politik eine bemerkliche Hinneigung Würtembergs zu dem deutschen Staate wahrnehmen, den ich als ein politisches Centrum bezeichnet habe. Das Verhältniß eines constitutionellen Hauptstaates zu diesem Centralstaate ist natürlich, aber in seiner Ausbildung von größtem Interesse. Um über die deutschen Gränzen hinauszusehen, so kann man auch die Verbin-

dung des Fürstenhauses mit Rußland zur Beurtheilung der Stellung Würtembergs nicht gleichgültig erachten.

So ist die Lage dieses Staats in politischer Aufklärung und eingehaltener constitutioneller Regierung. Die Mängel und Gebrechen des deutschen Staatslebens fehlen auch hier nicht; allein sie haften nicht an dem Staat als solchem, sondern an dem gegenwärtigen Zustande deutscher Nation. Aus demselben Grunde zeigt sich auch hier ein Schwanken zwischen herkömmlich aristokratischen Gewöhnungen und constitutionellen Prinzipien, zwischen Theorien von Regierungsgewalt und volksthümlicher Liberalität. Der Ausdruck dieses Schwankens ist die Zusammensetzung des gegenwärtigen Ministeriums, die zur Zeit in liberalerem Sinne nicht wohl zu Stande kommen wird. Doch die Verwaltung und eigentliche Landescultur, das Innere und die Finanzen sind in der Hand der Bürgerlichkeit. Wenn es wahr ist, daß sich in Mitten der gegenwärtigen Regierung ein Kampf der Prinzipien nur schwer verhüllen lasse und daß die liberale Seite nur durch den Willen einer hohen Person und durch Talent gestützt werde, so würde die Art, wie man von Seiten des Bürgerthums und einer falschen Opposition die Stellung des ganzen Ministeriums angegriffen hat, noch unverzeihlicher seyn, weil man dadurch den freisinnigen Willen der gegenwärtigen Verwaltung einem doppelten Angriff preis gab. Eine Veränderung des gegenwärtigen Systems ist nicht zu fürchten, wenn auch Personen und Talente umgetauscht würden und Einzelnes, was jetzt auf dem lichten Wege constitutionellen Geistes geschieht, in Cabinets-Intrigue zurückfiele.

Daß der Zustand eines solchen kleineren und quasi-constitutionellen Staates mannigfache Inconvenienzen haben muß, liegt in der Natur der Sache. Es gibt Zeiten, die eine solche Verfassungsform sogar nachtheilig erscheinen lassen. Gerade deshalb ist aber nur die Richtung zum Ganzen nicht

aufzugeben, ſondern durch ſie die innere Mangelhaftigkeit zu ergänzen. Daß Würtemberg mit den andern oberdeutſchen Staaten in ſeiner Fortbildung an das geſammte Centrum des deutſchen Nordens gewieſen iſt, wird noch einmal am Schluſſe dieſer Entwicklung ausgeſprochen werden. Meiſt wird das Wichtigſte erſt durch den Vorangang eines großen Staats ausführbar, der leichter reformirt, ohne Conſtitution ſchneller durchgreift und durch ſeinen Einfluß den Willen der Nation einigt.

Neben dieſem Verhalten der Regierung geht die conſtitutionelle Thätigkeit des Volks, der Stände und der Parteien ihren Weg fort. Die Theilnahme des Volks an den öffentlichen Angelegenheiten iſt noch immer anſehnlich genug, obſchon auch hier nach deutſcher Art auf große Erhitzung Philiſterei und Ermattung bemerkbar wurde. Doch haben die Würtemberger und beſonders die Stände mancherlei Proben alter Uebung und Erfahrung abgelegt und die Kammer erinnerte durch ihre gemeſſene Haltung ſehr oft daran, daß der conſtitutionelle Geiſt im Charakter des Volkes wurzele und nicht von geſtern in die Köpfe gekommen ſey. Auch zog die würtembergiſche Repräſentation dadurch das Intereſſe des übrigen Deutſchlands vorzugsweiſe an ſich, daß ſie eine große Zahl geiſtiger Notabilitäten in ihren Reihen hatte, und mehr als irgend eine andere deutſche Kammer die intellectuelle Richtung der deutſchen Nation befriedigte. Ich bringe nur die Namen Pfiſter, Uhland, Pfitzer, Hufnagel, Wächter, Pahl, Pflanz, Menzel, Schott in Erinnerung, um auf eine untermiſchte Geſellſchaft von geiſtigen Capacitäten zu weiſen, die hier ſeit 1833 verſammelt war und immer glänzend genug iſt. Auch Originalitäten gab es darunter, von denen ſich vorzüglich ein Freiherr von Hornſtein als unerbitterlicher Vertheidiger römiſch-kirchlicher Intereſſen bemerkbar machte. Was man in franzöſiſchen und

deutſchen Volkskammern ſo ſelten wahrnimmt, ein gewiſſer Humor und eine friedſame oder ſelbſtgefällige Behaglichkeit, die mitten in ſtürmiſcher Aufregung die wüthenden Parteien zum Lachen bringt, kam unter den auch darin beneidenswerthen Würtembergern zum Vorſchein. Im Vergleich mit anderer, beſonders badiſcher Geſchwätzigkeit, ließ ſich hier wenig Rednergabe ſpüren, dagegen viel Energie, ſtumme Ausbrüche der Reſignation oder der Erbitterung und im Ganzen ein dramatiſches Leben, das freilich in den grauen Spalten des ſchwäbiſchen Merkurs nicht wiederſpiegelt. In neuerer Zeit überwiegt die quaſi-conſtitutionelle Partei oft ohne Widerrede. Sehr charakteriſtiſch iſt es, daß für den unparteiiſchen Beobachter in den conſtitutionellen Verhandlungen Würtembergs eigentlich nur eine Figur, der Chef des Miniſteriums des Innern, Geheimerath von Schlayer, hervorragt. Dieſer gewandte Staatsbeamte hat die Gabe, durch ſein Talent die Stände zuſammenzudrücken und das Glück, zwiſchen Regierungsnothwendigkeit und Volksgeiſt, zwiſchen Bürgerthum und Ariſtokratie auf eine beſonders den materiellen Intereſſen günſtige Weiſe in der Mitte zu ſtehen. Die miniſterielle Majorität, in der ſich anſehnliche Talente finden, iſt doch eigentlich nur durch ihr Votum bedeutend und der Einzelne kann es wegen ſeiner meiſt unfreien Stellung kaum zu großem Anſehen bringen. Ueberhaupt kann die Aufgabe eines deutſchen Deputirten nur die der Nützlichkeit und nicht die des Ehrgeizes ſeyn, und wo letzterer vorhanden iſt, ſo hat er meiſthin bürgerliche Zwecke und keinen politiſchen Schwung. Je kenntnißreicher und gewiſſenhafter der Mann iſt, deſto mehr Werth hat er in dieſer Stellung, in der ſich meinem Urtheil zufolge unter den neueren würtembergiſchen Repräſentanten der Abgeordnete Duvernoy, weil ſeiner Aufgabe ſich bewußt, als Muſter betrachten ließe. Dem unbetheiligten Ausländer erſcheint das Ganze wie eine academiſche

Uebung; die Regierung proponirt einen Satz und Individuen aller Art und aus dem ganzen Lande kommen zusammen, zerbeißen sich die Zähne an diesen Sätzen, machen Einwürfe gegen die offizielle Behauptung und man würde vielleicht in Zorn gerathen, wenn nicht plötzlich der constitutionelle Ministerchef sich erhöbe und der ehrenwerthen Versammlung wie dem ganzen Lande eine sehr kernige, aber nicht immer parlamentarische und versöhnliche Belehrung gäbe. Einem solchen Act zuzuschauen ist ganz ergötzlich. Am stärksten fällt dieser Departementschef gegen diejenigen aus, die an dem illusorischen Theile unserer deutschen Verfassungen haften und über die Gränzen der constitutionellen Lage hinausgehen, also gegen die Partei, die sich dem Ministerium entgegensetzt.

Wie überall gibt es auch hier zwei Oppositions-Parteien, die eine an dem Herkommen haftend, die andere dem Fortschritt oder der Freiheit zueilend. Jene tritt weniger scharf hervor, weil sie in den meisten Staaten mit der Regierungsgewohnheit selbst zusammenhängt. Gegen diese alten Gewohnheiten der Staatspraxis oder aristokratischer Vorrechte hat der aufgeklärtere Theil der Regierung so gut wie das Volk einen fortdauernden Kampf zu bestehen. Hier öffnet sich ein Feld der Thätigkeit, auf dem jeder Geist und Bürger wirken kann und soll, hier ist Widerspruch erlaubt und jeder tüchtigen Regierung willkommen und dieß ist der Kampf, den alle civilisirte Nationen, ganze Jahrhunderte und Alles, was Geist besitzt, zur Befreiung von der Macht des Herkommens und der Vorurtheile, von alten Prinzipien und alter Praxis und von den faulen Flecken der Ueberlieferung zu kämpfen haben. Nach dieser Seite hin muß jeder freie Sinn zunächst sein Auge richten. Als ein sehr merkwürdiges Zeichen der jetzigen Periode ist zu bemerken, daß man diese Pflicht kaum erfüllen kann, ohne sich zugleich von der Partei der Bewegung zu sondern, weil das Uebel, welches hier

droht, die wirkliche Verbeſſerung nicht minder verfehlt und noch weit nachtheiliger wirken würde, wenn die Macht der Gewohnheit nicht unüberwindlichen Widerſtand leiſtete. Wir wiſſen, daß die Hauptgegenſtände unſeres Denkens und Lebens in einer Gährung begriffen ſind, in der ſie ſich läutern wollen. Daraus iſt ein Schwanken der Meinung, ein Widerſtreben der Geſinnungen und ein Kampf der Denkweiſen entſtanden, der, kaum einem ſtrebenden Geiſt geſtattet, ſich ohne Verwahrung und ohne Widerſpruch gegen den unbedingten Liberalismus zu erklären. Beſonders unſerer politiſchen Oppoſition macht man den gerechten Vorwurf, daß ſie, anſtatt den Vorgang und den Willen vorzüglicher Regierungen zu unterſtützen, auf weit ausſehende oder unmögliche Dinge gerichtet iſt und den guten Willen im Stich läßt. Je unklüger die Liberalität vertreten wird, deſto entſchiedener muß der Fortſchritt mit einem zweiſchneidigen Schwerte erkämpft werden.

In Würtemberg tritt die Partei des Widerſtandes nur in der Adelskammer als eine Macht auf. Der hohe Adel glaubt ſich in ſeinen Rechten nicht nur von dem Geiſte der Zeit, ſondern auch oft von dem der Regierungen bedroht. Rechnet man noch hierzu die Unbeſtimmtheit der ſtandesherrlichen Verhältniſſe, ſo iſt der Conflict und die falſche Stellung, die ſich erzeugen, erklärbar. Unſere Standesherrn möchten zu gern mit den Pairs von England verglichen werden und neuerer Zeit ſind ſie wirklich mehrmals als kleine Tories aufgetreten. Allein ſie bedenken nicht, wie ſchief dadurch ihre Stellung in der gegenwärtigen Lage Deutſchlands werden muß. In England iſt der Adel eine wirkliche Macht, in Deutſchland kann er erſt eine werden und was man jetzt dafür hält, iſt nur Scheinbeſitz oder eine vielfach angefochtene Stellung in unſerer Geſellſchaft. Es iſt zu bezweifeln, ob die Vorzüge, welche man dem hohen Adel in unſeren

neueren deutschen Staaten angewiesen hat, in jetziger Form vortheilhaft für die Berechtigten sind, oder ob nicht dadurch ein wichtiges politisches Element unserer Zukunft in der öffentlichen Meinung vernichtet wird. Es fragt sich, ob man nicht besser für sie gesorgt hätte, wenn man sie als Interessenten der Gewalt und Theilnehmer an der Staatsverwaltung erklärt und durch eine wirksamere aber begränzte Stellung einen Ersatz für noch nicht vergessene Rechte gegeben hätte. Bis jetzt leistet die constitutionelle Pairie in Deutschland einen Widerstand, der weder Furcht noch Achtung hervorruft, und man kann doch nicht läugnen, daß es oft die Aufrechthaltung wirklicher Rechte ist, die man beabsichtigt.

Wichtiger als diese Aristokratie ist die liberale Opposition in Deutschland und in Würtemberg. Ihr Widerspruch gilt nicht bloß jenem veralteten Staatsgeiste, sondern mehr noch dem allgemeinen Bestand gegenwärtiger Zustände und selbst den liberalsten deutschen Regierungen. Man hat die Zustände rein constitutioneller oder auch republikanischer Staaten im Auge und gibt sich mitten in Deutschland die Stellung eines Franzosen oder Amerikaners. Seit Rousseau existirt in der civilisirten Welt ein Naturrecht, auf das man das Gebäude des Rechtsstaates begründen will und je größer oder geringer die Fähigkeit des einzelnen Kopfes ist, sich der Ueberlieferung und der Natur der Dinge zu accomodiren, desto verschiedener fällt der Grad der radicalen Politik in den Prinzipien oder in ihrer Anwendung aus, von der Gränzlinie des Jakobinismus ganz zu schweigen. Der Trieb nach Freiheit ist dem Menschen angeboren, er strebt nach ihr und der jedesmalige bürgerliche Zustand ist ein Ergebniß dieses Strebens. Natürlich kam man auf diesem Wege zu freieren Rechtsverhältnissen und selbst so weit, daß man allgemeine Rechtssätze als anfängliche Grundlagen jeder Staatsgesellschaft und eines vernünftigen Staatsrechts betrachtete. Man erkannte

nicht, daß es viel ſchwieriger ſey, Moderationen der Freiheit zu erhalten, als die Freiheit ſelbſt zu vergrößern und daß die nothwendige Mäßigung in den Elementen des beſtehenden Staats zu ſuchen iſt, der ſchon und vor aller Freiheit vorhanden iſt. Von nun an ward die Schwäche menſchlicher Verhältniſſe, die Nothwendigkeit eines entſchiedenen Beſtandes und die Ermittlung der Wahrheit aus Widerſprüchen ganz außer Acht gelaſſen. So entſtand jene politiſche Ideologie, die zwar mit natürlichen Anſprüchen und Grundſätzen der Civiliſation zuſammenhängt, im Grunde aber das Gegentheil von aller Politik iſt und es war kein Wunder, daß die Oppoſition, die daraus hervorging, in den meiſten Staaten, beſonders aber in Deutſchland, eine falſche wurde. Unendlich freier müßte die Wirkſamkeit unſerer ſtrebenden Geiſter auch auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens ſeyn, wenn wir einen wahrhaft conſtitutionellen Zuſtand errungen hätten. Allein unſere Verfaſſungsformen bieten davon höchſtens den Schein, indem ſie ſelbſt nicht auf dem Boden des Volkes, ſondern meiſt in vorübergehenden Zeitwirren und nach fremden Muſtern entſtanden ſind.

Um nun dennoch gegen den beſtehenden Rechtszuſtand unſerer Staaten nicht in einen ungeſetzlichen Kampf zu gerathen, glaubt man ſeine Legitimität zu retten, wenn man ſich an die Illuſionen und Worte der Urkunden und an die Gebräuche des Auslandes hängt und die conſtitutionelle Thätigkeit faſt lediglich zu einem Gränzſtreit im Rechte und zu einer Bewahrung oder Aufrechthaltung des wörtlichen Inhalts unſerer Verfaſſungen macht. Auf dieſem Wege glaubt man den Staat früher oder ſpäter auf den Stand liberaler Anſicht zu heben und bekennt ſich deshalb, wenigſtens in der Theorie, ſchon jetzt zu den Prinzipien des Contract-Social und zu den älteſten deutſchen Anſichten von der Unabhängigkeit des Einzelnen und der Autonomie einzelner Provinzen.

Auch nimmt man in Wort und Haltung ganz das Benehmen ausländischer Vaterlandsfreunde an und geberdet sich, als dürfe man in Deutschland nur die Worte Mirabeau's in der National-Versammlung wiederholen, um die bestehende Macht zu erschüttern. Diejenigen, welche sich nicht veranlaßt fühlen, aus dem Bereiche des Gesetzes herauszutreten, sprechen doch unverholen aus, daß sie nur einen neuen Aufstand in Paris oder Warschau und davon einen Umschwung in Deutschland erwarten. Inzwischen richtet sich der Widerspruchsgeist, wenn auch ohne Erfolg, gegen die einzelne Regierung und gegen den Bund. Würtemberg, dessen Mängel in der vorangehenden Entwicklung nicht verschwiegen wurden, das aber im Durchschnitt als ein Ausdruck der in Deutschland bestehenden politischen Aufklärung und des deutschen Constitutionalismus erschien, hat doch noch immer eine so entschiedene politische Opposition aufzuweisen, daß man aus ihrem Charakter auf einen Zustand der gräulichsten Unterdrückung und Barbarei in Deutschland schließen sollte. Will man das Wesen dieser Richtung besonders in Bezug auf Würtemberg kennen lernen, so findet man die Prinzipien und noch mehr die Methode in dem bekannten Artikel „Würtemberg" im Conversationslexikon neuester Zeit ausgedrückt. Darin wird den öffentlichen Verhältnissen und einem Zustande, wie Würtemberg, den man mit Recht einem kleineren Haus- und Familienwesen verglich, eine solche Wuth und ein so schaam- und pietätsloser Angriff entgegengestellt, daß man wirklich glaubt, Würtemberg sey durch die Willkühr der Staatsregierung von Recht und Freiheit plötzlich in völlige Unterdrückung und Tyrannei gebracht worden. Unter den deutschen Liberalen scheint das komische Verhältniß statt zu finden, daß sich da die Geier sammeln, wo kein Aas ist. Anstatt die gegenwärtige Regierung zu unterstützen, im Einzelnen eine vernünftigere Einsicht auszusprechen und gegen verderbliche Rich-

tungen der Gewohnheit und der Vorurtheile im Staate zu kämpfen, hat man sich in allgemeinem Gegensatz gegen die Verwaltung, die man als nicht verfassungsmäßig ansieht, und gegen den Bund, den man incompetent und unnational nennt, gerichtet. Vorzüglich ist das Steuer-Verwilligungsrecht zu einer Hauptfrage des constitutionellen Deutschlands gemacht worden, und man sieht auch hier nicht an, sich auf den nationalen Standpunkt eines Parlaments zu stellen. Man kennt die Motionen gegen den Bundestag, man erinnert sich der Erklärung der badischen Kammer von 1831 „ohne Preßgesetz kein Budget" und noch vor wenigen Monaten ist diese Frage zum Gegenstand eines Streites zweier würtembergischen Publicisten, Paul Pfitzers und des Staatsrath Fischer, erhoben worden. Zugegeben, daß in der alten Verfassung das Recht der Steuerverweigerung festgesetzt oder ausgeübt worden war, worüber ich auf die Beurtheilung dieses älteren Zustandes selbst zurückweise, kann doch auf keine Art nachgewiesen werden, daß ein solches Recht nach der neuen besteht, und wenn ein solches bestünde, so wäre es nicht bloß factisch, sondern rechtmäßig durch den deutschen Bund aufgehoben. In jedem Falle hatte der Minister recht, als er erklärte, die Steuerverweigerung sey eine Illusion. Die Stände haben nur das Recht und die Pflicht, Steuern zu bewilligen, d. h. den einzelnen und bestimmten Forderungen der Regierung einzelne oder den Grad bestimmende Zugeständnisse zu machen, und auch dann würde im Fall eines nicht auszugleichenden Conflictes dem vom Bunde errichteten Austrägal-Gericht die Entscheidung verbleiben, ob ein Ansatz oder der Grad desselben nothwendig sey und die Regierung das Recht habe, ihn den Ständen abzufordern. Eben so verhält es sich mit der Stellung der constitutionellen Thätigkeit gegen den Bund. Diese Thätigkeit hat in gegenwärtiger Lage überhaupt keine nationale Bedeutung; denn die allgemeinen An-

gelegenheiten der Nation als ſolche liegen außerhalb des Bereiches, für welchen unſere Landſtände competent ſind. Wenn man daher ihre Wirkſamkeit klein nennen muß, ſo iſt ſie doch deshalb nicht weniger werthvoll und nützlich, und nur Selbſtüberſchätzung in Werth und Stellung konnte dieſe Oppoſition zu ſolchen Uebergriffen verleiten. Jetzt iſt ſie von den beſtehenden Regierungen zurückgedrängt; allein man gefällt ſich in der Minorität und bleibt fortdauernd eine Gränzwacht der Freiheiten, die man geſetzlich zu beſitzen oder die man ausſprechen zu können glaubt. Ja man hält es für ein Märtyrerthum, die Idee der Freiheit und die geſetzliche Verfaſſung, deren eigentlicher und unter den jetzigen Verhältniſſen möglicher Inhalt noch gar nicht geſchmälert worden iſt, durch Widerſpruch wenigſtens beſſeren Zeiten zu überliefern.

Es iſt ſehr ſchwierig, den Einfluß dieſer Oppoſition auf den Volksgeiſt unſerer Nation und beſonders auf die Jugend zu beurtheilen. Das jedoch iſt klar, daß ſolch ein anſcheinend legitimer Oppoſitionsgeiſt mehr dazu beigetragen hat, die Anſchauungsweiſe des Volkes, das Verhältniß der Staatsbürger auch zu aufgeklärten Regierungen und beſonders die Thatluſt und Regung unſerer deutſchen Jugend zu verwirren und das an und für ſich ſchon ſchwankende Vertrauen zu vernichten, als alle Angriffe außerhalb der conſtitutionellen Funktion und manche Tollkühnheiten eines Galgenſchwengels von Journaliſten zu bewirken vermocht haben. Im Uebrigen beſteht dieſe Oppoſition in und außerhalb der conſtitutionellen Staaten, ſo wie in und außerhalb der Kammern, ſie iſt in Grad und Methode verſchieden, offen und verhüllt und es gibt kein größeres Unrecht, als in der Darſtellung politiſcher Denkweiſen und Nüancen nur ſchwarz und weiß zu malen. Zur Würdigung des Einzelnen iſt es immer nothwendig, auf ſeinen Kern und auf ſein Maaß zurückzugehen. Es fragt ſich, welcher Mittel er ſich bedient und

in welchem Maaße, um in seiner Richtung thätig zu seyn, ob er den Bestand des Staats und das Gesetz achtet, ob er jedes unsittliche Mittel des Widerstandes verabscheut, ob er Achtung und Pietät gegen den Staat als ein Ganzes hat, ob er den Werth seines individuellen Gedankens dem allgemeinen Geiste der Menschheit und gegenwärtigen Gesellschaft unterordnet, ob er ein wirklich menschliches, die Vielseitigkeit des Geistes und die Schwäche Aller mit ächter Bescheidenheit und Herzensgüte ergreifendes Gefühl und Achtung vor jeder Größe, vor Talent, Geist und vor der Wissenschaft hegt und vor Allem ob er aus tiefster, innerster Ueberzeugung, aus ächt menschlichem Enthusiasmus und nicht aus gemeinem bürgerlichen Ehrgeize, aus persönlicher Verletztheit oder Herrschsucht auf diese Laufbahn des öffentlichen Widerspruchs gelockt worden ist. Die Individuen sind immer besser, und durch eigenthümliches Wissen oder Talent oder durch unbewußte Mäßigung einflußreicher als die Partei. Die Größe des Geistes wirkt bildend auf die Menschheit, wenn es nur eben Größe ist, der Geist ist immer schaffend und je mehr Geist man hat, je weniger pflegt man schlecht zu seyn. Zu keinem menschlichen Berufe gehört größeres Selbstbewußtseyn, mehr Religiosität, Sittlichkeit, Volksthümlichkeit, Weltkenntniß und Obacht auf die gegebenen Zustände als zum Reformator des öffentlichen Lebens. Wir wissen, daß die Individuen besser sind als unsre wirklichen Zustände, aber diese sind nothwendiger und bis jetzt, wenigstens im politischen Leben Deutschlands, stets größer und mächtiger gewesen als die politischen Individualitäten. Wahrhaft schöpferische Kräfte haben noch immer in den Reihen der bestehenden Staatsgewalt Einfluß und Thätigkeit gefunden. Der wirklichen Opposition in Deutschland fehlt es dagegen fast ganz an großen Individuen, Männern, die nationale Bedeutung hätten und an welche sich das volksthümliche

Streben, ſo weit es vorhanden iſt, anlehnen könnte. Gewiß wird nie eine Charakterloſigkeit, eine Armſeligkeit, eine Trivialität oder eine völlige Unbekanntſchaft mit dem innern Geiſte der Nation das Centrum unſeres Fortſchritts und einer ächt deutſchen Oppoſition werden können.

Dieſe gangbare Widerſpruchspartei unter uns hat ſich in eine nutzloſe, ſchiefe und einen angemeſſeneren Willen zurückdrängende Stellung geworfen. Sie iſt in dieſer falſchen Poſition verrammelt und mit ihrem Charakter aus dem Centrum der Nation geſunken. Daß der Widerſpruch gegen die Zumuthungen und Eingriffe von entgegengeſetzter Seite, gegen die Vorurtheile und zeitwidrige Prätenſionen auch negativen Nutzen gewährte, ſoll nicht geläugnet werden. Aber nur der Widerſtand nützte, nicht der Grad des Widerſtandes. Gegen einzelne Gebrechen durfte man arbeiten, allein man proteſtirte gegen den ganzen Zuſtand der Geſellſchaft, man drohte mit ein paar Vernunftſätzen die ganze Welt gleich zu machen und den Staat um und umzuſtürzen. Die Richtung des liberalen Fortſchritts wird fort und fort an einer gangbaren Doctrin des Liberalismus laboriren, die periodiſche Preſſe wird der Ausdruck bleiben, wie weit die Staatsgewalt dieſe Doctrin zu ertragen weiß und der Geiſt wird allmählig der edlen Geſinnung einen würdigen Inhalt zuführen. Die Welt reibt ſich ohne Unterlaß und verſtärkt dadurch ihre Kräfte. Doch die jetzige Oppoſition hatte ihre natürliche Stellung verrückt, als ſie den Ankampf gegen allgemeine Mängel des Nationalgeiſtes in Widerſpruch gegen jede Regierung und gegen den Bund verwandelte.

So ſteht es mit der liberalen Oppoſition in Würtemberg. Kann man bedauern, daß deshalb manche Forderung nicht befriedigt wird, weil ſie von dieſer Oppoſition geſtellt wurde, ſo ſetzt es den Werth der conſtitutionellen Formen

noch mehr herab, daß die meiſten Regierungen ſich veranlaßt fühlten, nicht bloß die demagogiſchen Umtriebe bei den Wahlen darnieder, ſondern ihren eignen Einfluß bei denſelben aufrecht zu erhalten. Die Unfreiheit der Wahlen ſollte nach jeder Seite hin unmöglich gemacht werden und es wäre dafür eine geſetzlich beſchränktere Wirkſamkeit der Stände bei Weitem vorzuziehen. In ſolchen Schranken könnten nur bürgerlich beſcheidene, ſachkundige und practiſche Geiſter wirken, denen unſere ideologe Politik und der gemeine Liberalismus weniz aufzuweiſen hat. Dadurch würde aber der große Vortheil erreicht, daß die Regierungen für jeden Fall von der wirklichen Stimmung und von den Bedürfniſſen des Landes Kunde erhielten.

Damit ſcheide ich von einem Kernlande deutſcher Nation, einem Lande, wo Volk und Staat ein glückliches Ganze bilden. Habe ich an der hervorſtechenden Richtung dieſes Volkscharakters eine vielleicht unbequeme Kritik geübt, ſo wird doch die Art, wie ich's that, beweiſen, daß eher Liebe, Theilnahme, Bevorzugung mich zu dieſer Strenge veranlaßten. Wohl können Stürme über dies Volk kommen. Vor allem hat man den Nationalſinn zu beleben, damit die Selbſtgefälligkeit nicht von dem rechten Wege leite. Dann wird der Enkel ſich erſt befriedet fühlen in dieſen Gauen, die ſchon jetzt durch ihr naturſchönes und freies Antlitz die Bruſt jedes ächt deutſchen Herzens erleichtern. Wenn einſt das Glaubensbekenntniß jeder Art hell, friedſam und gemäßigt ſeyn wird, wenn der Wohlſtand wächſt und die allgemeine Cultur auch hier den Reichthum und die Bildung mehrt, dann wird es wohl kein ſchöneres Binnenland der Erde geben als dieſes Neckarthal, den Schwarzwald und Oberſchwaben. Jetzt ſchon wandert man mit dem Gefühle der Heimlichkeit durch dieſen grünen Hügelgarten Deutſchlands, durch die kleinen Landſtädte, die wie große Dörfer voll lauter Meiereien aus-

ſehen und wo einem gewiß zwei dunkle Augen zaghaft aber mit Herzinnigkeit das liebe „Grüſch di Gott!“ entgegen rufen. Alles weißt hier auf Ernſt, Sicherheit und entwicklungsreiche Zukunft. Und dieſe Zukunft, nicht von fremden Heeren, nicht von Willkührherrſchaft, nicht von Demagogie getrübt, möge dieſes Würtembergiſche Land ſo früh wie möglich beglücken!

# Siebenter Abſchnitt.

## Die Rheinlande.

Zu ſtaatlicher Hinſicht habe ich durch die Darſtellung Würtembergs das oberdeutſche Leben erſchöpft. Die Rheinlande geben zwar Stoff zu einzelnen charakteriſirenden Bemerkungen, allein als wichtig und in das deutſche Leben eingreifend erſcheint nur der volksthümliche Charakter und der aus ihm hervorgegangene allgemeine Zuſtand. Da die Hauptzüge des öffentlichen Lebens der Oberdeutſchen im vorigen Abſchnitt vorweg genommen ſind und dieſelben in jedem deutſchen quaſi-conſtitutionellen Staate mit wenig Unterſchied wiederkehren, ſo iſt es vorzuziehen, die politiſchen Einrichtungen einzelner Staaten ſpäter an einem Centralſtaate als gemeinſamen Anhaltpunkte des Fortſchritts und des Vergleichs zu beleuchten, dann die einzelne Verſchiedenheit der Staats-Organiſationen heranzuziehen und das Gemeinſchaftliche bei einer und derſelben Gelegenheit zu erörtern. Auch würde für den Zweck dieſer Forſchungen in der Wiederholung ſolcher Details ein wirkliches Reſultat der Geſammtbetrachtung deutſcher Zuſtände nicht gewonnen werden, und es genügt für dieſe Aufgabe, hier nur die charakteriſtiſchen Züge des Rheinländers zu beachten, die als einzelne, zu dem Vorangehenden nöthige Supplemente zu betrachten ſind.

Nicht bloß am Oberrheine, ſondern längs des Stromlaufes findet ſich ein gemeinſchaftlicher rheiniſcher Charakter, welcher

eigentlich von der Schweiz ausgeht und in den außerdeutschen Niederlanden endigt. Zwar unterscheiden auch hier Clima, Lage, Wirkungskreis und Geschichte, und um nur von den deutschen Rheinlanden zu sprechen, ist der Unterschied zwischen den Oberländern und den Niederländern auffallend genug. In naher Beziehung stehen beide Theile, trotz ihres deutschen Charakters, zu dem benachbarten Frankreich und besonders zu den Ueberresten des ehemals burgundischen Reichs. Es scheint, als wenn ein großer rheinischer Länderstrich, zu welchem die Schweiz, vielleicht ganz Oberdeutschland, wenigstens die Rheinlande, der Niederrhein, Elsaß, Lothringen und das heutige Belgien gehören, durch die Anziehungskraft zwei entgegengesetzter Nationen auseinander gerissen und zwei andern Nationalitäten zugetheilt worden wäre. Die deutschen Rheinlande sind als unser Nationaleigenthum unveräußerlich. Die Nähe und der Einfluß, selbst die temporäre Herrschaft Frankreichs über einen größern Theil der Rheinlande erklären die Hinneigung des Lebens, der Sitte, der Anschauungsweise und Gewohnheit zu dem französischen Volksgeiste. Der Rheinländer ist im Allgemeinen gewandt, unternehmend, poetisch, sinnig, aufgeklärt, mehr auf das Aeußere und Oeffentliche bedacht, vom liberalen Zeitgeist mehr erregt, als andere deutsche Stämme, und mit Rednergaben, Geschwätzigkeit und Mittheilungslust mehr begabt, als die übrigen Oberdeutschen. Hauptsächlich charakterisirt sie jedoch die äußerliche Fertigkeit, womit sie als halbe Franzosen einen ererbten, oder im Flug aufgegriffenen Schatz deutschen Geistes und Lebens in flüssige Bewegung zu bringen wissen. Besonders das Neue, alles was man Mode nennt, der Zeitgeist und die Begebenheiten regen hier mehr an, als im deutschen Binnenlande. Dazu ist der ganze Strich ein unausgesetzter Pilgerlauf, das Fremde drängt sich überall an das Heimische und man glaubt in einer großen Durchgangslinie zu leben, wo

die Menschen des Nordens, wie die Vögel am Himmel nach südlichen und fremdartigen Gegenden ziehen. Und während das heutige Treiben und die Volksthümlichkeit am Rheine überall den Eindruck der Zerstücktheit, Unzulänglichkeit und Aeußerlichkeit macht, weht aus den Resten einer grandiosen Vorzeit und fast unseres ganzen ältern deutschen Lebens mitten in einer ganz unvergleichlichen Naturschönheit und der gesegnetsten Fülle des Bodens ein Hauch der Dichtung, geheimnißvoller Tiefe und vergangener Größe entgegen, und man wird wirklich mehr als anderwärts in unserm Vaterlande an den versenkten Nibelungenhort erinnert. Nicht auf dem Staufenberge in Schwaben, nicht auf der alten Babenburg in Franken, nicht auf dem Kyffhäuser im Eichsfeld, nicht in den alten Sachsenstädten am Harze tritt so lebendig das Bild ehemaliger und untergegangener deutscher Größe, die Sehnsucht nach Verjüngung und Erhebung entgegen, als wenn man von Speier, Worms, Mainz, Coblenz vorbei hinabgleitet auf dem herrlichen Rheine bis nach Köln, wo das unausgebaute deutsche Reich, der Münster, entgegenwinkt. Je mehr man hinunterfährt, desto entschiedener drängt sich die neue Zeit mit Handel, Schifffahrt, Bürgerthum und Reichsbefestigungen, ja mit dem preußischen Adler, seinem Schwerte und seiner Wissenschaft heran, und zu Düsseldorf unten am Rheine lebt man ganz wie in der Neuzeit und man glaubt in Berlin zu wandeln. Der Strom ist breit, massenhaft wälzen sich die Wogen; aber flach ist die Gegend, Industrie, Beamtenwesen, Landwehr bilden den Lebensstoff, aus dem wie einzelne Glanzpunkte die hohen Schulen der Wissenschaft und der Kunst zu Bonn und Düsseldorf hervorragen. Alles trägt den Charakter der Bildung, die geschwängert von dem Geiste des westlichen Europa nach festen und schöpferischen Gestalten ringt. So ist das Rhein-

land mit dem Charater des gegenwärtigen Deutschlands, also vorzüglich mit dem Norden enger verbunden.

Im Allgemeinen ist also der Ausdruck der, daß die rheinischen Stämme sich durch Richtung auf das Oeffentliche, Aeußerliche und Moderne von den östlichen deutschen Stämmen absondern und dagegen den eigentlichen Grundstoff der deutschen Nationalität, ein sicheres und engeres Familienleben mehr und mehr zu Gunsten des Gemeinlebens zerbröckelt haben. Nur in einigen Reichsstädten und östlichen Strichen, die an das Hessische und Westphälische gränzen, tritt der patriarchalische Charakter wieder in seine Rechte und in vielen Gegenden haben Handel, fremde Einflüsse, geistiges Leben wenigstens eine regsame Geselligkeit an die Stelle begründeter Häuslichkeit gesetzt.

Dieß ist der gemeinsame Charakter des Rheinlands, der sich bei dem oberdeutschen Theile desselben freilich markirter und in dieser Richtung befangener ausspricht. Im Ganzen findet sich am Oberrheine auch ein deutscher Volksgehalt, wie in andern Gegenden, und es wäre ungerecht, diese Individualität nicht zu würdigen. Doch drängt es sich hier in allen Erscheinungen dem Beobachter und vorzüglich dem Ausländer auf, daß das Streben nach Aeußerlichem und Modernem vorherrschender ist, als in den niedern Rheinlanden, wo nur das sittliche Leben schon an die Nachbarschaft des Meeres erinnert. Vorzüglich vermißt man bei allen Gaben der Oberrheiner jene geistige Richtung und Tiefe des Gedankens, welche die deutsche Nation auszeichnet. Statt dessen findet man hier nicht selten eine rüstige und gesunde Volksthümlichkeit, besonders in den Gebirgsgegenden, am Schwarzwald, im Breisgau, in dem eigentlich allemannischen Striche und nach dem See zu. Die Menschen sind im Allgemeinen sehr aufgeklärt und selbst in den ehemals östreichischen und geistlichen Strichen sind die Eindrücke des josephinischen Zeit-

alters unauslöschlich geblieben. Kein deutsches Land trägt so sehr das Gepräge unserer Aufklärung, unserer bürgerlichen Verstandesrichtung, unserer skeptischen und kritischen Periode, und wenn man will, der kantischen Philosophie an sich, als dieser von Königsberg am weitesten entfernt liegende Landesstrich. Nirgends ist man so über alle Vorurtheile weg wie hier, und gäb' es nicht eine frische und heitere Natur, körperliche Gesundheit und in einzelnen Theilen ein sinnlich kräftiges Volksleben, so würde ein in Freiburg erzogener, in Karlsruhe gebildeter, allezeit fertiger, über Gott und den Teufel, über Staat und Kirche mit sich einiger Oberrheiner aus Zorn über die Dummheit der Deutschen, besonders der Norddeutschen, kurz vor lauter Aufklärung schon lange aus der Haut gefahren oder französisch geworden seyn. Zum Glück geht es ihm wohl, der Erwerb ist leicht, der Wein gut, das Leben anmuthig und frei und die Regierung in allen Dingen der intelligente Ausdruck dieser Zustände.

Man mag bedenken, daß eine mannigfach gegliederte Volksthümlichkeit an der Gränze Deutschlands durch die Berührung mit Frankreich und durch fortdauerndes äußeres Mißgeschick um die ruhige und eigenthümliche Entwicklung kommen mußte. Zerstückt, wie es war, von der Schönheit der Natur gebannt und an geistiger Regsamkeit zurückgehalten, an eine große Vorzeit erinnert, ohne neuen zureichenden Aufschwung, allen Stürmen der mittleren und neueren Geschichte, allen Einflüssen des Auslandes hingegeben — was konnte in solcher Lage dieser Volksstamm, halb fränkischer, halb allemannisch schwäbischer Natur, zuletzt Anderes beginnen, als in Ermanglung innerer und deutscher Naturkeime in einer energischen Theilnahme an der modernsten Cultur und in einer gewissen Hingebung an die Allgemeinheit der Civilisation seine Vitalität bekunden. Nur in kleinere Cantone drängte sich eine desto auffallendere Volksthümlichkeit, beson-

ders als Nachlaß des allemanniſchen und ſchwäbiſchen Lebens zuſammen, z. B. im Breisgau, im Wieſenthale und dem zwiſchen der Schweiz und Würtemberg gelegenen, halb der Donau, halb dem Rhein zugeneigten Landesſtriche. Alles was man Aufklärung, Humanität, Civiliſation nennt, das hat in dieſen rheiniſchen Landen in Begleitung des neueren Liberalismus Beſitz ergriffen. Selbſt die Katholiken glauben faſt nur an die reine Vernunft und in den Hütten des Schwarzwaldes, auf den Bauerhöfen im Breisgau findet man jene Bücher und Zeitungen, die nur die Verherrlichung einiger allgemeinen und in unſerer Zeit zum Motto erhobenen Begriffe des Glaubens, des Rechts und der Sitte wollen. Rotteck's Weltgeſchichte bringt die Vergangenheit, ein badiſches Volksblatt die gegenwärtige Welt vor den Richterſtuhl dieſer wohlgeſinnten und ſchnell fertigen Trivialität. Der mittlere und pfälziſche Diſtrikt wurde in geiſtiger Hinſicht am meiſten vernachläßigt und hier konnte nur der politiſche Liberalismus gedeihen. Es iſt nicht zu verkennen, daß angeborene Elemente eigener Volksthümlichkeit noch überall zerſtreut ſind; allein auch dieſe zeigen mehr einen ſinnlich natürlichen, als geiſtig innerlichen Charakter. Wie ſehr unterſcheidet ſich der Rheinländer im Allgemeinen von der Tiefe und dem Ernſte des Schwaben, von dem körnigen, gehaltvollen und mit einer reichen Ueberlieferung ringenden Geiſte des übrigen Deutſchlands, das auch einer neuen Zeit entgegenſchreitet, aber dieſe Umwandlung durch tiefſte innere Fortbildung vollbringt. Wo ſind jene heiligen Urſprünge eines patriarchaliſchen Lebensgeiſtes, wo iſt jene Gefühlsinnigkeit und jener Zug nach der geheimnißvollen Tiefe des Gedankens in dieſem rheiniſchen und badiſchen Thalgarten hingekommen? Sie leben nur noch in der Kernhaftigkeit des oberländiſchen Bauers, wie ähnlich der Geiſt des Nordens nur auf dem Lande, nicht in den Städten Skandinaviens. Im Badiſchen würde ſich

wohl nie ein Geist zu zeigen wagen, der zu Weinsberg am Neckar noch immer spuckt, und wenn eine moderne Lebensansicht trocken aber vernünftig gegen Ueberlieferungen auftreten sollte, so geschah es sicher am Oberrheine, wo z. B. der Kampf gegen das Cölibat sein eigentliches Terrain gefunden. Doch lehnt sich dieser Volksstamm in geistiger und politischer Hinsicht noch zunächst an den Ausdruck der Oberdeutschen überhaupt an, dessen reagirendes Prinzip gegen das übrige Deutschland er in seinem baarsten unvermittelsten Gegensatze repräsentirt. Mit einer Energie, die auf das politisch unentwickelte Deutschland nothwendig einwirken mußte, hat man hier die Grundsätze des allgemeinen Rechts, der politischen Gleichheit und des sogenannten Vernunftrechts ergriffen, wie sie im europäischen Staatsleben Frankreich seit Rousseau und Voltaire allen andern Nationaldenkweisen gegenüber stellte. Es ist der vollste Gegensatz von dem, was bisher als Ueberlieferung, Autorität und Gewohnheit, wie von zufälliger Macht und von Vorurtheil überkommen war. Niemand läugnet, daß diese befreiende Richtung in die Welt kommen mußte, nur fragt sich, wie sich diese Richtung auf Civilisation und Freiheit zu den ursprünglichen, natürlichen und gewohnten Zuständen und Denkweisen verhält und wie sie auf diese einwirken darf. Die politischen Ansichten des gegenwärtigen, besonders oberdeutschen Volksgeistes stehen mit dem Bestand der Dinge im Widerspruch; allein sie haben den Beweis, ob sie ein öffentliches Leben, besonders aber das jetzige Leben in Deutschland, auf ideale Weise zu begründen im Stande seyen, auch nicht im Entferntesten geführt, und wie wenig der politische Naturalismus mit seinen atomistischen und rationalen Sätzen, in seiner rückhaltelosen und unbedingten Auffassung und in gleich unbedingter Anwendung heilsam auf den Fortgang des politischen Lebens zu wirken vermöge, zeigt die französische Nation, obschon dieses Volk,

wenn auch nicht ſittliche, doch unendlich mehr natürliche und geiſtige Anlagen und Vorbedingungen hatte, den Staat auf ſolche Weiſe zu conſtruiren. Merkwürdig iſt es, daß der gemeine und vorzüglich in Oberdeutſchland gangbare Liberalismus von den rheiniſchen Politikern zuerſt als dogmatiſches Gebäude und als encyklopädiſcher Grundgedanke ausgeführt wurde und ebenfalls hier dieſe Theorie von kräftigeren, nicht blos deutſch akademiſchen Händen auf radikale, unſittliche und nicht nur gegen deutſche Regierungen, ſondern ſelbſt gegen die deutſche Nation gewaltthätige Praxis in's Werk geſetzt werden ſollte. Man kann das Vernunftrecht von Rotteck und die anſcheinend und äußerlich legitime Oppoſition dieſes Liberalismus nicht anklagen, die Aufregung in Rheinbaiern und das Feſt von Hambach hervorgerufen zu haben; allein man kann auch dieſe Principien und dieſe Methode nicht außer Verbindung ſetzen mit ihren unbewußten Conſequenzen. So verhält ſich der in der Theorie franzöſiſch allgemeinere, aber in der Anwendung deutſch ſentimentale und legitime Liberalismus zu den revolutionären Ausbrüchen, in welche ein nationalerer und deutſchthümelnder Gedankenkreis in der Praxis dem franzöſiſchen Vorbild zugewendet ſich verlieren konnte. Bei den Ueberrheinern war ſolche Ueberreizung wohl zu erklären, und man weiß, welche Verwirrung in dieſen verwahrloſteren, bedrückten und immer gefährdeten Gegenden, zu Mainz und zu Coblenz die rothe Freiheitsmütze veranlaßte. Franzöſiſche Begriffe und franzöſiſche Herrſchaft übten ihren Einfluß. Dagegen hatten die Bewohner des rechten Rheinufers ſo umändernde Schickſale nie erfahren, und man kann dieſe ungemeſſenen Erſcheinungen, beſonders in Baden, nur für eine im Geiſte der Aufklärung zwar mögliche, aber von einzelnen Geiſtern und Charakteren künſtlich erzeugte Aufreizung halten. Wenn der badiſche Oberländer eine aufgeklärte und verfaſſungsmäßige Re-

gierung hat, wie die jetzige ist, wenn man sein Gemeindeleben, seine Freiheiten und seine Denkweise begünstigt, dann wird das Widerstreben gegen das Unterland, gegen die Regierung oder gegen das übrige Deutschland nur durch das Verurtheil und die Tendenz Einzelner hervorgerufen. So kam es denn auch z. B. bei der Frage des deutschen Zollvereins nur zu einigen Umtrieben und zu einer ohnmächtigen Protestation in der Ständeversammlung, da weder Vorurtheil, noch sittliche Verwilderung oder nur wirkliche Mißstimmung Stoff zu einer Provinzialempörung oder zu einem navarresischen Aufstand gab. Das größte Unglück war dieß, daß der jetzigen höchst aufgeklärten Regierung des Großherzogthums eine den Geist unserer constitutionellen Formen und des verfassungsmäßigen Fortschritts in Baden verletzende Periode voranging. So war es natürlich, daß man bei dem ersten Umschwung nach allen möglichen und unmöglichen Garantien deutsch-constitutionellen Lebens strebte. Die badische Ständeversammlung von 1831 griff ihre Aufgabe als eine allgemein deutsche und nationale an und wollte statt einer Hülfsmacht für innere und volksthümliche Verbesserungen das Ansehen eines rein politischen Körpers für Deutschland gewinnen. In moralischer Hinsicht gelang dieß auch und der Eindruck, den Baden durch Energie und Talent auf das übrige Deutschland machte, gehört nicht zu den geringsten unter den erschütternden Umständen, die wir erlebt haben. Während man in der Gesinnung national zu seyn strebte, fiel man in der Methode ganz in ein deutsches Particular-System zurück, ja um die Gränzen der badischen Freiheit in größter Erweiterung zu sichern, nöthigte man der Regierung ein Preßgesetz ab, das der deutsche Bund nach wenigen Monaten des „Freisinnigen", des ersten censurfreien Blattes wieder aufhob, da die Umstände ein festeres Handhaben der Centralgewalt erlaubten. So weit war man mit

einer badiſchen Preßfreiheit gekommen. Daß dieſer Gegenſatz gegen die beſtehende Gewalt in Deutſchland auch ſeine wohlthätigen Folgen für die Entwicklung der Nationalzuſtände gehabt hat, iſt eben ſo gewiß, als daß der Liberalismus überhaupt der Ausdruck des allgemeinen Bürgerſtrebens in Deutſchland iſt. Wir Alle, die nach bürgerlicher und politiſcher Selbſtſtändigkeit ringen, ſind das eine Auge Deutſchlands; doch dieſes deutſche Land darf, um glücklich zu ſeyn, Alles, nur niemals einäugig werden.

Was ich in den vorigen Abſchnitten von dem gemeinen Liberalismus überhaupt in geiſtiger wie politiſcher Hinſicht geſagt habe, findet auf die Richtung des Rheinlandes ſeine uneingeſchränkteſte Anwendung. Nüchterneres und in ſtaatsrechtlicher Beziehung Undeutſcheres hat unſere Wiſſenſchaft nicht aufzuzeigen als Rotteck's Vernunftrecht. Hier iſt das franzöſiſche Freiheitsprinzip mit ſeinem furchtſamen und conſtitutionellen Ueberwurfe bis zum Gegenſatz gegen Alles, was deutſche Geiſteswelt und deutſche Geſinnung bis jetzt an's Licht gerufen hatte, und als neue politiſche Dogmatik durchgeführt worden. Es nimmt Wunder, daß von Seiten eines wiſſenſchaftlichen und gemäßigten Nationalſtrebens noch keine umfaſſende Kritik über dieſes in practiſchen und ökonomiſchen Zuſammenſtellungen nützliche Buch geſchrieben wurde, allein auch hierin ſpricht ſich das Bewußtſeyn aus: es könne ein ſolches Syſtem zwar angegriffen, aber erſt durch poſitive und auf die Bildung und Geſinnung der Nation lebendig einwirkende Thätigkeit zurückgedrängt werden. Durch ſolche Richtung der Oppoſition wird die vernünftige Freiheit eben ſo ſehr aufgehalten, als übereilt und jene krankhaften Staatsanſichten, die unter andern das politiſche Wochenblatt in Berlin predigt, ſind zwar durch nichts gerechtfertigt und in keiner Rückſicht förderlich; allein ſie werden durch eine überreizte Freiheitsanſicht begünſtigt. So ſteht zwiſchen

dessen ungemessensten Extremen nicht eine rechte Mitte, sondern die politische und vom Innern heraus sich durcharbeitende Vernunft und die Welt, wie sie wirklich gestaltet ist, inne. Es ist nicht genug, sich einen Reformer zu nennen, sondern man muß auch Prinzipien und eine Methode erfassen, die zum Begriff eines solchen, wenigstens in Deutschland, gehören. Dennoch blieb eine lebendigere Verbindung mit dem Westen Europa's bisher in deutscher Politik ein nothwendiger Gegendruck, er ist durch die Rheinlande und die badische Gränzmark gegeben und wird sich so lange wirksam erhalten, als die reindeutschen Grundelemente des Fortschritts und der Einigung nicht zu entscheidender Entwicklung gekommen sind. Wie der oberdeutsche Charakter im Allgemeinen, so ist auch der rheinische als ein natürliches Glied des deutschen Staatslebens zu betrachten.

Was gegenwärtig als Schlacke und Aeußerlichkeit an dem Wesen dieses Stammes haftet, schließt doch die Möglichkeit nicht aus, daß derselbe, indem er seine Bestimmung erfüllt, auch allmählig wieder zu deutscher und individueller Entfaltung, also zu sich selbst komme. Als Gränzgebiet, als begabter und mit den herrlichsten Mitteln der Natur und des Bodens gesegneter Volksstamm gehört das Rheinland zu den wichtigeren Theilen des politischen Deutschlands, und es läßt sich hoffen, daß die natürliche Beweglichkeit, das sinnige und poetische Naturell und die natürliche, vorurtheilsfreie Haltung der Rheinländer zu einer besonderen Frucht deutscher Nationalität reifen werden. Der Stoff dazu ist verhanden, wie in jedem Kerne des deutschen Volkes, wenn er auch jetzt noch mit Einflüssen und Gährungen ringt, durch welche die alte Zersplitterung erst ihre Einheit wieder finden soll. In diesem Sinne hat besonders die neuere badische Geschichte nicht wenig dazu beigetragen, sowohl das aus verschiedenen Stücken zusammengesetzte Großherzogthum als das Rheinland

überhaupt zu gestalten. Deshalb scheint schon jetzt das Wesen sämmtlicher oberrheinischer Staaten fast ein und dasselbe und abgesehen von den Eigenthümlichkeiten des Volkscharakters und den wichtigen, die Freiheit begründenden bürgerlichen und politischen Ueberlieferungen der quasi-constitutionelle Zustand in sämmtlichen Rheinstaaten, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau und der Stadt Frankfurt auf derselben Stufe des Maßes, der Aufklärung und des Werthes vorhanden, wie in Würtemberg. Nur läßt sich nach der von mir früher aufgestellten Gränzscheidung des Nordens und des Südens ein Uebergangsterrain nicht verkennen, das sich vom Odenwald durch das Rhein- und Churhessische in die nassauischen und Rheinpreußischen Gebirge und südlich der Mosel, durch Trier, die rheinischen Gebirge und das Saargebiet hinzieht. Man könnte es mit Recht die **Rheinmark** nennen. Selbst Frankfurt und die Umgegend des Mains ist als der Auslauf Frankens auch mehr zu dieser Gränzmark hingewendet, und es ist begreiflich, warum man hier, an der Gränzscheide des Nordens und Südens und in einer durch Erinnerungen, Lage, Wohlstand, Handel so gewichtigen Oertlichkeit wie Frankfurt ist, gleichsam ein neutrales Gebiet und den Sitz des deutschen Bundes bestimmte.

Leider ist durch die große Zersplitterung der oberdeutschen Lande, besonders am Oberrheine, auch nicht eine Stadt begründet worden, die durch Größe, Wohlstand und Bildung eine Einigung der oberdeutschen Länder und ihrer Interessen bewerkstelligen könnte. Straßburg ist in die Hände der Franzosen gekommen; Frankfurt ist wichtig als alte Krönungsstadt, als Pflegerin älteren deutschen Lebens und Wirkens und als Geburts- und Bildungsstätte des größten neueren Dichters, aber auf der Gränze des Nordens und Südens, des ober- und niederdeutschen, des rheinischen und fränkisch-thüringischen Lebens zu schwankend gelegen und gegenwärtig im Grunde

doch nur ein bedeutender Handelsplatz und der zufällige Sitz der deutschen Gesammtmacht; Bamberg hat durch Lage und Volksthümlichkeit manche Vorbedingung einer großen Stadt, aber durch politische Ungunst weder bis heute noch der Wahrscheinlichkeit nach Hoffnung auf größere Bedeutsamkeit; Nürnberg, obgleich noch immer groß und wichtig genug, liegt zu sehr an der Gränze, um einen Mittelpunkt abzugeben und bietet auch nur für den Handel und etwa für deutsches Kunstleben einen andauernden und eigenthümlichen Sitz; endlich kann Stuttgart als ein Hauptpunkt des oberdeutschen Lebens gelten, allein es ist durch seine nähere Beziehung zu dem schwäbischen Stamme, wie durch seine wasserarme und zusammengedrückte Lage kaum berechtigt, ein mehr als geistiger und über sein kleinbürgerliches Ansehen hinausgehender Mittelpunkt der oberdeutschen Lande zu werden. Karlsruhe, Mannheim, u. s. f. — können dieß noch weniger seyn und Mainz, der wichtigste Ort am Rheine, eine Stadt von glänzender Vergangenheit und fast der einzig denkbare Sammelplatz eines großartigen Vereins und einer neuen Schöpfung, ist zur Zeit als eine der stärksten und nothwendigsten Festungen des Bundes für solche Hoffnung noch gar nicht reif geworden. Die kleineren Fürsten haben mehrere Residenzen gebaut und so selbst das Unbedeutende zersplittert. Immerhin bleibt es von Interesse, daß Frankfurt, an welches sich so viel Größe der Nation knüpft, noch ungewiß und nach zwei Richtungen getheilt zwischen dem nordischen und oberdeutschen Charakter schwankt.

Alles zeigt, daß der Cyklus oberdeutscher Stämme auch nur in Rücksicht auf das moralische Uebergewicht einer großen Stadt seinen Schwerpunkt nicht in sich, sondern außer sich hat. Auch in militairischer Hinsicht ist durch die Festungen Landau, Saarlouis, Mainz, Koblenz ein Anfang des Schutzes gegeben, aber auch dieser ist nur durch den

Zuſammenhang mit Luxemburg, Köln und Weſel und das Vertheidigungs-Centrum des Nordens geſichert, ſo wie die materiellen Intereſſen und der Handel durch die Rheinfahrt und den preußiſchen Zollverband ebenfalls an ein nicht oberdeutſches Centrum gewieſen ſind. Die Induſtrie und der Verkehr ſind ſeit dieſer Zeit im lebhafteſten Aufſchwunge begriffen und durch einen früher oder ſpäter unumgänglichen Umſturz der franzöſiſchen Handelsmarimen wird der rheiniſche Verkehr auch nach einer andern Seite hin ſeine natürliche Ausdehnung erlangen. — Frankfurt mit der Bedeutung ſeines weſtdeutſchen Handels bietet als politiſcher Körper zwar noch immer das Intereſſe einer durch ſonderbare Anomalie geretteten alten Reichsſtadt und reichsſtädtiſcher Verfaſſung. Allein da dieſe ariſtokratiſche Bürgerherrſchaft durchaus keine nationale Stellung einnimmt, und das Detail in der Geſchichte neuerer Zeit und von der Statiſtik mitgetheilt wird, ſo läßt ſich davon für dieſe Erörterungen kein Gebrauch machen. Auch die Stellung der Juden zu den chriſtlichen Confeſſionen und zum chriſtlichen Gemeinweſen fällt gegenwärtig in den allgemeinen Kampf der Israeliten in Deutſchland um Gleichſtellung ihrer politiſchen Rechte und die Reibungen in Frankfurt und nach Wiederherſtellung der ſtädtiſchen Verfaſſung über die vom Großherzoge Dalberg mit unbeſchränkter Humanität ausgetheilten Rechte wurden wenigſtens mit einigen Verbeſſerungen der jüdiſchen Lage beendigt. In Naſſau konnten die natürlichen Hülfsquellen dieſes noch mehr als alle andere Rheinſtaaten beglückten Landes jede Unzufriedenheit der Unterthanen beſchwichtigen und die Unſicherheit des Weinbaus abgerechnet, erſcheint die Anſtrengung des Landes als verhältnißmäßig. Nur die Domänenfrage lieferte den Stoff zu fortdauernden Streitigkeiten zwiſchen den Naſſauern und ihrem Herzog. In der neuſten Aufregung hatte dies ſogar entſchiedenes Zerwürfniß zur Folge. Erſt nachdem

auch dieſes auf ſo kleinem Umfange ſchönſte und geſegnetſte Fürſtengebiet des europäiſchen Continents ſich in einer argen Gährung befunden und ſelbſt edle Charaktere geopfert hatte, ſtellte ſich die Ruhe nach dem Fall Warſchaus wieder her und die Frage, ob die alten erzbiſchöflichen und geiſtlichen Beſitzthümer, der größte Reichthum an Grund und Boden in Naſſau, dem Fürſten als Privatgut oder dem Lande als Staatsgut gehören, wurde mit einigen unbedeutenden Entſchädigungen der Staatskaſſe wohl für immer zu Gunſten des Hauſes Naſſau-Oranien erledigt. In wie fern dem Staate hierdurch ein Abbruch geſchah, iſt jetzt eine überflüſſige Unterſuchung und da der Buchſtabe der neuen Conſtituirung des Herzogthums das Recht auf die Seite des Fürſten geſtellt hat, ſo kann man dem erlauchten Hauſe Oranien nicht bloß wegen ſeiner fürſtlichen Würde, ſondern auch wegen des Glücks, der größte Privatbeſitzer in Deutſchland zu ſeyn, Glück wünſchen. Dieſe Familie gehört wie Sachſen-Weimar, Würtemberg, Baden, Oldenburg und Mecklenburg jener mächtigen Fürſtenkette an, die ihren Schwerpunkt am Hofe von St. Petersburg hat und durch die Verbindung deſſelben mit der preußiſchen Königsfamilie ein Band der Einheit gegen widerſprechende Intereſſen knüpft. Von dem quaſi-conſtitutionellen Zuſtande Rheinheſſens iſt jetzt etwas Beſonderes nicht zu ſagen. Wie der Adel, ſo fand auch die Demagogie einen Tummelplatz in dieſem Lande. Zur Zeit der älteren Burſchenſchaft war vorzüglich die Landesuniverſität Gießen ein Sitz der Aufregung und auch in neuerer Zeit ſind die Stürme vielfach über das Großherzogthum geſchritten. Zum Theil ſpürte man jedoch ſchon den feſten und gehaltenen Charakter des eigentlich heſſiſchen Volkes oder Ober- und Niederheſſens und unter dem Adel gab es auch Männer, wie den älteren Freiherrn von Gagern, welcher durch ſeine große Begeiſterung für deutſche Nationalität und durch ſeine Thä-

tigkeit für freiere Staatsanſichten auf dem Wiener Congreß, am Bundestage, als Standesherr und als Autor die Schwächen vergeſſen ließ, die ſeinem Charakter, ſo wie ſeiner politiſchen Anſchauungsweiſe, welche noch immer die römiſch-deutſche Reichsverfaſſung früherer Zeit für ein Ideal und für das höchſte Bedürfniß unſerer Nationalität betrachtet, mit Recht vorgeworfen werden. Irrthum oder nicht, von Gagern war einer der biederſten, freigeſinnteſten und vernünftigſten Ariſtokraten, und hätte er bei der Mittheilung ſeines Antheils an der Politik und vor Allem bei der Veröffentlichung ſeines Briefwechſels mit dem Freiherrn von Stein, dem naſſauiſchen Standesherrn und ehemals preußiſchen Staatsminiſter, nicht eine zu große Selbſtgefälligkeit und eine unzeitgemäße Indiscretion bekundet, ſo würde die Geſchwätzigkeit dieſes kenntnißreichen Geiſtes noch immer über jeden Vergleich mit der Taktik des Liberalismus erhaben ſeyn. — Es iſt erfreulich, daß ſowohl hier, als in Baden, ſelbſt ein ſtürmiſcher Freiheitseifer und früherer Widerſpruch zu ſpäterer Aufnahme in den Staatsdienſt nicht unfähig zu machen pflegt, weil die Regierung dadurch die Gelegenheit bewahrt, ſelbſt unmäßige, aber ſchätzbare Kräfte zum eigenen Vortheil und zu dem der Individuen zu abſorbiren.

Ueber das Großherzogthum Baden muß noch Mehreres beigefügt werden. Dieſer glücklich ſituirte Landes- und Staatskörper iſt die Erneuerung des alten alemanniſch zähringiſchen Stammes in fürſtlicher und volksthümlicher Einheit, die ſich freilich erſt durch längeres Zuſammenſeyn und durch Verſchmelzung mannigfacher Volkstheile und Culturſtufen völlig wiederherſtellt. Der Charakter des heutigen Badens hat zwar durch einige Theile des Ganzen Zuſammenhang mit Schwaben, iſt aber, wie ſchon feſtgeſtellt wurde, im Ganzen ein eigenes und von der Natur gegebenes rheiniſches Gränzland. Durch dieſe natürliche Grundlage wurde

es auch einer Vergrößerung fähig, wie sie in neuerer Zeit und nach dem Verhältniß des früheren Bestandes keinem deutschen Staate zu Theil ward. Der große zähringische Besitz fiel früh auseinander und den Nachkommen dieses uralten Fürstengeschlechts blieb nur das eigentliche Baden, die Markgrafschaft, welche noch dazu bis in die Regierungszeit Karl Friedrichs, ins Jahr 1771 in zwei Linien, die von Baden-Baden und die von Baden-Durlach, zerfiel. Beide Markgrafschaften gehörten zum schwäbischen Kreise und waren bei allen Wirren und Schicksalen desselben betheiligt. Zwischen Würtemberg, Baden und Constanz bestand ein fortwährender Wetteifer, die höchste Leitung dieses Kreises an sich zu reißen. Besonders durch Baden-Durlach ward der Protestantismus die vorherrschende Kirche. Bis zum Lüneviller Frieden betrug der Umfang des Ganzen nur 77 Quadrat-Meilen, nach dem Lüneviller Frieden schon 129 und durch den Preßburger Frieden, durch den es auch den Breisgau, das eigentliche Stammland, zurückempfing, schon 289 Quadrat-Meilen und eine Million Menschen. Im Jahre 1806 wurde der greise Karl Friedrich zum Großherzoge mit königlichem Range erhoben, und am Wiener Congreß konnte mit geringem Gebietsaustausch dem Bestand Badens nichts abgenommen werden, obwohl Oestreich und Baiern mit ihren bekannten Ansprüchen an die vorderöstreichischen Lande und an die Pfalz nur der Uebermacht Rußlands, welches Baden schützte, weichen mußten. Nur auf den Fall, daß die directe männliche Linie des damals regierenden Großherzogs aussterbe, war der Rückfall der badischen Pfalz an Baiern und laut den jüngst von Klüber mitgetheilten Actenstücken der Rückfall des Breisgau an Oestreich vorbehalten worden. Doch scheint die Gültigkeit dieses Staatsvertrags mit der vom deutschen Bunde nicht angefochtenen badischen Verfassungs-Urkunde, welche besonders die verschiedenen Theile in ein Ganzes ver-

ſchmelzen ſoll und die Untheilbarkeit des Landes feſt ſtellte, ſtillſchweigend aufgehoben zu ſeyn und der Congreß von Aachen gab für alle Fälle das Präjudiz für den jetzigen Beſitzſtand Badens. Selbſt ſpäter, als die directe Mannslinie wirklich erloſchen ſchien und ein Graf von Hochberg zur Thronfolge gelangte, hat man den ausgedehnten Beſitz deſſelben von keiner Seite anzutaſten gewagt, ſo daß, wenn nicht wiederholter Abgang einer Linie oder gar das Ausſterben des ganzen zähringiſchen Hauſes vorangeht, nur eine gewaltthätige Handlung die erloſchenen Anſprüche erneuern könnte. Bis zur Regierung Karl Friedrichs, des badiſchen Trajan und des großen Mehrers des Staats, der von 1738 anfangs minderjährig und eigentlich gleichzeitig mit Friedrich dem Großen und während der ganzen Revolutionszeit bis 1811 das Land regierte, ſpielte Baden eine untergeordnete Rolle. Auch hier war die Gewohnheit der Landeshoheit mit allen Reſten des Feudalweſens und neben den Verwüſtungen des deutſchen Reichs im Schwunge. Von jenem Fürſten aber an beginnt eine Periode der Reform, die mit der gleichzeitigen Thätigkeit des Königs von Preußen und des Kaiſer Joſeph zuſammenhing, bei edleren Fürſten das Gefühl der Pflicht und der Forderungen der Humanität erweckte und in Karl Friedrich den weiſeſten, väterlichſten und anfangs in engen Gränzen ſegensreichſten Repräſentanten fand. Durch die Regierung dieſes Mannes iſt der Oberrhein um ein ganzes Jahrhundert vorgerückt worden; die Feſſeln der Leibeigenſchaft fielen ab, die Bildung des Landes, beſonders der Volks-Schulen ward auf jede erdenkliche Art gefördert; man ſorgte für die Induſtrie, in das Finanz-Weſen kam Sparſamkeit, in die Rechtspflege Ordnung und das ganze Staatsleben ward im Geiſte jener Humanität und Toleranz geleitet, die den Werth einer ausgezeichneten Perſönlichkeit für den ſchnellen Fortſchritt eines Volkes wirkſamer erſcheinen laſſen, als alle Formen und

nicht aus dem Geiſte des Volks und auf ſicher ſtellenden Grundlagen errichtete Verfaſſungen. Nächſt England und Preußen war Baden das erſte Land, welches die Tortur aufhob. Was heute an Aufklärung und Regſamkeit dies Volk und die Oberrheiner auszeichnet, das iſt die Folge jenes Umſchwungs, der unter Karl Friedrich in Baden und unter Kaiſer Joſeph im benachbarten Breisgau geſchah.

Jetzt gehört außer der alten Markgrafſchaft, die den Namen gegeben, die Ortenau mit den ehemals ſtraßburgiſchen Beſitzungen, der Breisgau und die Gegend des Wieſenthals, ein eigenthümlicher, in Wohlſtand, Freiheitsliebe und Lebensluſt ausgezeichneter Zweig der Alemannen, der in ſeines Landsmanns Hebel trefflichen Gedichten einen unvergänglichen Ausdruck gefunden und die ganze Heiterkeit, Sinnigkeit und Poeſie des alemanniſchen Lebens zum ſchönſten Mitgenuß herausgeſtellt hat; ferner ein weiterer Theil der vorderöſtreichiſchen Lande, ein Theil der vier Waldſtädte, das Nellenburgiſche, endlich das mediatiſirte Fürſtenthum Fürſtenberg, einſt eine der größten Herrſchaften des ſchwäbiſchen Kreiſes, mit ihrem Regierungsſitze zu Donaueſchingen, das Bisthum Conſtanz, und viele geiſtliche und reichsſtädtiſche Diſtricte am Schwarzwald und am See, dazu nach Norden die diesſeitige Pfalz, ehemals mainziſche Diſtricte am Odenwald bis an den Main und in das fränkiſche Gebiet von Wertheim — Dies Alles gehört in neuerer Zeit zu dem Gränzland Baden. Freiburg iſt noch immer der Sitz einer Univerſität und des oberrheiniſchen über die würtembergiſche und badiſche Kirche geſtellten Erzbisthums. Durch Mannheim kam ein anſehnlicher Handelsort und Rheinhafen und durch Heidelberg eine Univerſität an Baden, die von jeher der Heerd des Lichts am Rheine war und beſonders durch die badiſche Regierung zur erſten oberdeutſchen Univerſität und zu einem charakteriſtiſchen Ausdruck des geiſtigen Verkehrs in dieſen Staaten

gemacht wurde. Karlsruhe iſt die 1715 neu gebaute Reſidenz dieſes an Kräften des Bodens und Mitteln des Erwerbs ſo reichen, ſo glücklich gelegenen, ſo aufgeklärten und ſo bürgerlich begründeten Staates.

Die Nähe Frankreichs übte groſſen Einfluſſ auf die Geſinnung des badiſchen Volkes. Man verdankte Frankreich die neue Erhebung zu einem anſehnlichen Staate. Der damalige Erb-Großherzog verheurathete ſich mit einer napoleoniſchen Prinzeſſin, was freilich Veranlaſſung zu Familien-Wirren im Hauſe Zähringen gegeben haben ſoll. Nach dem Wiener Congreß zeigten ſich in Baden die Bewegungen des Adels und der Demokraten in gröſter Heftigkeit, und zuweilen in beunruhigender Allianz mit ſämmtlichen oberdeutſchen Staaten, doch am wenigſten mit Baiern, ſtand der hohe und der niedere Adel wie eine Kette zuſammen. Um der allgemeinen Aufklärung des Landes Genüge zu thun, die Umtriebe zu unterdrücken und vor Allem um ſeinem Lande die nothwendige und unantaſtbare Einheit zu verſchaffen, gab Karls Friedrichs Enkel und damaliger Großherzog Karl eine allgemeine Conſtitution im Jahre 1818. Die Anſprüche des Adels wurden durch das bekannte Adels-Edikt, das den jetzigen Miniſter Winter zum Verfaſſer haben ſoll, feſtgeſtellt und in beſtimmte Gränzen gewieſen. Allein noch war viel zu thun übrig, um die neue Verfaſſung in die Einrichtungen des Staats überzutragen. Unter dem Nachfolger Ludwig wurde dagegen der Verfaſſungsgeiſt vernichtet und ſelbſt der Buchſtabe des Grundgeſetzes durch eine erſchlichene Majorität abgeändert. Eben ſo traurig ſah die Regierung aus. Neben Rechts- und Verfaſſungsverletzungen herrſchte eine Camarilla von Pfaffen und Günſtlingen und die Intereſſen des Volks wurden auf keine Weiſe beachtet. Endlich trat mit dem Regierungsantritt des jetzigen Regenten ein Umſchwung des öffentlichen Lebens ein und weder zudringliche Anmaſſung

einer aufgeregten Zeit, noch eine durch die Verhältniſſe, den deutſchen Bund und die europäiſche Politik gebotene Einſchränkung des liberalen Geiſtes vermochte die gegenwärtige Regierung von dem verfaſſungsmäßigen oder volksthümlichen Wege abzulenken. Durch den ſtürmiſchen Landtag von 1831 eröffnete ſich für Baden eine Periode conſtitutioneller Begeiſterung, die wie mit künſtlichen Aufregungen, ſo von allen Schwächen des rückſichtsloſen Liberalismus begleitet wurde. Die Regierung kam bereitwillig entgegen, aber man drängte ihren guten Willen ſo ſehr zur That und zur Beſchleunigung, daß es ſchien, als ſolle nicht bloß das Land Baden auf einmal zur Vollendung gebracht, ſondern von hier aus auch die deutſche Nation umgeſchmolzen werden. Freilich gelangte dadurch in günſtiger Zeit der Zuſtand dieſes Staats auf eine Höhe der Conſtitutionalität und Reinigung, die es einer übelwollenden Richtung ſchwer machen würde, den alten Plunder zurückzuführen. Auch auf das übrige Deutſchland war die Einwirkung aller Orten zu ſpüren. Trotz dieſer errungenen Vortheile lag in dem Charakter dieſer legitimen Umwälzung eine allgemeine Ueberreizung. Die Oppoſition war der unwiderſtehliche Vortrab der Regierung, und ein Wort des Kammerpräſidenten erſcholl wie ein Machtgebot im Lande. Die Regierung mochte arg gedrängt und beängſtigt ſeyn, bis der Fall von Warſchau der Unterdrückung deutſcher Aufregungen zu Hülfe kam. Jetzt ſtand man zwiſchen Bundestag und unbegränztem Liberalismus mitten inne, man wollte weder das eigene Volksthum, auf das man ſich überall zu ſtützen ſuchte, noch das europäiſche Fürſtenintereſſe, welches gegen demokratiſche Zumuthungen noch immer die gemeinſame Rettung bot, verletzen. Von beiden Seiten ſchwebte die bekannte badiſche Territorial-Streitfrage, die trotz des Aachener Congreſſes, trotz der Verfaſſung, trotz der Schriften von Bignon, Winter und Rotteck leicht wieder aufgenommen wer-

den konnte, wie ein bedrohender Geiſt heran. Selbſt die freiſinnigſten Glieder des Miniſteriums, Winter und Böckh, mußten vor den Angriffen gegen den Bundestag aus dem Ständeſaale weichen, denn nur vom Bunde war für die Regierung Rettung aus dieſer Klemme zu hoffen. Dieß geſchah, und ſeit dieſer Zeit entwickelte dieſe deutſche Central-Verbindung zum erſten Mal eine einigere und poſitive Kraft in gemeinſamen, wenn auch nur beſchränkenden Maßregeln. Nichts deſto weniger hat die badiſche Regierung, die anfangs auch in dem Fürſtenrathe eine unbequeme und verletzte Stellung haben mochte, die Aufgabe einer deutſch-conſtitutionellen und verfaſſungsmäßigen Regierung eingehalten. Baden iſt ohne gleiches Gewicht volksthümlichen Charakters und feſter Grundlagen auf gleicher Stufe politiſcher Aufklärung mit Würtemberg; beſonders das gegenwärtige Miniſterium, zwar nothwendig aus mehrfachen Elementen zuſammengeſetzt, doch durch drei ausgezeichnete Glieder, Winter, Böckh und Nebenius, weit in die Bahn freimüthiger Politik und deutſcher Liberalität hinausgerückt, iſt muſterhaft und in gegenwärtiger Lage vorzüglich für die materiellen Intereſſen des Landes thätig. Die Oppoſition trennte ſich alsbald von der Verwaltung, die das Staatsruder wieder mit eigener Kraft leitete, und ſtatt den für das Gemeinwohl und die Bürgerlichkeit berechneten Maßregeln eine vertrauensvolle und nothwendige Unterſtützung gegen falſchen Einfluß zu gewähren, blieb ſie in einer unter veränderten Umſtänden nur noch nachtheiligeren Stellung allgemeinen Widerſtrebens gegen den Nationalbeſtand, gegen gemeinſame Fortſchritte und endlich ſelbſt gegen die Anerbietungen der eigenen Regierung. Nur ſo lange die Oppoſition das Land faſt ſelbſt regierte, fand ſich gegen die Regierung überhaupt jene Aufreizung nicht, die in andern Staaten bedrohſam aufregte und unverſöhnliche Zerwürfniß zwiſchen Volk und Regierung beabſichtigte.

In den letzten Jahren ist Baden nach allen Richtungen hin reformirt worden. Man erhielt eine Proceßordnung mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten, wie für die Angelegenheiten der Preſſe; eine Gemeinde-Ordnung trat in's Leben; die Ablöſung der Zehenten wurde nach einem milden Ablöſungsfuß und mit Beihülfe der Staatskaſſe bewerkſtelligt; die Staatsfrohnen wurden abgeſchafft und ſelbſt die Herrenfrohnen, wenn auch wegen des Widerſtandes der erſten Kammer, in deren Reihen jedoch die Bürgerlichkeit und der entſchiedene Liberalismus auch vertreten wurde, ja z. B. von Weſſenberg, der bekannte Schriftſteller, zur ſtrengſten Bürger-Oppoſition gehörte, nach einem höheren Fuße für ablösbar erklärt. Ueberall traten die gründlichſten und für alle Zeit nachhaltenden Verbeſſerungen ein. Es war natürlich, daß man nach einem ſo heftigen Schwung wieder in die Bahn eines gemeſſenen und allmähligen Fortſchritts kommen mußte, der nach ſolchem Impuls nicht ausbleiben kann. Als aber die Regierung wieder in eine feſte Poſition zurücktreten wollte, als der Freiſinnige unterdrückt ward, die Bundesmaßregeln proklamirt wurden und gegen die aufregende Betriebſamkeit des Liberalismus das Anſehen der Regierung und der beſtehenden Verhältniſſe geltend gemacht wurde, da begann die Spannung zwiſchen der Verwaltung und der Oppoſition und obſchon letztere gerade in der für ſie ungünſtigſten Verwandlung des Zeitlaufs ihre ſtärkſte und rückſichtsloſeſte Energie bewies, die freilich mehr Staunen als Uebereinſtimmung bewirkte, ging doch die öffentliche Wirkſamkeit dieſer nun einmal ſo geſtellten Widerſpruchs-Partei zu Ende und die Regierung behielt wie überall die Oberhand. Was die badiſche, beſonders die oberländiſche Oppoſition ſpäter unternommen hat, zeigte, wie gering ihre Macht auch in der größern

Breite des badiſchen Volkes ſey und wie ſehr die Regierung das allgemeine Vertrauen beſitzt.

Ueber den Volksgeiſt und die gegenwärtige Verwaltung in Baden laſſen ſich noch einige allgemeine Bemerkungen beifügen. Nirgends iſt der moderne Liberalismus in ſeiner franzöſiſchen Geſtalt auch unter den Gemäßigten ſo verbreitet als hier. Obwohl in den Folgerungen vielfach in Uebereinſtimmung begriffen, kann doch deutſche Bürgergeſinnung und Bildung weder mit den Prinzipien noch mit den von der Oppoſition vertheidigten Conſequenzen verſchiedenſter Art einverſtanden ſeyn. Obwohl man ſehr viel von Deutſchland ſpricht, verläugnet doch der badiſche Liberalismus weniger als irgend ein anderer oberdeutſcher den franzöſiſchen Modecharakter und in Maß, Nüancen und Anſchauungsweiſe franzöſiſche Sitte. „Unſer Itzſtein," ſpricht ſo ein Badener, „iſt eine Art Tiers-Partie! Daneben fehlt es uns nicht an Lafayettes und Odilon-Barrots, auch unſere Perriers, Soults und Chateaubriands würden aufzufinden ſeyn, Alles freilich im verkleinerten Maßſtabe aber ganz franzöſiſch, rechte und linke Seite, Pairs und Volkskammer, daß man einem Alltags-Liberalen mit ſeiner badiſchen Glückſeligkeit nur mit den Worten des Dichters antworten kann: „Mein Liebchen, was willſt du mehr?" Dennoch iſt im Allgemeinen der Stand der politiſchen Aufklärung und Freiheit in Baden im hohen Grade ſchätzenswerth, beſonders, wenn er von andern Prätenſionen abgeht. Vielleicht läßt ſich nirgends ſo angenehm wohnen, als auf badiſchem Boden und auf badiſcher Freiheit, wozu jedoch die Genüſſe des Lebens und der Geiſt der öffentlichen Einrichtungen unendlich mehr, als der Widerſpruch und die Parteien beitragen. Man kann ſelbſt den Zweifel hegen, ob das jetzige badiſche Miniſterium, indem es ſich möglichſt mit der volksthümlichen Aufklärung amalgamirt, nicht zugleich eine zu große Verwandtſchaft ſeiner Grundſätze

mit denen der gegenwärtigen Oppoſition in Baden und Deutſchland bekunde. Jedenfalls ſetzen die damit vereinigten Elemente des ariſtokratiſchen Widerſtandes die Richtung der badiſchen Regierung mit der deutſchen Geſammtpolitik in ein unentbehrliches Gleichgewicht, ſo daß wenigſtens die Aufklärung von Oben wie die der gegenwärtigen engliſchen Miniſter allgemeine Grundſätze auszuſprechen vermeidet, da man ſie aus mancherlei Rückſicht weder anerkennen noch abläugnen mag. Nur würde im entſcheidenden Fall der engliſche Whiggismus wirklich von ſich weiſen, was der miniſterielle Liberalismus in Deutſchland nur verſchweigt, weil er muß und weil er den weniger moderirten Politikern die Zügel des Staats nicht wird in die Hand geben wollen. Im Allgemeinen kann der moraliſche Einfluß auch dieſes kleineren deutſchen Staates nicht verkannt werden und dieſer würde gewiß noch ungleich größer ſeyn, wenn die bürgerliche Geſinnung der Freiheitsfreunde nicht noch zu tief in den luftigen, grundloſen und Alles nur wie aus Atomen zuſammenſetzenden Theorien der franzöſiſchen Freiheit wurzelte. In Würtemberg findet man neben derſelben Richtung die widerſprechendſten Erſcheinungen reindeutſcher Art und ſelbſt die ſchrankenloſe Anſchauung iſt weit mehr Ueberlieferung als Mode. Wenn alſo Baden durchaus nicht als der Repräſentant des deutſch-oppoſitionellen und oberdeutſchen Charakters anzuſehen iſt, ſo muß man doch auch hier mit Freuden die innere materielle und geiſtige Fortbildung gewahren, die der äußere Friede in jeder Hinſicht begünſtigt.

Vorzüglich wird von der geiſtigen Cultur dieſes Landes Geſchick und Zukunft der Rheinſtaaten abhängen, weshalb die Hauptplätze geiſtiger Betriebſamkeit und in Baden vorzüglich die Univerſität Heidelberg Aufmerkſamkeit verdienen. Die Univerſitäten ſind National-Eigenthum, ſie gehören eigentlich keinem beſonderen Staate an, ja ſie ſind

oft Lichtpunkte, für die ſich ohne die Gemeinſchaft der Nation, den Zuſammenfluß der Geiſter und die Zuneigung einer beſonderen Regierung nicht einmal der Grund der Entſtehung auf dem Boden, wo ſie leuchten, finden ließe. In ſolcher Art erſcheint Heidelberg als die charakteriſtiſche Univerſität für oberdeutſches Geiſtesleben, ohne daß jedoch engere Bezüge zwiſchen ihr und Baden, dem ſie angehört, zu verkennen ſind. Mehrmals zeigte ich in dieſen Studien auf einen in Oberdeutſchland gäng und gäben Naturalismus, welcher mit beſonderer Abneigung gegen die ſpätere deutſche Philoſophie ſich in jeder Forſchung einer naiven, unbefangenen und ſkeptiſchen Auffaſſungsweiſe hinzugeben pflegt. Stellt man damit die in dieſen Landen feſthafte Bürgergeſinnung, eine Vorliebe für die verſtändigen Formen des noch immer herrſchenden Kantianismus, endlich die Gewohnheit, den Gegenſtand in ſinnlicher Anſchaulichkeit und poetiſchem Umriß ſich zu vergegenwärtigen und feſtzuhalten, ſo dürfte man darin die charakteriſtiſchen Merkzeichen oberdeutſcher *Geiſteswelt* in ihrem gemeinſamen *Charakter* und in ihren *Widerſprüchen* begriffen haben. Auf dieſer Univerſität bildete ſich vorzüglich die rationale Richtung des deutſchen Denkens aus, welche vor Zeiten ſchon den Spinoza aus Holland einlud, einen Theil des in Jena großgewordenen Vernunftenthuſiasmus und vorzüglich den theologiſchen Rationalismus an ſich zog. Auf der andern Seite kündigten ſich hier auch die Symptome jener geiſtigen Richtung an, welche als Nachwuchs der romantiſchen Dichterperiode vorzüglich in unſere poetiſche Vergangenheit lugte, alte Schätze herausgrub, alte Sage und alte Mythen wieder aufleben ließ und endlich in neuer Deutung der Ueberlieferung eine dogmatiſche Reaction gegen die allen Troſt, alle Heimlichkeit und Schönheit bis zur völligen Vernichtung bedrohende Vernunft-Richtung unſeres Zeitalters bewirken wollte. So entſtand hier der hef-

tige Kampf für und gegen die Symbolik, und während die geistigere Richtung an andern Orten in ihrer Wahrheit aufgegriffen und gewahrt wurde, behielt Voß, die nüchterne Figur der Zeit, mit seinen Alliirten einige Zeitlang, und besonders in Heidelberg die Oberhand. Ich will für alle die hier angeregten Gegensätze nur Namen nennen, die in Heidelberg noch jetzt zusammen und gegen einander wirken, als Paulus, Thibaut, Schlosser, Daub, Zachariä, Creutzer, um die Widersprüche, die hier vorliegen, aber zugleich eine innerste Gemeinschaft haben, anzudeuten. Bis auf wenige Ausnahmen wird der Gegensatz gegen den deutschen Norden und vorzüglich die Universität Berlin hier durch alle Richtungen des Geistes und der Wissenschaft vertreten und wenn nicht die genannten Männer fast lauter Notabilitäten und Originale der allgemeinen deutschen Wissenschaft wären, wenn nicht gerade die freie, unbefangene Behandlung wohlthuend auf die im Norden oft von den engen Kathegorien und der Alleinherrschaft der Philosophie oder des philosophischen Gedankens beschränkte und um allseitige Förderung gebrachte Jugend wirken müßte, würde die Vorliebe der Norddeutschen und der häufige Besuch von Heidelberg befremdend seyn. Allein nirgends wird so viel gesundes Wissen in empirischer Breite und mit verständiger Reflexion, mit Geist oder poetischer Intuition vorgetragen, als eben an diesem Orte, der noch dazu durch seine Naturschönheit, das leichte und genußreiche Leben der Oberdeutschen, besonders der Rheinländer, und endlich durch die bis vor kurzer Zeit ungeschmälerte academische Freiheit die Jugend aus allen Gegenden, besonders den Norden wie in eine neue Welt locken muß.

Von Seiten der Freiheit ist Heidelberg ein lebendiger Ausdruck badischer Aufklärung. Alles tummelt sich in größter Ungebundenheit und die Wissenschaft, von der man glaubt, sie werde sich durch Kampf und Reibung schon selbst ver-

nünftige Gränzen ſetzen, genießt eine Unabhängigkeit, wie außer in Göttingen wohl nirgends in Deutſchland; wie denn überhaupt an dieſe beiden und an Berlin die Concurrenz keines andern Sammelplatzes der Wiſſenſchaft in Deutſchland hinanreicht. Für dieſe Stiftung iſt man der badiſchen Regierung, welche unabläßig für das Gedeihen derſelben Sorge trug, beſonders dem ehrwürdigen Karl Friedrich, der die alte Palatina wieder aus ihrer Aſche emporhob und zu einer Muſteranſtalt Deutſchlands machte, eine fortdauernde Anerkennung und Liebe ſchuldig. Vielleicht hat ſich Baden in den deutſchen Annalen durch nichts ein ſo nachhaltiges und bleibendes Denkmal geſetzt, als durch ſie. Zum Glück iſt auch ein groſser Theil jener für die ältere deutſche Literatur ſo wichtigen Handſchriften als Quelle neuer Forſchungen in die von Alters her berühmte Heidelberger Bibliothek zurückgewandert. Nicht weniger als dieſe Geiſtesfreiheit, trug die Freiheit des Lebens und die Fülle des Genuſſes dazu bei, Heidelberg durch ſich und die nahen Rheingegenden zu einem unvergänglichen Sammelplatze des Studiums und der Luſt und zu einem Begrüßungsorte der Jugend aller deutſchen Stämme zu machen. Möge von dieſem glücklichen Orte die Gunſt der Zeit jede Hemmung wegnehmen, die ihm jetzt aufliegt und möge die Sorge der Verwaltung immer zu benutzen ſuchen, was die Natur ſelbſt veranſtaltet zu haben ſcheint. Die zauberiſche Landſchaft weckt den Sinn für Natur und Schönheit, das badiſche Leben frohe Luſt und Lebensmuth, das alte Pfälzerſchloß die Vergangenheit, das politiſche Treiben die Gegenwart und die academiſche Belehrung den Gedanken in unſrer Jugend auf.

Ein ſolcher Begrüßungsort iſt Baden und das Rheinland überhaupt. Die Allgemeinheit der Welt, der Denkart, der Civiliſation — die Fülle der Nationen zieht durch das herrliche Rheinthal und wie in Heidelberg die Jugend ſich von der Ste-

ckung des Denkens und Sinnes heilt, ſo kommt die kranke und geſunde Welt, um ſich an Seele und Leib zu verjüngen, zur Nymphe des Rheins, in die auflockernde Naturpracht, in die Bäder des Taunus und vor Allem nach Baden-Baden. Man badet ſich, man zieht einen neuen Menſchen an, man vergnügt ſich, begegnet ſich, geſundet, die Nationen verſammeln ſich auf ſo behaglichem Boden. Denn Baden iſt ein Weltbad. Dieſen Paradieſesgarten Deutſchlands hat Gott gegeben, hier ſpielt unſere frühere Geſchichte. Wo aber wird das Paradies erſtehen, das unſere Nation ſich ſelbſt ſchaffen ſoll?

# Achter Abſchnitt.

## Die Geſammt-Intereſſen Oberdeutſchlands.

Ein ſchöner, ein glücklicher, ein vielverſprechender Länderſtrich! ruft man aus, wenn man dieſe Staaten verläßt. Als Reiſender hat der Ausländer einen noch unendlich reicheren und eigenthümlichen Stoff zu verarbeiten, der der politiſchen Betrachtung fern liegt. Doch drängt auch ihr ſich die Ueberzeugung auf, daß gerade gegenwärtig die oberdeutſchen Stämme in einem wichtigen Stadium innerer Fortbildung begriffen ſind, und was der Deutſche auch im Staatsleben ſchon errungen hat, fordert viel ernſtere Würdigung, als bei der unzufriedenen Politik im Gebrauch iſt. Die bisherige Oppoſition in Deutſchland ſah nur die Schattenſeiten unſerer ſtaatsbürgerlichen Zuſtände. Gewiſſe Koryphäen der Tagesliteratur verbanden ſich mit dieſer Verſtimmung. Während die Grundlagen unſeres deutſchen Nationallebens tüchtiger ſind, als die faſt aller bekannten Völker, während wir gerade jetzt im Aufſchwung begriffen ſind und dieſen politiſchen Grundſtoff fortzubilden wiſſen, nimmt man jetzt mehr Aergerniß an ihm, als zu irgend einer Zeit. Doch mit der Niederlage der Oppoſition ſcheint unter den Geiſtern überhaupt die Richtung gegen das Beſtehende eine andere geworden zu ſeyn. Man beginnt die Wirklichkeit weniger mit krankhaftem Unbehagen zu betrachten und in dem Verſtändniß der Zuſtände die Wahrheit wirklicher Intereſſen zu ſuchen.

Das Geſammt-Intereſſe oberdeutſcher Staaten und Stämme

wurde großentheils bei einzelnen Anläſſen meiner Ueberſicht in Augenmerk genommen und es darf das Zerſtreute nur noch in eine abſchließende Beurtheilung zuſammengefaßt werden. In geiſtiger und nationaler Richtung war zwiſchen den Stämmen unſeres deutſchen Nordens und dieſen Oberländern nirgends ein zureichender Scheidungsgrund aufzufinden. Es ſind wirkliche Gegenſätze vorhanden; allein dieſe gründen ſich nur auf eine größere oder geringere Folgerichtigkeit, mit welcher man das gemeinſame Prinzip des überwiegend proteſtantiſchen Deutſchlands in zufälliger Abſonderung oder in unweſentlicher Individualität verwirklichte. Wenn ſich dadurch in geiſtiger wie politiſcher Hinſicht ein zwieſpältiges Bewußtſeyn der Nation erzeugte, ſo kann nur durch Annäherung des Getrennten und durch wechſelſeitigen Unterricht die Einigung wiederhergeſtellt werden. Die unüberwindliche Verſchiedenheit des öſtreichiſchen und des preußiſch-deutſchen Prinzips iſt ſelbſt über den Stand der Debatte erhoben, und wir Nichtöſtreicher können uns in Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, England, ja ſelbſt in Frankreich und in Rußland eher wieder finden, als in der Beſchaffenheit der Kaiſerſtaaten. Man leſe nur das Verzeichniß der Vorleſungen auf einer öſtreichiſchen Univerſität, z. B. von Innsbruck, und man wird erſchrecken, daß ein Deutſcher, der von einem Gymnaſium in Preußen oder Würtemberg entlaſſen wird, es auf einer öſtreichiſchen Hochſchule gar nicht aushalten könnte. Die oberdeutſchen Stämme trachteten im Allgemeinen, ſowohl das öſtreichiſche als auch das deutſche Syſtem, das ſich im Norden ausbildete, von ſich abzuwehren und ein beſonderes, drittes Nationalſtück zu verwirklichen. Iſt aber ein Prinzip vorhanden, das ein drittes und abgeſondertes Syſtem der deutſchen Nationalität begründet? Im geiſtigen Daſeyn, um dieß zunächſt zu wiederholen, gewiß nicht; denn die Freiheit des Gedankens iſt eine einige, es kann nur eine

und dieſelbe Wiſſenſchaft geben und in der Erkenntniß der Wahrheit kann für das geſammte aufgeklärte Deutſchland auch nur ein Ziel und ein weſentliches Ende geſetzt ſeyn. Die provinzielle Verſchiedenheit des deutſchen National-Charakters bildet ſo wenig, wie der Unterſchied zwiſchen Nord und Süd den Grund einer nationalen oder politiſchen Sonderung. Man kann dieß um ſo unerſchütterlicher behaupten, als ſchon jetzt die materiellen Intereſſen beider Theile übereingekommen ſind und das rein politiſche Intereſſe die jetzigen oberdeutſchen Staaten nur an ein und daſſelbe Schickſal mit dem deutſchen Norden bindet.

Der preußiſch-deutſche Zollverein hat die Verbindung des Nordens mit dieſen oberdeutſchen Staaten verwirklicht und bisher ſchon Früchte getragen, welche dieſer Vereinigung in ökonomiſcher wie politiſcher Hinſicht das größte Gedeihen verkünden. Die Intereſſen der hier vereinigten Länder ſind faſt ohne Ausnahme dieſelben und warten nur noch auf den Anſchluß eines großen Theils des nordweſtlichen Deutſchlands. Ich habe ſchon früher geſagt, daß der Handelszug keinen Stoff zu nationaler und politiſcher Sonderung bietet; Alles, was ſich von dieſer Seite wünſchen läßt, kommt früher oder ſpäter durch die allgemeine Entwicklung des wechſelſeitigen Verkehrs oder durch gegenſeitige Verträge zu Stande. Die Zollinien werden entweder ganz aufgehoben oder behalten nur eine politiſch-ſtaatswirthſchaftliche Bedeutung. In ſolcher Art hat Oeſtreich, hat Deutſchland ſein eigenes Syſtem, und dieſe würden eben ſo ſchwer vereinigt werden, wie das deutſche mit England oder Frankreich. Auch hebt die Zollinie bekanntlich den Verkehr nicht auf und trotz der Trennung beſteht doch zwiſchen Würtemberg und Oeſtreich, z. B. in Droguerie-Waaren, ein anſehnlicher Verkehr. Und was ſoll das oberdeutſche Handels-Intereſſe einen engeren Verband mit dem öſtreichiſchen Länder-Cyklus und Handel zu begehren ha-

ben, als ein großer Theil des deutschen Nordens, wie besonders Sachsen mit seiner Industrie und die Provinzen an der Nord und Ostsee mit ihrem durch England gesperrten Getraide-Absatz. Was natürlich und nothwendig ist, das wird durch kein Zollsystem verhindert und es läßt sich hoffen, daß gegen ähnliche Begünstigungen der östreichische Tarif auch fernerhin anschnliche Ermäßigung bekommt. Die Hauptrichtung des oberdeutschen Handels bleibt immer der Rhein und die Verbindung mit dem atlantischen Meere durch die Nordsee. Freilich ist auch der nahe Donau- und Alpenhandel von großer Wichtigkeit für das südliche Deutschland, allein bei dem inneren Reichthum Oestreichs und bei der wachsenden Größe seiner Industrie läßt sich nicht erwarten, daß die Donau einen überwiegenden Mittelpunkt des allgemeinen Continental-Verkehrs begründe. Zu diesem Ende mangelt hier mehr als im deutschen Norden die Bedingung zu einem freien und allseitigen Seehandel, wogegen der Ausfluß der Elbe, Hamburg und die Nordküste in kurzer Zeit die Flagge eines deutsch-überseeischen Handels von größerer Bedeutung erblicken wird. Man wird wenig Menschen, aber desto mehr Waare übersiedeln oder deportiren. Am wenigsten erwarte man von der commerciellen Liberalität Oestreichs Begünstigungen, die man nicht durch die schmerzlichsten Opfer des nationalen und politischen Lebens erkaufen will. Man erinnert sich, welche Schwierigkeit und welch' Hinderniß am Ende dem Plane einiger oberdeutschen Staaten durch die Schweiz eine von der östreichischen Macht unabhängige Verbindung mit Sardinien und Genua herzustellen, von jener Seite entgegengestellt wurde. Ein gemeinschaftliches Zollsystem ist seinem Zweck nach ökonomisch, seiner Natur nach politisch, und schon durch den jetzigen Bestand der preußischen Zolleinigung ist Oestreich von diesem inneren staatlichen Verein ausgeschlossen und es steht zu erwarten, in wie

fern es ſeinen Einfluß auf die inneren deutſchen Verhältniſſe überhaupt behaupten wird und kann. Man hat von Seiten der kleineren deutſchen Staaten anfangs gegen Preußen die Einwendung zu hoher Zollſätze gemacht und beſonders der partielle Liberalismus ritt dieſes Steckenpferd, weil es dahinter ſeine politiſchen Antipathien und das Schreckbild eines preußiſchen Einfluſſes verhüllen konnte. Doch der Widerſpruch zeigte ſich vergeblich und man kann jetzt allein die innere Fortbildung, Ausdehnung und Vervollkommnung des preußiſchen Syſtems wünſchen. Ich wage mir beſonders bei dieſer gelegentlichen Erwähnung kein Urtheil über eine ſo wichtige finanzielle Angelegenheit und laſſe ſelbſt die Vorausſetzung weſentlicher ökonomiſcher und ſtaatswirthſchaftlicher Nachtheile des jetzigen Tarifs gelten; allein auch darin erkennt man die politiſche Bedeutung einer ſolchen Vereinigung, da die Höhe dieſes Tarifs nur aus einem Mittelmaße des in den deutſchen Staaten üblichen Steuer- und Finanz-Syſtems hervorgegangen iſt und aus einer ſolchen Aſſimilation lediglich entſtehen und verbeſſert werden kann. Am wenigſten kann das in ſo viele Staatseinrichtungen getrennte Deutſchland eine plötzliche Umwandlung ſeines ganzen Finanz-Syſtems hoffen. Welch' unendlicher Vortheil trotz ſolcher Mängel mit dieſer Vereinigung errungen wurde und wie ſehr mit mit dieſer äußeren Verbindung auch die innere Verſchmelzung der materiellen Intereſſen zuſammenhängt, liegt zu Tage.

So ſteht es um die materielle Einigung unſerer Nation! Dagegen ſcheint der politiſche Zuſammenhang dieſer beiden Haupttheile Deutſchlands noch immer unentſchieden. Zwar exiſtirt der deutſche Bund als die äußerliche Kette der Nation, allein wie der Bund ſelbſt noch auf der erſten Stufe ſeiner Entwicklung ſteht, die man die Wiener nennen kann, ſo iſt auch das Bedürfniß innerer gemeinſamer Fortbildung

der Nation in der gegenwärtigen Gestalt dieſes Nationalbandes nicht befriedigt. Dennoch iſt mit dieſer Central-Gewalt ſchon ein wichtiger Fortſchritt unſeres Volkes gegründet. Die gegenwärtigen Verhältniſſe liegen unzweideutig vor. Wie ſich die Zukunft derſelben geſtalten wird, läßt ſich nur aus der Betrachtung unſerer verſchiedenen Bedürfniſſe und unſerer widerſprechenden Tendenzen vermuthen. Für die oberdeutſchen Staaten findet ſich darin folgendes Schluß-Ergebniß.

Auch das politiſche Bedürfniß der oberdeutſchen Staaten geht nirgends auf die Nothwendigkeit, ein völlig geſondertes und drittes Prinzip unſerer nationalen Geſammtheit zu bilden. Im Gegentheil das Gedeihen dieſer Stämme und dieſer Staaten ſchließt jede Abſonderung und vor Allem die von Norddeutſchland aus. Nicht einmal die Möglichkeit iſt da, ſich in abgeſonderter Stellung auf geſicherte und großartige Weiſe zu entfalten. Ein ſolches Binnenland, nicht groß genug, um ein umfangreiches Staatsleben zu begründen, zwiſchen den verſchiedenſten und mächtigſten Staaten Europa's, würde für alle Zukunft der Ausdruck der entgegengeſetzteſten und fremdartigſten Eindrücke und weder ſeines Beſtandes, noch ſeiner eigenthümlichen und vollſtändigen Kraftentwicklung verſichert bleiben. In ſolcher ungewiſſen Zukunft richtet ſich das Intereſſe der Oberdeutſchen ſchon jetzt mit Vorliebe auf die Vorſprünge des inneren Staatslebens. Es ſcheint, als wolle man die Freiheit in die Luft bauen. Das war das Unglück dieſer Stämme, daß man ſeit dem Untergang der ſchwäbiſchen Größe allen äußeren Anfechtungen hingegeben war, in ſich keinen entſchiedenen Schwerpunkt finden und ſich doch nicht entſchließen konnte, ſich mit Entſchiedenheit an eine neue Gemeinſchaft der Nation zu ketten. Für ſich allein wiegt Oberdeutſchland wenig, als Gewicht in der Wagſchaale eines Ganzen weit mehr, als es ſeiner natürlichen Größe nach vermöchte. Nach dem Verfall des deutſchen Rei-

ches ſind zwei Mächte übrig geblieben, die allein fähig ſind, die Kraft unſerer Nation zu einigen. An beide Mächte oder an eine derſelben muß ſich Alles, was deutſch iſt, anſchließen, ohne daß der einzelne Theil im Verhältniß zu ſeiner natürlichen Berechtigung Selbſtſtändigkeit und Anſprüche aufgeben müßte. In dieſer Art entſtand der deutſche Bund. Allein die beiden Großmächte, Oeſtreich und Preußen, ſind in ihrer innerlichen Geſtalt grundverſchieden. Oeſtreich hat dazu ein eigenes, abgeſchloſſenes, größtentheils außerdeutſches Intereſſe. Da nun den einzelnen deutſchen Stämmen und Staaten einmal die Beſtimmung ward, ſich in jeder Beziehung um einen kräftigeren Willen zu lagern und mit ihm vereint eine nationale Laufbahn zu betreten, da ferner in neueſter Zeit das Bedürfniß innerer politiſcher Einigung ſich ſelbſt bis zum Streben nach Einheit geltend gemacht hat, ſo liegt es auf der Hand, daß nur unter dem Vortritt des preußiſchen Staats die Entwicklung des inneren deutſchen Staatenlebens einen Anhalt und eine Garantie ungehemmten Fortſchritts finden kann. Im Norden Deutſchlands iſt ein großes, nationales Centrum gegründet. Hier iſt der Schwerpunkt für die übrigen, innerlich nicht mit Oeſtreich verketteten Staaten. An dieſem Centralſtaate hängt die ganze Zukunft des innerlichen und politiſchen Fortſchritts deutſcher Nation. Es wäre aberwitzig, in dieſe Zukunft zu greifen, Möglichkeiten aufzuzählen und endliche Ergebniſſe zu träumen. Nur die Thatſache kann nicht mehr abgläugnet werden, daß für die innere deutſche Politik ein Mittelpunkt und zwar neben dem deutſchen Bunde vorhanden iſt. Freilich zeigt ſich nur der Anfang inneren Zuſammenhangs; doch die Einſicht in die Nothwendigkeit, das Aufgeben engherziger Vorurtheile und die Bedürfniſſe, die befriedigt ſeyn wollen, werden dieſes vielfach umſchleierte Verhältniß zu ſeinem vollen und natürlichen Rechte befördern.

In geiſtiger, materieller, politiſcher und militairiſcher Rückſicht fallen die oberdeutſchen Staaten zunächſt dem einfachen und nicht dem doppelten Adler zu, ohne die Ausſicht zu haben, jemals mit dieſer Centralmacht zu verſchmelzen oder unter eine Abhängigkeit von ihr zu gerathen, die man beliebt hat, mit dem Namen Hegemonie zu bezeichnen. Dieſe innere Einigung kann und wird nichts anders als das Product einer freien, natürlichen und deshalb nothwendigen Uebereinkunft ſeyn, und nicht irgend eine äußere Uebermacht, ſondern nur die Natur der Dinge würde, wenn man widerſtreben wollte, ihren unwiderſtehlichen Zwang äußern. Allen ſolchen National-Beziehungen muß vorzüglich die innere Verſtändigung des Volksbewußtſeyns vorausgehen, die Gegenſätze müſſen ſich vergleichen und dem Entwicklungsgange muß man die gehörige Zeit laſſen. Dieſe innere Einigung iſt das Bedürfniß und das Intereſſe aller deutſchen und auch der oberdeutſchen Staaten.

Von dem hier angedeuteten Wege und von dieſer Einſicht in unſere wichtigſten Intereſſen wichen die bisherigen Tendenzen oberdeutſcher Politik gewaltig ab. Von der Natur dazu geneigt, den Staat nur von Seiten der bürgerlichen Freiheit zu beachten und auf ſie allein das Streben hinzulenken, iſt ihnen ſchon der Gedanke an jede Gemeinſchaft, die ſie in ſolchem Streben beeinträchtigen könnte, zuwider. Gegen den Norddeutſchen zumal hegt man alte Vorurtheile und äußert ſeine übelwollende, mißtrauiſche und abgekehrte Geſinnung, ſobald der geringſte Schritt zu dieſer inneren Einigung geſchehen ſoll. Man iſt zu ſtolz, um ſich von einem andern Mittelpunkt her das Geſetz des deutſchen Fortſchritts und der eigenen Bewegung ſchreiben zu laſſen. Daß trotz dem dieſe National-Antipathien in ſolchen kleinen Reibungen abgebraucht ſeyn werden, mag die Nothwendigkeit mit jedem Jahrzehent unſerer Geſchichte auf's Neue bethä-

digen. Es iſt nicht mehr die Frage, ob das individuelle Leben der Oberdeutſchen in allgemeiner Centraliſation untergehen könne. Die Richtung auf innere, auf freiere Bewegung im Staate wird in jeder Beziehung für dieſe Stämme charakteriſtiſch und auf das übrige Deutſchland einflußreich bleiben; allein dem Centrum wird man ſich dennoch nicht entziehen können, ſo unfreiwillig auch von Vielen dieſes Band angenommen werden dürfte. Die preußiſch-deutſche Zollverbindung hat zum erſten Mal bekundet, wie mächtig die Nothwendigkeit über allen Nebenintereſſen waltet und wie ſiegreich ein Bedürfniß alle Volks-Antipathien überwindet.

Erſt Napoleon hauchte dem deutſchen Oberlande wieder neue Kraft und neues Leben ein und als Deutſchland befreit worden war, ſprach ſich die Eigenthümlichkeit dieſes Nationaltheils zum erſten Mal wieder in kräftiger und entſchiedener Form aus. Alles wirkte dahin, dieſe oberdeutſchen Staaten zu Anſehen und Bedeutung zu bringen und bald war man nicht zufrieden, im Innern größere Freiheiten errungen zu haben, im Bunde als gewichtigere Glieder erhalten zu ſeyn, ſondern man beſchäftigte ſich von Seiten des Liberalismus und der Volksgeſinnung und ſelbſt der Diplomatie mit Umwandlung des allgemeinen deutſchen National-Zuſtandes. Am wenigſten befriedigte der deutſche Bund. Man kam auf den Gedanken einer Trennung der oberdeutſchen Staaten ſowohl vom öſtreichiſchen als vom preußiſchen Intereſſe, man ſprach von einem Bund im Bunde oder von einer Vereinigung conſtitutioneller Staaten. So ſtand die Demagogie der Zeit mit der in oberdeutſchen Ländern allgemein verbreiteten Geſinnung in naher Berührung und während der Norden ſich abkühlte, die öffentlichen Verhältniſſe in das nothwendige Gleis zurücktraten, Preußen den Bau ſeines inneren Staatslebens förderte, der deutſche Bund ſtrenge Maßregeln gegen die Umtriebe und Anmaßungen Einzelner ergriff, erſchien das be-

kannte Manuſcript aus Süddeutſchland, was man im Anfang der zwanziger Jahre für den richtigſten Ausdruck der Geſinnung der Fürſten und Völker des oberen Deutſchlands halten durfte. Wie wenig dieſe Schrift eines der gewandteſten deutſchen Publiciſten auf die Möglichkeit berechnet war, ging ſchon daraus hervor, daß ſie ohne alle Folge verblieb und daß ſelbſt die eigentliche Oppoſition oberdeutſcher Staaten, z. B. Würtembergs, im Bunde ſeit dieſer Zeit in ihre natürlichen Gränzen zurücktrat. Auf die geiſtige Gemeinſchaft der Deutſchen wurde in jener Schrift gar keine Rückſicht genommen und das höhere Intereſſe der ganzen Nation in kleinlich politiſche, durch materielle Bezüge und vorübergehende Geſinnungen geſteigerte Volksthümlichkeiten zerſplittert. Auch hatte man bei dieſem Project auf eine Verbindung beſonderes Gewicht legen müſſen, die bei näherer Betrachtung von ſelbſt in Rauch aufging. Würtemberg und Baiern ſollten den Grundſtoff eines abgeſonderten ſüddeutſchen Bundes bilden. Allein ein Theil Baierns war ja ſelbſt ſo wenig gleichartig mit Würtemberg, daß auch nicht die geringſte Bürgſchaft für die Dauer eines innigen politiſchen Zuſammenhangs geboten war. Gerade das Unvereinbare, das, was nur in der Allgemeinheit des deutſchen Bundes mit einander beſtehen konnte, wollte man als Grundlage eines politiſchen Süddeutſchlands zuſammenfügen. Die ſpätere Geſchichte hat gezeigt, was daraus hätte werden können, und auch nur der außerdem noch geringe Umfang an Land und Kräften oder diplomatiſche Intrigue konnte dieſen Gedanken dem wirklichen Intereſſe oberdeutſcher Staaten angemeſſen erſcheinen laſſen. Dieſe Seifenblaſe zerplatzte zu ſchnell, um einen neuen Verſuch dieſer Art zu begünſtigen.

Nicht weniger abgeneigt gegen das beſtehende Nationalband und beſonders gegen Preußen zeigte ſich die liberale Oppoſition, vorzüglich in Würtemberg und Baden, worüber ich

oben Mehreres berichtet habe. Doch der Liberalismus wagte nicht an eine eigentliche Trennung der deutschen Nation zu denken und hätte lieber die Schweiz, Holland und die abgerissenen Stücke mit dem Ganzen vereinigt. Hier offenbarten sich zwei Widersprüche in den Aeußerungen der liberalen Partei. Auf der einen Seite verlangt man die größte Centralisation und Ausdehnung eines gemeinschaftlichen Vaterlandes, auf der andern besteht man auf allen Vorzügen eines jetzigen Particular-Zustandes und auf voller Gewährung einer bürgerlichen Freiheit, von welcher die oberdeutschen Stämme auch nur einen Theil zu besitzen sich bewußt sind. Man wollte die Einheit, ohne die Freiheit zu opfern, also hätte sich fast der ganze deutsche Norden und am Ende auch Oestreich mit einem Male in oberdeutsche Gesinnung verwandeln müssen, was so viel heißt, als einen ganz neuen Menschen anziehen; oder man wollte die Freiheit ohne Größe, Nationalverband und Einheit, dann kam man höchstens auf den glücklichen Zustand einer schweizerischen Verwirrung hinaus. Diese Begriffe traten in den neuesten Bewegungen mit kecken Zügen auf, als plötzlich durch Pfitzers „Briefwechsel zweier Deutschen“ eine andere Richtung angekündigt schien. Der Liberalismus drang hier auf Verschmelzung der Nation und wollte sich selbst Preußen unterwerfen, wenn es nur die Einheit oder durch Hegemonie ein Aequivalent für die Einheit gewährte. Wie nahe lag hier Wahrheit und Irrthum bei einander und wie zerfloß doch Alles in Ideologie! Dies Buch erregte in manchen Gegenden ein Interesse, weil es sinniger, deutscher und in idealerem Style geschrieben ist, als die Schriften des gewöhnlichen Liberalismus, und weil man im Norden einen Ausdruck der oberdeutschen Gesinnung und eine Bekehrung des bisherigen Liberalismus zu finden wähnte; allein das Schlimmste war, der Pfitzerische Ideenkreis hatte mit dem Charakter und mit der Gesinnung der

Oberdeutſchen gar keine weſentliche Gemeinſchaft und die Hinneigung dieſer Stämme oder der Liberalen zu Preußen und dem deutſchen Norden war völlig aus der Luft gegriffen. Was in dieſem Buche individuelle Anſicht des Verfaſſers und Annäherung an ſolide und wahrhaftere Begriffe war, wurde freilich nicht ſpurlos aus dem Munde eines Hauptes unſerer deutſchen Oppoſition vernommen.

So ſteht es mit den Tendenzen, die in Oberdeutſchland gangbar ſind. Die deutſche Oppoſition hat ſich ſchon ſo gewöhnt, von ihren Erwartungen enttäuſcht zu werden, daß man mit der Zeit auch in dieſem wichtigſten Capitel deutſcher Politik den Eingang vernünftiger Einſicht hoffen kann. Das Volk im Allgemeinen bildet ſich täglich weiter, und während der Liberalismus in ſeinen nationalen wie politiſchen Illuſionen, im Irrgarten der Freiheit und Einheit herumtaumelt, macht die Wirklichkeit Rieſenſchritte, das wahre Bedürfniß der Einigung, wie es die Natur fordert, zu befriedigen. Selbſt wenn einſt größere Veränderungen des äußeren deutſchen Nationalbeſtandes ſich ereignen ſollten, ſo kann man doch dem jetzigen Liberalismus die Verſicherung geben, daß auch ein mächtiger deutſcher Fürſt, der die Kraft und den Willen und das Glück hätte, ſich zum entſchiedenen Mittelpunkt der politiſchen Zuſtände Deutſchlands zu machen, der weiß nicht an eine Einheit dächte, ſondern ohne die Zügel dieſer oberdeutſchen Stämme in eigene Hand zu nehmen, auf bequemere Art ſeine Aufgabe löſen würde. Die Vereinzelung, welche Viele jetzt als den größten Vorzug betrachten, dürfte ihnen bis zu einem gewiſſen Grad ſogar als Strafe auferlegt bleiben, wie es denn ſchon heute offenbar iſt, daß diejenigen Stämme, welche die äußere Einheit am wenigſten erſtrebt haben, ſie am früheſten erreichten.

Was können andere Nationen von dieſen Gegenſtrebungen und Zerwürfniſſen des deutſchen Volkes denken? Welchen

Anblick gewähren wir, innerlich mehr noch denn äußerlich zerriſſen? Die Anerkennung des nothwendigen Centrums für die innere und eigentlich nationale Politik der deutſchen Staaten — das iſt, was am meiſten gefördert, was zum klaren Bewußtſeyn des Volkes gebracht werden muß. Preußen iſt unſerer innerer, unſerer nationaler Mittelpunkt. Man mag immerhin den Norden verhöhnen, man mag über ſeine gegenwärtige Lage und Entwicklung ſchelten, man mag den Groll über Preußen und ſeine Stellung und das Gift gegen die Vertheidiger dieſer Nationalbefeſtigung ganz ohne Rückſicht von ſich geben, wenn nur das Vaterland dabei gewinnt. Im Gefühl, das wichtigſte Inſtrument gegenwärtiger Nationalerhebung zu ſeyn, wird Preußen in der allmähligen Vollbringung dieſer ſchwierigen Arbeit, trotz alles Widerſtrebens beharren und wenn es Hunderttauſende nicht für ſich allein, ſondern für Deutſchland ſchlagfertig auf dem Platze erhält, ſo ſind dieß doch die Arme, die das gemeinſame Vaterland und auch das oberdeutſche beſchützen.

# Neunter Abſchnitt.

## Politiſches Schlußwort.

Will man dieſe dialektiſch ungeglättete Entwicklung für eine Darſtellung der oberdeutſchen Stämme vom Standpunkte der Politik gelten laſſen und ſtatt breiter, genetiſcher Durchführung und umfaſſenden Details hinnehmen, ſo hätte ich, da dieſer Theil ein beſonderes Intereſſe in Anſpruch nimmt und ohne weitere Fortſetzung dem Publikum übergeben wird, nur noch einige politiſche Andeutungen zur Erklärung dieſes Standpunktes beizufügen. Vielleicht daß ſich dadurch manche Mängel des an ſich lückenhaften Buches und Schwächen, deren ſich der Autor nur zu ſehr bewußt iſt, verringern laſſen. In wiſſenſchaftlicher Hinſicht erſcheint die Aufgabe ohnehin mehr *als* problematiſch; doch die Löſung mag nützlich und die Form wegen des zum Theil wandelbaren Inhalts gerechtfertigt ſeyn. Vor Allem muß man die Jugend des Verfaſſers in Anſchlag bringen, der noch als Neuling auf dieſem Felde ſich bewegt und Uebung und längere Erfahrungen auch durch die nähere Bekanntſchaft mit dem größeren Theile deutſcher Zuſtände nicht erſetzen kann.

Es iſt mein Zweck, nicht an der Einheit, wohl aber an der inneren Einigung des deutſchen Volkes, ſo weit ſie nach Volksthümlichkeit, Bildungsſtufe und Geſinnung möglich iſt, zu arbeiten und die Prinzipien eines Rechts- und Staatszuſtandes zu erforſchen, der aus deutſcher Anſchauungsweiſe, Rechtsgeſinnung und Eigenheit ſich von Innen heraus als

Product unſerer Civiliſation erzeugen muß. Das iſt der Anfang einer deutſchen Politik. Dieſe Politik gründet ſich freilich zunächſt auf allgemeine Rechtsſätze, auf Menſchenrecht und Theſen des philoſophiſchen Rechtsgedankens. Allein von da aus nimmt ſie den Uebergang zu dem ſich offenbarenden und gegenwärtigen Geiſte des allgemeinen Staats- und Völkerlebens, zu ſeinen Anſprüchen und ſeiner Richtung, ſucht dann dieſe Ergebniſſe auf ihren wahren Gehalt zu führen und dem deutſchen Weſen, deſſen Beſtand und nächſten Bedürfniſſen unterzuordnen. Ueberall dringt ſie auf Anerkennung des Grundgedankens, daß die Freiheit allgemein und doch individuell ſey und wo ſie erſcheint, ſtets von der Enge in's Weite führe. Die Familie beſteht als Grundlage der Geſellſchaft und aller ihrer Umwandlungen und die größte Freiheit iſt nur die größte Erweiterung dieſer urſprünglichen Bande. Das öffentliche Recht iſt anfangs nur ein nothwendiger Anhaltpunkt des Beſtehenden; erſt in der Durchbildung der Geſellſchaft wird das Recht zum Lebenselemente derſelben. Das vernünftige Gedeihen eines Volkes aber bleibt die Aufgabe der Politik, welche durch alle Zeitalter hindurch geht.

Daß ich eine ſtaatsrechtliche Theorie und eine deutſche Politik zum Hintergrund habe, leuchtete aus vielen Raiſonnements hervor, worunter aber keines voller Inhalt ausgeſprochen werden. Wo wäre dazu Raum, wenn in dieſem Zuſammenhange eine ſolche Begründung erforderlich geweſen? Einzelne Sätze reichten hin, um das Vorgefundene zu beleuchten und über die Richtigkeit dieſer vereinzelten Behauptungen mag das Gemeingefühl, als das ſicherſte Gewiſſen aburtheilen. Der wahre Liberalismus iſt empiriſch im Denken und im Thun. Auf dieſer Grundlage von Volksthümlichkeit und Inſtinkt iſt die Freiheit Großbritanniens erbaut worden. Wenn ich durchweg auf die geiſtigere Natur,

auf die Innerlichkeit und die praktische Unreife des deutschen Volkes Rücksicht und aus deutschem Denkkreise den Maßstab nahm, so hat man von gewisser Seite Recht, mich einen Doktrinair zu nennen.

Der Liberalismus hat in der Theorie drei große Perioden und drei große Begründer gehabt: zuerst Machiavelli, der die Freiheit aus der Erinnerung an das Alterthum holte und an den Gräueln des Despotismus erwachen ließ; Rousseau, der die angeborenen Rechte und den Stand der Natur zum Prinzip der politischen Gesellschaft erhob; endlich Hegel, der die vernünftige Entwicklung des Staats auf dem Grund der Familie und im Fortgange des allgemeinen Bewußtseyns eines Volkes lehrte und wenigstens für den Begriff von Recht und Staat die ewigen Fundamente, das Naturgesetz, aufgestellt hat. Der Standpunkt Hegels ist nicht zu umgehen. Er ist Sache des Jahrhs, und um so mehr und eben weil die Parteien der Alt- und Abergläubigen und des Liberalismus dagegen kämpfen. Selbst die Hegel gar nicht kennen, sind mehr oder weniger auf seinen Boden gestellt. Das Vernunftrecht ist Hegels Meisterstück und was auch Großes in seinem Geiste lag, zuerst und zuletzt war er immer Staats- und Gesellschafts-Philosoph. Die frühere Philosophie hatte die Freiheit des Menschen zum Hauptgegenstande ihrer Forschung erhoben, ja die Freiheit selbst zum Prinzip gemacht; darauf kam Schelling und lenkte auf die Natur der Dinge zurück. Er erhob die Seite des Natürlichens zum Mittelpunkt der Betrachtung, wobei die sittliche Freiheit des Menschen, die That und die Geschichte bedroht waren, ihres eigenen Lebens und ihrer Bedeutung verlustig zu werden. Darauf faßte Hegel die Natur-Nothwendigkeit und die Freiheit in einem und demselben Gedanken zusammen und stellte den Geist, die Bewegung und die ethische Durchbildung des Menschen in den Formen der

Allgemeinheit und unter dem Geſetz des objectiven Geiſtes in Staat und Geſchichte als den weſentlichen Stoff des Denkens auf.

Von der Nothwendigkeit zur Freiheit — kein anderer Weg! Die Freiheit in vernünftiger und individueller Form hervorzubringen, iſt Aufgabe der Nation und des Zeitalters, Aufgabe des practiſchen Menſchen, Aufgabe des empiriſch denkenden Politikers. Das practiſche Streben hängt von der Methode, den Reſultaten, den Gränzen der Philoſophie keineswegs ab. Es iſt ſelbſt That und Freiheit. Ich denke, forſche und verſuche ohne Hegel; allein dadurch, daß ich in den Fundamenten, in der geiſtigen Grundrichtung, in der Erkenntniß tiefſter Forderungen der Aufklärung und der Civiliſation mich im Einklang mit dem Philoſophen weiß, weil ich die Richtung auf das Allgemeine, auf das objective Geſetz des Weltgeiſtes und die unaufhörliche Kette des Menſchengeſchicks nicht aus dem Auge laſſe, kann mein Naturalismus nicht in rohe Empirie, in äußerlichen Skepticismus oder in bloßes Klügler-Denken umſchlagen. Erſt das Gegebene zu erkennen, und daraus das wahre Bedürfniß zu verſtehen, iſt die Aufgabe denkender und vernünftiger Politik. Wie ich das Individuelle und die natürliche Eigenart zu würdigen weiß, glaube ich in meiner Anerkennung des Kaiſerſtaates, in meiner Achtung vor den oberdeutſchen Verfaſſungen gezeigt zu haben und man müßte ganz blind ſeyn, wenn man behauptete, ich wolle irgend einen deutſchen Zuſtand zum allgemeinen Geſetz erklären oder Alles nach den Begriffen eines eingebildeten und ſich ſelbſt beſchränkenden Preußenthums durchſetzt wiſſen. Nur die Nothwendigkeit zur öffentlichen Ueberzeugung zu machen, das Gemein- und Staatsleben der Deutſchen als Nation, als inneres, ſich fortbildendes wie nach Außen im

Mittelpunkte Europa's gesichert zu und seiner Kraft und Einsicht gemäß wirksames Wesen zu fördern und zu befestigen — Das ist, was man kann, was man muß.

Ich bin mir bewußt, die Gegenwart in dieser Nothwendigkeit erkannt, aber nirgends vergöttert zu haben. Tiefe Gebrechen, inhaltreiche Fragen, arge Verwirrungen ziehen durch dieß Jahrhundert. Dennoch ist es gewiß, daß man arm oder reich, groß an Geist oder gering begabt, ein menschenwürdiges Daseyn ausfüllen und sich in und für unsere Gesellschaft ausleben kann, daß, wie gemein, prosaisch und verderbt das Treiben der gegenwärtigen Societät sey, die deutsche Nation im Ganzen nie in sich einiger, fortschreitender und seit dreihundert Jahren gegen das Ausland nie kräftiger gewesen ist, als heute. Gerade das oft widerliche Geschwätz des Tages und die ungemessene Parteiung zeigt, wenn auch geringe Reife und Entschiedenheit, doch allgemeine Bildung. Ich sehe in den deutschen Regierungen den Ausdruck unseres Volksgeistes, selbst wenn auch unser besser Flug oft gehemmt und unbefriedigt bleibt. Die letzten Bestimmungsgründe eines Nationalgeschicks liegen stets in der Nation und in der allgemeinen Weltlage. Je reifer die Nation wird, je weniger kann das National-Interesse, also auch der deutsche Geist beeinträchtigt oder verletzt werden. Ein großes Gebrechen unserer gegenwärtigen Periode liegt darin, daß die Bewegungen größer sind, als die Menschen, die sie leiten sollen.

Für alle Fälle thut man Unrecht, der Nation den Muth zu freier Thätigkeit und im engen Kreise zu rauben. Das geschieht freilich eben so sehr von denjenigen, welche die Welt im idealen Sinne umgestalten wollen, als von solchen, welche durch die Lehre von Recht und Besitz die Meinung verderben möchten, es habe irgend ein unnationaler Zustand dieß

durch ſeinen Beſtand das Recht gewonnen, ſich zu verewigen. Den Begriffen „Recht und Beſitz" als Ausdrücken des Eigenthums und der Herrſchaft, kann man im öffentlichen Rechte nur untergeordnete Bedeutung beilegen. Ueber allem Rechte und über jedem Beſitz ſteht die Nation mit ihrer nothwendigen Entwicklung. Ihr Gedeihen und ihr Glück iſt das höchſte Geſetz. Nie kann Gewalt eintreten, außer wo ein beſtimmter Arm die Einheit, die Verantwortlichkeit und die entſcheidende Leitung übernimmt, und auch dann wird ſie nur möglich ſeyn, wenn ſie vor dem höchſten Geſetze dieſer National-Entwicklung gerechtfertigt erſcheint. Die Sucht, im Sinne gewiſſer Ideal-Begriffe den Stand der Dinge umzuformen, iſt ein Grundübel der Zeit und ſo lange deshalb nicht ein im beſtimmten Maße Nothwendiges und Beſſeres geſchaffen wird, iſt die Rückſicht auf den Beſitz als Grundbedingung des Beſtandes nie aus dem Auge zu verlieren; denn das Recht iſt für alle Geſellſchaftsverhältniſſe der ſittliche und formelle Inhalt.

Es möchte erſprießlich ſeyn, manchem Vorwurf über meine Denkweiſe zu begegnen oder wenigſtens dadurch anzuzeigen, was ich erwarte. Man wird mich des Mangels ächter Bürgergeſinnung beſchuldigen und ſo ein Wort ausſprechen, das in der Verwirrung der Tagesmeinungen einer bürgerlichen Anathematiſirung gleichkommt. Möge man aber bedenken, daß die, welche die Freiheit verkündeten und aus deren Arm man das koſtbare Geſchenk der Bürgerrechte erwartete, oft mehr dazu beigetragen haben, daß das vorenthalten wurde, was ſonſt keine Regierung wagen würde zu verweigern. Ich denke, daß der Staat ſchon jetzt auf die Anfänge freier Bürgerlichkeit gegründet iſt, und ich glaube, auf ihr allein vermag er ſich fortzubilden. Zwar gab ich mich nie als einen Verehrer demokratiſcher Zuſtände. Wo aber ein bürgerlich demokratiſches Element den richtigen Platz in der Geſellſchaft

eingenommen hat und trotz aller Einſchränkungen der Anfang und das Ende des Staats iſt, wie in England, oder wo wie in unſern deutſchen Marſchländern, in Norwegen u. ſ. w. ſelbſt der Bauer eine ſo freie und unabhängige Stellung hat, wie in manchen Gegenden kein Edelmann, ſo ſehe ich darin die glänzende Erſcheinung einer glücklicheren und vorgerückten Zeit. In Deutſchland ſcheint ſich jetzt die Stufe der politiſchen Cultur, wo der Bürger als ſolcher zu voller Währung kommt, erſt entwickeln zu wollen; denn die Neigung dazu bürgt noch nicht für die Fähigkeit. Solange unſere mittleren Stände, halb bürgerlich halb intelligent, trotz ihres vielverſprechenden Bildungsgrades noch ſo wenig politiſche Ausbildung an ſich tragen, ſo kleinlebig und von niederen Intereſſen abhängig ſind, was ſoll man erſt von der Breite des Volks und dem eigentlichen Bürgerthume erwarten? Alſo kann dies nicht als Mangel bürgerlicher Geſinnung angerechnet werden, daß man nicht auf etwas, was nicht vorhanden iſt, Schlöſſer in die Luft baut.

Noch weniger wird man mir die preußiſche Geſinnung und die Anhänglichkeit an den deutſchen Norden vergeben. Nirgends habe ich den beſtehenden Zuſtänden des preußiſchen Staats einen Panegyrikus gehalten, wie es leider zum Nachtheil der Sache die Freunde einzelner Staaten, Preußens, Oeſtreichs, ja ſelbſt Baierns zu thun pflegen. Ich glaube an die Idee Preußens, an die Nothwendigkeit dieſes Staats und obwohl ich die Stellung der gegenwärtigen preußiſchen Politik zu würdigen weiß, kann ich doch das Stadium der Beamten-Hierarchie und der Cabinetsbefehle, der Dampfſchifffahrts-Polizei und der Cenſur-Collegien, der Hausvogtei und der Begnadigung nicht für den Kern und das Ziel dieſes Staates halten. Man denke an das ſchöne Wort des Freiherrn von Stein: „Was nun das Preußenthum anbetrifft, ſo finde ich hier 10 Millionen Menſchen, die eine politiſche,

militairiſche, intellectuelle Geſchichte und Selbſtſtändigkeit haben, denen die Vorſehung im 17ten und 18ten Jahrhundert drei große Regenten gab, durch die eine große Gegenwart und der Grund zu einer vielleicht größeren Zukunft gelegt wurde. Hierdurch bildete und erhielt ſich in dem Volke ſelbſt, während der napoleoniſchen Herrſchaft, eine Kraft, ein innerer Unwille, während die kleinen und mittleren Mächte in Deutſchland, und beſonders ihr Militair, ſich in dieſer Nichtswürdigkeit gefielen und für ihre Aufrechthaltung beharrlich fochten.“ (Briefe des Freiherrn von Stein, p. 118). In einer Fortſetzung dieſer Studien werde ich den Beweis führen, daß ich den Kern und die Nothwendigkeit von den zufälligen und unweſentlichen Beiwerken mit Freimüthigkeit zu unterſcheiden verſtehe.

Nicht anders verhält es ſich mit den Zuſtänden Norddeutſchlands überhaupt, deſſen herausgehobene Vorzüge nur den ſüddeutſchen Schwächen und Denkweiſen zum Gegenſatz dienen ſollten. Im Allgemeinen kann man jetzt nur im Norden Deutſchlands den eigentlichen Kern des gemeinſamen Vaterlandes finden, ohne abzuläugnen, daß er in ſeiner Art, geiſtig und politiſch, vielfältigem Angriff Blöße bietet, und daß er von Seiten des Provinzial-Geiſtes, der bürgerlichen Philiſterei, des beamtenmäßigen Staatsthums und der engherzigen Begriffe die Lichtſeite der oberdeutſchen Stämme fortwährend in's Gedächtniß ruft. Allein der Mittel, die wahre Einigung des deutſchen Nationallebens zu gründen, bietet der norddeutſche Charakter unendlich mehr an die Hand.

Auf die Frage, wie es denn kommt, daß ich ſo viel von ungemeſſenen Prinzipien der Freiheit bei unſerer Nation geſprochen habe, während doch factiſch in keinem civiliſirten Staate die Freiheit des Einzelnen geringer und die Landeshoheit mächtiger erſcheinen, als in der neueren Geſchichte des deutſchen Volkes — auf dieſe Frage ergeht die Antwort, daß gerade, je ungemeſſener das Streben nach Freiheit bei Einzelnen oder

einzelnen Provinzen iſt, und je größer die Freiheit im Begriff exiſtirt, ſie ſelbſt in der Wirklichkeit und im Ganzen deſto mehr verloren gehen muß. Daher ſich wohl bei keinem Volke ein ſchärferer Gegenſatz zwiſchen dem Prinzip und zwiſchen der Wirklichkeit eingefunden hat, als bei uns. Die Begriffe des Engländers gehen vom Hauſe aus auf Unabhängigkeit, die Franzoſen ſchwanken zwiſchen Theilnahme Aller an der Staatsregierung und zwiſchen Unterordnung unter nationale Leitung, die Deutſchen wollten von Anbeginn unabhängig und Herren des Ganzen zugleich ſeyn. Während die Freiheitsbegriffe keine Freiheit verwirklichen, bringt das Streben nach Einheit auch keine Einheit hervor. Und doch iſt die Sehnſucht nach National-Einheit der Kitt, welcher die Widerſprüche des deutſchen Charakters zuſammenhält, die Urſache, daß trotz der ſchroffſten Gegenſätze des inneren deutſchen Lebens, trotz der Zerfahrenheit, die ſo alt iſt, wie unſer Volk, das Reich nicht in Stücke zerfällt, ſondern im Kampfe immer einiger wird. Die vage Einheit aber, die ohne innere Einigung ein Ganzes herſtellen oder wenigſtens eine allgemeine Verſchmelzung des Beſonderen bewirken ſoll, iſt Abſtraction und Chimäre. Man fürchte nicht, daß die Beförderung innerer Einigkeit der ſogenannten Einheit Deutſchlands in die Hände arbeite. Je mehr die Fürſten jene Gemeinſchaft begünſtigen, je ſtärker die Bundesmacht auch nach innen wird, je mehr Preußen, der Repräſentant eines inneren deutſchen Staatslebens, ſeine einigende Kraft äußern kann, je länger und ungeſchmälerter werden die deutſchen Fürſtenhäuſer das ererbte Recht behaupten. — Auch wurzelte die Einheits-Begeiſterung nur kärglich im deutſchen Volke und nur der Liberalismus ſteckte, verhüllt oder nicht, dieſe Fahne auf. Unſere Nation ſitzt noch zu tief im Provinzialgeiſte; daher ſie jede Vergrößerung einer deutſchen Centralgewalt mit argwöhniſchem Auge betrachtet.

Sonſt hätte die Bildung des deutſchen Bundes im Jahre 1815 und die Conſolidation der Bundesmacht in der letztvergangenen Zeit von unſerem Volke mit Freude und mit Vertrauen aufgenommen werden müſſen. Dieſe Thatſachen waren aber dem Volk wie dem Liberalismus zuwider. Die Einheitsbegeiſterung hat wirklich geeint, nämlich die Fürſten und die Regierungen. Erſt in neuerer Zeit hat der deutſche Bund ſeine eignen Kräfte erkannt und obwohl er auf dieſer erſten Entwicklungsſtufe abwehrend und bezwingend wirkt, ſo iſt doch damit der Grund gelegt, vielleicht bald geſetzgeberiſch, poſitiv und politiſch einzugreifen. In jetziger Zuſammenſetzung geht die Beſtimmung des Bundes freilich überwiegend auf allgemeine Sicherheit und auf Schutz nach auſſen und er kann auch hier nur abwehren und erhalten wollen. Die eigentlich politiſche Stellung Deutſchlands wird von zwei Hauptſtaaten, Oeſtreich und Preuſſen, auſſerhalb des Bundes repräſentirt, und ſo oft die deutſche Politik in den Cabinetten von Wien und Berlin ſchon vorher beſtimmt worden iſt, bleibt dem Bunde die Aufgabe übrig, im Verein mit dieſen Mächten ſich wegen der Deutſchland betreffenden Angelegenheiten in einem Definitiv-Beſchluß zu verſtändigen. Gibt es auch im politiſchen Deutſchland tiefere Gährungen, als man auf der Oberfläche vermuthet, ſo iſt doch der Liberalismus lediglich ein Theil oder ein untergeordnetes Element derſelben. Jedenfalls hüllen und verſchlingen ſich dieſe Bewegungen in die Fragen des allgemeinen Europäiſchen Zuſtandes. Wenn ich Oeſtreich als unſrer innern Politik entfremdet darſtellte, ſo kann damit ſeine äuſſere Verbindung mit Deutſchland nicht angetaſtet ſeyn. Ueberall zeigen ſich Stützpunkte dieſer Macht in Deutſchlands Lage und Geſinnung. Allein wie im deutſchen Reiche ein **Corpus Evangelicorum et Catholicorum**, ſo muß früher oder ſpäter und in größerer Wirkſamkeit ein **Corpus Austriae** und ein **Cor-**

pus Borussicorum Deutſchlands politiſchen Körper vollenden.

Bis heute mangeln noch die Vorbedingungen engerer Nationaleinigung. Auf der Entwicklungsſtufe unſeres Volkes ruht ſein politiſcher Beſtand. Das nationale Band iſt der Ausdruck des Nationalcharakters. Leider iſt dieſer ſo wie der Charakter des Deutſchen überhaupt politiſch noch ſo unentwickelt, daß hier gepflegt und gefördert ſeyn muß, wenn man uns als Nation emporheben will. Der Charakter des Individuums iſt ein Theil des Ganzen. Wodurch gelangt der Einzelne auf die Stufe politiſcher Befähigung? Hier lehrt die Erfahrung, daß nur zweierlei Beſitz den Menſchen zu vernünftiger Selbſtſtändigkeit bringt, materieller Wohlſtand und geiſtig-ſittliche Bildung.

Der materielle Wohlſtand der deutſchen Nation ſteht noch auf ſchwachen Füßen. Zur Zeit der Hanſe waren wir und die Italiäner allen Nationen an Beſitz und Erwerb voraus. Das gründete die deutſchen Reichsſtädte, den älteren deutſchen Handel und die erſte Periode deutſchen Bürgerthums in ſeinem Glanze und in ſeinem Verfall. Durch die Ohnmacht des Reichs und die Niederlage aller materiellen Intereſſen im 16ten Jahrhundert ſank Deutſchland, bis ein neuer moraliſcher und geiſtiger Aufſchwung die Nation belebte und das Bedürfniß politiſcher Erneuerung fühlbar machte. Doch der Idealismus thuts allein nicht und es fehlte das Zeug dazu, bürgerlicher Charakter und der Stoff einer Nationalerhebung. Die Illuſionen ſind verſchwunden und ſchwinden täglich. Wo bekommen wir Bürger freier Staaten her? Das iſt die Schwierigkeit, die von keiner Conſtitution, keiner Landwehr überwunden wird. Inſtinktmäßig führte der lebhafte Verkehr des Tages auf materielle Betriebſamkeit, man gebt mit einem Umſchwung des realen Bodens um, die Induſtrie hebt ſich, Schranken des Handels fallen, der Menſch wird unternehmend, die Ausſicht auf langen Frieden ſchafft

Vertrauen und die erſten glücklichen Folgen beflügeln den Geiſt, wecken den Muth. Von dieſer Seite kommt uns der Reichthum, das Selbſtgefühl, das Staatsbürgerthum. Deshalb eilten Handelsſtaaten in alter und neuer Geſchichte der geiſtigen und politiſchen Cultur ihrer Zeit voraus. Am Beſitz und im Verkehr bildet ſich der practiſche Menſch aus. Die Freiheit Altenglands gründete ſich auf den Reichthum, den die Regierung der Eliſabeth über England verbreitet hatte. Die Selbſtſtändigkeit der Amerikaner war die Folge ihrer induſtriellen Wichtigkeit. Wenn der Bürger auf ſeinen dicken Bauch ſchlägt, ſeine Arbeiter überzählt und ſagt: Ich will! dann kann er auch. Wir werden keinen engliſchen Wohlſtand brauchen, weil wir keine ſo großen Beſitzer und nicht dieſe Armuth aufzuwiegen haben, wie die City von London. Doch ohne materielles Gewicht gibt es auch unter uns um ſo weniger einen freieren Bürgerſtand oder nationale Civiliſation, als wir nicht einmal gleich England einen Adel haben, der uns als Muſterbild vorleuchtet. Und nicht bloß Deutſchland, ſondern die Welt iſt in dieſem Umſchwunge ihres realen Zuſtandes begriffen. Der Grund und Boden unſeres ſinnlichen Daſeyns geht einer Vervielfältigung und Umwandlung entgegen und nach dieſer Aenderung aller äußeren Lebensbedingungen kann auch der ſociale und politiſche Zuſtand der Geſellſchaft nicht lange auf ſeiner heutigen Stufe verbleiben. Aus dieſem Grunde durchſtreicht der Materialismus, von allen Seiten begünſtigt, das europäiſche Leben und droht ſelbſt die Kultur des Geiſtes und der Sitten auf den rohen Standpunkt des Intereſſes, des Egoismus und nüchterner Abſchätzung herabzuziehen. Doch ſelbſt von dieſer derben Hinweiſung auf das Practiſche iſt für unſer Geiſtesleben nur Heil zu erwarten, wogegen die politiſche Bewegung Europa's ſich vor den Nützlichkeitsintereſſen zu hüten und mit den geiſtigen und moraliſchen Kräften der Geſell-

ſchaft mehr und mehr zu einigen hat. Wie ſehr verkennen diejenigen Politiker die Aufgabe der Gegenwart, welche glauben, durch die materiellen Intereſſen der Zeit und durch die Bildungsgährung überhaupt ſey die politiſche Thätigkeit nicht blos zurückgedrängt, ſondern für das lebende Geſchlecht ganz beſeitigt worden. Darin ſpricht ſich entweder der Indifferentismus oder der Schein aus, der nicht von der verfehlten Richtung der Oppoſition, nur von der Oppoſition ſelbſt abſieht.

Je mehr die materielle Seite des Lebens im Werthe ſteigt, je weniger darf man den ideellen Menſchen zurückſetzen. Aus dieſen zwei Factoren entſteht der ächte Charakter jedes Einzelnen und der Nation. Von der geiſtigen Fortbildung der Deutſchen hängt ihr ganzes Geſchick ab, unſre Geſittigung, die Einigung unſeres zwieträchtigen Bewußtſeyns, die glückliche Löſung jener menſchlichen und geſellſchaftlichen Kriſis, in der unſere heutige Welt ſchwebt. Auch die Politik gehört dem idealen Bedürfniß des Menſchen zu und unter allen Bildungswegen befriedigt keiner ſo ſehr unſer nächſtes geiſtiges Bedürfniß als das Streben der Beſten und Aufgeklärten, das politiſche Bewußtſeyn der Nation auf nationale Weiſe zu klären und zu vergeiſtigen. Alſo muß es jetzt die rechte Zeit ſeyn, den politiſchen Gedanken und die politiſchen Wiſſenſchaften zu bearbeiten.

Wo ſich bisher in Deutſchland bürgerlicher Charakter zeigte, ſo war es ein vereinzelter Stamm oder vereinzelte Kraft. Die Oberdeutſchen haben großen Anſatz dazu, aber um ſich eines eigentlichen Charakters zu rühmen, mangelt ihnen der Wohlſtand, der ihn feſt macht und die Bildung, welche ſich nicht vereinzelt, ſondern als mächtiges Glied eines großen Ganzen weiß. Um etwas darzuſtellen, muß man auch den Stoff einer durch das Gemeingefühl der Nation gekräftigten Einſicht daran zu ſetzen haben. Durch dieſe Einſicht wird

der Einzelne zu einer Macht, enger knüpfen ſich die politiſchen Nationalbande und die Nation empfängt eine reelle Bürgſchaft für ihre Exiſtenz, die bisher nur durch moraliſche Garantien und durch den Drang der Umſtände geſichert war. Menſchen und Nationen vollenden ſich nur als Charaktere.

Wohin die Natur die oberdeutſchen Staaten zieht, unterliegt keinem Zweifel mehr. Was ſie jetzt ſind, ſprach ich ohne Furcht und ohne Vorurtheil aus. Sollte mir dafür, daß ich den Prinzipien und der Stellung der liberalen Oppoſition untreu erſcheine, daß ich die oberdeutſche Vereinzelung bekämpft habe, mit Schimpf und Schamloſigkeit geantwortet werden, ſollte ſogar die öffentliche Meinung in dieſen Gegenden mein Urtheil verdammen, dann tröſtet mich das Wort, das ich als Motto auf dem Titel voranſetzte.

Wäre es mir dagegen mit dem Anfang dieſer auf freie Unterſuchung mehr als auf politiſche Einwirkung berechneten Studien gelungen, auch die Richtung und das Maß einer wirklich deutſchen Oppoſition anzuzeigen, ſo hätte ich dann einen Erfolg erreicht, den ich ſelbſt nicht ſtolz genug bin mir als Aufgabe zu ſetzen.

# Oberdeutsche

# Staaten und Stämme.

Vom

Standpunkte der Politik beleuchtet

von

Gustav Schlesier.

Et honores et injuriae vulgi in promiscue habendi sunt: nec his dolendum, nec illis gaudendum.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.

1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt bei Fr. Henne.

# Inhalt der Abſchnitte.


| | | Seite |
|---|---|---|
| I. | Einleitung | 1 |
| II. | Deutſchland und ſeine Haupttheile | 44 |
| III. | Oeſtreich und die Intereſſen des Kaiſerſtaats | 56 |
| IV. | Die baieriſche Combination | 116 |
| V. | Oberdeutſche Staaten und Stämme | 165 |
| VI. | Würtemberg und die Würtemberger | 205 |
| VII. | Die Rheinlande | 378 |
| VIII. | Die Geſammt-Intereſſen Oberdeutſchlands | 405 |
| IX. | Politiſches Schlußwort | 418 |

# Erſter Abſchnitt.

## Einleitung.

Das Studium vaterländiſcher Angelegenheiten iſt Niemandem ſchwieriger, als dem Deutſchen. Wohl hat kein Land auf Erden, kein Volk der Geſchichte ſolche Fülle von Eigenthümlichkeit und Entwicklung gehabt; wohl hat keine Nation von ihrer Fortbildung mehr zu fordern und widerſprechenderen Intereſſen genug zu thun; doch gerade dieſer Reichthum, dieſe Mannigfaltigkeit hemmt den Lauf des Fortſchritts, das Bewußtſeyn verwirrt ſich, und in der Angſt, nichts zu vergeſſen, nichts zu verlieren, ſcheint oft der Einzelne, wie die ganze Nation, in Gedanken verſunken, ſtill zu ſtehen. Die ſittliche und geiſtige Cultur deutſcher Länder wird nicht in Frage geſtellt; auch ſieht Jedermann, daß unſere bürgerlichen und politiſchen Zuſtände, der öffentliche Geiſt der Nation weſentlich im Aufſchwung und Fortſchritt begriffen ſind. Doch wie ermuthigend auch die Eigenthümlichkeiten und Bewegungen ſeyn mögen, welche in ſprechenden Zügen ſich dem Beobachter darbieten, ſo wendet ſich dennoch der Blick unſerer beſten Köpfe, ſobald das öffentliche Leben ſie beſchäftigt, wie nach Idealen, auf die Zuſtände und Entwicklungen unſerer civiliſirten Nachbarn. In England oder Frankreich findet man ſchon, was man bei uns verwirklicht wiſſen möchte, und wenn auch das Fremde, weil es uns

fern liegt, mit zu günſtigen Blicken betrachtet wird, iſt dieſe Sympathie doch um ſo natürlicher, je mehr das eigne Gute, das Beſſere, was man für uns erſehnen könnte, noch ferner liegt.

Wenn ein Individuum oder ein Volk neidiſch auf fremde Eigenſchaften ſchaut, ſo iſt ihm gewiß ein Abſtand, ein Mangel von Vorzügen, welche Fremde beſitzen, fühlbar; ſo auch uns. Engländer und Franzoſen, diejenigen Völker, auf welche wir in Betreff öffentlicher Zuſtände unſere Aufmerkſamkeit richten, ſcheinen uns eine ſichere, unveränderliche, zweifelloſe Summe politiſcher Errungenſchaft voraus zu haben; und wäre der Zug neuerer Völkerentwicklung auch noch ſo allgemeinen und langwierigen Fortgängen unterworfen, ſo würde wenigſtens England ſchwerlich gezwungen werden, ſeine politiſche Geſtalt weſentlich zu verändern. Es hat Säulen aufgetragen, welche es zierlich erhöhen und mit Ornamenten verſehen kann; es hat aber nicht nöthig, einen neuen Unterbau von ſtaatlichen Elementen zu machen, und wenn das Volk ſich ändert, man möchte ſagen, die Erde, auf welcher das Ganze ruht, erweicht, ſo werden nur Blumen und Bäume, friſches ſchattiges Grün, Früchte und Wohlgerüche ſich zwiſchen den Säulen emporranken, um dem Menſchen, der drinnen wohnt, ſein Daſeyn nicht blos feſt, ſondern auch wohnlich zu machen. Solche Vorzüge erlangte dieſes Volk einzig und allein in der neueren Geſchichte durch ſeine Natur und ſeine Erlebniſſe. Ein Inſelvolk, um ſich das weite lockende Meer, und durch ſeine Stammverwandtſchaft an die Völker des Feſtlandes gewieſen, bildete ſich Britannien ſeine Luſt am Verkehr und zur Herrſchaft über fremde, nachbarliche Völker an; germaniſche Erinnerungen und Ueberlieferungen konnten ſich reiner und unvermiſchter fortbilden, als ſie mehr mit einer altheidniſchen Vorwelt, denn mit den Sitten und der Weisheit einer ab-

gestorbenen Cultur in Berührung kamen, frühe Vereinigung in wenig große Staaten, lange wilde Heroenkämpfe des alten reißigen Adels unter sich und mit seinen Fürstenhäusern, das geringe Gewicht eingewanderter Feudalverhältnisse und die frühe Entfesselung des eigentlichen Volkes, welches im Parteikampf zu Freiheit und Selbstständigkeit gelangte, und als das Haus Lancaster die Ruhe des Landes wieder herstellte, als ein ausgedehntes und mächtiges Gegengewicht gegen die Aristokratie stehen blieb, und sich alsbald durch Gewerb und Handel, den natürlichen Hülfsquellen der Insel unter dem Scepter kräftiger, aber segensreicher Regierungen Reichthum und materiellen Boden erwarb, zugleich eine kirchliche Umwälzung, welche den Geist der Nation zu Forschung und Kampf erregte — dies sind die Ursachen, welche die frühe Reife und Gewandtheit Altenglands bewirkten, und bald darauf jene Grundlage politischer Macht und Ausbildung begründeten, welche forthin und vielleicht für immer das Fundament britischer und europäischer Größe bleiben wird. Instinktmäßig griff hier ein Volk, durch Natur und Geschichte gestählt, ein Stadium der Menschheitsentwicklung vorweg, welches, wie Europa seit kaum fünfzig Jahren sagt, das nächste Thema civilisirter Völkerbildung seyn wird, nämlich die Theilnahme der Nation an dem Fortgange und an der Fortbildung ihrer Verfassung und Regierung. Es gilt dem modernen Geiste als Wahrheit und Nothwendigkeit, als von der Natur und dem Christenthume geboten, daß Jeder so viel Recht und Theil habe an dem Ganzen, als möglich ist, damit ein Ganzes bestehen und sich vollenden könne. Unter civilisirten Völkern macht sich immer entschiedener die Ueberzeugung geltend, daß das Ganze gar wohl gedeihen könne, ohne daß der Einzelne von der Weisheit seiner Führer verschlungen werden müsse. Man glaubt, es hemme die Entwicklung der Individualitäten, wenn die größtmögliche Zahl

Einzelner nur wie Materie betrachtet wird, an welcher Wenige, gleich großen Künſtlern, an ihrem Stoffe arbeiten. Die möglichſt ungehemmte Individualität iſt gerade das Princip chriſtlicher Menſchenbildung, welche nur ſo lange an gebieteriſche Autoritäten gefeſſelt wurde, als es die wilde Natürlichkeit und Barbarei jugendlicher Völkermaſſen erforderte. Seit dem Sturz mittelalterlicher Völkerariſtokratie, über welche, nächſt dem römiſchen Pontificat, gleich unſichtbaren Herrſchern, die Bibel, die Tradition und die Gottheit ſelbſt ſchwebten, fielen nicht bloß dieſe Autoritäten unwiederbringlich zuſammen, ſondern auch der Glanz und die Größe entwichen, die ihnen ihr Daſeyn verdankten. Die politiſche Autorität des Mittelalters war ein Product germaniſcher Ueberlieferungen, neukirchlicher Einmiſchung und römiſcher Staatslehre, welche letztere für das geſunkene Völkerleben der alten Zeit eine Nothwendigkeit geworden war. Hat ſich in England die mittelalterliche Völkerblüthe nie bis zu jener Fülle entwickelt, welche unſere Vergangenheit zum politiſchen und intellectuellen Mittelpunkte der Zeit machte, ſo lag der Grund davon in der geringeren Entwicklung von zwei Factoren dieſer Periode, der Kirche und römiſcher Staatsbegriffe. Das germaniſche Lebenselement erhielt ſich hier reiner, das Feudalſyſtem, jene nothwendige Milderung ungemeſſener Selbſtſtändigkeit und Autonomie, in welcher die altgermaniſche Freiheit ſich beſtanden hatte, vermochte im alten England nie Fuß zu faſſen. Die freien und mächtigen Beſitzer, die Barone des Landes, blieben in größerer Unabhängigkeit und Macht, als jemals die Lehnsvaſallen in Frankreich und Deutſchland beſaßen. So kam es, daß England noch rohe Kraft, dagegen nicht jene Bildung und Ordnung des öffentlichen Lebens genoß, welche die Blüthe des eigentlichen Mittelalters auszeichnet. Daher mußte auch in England, wo nicht ſo viel Eigenthümliches und Schönes hervorgegangen

war, wo die Autoritäten der Zeit nie ſolche Herrſchaft erlangt hätten, am Ausgange des Mittelalters von alten Sitten und Gewohnheiten weit weniger zuſammenfallen, und der Uebergang in eine neue Weltperiode leichter vor ſich gehen, als in durch und durch erſchütterten Feudalſtaaten. Die Reformation hatte dort eine politiſche Umwälzung zur Folge; auf dem Feſtlande machte die Kirchenveränderung, wo ſie eintrat, die allgemeine Auflöſung und Verwirrung noch größer, als ſie ſich durch den Geiſt der Zeit ſchon ohnehin erzeugen mußte. So wurde in Deutſchland und der übrigen Ländermaſſe die neue Staatenbildung einer zufälligen Gewalt und einer Stagnation überantwortet, aus welcher Deutſchland wenigſtens nur verbreitetere Intelligenz und der Wille Friedrich des Großen wieder retten konnte. In England dagegen gelangte man in kurzer Zeit zu einer neuen Geſtaltung politiſcher Exiſtenz. Auf dieſer Grundlage kann England weiter bauen. Es iſt mit ſeiner Politik an ſeine eigenen Schöpfungen, wir inzwiſchen ſind ohne ſolche Erfahrung nur an unſere Ideen und fremde Muſter gewieſen. Wo England auf ſeine Exiſtenz zeigt, vermögen wir zumeiſt nur auf unſere Intelligenz und Cultur zu weiſen, und es bleibt hinſichtlich unſerer politiſchen Geſtaltung die Frage übrig: ob die deutſche Nation gar keinen Boden gewonnen hat, weil ein rein politiſcher kaum vorhanden iſt, ob ſie ausrufen muß, wie im Liede: Ich hab' meine Sache auf nichts geſtellt! wo ſich denn die Antwort findet, daß ein Volk, welches bei ſolchem Mangel ſo kräftig blieb, ſo verheißungsvoll ein Fundament, zwar nicht auf hartem Steine, aber auf der reichen, üppigen Erde ſeines Gemüthes, ſeiner Intelligenz und ſeiner Sitten gegründet haben müſſe. Und dies iſt England, wie jeder politiſch großen Nation gegenüber, die Flagge unſerer moraliſchen und geiſtigen Bedeutung und für uns ſelbſt unſerer Hoffnung.

Dieſer Vergleich zwiſchen England und Deutſchland iſt unentbehrlich, um Deutſchlands Stellung, ſeine Eigenthümlichkeit, ſeine Entbehrungen und ſeine Hoffnungen zu würdigen. Wenn trotz verſchiedenſter Präcedenzien Deutſchland jenen feſten Pilaſter neuen Staatslebens aufzuſetzen berufen iſt, die England ſich vorweg genommen hat, wenn das Prinzip der Völkerexiſtenz, das oben als ein allgemeines für die nächſte Civiliſation anerkannt wurde, auch für die deutſchen Länder ſich als gebietende Nothwendigkeit geltend macht, ſo kann doch mit ſolcher Erwartung nicht der Gedanke ausgedrückt ſeyn, daß das deutſche Leben, ſo politiſch unentwickelt es erſcheint, ganz von Elementen verlaſſen ſey, welche als weicher unorganiſcher Stoff die Bedingung einſtiger Geſtaltung bieten. Dieſe weiche Maſſe hat ſogar eine Schaale ſich umgethan und liegt darin eingepuppt, voll innerer regſamen Lebens. Ja, die Kruſte, welche die Fläche unſeres Daſeyns überzogen hat, zeigt neben den philiſterhaften und gebrechlichen Reſten einer zerfallenen Herrlichkeit, über dem Firniß, welchen römiſch-rechtlicher und machiavelliſcher Staatsgeiſt aufgepinſelt hat, ſchon die Spuren jenes Meerſchleims aus dem, wie einſt Aphrodite aus den Wogen, ſich die deutſche Lebensſchönheit erheben wird. Schon durchnagt das neue Weltprinzip, Vernichtung der Autorität und Offenbarung des innern Menſchengeiſtes, ſeine ſchöpferiſche Kraft, und läßt, wie angeſchoſſene Knochen, die Reſte der Verderbniß aus den Gelenken fallen, damit das Neue Raum gewinne. Freilich geht unſerer Natur gemäß jeder Veränderung im Staatsleben ein Umſchwung der Innerlichkeit voraus. Und wer ſähe den nicht? wie er Thaten, Männer zeugt, und wie eine friſche Geiſtesbildung auf breiter, vorher nie vorhandener Baſis des Volkes flügge und lebendiger Fortſchritt innen wie außen ſichtbar wird. Wir wiſſen, daß jedes Volk aus eigenem Triebe das, was man öffentliches

Leben heißt, verfolgen müſſe, daß uns England, das politiſche Vorvolk, nur ſo wie jedes Muſter dem Geiſte, vorleuchte, und daß das politiſche Leben, ſo unſre beſten Köpfe ſpüren und fördern, wenn auch viel Schein und Schaale hegend, doch nicht bloß Schein und Schaale ſey. Mit Luther beginnt die Regeneration unſeres Geiſtes, und wie wir von den Staufen trotz der Maximiliane und Carl des fünften immer tiefer hinabgeſtiegen ſind, ſo beginnt ſeit dem Erſcheinen Friedrichs von Preußen im innern und äußern Staatsleben Deutſchlands Auferſtehung, und wie wenig ſie ſich beeilt, deſto ſicherer kommt ſie zum Ziele.

Daß ich meine deutſchen Studien mit politiſchen Erwartungen beginne, wird denen ſogleich ein Gräuel ſeyn, welche mit Allem, was iſt, in ſeliger Zufriedenheit leben. Ihnen will ich, um ſie bedenklich zu machen, ehe ſie mich ohne weitere Unterſuchung verurtheilen, entgegenhalten, was jüngſt ein Mann, dem ſie gewiß keinen Uebermuth vorwerfen, und den ſie oft genug zu ihren Dienſten herangezogen haben, Hegel, als er im rückſichtsloſeren Alter ſeine Einleitung zur Phänomenologie des Geiſtes ſchrieb, verkündete: „Es iſt nicht ſchwer, zu ſehen, daß unſere Zeit eine Zeit der Geburt und des Uebergangs zu einer neuen Periode iſt. Der Geiſt hat mit der bisherigen Welt ſeines Daſeyns und Bewußtſeyns gebrochen, und ſteht im Begriff, es in die Vergangenheit hinabzuſenken und iſt in der Arbeit ſeiner Umgeſtaltung. Zwar iſt er nie in Ruhe, ſondern in immer fortſchreitender Bewegung begriffen. Aber wie beim Kinde nach langer ſtiller Ernährung der erſte Athemzug jene Allmähligkeit des nun vermehrten gleichmäßigen Fortgangs abbricht — ein qualitativer Sprung — und jetzt das Kind geboren iſt, ſo reift der ſich langſam bildende Geiſt, tief und ſtille der neuen Geſtalt entgegen, und löst ein Stück des Baues ſeiner alten Welt nach dem andern ab. Noch wird ihr Wanken nur

durch einzelne Symptome angedeutet; der Leichtſinn, die Langeweile, die im Beſtehenden einreißen, die unbeſtimmte Ahnung eines Unbekannten ſind Vorboten, daß etwas Anderes im Anzuge iſt. Dies allmähliche Zerbröckeln, das die Phyſiognomie des Ganzen nicht verändert, wird aber endlich durch den Aufglanz unterbrochen, der, ein Blitz, in einem Male das Gebilde der neuen Welt hinſtellt.“

Wie unſer Zuſtand ein vorzugsweiſe innerlicher und ideeller iſt, ſo muß auch das Studium unſerer vaterländiſchen Intereſſen jedesmal mit der Betrachtung des ganzen phyſiſchen und geiſtigen Geſammtlebens anfangen, um eine wahrhafte Erweiterung unſeres politiſchen Bewußtſeyns zu gewinnen. Während eine Aenderung der altengliſchen Verfaſſung von einer ſittlichen und geiſtigen Bewegung des geſammten Nationallebens begleitet und ergänzt wird, hat bei uns ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts jede vorangehende Mehrung und Erhebung des allgemeinen Bewußtſeyns durch allſeitig und faſt wiſſenſchaftlich geſicherte Wahrheitsſumme die öffentliche Geſtalt der Nation verbeſſert. Von den Unterſuchungen ſeiner Geiſter nimmt Deutſchland fort und fort an, was ihm frommen kann, und jeder neue Genius, der unter uns auftritt, gleicht einem engliſchen Lord oder einem Mitgliede des Hauſes der Gemeinen, welches auf eine Unterſuchung des Nationalzuſtandes anträgt. Dort lehnt ſich jede allgemeine Aenderung zunächſt an das Seyn oder Nichtſeyn eines Verfaſſungsgliedes an. Bei uns wird das Neue nur durch Sicherſtellung der alles Menſchengeſchick umſchließenden Ueberzeugungen erzwungen. Seit Fox, dem großen Staatsmanne und Vorläufer der Reform, haben diejenigen Männer, welche zur Erhaltung und Erneuerung engliſcher Größe eine Fortbildung der Staatsgeſetze als dringende Nothwendigkeit betrachteten, von Zeit zu Zeit im Parlamente auf Unterſuchung des öffentlichen Zuſtandes der Nation angetragen, bis

vor wenig Jahren der Zweck erreicht ward. So wurde bei uns seit Fichte, unserem Deutschen Zor, fast ununterbrochen von frischen, mannigfach unterschiedenen Geistern die Ergründung unseres Gesammtzustandes und der Bedürfnisse desselben erneuert, ohne daß wir Aussicht hätten, solche nothwendige Vorarbeiten sobald oder jemals geschlossen zu sehen. Nur erhebt sich die Frage, wie man am glücklichsten und erfolgreichsten und unserer Sinnesweise angemessensten für das vaterländische Bedürfniß wirken könne. Nützen mag man uns auf jede Weise, welche weder deutschen Ernst noch deutsche Gewissenhaftigkeit verletzt. Man hat sogar lange Zeit in dem Wahne gelebt, als dürften wir uns zur Erreichung des Nationalzwecks nie jener rein innerlichen Interessen und metaphysischen Studien entschlagen, für welche uns die Natur eine so eigenthümliche Vorliebe mitgegeben hat. Hier aber liegt der Irrthum, da man einmal zugeben muß, daß zwar auf allerlei Umwegen und nationalen Kreuz- und Querzügen doch auf dasselbe Ziel losgesteuert werden muß, welches England in kürzerem und schon erfahrungsmäßigem Proceß verfolgt. Nicht die eigensten Interessen unserer Nation zu verdrängen, sondern jene Forschungen, welche an das gegenwärtige und thätige Leben heranreichen, mit der unserer geistigen Natur entsprechenden Tiefe zu verbinden, muß die Bestimmung des deutschen Genius seyn. Und wen ein innerer Trieb anreizt, an jener Brücke zu bauen, welche dahin führt, wo unsere innersten Vorzüge, wie es geboten ist, auch zu einer äußern und politischen Enthaltung kommen, dem ist es aufgegeben, unsere sowohl äußere als innere Errungenschaft einer Prüfung zu unterwerfen, und mit klarem Auge zu erkennen, was als nächstes practisches Bedürfniß weniger unserem Staatskörper als unserer geistigen Existenz, unserer Denk- und Handlungsweise abgeht. Dann erst, wenn in bestimmten und klaren Sätzen die Summe dringenden Be-

hältniſſes bedarf, mag für deutſche Intereſſen ein ſicherer Erfolg zu hoffen ſeyn, und wo nicht ein vager, allgemeiner Wunſch, ſondern die Einſicht in das zunächſt Mögliche und Nothwendige geſprochen hat, wird ſich zwar nicht das Ideal, doch gewiß ein Fortſchritt einfinden. So lange die frühere Oppoſitions-Partei in England mit weit ausſehenden und, wie es ſchien, idealen Vorſchlägen zur Umgeſtaltung der alten Verfaſſung umging, und ſich nicht bemühte, das zunächſt Denkbare und wie ein unvermeidliches Bedürfniß Zwingende vor dem Volk und dem Parlamente aufzuſtellen, konnte weder allgemeine Theilnahme noch Nachgiebigkeit hergebrachter Macht und Ueberzeugung errungen werden. Doch als der Vater der Reform mit nicht erwarteter Beharrlichkeit einen klug und ſchlagend berechneten Plan für Beſeitigung alter Grundgebrechen vorlegte, den ſeine politiſchen Anhänger unabläſſig befürworteten, da ergab ſich bei dem erſten günſtigen Wind ein ſolcher Einklang für das erkannte nächſte Bedürfniß, und es ſiegte eine Maßregel, wie ſie wenig Jahre vorher ſelbſt die aufrichtigſten und beliebteſten Staatsmänner einzubringen nicht gewagt hätten. Dies findet in ſeiner Weiſe volle Anwendung auf Deutſchland. Während des Befreiungskampfes und kurz nach dieſer Zeit ging die politiſche Begeiſterung unſerer beſten Köpfe mit ſo hoher Fluth, daß man kaum bemerkte, welch' ungeheurer Abſtand zwiſchen den Glaubensartikeln eines voreiligen Enthuſiasmus und zwiſchen der Möglichkeit vorhanden war, bis zu welcher die breite Maſſe der Nation ſich aufſchwingen, oder welche die Gewohnheit unſerer Regierungen ertragen konnte. So hat man für das Wohl dieſes Volkes und dieſer Regierungen weniger errungen, als man erreichen konnte, weil man die nothwendigen Bedingungen des Aufſchwungs aus dem Auge verloren. Dies war die Wahrheit nicht, welche man treffen mußte. Bei dem neueſten Anlaß politiſcher Regſamkeit zeigte ſich

derſelbe Enthuſiasmus, nicht bloß wie vormals und ſchlimmer die wirkliche Welt mit der ideellen kopfüber ſtürzend, ſondern auch angethan mit einer ſolchen Dürre und Sterilität des Gedankens, daß wir alten Träumer und Mährchenerzähler plötzlich ſo platt und unfruchtbar auf dem Kampfplatze erſchienen, als nüchterne transatlantiſche Völker. Nachzügler europäiſcher Politik und Parteiung wurden wir überlaut und münzten ein unzulängliches Kapital politiſcher Weisheit in ſo rathloſe, geringe und abgegriffene Pfennige aus, gewöhnten uns im Denken und Wollen an eine ſolche Verflachung und unfruchtbare Einerleiheit, riſſen den Zwieſpalt zwiſchen Volk und Regierung einerſeits und zwiſchen Gemeinſinn und übertrunkenem Enthuſiasmus anderſeits, ſo reſultatlos nach Verhältniß unergiebig und dazu unverſöhnlich aus einander, daß ein Sieg der Begeiſterung nur einen kläglichen Bankerott unſeres geſammten Nationallebens hätte herbeiführen müſſen, wenn dies möglich wäre. Was war die Folge ſo unmäßiger und leider ungeſchickter Anſtrengung? Was als bleibender Fortſchritt erſtanden iſt und noch zuwächst, iſt das Ergebniß jener Gewalt, welche der die Welt durchſchreitende Geiſt über alle Menſchen und Verhältniſſe ausübt und welche der gutgemeinte, menſchlich ſchöne Wille ſeiner ſtarren, vielleicht nothwendigen Repräſentanten auch nicht verringern konnte.

Hätte man ſich ein näheres Ziel und ein engeres Maß geſteckt, ſo würde ſolcher Widerſpruch unvermeidliche Folgen gehabt haben. Bei dieſer Unmäßigkeit und Allgemeinheit jedoch blieben die Folgen weit hinter dem Maß der Anſtrengung zurück; denn man hatte wieder die Nothwendigkeit und ſomit die Wahrheit zu begreifen verfehlt. Seit dieſer neuen Enttäuſchung iſt es auf dem politiſchen Markt ziemlich ſtill geworden. Die Nation ſcheint in dieſem Augenblick politiſch unbeſchäftigter und läßiger, als wenige Zeit vorher. Selbſt

die vorlauteſten Lamentirer ſind freiwillig oder gezwungen in tiefes Schweigen geſunken, als wollten ſie andeuten, daß, weil ſie nicht ſprechen dürfen, jeder Widerſpruch vergeblich ſey. Aber nicht der Gegenſatz, ſondern die Art des Widerſpruchs trägt die Schuld dieſer Verfehltheit. Es kommt darauf an, nicht die Erneuerung dieſer Forſchungen und Widerſprüche ſinken zu laſſen, ſondern die Unterſuchungen vaterländiſcher Zuſtände ſo anzuſtellen, daß nicht der Gedanke unſeres Deficits, ſondern die nächſte und nothwendigſte Forderung, jenes Deficit auszufüllen, erkannt werde, wobei folgende Irrthümer vorzüglich umgangen werden müſſen.

Zuvörderſt iſt auch dem Beſtehenden ſein unbeſtrittener Werth und ſeine Nothwendigkeit zuzuſprechen, denn die Welt und unſere politiſchen Verhältniſſe ſind in jedem Augenblick eben ſo ſehr ein Gelungenes, als ſie in ihren Einzelheiten ihrer Erklärung zuwerth befunden werden. Man kann nie klar ſehen, was man bedarf, wenn man nicht verſteht, was man hat. Zugleich übt dieſe abſolute Verachtung der Gegenwart einen ſittlich nachtheiligen Einfluß auf die Mitwelt aus. Es iſt unklug, den Maſſen ohne Einſchränkung von der Unzulänglichkeit des Wirklichen vorzuſprechen, und ihnen immer nur die Zukunft zu verkünden. Wenn die Leute fortdauernd von Umſchwung, neuer Weltordnung und Zukunft hören, geht ihnen der Boden unter den Füßen verloren. Anſtatt daß die Meiſten, kaum fähig, der Welt, wie ſie iſt, zu genügen, zur Thätigkeit für dieſe erregt würden, wird ihnen durch den Bewegungsgedanken die Anwendung ihrer Kraft und ihres Geſchickes benommen. Selbſt den beſſeren Köpfen kommt oft dabei die Wirklichkeit und die That aus dem Sinn, und ſie vergeſſen, daß die Welt für uns eben ſo ſehr für fertig, als für werdend zu betrachten ſey.

Zweitens hat die Forſchung in unſeren öffentlichen Angelegenheiten ſich zu hüten, daß ſie mit einer abſoluten Nega-

tion abſchließe. Was werden kann und werden muß, entſteht nur, indem es ſich an etwas Verhandenes anlehnt. Jene aber, welche, wie Mephiſtopheles, von dieſer Welt überhaupt ſagen, ſie ſey werth, daß ſie zu Grund gehe, hatten, ſo gerecht auch ihr Unwille gegen die ſichtbare Unmacht der Zeit ſeyn mochte, die Wahrheit nicht erkannt, weil ſie das geſunde Land, wo jene aufkeimen ſollte, mit Füßen traten. Wer widerſprechen will, der muß es auf poſitive Weiſe thun, und an den Dingen, die er vernichtet, die Gränze der Vernichtung und den Ort anzeigen, wo mitten in der Realität der Dinge die Vernunft der Zeit ſchöpferiſch herausragt. So allein iſt das Ende der Verneinung zugleich der erſte Anfang bejahender Schöpfung. Seit dem Beginn eigentlicher Oppoſition in Deutſchland iſt ihr Charakter faſt immer der des abſoluten Widerſpruchs und der Verneinung geweſen, woraus vorzugsweiſe die geringen Reſultate ſich erklären laſſen, welche der Geiſt, der hier vergeudet wurde, gewonnen hat. Ja, man iſt ſo weit gegangen, Alles, was in unſerer Nation Höheres und Großes geworden war, und man hatte deſſen an Intelligenz und Kunſt, an Sitte und Gemüthsleben in reicher Fülle, zugleich mit dem, was wahrhaft mangelhaft und verwerflich ſeyn mochte, ſchimpflich zu criſiren. Hierin ſah man zu großem Leidweſen, wohin es die Verneinung, wenn ſie allein wirkt, bringen kann und wer auch ſo weit nicht ging, das ganze deutſche Leben mit dem Schwamm weglöſchen zu wollen, den führte doch die mephiſtopheliſche Luſt, je mehr ſie ihn ergriffen, deſto mehr vom wirkſamen Wege ab. So wie in England die verneinenden und abſoluten Reformprojecte erfolglos an die Stimme des Volks und der Parlamente appellirten, ſo hat ſich bei uns ſogar die Gleichgültigkeit an dieſer malcontenten Politik bis zum Ekel geſteigert.

Drittens hat die Politik niemals ihre Aufgabe zu vergeſſen,

nach welcher ſie nimmermehr befugt und befähigt iſt, ein allgemeines und unveränderliches Ideal menſchlicher Zuſtände zu verwirklichen; ſondern nur beſtimmt iſt, auf dem Grunde des Vorhandenen nahmhafte und wahrhafte Bedürfniſſe zu erkennen, und dieſen aus dem Geiſte der Ideen, aus der Summe der Intereſſen, welche gleichzeitig in dem Bewußtſeyn der Geiſter vorhanden ſind, die gemeſſene Abhülfe zu ſuchen, und Maaß und Form aus der Erfahrung, aus politiſcher Wiſſenſchaft und aus ſtaatsklüger Ueberſicht und Vergleichung zu gewinnen. Freilich werden es auch ewige und allgemeine Wahrheiten ſeyn, mit denen ſich das Intereſſe einer Zeit beſchäftigt; doch nur ſo weit dieſem Intereſſe entſprochen werden kann, ohne andere Intereſſen, Errungenſchaften und Bedürfniſſe zu beeinträchtigen, und nur in der Form, welche die Umgebung zuläßt, haben ſie Anſpruch, realiſirt zu werden. Scharf ſcheidet das Amt des Politikers und des politiſchen Denkers die ganze Fülle der Gedanken und Begehrniſſe, welche das philantrophiſche Ideal des Humanismus erheiſcht, von dem ab, was unſere Zeit und die Lage unſerer Nation fordert, um das Ziel jenes Humanismus in nothwendiger Form und Folge zu erreichen. Es iſt das Geſetz des politiſchen Fortſchritts, daß die Quelle, aus welcher er hervorquillt, nicht überſtrömen dürfe, und daß nicht bloß erzeugt, ſondern zugleich die Kraft, welche zeugt, erhalten werde.

Viertens mag die Politik, wo ſie den heiligſten Menſchengefühlen nicht genug thun konnte, ſich auf die Nothwendigkeit berufen, nach welcher alle menſchlichen Erſcheinungen nicht von dem Willen oder dem Eigennutz Weniger abhängen, ſondern in unverrückbarem Einklang mit der Reife des allgemeinen Volksbewußtſeyns ſtehn, und von dieſem, der das Geſetz der Weltordnung iſt, ſeine Beſtimmung erhalten. Hier ſteht der kühne Geiſt einem Fatum gegenüber, mit welchem

nur ächt religiöſer Sinn und, wie mit allen letzten Gränzen und höchſten Geſetzen der göttlichen Ordnung, der philoſophiſche Gedanke verſöhnen kann. Hier iſt der Punkt, wo das practiſche Denken, das gegenſtändiſche Forſchen von ſelbſt und naturgemäß auf den philoſophiſchen Geſichtskreis hinüberleitet, und wo die ächte Philoſophie, ſtatt Verwirrung und unpractiſche Beſtimmungen in das wirkliche Leben einzuführen, alles Forſchen und Denken an jene objectiven Mächte der Natur und der Weltordnung verweiſt, deren Unwandelbarkeit ſie ergründet. Die Verachtung dieſer unvermeidlichen Nothwendigkeit und das rückſichtsloſe Betaſten der Verhältniſſe rächt ſich an jedem Frevler, und wie vom Wind verweht ſtänden die leichtſinnigen Himmelsſtürmer vor den Kräften der ewigen Natur auseinander.

In ſolchem Sinne ſoll man die vaterländiſchen Intereſſen ans Licht ziehen und nicht deshalb unerforſcht laſſen, weil ein Streben, das nicht von vornherein ein Verdammungsurtheil des Beſtehenden und der öffentlichen Gewalten ausſpricht, oft ſpurlos an dem Geiſte der Nation und ungewürdigt an den Machthabern vorüberging. Jede edlere Thätigkeit im Staatsleben iſt im allgemeineren Wortſinne Oppoſition; jedes Studium öffentlicher Dinge muß mit Oppoſition enden. In Oppoſition iſt Alles, was dem Fortſchritt angehört, nur was dem Fortſchritt angehört, hat wahrhaft Einfluß, Fortſchritt aber ohne Gegenſatz iſt undenkbar. Nicht alſo Oppoſition war es, was die bisherigen Verſuche, auf den Stand der Dinge in Deutſchland einzuwirken, entkräftete, ſondern die Richtung, das Ziel und das Maß dieſer Oppoſition, kurz ihr Charakter. Es gibt kein höheres, Menſchen beglückendes Streben, das nicht einen ſcharfen Gegenſatz gegen den Stolz und die Selbſtzufriedenheit einer Periode, welche mitten in ihrem Lauf nach vollendeteren Bildungen ſtill ſte-

ben will, das ferner nicht einen unermüdlichen Widerspruch gegen die immer wuchernde Gemeinheit und alltägliche Gesinnung geltend machen müßte. In solchem Gegensatze gegen Mittelmäßigkeit und Nichtigkeit, finden sich nicht bloß die edleren Köpfe der Nation, sondern auch die Regierungen, welche nicht, versunken in dieselbe Gemeinheit, ihren Standpunkt in der Masse, sondern über derselben genommen haben. So wird die Opposition eben so sehr auf den lichten Höhen der Macht, als in der dunkeln Tiefe des geistigen Lebens repräsentirt. Man hört freilich oft sprechen und handeln, daß man glauben sollte, die Zwecke einzelner Männer von vorzüglicher Einsicht und die jeder Regierung seyen von Grund aus verschieden — eine Voraussetzung, welche so falsch ist wie jene, welche das Gesetz und menschliche Einrichtungen auf den vorherrschenden bösen Willen, oder, wie man sagt, auf die Erbsünde des Menschen gebaut wissen will.

Richtung und Maß der Opposition hängen stets von der Zeit ab, der sie gilt. Wenn man die unbeschränkte Verneinung und Heftigkeit mißbilligt, worin seit den letzten Jahrzehenden in Deutschland der Charakter der Opposition Einzelner gegen die Lage und Gegenwart unserer Nation stand, so läugnet man damit nicht, daß es Zeiten und Zustände geben mag, in denen vielleicht größere Härte, nybengsamere Verneinung angebracht seyn mögen, damit doch der Einzelne in der allgemeinen Verdorbenheit gerettet und der Untergang des Gesammtwesens auf kurze Zeit aufgehalten werde. So dichtete Aristophanes. So schrieben die Schriftsteller im römischen Kaiserreiche, so ließen sich Stimmen beim Zerfall des Mittelalters hören. Aber unangemessen ist solch' Verfahren bei einer Nation, welche, obschon einst von ihrer Höhe hinabgeglitten, jetzt im sichtbaren und mächtigen Aufschreiten

begriffen iſt. Vor den Zeiten Friedrichs des Großen mochte es zweifelhaft ſeyn, ob nicht auch die Deutſchen zu den Völkern gehören, welche ihre Beſtimmung in der Geſchichte erfüllt haben, allmählig zerfallen und hinſterben; doch von Preußens Erhebung an haben weder Niederlagen noch die gewaltigſten Erſchütterungen, welche das Jahrhundert erlebt hat, die Kraft erdrücken können, die ſich immer reicher und energiſcher unter uns entwickelte; ja, die Revolution und Napoleon beſchleunigten dieſe Entwicklung, und ſchon jetzt, nach wenigen Jahrzehnten, kann der Deutſche den civiliſirten Reichen, wie den noch in roherer Naturexiſtenz befangenen Nationen gegenüber ſein politiſches Leben und ſeinen Willen in die Wagſchale legen. So unfertig die äußern Formen ſcheinen, es offenbart ſich eine innere Gewalt, ein Geiſt und Charakter, an welchen man, um ihn zu ſich ſelbſt und zu ſeinem Recht zu bringen, nicht mit verdammender Verneinung herantreten darf. Tiefere Augen ſahen jedoch ſchon zur Zeit des ſcheinbar hoffnungloſeſten Verfalls in den verworrenen Zuſtänden des überblickbaren deutſchen Reichs ein junges und unvertilgbares Leben fortblühen und aus dem Schutte ſich emporwinden. So ſchrieb am Anfang des vorigen Jahrhunderts zu ſeiner Zeit der tiefſte Forſcher öffentlicher Zuſtände und ein Mann, welcher die ſpeculative und die geſchichtliche Staatswiſſenſchaft der neueren Zeit eigentlich begründet hat, Montesquieu, von dieſem deutſchen Reiche als von einem Nationalzuſtand, welcher, um ſeine Werke zu wiederholen, nur der Schatten des früheren Reichs, aber nach ſeinem Dafürhalten die einzige Macht auf der Erde ſey, die durch die Theilung nicht geſchwächt worden, die einzige, welche ſich befeſtigt nach der Größe ihrer Verluſte, und welche langſam in Benutzung ihrer Vortheile gerade durch die Schaden, die ſie erleidet, unverwüſtlich werde.

Meine deutschen Studien werden von diesem Standpunkte aus einen neuen Weg der Opposition einzuschlagen suchen, nicht als wenn derselbe bisher unbetreten wäre, sondern insofern er in den hergebrachten und verbrauchten Bestrebungen politischer Parteiung noch nicht die gebührende Anerkennung gefordert hat. Zwei sich widersprechende Richtungen unserer Zeit, welche auf dem Felde der Politik etwa von den Berliner politischen Wochenblattschreibern und von den bewunderten Oppositionsmännern einiger südwestdeutschen Staaten repräsentirt sind, haben sich zeither in einer so angesehenen und bedeutungsvollen Stellung erhalten, weil Einsicht und Wille, jene beiden hinausgeschobenen Parteien zurückzudrängen, sich fast nur in praktischer Politik oder in wissenschaftlich unbekümmerten Forschungen, keineswegs als Richtung und ausgesprochene Ansicht mit so positiv umfassendem und bestimmtem Inhalt und in der scharfen und berechneten Form geäußert haben, welche jede frische und zur Wirksamkeit fähige Bestrebung in dem Gewühl der Parteien des Tages sich zu geben hat. Es war eine Zeit in Deutschland, wo die Opposition eine angemessene Stellung einnahm. Wunderlich genug fällt diese Erscheinung in die ersten Anfänge unseres neueren politischen Lebens und hat noch bis in die Zeit des Befreiungskampfes herab energische Früchte getragen. In denselben Jahren, welche Friedrichs des Großen Schwert und Geist in ganz Deutschland nachempfinden ließen, und durch die glänzendsten Regierungsläufe mehrerer deutschen Staaten unvertilgbare Spuren zurückließen, bildete sich eine Schule von Staatsmännern und politischen Geistern, welche jeder Bemühung für vaterländische Interessen sogleich den rechten Weg vorschrieb. Nicht die französische Staatsumwälzung mit ihren Nachwehen und Folgen für Deutschland, nicht der Arm des mächtigen Kaisers und Weltbezwingers, nicht die Erschütterung der Feudalverhältnisse und hergebrachten Poli-

ist des gesammten civilisirten Europa, nicht die Selbstbesinnung und Erhebung, welche uns von französischer Herrschaft befreite, nicht die Anfänge des constitutionellen Lebens, die Gährung der Gemüther, die Träume der Burschenschaft, die Bewegungen vom neuesten Datum und die ganze hergebrachte Masse streitigen Materials haben den Weg verändert, die Richtung, welche einst Justus Möser aller Forschung und Opposition in Deutschland, wie man sagen kann, geschaffen hat. Von diesem Gründer deutscher Staatsweisheit, welcher als Publicist eine an Talenten überreiche Periode repräsentirt, geht eine ganze Geisterreihe in allen Zweigen der Geschichte, der Forschung und der Staatskunst aus, und was noch heute sich an politischem Talent versündet, hat die Richtung nie verlassen, die jener Geist angewiesen. Freilich haben Gegenstände und Bedürfnisse öffentlichen Lebens und die Formen der Verhandlung sich so durchaus verändert und erweitert, daß kaum noch Aehnlichkeit mit dem Boden vorhanden scheint, den Möser bearbeitete. Hat doch der Geist und das Princip einer neu sich erzeugenden Weltordnung erst nach ihm seinen Einzug in die deutschen Köpfe und Staaten gehalten, hat doch die zerfallene Reichsgestalt des vorigen Jahrhunderts sich zu Anfang des jetzigen in einen neuen Staatenbund umgewandelt. Und in einem Lande, das damals noch so friedsame und unschuldige Denkart barg, haben die Widersprüche unserer Zeit nicht bloß in den heiligen und geweihten Werkstätten des Geistes, sondern selbst in dem rührigen und äußern Treiben der Bürgerwelt Sitz und Stimme genommen. Die Gegenstände, dies ist gewiß, sind seit einem halben Jahrhundert unendlich größer geworden, und was jetzt geschieht und gewirkt wird, übt auf die nächste Zukunft einflußreichere Bedeutung. Wie aber der Beginn des neueren Ideenkampfes der deutsche Genius seine größte verbedeutende und allgemeine Repräsentation gefunden, und

freieren Akt angeregter von dem flüchtigen Geiste der Zeit und ihr angehöriger geworden ist, die schöpferische Gewalt Einzelner, die Größe der Männer neben der Schwierigkeit und Wichtigkeit der Zeitverhältnisse abgenommen hat, so entging das Studium vaterländischer Zustände, das Streben der Forscher und Staatsmänner schon vor dem Eintritt neuerer Bewegungen den Typus seiner Richtung und seiner Methode. Deutsche Staatsmänner, wie Stein und Hardenberg, haben für ihre Zeit dem ächt deutschen Geiste ihres großen Vorfahren gehuldigt. Unsere besseren Politikern und öffentlichen Schriftsteller bildeten sich in dieser Schule fort. Nur nach diesem Typus kann der Stoff gedeihen, aus dem deutsche Staatsmänner gebildet werden. Leider tritt aber hier allenthalben ein Nachlaß der Kraft und Tüchtigkeit ein, und während die Interessen und Bedürfnisse der Nation so mächtig geworden, hat sich der Geist jener großen Ahndern mehr und mehr verloren. Statt des ächt deutschen Charakters, welcher veranschaulichte, nahm ein Alles gleich machender, und stets wahrhaft weltbeherrschender Sätze doch inhaltsleeser Gedankenkreis von Freiheit und Menschenrechten, wie ihn die französische Nation zur Tagesordnung machte, von den Köpfen unserer öffentlichen Sprecher Besitz, und statt jener tief wirkenden geistigen Stellung und gewissener Opposition, welche nach altem Vorbild der öffentliche Charakter in Schrift und That einnehmen sollte, hat sich die Welt unserer angesehenen Politiker in eine so undeutsche und resultatlose Parteistellung hineingrennt, wie ein so ungeschicktes Zerrbild nur fremder Geist auf deutschen Boden hervorrufen konnte. Man kann sagen, die Opposition in Deutschland hat sich deteriorirt. Wie die Whigs in England nach Vertreibung der Stuarts, als hätten sie ihre Mission erfüllt, sich jener Kraft und Art entäußerten, die ihre Vorfahren groß und einflußreich gemacht und die Freiheit Englands begründet hatte, so haben

jetzt unſere für den Fortſchritt begeiſterten Verkämpfer größtentheils eine ſo zweckwidrige und unfruchtbare Stellung genommen, daß es oft ſcheint, als hätten ſich die Freunde des Fortſchritts ſelbſt verſchworen, ihn unmöglich zu machen. Die freiſinnige Ariſtokratie England's ſank durch Intriguen und niedrigen Ehrgeiz in die Kraftloſigkeit, welche das Heft der Regierung faſt auf ein Jahrhundert in die Hand der Tories, der Partei alter Mißbräuche und läſtiger ungerechter Vorrechte überantwortete. So hat eine unmäßige und ſchiefe Oppoſition in Deutſchland ſich durch übel berechnete Verneinung ſo an den Rand des Unmöglichen geſchleudert, daß ſie in Kurzem gar um den Einfluß gebracht wurde, den auszuüben nicht etwa ihr Recht, ſondern ihre Pflicht war. Man muß es leider eingeſtehn, die Oppoſition hat bei uns an ſittlicher und geiſtiger Würde verloren.

Man ruft mir zu, welch' böſer Geiſt mir das verwegene Wort eingeflüſtert, das mich unwiderbringlich von einer Partei trenne, ohne die ich nicht athmen könne. Es ſey Verrath an einer heiligen, und noch dazu unglücklichen Sache. Was Verrath? Was Unglück? Es krümmt dieſer Oppoſition nicht ein Haar; wenn Freunde der Wahrheit die Schwäche ihrer Bekenner verrathen. Eher möchte es kommen, daß die, denen ſie Furcht einflößen wollen, ſie zu bemitleiden anfangen. Auch iſt es Lüge, die Rolle des Unglücks zu ſpielen. Denn man iſt nicht unglücklich, wenn man ſich an dem Selbſtgefühl des Heroismus und der Reſignation wärmt. Und eine Sache, eine Wahrheit iſt nie unglücklich, kann nie unglücklich werden. Die Zeit war entweder nicht fähig, ſie zu beſitzen, dann hatte man noch nicht, was man nicht wahren konnte. Oder eine Wahrheit wird nur im Laufe der Zeit vorübergehend verdunkelt. Wohl! dann ſtehe man ein für ſie und bekämpfe die Uebelwollenden, die ſie bedrohen, aber nicht weniger die, welche ſich ihre Freunde nennen und durch

ungeſchickte Vertheidigung des Poſitens die bedrohliche Lage nur verſchlimmern. Man ſieht, daß ich die Wahrheit höher ſtelle als die Menſchen, und dies Opfer fordert die Wahrheit immer. Sie opfert die Perſonen, aber ſie vernichtet ſie nicht.

Wahr iſts, daß wir in einem begrenzten Sinne in einer Zeit der Reaction leben. Vielleicht ohne Schuld des höheren, beſſeren Liberalismus, aber doch nicht ohne ſeine Theilnahme loderte unter deutſcher Jugend und deutſchen Enthuſiaſten ein Feuer auf, das das ganze Haus in Brand zu ſtecken drohte und welches jene Oppoſition am Ende wie der Zauberlehrling, mit der ohnmächtigen Formel beſchwören wollte: „Beſen! Beſen! Seyds geweſen!“ Was leider darnach eintrat, iſt nicht unbekannt. Die Feinde des Lichts und der Verbeſſerung fielen mit lange verhaltenem Grimm auf die oft kaum zurechnungsfähigen Opfer des Zeitſtroms, und die öffentliche Macht glaubte das Ihre thun zu müſſen, um einer allgemeinen Auflöſung, welche zu drohen ſchien, vorzubeugen. Als wenn nirgends eine neue Wahrheit, nichts als ſittliche Verſchlechterung und auflöſende Meinungen in der verworrenen Geſchichte des Tags geſprochen hätte, wendeten ſich die Freunde einer alten Ordnung mit einem überlebten Glaubensbekenntniß und, wie es in leidenſchaftlichen Beſtrebungen nicht ausbleibt, mit unwahren und übertriebenen Schilderungen des Zeitgeiſtes und mit gehäſſigen Anklagen gegen Perſonen, welche man wohl mancherlei Irrthums und der Selbſttäuſchung, keineswegs aber mit moraliſcher, geſchweige denn mit juridiſcher Gewißheit der Abſicht und des Bewußtſeyns, die Geſellſchaft und den Staat zu untergraben, zeihen durfte, an die Regierungen und an das immer unfähige, gedankenloſe und zumeiſt feige Publikum, und beſchworen Beide die alte Treue, Ordnung und Rechtlichkeit der deutſchen Nation zu wahren und gegen die vergiftenden

Grundsätze des In- und Auslandes eine Schrecken erregende Schutzmauer zu ziehen. Man kann den deutschen Regierungen nicht verwerfen, daß sie diesen Parteibestrebungen ohne Maß ihr Ohr geliehen; aber man darf auch frei bekennen, daß die Verfügungen, welche vom Standpunkt unserer hochgestellten Staatsmänner für nothwendig erachtet wurden, nicht allerwegs ihren Zweck erreicht haben: den öffentlichen Frieden zu sichern, Gesellschaft und Staat auflösende Tendenzen zurückzuweisen und das Vertrauen wieder herzustellen, welches in einer aufgeregten Zeit zwischen Menschen und Gewalten abhanden gekommen war. So viel bleibt jedoch als gewiß stehen, daß die Opposition in Deutschland in ihrem bisherigen Charakter und in der Form, welche sie seit Stiftung des deutschen Bundes annahm, entscheidend zurückgeschlagen ist. Zum Theil hat die Reactions-Partei weitere Schritte gethan, das Volksbewußtseyn und die Regierungen zurückschreitenden und unzeitgemäßen Maßregeln zu stimmen. So wenig jedoch die philanthropischen Ideale, von welchen die liberale Politik seit Rousseau beherrscht wird, sich so in der Art, wie es verlangt wird, verwirklichen, sondern im Gegentheil von der Natur der Dinge, welche kraftvoll den einseitigen und überreizten Gedankenlauf zu überwinden pflegt, beherrscht werden, so sehr kann man hoffen, bei unserer Nation, vor Allem in der gewissenhaften Ehrfurcht des Volkes gegen Sitte, Gesetz und jede höhere Ordnung, den wahren Schutz gegen übertriebene Ansichten oder unlauteres Streben zu finden.

Soll nun in der gegenwärtig kritischen Lage des deutschen Volksgeistes der Einfluß einer Partei, welche mit unversöhnlichem Widerwillen jede Erweiterung der Volksrechte und die Forderung tiefster Bedürfnisse unserer Zeit abweist, nicht noch mächtiger werden, als er ist, so muß zwar die Opposition gegen dieselbe auch nicht um einen Schritt zu-

rückweichen, aber auch von ihrer Seite jedes Unmaß, welches die feindliche Gegenſtrebung begünſtigt, von ſich werfen. Mit einem Wort, da die alte Oppoſition ſchmählich zu Grunde gegangen, muß eine neue zukunftreichere und lebensverſicherte aufſtehen, eine Oppoſition, welche ſich nicht erſt zu bilden, ſondern nur nach den Forderungen der Zeit ſcharf auszuprägen und zu conſolidiren hat. In dem Charakter und in der Mäßigung, die ihren Vorgängern entgangen iſt und die die Nothwendigkeit vorſchreibt, wird man den Typus eines regenerirten Fortſchrittſtrebens ſuchen müſſen. An die Quellen des deutſchen Geiſteslebens wird man ſich halten oder zurückkehren müſſen, mit den tieferen Anſprüchen und Erwartungen unſerer Intelligenz, unſrer Wiſſenſchaft, welche zu jeder Zeit die Urſache unſerer National-Erhebungen waren, wird man fortſchreitende Einigung erhalten müſſen, um die Oppoſition, welche Noth thut, zu nähren. Dieſelbe Begeiſterung, welche den höchſten Erwartungen der Menſchheit nachhängt, hat ſich an den Geſetzen und Bedingungen zu bethätigen, welche die Natur vorſchreibt. Das Anerkennen vorliegender Aufgaben bringt erſt jene allgemeinen Hoffnungen, anſtatt ſie zu nichte zu machen, zu ihrer wahren Erfüllung, und der Geiſt, welcher ſich bei jener Unbedingtheit verringert, nimmt für die Opfer, die ihm der Schein abnöthigt, eine unendliche Ausdehnung und Bereicherung der Wahrheit auf. Dann werden wir keinen Widerſpruch pflegen, der uns die Macht raubt, an den Dingen, welche da ſind, zu beſſern; dann werden wir nicht von fremden Erſcheinungen betrogen, das eigenthümliche Leben, welches bei uns aufkeimt, gegen nichtige Ideale einſetzen; dann werden wir nicht, was an Civiliſation und Weltübereinſtimmung, ſo wie was an eigenem ſittlichen und geiſtigen Nationalvermögen erworben worden iſt, mit dem Wortſchwall oder gar der Verachtung einiger freiſinni-

gen und zur Alleinherrſchaft erkornen Theoreme bedecken. Das iſt der Fluch des deutſchen Liberalismus geweſen, daß er ſich wie inſtinktmäßig von unſerer Wiſſenſchaft, von unſerer eigenſten und tiefſten Geiſterwelt, von der Beziehung auf den philoſophiſchen Gedanken losſagen mußte. Dieſer Liberalismus mochte ſich nun franzöſiſch oder vermeintlich deutſch, cosmopolitiſch oder national ausputzen, ſo konnte ſich das von Anfang an unrichtige Princip dieſes idealen und um den Stoff unbekümmert rationalen Liberalismus wohl mit einem höheren Grad von Solidität und mit größerem Gewinn aus unſeren geiſtigen Schätzen herausſtellen, aber die Verfehltheit der Grundrichtung des liberalen Princips blieb immer vorherrſchend. Statt den Stand der Dinge zu verſtehn, ihn weiter zu führen, ihn aus ſich ſelbſt fortzubilden, begann man damit, das Recht aller wirklichen Exiſtenz wegzuläugnen. Von allgemeinen Sätzen, von Principen des Rechts und der Ordnung, Dingen, die aller Orten oder zu ihrer Zeit Anerkennung verlangen, ſchritt man zu allgemeinen gleichmäßigen Doctrinen von politiſchen Rechten und Organiſationen, wie ſie niemals auf geſunde Weiſe die Fülle der Exiſtenz zuläßt. Dieſe idealen Freiheitsdogmen führten naturgemäß zu einer ſchroffen Vereinzelung der Menſchen in ihren Rechten und Bedürfniſſen, und endeten ohne Achtung vor den objectiven Geſetzen der Geſellſchaft, des Staats und der Vervollkommnung mit der Verherrlichung jeder und aller einzelnen Perſönlichkeit. Wo anders hin konnten die ſo abſtrakten und beſtimmungsloſen Urbegriffe von Menſchenrechten und von Freiheit führen? So ſtellten unſre liberalen Staatslehrer Sätze auf, welche nicht entblößt von darein geſchlungenen Wahrheiten, aber verführt von der Gewalt allgemeiner Rechtsgedanken, zwar nicht, wie Viele in ſchlimmer Abſicht glauben machen möchten, die geſellſchaftliche Ordnung und den Staat

zu untergraben vermögen, jedoch auch nicht im Stande ſind, durch eigne Kraft die öffentliche Ordnung zu erhalten oder den Staat organiſch fortzubilden. Zum Glück tritt der geſunde und leider nur oft zu altgläubig philiſterhafte und unpolitiſche Sinn der Deutſchen dem Uebermuthe eines philanthropen Enthuſiasmus entgegen. Zum Glück herrſcht die Gewalt der Dinge mit eiſerner Nothwendigkeit über die Verhältniſſe, vereitelt den Einfluß einſeitiger Theorien, mildert die Conſequenz auflöſender Maximen und ſchiebt mit neckender Hand dem abſtracten Freiheitseifer ſelbſt widerſprechende Folgerungen und Anwendungen unter. Das erfreulichſte Schauſpiel bietet jedoch die Erſcheinung, daß die Menſchen oft beſſer ſind als ihre Lehrſätze. Man findet unter edleren Freiheitsfreunden einen Adel der Geſinnung, einen Schwung ächt ſittlicher Begeiſterung, eine Anhänglichkeit an die geiſtige Bildung unſrer Nation, die nur mit erkünſtelter Kraft unterdrückt wird, eine Reinheit des Lebens, eine Beharrlichkeit und ſelbſt in trüber Lage ausdauernde Feſtigkeit des Charakters, die ſolchen Männern trotz aller Bizarrerie ihrer Stellung auch bei ihren politiſchen Gegnern die gebührende Achtung verſchaffen. Beiſpielsweiſe erwähne ich nur Ernſt Moritz Arndt, den wunderlichen Grafen Schlabrendorf, der ſein Leben und die Revolution in Paris durchmachte, den edlen Troxler und das ſittliche Muſter des neueren deutſchen Liberalismus, Paul Pfitzer. Solche Geiſter reihen ſich jenem Cyclus vorgeſchrittener und erhabener Charactere, feingeſchnittener Köpfe an, die nicht durch politiſchen Verſtand, wohl aber durch ihre ſittliche, intellectuelle, vom Adel der Menſchheit begeiſterte Natur wie Sterne dem Geſchlechte voranleuchten. Wie tief empfinden oft ſolche Männer den Abſtand ihres Enthuſiasmus von der ihnen vom Schickſal aufgedrungenen Genoſſenſchaft!

Von früheſter Jugend an habe ich den innerſten, heiligen Antrieb zu Freiheit und Bürgerrechten mit wahrer Inbrunſt gehegt, und dieſen Kern des Liberalismus verehre ich bis auf den heutigen Tag. Wer wird an einer verwerflichen Schrankenloſigkeit oder an einer verunglückten Oppoſition nicht die urſprüngliche Wahrheit und das menſchlich ſchöne Motiv lieben? Oder wer würde ein Prinzip wegen des damit verübten Mißbrauchs aufgeben und nach einem fehlgeſchlagenen Manöver den Feldherrn verlaſſen, dem man Treue geſchworen? Und auch das Unmaß wirkte noch vortheilhaft auf die deutſche Nation. Ihr ſind vor Allem kräftige, ſelbſtſtändige und mindeſtens einer Anſicht huldigende Individuen Bedürfniß. Vielleicht gibt es für uns keine beſſere Schule, öffentliche Charaktere zu bilden, als die Partei des ſchroffen und unbeugſamen Liberalismus, der auch in ſeinen Gegnern Kraft und Willen erzeugt. Iſt das doch ein Labſal, Menſchen zu ſehen, weckt doch das Uebermaß des Strebens auch bei den Unbekümmerten, den Gelehrten, den Künſtlern wieder die Erinnerung an ein öffentliches, rühriges, von tauſend Kräften erregtes Leben! Auch wurde in den Zuſtänden deutſcher Politik durch die ungemeſſene Thätigkeit auf einer Seite des Reichs ein für die jüngſt verfloſſene Periode nothwendiges Gewicht erhalten. Der Theilnahmloſigkeit des größeren Theiles unſerer Nation, und den Prätenſionen einer bloß hiſtoriſchen und vorurtheiligen Politik gegenüber waren die Anſtrengungen des deutſchen Liberalismus ein heilſamer Gegendruck. Freilich ſich ſo wie eine Naturkraft von fremdem Geiſte beherrſchen zu laſſen, kann zwar in gewiſſen Zeiträumen wirkſam, für das freie und intelligente Individuum jedoch niemals ſchmeichelhaft ſeyn. — Man verwirft nicht den ganzen Inhalt politiſcher Gedanken und Wünſche, wenn man nicht entſchloſſen iſt, in eine ſcharf ausgeſprochene Stellung zu Gunſten jener Wahrheiten zu treten, welche die bisherige

Opposition vertheidigte. Den Feinden des bürgerlichen Fortschritts und der Theilnahmlosigkeit am politischen Leben entgegen ist man mit der im Sinne des liberalen Princips handelnden und denkenden Opposition, wie selbige auch sonst beschaffen ist, in bedingtem Einverständnisse, ohne sich für mehr als für die bestimmte und höhere Auffassung jener Wahrheiten zu begeistern, und von dem reineren und durcharbeiteten Ideenkreise der bestehenden Welt von Ansichten und Instituten mehr entgegen zu setzen, als das Stadium unsers politischen Daseyns erlaubt oder als nothwendig ist, um den Einfluß einer den Forderungen der Zeit und Volksbildung entgegen wirkenden Partei zu entkräften und um in dem Fall, wo durch Verletzung öffentlicher Sitte oder Gerechtigkeit das Nationalgefühl beleidigt würde, die Ehre der Nation zu wahren.

So und in diesen Gränzen läßt sich die Möglichkeit einer **deutschen Opposition** anerkennen. Ihre Aufgabe ist zunächst keineswegs gegen die ausübenden Gewalten unseres Vaterlandes gerichtet, sondern sie hat nur den Volksgeist und das politische Bewußtseyn der Nation auf einen höheren Stand allgemeiner Ueberzeugung zu heben. Ist hier ein Kampf, so kann er nur der niedrigen Gesinnung, dem Mangel an Staatsbürgerlichkeit und der Gleichgültigkeit gegen die Zwecke des Nationaldaseyns gelten. Denn hat erst dieser Volksgeist sich erhoben, so muß auch sein Product, der öffentliche Zustand der Nation, sich unvermeidlich verwandeln. Wenn man gegen die Unreife der Nation, zwar mit Ausdrücken des Zornes, aber immer mit der Rücksicht und Billigkeit sprechen muß, welche der öffentliche Charakter mehr noch als der Lehrer gegen seinen Zögling zu wahren hat, so ist es doch erlaubt, den einzelnen Ursachen zurückgehaltener National-Entwicklung mit scharfem und rücksichtslosem Widerspruche zu begegnen. So mild man gegen die äußeren Un-

ebenheiten und vernunftwidrigen Prätenſionen, ſeyn mag, ſo hart verfolge man die falſchen und unangemeſſenen Lehren, durch welche der Volksgeiſt in ſeiner Mangelhaftigkeit, Unklarheit und Bewußtloſigkeit erhalten, und auf den Zuſtand zurückgebracht werden ſoll, aus dem er ſich mühſam emporarbeitete. Die deutſche Oppoſition iſt im wahreſten Sinne ein Krieg gegen unlautere Syſteme, ein Krieg, der zunächſt innerhalb der Welt des Gedankens und nur nachfolgend im Bereiche des Willens und der That geführt wird. Es war ein Grundmangel der abgelaufenen Oppoſitionsperiode in Deutſchland, daß ſie zu thätig ſeyn wollte. Es fehlte ihr zwar nicht an Rechtlichkeit, Wärme und Begeiſterung für politiſche Ideen, aber weſentlich an politiſchem Geiſte und an Taktik. Wäre dieſe Oppoſition ſtaatsklüger geweſen, ſo würde ſie die Einſicht gewonnen haben, ihre Thätigkeit könne weniger eine politiſche, als eine geiſtige und intellectuelle werden. Sie würde bei der Lage des deutſchen Geſammtweſens gemeinhin ihre Gegner nicht in den Reihen der Regierungen, ſondern in der allgemeinen Volksſtimmung und in den Geiſtesrichtungen oder Parteien, die den Fortſchritt unmöglich machen, erkannt haben. Damit ändert ſich der Vorwurf ächt nationaler Oppoſition ganz und gar, und von einem ſyſtematiſchen Kampf gegen die beſtehende Gewalt kann zunächſt nicht mehr die Rede ſeyn. Geht man dem in vorangehenden Zügen beſchriebenen Geiſte nach, ſo wird die Oppoſition ihren größten Vorzug darein ſetzen, mehr als Oppoſition zu ſeyn. Gibt's keine Forſchung mehr? Iſt die Speculation abgeſchloſſen? Hat ſich die Wiſſenſchaft vollendet? Wächſt Eure Fähigkeit, organiſch und geſetzgeberiſch in die Wirklichkeit einzugreifen und neues Practiſches zu erfinden? Die wahre Oppoſition wird, ohne eine Idee des Fortſchritts und der Menſchlichkeit zu opfern, aber von theoretiſchem und practiſchem Starrſinn zurückgebracht, nicht bloß politiſch,

ſondern in höherem Maße geiſtig und ſittlich erhebend, weniger critiſch als ſchöpferiſch und poſitiv, nicht mehr bedroht und ausgeſchieden vom Staate, ſondern thätig, lebendig mitwirkend und von einer tüchtigen Regierung, wie ſie ein tüchtiges, und nicht ganz zerſplittertes deutſches Volk haben muß, geachtet, ja in deren Blut, ehe ein Menſchenleben vorübergeht, aufgenommen ſeyn. Jede Oppoſition, die mit der gehörigen Unterlage von Talent, und wenn es ihr Wille wäre, nicht in ihrem Mannesalter in den höchſten Staatsämtern oder am Miniſtertiſche ſitzen kann, hatte von Anbeginn ihre Miſſion verfehlt. Der Erfolg fällt das Urtheil über die Reinheit der Prinzipien und über die Klugheit, die ſie in Anwendung brachte.

In dieſen Hauptzügen habe ich meine Stellung zu der in Deutſchland ſogenannten Bewegungspartei ausgeſprochen, und ich werde dieſelben fortan in meinen Studien vaterländiſcher Intereſſen behaupten. Hier iſt keine Trennung, denn wir haben gemeinſame politiſche und geiſtige Gegner; hier iſt keine Union, denn wir haben verſchiedenen Charakter. Die Art, wie ich dieſe Genoſſenſchaft beurtheilt habe, zeigt einen höheren Zweck an, der mir vorſchwebte. So ſehr die beſtehende Oppoſition in Deutſchland von dem Verlauf der Dinge geſchlagen und von der Nation, ſelbſt wo wirkliche Intereſſen bedroht ſind, verlaſſen iſt, behauptet ſie doch das Anſehen und den Schein einer allein für wirkſamen Fortſchritt begeiſterten und lediglich durch phyſiſche Obermacht darnieder gehaltenen Partei. Während man in der Vergangenheit und in einer feſtgerannten Stellung fortlebt, glaubt man ein Repräſentant des Nationalgeiſtes zu ſeyn. Practiſche Intereſſen haben den Sinn und das öffentliche Leben in Beſchlag genommen, und daß inzwiſchen das höhere und innerliche Bedürfniß nicht unbefriedigt, das geiſtige Intereſſe nicht unbewahrt bleibe, arbeitet die eigentlich deutſche Oppoſition

geräuſchlos und ohne hochfliegende Prätenſionen weiter, und zu dem Vorbild groſſer Meiſter zurückgekehrt, tritt ſie in ihre beſcheidene Stellung zurück, um die groſſen Aufgaben des Zeitalters und der Nation zu löſen. Nur eine groſſe öffentliche Thatſache kann dieſen Standpunkt des Einzelnen zur Nation verändern. Auf das Motiv der Beſitzergreifung eines von ſeiner Mannſchaft verlaſſenen Poſtens geſtützt, werde ich ohne Scheu und mit tiefſter Achtung vor den Intereſſen unſerer Nation bei dem Ueberblick der Volkslage das von fremdem Boden herübergebrachte oder aus den Gräbern des Alterthums aufgeſtiegene Geſpenſt, welches in ſtändiſchen Verſammlungen, in volksthümlichen Schriften, in Syſtemen des Vernunftrechts und in den Gährungen einzelner aufgeregter Provinzen ſich als nationale Oppoſition umhertreibt, durch das Licht des Tages, das ſchon erſtanden iſt, zurückſcheuchen, damit eine vernünftige Liberalität, die lange im Tumult der Zeit zurückgedrängt war, zu ihrem vollen Recht gelange. Dies iſt es eben! Die Morgenröthe iſt aufgeſtiegen, die Nation hat ſich erwärmt, über Alle iſt das Gefühl einer der Zukunft verſicherten Reſignation gekommen und Ihr habt wie in einem Ritterſchloß die Läden geſchloſſen und um Euch eine künſtliche Finſterniß bereitet, und ſo tobt und taumelt Ihr und erſchreckt die Welt mit unheimlichem Geflüſter. — Dieſe Rückſicht auf die Thätigkeit meiner Landsleute verbindet auch den Wunſch, daß ſich in unſerer Jugend ein wahres Bewußtſeyn ihrer Beſtimmung erneue, daß eine aufblühende Geiſteswelt von den Verzerrungen unſerer Zeit gewahrt und wenn auch nicht befreit von den Uebeln, welche jedem Uebergangsdaſeyn unabwendbar ſind, doch ihrer Kraft und Geſundheit nach Möglichkeit verſichert bleibe. Von einſeitigen Theorien und noch einſeitigerer Praxis wendet man ſich zu einer tiefer gehenden Einſicht und zu einer vernünftigen wahrhaft ſtaatsklugen

Praxis zurück. Wie viel Talente werden an eine unhaltbare Position vergeudet und gezwungen, ſich halb mit Bewußtſeyn in einen ſchiefen und bis zur Athemloſigkeit verengerten Lebens- und Ideenkreis feſtzurennen. Nun halte man aber nicht jeden, den das öffentliche Urtheil, weil es nur eine ausgeprägte und geſchichtlich gebildete Oppoſition ſieht, zu dieſer unpolitiſchen Partei wirft, für ein Glied derſelben, denn das Urtheil der Menge und der Parteien iſt ſchnell fertig mit einer Claſſification des Individuums, die Bosheit hat ihre Freude daran, und ſo wirft man Alle wie „Mauſedreck und Koriander“ unter einander. Allein es dürfte dieſer Umſtand auch eine Warnung ſeyn, nicht durch unvorſichtige Haltung oder Mitwirkung auch nur falſchen Schein auf ſich zu laden. Auch ſollte man hoffen, daß ſich ruhigere Köpfe, die noch einen Rückweg oder eine Wahl übrig haben, für die Mäßigung gewinnen laſſen, auf welche uns die Nothwendigkeit und ein höherer Grad ſtaatskluger Ueberlegung weiſen. Dies wäre denn ein erfreulicher Gewinn von Männern und Begabungen, die beſſeres zu erwirken ſich nicht unmöglich machen ſollen.

Eine neue Oppoſition iſt es, die Beſitznahme einer neuen Stellung und beſtimmter Staatsthätigkeit, um die es ſich handelt und die von ihrem Schlummer wieder zu erwecken iſt. Dies ſind Vorſchläge, die ein jüngerer Genoſſe einem Corps macht, ſich in eine wirkſamere Stellung zurückzubewegen, es iſt ein Zuruf an ein aufgehendes Geſchlecht, ſich an die Fahne zu ſchließen, welche der Geiſt der Nation und der Genius unſerer beſten Vorläufer aufgeſteckt hat. Vielleicht wird mir jedoch für dieſe Zumuthung nicht bloß mit den Waffen des Geiſtes und öffentlicher Verhandlungen geantwortet, ſondern mit dem öffentlichen Charakter und den Schritten, die auf offenem Markte gethan worden, auch die Perſon und jede Beziehung des Privatlebens vor

Gericht gezogen und der Widerſpruch mit pöbelhafter Intoleranz vergolten. Dagegen ohne Mittel werde ich, obwohl ein Jüngerer, den Hohn, der ſich beantworten läßt, in vollem Maße zurückgeben. Man greift ein Prinzip nicht weiter an, als es Raum hat ſich zu vertheidigen. Aber das iſt die Verdammniß einer ſchlechten Sache, daß ſie, um ſich ſelbſt zu erhalten, zur Intoleranz, Läſterung und bürgerlich moraliſcher Verketzerung ihre Zuflucht nehmen muß.

Zwei Hauptzüge des deutſchen Nationalgeiſtes und der Gegenwart haben die Freiheitseiferer unſerer Tage ganz außer Acht gelaſſen, und ſind deshalb auch ſo früh ohnmächtig worden. Zuerſt lehrt alle Politik, daß man temporiſiren müſſe. Selbſt wenn man gewiß weiß, was geſchehen ſoll, gebietet die Klugheit, nur zu wollen, was man kann. Und wen ſollte dieſe Maxime vorſichtiger machen als den deutſchen Staatsmann, der ſeine Unterſuchungen auf ein ganz der Bedächtigkeit überwieſenes Volk zu berechnen hat? Schon wurde als Grundanſchauung feſtgeſtellt, daß unſer Volk zu äußerlichen Fortſchritten nur auf der Grundlage eines innerlich fortgebildeten Volksbewußtſeyns und einer zur Ueberzeugung gewordenen Intelligenz gelange. Heißt dies nicht temporiſiren müſſen? Man ſage nicht, die deutſche Nation ſey nicht berufen, eine politiſche Bedeutung zu erlangen, man gebe uns nicht Anweiſungen auf Eroberungen in der Ideenwelt, während man uns die Ausſicht auf politiſchen Gewinn abſchneidet. All' unſere Bildung, die ſittliche wie die geiſtige, ſeufzt nach Durchdringung eines Realen, nach practiſchem Lebensſtoff und politiſcher Ermannung. Das Eine ſoll aber nicht das Andere verdrängen, ſondern es emporheben; beide Richtungen ſollen ſich gegenſeitig ergänzen, wie ſie ſich Beide bedingen. Doch die politiſche Entwicklung wird gegen die

geiſtige noch lange im Nachzuge bleiben und unverſtändig iſt es, von einem Volke, das kaum ſeinen Geſichtskreis aus einer beinahe fruchtloſen Metaphyſik bis auf die Begriffe von Bürgerthum, Staat und Verfaſſung zu erweitern begonnen, zu fordern, daß es ſich plötzlich für eine halbverarbeitete politiſche Weltanſchauung, für ein Ding, das ſo trüb und haltlos ausſieht wie der gäng und gäbe deutſche Liberalismus, begeiſtern und in einen ungewiſſen Kampf ſtürzen ſoll. Der heutige Liberalismus beſteht ja aus beinahe ſo viel verſchiedenen Meinungen als er Individuen zählt. Nicht einmal offen iſt man, man verbirgt ſeine Anſichten, man trägt ſogar innen eine republicaniſche, außen eine conſtitutionelle Cokarde. Was ſoll das Volk glauben? Wahrlich es ſteht ſchlecht um die Staatsweisheit einer Nation, deren liberale Verführer noch nicht das abgeſchmackte Thema über Republik oder Monarchie überwunden haben. Freilich hat der deutſche Liberalismus auch nicht ſeinen geſetzlichen Anhalt, ſein Präjudiz wie etwa der engliſche. Wer will auf unſre Bürgſchaften hin groſſe Anmuthungen machen? Die Aktien eurer Freiheit würden beſſer ſeyn, wenn ſie Käufer fänden. Ein Volk, das den Grad der Freiheit nur nach dem Grade der Bildung und der Entfaltung des ganzen Menſchen begehrt, ſteht bei äußerlich unförmlicher und glanzloſer Geſtalt nicht den Nationen nach, die entweder ſich mit ihren liberalen Projecten überſtürzen und aus den Bahnen eines natürlichen Fortſchritts gewaltſam hinausgeſchleudert ſind, oder die mit dem angeborenen Vorzuge eines ganz practiſchen und für den öffentlichen Verkehr geſchaffenen Naturells ſelbſt auf Koſten rein menſchlicher Ausbildung frühreif die Höhe einer politiſchen Durchbildung und nationalen Begränzung erſteigen. Je gröſſer die Conception, die Anlage der Geſammtbildung für eine Nation entworfen iſt, deſto prächtiger muß der Reif werden, der einſt die ſchon organiſirten Glieder umſchließt. Wer will

uns Kopfüber zu einer Nation zimmern? Ich liebe nach meinem Vaterlande kein Volk mehr als das brittiſche, ich wärme mich an den Strahlen dieſer Sonne am politiſchen Firmament, und wie Großbrittanien ein Muſter in allen politiſchen Fragen, ſo iſt es auch ein Vorläufer politiſcher Menſchenbildung überhaupt. Dennoch möchte ich das rauhe, ſpröde, von Unmuth, aufzehrender Anſtrengung und hypochondriſchem Spleen durchwühlte und gleichſam ciſelirte Nationalgepräge nicht mit dem weichen, viel genährten und nachhaltigen Stoffe vertauſchen, aus dem der deutſche Staatskörper emporwächſt. Deutſchland und deutſche Politik müſſen temporiſiren. Statt daß man aber dieſe Lehre verſtehn ſollte, die jedes Blatt der deutſchen Geſchichte, jeder Winkel der deutſchen Lande wiederholt, hat man die ſittliche und geiſtige Cultur unſeres Volkes, die deutſche Geiſtesbildung, unſere Philoſophie und Wiſſenſchaft, unſere Kunſt und Literatur in Anklageſtand geſetzt, hat unſre vornehmſten und großartigſten Männer nach einem von Pygmäen zuſammengeleimten Maaßſtab gemeſſen, und ſtatt an dem geiſtigen Schatze fortzuſammeln, ihn zur Stärkung der Nation flüſſig zu machen und zur Praxis zu verwenden, hat man die alte Erbſchaft über Bord werfen wollen und an der Stelle deutſcher Gedankentiefe und Wiſſenſchaft, den Gründern unſrer Geiſtbefreiung, ein Bürgerwiſſen angepflanzt, mit dem man, wie die äußere mit Verfaſſungsformen, die innere Welt der Geſinnung und Denkart über Nacht reformiren will. Dieſe hausbackene, mit einiger Moralität und geſchraubter Erhabenheit aufgeſteifte Nüchternheit zog in Begleitung des neueren Liberalismus alles Wiſſen und Denken herab und lockte mit dieſer Herablaſſung ſchlichte Bürgersleute und die deutſche Jugend heran. Doch die Armſeligkeit dieſer liberalen Wiſſenſchaft wird mit der Niederlage des Freiheitsſturms, mit dem Wachsthum der Nationalbildung, ſo wie mit den prac-

tiſchen Erweiterungen der ächten Wiſſenſchaft vollends ihren Credit verlieren. Oder ſollte durch Abbruch deutſcher Gedankentiefe und durch Breithämmerung weniger, noch dazu unpractiſcher Sätze auch die Vorbedingung wahrer Freiheit und politiſcher Größe unſrer Nation zertrümmert werden? Dagegen wird uns der Liberalismus, der ſich häutet, in Schutz nehmen und uns unſre eigenthümliche, von innen heraus das äußere Leben geſtaltende Kraft erhalten. Um die Quellen unſeres Fortſchritts offen zu laſſen, muß deutſche Politik temporiſiren.

Ein zweiter Hauptpunkt, den der Liberalismus vergeſſen hat, hängt mit der ſo eben in Anſpruch genommenen Geiſtesbewegung der Nation zuſammen. Unſere Zeit iſt, wie Hegel ſagt, in einer Umgeſtaltung begriffen. Nicht die politiſche Welt arbeitet allein an ihrem Umſchwung, nicht blos in der Politik, im Staatsweſen horcht man begierig auf die Reſultate des Gedankens und der Forſchung. Der Menſch in ſeiner ganzen Denk- und Lebensform iſt in einer Gährung begriffen, aus der er nicht völlig umgeſtaltet hervorgehn wird, wie uns die Emancipationsapoſtel glauben machen wollen, durch die er jedoch nothwendig das Element einer verklärteren Natürlichkeit und Selbſtbeſtimmung in die vorhandenen Lebensbeziehungen aufnehmen muß. Wo bisher nur Formen und Autoritäten über den Menſchengeiſt Herrſchaft übten, da will der Geiſt ſelbſt ſich in ſeiner Vernünftigkeit erkennen und die Autorität zu ſich emporziehen oder vernichten. Die Welt von Anſchauungen und Geſetzen, welche durch Ueberlieferung überkommen iſt, hält man für aufgedrungen. So weit hofft man das äußere Geſetz abſtreifen zu dürfen, als der Geiſt Raum verlangt, um ſich in ſeiner Nothwendigkeit und Freiheit zu entfalten. In allen Zweigen der Wiſſenſchaft, in allen Lebenskreiſen ſtrömt unaufhaltſam derſelbe verzehrende und durchdringende Aether und wie ein Ocean,

der ſich über die Welt ergießt, um ſie zu verjüngen, rauſcht tief und gewaltig, und nur von dem gewiſſenhaften Ernſte der Nation in Schranken gehalten, der Geiſt der Verwandlung in den Gränzen der öffentlichen Ordnung dahin. Nicht Deutſchland, ſondern die Erdencivilisation, jede vorgerückte Nation nimmt ihren Theil an dieſer Weltbewegung. Auf dem Gebiete der Intelligenz und nicht durch rohe und frevelhafte Experimente iſt ſtatt einer völligen Auflöſung des Glaubens, der Sitte und der politiſchen Ordnung eine Ausſöhnung des neuen Lebensſtoffes mit der alten Welt und Civiliſation zu hoffen. Denn nur Vermittlung und Verſöhnung iſt ein wahrhafter Sieg. Einzelne anarchiſche Symptome haben, wenigſtens bei den Deutſchen, keine Gewalt, den Gang der Nothwendigkeit zu unterbrechen. Wie wenig bedeuten in einem ſo innerlich gährenden Zeitalter die vereinzelnen Umtriebe des Pietismus? Was will die Frivolität einiger ungeregelten und verwitzigen Schriftſteller ſagen? Selbſt die politiſchen Unternehmungen einer aufgeregten Jugend waren bisher ebenſo gefahrlos als zweckwidrig, wenn ſchon der Staatsweisheit die Pflicht verbleibt, die Ausbrüche ſolcher Verirrungen auf vernünftige Weiſe unmöglich zu machen. Wird aber nur durch innere Umwandlung und geiſtige Ausſöhnung die glückliche Entwicklung jener Kriſis, welcher die heutige Geſellſchaft und die Menſchheitsbildung entgegenſchreitet, bewerkſtelligt, ſo muß Deutſchland, der Nerv Europäiſcher Innerlichkeit und Intelligenz und der ſtrenge, züchtige Hüter alter Ehrbarkeit und Ordnung, der Führer und das Haupt dieſer Weltkataſtrophe werden. Die Aufgabe, dieſe Weltverwirrung zu bezwingen, iſt im eigentlichen Sinne eine **deutſche** Aufgabe. Von Deutſchland kann man erwarten, daß es die bezwingende Wahrheit mit ſcheuer und verſchämter Hand aus der Tiefe ans Licht ziehen wird; von deutſchen Geiſtern läßt ſich ein hochherziger und beſonnener Gebrauch hoffen, den

ſie mit der von oben gewonnenen Kunde höherer Weltgeſtaltung machen werden. Die neuere deutſche Philoſophie, welche vom Proteſtantismus ausgegangen und durch Spinoza ihren Anfang genommen hat, war der erſte Proceß, den der Geiſt einer zukünftigen Weltordnung durchſchritten hat, und auf der hier begründeten Unterlage, wie mit den Waffen und Inſtrumenten, welche er ſich dort zu eigen gemacht hat, wird er ſich bis zur gegliedertſten und offenbarſten Erſcheinung durcharbeiten müſſen. In dieſen Studien hat der Deutſche gelernt, daß ſich Alles nach ſicheren und beſtimmten Geſetzen fortbewege. Und wie er überzeugt wurde von der Würde der Menſchenbeſtimmung, von der Tiefe des Menſchengeiſtes, als wie unermeßlich er auch die Bahn des einzelnen Geiſtes erkannt hat, ſo rief ihn doch der tiefere Blick in Menſchengeſchick und Menſchenlage von jeder überſchwenglichen Hoffnung für die vielgeſtaltige Menſchheit und ihren Fortſchritt in Geſellſchaft und Staat zurück. Wir wiſſen, daß es nicht bloß bürgerliche und politiſche Gährungen ſind, welche jetzt unter der Oberfläche der äußeren Welt wühlen. Es iſt die Unruhe, die unbefriedigte Stimmung, ſo zu der Gewohnheit des Daſeyns und ihrer bisherigen Anſchauungsweiſe das Vertrauen verloren hat. Die politiſche Neuerungsſucht iſt nur ein freilich von mancher Seite willkührlich abgeſchiedener Theil dieſer univerſellen Bewegung. Vielen freilich ſcheint ſogar, als wenn dieſer Theil unverträglich ſey mit der gleich unaufhaltſamen Grundbewegung der Geiſterwelt. In dieſes Dilemma haben ſich zwei entgegengeſetzte Anſichten getheilt. Die Einen ſagen: So lange Ihr nicht jene bürgerliche und politiſche Freiheit gegründet habt, welche Alle als ein Ziel und eine Nothwendigkeit erkennen, habt Ihr Euch mit allen andern Tendenzen der Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts übereilt. Die politiſche Freiheit iſt der Grundſtein jedes andern Fortſchritts, und mit

den Verſuchen, die Menſchheit im Großen und Ganzen weiter zu fördern, hemmt Ihr ſogar den Weg zum Fortſchritt, die politiſche Freiheit. Ueber dieß wird die Welt von der Ausbildung, die ihr von Euch zugedacht worden, wenig oder nichts erreichen. Die Geſchichte dreht ſich im ewigen Zirkellauf herum, und es bleibt dem Menſchen nicht nur das Recht, ſondern ſogar die Pflicht übrig, von der äußern Freiheit in jedem Augenblick, wo er es kann, Beſitz zu nehmen. Die Andern erwiedern: Wahre und vernünftige Freiheit läßt ſich nur auf der wohlgeſicherten Grundlage ächter, nach allen Seiten hin und unter allen Menſchen verbreiteter Bildung denken. So muß der Freiheit die Löſung aller Aufgaben des Geſchlechts, in Bezug auf Religion, Sitte, Denk- und Lebensweiſe vorangehen, und bis dahin der Staat ſich in einem mäßigen, ſicher geleiteten und die Civiliſation garantirenden Fortſchritt bewegen. Ohne dieſe Grundlage iſt die Freiheit, die Ihr ſo hoch rühmt, nur eine größere Barbarei. Ohnehin iſt mit ſolcher Form dem Menſchengeiſte, der auf Höheres gewieſen iſt, gar wenig gedient.

Man ſieht, daß der in dieſem Gegenſatz ausgeſprochene Inhalt zugleich das charakteriſche Merkmal und in milderen oder kräftigern Nuancen das Prinzip von zwei ſich entgegenſtehenden Glaubensbekenntniſſen und Weltgeſtaltungen abgibt. Beide wollen die Civiliſation; die Einen durch Ordnung, die Andern durch Freiheit. Von unſerem Standpunkte aus kann die Entſcheidung nur für Deutſchland und unſere nationalen Bedürfniſſe ausgeſprochen werden. Mag uns auch unſere Lage zwiſchen den verſchiedenſten Erſcheinungen der äußeren Civiliſation um uns her das Vorrecht zugeſtehen, in der Beſtimmung unſerer Nationalentwicklung ein allgemeines und höchſtes Geſetz der Civiliſation überhaupt zu erblicken. Die Wahrheit aber iſt, daß beide beizeichnenden Gegenſätze auf einen Standpunkt hinweiſen, der über ihnen beiden liegt.

Von der Freiheit des geſellſchaftlichen Menſchen im Staate, wie von der Bildungsfähigkeit der Geſammtheit hegen beide Parteien zu hohe oder zu niedrige Begriffe, und man wird, geſtützt auf das Grundprinzip der Nationalentwicklung deutſcher Lande überhaupt, ſich mit der Anſicht beruhigen müſſen, daß die Nation nur in ſo weit eine ſichere Vermehrung ihres politiſchen Daſeyns erlangen kann, als durch ihre Geſammtbildung und die Kraft volksthümlicher Ideen der Fortſchritt vorbereitet ſeyn wird. Wirklich politiſche Conſolidation wird der deutſche Charakter erſt mit der Ueberwindung des allgemeinen Gährungsſtoffes empfangen; nur iſt damit nicht geſagt, daß bis dahin das politiſche Leben nicht auch in Deutſchland ſeine Stadien zu durchſchreiten habe. Es hängt ſogar ein rein menſchlicher und allſeitiger Fortſchritt von der periodiſch nachziehenden und fortlaufenden Staatsentwicklung ab. So zieht der Theil das Ganze, und das Ganze wieder den Theil in ſeine nothwendige Bewegung hinüber. Das Volksbewußtſeyn iſt ein Ganzes und Allgemeines, und wenn der jetzige Weltlauf einen beſtimmten Abſchluß oder ein rundes Reſultat menſchlichen Glückes gewähren ſoll, ſo kann man nicht hoffen, daß die ſchwierigſten Fragen der Sitte, des Menſchenumgangs oder gar der Religion, jener höchſten Ueberzeugungsſumme, wie die Gottheit in der franzöſiſchen Staatsumwälzung, urplötzlich in der öffentlichen Verſammlung der Nation berathen und entſchieden werden ſoll. Ein angemeſſenes Gleichmaß mit den ſämmtlichen Bewegungen und Bedürfniſſen der Nation, eine Ausgleichung der vorgeſchrittenen Einſicht einer intelligenten Nation mit der in größerer Maſſe zurückbleibenden Vorurtheilen und Philiſtereien wird den Lauf jeder nationalen und vernünftigen Politik, vorzüglich aber der deutſchen, beſtimmen, und es muß die Aufgabe und das Schickſal eines deutſchen Liberalismus ſeyn, zwiſchen Ordnung ſchaffender Autorität und politiſcher Freiheit hindurch

auf das Ziel eines glücklichen Nationalzuſtandes der Deutſchen hinzuſteuern. Er darf ſich ſo wenig von den Quellen höherer Nationalbildung und jeglichen Fortſchritts entfernen, als ſich gleichgültig oder gar feindſelig gegen die tiefere Umgeſtaltung und die Entpuppung des ganzen Geſchlechts in allen ſeinen Denk- und Lebensformen verhalten. Mit ſtrengem Feſthalten alter Sitte und Religioſität allein, ohne Blick und Sinn für die alldurchgreifende geiſtige und ſittliche Bewegung, ohne Sympathie mit den im tiefſten Grunde eigenthümlichen Intereſſen unſerer Nation kann ein unangemeſſener Freiheitseifer das Maß und die Richtung des öffentlichen Lebens in Deutſchland nur verkennen, und uns in eine künſtliche, von leidenſchaftlichen und frevelhaften Verſuchen erfüllte Aufregung hineinſchleudern, die Verwirrung größer und den Weg unſerer Volksgeſchichte verſchlungener machen. Eine ſolche Stellung hat ſich die bisherige Oppoſition in Deutſchland gegeben. Sie wollte mit ihrem politiſchen Enthuſiasmus den Geiſt in die conſtitutionellen Paragraphen einer Verfaſſungsform einpferchen oder die Thatkraft in Proteſtationen gegen die Einmiſchungen des deutſchen Bundestags vergeudet wiſſen. Es laſſen ſich dieſe einſeitigen, particulären Mühen des deutſchen Liberalismus, Mühen, welche noch ohnehin faſt ganz und gar ihren Zweck verfehlen, wahrlich nicht für ſo entſcheidend und ausſchließlich wichtig erachten, um damit alle Intereſſen der Menſchheit oder unſerer Nation abzuthun. Dieſe Männer, welche jedem Bülletin des „National“ eine beinahe evangeliſche Bedeutung zuſchreiben, oder in Flugſchriften über den Werth und die Bedeutung des deutſchen Liberalismus ſich zwar von der unnatürlichen Nachäffung ausländiſcher Formen losſagen, aber weſentlich an denſelben Theorien und an demſelben Prinzipe der Oppoſition haften, verlangen nicht nur, daß, außer ihrer politiſchen Erſchütterung, alle andere Satzung treu und beharrlich feſt ge-

halten und die Unterſuchung über die möglichen Veränderungen, die auch auf andern Gebieten des Glaubens, Denkens und Lebens vorgenommen werden könnten, ſo lange ſuspendirt bleibe, bis es ihnen gelungen ſey, das deutſche Reich in Ordnung zu bringen, ſondern ſie drücken auch unumwunden ihre Verachtung der bisherigen deutſchen Wiſſenſchaft, ſo wie ihren Haß gegen alle Verſuche aus, hier oder auf irgend welchem intellectuellen Boden eine in das Leben eingreifende Bewegung zu veranlaſſen. Von dem Umſchwung des ganzen Lebens- und Gedankenkreiſes unſerer Zeit haben ſie keine Ahnung, und wenn in dieſen Regionen irgend ein Fürwitz oder eine Dummheit begangen wird, wie ſie in der Politik ſich bis zum Ekel wiederholen, da fallen, in loyalem Selbſtdünkel und mit einem durch und durch unſittlichen Verfolgungsgeiſt die intoleranten Anhänger der Freiheit ärger wie puritaner Pietismus oder die ſervile Politik der berliniſchen Wochenblattſchreiber über eine leichtſinnige Verwegenheit her. Es war natürlich, daß eine Oppoſition, welche ſich aus lauter Deutſchthümelei von dem wahren Charakter der Nation trennte und ſich in geiſtloſer, unſauberer Politik feſtſetzte, allen Credit bei der höheren Aufklärung unſeres Volkes einbüßte. Wahrlich! tiefere Fragen hat die deutſche Politik zu beantworten, als das in Phraſen ausgehöhlte Hirn des abgelebten Liberalismus nur aufgeſtellt hat. Nachdem man die Beziehung zum allgemeinen Geiſtesproceſſe aufgegeben hatte und zu einem bloß politiſchen Kamaſchendienſt herabgeſunken, bedachte man gar nicht, daß erſt mit dem Umſchwung des Geiſtes jene Staatsmänner und Geſetzgeber erſcheinen werden, deren Deutſchland ſo ſehr bedarf, wenn es nicht in ärmlichen Formen hinwelken ſoll.

Mit dieſem Programm ſchließe ich die Einleitung meiner deutſchen Studien. Ich beabſichtige für die Verſtändigung und Ausgleichung allgemeiner Intereſſen zu wirken, unbekümmert

um die Unversöhnlichkeit vereinzelter Parteiungen. Ich mußte in obigen Behauptungen manches vorweg nehmen, was sich erst aus einer größeren Untersuchung vaterländischer Zustände ergeben wird. Denn es ist der Zweck dieser Arbeit, die Natur, Vorzüge und Eigenthümlichkeit deutscher Nationalzustände und Nationalforderungen bis auf den Punkt zu beleuchten, wo die Mängel derselben und die wahren Bedürfnisse der Deutschen sprechend und unverkennlich ins Auge fallen. Zunächst versuche ich eine Uebersicht unsrer öffentlichen Zustände. Das Eigenthümliche und Charakteristische herauszuheben, nicht aber eine Vollständigkeit in den Gegenständen zu erstreben, ist meine Aufgabe. In dieser Darstellung werde ich mir zuweilen einige Keckheit erlauben dürfen, da ich ernst und gewissenhaft zur Sache gehe und mich niemand zeihen wird, zur Aufregung für die Massen geschrieben zu haben. Wohin mich der Fortgang dieser Studien führt, will ich am Eingang nicht verrathen. Zunächst ist mein Weg ein positiver. Ohne dem deutschen Hausvater den Hof zu machen, was eine unwahre und noch dazu grobe Art ist, dem Volke sein Lob ins Gesicht zu werfen, werde ich zu begreifen streben, was die Nation bereits gewonnen hat, was ihren Charakter ausdrückt, daraus Folgerungen ziehen, und wo ich Anstoß nehme, es mir angelegen seyn lassen, den heutigen Zustand aus der Vergangenheit zu erklären. Ein Volk studieren heißt die ganze Geschichte und Erscheinung desselben als einen in der Entwicklung des Volksbewußtseyns nothwendigen Verlauf erkennen. Doch dem Irrthum entgeht man nicht, denn wie hoch man auch seinen Standpunkt zu nehmen sucht, immer bleibt man ein Glied in der Kette der Zeit und Niemand kann diese Fessel von Wirren und Leidenschaften von sich abschütteln. Möge man darum wenigstens der Gesinnung, die hier spricht, und dem Streben Gerechtigkeit widerfahren lassen.

# Zweiter Abſchnitt.

## Deutſchland und ſeine Haupttheile.

Sobald ein Deutſcher das jugendliche Auge auf die Umgebungen oder die Berichte von ihnen wirft, ſtellt ſich ihm nichts mit ſo wunderbarem Zauber entgegen, als die ſich beinahe ausſchließende Mannigfaltigkeit, welche der Nation eigenthümlich iſt. Er würde, wenn er ein Preuße iſt, die Tyroler oder Niederrheiner kaum als ſeine Landsleute wieder erkennen, wenn ſie nicht dieſelbe oder eine ähnliche Sprache mit ihm redeten. Mit den Jahren wächſt ihm die Einſicht und der Begriff ſeines Vaterlandes, hat er nicht durch Erziehung oder ſonſt überwiegende Einflüſſe das Schickſal, ſich nur als Oldenburger oder Lippe-Detmolder zu fühlen. Je mehr er die tiefere Verwandtſchaft, den mehr als ſprachlichen Zuſammenhang der verſchiedenen deutſchen Länder und Völker verſteht, je mehr Begabung er mitbringt, die Schätze, an denen auch ſeine Jugend genußreichen Theil nimmt, den Nahrungsſtoff, den er einſaugt, zu lieben und ſich in ſeine Nation hineinzuleben, deſto tiefer wird ihn die Bedeutung ſo gegliederten Daſeyns ergreifen. Und wenn ihm in ſpäteren Jahren weitere Nationalbegriffe aus den Gränzen jenes Wohlgefallens vielleicht bis zu Traum und Chimären hinaustreiben, ſo kehrt er bei ruhigerer Ueberlegung bald zu der Anerkennung eigenthümlicher Stammbildungen ſeines Vaterlandes zurück und er muß, trotz der Niederlage ſeines provinziellen Patriotismus, zugeſtehen, daß der Würtemberger und

der Mecklenburger, der Rheinländer und der Holsteiner eigenthümliche Vorzüge, Gewohnheiten und Ansprüche geltend zu machen hat. Auch das gebildetere Ausland fängt allmählig an, vernünftiger über unsere Gesammtzustände zu urtheilen. Den Engländer gewöhnt die Heimath und die eigne Geschichte leicht daran, den Werth der Mannigfaltigkeit auch an anderen Nationen zu schätzen. Freilich hätte er nicht reichen Gewinn aus unserer nationalen Vielheit und Gliederung gezogen, so würde er unbekümmert, wie er sich bis vor kurzer Zeit gegen andere Völker verhielt, schwerlich nur die geringste Notiz von uns genommen haben. Dem Franzosen fehlt dagegen der Sinn für solchen Reichthum. Die Geschichte raubte ihm die Gliederung seiner eigenen Nation. Er gewöhnte sich für alle Dinge allgemeine und unveränderliche Gesetze zu suchen, in welche er die Fülle des Daseyns hineinzwang. Bald war er eitel genug, an fremde Verhältnisse nur sein eigenes Maß zu legen, und so übermüthig Alles, was er greifen konnte, nach sich modeln und sich unterthan machen zu wollen. Je weniger ihm dieß auf die Länge gelang und je unglücklicher sein Genius in den Versuchen blieb, einen fremden Charakter zu verstehen, desto unbekannter verblieb er mit den Verhältnissen des Auslandes und er pflegte das, was er nicht fürchten mußte, zu verachten. Von Deutschland wußte der Franzose in der Regel fast nichts. Selbst Napoleon, dessen politischer Blick so überaus glücklich war, hat zwar die Gebrechen und Bedürfnisse, aus welchen er Nutzen zog, aber erst nach seinem Sturze die tiefere Natur unserer Nation verstanden. Nicht ahnete er ein tiefeingepflanztes Unabhängigkeitsgefühl und einen Sinn für die Gewöhnung des Lebens, wie sie ihm, fest am Kaiserhause hangend, im Jahre 1809 die Tyroler entgegensetzten. Noch weniger kam ihm der Gedanke ein, daß mehrere, zum Theil losgerissene Provinzen eines deutschen Staates innerlich so in ein ganzes und eini-

ges Volk zuſammen gewachſen ſeyen, wie die preußiſche Monarchie, und daß die Kraft dieſes geſchloſſenen Volksbewußtſeyns eine furchtbare Macht und bald darauf der eigentliche Repräſentant des deutſchen Nationalwillens werden würde. Durch bittere Erfahrungen und eigene Umwandlungen gelangte der franzöſiſche Geiſt nach und nach zu größerer Aufnahmsfähigkeit. So bereichern in neuerer Zeit umfaſſendere Urtheile der Franzoſen und Engländer, ſo wie die eigenen Selbſtſpiegelungen das Bewußtſeyn unſerer Nation, und es iſt höchſt achtungswerth, eine Uebereinſtimmung fremder Anſchauung mit der unſrigen wahrzunehmen. Es dürfte daher Intereſſe und Vortheil gewähren, in der Darſtellung deutſcher Zuſtände ſtatt eigener Anſicht, zuweilen ſcharfſinnige Ausländer ſprechen zu hören. Zugleich erlaubt dieſer Gebrauch, über ſchwierige oder verfängliche Gegenſtände, in welchen den Deutſchen die Nähe, die Pietät oder die Gewalt des Augenblicks befangen macht, ein eigenes entſchiedenes Urtheil zurückzuhalten, und ohne ſich voreilige Entſcheidung anzumaßen, die betreffenden Fragen und Anſichten wenigſtens nicht zu verſchweigen.

Die Mannigfaltigkeit Deutſchlands ruht zunächſt auf hiſtoriſchem Grunde. Die Nation zerfällt in eine große Anzahl größerer und kleinerer Staaten. Als Vereinigungspunkt dieſer verſchiedenen Nationalſtücke dient der deutſche Bund, welcher, ſeit die franzöſiſche Gewaltherrſchaft abgeſchüttelt worden iſt, an die Stelle des unwiederbringlichen ehemaligen deutſchen Reichs getreten iſt. Durch die Auflöſung des alten Reichs und durch die Abhängigkeit vom neuen franzöſiſchen Kaiſerthum haben die ſämmtlichen Fürſten deutſcher Lande und die Regierungen einiger freien Städte volle und ſouveraine Unabhängigkeit ihrer Herrſchaft nach außen bekommen, ſo weit nicht die ſpätere politiſche Wiederherſtellung unſerer Nation ihre Macht einer gemeinſamen Schutz- und Rechts-

Verbindung untergeordnet hat. Daß die Natur dieſes Staatenbundes die Verſchiedenheit der einzelnen Nationalglieder nicht aufheben konnte, wird aus dem Weſen dieſer mannigfaltigen Staaten und des deutſchen Bundes offenbar.

So ſehr man auch gezwungen iſt, die geſchichtliche Nothwendigkeit dieſer Form des Nationaldaſeyns zu würdigen, ſo würde man doch bei dieſer bloß geſchichtlichen und ſtatiſtiſchen Betrachtung eines höheren Maßſtabs entbehren, wenn man nicht in einem tieferen und natürlichen Grunde ein erklärendes Prinzip ſolcher Theilung und Verſchiedenheit finden könnte. Und hier kommt den Deutſchen ſein Naturell auf eigenthümliche Art zu Hülfe. Gewöhnt, ſich für die empiriſche Mannigfaltigkeit des Daſeyns an der Einheit einer inneren und idealen Welt Erſatz zu ſuchen, bildet er ſich neben den anerkannt hiſtoriſchen Formen zugleich eine tiefere und ideelle Anſchauung der Dinge. Die Natur des deutſchen Volkes zeigt eine wirkliche Stammverſchiedenheit. Früheres Geſchick und der Verlauf der Geſchichte, natürliche Eigenheiten und Bildungsgrade bringen jedoch unter mehreren Stämmen ein gemeinſchaftliches Bewußtſeyn hervor, und was ſich hierdurch noch nicht an einander gekettet hat, das fügt der Gedanke nationalen Bedürfniſſes und wahrſcheinlicher National-Entwicklungen zuſammen. So bildet ſich neben dem reellen ein ideelles Daſeyn der Nation, welches, weit entfernt, willkührliche Phantaſien zu begünſtigen, recht eigentlich die Beſtimmung hat, durch klare und allgemein werdende Ueberzeugungen auf dem Boden der Idee allmählig die wirkliche Form nach ſich umzuwandeln. Auf dieſes Leben der Nation in der Idee führt Alles zurück, was von ihrer politiſchen und ſtaatlichen Zukunft zu erwarten iſt. Wenn man die wirkliche Exiſtenz nicht voreilig überſtürzt und die Idee zuvor im Reiche des Gedankens ſich in ihrer mit der Wirklichkeit durchwachſenen Fülle offenbaren läßt, ſo wird, was noch

mehr oder minder dunkel dem Einzelnen als Gedanke vorleuchtet, durch die Hand staatskluger Kräfte sich nothwendig verwirklichen. Die Idee ist dem Deutschen Hoffnung und Ersatz zugleich, und es besteht eine sichtbare Wechselwirkung dieser inneren und äußeren Welt. Aus innerer Anschauung holt der Deutsche den geistigen Maßstab für das, was ihm sonst zufällig erscheinen müßte. Die Idee erklärt ihm die Wirklichkeit und zeigt ihm den Weg, welchen die Geschichte und gegenwärtige Bedürfnisse der Zukunft unserer Nation vorschreiben.

In alten Zeiten gab es in Deutschland eine bestimmte Zahl von Stämmen. Im Lauf der Geschichte sind diese natürlichen Absonderungen mehrfach zersplittert und in einzelnen Theilen mit anderen Stämmen vereinigt worden. Zum Theil haben auch Völkerzüge und Vermischungen den Volksstämmen ihre Reinheit und Ursprünglichkeit genommen. In dem Zeitalter der Hohenstaufen schieden sich die oberdeutschen Völker in bestimmtere Hauptstämme ab, und Mehrere waren wieder durch Verwandtschaft, Cultur, Sitten und politische Lage enger aneinander gekettet. Besonders bildete Südwestdeutschland mit den drei Herzogthümern Schwaben, Franken und Burgund das Mark der Hohenstaufischen Herrschaft und den Kern des deutschen Reiches. Durch das Interregnum und die spätere Reichsgeschichte fiel diese Hauptmacht in immer wachsende und oft zufällige Splitterungen aus einander, bis sich zuletzt in der neuesten Nationalgestaltung die heutigen deutschen Staaten zwar mit mehr Annäherung an die natürliche und noch nicht untergegangene Stammgenossenschaft, aber wie es die verschiedenen Beweggründe und Interessen des Wiener Congresses geboten, mit möglichst engem Anschluß an die durch Geschichtslauf gegebenen und nach Erbschaftsrecht geordneten ehemaligen deutschen Reichsverhältnisse ergaben. Es wäre ganz unstatthaft, die politische Rechtmäßig-

keit unſeres Nationalzuſtandes zu unterſuchen. Diejenigen freilich, welche die Glieder der Nation nur als einen mit der Scholle verbundenen Beſitz groſſer Landeseigenthümer betrachten, werden keine Gelegenheit vorbeigehen laſſen, in ihren unnüthen Künſten zu glänzen. Es gibt aber einen höheren Standpunkt für Würdigung eines National-Beſtandes, und ohne eine ſo niedrige Anſicht von den Beziehungen der Völker zu ihren erlauchten Häuptern zu theilen, würde es dennoch eine Aufgabe von geringer Anſtrengung ſeyn, dem jetzt Beſtehenden ſein Recht zu vindiciren. Dieß jedoch darf nicht geläugnet werden, daß eine Vereinigung und Conſolitation einzelner deutſcher Staaten zur alten und urſprünglichen Stammverbindung das natürliche Geſetz der Nationalbewegung iſt. Hierzu läßt ſich die geſammte neuere Geſchichte mit allen Friedensſchlüſſen und Gebietsveränderungen als Beweis anführen. Eine zweite, durch die Natur der Dinge gebotene Nothwendigkeit ſcheint die engere Verbindung mehrerer verwandter Volksſtämme unſerer Nation. Die öſtreichiſche Monarchie verdankt dieſem Hauptgeſetze deutſcher Politik ihre naturgemäſſe Gröſſe. Seit Karl V. und dem weſtphäliſchen Frieden war Oeſtreichs Macht an die Erfüllung dieſer Aufgabe gebunden und es bildeten die Maximen des Fürſten Kaunitz, jener Politik, welche ſich im Gegenſatze der preuſſiſchen Erhebung erzeugte, bis auf den heutigen Tag die Grundlage öſtreichiſcher Staatsweisheit. Und wie ſehr beweiſt der noch junge preuſſiſche Staat, daß einzelne, unter ſich verwandte Stämme ganz unwiderſtehlich zur Verſchmelzung in einen groſſen Geſammtſtaat hinneigen. Was die andern deutſchen Staaten anbelangt, bleibt wenigſtens die Frage übrig, ob ſie in dieſer Einzelſtellung ihre naturgemäſſe Beſtimmung erkennen. Weit entfernt von einem gewaltſamen Einfluſſ auf die gegenwärtige Lage der Nation, übt jenes

ideelle und unſichtbare Deutſchland eine unbeſiegbare Herrſchaft über die Beſten des Volkes. Von dieſer Idee Deutſchlands, welche ich eben der Wirklichkeit entgegengeſetzt habe, ſind alle Veränderungen ſeit Auflöſung des deutſchen Reichs nur das natürliche Ergebniß geweſen. Alles, was geſchah, geſchah in nothwendiger Folge, zwar unter zwingendem Drange des Augenblicks, aber immer im Einklang mit dem inneren Genius der Nation, welcher, ſo weit ſein Wille klar und beſtimmt geworden, auch ſeine Macht bekundete. Wie wäre der von äußerer Gewalt hervorgerufene Rheinbund nur bis zu dem Grad erträglich geweſen, wenn nicht ein Funke Wahrheit ihm Zündſtoff im Bewußtſeyn der Nation geſchaffen hätte! Was auch eine einſeitige Geſchichtsbetrachtung dagegen ſprechen mag, das Reſultat des Wiener Congreſſes iſt für die deutſche Nation eine nothwendige Offenbarung dieſer Idee geweſen. Derſelbe Geiſt, welcher die Stimmung einzelner Menſchen ſchafft, lenkt auch den Willen der Mächtigen, und gerade die größten Mächte können der Wahrheit am wenigſten weichen.

Die innere Stimme der Nation gibt nun in dem Verhältniß der einzelnen deutſchen Staaten und Stämme ein Anziehungs- und Abſtoßungs-Gefühl an, in dem die Hauptſcheiden der geſammten Nation ausgeſprochen ſind. Aber der politiſche Magnetismus hat zugleich ſeinen geſchichtlichen Grund. Das ideelle Deutſchland kann nicht das geſchichtlich gegebene, aber es muß das von der Geſchichte vorgeſchriebene Deutſchland ſeyn. Seit der Reformation und dem weſtphäliſchen Frieden iſt die Macht Oeſtreichs mit dem, was ihm während des dreißigjährigen Krieges zunächſt zur Seite ſtand, von den übrigen, entweder proteſtantiſchen oder vom Proteſtantismus überwachten Völkern abgeſchieden und als ein beſonderer Haupttheil der deutſchen Nation zu jeder Zeit betrachtet wer-

den. Zunächſt war das übrige Deutſchland eine zuſammengehäufte Maſſe, deren Einheit oder Unterſchied in Natur und Intereſſen von dem augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſe und dem Corpus Evangelicorum auf den Reichstagen nicht hinlänglich bezeichnet war. Nur ein Gegenſatz gegen das öſtreichiſche Intereſſe hatte ſich feſt geſtellt und das Churhaus Sachſen, welches bisher an der Spitze dieſer negativen Intereſſen geſtanden hatte, nahm ſogar eine ſeinem bisherigen Charakter widerſprechende Politik an, die gemeinſchaftlichen Intereſſen dem chaotiſchen Reichskörper überlaſſend. Schwaben, Franken und die Rheinlande gehörten, trotz ihrer gemiſchten Religionsgeſtalt, wegen der Obermacht der Reichsſtädte und der weltlichen Fürſten nicht weniger dem proteſtantiſchen Reichstheile an, als faſt das ganze nördliche Deutſchland. Plötzlich erhob ſich die Macht Preußens im Norden. Friedrich der Große ſetzte der noch immer beſtehenden Obermacht Oeſtreichs eine neue politiſche Autorität entgegen und kettete das von Sachſen verlaſſene Intereſſe der proteſtantiſchen Staaten an ſein Volk und an ſeine Krone. Faſt das ganze nördliche Deutſchland ſah in der jungen Monarchie den wahren Vereinigungspunkt, welchen die Schwäche der Reichsverfaſſung ſonſt nirgends darbot. Selbſt bis nach Franken hatte der preußiſche Adler ſeine Vorpoſten gerückt. Die proteſtantiſchen Staaten Süddeutſchlands, vorzüglich Schwabens, mußten gegen die verderbſtreichiſche Macht und Vergrößerungspläne einen Schutz in der Macht des Nordens erblicken. So bildete ſich eine poſitive und politiſche an norddeutſche Präpoteranz geknüpfte, antiöſtreichiſche Scheidung. Auch der Reichsbürger von Frankfurt, der alten Krönungsſtadt, ſah mit Luſt und Begierde auf den jungen proteſtantiſchen Helden, wie uns das Leben des Dichters berichtet hat. Es war bedeutungsvoll, daß das ſeit der Reformation verkümmerte politiſche Daſeyn un-

ſres Vaterlandes mit der Erhebung Preußens und im Schooße des proteſtantiſchen Deutſchlands ſeinen erſten Aufſchwung nehmen ſollte. Doch war in dieſer proteſtantiſchen Verfaſſung nur ein Gegenſatz gegen das römiſch-öſtreichiſche Intereſſe begründet; wahrhaft poſitive Entwicklung lag noch nicht in ihr; ſelbſt die preußiſche Monarchie, welche für die andern einen entſchiedenen Charakter angenommen hatte, konnte ſich mit ſo unterſchiedenen Gewichten, die es mit ſich fort zog, nicht leicht genug bewegen. Hätte Preußen, wie es ſcheinen konnte, wirklich eine Oberherrlichkeit über das ganze nicht katholiſche Deutſchland beſeſſen, ſo wäre die Rolle, welche es am Anfange des Revolutionskrieges ſpielen mußte, eine ganz andere geworden. — Es ergab ſich immer offenbarer, daß die Vereinigung verſchiedener Elemente nur zur Sicherung gegen Oeſtreich gedient hatte und daß, ſo bald der bedrohliche Einfluß und die Macht des Kaiſerhauſes geſchwächt worden, die ſüdlichen Staaten ſich faſt mit größerer Abneigung von der Macht des Nordens wandten. Es ſcheint, als wenn die Monarchie Friedrichs des Großen ſich bewußt geweſen wäre, ſich erſt allein entfalten, den eigenen Charakter ausprägen und ihre Macht im Norden begründen zu müſſen. Der Baſeler Frieden und die preußiſche Demarcationslinie ſchließen ſogar auf eine unerfreuliche, aber nothwendige Weiſe die Intereſſen des Nordens unter preußiſchem Schutz von den ſich ſelbſt und Oeſtreich überlaſſenen ſüdlichen Staaten des deutſchen Reiches ab, ſo daß bis auf den heutigen Tag eine Trennung des ſüdlichen und des nördlichen Deutſchlands verblieben iſt. Anfangs durch äußere Hemmungen von eigener Entwicklung abgehalten und ihrer Vertheidigung wegen an Oeſtreich gekettet, vermochten die kleinen Staaten des ſüdweſtlichen Deutſchlands, welche man, einem alten Begriffe nach, ein für allemal „das Reich“ nennen konnte, ihren eigenen Charakter noch

nicht zu entwickeln. Kurze Zeit darauf brachte sie Napoleon dazu. Der Rheinbund war seinem Kerne nach aus südwestlichen Ländern zusammengesetzt. So wurde mit der Auflösung des Reiches das ganze westliche Deutschland, sowohl vom östreichischen als vom preußischen Einflusse befreit und, wenn auch abhängig von Frankreich, an seine eigene Entwicklung gewiesen. Selbst nach dem verhängnißvollen Unglück Preußens im Jahre 1806 blieb diese Macht vom Rheinbund ausgeschlossen. Die eigenthümliche Begeisterung, welche in dem Befreiungskriege das preußische Volk ohne Widerrede zum Führer der gemeinschaftlichen deutschen Sache machte, erweckte bei den übrigen, besonders südlichen Stammgenossen, oft nicht weniger Mißgunst als Bewunderung. Kein Wunder, wenn man auf dem Wiener Congreß, welcher die vaterländischen Angelegenheiten in Ordnung bringen sollte, Oestreich, nicht wegen seines alten Kaiserglanzes allein, an der Spitze der deutschen Verhältnisse sah. Wie widersprechend auch die einzelnen Interessen waren, welche die Staatsklugheit hier einigen sollte, aus den Resultaten trat klar hervor, daß trotz der äußeren Bundesvereinigung selbstständige und gehaltne Interessen im Bunde vorhanden seyen — Interessen nicht bloß der Fürstenhäuser, sondern auch der Völker. Die Periode des deutschen Bundes gibt dafür genügende Beweise. Nicht nur behaupteten Oestreich und Preußen die Stellung, die sie einmal eingenommen, sondern auch der Theil, welchem seit der Blüthe des Mittelalters freie und unabhängige Entwicklung gefehlt hatte, nahm in dem wiedererwachten Sinn für bürgerliche und politische Freiheit und für constitutionelle Staatsformen seinen eigenthümlichen Lauf.

So hat sich, wenigstens in der Idee, ein dreifaltiges Vaterland emporgehoben: erstens die alte Macht Oestreichs; zweitens der ganze deutsche Norden, welcher, zwar nicht

unterschiedslos, im Grunde doch nur in Preußen seinen einigen und alleinigen Schwerpunkt hat; endlich das eigentliche **Reich**, welches die am frühsten entwickelten deutschen Lande umfaßt und zur Zeit des Mittelalters unter den Hohenstaufen in bürgerlicher, geistiger und sittlicher Beziehung der durchgebildetste Theil der Nation und die politisch herrschende Macht Deutschlands und in Europa war. Die frühere Geschichte Deutschlands hat in diesen Landen ihren Boden, und auch die ersten Phasen moderner Cultur und bürgerlicher Freiheit sind hier in der Anzahl freier Reichsstädte, in den Verfassungen einzelner weltlicher Staaten und endlich in der sich durch diese Lande hindurchziehenden Aufregung zur Zeit des Bauernkrieges zuerst ans Licht getreten. Die Reformation, durch welche der Norden sein Gepräge empfing, konnte hier nicht vollständig durchdringen. Die hohenstaufische Herrlichkeit war zu Grunde gegangen und ein Raub vieler unabhängigen Dynasten und kleiner Herren geworden, und doch wollte man diese Ueberbleibsel alter Geschichte und diese Anfänge neuer Cultur nicht mit einer Unterwerfung unter Oestreich vertauschen. Dem Norden fühlte man sich in seiner jetzigen Lage noch mehr entfremdet. So konnten diese Stämme der Nation sich erst dann aus ihrer gemischten und unentschiedenen Existenz erheben, als ihnen die eigene größere Consolidation unter Napoleon und im Rheinbunde ein Gegengewicht gegen das übrige Deutschland, ferner die Bundesacte einen Spielraum zu eigenthümlicher Bewegung, endlich der europäische Friede den günstigen Moment gewährte, sich in eigenthümlichen Charakterzügen auszusprechen. Der politische Geist, welcher mit dem Sturz der schwäbischen Kaiser, der Sinn für **bürgerliche Rechte**, welcher nach der Unterdrückung des Bauernaufruhrs nur in einzelnen Districten und bei der allgemeinen Versunkenheit des öffentlichen Lebens in Deutschland während der Reformationsjahrhunderte nur küm-

wenlich ſich erhalten hatte, wachte unter günſtigeren Umſtänden zur Freude wie zum Schreck des übrigen Deutſchlands wieder auf. Ohne daß man wünſchen mag, daß die Dreifaltigkeit des idealen Deutſchland wirklich werde, kann man doch die charakteriſtiſche Unterſchiedenheit, welche von der Erfahrung und Geſchichte gegeben iſt und im Reiche des Gedankens ihren Sitz genommen hat, nirgends entbehren, wenn man einen Maßſtab und ein mehr als faktiſches Sonderungsprinzip bei Betrachtung der gegenwärtigen Lage Deutſchlands zur Hand haben will. Die Idee Deutſchlands kann ſich nicht verwirklichen, ehe ſie ihren inneren Umfang beſchrieben hat. Wenn aber die Kraft und der Zuſtand unſerer Wirklichkeit nicht dahin gelangt iſt, der Idee ſelbſt Stoff, Nahrung und Impuls zur eigenen Vollendung zu geben, wird jene ſelbſt nie zur Wahrheit und noch weniger zur Wirklichkeit kommen. Die Idee iſt kein auf theoretiſchem Wege entworfener Plan, welcher der unendlichen Mannigfaltigkeit menſchlicher Ereigniſſe zuvorkommen will. Sie iſt nur der Gedanke, welcher ſich, wie der Geiſt am Körper, erſt auf dem Boden der Wirklichkeit und der Geſchichte ſeines Inhalts bemächtigt; ſie iſt die Pflanze, welche erſt die irdiſche und überirdiſche Umgebung zur Entfaltung und zur Blüthe bringt. Doch der Gedanke iſt auch mehr als Pflanze, und ehe er ſeinen innern Umkreis beſchloſſen hat, wirkt ſeine Macht auf die Welt zurück, herrſcht er über jede Bewegung und weder ein Begriff noch ein Prinzip der Forſchung läßt ſich ohne die leuchtende Kraft dieſes unausgewachſenen Gedankens faſſen, welcher, wie Homunculus im Glaſe den ſiedenden Rauſch ſo lange begleitet, bis er eine glänzendere Wirklichkeit gefunden, in welche das Glas ſeinen ganzen Inhalt ausſtrömen kann. Mit der Idee dieſes dreifachen Deutſchlands treten wir der **Wirklichkeit** gegenüber.

## Dritter Abſchnitt.

### Oeſterreich und die Intereſſen des Kaiſerſtaats.

Oeſterreich fordert zuerſt zur Betrachtung auf. Seine Stellung im Bunde, die Erinnerung an die Kaiſerwürde und das größte Alter der politiſchen Macht dieſes Staates unter den Deutſchen räumen dieſer Monarchie in der gegenwärtigen Zuſammenſetzung des Reiches noch immer den erſten Rang ein. Kein anderer Staat hat eine gleich große Macht innerhalb wie außerhalb des Bundes zugleich wie dieſer. Auch iſt dieſe Monarchie der wahre Ueberreſt des alten Reiches, und hat doch durch die Umwandlung ſeiner Kaiſerkrone nachhaltige Verjüngung erlebt. Um eine deutſche Provinz gruppiren ſich die Repräſentanten jener Völker, welche einſt der römiſchen Kaiſerkrone huldigten. Nur gegen Oſten hin erweitert ſich die Macht Oeſtreichs, wie ſchon in den deutſchen Reichszeiten die Herrſchaft des Hauſes Habsburg, über die Krone Ungarns ein vom Reiche unabhängiges Beſitzthum andeutete. Während im übrigen Deutſchland der Geiſt einer neuen Zeit ſich auf den Monumenten der alten Verfaſſung und Reichsgeſchichte erhoben hat, erweiterte Oeſterreich den ſchon von Karl V. begründeten und aus einem Theile des alten Reiches beſtehenden Hausbeſitz ſeiner Dynaſtie und ohne den Weg zu verlaſſen, welchen es nach gebrochener Uebermacht im deutſchen Reiche einſchlagen mußte, kam es gerade durch entſchiedenere Iſolirung von den eigentlichen Reichsintereſſen zu dem wahren Charakter ſeiner Macht.

Jetzt erscheint es als eine unter der Hegemonie eines einzelnen deutschen Stammes aneinandergefügte und consolidirte Verbindung mehrerer gemäßigender deutscher Stämme mit den nächsten östlichen und südlichen Nationen Europas zu einer europäischen Macht, welche ihre Stellung im deutschen Staatenbunde nicht aufgegeben und dennoch für seine deutschen und nichtdeutschen Provinzen eine eigenthümliche Richtung und ein eigenes System der Politik erwählt hat.

Seit die Beherrscher der östreichischen Erblande auf Kosten der alten Reichsverfassung ihre Hausmacht zu vergrößern strebten, war der Untergang des deutschen Reiches nicht mehr zurückzuhalten, denn der Schwerpunkt in demselben ward einem vereinzelten Interesse zum Raub. Schon Maximilian I. vermochte kaum die von übermüthigen Rittern und Fürsten gestörte Ordnung des Reiches wiederherzustellen und die äußerliche Einheit zu erhalten. Die Reformation warf den entscheidenden Zankapfel in's Reich, und seitdem mußte Oestreich mit wenigen Bischöfen und katholischen Dynasten eine besondere Stellung zu behaupten suchen. Karl V. war der Wendepunkt für den Zustand des Reiches und der östreichischen Monarchie. In seiner Person stellte sich noch einmal die Fülle der Kraft eines römischen Kaisers dar, und wie ein reicher Blüthenbaum stand die Macht des deutschen Reiches da, während der Wurm oder besser der junge Schößling, welcher sich neben dem alten Stamm erhob, schon an der Wurzel des Baumes nagte. Im Jahre 1530 schrieb Luther in der Widmung einer Uebersetzung des Propheten Daniel an den Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen: „Es ist Alles aus und erfüllet; das römische Reich ist am Ende, der Türk auf's Höchste kommen, die Pracht des Papstthums fällt dahin und es knackt die Welt an allen Enden, fast als wolle sie schier brechen und fallen. Denn daß jetzt daselbige römische Reich unter unserem Kaiser Carolo

ein wenig aufſteigt und mächtiger wird, denn es lange Zeit her geweſen iſt, dünkt mich, es ſey das letzte, und für Gott eben ein ſolches Ding, als wenn ein Licht oder Strohhalm aufgebrannt jetzt verlöſchen will, ſo gibt's eine Flamme von ſich, als wollt's allererſt recht anbrennen und eben mit demſelbigen geht's aus.“ (S. Hellwings Geſchichte des preußiſchen Staates.)

Derſelbe Karl gründete aber zugleich die bleibende Eigenmacht Oeſtreichs. Der weſtphäliſche Frieden und die Erhebung des preußiſchen Staats befeſtigten nur die Hausmacht der Habsburger. Friedrich dem Großen gegenüber entwickelte der Fürſt Kaunitz die bleibenden Grundmarimen öſtreichiſcher Staatspolitik. Aus den zerfallenen römiſch-deutſchen Reichsmaſſen hatte Oeſtreich ſich ſo viel zu erhalten und anzueignen gewußt, von den anliegenden nichtdeutſchen Völkerſchaften zog es ſo viel in ſeinen Staatencyklus hinein; trotz ſeiner wachſenden Niederlagen in Deutſchland wußte Oeſtreichs Staatsklugheit aus dem Zerfall des Reiches, aus der Entkräftung der Türken, aus der Schwäche der Bourbone, beſonders in Italien, überall ſo ſicheren Gewinn zu ziehen, daß die Verminderung des oberherrlichen Glanzes in Deutſchland der Grund einer neuen Macht und des neuen Europäiſchen Staatenſyſtems wurde. In ſolcher Lage befand ſich Oeſtreich, als die Revolution und die franzöſiſche Herrſchaft die abgeſtorbenen Formen des deutſchen Reichs begrub. Bis dahin hatte das Haus Oeſtreich noch immer geglaubt, die ſämmtlichen ſüddeutſchen Lande an ſich bringen zu können; noch immer hatte es ſeine Vorpoſten weit nach Weſten hinausgeſchoben. Es hütete die Reſte des ehemaligen burgundiſchen Reiches, die öſtreichiſchen Niederlande, und widmete die allergrößte Sorgfalt ſeinen ſogenannten vorderöſtreichiſchen Beſitzthümern in Oberſchwaben und am Rheine, wie ſeinem Einfluſſe auf die geiſtlichen Lande und auf den deutſchen Ritterorden, um zur gelegenen Zeit von

da aus den Beſitz des ſüdlichen Deutſchlands und zuletzt der ihm und dem deutſchen Reiche ſeit dem weſtphäliſchen Frieden abgenommenen und an Frankreich gekommenen Beſitzungen, Elſaß und Lothringen, zu ergreifen. Nun mußten die Niederlagen dieſer Monarchie am Anfange des jetzigen Jahrhunderts, ferner die Auflöſung des Reiches und die Stiftung des Rheinbundes Oeſtreich von ſo weit ausſehenden Plänen abwenden. Jetzt dachte es nur daran, den Kern ſeiner Macht im öſtlichen Europa zu erhalten und reſignirte auf die deutſche Kaiſerwürde, indem es ſich als eigenes Kaiſerthum conſtituirte. Im übrigen Deutſchland ward der ganze Boden des Reiches von einem neuen Geiſte durchwühlt, Oeſtreich, in ausgeſprochener Vereinzelung, ſchritt auch in ſeiner alten Form weiter und gab ungebeugt von dem Druck der Zeiten niemals ſeinen Willen auf, zwar nicht die alte Ordnung der Dinge wiederherzuſtellen, aber der Ausbreitung der neuen jeden denkbaren Widerſtand zu leiſten und ſo ſeinen Einfluß auf das deutſche Reich und die europäiſchen Zuſtände zu bewahren. Man weiß, wie kräftig und arrondirt Oeſtreich aus dem Kampfe gegen Frankreich hervorging und wie es, wohl bewußt von der in den Geiſt der Zeit eingegangenen Bewegung des übrigen Deutſchlands getrennt zu ſeyn und das Uebergewicht Preußens nicht verdrängen zu können, dennoch ſeinen Einfluß und ſeine Stellung in der neuen Staatsordnung Deutſchlands nicht nur nicht aufgab, ſondern von Neuem befeſtigte und der Form nach ſich ſogar an die Spitze deutſcher Angelegenheiten ſtellte. Was ſich auch darnach ereignete, nie hat Oeſtreich die Mühe geſcheut, die Prinzipien, auf welche ſeine eigene Macht gebaut iſt, auch im deutſchen Bunde gelten zu laſſen, und ſich nebſt Preußen als einflußreichſtes Glied in demſelben zu behaupten. So iſt es eine abgeſonderte Macht und zugleich in Ueberlieferungen und in ſeiner Politik die eigentliche Ruine des römiſchen Reichs dar-

ſtellend für ſeine deutſchen Staaten mitten im Bunde ſtehen geblieben, was vor Allem den Anlaß gibt, daß das geſammte Deutſchland von entgegengeſetzten Kräften hin und her gezogen wird.

In der Einleitung zu dieſer Schrift iſt ein neueres Prinzip der öffentlichen Ordnung als die Richtung und das Geſetz aller Civiliſation angenommen worden. Was ſonſt als feſtſtehende Ordnung des Staatslebens von dem Prinzip der Autorität beherrſcht und objectiv geſtaltet war, wurde von der neueren Staatsbewegung und ihrem Prinzip gebrochen, wodurch in mehreren und zwar den unläugbar civiliſirteſten Staaten Europas ein neuer geſellſchaftlicher Zuſtand entweder ſchon begründet worden oder auf dem Wege iſt, ſich zu geſtalten. Dieſes Prinzip iſt, wie ſchon vorweggenommen wurde, die Erhebung der Einzelnen in das Allgemeine. In der älteren Politik war das Allgemeine nur die Autorität, welche dem Einzelnen Bahn und Stellung anwies. Jetzt erſcheint das Allgemeine nur als Summe aller Kräfte, indem Jeder nach Art und Maß ſeiner Talente und ſeines Berufes verpflichtet iſt, ſich in dem Ganzen zu fühlen, es in ſich aufzunehmen und zu verſtehen, ſo wie berufen, dafür mitzuwirken und es zu erſchaffen. Während die alte Ordnung jedem Staatsbürger nur die Aufgabe ſetzt, ſich in der Stellung, die ihm angewieſen iſt, zu bethätigen, ſprechen in der neuen Weltanſicht alle Einzelnen das Recht an, auf irgend beſtimmte Art den Gang der Autorität zu prüfen und an der Errichtung wie an der Ausübung des Geſetzes rechtskräftigen und organiſchen Antheil zu nehmen. Auch für Deutſchland wurde die Nothwendigkeit dieſes Prinzips anerkannt. Der Geiſt dieſer neuen Weltanſchauung hat auch in unſerem Volke Grund und Boden gewonnen. Zwar wurde zugleich eingeräumt, daß der Charakter unſerer Nation ſich auf eigenthümliche Weiſe und nur nach und nach dieſem Prinzipe

aſſimiliren könne. Der Einfluß, welchen es übt, erſcheint zunächſt noch als theoretiſcher, als ein Element, welches ſowohl mit der Eigenthümlichkeit des deutſchen Weſens als mit den Reſten ehemaliger politiſcher Grundanſichten ringt. Wir ſtreben nicht dahin, über Nacht eine äußerliche Form und ein aufgedrungenes Geſetz an die Stelle der nothwendigen, von der Idee beherrſchten Entwicklung zu ſetzen. Doch das Prinzip macht ſich wenigſtens im Bewußtſeyn geltend. Es klärt den politiſchen Ideenkreis und äußert ſeine erfindende und conſtituirende Gewalt in den Organiſationen unſerer ſtaatsbürgerlichen und nationalen Exiſtenz. So nimmt ein neuer Geiſt des politiſchen Lebens zunächſt in dem Sinn und Streben der Nation und ſpäter in der beſtehenden Ordnung Platz. Selbſt wo in Deutſchland von den politiſchen Neuerungen nichts Weſentliches eingedrungen iſt, hat man doch in der Idee anerkannt, was man in der Praxis noch verweigert. Heilſam ſcheint es, daß die Nation nicht ohne vollſtändige geiſtig nationale Grundlage vorſchnell der bloßen Form neuer Staatsgeſtaltung zueilt. Was wäre dieß auch, als eine ſchrankenloſe Berechtigung des Einzelnen, bei welcher mit der jählings einſtürzenden Autorität nicht bloß das alte Herkommen, ſondern auch die Eigenthümlichkeiten und Anlagen, welche die Nation in die neue Zeit hinüber nehmen ſoll, abgebrochen werden. Der Grundſtoff jeder Nation vermag ſich der bildenden Gewalt geſchichtlicher Umwandlungen hinzugeben, ohne die urſprüngliche Eigenheit und Richtung einzubüßen, welche im Gegentheil erſt an's Tageslicht tritt, wenn nicht das geſtaltende Prinzip, anſtatt aus dem Stoff heraus, gewaltſam von außen und mit formeller Allgemeinheit auf denſelben hineinwirkt.

So lange auch der Nationalſtoff der Deutſchen innerlich der Bewegung verarbeiten muß, um die Schwankungen des eigenen Bewußtſeyns glücklich zu beſeitigen und den ſichern

und nachhaltigen Einfluß des modernen Prinzips zu erfahren, ſo bleibt doch ſelbiges Prinzip inzwiſchen anerkannt. Es iſt in politiſcher Beziehung unſer nächſtes Ziel. Schon jetzt iſt der Einfluß unabweisbar und macht ſich ſelbſt, wo ihm nicht geſetzlich beſtimmte Formen als Organ dienen, durch die allgemeine Ueberzeugung der Nation geltend. Dieſes Staatsprinzip iſt nur im Widerſpruch gegen die Autorität als unvermittelte Gewalt demokratiſcher Natur, nicht Demokratie. Das Recht aller Einzelnen und das Uebergewicht jedes Talentes liegt darin ausgeſprochen. Alle Inſtitutionen, welche das Mittelalter und die nachfolgende Regierungszeit zu ihrer Selbſterhaltung mit ſich führten, haben ihren Zweck verloren; z. B. der unbegrenzte Einfluß der Kirche, die den Thron und die Autorität ſchützende Ariſtokratie in ihrer feudalen oder bloß modern dynaſtiſchen Natur und was damit zuſammenhängt. Der Geiſt vernünftiger Politik unſerer Zeit fordert keineswegs die Aufhebung jedes kirchlichen Einfluſſes oder aller perſönlichen Bevorzugungen, wohl aber, daß ſolche auf einem bleibenden und realen Grunde natürlichen Einfluſſes fußen, daß ſolche bevorzugte Corporationen nicht mehr nominellen Vorzug beſitzen, als ſie reellen Einfluß und lebendige politiſche Thätigkeit auszuüben befähigt und berufen ſind; endlich daß durch dieſe ariſtokratiſchen Elemente die Mitwirkung und Bethätigung aller Einzelnen nicht aufgehoben, ſondern begrenzt werde. Wahr iſt es, daß der Thron und die Autorität nicht mehr auf eigener gebieteriſcher Kraft noch auf der Zueignung weniger von ihr begünſtigter Claſſen, ſondern auf der breiten Baſis der Intelligenz und des Willens einer Nation ruhen. Der Adel und die Kirche können nicht mehr der Wall ſeyn, hinter welchen ſich die Autorität verſchanzt hat, ſondern wo ein Vorzug überlaſſen wird, da verdankt er der Natur der Dinge und einer vermittelnden Politik ſein Daſeyn und hat die Beſtimmung, über dem

blinden und bloß numeriſchen Willen der Geſammtheit das Vorrecht des Geiſtes und die vernünftige Wahrheit, wenn auch nur ſymboliſch zu repräſentiren.

Ganz anders ſtellt ſich die Lage derjenigen Staaten dar, welche durch den Stand der Civiliſation und der Cultur ihrer Völker noch an die Aufrechthaltung der alten Ordnung und der Autorität gewieſen werden. Zu dieſen Staaten gehört die öſtreichiſche Monarchie, obwohl ſie zum deutſchen Bunde gehört. In dieſen Staaten iſt das Prinzip conſtitutioneller Politik nie als Volksbedürfniß erſchienen, noch von der Staatsregierung anerkannt worden. Zwar hat Ungarn ſeine beſonderen Rechte behalten, aber dieſe Rechte ſind nur der Vorzug, welchen von Alters her die Ariſtokratie des Landes genoß und zu welchem nur unbedeutende Elemente des geſammten ungariſchen Volks zugelaſſen worden ſind. In Tyrol hat Oeſtreich nach dem Wiener Congreß die alte landſtändiſche Verfaſſung wieder erneuert, aber dieſe Verfaſſung knüpft nur die Bewilligung außerordentlicher Landesſteuern und die Aufbringung derſelben an die Genehmigung der Stände, eine Einrichtung, welche lange, bevor das conſtitutionelle Prinzip in's allgemeine Bewußtſeyn drang, ſeit den älteſten Zeiten und in den meiſten Landen des ehemaligen deutſchen Reichs vorhanden war. Ueberhaupt können die Verfaſſungen einzelner, mit der Krone Oeſtreich verbundener Völker und Stämme, nur als ein Vertrag gelten, welchen das Haus Oeſtreich bei Uebernahme der Landeshoheit zum Schutz alten Herkommens, nationaler Einrichtungen und ariſtokratiſcher Rechte eingegangen iſt. Fürwahr, die öſtreichiſche Monarchie lebt noch in jenem Stande allgemeiner Denkart und öffentlicher Verhältniſſe, welchen die Bewegung Europa's ſeit den letzten fünfzig Jahren faſt überall vorfand, und während im übrigen Deutſchland die Grundrichtung neuer Politik Anerkennung gefunden, ſtellt ſich Oeſtreich mit ſeinen Anſichten,

ſeiner Lebensart, ſeiner Wiſſenſchaft, ſeinen Einrichtungen und ſeiner Politik dieſem neuen Staatsprinzipe und den Anhängern deſſelben unabläßig entgegen. Damit berührt man den innerſten Kern öſtreichiſcher Staatspolitik, welche den Proteſtantismus ſo lange bekämpft hat, als es möglich war, welche die neue Reichsmacht im Norden unermüdet im Schach hält, welche zuerſt gegen die Revolution und gegen die franzöſiſche Republik in die Schranken trat, welche ſogar, als ſie dem franzöſiſchen Kaiſer eine Tochter des Hauſes überlaſſen, nicht ruhte, bis die legitime Ordnung, ſo weit es die Verhältniſſe geſtatteten, wieder hergeſtellt war, und welche ſich bis auf den heutigen Tag gegen das neuere Staatsprinzip, nicht bloß in der radicalen Form und rückſichtsloſen Uebereilung franzöſiſchen Volksgeiſtes, ſondern auch in der Erſcheinung eines ſich mit Nothwendigkeit aus dem Grundſtoffe der Nationalität geſtaltenden Fortſchrittes, in unverſöhnlichen Widerſpruch geſtellt hat. Es fragt ſich nicht, ob Oeſtreich im Stande ſey, der Strömung unſerer Zeit in dem Bereiche ſeiner eigenen Herrſchaft umfaſſendere Zugeſtändniſſe zu machen. Den Unterſchied des öſtreichiſchen Völker- und Staatenvereins von dem Staatenkreiſe, den es von demokratiſcher Bewegung zurückzuhalten ſtrebt, iſt ein zweifacher. Einmal ſind die ſämmtlichen, zu Oeſtreich gehörenden Völker und Volksſtämme noch auf dem Stadium des Naturlebens begriffen, und die Herrſchaft des Gedankens hat ſie noch nicht zu dem Selbſtbewußtſeyn ihres Vermögens geführt. Was der Natur angehört, iſt auch einer äußeren Autorität unterthänig, und wo ſollte man in dem mittleren Europa überbliebene Naturvölker anerkennen, wenn nicht in dem Staaten-Cyklus der öſtreichiſchen Monarchie, wo theils die Grundfeſte von Europa, das weithinziehende Alpenland, den Sinn der Bewohner befängt, oder öſtliche, ſlaviſche und ſonſt in roherer Civiliſation ſtehende Nationen

die kräftige Hand einer civiliſirenden Gewalt verlangen, oder eine abgeſtorbene Cultur aus ihrem Schlummer erweckt und zur Ordnung und Thätigkeit gegenwärtigen Weltgetriebes zurückgerufen werden ſoll. Ferner hat dieſer Staat zugleich die Aufgabe zu löſen, einen ganzen Kreis von Völkern der europäiſchen Cultur und Civiliſation durch vereinigte Kraft zuzuführen, wozu es der umſichtigſten und von den trüben Wirren der Zeit ungeſtörteſten Muße bedürfen mag. So erſcheint Oeſtreichs Politik im Innern nothwendig und vor jeder Zumuthung gerechtfertigt.

Anders zeigt ſich der Einfluß dieſer Politik nach Außen, gegen die deutſchen Staaten und gegen die der Bewegung zugefallenen Nationen des weſtlichen Europa. So wie es die Aufgabe der Monarchie ſeyn muß, in dem Bereiche ihrer Gewalt die unvertheilte Macht der Autorität aufrecht zu erhalten, ſo wird dieſelbe Politik auch den Einfluß von außen einwirkender Bewegungen beſchränken müſſen. Auf dieſem Wege iſt man jedoch ſo weit gegangen, jenes Prinzip der Bewegung als eine feindliche Macht überall zu bekämpfen und für ganz Europa das Grundgeſetz alter Ordnung als den alleinigen Schutz des Throns, ſtaatlicher Ordnung und Civiliſation aufzuſtellen. Wie Oeſtreich einſt den Proteſtantismus zurückwies und in möglichſt engen Gränzen hielt, ſo hat es ſich ſeit Anfang der franzöſiſchen Revolution der Verbreitung moderner Staatsgrundſätze mit allen ſeinen Kräften widerſetzt. Dieſe Politik iſt die Grundlage öſtreichiſcher Staatsordnung und der Grund des Einfluſſes dieſes Reichs auf das ganze europäiſche Staatsleben. Hier iſt der Punkt, wo das Ausland die alten öſtreichiſchen Staatsmarimen über ihre Gränzen getrieben hat, ohne daß durch dieſe Erweiterung die Erhaltung und Vergrößerung öſtreichiſcher Hausmacht aufgegeben worden wäre. Es hat dieſe Politik, welche früher nur auf die Erhaltung des europäiſchen Gleichgewichts ge-

richtet war, ſich zugleich mit einem Prinzipe bekleidet, oder wenigſtens die Bedingung ihrer eigenen herkömmlichen Exiſtenz zu einem Gegenprinzip erhoben. Dies iſt das Werk jenes ausgezeichneten Staatsmannes, welcher ſchon ſeit mehreren Jahrzehenden und in den wichtigſten Erſchütterungen der letzt vergangenen Zeit die Fäden der öſtreichiſchen Monarchie und der alten europäiſchen Staatsordnung zuſammengehalten hat.

Metternich's Politik bekennt ſich laut als Syſtem der Stabilität. In einem Zeitalter ſo ſchrankenloſer Bewegungen arbeitet er für die Unbeweglichkeit Europa's. Sein Grundſatz iſt die Aufrechthaltung Alles deſſen, was iſt, ja ſelbſt deſſen, was gegen ſeinen Willen entſtanden iſt. Alle Ideen, welche mit dem Prinzip neuer Staatsbewegungen zuſammenhängen und über die Begriffe Humanität und Nationalität hinausgehen, nennt er ohne Unterſchied deſtructive. Er wird Neuerungen, wo ſie eingetreten ſind, beſtehen laſſen, ſie jedoch durch möglichſt unbemerkliche Mittel unſchädlich machen. Er will den Fortſchritt, aber in den Linien, welche ſtaatskluge Autorität vorſchreibt. Die Anhänger des neuen Prinzips, geſellſchaftlicher Ordnung nennt er, die engliſchen Whigs nicht ausgenommen, Ideologen, aber er verhandelt mit ihnen, um den Grad der Bewegung aufzuhalten. Jede Theilnahme des Volks an Geſetzgebung und Staatsverwaltung ſieht er als ein Zugeſtändniß an, welches der monarchiſche Regierungsgeiſt, früher oder ſpäter, dem unruhigen Sinne neuerer Völker gemacht hat. Den alten deutſchen Landſtänden würde er für jede einzelne Provinz eines größeren Reiches ſeine Zuſtimmung geben und in dieſem Schutze des Eigenthums aller Unterthanen — bekanntlich hatten die alten Landſtände nur den Zweck, neue und außerordentliche Geld-Verwilligungen zu gewähren — gegen die willkührlichen Eingriffe eines verſchwenderiſchen Regenten die Sicherung der Macht und der

Hülfsquellen des Reichs überhaupt erkennen. In den älteren Vertretungsformen hatte die feudale mit dem dynastischen Interesse eng zusammenhängende Aristokratie überall die Obermacht und die Gewalt der Landschaft ging nicht weiter, als dem unumschränkten Willen eine Gränze zu setzen und Bitten an die Regierung zu bringen. Eine Verfassung, wie die Altenglands, hielt diese Politik für einen den Bedürfnissen jenes Landes eigenthümlichen und geschichtlich begründeten, also nothwendigen Zustand, so lange dieselbe von den aristokratischen Elementen des Landes darnieder gehalten war. Weil er noch mit dem feudalen Gewand angethan war, duldete sie diesen Adel mit oligarchischer Macht. Der wirkliche Kampf dieses Systems beginnt erst gegen die Erscheinung des neuen Gesellschafts-Prinzipes in der allgemeinen Form und in der radikalen Anwendung seit der französischen Revolution. Von dieser Zeit an ward die Prärogative der Völker zum Grundsatz erhoben. Von hier datirt sich der Wiederanfang von Volksbewegungen und demokratischen Neuerungen, welche in Deutschland zur Zeit der Reformation erdrückt worden und in England mit der Revolution von 1688 und der Thronbesteigung Wilhelms von Oranien abgeschlossen schienen. Jetzt erst bildete sich der Widerwille gegen die Theilnahme des Volkes an der Regierung zum System aus und dem demokratischen Elemente — nicht der Demokratie — setzte man ein aristokratisches Element entgegen, der getheilten Staatsgewalt eine absolute Monarchie, welche, als sollte sie an die entgegengesetzten Ideale Lafayette's erinnern, sich mit einem halb feudalen und halb administrativen Adel umgibt. Die Ansicht des Fürsten ist nachgerade die Fahne geworden, an welche sich alle, den volksthümlichen Neuerungen im Staate feindlich gesinnten Mächte, Classen oder Parteien anschließen. Doch unter allen diesen Mächten ist Oestreich die einzige, welche das entgegengesetzte Prinzip von Grund aus verab-

ſcheut und es jetzt ohne alle Rückſicht auf Verhältniſſe, Form und Maß bekämpfen oder unſchädlich machen zu müſſen glaubt. Metternich's Politik kann deshalb als der Stützpunkt und das Centrum aller conſervativen Politik angeſehen werden. Sie kennt nur zwei Parteien, eine zerſtörende und eine erhaltende; jene erſcheint ihr als der Feind des Throns und als Anfang der Auflöſung öffentlicher Ordnung. Sie verwirft jede Idee von eigentlicher National-Repräſentation. Nicht in den höheren Bedürfniſſen des Menſchen erkennt ſie den Grund dieſer Forderung und von Frankreich behauptet ſie, daß es nicht die Freiheit, nach welcher man rufe, ſondern nur die Gleichheit gewollt habe. In dem Abſcheu, welchen der Franzoſe meiſt gegen jede höhere Stellung Einzelner im Staate und ſelbſt gegen geſetzliche Autoritäten bekundete, findet Fürſt Metternich das Grundmotiv alles Freiheitſtrebens und er erklärt das ganze Prinzip, jede rein repräſentative Volksberechtigung eben ſo wie die Auswüchſe der franzöſiſchen Staatsumwälzung, für die Folge einer unſittlichen und verderblichen Gleichheitsſucht. Dies ſey die Grundwurzel alles Uebels. Aus dieſem Punkte läßt er alle Staatstheorien hervorgehen, und es war höchſt beachtenswerth in jüngſt veröffentlichten Documenten des Port-Folio den inneren Kern dieſer Anſicht und aller conſervativen Potitik nach den, wie es ſcheint, eigenen Worten des Fürſten alſo zu leſen: „Der Souverain, der immer in unmittelbarer Beziehung zur Volksmaſſe ſteht, kann ſich auf Niemand ſtützen. Die Maſſen haben ihre Fluctuationen, wie das Meer auf der Seite bewegt wird, wo der Wind herkommt und das Intreſſe des Throns vermag nicht immer einen conſervatoriſchen und geordneten Impuls zu geben. Die Gleichheit iſt nichts anders, als der Haß gegen die höher Geſtellten in der Geſellſchaft; ſie verleitet das Volk nur, ſeine Schmeichler als ſeine Herren zu erkennen, und eröffnet

jedem Intriguanten, jedem Ehrgeizigen freies Feld. So geht in dieſer Weiſe Alles, ſtatt vom Throne, von denen aus, die, jetzt oder ſpäter, die Völker auf jedweden bekannten oder unbekannten Weg leiten können.“

Mit dieſem Theorem ſpricht der Fürſt ſeine Mißachtung gegen eine ganze Seite der Civiliſation aus, welche, ganz abgeſehen von der politiſchen Lebensform, die vornehmſten und vorgerückteſten Nationen umſchließt; mit dieſem Theorem hat er verwandte Beſtrebungen in Deutſchland durch Lockungen und Macht einzuhalten oder zurückzudrängen gewußt; mit dieſem Theorem hat er die Welt und das Bewußtſeyn der Völker zerſpalten. Es iſt die Theorie der Staatsgewalt, welche Angſt hat, ſich durch Zugeſtändniſſe und Einrede das Heft der Herrſchaft aus den Händen winden zu laſſen, eine Theorie, welche, um den eigenen Beſitz zu ſichern, jeden Beſitz vertritt und darum alle dem Beſitz, dem Ehrgeiz oder dem bürgerlichen Materialismus angehörenden Leidenſchaften und Intereſſen von vornherein an ſich zieht. Es iſt nicht eine Lehre der Grundherrlichkeit, wie ſie Herr von Haller aufgeſtellt hat, nicht das bloße Recht des Beſitzes, ſondern die Gewohnheit und der Beſitz der Herrſchaft ſelbſt. Haller vertheidigt zunächſt eigentlich nur die Vorrechte und Privilegien der Ariſtokratie. Die wahrhaft conſervative Politik verlangt nur die Anerkennung des guvernementalen Herkommens. Nur in den Mitteln, es zu erhalten, und den Rechten, die er aus dem Beſitz herleitet, trifft das Syſtem des Fürſten mit dem des Freiherrn zuſammen. Auch von den religiöſen und hiſtoriſchen Doctrinen, welche ſich an die practiſche Erſcheinung des Conſervativ-Syſtems anſchließen, unterſcheidet ſich das Syſtem des öſtreichiſchen Politikers. So tief ſucht ſich letzterer ſeine Unterlage gar nicht, wie jene Ideologen der Alleinherrſchaft, welche theils die religiöſe Ergebung in Anſpruch nehmen, ſich für die Legitimität ge-

ſalbter Häupter berauſchen und den Monarchen als den Stellvertreter Gottes auf Erden proclamiren, theils in den gegliederten Formen einer nationalen Vergangenheit allein die ewigen Geſetze der Natur und geſellſchaftlicher Ordnung anerkennen. Die Conſervativ-Politik der Ideologen trifft mit der practiſchen nur in einzelnen Sätzen und in dem Sinn für Autorität zuſammen und die Alliance beider beſteht nur, weil ſie ſich beide gegenſeitig bedürfen. Die practiſche Politik bedient ſich in einer ſo bewegten Zeit der Hülfsmittel, welche ihr die Doctrin darreicht. Ohne irgend eine religiöſe Illuſion wirft ſie der prieſterlichen Salbung, mit welcher Heinrich Steffens in den „Carricaturen des Heiligſten“ die Idee der Perſönlichkeit emporhebt, ein geneigtes Lächeln zu. Sie begünſtigt die Träume von Kirchenvereinigung, ſpricht von ihren Pflichten mit einem faſt clericalen Eifer und beruft ſich auf die Alliance, welche der große Geiſt Alexanders zur brüderlichen Eintracht Europa's geſtiftet habe. An dieſe fromme Politik reiht ſich die hiſtoriſch legitime Doctrin Jarke's. Dieſe ſucht für das conſervative Streben einen höheren Zweck und findet ihn in der Form chriſtlich germaniſcher Staatsgliederung, die das Mittelalter auch in Deutſchland auf nationale Weiſe ausgeführt hat. Hier iſt nicht eigentlich Erhaltungspolitik, ſondern Wiederherſtellung die Aufgabe. Zwar eignet ſich dieſe Doctrin im Allgemeinen mit Fügſamkeit die unvermeidlichen Veränderungen der nationalen Geſtalt an, macht dem Geiſte der Fortbildung und philantropen Begriffe bedingte Zugeſtändniſſe, aber ſie hofft, daß der Geiſt einer alten National-Geſtalt und Geſellſchaftslage, welchen ſie ſo heilig wie der Naturforſcher ſeine Geſetze und Claſſen hält, wieder zurückgeführt werde. Zugleich knüpft ſie die Unveränderlichkeit herrſchaftlichen Herkommens an die ſtrengſten ſittlich religiöſen Begriffe von Legitimität und Gehorſam. Selbſt den einmal

erlangten und mit der Natur des germaniſchen Lebens nicht im Widerſpruch ſtehenden Volksrechten geſicht ſie, wie z. B. der altengliſchen Verfaſſung, ihr volles, aber unabänderliches Recht zu und entwickelt ihr Verdammungsurtheil gegen alle demokratiſchen, organiſirenden oder bureaukratiſchen Neuerungen im Einklange mit den Lehrſätzen der naturphiloſophiſchen Politik oder ſogenannten hiſtoriſchen Schule und aus höheren Anſichten derſelben von der Entſtehung des Rechts und vom Privatbeſitz. Eigentlich iſt die Schule Savigny's ohne ſtaatsrechtliche Bedeutung, aber ſie ſtellt allgemeine rechtliche Sätze auf, welche jede Conſervativ-Politik zu ihrer Rechtfertigung verbraucht und die Praxis in allen Formen als ein Zeugniß wiſſenſchaftlicher Wahrheit handhaben kann. Zu dieſen beiden norddeutſchen Hauptſchattirungen conſervativer Doctrin geſellt ſich die katholiſch mittelalterliche von Joſeph Görres. Die reiche und erhabene Geſtalt eines vergangenen Staatenbaues, deſſen Träger die Ritter und die Mönche und aufſteigend die Fürſten und Biſchöffe, deſſen Dach der Kaiſer und Spitze die Kupel St. Peters war — dies iſt die Herrlichkeit, welche die ultramontane Politik reſtauriren will. Hier liegen kirchliche Intereſſen und poetiſche Illuſionen zu Grunde. Die Verbindung mit all dieſen Doctrinen repräſentirte als Hülfsarbeiter im öſtreichiſchen Cabinet zur Zeit eines nationalen Enthuſiasmus der geiſtreiche Friedrich Schlegel.

Von allen dieſen Bemühungen hat die conſervative Praxis Vortheil gezogen. Aber unerweicht von den Täuſchungen irgend eines ſolchen Syſtems behält die Politik Sr. Durchlaucht die Nothwendigkeit und den Zwang des Beſtehenden vor Augen. Bei allem Widerwillen gegen die Zeitbewegung, bei aller Anhänglichkeit an Deutſchlands Größe und Nationalität hat der Fürſt nie vergeſſen, daß er im neunzehnten Jahrhundert lebt und mehr als Alles die Macht ſeines Kai-

ſerhauſes und der öſtreichiſchen Monarchie zu erhalten hat. Vielleicht ahnt er ſogar, daß eine Politik des Intereſſes ſich vor den tiefſinnigen, auf einen ſoliden Boden oder auf Wiſſenſchaftlichkeit berechneten Ideen zu hüten habe. Iſt nicht die der conſervativen Praxis am nächſten ſtehende Politik der toryſtiſchen Partei in England durch die Anhänger, welche dem geſetzlichen Herkommen und dem Beſitze, alſo den Intereſſen, auch eine ideelle ſtaatsrechtliche Begründung geben wollten, gleichſam um ihre Naivität, ihren Zauber gebracht worden? Das Syſtem des Fürſten beruht auf einem unbeſchränkten Reſpect gegen die Thatſachen, und ohne die Maximen oder den Willen je abzuläugnen, ordnet es ſich jeder bedingenden Nothwendigkeit unter. Es liebängelt mit allen Intereſſen, ohne ſich deshalb von leidenſchaftlichen oder blinden Zumuthungen berücken zu laſſen. Wohl wiſſend, wie ein jedes Geſchlecht ſeine Bedürfniſſe und ſeine eigenthümlichen Forderungen auf eine entſprechende Weiſe erfüllt ſehen will, vollbringt Metternich dieſe höchſte Aufgabe der Staatsweisheit, indem er Alles zuläßt, nur nicht das Prinzip der neuern Völkerbewegung und deſſen unmittelbare Conſequenzen. Die Politik des Intereſſes iſt nothwendig auch die Politik der Furcht, denn die Macht der Ideen droht der politiſchen Gewalt mit einer Veränderung des Herkommens, mit einer Beeinträchtigung des Beſitzes oder mit einer Verminderung des Einfluſſes und Störung des Gleichgewichts unter den Staaten Europa's. Was eine Politik der Furcht und des Widerſtrebens poſitiv vollbringen kann, hat das öſtreichiſchen Cabinet zur allgemeinen Bewunderung geleiſtet. Es zeichnet dieß Syſtem eine Entſchiedenheit, Umſichtigkeit und Feinheit aus, wie nur das Intereſſe zu ſeiner Selbſterhaltung hervorruft, und man fühlt ſich in den Wirren der Zeit und unter niederſchlagenden Enttäuſchungen oft von der Haltung und gebieteriſchen Majeſtät dieſes Syſtems und des

Hauptes, welches an ſeiner Spitze ſteht, wie von einem poetiſchen Zauber ergriffen. Beſonders bei den Deutſchen zeugt dieſe ſtumme Ehrerbietung von dem Schwanken, in welchem das Nationalbewußtſeyn begriffen iſt.

Einer ſo impoſanten Geſtalt wie der des Mannes, deſſen Syſtem und Charakter bisher gezeichnet wurde, muß jeder politiſche Sinn überhaupt, vorzüglich aber der deutſche Politiker ſein Auge zuwenden. So lange Oeſtreich diejenige Stellung im deutſchen Bunde behauptet, welche ihm noch unbeſtritten iſt, wird Metternichs Glaubensbekenntniß, ſein politiſches Syſtem und ſein Wille auch ein Theil des allgemeinen deutſchen Nationalbewußtſeyns bleiben und bei der Lage der übrigen Bundesſtaaten mit der Macht, über die er unumſchränkt gebietet, ein Ausdruck des Nationalwillens ſeyn. Oeſtreich iſt neben Preußen der Repräſentant Deutſchlands dem Ausland gegenüber und wird in dieſer Stellung nie ermüden, Anmaßungen gegen Deutſchlands Unabhängigkeit und Beſtand oder Störungen, welche das Gleichgewicht auf dem Continent aufheben könnten, in ihre Gränzen zurückzuweiſen. Welcher Anſicht man auch in politiſchen Betrachtungen zugethan ſey, man wird, um Metternichs Einfluß und Bedeutung zu verſtehen, ihn und die Monarchie, die er vertritt, für nothwendige Glieder in der neuern deutſchen und europäiſchen Geſchichte halten müſſen. Während ſich Alles um ihn verändert hat, und wie oft Fahne und Parole gewechſelt, ſteht der Führer des öſtreichiſchen Cabinets in unerſchütterlicher Stellung. Er hat mit allen Verhältniſſen, allen Gefahren, allen Verwirrungen unterhandelt und bisher nicht bloß den Glanz ſeiner Monarchie, ſondern auch ſeinen Gegendruck in einer von früher ungekannten Kräften bewegten Welt erhalten. In allen Kämpfen des Hauſes Oeſtreich gegen die franzöſiſche Bedrückung, ſelbſt im Befreiungskriege hat er zu ſeinem Vortheil eine nationale Begeiſterung zu enzünden gewußt, ohne

je Hoffnungen zu erwecken, welche zu erfüllen er nicht geneigt seyn konnte. Freilich verstand er die Sprache des Zeitgeistes, und lernte selbst der Revolution ihre verführerischsten Worte ab. Was lag aber darin, wenn sich Oestreich im Jahre 1809 den Befreier Europa's nannte und in seinen Proclamationen verkündete: „Die Freiheit von Europa hat sich unter Oestreichs Fahnen geflüchtet.“ Metternich gerieth nie in die mißliche Lage, den Unterthanen des Reiches Institutionen und Berechtigungen zusagen zu müssen, deren Verwirklichung man nachher unzeitig oder unthunlich gefunden hätte. In unbestimmten Ausdrücken, nur um den Einfluß Oestreichs auf die kleineren Fürsten und souverain gewordenen Herrscher Deutschlands zu wahren und um zugleich den von den Zeitideen ergriffenen Stämmen eine Genugthuung zu geben, sicherte er denselben auf dem Wiener Congreß die Aufrechthaltung oder Einführung landständischer Volksberechtigungen zu. Was immer Erhebendes dem deutschen Volke zugesprochen wurde, so trug der politische Eifer, Recht und Freiheit klug umgehend, lediglich den Stempel nationaler und patriotischer Begeisterung, worin dem östreichischen Cabinet die Deutschthümelei und die plötzlich in die Politik übergesprungene Romantik zur Seite stand.

Man kann von Metternich nicht sagen, daß er sein Zeitalter beherrscht habe, und wie hätte er dieß vermocht mit einer abwehrenden und wenig mehr als aufrecht haltenden Staatskunst und in einer Zeit, wo die positivsten Kräfte, wenn auch nicht nachhaltig oder nicht prädominirend, auf dem Kampfplatze erschienen, in einer Zeit, wo die Welt von einem Alles aufregenden Prinzipe politischer Denkart getheilt wurde, wo ein Mann, wie Bonaparte, die feinsten diplomatischen Gespinnste mit seinem welterschütternden Degen durchhieb, in einer Zeit, wo sich der Ehrgeiz einer neuen europäischen Macht selbst mit Verläugnung aller Prinzipien

drohend jeder beſchränkenden Größe gegenüber ſtellte, in einer Zeit, wo England, der langjährige Verbündete von Oeſtreich, plötzlich eine innere Verjüngung und einen die ganze Stellung europäiſcher Politik verändernden Umſchwung erlebt hat und in Deutſchland ſelbſt ſich eine Umwandlung politiſcher Ueberzeugung bildete und eine norddeutſche Macht, die früher oder ſpäter der Heerd des Widerſpruchs werden kann, ſich lebenskräftig erneuerte, — wie hätte das Haupt der Conſervativ-Partei das Jahrhundert beherrſchen können? Aber dieß muß man ihr zugeſtehen, daß nichts Großes, ganz Europa Beruhigendes und wenigſtens auf längere Zeit Nachhaltendes ohne die vermittelnde Hand des Fürſten Metternichs zu Stande gekommen iſt. Man hat vorzugsweiſe die jetzige Geſchichtsperiode einen Act politiſcher Vermittlung genannt, doch wenn irgend einzelne Perſönlichkeiten, ſo ſind Talleyrand und Metternich die großen Vermittler des vergangenen Zeitlaufs geweſen, die, aus den entgegengeſetzten Feldlagern abgeſendet, die wichtigſten Reſultate des jetzigen europäiſchen Zuſtandes errungen haben. Wenn Metternich ſeinem großen Nebenbuhler vielleicht an unerſchöpflichen Künſten der Verſtellung und der Ueberredung nachſteht, ſo hat der deutſche Staatsmann vor dem Franzoſen eine Offenheit, eine Entſchiedenheit und ein bei aller Schmiegſamkeit unter nothwendige Bedingungen ausgeſprochenes und unwandelbares Prinzip voraus. Auf alten Beſitz geſtützt, tritt Metternich's Wille mit dem Stolze und der Sicherheit zweifelloſer Legitimität auf, während der durch alle Schmutzphaſen einer werdenden Staatsordnung hindurchgezogene und im Grund der Seele einer vergangenen Ordnung und der Stabilität zugehörende Hofmann kein Mittel der Perfidie und treuloſer Staatskunſt entbehren konnte, um den Einfluß ſeiner Nation zu erhalten und von dem, was dieſe in Verbindung mit einem neuen Völkergeiſte ſich nicht entziehen läßt, der

gezwungene Repräsentant zu bleiben. So erschien der Liberalismus, von Talleyrand vertreten, gegen alle Erwartungen immer nur in einer machiavellischen und fast bittenden Stellung, wo es dann gewiß ein Glück ist, daß jüngst die liberale Aristokratie Englands die Repräsentation neuer Staatsprinzipien und des verbündeten Frankreich aus den Händen des staatskünstlerischen Parvenü-Liberalismus übernommen hat.

Man hat schon die Frage aufgestellt, ob Fürst Metternich aus innerster Ueberzeugung sein System vertrete? Ich habe daran nie gezweifelt, wie denn dieß überhaupt in großen Verhältnissen eine unphilosophische Skepsis ist, da des Menschen Ueberzeugungen von der Gewalt der Dinge geleitet werden, auf welche sie Einfluß gewinnen sollen. So wird man eingestehen, daß, wie tief auch der Weltblick sey, den man dem Genius des Fürsten zuschreibt, derselbe sich doch vom Anbeginn seiner Laufbahn immer zunächst als östreichischer Staatsmann gefühlt und gedacht habe. Der großen Versöhnungskunst des Wiener Cabinets hat auch der deutsche Bund, im eminenten Sinne des Worts, seine Entstehung zu verdanken. Die Urtheile der Zeitgenossen und die Ergebnisse der nächsten Geschichte mögen ausfallen, wie sie immer wollen, für das Jahr 1815 unserer Nationalgeschichte war dieser Act weltgeschichtlicher Ausgleichung eine Nothwendigkeit, zu deren Vollbringung es gerade einer so beruhigenden und habilen Hand gehörte, wie die des östreichischen Staatskanzlers war. Redliche Freunde des volksrechtlichen Staatsprinzips läugnen nicht, daß die Bewegungen, die eine höhere Civilisation der Menschheit nothwendig macht, sich vor den anarchischen Leidenschaften, vor rohen Begriffen und vor jenem Pöbel, der nie untergeht, aber auch bei wachsender Bildung immer weniger furchtbar ist, gerade in diesem Zeitalter der Gährung und des Kampfes werden zu wahren

haben. Dieſer ſchwierigen Aufgabe edler Politik hat nun am Anfange ihrer Löſung gerade der conſervative Widerſtand des Fürſten Metternich unläugbare Unterſtützung verſchafft. Wie Robert Peel in England den Reformern ein nothwendiges Gegengewicht gegen die radicalen Volksſtürmer bieten muß, ſo hält das Haupt der öſtreichiſchen Politik nicht bloß den geſammten europäiſchen Radicalismus, vorzüglich die gewiſſenloſe und bis zur Auflöſung gährende Richtung des franzöſiſchen Liberalismus, ſondern auch die den nothwendigen und ſicheren Entwicklungsgang unſrer Nation übereilenden Bewegungsmänner im Schach und arbeitet dadurch den auch in Deutſchland für das Ziel einer im Sinne des neuen Staatsprinzips ſich erzeugenden öffentlichen Ordnung thätigen und ächten Reformern in die Hand. Doch läßt auch dieſer wohlthätige Einfluß leider noch die Frage übrig, ob der Widerſpruch conſervativer Geſinnung zuletzt die Bewegung der Zeit aufhalten kann, oder ob er ſie zur unrechten Zeit aus dem natürlichen Maße hinausſchleudern wird. Wie ſelbſt die Weisheit Robert Peels das Ungeſchick und die Starrheit ſeiner Freunde und Bundesgenoſſen nicht unſchädlich machen kann und zuletzt mit einer unhaltbaren Sache vom Schauplatz abſcheidet, ſo kann auch Metternich Deutſchland und den europäiſchen Nationen gegenüber trotz ſeiner vermittelnden und mäßigenden Beſtimmung die gegen den Geiſt höheren Menſchenbildung trotzenden Intereſſen einer durch ganz Europa verbreiteten Partei nicht durchzufechten hoffen und er wird, wie die Monarchie, deren geiſtiges Haupt er iſt, zuletzt Schritt vor Schritt zu einer rein öſtreichiſchen Separatſtellung und Politik zurückgeführt werden.

Dieß iſt die Charakteriſtik eines Syſtems, welches ſeinen Einfluß auf das deutſche Staatsleben fortſetzt. Wir können es würdigen und verehren, aber Niemand darf es groß nennen. **Größe wird nur offenbar, wo eine neue**

Richtung des Menschengeistes, ein geschichtliches Bedürfniß mit schöpferischer Kraft erfaßt und mit geschicktem Arm vollführt wird. Metternich's Politik ist abwehrend und erhaltend. Sie ist vielleicht nothwendig, aber nicht groß zu nennen. Indem ich dieß Urtheil ausspreche, fühle ich klar, daß der Beweis für dasselbe nur in dem Prinzip liege, welches urtheilt. Durch dieß Prinzip von der Denkweise eines so erleuchteten Mannes und von dem Nerv der östreichischen Politik abgeschieden zu seyn, erneuert den Schmerz über ein in tiefstem Grunde erschüttertes Nationalbewußtseyn, von dessen inneren und feindseligen Reibungen selbst der bessere Wille getrübt wird und an dem sich so lange die Kräfte zerreiben werden, bis das eine Prinzip zu gemessener, aber ungehinderter Entwicklung kömmt. Daß ich da keine Größe sehe, wo Deutschland keinen Sieg erwarten darf, ohne seine Stellung, seine Bildung, seine Wissenschaft und seine Zukunft zu opfern, ist ein Bekenntniß, welches ich mit der einer noch über unsere Nation waltenden Macht und ihrem glänzenden Repräsentanten schuldigen Achtung abgelegt habe. Dieß ist, was immer klarer ins Bewußtseyn tritt, die nur äußerlich zusammenhängende, aber innerlich geschiedene Stellung Oestreichs und seines Staaten-Cyklus zur deutschen Nationalentwicklung. Ich wende mich ohne weitere Rücksicht auf die Person, die ich charakterisirt habe, zur Betrachtung der gegenwärtigen Lage Oestreichs nach Innen und nach Außen und der dadurch bedingten inneren und äußeren Politik. Bis hieher ward diese Politik zugleich als ein integrirender Theil des deutschen Nationalzustandes angesehen; von jetzt an stelle ich auch Deutschland dem östreichischen Systeme gegenüber.

Man erschrecke nicht vor dem Gedanken, Oestreich und Deutschland als zwei besondere Factoren auseinan-

der zu halten. Sie sind schon der Natur der Dinge nach getrennt. Natürliche Lage, Religion, Sitte, geistige Bildung und neuerdings der Charakter des politischen Bewußtseyns, sondern die östreichisch-deutschen Provinzen als einen Haupttheil der im weiteren Sinne sogenannten deutschen Nation ab, wobei die äußerliche Verbindung des östreichischen Staates durch die Bundes-Verfassung bei der gegenwärtigen Lage der eigentlich deutschen Staaten bestehen kann und zur Einigung und zum Schutz derselben gefordert wird. Selbst wenn auch in der äußeren politischen Erscheinung eine auffallendere Trennung zwischen Oestreich und den deutschen Vereinsstaaten die zukünftige Folge der schon jetzt innerlich vorhandenen Scheidung seyn sollte, so wäre dieser Erfolg als ein nothwendiges Ereigniß in der Geschichte unserer Nation und in keinem Falle als ein Unglück zu betrachten. Scheint es doch, als sollten die Gränzgebiete Deutschlands durchweg dem Interesse eines andern Völkerzuges anheim fallen. Es wurden nicht allein einzelne dem deutschen Bund zugehörende Provinzen nicht-deutschen Fürsten überlassen, sondern ganze Provinzen, die ehemals dem deutschen Reiche zugehörten oder noch jetzt durch Sitte, Sprache und Bildung an die deutsche Nationalität gekettet sind, mit andern Staaten und Nationen verschmolzen, ohne daß die Hoffnung vorhanden wäre, diese Provinzen wieder mit dem politischen Deutschland verbunden zu sehen, noch daß der Ansicht gehuldigt werden könnte, es lasse sich aus einer Wiedervereinigung ehemals deutscher und zum Theil in fremde Sitten, Sprache und Geistesrichtung, vor Allem jedoch in fremde Interessen eingegangener Stämme mit dem jetzigen deutschen Reiche für dieses oder für jene Nationalglieder ein wahrhaftes Heil erwarten. Von der frühesten Geschichte an war es die Bestimmung germanischer Nation, sich in mehrere Völker und Nationalitäten zu zertheilen, wie dieß dann auch entweder durch Vermi-

ſchung mit andern Völkerracen oder durch natürliche Scheidung des germaniſchen Elements wirklich geſchah. Jenes große Reich der Franken, welches Karl im 9. Jahrhundert vereinigt hatte, mußte alsbald wieder zerfallen und die zufällige Theilung der Politik glich ſich durch andere politiſche Ereigniſſe und durch die natürlichen Lebensbedingungen der Nationen wieder aus. Auf ſolche Weiſe iſt das alte Burgund zum Theil mit Frankreich, zum Theil mit dem heutigen Königreich Belgien vereinigt worden, wodurch die ſchönen Provinzen, Lothringen und die Freigrafſchaft, an Frankreich kamen. Selbiges riß auch die oberrheiniſche Provinz Elſaß während der Schwäche des deutſchen Reiches ab. Die Schweiz entzog ſich nicht nur der habsburgiſchen Oberherrſchaft, ſondern ſchied zugleich aus dem deutſchen Reichsverbande. Savoyen ging früh verloren, und gehörte bald zu Frankreich, bald einem italieniſchen Souverain. Die ehemaligen deutſch-öſtreichiſchen Niederlande machen jetzt den Grundbeſtand des Königreich Belgicas aus. Die Holländer, ein urſprünglich deutſcher Volksſtamm, ſind unter einem eigenen Könige vom deutſchen Verbande losgetrennt. Altpolniſche Provinzen waren einſt dem Deutſchmeiſterthum Preußen unterthan und ſo zum Reiche gehörig. Liefland, Kurland und Eſthland ſind altdeutſche Provinzen, wurden früher zum Reiche gezählt und kamen ſpäter zur Krone Rußland. Was wäre dieß für ein thörichter Heldenſinn, wenn der Reſt des alten deutſchen Reiches dieſe Provinzen wieder erobern wollte, obſchon eine engere Verbindung mit der Schweiz und mit Holland ſpäterer Zeit überlaſſen ſeyn kann. Nicht die Ausdehnung des deutſchen Reiches und eigentlich deutſcher Nationalität, ſondern die innere Einigung und Kräftigung des unverwüſtlichen Kernes des deutſchen Nationalbeſtands, die Entwicklung dieſes Kernes und die Ausdehnung, welche er zu dieſer Entwicklung oder als Schutzmauer bedarf, dieß allein kann das

Ziel ächt deutſcher Politik ſeyn. Der Kern eines Dinges gelangt erſt dann zu freier und glücklicher Entfaltung, wann er ſich alles hemmenden Beiwerks und jedes unweſentlichen Nebenbeſtandtheils entäußert hat.

Die in dem öſtreichiſchen Kaiſerſtaate verbundenen deutſchen Volksſtämme, bilden einen abgeſonderten und mit nichtdeutſchen Nebenländern in nothwendiger Berührung ſtehenden Völkerbund. Man hat von der deutſchen Nation geſagt, ſie habe an die Nachbarſtaaten Glieder des Ganzen überlaſſen, um mit ihrer Kraft den Geiſt anderer Nationen zu durchdringen oder die Verbreiterin ſittlicher Cultur und bürgerlicher Civiliſation zu ſeyn. Wir haben das Ueberflüſſige von uns gegeben, um Andere zu bereichern, und halten durch die Stammgenoſſenſchaft die meiſten Nachbarſtaaten auf unſere geiſtige Entwicklungsſtufe gerichtet und an unſer Nationaldaſeyn gekettet. Unſere Sprache iſt ein Theil der Nachbarſtaaten geworden und trägt die Bildung in fremde Länder. Unſere Literatur hat noch im weiteſten Umfange der deutſchen Nation ihren verbreiteten Cultus, unſere Wiſſenſchaft gibt auch den Umwohnern ihr geiſtiges Material und von dem, was wir gerecht haben, bringen uns die erregten Nebenvölker die erfreulichſten Gegengeſchenke. So exiſtirt durch das Medium unſerer Nationalität ein innerliches Band zwiſchen den vornehmſten Nationen Europas. Oeſtreich ſcheint mit ſeinen deutſchen Provinzen gleichfalls der Begründer einer werdenden, außer-deutſchen Cultur zu ſeyn. Als ein eigenthümlicher Kern deutſcher Naturvölker, welcher ſich von dem geiſtigeren Bewußtſeyn des übrigen Deutſchland verlaſſen fühlt, iſt dieſer deutſche Stamm-Cyklus an die Bewegung des öſtlichen und ſüdlichen Europa gewieſen und beſtimmt, das Centrum einer nachgehenden Civiliſation und einer beſonderen im ſüdöſtlichen Europa nothwendigen Völkervereinigung zu bilden. Der Oſten, der Lauf der Donau iſt die Aufgabe

der deutsch-östreichischen Stämme. Durch sie wird diese Seite Europa's mit dem Culturbestand der eigentlich germanischen Staaten in Beziehung erhalten. Freilich im weiteren Sinne der Nationalität bleiben auch diese deutschen Stämme für alle Zukunft mit den rein-deutschen Landen verbunden. Oestreich wird der Repräsentant einer dem engeren Deutschland nicht zugehörenden allgemeinen deutschen Nationalität werden und unsere Wissenschaft und Kunst wird, wenn auch in bedingtem Maße, das Eigenthum östreichischer Bildung und östreichisches Geistes- und Lebens-Erzeugniß einen Theil allgemeiner deutscher Geisteskraft, Production und Erfindung abgeben.

Es mag bemerkenswerth seyn, daß wir auch gerade durch Oestreich um die meisten vom deutschen Reiche abgerissenen Provinzen gekommen sind und daß dieselben, früher meist Oestreichs eigene Provinzen, nicht an das deutsche Reich, sondern an das Ausland abgetreten oder selbstständig wurden. Nach und nach hat Oestreich Alles eingebüßt, was es im westlichen Europa besessen. Durch wen ist die Schweiz vom Reiche gekommen? Durch weissen Schuld ist Lothringen an Frankreich gerathen? War nicht zu Ensisheim im Elsaß früher ein Hauptsitz der vorderöstreichischen Regierung? Wohin hat es das Besitzthum der Herzoge von Burgund gethan, deren glücklicher Erbe Oestreich war? Wie hat es Flandern und seine Niederlande aufopfern mögen? Oestreichs Staatsklugheit besiegte früh jeden Zweifel über das, was ihr am Nächsten liege; während das eigentliche Deutschland, besonders das südliche, noch immer die Hoffnungen, die es von Oestreich hegt, nicht aufgegeben hat. Wie viele Süddeutsche sehen noch in dem Wiener Cabinet ihren sicheren Schutz und die Garantie ihrer eigenthümlichen Entwicklung, ihrer materiellen Beförderung. Vom Norden durch geschichtliche Vorurtheile, eigenthümliche Naturgaben und äußere Lebensart

geſchieden, blicken ſie ſchutzbedürftig, wie ſie ſind, auf Oeſtreichs Macht, als ſey ſie noch der Schwerpunkt des geſammten ſüdlichen Deutſchlands, und was das Intereſſe nicht vermag, einigt die Pietät und die Erinnerung an die Kaiſerkrone, welche noch jetzt manche deutſche Fürſten in lehnspflichtigen Gedanken erhält und den ſouverainen Ehrgeiz, welcher ſich ſonſt ſchwer vor anderer Macht beugt, überwindet. Was Deutſchland, vorzüglich das ſüdliche, mit Oeſtreich zu verlieren hat, was von Oeſtreich zu fürchten, gehört nicht an dieſe Stelle. Es war ein hochherziger, aber unausführbarer Gedanke, den eine große deutſche Frau ausſprach, als ſie während der Zerwürfniſſe des Wiener Congreſſes in einem Briefe äußerte: „Hätte nicht unſer Friedrich die katholiſche Maria Thereſia heirathen können, um all dieſen Zwieſpalt zu enden?“ Hier erkennt man die Natur des Weibes wieder, welche, um ein ſchönes Erbe beieinander zu halten, zwei ſich ausſchließende Reiche wie zwei Glieder einer Familie zuſammenkuppeln möchte.

Wien, die Hauptſtadt der öſtreichiſchen Monarchie, kann nur in demſelben uneigentlichen Sinne als eine Hauptſtadt Deutſchlands betrachtet werden. Sie trägt den Charakter des Staats, deſſen Repräſentantin ſie iſt. Zwar wird durch Erinnerung und allgemeine Nationalverbrüderung ein Band geſchlungen zwiſchen Wien und dem übrigen Deutſchland; doch dieß Band iſt eben ſo äußerlich als in ſolch äußerlicher Beziehung unauflöslich. Man bewundert mehr die Größe, die Eigenthümlichkeit und das Volksleben dieſer Stadt, als daß man ſich ſelbſt in ihr wieder erkennte. Noch fehlt es an einer anerkannten Hauptſtadt des eigentlichen Deutſchlands, und es wird bis dahin jeder großen, wenn auch fremdartigen Erſcheinung leicht, ſich einen Theil der Aufmerkſamkeit zu erhalten. Wien iſt die Kapitale der öſtreichiſchen Monarchie; jede andere Größe an ihr iſt Erbſchaft und Erinnerung, für

Deutschland ohne gegenwärtige Bedeutung. Wie lange hatte das deutsche Kaiserreich hier seinen Sitz! Hier drängte sich Kunst, Reichthum, Geist früherer Zeiten zusammen. Noch jetzt lebt Oestreich und vorzüglich Wien von dieser Erbschaft des deutschen Reiches und labt sich um so sorgloser an diesen Schätzen, als eine andere wirre und anstrengende Richtung, an der es keinen Theil hat, noch nehmen konnte, die andern deutschen Stämme täglich mehr um den reinen Genuß alter Besitzthümer bringt. Von der Neuzeit nimmt Wien in sich auf, was der östreichische Sinn bedarf und was sich mit der alten Errungenschaft verschmelzen kann. Dagegen wird es mehr und mehr der wahre Vereinigungspunkt seiner Vereinsstaaten und zieht durch das lombardische Königreich fast ganz Italien, wie durch Ungarn und Dalmatien den ganzen Orient an sich. Wien ist auch noch immer der unveränderte Sitz des ächtrömischen Katholicismus in Deutschland. Es wahrt diesen Cultus in seiner Naivität, in seiner Harmlosigkeit und in seinem Herkommen. Die weiten Hallen der Stephanskirche bergen den ganzen Reichthum südeuropäischer Völkergewohnheiten. Nach schönen lebenslustigen Wienerinnen tritt eine stolze Venetianerin oder ein sporenklirrender Ungar mit seinem unverschämten Schnauzbart in die heiligen Räume. Neugier lockt Fremde aus Deutschland und aller Welt, den Hochaltar des östreichischen Staatenkranzes, die stille Stammbegrüßung und Nationalvereinigung in Augenschein und sich von den Reizen, welche Natur, Kraft und classische Schönheit enthüllen, so viel zu Herzen zu nehmen, als östreichische Gutmüthigkeit und Hospitalität der ganzen Welt spenden möchten. Zu Wien findet man noch die volle Anmuthigkeit eines unbefangenen, erinnerungsreichen und tüchtigen Volkslebens. Hier sprudelt noch jene Laune, jene witzige Gutmüthigkeit, jene sinnliche Befriedigung, kurz, jene durchgehende Natürlichkeit des geistigen

und leiblichen Daseyns, welche dem urſprünglichen Naturleben entwundenen Stämme Deutſchlands abhanden gekommen iſt. Die Stadt iſt groß und bei äußerer Enge voll innerlicher Bequemlichkeit; die Gegend iſt ſchön und zum Genuß rufend; die Lage ladet alle umwohnenden Stämme und Völker Oeſtreichs zur Bewunderung und zur Wohnung ein. Den weiten Vorſtädten der Kaiſerſtadt ſchließen ſich die im Umkreiſe der Monarchie gelagerten eigenthümlichen Plätze: Prag, Peſth, Venedig, Mailand, Innsbruck, und wenn es erlaubt iſt zu ſagen, München, als eigentliche Vorſtädte Wiens an. Daß Wien die Erbin der ehemaligen deutſchen Reichsgröße und der Ausdruck des jetzigen öſtreichiſchen Staatenſyſtems iſt, dieß macht ſeine Größe. Entfernt von den trüben und nothwendigen Gährungen, von welchen das Bewußtſeyn des übrigen Deutſchlands, bis auf die niederen Stände hinab durchzogen iſt, genießt Oeſtreichs Hauptſtadt jene ungeſtörte und auf langem Herkommen begründete Behäbigkeit, welche wie ein Zaubertrank auch die kräftigen, aber rohen Forderungen Ungarns und den alten Widerwillen Italiens bezwingt. In Wien wird die Ueberfülle der Kraft, welche der trotzige Adel Ungarns der bürgerlichen Civiliſation entgegen ſtellt, ihn ihrem innerſten Marke gebrochen, und der arme bettelſtolze Nobili Italiens vergißt, wenn er dieſe zuſammengehäuften Reichthümer und glänzende Formen des Staatslebens mit dem ungehemmteſten Lebensgenuſſe, mit einem milden Katholicismus und mit den eleganten Sitten altariſtokratiſcher und altfranzöſiſcher Convenienz vereinigt ſieht, den nationalen Unmuth, den er mitbrachte. Durch Ungetrübtheit des inneren und äußeren Lebens beſteht in Oeſtreich und Wien noch jene Naivität und Laune, jene „ſüße Gewohnheit des Daſeyns“, welche, ohne arm an ſittlichem Gehalt oder an Geiſt und Talenten zu ſeyn, die Leichtigkeit jugendlicher oder patriarchaliſcher Sitten erhält, und ohne

Furcht die ſinnliche Seite des Lebens als die natürliche Eigenſchaft der hier vereinigten Völker vorwiegen läßt. Alle Beziehungen, welche der Orient zu dem heutigen civiliſirten Staatenleben der europäiſchen Völker haben kann, nimmt Wien für ſich in Anſpruch. Rom und Conſtantinopel ſind ihre Vorpoſten, und wie eine mährchenhafte Rieſin würde ſie ihren Arm bis an das alte Babylon ausdehnen, wenn nicht von der entgegengeſetzten Seite der eine zweite Macht ſich die Aufgabe der Civiliſation längs der ſüdlichen Meere und Oeſtreich eine Gränze geſetzt hätte.

Wenn man von Wien ſpricht, ſo urtheilt man über die dem öſtreichiſchen Staate nothwendige Durchſchnittsbildung, welche ſich aus allen Provinzen zuſammendrängt, und es kömmt die geiſtige Beſchaffenheit Oeſtreichs überhaupt und vorzüglich der deutſchen Stämme in Betracht. Weil der Oeſtreicher nicht nach Preßfreiheit ruft und für die Gedankentiefe der deutſchen Philoſophie nicht ſehr empfänglich iſt, kann man doch nicht ſagen, der Oeſtreicher denke und wiſſe nichts. Wohl aber läßt ſich behaupten, daß in allen Regionen des inneren und geiſtigen Lebens wie der politiſchen Anſchauung Oeſtreich noch auf der Stufe natürlicher Exiſtenz ſteht und den Geſichtskreis der Wiſſenſchaft und Kunſt des ehemaligen deutſchen Reichs noch wenig überſchritten hat. Nur in empiriſchen und hiſtoriſchen Forſchungen hat man das alte Material gemehrt und von dem neueren Geiſtesleben zuſagende Ergebniſſe ſtoffartig aufgenommen. Die öſtreichiſche Gelehrſamkeit zeichnet ſich durch geſchichtliche Studien, durch Sammlung und Verherrlichung vaterländiſcher Vergangenheit aus. Südeuropäiſche Literatur und der Orient haben hier wie nirgends Zutritt gefunden und die Kunſt wird noch nach rein ſinnlicher Empfänglichkeit und in gemüthlicher Auffaſſung gewürdigt. Wie bei allen Natur-Völkern findet die Wahrheit und die lebendige Anregung der Zeit am leichteſten durch

poetiſche Verkörperung Eingang und man gibt ſich noch ohne ſonderliche Scheidung und Kritik unbefangenen Genüſſen hin. Oeſtreichs beſondere Geſchichte und nationale Erinnerungen, der Ruhm großer Staatsmänner und Feldherrn, ein eigenthümlicher Beſitz von Gelehrten und künſtleriſchen Berühmtheiten, beſonders die einem Naturvolke wie einem ſüdlichen Staate zugehörende Meiſterſchaft auf den Gebieten der Muſik, worin Oeſtreich der Repräſentant des übrigen Deutſchland und der Mittelpunkt von Europa genannt zu werden verdient — dieß ſind lauter Strahlen jener geſonderten Eigenthümlichkeit, die dieſe Stämme von der allgemeinen Stammverwandtſchaft trennen und ihnen eigene Beſtimmung und Geſchichte verleihen mußte. Und wenn einzelne vorzügliche Geiſter aus der Gränze ihrer Nationalität herausgetreten und in die Beziehungen des vorgeſchrittenen deutſchen Geiſtes eingegangen ſind, ſo feſſeln wiederum kirchliche Bande an das Stadium der öſtreichiſchen Bildung oder der Geiſt fühlt ſich innerlich und äußerlich gedrückt von den Schranken der ihn umgebenden Nationalität. Der Maßſtab, den der Oeſtreicher an die Dinge legt, iſt für die übrigen Deutſchen ein entſchwundener. In der Politik äußert ſich nicht eine perſönliche Theilnahme, nicht perſönlich fühlt er ſich mit der inneren Bewegung des politiſchen Treibens verkettet, ſondern wie im alten deutſchen Reiche hält ſich der Sinn für Politik in den Gränzen unſchuldiger Neugierde; nur die äußere Sicherheit des öſtreichiſchen Staates geht ihm nahe und er vertraut blindlings jener Autorität, die ihm entweder als Herkommen oder als Staatsregierung Geſetze vorſchreibt. Eine bürgerliche Anſchauung und in ſcharfer Standesſcheidung ausgeprägte Sitte, eine kindliche, grundloſe aber deshalb unwandelbare Liebe zum Kaiſerhauſe, heitere Sinnesart und ein von uns wie von kämpfenden Griechen geſchiedenes Phäakenleben bezeichnen den Charakter dieſer Stämme. Wie der ſtaatliche Sinn iſt auch die Wiſ-

ſenſchaft Oeſtreichs von der deutſchen Wiſſenſchaft unterſchieden, vorzüglich von der Seite, wo ſie vom Staat abhängt oder die Autorität und geiſtige Unfreiheit nicht ertragen kann. Das geiſtige Leben erſcheint uns veraltet, die Univerſitäten können nicht zu den deutſchen gezählt werden; das geiſtige Bedürfniß und der Ausdruck der Intelligenz bis auf die Sprache iſt grundverſchieden und wenn nicht einmal mehr in geiſtigen Angelegenheiten ſich ein Einverſtändniß oder gar Einigung hoffen läßt, wie kann dieß erſt im äußeren Zuſammenleben der deutſchen Nation möglich ſeyn? Davon aber iſt Wien der ſprechende Beweis. Nicht aus Deutſchlands, ſondern aus Oeſtreichs Provinzen fließt der Charakter dieſer Stadt zuſammen. Mit ihrem Reichthum an Paläſten und Kunſtſchätzen, mit dem cavalièren Leben ihrer vornehmen Stände zeigt ſie auf eine ungebrochene und im ganzen Lande begüterte Ariſtokratie, die den Nerv des öſtreichiſchen Glanzes und der öſtreichiſchen Regierung ausmacht, und ihre Geſchlechter in nachhaltiger Auszeichnung bis in das Mittelalter zurückführt, ſo daß man auch hier wieder auf ein anderes und im übrigen Deutſchland in ſolcher Standesverſchiedenheit nicht mehr vorhandenes Volksdaſeyn trifft. Man darf wohl zugeben, daß Deutſchland noch gar keine repräſentirende Hauptſtadt beſitzt, Wien jedoch kann für keinen Fall als eine Repräſentation der deutſchen Nation betrachtet werden. In Deutſchland nimmt es nur den Rang einer großen Stadt ein, welche durch ihren Umfang, ihren Charakter, den Einfluß der öſtreichiſchen Regierung auf die deutſchen Bundesſtaaten, und dadurch, daß es der Mittelpunkt des geſammten ſüdöſtlichen Europa und die Verbindungslinie des Verkehrs zwiſchen Deutſchland und den öſtlichen Nationen iſt, bedeutungsvoll bleibt.

Auch die phyſiſche Natur ſcheidet Oeſtreich von dem übrigen Deutſchland ab. Seine Kräfte und Hülfsmittel ſind

außerordentlich, und hier ruht die natürliche Bedeutung dieſes Staats. Noch hat es nicht an Uebervölkerung zu klagen und das Volk ſieht ſich nicht zu einer anſtrengenden Gewerbsthätigkeit gezwungen, um ſich gegen den Hunger zu ſchützen. Zwar ſind die Alpenländer arm, aber gerade die Armuth knüpft die Tyroler an den Reichthum der öſtreichiſchen Geſammtſtaaten. Das Leben dieſer Stämme iſt, wie es einem an Hülfsmitteln nicht geſegneten Naturvolke angemeſſen iſt, einfach, aber nicht dürftig, wie es im Gegentheil die der Cultur und dem Luxus nahe gerückten ärmeren Provinzen des übrigen Deutſchlands, beſonders des nördlichen, ſind. Dazu belaſtet die Wiener Regierung ſämmliche Provinzen des Staats mit unverhältnißmäßig geringen Abgaben und mit Rückſicht auf die Fähigkeit und Lage der einzelnen Völker. Mit dieſer Lockung hat man von alter Zeit her beſonders die weſtlichen Provinzen der Monarchie bedacht geſehen. Es war eine Hauptmaxime der innern Politik, durch materiellen Vortheil die leicht dem Verluſt ausgeſetzten oder zum Abfall geneigten Provinzen, welche man unter dem gemeinſamen Namen die vorderöſtreichiſchen begriff, an das Haus Oeſtreich zu feſſeln. Noch heute können in Oberſchwaben die ehemals öſtreichiſchen Unterthanen die geringe Beſteuerung nicht vergeſſen, und zum Theil abgeſchnitten von den Hauptwegen des heutigen deutſchen Verkehrs und im Gefühle des verminderten Wohlſtandes ſind ſie dem ſchwäbiſchen und reindeutſchen Intereſſe bei Weitem nicht ſo zugethan, wie man es ſonſt von der geiſtigen und moraliſchen Stammgenoſſenſchaft erwarten ſollte. Doch herrſcht darüber manches Vorurtheil bei den Betheiligten, ein ſolches Ausnahm-Syſtem würde die öſtreichiſche Monarchie zum eigenen Vortheil und zu größeren Zwecken wohl auf einige Zeit und in ſchwierigen Perioden fortſetzen, endlich aber, wenn es ſein Ziel erreicht hat, mehr und mehr aufgeben. Dieß heißt

über einen unzufriedenen Distrikt nicht etwa auf die möglichen Vortheile des Verkehrs und die Ausnahmen der Verwaltung zählen, sondern die Belebung industrieller Interessen und das Gebot höherer moralischer Nothwendigkeit in's Auge fassen. Klagen doch selbst die Tyroler über die in neuerer Zeit drückende Abgaben-Belästigung. — Ferner tritt in den reichen Provinzen die Armuth der untersten Volksklassen durch die Beschaffenheit des Landes wenig hervor. Die Lebensmittel sind äußerst wohlfeil und der Genuß leicht zu erlangen. Ueberhaupt spürt man die schwierige Lage der ärmeren Klassen erst in den Ländern, wo eine höhere Civilisation auch dem niedrigsten und besitzlosesten Manne bürgerliche Unabhängigkeit und Geltung genießen läßt. In Oestreich jedoch halten die aristokratischen und aristokratischen Staatsverhältnisse den leibeigenen und dienstpflichtigen Bauer in Abhängigkeit von dem vornehmen Landeigenthümer; doch er genießt zugleich durch denselben materielle Sicherheit und eine leibliche wie moralische Fürsorge. Für Oestreich sind diese aristokratischen Formen des bürgerlichen Daseyns nicht nur statthaft, sondern in der gegenwärtigen Lage der Monarchie sogar nothwendig. Die Regierung sorgt nur dafür, daß die Härte der Leibeigenschaft, der ungebundene Wille des grundbesitzenden Adels und die willkührliche Rechtlosigkeit des eigentlichen Bauern- und Bürgerstandes gemildert werde. Es zügelt die Aristokratie nur so weit, als sie zu Zwecken der Civilisation und der Centralregierung nöthig hat, um den dritten Stand als Grundlage des Staats emporzuheben. Die Armuth befindet sich in einem Naturstaate auch durch den größeren und leichteren Gewinn erträglicher, welchen sie von dem großen und unzersplitterten Besitzthum und vom Reichthum des Adels, der seinem Grundstoff nach in Oestreich wirklicher Besitzadel ist, zieht, ohne den Ansprüchen der Cultur oder dem Drucke der Uebervölkerung zu unterliegen.

Die natürlichen Kräfte der östreichischen Monarchie in einem Umfange, der mehr als noch einmal so groß ist als der des preußischen Staates, ja größer als das ganze übrige Deutschland zusammen, erhöhen sich noch durch die der gegenwärtigen Lage angemessene Höhe der gewerblichen und industriellen Production und durch den weiten und eigenthümlichen Verkehr, der zwischen den einzelnen Provinzen und ohne Concurrenz, außer der mit England, nach Italien und nach der Türkei gegeben ist. Auch hier scheidet sich das Interesse Oestreichs von dem der übrigen deutschen Staaten ab. Der Umfang und die außerdeutsche Beschaffenheit des Handels, so wie die Größe der Ausfuhr an Natur- und Industrie-Erzeugnissen gestatten Oestreich, sich von dem deutschen Handelsverkehr abzuwenden und im eigenen Vortheil die deutsche Production und das übrige Ausland von der Theilnahme an seinem Handel auszuschließen. Rings hat sich die Monarchie mit einer Douanen-Linie umgeben, welche zugleich polizeiliche und politische Bedeutung hat und gegen die Pforte in ein völliges System militärischer Gränzbewachung ausgebildet worden ist. Durch diese Erschwerung der Einfuhr und die Absonderung des Verkehrs steht Oestreich als geschlossener Handelsstaat da, welcher, um sich zu erhalten und im Innern zu erstarken, keiner Erweiterung seiner Gränzen nach dem übrigen Deutschland hin bedarf. An natürlichen Erzeugnissen kann sich kein anderer Staat Europa's mit dieser Monarchie messen. Ihr Reichthum liegt über und unter der Erde, und an die Fruchtbarkeit süddeutscher Länder schließen sich die Geschenke des italienischen, illyrischen und ungarischen Himmels an. Wenn Oestreich nur den Verkehr in seinen Staaten lebendig erhält, so ist die Quelle des National-Reichthums offen und die sichere, unveränderliche Grundlage eines eigenen Handels gegeben. So hat sich denn das übrige Deutschland, abgeschieden von dem östreichischen Verkehrs-

verdankt, zur Erleichterung ſeines Handels in eine Verbindung geſetzt, welche ſeit den letzten zehn Jahren durch Preußen gebildet worden iſt und die noch einem verſchiedenen Intereſſe ergebenen nördlichen Staaten, als Hanover, Braunſchweig Oldenburg, Holſtein und die freie Stadt Hamburg ausgenommen, die geſammten übrigen Staaten des deutſchen Bundes in ſich ſchließt. Es ſteht nicht zu erwarten, daß das preußiſch-deutſche Handelsſyſtem in nächſter Zeit oder vielleicht jemals mit den Zoll-Linien Oeſtreichs zuſammen fließen werde; doch läßt ſich glauben, daß zwiſchen beiden ſehr bald ein erleichternder Handelstractat, wie etwa auch mit Frankreich oder Nordamerika, abgeſchloſſen wird. Ob übrigens einzelne deutſche Staaten oder einzelne Provinzen ein Intereſſe oder gar Bedürfniß haben könnten, in Oeſtreichs Verkehrs-Gebiet aufgenommen zu werden, und unter welchen Bedingungen dieß möglich ſcheint, muß an einer andern Stelle erörtert werden. Es liegt gar nicht im Vortheil der öſtreichiſchen Monarchie, die gewerbfleißigen Stämme des übrigen Deutſchlands an ihrem Verkehre Theil nehmen zu laſſen, weil der Gewinn, den Deutſchland davon zu erwarten hätte, die geringe Ausfuhr weit überwöge, welche Oeſtreich nach den deutſchen Zollvereinsſtaaten erhalten würde. Eine ſolche engere Verbindung könnte Deutſchland nur mit Opfern erkaufen, welche zwar Oeſtreichs äußere Macht vermehren, dagegen den natürlichen Entwicklungsgang der reindeutſchen Nationalität erlahmen müßten. Die Donau zeigt dem öſtreichiſchen Verkehr den Weg an. An die Mündungen dieſes Stromes knüpft ſich Oeſtreichs Stellung zum Orient, da winkt die Erweiterung ſeines Handels, und es darf ſich nach dieſer Seite hin die Obermacht durch Niemand entwenden laſſen. Die Oeſtreichiſchen Alpenländer verlangen zu ihrer Selbſterhaltung und zu ihrem Gedeihen die engſte Verbindung mit den Abdachungen nach Norden und Süden.

Deshalb iſt der Lauf des Po ſo nothwendig für die Monarchie, wie im Norden die Donau, und Triest iſt der zweite Hauptpunkt des öſtreichiſchen Handels, welcher die politiſche und commercielle Verbindung mit Italien und Griechenland behauptet. Es lag nur daran, hier die ökonomiſche und mercantile Geſchloſſenheit Oeſtreichs und die Sonderung ſeiner Intereſſen von denen des übrigen Deutſchlands zu veranſchaulichen. — Wie groß auch die Verwandtſchaft und der Zuſammenhang der unter Oeſtreichs Centralgewalt vereinigten Nationen und Staaten erſcheint, läßt ſich doch ſehr leicht auch die Verſchiedenheit dieſer einzelnen Glieder des Ganzen ſowohl in Nationalität als nach Eigenthümlichkeit, Sprache, Sitte, Rechten und Cultur erkennen. Zwei benachbarte und durch ihre Bildungsſtufe aneinander gewieſene Nationen, nämlich die Deutſchen, in ſofern ſie noch im Stadium der Natur-Exiſtenz begriffen ſind, und die Magyaren bilden den Grundſtock eines weiten, ſüdweſtlichen Staatencyklus in Europa. An ihn hängt ſich der geſchichtliche Bildungslauf aller nach Süden hin angränzenden Staaten. Scheinen doch die nördlichen Völker durchweg die vorangehenden und gebietenden in der neueren Geſchichte und die Träger beſtimmter Cultur zu ſeyn. In geiſtiger und ſittlicher Hinſicht ſteht der deutſche Kern, in phyſiſcher und politiſcher dieſer und der magyariſche voran. An dieſes deutſch-magyariſche Prinzip reiht ſich in Bezug auf den Umfang der Monarchie ein lombardiſches und ein dalmatiſches Element an. Daraus ergeben ſich die vier Grundformen von Nationalität, welche im Staatenſyſtem Oeſtreichs vereinigt werden, nämlich 1) die *deutſche* mit ihren gemiſchten Nüancen, zu welchen man die ſlaviſch-deutſchen Stämme der Böhmen und der ſogenannten Illyrier zu rechnen hat; 2) die *magyariſche*, an die ſich Siebenbürgen ſchließt; 3) die *dalmatiſche*, welche ſich von den deutſch-illyriſchen Provinzen und dem adriatiſchen

Meere und ſüdlich von der Donau nach Oſten hinzieht und die noch der Pforte unterworfenen Fürſtenthümer Servien, Bosnien und dann die Lombardei zur Gränze hat; 4) die lombardiſche, welche den größten Theil Oberitaliens einnimmt. Gegen die Pforte hin bildet die Militärgränze eine kriegeriſche und polizeiliche Scheidewand von der Türkei. Dieſe Militär-Colonien tragen den Geiſt öſtreichiſch-deutſcher Civiliſation in uncultivirte Diſtricte, und man verwundert ſich, an dem Ende, wo man den Ausgang der Civiliſation erwartet, auf faſt deutſche Flecken, auf Reinlichkeit und Bildung zu ſtoßen. Die ganze dalmatiſche Region, wozu ich Slavonien, Kroatien, Dalmatien und die Grenzcolonie zähle, gehört der ſüdlich-ſlaviſchen Völkerrace an, ferner Siebenbürgen, und hier findet man nach Stämmen verſchiedene Formen und Dialecte des ſlaviſchen Sprachbaus, welcher gegen das adriatiſche Meer und Deutſch-Illyrien hin mit italiſchen und romaniſchen Miſchungen abwechſelt. Nur die Ungarn haben eine von dem ſlaviſchen Völkerzuge ausgezeichnete Nationalität, obwohl ich die Anſicht noch nicht aufgegeben habe, daß die Magyaren auch nur ein edlerer und reinerer Stamm der ſüdeuropäiſchen Slaven und deshalb als der repräſentirende Kern des ſüdöſtlichen Europa zu betrachten ſind. Die Ungarn haben eigenthümliche Sprache, Sitten und ihre Civiliſation erhält ſie im ſcharfen Widerſpruch mit den celtiſchen Nationen. Man könnte ſie die Spanier des Oſtens nennen. Die Forſchungen über den Urſitz und die früheſte Geſchichte der Ungarn verlieren ſich in ſo abgelegene und ſchwankende Regionen, daß für den practiſchen Standpunkt hievon kein Ergebniß zu erwarten. Als Anomalie erſcheint in dieſer Miſchung ein Theil der polniſchen Nationalität, das lodomeriſch-galliziſche Königreich, das mehr durch die politiſche Stellung Oeſtreichs in der gegenwärtigen Periode, als durch die Natur der Dinge entſtanden iſt. Wenn die Vereinigung deutſcher und ſlaviſcher Nationalität als

die Bedingung zu betrachten iſt, welche die nachfolgende Völker-Entwicklung des ſüdlichen und öſtlichen Europa mit der höheren Civiliſation und dem germaniſchen Charakter der europäiſchen Zukunft verbindet, ſo ſind die deutſch-öſtreichiſchen Lande und die Magyaren für das ſüdöſtliche Völkerleben daſſelbe Bildungs-Centrum, welches in Nord-Oſten die Vereinigung der die Oſtſee begrenzenden germaniſchen Stämme mit der ruſſiſchen Nationalität darſtellt. Die Regierungsform für das vereinigte öſtreichiſche Staatenſyſtem iſt die von der Centralgewalt zu Wien ausgehende abſolute Autorität, womit weder die Trennung der einzelnen Kronen und Königreiche, welche mit der Dynaſtie der deutſch-öſtreichiſchen Erblande verkettet ſind, noch die beſchränkende Verfaſſung, welche vorzüglich Ungarn nach altem Herkommen auch in ſeiner öſtreichiſchen Verbindung erhalten hat, im Widerſpruch ſteht. Von den übrigen Verfaſſungen öſtreichiſcher Provinzen, zum Beiſpiel von der durch das Patent vom 24 März 1816 erneuerten Tyrols, kann im Sinne der National-Repräſentation und einer die Central-Gewalt wahrhaft einſchränkenden Inſtitution nicht geſprochen werden. Nicht Sehnſucht nach groſſen Freiheiten und Rechten, welche Tyrol einſt beſeſſen, nicht Verlangen nach den conſtitutionellen Staatsformen des weſtlichen Europa, ſondern lediglich die größere Laſt von Steuern, welche dem Lande ſeit dem Frieden von 1815 aufgelegt wurden, brachte eine ungefährliche und nur im Einzelnen laut werdende Mißſtimmung der Tyroler gegen die kaiſerliche Regierung hervor. Doch dürfen die Tyroler von einer politiſchen Veränderung nicht die Verbeſſerung ihrer Lage erwarten. Man erinnere ſich der ſchlichten Antwort, welche ein an den König Max Joſeph von Baiern während des Krieges mit Tyrol im Jahr 1809 abgeſendeter Tyroler auf die Frage des neuen Souverains: Warum es denn die Tyroler ſich unter ſeinem Scepter nicht gefallen laſſen woll-

ten? ohne Rückhalt gab: „Majeſtät, Ihr ſeyd uns nicht Manns g'nug!“ Böhmen iſt ohne weitere Verfaſſung ein beſonderes mit dem öſtreichiſchen Kaiſerthume vereinigtes Königreich: Bei der Uebernahme dieſer Krone hat das Kaiſerhaus nur wenige geſetzliche Beſtimmungen über Mündigkeit und Erbfolge in der Dynaſtie anerkannt. Ungarn hat eine Verfaſſung, welche dem Lande urſprüngliche Gerechtſamkeiten und Theilnahme an der Geſetzgebung ſichert. Allein die ungariſche Conſtitution iſt nur ariſtokratiſch-feudal, nicht aus dem neuen Prinzip der Volksrepräſentation, ſondern aus den alten Vorrechten des Adels entſtanden. Die Magnaten des Reichs bilden eine übermächtige und geſonderte Adelsbank, wogegen die ſtädtiſchen Deputationen ſich in ſchwacher Minorität befinden. Ein ſolcher Zuſtand kann mit den vom neuen Staatsprinzipe gegebenen Begriffen nicht in Vergleich gebracht werden. Es iſt nicht jene Form vernünftiger Staatsordnung, wie eine höhere Civiliſation ſie erzeugt, ſondern der Zuſtand des Privilegiums für eine oligarchiſche Nebengewalt im Staate. Mit dieſer ariſtokratiſchen Staatsform hängt die Lage des ungariſchen Volkes auf's engſte zuſammen. Als beſonderes Königreich fügt ſich Ungarn nur unter Anerkennung der alten Rechte dem kaiſerlichen Hauſe und der Central-Regierung. Mit der Halsſtarrigkeit der Magnatentafel liegt die Regierung auf den ungariſchen Landtägen bis auf den heutigen Tag zu Gunſten der niedrigen Volksklaſſen in einem fortdauernden Kampfe. Dieſer zielt dahin, die unteren Volksſchichten mit Rechten den großen Landbeſitzern gegenüber zu verſehen, einen ächten und nachdrücklichen Bürgerſtand zu bilden und ſo Ungarn auf die Stufe der Civiliſation zu bringen, welche jeder freieren und vernünftigen Staatsentwicklung vorangehen muß. Auf den unteren Volksklaſſen und deren Ankampf gegen die Rechte des Adels ruht die Autorität Oeſtreichs in dieſem, nächſt ſeinen Erblanden,

wichtigſten Theile der Monarchie. In dieſem Kampfe mit der Staatsregierung kann ſoweit ein Heil erkannt werden, als dadurch für ſpätere Entwicklungsſtufen das politiſche Element einer begüterten und geſchichtlich einflußreichen Ariſtokratie erhalten und durch ihren heutigen Widerſpruch die Eigenthümlichkeit der ungariſchen Nationalität gegen die Eingriffe der Centralgewalt und willkührlicher Verfügungen einer fremden und noch dazu abſoluten Gewalt geſchützt wird. Auch erweicht in dieſen öffentlichen Discuſſionen und in dem Kampfe mit der Regierung die trotzige und noch ungebändigte Naturkraft der Magyaren. Während man die rohe Gewalt des Adels bricht, fließt der ritterliche und kecke Geiſt der Magnaten in die Adern des eigentlichen Volkes über, wie denn Oeſtreich nie vergißt, den ungariſchen wie den öſtreichiſchen und böhmiſchen Adel auf die Bahnen des bürgerlichen Ehrgeizes oder eines glänzenden Hoflebens zu locken. Dieſe Privilegien-Verfaſſung der ungariſchen Krone iſt alſo keine Ausnahme von dem weſentlichen Charakter des öſtreichiſchen Staates. Durch die Vereinigung des öſtreichiſchen und magyariſchen Elements wird Ungarn und das geſammte ſüdöſtliche Europa vor den Folgen einer oligarchiſchen Reibung bewahrt, welche die Selbſtſtändigkeit der polniſchen Nation untergraben hat. — Unter den Böhmen zeigt ſich ſelten der Gedanke an die ehemalige Selbſtſtändigkeit. Zuweilen kommt noch die durch deutſche Cultur unterdrückte Nationalität der alten Czechen in Erinnerung und wie ein unheimlicher Geiſt wird der Proteſtantismus, den es einſt anſtrebte, noch manchmal offenbar. Im Ganzen ſteht Böhmen weit hinter den öſtreichiſch-deutſchen Staaten zurück. Es bedarf der leitenden Hand des Wiener Cabinets, welches die Civiliſation und Rechte der untern Volksklaſſen begünſtigt, während es den böhmiſchen Nationalgeiſt in Schranken hält. Von dem gebildeten Theil der Bewohner und durch die Be-

mühungen vaterländiſcher Gelehrſamkeit geſchieht Treffliches zur Verbreitung höherer Cultur und zur Ausbildung der deutſchen und ſlaviſchen Sprache. Prag iſt in nationaler und geſchichtlicher Hinſicht, ſo wie in Bezug auf den Verkehr des Landes der vollſtändige Mittelpunkt des Königreichs Böhmen und deshalb die zweite unter den Hauptſtädten der öſtreichiſchen Monarchie. — Was den an Oeſtreich gekommenen Theil Italiens anbelangt, ſo kann dieſer am ſchwerſten die frühere Unabhängigkeit und den Zuſammenhang mit dem übrigen Italien vergeſſen. Dem alten, überlebten Stoffe des italieniſchen Volkes iſt die Barbarei zuwider, welche ihnen jene Deutſchen in's Land zu tragen ſcheinen. Unverträglich iſt die Erhaltung ehemaliger Privilegien und politiſcher Abſonderung mit einem vereinigten oberitaliſchen Königreiche. Und wie ſollte eine ſo ſtolze Stadt, wie Venedig mit dem Ueberreſt alten, aber herabgekommenen Adels ihre Vergangenheit und zugleich den Verluſt ihres Handels vergeſſen! Die Republik Venedig verlor mit ihrer Selbſtſtändigkeit und mit ihrer ariſtokratiſchen Verfaſſung zugleich ihre Reichthümer, ihre Handelsmacht auf dem Mittelmeere, und was davon zu retten war, das ging von Venedig auf Trieſt, die öſtreichiſche Handelsſtadt am Mittelmeere über. Ganz Italien trägt das Gepräge einer zerfallenen Civiliſation, welche durch Vereinigung mit Oeſtreich zu einem neuen Stadium bürgerlicher und politiſcher Exiſtenz gehoben werden kann. Durch dieſen Poſten im oberen Theile Italiens überwacht das Wiener Cabinet auch die übrigen Staaten Italiens. Was von jungen Elementen und modern politiſchem Charakter gegen die öſtreichiſche Gewalt im Kampf begriffen iſt, zeigt nur auf vereinzelte und übereilte Gährungen, welche die weſteuropäiſche Cultur hier fratzenhaft auf ganz anderen Grund und Boden hervorruft. — So ſteht die Monarchie als ein wohl zuſammenhängender und in der jetzigen Geſchichtsperiode

nothwendiger Staaten-Cyklus da, über welchen ich nicht der Ansicht beipflichten kann, welche nur eine zufällige, gewaltsame und von diplomatischen Künsten zusammengehaltene Mischung verschiedenartiger und sich ausschließender Bestandtheile und diese einzelnen Theile bei dem geringsten Anstoß von Außen auseinander fallen sieht. Ueberall zeigt die Natur auf die Nothwenigkeit größerer Staatenvereine und auf die Mischung verschiedenartiger Nationalitäten und uns gegenüber steht nach Volksthum, Bildung und Verfassung der östreichische Staatenkreis als ein abgeschiedenes Ganzes da. Zwar hat sich unter den unvermischten deutsch-östreichischen Stämmen der alte deutsche National-Charakter in völliger Reinheit erhalten; aber der Unterschied gründet sich auf die besondere geistige Beschaffenheit und Bildungsstufe, so wie auf die Eigenthümlichkeit, welche die Alpennatur in ihren Bewohnern nur langsam untergehen lassen wird. Trotz seiner Gesundheit und seiner unbefangenen Natürlichkeit oder gerade deshalb kommt uns der Tyroler wie ein wunderbares ausländisches Geschöpf vor, welches bei uns vielleicht dadurch das größte Staunen erregt, daß es eine Sprache mit uns spricht. Es läßt sich zweifeln, ob es ein Glück für die östreichischen Stämme wäre, von dem Entwicklungsgange des eigentlichen Deutschlands in's Schlepptau genommen zu werden. Man weiß, welche Wirren und Widersprüche solch' fremdartige und von dem allgemeinen Bewußtseyn gesonderte Stammrichtung in dem National-Leben hervorufen kann. Man denke an die Vendee in Frankreich, an die Nordprovinzen Spaniens. Und warum sollte man ein so glückliches Auskunftsmittel, das zugleich weltgeschichtliche Bestimmung vertritt, wie der östreichische Staatenbund, abweisen wollen, um ein lächerliches Phantom von umfassender deutscher Einheit festzuhalten? Doch rein unmöglich ist der Gedanke, das übrige Deutschland, wenn auch nur das südwestliche, an die

Herrschaft und das Schicksal des Kaiserthums ketten zu wollen. Es kann nicht die Absicht seyn, Oestreichs Stellung im deutschen Bunde anzutasten. Im Gegentheil muß die gegenwärtige Lage des öffentlichen Lebens in Deutschland so wie Oestreichs Antheil daran als ein Product der Notwendigkeit gefaßt werden. Nur den geistigen und politischen Einfluß dieser Macht auf die innere Entwicklung der übrigen deutschen Staaten kann man in Frage stellen, so wie die materielle Seite, der deutsche Handel, dem Einflusse Oestreichs schon entzogen worden ist. Wenn Oestreich mehr und mehr das moralische Gewicht einer herrschenden Macht im deutschen Volksbewußtseyn verlieren sollte, so kann deshalb das Gefühl der National-Verwandtschaft und allgemeiner Bezüge niemals im deutschen Volke erlöschen und selbst äußerlich abgeschiedener, als es vielleicht je werden wird, darf es nie aufhören, als ein nothwendiger Theil des germanischen Volkslebens von den Deutschen gedacht zu werden.

Treten wir der inneren Politik des Kaiserstaates näher, so leuchtet jedem billig Denkenden ein, wie sehr die Bestimmung und die Kräfte der Gesammt-Monarchie verstanden worden sind. In der Oekonomie hatte die Regierung trotz der immensen Kräfte des Reiches kurz nach dem Sturze der französischen Obetherrschaft noch mit den Folgen und Zerrüttungen langjähriger Anstrengung zu kämpfen. Hiezu kam die Ungeübtheit, sich in so neuen und verwickelten Finanzverhältnissen auf sichere und doch rechtliche Weise zu helfen. Sein Papier-System ward verderblich und man entschuldigte im Innern der Monarchie die Regierung nur so lange, als die Drangsale vom ersten Revolutionskriege bis zum weiten Pariser Frieden dauerten. Schon während des Wiener Congresses fielen die Fonds immer tiefer und gerade als man, um hinter den andern Staaten nicht zurückzubleiben, seinen Kredit wiederherstellen und die längst erwartete Fi-

nanz-Reform vom Jahr 1816 an durch vertrauenerweckende Maßregeln, öffentliche Versicherungen und die Errichtung einer Nationalbank zu Stande bringen wollte, mußten die Einwechslungen eingestellt und hierdurch der Staats-Bankerutt anerkannt werden. Noch lange blieb Oestreich mit dem Fluche seines Papiergelds behaftet, aber durch die außerordentlichen Hülfsquellen des Landes und durch geschickteren und geordneten Gang des Staatshaushaltes sind die östreichischen Staatspapiere, besonders die Metalliques zu solchem Credit gelangt und haben durch die Stellung des östreichischen Staates in der europäischen Politik solche Bedeutung, daß man ihr Schwanken oder Ruhen als den sichersten Thermometer für die bestehenden Verhältnisse und dem Frieden Europa's betrachten kann. Mit sicherer Hand führt das Wiener Cabinet die Administration seiner Staaten. In dem eigenen Charakter des Stabilität-Systems wie in der Anhänglichkeit der einzelnen Staaten und Stämme an alten Gewohnheiten und Formen liegt die Nothwendigkeit, langsam und überlegt an der Fortbildung und Verschmelzung der einzelnen Provinzen zu arbeiten. Großes und für viele deutsche Staaten Beneidenswerthes ist durch das östreichische bürgerliche Gesetzbuch schon längere Zeit erlangt worden. Die Gesetzgebung erhielt schon unter Maria Theresia und durch die philanthropischen Bemühungen des Herrn von Sonnenfels bedeutende Reformen. Durchgreifender ward hierin wie in der ganzen inneren Verwaltung von Joseph II. verfahren, und im Jahre 1812 empfing die Monarchie ein vorzüglich von dem tüchtigen Zeiler ausgearbeitetes Civil-Gesetzbuch. Es zeichnet sich diese Legislation vor andern Institutionen der Art, z. B. vor dem preußischen Landrechte, durch die große Uebersichtlichkeit und Klarheit der Darstellung und durch die Aufnahme allgemeiner Rechtsgrundsätze und Prinzipien unter die Rechtsnormen aus, wodurch der Umfang unbegränz-

ter Mannigfaltigkeit und unendlicher Einzelnheit beſeitigt wurde. Einer der vorzüglichſten preußiſchen Staatsmänner und Rechtskenner, Eichhorn in Berlin, hat in ſeiner „deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte“ dieſe Vorzüge anerkannt, und man dürfte, wenn die Klarheit und Reife der bürgerlichen Geſetzgebung als Maßſtab in der Beurtheilung eines glücklichen und muſterhaften National-Zuſtandes gelten könnte, in Oeſtreich einen der vorgerückteſten Staaten von Europa erblicken. — Durch die meiſten Theile der Monarchie geht jener eben erwähnte Mangel eines eigentlichen dritten Standes. Vorzüglich die Bauern leiden unter der Abhängigkeit von der Landes-Ariſtokratie. Während Ungarns Adel, auf ſeine alten Privilegien geſtützt, ſich die Eingriffe der abſoluten Central-Regierung nicht gefallen laſſen will und nicht Luſt hat, die nationale Selbſtſtändigkeit und, wie man behauptet, den Willen der ungariſchen Nation der Geſammtheit mehrerer und größtentheils kleinerer Staaten ſo wie der Leitung eines wenigſtens nicht nationalen Cabinets untergeordnet zu ſehen, verweigert dieſelbe Ariſtokratie den Vorſchlägen der Staatsregierung zur Verbeſſerung der Volkslage ſo wie den Wünſchen der nicht privilegirten Magyaren ſelbſt Gehör und Zuſtimmung. Doch wird, ſowohl in Ungarn als in den deutſchen Landen das beſtehende Uebergewicht der Ariſtokratie glücklich gebrochen werden. Indem ſo das Wiener Cabinet die Regungen einzelner Nationalitäten überwacht und in das beſtehende Herkommen die Formen der Civiliſation und der Humanität hineinträgt, wird ein allgemeines Band um ſämmtliche Glieder der Monarchie geſchlungen und mit einer gleichmäßig verbreiteten Stufe der Civiliſation die Verſchmelzung all' dieſer einzelnen Provinzen zu einem dauernden Ganzen vorbereitet. Hier iſt die Aufgabe, welche die innere Politik Oeſtreichs auf die glücklichſte Weiſe verfolgt. Dieſes allgemeine Urtheil erleidet auch dann keine weſentliche Einrede,

wann die Verwaltung den Zumuthungen und Einflüssen einer vorangeeilten Cultur abwehrende und im Einzelnen, besonders das Individuum belästigende Maßregeln entgegensetzt. Dann zeigt sich nur wieder das Mißverhältniß, welches in solchen National-Verhältnissen und bei der Berührung aller europäischen Staaten zwischen dem Einzelnen und der Durchschnitts-Lage einer Nation sich nothwendig ergibt. Auch zeigt die Regierung wiederum große Milde und Rücksicht gegen den Einzelnen, besonders die gebildetere Classe eingeborener Oestreicher, und es behandelt selbst Verletzungen der öffentlichen Ordnung und Umtriebe des außeröstreichischen Zeitgeistes in den meisten Fällen mit väterlicher Schonung, wie denn nur Italien in neuerer Zeit östreichische Staatsverbrecher aufzuweisen hatte. Es kann an diesem Orte nicht von dem inneren Getriebe der Staatsverwaltung oder von dem Zustand der Militärmacht oder von Kirche, Schulen und Universitäten gesprochen werden. Für die Aufgabe dieses Werks liegt eine nähere Betrachtung dieses Staates, den wir von einem vom Deutschen verschiedenen Interesse und Prinzip beherrscht sehen, außerhalb der Gränzen. Muß sich hier nicht Alles nach Oestreichs Stellung und individuellem Bedürfniß richten? Die großen Gefahren, welche die neueren Bewegungen im westlichen Europa unter die östlichen Staaten und Nationen gebracht haben, verlangten von Oestreich wie vom deutschen Bunde größere militärische Kraftanstrengung und eine den Frieden und den Bestand der Dinge garantirende Haltung. Seit diese Besorgnisse mehr und mehr gehoben worden sind, hat auch die östreichische Regierung den Anfang gemacht, sich zu entwaffnen. — Wenn in der früheren Darstellung der Fürst Metternich als das Haupt und der Leiter der ganzen östreichischen Politik angesehen wurde, so muß doch erwähnt werden, daß von ihm die innere Verwaltung nicht unmittelbar geleitet wird. Dennoch bleibt der

Fürſt durch die Natur der öſtreichiſchen Politik, die in der äußern wie in der innern Richtung ein und daſſelbe Centrum hat, der mittelbare Führer des geſammten öſtreichiſchen Staatslebens, indem er als höchſter Anwald des königlichen Hauſes die Rechte der Krone gegen die Anmaßungen oder den Eigenſinn einzelner Provinzen vertritt und als Repräſentant der öſtreichiſchen Geſammt-Monarchie nach Außen zugleich die nothwendige Politik im Innern vorſchreibt. Ohne für den Gang der Verwaltung im Einzelnen und Unweſentlichen verantwortlich zu ſeyn, muß doch der Staatskanzler als der Geiſt betrachtet werden, der das Ganze belebt und bewacht.

Doch ganz in ſeiner Hand hält Metternich die Fäden der öſtreichiſchen Politik nach Außen. Wie durch Tradition hat ſich das Geſetz dieſer äußeren Politik Oeſtreichs vererbt, ſo daß die jetzige Praxis nur eine geſchickte Hand und im rechten Moment genügende Fähigkeit ſich zu verjüngen und zu accomodiren verlangt. Welche Ueberlieferung ſteht ihm hier zur Seite! Welche Koryphäen nennt dieſe Politik! Man denke nur an ſeine großen Vorgänger, Max von Trautmannsdorf, Oeſtreichs Hauptgeſandter bei den Friedensverhandlungen in Osnabrück, an Kaunitz, Stadion. Durch die erſte Begründung ihrer Hausmacht mußte ſich die Dynaſtie Habsburg als ein Glied des deutſchen Reiches fühlen. Als ſpäter ihr Anſehen im Reiche durch die Reformation, den weſtphäliſchen Frieden und Friedrich den Großen gebrochen wurde, gründete ſie immer das Reich an und unter ſich haltend ihre eigene Separatmacht, eine Macht, welche durch Ausdehnung auf außerdeutſche Lande unabhängig und geſondert vom Reiche wurde. Von kleinen gräflichen Urſprüngen in der Schweiz wendete ſie ſich immer entſchiedener nach Südoſten, und während noch heute das Vorarlberg der überbliebene Urbeſitz des Hauſes iſt, liegt der Kern der öſtreichiſchen Herrſchaft ſchon lange in dem eigentlich ſoge-

nannten Erzherzogthume und in dem öſtlich und ſüdlich es umſchließenden großen Staatenkreiſe. Im Weſten opferte es die Schweiz, dann den Elſaß, von dem es den größten Theil beſaß, ſpäter Lothringen, Flandern, die Niederlande, kurz die Summe des als Hauptbeſitz ererbten burgundiſchen Reiches; endlich ſeit der Revolution ſogar ſeine vorderöſtreichiſchen Stamm-Provinzen in Schwaben und am Rheine, wozu man auch die vom deutſchen Kaiſer beſetzten oder meiſt von Prinzen des öſtreichiſchen Hauſes beherrſchten Ländereien des Deutſchmeiſterthums in Schwaben und Franken mit der Reſidenz Mergentheim, ferner die Erzbisthümer Salzburg, Bamberg, Würzburg u. ſ. f., ſo wie viele andere geiſtlichen Herrſchaften zählen kann. Seit Auflöſung des deutſchen Reiches im Jahr 1806 und nachdem es zwei Jahre vorher die erbliche Würde eines öſtreichiſchen Kaiſerthums angenommen und den erblichen Länderbeſitz ſeines Reiches als zuſammenhängende Separatmacht conſtituirt hatte, ſchien Oeſtreich ganz aus dem Reichsverbande getreten und ſein Einfluß auf dieſen verloren zu ſeyn. Doch durch die geſchickte Benutzung ſo vieler widerſprechender Intereſſen einzelner deutſcher Fürſten und europäiſcher Großmächte gelang es auch dem Wiener Congreß der diplomatiſchen Feinheit des Fürſten Metternich, den kaiſerlichen Einfluß wenigſtens in einem Bunde ſo weit wieder herzuſtellen, als es die Umſtände erlaubten. Hierdurch trat es zum Theil in die Bahnen ſeiner alten Politik zurück, erhielt ſeine halbdeutſche, halbaußerdeutſche Stellung im europäiſchen Staatenſyſteme, fügte einen Theil ſeiner Staaten als integrirendes Glied in den neugebildeten deutſchen Bund und vergrößerte durch die darin eingenommene Stellung ſeinen Einfluß und ſeine Größe im bedeutendſten Maße. Der deutſche Bund kann in ſeiner jetzigen Beſchaffenheit als ein Werk der öſtreichiſchen Politik angeſehen werden. Trotz des ungeheuren Einfluſſes, vorzüglich auf die ſüddeut-

ſchen Staaten des Bundes und in Bezug auf die Maßregeln, welche der Bund den ſtürmiſchen Bewegungen des Zeitgeiſtes entgegenſetzte, trotz der Sympathie, die noch immer im ſüdweſtlichen Deutſchland aus Abneigung gegen die Norddeutſchen und Preußen vorherrſcht, hat Oeſtreich in der Wirklichkeit und mehr noch im Bewußtſeyn der deutſchen Nation unberechenbaren Verluſt in ſeiner Beziehung zum deutſchen Bunde erlitten. Die fortgehenden geiſtigen und politiſchen Bewegungen Deutſchlands erkennen nur zu gut, daß ſie an Oeſtreichs Politik einen nicht vermittelnden, unverſöhnlichen Gegner haben. Endlich ſchloß ſogar Preußen durch ſeinen deutſchen Zollverein auch die materielle Verbindung Oeſtreichs mit Deutſchland ab, das Aergſte, was das Wiener Cabinet, ohne ein Gegenmittel in der Hand zu haben, ertragen mußte. Nichts deſto weniger ſucht es zu erhalten, was es der Natur der Dinge nach in der gegenwärtigen Lage nicht leicht verlieren kann, und durch künſtlich-diplomatiſche Mittel zu erſetzen, was in ſeiner natürlichen Stellung ausgefallen iſt. Noch immer iſt es eine Hauptaufgabe des öſtreichiſchen Cabinets, jeden prädominirenden Einfluß in Deutſchland zu paralyſiren. War doch daſſelbe ſich recht wohl bewußt, wie ſehr das Werk des Wiener Congreſſes auch für Deutſchland nur ein Product bewältigender und der Nothwendigkeit des Augenblicks entſprechender Vermittlung betrachtet werden müſſe, um daran feſt zu halten, bis eine größere Klarheit in der Anſchauung deutſcher Verhältniſſe, eine größere Summe von Erfahrungen, eine entſchiedenere Stimmung der Nation und endlich die Gunſt des Augenblicks oder die Nothwendigkeit dem mächtigeren Einfluſſe ein Reſultat gewähre, was zugleich die älteſten Wünſche und Anſtrebungen öſtreichiſcher Politik befriedige. Schon lange der ſtolzen Hoffnung früherer Zeiten beraubt, die ganzen deutſchen Lande in ſouveränen und ungetheilten Beſitz zu nehmen, hat es doch in den ſchwierig-

ſten Perioden nie ſein Auge von Süddeutſchland gewendet und ſelbſt im deutſchen Bunde durch die Theilung einer gewiſſen politiſchen und militäriſchen Oberaufſicht, welche Preußen im Norden, Oeſtreich im Süden führt, eine Anſicht durchſcheinen laſſen, welche für jede künftige Veränderung des Nationalzuſtandes, wenigſtens nach ſeinem Willen, als Anhaltspunkt dienen ſoll. Schon bei Vertheilung der deutſchen Lande im Jahr 1815 ſprach Oeſtreich als Bedingung jeder Vergrößerung Preußens, der ihm gegenüber ſtehenden Macht in Deutſchland, den Satz aus, Preußen dürfe die Scheide von Süd- und Norddeutſchland und am Rheine die Moſel nicht überſchreiten, und es traf jede Anſtalt, die Macht des Nordens von den Verhältniſſen und Beziehungen des Südens abzuwehren. Dennoch hat Preußen in der Geiſterwelt durch die Natur ſeiner reindeutſchen Bildung, in der materiellen Welt durch den Zollverein und im Nationalbewußtſeyn durch die Erinnerung an Preußens Begeiſterung und Verdienſte für Deutſchland im Befreiungskampfe, durch ſein geläutertes Gouvernement und durch die Größe, Kraft und Ehre, welche die unter Preußens Krone vereinten Stämme zuſammenhält, feſtes und vielverſprechendes Terrain in Oberdeutſchland gewonnen. Wie die Vergrößerung der Macht Oeſtreichs durch ſeine Stellung im Bunde eine überwiegend äußerer Politik zugehörende Aufgabe des Wiener Cabinets iſt, ſo bleibt das Verhältniß des übrigen Deutſchlands auch im Bunde mit Oeſtreich mehr das einer Allianz, als das einer nothwendigen und natürlichen Verbindung, da dieſer Alliirte zur Erweiterung ſeiner geſonderten und eigenthümlich-öſtreichiſchen Herrſchaft es als ſeine nächſte Aufgabe erachten muß, von dem Zuſammenhange mit Deutſchland ſo viel zu gewinnen, als ſich in der gegenwärtigen Periode oder im Laufe der Zeit erzielen läßt.

Die auswärtige Politik Oeſtreichs läßt ſich überhaupt in

drei Gesichtspunkte fassen. Der erste umfaßt alle Intensionen und Maßregeln des Wiener Cabinets, wodurch die Hauptbestimmung seines Staatensystems erfüllt, die Macht der Monarchie erhalten und auf angemessene, von der Natur gegebene oder auf die Möglichkeit und Zufälle klug berechnete Weise vergrößert werden kann. Die zweite Richtung dieser Politik trifft Oestreichs Filial-Macht in Deutschland und die hier einschlagenden Probleme. Drittens hat sich diese Politik zum Schutz der eignen Regierung in einen Bund mit den Mächten vereinigt, welche das absolute Prinzip in Europa zu vertheidigen oder wenigstens die Grundsätze der Staatsordnung und die Norm des Bestehenden festzuhalten und gegen die Neuerungen des Radicalismus, der Ideologen oder der Jakobiner zu sichern entschlossen sind. Von dieser Seite richtet sich Oestreichs Politik gegen alle Fürsten und Völker, welche das constitutionelle Prinzip anerkannt haben, oder arbeitet mit ihren Autoritäts-Alliirten der Ausdehnung dieses Prinzips entgegen. In Deutschland, England und vorzüglich Frankreich, durch welches erst der revolutionäre Charakter des antiöstreichischen Staatsprinzips ausgesprochen wurde, sieht das Wiener Cabinet die Feinde, welche es vorzugsweise zu bekämpfen hat, um die Ordnung in Europa und die Ruhe in den eigenen Staaten zu erhalten. Deshalb verband es sich mit Rußland und selbst mit Preußen und bildet mit diesen die Mauer der conservativen Politik, welche in den letzten verhängnißvollen Jahren den Einbruch der Neuerung und die anarchische Bewegung zurückgehalten hat. Weil kein Staat in dieser Allianz so viel Interesse an der ungetheilten Aufrechthaltung des Status quo und an Bekämpfung eines neuen socialen Grundprinzips hat, als Oestreich, weil ferner kein Staat so vom Grund aus den Glauben an politische und sociale Autorität geltend macht, als eben derselbe, so ist Oestreich als der Repräsentant dieser Seite des politischen

Europa zu betrachten. Was seine deutsche Politik anlangt, so fällt sie ziemlich mit der eigentlichen Hauptrichtung der östreichischen Hauspolitik zusammen, nur daß sie um Preußen, den einzigen Gegner, der ihr hier gegenüber steht, im Zaum zu halten, alle anderen nationalen, politischen oder Privat-Interessen, welche gegen Preußen benutzt werden können, als ihre Bundesgenossen betrachtet, wenigstens so lange sie derselben bedarf. Die eigentliche Hauspolitik der östreichischen Monarchie entzweit diese mit den sämmtlichen Hauptmächten Europa's außer mit England, mit dessen Interessen und Anstrebungen als einer See- und Handelsmacht sie nun ein für allemal nicht concurriren kann. Auf dem Continent hat England in dem grundverschiedenen Oestreich seinen mächtigsten politischen Alliirten und in den Richtungen dieser beiden Staaten gleichen sich die Ansprüche des Continents mit dem meerumschwommenen Großbritanien aus. Die Franzosen fürchtet man in Italien, die Preußen im ganzen nicht östreichischen Deutschland, die Russen an den Donaumündungen, in Constantinopel und auf dem Wege nach Indien. Mehr als Alles schreckt in diesem Bezug die enge Verbindung der Fürstenhäuser und Cabinette von Berlin und Petersburg, welche einerseits auf Deutschland, andererseits auf die Pforte und Persien drückt. Nie kann Oestreich zugeben, daß die Russen von Constantinopel Besitz nehmen, weil es dadurch um seine ganze Stellung zum südöstlichen Europa, um die Donaumündungen und den levantischen Handel gebracht würde. Es bietet daher Alles auf, um die Pforte in ihrem gegenwärtigen Zustand zu erhalten. Die Entfesselung Griechenlands, welche es schwer verschmerzt hat, sucht man, so viel als möglich ungefährlich zu machen, und hier reicht das Interesse Großbritaniens brüderlich den Arm. Nur mit Widerwillen hat Metternich dem Kriege Rußlands mit der Pforte zugesehen, und furchtsam betrachtet er den weiten

Arm, mit welchem Rußland ſogar bis über die Weichſel hinaus die öſtreichiſchen Provinzen umſtellt hat. Was den Fortſchritt der preußiſchen Obermacht in Deutſchland betrifft, ſo ſieht er in dem zu England gehörenden Hannover im Norden und in dem, die Geſinnung der einzelnen deutſchen Fürſten, ihre Selbſtſtändigkeit und Souverainität ſo wie die ſüddeutſchen und nationalen Antipathien repräſentirenden Cabinet von München, endlich aber in den liberalen Bewegungen mehrerer deutſcher Staaten und in den Vereins-Maßregeln, welche es von Berlin ausgehen oder proclamiren zu laſſen pflegt, ein treffliches Gegengewicht, ohne daß dadurch die in anderer Rückſicht nothwendige Verbindung mit Preußen oder gar das äußere freundliche Vernehmen geſtört würde. Die betrübendſte Erfahrung, welche das Werk des öſtreichiſchen Diplomaten erlebt hat, lag in den drei großen Schlägen, welche hinter einander die conſervative Politik Europa's erſchütterten. Ich meine den Umſchwung von 1830, die polniſche Revolution und die Reformbill. Mit dem Sturz der Bourbons ward das kunſtreiche Werk zerſtört, welches man in fünfzehn Friedensjahren befeſtigt zu haben meinte. Am drohendſten trat die polniſche Inſurrection an die Pforten der öſtreichiſchen Monarchie und ohne an Gallizien zu denken, mußte ſie eine Zeit lang vor jeder Bewegung zittern, welche in dem ſtreng überwachten Ungarn ausbrechen könnte. Durch die Erneuerung des engliſchen Staatslebens ſah endlich Oeſtreich das liberale Staatsprinzip zu einem feſten und unberechenbaren Beſitz gelangen, den kein Widerſtand rückgängig machen kann, und eine Macht, mit der es ſo eng verbunden war, ſich einer Richtung und Verbindung zuwenden, welche die Allianz mit Oeſtreich wenigſtens zur Hälfte auflöſte. Doch auf dem Continent wurden die aufgeregten Wogen beſchwichtigt und wie die Intereſſen Englands ſich auch ſonſt wenden, ja bei der Lage des geſammten Europa läßt ſich

an eine Gefahr für Oeſtreich zur Zeit nicht denken. Der politiſche Zwieſpalt Europas wird durch die Stellung der Continental-Mächte vermittelt und auf dem Feſtlande möglichſt darniedergehalten. In dem Kampfe, welcher zwiſchen den Intereſſen des Beſitzes und der Größe europäiſcher Nationen ſich vorzubereiten ſcheint, ſteht Oeſtreich nur im zweiten Gliede, und dürfte bei den ſonſtigen Conflicten der Politik als vermittelnde Macht ſeine Wünſche am wenigſten beeinträchtigt ſehen. Erſt bei den auswärtigen Beziehungen des eigentlichen Deutſchland, welches jetzt wohl auch von Oeſtreich vertreten wird, kann über die politiſche Situation Europas mehr geſagt werden. An die Zerſtörung einer ſtaatlichen Erſcheinung wie Oeſtreich, deren Nothwendigkeit und Beſtimmung in obiger Darſtellung zur Genüge verhandelt worden iſt, ja an eine Vernichtung einer ſo bedeutenden Macht Europas kann Niemand denken, der die Klugheit kennt, mit welcher Oeſtreich ſeinen Lauf verfolgt. Die Suprematie über Italien von der Lombardei und über das europäiſche Morgenland von der Donau aus — dies iſt die natürliche Aufgabe, welche Oeſtreich geſetzt iſt. Von Wien aus wird das Schickſal dieſer Länder abhängen und die Gebiete von Rom und Conſtantinopel dürften kleine Freiſtaaten der römiſch-katholiſchen und der griechiſchen Kirche bleiben, von wo aus die kaiſerliche Regierung ihren Arm über Italien, die jetzige Türkei und Griechenland ſchwingt, wie von Frankfurt aus bisher über Deutſchland. — So bildet ein Drittheil Deutſchlands ſchon jetzt im Bewußtſeyn und vielleicht bei einer Veränderung der europäiſchen Verhältniſſe, auch in der äußern Wirklichkeit einen mehr geſonderten, mit anwohnenden Nationalitäten gemiſchten politiſchen Körper. Wenig dürfte dem deutſch-öſtreichiſchen Ländercyclus noch von deutſcher Seite mangeln, um die ganze äußere Ausdehnung, die ihm beſtimmt iſt, auszufüllen. An eine Unterwerfung

des übrigen ſüdlichen Deutſchland unter die direkte Oberhoheit Oeſtreichs läßt ſich ſo wenig denken, als auf die Wiederverlangung der Schweiz. Nur über das Gebiet, was der Natur und dem ſchon beſtehenden innern Zuſammenhang nach dem Syſteme und der Oberhoheit des Kaiſerſtaates zugehört, dürfte ſich die Frage immer wieder erneuern, ſo daß vielleicht bis auf die ſchwäbiſchen Anfänge, die ſich vom rheiniſchen Staatenſyſteme nicht abtrennen laſſen, das Donaubecken einmal vollſtändig in die Hände kommt, welchen darnach gelüſtet. Dieſer natürlichen Politik wandte ſich ſchon Kaiſer Joſeph zu, und Oeſtreich hätte dieſen Theil ſeiner Donaubeſitzungen ſchon damals acquirirt, wenn nicht die Eiferſucht Friedrichs des Großen in den Weg getreten wäre.

Die nothwendige, doch außerdeutſche Exiſtenz dieſer großen Staatenvereinigung muß ins allgemeine Bewußtſeyn dringen, das bei der deutſchen Nation noch immer im Schwanken begriffen iſt. Während vor nicht zu langer Zeit der Gedanke an die Erneuerung des deutſchen Kaiſerreichs und eine entſchiedene Obermacht des Hauſes Oeſtreich über Deutſchland nicht bloß von Liebhabern der ritterlichen und bunten heiligen römiſchen Reichs-Unordnung, wie von dem wohlgeſinnten Freiherrn von Gagern, ſondern ſelbſt von gekrönten Häuptern und Prinzen, welche die gänz und gäbe Begeiſterung für die Einheit Deutſchlands ergriffen hatte, noch nicht aufgegeben wurde, verſtand Oeſtreich ſeine Lage ſehr gut und lehnte alle Anmuthungen der Deutſchthümler, die alte Reichsverfaſſung wieder herzuſtellen, alſo die Oberherrlichkeit ab. Dagegen wußte es ſich ſo viel Einfluß, als möglich war, wieder zu gewinnen und nicht bloß das Bundespräſidium, ſondern auch eine negative Gewalt über Deutſchland vorerſt zu ſichern.

Engere Nationalbeziehungen, natürliche, nicht bloß auf Handel und materielle Intereſſen bezügliche Verträge werden zwiſchen Deutſchland und Oeſtreich immer beſtehn. Auch wird

die Sympathie vieler Deutſchen — nicht bloß der Katholiſchen — ſich noch lange für Oeſtreichs Macht und Intereſſe ausſprechen. Immer wird Oeſtreich ſich aus den Kreiſen deutſcher Intelligenz in den Bahnen des Staats, der Diplomatie und der Wiſſenſchaft recrutiren und ſo ſeine Bezüge zu Deutſchland lebendig erhalten, wie dies Rußland für die nördlichen Slaven pflegt. Fürſt Metternich iſt aus einer rheinländiſchen Familie und wie Oeſtreich unter Deutſchlands Gelehrten und Staatsmännern in der gegenwärtigen Lage ſeine beſonderen Anhänger hat, ſo fand es auch in der eminenten Begabung eines norddeutſchen Kopfes, ich meine den Ritter von Gentz, denjenigen Mann, der die Praxis und und das Syſtem der öſtreichiſchen Politik deutſcher Geiſteswelt und dem Ausland gegenüber mit den Waffen des Geiſtes und der publiciſtiſchen Darlegung ſchützte. Mit allen Schwächen, die ihm vorgeworfen werden können, war er ein ausgezeichneter Geiſt und in Ermangelung gleich großer Gegner der eminenteſte politiſche Schriftſteller Deutſchlands. Ihn aber wegen des Dienſtes, den er ſeinem zweiten Vaterlande geleiſtet hat, mit einem Schuhputzer zu vergleichen, konnte nur jener unfähigen Kritik einfallen, deren Liberalismus dem Vaterlande freilich noch gar nichts genutzt hat. Gentz iſt der geiſtige und ſchriftſtelleriſche Repräſentant des Metternichſchen Cabinets geweſen und zugleich der wahre Gehülfe und Schatz des Fürſten. So wird ſich Oeſtreich immer mit deutſcher Intelligenz bepanzern. Gentz ſtarb in den letzten Jahren, kaum nach jener großen Bewegung, die uns auch der vorzüglichſten Geiſter eines halben Jahrhunderts beraubte. Als die Ordnung Europas geſichert ſchien und die conſervative Politik aus den Stürmen der Zeit das Reſultat der Arbeit von fünfzig mühevollen Jahren gerettet hatte, trat Gentz vom Schauplatz ab. Von ſeiner geiſtigen Selbſtſtändigkeit gibt dies das beſte Zeugniß ab, daß er nie ſeinen proteſtan-

tiſchen Glauben verließ. Einen wirklichen Nachfolger hat er noch nicht gefunden *).

Man hat geſagt, Oeſtreich, das Centrum des Continents, ſey auch der politiſche Schwerpunkt Europas und die Union der Deutſchen und Magyaren ſey berufen, das Fundament aller europäiſchen Staaten abzugeben. Deutſchland, Italien, die Türkei ſollen ſich als dependente Vaſallenlande um die Krone des Hauſes Habsburg ſchaaren. Vorzüglich um Gott weiß welcher materieller Intereſſen willen macht man Oeſtreich zum Kerne der politiſchen Welt, als wenn kein anderes Intereſſe die Welt bewegte denn der Handel, als wenn es nur das Brod allein wäre, von dem der Menſch lebe. Was Deutſchland anlangt, ſo müßte man, ehe es nach dem Willen dieſer Publiciſten von der Donau ginge, uns erſt zu Narren machen, denn im Narrenhauſe werden wohl die geſcheidteſten Köpfe von gar nicht vorzüglichen Talenten in Ordnung gehalten. In gewiſſem Sinne iſt Oeſtreich für Europa ein Urland. Es bildet, wie die harte Maſſe ſeiner Alpen, den Stoff, den die Civiliſation noch lange bearbeiten wird, damit er erweiche. Gleich dem Orient, kommt von Oeſtreich jener Athem der friſche und anfänglicher Menſchheit über die nicht ſelten krankhaften Bewegungen der civiliſirten Völker und wenn im Eifer des Fortſchritts der Vo-

*) Dieſe Darſtellung der öſtreichiſchen Staatsverhältniſſe war ſchon geſchrieben, als eine biographiſche Skizze der Laufbahn des Ritters von Gentz von vorzüglicher Hand in meine Hände gelangte. Dieſelbe befindet ſich in der „Gallerie von Bildniſſen aus Rahels Umgang und Briefwechſel von Varnhagen von Enſe," worin die Stellung und Bedeutung des öſtreichiſchen Publiciſten mit jener ächt hiſtoriſchen Zartheit und Menſchlichkeit gezeichnet iſt, welche Varnhagens Arbeiten als leuchtende Muſter charakteriſiren. Ich freue mich, im Weſentlichen daſſelbe Reſultat ausgeſprochen zu haben.

den wanken will, lehnt man ſich wie an einen Felſen an die eigne Vergangenheit und an Oeſtreichs ruhige Haltung. Oeſtreich iſt nur ein Rückhalt, nie ein Mittelpunkt für die politiſche Entwicklung. Und was Deutſchland von dieſem Anhalt zu hoffen und zu fürchten habe, das wurde bisher angedeutet und wird mit jedem Blatte der Geſchichte und meiner Studien mehr zur Klarheit gelangen.

# Vierter Abſchnitt.

## Die baieriſche Combination.

Wenn man dem Südeſten Deutſchlands eine eigenthümliche und europäiſche Stellung zugeſprochen hat, bleiben noch zwei Haupttheile übrig, von welchen man erwartet, daß ſie das eigentliche deutſche Nationalleben repräſentiren und im Stande ſeyn werden, die Elemente unſerer Nation in nothwendiger Staatsform zu verwirklichen. Dieſe beiden übrig gebliebenen Haupttheile ſind nun der ſüdweſtliche oder oberdeutſche und der geſammte Norden. Indem man von Oeſtreich in das oberdeutſche und in rein politiſcher Beziehung allein als ſüddeutſch zurückbleibende Nationalſtück übergeht, kommt man an ein Uebergangsterritorium, nämlich Baiern. Betrachtet man die Ingredienzen dieſer nach und nach zu einer bedeutenden Größe erwachſenen Landesherrſchaft, ſo iſt man in Verlegenheit, ob man dieſen Bezirk zu dem außeröſtreichiſchen Süddeutſchland zählen darf. Baiern hat ſich von dem ehemaligen Herzogthum dieſes Namens, welches zugleich den Hauptumfang des ſogenannten bairiſchen Kreiſes im alten deutſchen Reiche einnahm, durch die Familienverbindung ſeiner Regenten mit den pfälziſchen Regierungshäuſern zu immer größerer Ausdehnung ſeines Gebietes erhoben, ſo daß jetzt nicht bloß der ganze ehemalige bairiſche Kreis, namentlich die obere Pfalz, ſondern auch faſt ganz Franken, ein Stück des alten Schwabens, namentlich der Pfaffenwinkel und die zwiſchen dem Lech und der Iller gelegenen öſtreichi-

ſchen oder geiſtlichen Beſitzungen, ferner Reichsſtädte, z. B. Augsburg und ſelbſt Lindau am Bodenſee, endlich am Rhein und in deſſen Nähe der Theil der alten Pfalz, welcher jenſeits des Rheines lag, das Herzogthum Zweibrücken, und vielerlei jenſeits des Rheins oder am Odenwald und an der fränkiſchen Nordgränze gelegene herrſchaftliche, geiſtliche oder churmainziſche Gebiete zur Krone des Wittelsbachiſchen Hauſes gehören. Aus dieſen Beſtandtheilen läßt ſich erkennen, daß Baiern eine aus verſchiedenartigen Haupttheilen zuſammengeſetzte Monarchie iſt. Während Franken, die ſchwäbiſchen Diſtricte und alles weiter nach Norden und Weſten gelegene Land nach Geſchichte und Volksbeſchaffenheit wirklich dem ſüdweſtlichen Deutſchland angehören, fällt Altbaiern und die obere Pfalz, welche Theile auch ſchon früher vereinigt worden ſind, nach Eigenthümlichkeit, geiſtiger und phyſiſcher Beſchaffenheit der öſtreichiſchen Nationalſcheidung zu. Wie dem auch ſey, dieß läßt ſich nicht verkennen, daß wenn irgend eine einzelne Monarchie in Deutſchland, ſo muß die bairiſche eine combinirte genannt werden, und zwar in demſelben Sinne iſt hier ein Element dem anderen entgegen geſetzt, wie man in dem vorigen Abſchnitt einen Widerſpruch des öſtreichiſchen Staatsgeiſtes mit dem Nationalbewußtſeyn des übrigen Deutſchlands erkennen mußte. Ich will es nicht als bedeutſam anmerken, daß ſchon zu den Zeiten Karls des Großen das Herzogthum Baiern mit den meiſten Theilen des heutigen Oeſtreich ein großes Ganze ausmachte, welches ſich nachmals um ſo abgeſonderter fühlte, als es von Karl beſiegt und unter günſtigen Bedingungen in den großen Reichsverband der Carolingiſchen Monarchie aufgenommen wurde. Später findet ſich das Herzogthum auf ſein eigentliches Gebiet zurückgeſetzt und zu den Zeiten der Hohenſtaufen als Eigenthum des Welfiſchen Hauſes. Friedrich Barbaroſſa entriß dem übermüthigen Heinrich dem Löwen alle ſeine im Süden Deutſch-

Lande gelegenen Herrſchaften und gab ſeinem Hausmarſchall, Otto Grafen von Wittelsbach, das den Welfen abgenommene Herzogthum Baiern. So kam ein ehemaliger Vaſall des Welfiſchen Hauſes, das Geſchlecht der Wittelsbacher, zum Beſitz der herzoglichen Würde und der altbairiſchen Lande. Ein anderer Zweig der Wittelsbacher erhielt die Pfalz am Rheine und die Oberpfalz. So lange die Macht der Hohenſtaufen dauerte, hielten die Wittelsbacher an dem königlichen Hauſe feſt, und Furcht und Ehrerbietung ließ ſelbſt bei ſchwankender Geſinnung eine den Nachbarn feindliche Politik nicht aufkommen. Nachdem aber die Herrſchaft der ſchwäbiſchen Kaiſer beendigt war, fingen die Herzöge von Baiern an, mit den übrigen mächtigen Fürſtenhäuſern zu rivaliſiren und ſelbſt auf die Kaiſerwürde zu aſpiriren. Doch ward die neue Macht Oeſtreichs im Süden immer gewaltiger, bis die Reformation ſich vergeblich den Gränzen des Herzogthums nahte. Jetzt führte das gemeinſchaftliche Religions-Intereſſe Oeſtreich und Baiern an einander und das Herzogthum war im dreißigjährigen Kriege der ſtärkſte Verbündete Oeſtreichs und der hitzigſte Vertreter papiſtiſcher Intereſſen. Im weſtphäliſchen Friedensſchluſſe wurde die inzwiſchen übertragene altpfälziſche Chur mit dem Beſitz der obern Pfalz und der Grafſchaft Cham dem Hauſe Baiern zugeſprochen. Nachher kamen Oeſtreich und Baiern in Conflict. Joſeph II. trat ſogar deutlich mit der Abſicht hervor, für ſein Haus die churbairiſchen Lande gegen den Beſitz der öſtreichiſchen Niederlande einzutauſchen. Dies geſchah nach dem Ausſterben des Churhauſes, als die Pfalz am Rhein mit Baiern vereinigt worden war. Und gewiß hätte das Project des Wiener Cabinets keinen Widerſtand gefunden, wenn nicht das Anſehen Friedrichs des Großen und der von ihm geſtiftete Fürſtenbund jenem klugen Vergrößerungsplane ſich widerſetzt hätte. Auch ward durch die Feindſeligkeiten zwiſchen Oeſtreich

und Baiern und die Anhänglichkeit der Altbaiern an ihr Fürstenhaus eine gehäßige und stammfeindliche Stimmung der Baiern gegen die Oestreicher erhalten, welche in der Natur der Dinge keine wesentliche Veranlassung hat. Die Revolution und die Auflösung des deutschen Reiches vergrößerte kein deutsches Fürstenhaus in gleich günstigem Maße, wie Baiern, weil hier das Fundament eines Gegengewichts gegen Oestreich gegeben war, das sich fast bis an die Thore Wiens hinandrängte. Nach der Schlacht bei Austerlitz und in Folge des Friedens von Preßburg vom 26. December 1805 erhob Napoleon den Churfürsten von Baiern zu einem souveränen Monarchen mit königlicher Würde. Schon in den Revolutionskriegen war die Pfalz jenseits des Rheins verloren worden und bei der Auflösung des deutschen Reichs mußte man die übrige Rheinpfalz an Baden abtreten. Dagegen wurde es in Franken und Schwaben vergrößert und erhielt jetzt noch die Markgrafschaft Burgau, das Territorium von Lindau und die Grafschaft Tyrol, so wie kurz darauf die freien Reichsstädte, Nürnberg, Augsburg und Regensburg. Durch die Acte vom 12. Juli 1806 ward Baiern in den Rheinbund aufgenommen, worin es allen übrigen meist süddeutschen Fürsten voranstand. Von jetzt an nahm Baiern an allen Feldzügen Napoleons Theil und zwar mit der ehrenvollen Begünstigung, daß die bairischen Truppen ein Armeecorps mit eigenem Befehlshaber bildeten. Durch den Frieden von Schönbrunn im Jahre 1809 erhielt das Königreich Baiern außer Salzburg noch Berchtoldsgaden, das Innviertel und ein Stück des Hausruckviertels, und stand nicht bloß als die erste Macht des Rheinbundes, sondern auch als die erste Süd-Deutschlands da. Nur nach blutigem Kampf konnte es sich in Besitz von Tyrol setzen. Als endlich die Schlacht bei Leipzig einen Umschwung der Dinge herbeiführte und die alliirten Großmächte mit ihren Heeres-

maſſen dem Rhein zuſtrömen wollten, ward Baiern als ſo mächtig erachtet, daß man es durch jedes Mittel für ſich gewinnen zu müſſen meinte, um ſo mehr, als es das erſte Land war, welches Oeſtreich als Feind oder Freund betreten mußte. Jetzt ſchloß Oeſtreich im Namen der Alliirten mit Baiern am 8. October 1813 den berühmten Tractat von Ried ab. In dieſem Vertrage ward der König von Baiern in ſeiner ſouveränen Würde anerkannt und ihm der erlangte Länderbeſitz garandirt, ſo jedoch, daß er ſich Tyrol Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel an Oeſtreich zurückzugeben verſtand, wogegen er am Rhein und von den ſonſt disponiblen Reichslanden volle Entſchädigung und eine Territorial-Verbindung ſeiner fränkiſchen und bairiſchen Beſitzungen mit den neuen Acquiſitionen am Rheine erhalten ſollte. Unter dieſer Bedingung trat die bairiſche Armee zu den Verbündeten über und war am eilfertigſten, die Flucht Napoleons zu benutzen. Aehnliche, aber ungleich weniger ſicher ſtellende Verträge ſchloſſen die Alliirten mit den übrigen Staaten des ſüdlichen Deutſchlands ab. Nach der Einnahme von Paris wurde der Wiener Congreß zur Ordnung der europäiſchen Verhältniſſe anberaumt. Hier ergaben ſich ſo ſchwierige Verhältniſſe, daß ihre Entwirrung ohne die Rückkehr Napoleons von Elba ſchwerlich im Frieden abgegangen wäre. Auch die Forderungen Baierns trugen dazu bei, die Uneinigkeit der Intereſſen und Anſprüche zu vergrößern. Es war eine ſonderbare Lage der Dinge, daß gerade diejenige Macht, welche Napoleon zum Nachtheil der deutſchen Großmächte am meiſten vergrößert hatte und die im großen Befreiungskampfe gewiß nur eine wenig bedeutende Stellung einnahm, durch das Glück der Umſtände in die Lage verſetzt war, nicht bloß den ehemaligen Status quo ſeines Umfangs vor Napoleons Invaſionen, wie z. B. Preußen, zurückzufordern, ſondern daß es ſogar einen Anſpruch auf den

vollen Beſitz der Bereicherung aus der napoleoniſchen Zeit erlangt hatte. Zwar hatte Oeſtreich die Einwilligung ſeiner Alliirten zugeſagt. Doch Oeſtreich war ſelbſt mit ſeinen Alliirten im Streite und es lag bei dem Mangel an Ausgleichungsmitteln den nordiſche Mächten ſehr nahe, die Erfüllung der an Baiern gemachten Verſprechungen zu verweigern. Was war denn dieſes Baiern? konnte man fragen, das als ſolches gar nicht exiſtirt hätte, wenn Preußen es nicht vor Oeſtreichs Schlunde gerettet. Was war dieſes Baiern, welches ohne die Verbindung mit Oeſtreich durch die erſten Schläge der franzöſiſchen Revolutionskriege vernichtet worden wäre? Was hatte Baiern von Oeſtreich zu fordern, nachdem es von Napoleon auf Koſten des Kaiſerthums erſt zu einer mächtigen Monarchie, aus einem Vaſallenland zu einem ſouveränen Staate erhoben worden war? Allein der Tractat von Ried lag vor. Ansbach und Baireuth, die erblichen Beſitzungen Preußens in Franken, waren mit ſammt den geiſtlichen Herrſchaften, Würzburg und Bamberg, der Krone Baiern zugeſtanden worden und über die Entſchädigung, welche Preußen erhalten ſollte, um nur zu der Größe ſeines Beſitzes vor dem Tilſiter Frieden zurückzukommen, war man noch nicht einig geworden. Selbſt der einzige Garant für die Anſprüche Baierns, Oeſtreich, war gewiß wenig geneigt, die anſehnliche Vergrößerung ſeines Nachbars im ſüdlichen Deutſchland zu unterſtützen. Um ſeinen Begehrniſſen eine bedeutſamere Unterlage zu geben, ſtellte ſich Baiern an die Spitze der von der Uebermacht Oeſtreichs und Preußens bedrohten Einzelſtaaten; Würtemberg und Hannover gingen zur Seite. Um den Blick von dem ganz undeutſchen Separatismus, welcher die Politik des Münchner Cabinets charakteriſirte, abzulenken, ſprach man viel von dem natürlichen Föderalismus unſerer Nation, und wie mit ihm die Blüthe der Gegenwart, die Geſchichte des Volks und der Charakter

der Zukunft verwachsen ſey. Es handelte ſich nicht um Einheit Deutſchlands, aber um entſchiedene Einigung, Präponderanz und ſchützende Repräſentationen. Man ſchanzte ſich hinter die Vorurtheile, welche wir Deutſche noch immer hegen, wenn es ſich um eine gröſsere Centraliſation handelt; endlich verbaute man ſich mit der überſchwenglichen Neigung unſerer Landsleute, in vereinzelten politiſchen Formen und Rechtsconſtitutionen eine Nothwendigkeit zu ſehen, ſelbſt bevor ein in ſich ſicherer und begründeter Staat und ein Fundament für die Freiheit vorhanden iſt. Zwar wollte ſich der König von Baiern, Joſeph Maximilian, nicht durch die Bundesacte jenes Minimum von Rechten verſchreiben laſſen, welches er ſeinen Unterthanen zu verwilligen verpflichtet ſey; aber er war entſchloſſen, freiwillig mehr zu gewähren, als ein Gebot gefordert haben würde. Ueberhaupt wuſte Baiern Alles von ſich und den Fürſten Deutſchlands abzuhalten, was in die inneren Verhältniſſe ihrer Staaten irgend wie geſetzlich einwirken könnte. Die Union der einzelnen Staaten ſollte nur ein gemeinſamer Schutz und kriegsverbundene Allianz nach Außen ſeyn. Mitten in dieſem Kampfe natürlicher aber beklagenswerther Intereſſen kam Napoleon von Elba zurück, und was lange geſchwebt und geſchwankt hatte, kam jetzt über Nacht und blitzesſchnell zu Stande. Baiern und Würtemberg, welche ſich ſchon gänzlich losgeſagt hatten von den Wiener Projecten, mußten jetzt ohne Widerrede in das Dargebotene eingehen, ſich der Bundesacte unterwerfen und zu den Abtretungen verſtehen, ohne ein Recht auf weitere Anſprüche zu erhalten. Jedoch verſprach Oeſtreich, um im entſcheidenden Augenblick das Münchner Cabinet zu beruhigen, dafür zu ſorgen, daſs noch mancherlei Vergröſserung zwiſchen Franken und dem Rheine, um eine Verbindung dieſer Provinzen herzuſtellen, und ſomit eine Entſchädigung für die abgetretenen Stücke an Baiern käme. So ſchloſsen ſich die

Fürſten dem Zuge gegen Napoleon an. Die Preußen und die Engländer führten den Krieg allein zu Ende. Blücher und Wellington zogen mit ihren Armeen triumphirend in die Hauptſtadt Frankreichs ein. Jetzt wurden auch die Angelegenheiten im deutſchen Staatenbunde nachträglich geordnet. Man hätte erwartet, daß ſich die kleineren Fürſten in ihre Lage fügen würden, doch Baiern trat unermüdet mit ſeinen alten Forderungen vor und berief ſich von den neueſten Tractaten bis auf den Tractat von Ried zurück. Die Pfalz am rechten Rheinufer, welchen man dem Großherzoge von Baden überlaſſen, ferner heſſiſche und würtembergiſche Diſtricte zwiſchen Rhein und Main, ja ſelbſt Frankfurt und die Feſtung Mainz — ſolches ſchien der bairiſchen Regierung nicht zu groß für ihre Anſprüche zu ſeyn. Zuletzt mußte man ſich jedoch mit dem jenſeits des Rheins zugewieſenen Gebiete des jetzigen Rheinbaierns, mit kleinen Vergrößerungen am Odenwald und nach Fulda zu, mit Ausſichten auf den Rückfall der badiſchen Pfalz nach dem eventuellen Abſterben der damaligen directen männlichen Linie des regierenden Großherzogs, mit einer Militärſtraße durch das heſſiſche Gebiet von Franken nach Rheinbaiern, endlich mit einem immerwährenden Jahrgehalt, welches der Kaiſer von Oeſtreich zur Entſchädigung Baierns dem Könige zugeſtand, beruhigen. Noch immer ein Staat von vier Millionen Einwohnern und der dritte an Macht im Bunde, machte doch Baiern in ſpäterer Zeit ſeine Anſprüche auf die badiſche Rheinpfalz wieder geltend, als der directe Mannsſtamm der großherzoglichen Familie ausging. Baiern und Baden hatten früher gemeinſchaftlich die Grafſchaft Sponheim auf dem linken Rheinufer beſeſſen. Beim Ausſterben der directen Mannslinie eines der beiden Regentenhäuſer ſollte die Grafſchaft dem anderen allein zufallen. Selbige war nachmals an Frankreich, ſpäter an Preußen übergegangen. Jetzt ſah Baiern die Rheinpfalz

des rechten Ufers als Aequivalent für Sponheim an und stützte sich auf die Anweisung, welche es in mehreren Tractaten während der Constituirung Deutschlands sowohl in Bezug auf Vergrößerung überhaupt als in Rücksicht auf die badische Pfalz insbesondere erlangt hatte. Aehnliche Ansprüche hatte sich Oestreich auf den Breisgau vorbehalten. Als die Gelegenheit gekommen war, erneuerte Baiern seine Ansprüche bei dem deutschen Bunde und bei den europäischen Mächten. Doch diese gingen darauf nicht ein und der Congreß von Aachen entschied für den badischen Besitzstamm und die hochbergische Linie. Der Großherzog von Baden war schon zu Wien eifrig von Rußland in seinem Besitz beschützt worden, und in den ersten Friedensjahren hatte er selbst die einzelnen Landestheile durch eine Verfassung auf's Engste an einander gekettet, um die Streitfrage von dem Standpunkte des fürstlichen Erbrechts auf die Höhe des Volksbewußtseyns und der öffentlichen Meinung zu stellen. So mußte Baiern vor der Hand die Verfolgung seiner Ansprüche fallen lassen, obwohl die Königsfamilie mit Grimm den wichtigsten Theil alten pfälzischen Familienbesitzes, namentlich die ehemaligen churpfälzischen Residenzen, Heidelberg und Mannheim, in den Händen eines fremden Dynasten sieht.

Das Streben des bairischen Regentenhauses brachte auf das übrige Deutschland einen sehr üblen Eindruck hervor. Namentlich diejenigen, welche eine größere Centralisation des Vaterlandes oder wohl gar die Einheit vor Augen hatten, sahen in diesen Widerstrebungen oder nur in der Vergrößerung einzelner Staaten ihren natürlichen Feind; besonders von Preußen aus wurde die Politik des Münchner Cabinets mit allen Waffen des allgemeinen Patriotismus oder des preußischen Nationalbewußtseyns verfolgt; wogegen sich Baiern durch Schriften seiner Special-Patrioten und durch die berüchtigte Zeitschrift „die Allemannia," welche zu Sulzbach

herauskam, vertheidigen ließ. Im Jahre 1818 verband auch Baiern ſeine alten und neuen Beſitzthümer durch eine allgemeine Landesconſtitution. Man ging in Baiern ſo weit, ſich dem, wie man ſagte, undeutſchen und die Nationalität verläugnenden Beſtreben Oeſtreichs und Preußens gegenüber als die unſre Nation wahrhaft vertretende Macht zu betrachten, ja ſogar von einer „bairiſchen Nation" zu ſprechen. Es gab Geſchichtſchreiber und Publiciſten, welche von einem ganz beſondern Standpunkte bairiſcher Nationalität aus ſchrieben. Dem bekannteſten Schriftſteller in dieſer Richtung, Dreſch, bin ich in obiger Darſtellung der bairiſchen Rechtsanſprüche einzig und allein gefolgt, nur daß wir natürlich in der Beurtheilung des Gegenſtandes abweichen. Wie wunderlich im Allgemeinen die Zumuthungen und Intenſionen von dieſer Seite der deutſchen Nation erſcheinen mögen, dieß kann nicht geläugnet werden, daß das Münchner Cabinet in den Sachen der Conſtituirung unſeres Vaterlandes und der Rechte des Fürſtenhauſes eine Energie bekundet hat, welche wenigſtens von dem Talent des Staatsmannes, von dem ſie ausging, und von der Anhänglichkeit des Volkes an ſein Fürſtenhaus ein achtungswerthes und folgenreiches Zeugniß ablegt. Jener Staatsmann, der ſich um die Krone Baiern und die jetzige Lage des Königreichs durch Widerſtand und politiſchen Geiſt, vorzüglich während des Wiener Congreſſes, ſo bedeutende Verdienſte erworben, iſt der Graf Montgelas. Ihm verdankt Baiern das Weſentliche, was es unter Napoleon, durch den Congreß und in neueſter Zeit geworden iſt. Dieſer kluge und halsſtarrige Miniſter ſtand neben einem königlichen Haupte, welches durch eine faſt väterliche Gutmüthigkeit, Humanität und durch liebenswürdige Perſönlichkeit das eroberte, was dem diplomatiſchen Talent ſeines Stellvertreters nicht gelungen wäre. Auch außerhalb Baiern fand des Königs Max Joſeph Regierung Liebe und Anerkennung, und

man meinte eine Zeitlang in Deutſchland, daß in Baiern eine Sphäre der Freiheit und ächt nationalen Daſeyns gefunden würde.

Jetzt weiß Jedermann in Deutſchland, daß der bairiſche Staat nicht die Elemente in ſich trägt, welche den Kern eines allgemeinen Nationalbewußtſeyns oder nur eines ſüddeutſchen abgeben könnten. Widerſprechende und durch nichts Drittes ausgeglichene Ingredienzen ſind hier zu einem Bau zuſammengetragen, auf dem ſich Weiteres nicht aufſetzen noch größere moraliſche Kraft zuſammenfaſſen läßt. In dieſem aus verſchiedenen Provinzen zuſammengeſetzten Königreiche läßt ſich kein Schwerpunkt finden, welcher für die äußere Exiſtenz, wenn nicht durch den Bund ſelbſt, Garantie böte, wie viel weniger ein Centrum für das geſammte ſüddeutſche oder nationale Bewußtſeyn.

Nach der heutigen Conſtruction des Königreichs umfaßt es 1) den ehemaligen bairiſchen Kreis mit Ausnahme des Erzſtifts Salzburg, 2) den ganzen fränkiſchen Kreis mit Ausnahme des Herzogthum Sachſen Coburg, Hildburghauſen, der gefürſteten Grafſchaft Henneberg und der fürſtlich hohenlohiſchen und deutſch-ritterlicher Diſtrikte, 3) vom ehemaligen ſchwäbiſchen Kreiſe alle geiſtlichen und weltlichen Gebiete zwiſchen dem Lech und der Iller, ferner die Stadt Kempten und den Verbindungszug an der vorarlbergiſchen Gränze bis zur Stadt Lindau am Bodenſee, ſo wie die auf dem linken Donauufer gelegenen Städte und Herrſchaften gegen die fränkiſche Gränze hin, 4) den größten Theil der ehemaligen Pfalz am Rheine, nämlich den ganzen Diſtrikt auf dem linken Rheinufer, oberhalb Worms bis an die Gränze des Elſaß, ferner das Herzogthum Zweibrücken, endlich ſind 5) noch Gränz-Diſtrikte am Odenwald, Speſſart und nach Fulda hin vorzüglich aus ehemals churmainziſchen Beſitzthümern an die Krone Baiern übergegangen. In dieſer Zu-

ſammenſetzung laſſen ſich drei ganz unterſchiedene Stämme erkennen, nämlich ein bairiſcher, ein fränkiſcher und ein rheiniſcher. Natürlicher Weiſe herrſcht unter dieſen der altbairiſche Stamm vor, was für die Idee dieſes Königreichs die folgenreichſte Bedeutung hat. In Cultur und Geſchichte ſind ſich die Altbaiern und die Franken ganz fremd, der Rheinländer gar nicht zu gedenken. Selbſt die Natur des eigentlichen Baiern ſcheint auf einen verſchiedenen Urſprung hinzuweiſen, und ich erlaube mir die Vermuthung, daß ein den Böhmen nicht ſehr entfernter ſlaviſcher Volksſtamm ſich zwiſchen die Alpen und die Donau gedrängt habe, wodurch die urſprünglich germaniſche Race wenigſtens vermiſcht worden iſt. Man erkennt einen Altbaiern an ſeinen Zügen, bevor er den Mund aufthut, und meiſt iſt es beſſer, wenn er dieß unterläßt. Der Schnauzbart hat ein nationales Gewicht und wer nur jemals die Bewohner des Oſtens geſehen hat, zweifelt nicht mehr, daß die Altbaiern zu den ſüdlichen Slaven gehören. Haben doch durch das Becken der Donau die Ungarn, die Hunnen und die Tartaren ihre Einfälle bis an den Lech gewagt, ſind doch die Klöſter und Städte des Herzogthums Baiern zur Zeit der großen hunniſchen Verwüſtung faſt gänzlich zerſtört worden — wer weiß, was für ein Blut dieß bairiſche iſt! Die umwohnenden reindeutſchen Stämme, Franken und Schwaben, haben auch keine Spur von dieſen Einflüſſen empfangen. Was man im öſtreichiſchen Völkercyklus als Naturlinie des Staatslebens begriffen hat, dieß findet ſeine volle Anwendung auf die Bewohner des geſammten ehemaligen bairiſchen Kreiſes, ſo wie auf die nächſt anliegenden Diſtrikte Frankens und Schwabens, welche früher meiſt unter geiſtlicher Herrſchaft geſtanden haben oder wie die Markgrafſchaft Burgau zu Oeſtreich gehörten. Die ältere Geſchichte Baierns umſchließt nur das ehemalige Herzogthum dieſes Namens, ferner die Oberpfalz und die

um- und inliegenden bischöflichen und weltlichen Besitzungen. Was den Geist und die Sitten dieses ächt bairischen Volkselements anlangt, so findet hier Alles, was über die östreichisch-deutschen Stämme im vorigen Abschnitt gesagt worden ist, seine Anwendung; doch hauptsächlich an die zurückgebliebeneren Provinzen Oestreichs, z. B. Mähren und Böhmen reiht sich auch Baiern an. Der Altbaier ist roh, sinnlich, muthig, bigott und in politischen Dingen von fast thierischer Abhängigkeitsliebe und Ergebenheit. Markiger und eigenthümlicher als die Bewohner der Ebene sind die Gebirgsbewohner, in denen sich das struppige Wesen des niederen Moorlandes zu einfacher und origineller Erscheinung emporhebt. Hier ist vollkommene Aehnlichkeit mit den östreichischen Alpenbewohnern überhaupt. Es ist eine Anomalie und von keiner Bedeutung, daß dieses Volk eine modern zugeschnittene Staatsverfassung erhalten hat. Unter den Herzögen und Churfürsten war Baiern mit Klöstern besät, und was nicht den unmittelbaren Herrschaften, als den Bisthümern Regensburg, Freysingen, Passau, Berchtoldsgaden u. s. w. gehörte, das gehörte den Klöstern und Abteien von Benediktbaiern, Tegernsee, Diessen, Steingaden, Ettal u. s. f. Diese Herren hatten sich die schönsten Sitze des Landes, besonders an den fischreichen Seen angeeignet. Man könnte die Geschichte dieses Landes geradeweg als die der Bischöffe, Aebte und Mönchsorden beschreiben. In der Mitte steht die Reihenfolge der Herzöge und Churfürsten von Baiern, früher aus dem welfischen, seit Friedrich Barbarossa aus dem Geschlecht der Wittelsbacher, welches vorübergehend auch den Kaiserthron bestiegen hat. Das Haus Wittelsbach hat, abgesehen von der pfälzischen Linie, einige verzügliche Regenten gehabt. Außer Otto von Wittelsbach, dem Ahnherrn, ist Kaiser Ludwig der Baier, Herzog Albert der Großmüthige (1550—1579), Maximilian I., welcher im Jahre 1629 zum Churfürsten

erhoben wurde und durch den weſtphäliſchen Frieden die obere Pfalz erhielt, auszuzeichnen. Von der politiſchen Bedeutung unter Maximilian während des dreißigjährigen Krieges ſank das Land nach dieſer Zeit wieder herunter. Ausgezeichnet war noch Churfürſt Max Emanuel, der Held im ſpaniſchen Succeſſionskriege, und endlich jener biedere Fürſt, welcher in der bedrohlichen Zeit der franzöſiſchen Staatsumwälzung im Jahre 1799 den Thron beſtieg, ſeinem Lande eine außerordentliche Bereicherung an Umfang, ſo wie ſeiner Krone den Königsrang und die Souveränität verſchaffte und den Staat in ſeiner jetzigen Form und Größe aufrecht hielt. Dieß war Joſeph Maximilian, welcher im Jahre 1825 ſtarb. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die churpfälziſche und zweibrückiſche Linie mit Churbaiern vereinigt.

Vorzüglich durch Liebe zur Kunſt ſind die Regenten dieſes Landes bemerkenswerth. Schon im 16ten Jahrhundert gab es eine Malerſchule zu München, wie in mehreren oberdeutſchen Städten. Durch Sammlungen und Unternehmungen erhob ſich unter Churfürſt Maximilian I. im 17ten Jahrhundert die Kunſt zu großer Blüthe; in den Zeiten des Verfalls wurde das Begonnene fortgeſetzt, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Akademie der Künſte begründet, kurz darauf und beſonders in den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution mit den Schätzen Münchens vereinigt, was die ebenfalls kunſtſinnige Regentenfamilie in der Pfalz zu Düſſeldorf und Mannheim angehäuft hatte; und unter dem verſtorbenen Könige und unter der jetzigen Regierung hat ſich in München ein umfaſſendes und wenigſtens in techniſcher Hinſicht wahrhaft aufbauendes Kunſtleben erneuert. So iſt Baiern für die Malerei und Baukunſt eine Vorhalle Italiens und eben das geworden, was Oeſtreich in neuerer Zeit für die muſikaliſchen Künſte zu ſeyn pflegt. Günſtiger Weiſe wurden auch die alten Kunſterinnerungen der Reichsſtädte

Nürnberg, welches der Sitz der oberdeutſchen Malerſchule war, und Augsburgs vereinigt. Die Akademie der Künſte iſt im Jahre 1808 erneuert und als Schule geſtaltet worden. Doch nicht bloß im pädagogiſchen, ſondern auch im geſchichtlichen Sinne hat ſich in München eine eigentliche Malerſchule gebildet, welche beſonders unter dem Vorgang des großen Kunſtchefs, Peter von Cornelius, in einem tieferen und beſonders religiöſen Gehalte die Wiederbelebung der Kunſt ſucht, und ſich durch den katholiſchen Charakter und durch die Abneigung gegen das moderne Weltweſen an den ſymboliſchen Geiſt der mittelalterlichen Kunſt ſo wie an die poetiſchen und doctrinären Beſtrebungen der romantiſchen Dichterſchule in Deutſchland zu Anfange dieſes Jahrhunderts anſchließt. Noch immer bleibt die nachzüglerische Richtung dieſer Malerſchule das wichtigſte Kunſtelement in Deutſchland und ſie hat durch Größe der Aufgaben und techniſche Vollendung Vorzügliches geleiſtet, wie denn dieß Streben ſchon dankenswerth wäre, wenn auch nur die äußere Fortbildung der Kunſt für glücklichere Zeiten erhalten würde. Es iſt jedoch bemerkenswerth, daß faſt die ganze Künſtlerwelt Münchens nicht aus Baiern, ſondern aus dem übrigen Deutſchland zuſammengefloſſen iſt, und daß die Kunſt, welche hier ihr Daſeyn unter uns fortführt, auf dem geiſtigen Boden Altbaierns kaum die unbedeutendſte Anregung finden kann.

Die geiſtige Bildung ſteht in dem eigentlichen Baiern noch auf einem ſehr niedrigen Standpunkt. Zwar haben ſchon in älterer Zeit die Benediktiner eine Gegenwirkung gegen pfäffiſche Verdumpfung durch die Gelehrſamkeit, deren Aſyl ſie waren, vorbereitet; im 16ten Jahrhundert ward Wiſſenſchaft und Geſchichtsforſchung am bairiſchen Hofe gefördert und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſogar eine Akademie der Wiſſenſchaften begründet, aber das Schwanken der Regierungen zwiſchen Aufklärung und Mönchsherrſchaft, beſon-

ders zu Ende des abgelaufenen Jahrhunderts, hat zwar mancherlei Spuren nachgelaſſen, im Ganzen jedoch mehr nachtheilig als vortheilhaft auf das Volk gewirkt. Heute faſt joſephiniſche Reformen und Aufklärerei, morgen Wiedereinführung der Klöſter und Jeſuiten — was bleibt dann übrig, als höchſtens unter Landesclerus und Gelehrten ein Widerſtreit der entgegengeſetzten Anſichten, welcher nirgends mit ſolcher Unduldſamkeit geführt wurde als in Baiern und welcher den Katholicismus römiſcher machte, als zu Rom ſelbſt. Ueberhaupt werden die hierarchiſchen Beſtrebungen der römiſchen Kirche nicht in Rom, nicht in Wien, ſondern vor Allem in München gefördert, hier, wo der Geiſt der Fähigeren an der Gränze des freigeiſtigen und politiſchen Deutſchlands mit den Richtungen des Zeitalters in Conflict und in Widerſpruch gerathen mußte. München iſt der gelehrte Miſſionär des Katholicismus und der Idee des römiſch-deutſchen Kaiſerthums. Mit Milde und verſöhnendem Geiſte, aber auch feinerer Lockungen trat der ehrwürdige Biſchoff Sailer von Augsburg unter die kirchlichen Parteien und wies eben ſo ſehr die mönchiſche Verdumpfung der geiſtlichen Seminar-Erziehung und die weltlichen Projecte der ultramontanen Kirche, welche ſich dieſeits der Alpen feſtzuſetzen drohte, als die aufklärériſchen und voreiligen Verſuche einzelner Landsleute und Zeitgenoſſen zurück. Unter dem vorigen Könige wurden der Volksbildung viele Wege geöffnet und zu Anfange der jetzigen Regierung ſogar an die Stelle des mönchiſchen Landshut eine neue glänzende Hochſchule in München eröffnet. Man hatte damit im Sinn, der früher errichteten Univerſität Berlin zu entgegnen und im Süden Deutſchlands einen Vereinigungspunkt der nationalen Gelehrſamkeit zu bilden. Aus verſchiedenen Gegenden wurden ausgezeichnete Männer nach München gezogen, und es ſchien, als ſollte auf dieſem Grund und Boden nicht bloß eine Oaſe der Kunſt, ſondern auch

ein grüner Rasen für die Wissenschaft erblühen. Man hörte viel von deutscher Gesinnung, von Denkfreiheit, von geistigem Aufschwung; man sprach von Verödung und Beschränkung nordischer Geisteskraft. Jedoch diese Illusionen sind für das übrige Deutschland längst verschwunden und mit einer Epoche politischer Exaltation flog auch die unabhängige Geisteswelt, und was sonst durch Hoffnungen nach München gelockt worden, bis auf wenige gedrückte Reste, in die Weite.

Niemand aber steht einsamer in seinen Umgebungen, als jener berühmte Denker, welcher, ohne einer kirchlichen oder weltlichen Partei streng verbunden zu seyn, wider seinen Willen die Centralfigur aller der den Bewegungen unseres Jahrhunderts und der germanischen Civilisation entgegen wirkenden Bestrebungen geworden ist. Das kann kein Anderer seyn als Joseph von Schelling. In ihm findet das weltliche System der österreichischen Politik und die römische Propaganda einen wissenschaftlichen Haltpunkt. Es ist eine unwürdige Anschuldigung, von dieser versteinerten Einsamkeit des Denkens, von einem solchen Geiste zu sagen, er sey Congreganist, Jesuit oder er habe sich der Macht verkauft. Im Gegentheil er ist degoutirt von allem geistlichen und weltlichen Treiben der Gegenwart, und möchte in den Wirren des modernen Weltlaufs keine Hoffnung zulassen, als die, im stillen Kreise das Heiligthum des Gedankens zu nähren, und er möchte von dem inneren Lichte tiefsinniger Weltbetrachtung nur so viel in die Gänge des äußern Daseyns hineinleuchten lassen, als nothwendig scheint, um die Menschheit allmählig zu humanisiren. Doch hier liegt das Unheil. Gerade indem er sich abwendet von der geistigen Wirklichkeit und die zeugende Kraft der Gegenwart verachtet, überkömmt auch seine Forschung der vergangenen Zustände, auf die er seine Weltansicht baut, ein mehr vergangenes als lebendiges, mehr sinniges und naives als wahrhaft geistiges und wissenschaft-

liches Ferment. Dieſe Welterklärung iſt nicht in dem Geiſte geboren, der das heutige Geſchlecht vom ſchlichten Bürger bis zum ſchaffenden Genius beſeelt. Dieſe Weisheit iſt noch in Abhängigkeit von den früheſten und unmittelbaren Naturcindrücken der Erſcheinung Gottes in der Welt befangen. Was Wunder, wenn ſie über die Anfänge und die Urgeſchichte des Geiſtes nicht hinauskömmt und eigentlich da endet, wo die Geſchichte anfängt. Eine große und reiche Zeit iſt an ihm vorübergegangen, ohne ihn erſchüttert zu haben. Während er ſich fortſchaukeln ließ auf den Wellen des Gedankens und das Ufer, von dem er ausfuhr, immer mehr aus den Augen verliert, iſt die Wiſſenſchaft in ſtrenger, kriegeriſcher Haltung weit über ihn hinausgeſchritten. Die Furcht vor dieſer Wiſſenſchaft heißt ihn mit ſeinen Werken zurückhalten, aber er iſt zu hochmüthig, nicht jung, und wie man glauben möchte, nicht redlich genug, um ſich mit ihr zu befaſſen. Die ehemalige Naturphiloſophie war ſchon ein Schwanken zwiſchen rationalen und von Natur, Geſchichte und vorzüglich der dichtenden Eigenthümlichkeit des inneren Genius aufgedrungenen Elementen. Man hatte unrecht, zu behaupten, daß Schellings Welt ohne einen Gott ſey. Mit Ingrimm fiel er deshalb über ſeinen Gegner her, und ohne es zu wiſſen, ward er von dieſen Spolien gefeſſelt. Schellings jetziger Gott iſt nicht ohne Natur und Welt, denn Beides iſt ihm aus Schellings eigenen Anfängen verblieben, aber die Menſchheit und der Weltgeiſt in der Geſchichte ſind dieſem am Morgen wie am Abend ſeines Lebens entſchlüpft. Schelling ſchreibt nur Göttergeſchichte, und wenn es wahr iſt, daß der Philoſoph nach dem homeriſchen Ausdruck die Welt mit dem Auge der Götter betrachtet und nicht wie die andern ſterblichen Menſchen, ſo iſt doch Schelling zu weit gegangen, indem er zuletzt nur die Gottheit beſchaute und nur ihre Geſchichte zum Inhalt ſeines Denkens nahm. Er ſetzte ſich

ein Ziel, das für die Creatur zu hoch ist, um es zu erreichen, zu sehr an subjectives Belieben gekettet, um der zwingenden Gewalt des Geistes und unserer heutigen Wissenschaft Stand zu halten, endlich zu unbekümmert um die Menschen und ihre himmlisch-irdischen Wirren, als daß es sie befriedigen könnte. Dieß aber war ein Wendepunkt der neueren Geschichte, daß, als die Menschheit mit keckem Schritt auf ein Ideal der Bildung, des Lebens und der bürgerlichen Verfassung zuschritt und eine Zügelung nothwendig schien, damals im Reiche des Geistes und der öffentlichen Zustände, eine Retardation eintrat, welche als die Restauration des Geistes einer vergangenen Geschichtsepoche noch einmal die Menschen von den irdischen Dingen weg nach dem Himmel weisen und wo dieß Lücken ließ, oder nicht inniglichst begeisterte, mit dem freien Spiel einer ästhetischen Weltanschauung das Leben behaglich machen wollte. Ein politisches System, welches sich den neuern Bewegungen widersetzte und am meisten Furcht vor dem Geist hatte als dem Anlaß der Bewegungen, zog selbst diesen retardirenden Geist an sich und benutzte ihn, während es ihn selbst nicht aufkommen lassen wollte. Die politische Macht läßt die Kirche, die kirchliche Macht ihre eifrigsten Parteigänger und die Congregation die Geistesrichtung neben sich walten, welche ohne es zu wissen in ihre Hände arbeiten muß. Man möchte die ganze Richtung die religiöse nennen, an sie schließt sich ergänzend eine poetisch-phantastische an. So ist Schelling das Centrum von Allem, was der Geist nach dieser Seite hin mehr oder weniger unwissenschaftlich zu Stande gebracht hat und das Idol von Köpfen, welche für ihre weltlichen Händel ein geistiges und religiöses Polster suchen, auf welches sie sich legen können, ohne ihrem Gewissen oder ihrem Geiste eine übermäßige Anstrengung zuzumuthen. Alle Richtungen der neuesten Zeit, welche sich die contre-revolutionären nennen,

ſelbſt im Schoße des Proteſtantismus oder erleuchteter und conſtitutioneller Staatsformen, haben bewußt oder unbewußt in der Lehre dieſes an Baiern übergegangenen Würtembergs ihren geiſtigen Anhalt. In der Kunſt hat ſich dieſelbe Richtung als Heilige des Cornelius oder als Romantik Tieck's die Augen verbunden. An den Bundestag ſchickte ſie Friedrich Schlegel als Attaché, aus Indien holte ſie die höchſte Erkenntniß der Wahrheit und der Schönheit, und für den Katholicismus, für das römiſch-deutſche Kaiſerthum mit dem Glanz der Feudalherrſchaft und der Hierachie, für das Vaterland und deſſen Größe, endlich ſogar für ſogenannte Freiheit hat der unſichtbare Schellingianismus ſchwärmeriſch-verjüngende Orgien eröffnet. Was der Feſſeln eines Syſtems ſich entſchlagend in rohen Naturalismus verſank, ſo wie was die Strenge und wiſſenſchaftliche Nothwendigkeit des Gedankens oder das Centrum heller, würdevoller und weltgemäßer Lebensanſchauung verlor, fiel mehr oder weniger auf die Stufe des Schellingianismus zurück. Und dieſer große Herrſcher lebt einſam zu München und wird wie einſt König Lear von ſeinen Töchtern verſtoßen, er, der Urſache hat, die meiſten Sprößlinge, die er erzeugte, zu verachten. Es iſt freilich eine peinliche Lage in der Zeit und in der Wiſſenſchaft, deren Vorgänger er war, ſeine natürlichen Feinde zu haben und die Allianz mit den Menſchen, die ihm am nächſten ſind, zu verdammen, ja ſich als das äußerſte aber einflußreichſte Glied einer Kette zu fühlen, welche durch die Hände bekannter Theoſophen und Künſtler bis in die Conventikel des Herrn Ringseis und von da direct an den römiſchen Stuhl reicht. Und es gehört die ganze Größe des Stolzes und der Verachtung dazu, jene Herbheit, die ihm zu jeder Zeit als Nahrung gedient hat, um ſich in dieſer Einſamkeit außerordentlich zu dünken und das Grauen überwinden zu können, welches ihm, ſobald er die Straße betritt,

die grauen Schergen der öffentlichen Ordnung und die braunen Kutten der geistlichen Menschenbeglückung hervorrufen müssen. Dieser wichtige und eminente Charakter gehört noch ganz unserer deutschen Geisteswelt an, doch er steht auf der Gränze, wo der freie Zug unseres Gedankens mit dem Scheine der Freiheit und der Skepsis sich einer fremden und ungeprüften Autorität überantwortet. Gerade weil er ein Theil von jener Kraft geworden ist, welche stets verneint, und sich mit seiner Wirksamkeit auf einen uns fremden Boden gestellt hat, war es nothwendig, in diesen Studien schon hier des Geistes zu denken, dem in dem Tempel dieses zwischen Wien, Rom und München begründeten Glaubenssystems als kleinerer Gottheit eine eigne Nische und ein eigner Cultus aufgerichtet worden ist. Eine tiefere Würdigung gebührt diesem Genius vom philosophischen Standpunkte, allein insoweit diese Lehre auch bloße Weltanschauung ist, die Fortgang und Resultate nur aus der Gottesnähe der ursprünglichen Menschheit herauslosen will, hat auch der freie Weltblick ein Recht auf Urtheil über ihn und er erträgt nun die Aussprüche von Schellings Katheder nicht, wie jenes charakteristische Orakel, das ich selbst hörte und das die Déscription de l'Egypte „das bedeutendste Monument Napoleons nannte, bei dessen Conception er eine wahrhaft orientalische Phantasie offenbart habe."

So verhält es sich mit der von München aus über das deutsche Vaterland schreitenden Cultur, mit deren vornehmstem Besitzthum, welches eben charakterisirt wurde, die übrige Geisteswelt dieser Stadt nur in gleicher Absonderung von deutscher Denkart und etwa in gleicher oder noch auffallenderer Orginalität ihre Gemeinschaft hat. Orginales findet sich ja immer, wo Abnormes und Extremes zu Grunde liegt. Mit dieser Cultur hängt auch die wiederhergestellte geistliche Erziehung im Königreiche zusammen, welche sich selbst über

Franken und das ſchwäbiſche Gebiet des Königreichs ausdehnt. Man erkennt hierin eine berechnete Reaction gegen die auch in katholiſchen Ländern drohende Aufklärung. In der Conſequenz ſolcher Maßregeln ſpricht ſich die Gewißheit einer auf ein feſtes Ziel hinarbeitenden Geſellſchaft aus und die Oeffentlichkeit dieſer vom Staate ausgehenden Maßregeln beweißt, daß die Congregation, welche man die ultramontane nennt, ihre Stellung nicht nur im Staate, ſondern auch in der Staatsregierung eingenommen hat, und daß zwiſchen der geſetzlichen und hergebrachten Ordnung legitimer Macht und zwiſchen der kirchlichen Pflege ein Bund der Gemeinſchaft und der Unterſtützung geſchloſſen worden iſt. So kommt es denn, daß in München ein Ächt deutſcher Charakter ſich eben ſo vom geiſtlichen Deſpotismus genirt als von der weltlichen Polizei bewacht fühlt. Eine andere Erſcheinung, die ſich in München überall aufdringt und von der man glauben ſollte, daß ſie einen bildenden und den Geiſt erhebenden Einfluß bewirken müßte, iſt die ſtetige Erinnerung an Griechenland, welches in jüngſter Zeit ſo eng mit der Krone und dem Volk der Baiern verbunden worden iſt. Welche Stellung die Monarchie zu dieſem auswärtigen Intereſſe einnehmen könne, läßt ſich aus der Beſchaffenheit des Königreichs leicht abnehmen, und man darf vermuthen, daß die Verbindung Griechenlands und Baierns von einer Macht befördert worden iſt, welche beſtimmt zu ſeyn ſcheint, zu beiden Königreichen in gleichem Verhältniß zu ſtehen. So begegnet man in München überall Früchten, die auf fremdem Boden gewachſen zu ſeyn ſcheinen, der Kunſt, einer eiſernden und nur mit den Formen unſerer Wiſſenſchaft ausgerüſteten Theologie, endlich einem poetiſchen Aufſchwung, welchem ſelbſt die Obhut über das verwilderte und leidenſchaftliche Volk der Helenen nicht zu groß dünkt. Durch die Ausdehnung, welche die Monarchie ſeit einigen Decennien erhalten, und durch

persönlichen Willen hat sich die Hauptstadt des Königreichs so ansehnlich vergrößert und bis zu solcher Grandezza verschönert, daß man mit Recht nach den Bewohnern dieser neuen Stadt gefragt hat. Ein kürzerer Aufenthalt in München gibt einen Vorgeschmack von dem Charakter des südeuropäischen Lebens, und nach den sinnlichen Eindrücken, die man hier empfängt, glaubt man sich in einer Vorstadt Wiens oder Roms zu befinden. Wenn man nicht die Forderungen einer ächtdeutschen Stadt an sie anlegt, oder gar einer Weltstadt, wie Paris, wird man trotz äußerer Inconvenienzen an den eigenthümlichen Zügen des bairischen Volkslebens und der natürlichen und künstlich aufgerichteten Vorhalle Italiens Lust und Belehrung genug schöpfen. Wo man länger verweilt, muß man es mit Liebe thun. Ein Panorama von München kann nur von bairischem, nicht von unserem Standpunkte aus geschrieben werden.

Gegen Westen stößt an das eigentliche Baiern ein Stück vom alten Schwaben, welches zwischen dem Lech und der Iller und ein kleines Stück nördlich über der Donau liegt. Dieß waren großentheils alte geistliche Besitzungen, zum Theil östreichisches Eigenthum und daneben einige Reichsstädte. Das Land ist großentheils katholisch; wegen der vielen Klöster und Abteien hieß der südliche Theil der Pfaffenwinkel. Jetzt ist das schwäbische Baiern fast ganz mit dem Erblande verwachsen und die ehemals mächtige und noch jetzt von Reichthum gefüllte Stadt Augsburg mit Baiern verschmolzen. Die geschichtliche Bedeutung des Protestantismus ist hier bei Weitem größer, als die Zahl der Protestanten selbst und von Anfang an blieben die beiden Confessionen neben einander stehen, gleichsam wie auf einem Gränzpunkt zwischen dem nordwestlichen und südöstlichen Europa, zwischen Schwaben und Baiern. Auch hat es hier an Kampf und Gegensatz zu keiner Zeit gefehlt. Die katholischen Mädchen

unterſcheiden ſich ſchon durch das ſilberne Ringelhäubchen, welches ſie gleich den Baierinnen tragen. Im ganzen überwiegt das biſchöfliche Anſehen und der Katholicismus das proteſtantiſche Intereſſe, beſonders ſeit der Verbindung mit dem Königreiche. Die Stadt, welche durch äußern Umfang an die alte Größe erinnert, hat den größten Theil ihres Handels, der nach Italien ging, in ſpäterer Zeit verloren, und obwohl ſie noch eine namhafte Anzahl reicher Handelshäuſer und Patrizier beſitzt, iſt ſie doch jetzt ohne alles moraliſche Gewicht und eine Provinzialſtadt. In dieſer Stadt, die zwar auf der Gränze, aber vorwiegend unter Oeſtreichs Einfluß ruht, erſcheint das wichtigſte Organ der deutſchen politiſchen Preſſe, die allgemeine Zeitung, welche ſich vorgeſetzt hat, keiner Partei anzugehören, und dieß auch bewerkſtelligt, ſo weit es die öffentlichen Zuſtände erlauben. Männer von verſchiedenſter politiſcher Ueberzeugung, Stimmen im Intereſſe einzelner Staaten, endlich die Cabinette ſelbſt ſchreiben dieſe Zeitung. Von deutſchen Angelegenheiten wird darin am ſeltenſten und behutſamſten geſprochen, und wenn manche freie und anderwärts verpönte Sprache hier geduldig zugelaſſen wird, ſo geſchieht dieß, weil man auch den Gegenſatz daneben findet und nur die Debatte bemerkt; zweitens weil man ſich für eigene Zwecke und für mögliche Fälle ein allgemeines, geachtetes und von Allen geleſenes Organ erhalten muß, deſſen die Regierungen eben ſo ſehr bedürfen als die Einzelnen, welche ihre Anſicht und ihr Glaubensbekenntniß darin niederlegen wollen. Unabhängig iſt dieſe Zeitung nicht, ſie dient nicht bloß der Nation, ſondern zugleich deren Regenten und Diplomaten. Sie wird in Baiern gedruckt und cenſirt, obwohl Letzteres hauptſächlich durch Oeſtreich, wo ſie faſt unter allen auswärtigen Zeitungen allein geſtattet und eingeführt iſt. Dieß iſt der eine Pol; die Kühnheit und Klugheit der Herausgeber der andere; in der

Mitte liegt das Intereſſe des Beſitzers, des Cottaiſchen Hauſes zu Stuttgart. Wie gebunden dieſes Inſtitut auch in äußerer Beziehung ſeyn dürfte, immer bleibt es das nützlichſte und unter den beſtehenden Verhältniſſen faſt das allein zuläßige und mögliche unter den deutſchen. Noch immer haben die vorzüglicheren politiſchen Fähigkeiten unſerer Nation durch daſſelbe Organ geſprochen, durch welches ſeit den Befreiungskriegen beſonders die öſtreichiſche Regierung ihre vornehmſten Capacitäten ſprechen ließ. Daß bei der politiſchen Oppoſition in Deutſchland die Augsburger allgemeine Zeitung keine Gnade findet, iſt kein Wunder.

Ein anderes Gefühl ergreift uns, wenn wir die übrigen Provinzen der Monarchie betreten, nämlich Franken und das Rheinland. Von jetzt an weht uns ächt vaterländiſche Luft entgegen und was auch aus früherer Zeit her Fremdartiges erhalten worden, Naturell der Bewohner, Bildungsſtufe und die geſchichtliche Entwicklung zeigen uns Volksſtämme, welche der zweiten Haupttheilung unſerer Nationalität zugehören. Im früheſten Mittelalter treten die Franken als das vornehmſte, erobernde und zugleich die Wanderungen der Germanen aufhaltende Volk auf. Die Weſt-Franken zogen über den Rhein und bildeten den Kern des nachmaligen Burgund und in weiterer Ausdehnung des ganzen neuen Frankreichs. Die Oſtfranken blieben dieſeits des Rheines ſeßhaft und nahmen nicht bloß das Gebiet des heutigen Frankens, ſondern zugleich die Fortſetzung deſſelben bis an den Rhein in derſelben Breite ein, ſo daß die badiſche Pfalz, Rheinheſſen, Frankfurt und das mainziſche Gebiet eben auch fränkiſch war. Noch jetzt haben die Franken und die Rheinländer die nächſte und kennbarſte Stammverwandtſchaft. Während des Mittelalters repräſentirte Franken im Kleinen die Phyſiognomie des deutſchen Reiches. Es war in große und kleine, biſchöfliche und weltliche Staaten getheilt. Daneben

gab es mächtige Reichsſtädte und der deutſche Orden hatte hier in Mergentheim ſeinen Meiſterſitz. Unter den Hohenſtaufen bildete Franken ein Herzogthum, deſſen einzelne Herrſchaften unter der Oberhoheit dieſer Herzöge ſtanden, auch hatte ſich das hohenſtaufiſche Haus anſehnliche Erbgüter in Franken erworben. Mit den Staufen zerfiel nicht bloß deren Erbmacht, ſondern auch das herzogliche Centrum. Doch nicht weniger bedeutungsvoll war die Geſchichte dieſes Landes am Ende des 15ten und am Anfange des 16ten Jahrhunderts. Nirgends gerieth Ritterthum und Bürgerſchaft, das weltliche und das geiſtliche Regiment in einen ſo herben und vernichtenden Kampf als hier. Der Proteſtantismus ergriff mit friſcher Kraft die weltliche Seite des fränkiſchen Kreiſes und an den Widerſtand des alten und des neuen Glaubens, der hier und in den ſämmtlichen Landen Oberdeutſchlands um ſo heftiger und langwieriger war, als weder die eine noch die andere Partei durchdringen konnte und keine energiſche Fürſtenmacht ſich für den Sieg der einen oder der andern entſchied, lehnte ſich in Franken, Schwaben und am Rheine eine neue politiſche Agitation des bisher unterdrückten und rechtloſen Bauernſtandes. In Franken wüthete der Krieg der Bauern gegen den Adel und zum Theil auch gegen den Bürgerſtand am heftigſten. Wahre Elemente eines bürgerlichen und politiſchen Bewußtſeyns hatten dieſe Bauern erfaßt. Aber wie alle ſo frühreife, ohne höhere Leitung und vermittelnden Geiſt ausgeführte Bewegungen, blieben auch dieſe Anſtrengungen fruchtlos; nur daß bei den Oberdeutſchen auch in dem Bürger- und Bauernſtande früh das Bewußtſeyn politiſcher Rechte geweckt und ſelbſt in der nachfolgenden Ermattung des Reiches erhalten wurde. Franken ſteht von alter Zeit her als ein Land da, in welchem der Genius unſerer Nation ſeine tiefſten Inſpirationen und ſeine gewaltigſten Werke unter der Hülle eines lachenden, milden und wie in

dunkler Sagenzeit wogenden Aethers zur Erscheinung bringt. Doch in Folge religiöser und politischer Zerrüttungen gehörte es dem gemischten Theile des südlichen Vaterlandes an, und als wollte die Natur andeuten, welchem Prinzip dieser Volksstamm zugewendet bleiben müsse, hatte der Protestantismus und die weltliche Macht durch die großen Distrikte Bayreuth, Nürnberg, Anspach das fränkische Gebiet umarmt, und gleichsam in die Klauen jenes Adlers gegeben, der den Hauptsitz seiner Macht im deutschen Norden aufgeschlagen hat. Unter den Hohenstaufen ward ein Sprößling aus dem gräflichen Hause der Hohenzollern in Schwaben zum Burggrafen von Nürnberg ernannt, welche Stadt bis dahin staufischer Besitz gewesen. Anspach und Bayreuth kamen an eine Nebenlinie der Burggrafen von Nürnberg, und während diese zum Besitz einer größeren Herrschaft im Norden gelangten, aus welcher das spätere Königreich Preußen erstand, blieb die nächst verwandte Linie im Besitz von Anspach und Bayreuth, bis nach ihrem Aussterben diese Herrschaften an Friedrich Wilhelm II. heimfielen. Die Verwaltung dieser Provinzen unter Preußens Hoheit war bis zu dem Gouvernement des nachmaligen Fürsten Hardenberg sehr schlecht gewesen; aber der Geist der Aufklärung und des Protestantismus, welcher in jener Zeit von Preußen aus einen großen Theil des Vaterlandes durchstrich, blieb in diesen fränkischen Landen lebendig, und ließ diesem Volksstamm einen um so tieferen Eindruck zurück, als die geistlichen Fürsten schon zur Bedeutungslosigkeit herabsanken und das Naturell des Volkes sich von den bairischen und böhmischen Nachbarn abgestoßen fühlen mußte. Während der Revolutionskriege genoß Franken wie eine Parzelle alle Vortheile der preußischen Demarkationslinie. Als Napoleon den preußischen Staat zerfetzte und die geistlichen und reichsständischen Herrschaften aufhob, kam fast das ganze Franken an die damals von ihm begünstigte Krone Baierns

und die nachmaligen Conflicte der deutſchen Politik während des Wiener Congreſſes, beſonders das Widerſtreben Oeſtreichs, ſeinen Rival über die Gebirgsſcheide des nördlichen Deutſchlands kommen zu laſſen, überließen Franken mit ſammt den altpreußiſchen Beſitzungen der neuen bairiſchen Combination. Wie ſich dieſes heitere und von dem Thau des Geiſtes und der Dichtung getränkte Volk auf reichem geſegneten Boden voll alter geſchichtlicher Herrlichkeit, mit den ſchönen Städten Bamberg, Würzburg, Bayreuth, Nürnberg, Anſpach, mit der Aufklärung, welche dem größten Theile des Landes überkommen iſt, in dieſer neuen Lage befinden kann, bedarf keiner Erläuterung, wenn man den Gegenſatz des Stammes, welcher in politiſcher und religiöſer Hinſicht den Schwerpunkt abgeben ſoll, begriffen hat. Vorzüglich Nürnberg iſt in dem fränkiſchen Theile der Monarchie von beſonderem Gewicht durch die moraliſche Bedeutung, welche es wie wenige Städte des ſüdlichen Deutſchlands in die Wagſchaale der öffentlichen Meinung zu legen hat. Mit allen Erinnerungen des deutſchen Mittelalters begleitet, mit einem Reichthum, den der alte Handel nach Italien erzeugte, freie Reichsſtadt ſeit Rudolph von Habsburg, vom Geiſte und der Lehre des Proteſtantismus ungetheilt in Beſitz genommen, gelangte es am Ende des Mittelalters zu einer Epoche der Macht und der Regſamkeit, welche den geiſtigen und künſtleriſchen Betrieb der oberdeutſchen Lande in Nürnberg concentrirte. Die Meiſterpoeſie ſchloß hier den Reigen des älteren deutſchen Geſanges und nach dem Vorgang der niederdeutſchen Kunſt am Rheine bildete ſich hauptſächlich in Nürnberg jene ſchon von dem Einfluſſe Italiens berührte Schule oberdeutſcher Kunſt aus, deren Repräſentant Albrecht Dürer war. Mit dieſen Erſtlingsfrüchten des Proteſtantismus, mit der Herrlichkeit der reichsſtädtiſchen Bildung in Nürnberg verfiel auch die Kraft des öffentlichen Daſeyns, der Fortſchritt des Geiſtes

und die Blüthe der Kunst durch ganz Deutschland. In neuerer Zeit hat sich zwar die Stadt im alten Sinne nicht regenerirt, aber die Macht alter Erinnerungen, das ererbte Bewußtseyn der übrigen Bewohner und die Größe der gesunkenen Stadt geben ihr unter ihren Umgebungen eine Bedeutung, welche sich in jeder vorkommenden Frage über das Schicksal des fränkischen Volkes vielleicht entscheidend geltend machen könnte. Anspach und Bayreuth tragen noch immer das aufgeklärte Antlitz und die Bildung vergangener Periode an sich und stehen in gar wunderlichem Contrast mit ihren geistlichen oder bairischen Nachbarn. In diesen Städten findet sich eine vorgerücktere Bildung und Geselligkeit, denn in der ganzen übrigen Monarchie. Ueberhaupt sind die Franken ein heiteres, lebenslustiges und zugängliches Volk, eben so weit von der Rohheit der Altbaiern als von der Härte der Schwaben entfernt. Die geistige Cultur ist zwar gedrückt und darniedergehalten, aber jedes freien und neuen Aufschwungs fähig. Selbst im Würzburgischen und Bambergischen lebt ein aufgewecktes und entzündbares Völkchen, aber wie fast überall, wenn über katholische Lande ein frischer Enthusiasmus kömmt, bleibt eine gewisse Leere daran und es flackert wie Strohflamme und verlöscht. Zwei Universitäten, Würzburg und Erlangen, sind Pflegerinnen der Wissenschaft, wovon die erste vorzüglich wegen ihrer medicinischen Anstalten musterhaft genannt wird. In bürgerlicher und politischer Denkweise ist die Erinnerung an das geweckte und vielgestaltete Leben früherer Jahrhunderte, an die Aufregungen seit der Reformation nicht verloren gegangen; besonders das Bayreuthische Gebiet hat einen kräftigen, ausgeprägten, willenstarken Menschenschlag. Man denke nur an die romantische und schwärmerische Geburtsstätte, Wunsiedel, das Vaterland Jean Pauls. Die Verwirrungen der deutschen Jugend auf Universitäten fanden in den Gemüthern dieses Volksstammes namhaften Anklang,

wobei das charakteriſtiſche Merkmal der Volksthümlichkeit ſich in chriſtlich-frommen und myſtiſch-poetiſchen Formen kund gab, in welche ſich der Zeitgeiſt verhüllte. Die Religioſität der Franken ſcheint dadurch an naturgemäßer Entwicklung zu leiden, daß jetzt im niederen und höheren Unterricht jene Elemente begünſtigt werden, welche ſonſt nur in der biſchöflich-katholiſchen Seite des Landes einen Theil des Ganzen ausmachten. Wenigſtens muß der Proteſtantismus ſich mit einem Gehalt und einer Anſchauungsweiſe zu umgeben ſuchen, worin, wie vorzüglich in der Lehre Schellings, zwar eine Bereicherung herkömmlicher Dogmen, aber auch eine Abweichung von dem Bedürfniß der Gegenwart und ein leicht verfänglicher Abweg geboten iſt. Trotz des Einfluſſes, welchen in jüngſter Zeit die katholiſche und ſogar mönchiſche Erziehung wieder zu erwerben ſtrebte, iſt davon auf dieſem Boden, der noch immer des Guten in Fülle, freigeiſtigen Sinn und poetiſch unbefangenen Blick offenbart, wenig zu fürchten; allein wenn eine Regierung den Beſitz dieſes Landes nicht nur haben, ſondern auch ſichern will, ſo wäre Obacht vonnöthen, nach welcher Seite hin man ſeine Maßregeln zu beſchränken habe. Ein Gegengewicht bietet das Gymnaſium von Nürnberg dar, welches durch vorzügliche Lehrer, altherkömmliche Dotationen und volksthümlichen Einfluß eine Muſterſchule des Königreichs geworden. An dieſes Inſtitut reihen ſich die Schulen von Anſpach und Bayreuth an. In den politiſchen Aufregungen der neuſten Zeit, die auch in Baiern, vorzüglich in den rheiniſchen und fränkiſchen Beſitzungen an's Licht traten, hat ſich der volksthümliche Charakter ganz unzweideutig kund gegeben, ſo daß ſelbſt der Widerſtreit des katholiſchen und des proteſtantiſch-freiſinnigen Bewußtſeyns nur das Uebergewicht aufgeklärter Geſinnung, ſelbſt unter den Katholiken, bemerklich machte. Wie in den meiſten deutſchen Staaten iſt auch hier des Uebereilten und

Unstatthaften gar Manches zum Vorschein gekommen. Jene Richtung des politischen Widerspruchgeistes, welche wir später in den sämmtlichen oberdeutschen Staaten näher zu beleuchten genöthigt sind, hat auch hier oft den Einzelnen vom Staat und von der Nation losgerissen; doch die loyale und vernünftige Einsicht des Stammes bekundet sich in der Schnelligkeit, mit welcher die Regierung freilich durch strenges Einschreiten die Ruhe des Landes wieder herstellte, wobei nicht einmal die Harmlosigkeit des Volks von Bitterkeit oder Ingrimm verdrängt worden ist. In den stürmischen Sitzungen der bairischen Landtäge seit 1830 waren mehrere der ausgezeichnetsten und geachtetsten Oppositionsglieder aus der Provinz Franken und die Aufregung, welche von hier und vom Rheinland in die Hauptstadt des Reichs strömte, war so groß, daß ein durch die Monarchie selbst gehender unversöhnlicher Zwiespalt der Bildung und des Interesses nicht zu verkennen war. Ueber den Standpunkt der Staatsregierung, welcher in Rücksicht auf die Erblande vielleicht noch tadellos seyn mag, kann von den Zeitgenossen ein abschließendes Urtheil nicht gefällt werden. Die Schwierigkeit liegt gerade darin, daß für die entgegengesetzten und sich ausschließenden Theile des Staats ohne eine dritte bindende Kraft kaum ein politischer Schwerpunkt zu finden ist, wo sich dann der alte Spruch bewährt: Unmögliches, den Sultan und Venedig zu einen, gelingt nicht. Wie leicht sind die Fehler zu entschuldigen, welche in solcher Situation von oben begangen, wie leicht aber auch die Vergehungen zu erklären, welche danach von unten verübt werden. Nur wird eine edle und gerechte Regierung nie das Wort Ludwig Tiecks, des gewiß loyalen Dichters, vergessen, der in einer die Zeitwirren sonst nicht zu Gunsten schrankenloser Gesinnung betrachtenden Novelle gesagt hat: „Der Staat kann

in der Art, wie er politische Verbrechen zum Durchbruch lockt, mitschuldig werden und unmoralisch handeln.“

Noch vor wenig Jahren hatte in Franken eine freiere Anschauung die Oberhand über die orthodoxen Gegensätze auf den Gebieten der Religion und der Politik. Jetzt haben strenge Glaubensformeln und strenge Verwaltung den Geist der Neuerung und das Lautwerden abweichender Stimmen beseitigt, obschon, wie einst die Kämpfe des 15ten und 16ten Jahrhunderts, so auch die Reibungen des vergangenen Decenniums der Entwicklung des fränkischen Volksstammes nicht verloren gehen können. Wie Schwaben, wie das Rheinland, wie der deutsche Norden, so hat auch Franken den Lauf einer lang und nachhaltig sich vorbereitenden bürgerlichen und politischen Bildung noch keineswegs beendigt. Durch seine innere Beschaffenheit wird unter jedem Verhältniß die Eigenthümlichkeit des fränkischen Stammes erhalten werden. Auch die materiellen Hülfsquellen dieser Provinz sind ganz unverwüstlich und für den Charakter des Volks bedeutsam. Meist von romantischen und hell belaubten Gebirgsreihen begränzt, welche nach Norden die Scheidewand des Nordens und Südens unseres Vaterlandes bilden, weite und lichte Thäler, die alle dem schönen geschlungenen Lauf des Mains zulaufen, eine große, fruchtbare Ebene in der Mitte und nach dem Süden des Landes, Frucht- und Getreideboden, der den Sinn des Menschen stetig und andauernd, Weinbau, der ihn leicht, sinnig und poetisch macht, städtische Gewerbe für den nächsten Bedarf, eigentliche Industrie noch gar nicht, weil der Himmel, der Boden und der Stand der Bevölkerung die künstlichen Erwerbsmittel noch nicht hervorrufen, die nahe Verbindung mit dem Südosten Deutschlands und mit Italien, die Berührungen, welche die Stammverwandtschaft westlich mit den Rheinländern, nördlich mit den Thüringern und Sachsen erhält, endlich ein alle Theile verkettender Haupt-

ſtrom der deutſchen Lande und eine Hauptſtraße des deutſchen Handels, welche von Oſten nach Weſten zieht, — dieß ſind die Schätze des Landes und jetzt zugleich der materielle Kern des Königreichs Baiern. Die Frage: ob nicht der Donau- und Mainkanal eine engere materielle Verbindung dieſer beiden Provinzen erzeugen wird, muß unter demſelben Geſichtspunkte beantwortet werden, nach welchem ſolche Verbindungen des Verkehrs verſchiedener Provinzen Länder, oder Nationen ohne weſentliche politiſche Bedeutung bleiben. Mit dem Lauf des Stromes wendet man ſich dem Rhein zu, dem er angehört, und zunächſt freilich durch einen Sprung in das ſogenannte Rheinbaiern.

Rheinbaiern iſt die überrheiniſche Provinz des Königreichs, welche größtentheils aus der ehemaligen Pfalz am Rheine, wovon nur der auf dem rechten Ufer gelegene Theil an Baden gekommen, aus dem Herzogthum Zweibrücken und aus dem Bisthum Speier zuſammengeſetzt iſt, alſo größtentheils aus Gebieten, welche ſchon vor Zeiten dem Hauſe Wittelsbach zugehörten. Die Diſtrikte der früheren Pfalz, welche Heſſen Darmſtadt gegenüber liegen, von Worms bis gen Mainz, ſind mit dem Bisthum Worms an dieſes Heſſen überlaſſen worden. Dieſe überrheiniſche Provinz iſt ein herrlicher und überaus fruchtbarer Landſtrich: vorzüglich Weinbau nährt die Bewohner; die Luft iſt auf beiden Seiten der Rheinpfalz ſo mild und ſüdlich, daß kundige Reiſende dieſe Striche nicht mit Unrecht der Lombardei verglichen haben, nur daß dieſer deutſche Boden unendlich ſorgfältiger und reicher bebaut iſt. Die weſtliche Gegend, welche ein Auslauf der Vogeſen, das Haardtgebirge, durchzieht, iſt ungleich rauher und erinnert ſchon an die nördlich gelegenen rheiniſchen Gebirgszüge. Von den älteſten Zeiten her war die Pfalz, als am Mittelrheine gelegen, einer der regſamſten Punkte des Vaterlandes und beſonders die jetzt rheinheſſiſche Ge-

gend von Worms bis Alzey, Alzens und bis nach Kreuznach ist classischer Boden. Hier spielt nach der Ueberlieferung das große Heldenstück des Niebelungen-Liedes. In der Carolingischen Zeit gehörte die der Pfalz zu dem ostfränkischen Stamme, der bis hierher reichte. Unter den Hohenstaufen kam das Haus Wittelsbach und zwar bald eine besondere Linie desselben zum erblichen Besitz der Pfalz am Rhein und der oberen Pfalz, welche nördlich von der Donau, zwischen dem Fichtelgebirge und Franken lag und im westphälischen Frieden an das neue Churhaus Baiern abgetreten wurde. Auch am Niederrhein hatte der Pfälzer Besitzthümer, namentlich die Herzogthümer Jülich und Berg, wie denn Düsseldorf eine Zeit lang die Residenz der Churfürsten war. Die pfälzische Chur bestand bis zum Verfall des deutschen Reiches. Heidelberg, auf dem rechten Ufer des Landes, war die Residenz der Pfälzer. Auf dem schönen, ringsum belaubten Schlosse über der Stadt und dem Neckar, thronten die Herren, welche von hier aus einen großen Theil ihres Landes überschauen konnten. Ausgezeichnet hat sich diese Regentenfamilie eben nicht, und in den Händeln der unruhigen Ritter- und Fehdezeit war die Tücke dieser Fürsten unter dem Spottnamen des „bösen Pfälzers" berüchtigt. Von den am Odenwald und in den rheinischen Gebieten seßhaften mächtigen Rittergeschlechtern hatte noch am Ausgang der mittleren Geschichte das pfälzische Land viel auszustehen, mehr aber noch seit dem dreißigjährigen Kriege, von welcher Zeit an es der fast fortwährende Schauplatz ärgster und schnödester Verwüstung gewesen. Wenn irgendwo, so haben sich hier die sich durch ein Jahrhundert fortziehenden Feindseligkeiten Frankreichs gegen unsere Nation auf eine alles Gefühl verletzende Weise unvergeßlich gemacht; alle Kämpfe, welche Deutschland und besonders Oestreich mit dem übermüthigen Frankreich zu bestehen hatten, wurden auf diesem Boden ge-

führt. Gäbe es irgend einen Grund, wegen alter Verletzungen auch unter andern Umständen einen nachhaltigen Grimm und Nationalhaß zu bewahren, so hätte ihn der Deutsche gegen den Franzosen, wenn er an die Schandthaten denkt, welche Melac im Dienste Ludwig XIV. in der Pfalz verübt hat. Die Schlösser des Landes und der Ritterschaft am Rheine sind zumeist von diesem öffentlichen Brandstifter und Räuber zerstört worden. Nirgends aber macht sich der Schmerz über diese Vorgänge fühlbarer, als zu Speier, dem alten Sitze unserer Kaiser aus dem sächsischen Hause und der berühmten Gruft unserer deutschen Könige. Vergebens fragt man nach den alten Grabmälern und den Ueberresten dieser Vergangenheit; die Franzosen haben sie verwüstet; vergebens schaut man nach dem ehrwürdigen Dome, der diese Nationalheiligthümer umschloß; die Franzosen haben ihn bis auf wenige Reste zerstört, aus denen eine spätere immer noch ansehnliche Kirche der Erinnerung erneuert worden. Im Revolutionskriege wurden diese Gräuel fortgesetzt, bis der langjährige Neid auf diese schöne Provinz endlich mit der Wegnahme des linken Rheinufers endete. Bis zum Sturze Bonaparte's blieb das Land unter französischer Herrschaft und kam darnach an das Haus Baiern zurück, mit welchem es durch die Erbfolge schon vor der Revolution vereinigt worden war. Churfürst Johann Wilhelm zeichnete sich durch Kunstsinn aus; er residirte zu Düsseldorf, stiftete die berühmte dortige Gallerie, welche später nach München wanderte, und erhob diesen Ort zu einem Sitz der Kunst und der Bildung, welche nicht mit jenen Schätzen fortgewandert sind. Sein Nachfolger, Carl Philipp, erbaute sich am Ausfluß des Nekars eine neue Residenz, Mannheim, die in dem damaligen französischen Style einförmig, doch in gefälligen Proportionen schon durch ihre Lage alle gleichartigen Unternehmungen jener Zeit hinter sich läßt. Die Universität Hei-

delberg, eine der älteſten in Deutſchland, ward ſchon 1387 geſtiftet und war fortwährend der Sitz der Wiſſenſchaft und Bildung des Landes. Zwar iſt durch die Drangſale, welche die Pfalz erlitten, das materielle Wohl nicht vernichtet, die geiſtige und ſittliche Entwicklung dagegen ſehr aufgehalten und getrübt worden. Auch hier konnte die Reformation nicht durchdringen. Die geiſtliche Macht hielt den Katholicismus aufrecht und noch heute gehört die Provinz zu den gemiſchten Landen. Die Pfälzer ſind größerentheils katholiſch, in dem Sinne jenes, man könnte ſagen, rheiniſchen Katholicismus, welcher durch die Nähe und durch die Reibung mit dem Proteſtantismus wenigſtens die Cultur und die Toleranz deſſelben zugelaſſen hat und im bürgerlichen Sinne eigentlich proteſtantiſch geworden iſt. Die Pfälzer ſtehen den Franken in geiſtiger Hinſicht ſehr nach. Der viele Druck hat ſie ſtumpf gemacht, und der Wein gibt ihnen einen träumeriſchen, unternehmenden und wandelbaren Sinn. Denn ſchon die Unſicherheit ſolchen Erwerbes wirkt, wo er überwiegt, nachtheilig auf den ſittlichen und geiſtigen Charakter eines Volkes. Anregungen höherer Art und Bildung ſind der Pfalz wenig zu Theil worden, und die Cultur, welche ſich in Mannheim anſiedelte, war auch nicht geeignet, glückliche Folgen für das Land zu haben. In den geiſtlichen Staaten des Niederrheins, zu welchem auch die Pfalz gerechnet wurde, regte ſich mehr geiſtiges Leben, als in dem weltlichen Churfürſtenthume. Auch die Bewohner ſind von gröberer und maſſiverer Natur, die geiſtigen Organe noch wenig geöffnet, und das Beſſere pflegt oft im Rauſche zu flüchten; die Sprache iſt plump und derb wie ihr Naturell, und Schiller, der eine Weile unter ihnen lebte, charakteriſirte ſie mit den Worten: „es klebe ihnen zu viel Wein zwiſchen den Fingern.“ Was die überrheiniſche Pfaz anlangt, ſo hat dieſe durch die Abſonderung von dem gebildeteren Theile eher verloren. Die

franzöſiſche Herrſchaft hat eine plötzliche und etwas jähe Umwandlung in den Begriffen des Volks hervorgebracht. Der Regierungswechſel und das Schickſal, eine Weile Frankreich anzugehören, hat bei den Rheinländern durchweg etwas Wandelbares und Ueberreiztes zurückgelaſſen, was erſt durch längern und friedlichen Verband mit dem übrigen Deutſchland und mit deſſen Cultur ausgeglichen werden kann. Doch bei den Rheinbaiern hat dieſe Reizbarkeit ſich am bemerkbarſten gezeigt. Es war natürlich, daß die Frankreich zunächſt begränzenden und ſo lange ſeinem Einfluß hingegebenen deutſchen Lande viel Uebereinſtimmung mit franzöſiſcher Sinnesart einſaugten, woher es kam, daß die Elſaßer ſo leicht in Franzoſen verwandelt wurden. Dieſer franzöſiſche Einfluß würde ſich noch weiter nach Oſten zeigen, wenn man, wie übermüthige Franzoſen und gleichgültige Deutſche gar nicht unmöglich finden, das linke Rheinufer an Frankreich abträte und den Rhein zur Gränze machte. Es iſt wahr, die Rheinbaiern haben nach Verluſt ihrer eingenthümlichen Entwicklung die franzöſiſchen Staatsbegriffe mit einer Entſchiedenheit und Heftigkeit angenommen, wie ſie dem deutſchen Charakter unziemlich iſt, und ſie ſind auf dem Gebiete der Politik dem Jüngling nicht unähnlich, welcher aus dem Zwang und der Abgeſchiedenheit des Seminars plötzlich in die freie Luft unſerer Univerſitäten eintritt. Die Rheinbaiern haben wie die Rheinpreußen die franzöſiſche Rechtspflege beibehalten, aber nicht wie dieſe den Vortheil genoſſen, nach ihrer Wiedervereinigung mit dem Vaterlande einer großen und geiſtiger wie materieller Erweiterungen fähigen Macht zuzugehören. Nicht nur phyſiſch, ſondern auch geiſtig mußten ſie ſich von dem Verbande, dem ſie zugetheilt wurden, abgeſchnitten fühlen und es ſogar ſchmerzlich empfinden, den geiſtig und wie viel mehr politiſch weit unter ihnen ſtehenden Altbaiern untergeordnet zu ſeyn. Hierzu kam, daß vor der preußiſchen Zoll-

vereinigung dieſes Land nach allen Seiten hin des freien Verkehrs beraubt war. Man weiß, daß in jüngſter Zeit gerade Rheinbaiern der ärgſte Heerd unſerer politiſchen Freigeiſterei geweſen. Es ſchien ihnen wenig daran gelegen, Deutſche zu bleiben, wenn nicht die Staatsbegriffe, die ſie hatten, realiſirt und jene Vereinigung des Getrennten und franzöſiſche Centraliſation hergeſtellt würde. Ein wahrer Freiheitsdunſel hatte ſich ſeit der neueſten Umgeſtaltung in Frankreich vom Jahr 1830 der Rheinländer bemächtigt. Es war eine künſtliche und von dem Uebermuth Einzelner geſteigerte Stimmung durch Baden, Rheinheſſen und Rheinbaiern verbreitet, und jenſeits des Rheins, in den ſchönen Gegenden von Neuſtadt, entzündete ſich der Brand bis zu jenem verhängnißvollen Feſte, mit welchem die Rheinländiſche Freiheit abortirte. Strenge Maßregeln des Bundes, das militäriſche und gnadenloſe Einſchreiten der bairiſchen Regierung und endlich das ſchöne Weinjahr 1834 haben auch dieſe Provinz zur Ruhe gebracht, in welcher ſie, ohne ihre Kraft und Energie einzubüßen, doch zur Beſonnenheit und zur Annäherung an deutſche Geiſtestiefe zurückkehren wird. Die Regierung ſucht durch Verbeſſerung des Schulweſens die vernachläßigte Bildung zu fördern, und es dürfte nur zu wünſchen ſeyn, daß die Mittel, welche in Anwendung kommen, deutſche Geſinnung und Bildung zu verbreiten, dem Charakter des Rheinländers angemeſſen und die Gemüther verſöhnend wären. Leider aber wird es immer ein Uebelſtand ſcheinen, daß eine Regierung, die in gegenwärtiger Lage nur der Ausdruck eines dem Rheinländer fremden und nicht ebenbürtigen Volkes ſeyn kann, die ſchwere Aufgabe zu löſen haben ſoll, dieſe kleine, in Verwirrung gekommene Welt wieder einzurenken. In näherem und engerem Verband ſteht der Rheinbaier mit dem Franken; aber leider hat auch hier die phyſiſche Scheidewand ein Hinderniß in den Weg gelegt. Am engſten fühlt ſich

dies Land durch Naturell, Geſchichte und Intereſſe mit dem geſammten übrigen Rheinland, vorzüglich Baden und Heſſen, verbunden, beſonders nachdem die dieſſeitige Pfalz an ein anderes Fürſtenhaus gekommen und durch die Revolution und den Wiener Congreß das Land eben ſo in Stücke zerriſſen worden iſt wie das Königreich Sachſen. Durch dieſe Bemerkungen kann von dem Standpunkte einer allen gewaltſamen und von der Maſſe ausgehenden Veränderungen nicht geneigten Beobachters nur der Gedanke ausgeſprochen werden, daß es nöthig ſeyn wird, nicht bloß den materiellen, ſondern auch den geiſtigen Verkehr mit den angränzenden und innerlich verbundenen Ländern auf angemeſſene Weiſe zu erweitern. Gerade weil dieſes Land über Nacht zu einer übermäßigen Regſamkeit gebracht worden iſt und ſich mit Exaltation in die politiſchen Bewegungen der Zeit geworfen hat, ſtellt es jeder Regierung die Aufgabe, im Sinne eines ächt deutſchen Verfahrens das öffentliche Weſen zu leiten und den allgemeinen Anſprüchen ſo weit Genüge zu thun und Raum zu laſſen, als die bürgerliche Ordnung und die Bildung des Landes erlauben. Nur durch ſolchen Erſatz können Unregelmäßigkeiten der politiſchen Exiſtenz ausgeglichen werden. Ob man im Stande ſeyn wird, nicht bloß die Ruhe, ſondern auch die Liebe und die Treue des Rheinländers für die Zukunft zu wahren, wird der Erfolg beweiſen. Ueber die Stellung des Rheinkreiſes und Frankens zu dem öſtreich-bairiſchen Nationalſtücke und Regierungsſyſteme iſt damit genug geſagt. Der Kern dieſes Volksſtammes, nämlich der Oberrheiner in unſerem heutigen Sinne, iſt ächt deutſch und gehaltvoll. Sprache und Sitte tragen poetiſche Eigenthümlichkeit an ſich und ſind von einem vorzüglichen Dichter zu trefflichen Darſtellungen verwendet worden. Nimmt man dazu das ſpirituöſe und energiſche Leben, welches ſich neuerer Zeit laut gemacht hat, ſo dürfte bei glücklicher Behand-

lung aus diesem guten Kern eine herrliche Frucht zu erwarten seyn, deren Wesen hiermit angedeutet, deren Peripherie der Geschichte überlassen ist.

Aus diesen Bestandtheilen ist die Krone Baiern seit 1815 zusammengesetzt. Wie jetzt die Hauptstadt, so war im ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts die Monarchie in einem so heftigen Ansatz der Vergrößerung und der Ausdehnung begriffen, daß noch viel größere Anstrengung erfordert wurde, um sich in dieser Lage zu erhalten oder das Ziel, welches vorgesteckt zu seyn schien, zu erreichen. Diese aneinander gefügten Provinzen ermangeln nicht nur der Ausfüllung und Ergänzung, sondern sie können sogar den Mittelpunkt ihres Verbandes nur außer sich finden. Ob die Monarchie im Stande seyn wird, diese große Lücke durch ihre jetzigen Kräfte zu ergänzen, und ob unter schwierigen Verhältnissen dieser Mangel ohne Folge bleibt, ist zu erwarten. Ueberall zeigt sich in der Stellung und den Unternehmungen der Staatsverwaltung dieselbe Ungleichheit, welche einmal zwischen Mittel und Zweck vorhanden ist. Man stellt sich nicht auf den Standpunkt der Particular-Regierungen unseres Vaterlandes. Man hat nicht die Größe, welche ihre Macht auch über die engeren Gränzen hinaus bekundet und durch geistige Energie die physischen Mängel ersetzt; man hat nicht einmal einen sicheren und wahrhaft einigen Grundstoff der Volksthümlichkeit und des politischen Lebens, wie sich dessen schon das bescheidene Würtemberg rühmen kann, und doch steht man nicht an, auf sich die Hoffnungen des gesammten Vaterlandes zu weisen, als habe man die Macht, den Willen der Nation zu einigen, Deutschland zu repräsentiren, als sey ihnen das Loos zugefallen, die deutsche Würde und Nationalität in ihrer Selbstständigkeit, Reinheit und Größe zu verkünden; ja, man ist im Uebermuth so weit gegangen, von bairischer Nation zu sprechen, besonders Preußen, was man fürchtete,

wurde verkleinert und als eine undeutsche, dem Genius unseres Vaterlandes entfremdete Macht dargestellt. Künstlich wurde der Süden und der Norden ohne Unterschied aus einander gehalten, worin eine Zeitlang von dem constitutionellen Eifer des übrigen südlichen Deutschlands eingestimmt wurde. Wie zu Schleißheim eine bairische, so ward zu Regensburg eine deutsche Walhalla begonnen. Man gab eine bairische Staatszeitung heraus und setzte den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Critik, welche das Centrum deutscher Intelligenz und Wissenschaft zu bilden die Aufgabe haben, eine besondere süddeutsche Münchnerisch-academisch-gelehrte Zeitung entgegen, welche bald als „bairische Annalen," bald unter dem Titel „gelehrte Anzeigen", aber immer ohne Succeß an's Licht trat. Man versuchte Anfangs, einen besonderen süddeutschen Zollverband zu Stande zu bringen. Baiern und Würtemberg traten zusammen. Als aber der preußisch-hessische Handelsverein die Ausdehnung über das ganze außerösterreichische Deutschland ansprach, war Baiern trotz seines Widerstrebens, um der Rheinprovinz willen, genöthigt, sich mit der übrigen Monarchie anzuschließen. Die Bedeutung solches Ereignisses ist unberechenbar. Was will die Haltung, die Deutschland, wenigstens den Süden, die Griechenland und Gott weiß was sonst in ihre Arme schließen will? Welcher Kräfte, welcher Anstrengungen ganz anderer Art, als der überwiegende Theil des bairischen Volks bis jetzt zu unternehmen im Stande war, sind hier hinzugedacht, auf welche außerordentliche Glücksbegünstigungen speculirt man! Ich habe die geistige und politische Rückständigkeit der Baiern nicht näher berührt, weil es außer meinem Zweck lag, aber an dieser Stelle, wo die Anmaßung dieses Volkes dem ganzen civilisirten Deutschland gegenüber zurückgewiesen werden mußte, kann nicht vergessen werden, daß Alles, was von Wissenschaft und Cultur auf eigentlich bairischem Boden oder

in München bis heute erwachsen ist, immer einen thatsächlichen Rückstand gegen die allgemein deutsche, sey es nun nordische oder südwestliche, Stufe der Intelligenz anzeigte und daß die politische Bildung der Hauptstadt, wie sie sich bei jeder Gelegenheit und in der periodischen Presse darstellt, das miserabelste ist, was in Europa zu Tage gefördert wird, davor man erröthen müßte, wenn man es als ein Product des eigentlichen und politischen Deutschlands zu beurtheilen hätte. Es ist verkehrt, einen deutschen Maßstab nach München zu bringen, woraus sich der Folgesatz von selbst ergibt.

Es ist oben angeführt worden, daß sich die Verwaltung des Grafen von Montgelas auf dem Wiener Congreß anstrengte, die Souveränität der deutschen Fürsten und die innere Selbstständigkeit ihrer Lande und ihrer Regierungen zu sichern. Wirklich ist dadurch eine für die kleinen Staaten günstigere Abfassung der Bundesacte bewirkt worden; allein es ist schon längst nicht nur unter den Politikern, sondern selbst unter den betheiligten Fürstenhäusern zur Ueberzeugung geworden, daß durch die Worte und Formen der deutschen Bundesverfassung der Nothwendigkeit eines einigenden und allgemeinen Einflusses von dieser oder von jener Seite nicht widerstanden werden kann, und eine höhere und bescheidene Einsicht sieht hierin die wahre Garantie der Herrschaft. Also hat gerade Baiern durch seine Politik auf dem Wiener Congreß und in der Bundesversammlung kein höheres Ziel gehabt, als eine unfruchtbare Verneinung, während ein anderer süddeutscher Staat, wo er den Maßregeln und Eingriffen des Bundes entgegen trat, doch die bürgerliche und politische Cultur seiner Unterthanen und den darauf gestützten Willen einer einigen Gesammtheit auszudrücken sich verpflichtet glaubte. In neuerer Zeit wurde Baiern durch seine Anhängsel, durch den Geist der Zeit und durch persönliche Begeisterung in den Schwung politischer Verfassung, ja sogar politischer Exalta-

tion versetzt. Unmuthig sahen die Cabinete von Wien und Berlin dieser allgemeinen Aufreizung zu. Endlich fühlte sich die Regierung durch den Schwindel und die Wassersnoth, welche das ausgesprochene Zauberwort erregt hatte, bis in ihre Reihen beunruhigt. Aber der Liberalismus war eine politische Maxime gewesen. Sollte man dieses System, diese Hoffnungen verlassen? Doch das östreichische Cabinet drängte, es bot Sicherheit und Ersatz, das System der Regierung verwandelte sich in sein Gegentheil, wodurch sie mit ihrem Erbland erst zu voller Harmonie gelangte. Jetzt erschienen die allgemeinen Maßregeln des deutschen Bundes zur Beruhigung der aufgeregten Länder; aber gewohnt, die Dinge mit Eifer zu treiben, griff die bairische Regierung die Wiederherstellung des Landfriedens mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln und auf eine Weise an, die wohl selbst ihre neuen Alliirten oder Schutzherren befremdete. Auch der Ersatz blieb nicht aus. Während die bairisch-deutschen Illusionen nur noch in der Kunst ihren Fortgang hatten, bekam der bairische Unternehmungsgeist durch seine Verbindung mit Griechenland neue zusagende Nahrung. Auf Betrieb des Wiener Cabinets wurde von der Londoner Conferenz der europäischen Großmächte einem Prinzen des königlichen Hauses die griechische Königskrone angetragen. Da es jedoch außer den Gränzen dieser Studien liegt, die bairische Politik, so weit sie nicht auf Deutschland Bezug und Einfluß hat, in Betracht zu nehmen, so erlaube ich mir nur zu bemerken, daß der neue griechische Königsthron unter dem Schutz der fünf europäischen Großmächte und durch die Hülfsmittel, welche von diesen eröffnet werden, gesichert wird und daß das griechische Königreich sich zu jeder Zeit an das System einer großen und repräsentirenden Macht, welches hier naturgemäß Oestreich ist, anlehnen müsse. So wäre denn in Zukunft die Stellung Baierns und Griechenlands zu Oestreich ein und

dieſelbe. Gewiß iſt es für die Kräfte der bairiſchen Regierung von nicht geringer Schwierigkeit, die eigene Politik und die griechiſche in einer Hand zu halten, wie es ſeit der Beſitznahme des neuen Throns geſchehen iſt.

Von den innern Zuſtänden Baierns und der Verwaltung habe ich nur ſo viel zu ſagen, als es die Lage der fränkiſchen und rheiniſchen-Provinzen beleuchtet und die Stärke der Monarchie im Allgemeinen bezeichnet. Die Verfaſſung, welche allen Theilen gemeinſam iſt und im Jahre 1818 von dem verſtorbenen Könige freiwillig gegeben ward, wird die in den zwei Kammern der Reichsräthe und der Deputirten repräſentirte öffentliche Meinung zur Zeit nicht mehr in Widerſpruch mit dem Willen der Regierung gerathen laſſen. In der erſten Kammer ſitzen hauptſächlich die mediatiſirten Fürſten, deren eine nicht geringe Zahl aus Franken und Schwaben der Monarchie untergeordnet worden ſind. Die Kriegsmacht des Königreichs iſt von der Napoleoniſchen Zeit her bedeutend; ſie beſteht aus ſtehendem Militär und aus Landwehr. Letztere iſt jedoch nur eine Art von Nationalgarde. Bei der Anhänglichkeit der Erblande an ihr Königshaus und bei der Stärke und Mannszucht der Armee, die nicht ohne Erinnerungen und Ueberlieferungen iſt, erklärt ſich die Bedeutung, welche das Münchner Cabinet auf dem Wiener Congreß noch zu behaupten wußte. Man rühmt an dieſem Militär eine bemerkliche Bildung und eine ſehr bürgerliche Haltung, wodurch es beſonders auf die Cultur der Altbaiern einen ſehr vortheilhaften Einfluß gewinnen muß. Das Militär iſt in allen Staaten gegenwärtiger Zeit, England ausgenommen, eine Bildungsſchule der niederen Volksclaſſen, und bei den Altbaiern des ganzen Volkes, weil hier der Adel in der Regel auf keiner höhern Stufe ſteht und in untergeordnetem Staatsdienſt vegetirt. Unter der Regierung des Grafen Montgelas war der Staatshaushalt in großer

Unordnung. Die jetzige Regierung, unter welchem Titel ich den jedesmaligen Chef der Administration, jetzt vorzüglich den Fürsten von Oettingen-Wallerstein, verstanden wissen will, hat Ordnung und Sparsamkeit in der Verwaltung des öffentlichen Vermögens eintreten lassen, und die Klage ging nur dahin, daß für die öffentlichen Bauten und Unternehmungen zu große Summen erigirt oder ohne vorangehende Einwilligung der Stände verwendet würden. Das ganze Land und die einzelnen Provinzen sind in Kreise eingetheilt, deren jeder eine besondere Regierung hat. Das schon unter Napoleons Herrschaft erlassene Adels-Edict wurde von den übrigen deutschen Staaten als Muster und selbst auf dem Wiener Congreß, hinsichtlich der Standesherrn, als Norm betrachtet. Auch rühmt man das Institut der Landräthe, durch deren periodische Versammlungen das Bedürfniß einzelner Provinzen zur Berathung komme. Wirklich mag darin in Ermangelung eigener Provinzialstände oder einer tüchtigen Municipal-Verfassung ein Auskunftsmittel geboten seyn. Viel Dankenswerthes geschieht für die materiellen Bedürfnisse des Landes; nur konnte das Aufheben nicht ergötzlich seyn, welches die Thaten der Regierung öffentlich ausschellt. Die meisten deutschen Regierungen leisten nach ihren Kräften dasselbe, ja in anderer Hinsicht weit mehr. Der Erwerb in dem Königreiche ist im Ganzen leicht; man hat nicht Ursache, wegen Uebervölkerung zu klagen, wie etwa in Würtemberg, Sachsen und mehreren Strichen Preußens. Wie in Oestreich nährt sich auch hier der Einzelne noch ausreichend und gewinnreich vom Grund und Boden und von dem Handel mit Natur-Erzeugnissen, daher sich auch die Industrie in diesen Ländern auf keiner außerordentlichen und über das nächste Bedürfniß gestiegenen Höhe befindet. Das Leben der Bewohner ist einfach und im Verhältniß des Aufwands bei Weitem genußreicher als

das Leben der Norddeutschen. Dieß ist jedoch eine ganz unwesentliche Verschiedenheit, welche den Norden und den Süden nicht trennen kann. Die Abgaben sind in Vergleich mit den preußischen gering und mehr auf östreichischem Fuße. Den Rheinländern hat die Regierung in jüngster Zeit noch zwei Drittheile von ihren vorher schon nicht übermäßigen Steuern erlassen und durch diesen materiellen Vortheil die Mißstimmung dieser Provinz eben so vermindert, wie durch die preußische Zollverbindung. Ob die Provinz Franken oder gar Rheinbaiern, als Bedingung materieller Wohlhabenheit, engerer Handelsverbindung mit Baiern und durch dieses mit Oestreich wegen des Donauhandels bedürftig sey, diese Frage wird bei Gelegenheit Würtembergs und des südwestdeutschen Handels beantwortet werden. Daß das eigentlich bairische Donaugebiet eine engere Verbindung mit dem östreichischen Verkehr verlangt, liegt auf der Hand. Dieser Conflict kann erst durch den Entwicklungsgang der deutschen Verhältnisse gelöst werden. In materieller Hinsicht ist Franken der Kern des Landes. Was die geistige Bildung anbelangt, so ist die Vorbedingung aller Cultur und besonders wissenschaftlicher und staatsmännischer Bildung, nämlich der Schul- und Gymnasial-Unterricht, nicht auf die erforderliche Weise geleitet worden. Das größte Uebel lag in dem Schwanken der Regierung seit 50 Jahren, wo bald das System der Illuminaten, bald das der strengen Kirche Uebergewicht und Einfluß hatte. Man ordnet wie in Oestreich die Schule der Kirche unter und macht die Religion und zwar hier die reinkatholische, zum Prinzip der Erziehung. Man hat die geistlichen Orden erneuert, um dadurch und unter deren Obhut die höheren Unterrichtsanstalten zu leiten. Welche Folge und Wirkung dieß in Franken oder in den Rheinlanden haben wird, ist leicht zu begreifen. Das übrige Deutschland empfindet ein Grauen vor diesen Neuerungen. Ein anderer

Uebelstand lag darin, daß die oberste geistliche Behörde in München, hinsichtlich des höheren Unterrichts auf Schulen und Universitäten, auch in einem Schwanken der Prinzipien begriffen war, und daß die ersten Notabilitäten der Gelehrsamkeit in Widerspruch geriethen. Man kennt den veränderten bairischen Schulplan, und vergißt die Verdienste nicht, welche Friedrich Thiersch, ein geborener Sachse, und in Baiern der Repräsentant aufgeklärter, weltlicher und deutscher Gesinnung, sich in dieser Angelegenheit wie auch bei andern Anlässen erworben hat. Nur auf diesem Wege kann die Cultur auf die Stufe Preußens, Würtembergs, Sachsens geführt werden, deren geistiges Uebergewicht hauptsächlich auf den Institutionen der gelehrten Erziehung und Bildung wurzelt. Während dieses Zwiespaltes ist in Baiern die clericale Tendenz unaufhaltsam vorgeschritten, und es ist kein Zweifel mehr, daß neben der Lieblingstochter der Kunst die Wissenschaft von der Regierung nur als Stiefkind behandelt wird. Baiern hat eigene Gesetzbücher; die Grundlage der Strafgesetzgebung und der Gerichtsordnung stammt aus der ehemaligen Pfalz, während gerade jetzt der Rheinkreis die öffentliche Rechtspflege Frankreichs beibehalten hat. Das neue bairische Strafgesetzbuch hat den berühmten Criminalisten, Anselm von Feuerbach, welcher zu Anspach lebte, zum Verfasser. Wenn irgend etwas absolut verwerflich und der Humanität widersprechend in den Institutionen eines Landes genannt werden muß, so ist es das Criminalgesetz und das criminelle Verfahren in Baiern. Während in andern deutschen Staaten die harten und barbarischen Bestimmungen der peinlichen Gesetzgebung Carls V. durch mildernde Gesetze oder durch den ererbten Gebrauch der deutschen Gerichtshöfe auf ein gerechteres Maß zurückgebracht wurden, sind hier durch ein neues Gesetzbuch, welches von den Gerichtshöfen im ganzen Umfange respectirt werden muß, die Menschheit wahrhaft

herabwürdigende Strafen und die Schuld oder Unschuld des Einzelnen nicht sicher stellende Formen des Verfahrens und des Urtheils sanctionirt worden. Dabei schützt in keinem deutschen Staate das Gesetz weniger gegen Willkühr der Unterrichter, so daß man selbst die türkische Justiz dieser wissenschaftlichen Willkühr und Barbarei vorziehen möchte. Ich wiederhole, daß der große Criminalist Feuerbach, ein gelehrter Herr und ein Actenkundiger, die Ehre gehabt hat, der Verfasser dieses Gesetzbuchs zu seyn. Die Polizei geht von der Staatsregierung aus und beträgt in der Stadt München allein an bewaffneter Gensdarmerie soviel als das ganze Polizeipersonal Londons.

Von Franken und vom Rheinland zu schweigen, erregt es doch Verwunderung, daß trotz der geistlichen Erziehung, trotz der strengen Gesetzgebung, trotz der polizeilichen Obhut die Hauptstadt des Landes und der loyalen Altbaiern an einer verhältnißmäßig unvergleichlichen Verwilderung der Sitten, der Zucht und des Familienlebens leidet, wie wir sie nur in den aufgelösteren und verderbten Landen des Katholicismus, hauptsächlich in Italien, zu finden gewohnt sind. Auch von dieser Seite steht Deutschland fern von dem altbairischen Character und es gibt keinen größeren Contrast, als das äußerlich loyale und innerlich wurmstichige München mit dem vom Geiste der Zeit, selbst von politischer Härte angeregten und dabei sittlich ernsten, bürgerlichen und auf solider Existenz begründeten Stuttgart.

Dieß ist die Stellung Baierns zum deutschen Bunde. Nach dem neuesten Umschlage des Systems und nach der Natur des Erblandes gehört sie ganz auf die Seite östreichischer Politik, nach welcher Richtung hin auch die Thätigkeit der Regierung im Bunde lebendig und wirksam ist.

Hätte Baiern eine größere Aufgabe in der politischen Entwicklung Deutschlands zu lösen, als die auf dem Wege der

Gleichmäßigkeit, Ausdauer und der Rücksicht auf die einzelnen Provinzen, die geistige materielle und politische Cultur des Landes als deutsche Bundesmacht zu erweitern, so müßte es in einer Hinneigung zu Frankreich seine natürliche Verbindung erneuern, wie es durch Frankreich zu Souverainität und zu Größe gelangte. Aber diese einzige Politik, welche für Baiern eine größere Zukunft eröffnen könnte, ist unmöglich, da Frankreich von einer Macht, die es nicht zu fürchten hat, das linke Rheinufer fordern würde und weil deshalb und aus andern, deutschthümelnden Beweggründen Alles, was von Frankreich kommt, im Cabinet zu München verabscheut wird.

So kann ich denn nichts Besseres thun, als dieß Kapitel mit den bedeutungsvollen Worten eines jüngst erschienenen Buches, das die Regierung des Grafen Montgelas vertheidigt, abschließen: „Einst vom Schicksal, wie es schien, bestimmt, für den Süden Deutschlands das zu werden, was Preußen dem Norden ist, war aber die letzte Zeit Baiern hierin nicht sonderlich günstig gewesen. Die Traktate mit Oestreich und die Verfälle mit Baden hatten dieß augenscheinlich bewiesen: Die Gränzen Baierns schienen nun für immer abgemessen zu seyn, und die Regierung selbst mochte sich bei Einführung der konstitutionellen Verfassung Schranken gegen das Streben, eine europäische Macht zu werden, gesetzt haben.“

# Fünfter Abſchnitt.

## Oberdeutſche Staaten und Stämme.

Nach der Haupttheilung der deutſchen Stämme und Lande, welche im zweiten Abſchnitt aufgeſtellt wurde, bildet Würtemberg mit den übrigen oberdeutſchen Landen des deutſchen Bundes ein zweites Hauptſtück des politiſchen Deutſchlands, welches durch Natur, Geſchichte und Richtung ſich ſowohl von dem öſtreichiſchen, als auch von dem nordiſchen Deutſchland unterſcheidet. Iſt der bisher abgehandelte Theil als ein durch eigenthümlich politiſche Elemente und ein nicht rein deutſches Syſtem unterſchiedenes Stück der Nation vom Weſten und Norden ausgeſchieden worden, ſo bleiben für das eigentliche Deutſchland noch die beiden Haupttheile übrig, deren gemeinſamer Charakter ſchon bezeichnet worden iſt, und bei welchen die Frage zu beantworten, ob ihre natürlichen Unterſchiede auch eine Trennung des politiſchen Bewußſeyns, und Daſeyns nothwendig machen. Man kann dieſe Seite Deutſchlands im engern Sinne die oberdeutſche, die rheinländiſche oder auch kurzweg das Reich nennen. Drei mächtige Hauptſtämme bildeten von Alters her die Grundlage der noch jetzt ſichtbaren Unterſchiedenheit dieſer Reichslande von der übrigen Nation: Erſtens die Franken, und zwar die Oſtfranken, von deren Sitz und hiſtoriſcher Bedeutung im vorigen Abſchnitt geſprochen wurde, zweitens die Allemannen, welche das ſpätere Schwaben, alſo Würtemberg, den größten Theil Badens und die ſchwäbiſchen Stucke von

Baiern bis an den Bodensee, die Schweiz und den Elsaß bewohnten; die dritte Partei bilden die Burgunder, nämlich Lothringen und die südlich-deutschen Stücke, Burgund, die Freigrafschaft und Savoyen. Der burgundische Theil fiel am frühesten vom Reiche ab, und kam bis auf Lothringen an Frankreich. Der Name Burgund ging auf die nordwestlich von Lothringen sich hinziehenden Landstriche, welche das heutige Belgien und den Norden Frankreichs bilden, über. Später fiel das Herzogthum Burgund auseinander und aus den dem Hause Oestreich und dem deutschen Reiche gebliebenen Theilen wurde ein eigener deutscher Kreis gebildet. Nur das Herzogthum Lothringen kam erst spät an Frankreich, selbst als schon Elsaß und die lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun abgetreten worden waren; auch die Schweiz riß sich von Deutschland los, so daß für den Südwesten des Vaterlandes nur der fränkisch-rheinische und allemannische Grundstock übrig blieben; letzterer mit Ausnahme der Schweiz und des Elsaß. Vier Kreise der neueren deutschen Reichsordnung fielen beinahe ganz in diesen Begriff hinein, nämlich der schwäbische, der fränkische, der oberrheinische und der niederrheinische. Der Rheinstrom ist der Mittelpunkt dieser Lande, die großen Nebenflüsse Main, Neckar und Mosel bildeten die Hauptnebentheile. Hier berührt man die Frage, ob man nicht nöthig habe, den ganzen rheinischen Ländezug mit allen diesem Stromgebiet zugehörenden Distrikte als ein nationales Ganze zusammenzufassen, wodurch, wie der Handel, auch die Geistesrichtung der Oberdeutschen enger mit den Niederrheinern, selbst mit den Holländern verbunden seyn müßte. Dieß aber ist nicht der Fall. Die Niederrheiner und Westphalen tragen schon einen so entschieden norddeutschen Charakter, und sind auch geschichtlich nie enger mit den Oberdeutschen verbunden gewesen, als der ganze deutsche Norden.

Durch die großen Verluste, welche das deutsche Reich in seinem Verfall erlitten, ist Oberdeutschland freilich auf einen viel geringeren Umfang herabgesetzt worden. Diese verlorenen Provinzen wieder zu gewinnen, ist der Grundgedanke jener deutschthümelnden und ideologen Politiker, welche nur das Was und die Gränze der Dinge, nicht das Wie und den Kern im Auge haben. Die Sachen haben sich nun einmal so gestellt, und wenn man nicht blutige National-Feindschaften von Neuem erregen will,, um zuletzt entfremdete Provinzen wieder zu erlangen, so wird man von diesem vagen Begriff der Ausdehnung zurückkommen. Nicht die Naturgränzen allein bleiben zwischen zwei großen, geschiedenen Nationen das Motiv ihrer Gränzbestimmung, sondern was Geschichte, Cultur und Sitten, also der Geist, geeinigt haben, das möge man zusammen lassen. Hier entscheiden nur die Menschen und ihre Gesinnungen. Auf ein kleineres Grundgebiet zurückgedrängt, wird Deutschland im Stande seyn, seine harmonischen Kräfte in desto glänzenderer Uebereinstimmung zu offenbaren, und den abgetrennten Gebietstheilen die Aufgabe vererben, indem sie sich mit fremden Nationen vermischen, unter diese den Nerv deutscher Cultur und Sitte zu verbreiten. Dieß ist der Grundcharakter des großen östreichischen Staatsverbandes; in diesem Sinne betrachte man die deutsch-russischen und deutsch-französischen Provinzen. Haben doch viele den Elsaß nur zurückverlangt, damit das große Monument deutscher Kunst, der Münster von Straßburg, nicht in den Händen der Franzosen bleibe. Auf welche unwesentliche Dinge richtet man den Geist unserer Politik, und welche Keime von Haß und Verwilderung werden durch deutschthümelnde Rotomandaten noch jetzt unter unserem Volke gefördert, dem man nicht Liebe zu irgend einem positiven Gegenstand, sondern nur Haß und Verneinung entlocken will! Es ist jetzt nicht und wird niemals Ehrensache seyn, diese

abgerissenen Stücke Deutschlands wieder zu erlangen. Darüber ist historisches Gras gewachsen. Im Innern gesund, stark und kräftig zu werden, und so das, was wir besitzen, auszufüllen, dieß ist die Ehre, nach der wir streben müssen, und diese innere Bereicherung, nicht die Eroberung kann der Weg seyn, deutsche, aber nicht französische Provinzen enger mit dem Reiche zu vereinigen. Daß unbedeutende Gränzgebiete durch Austausch oder Entschädigung herüber und hinüber abgetreten werden können, ist eher denkbar.

So verwerflich diese Projecte sind, Verlorenes wieder zu gewinnen, so ganz undeutsch und besinnungslos ist die Neigung gewisser Politiker, das linke Rheinufer an Frankreich zu überlassen, womit sie nur den Uebermuth eines großen Theils der französischen Nation und den Ehrgeiz politischer Parteien in Frankreich nähren. Auch nicht ein Dorf, nicht eine Insel im Rhein darf durch Zwang der Nation entrissen werden, und der Gedanke an ein freiwilliges Abtreten der überrheinischen Provinzen kann nur in dem Hirn jener leeren, gesinnungslosen, materialistischen Politiker oder jener gewissenlosen Leute entstehen, welche eine sogenannte Freiheit Deutschlands um jeden Preis erkämpfen und die Hülfe des Auslandes durch diese Selbstentmannung erkaufen wollen. Vor alten Zeiten mag der Rhein mit seinen nächsten Umgebungen auf dem linken Ufer wohl die Gränze eines Theiles des Carolingischen Weltreiches gewesen seyn; aber wie damals nach der Trennung Frankreichs und Deutschlands diese überrheinischen Provinzen bei uns verblieben und mit unserer Nationalität, Sitte und Bildung, und vor Allem mit unserer Geschichte zusammen wuchsen, so dürfen sie auch auf keinen Fall von uns aufgeopfert und an Frankreich überlassen werden. Das Wesen der Ueberrheiner ist im tiefsten Grunde deutsch, wenn auch in Begriffen und Gebräuchen diese an der Mark des Vaterlandes wohnenden Stämme nothwendig

von dem Geiſte und der Bildung des Auslandes früher oder mehr angeregt werden mußten, als das übrige Deutſchland. Was aber die Geſinnung anlangt, ſo kann man wahrhaftig die Badener, die Rheinheſſen, die Naſſauer nicht deutſcher finden, als die Bewohner von Mainz, Kreuznach, Coblenz, Bonn, Köln und der preußiſchen Rheinprovinzen. Daß ein Theil der Ueberrheiner in einer gereizten Periode franzöſiſcher fühlte und dachte, iſt im Vergleich mit den übrigen Oberdeutſchen kaum zu behaupten, und wenigſtens aus der Geſchichte und aus localen Bedürfniſſen erklärlich. Die Rheinländer ſind bekanntlich unter der Herrſchaft Frankreichs von jenen enthuſiaſtiſchen Erwartungen ſo ziemlich enttäuſcht worden, und werden, ſobald ihre Sinnesart, ihre Ueberlieferungen und ihre Bedürfniſſe nicht völlig unbeachtet bleiben, ſo gut deutſch geſtimmt ſeyn, wie jeder andere deutſche Stamm. Es iſt ein Unſinn, den, ich weiß nicht, welche ſogenannte induſtrielle oder merkantile Politik aufgebracht hat, als ſeyen die großen Ströme die Markungen der Völker, während ſie nach ihrer Natur die Mittelpunkte des binnenländiſchen Verkehrs und der Vereinigungspunkt materieller Intereſſen ſind. Nur das Meer, ein großer See ſcheidet die Völker und iſt allen oder mehreren Nationen offen. Dagegen ſind die Gebirge und die großen Waſſerſcheiden auch die Gränzmarken der Stämme und Nationen. Unwegſam, unbebaut, in langen Strichen unbewohnt ſind die Bergketten Hemmungen des Verkehrs und Clima, Luft und natürliche Trennung ſcheiden die Sprache, die Sitten und die Geſinnung der Völker. Nur in den älteſten Völkerwanderungen hielt ein großer Strom zuweilen den kriegeriſchen Zug zurück. Was die natürlichen Gränzen anlangt, ſo iſt dieſer Begriff an ſich ein leerer und den freien Beziehungen des Völkerlebens und der Civiliſation unterthan. Die einſeitige Verſtandesrichtung der europäiſchen Völker gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts und die

willkührliche Politik des französischen Kaisers haben den Gedanken der Naturgränzen zu einem Ansehen gebracht, welches er nicht behaupten konnte, ohne die größten Verwirrungen unter den Völkern zu erzeugen. Wenn es in der Wahl eines Volkes steht, seine Gränze zu erweitern, ohne eine fremde Nationalität zu verletzen, so wird ein solcher Trieb gerechtfertigt seyn; in jedem anderen Falle hingegen müssen durch einzelne Verträge der Völker eben dieselben Vortheile erreicht werden können, welche die Naturgränze bieten sollte. Eben so wenig kann man der Meinung seyn, die Unterschiede der verschiedenen Nationen würden jemals so weit untergehen, daß es ganz gleichgültig wäre, welcher Nation dieser oder jener Volksstamm untergeordnet würde. Jede Nationalität setzt eine von der Natur gegebene unzertrennliche Beziehung und deshalb eine Unterordnung jedes einzelnen Gliedes unter das Ganze voraus." Würde es jemals dahin kommen, daß unter den Rheinländern eine solche Gleichgültigkeit gegen das gemeinsame Vaterland sich verbreitete, die es wenigen Vaterlandsverräthern leicht machte, diese Lande an Frankreich auszuliefern, so hätten alle Fürsten und Stämme Deutschlands das Recht, diese abtrünnigen Landsleute selbst mit Gewalt in das gemeinsame Band zurückzuführen und die Widerspenstigen als Rebellen zu behandeln. Solches ist jedoch trotz der Libertinage des exaltirten Liberalismus in unserer Zeit nicht zu fürchten. Wäre das Reich nicht nach Rudolph von Habsburg in eine so unmächtige Zerrüttung verfallen, so hätte sich die Schweiz nie von Deutschland losreißen können, wenn auch von Oestreich. Man würde den Schweizern Gerechtigkeit verschafft, aber nie Unabhängigkeit gelassen haben.

Wenn nun der Rhein als deutscher Fluß von Rechtswegen mitten im deutschen Lande fließen muß, so wird man es als unstatthaft erachten, daß die Franzosen im Besitz des

Elsaßes und somit einer Position am linken Rheinufer verbleiben. Der Verlust des Elsaßes kann als ein großes Unglück angesehen werden, welches die Nation durch Baierns bigotte und perfide Politik im westphälischen Friedensschlusse erfahren hat. Es gehört in dieselbe Periode, wo Deutschlands Schwäche auch die Schweiz frei und unabhängig werden ließ, welche Periode man im Allgemeinen die der östreichischen Schirmvogtei nennen kann. Allein eine solche zweihundertjährige Thatsache läßt sich nicht wieder ungeschehen machen. Die Elsäßer sind französisch, und wie sich in den letzten Kriegen gezeigt hat, enthusiastische Franzosen geworden. Freilich gehört dieß Land in unsere ältere allemannische und rheinische Geschichte und es ergänzt sich, was hüben und drüben am Rhein von Fürsten, Rittern und Städten geschehen ist. Noch im vorigen Jahrhundert bis in die ersten Revolutionsjahre trug der Elsaß das Gepräge einer deutschen Provinz an sich, Straßburg war der Sitz großer Gelehrsamkeit und einer Universität, welche die Deutschen besuchten, um ihren Studien den Standpunkt damaliger Politik und eleganter Formen zu geben, also die letzte Ausbildung zu erlangen. Hier vereinigten sich französische und deutsche Cultur; besonders für uns war der Ort, nach Göttingen wohl die wichtigste Bildungsschule, und hier begegneten sich die Eleven zweier Nationen. Göthe, Fürst Metternich, Benjamin Constant — waren in Straßburg. In damaliger Zeit überwog noch in Sprache und Sitte die Erinnerung an die deutsche Nationalität und besonders auf dem Lande fand man noch jenes deutsche Wesen, welches sich allmählich in die Schluchten und Thäler der Vogesen geflüchtet hat. Die Revolution und die nachfolgenden Kriege haben den Charakter des Volkes so umgewandelt, so an Frankreich gefesselt, und es ist eine solche materielle Bereicherung in diese Provinz gekommen, daß nicht nur die Gesinnungen, sondern auch die

Vortheile die Elsäßer zu völligen Franzosen gemacht haben. Bei der Centralisation des französischen Reiches, in welcher jeder provinzielle Unterschied zu Grunde gegangen ist, wissen die Elsäßer durch ihre deutschen Ueberreste eine eigenthümliche und wegen ihrer Grenzlage beachtete Stellung zu behaupten und die Hauptstadt, Straßburg, hat bei der gegenwärtigen Lage das Glück, eine der ersten Städte des Königreichs, die wichtigste Festung des Landes und ein Platz von moralischer Bedeutung zu seyn. Daß die Franzosen bis an den Rhein vordrangen und eine deutsche Provinz an sich gerissen haben, ist freilich eine Ausnahme von der Regel, aber eine solche, welche nun einmal der Geschichte und der Cultur angehört. Wir haben eine reiche, fruchtbare und schöne Provinz verloren, aber es kann nur Vortheil und Gesetz jedes Staates seyn, kein fremdartiges Element mit sich fortziehen zu müssen. Und wie fremd die Gesinnung des Elsaßes sey, spricht uns aus dem Dialect entgegen, in welchem sich die deutsche Sprache kümmerlich erhalten hat. In commercieller Hinsicht hat der Besitz dieses Landstrichs am Oberrhein deshalb kein Gewicht, weil durch denselben unser rheinischer Handel weder beeinträchtigt, noch abgeschnitten werden kann. Erst von Straßburg trägt der Rhein größere Schiffe und die Stromauffahrt von Mannheim bis Straßburg kämpft noch mit namhaften Schwierigkeiten, die große Schifffahrt beginnt erst ungehindert von Mannheim und Mainz. Wichtiger und für Deutschland von großem Nachtheil ist der Besitz des Elsaßes und besonders Straßburgs in militärischer Hinsicht. Durch diesen Posten ist Frankreich bis in das Herz Deutschlands gedrungen, und es ist für dieses von großer Schwierigkeit, eine sichere Vertheidigungslinie am Oberrhein zu veranstalten. Es gibt leider keinen größeren Ort, welcher eine so günstige Niederlage für militärische und bürgerliche Kräfte abgeben könnte, wie Straßburg, zumal da

man ohne Reibungen an der Gränze eines Landes ſchwerlich ſolche Anſtalten erſt beginnen kann. So iſt denn ein großer Theil Süddeutſchlands, Baden, Würtemberg und das Rheinland dem vordringenden Feinde geöffnet, ohne daß ein bleibender und ſicherer Widerſtand geboten wäre. Dieß weißt aber nur darauf hin, daß Südweſtdeutſchland in innerer und äußerer Beziehung keine ſichere Grundlage in ſich allein, ſondern nur im Bunde mit dem übrigen Deutſchland und mit einer Macht hat, welche das Centrum und der Schutz des politiſchen Deutſchlands und auch des oberdeutſchen zu werden verſpricht. Bei einem ſolchen, durch kein widerſprechendes Intereſſe gefährdeten Verband hat das Reich im Kleinen, nämlich Oberdeutſchland, ſeinen Schutz am Ganzen, ohne daß eine Feſtung oder auch nur eine Armee für den ganzen Bezirk erforderlich wäre. Ueberdieß laſſen ſich auch die Schwarzwaldpäſſe wirkſamer befeſtigen. Hiermit verbindet ſich Landau und ſchließt ſich an die große Militairlinie, welche am niederen Rhein durch die Feſtungen und Plätze Mainz, Luxemburg, Coblenz, Ehrenbreitſtein, Köln und Weſel, läuft.

Dem oberdeutſchen Länder-Cyklus gehören nun noch folgende Staaten und Landſtriche des deutſchen Bundes an: 1) Würtemberg, 2) Baden, 3) Heſſen-Darmſtadt oder Rheinheſſen, 4) Naſſau, 5) Hohenzollern-Hechingen und 6) Hohenzollern-Sigmaringen, 7) Heſſen-Homburg, 8) die freie Stadt Frankfurt, 9) die Landſtriche der preußiſchen Rheinprovinzen, ſüdlich der Moſel, an der Saar und nördlich gegen den Rhein bis an's Siebengebirge, ferner auf dem rechten Ufer Alles, was ſüdlich von dem Siebengebirge und dem Vogelsgebirge liegt, 10) die churheſſiſche Diſtrikte, welche ſüdlich von der Waſſerſcheide des Vogelgebirgs und der Rön liegen, 11) die Baiern zugehörenden Lande, Franken und der Rheinkreis, welche ſchon im vorigen Kapitel gewürdigt

worden sind, 12) Coburg oder der Theil des Herzogthums Sachsen-Coburg-Gotha, welcher südlich vom Thüringer Walde liegt und ehemals zu Franken zählte. In politischer Hinsicht müssen die süddeutschen Gebiete von Preußen, Churhessen und Coburg unter der norddeutschen Haupttheilung zur Erwähnung kommen. Diese Länder und Distrikte bilden zusammen einen Flächenraum von nicht ganz 2000 Quadratmeilen, und gehören verhältnißmäßig zu den bevölkertsten Gegenden Deutschlands. Der Boden Oberdeutschlands ist ein Hügelland, welches sich in aufsteigenden Gebirgszügen an die Alpen anschließt. Das etwas verrückte Centrum bildet noch immer der Rheinstrom mit den beiden wichtigsten Punkten Mainz und Frankfurt. Vom Main und vom Neckar werden die beiden großen Nebenlande des Rheingebiets gebildet. Auf ähnliche Weise scheiden sich die Bewohner ab. Die Oberdeutschen sind ein zusammenhängender eigenthümlicher und durch Geschichte miteinander verwachsener Haupttheil der deutschen Nation, welcher sich durch die physische Begabung wesentlich von den Norddeutschen, durch Geist und Charakter von den östreichisch-bairischen Stämmen unterscheidet. Dieser rheinische Völker-Cyklus verhält sich zu den Schweizern wie der östreichisch-bairische zu den Tyrolern und Steyermärkern. Darf man die östreichischen Alpenländer das mindergebildete, so muß man die deutschen, und zwar die freie Schweiz, das überbildete Deutschland nennen.

Wie schon oben erwähnt wurde, diese Stämme sind durch Natur und Geschichte verwachsen; das Mittelalter machte diesen Theil Deutschlands zum Hauptplatz seiner Geschichte; volkliche und politische Verhältnisse entwickelten sich hier früher und in heftigerem Kampfe, bis die Reformation und das geistige Interesse Nord- und Süddeutschland enger verband und von den Landen des östreichischen Systems abzog. Würtemberg und Sachsen, und in der Mitte dieser

Repräſentanten Heſſen, bildeten den Grundſtoff des durch die Reformation umgeſchaffenen Deutſchlands. Als nach der Reformation unter der Oberhoheit des katholiſchen Oeſtreichs der politiſche Körper Deutſchlands in völlige Nichtigkeit verſunken war, erwachte erſt im deutſchen Norden, wo eine zur Conſolidation der Kraft und des Intereſſes geneigtere Geſchichte vorangegangen war, ein neues Leben. Es erhob ſich der preußiſche Staat, für alle Zukunft die Idee eines einigen und deutſchen Willens und ein von dem Separat-Intereſſe Oeſtreichs geſchiedenes Prinzip. Seit dieſer Zeit haben die Oberdeutſchen an allen Bewegungen des Nordens Antheil genommen, und ihr durch frühere Geſchichte und politiſche Ausbildung zur Freiheit und Unabhängigkeit gewendeter Sinn hat ſich an den Schickſalen der neueren Zeit in ſolchem Grade aufgefriſcht, daß ſich ſogar ein von Altersher entſtammender Widerwille der Süddeutſchen gegen den Norden erneuert hat. Wichtiger als dieſes iſt der phyſiſche Unterſchied, welcher ſich zwiſchen dieſen beiden Haupttheilen gerade in ihrer Trennung ſchärfer ausgeprägt hat. In Sprache, Sitten, in den Formen, in welchen das Gemüthliche des Menſchen an den Tag kommt, in der durch einfachere Natur und ſchönere Umgebungen angeborenen Lebensluſt und ſinnlichen Betrachtungsweiſe, durch Lebensart, Sitte und bürgerliche Gewöhnung, ſo wie durch überlieferte Anſchauungsweiſen läßt ſich der Oberdeutſche faſt immer von dem Norddeutſchen unterſcheiden. Was ſich dort noch in dem urſprünglichen Gewand der Phantaſie und einer faſt kindlichen Naivität äußert, dieß ſpricht im Norden mit der Schärfe des Verſtandes und in der Form des Begriffs, mit der Kühle der Erfahrung und mit der männlichen Entſchiedenheit, welche an die Strenge der deutſchen Wiſſenſchaft und an kriegeriſche Gewöhnung erinnert. Eins aber bindet dieſe von der Natur geſchiedenen National-Theile, und dieß eine iſt der Geiſt,

und wie er sich persönlich offenbart, der Charakter. Hieraus entspringt der Genius, die Geistesrichtung und die charakteristische Einigkeit eines aus zwei verschiedenen Theilen zusammengesetzten Ganzen, dessen Grundelement bei unserer Richtung auf das Höchste und Unermeßliche die religiöse Ueberzeugung bildet. Von der politischen Geschichte älterer Zeit sind wir durch die letzte Thatsache derselben und deren nächste Folgen abgeschnitten. Die Reformation und die unmittelbar mit ihr zusammenhängenden politischen Ereignisse legten das öffentliche Leben der deutschen Vorzeit in's Grab, aus welchem nur eine neue Schöpfung auferstehen konnte.

Was immer die natürliche Begabung und Aeußerungsweise der Oberdeutschen Eigenthümliches und Erfreuliches bietet, nichts begründet doch darin einen wesentlichen und ausschließenden Unterschied dieser Stämme von denen Norddeutschlands. Ohne dem Schluß dieses Kapitels vorgreifen zu wollen, sey hier nur vorangesetzt, daß solche innere Antipathien einer Nation zu den unglücklichsten und die Kraft am meisten zersplitternden Erscheinungen der Geschichte gehören. Die Norddeutschen können sich das Zeugniß geben, mit brüderlicher Liebe an den Bewohnern der Rhein-, Main- und Neckargegenden zu hängen und fast ohne Ausnahme diese mit Gerechtigkeit beurtheilt zu haben, und wenn irgend etwas zu geringschätzenden Aeußerungen Veranlassung gab, so war es einzig jener Geist des Hochmuths, der Vereinzelung und der ihre Maßregeln manchesmal bis zur Lächerlichkeit äffenden Zersplitterung. In den letzten dreihundert Jahren haben diese Lande inneres und äußeres Unglück in Fülle tragen müssen. Der schönste Zubehör von Provinzen ist verloren gegangen und das Ueberbliebene wurde vom Feinde verwüstet. Die angeborene Kraft wurde in einem ohnmächtigen Widerspruche gegen die kleinen Regierungen zur Erhaltung früh erlangter und durch ihr Uebermaß herausfordernder und

unmäßiger Freiheiten aufgerieben, ſo daß weder Kraft noch Sinn für das vor Allem Nothwendige und für die gemeinſamen Angelegenheiten der deutſchen Nation übrig blieb. So erklärt ſich auch, warum die auf ihre Special-Freiheit verſeſſenen Oberdeutſchen dem Uebergewicht des Nordens und einer Macht, die doch Schutz und Entwicklung für das gemeinſame Vaterland verſprechen durfte, eine ſo unfreundliche Geſinnung entgegenſtellten und die Politik der Kraft und der Einigung als undeutſch und verrätheriſch abweiſen. Nur der fränkiſche Stamm iſt durch nahe Berührung und frühere Geſchichte den Norddeutſchen weit weniger entfremdet. Dieſe oberdeutſchen Stämme ſind der Sitz einer leichteren, unbefangenen und altherkömmlichen Lebensart, welche die Spuren einer alten, von vielen Jahrhunderten her ererbten Bürgerlichkeit an ſich trägt. Das Familienleben iſt enger, die Geſelligkeit öffentlich oder mehr abgeſchloſſen. Der Süddeutſche iſt naiver, aber weit weniger mittheilſam. Seine Gemüthlichkeit tritt mehr in der unmittelbaren und zwangloſen Geſtalt der Gefühle heraus, weshalb die guten Süddeutſchen dem deutſchen Norden das Gemüth ganz abgeſprochen und einige norddeutſche Renegaten, deren Herz freilich von Leder ſeyn mochte, die Unverſchämtheit hatten, norddeutſchen Verſtand und ſüddeutſche Gemüthlichkeit und was dergleichen abgeſchmackte Antitheſen mehr ſind, zum Vernunftſatz zu erheben. Wo anders ſucht die Verſchiedenheit! In dieſen oberdeutſchen Landen erlangte die Staatsverfaſſung des deutſchen Mittelalters ihre höchſte Blüthe. Das Hauptmerkmal derſelben war bekanntlich jene ſcharfe Sonderung der Stände und vielfältige Gliederung der Gewalten. Aus der Trennung und aus der Vielherrenſchaft gingen die Reibungen des Adels mit den vornehmſten Fürſtenhäuſern und mit den Bürgern und Bauern hervor. Die Landeshoheit der Herzöge und Pfalzgrafen war in Oberdeutſchland nie ſo ausgedehnt, als

im Norden; deshalb wurde von den höchsten Dynasten dort früher ein Bürgerstand begründet und mit besonderen Freiheiten ausgestattet. Dadurch bildete sich frühzeitig der Begriff und die Form einer bürgerlichen und städtischen Gemeinschaft aus, das Selbstgefühl erwachte und das Individuum wurde sich ohne Rücksicht auf Geburt allgemeiner Rechte bewußt. So erhob sich der volle Begriff des Bürgers und demokratischer Zustände in einer Zeit, wo das von den ältesten Zeiten her niemals recht consolidirte Leben der Stämme in und unter sich noch keinen sicheren und unangefochtenen Staatsverband der Nation erzeugt hatte, und in einer Ausdehnung, welche die zwingende Idee eines Staats als eines Ganzen nicht erträgt, wie viel weniger den Staat zu Stande bringt. Mitten in den anarchischen Bewegungen des Interregnums, der Gegenkaiser und der ritterlichen Fehden genoß der Einzelne als Mitglied einer kleinen Municipalität fast republikanische Freiheit, wenn nicht ein Graf oder ein Bischoff mit einigen Heerhaufen vorrückte und die Stadt verwüstete. Die Möglichkeit eines solchen Zustandes hat man gar nicht das Recht mit dem Ehrenworte eines Reichs oder eines Staats zu belegen. Nun soll nicht geläugnet werden, daß in den Gegenden Deutschlands, wo der Adel eine so unbegränzte Uebermacht besaß, derselbe nun mit Hülfe eines fast eben so ritterlichen und anarchischen Bürgerstandes gebrochen werden konnte. Endlich, um ihre Haus- und Erbmacht zu begründen und ihren Unterthanen die Sehnsucht nach reichsstädtischer Freiheit zu benehmen, zogen auch größere Dynasten die Bewohner ihrer Lande an ihr Interesse und erneuerten die schon in der ältesten deutschen Geschichte herkömmliche und nur durch die Ritterzeit und die Lehnsverfassung unterbrochene Repräsentation aller freien Männer. So war man am Ausgange des Mittelalters in den oberdeutschen Landen zu einer Freiheit und Berechtigung der Ein-

zelnen zurückgekehrt und hatte ſich dem Zuſtand der alten Germanen genähert, der freilich, trotz der Herzöge und Könige, kein Staat, ſondern höchſtens ein durch die äußere Nothwendigkeit und durch Prieſtereinfluß zuſammengehaltenes Daſeyn aller einzelnen Stammgenoſſen war.

Die altgermaniſche Freiheit, jene Urfreiheit in den Wäldern des Tacitus, iſt für die Deutſchen das hiſtoriſche Zeugniß, von Anbeginn das Prinzip der individuellen Freiheit und das Recht aller Einzelnen im Ganzen zum erſten Male unvertilgbar in die Geſchichte eingeführt zu haben. In der alten Welt und bei den nichtgermaniſchen Naturvölkern beginnt das Naturleben mit der natürlichen Herrſchaft eines Einzelnen, mit Patriarchie und Königthum, und erſt die Civiliſation der größeren und vornehmſten Völker führt das Recht und die Freiheit der Staatsgenoſſen als Prinzip ein. In den Perioden republikaniſcher Freiheit entwickelte ſich der Glanz ſolcher Staaten und ging mit der demokratiſchen Ausdehnung dieſer Freiheiten bis zur völligen Auflöſung und Vernichtung der Nationalität unter. Da begann mit dem Chriſtenthum ein neuer Weltlauf. Es führte das Prinzip der inneren Freiheit des Einzelnen und der allgemeinen Gleichheit der Menſchen ein. Dazu kann der Inſtinkt. Die germaniſchen Völker, abgeſondert in einzelne, unzuſammenhängende Stammgenoſſenſchaften, lebten in einer natürlichen Freiheit, welche die Idee des Staats und der nothwendigen Verhältniſſe Aller noch gar nicht oder nur im roheſten Sinne aufkommen ließ. Hier war kein Pflichtgefühl, keine Pietät, ſondern nur der Naturtrieb und das Prinzip ihres Daſeyns: Naturnothwendigkeit, der Grund gegenſeitiger Beziehung. Der Staat hatte ſeinen Zweck nur nach außen. Nothwendig iſt dieß ein Zuſtand zufälliger oder gewaltthätiger Sicherheit, doch nicht wahre Freiheit zu nennen. In dem Drang der Zeit, unter den Stürmen und Wanderungen der

Völker verfiel auch dieſe vermeintliche Herrlichkeit, aber die Gewöhnung individueller Freiheit und genoſſenſchaftlicher Abſonderung kam immer in andern Formen zum Vorſchein und ließ weder einen Staat, noch eine Nationalvereinigung entſtehen. Aus dieſer urſprünglichen Naturfreiheit mußten ſich die Deutſchen erheben, um ſich zu erhalten und ihre welthiſtoriſche Aufgabe zu löſen. Der Einzelne mußte den Zwecken der Geſammtheit untergeordnet, der Wille an den allgemeinen Geiſt, welcher menſchliche Zuſtände und Staaten ſchafft, gefeſſelt und die Willkühr des Naturlebens unterdrückt werden. Wie ſchwer dieß zu erlangen ſey, darüber gibt die deutſche Geſchichte bis auf unſere Zeit den gründlichſten aller Beweiſe. In glänzenden Formen der äußern Größe und begeiſterter Perioden, unter der Obhut weltgeſchichtlicher Charaktere hat das alte deutſche Freiheits-Prinzip anſtatt unterzutauchen in der Allgemeinheit gerade ſeine ungeſchwächte Macht bekundet und die Einheit, welche errungen ſchien, wieder vernichtet. Dieß war der charakteriſtiſche Mangel des deutſchen Freiheitsprinzips, das nur durch phyſiſche und perſönliche Gewalt und durch die geiſtige Entwicklung der Nation allmählich geläutert und einer höheren Vernünftigkeit nahe gebracht worden iſt. Karl der Große ſtellte eine gewaltſame Einheit her, das Chriſtenthum knüpfte die Willkühr der Völker wie die des Einzelnen an eine neue Gottesverehrung und an den Stuhl St. Peters. Mit der wachſenden Cultur wurden die Reibungen auflöſender und der gewaltſame Zwang immer nothwendiger. Es bildete ſich eine kriegeriſche Ariſtokratie, es gab zwar keine Sclaven, wohl aber Leibeigene und nachdem das Königthum und die römiſche Kaiſerkrone wenigſtens in der Idee ſämmtliche deutſche Stämme vereinigt hatten, ward durch die Lehnsverfaſſung und durch die Hierarchie endlich das erſte Stadium der Einheit in dem römiſch-deutſchen Reiche errungen. Mit dem Wachsthum

der geiſtigen Bildung, durch den Einfluß der Kirche und durch den nothwendigen Lauf des Nationallebens entſtand die politiſche Gliederung und Form der Geſammtheit im deutſchen Mittelalter. Noch war man weit davon entfernt, den Mangel des Grundprinzips überwunden zu haben. Selbſt das hohe Geſchlecht der Staufen hielt die Einheit und Macht nur in ſeinen erlauchten Händen, und hat, indem es die cäſariſche Einheit ohne die Uebermacht des Papſtes begründen und den Uebermuth des Adels bändigen wollte, durch die Erhebung des neuen Bürgerthums ſelbſt den Saamen der Anarchie und Zerſplitterung in reichem Maaße geſät. In dieſem neuen Elemente, auf welches die Könige politiſche Ordnung und Einheit gründen wollten, erſtand das Prinzip deutſcher Freiheit von Neuem in ſeiner ganzen Feſſelloſigkeit. So gelangte am Schluß des Mittelalters das Bürgerthum in den oberdeutſchen Landen und an der Nordſee zu einer materiellen und politiſchen Macht, welche den Willen des Einzelnen, der Körperſchaft und eines kleinen Gebietes dem Willen des Reiches entgegenſetzte. Der Bürger trat zu dem Fürſten und zu dem Reiche in eine Stellung, in der das Gleichmaß des allgemeinen Fortſchritts zerſtört wurde. Die Freiheit erhielt ſich nicht. Während in England Freiheit und Ordnung um dieſelbe Zeit in das Gleichgewicht eines verfaſſungsmäßigen Staatsganzen erhoben wurde, ging in Deutſchland nicht das Prinzip, aber die Wirklichkeit individueller Freiheit mehr und mehr unter, ohne daß durch dieſen Vortheil eine nachhaltige und geſunde Geſammtbildung des politiſchen Körpers alsbald erreicht worden wäre. Selbſt wo das Vernünftige von den Inhabern bürgerlicher und politiſcher Berechtigungen gefordert wurde, ging doch bei der Unbegränztheit der Gerechtſame, in der Kleinheit der Verhältniſſe, in der Machtloſigkeit des deutſchen Reiches und durch den Mangel an Sinn für das Ganze auch für die freier con-

ſtituirten Staaten wenig Erſprießliches hervor. Nur die Ariſtokratie einiger Reichsſtädte verſchaffte ſich und ihrem Gemeinweſen in dieſer Lage erklecklichen Reichthum. Zur Zeit der Aufregung, welche die Reformation auch über die oberdeutſchen Lande brachte, entſtand in Franken, Schwaben und am Rhein ein Bauernaufruhr, der zwar von den Fürſten und von den Städtern unterdrückt ward, aber auch in dieſem Stande jenes alte und unmäßige Freiheits-Prinzip der Deutſchen zum Bewußtſeyn brachte. In den Reibungen der Stände mit den Landesherren wurde die in einzelnen Landen erlangte Bürgerfreiheit abgebraucht, ohne daß für den deutſchen Reichskörper ein poſitiver Vortheil erzielt oder daß auf die minder begünſtigten deutſchen Lande dadurch ein Einfluß gewonnen worden wäre. Es gehört nicht in den Zuſammenhang dieſer Unterſuchung, in wie fern die deutſche Nation überhaupt bei einer größeren Einheit und bei einem höheren Begriff von Freiheit wirklich angelangt iſt. Eins jedoch kann man mit voller Ueberzeugung ausſprechen, daß die Reaction gegen die urſprüngliche Freiheitsidee von den Norddeutſchen ausgegangen iſt. Unter ihnen hat die fürſtliche Gewalt ſchon vor Zeiten über Adel und Volk ein größeres Uebergewicht erhalten. Vorzüglich die Kämpfe gegen die ſlaviſchen, die Gränzen des Reichs bedrohenden Stämme haben mit der Unterjochung, Verdrängung oder Verſchmelzung dieſer Völkerſchaften nicht bloß das Gebiet des deutſchen Reiches, ſondern auch die Ausdehnung des fürſtlichen Beſitzes erweitert und die Landeshoheit der einzelnen Fürſten vor und nach der Reformation zu viel inhaltvollerer Bedeutung gebracht. Während das deutſche Reich im Innern und Aeußern immer mehr erloſch, erhob ſich im Nordoſten der unerhörte Begriff eines Königreich Preußens. Friedrich der Große erweiterte den kirchlichen Zwieſpalt des Reichs zu einem politiſchen und ſetzte eine faſt auf Autokratie begründete Macht allen

bisherigen Ueberlieferungen des Reiches gegenüber. Seit dieſer Verjüngung der Nation hat ſich durch ununterbrochene Schickſalsfälle und durch das Aufblühen einer alle Bewegungen der Zeit in ſich aufnehmenden Wiſſenſchaft gerade vom deutſchen Norden aus die Ueberzeugung geltend gemacht, daß wahre Freiheit und Berechtigung des Einzelnen und einzelner Stämme ſich nur auf der gleichmäßigen Bildung, Zulänglichkeit und Reife der ganzen deutſchen Nation gründen kann. Je mehr die innere Einigung des Ganzen gelungen ſeyn wird, deſto ſicherer wird die Freiheit zur Wahrheit werden. Denn jedes Ding kann erſt, wenn es die Nothwendigkeit anerkennt, zum vernünftigen Bewußtſeyn ſeiner Freiheit gelangen.

Während im Norden ein ſtrengerer und dem alten Freiheitsprinzipe faſt widerſprechender Staatsbegriff zur Gewohnheit wurde und auch im Süden die Landeshoheit der deutſchen Reichsfürſten ihre Lage ſo gut zu benutzen wußte, als es alte Erinnerungen erlaubten, ereignete ſich der Umſchwung öffentlicher Zuſtände in Nordamerika und Frankreich. Nicht nur daß eine Kriſis eintrat, welche das alte deutſche Reich ſo gewaltig erſchütterte, daß es völlig zerbrach, ſondern es ergab ſich zu gleicher Zeit auch in Deutſchland, wo bis auf wenig unbedeutende Ausnahmen die Herrſchaft der Reichsfürſten faſt unbegränzt worden und der Sinn für Bürgerrechte ziemlich erloſchen war, eine mit der großen Geiſtesbewegung am Ende des vorigen Jahrhunderts zuſammenhängende Veränderung der politiſchen Denkart, die bis auf dieſe Zeit weder ihr Maß noch ihr Ziel gefunden hat. Die Anſichten von Staat, Bürgerthum und Freiheit, welche Jean Jacques Rouſſeau in's Leben rief und die Revolution verwirklichen wollte, trafen auf dem Wege des Dogma's mit dem zuſammen, was den Deutſchen inſtinktmäßig als Freiheit gegolten hatte. Man kann dieſer Lehre nicht das Ver-

dienſt abſprechen, die verfaulten Reſte des Mittelalters groſſentheils zerſtört zu haben. Siegreich erhob ſich das allgemeine Recht Aller über die Vorrechte der Geburt und über die im Lauf der Zeiten von Einzelnen oder von Corporationen beſeſſenen Privilegien der Herrſchaft, der ausnahmsweiſen Befreiung und willkührlicher Selbſtſtändigkeit, in ſo weit ſolche Rechte und Freiheiten der Entwicklung des Staats und der Nation im Wege ſtehen. Zugleich ward ein Katechismus der Menſchenrechte verkündigt. Darin fanden ſich Grundſätze ausgeſprochen, wie ſie das Bewußtſeyn erleuchteter Völker und die Civiliſation hervorrufen mußten; allein man entnahm dieſen allgemeinen Wahrheiten zugleich das Prinzip des natürlichen Rechtes jedes einzelnen Bürgers und gründete nicht nur darauf ein Syſtem des Vernunft-Rechts und der politiſchen Ordnung, ſondern verſuchte ſogar, den Bau der Geſellſchaft von Neuem und auf ein ſolches Fundament zu errichten. Bis zu dieſer Kühnheit verſtieg man ſich in Deutſchland nicht und nur das Dogma des Naturrechts ward ein Gegenſtand unſerer philoſophiſchen Forſchung. Die deutſche Philoſophie am Ausgang des vorigen Jahrhunderts nahm die ſkeptiſchen und revolutionären Elemente des Zeitalters in ſich auf, verarbeitete ſie bis in ihre äußerſten Extreme und führte zuletzt den Gedanken auf ſein nothwendiges Maß und auf die ewigen Geſetze der Natur und des öffentlichen Geiſtes zurück. Wenn ſchon die älteſte Freiheit unſerer Nation durch den Einfluß des Geiſtes gezügelt wurde und in den Zeiten äußeren Glanzes es doch eigentlich auch der Geiſt war, der unſeren Fortſchritt erzeugte, ſo iſt es leicht erklärbar, warum ſeit dem Zeitalter der Reformation, die den Sinn des Volks vorzugsweiſe auf Ordnung ewiger und überweltlicher Intereſſen richtete, ſo wie in dem Verfall des Reichs alle Bewegungen der Nation zunächſt der Innerlichkeit und der Forſchung überantwortet waren.

Die deutsche Philosophie war die legitime Tochter der Reformation, deren Prinzip freier Forschung sie mit einem wahrhaft religiösen Interesse auf alle Gegenstände menschlicher Betrachtung übertrug. Zuerst hob die Philosophie die Nation aus der Lethargie des Denkens und Lebens, in die man gesunken war, und setzte zugleich auf eine unserem Charakter angemessene Art das Nationalbewußtseyn mit den Ideen und Bewegungen der Zeit in Einklang. Dann aber erwuchs uns aus dieser Forschung nicht nur die Heilung jener unbeschränkten Freiheitssucht, welche von Frankreich aus in die Gemüther drang, sondern auch die erste gründliche Erkenntniß von der ursprünglichen Mangelhaftigkeit unseres deutschen Unabhängigkeitssinnes. Ohne Menschenrecht, ohne Freiheit, selbst ohne den Antheil des Volks an der Regierung der Staaten zu vernichten, ist doch die altgermanische Freiheit durch die neueste Philosophie auf ewige Zeit zu Grabe getragen worden. Dieß ist der Höhepunkt jener vom Norden aus über unser Vaterland schreitenden nationalen Umwandlung. Zur selbigen Zeit schüttelten wir auch das äußere Joch der Franzosen ab und befreiten uns in einem glorreichen Kampfe von der Oberherrschaft der französischen Nation, die unter dem Titel der Befreiung uns in völlige Abhängigkeit gebracht hatte. Der ungezügelte französische Genius ward im Innern durch einen Heros bezwungen, welcher ein zweiter Carolus Magnus nicht bloß in Frankreich das ungemäßigte Prinzip der Freiheit erdrückte, sondern auch für Deutschland den Anfang eines neuen und engeren Nationalbandes hervorrief. Anfangs durch die Gesetze, die er uns vorschrieb, später durch den Widerspruch und den Kampf, den er entzündete, zwang er uns zur Einigung unserer äußern Existenz und unserer Kräfte. Das Resultat dieser Verjüngung war die deutsche Bundesacte.

Als nun in den Friedensjahren die erneuerte Gesinnung

der Deutschen auch in dem innern Staatswesen auf Erhebung und Verbesserung ausging, zeigte sich, wie ganz in sich uneinig das Bewußtseyn der Nation in ihren politischen Angelegenheiten war und wie wenig man selbst über die Grundansichten öffentlicher Zustände übereingekommen. Unbewußt zerfiel die ganze Nation in vier große Lager, welche die deutsche Philosophie begründet hatte. Und hier fanden sich die Kantianer, die Fichteaner in großen Haufen oder eigentlich die mit diesen geistigeren Tendenzen vereinigten Anhänger des französischen Liberalismus und der germanischen Freiheit. Besonders in Oberdeutschland war durch die großen Bewegungen der Zeit die Erinnerung an alte Freiheit und der an Selbstständigkeit und Autonomie gewöhnte Volkscharakter wieder lebendig geworden. Es begannen jene Verfassungskämpfe, welche den Sinn für politische Freiheit in ihrer ganzen mangelhaften Uebertreibung erneuerten. Zwar ging auch durch Norddeutschland ein schrankenloser Oppositionsgeist. Die Jugend der Nation war durchweg enragirt; allein im Norden überwog das Bewußtseyn einer großen Staatsvereinigung, welche sich gebildet hatte, und der Einfluß eines seinen Kreislauf abschließenden philosophischen Cyklus jene gährenden und Alles in Atome zersetzenden Elemente. In Oberdeutschland dagegen faßte diese atomistische Freiheitsliebe festen Fuß und gab dem Einzelnen eine Stärke des Selbstbewußtseyns und ein so trunkenes Gefühl bürgerlicher und politischer Berechtigung, daß die Schroffheit und rücksichtslose Ungebundenheit jener ursprünglich deutschen Freiheitsbegriffe und des oberdeutschen Volkscharakters noch einmal in volle Flammen ausbrach. Die neuesten Bewegungen steigerten diesen Kampf bis zu einer selbst bedrohlichen Heftigkeit, und wenn der äußere Zwang jetzt die Ausbrüche politischer Leidenschaft verhindert, so ist die Härte und der Grimm des politischen Enthusiasmus um desto schneidender geworden. Frei-

lich machen ſich dagegen in den conſtitutionellen Staaten des Südens auch mäßige oder miniſterielle Prinzipien geltend und zwar jetzt mit äußerem Uebergewicht. Allein die Gegenpartei wird dadurch nur unbeugſamer in ihren rückſichtsloſen Tendenzen. Auf dieſe Weiſe hatte ſich eine Oppoſition gegen die beſtehenden Verhältniſſe gebildet, die unbekümmert um die Ueberzeugungen der deutſchen Nation ſich in einer feſten und unwandelbaren Stellung verrammelte. Weiß man nun, welch' entſchiedenen Einfluß der Geiſt einer volksthümlichen Oppoſition auf ganze Stammgenoſſenſchaften und Völker zu haben pflegt, und wie ſelbſt dieſe partielle Härte ein Product der dem ganzen Volksſtamm eigenthümlichen Natur ſeyn muß, ſo iſt es kein Wunder, wenn in unſerem vorzugsweiſe politiſchen Zeitalter gerade dieſes charakteriſtiſche Merkmal der oberdeutſchen Stämme einen Unterſchied von der gewiß auf derſelben Stufe befindlichen Cultur Norddeutſchlands begründete. Die Berg- und Thalbewohner der proteſtantiſchen Seite des deutſchen Südens ſind im Allgemeinen angeregter, ſchroffer und an bürgerlichen Eigenwillen gewöhnter, als die Bewohner der niederdeutſchen Ebenen. Man kann von der Energie, die ſie ſeit den älteſten Zeiten der Geſchichte bekundet haben, ſagen, daß ſie mehr der Ausdruck des Trotzes, als der Beweis der Thatkraft ſey; denn was die That betrifft, ſo haben die Norddeutſchen ſeit dreihundert Jahren immer die Senſe ergriffen, wenn die Frucht reif war, man müßte denn des Aberglaubens ſeyn, der politiſche Widerſtand des conſtitutionellen Deutſchlands habe auch nur ein poſitives Reſultat errungen, welches etwa mit der Reformation, mit dem Leben Friedrichs des Großen oder mit dem Befreiungskampfe irgend vergleichlich wäre. Die deutſche Philoſophie, welche ein weſentliches Element nordeutſcher Cultur geworden, hat die große Lehre verkündigt, daß das politiſche Daſeyn einer Nation niemals das Werk der Willkühr Einzelner, Meh-

rer oder einer Partei, sondern daß die jedesmalige Lage des Volkes ein Erzeugniß des allgemeinen Geistes und der öffentlichen Bildung sey. Es wird nicht verlangt, sich bei diesem Durchschnittsmaß des Bewußtseyns und der politischen Zustände zu beruhigen; aber an Jeden, der zur Erhebung und Entwicklung der Nation mitwirken will, ergeht das Gebot, dieses Maß öffentlichen Lebens und allgemeiner Bildung zu erkennen, und in diesem Stoffe die Schranke seines Gedankens und seiner Thätigkeit zu suchen. Nur in dieser wahren und bestimmten Auffassung, welche auch die wahrhaft nationale ist, kann man sich für die Ideen, welche das Zeitalter anregt, begeistern, denn in solcher Anerkennung des nothwendigen Geistes in den Zuständen und in der Geschichte der Nationen liegt schon die Garantie, daß das ursprüngliche Freiheitsprinzip der Deutschen in ein Resultat der Civilisation umschlagen werde. Zunächst mußte den Deutschen die Nothwendigkeit und der Zwang des Staats und der National-Einheit zum Bewußtseyn kommen, auf welcher Grundlage sich die politische Bedeutung des preußischen Staats erhoben hat.

Will sich die oberdeutsche Opposition diesem allgemeinen Gesetze entziehen, so muß sie zunächst den Süden vom Norden abschneiden, und da ihr mit einer Unterwerfung unter Oestreich noch weit weniger gedient wäre, die südwestdeutsche Lande losreißen und in einem abgesonderten politischen Körper vereinzeln oder in der Ansicht, der Süden habe die Aufgabe, der politische Lehrmeister des Nordens zu seyn, eine propagandisch aufregende Tendenz und die Aufwieglung der deutschen Jugend versuchen. Je weniger das Letzte durchführbar und möglich scheint, desto offener und herber spricht sich von Seiten der Liberalen der Widerwille gegen den Norden, besonders gegen Preußen, aus. Man sagt unverholen, die Preußen seyen eine undeutsche, slavische und allem Deut-

ſchen abgeſagte Nation für ſich, während dieſer Staat doch der einzige poſitive Repräſentant unſeres Nationalwillens iſt und nicht einen Augenblick den Wahn einer ſolchen Trennung des Nordens und des Südens aufkommen läßt. Die größte Niederlage hat ſchon die bisher ſeparatiſtiſche Oppoſition des deutſchen Liberalismus durch den preußiſch-deutſchen Handelsſtaat erlitten, welcher mit Ausſchluß Oeſtreichs die materiellen Intereſſen der ſüddeutſchen Staaten mit denen des Nordens verſchlungen hat. Auch nahm die Wiſſenſchaft, mit welcher der Charakter der norddeutſchen Stämme und die höhere Volksbildung innerlicher verwachſen iſt, allmählich nachhaltigen Beſitz unter den aufgeregteren Bewohnern des Südens und wie der Geiſt der Aufklärung über die höchſten Dinge und Angelegenheiten der Nation ſeit dreihundert Jahren dieſeits und jenſeits der mitteldeutſchen Gebirge ein und derſelbe war, ſo wird auch die geiſtige Cultur, die Tiefe des Gedankens und die Behandlung der Fragen unter den Deutſchen des Südens und denen des Nordens keinen weſentlich unterſchiedenen Charakter ertragen. Seit alter Zeit haben die Franken, die Schwaben und die Rheinländer, den Norddeutſchen gegenüber, den Kopf in den Nacken geworfen. Dieſer Stolz verwandelte ſich in offene Antipathie, als man ſpürte, hinter der allgemeinen und gründlichen Durchbildung des Nordens zurückgeblieben zu ſeyn; woher es denn kam, daß während der Periode unſerer geiſtigen Erneuerung bis in die neueſte Zeit die großartigſten Genien, Geiſter, die im eminenten Sinn ſchöpferiſch waren, an den Schwung nordiſcher Geiſteswelt zu Königsberg, Jena, Göttingen und Berlin geknüpft waren und im Norden ein Aſyl für ihre Denkrichtung und einen Schauplatz ihrer Thätigkeit und Entwicklung fanden. In dem engen Horizonte eines bürgerlichen Katechismus hat der bisherige Liberalismus und die in Süddeutſchland gangbarſte Geſinnung mit dem mächtigſten Hebel un-

seres Nationalfortschritts, mit der Unendlichkeit des Geistes und der wissenschaftlichen Freiheit gebrochen. Besonders war in einer halbpolitischen Literatur, deren Prinzip in der bloßen Verneinung unserer geistigen Ueberlieferungen bestand, der Tummelplatz, auf welchem alle Weisheit der Erde nach den beschränktesten Kategorien zusammengezogen und breitgeschlagen wurde. Diese Beschränktheit pfuschte in alle Fächer. War es ein Schandfleck oder eine Ehre, daß gerade Norddeutsche, die sich aus ihren Umgebungen ausgestoßen fühlen mußten, diese studentenhafte Barbarei in Aufschwung brachten, den Hymnus Süddeutschlands sangen und ächte Renegaten des Nordens, nicht allein unsere Schwächen Preis gaben, sondern auch die Schänder unserer Ehre wurden. Anstatt das Getrennte zu verbinden und in freundlicher Versöhnung an einem homerischen Waffentausch zu arbeiten, hat man die Kluft, welche die Natur und die letzten Geschichtsperioden eröffnet haben, mit tölpelhaftem Muthwillen auseinander gerissen. Wie wenig ich daran denke, mit dieser Anklage einer Zeit- und Parteirichtung die geistige Beschaffenheit der oberdeutschen Stämme überhaupt verkleinern zu wollen, mag in dem offenen Bekenntniß ausgesprochen seyn, daß der Norddeutsche gewohnt ist, die vorzugsweise schöpferischen Geister im Bergwerk der Gedanken, im Haine der Dichtkunst und in der Werkstatt der Erfindungen, von dem in der Tiefe und Stille arbeitenden Genius Süddeutschlands zu erwarten. Die hervorragenden Köpfe Schwabens, Frankens und der Rheinlande sind nirgends mit solcher Inbrunst verehrt worden, als im Norden, und obwohl innigst an den heimathlichen Boden, an Sprache, Sitten und Charakter des Südens gekettet, fühlten Jene sich doch meist abgestoßen von der geistigen Befangenheit, welche ihnen das engere Vaterland auflegte, ja die großen Männer Schwabens wanderten fast alle aus. Dennoch gab es zu jeder Zeit rege und

unbefangene Geister unter diesen Stämmen; aber bei solchen konnte man nichts von jener selbstgenügsamen Absonderung spüren, und man war weit von dem lächerlichen Gedanken entfernt, der des Nordens eine eigene, freie und Gott weiß! was für welche Wissenschaft entgegen zu stellen. Im Gegentheil hat sich die wahrhaft bescheidene Gelehrsamkeit überall an den gemeinsamen Quellen wahrer Bildung erfrischt und man richtete sich dahin, von wo man am leichtesten seinen Theil von dem neusten und resultatvollsten Standpunkte wissenschaftlicher Studien hinwegtragen konnte. Allein meist gerieth solche mit den Fortschritten der Zeit einige Bildung mit ihren süddeutschen Umgebungen in Widerspruch, und man sah mit Verwunderung, wie sich die Durchschnittsbildung und die Katheder-Gelehrsamkeit scheu vor den rüstigen Anstrengungen des Forschens zurückzogen. Der Orthodoxie und dem Pietismus wie dem flachen und beschränkten Liberalismus wurde durch dieselbe Unwissenschaftlichkeit in die Hände gearbeitet, bis zuletzt eine trockene Empirie, ein leerer Journalismus und eine einschläfernde Meistersängerei die allgemeinen Interessen der deutschen Geisteswelt in den Hintergrund drängten. Daher kam die gedankenleere Oede des politischen Enthusiasmus, daraus entsprang jener, besonders in Schwaben verbreitete Pietismus, der, als eine geistige Wollust, jede höhere und gesunde Thätigkeit des Menschen vernichtet, daher entstand ein neuer Aberglaube, welcher unter dem Schein tiefster Naturergründung den Menschen wieder in eine traurige Bangigkeit und unter die unnatürlichste Herrschaft natürlicher Mächte stellte. Schwaben scheint von Natur die Heimath tiefster Intuition zu seyn. Allein diese Naturkraft führte auf den gefährlichen Abweg, die Geheimnisse der Welt auch auf geheimnißvolle Art entdecken zu wollen. Wo aber der Quell des Geistes nicht so reichlich fließt, wie in Schwaben, wo die Erziehung der Jugend nicht so gründ-

lich behandelt wird, da läuft bei mittelmäßigen Köpfen Alles auf den dürrsten Naturalismus hinaus. Diese Vernachläßigung nun hat nichts so ausgebreitet als die Abgeschiedenheit, in welcher sich der Süden unseres Vaterlandes schon seit einem Jahrhundert von dem geistigen Aufschwung der Nation befunden hat. Der deutsche Norden und dieser Theil des Südens sind aber nur durch die Willkühr geschieden, mit welcher der letztere sich von den Bewegungen des ersteren loszusagen und etwas ganz Besonderes für sich darzustellen gewöhnt hat.

Zwei Umstände haben dahin gewirkt, diesen vorzüglichen deutschen Stämmen den Charakter des Widerspruchs und eines in gewissem Sinne rathlosen Schwankens aufzudrücken. Zuerst wurde nach dem Verfall der hohenstaufischen Periode die ganze Kraft des Südens zersplittert und zweitens gelang es der Reformation nicht, vollständig durchzudringen und so eine neue und bestimmte Einigung zu erzeugen. Diese Lande, welche einst der Mittelpunkt der deutschen Geschichte gewesen waren und das Gewicht der deutschen Nation zum Schwerpunkt Europa's machten, haben seit dem Fall des hohenstaufischen Hauses weder in sich noch außer sich den eigenen Schwerpunkt wieder finden können und waren zu stolz, ihn außer sich zu suchen. Die Zeit der Kirchenverbesserung hätte die Oberdeutschen für immer an das Schicksal des Nordens gefesselt, wenn nicht die Macht Oestreichs und der geistlichen Churfürsten die Gleichheit der religiösen Ueberzeugung und die innere Einigkeit verhindert hätte. So kam es, daß diese in geistiger Cultur gemischten Stämme zwar durch den Einfluß des Protestantismus und des nordwestlichen Europa wesentlich protestantisch, ja wegen ihrer bürgerlich politischen Entwicklung im Innern mehr als protestantisch waren, und doch argwöhnisch und auf politische

Autonomie verſeſſen, jede innigere Gemeinſchaft mit den geiſtverwandten Stämmen Deutſchlands vermieden.

So hat ſich denn in dieſen Provinzen das altgermaniſche Freiheitsprinzip, welches den Einzelnen unendlich von der Nothwendigkeit des Ganzen befreit, in ſeiner größten Schärfe erhalten. Die politiſchen Bewegungen der neueren Zeit, der contract social, die franzöſiſche Revolution und der aus ihr entſprungene Liberalismus riefen den guten und den böſen Geiſt der deutſchen Ahnen wieder aus ihren Gräbern auf. Jene übermüthige Stellung, welche ſich der Einzelne von vornherein gegen den Staat, unbekümmert ob dieſer ſchon ſeinen eigenen unerſchütterlichen Beſtand begründet hat, oder nicht, zu geben gewöhnt iſt, hat zur Folge, daß jede kleine Provinz auf einer uneingeſchränkten Autonomie beharrt und ſich mit übel verhaltenem Ingrimm einen Eingriff in alte Rechte gefallen läßt. Die politiſche Zerſplitterung in viele kleine Staaten und der Gedanke, daß Südweſtdeutſchland deutſcheres, vornehmeres und reiferes Blut in ſeinen Adern habe und zur Noth für ſich allein beſtehen und eine Macht darſtellen könne, helfen dieſes Vorurtheil fortpflanzen. Man hat ſo wenig Vertrauen zu dem Geiſte des größeren Theils unſerer Nation, daß man lieber den Bund und die Vereinigung derſelben zerfallen ſähe, wenn nur Würtemberg eine freiere Entwicklung ſeines conſtitutionellen Lebens genöſſe. Es iſt ſchon ein höchſt verderblicher Uebermuth des einzelnen Menſchen, ſich auf keine Weiſe in die Feſſeln des Zeitalters und der Nation, der man zugehört, ſchicken zu können und man vergibt dieſen Unfrieden nur dem Genie, das uns bereichert. Allein bei Völkerſtämmen, welche ſich dem Zwange der Nation nicht unterwerfen wollen, erſcheint dieſer Geiſt der Vereinzelung als gränzenloſer und häßlicher Egoismus, und wo läge denn, fragt man billig, in den Zeugniſſen des politiſchen Lebens im deutſchen Süden der Beweis von Reife

und Bildung, welcher dem übrigen Deutſchland die Garantie böte, auf dieſem Wege ohne Gefahr und mit gewaltſamen Maßregeln Glück, Ordnung und Gedeihen zu finden? Es handelt ſich darum, uns mit den Gegenſätzen des Charakters entgegen zu kommen, ſo lange eine Einigung möglich iſt. Der Norden hat bis auf geringe Ausnahme den Staat von der Seite ſeiner Nothwendigkeit zur Baſis der bürgerlichen Geſellſchaft erhoben und dieſes Fundament aller politiſchen Entwicklung unſerer Nation in der Idee Preußen verwirklicht. Allein man hat dabei die Seite der Freiheit, welche ſich als Reſultat der Civiliſation entblättern ſoll, auf eine der allgemeinen Bildung nicht ebenbürtige Weiſe hintangeſtellt und ſogar das Prinzip geläugnet, welches der proteſtantiſche Norden, ſo gut wie der deutſche Süden, für ſich in Anſpruch nimmt, ohne doch gegenwärtig das Verlangen nach poſitiver Entfaltung dieſes Prinzips, das man im Allgemeinen das conſtitutionelle nennt, heftiger als vielleicht für die Nation im Ganzen heilſam wäre, zu äußern. Ein Haupttheil des politiſchen Lebens im Norden beſteht in vernunftgemäßer Reſignation. In dieſer Lage mußte ein großer Theil der Norddeutſchen politiſch ungeweckter und indolenter bleiben, als die Mehrzahl der Oberdeutſchen und es wird die Aufgabe der Gegenwart ſeyn, in dieſen Regionen das Gefühl bürgerlicher Würde und den Wunſch nach politiſcher Thätigkeit allgemeiner zu machen. Im Norden hat der Geiſt mit dem bürgerlichen Philiſterthum der alten deutſchen Reichsregierungen zu ringen. Obwohl Gedanke und Inhalt neuerer Staatsbegriffe ſchon ſeit Friedrich dem Großen Beſitz von der Bildung dieſer Stämme genommen hat, wurde doch in dem Einzelnen das Bewußtſeyn politiſcher Fähigkeit und Würde durch den früheren Entwicklungsgang ihrer Geſchichte eingeſchüchtert, es fehlen die Anhaltpunkte, welche man von einer mächtigen Hand erwartet und man hat nicht mit Unrecht

eine Scheu, ſich auf den Verſuch hin für die Prinzipien der Freiheit hinreißen und von dringenderen Bedürfniſſen abwenden zu laſſen. Dagegen iſt in den oberdeutſchen Landen eine Anſicht vom Staat verbreitet, welche die Willkühr des Einzelnen, ſey es auch des Verſtändigen, zum Geſetz erhebt, bevor Staat und Nation ihre unwandelbaren Grundlagen gefunden haben. Durch frühe oder urſprüngliche Berechtigungen gewöhnte man ſich an ein bürgerliches Selbſtgefühl, welches ſich für allein zureichend hält, die Vernunft im Staatsleben zu verwirklichen, ſobald nur der Druck von Außen aufhöre. Von ſeiner Stellung zum Bunde hat dieſer Liberalismus die wunderlichſten Begriffe. Man ſieht in ihm keine bindende Autorität, ſondern nur die Gewalt, welche man bei erſter Gelegenheit abſchütteln zu können meint. Man verwirft dieſes Band, weil es die Erwartungen nicht befriedigt, weil es keine wahrhafte Repräſentation des deutſchen Volkes ſey und weil zu den Beſchlüſſen des Bundes nicht die Genehmigung der oberdeutſchen Stände eingeholt wird. Selbſt viele gemäßigtere Politiker ſehen kein Rechtsverhältniß zwiſchen den einzelnen Staaten und dem deutſchen Bunde. Die Freiheiten, welche die einzelnen deutſchen Staaten von Alters her beſeſſen oder erſt als Glieder deutſchen Bundes erlangt, fallen, ſoweit ſie nicht ein allgemeiner und gleichmäßiger Ausdruck des Rechtszuſtandes unſerer Nation ſind, in den ſonſt von dem Liberalismus ſo verhöhnten Begriff der Privilegien, die eben ſo gut ganzen Volksſtämmen, wie einzelnen Bürgern oder Bürgerclaſſen zufallen können. An dem Rechte des Staats die beſtehenden Privilegien, welche die Entwicklung der Geſammtheit hindern, aufzuheben, zweifelt die liberale Doctrin gar nicht; allein daſſelbe Recht der Nation gegen Nationalfreiheiten einzelner Provinzen oder Reichskörper wird in Abrede geſtellt. Mit dieſem anmaßenden Vorurtheil und dem falſchen Begriffe von Freiheit iſt ein eben ſo nothwen-

diger Kampf zu bestehen wie mit der abergläubischen Zaghaftigkeit und Philisterei des Nordens. Die deutsche Philosophie, welche das großartige Resultat zu bürgerlicher Unthätigkeit gezwungenen Gedankenlebens ist, bleibt für alle Unternehmungen des deutschen Geistes Leuchtthurm und Magnetnadel, und an diesem Kraute wird auch das ungemessene deutsche Freiheitsprinzip seine Heilung finden. Zwei Elemente, die sich gegenseitig durchdringen müssen, sind hier auseinander gehalten, und erst ihre Versöhnung wird ein andauerndes und wahrhaft gemeinsames Staatsleben erzeugen. Inzwischen wird der oberdeutsche Liberalismus durch die in Deutschland überhaupt gangbaren Maximen und durch die Herrschaft der im Bunde repräsentirten Gewalt darniedergehalten. Auch unter den Oberdeutschen selbst sind die politischen Ueberzeugungen äußerst schwankend, je nachdem die Kühnheit oder die Einsicht geringer ist. So bildete sich in den kleinen Staaten ein Schauplatz politischer Leidenschaftlichkeit und schroffen Parteikampfes, wenn auch in loyalen Gränzen, und wenn nicht größere Bewegungen oder geniale Kräfte den Geist der Vereinzelung und des ungezügelten Freiheitstrebens beschwichtigen, so ist zu fürchten, daß bei irgend einem allgemeineren Unglück der Nation, das nur ein Verfall der Sitten vorbereiten könnte, die südwestdeutschen Staaten zu einem Tummelplatz politischer Verwilderung und Ueberreiztheit werden könnten, wie die Schweiz ist. Ein solcher Zustand wäre fürwahr die Freiheit und Größe nicht, zu welcher der ansehnlichere Theil der Völker, welche die deutsche Sprache reden und deutsche Cultur besitzen, berufen ist.

Es ist schmerzlich, nichts gegen die politische Opposition in Deutschland sagen zu können, ohne sich zu verwahren. Weil es eine glänzende Sehnsucht gibt, das gemeinsame Vaterland auf einem Höhepunkt des politischen Daseyns zu sehen, soll man auch für die Ideale begeistert seyn, welche

nach dem gebräuchlichen Ausdruck die Partei der Bewegung verwirklichen will. Allein es gibt kein Ideal politiſcher Zukunft und wir haben von vollkommenen Zuſtänden der Geſellſchaft nur einen allgemeinen Vorbegriff, welcher erſt im Lauf der Geſchichte zu ſeinem Inhalt kommen kann. Weil es Wahrheiten gibt, welche die Vernunft unſeres aufgeklärten Zeitalters jedem Menſchen eingeprägt hat, ſoll man ſich auch zu den Dogmen bekennen, die man als ſogenanntes Naturrecht aus jenen allgemeinen Sätzen gefolgert hat. Freilich mußte die höhere Civiliſation auf eine uneingeſchränktere Anerkennung der Perſönlichkeit und deren Befähigung gelangen. Man kann ſagen, daß das Gewiſſen auf den Standpunkt vorurtheilsfreier Vernünftigkeit gehoben wurde, und daß das Gefühl activer, nicht bloß paſſiver Berechtigung unter den gebildetſten Nationen allgemein worden iſt. Das Gewiſſen hat aber bloß negative Gewalt, das Gemeingefühl iſt nur eine Forderung und das Maß ihrer Befriedigung hängt von dem Ermeſſen der politiſchen Vernunft ab, durch welche die Staatsgewalt mit Hülfe aller intelligenten Kräfte die Ordnung der Geſellſchaft zu behaupten weiß. Die öffentliche Macht kann ſich daher nur ſo lang aufrecht halten, als ſie jenem allgemeinen Geiſte genüget. Auf dieſe Weiſe gelangt nothwendig die jedesmalige Vernunft in den öffentlichen Zuſtänden zur Wirklichkeit, und man iſt gezwungen, in jedem thatſächlichen Rechtsſtand der Nation auch einen rechtmäßigen anzuerkennen. Iſt dieſe Thatſache auch keineswegs eine ideale, ſo muß man doch begreifen, daß und warum ſie gerade dieſe und keine andere ſeyn konnte. Es heißt der Nation das Recht abſprechen, als civiliſirte Geſellſchaft ſich in öffentlichen Angelegenheiten Urtheil und, wenn ſie beleidigt würde, auch Willen anzumaßen, wenn man den faktiſchen Zuſtand, die Gegenwart als eine rechtloſe und gewaltſame betrachtet und in der Geſchichte der

Völker nichts sieht als die allmählige Befreiung derselben aus dem Zwange unberechtigter Gewalthaber und von Unterdrückung unveräußerlicher Ansprüche und Rechte der Menschen. Wohl gibt es eine Vernunft, welche dem jedesmaligen Rechtszustand vorauseilt und durch scharfe Erkenntniß dessen, was zunächst und dringend noththut und was das Ehrgefühl der Gesammtheit sich nicht mehr vorenthalten läßt, umwandelnde Verbesserungen der öffentlichen Ordnung vorbereitet. Diese Umwandlung kündigt sich durch gleichmäßige Ueberzeugung der Besten und Würdigsten im Volke an. Dann findet unter denjenigen, die nicht ein bisher besessenes, jetzt aber beanstandetes Privilegium zu vertheidigen haben, kein Schwanken mehr über die Unrechtmäßigkeit oder Unvernunft einer bestimmten Institution Statt. Sich also mit der Ueberzeugung der Besten im Volke in Einklang zu erhalten, ist die erste Anforderung an Jeden, welcher für sich den Anspruch macht, als Repräsentant allgemeiner Ueberzeugungen zu gelten, und wo er sich mit seiner Ansicht vereinzelt oder nur von einem kleineren Theil der Nation umgeben sieht, ist er verpflichtet, seinen Widerspruch nur als Axiom oder mit der Achtung geltend zu machen, welche das Recht des Bestehenden von jedem Bürger verlangt.

Wenden wir dieß auf die deutsche Nation an, so ist das allgemeine Bewußtseyn derselben nirgends in größerem Schwanken begriffen, als in Rücksicht auf die bedeutsamsten Formen politischer Existenz. Das Recht der öffentlichen Meinung ist in den Begriff unseres Staatslebens eingegangen. Die deutschen Regierungen haben diese Macht bei jeder Gelegenheit als das Motiv ihrer Handlungsweise anerkannt und dadurch die Mündigkeit ihrer Völker ausgesprochen. Nun entsteht die Frage: Ist es dringende Nothwendigkeit, daß diese öffentliche Meinung in allen Staaten durch das Organ einer repräsentativen Versammlung kund werde und in wie fern

iſt die Nation vorbereitet, gerade auf dem Wege verfaſſungsmäßiger Uebereinkunft zur vernünftigen Befriedigung ihrer nächſten Bedürfniſſe zu gelangen? Die Souveränität kann kein einzelner Staat für ſich in Anſpruch nehmen; nur die deutſchen Fürſten ſind ſouverain in den Schranken der Bundesmacht. Als man auf dem Wiener Congreß die Souveränität aller deutſchen Dynaſten anerkannte, wurde dadurch nur der frühere Lehnsverband auch durch freie Uebereinkunft aufgehoben und der erbliche Rechtstitel der fürſtlichen Gewalt in den einzelnen Gebieten ausgeſprochen, ohne daß man dadurch die Fürſten ſelbſt von der Gewalt des Bundes befreit hätte. So lange nun die einzelnen deutſchen Staaten nicht auf gleichmäßige Weiſe in das Stadium repräſentativer Verfaſſungen geſchrittten ſind, hängt es von den überwiegenderen Staaten des Bundes ab, in wie weit eine einzelne deutſche Verfaſſung bundesmäßige und nationale Bedeutung haben kann. Wer läugnet dieß Recht der Nation über ihre Theile? Ihr ſprecht vom alten Recht, von Eberhard dem Bart, von Ulrich dem Verjagten. Ihr meint, keine Gewalt ſey im Stande, euch den Beſitz alter Rechte zu entreißen. Das iſt eitel Täuſchung! Nur ein Bürgerkrieg, eine Provinzialempörung kann von dieſer Gewalt befreien. Man muß mit dem Ganzen leben! Von Oeſtreich gar nicht zu ſprechen, ſo lange der Bund nicht faktiſch aufgehoben iſt und Preußen keine Verfaſſungsform annimmt, hat alle Repräſentativverfaſſung in Deutſchland nur untergeordnete Bedeutung und kann mit den ähnlichen Nationalberechtigungen Englands oder Frankreichs gar nicht verglichen werden. Wir ſind kein Föderativſtaat wie Nord-Amerika und wie ſehr iſt auch in einem ſolchen Körper das Glied an das Ganze gekettet. Und in Deutſchland, wo zwei groſſe Staaten allein den Willen des Ganzen vertreten, will ſich die Stuttgarter oder Carlsruher Ständekammer zur Bedeutung einer Natio-

nalrepräſentation erheben und dem deutſchen Bunde Geſetze vorſchreiben! In der gegenwärtigen Lage geht das Recht der Repräſentation in einzelnen Staaten nur ſo weit als der Bund, um ſich, die Geſammtkraft und das Gleichmaß der Nationalentwicklung zu erhalten, erlaubt, als er es in ſeinen neueſten Geſetzen erlaubt. Haben wir Hoffnung, in Deutſchland eine Nationalrepräſentation erſtehen zu ſehen, ſo muß dieſe Form des politiſchen Deutſchlands, der Repräſentativſtaat erſt noch begründet werden. Nur das Prinzip eines Vernunftſtaats iſt anerkannt, nämlich die Theilnahme des Volks an der Pflege und an dem Beſtand des Gemeinweſens von Rechtswegen. Allein zur Zeit hat dieß Prinzip nur mittelbare Anerkennung, noch kein directes und geſetzliches Organ der öffentlichen Mitwirkung gefunden. — Die deutſchen Conſtitutionellen berufen ſich auf die Zuſage der Bundesacte und auf den Eid, den die einzelnen Fürſten auf die Verfaſſung geleiſtet haben. Was will im Staatsrechte eine privatrechtliche Norm? Die deutſchen Fürſten ſind auch an die Nation gekettet und nicht verpflichtet, ihr Verhältniß zu dieſer geringer zu achten, als die Heiligkeit der feierlichen Verſprechungen, die ſie *ihren* Unterthanen gegeben haben. Der Bund trat im Namen der Nation an die Stelle des Fürſten. — Die deutſchen Conſtitutionellen ſagen weiter, es ſey ein Recht, das ſie fordern, der Deutſche müſſe ein Votum über die allgemeinen Nationalangelegenheiten haben und nehme man den Ständen dieſes Recht, ſo ſey der Nationalzuſtand rechtlos. Was das für Begriffe ſind! Recht iſt nur vorhanden, wo die Macht iſt und wie weit ſie geht. Das ſey machiavelliſtiſch, ruft man, die Macht könne das Recht nicht begründen. Darauf iſt zu antworten, daß das Rechte, als das Vernünftige oder das Sittliche, ganz unabhängig iſt von irgend einer Macht, daß aber die Berechtigung, inſofern ſie nicht allgemein menſchlich, in der Civiliſation be-

gründet und absolut, sondern nur politisch ist, nie ohne die Macht sie auszuüben gedacht werden kann. Man wirft mir wieder ein, jenem Rechte fehle nur deshalb die Macht, weil die bestehende bürgerliche Verfassung ohne Einwilligung aller Einzelnen zu Stande gekommen sey und noch zu keiner Zeit eine wahrhafte Rechtsgewalt existirt habe. Freilich, erwiedere ich, denn der Staat ist vor allen politischen Berechtigungen da und wenn die Natur nicht mächtiger gewesen wäre, als die Staatsidee der alten Germanen oder der deutschen Stämme, so wäre weder die Civilisation noch ein politischer Körper Deutschlands jemals zu Stande gekommen. Weder das germanische Prinzip der Freiheit noch die französische Lehre von der Souveränität des Volks und der Urversammlungen können einen Staat begründen.

Zieht man diese Widersprüche in einen Grundgedanken zusammen, so ergibt sich, daß trotz vielfach gleicher Sätze des Rechts und der Politik, die Liberalität, der ich das Wort führe, eine durch ihr Prinzip und ihre Folgen verschiedene ist. Zu den Folgen gehört auch die Opposition gegen das Bestehende. Wenn es eine solche gibt, so muß sie in Ziel und Maß einer anderen Methode huldigen, als der des gangbaren Liberalismus. Der objective Bestand eines Staates ist das erste Erforderniß und die Freiheit nur ein Glück, das man erst in seinem Fortgange erwirbt. Das größte Hinderniß allgemeiner Berechtigungen ist nicht die bestehende Gewalt, sondern die Mangelhaftigkeit und das Schwanken des Nationalbewußtseyns in den wichtigsten Wahrheiten und Bedürfnissen der Politik und dieser Widerspruch der Ueberzeugungen wird durch nichts mehr im Schwung erhalten als durch die Parteien, welche einen falschen Posten eingenommen haben und das Extrem entgegengesetzter Meinung hervorrufen. Obwohl es in den oberdeutschen Staaten nicht an Widerspruch gegen diesen

Freiheitseifer mangelt, kann man doch dieſe Stämme im Allgemeinen eines unangebrachten Oppoſitionscharakters beſchuldigen, da auch die Mäßigeren ſich dem Prinzipe nicht immer zu entwinden vermögen und nur die Mangelhaftigkeit aller menſchlichen Zuſtände beklagen. Es iſt nicht zu läugnen, daß die bisherige Oppoſition auch günſtig auf die Verhältniſſe Deutſchlands gewirkt hat. Die politiſche Schlaffheit der Nation ſeit mehreren Jahrhunderten wirkt in Zeiten der Ruhe und innerlicher Entwicklung noch immer retardirend, die größere Maſſe der Nation wendet ſich wieder von den öffentlichen Angelegenheiten ab, unpraktiſche Tendenzen wiegen vor, ſo daß Vorurtheil und Gewalten aller Art ungeſcheut ihren Einfluß vermehren. Dann iſt es kein Wunder, wenn auch der Liberalismus in Ideologie verſinkt, in ſeinem Uebermaße wenigſtens die Nation aufrüttelt, einzelne Mißgriffe verhütet und den Eifer für beſtimmte Anſprüche des Nationalgeiſtes lebendig erhält. Dieß iſt freilich ein negatives Verdienſt und die Ehre nicht groß, ein ſolches für bloß verneinende und aufregende Zwecke beſtimmtes Inſtrument der Nothwendigkeit zu ſeyn. Daß der Egoismus und die Herrſchſucht der Mächtigen und Bevorrechteten im Staate und ängſtliche Vorurtheile Einzelner, welche die Zügel des Volkes an der Hand haben, auch ihrerſeits die Schuld an den Hemmungen öffentlicher Zuſtände tragen, iſt eben ſo gewiß, als daß die niedrige und in ſich uneinige Bildung der Nation jenen Mißbrauch verurſacht. Der Staat iſt ein Inſtitut, welches auf die Schwäche aller Einzelnen begründet iſt und erſt durch Einigung die Kraft hervorruft, welche ihn vernünftig macht.

Dagegen hat der Charakter der oberdeutſchen Stämme auch eine glänzende Seite. Jeder Einzelne trägt hier ein helleres Bewußtſeyn ſeiner perſönlichen Würde an ſich und kommt

dadurch zu einer Selbstständigkeit des Willens, welche man als die materielle Basis des politischen Fortschritts zu achten hat. Darin liegt die Garantie für die politische Bestimmung dieser Staaten und auf diesen Vorzug gründet sich der wohlthätige Einfluß, den der Oberdeutsche auf den minder bürgerlich ausgeprägten und zur individuellen Selbstständigkeit gekommenen Charakter des deutschen Nordens ausübt. Da unsere politischen Bestrebungen neben vernünftig gemessener Einsicht und Haltung nichts so sehr wünschen lassen als die Ausbildung des persönlichen Charakters, so ist die Mannhaftigkeit, die zwar nicht Ueberzeugung und Willen, doch den Ansatz dazu bei der größeren Masse voraussetzt, ein nothwendiges Element zur Fortbildung unserer deutschen Zustände.

Ueberhaupt soll in den vorangehenden Erörterungen keine Anfeindung oder Gehäßigkeit gegen diese schönen Provinzen unseres Vaterlandes angeregt seyn. Besonders bei den Norddeutschen erzeugt die Berührung mit dem bürgerlich aufgeregteren Charakter der Schwaben und Rheinländer oft befangende, aber immer wohlthätige Eindrücke und wie der kalte Engländer unter dem weichen Himmel Italiens, so sollte der Norddeutsche Jahrelang im Verkehr mit diesen Landsleuten zubringen, um an diesem Gegensatz sich selbst zu entfalten. Wer jemals über die Höhen des Thüringer Waldes in das milde Franken mit der verhaltenen Kraft seiner Bewohner wanderte, oder mit den rauheren, aber unter dieser Schaale biederen und gehaltvollen Schwaben verkehrte, oder wem der schwermüthige, tiefäugige, geheimnißvolle Rhein in lachenden Thalumkränzungen den Fuß benetzte, dem wird der Eindruck so unauslöschlich seyn, wie dem Engländer, der aus dem umräucherten Dunst seiner Städte und den kreideweisen Bergen nach der grünen Insel hinüberschifft. Und doch ist es nicht die Fülle von Naturschönheiten, nicht die ganze Vorzeit des germanischen Heldenlebens, nicht die

laue Luft des Himmels welche uns mit ſo verjüngendem Zauber umſtrickt, ſondern vor Allem iſt es die Einfachheit und Naivität der Bewohner, ſind es die kräftigen Züge des bürgerlichen Charakters und die ſelbſtbewußten und gedrungenen Formen, ja ſogar die Härte des Ausdrucks, welche die weiche, ſeelenhafte und oft krankhaft vergeiſtigte Eigenheit norddeutſcher Perſönlichkeiten beſtürmt, aber auch kräftigt. An der Verſchmelzung und Ausſöhnung dieſer beiden Charaktere iſt zur Förderung der Nation das Meiſte gelegen, und es iſt eine Sünde gegen dieſelbe, die vorhandenen Gegenſätze willkührlich und unvernünftig zu ſteigern. Eine und dieſelbe Bildungsſtufe, an zwei polariſchen Gegenſätzen offenbar, findet nur in ihrer Einigung den Schwerpunkt. Damit iſt für die Darſtellung des Beſonderen ein allgemeiner, und die Enden der Nation umfaſſender Standpunkt gewonnen.

Würtemberg, oder nach einem umfaſſenderen Ausdruck Schwaben, muß als das Centrum des oberen Deutſchlands betrachtet werden. Während es auf der einen Seite den ſchärfſten Gegenſatz gegen den deutſchen Norden repräſentirt, bietet es auf der anderen den geiſtigen und moraliſchen Anhaltpunkt, welcher den Süden und den Norden vereinigt und eine innigere Verbindung möglich macht. Auch iſt Schwaben zu lange der Mittelpunkt der früheren deutſchen Geſchichte geweſen und es hat in ſeiner politiſchen Verfaſſung und Gliederung wie in den Eigenthümlichkeiten, welche den unterſcheidenden Charakter von dem Norden bilden, ſelbſt vor ſeinen fränkiſchen und rheiniſchen Nachbarn den Vorſprung gewonnen.

# Sechster Abschnitt.

## Würtemberg und die Würtemberger.

Mit diesem Königreiche kann ich den Anfang machen, jenes in der Einleitung gegebene Versprechen zu erfüllen, die deutschen Zustände zunächst in ihrer Tüchtigkeit darzustellen und in ihrer Vernünftigkeit zu begreifen, um durch solches Verfahren die Bedürfnisse und Hoffnungen deutscher Staaten zu entdecken. Ueber Würtemberg kann man um so weitläufigere Beobachtungen anstellen, als es einer der größeren Staaten in Deutschland überhaupt und der größte und einflußreichste unter den Staaten des nicht zum östreichischen Systeme gehörenden südlichen Deutschlands ist. Seine Wichtigkeit unter den letzteren verdankt er dem Umstand, daß eine größere Provinz des alten deutschen Reiches, das Herzogthum Schwaben oder der schwäbische Kreis, in seinem größten Umfang hier als eigenes Königreich wieder erstanden ist, während die übrigen Glieder des Reiches entweder anderen Staaten untergeordnet oder in eine Menge kleiner, durch keine eigenthümliche und charakteristische Bildung ausgezeichnete Herrschaften zersetzt wurden. Noch heute findet zwischen dem Beginn der neueren Zeit und der Gegenwart ein Geschichtszusammenhang statt, indem durch die kirchlichen und politischen Neuerungen im 16ten Jahrhundert sich an der Stelle des im Mittelalter mächtigen Schwabens ein neues geachtetes und für die nächste Geschichte einflußreiches Herzogthum erhob. Dieß ist das jetzige Würtemberg.

Zuerſt ſoll ein Theil der Sueven, ein von Norden her gewanderter, mächtiger und eigenthümlicher germaniſcher Volksſtamm in dieſes Hügelland, welches durch den Odenwald, Schwarzwald und die ſchwäbiſche Alp gebildet wird, eingedrungen ſeyn. Schon dieſem Volke rühmte man nach, daß es ſich durch gränzenloſe Liebe zur Freiheit und durch eine unter den übrigen Stämmen ſeltene Ehrfurcht gegen das andere Geſchlecht auszeichne. Merkwürdig iſt die Neigung zu wandern und die Unduldſamkeit gegen fremde Sitte und Denkart, durch welche der Charakter dieſes Stammes beſchrieben wird. Ihr Gottesdienſt war Naturdienſt, ein Heidenthum ohne Tempel und Prieſter. Erſt die Römer, welche auf ihren Zügen nach Deutſchland die Sueven zurückdrängten, begannen den Anbau des Landes, wovon ſich an mehreren Punkten des Neckars ſprechende Zeugniſſe finden. Die Römer bauten eine Reihe Kaſtelle, und auf den Bergen der ſchwäbiſchen Alp begegnen ſich heidniſche und römiſche Ueberlieferungen. Die militairiſche Hauptlinie der Römer war ein Wall, der ſich von der Donau nordwärts bis an den Main zog. Da kam ein zweiter und größerer Stamm, der der Alemannen, herangezogen, die Sueven vermiſchten ſich mit ihm und nahmen die alten Sitze am Rhein und Neckar wieder ein. Die römiſche Herrſchaft war zu Ende. Jetzt trieb die Völkerwanderung ein großes Volk nach dem andern durch das weſtliche Deutſchland und auch ſueviſche Züge wanderten bis nach Spanien. Nach dieſer Zeit lagern die Alemannen im Südweſten Deutſchlands und der ſueviſche Name verblieb nur einem einzelnen Zweige, der zwiſchen der Alp und dem Schwarzwalde ſeinen alten Sitz behauptet haben ſoll. Früher genoſſen die Schwaben in ganzer Ausdehnung jene alte germaniſche Freiheit, wo die Stammgenoſſen ſich nur einen Herzog zum Anführer im Kriege erwählten. Später wurde Alemannien dem großen fränkiſchen Reiche

einverleibt und zur Regierung der Provinz ein königlicher Beamter eingesetzt. Nach dem Zerfall des fränkischen Reiches hatte das Land wieder einige Herzöge. Unter den sächsischen Königen wurden die Herzogthümer an Verwandte des königlichen Hauses oder an ausgezeichnete Diener der Krone vergeben. Daraus bildete sich das Lehnsverhältniß, wodurch die verschiedenen Theile und Stämme der Deutschen zu einem Reiche verbunden wurden. Das Christenthum und die Anfänge bürgerlicher Ordnung hatten die Cultur des Landes begründet. Als Herzog Rudolph von Schwaben zum Gegenkönig Heinrich IV. erwählt wurde, kam eine gräßliche Verwüstung über das Land, das zu dieser Zeit in mannigfache fürstliche Besitzthümer zerfallen war; besonders am Oberrheine war das Haus Zähringen mächtig. Im Kriege gegen Rudolph hatte sich Friedrich von Hohenstaufen als treuer Anhänger Kaiser Heinrichs bewährt, die Staufen hatten bedeutendes Besitzthum im Herzogthum Schwaben und Heinrich erhob seinen Freund zur Würde eines erblichen Herzogs. Von diesem Datum, am Anfang des zwölften Jahrhunderts, beginnt die geschichtliche Bedeutung des schwäbischen Stammes und des hohenstaufischen Hauses. Um dieselbe Zeit kommt auch die erste Spur des edlen Hauses von Würtemberg als eines treuen Bundsgenossen der Hohenstaufen in die Geschichte, und gleichzeitig soll dasselbe in den Grafenstand erhoben worden seyn. Noch immer dauerte der Kampf um das Herzogthum unter den vornehmsten schwäbischen Dynasten fort, bis endlich das große Alemannien in drei Theile zerfiel. Berthold von Zähringen erhielt den Thurgau und den größten Theil der Schweiz bis an die burgundische Gränze, Welf von Altdorf bei Ravensburg machte sich zum erblichen Herzog von Baiern, und das eigentliche Schwaben verblieb Friedrich dem Hohenstaufen. Unter der Obhut dieser Familie entwickelte sich in Schwaben jene Cul-

tur, welche in kurzer Zeit den Mittelpunkt des Reichs und Europas ausfüllte. Alle edlen Geschlechter Schwabens standen zu den Herzögen in Vasallenpflichtigkeit. Den Mittelpunkt des Landes bildete die Burg des staufischen Geschlechts am nordöstlichen Ende der schwäbischen Alp und die Umgegend, als der Stammbesitz der Hohenstaufen. Herzog Friedrich erbaute auf dem Staufenberge ein größeres Schloß. Hier begann bald ein glänzendes Leben und die Blüthe der Ritterzeit. In der Umgegend seiner Residenz, besonders im Remsthal, legte er mehrere Städte an, und stiftete das Kloster Lorch, die Familiengruft seines Hauses. Die Söhne Friedrichs, Friedrich der Einäugige und Konrad, mehrten ihre Macht im Herzogthum und in den Umlanden. Konrad erhielt die fränkischen Güter und bald auch das Herzogthum Franken. Als Kaiser Heinrich V. dem Ende nahe war, übergab er seinen Neffen, den Herzogen von Schwaben und Franken, alles Eigenthum seines unter den Königen dieses Geschlechts groß gewordenen Hauses. Schon damals galten die Staufen als die mächtigsten Fürsten im Reiche; schon Herzog Konrad gelangte zur königlichen Würde und es eröffnete sich die Glanzperiode des Mittelalters während der Herrschaft der Hohenstaufen in Deutschland und Italien. Das Geschlecht der Staufen war das königlichste, das je auf einem Throne gesessen. Zwei außerordentliche Kaiser, Friedrich Barbarossa und sein Enkel Friedrich II. verbreiteten durch ihre Herrschaft und durch die Kreuzzüge den Glanz ihres Namens und ihres Volkes über die damals bekannte Erde. Erst jetzt nahm das Ritterthum jenen edlen und großartigen Charakter an, die Sitten milderten sich, der Geist, die Musen und die Grazien erwachten und jetzt erst begann ein freier Bürgerstand sich der Adelsherrschaft gegenüber zu bilden. In Franken, Schwaben und am Rheine erhoben sich die ersten freien Reichsstädte, die unmittelbar unter den Schutz

der Herzöge und des Kaisers und Reichs gestellt wurden und wiederum dem Kaiser und Reiche gegen den widersetzlichen Adel, die Geistlichkeit und die Macht des Papstes, wie gegen die Uebermacht der größeren Fürsten in Deutschland ansehnliche Hülfsvölker zuführten. Unter diesen Kaisern wurde durch streng geordnete Lehnsverfassung Deutschland zu einem politisch einigen und staatlichen Körper ausgebildet, und die Staufen würden ihr Ziel, die Caesarea majestas zu erneuern und die geistliche Uebermacht der Kirche wie die republikanische oder dynastische Zersplitterung des Reiches zu bezwingen, erreicht haben, wenn nicht Nothwendigkeit und Neigung das heldische Kaiserhaus zur Verfolgung anderer und allein die Kraft eines Heroengeschlechts aufreibender Interessen hin und von dieser höchsten vaterländischen Bestimmung abgelenkt, ja selbst den Samen neuer Zersplitterungen in Deutschland auszusäen geheißen hätte. So ging das staufische Geschlecht zu Grabe, und obwohl Vieles und Herrliches in einem Zeitraum von noch nicht anderthalb hundert Jahren begründet worden, hatte doch Deutschlands politischer Körper das, was ihm vor Allem noth thut, seine Consistenz, nicht errungen. Die alte deutsche Autonomie erlangte in dem neu entstandenen Reichsbürgerthum frische Kraft. Es mangelte ein Oberherr, die Gewalt einzelner Reichsfürsten wuchs, Schwaben, Franken, Elsaß und Burgund standen Anfangs unter der unmittelbaren Herrschaft der Hohenstaufen und der Herzöge aus diesem Hause, doch schon damals wurde der Grund zur Macht einzelner Reichsfürsten auch im südlichen Deutschland gelegt. Nach der Zertrümmerung der welfischen Macht ernannte Friedrich I. seinen treuen Genossen, den Grafen von Wittelsbach, zum erblichen Herzog von Baiern und Pfalzgrafen am Rheine; das Haus Würtemberg, als schwäbischer Vasall, hatte sich durch treue Anhänglichkeit an das ghibellinische Geschlecht hervorgethan, und ward da-

für anſehnlich vergrößert, und unter Kaiſer Friedrich II. wurde ein Graf Friedrich aus dem ſchwäbiſchen Hauſe Zollern zum Burggrafen von Nürnberg eingeſetzt. Rudolph von Habsburg empfing wegen ſeiner geleiſteten Dienſte von demſelben Kaiſer den Ritterſchlag. So wurde unter den Hohenſtaufen die Erhebung der Häuſer Würtemberg, Wittelsbach, Zollern und Habsburg begründet. Doch vornehmlich wurden die Städte begünſtigt und mit Privilegien beſchenkt, wodurch ſich eine Macht befeſtigte, die am meiſten zum nachmaligen Umſchwung der öffentlichen Zuſtände in Deutſchland beigetragen hat. Schwaben allein zählte bald auf 30 freie Städte. Dieß gab den Anlaß jener bürgerlichen Bewegungen in Oberdeutſchland, die bis auf den heutigen Tag den politiſchen Zuſtand dieſer Lande prädeſtinirten. So wurde in der größten Periode der deutſchen und ſchwäbiſchen Vorzeit der Anfang einer neuen Cultur und die nachherige Geſchichte des deutſchen Reiches begründet. Hier verläßt man eine Geſchichtsperiode, wo Schwaben der Mittelpunkt der politiſchen Kraft wie der ſittlichen und geiſtlichen Bildung des deutſchen Reichs war. In Sprache, Sitte und Cultur, in Wiſſenſchaften und Künſten lagerte ſich Deutſchland um dieſe eine Provinz und ihre nächſten Umgebungen. Die oberdeutſche Sprache war durch den Mund ihrer Sänger zum Geſetz erhoben, ohne die niederdeutſchen Dialekte zu verdrängen und in der Schweiz, in Schwaben und am Rheine beſchrieb unſere Dichtkunſt ihre erſte Epoche. Dieſe Epoche in den deutſchen Annalen aber trägt durchweg einen oberdeutſchen Charakter an ſich.

Mit dem Fall der Hohenſtaufen ging auch die Größe des älteren deutſchen Reiches zu Grunde. Mehr als irgend eine andere Provinz mußte Schwaben von dem Verhängniſſe ſeines Fürſtenhauſes getroffen werden. Die wirre Zeit des Interregnums ſchließt die Geſchichte des deutſchen Mittelalters

und mit Rudolph von Habsburg beginnt der wandelbare und bewegungsreiche Uebergang in die neuere Zeit. In Schwaben gab es zunächst keinen mächtigen Dynasten, welcher das verwaiste Herzogthum hätte behaupten können. Leider hatten die Staufen schon zur Zeit ihrer Herrschaft den größten Theil ihres Hausbesitzes an einzelne verdiente Geschlechter in Schwaben, Franken und am Rheine geschenkt, und den Städten fast republikanische Privilegien verliehen. Bald brach das Uebel der allgemeinen Zerfahrenheit und Willkühr ohne Schranken aus, da es keinen mächtigen Herrn und Herzog mehr gab. Was von dem staufischen Besitzthum nicht verkauft oder verschenkt worden war, das rissen die Fürsten in Schwaben an sich.

Das Faustrecht, eine von den ältesten Germanen her überlieferte Maxime, unabhängig vom Staate, über sein Recht zu urtheilen, sich selbst zu rächen, nach Willkühr zu befehden und Gesetze und Gerichte nur als niedere und unfreie Bande anzusehen — dieser Grundgedanke der alten Freiheit, in der fränkisch-sächsischen Königszeit mühsam darnieder gehalten, unter den Staufen periodenweise bezwungen, entfesselte sich jetzt in voller Zügellosigkeit. Es begonnen die Fehden der Fürsten und Ritter unter einander, oder gegen die neu entstandene Macht der Städte. In dieser Zeit der Verwirrung mußte es einem Geschlechte leicht werden, welches unter den Staufen nach und nach bereichert worden war, sein Hausgut klug zusammenhielt und zur rechten Zeit einen vorzüglichen Mann in die Reihen zu stellen hatte, den Grund zu einer neuen Macht in Schwaben zu legen. Als Rudolph von Habsburg die Ordnung im Reiche wieder herstellte, erhob sich in Schwaben ein Graf von Würtemberg, Eberhard der Erlauchte, und brachte durch ein fehdenreiches Leben, kluge Politik und energische Fürstenkraft das Ansehen dieses zeither untergeordneten Hauses zu Stande.

Die Würtemberger hatten den Beſitz der älteſten Stammgüter der vorigen Kaiſer durch Kauf und Schenkung an ſich gebracht. Der ritterliche Eberhard kämpfte in den wirren Parteiungen der ſchwäbiſchen Lande unabläſſig gegen Dynaſten und gegen Städte, beſonders gegen Eßlingen, und er brachte es im Verein mit andern mächtigen Herren im Lande und mit gewaffneter Hand ſo weit, daß König Rudolph, der Habsburger, obſchon er die wilden Parteien des Landes ſo eben bezwungen hatte, ſämmtliche ſchwäbiſche Grafen und Herren in das Städtchen Gmünd berief, um die Verfaſſung des Landes feſtzuſtellen. Man hatte ſich dem König widerſetzt, weil man keinen Herzog mehr über ſich dulden, ſondern unmittelbar dem Reiche angehören wollte. Der König verzichtete auf die Wiederherſtellung des ſchwäbiſchen Herzogthums, erklärte das Land für ein Angefälle des Reichs und die einzelnen Herrſchaften für unmittelbare Reichslehen. Dieſe Großen beſaßen in ihren Bezirken die geſammte untergeordnete Staatsgewalt und begründeten die landesherrlichen Gebiete in Schwaben. Der kleinere Adel, die Klöſter und Städte wurden in des Reiches Schutz genommen und zur Verwaltung der Reichsrechte und der öffentlichen Ordnung königliche Vögte und zwei große königliche Landvogteien, über Ober- und Nieder-Schwaben, die einem der angeſehneren Dynaſten dieſer Bezirke verliehen wurden, eingeſetzt. Unter König Albrecht wurde Eberhard zum Reichslandvogt in Nieder-Schwaben ernannt. Schon damals fing die Hauspolitik Oeſtreichs an gefährlich zu werden. Man wollte von deutſchen Landen ſo viel als möglich als Hausbeſitz erwerben, und Schwaben fühlte am früheſten den Einfluß der durch Oeſtreichs Erhebung hereinbrechenden Zerſplitterung. Die Grafſchaft Hohenberg am Neckar war durch Erbfolge an Rudolph von Habsburg gekommen und bildete beſonders im Südweſten Deutſchlands den Grundſtoff der öſtreichiſchen Macht,

die ſich nach und nach über den größten Theil Oberſchwabens und des Elſaß ausdehnte. Nur in Niederſchwaben trat ihr Graf Eberhard kräftig entgegen und ſetzte dem Hauſe Oeſtreich, das durch die königliche Gewalt nach allen Seiten hin beſchäftigt war, Gränzen. Nach Albrechts Ermordung wurde ſogleich Graf Eberhard von Würtemberg durch ein Bündniß mehrerer Fürſten von der Königswürde ausgeſchloſſen, weil er zwar tüchtig vor Allen, aber wegen ſeiner Macht für zu gefährlich gehalten wurde. So bedeutend ragte ſchon das Anſehen des Würtembergers hervor. Im Kampf gegen die Städter, im Trotz gegen den neuen König, Heinrich dem Luxemburger, umringt von einem Heere ſchwäbiſcher Städte und Herren, eingeſchloſſen auf ſeiner Stammburg, verjagt und um Land und Gut gebracht, mußte „Gottes Freund und aller Welt Feind“ ſich in einem feſten Thurme der ſeinem Schwager dem Markgrafen von Baden zugehörenden Stadt Beſigheim verbergen. Nach des Kaiſers Tod nahm er ſein Land wieder ein und es begann ein neuer Kampf um den Königsthron. Aber unter allen Wechſeln und Streitigkeiten wußte Eberhard für ſich zu gewinnen. Während Oeſtreich durch den Abfall der Schweizer großen Abbruch erlitten, die ſchwäbiſchen Städte in Aufruhr waren und das Reich in zwei Parteien zerſpalten war, brachte Eberhard, der ſich rühmen konnte, fünf Königen widerſtanden zu haben, durch Tauſch und Kauf einen ſchwäbiſchen Diſtrikt nach dem andern an ſich. Unter ſeinen Nachfolgern erhob ſich das Haus mehr und mehr. Schon unter König Albrecht hatten ſchwäbiſche und fränkiſche Städte mit einzelnen Dynaſten ein Landfriedensbündniß geſchloſſen. Sowohl die geiſtliche und die weltliche Macht, die patriziſchen Geſchlechter und die plebejiſchen Zünfte in den Städten lagen im Streit. Erſt König Ludwig brachte unter den Fürſten und Städten in Schwaben und Baiern einen allgemeinen Land-

friedensbund zu Stande. Auch die Würtemberger hatten schwere Kämpfe mit den schwäbischen Städten zu bestehen, bis endlich durch die weise und kräftige Regierung Eberhards im Bart, die Zukunft dieses Landes entschieden und es selbst zum Herzogthum erhoben wurde. Dieser ausgezeichnete Fürst war von der inneren Gefährdung seines Besitzes so durchdrungen, daß er die kräftigsten Mittel dagegen in Anwendung brachte. Noch immer hatte die Zersplitterung Würtembergs unter mehrere Söhne und Linien die frühere Macht zu zerstören gedroht. Er aber befestigte nach vielen Verträgen endlich im Jahre 1492 die Untheilbarkeit des Landes und das Gesetz der Erbfolge nach dem Erstgeburtsrecht und stellte die neue Ordnung unter die Garantie der drei Stände seines Landes und des schwäbischen Bundes, der kurz vorher sich gebildet hatte.

Seit den ältesten Zeiten genossen die Stände der meisten deutschen Lande ihren Herren gegenüber Gerechtsame und besonders das Recht der Steuerbewilligung; nach und nach schlief freilich diese Gewohnheit in vielen Städten ein oder wich der Uebermacht der Fürsten. Doch selbst in Baiern und Oestreich bedurften die Fürsten noch im sechszehnten Jahrhundert der Einwilligung ihrer Stände zur Ausschreibung von Steuern.

Allein eine eigentliche Theilnahme des Volkes an der Regierung findet sich sonst nirgends in dynastischen Staaten, außer in Würtemberg seit Eberhard im Bart, in Holstein, Ostfriesland und Mecklenburg. Die frühe Ausbildung einer Verfassung in Würtemberg ist aber das Merkwürdigste, was die frühere deutsche Geschichte in dieser Hinsicht aufzuweisen hat, und bis auf den heutigen Tag wirkt das alte Recht der Würtemberger nicht bloß auf dieses Volk, sondern auf die gesammte schwäbische, fränkische und rheinische Bevölkerung nach. Durch die altwürtembergische Verfassung allein ist der

neue conſtitutionelle Liberalismus als geſchichtlich anzuſehen.

Wie groß die Rechte und Freiheiten der alten germaniſchen Stämme in Nord- und Süddeutſchland geweſen ſeyn mögen, dem Begriff einer Verfaſſung mit geſetzgebenden und bewilligenden Ständen iſt man, wenn wir nicht auf die lockeren Verhältniſſe der erſten chriſtlichen Zeitrechnung zurückgehen wollen, früher nirgends als in Würtemberg nahe gekommen. Zwar hatten die einzelnen Städte und Körperſchaften, beſonders unter den Niederſachſen, den Frieſen, den Holſteinern und in Oberdeutſchland ihre altherkömmlichen Rechte, Freiheiten und Privilegien. Faſt jede Gemeinſchaft hatte ihre eigene Geſetzgebung, ihr eigenes Gerichtsweſen und neben dieſer Autonomie übte der größere Staatsverein nur in den wichtigſten allgemeinen Angelegenheiten eine bindende Gewalt. Doch wo auch in dieſen und den nachfolgenden Zeiten einzelne deutſche Völker unter fürſtlicher Regierung noch die größte Freiheit genoſſen, ſo bezog ſich doch dieſelbe immer nur auf Schutz gegen willkührliche Schatzungen, auf Privilegien der Autonomie einzelner Ortſchaften und auf ein mit alten Vorrechten verſehenes Gemeinderecht, z. B. in dem mecklenburgiſchen Lande. Seit die Hohenſtaufen den Städten die größten Privilegien der Autonomie, Selbſtverwaltung und Reichsunmittelbarkeit gegeben hatten, um die Macht der Reichsfürſten und des Adels zu brechen, bildete ſich im ſüdlichen Deutſchland, in der Schweiz und in den größeren Handelsſtädten des Nordens eine ſo entſchieden bürgerliche und demokratiſche Geſinnung aus, daß die Rechtsbegriffe unbeſchränkten Inhalt hatten und die Freiheit der Einzelnen faſt in die Sagenzeit des älteren Deutſchlands zurückkehrte. Während der Bürgerſtand ſich neben den bisher faſt überall allein berechtigten Adel ſtellte, ergriff die entfeſſelte Perſönlichkeit ſo Vieler ein alle Bande des Zwanges durchbrechendes Selbſtgefühl, welches ohne den Gegendruck

anderer Gewalten in allgemeine Demokratie, republikaniſche Formen und oligarchiſche Regierung hätte umſchlagen müſſen. Wo eine Emancipation vor ſich geht, pflegt auch das Uebermaß und die Verwirrung zur Hand zu ſeyn. Beſondere Sitten und Verhältniſſe, die Freiheiten der italieniſchen Städte, der Reichthum der Bürger, die Ohnmacht des Reiches und die Mißgriffe einzelner Fürſten führten dieſe Epoche bürgerlicher Bewegung herbei, welche in der Troſtloſigkeit der damaligen deutſchen Geſchichte, nächſt der Reformation, der einzige Lichtpunkt iſt. Auf Oberdeutſchland beſonders wirkte die große Zahl freier Reichsſtädte und die Nähe der Schweiz, die ſich damals frei machte und bald ganz von Deutſchland losriß, zur Erregung des Bürgerſtandes auch in einzelnen von Fürſten regierten Landen; dazu gab es keinen großen und übermächtigen Herrſcher am Rhein und am Neckar, Alles war in Fehde und Aufregung und ein beſonders freidenkender und für den Beſitz ſeines Hauſes beſorgter Fürſt mußte nothwendig auf den Gedanken kommen, ſein Land unter die Garantie einer vom Zeitſtrom verbreiteten Freiheitsidee und Bürgergeſinnung zu ſtellen. Dieß geſchah in Würtemberg, und Eberhard im Bart mit ſeinen Nachfolgern, beſonders Herzog Ulrich durch Widerſtand und Herzog Chriſtoph durch Nachgiebigkeit, führten in Würtemberg eine auf feſtem Herkommen begründete conſtitutionelle Verfaſſung ein. An dieſe Zeit der politiſchen Umwandlung dieſes Landes ſchließt ſich auch die kirchliche Reformation unter den Herzögen Ulrich und Chriſtoph. Gleichzeitig brach in Schwaben, Franken und am Rhein eine Bewegung der Bauern aus, die, bisher unter dem Druck der Feudal-Rechte, durch Gewalt dieſelbe Freiheit erringen wollten, welche die Bürger, beſonders in den freien Städten, durch die deutſchen Kaiſer empfangen hatten. Dieß iſt die Epoche unſerer früheren Geſchichte, in welcher der altgermaniſche Geiſt unter allem

Volke erwachte und in einzelnen Gemeinschaften und Landen freie, meist oligarchische und von Kaiser und Reich verbürgte Verfassungen gründete. Aus dieser Zeit erhielt sich durch die traurigen Jahrhunderte unserer Geschichte hindurch bis auf die Gegenwart das Gefühl der Selbstständigkeit und ursprünglicher politischer Rechte unter allen Ständen dieser oberdeutschen Stämme lebendig. Hier ist nichts Neues und Unerhörtes, sondern wie das Prinzip der Freiheit in der Anwendung des heutigen Liberalismus als unverträglich mit dem Gedeihen eines Staats, dem ruhigen Entwicklungsgange unserer Nation und ihrer innern Einigung gefunden wird, so war auch von Anbeginn die Freiheit der Reichsstädte, die Verfassung Würtembergs und vorzüglich die Entfesselung der Schweiz auf einem viel zu unumschränkten Begriff bürgerlicher und politischer Unabhängigkeit jedes einzelnen Bürgers und jeder Gemeinschaft gegründet. Wer läugnet, daß diese Ungebundenheit ein nothwendiger Moment in dem Entwicklungslaufe unseres Geistes und unseres Völkerlebens gewesen? Mit Sturm und Drang mußten die Begriffe neuer Staatsordnung in das Bewußtseyn der Nation treten und Fürsten, die freimüthig, klug und voll idealen Schwunges waren, wurden auf den Wogen des Zeitalters unwillkührlich dahingezogen. Die alte würtembergische Verfassung war von vornherein eine durch nichts gemilderte und ungefesselte Ausdehnung der Volksrechte, die nur durch die allgemeine Ohnmacht des Reiches und wenn gerade eine kräftigere Hand das kaiserliche Ansehen aufrecht hielt, gezügelt wurde. Man darf behaupten, daß ohne die mittelmäßigen oder leidenschaftlichen Regenten, welche das Herzogthum nach Christoph bis auf den mächtigen König Friedrich gehabt hat, die Geschichte Würtembergs nur eine viel entschiedenere Aufeinanderfolge von Zwist, Tumult und endlicher Vernichtung der Verfassung geworden wäre. Den Würtembergern war es nicht zu-

zumuthen, sich freiwillig auch nur einen unansehnlichen Stein aus diesem altverjährten Bau entreißen zu lassen, so lange nicht die geringste Garantie eines anderweit glücklichen, gesetzlichen und sich fort und fort vervollkommnenden Zustandes geboten wurde. Und als das Land vergrößert und gerade zureichend zur Selbstständigkeit irgend eines Staatsverbandes erweitert worden war, als eine den Bedingungen der Gegenwart angemessene Verfassung aufgerichtet werden sollte, da entstand ein langjähriger Kampf zwischen Regierung und Volk um die alte Verfassung des ehemaligen Würtembergs, welcher nur schwer und durch ansehnliche Concessionen beigelegt wurde und trotz der neuen Verfassung das Gefühl alter und größerer Rechte fast bei allen Würtembergern, besonders jedoch bei der Opposition im Lande zurückgelassen hat. Ich gehöre nicht zu denen, welche für unsere Nation eine größere Enthüllung volksthümlicher Staatsprinzipien für unmöglich oder unwahrscheinlich erachten; allein ich scheue mich nicht anzuerkennen, daß nach den Formen altwürtembergischen Rechts weder ein kleinerer Staat, noch eine ganze Nation und am wenigsten die unsere gedeihen könne. Dieß ist die Ideologie des südwestdeutschen Liberalismus, daß sie diese alten Freiheiten, zwar nicht in dieser Form, aber im Gewand allgemeiner Vernunftsätze des germanischen und französischen Liberalismus zum Gesetz des deutschen Nationalzustandes erheben will und sich, so lange sich dieß nicht verwirklicht, wenigstens innerlich von dem Zustande der übrigen Nation absondert. Das ist die Opposition, für welche der deutsche Bund nur eine aufgedrungene Macht ist, weil er, um existiren zu dürfen, nicht die Erlaubniß der würtembergischen Liberalen eingeholt hat. Das ist die Opposition, deren mäßigere Sprecher mit ein wenig bürgerlicher Freiheit und ein wenig mehr Raum volksthümliche Stellung einzunehmen zufrieden seyn würden, die jedoch durch die Allgemeinheit

ihres Prinzips nothwendig von deſſen Conſequenzen und den entſchiedeneren Häuptern überflügelt werden, die nur die Republik oder die Quaſirepublik wollen können, mag man auch den volksthümlichen Beſtrebungen eine noch ſo verhüllte und loyale Maske vor das Geſicht halten. Freilich iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, allein dieß iſt auch nicht die richtige Methode, den Volksgeiſt, das öffentliche Leben der Deutſchen und die bürgerliche Vernunft unſerer Nation auf den angemeſſenen Standpunkt zu heben.

Dieſe Anſicht über das alte würtembergiſche Recht läßt ſich am deutlichſten durch ein anderes großes Beiſpiel freier Verfaſſung rechtfertigen. In den altengliſchen Freiheiten, welche ſich um dieſelbe Zeit entwickelten und nach der Kirchenverbeſſerung ihren Lauf bis zur Revolution von 1688 nahmen, hatte man von vorn herein für das conſtitutionelle Prinzip eine angemeſſene Temperatur vorgefunden. Die Könige vereinten ſich mit dem Bürgerſtand, um die Freiheiten des Adels zu zügeln, allein ſo weit wagte Niemand zu gehen, dieſe mächtigen Grundbeſitzer von der Theilnahme an der Verfaſſung und Regierung Englands zu entfernen. Im Gegentheil der Adel blieb immer der Mittelpunkt öffentlicher Thätigkeit, deren höchſte poſitive Seite der König durch ſein Veto und die Prärogativen der Krone, deren höchſte negative Seite das Volk war, indem es durch ſeine Stellung im geſetzgebenden Körper und durch die öffentliche Meinung die Ariſtokratie oder das obere Parlament zwang, dies oder das nicht länger zu verweigern. Das Volk beſaß trotz dieſer Einſchränkung die äußerſte Gewalt über die öffentlichen Angelegenheiten; doch nur weil es verweigern konnte, was es allein zu bewilligen befugt war. Dazu waren Volk und Adel bis in die Räume des Unterhauſes ſo verſchlungen, daß das Uebermaß der Demokratie kräftigſt darniedergehalten und erſt mit dem Wachsthum allgemeiner Bildung mehr entfeſ-

ſelt wurde. Man hat daher mit Recht geſagt, daß die Miſsbräuche der engliſchen Verfaſſung gerade ihr größter Vorzug ſeyen. Wenigſtens haben ſie die ebenmäßige Entwicklung der engliſchen Verfaſſung bis auf den heutigen Tag, vielleicht die Freiheit Englands ſelbſt erhalten. Nicht daß man dieſen Clauſeln und Cautelen der engliſchen Freiheit, beſonders wie ſie früher beſtand, einen ideellen Werth zuſchreiben dürfte; aber dieſe auf hiſtoriſchem Wege überlieferten Gränzen des demokratiſchen Elements hatten das reelle Verdienſt, in der Nation das Bewußtſeyn zu erhalten, ihre politiſchen Rechte ſeyen erſt auf dem Wege civiliſirter Staatsentwicklung entſtanden und die Freiheit habe ihre Garantie nur in den allgemein anerkannten Gränzen. Je mehr ſich der politiſche Geiſt der Nation erhebt, deſto laxer dürfen dieſe Einſchränkungen werden; je mehr durch die Oeffentlichkeit des politiſchen Lebens das intelligente Prinzip allgemein wird, deſto näher tritt der Staat jener Freiheit, welche die Vernunft iſt. So bildet ſich ein Vernunftſtaat, der aus Sitten, Bedürfniſſen und Intereſſen eines beſtimmten Volkes hervorgegangen, dennoch die höchſten Aufgaben des äußeren Menſchenlebens überhaupt verwirklicht.

Dagegen betrachte man das alte würtembergiſche Recht. Zwar entſtand dieſe Verfaſſung nicht auf dem Wege ſo allgemeiner Freiheitsbegriffe, wie ſie das franzöſiſche Volk in der Revolution dem Staatsoberhaupt gegenüber ſtellte, noch zwang man dieſem ſo lange Zugeſtändniſſe ab, bis man wie Frankreich ſich des monarchiſchen Jaworts durch Abſchaffung fürſtlicher Würde entledigte. Allein die Stellung, welche den Bürgern der Reichsſtädte und einzelner Lande faſt aufgedrungen wurde, brachte unter ihnen ſchon ſo ſchrankenloſe Begriffe von urſprünglichen Bürgerrechten und politiſcher Autonomie in Umlauf, daß es nur einer vorangehenden Geiſtesbewegung bedurft hätte, um die Sätze des contract social

auch aus dem Munde der damaligen Reichsbürger zu vernehmen, ja auf natürlichere Weise kommt derselbe politische Geist, welcher die Revolution durchstreicht, auch in der politischen Denk- und Handlungsweise der rebellischen Bauern zur Zeit der Reformation zum Vorschein. Herzog Eberhard im Bart machte mit den Anfängen der neuen Verfassung, welche die alten Privilegien der deutschen Landstände ausdehnte, ein freies Geschenk; allein es ist für das Urtheil gleichgültig, ob die Fürsten oder die Völker zu weit vorgreifen und nur diejenigen können mit ungetheiltem Entzücken bei einer solchen Fürstenhandlung verweilen, welche in den Zuständen der Völker nur die Herrschaft einer willkührlichen Gewalt sehen, von welcher sie ein gewaltsamer Aufstand oder der edle Wille eines Fürsten zur angebornen demokratischen Freiheit zurückführen kann. Gegen die erhabenen Eigenschaften Eberhards läßt sich keine Einwendung machen, allein außer den volksthümlichen Gesinnungen, die er hegte, bestärkte ihn noch mehr die Klugheit zu dem Entschluß, durch gesetzliche Rechte des Volkes die Existenz des würtembergischen Völkchens zu sichern und an diese Sicherheit die Dauer seines Familienbesitzes zu ketten. Wie oft war Würtemberg unter den Wirren der Zeit an den Rand des Unglücks geschleudert worden! Wie leicht konnte ein unkluger Schritt oder ein leidenschaftlicher, willkührlicher Regent dem Namen Würtemberg ein Ende machen und die Ursache werden, daß das Land in mehrere Stücke zerrissen und an an andere Gewalthaber vertheilt wurde. Seine Ahnen hatten nur eine Summe Landes zusammengebracht, die in jenen Zeiten so schnell wieder zerrinnen konnte, wie sie entstanden war, und erst durch Eberhard und seine Nachfolger, durch die Kraft, die er seinem Volke einhauchte, gelangte das Land auch bei Kaiser und Reich zu einem Ansehen, das bis zu einem gewissen Grade auch gegen Kaiser und Reich schützte. Eber-

hard fühlte die Mittel, die ihm geboten waren, und er verschmähte es, wie die meisten kleinen Reichsfürsten, nur der Herr und Herrscher eines größeren oder kleineren Gebietes zu seyn. Er wollte einen Staat begründen, dessen äußeren Umfang seine Vorfahren immer noch kärglich zusammen gekauft und gewonnen hatten und, um dies zu verwirklichen, mußte er zu außerordentlichen Organisationen und zu den edle Gemüther immer erhebenden Ansichten der Volksfreiheit und des Zeitgeistes seine Zuflucht nehmen. Ein Bewußtseyn, welches in dem zusammengezettelten Ländchen durch die bloße Anhänglichkeit an ein zeitiges Fürstenhaus niemals zu Stande gekommen wäre, hat Eberhard künstlich durch die Rechte, welche er auf das Volk übertrug, hervorgerufen. Gerade ein so kleines Land kann lediglich durch ein einiges und auf die theuersten Interessen gegründetes Volksbewußtseyn gegen die Schläge des Schicksals gesichert werden, und wann wäre diese Sicherheit nöthiger gewesen, als in jener Periode des Faustrechts, des schwäbischen Bundes und der ohnmächtigen Reichsgewalt? Mit größter Vorsicht hatte ein kleiner Fürst dieser Zeit die Herrschaft zu üben, und nicht bloß um ihrer Leidenschaftlichkeit oder Schlechtigkeit zu wehren, sondern um ihre Person mit dem Willen des Landes innigst zu verketten, unterwarf Eberhard in allen wichtigen Fragen seine Nachkommen dem Rath und der Zustimmung der würtembergischen Landesstände. Die Regierung des ungezügelten Herzogs Ulrich befestigte die Anhänglichkeit der Unterthanen an die Eberhardinischen Rechte, erweiterte ihren Umfang, und selbst der treffliche Christoph, Ulrichs Sohn, mußte, obwohl er sich von den Fesseln dieser gesetzlichen Freiheit schmerzlich gebunden fühlte, wider Willen die Constituirung des Landes im Sinne des Tübinger Vertrags vollenden helfen. Erst der Sturm der Zeit, die Macht Napoleons und der kräftige Arm König Friedrichs wagten, diese alten Rechte zu ver-

nichten. Merkwürdig, aber ganz im Geiſte der Zeit war es, daß, als im vorigen Jahrhundert die würtembergiſchen Stände gegen Carl Herzog ihre Zuflucht zu dem mächtigen König von Preußen, Friedrich dem Großen, nahmen, dieſer die alten Rechte mit hoher Bewunderung pries, während er ohne äußeren Zwang nie daran gedacht haben würde, eine ſolche Verfaſſung einem Staate, deſſen Regent er war, zu bewilligen.

Es liegt fern von dieſer Arbeit, die urſprüngliche Verfaſſungsgeſchichte Würtembergs in ihrer Folge zu entwickeln. Vielmehr endet die Regierung der drei obengenannten berühmten Herzöge mit einer Vollſtändigkeit dieſes alten Rechts, zu welcher die nachfolgende Periode bis zur Auflöſung des deutſchen Reiches nur eine Kette von Streitigkeiten und von Thatſachen bildet, durch die das unaufhörliche Mißverhältniß in der Anwendung einmal beſtehender Prinzipien unwiderleglich durchblickt. Zuerſt rief Eberhard Abgeordnete aus Städten, Aemtern und Gemeinden zuſammen, um dem Vertrag der Untheilbarkeit des Landes durch die Theilnahme des Volkes Haltbarkeit und der Acte eine volksthümliche Sanction zu geben. Dieß iſt der Landtag vom Jahre 1473, kurz nachdem Eberhard, noch Graf von Würtemberg, ſeine Herrſchaft angetreten hatte. Seit dieſem Vertrage zu Urach hatten die Abgeordneten des Volkes das anerkannte Recht, Alles, was ſie berührte, zu berathen und zu entſcheiden, und alle öffentlichen Einrichtungen durch ihren Eid zu gewährleiſten. Die Liebhaber der alten würtembergiſchen Verfaſſung führen dieſe Volksrechte auf uraltes Herkommen zurück. Nicht einmal als Gnadengeſchenk wollte man den Urſprung dieſer Rechte anſehen. Zugegeben jedoch, daß dieſe einzelnen mit Würtemberg vereinigten Municipien die ausgedehnteſten Rechte der Autonomie von Alters her und ohne Unterſchied für ſich und ihre Bezirke genoſſen hätten und daß auch in gewöhnlichen Fällen die Grafen ihre Landſchaft zur Bewilligung von Steuern

zusammenberufen hätten, so läßt sich doch nirgends eine bestimmte Nachweisung geben, daß vor Eberhard im Bart die Landschaft zu irgend einer allgemeinen Berathung und Bewilligung in Constituirung oder allgemeiner Gesetzgebung des Landes vereinigt worden wäre. Denn dieß war der Charakter der Zeit, daß die einzelnen Landesfürsten erst jetzt die gesetzgebende Gewalt zu einem Recht der Landeshoheit machten, während früher nur kaiserliche Statuten allgemeine Geltung hatten. Dieß geschah nun entweder so, daß man die Autonomie der Städte unterdrückte und nur einzelne Privilegien anerkannte, oder daß man die Landschaft durch Recht und Verfassung zu irgend einer constituirenden Gewalt erhob. Das Recht der Repräsentation bildete sich nicht theoretisch, sondern auf dem empirischen Wege, daß die einzelnen Städte oder deren Abgeordnete sich mit den Fürsten und mit den Hoheitsrechten verglichen. Zu einem späteren Bündniß, welches Eberhard mit seinem Vetter wegen der Landeseinheit abschloß, wurden auch der Ritterstand und die Prälaten des Landes gezogen, und die Stände erklärten, daß Alles mit ihrem Wissen und Willen geschehen sey. Die nachfolgenden Aenderungen der ständischen Vertretung brachte Eberhard an, um die Stände des Volks möglichst gleichmäßig zu berechtigen und an das gemeinschaftliche Interesse zu fesseln. Auf dem Münsinger Landtag von 1482 traten zum ersten Mal die gesammten Stände Würtembergs zusammen. Von hier an datirt sich die Einheit des Landes und der Regierungsgewalt. Auch die Grafschaft Mömpelgard jenseits des Rheins wurde in den Münsinger Einigungsvertrag aufgenommen. Graf Eberhard regierte jetzt allein. Hauptsächlich der Zwist mit seinem Vetter und die Sorge für das künftige Wohl des Landes veranlaßten ihn, auf die stärksten Sicherheitsmaßregeln bedacht zu seyn. Der Eßlinger Vertrag von 1492 machte die Untheilbarkeit des Landes unumstößlich.

Einem ſtändiſchen Regimentsrathe übertrug er die eigentliche Regierung des Landes, wenn ſein Vetter ihm nachfolgen ſollte. Immer entſchiedener legte er die öffentlichen Angelegenheiten in die Hand des Volkes und noch größere Rechte wollte er der Landſchaft in einer Verfaſſung ertheilen, die nur Entwurf blieb. Kurz nach der Wahl des römiſchen Königs Maximilian I. ward Eberharden von dieſem auf dem berühmten Reichstage zu Worms 1495 die herzogliche Würde angeboten und verliehen. Würtemberg ſollte zugleich zu einem Reichslehen erhoben und dadurch nach dem Kaiſerrechte die Untheilbarkeit des Landes unwiderruflich ſeyn, verlangte der Kaiſer. Eberhard fürchtete die Abſicht Oeſtreichs, bei dem möglichen Ausſterben des Hauſes Würtemberg das Land an einen Zweig der habsburgiſchen Familie zu bringen. Deshalb forderte er, daß in ſolchem Falle das Herzogthum ein eröffnetes Lehen würde und beim Reiche verbliebe, das Land ſolle vom Kaiſer nach alten Rechten regiert werden, oder in deſſen Abweſenheit ein Regimentsrath aus den drei Ständen das Regiment führen. Unter dieſen Bedingungen nahm er die herzogliche Würde an. So ſtrebte dieſer Fürſt, Würtembergs Geſetze und Freiheiten bis zu einer Unabhängigkeit, die nur den Kaiſer über ſich hatte, ja auch deſſen Rechte beſchränkte, zu wahren. Da verließ Eberhard kurze Zeit darauf ſein neues Herzogthum und ſtarb am Anfange des Jahres 1496.

Dieß ſind die Anfänge der würtembergiſchen Verfaſſung. Das neue Herzogthum Würtemberg und Teck erſetzte gewiſſermaßen das untergegangene Herzogthum Schwaben. Auch ſonſt hob Eberhard ſein Land auf jede Weiſe. Er verbreitete Bildung, ſtiftete Schulen, zog Gelehrte in ſeinen Rath und an ſeine Stiftungen, reſtaurirte die Klöſter und erhob ſie von Schlupfwinkeln der Unſittlichkeit zu Pflegerinnen der Cultur, Religion und Wiſſenſchaft. Faſt die ganze Bildung ſeiner Zeit wurde auch in dem kleinen Ländchen repräſentirt.

Im Jahre 1477 ward die hohe Schule zu Tübingen begründet und mit den Gütern der geistlichen Stifter vereinigt. Die maximilianische Zeit, Churfürst Friederich der Weise im Norden, Herzog Eberhard im Süden und der Kaiser selbst, arbeiteten schon der Reformation vor. Allein derselbe volksfreundliche Mann, der den Grund zu dieser Verfassung legte, gab die Willkühr, welche er seinen Nachfolgern entriß, ohne Zweifel in die Hände des Volkes oder bevorrechteter Klassen desselben, wenn schon Würtemberg dadurch unter den Stürmen der nächsten Periode erhalten worden ist.

Schon der nächste Herzog, seines ihm von Eberhard beigegebenen Regimentsrathes überdrüssig, hielt die Verträge nicht; der Regimentsrath riß die Regierung an sich, Kaiser Max unterstützte die Landschaft und der Herzog ward gezwungen, zu Gunsten seines unmündigen Vetters Ulrich zu resigniren. Der Regimentsrath hatte die Zügel wieder in den Händen und da Eberhard im Bart angeordnet hatte, daß derselbe sich immer wieder selbst ergänzen sollte, so kam die Herrschaft des Landes wie in Freistädten und Republiken an eine oligarchische Familien-Aristokratie. Endlich trat Ulrich, früher als Eberhard festgesetzt hatte, mit Genehmigung des Kaisers die Regierung an. Bald begann die Periode dieses leidenschaftlichen, wilden und ungeregelten Fürsten. Das Land kam in Klage und Unwillen gegen ihn, und da die Rechte noch nicht in Schriften, sondern nur in Herkommen und Gewohnheit bestanden, so glaubte es Ulrich leicht, der Verfassung sich zu entledigen. Im Lande brachen Unruhen aus, der Aufruhr der Bauern bedrohte, und Ulrich sah sich genöthigt, 1514 einen Landtag auszuschreiben, welcher zu Tübingen gehalten wurde und den berühmten Tübinger Vertrag oder die Wiederherstellung und Ergänzung der würtembergischen Verfassung schriftlich zu Stande brachte. Zunächst handelte es sich darum, eine allgemeine Bestimmung über

die Frage zu treffen: ob und wie fern der Landesfürst das Recht habe, Schatzungen auszuschreiben. Man verlangte, daß das Kammergut zur Bezahlung der aufgehäuften Schulden verwendet würde, und brachte eine Fülle von Beschwerden wegen Verletzung der bestehenden Landesordnung und Rechtspflege an. Auf diese und andere Forderungen wollte Ulrich nicht eingehen, Kaiser und Reich wurden um Vermittlung gebeten, bis man sich endlich über nachfolgende Hauptsätze gütlich vertrug. Ohne Wissen und Willen der Landschaft sollte das Land nicht versetzt noch die Ordnung verändert werden dürfen, Hauptkriege zur Landesrettung sollten die Herzöge nur mit Rath und Wissen, andere Kriege, so fern man Hülfe haben wollte, nur mit Wissen und Willen der Landschaft vornehmen. Jeder neue Landesherr ward verpflichtet, bei seinem Regierungsantritt sich mit Brief und Siegel zu verpflichten, die Freiheiten des Landes zu erhalten. Niemand soll in peinlichen Sachen ohne Urtheil und Recht gestraft werden, und jedem Unterthan die Freizügigkeit gestattet seyn. Hiedurch ward das alte verfassungsmäßige Recht der Stände bestätigt und ergänzt, wogegen sich die Landschaft zur Abzahlung der herzoglichen Schulden unter Verwaltung einer von Ulrich und den Ständen zugleich eingesetzten und bewachten Tilgungs-Commission verpflichtete. In einem nachfolgenden Abschied wurde die Freiheit der Personen und des Eigenthums von Neuem bestätigt. Auch der Bauernstand wurde, so fern er frei war, mit den Städten auf gleiche Weise und in gleichem Rechte vereinigt. Nur die Landschaft und die Prälaten nahmen an dieser Grundvertrags-Erneuerung Antheil, aber die Ritterschaft des Landes, ohne Neigung an den Leistungen Theil zu nehmen, schied von nun an gänzlich aus den ständischen Rechten, wodurch die würtembergische Verfassung für immer ihren eigenthümlichen, bürgerlich-oligarchischen Charakter empfing. Durch

das Steuerbewilligungsrecht der Stände war der Landesfürst völlig und ohne Rettung an den Willen des Demos gekettet und es kam bei den nachfolgenden Zwistigkeiten auf die physische Macht der Herzöge oder auf die etwaige Vermittlung des immer mehr in Ohnmacht verfallenden deutschen Reiches an. Noch in späteren Zeiten handelte es sich darum, ob sich die Stände durch die um Ludwigsburg bivouakirenden Reisigen des Fürsten einschüchtern ließen oder nicht, und ob der Ausschuß Geld genug in Händen hatte, um seine Klagen am Wiener Hofe nachdrücklich zu unterstützen. Die Verwaltung der Schuldencasse und die Steuererhebung überhaupt war in die Hände der Stände gegeben. Der Herzog bestätigte nur die ernannten Einnehmer. Die Mißlichkeit dieser unbeschränkt demokratischen Einrichtung trat freilich erst in der nachfolgenden Geschichtsperiode hervor; allein bis zu Ende der Regierung Christophs bildete sich die Verfassung so weit, daß die oligarchische Herrschaft einiger patricischer Familien, des Schreiberstandes und des engeren landständischen Ausschusses nur das natürliche Ergebniß der einmal begründeten Institutionen war. Kaiser und Reich hatten diese Freiheiten bestätigt.

Die Regierung Herzog Christophs brachte in jeder Beziehung zur Ausführung, was Eberhard begonnen, und die kirchliche Reformation, welche er in Würtemberg durchsetzte, war eine Folge jener Aufklärung, welche die Stifter der Universität Tübingen im Lande vorbereitet hatten. Politische und kirchliche Freimüthigkeit unterstützten einander. Für die Ausbildung der Verfassung war Christoph so thätig, wie für das gesammte bürgerliche und geistige Wohl seiner Unterthanen. Wie sehr jedoch der Herzog von den beschränkenden Normen des Tübinger Vertrags eingeengt war, das sprach er wiederholt schriftlich gegen seine Räthe und gegen die Landschaft aus. In der schwierigsten Zeit politischer und

kirchlicher Verwirrungen unter Carl V. schreibt er: „Nun nimmt mir der tübingiſche Vertrag, der Landſchaft und der Räthe Verſtand auch, alle Mittel und Weg, wie ich die beſchwerlichen Ausgaben könnte erſchwingen; entgegen muß regiert, geſchützt und geſchirmt werden, alle Sachen ſteigen ad summam — alle andere Lande und Fürſtenthümer bezahlen ihrem Herrn, was ſie auf dem Reichstag verzehren, meine Landſchaft mir nit 1 Ducenier; in andern Landen erhalten die Unterthanen zum Theil die Befeſtigungen; da nicht. Nun bedenke und erwäge man die Sachen, auch jetzige, gefährliche Läuf, wie mir täglich zu Muth iſt, zu regieren; — daher ich kein ander Mittel und Weg weiß, dem ad Caesarem, daß er mich mit meiner Landſchaft, des Tübinger Vertrags halber, entſcheide und declarire. Soll mein Land ein Fürſtenthum ſeyn, ſo gehört dazu, wie einen Fürſten mich zu halten.“ (S. Pfiſters Herzog Chriſtoph p. 534.) Schon durfte er in jener Zeit nicht mehr wagen, auf eine Modification der alten Verträge zu denken, und indem er die Landſchaft und die Prälaten um Gottes Willen bat, ſie möchten nur Vernunft haben, ſicherte er ihnen wiederholt zu, daß der tübingiſche Vertrag in ſeiner Ehre bleibe und ihre Privilegien nicht angetaſtet werden ſollten. Wenn ihn ſelbſt Kaiſer und Reich zur Erhebung einer Steuer berechtigt hätten, um nothwendige und außerordentliche Ausgaben zu decken, da wäre ſeine Landſchaft gekommen, hätte „Nein“ geſprochen und geſagt: „Es iſt wider den Tübinger Vertrag!“ Es ſcheint, ließ ſich der Herzog mehrere Male aus, der Tübinger Vertrag wolle zu einem Cotturno gerathen; man mache nit aus dieſem Vertrag einen Cotturnum. So ging es dieſem Fürſten, welchen die würtembergiſchen Geſchichtſchreiber, die Abgeordneten der Jahre 1815 bis 19 und alle Verehrer würtembergiſcher Freiheit als ein Muſter von Bürgerlichkeit geprieſen haben.

Wie es jedoch bei so demokratischen Anfängen immer zu geschehen pflegt, die erlangten Rechte kommen nur in die Hand einzelner Stände oder Familien. Hiezu trug in Würtemberg besonders die Bildung der ständischen Ausschüsse und das Schreibereihandwerk bei, weshalb auch die Existenz und die Rechte der alten Ausschüsse wie das Schreiber-Institut die beliebtesten und angefochtensten Probleme bei Errichtung der neuen Verfassung wurden. Schon unter Herzog Christoph bestanden zwei Ausschüsse, ein weiterer und ein engerer. Letzterer war beständig, hatte die Landes-Cassen und die fortwährende Controle der ausübenden Gewalt in seinen Händen, und in späterer Zeit, wo die Landtage selten zusammenberufen wurden, übte dieser engere Ausschuß die ganze Gewalt der Gesetzgebung und der Steuerbewilligung. Dieser kleine Ausschuß wurde zuerst aus den Prälaten und Landschafts-Abgeordneten erwählt, allein er erhielt durch die falsche Ausdeutung eines Landtagsabschied das Recht, sich jederzeit selbst zu ergänzen und aus der Landschaft ein neues Mitglied an die Stelle eines abgegangenen oder verstorbenen zu erwählen. Als der Herzog widersprach, befand sich die Bürger-Aristokratie schon in ihren Rechten, und die Landschaft selbst widersprach nicht. Der Einfluß dieses Ausschusses auf die Verwaltung vergrößerte sich dergestalt, daß nach und nach alle Stellen des weiteren Ausschlusses und der Stände so wie die wichtigen Aemter der Verwaltung nach dem Willen dieser Ausschußfamilien vergeben werden mußten. Freilich hatte die Landschaft Rechte, für deren Erhaltung die repräsentirenden bürgerlichen Machthaber im eigenen Interesse Sorge trugen. Allein daß in dieser Form der Freiheit das eigentliche Interesse des Volkes geschützt war, wird jeder abläugnen, der einen Blick in die Geschichte solcher Aristokratien gethan hat. So waren in kurzer Zeit die ursprünglichen demokratischen Rechte in ein vollständiges Staats-Pa-

triciertum umgeſchlagen, der Adel nahm keinen Theil und hielt nur an ſeinen Privilegien, das Volk wurde durch die Ausſchüſſe verdrängt und das Unheil einer Volksherrſchaft, mit welcher der Tübinger Vertrag drohte, wurde auf eine freilich eben ſo leidige Art abgewehrt. Selbſt die herzoglichen Stadtvögte, welche man früher zum Landtag berief, wurden ſpäter ausgeſchieden. Gegen Fürſtendespotie und gegen Bauernaufruhr ſchützte eine geſetzliche Macht, Prälaten und Landſchaft einigten ſich immer mehr und die Mächtigen der Erde ſchloßen einen unzertrennlichen Verband mit den Wächtern des Himmels. Daß der höchſte Clerus des Landes zu ſolchem Anſehen gelangte, veranlaßte die Reformation, welche die Erhaltung der proteſtantiſchen Kirche der Hand des Fürſten und des höheren Clerus übergab.

Der Einfluß des ſtändiſchen Ausſchuſſes ſtand in enger Verbindung mit dem Gewicht des Schreiber-Inſtituts in Würtemberg. Durch dieſe unſtudirten Geſchäftskundigen, die man in andern Gegenden einfach Notare nennen würde, wurden faſt alle rechtlichen und öffentlichen Geſchäfte in den Gemeinden und Gerichten verwaltet. Dieſe wohlfeile Laufbahn führte bis zu den höchſten Staatsämtern, in die Reihen der Stände und zuletzt in den Ausſchuß. Nicht das Studium, nicht Talente beförderten, ſondern eine geringe Erfahrung reichte hin, um einen wohl empfohlenen und bürgerlich ariſtokratiſchen Namen emporzuheben. Das Beamtenweſen des Landes wurde ein nothwendiges Bedürfniß guter Familien, um ihre Kinder in's Brod und zu Ehren zu bringen. Man wußte durch geſetzliche Anordnungen die Stellung der Schreiber und Beamten einflußreich und ergiebig zu machen, bis endlich das ganze Inſtitut die größte Laſt des Volkes wurde. In dieſem weit und künſtlich ausgebreiteten Netze war der Herzog mit ſeinem Hofe und das Land mit ſeinen Bedürfniſſen umgarnt. Eine ausgebildetere Amtshierarchie

als im alten Würtemberg hat es ſchwerlich jemals gegeben, und noch auf den heutigen Tag ſind die Reſte enger Familienverkettung hier mehr als anderwärts übergegangen.

Man fragt mit Recht: hatte denn der Tübinger Vertrag, hatte die Landſchaft und der Ausſchuß kein Geſetz über ſich, außer das alte Recht und die würtembergiſche Freiheit? Stand das kleine Land unabhängig Kaiſer und Reich gegenüber und urtheilten jene Volksvertreter der neueren Zeit richtig, wenn ſie behaupteten: der deutſche Bund ſey nicht befugt, in die Freiheiten Würtembergs einzugreifen und man könne ihn nur dann als rechtmäßige Gewalt betrachten, wenn er ſich zur Aufrechthaltung der würtembergiſchen Freiheit in ihrer ganzen Ausdehnung verpflichte? Allein dieß iſt ein Irrthum. Schon zur Zeit der alten deutſchen Herzogthümer haben die Kaiſer das Recht der allgemeinen Landesgeſetzgebung und Verordnung behauptet und in ſpäterer Zeit ſchrieben wenigſtens die deutſchen Reichskreiſe den einzelnen Landen, was ſie an Mannſchaft zu ſtellen oder ſonſt zu leiſten hatten, vor, und wenn auch in der Wirklichkeit gegen mächtigere Länder ſelten ein Zwangsrecht ausgeübt werden konnte, ſo war doch von Rechtswegen die Verpflichtung anerkannt. Man wird überhaupt den ohnmächtigen und zerfallenen Zuſtand des älteren deutſchen Reiches nicht zu einem Maßſtab erheben wollen, um die Gränze der Autonomie oder der Abhängigkeit von dem gemeinſamen Vaterlande zu beſtimmen.

In derſelben Periode, welche die alte Verfaſſung vollendete, kam auch die Kirchenverbeſſerung in Würtemberg zu Stande — ein für das gemeinſame Vaterland noch viel wichtigerer Aufſchwung als der politiſche. Seit der Reformation trat ein großer Theil des deutſchen Südens in einen engen Verband mit dem ganzen Norden und wie die bürgerlichen Verhältniſſe zwiſchen dieſen beiden Theilen einen Unterſchied begründet hatten, ſo ſtellte die geiſtige Verände-

rung eine große Gemeinſchaft wieder her, die bei der nachfolgenden Verſunkenheit des Reiches das wichtigſte Moment im deutſchen Staats- und Bürgerleben blieb. Würtemberg, der Ueberreſt des alten mächtigen Schwabens, und das Centrum der im Süden emancipirten Stämme, trat auf die Seite des Corpus Evangelicorum, wodurch die Reformation auch in dieſen Theilen Deutſchlands überwog, und eine Kette der reformirten Welt vom Norden durch Südweſtdeutſchland bis an die Schweiz und zu den franzöſiſchen Hugenotten entſtand. Dieſe Bewegung iſt in geiſtiger und bürgerlicher Hinſicht der Anfang der neueren Geſchichte Deutſchlands. Ueberhaupt wurde der Grund aller ſpäteren Entwicklungen des Volkes in den Umwandlungen des 15ten und 16ten Jahrhunderts gelegt. Hier eröffnet ſich ein Bürgerleben und tritt mit neuen und volksthümlichen Schöpfungen der Erbärmlichkeit damaliger deutſcher Reichsgeſchichte gegenüber. Noch vor dem politiſchen Scheintode der Nation bekundete ſich eine neue bürgerliche und geiſtige Lebensthätigkeit, die in ihren zerſtreuten Einzelnheiten ein großes Prinzip bürgerlicher und geiſtiger Freiheit ans Licht bringt. Dieß iſt der Proteſtantismus in Kirche und Staat.

Um den Gang der Kirchenverbeſſerung in Süddeutſchland zu verfolgen, müßte man eine Geſchichte des 16ten Jahrhunderts ſchreiben. Hier iſt das Phänomen nur in allgemeiner und politiſcher Bedeutung zu würdigen. Bekanntlich wurde auch der Proteſtantismus in Deutſchland nur durch den Arm mächtiger Fürſten durchgeſetzt. Der Anſtoß zu ſo außerordentlichen Bewegungen pflegt aus der Tiefe des Volkes zu kommen, dagegen wird ein praktiſcher Aufſchwung der Dinge nur von oben entweder durch Fürſten oder durch mächtige Stände bewerkſtelligt. So ging die Entfeſſelung des Bürgerthums und die Freiheit der Städte aus den Privilegien der Hohenſtaufen und Rudolphs von Habsburg und

die Verfaſſung Würtembergs aus dem Willen Eberhards im Bart hervor. Ohne die Theilnahme weltlicher Fürſten würde die neue kirchliche Aufregung, welche Luther durch ſeine wittenbergiſchen Theſes erregt hatte und welche durch Zwingli, Calvin und den Egoismus Heinreich VIII. über einen groſſen Theil des nördlichen und weſtlichen Europa verbreitet wurde, ihren bürgerlichen Urhebern nur das Schickſal eines Huß und der Waldenſer zugezogen haben. In England war es die Ariſtokratie und die Regierung der Königin Eliſabeth, welche die anglicaniſche Kirche errichteten. Obſchon von Religionsſtreitigkeiten aufgeregt, war das Volk doch kaum reif für eine ſo groſſe Revolution. Als ein Hauptmotiv erſcheint der Widerwille des Fürſten und der Ariſtokratie gegen die Einmiſchung des Papſtes in die inneren Angelegenheiten des Landes. Auf ähnliche Weiſe kam die Reformation in Deutſchland zu Stande und mehr als anderswo miſchten ſich hier geiſtliche Angelegenheiten mit profanen. Zur Zeit Carls V. hatte die Hausmacht Oeſtreichs ein ſolches Uebergewicht über die Fürſten des deutſchen Reiches und über Europa erhalten, daß jene, um nicht verſchlungen zu werden, den erſten Anlaß benutzen mußten, mit Hülfe des Volkes ihr eigenes Intereſſe gegen die römiſch-deutſche Kaiſer-Politik zu wahren. Es war eine groſſe Reaction des Nordens und Weſtens gegen den Süden Europa's. Drei Fürſtenhäuſer ſtellten ſich gleich anfangs auf die Seite des Proteſtantismus, der Churfürſt von Sachſen, der Landgraf von Heſſen und der Herzog von Würtemberg. Seit Zerſtörung der welfiſchen Macht in Norddeutſchland konnten Sachſen und Heſſen als die vornehmſten weltlichen Lande gelten; allein die rege Theilnahme Würtembergs an der Kirchenverbeſſerung läßt ſich nicht durch die äußere Macht des Herzogthums, wohl aber durch die eigenthümliche Lage erklären, in welcher ſich daſſelbe damals befand. Die politiſchen Bewegungen hatten die Ge-

müther aufgeregt, und die Landſchaft lag in heftigem Streit mit Herzog Ulrich dem Wilden. Die ſchwäbiſchen und fränkiſchen Reichsſtädte hatten die Reformation mit offenen Armen ergriffen und auch die Würtemberger mußten in dieſer Sache der Aufklärung eine Erweiterung ihrer politiſchen Selbſtſtändigkeit erblicken, denn mehr als ein anderes Land war das Herzogthum bedroht, unter öſtreichiſche Oberherrſchaft zu kommen. In den traurigen Zeiten nach Eberhards Tod kam Würtemberg in ein Lehnsverhältniß zum Hauſe Oeſtreich, was Eberhard durch die Clauſeln ſeiner Herzogs-Urkunde für immer unmöglich zu machen gedacht. Als nun Ulrich vom ſchwäbiſchen Bunde und ſeinen eigenen Unterthanen verjagt wurde und ſein Sohn Chriſtoph noch ein ganz unmündiges Kind war, da glaubte Oeſtreich den rechten Zeitpunkt ergreifen zu müſſen, um das Herzogthum als ein Afterlehen einzuziehen. Kurze Zeit wurde auch Beſitz deſſelben genommen. Ein Prinz des Hauſes führte das Regiment und des Landes Unabhängigkeit ſchien verloren. Ulrich ſelbſt fand nur am Hofe ſeines lieben Vetters, des Landgrafen Philipps von Heſſen, Schutz, und lebte an einer Hauptquelle der Reformation. Von den ſchwäbiſchen Städten aus zogen Prieſter durch's würtembergiſche Land und predigten aller Orten die neue Lehre, für welche Eberhards aufgeklärte Inſtitutionen das Volk gar empfänglich gemacht hatten. Die Liebe zur Unabhängigkeit und zum angeſtammten Fürſtenhaus, der Widerwille gegen Oeſtreich und die Furcht, von einem ſo mächtigen Herrſcher noch mehr an alten Rechten beeinträchtigt zu werden, als es je ein Herr von Würtemberg wagen durfte, begünſtigten Ulrich. Der Proteſtantismus breitete ſich im Lande aus, mit dem lutheriſchen Katechismus in der Rechten zog Herzog Ulrich zu gelegener Stunde wieder in Stuttgart ein und behauptete ſich trotz fortwährender Streitigkeiten mit Ständen, Kaiſer und Reich durch Hülfe ſeines

guten Glaubens bis an ſein ſeliges Ende. Kaiſer Ferdinand war nicht geneigt, ſeine Anſprüche an das Herzogthum aufzugeben und Herzog Chriſtoph trat ſeine Regierung ohne Anerkennung des Kaiſers an. Da gab es nur ein Mittel, ſich im Beſitz des Landes zu erhalten: man mußte das Intereſſe des Volkes ganz und gar zu dem ſeinigen machen, wozu auch Chriſtophs erleuchteter Sinn ganz geſchickt war. Er begann damit, die Rechte ſeiner Unterthanen in vollſter Ausdehnung anzuerkennen und ein gutes und volksthümliches Regiment zu verſprechen. Während noch öſtreichiſche Beſatzung im Lande war, kam er nach Stuttgart und ließ ſich in's Geheim von den wichtigſten Städten des Landes huldigen. Allein dieſe politiſche Klugheit war nicht hinreichend; mit lebhaftem Intereſſe ergriff er das Werk der Reformation und nicht aus Verzweiflung, wie ſein Vater, ſondern mit enthuſiaſtiſchem Eifer machte er die Sätze der lutheriſchen Kirche zum anerkannten Glaubensbekenntniß ſeiner Unterthanen und auch auf ſeinen Antrieb entſtand ein Bündniß der proteſtantiſchen Fürſten zur Regulirung der Kirche und zum Schutz gegen die kaiſerliche Macht. Es iſt unbeſchreiblich intereſſant, die Fürſten jener Zeit ſich unter einander und mit ihren Räthen, Prälaten, Superintendenten und Doctoren der Theologie über die ſublimſten Schwierigkeiten der Lehre von der Transſubſtantation, über Kirchenzucht und die Abweichungen der Lutheraner, Zwinglianer und Calviniſten berathen zu ſehen. Bald ſchickten ſie gelehrte Leute zu dogmatiſchen Unterredungen, bald kamen ſie ſelbſt zuſammen, um einen ausgebrochenen Zwiſt beizulegen und zu erhärten, was als gottſeliger Glaube der proteſtantiſchen Kirche gelehrt werden ſolle. Im Einzelnen betrachtet erſcheint dieß Treiben jener Zeit faſt komiſch, aber in Rückſicht auf die Folgen, und auf die geiſtige und ſittliche Energie gehört die Entſtehung des Proteſtantismus und das ſechszehnte Jahrhundert

zu den wunderbarsten Erscheinungen der Geschichte. Besonders verbanden sich Hessen, Würtemberg und Churpfalz zu einem Schutz- und Trutz-Bündniß gegen die Katholischen, während Churfürst Moritz von Sachsen durch einen klugen Schlag das Interesse der augsburgischen Confessions-Verwandten für längere Zeit sicher stellte. Dadurch gelang es auch Christoph, seinen Streit mit dem Hause Oestreich vortheilhaft abzuschließen. Gegen geringe Geldentschädigung wurde in dem Vertrage zu Heidenheim v. J. 1553 der Besitz des Herzogthums für Christoph und seine Nachkommen anerkannt, doch die Afterlehenschaft Oestreichs mit etwas gemilderten Bestimmungen beibehalten. Seit Maximilian I. Zeiten suchte Oestreich dieß Reichslehen auf sein Haus überzutragen. Auch jetzt gab Ferdinand seine Ansprüche nicht auf; allein der Anstand, daß die Churfürsten nicht einwilligten, verblieb, auch trat jetzt die entschiedene Weigerung der Landschaft hinzu, so daß trotz des Vertrages zwischen Ferdinand und Christoph die alte Verwahrung Eberhards nach Reichsrechten als gültig betrachtet werden muß. Mit diesem Acte war der Plan Oestreichs, den deutschen Westen unter seine Herrschaft zu bringen, vernichtet. Die politische Freiheit und der Protestantismus setzten dem Ehrgeiz Oestreichs Gränzen und in den trüben Zeiten der späteren Reichsgeschichte erhielt sich in diesen Theilen Deutschlands, vornehmlich durch das Ansehen Würtembergs, der Protestantismus und die Verbindung mit dem deutschen Norden.

Das ehemalige Schwaben war freilich in zwei Haupttheile zerspalten. In dem einen bildete das Herzogthum Würtemberg, in dem andern der größte Theil der vorderöstreichischen Lande den Kern. Letztere wurden nicht einmal zum schwäbischen Kreise gerechnet. Oestreichs Besitzungen in Schwaben, im Elsaß und Vorarlberg waren als ein besonderer Theil des östreichischen Kreises, einer eigenen Regierung untergeord-

net, welche zu Rotenburg am Neckar ihren Sitz hatte. Das übrige Schwaben war in eine Anzahl fürstlicher und gräflicher Herrschaften und freier Reichsstädte zerstückelt. In der Zeit des Faustrechtes und zwar unter Kaiser Friedrich III. vereinigten sich die schwäbischen Fürsten und Städte im Jahre 1488 zum schwäbischen Bund, Ordnung und Recht in diesen Gegenden zu erhalten. Auf diese Vorgänge stützten sich die nachherigen Landfriedens- und Gerichts-Anstalten des Reichs. Zuerst stellte Maximilian auf dem Reichstage zu Worms den Landfrieden wieder her, und gab zur Befestigung des Kammergerichts und des öffentlichen Friedens eine Regiments-Ordnung, bei welcher Gelegenheit sämmtliche Fürsten und Städte durch Theilnahme bei den Reichsgerichten an das Interesse einer neuen Ordnung gekettet wurden. Neben den kaiserlichen Erblanden, Oestreich und Burgund, und den sechs Churfürstenthümern des Reichs ward Deutschland in sechs Kreise abgetheilt: Franken, Baiern, Schwaben, Oberrhein, Niederrhein und Sachsen. Der große Bauernaufstand am Anfang der Reformation wurde durch die Städte und Fürsten erdrückt, und während selbst die Bürger in mehreren Fürstenländern, besonders in Würtemberg, mit Privilegien und Freiheiten ausgestattet waren, blieb der Bauer ganz und gar von dem Druck der Feudalrechte darnieder gehalten, und selbst die Städter waren nicht geneigt, ihren bäuerlichen Hintersassen bürgerliche Rechte oder politische Freiheiten zu gewähren. Noch seufzte der Bauer unter der Last der Leibeigenschaft, und selbst in Würtemberg konnte der Tübinger Vertrag die Leibeigenschaft nur dadurch verdrängen, daß jedem Würtemberger das Recht der Freizügigkeit zugesichert und damit die Leibeigenschaft de facto für denjenigen als aufgehoben erklärt wurde, welcher den Willen kund gab, daß er das Land verlassen wolle. So hat sich geschichtlich in Würtemberg die Auswanderungslust heimisch gemacht. Nach

und nach wurde durch die Kreisverwaltung und durch die Reichsgesetze auch in Schwaben die Ordnung hergestellt. Unter den kirchlichen Interessen und den Zerwürfnissen des Reiches verlor sich die politische Energie und in Städten und Staaten wandeln sich während der allgemeinen Zerrüttung des Reiches die Freiheiten mehr und mehr in Vorrechte des Adels, der Patrizier oder einer oligarchischen Bürgerregierung um. Wo die Demokratie am ungezügeltsten waltete, da war der Druck oft am ärgsten, z. B. in Rotweil, und in der sehr demokratischen Stadt Reutlingen herrschte nicht der Geist, sondern das Leder. Dazu zeichneten sich die Reichsbürger in ihren Kämpfen gegen Fürsten und Ritter durch eine kannibalische Grausamkeit aus. Eine der größten und vernünftigsten Reichsstädte war Ulm. Im Ganzen zählte man in Schwaben allein mehrere dreißig reichsstädtische Gebiete, welche bei der Auflösung des deutschen Reiches größtentheils unwillig einen gerechten Tod erlitten. Denn ihr Beruf war erfüllt, die Macht des Adels zu brechen und den Grund neuerer Staatsbürgerlichkeit zu legen. In den ohnmächtigen Zeiten des Reichs fiel auch das Ansehen dieser Städte bis auf wenige Ausnahmen zusammen, und die auf unbedeutende bürgerliche Reibungen hinausgekommene Freiheit hielt zwar noch manches geistige Element am Leben, führte aber den viel hundertjährigen Beweis, wie wenig so ungemessene Autonomie, so demokratisches Bürgerrecht und so enges Kleinleben im Stande sind, die Größe eines deutschen Nationalstaates und unseres Volkes zu begründen. Am meisten hatte die Vielherrschaft in Schwaben, Franken und am Rheine auf die Bildung der Stämme Einfluß. Während in dem breiteren monarchischen Norden die großen Anregungen des Geistes, der Wissenschaft und der neueren Geschichte sich mit flugartiger Schnelligkeit verbreiteten, vermochte in jenen Provinzen nicht einmal der Protestantismus durchzudringen,

und das Beſitzthum Oeſtreichs in Schwaben und am Rheine hemmte mit ſeinen kirchenfürſtlichen Alliirten die Macht des Geiſtes, den die Reformation bis an die Schweizergränzen durchſetzen wollte. Dieſe Lande gehörten fortan, trotz ihres weltlichen, reformirten und außeröſtreichiſchen Charakters, zu den gemiſchten Stämmen, und es blieb in dieſer Zerſplitterung für die Bildung jener Gegenden kein mehr charakteriſirender Zug übrig, als der entſchiedenere Widerſpruchsgeiſt und die Anhänglichkeit zu politiſcher Autonomie, welche das 15te und 16te Jahrhundert zurückgelaſſen hat. Darin liegt die Bedeutung dieſer Stämme im deutſchen Nationalleben; allein es iſt zugleich der Wurm, den jede Volkspersönlichkeit ſo gut wie jeder Menſch hat. Daß die Reformation nicht durchdringen konnte, war nach dem Fall der Hohenſtaufen das zweite Unglück für Schwaben. Der würtembergiſche Proteſtantismus nahm wie zum Gegenſatz katholiſcher Heiterkeit den Geiſt der Intoleranz und ein finſteres orthodoxes Gewand an. Die Reichsſtädte wahrten ihren Reichthum, die öſtreichiſchen Vorderlande wurden begünſtigt, Oberſchwaben lebte in einem glücklichen und unbefangenen Daſeyn, während die würtembergiſche Landſchaft ſich in den kleinen und unergiebigen Zwiſtigkeiten mit ihren Fürſten verzehrte. Doch blieb der Proteſtantismus und die Univerſität Tübingen fortan der Stützpunkt der Cultur in dieſem Lande, und ein wichtiges Erbſtück trat in die neue Zeit hinüber, nämlich der zu politiſcher Selbſtſtändigkeit erweckte Charakter des Volkes.

So finden wir den Stand der Dinge in Würtemberg und Schwaben, als das deutſche Reich zerfiel. Die Revolution nahm Deutſchland das linke Rheinufer und veränderte von Grund aus die Zuſtände auf dem rechten. Es begann das Zeitalter der Säculariſirung und der Mediatiſirung. Die größeren Reichsfürſten benutzten dieſe Zeit und die drei Lande

Baiern, Würtemberg und Baden hoben ſich auf den Stand bedeutender und ſouverainer Staaten. Von jetzt an ging Schwaben in die beiden großgewordenen Staaten Würtemberg und Baden auf. In Würtemberg regierte damals ein Mann, welcher die Zeit verſtand, und indem er ſein Land nach außen vergrößerte und ſelbſtſtändiger machte, die Gelegenheit ergriff, die dem Fürſten ſo überläſtige altwürtembergiſche Verfaſſung zu vernichten. Dieß that Friedrich, der erſte König von Würtemberg, als Rheinbundfürſt und mit Hülfe des Kaiſers Napoleon, — ein Mann von erlauchter Natur und der ſelbſt den erforderlichen Muth beſaß, den Haß ſeiner Unterthanen zu erdulden.

Doch Schwaben war ſo todesmatt, daß es eines geringeren Sturmes bedurft hätte, den alten Zuſtand zu begraben. Im dreißigjährigen Kriege, in den Kämpfen zwiſchen Oeſtreich und Frankreich, während der Invaſion der Revolutionsheere, lag das zerſtückte Land jammervoll darnieder, und ſelbſt vorzügliche Männer, welche bei geringer Unterſtützung das Reich zu ſchützen die Fähigkeit hatten, ſahen ſich durch die verfaſſungsmäßige Trägheit der deutſchen Stände in allen Unternehmungen gehemmt. Eugen von Savoyen ſchrieb darüber am Anfang des vorigen Jahrhunderts die denkwürtigen Worte: „Das iſt die leidige Folge, wenn bei großen und wichtigen Geſchäften ſo viele Köpfe berechtigt ſind zu ſprechen, die für gemeinſame Sache kein Gefühl, mithin auch keinen Geiſt für Zuſammenwirkung haben.“ (Hinterlaſſene politiſche Schriften I. Abth. S. 163). Nur auf dem Wege vernünftiger Verfaſſungsformen kann dem Volke oder Corporationen die Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten der Nation gedeihen. Allein wo war die Vernunft in der damaligen Verfaſſung der deutſchen Kreiſe? Die Geſchichte Schwabens verlor ſich ſo ſehr in unſcheinbare Particularitäten, daß der Prälat Pfiſter, ihr Geſchichtſchreiber, den Muth verlor,

ſein umfaſſendes Werk über die Zeit der Bauernkriege und der Reformation hinauszuführen. Selbſt das größere Würtemberg hatte im Drang der Zeit, bei inneren Zerwürfniſſen und ſchlechten Regenten ſein voriges Anſehen verloren. Es lag ein drückender Aether über dem Volke, und man ſah dem Bauer am Pfluge die Niedergeſchlagenheit ſeines Landes an. Deſto tiefer glimmte im Herzen des Volks das Feuer, und eine von alten Erinnerungen geſtählte Energie wuchs innen fort, wie außerdem nur bei den Heſſen. Zu dieſem Unheil kam noch die Verarmung der Reichsſtädte, deren Handel durch Hemmung des Verkehrs und durch die fortwährenden Kriege von ſeiner ehemaligen Größe herabgeſunken war. Beſonders Augsburg, Ulm, Heilbronn und die Binnenſtädte ſanken von ſelbſt den größeren Staatsverbindungen Süddeutſchlands in die Arme. Nur am See blieb ein lebhafterer Commerz, beſonders mit der Schweiz. Selbſt in den Kriegszeiten erfreuten ſich Städte, wie Lindau, Ravensburg, Ueberlingen, einer günſtigen Lage. In freien Städten und in Fürſtenländern fühlte man ſich im Allgemeinen von den Zuſtänden bedrückt, auch wenn nicht der despotiſche Charakter einzelner Fürſten die Gemüther gelähmt hätte. Es iſt eine Thatſache, daß am Ende des vorigen und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts der Genius aus Schwaben wanderte und im Ausland ein Aſyl ſuchte. In ſolcher Lage löste ſich das deutſche Reich auf. Würtemberg, Baden und Baiern vergrößerten ſich auf Koſten der ſäculariſirten oder mediatiſirten Herrſchaften. Oeſtreich mußte ſeine ſämmtlichen vorderöſtreichiſchen Lande abtreten, und neben den drei großen Staaten konnten ſich nur die beiden Hohenzollern aufrecht erhalten. Das Herzogthum Würtemberg wurde jetzt zu einem ſouverainen Königreich erhoben und trat bald darauf in den rheiniſchen Bund. Dagegen forderte Napoleon kräftige Unterſtützung bei ſeinen deutſchen und außerdeutſchen Unterneh-

mungen. Die Würtemberger fochten unter franzöſiſcher Anführung gegen ihre deutſchen Brüder, dieß lag freilich in der Zeit, und Würtemberg theilte dieß Schickſal mit den ſämmtlichen kleineren Staaten. Allein der Kaiſer und die Zeit verlangten Thatkraft, energiſche Leiſtungen und feſtes autokratiſches Regiment. Wen hätte man in dieſer Rückſicht dem König Friedrich vorziehen können, der aus eigener Neigung ſelbſt mehr that, als verlangt wurde. Allein dieſer Fürſt willfahrte doch nicht jeder Zumuthung; er ſendete keine Truppen nach Spanien und lehnte eine angebotene weſtphäliſche Krone beſcheidentlich ab. Im alten und neuen Würtemberg wurde inzwiſchen von der Regierung nach freier Willkühr organiſirt, die alten Stände oder Ausſchüſſe wurden nicht mehr beläſtigt, ſich der Mitwirkung ſo ſchwieriger Regentſchaft zu unterziehen, und neben wahrhaft heilſamen Verfügungen kam auch viel unnütze Quälerei über das Land. Der neue Adel, dem Baiern ſogleich beſtimmte Rechte ſicherte, ward in Würtemberg an den Hof gezwungen. Tief wühlte der Groll im Herzen der Unterthanen, bis Napoleons Herrſchaft zertrümmert wurde. Da erhob ſich der deutſche Enthuſiasmus, und der Würtemberger durfte nur erſt von den idealen Hoffnungen der Zeit enttäuſcht worden ſeyn, um mit deſto größerer Schärfe die Wiederherſtellung der alten Verfaſſung zu fordern.

Auf dem deutſchen Congreſſe zu Wien hatte Friedrich ſchwierigen Stand. Er war als ein treuer Anhänger Napoleons bekannt, und ſein Land war ziemlich ſpät zu der Allianz gegen Frankreich getreten; vorzüglich lag das Intereſſe Oeſtreichs und Baierns mit Würtemberg im Conflict. Oeſtreich hätte zu gern ſeine alten Beſitzungen in Schwaben zurückgefordert, ja ganz Südweſtdeutſchland unter ſeine Herrſchaft gebracht, wenn die Verhältniſſe günſtiger geweſen wären. Seit alter Zeit hatte ſich das Kaiſerhaus Anſprüche auf das

Herzogthum Würtemberg bewahrt. Die Herzöge fühlten sich verletzt, ihr Land als ein Afterlehen von Oestreich betrachten zu müssen, und obwohl die Churfürsten im Reich und die Stände der Landschaft dieß Verhältniß nie anerkannten, zahlte doch Herzog Friedrich i. J. 1599 dem Wiener Hofe vier Tonnen Goldes, um das Lehnsverhältniß abzulösen. Statt desselben wurde ein Vertag der Anwartschaft Oestreichs auf das Herzogthum für den Fall des Aussterbens der männlichen Linie erneuert. Unter Herzog Carl kam die Anwartschaft Oestreichs wieder in Erinnerung und wie leicht hätte der Wiener Hof wegen der französischen Politik König Friedrichs mehr als bloß anwartschaftliche Ansprüche auf Würtemberg geltend machen können. Die Halsstarrigkeit des Königs, in die Plane und in die Form der Wiener Verhandlungen einzugehen, erregte böses Blut bei den alliirten Mächten. Allein der Status quo des Besitzes wurde gerettet, ja die Entschiedenheit des Münchner Cabinets wie des mannhaften Königs von Würtemberg brachten günstigere Bestimmungen für die deutschen Fürsten in die neue Bundesacte. Schlimmer war die Stellung des Königs zu seinem eigenen Lande. Schon drohte der Widerspruch im Innern, und die Stände der alten Landschaft sendeten wie alle Welt ihre Gesandtschaft nach Wien, wo der Präsident des Congresses alle Ansprüche balancirte und den widerspenstigen Fürsten Deutschlands den Hemmschuh alter Volksrechte, die allgemeinen Bestimmungen zu Gunsten der Mediatisirten und den 13ten Paragraph der Bundesacte entgegensetzte. So trat Würtemberg, äußerlich unangetastet als einer der größeren Staaten in den deutschen Bund, das alte Schwaben war in diesem Kernland auferstanden; doch im Innern war Stoff zu jeder möglichen Entzweiung durch alte und neue Unbill zusammengehäuft.

Unwillig über die Congreßverhandlungen war Friedrich

noch vor Ende des Jahres 1815 von Wien abgereist, um den Verhältnissen zuvorzukommen. Er wollte sein Volk versöhnen, versammelte seinen Staatsrath und Ministerium und verkündete, daß er gesonnen sey, seinen Unterthanen die ihnen bestimmte Wohlthat einer den Rechten der Einzelnen und den Bedürfnissen des Staats angemessenen, auf ständischer Vertretung begründeten Verfassung nicht länger vorzuenthalten und jetzt einen schon längst zur Reife gekommenen Entschluß auszuführen. Nach einem vom König selbst entworfenen Plan wurden die Vertreter des Landes, Alt- und Neuwürtembergs, zusammen berufen, mit welchem Acte der berühmte würtembergische Verfassungsstreit begann. Dieß ist der erste Moment in der Entwicklung der politischen Zustände Würtembergs, welcher den gegenwärtigen Stand der Dinge begründet hat.

Liest man die Parteiberichte jener Zeit, so kommt man anfangs in die arge Verlegenheit, gar nicht zu wissen, auf welcher Seite das Recht sey. Alte Privilegien und neue Verhältnisse nicht bloß Würtembergs, sondern der deutschen Nation — welche Collisionen mußten hier entstehen! Pflicht und Vernunft lagen im Streite. König Friedrich hatte bei seinem Regierungsantritt die Aufrechthaltung des alten Rechts versprochen und nachmals, wenn auch in drängenden Zeitumständen, die Verfassung aufgehoben. Jetzt war die Noth und der Zwang vorüber, der König erklärte selbst seinen Willen, das Volk wieder auf verfassungsmäßige Weise zu regieren und wollte einen neuen Vertrag mit den Vertretern des Landes aufrichten. Die alte Verfassung mochte er auf keinen Fall wiederherstellen, und hatte dazu, abgesehen von seinem politischen Charakter und von seinem Widerwillen gegen Personen, in den Verhältnissen der vom Bunde anerkannten Souverainität und in der Vereinigung Neuwürtembergs mit dem Erbland hinreichenden Grund. Dagegen hatten die

Altwürtemberger von dem autokratiſchen Sinn des Königs nur ſpärliche Freiheiten zu hoffen, und jedenfalls den Verluſt ihrer durch Herkommen begründeten ausgedehnten alten Rechte zu fürchten. Wurde nur zum Schein eine vertragsmäſſige Verfaſſung zwiſchen Volk und Regierung erneuert, ſo war bei der geringſten Einbuße vom alten Rechte ein im Volksbewußtſeyn begründetes Herkommen gegen den noch dazu unſicheren Beſitz neuer Rechtsform geopfert. Man konnte den König an ſein Fürſtenwort erinnern, man konnte den Neuwürtembergern die Theilnahme an der erbländiſchen Freiheit gewähren, man konnte ſich dazu verſtehen, in Folge des Bundesgeſetzes auch dem hohen Adel des Landes eine Stellung in der auf altem Rechte ruhenden Landesgrundverfaſſung einzuräumen. Wirklich noch ehe der Landtag begann, wendete man ſich mit Vorſtellungen an den Wiener Congreß, die Mediatiſirten vereinigten ihre Klagen mit denen des Volks und ſelbſt der Landadel reihte ſich unter die Unzufriedenen. Der König eröffnete die Ständeverſammlung mit Uebergabe einer neuen Conſtitution. Sämmtliche Deputirte, welche der König nach ſeinem octroyirten Wahlgeſetz einberufen hatte, lehnten die dargebotene Verfaſſungsurkunde ab und der Adel ſtellte ſich in die erſten Reihen der Oppoſition. Es gab nur ein Schiboleth: „das gute alte Recht!“ welches ſich gefallen laſſen mußte, auch die unſtatthafteſten Anſprüche der Ariſtokratie, als zu ſeinem Inhalt gehörig, gerechnet zu ſehen. Die Geſinnung des Landes war nicht mehr zu verkennen und der König erfuhr zum erſten Male, daß er das Vertrauen ſeiner Unterthanen verloren habe. Wie von dieſer Mißſtimmung des Volkes, ſo wurde der König erſt jetzt von den Beſchwerden unterrichtet, welche ohne ſein Wiſſen von ſeinen Günſtlingen veranlaßt worden waren. Die ganze durch Jahrhunderte ausgebildete Hartnäckigkeit des würtembergiſchen Charakters trat dem nicht minder ſtarren Sinne des Fürſten ge-

genüber. Mit dem Rechte mischten sich Vorurtheile, mit den Vorurtheilen Leidenschaften, ja bis zur Lächerlichkeit stieg bei der Mehrzahl der ständischen Opposition die dauernde Schroffheit, mit welcher man seine rechtskräftige Stellung der Krone gegenüber behauptete. Wo, fragt man, gab es denn in den jetzigen Zeitverhältnissen einen Garanten für die Prätensionen der Altwürtemberger? Der Wiener Congreß dachte gewiß nicht an das Wiederaufleben des Tübinger Vertrags, als er den 13ten Paragraph bewilligte, und selbst in der durch Baiern beseitigten Abfassung desselben war die Errichtung neuer Verfassungen in den kleineren deutschen Staaten der Liberalität ihrer Fürsten anheim gegeben. Soll man sich nicht wundern, daß die großen Mächte in und außer dem Bund selbst nach dem zweiten Pariser Frieden dem Verfassungskampfe in Würtemberg, welchem ganz Deutschland mit Verwunderung zusah, gewähren ließen? An die Opposition des würtembergischen Adels schloßen sich ähnliche, in Reihe und Glied auftretende Forderungen der neuen Aristokratie in Baden und Hessen; kurz, man duldete eine Aufregung, welche erst die preußische Regierung durch das bekannte Coblenzer Edikt unterdrückte, und die man in ihren Nachwehen einige Jahre später Noth genug hatte zu zügeln. Die würtembergischen Stände forderten als Grundlage aller weiteren Verhandlungen die Anerkennung des alten Rechts. Der König hätte sich zu manchen Verwilligungen bequemt und bot den bergeshoch aufgelaufenen Beschwerden gerechte Abhülfe, allein die alte Verfassung war ihm eben so sehr durch ihre inneren Mißbräuche, als durch die Personen, welche dadurch wieder zu Ansehen gelangen mußten, verhaßt. Der König hatte Außerordentliches für Würtemberg gethan, sein Reich fast um das Doppelte vergrößert, die Organisation des alten und des neuen Landes begonnen und, wofür ihm ein Freund vernünftiger Freiheit den größten Dank schuldete,

mit der Vernichtung der verfaſſungsmäßigen Oligarchie den Grund einer wahrhaft bürgerlichen, freien und ſtaatsklugen Ordnung im Lande gelegt. Dieß iſt das Recht auf der Seite des Königs. Wie übel war jedoch ebenfalls die Lage der alten Landſchaft, welche Unſicherheit kam über die gewohnten Rechtszuſtände, wenn man ohne vertragsmäßige Uebereinſtimmung von dem Boden des Tübinger Vertrags abging. Man braucht kein Verehrer des alten würtembergiſchen Rechts zu ſeyn, um die damalige Oppoſition in ihrer Nothwendigkeit zu begreifen. Es waren meiſt biedere Männer, welche mit Ausdauer dem königlichen Gnadengeſchenke auswichen. Langjährige Erfahrung hatte ſie von dem eigenwilligen Charakter ihres Landesherrn belehrt und nur mit Hülfe altwürtembergiſcher Bürgerfreiheit durfte man die Prätenſionen einer Ariſtokratie zurückzuweiſen hoffen, welche dem Lande aufgedrungen worden war. Man mußte Alles wagen, um nur etwas zu gewinnen, und der Erfolg hat gezeigt, daß dieſe Anſtrengung nicht vergeblich geweſen. Dieß iſt das Recht auf der Seite des Landes. Weder mündliche Beſprechung, noch Vertagung führte zum Ziel. Man wendete ſich ſogar an drei ehemaligen Garanten der altwürtembergiſchen Verfaſſung, an Preußen, Hannover und Dänemark. Unter den Ständen bildeten ſich mehrere Fraktionen. Um endlich nur von der Stelle zu kommen, erkannte die Regierung ſogar den Grundſatz der fortdauernden Gültigkeit des alten Staatsvertrags an und legte in vierzehn Sätzen den weſentlichen Inhalt der neu zu errichtenden Verfaſſung auseinander. Auf die freiſinnige Abfaſſung dieſer Artikel hatte ſchon der vom König in's Land berufene Freiherr von Wangenheim Einfluß. Dieſer Staatsmann war von jeher ein conſtitutioneller Doctrinär, welcher, ohne die Principien des franzöſiſchen Liberalismus zu theilen, auf ſchulmäßigem Wege ſich ein Syſtem politiſcher Proportionen erbaut hatte. Dieſes

Syſtem galt vielen als ein Muſter freiſinniger Staatsweisheit, obſchon es an zwei Grundgebrechen litt. Es gründete ſich auf wenige bloß aus der Erfahrung abgezogene Dogmen und war durch die Allgemeinheit ſeines Inhalts nicht geeignet, der Cultur, den Bedürfniſſen und der eigenthümlichen Volksindividualität genug zu thun. Die philoſophiſche Bildung der Zeit hatte ſichtbare Einwirkung auf die Anſichten des edlen Freiherrn gehabt, der unter ſeinen Collegen einer der Gebildetſten und Aufgeklärteſten war. Allein auch hier ſollte man erkennen, daß von den allgemeinſten Ideen kein praktiſcher Uebergang zur Wirklichkeit ſtattfindet. Dieß war aber die Richtung der neueren Philoſophie und des neueren Liberalismus. Beide konnten, ſelbſt wo ſie ihren abſtracten Charakter durch Rückſicht auf Erfahrung und Autoritäten milderten, den unpraktiſchen Urſprung nicht überwinden. Die Wangenheimiſch-Eſchenmayerſche Doctrin hat darin große Verwandtſchaft mit dem Syſteme der franzöſiſchen Doctrinärs, und iſt wie jene gleichweit von wiſſenſchaftlich tiefer Begründung als von gegenſtändlicher Anſchauungsweiſe und von unbefangener Denkart entfernt. Mit dieſem abgeſchloſſenen und dabei höchſt modernen Gedankenkreiſe trat Wangenheim, ein Ausländer, der gleichfalls ſchroffen, befangenen und noch dazu weit demokratiſcheren altwürtembergiſchen Majorität gegenüber. Seine Anſichten veröffentlichte er in ſtaatswiſſenſchaftlichen Monographien mit beſonderem Bezug auf Würtemberg. Obwohl heftig und oft den Widerſpruch herausfordernd erwarb er ſich, beſonders unter der Regierung des königlichen Nachfolgers, deſſen Vertrauen er in hohem Grade beſaß, wichtige Verdienſte um die Vermittlung der Gegenſätze und Streitigkeiten und um Begründung der neuen würtembergiſchen Verfaſſung.

Durch dieſe jüngeren Zugeſtändniſſe hatte ſich der Charakter der Oppoſition und die öffentliche Meinung um Vieles

verändert. Die Regierung gewann eine Partei für sich, deren Ansichten in dem wichtigen Organe, der allgemeinen Zeitung, vertreten wurden. Das Urtheil über die Dinge und Personen modificirte sich merklich, doch auch der Widerspruch trat um so leidenschaftlicher hervor. Der König war des Kampfes müde, der Wirrwar stieg, man wußte kaum, ob gar an eine Trennung von Alt- und Neu-Würtemberg zu denken sey, der König war vielleicht auf einen Gewaltschritt gefaßt, als ihn der Tod abrief und seinem Nachfolger die Beendigung des schwierigen Verfassungswerkes überließ. Fast wehmüthig wird man von dem harten und theilnahmlosen Betragen des Volkes gestimmt, wenn es in dem Moment, der sonst Alles versöhnt, selbst Freude über das endliche Ableben eines Fürsten kund gibt, von dem Napoleon die merkwürdigen Worte sagte: „Der König von Würtemberg ist ein sehr harter Mann, aber nicht weniger rechtlich und unter den Souverainen von Europa der geistvollste.“ Nur die Frage drängt sich hier unwiderstehlich auf, unter welchen Bedingungen ein Fürst sich den verfassungsmäßigen Verpflichtungen gegen sein Volk entziehen darf, ohne auch die Unterthanen aller Pietät und aller gesetzlichen Verpflichtung gegen ihren Landesherrn zu entheben.

Durch den Regierungsantritt des königlichen Nachfolgers beginnt für Würtemberg eine Periode wahrhafter Staatsreformation. Nur Wangenheim rettete seine einmal erlangte Popularität auch unter dem neuen Regimente und trat jetzt in das Ministerium. Das Land war erfreut über die Verbesserungen, über die Entfernung von Mißbräuchen und über die Publicität, welche von jetzt an den Regierungshandlungen gegeben wurde. Durch seine deutsche Gesinnung, durch sein Verdienst während des Befreiungskampfes, durch seinen Einfluß auf dem Wiener Congresse, wo er mit Ergebenheit an das Kaiserhaus, durch Nachgiebigkeit gegen all-

gemeine Wünſche, endlich durch ſeine Verbindung mit einer großen Macht des Nordens die Spannung, welche ſein Vater erregt hatte, wieder linderte, ferner durch ſeine volksthümliche Vermittlung während des bisherigen Verfaſſungskampfes, endlich durch ſeine Vermählung mit einer erlauchten Fürſtin, der berühmten Katharina, ergriff König Wilhelm das Staatsruder unter den glänzendſten Auspicien. Allein die Stände zeigten ſehr bald ihre Beharrlichkeit, auch der Freigebigkeit nicht zuzugeſtehen, was man der Härte abgeſchlagen hatte. Die neue Regierung wollte die Verfaſſung auf vertragsmäßige Weiſe zu Stande bringen; allein auch ſie erkannte die Wiederherſtellung des alten Rechts als eine Unmöglichkeit und ſelbſt den Verſuch in Widerſpruch mit der übrigen neuen Ordnung in Deutſchland. Man ſprach noch mit großem Reſpect von dem Geiſte der alten Verfaſſung und des Tübinger Vertrages; allein man erklärte, daß nur durch eine zeitgemäße Erneuerung die Entwicklung wahrer bürgerlicher Freiheit zu hoffen ſey. Im freieſten Sinne unſerer bisherigen deutſchen Conſtitutionen war der neue Wangenheimiſche Entwurf abgefaßt; doch der Geiſt des Widerſpruchs regte ſich bei den Ständen auf's Neue, und beſonders die Partei der altwürtembergiſchen Ultras beſtand auf Wahrung der altconſtitutionellen Rechte. Man verlor wirklich alle Haltung, Folgerechtigkeit und Beachtung der allgemeinen deutſchen Zuſtände. Das ganze Land war in Parteien und Leidenſchaft auseinander geriſſen. Doch ſelbſt im Schoße der conſtituirenden Verſammlung gab es eine andere Partei, welche das alte Recht aufgeben und über eine zeitgemäße Verfaſſung unterhandeln wollte. Die letztere hatte die Idee neuerer Staatsformen des Auslandes vor Augen und bot der Regierung und deren Organe, dem Freiherrn von Wangenheim, freundlich die Hand. Einige ſuchten zu vermitteln und riethen, trotz ihrer Begeiſterung für Recht, Verfaſſung und

altwürtembergiſche Freiheit, zu vernünftiger Verachtung und kluger Nachgiebigkeit. Es entſtand ein Kampf des altwürtembergiſchen und des modernen Liberalismus. Damals gab es ſogar einen Volksaufſtand, welcher ſelbſt bis in den Ständeſaal zu dringen wagte. Jetzt begann die Critik des dargebotenen Verfaſſungsentwurfs und die Sprache der altwürtembergiſchen Oppoſition ward ſo zudringlich, daß die Regierung ſich zu einem Ultimatum veranlaßt ſah, wornach die Verſammlung binnen acht Tagen erklären ſollte, ob ſie den mitgetheilten Entwurf mit den beſchloſſenen Veränderungen annehmen wolle oder nicht. Der Entwurf würde im Fall der Annahme noch einmal geprüft werden, und einer ſtändiſchen Commiſion der Antrag auf Abänderung noch nicht verhandelter Paragraphen in ſolchem Maße freigeſtellt bleiben, daß es bei der bisherigen Abfaſſung nur dann ſein Bewenden habe, ſobald ſich die Regierung mit den Vorſchlägen nicht vereinigen könnte. Würde man die Verfaſſung verwerfen, ſo werde der König bis auf Bitten des Volkes um Einführung des vorliegenden Entwurfes die allgemeinen Grundſätze der deutſchen Bundesſtaaten in Verfaſſungsfragen abwarten. Doch alle diejenigen Rechte, welche der Verfaſſungsentwurf dem Volke zuſicherte, ſollten mit Ausnahmen der Repräſentation und des damit Zuſammenhängenden ſchon jetzt rechtsgültig ſeyn. Man war überraſcht, fürchtete, einen Fehler zu begehen und ſelbſt die Mäßigeren hielten ſich für eingeſchüchtert. Mit großer Majorität ward die Frage wegen Annahme der Verfaſſung verneint, und an demſelben Tage die Verſammlung aufgelöst. Dieß iſt das Ende der conſtituirenden Verſammlung im Sommer 1817.

Inzwiſchen gingen die Staatsreformen König Wilhelms unaufgehalten fort und die Organiſationen nahmen durchweg den Charakter der projectirten Verfaſſung an. Vor Allem zeichnete ſich die vorbereitende Maßregel eines auf die volks-

thümlichsten Prinzipien begründeten Gemeinde-Gesetzes aus. Das belastete Grundeigenthum wurde von dem ärgsten Druck der Feudallasten befreit, die persönliche Leibeigenschaft aufgehoben, und was noch heute Treffliches in der bürgerlichen Ordnung dieses Landes besteht, wurde wesentlich auf dem Wege und in der Zeit ungehemmter Organisation begründet. Dennoch lag dem Könige das Verfassungswerk noch immer am Herzen. Im Jahre 1819 ward eine neue Ständeversammlung zusammen berufen. Als der Tod der einflußreichen Königin Katharina verkündigt wurde, ward dieselbe gerade eröffnet. Wangenheim war inzwischen aus dem inneren Staatsdienst entfernt worden, um seine Laufbahn als Bundestagsgesandter zu beendigen. Von Seiten der Regierung nahm sich jetzt besonders der gelehrte und durch sein Naturrecht bekannte Geheimerath von Gros (nachmals Professor in Erlangen) der Redaction der Verfassungsurkunde an. Mäßige Glieder der constituirenden Versammlung kämpften jetzt als Repräsentanten der Regierung. Von ständischen und königlichen Commissarien wurde der Entwurf von 1817 auf's Neue berathen, und nach dieser Vorarbeit die Verfassung am 23sten September 1819 mit den neuesten durch Regierungsentschluß angebrachten Aenderungen einstimmig von den Ständen angenommen. In dieser Grundverfassung Würtembergs sind die Interessen auf verständige und den bestehenden Verhältnissen angemessene Weise verschmolzen. Am 25sten September geschah die feierliche Bestätigung des Verfassungsvertrags zwischen König und Ständen. So ward dieses Werk zu Stande gebracht, während man eben in der viel bewegten Periode der Karlsbader Beschlüsse und der Wiener Schlußacte damit umging, den Abschluß des Vertrags zu hintertreiben.

Nach diesem neuen Verfassungsvertrage ist das alte würtembergische Recht zur Antiquität geworden. Das jetzige

Grundgeſetz iſt die Norm der politiſchen Freiheit des Landes und ein Apell an das alte Recht iſt unmöglich. Nur wo unweſentliche Formen des Herkommens zu vermitteln oder Verfaſſungsgegenſtände untergeordneter Art auf alte Gewohnheit zurückweiſen, mag es geſtattet ſeyn, aus den alten Zuſtänden zu erklären oder in Uebereinkunft mit der Regierung zu argumentiren. Jede andere Berufung auf ältere würtembergiſche Rechte iſt Chimäre. Ferner kann kein deutſcher Fürſt ſich durch die Verträge mit ſeinem Volk der Bundestagsentſcheidungen überheben und jede Beſtimmung einer deutſchen Conſtitution hat nur ſo lange Rechtsgültigkeit, als ſie durch kein entgegenſtehendes Bundesgeſetz aufgehoben wird. Dieß liegt in der Natur des deutſchen Staatenbundes, welcher nothwendig zugleich ein Bundesſtaat werden mußte. So iſt durch das äußere Band der deutſchen Nation der Charakter der Souverainität und des monarchiſchen Prinzips weſentlich beſchränkt, zugleich aber auch die Beſchaffenheit verfaſſungsmäßiger Freiheit einzelner Staaten in ihrer Ausdehnung der geſetzlichen Unverbrüchlichkeit und ſomit dem Vergleiche mit den National-Verfaſſungen Englands und Frankreichs entzogen. Die alte Verfaſſung Würtembergs ruhte auf demokratiſchen Fundamenten, welche der kaiſerliche Vorbehalt und die Kreisdirectorial-Gewalt ganz unzulänglich beſchränkten; in der neuen iſt das demokratiſche Element faſt nur zu einer berathenden oder einzelne Geſetze oder Zumuthungen zurückweiſenden Stimme herabgeſtiegen. In den deutſchen Conſtitutionen hat nicht der König, wie in England, ſondern die Ständeverſammlung das Veto, und auch dieß nur, in ſoweit ihm nicht ein Bundesgeſetz gegenüber tritt. Dieß klingt ſehr hart; allein wenn Deutſchland einmal jener eigentlich conſtitutionellen Volksberechtigung nicht theilhaftig iſt, wie ſie andere Nationen ſchon beſitzen, ſo muß man doch in der Mäßigung, mit welcher der deutſche Fürſtenbund und

die überwiegenden Mächte deſſelben von ihrem Rechte Gebrauch machen, die Ueberzeugung gewinnen, daß die öffentliche Meinung in dem größeren Theile Deutſchlands und wenigſtens auch in einem prädominirenden Staate eine Macht geworden und daß durch den geſetzlichen Zuſtand der deutſchen Staaten überhaupt und durch den Charakter der meiſten Stämme Deutſchland, wie ſchon geſagt wurde, ein conſtitutioneller Staat, wenn ſelbſt zum Theil ohne die Form der Repräſentation iſt. Je mehr Stoff und Zeit zu letzterer in den deutſchen Landen reif geworden ſeyn wird, je früher wird auch die äußere, rein politiſche Form eines conſtitutionellen Staatslebens zu Stande kommen.

Freilich mochten Viele den alten Zuſtand ſchmerzlich zurückwünſchen, weil ſie entweder die erblichen Vorrechte ihrer Familie nicht vergeſſen oder den Mangel idealer Freiheit nicht ertragen konnten. Anfangs mochte man glauben, durch verfaſſungsmäßige Oppoſition ſpäter zu erreichen, was man bei der Conſtituirung des Landes nicht durchſetzen konnte. Aerger als diejenigen, welche die liebe Heimlichkeit der berüchtigten ſtändiſchen Truhe oder das Selbſtergänzungsrecht des engeren Ausſchuſſes beweinten, vergriffen ſich die eigentlichen Liberalen, welche, was in der Verfaſſung fehlte, in ſie hinein erklärten und ohne Rückſicht auf den Buchſtaben, noch weniger auf den Geiſt und gar nicht auf die allgemeinen deutſchen Zuſtände und das Recht des Bundes die Prinzipien der alten Verfaſſung als durch die neue nicht aufgehoben betrachteten. Zuerſt lag Alles daran, daß die Volksrepräſentation wieder hergeſtellt ſey, allein von den erſten Sitzungen der Stände neuerer Periode an traten die tieferen Spaltungen in der Betrachtung des jetzigen Rechtszuſtandes hervor, und die Parteiungen, welche in dem Acte des Vertrags mit der Regierung untergegangen zu ſeyn ſchienen, ſtanden, als es zur Anwendung des Vertrags kam, wie über alles Maß

betrogene und proteſtirende Käufer wieder auf. Da kurze Zeit vorher der politiſche Lärm zu groß geworden war und darauf die Beſchlüſſe von Carlsbad vollzogen, das Mainzer Unterſuchungsgericht über die demagogiſchen Umtriebe unterſtützt und die Preſſe eingeſchränkt werden mußte, regte ſich der politiſche Widerſpruch in den erſten Ständeverſammlungen Würtembergs zwar weniger heftig, doch ließ ſich die ſogenannte Oppoſition den Groll über ihre getäuſchten Erwartungen nur zu bald und zu deutlich merken. Selbſt jacobiniſche Elemente gehörten damals noch der öffentlichen Repräſentation an, während kurz darauf dieſe Zügelloſigkeit nur noch in politiſchen Zeitſchriften, z. B. in der Donau-Nekarzeitung ihren Geiſt und ihr Gift ausſpritzen konnte, und der jüngere Nachwuchs, frühzeitig in demagogiſche Unterſuchungen verwickelt, ſich lebenslang bei der journaliſtiſchen Oppoſition begnügen mußte. Doch die aufgeklärte würtembergiſche Regierung hatte von da an die ſtarke Majorität für ſich und der Verlauf ſtändiſcher Wirkſamkeit wurde mehreren Mitgliedern ſo verleidet, daß ſie in dieſer ohnmächtigen Stellung nicht länger beharren wollten und aus der Verſammlung ausſchieden.

Es iſt bekannt, wie ſehr in den letzten Jahren der Reſtauration das Anſehen ſtändiſcher Repräſentation geſunken war. Da regte plötzlich die franzöſiſche Staatsveränderung im Jahre 1830 halb Europa auf und brachte das erſtickte oder im Dunkeln fortziehende politiſche Feuer wieder in volle Flammen. Bei uns waren die oberdeutſchen Staaten der Sitz jeder denkbaren Begeiſterung und wenn auch auf loyalere Weiſe, nahm doch Würtemberg an den übertriebenſten Aeußerungen des neueren Liberalismus Theil. Im Jahre 1832 ſchritt man zu einer neuen Wahl, die unter den größten Machinationen der Bewegungspartei zu Stande kam. Man muß von dem Enthuſiasmus wiſſen, welcher einen großen Theil

der Nation, besonders die Jugend, aber auch die Edlen und Begeisterten aller Art ergriffen hatte; man muß sich auf dem Postplatze von Stuttgart eine Menge Menschen versammelt denken, welche begierig ein neues Zeitungsblatt von Paris erwarten; man muß sich Gustav Schwab denken, wie er, um die Menge zu befriedigen, die neuesten französischen und polnischen Nachrichten vor einem Publikum abliest, das er so aufmerksam als Professor gewiß nie gehabt hatte. Die stürmischen Journale kamen in Flor und was das Inland noch verschwieg, das brachte man durch die rheinländischen und elsäßischen Zeitungen herein. Die Wahlen wurden wie in England mit einer staunenswerthen Betriebsamkeit der Partei in's Werk gesetzt, man hielt Zusammenkünfte mit den Collegen jenseits des Schwarzwaldes und auf einer Versammlung zu Boll hatte sich die neue Opposition ihrer neuen Kräfte vergewissert. Die Aufregung war noch am größten, während die politischen Zustände Deutschlands schon eine andere Farbe angenommen hatten. Dieß war das Merkwürdige und vielleicht Poetische an dem stürmischen Landtage von 1833, daß sich die Opposition den Schein geben konnte, als wollte sie nur eine Freiheit, die schon errungen war, erhalten. Man begann mit Protestationen und resignirte auf Alles, nur nicht auf den Muth, die Mittel, welche die ständische Wirksamkeit an die Hand gab, bis auf den letzten Rest zu verbrauchen. Ich glaube nicht, daß irgend eine andere ständische Versammlung in jenen Jahren so tiefen moralischen Eindruck auf das übrige Deutschland, besonders auf den Norden, hervorgebracht hat, als die damalige würtembergische, und noch heute unter veränderten Verhältnissen erregt die Stimme würtembergischer Enthusiasten durch ihre strenge Haltung oder wenigstens durch die Erinnerungen, welche sie hervorruft, größere Aufmerksamkeit. Dieß erklärt sich auch dadurch, daß so wenig in jüngster Zeit die Kammer der Stände und die Haltung des

Volkes im Ganzen oppositionell war, dennoch der Grad der Opposition einer Partei noch immer ein Kennzeichen der inneren Volksgesinnung bleibt. Die vorangehende Verfassungsgeschichte und das Naturell des würtembergischen Volks wiederholt es in tausend Zügen, daß die öffentliche Opposition in ihrem Prinzipe, wenn auch nicht in der gegenwärtigen Anwendung desselben mit der Stimmung der Mehrzahl dieses Volkes zusammen gewachsen ist. Selbst mäßige Charaktere sprechen zwar meist nicht von der Tribune, sonst aber ohne Scheu Ansichten aus, welche ich als die Grundmarimen des alten-würtembergischen Liberalismus schon hinlänglich bezeichnet habe.

Das Jahr 1833 blieb der Wendepunkt der neueren Staatsgeschichte Würtembergs. Alles dreht sich hier um die bekannte Motion Paul Pfitzers gegen die Einmischung des Bundestags in die verfassungsmäßigen Rechte der Würtemberger. Obwohl die Regierung sehr in die Enge getrieben war und in den meisten Fragen der materiellen Politik der Majorität nachgeben mußte, zeigte sich doch schon damals die Unentschiedenheit der öffentlichen Meinung und der Mehrzahl der ständischen Mitglieder, als man über so schwierige Punkte, wie sie gerade Pfitzer anregte, sein Votum abgeben sollte und der verhaltene Widerspruchsgeist konnte sich nur in einer Protestation gegen einen formellen Eingriff der Regierung in die Berathungen der Stände entladen. Der Landtag ward aufgelöst und mit der neuen Eröffnung desselben war auch der überschwengliche Geist von der Mehrzahl der Mitglieder gewichen, der Sturm legte sich, die Opposition ward immer einsamer, aber heroischer und durch die Maßregeln des Bundes, durch die Entschiedenheit der zu freisinnigen Bewilligungen wohlgeneigten Verwaltung, so wie durch den Geist allgemeiner Denkart kam auch Würtemberg in den Zustand einer mäßigen Staatsbewegung zurück. Mancher glaubt noch im-

mer, es seyen nur die Verhältnisse der Restauration, welche sich wiederholen, und die erste Zugluft von Frankreich her werde das Kartenhaus der gegenwärtigen Ordnung vernichten. Wohl ist zu hoffen, daß in den nächsten Decennien manche Veränderung in dem Bewußtseyn der Nation und in ihren öffentlichen Zuständen vor sich gehen werde, allein von einer Erschütterung durch die Hand eines frechen Republikaners ist für die gegenwärtige Lage unserer Nation ein wirksamer Anstoß nicht zu erwarten. Die ständische Opposition schreitet in den meisten Staaten im gewohnten Gleise, man trägt auf Preßfreiheit an, man protestirt gegen den Bundestag, man spricht und schreibt über Steuerverweigerung; allein im Großen dürfte sich nichts verwirklichen, als der baldige Austritt einiger übelgelaunten, zur Opposition versteinerten und in gegenwärtiger Lage verzweifelnden Mitglieder der Ständeversammlung.

An diese Darstellung vergangener würtembergischer Zustände schließt sich das gegenwärtige Resultat von selbst an, und ohne Schwierigkeit wird sich nach diesen Betrachtungen das wahre Bedürfniß des Volkes ergeben, und ein unparteiisches Urtheil über die bürgerliche und geistige Lage, so wie über die Bestrebungen der Volksfreunde dieses Landes fällen lassen, ohne dem Charakter des Stammes oder einzelner achtungswerther Persönlichkeiten zu nahe zu treten. So wie es der Wege mehrere gibt, welche zum Himmel führen, so mag man auch zugestehen, daß es mehrere wohlgemeinte Ansichten und Bestrebungen für das öffentliche Wohl geben kann, welche, obschon an und für sich in Wahn, Irrthum oder Unmäßigkeit befangen, zur nothwendigen Vervollkommnung der Nation nichts destoweniger beitragen. Wer dieß nicht fühlt, begreift freilich nicht, daß man gegen andersdenkende Persönlichkeiten, wenn es nicht herzlose und unbeugsame Fanatiker sind, darum keinen Unwillen und noch viel weniger keinen Haß he-

gen kann, ohne daß man sich gleichgültig gegen das Höhere und Bessere oder um die eigene Wahl des Standpunktes in der Oeffentlichkeit verhielte.

Das Königreich Würtemberg ruht auf dem Gebietsumfang, der von dem Wiener Congreß anerkannt worden ist. Darauf entstand durch die inneren Entwicklungen nach den Befreiungskriegen der heutige Zustand. Noch läßt es sich trotz des verringerten Umfangs als der Stellvertreter des ehemaligen Schwabens betrachten; denn es ergeht solchen Stämmen wie dem Kern der deutschen Nation überhaupt. Je enger er in seinen äußeren Gränzen zusammengedrängt wird, desto entschiedener bildet sich der überbleibende Stamm oder National-Charakter aus. Von dem schwäbischen Kreise sind bedeutende Striche an die angränzenden Staaten überlassen worden, wie besonders der Distrikt zwischen der Iller und dem Lech, mit dem oberen Landesstrich bis Lindau, an die Krone Baiern, die südwestlichen Distrikte zwischen der Donau und dem Rhein, die ehemals vorderösterreichischen Provinzen fast sämmtlich eingerechnet, an den Großherzog von Baden. Zu dieser Eintheilung haben auch vernünftige Ursachen mitgewirkt. Einmal trägt durch eigenthümlichen Charakter und durch die frühere Uebermacht Oestreichs das südwestliche Schwaben schon ein fremdes und mehr dem Rheinland sich näherndes Gepräge an sich, so wie die fränkischen und bairischen Grenzlande ebenfalls in den fränkischen und bairischen Charakter überfließen. So blieb nur noch Altwürtemberg mit den Reichsstädten und ein großer Theil Oberschwabens mit den herrschaftlichen und städtischen Gebieten bei dem neu errichteten Königreich. Auch diese beiden Theile fallen bemerkbar auseinander, ohne daß abstoßende Eigenschaften vereinigt worden wären. In Altwürtemberg herrscht ein finsterer, strenger, fast ungeselliger Protestantismus, in Oberschwaben unbefangener, freigesinnter und lebenslustiger

Katholicismus. In Altwürtemberg erinnert der bürgerliche Charakter an den verhärteten Widerſpruchsgeiſt der alten Verfaſſung, während die Intereſſen überwiegend an die gegenwärtige Verwaltung gekettet ſind. In Oberſchwaben dagegen wurden die neueren Staatsbegriffe mit größerer Friſche und Lebhaftigkeit ergriffen, und der an Unabhängigkeit gewöhnte reichsſtädtiſche Charakter ſtellt vorzüglich in materiellen Intereſſen den ganzen Stolz ſeiner Erinnerungen der heutigen Regierung gegenüber. Der oberſchwäbiſche Theil zieht ſich um die altwürtembergiſche Landſchaft bis an die fränkiſchen Gränzprovinzen hinunter. Man ſollte daher Würtemberg in das Land dieſſeits und jenſeits der rauhen Alp eintheilen, wenn es überhaupt vortheilhaft wäre, die Scheidung von Alt- und Neu-Würtemberg im Gedächtniß zu bewahren. Denn die Verſchmelzung beider Landestheile kann nur den vortheilhafteſten Einfluß auf die Cultur und Entwicklung des Ganzen äußern. Bei der gemiſchten Natur der oberdeutſchen Stämme erſcheint die Vereinigung, da nichts Ausſchließendes vorhanden iſt, als politiſche Nothwendigkeit. Dieß iſt das Fundament des Königreichs. Durch unbedeutende Gränzveränderungen kann dieſer Kern und die Bedeutung deſſelben nicht vernichtet werden. Man findet in Franken eine ähnliche Vermiſchung verſchiedener Religion und verſchiedener Culturſtufen, man findet ſie am Rheine wieder, aber außerhalb der Schweiz dürfte der Gegenſatz des Proteſtantismus und des Katholicismus nirgends ſo divergirend aneinander gefügt ſeyn, als in Würtemberg. Durch die weltlichen Intereſſen, durch Cultur und Unterſchiedenheit von den nächſten bairiſchen und öſtreichiſchen Nachbarn iſt auch in Würtemberg der Geiſt des Proteſtantismus überwiegend.

Durch den Reichs-Deputationsſchluß von 1803 erhielt Würtemberg zur Entſchädigung für ſeine verlorene Grafſchaft Mömpelgard jenſeits des Rheins einen großen Theil der

ſchwäbiſchen geiſtlichen Herrſchaften, welche ſeculariſirt wurden und neun freie Reichsſtädte. Mit dem Preßburger Frieden des Jahres 1805 kamen von den abgetretenen vorderöſtreichiſchen Beſitzungen die Grafſchaft Hohenberg, die Landvogtei Altdorf, die Herrſchaft Ehingen und die vier Donauſtädte an Würtemberg. Nochmals vermehrte ſich das nun zum Königreich erhobene Land durch die rheiniſche Bundesacte vom Jahre 1806. Herrſchaften und Abteien und der größere Theil der noch jetzt unter würtembergiſcher Oberhoheit ſtehenden mediatiſirten Länder wurden damals hinzugethan und durch den Frieden von Wien und den Staatsvertrag mit der Krone Baiern vom Jahr 1810 kamen der übrige Theil Oberſchwabens, Städte und Abteien, die Stadt Ulm und andere nach der fränkiſchen Gränze ſich hinziehende reichsunmittelbare Herrſchaften dazu. Auch das Deutſchmeiſteriſche Fürſtenthum Mergentheim ward zu Gunſten Würtembergs ſäculariſirt. Mit geringen Gränzveränderungen beſtätigte ſich dieſer Beſitz auf dem Wiener Congreſſe. So war das ehemals an Umfang kleine Würtemberg ein bedeutender Staatskörper geworden, ohne daß es ſich in ſolchem Maaße wie Baiern oder Baden vergrößert hätte. Wenn man den energiſchen Charakter König Friedrichs bedenkt, der ſelbſt der Macht des franzöſiſchen Kaiſers zu trotzen fähig geweſen wäre und der auf dem Wiener Congreß ohnehin wegen ſeiner halsſtarrigen Politik genug zu kämpfen hatte, ſo war an eine weitere Ausdehnung des würtembergiſchen Gebietes nicht zu glauben. Dazu iſt Würtemberg ein Kernland, was nicht jeden fremden Beſtandtheil in ſich aufnehmen kann, womit ich über den Charakter dieſes Landes ein Lob ausgeſprochen habe, welches in politiſcher Hinſicht vielleicht nicht ſo einträglich iſt, für den erlangten Beſitz aber unter allen Stürmen der Zeit mehr Garantie bietet, als eine an äußerer Macht viel umfangreichere Stellung. Was ſich auch ereignen kann, der

ſtaatliche oder provinzielle Gehalt, den Würtemberg jetzt hat, wird über dieſe Gränzen hinaus ſich niemals erweitern, ohne ſich ſelbſt aufzuheben. Ein Staat, der ſo mit der Volksthümlichkeit des Stammes zuſammenhängt, hat keine Anweiſung auf Eroberungen; doch deſto größere Bürgſchaft für Beſtand.

Unter den deutſchen Bundesſtaaten nimmt Würtemberg die vierte Stelle ein, obwohl es an äußerem Umfang dem Königreiche Hannover nachſteht. Während ältere und vormals im Reiche höchſt angeſehene Familien mit der Auflöſung des früheren Zuſtandes in die Stellung der Mediatiſirten herabgekommen ſind, z. B. Fürſtenberg zu Baden, die Häuſer Hohenlohe zu Würtemberg, haben ſich zwei Dynaſtien, die Häuſer Würtemberg und Baden, erhalten und auf Unkoſten der übrigen vergrößert. Würtemberg verdankt dieß Glück nur der Verbindung ſeiner Fürſten mit einem eigenthümlichen und nicht ſo leicht vertilgbaren Kerne von Volksthümlichkeit und in ſich verwachſenem Bewußtſeyn, wodurch das Land Eberhards im Bart nur der energiſchen Nachfolge unter König Friedrich bedurfte, um dem Sturme zu trotzen. Nach dem Alter der Geſchlechter und ob ein Fürſt von Fürſtenberg oder einer von Hohenlohe ehemals bedeutender an Rang und Anſehen geweſen ſey, als ein Herr von Würtemberg und Beutelsbach, konnte bei dem Umſchwung der neueren deutſchen Staatsverhältniſſe nicht mehr gefragt werden. Nichts iſt wunderbarer, als daß unſere ideologiſchen Liberalen, weil ihre begeiſterten Hoffnungen von deutſcher Einheit und Freiheit am Wiener Congreß nicht erfüllt wurden, ſelbſt für das Schickſal der mediatiſirten Fürſten eine zärtliche Thräne im Auge haben. Man könnte an dieſer Maßregel des damaligen deutſchen Fürſtenbundes nur einen Mangel beklagen, nämlich die Inconſequenz, welche die vom Rheinbund überlieferte Gewaltthätigkeit ſich ſcheute zu vermehren.

Eine ſtatiſtiſche Darſtellung der öffentlichen Zuſtände dieſes Landes kann man in dieſem Zuſammenhange nur ſo weit erwarten, als ſich daran allgemeine und charakteriſtiſche Merkzeichen für die Cultur, gegenwärtige Lage und Politik Deutſchlands knüpfen. Für denjenigen, welcher die Kenntniß verlangt, die ich entweder vorausſetze oder als unwichtig für allgemeinere Folgerungen bei Seite liegen laſſe, ſtehen in Betreff der meiſten deutſchen Staaten die ſpeciellen Quellen offen, von welchen die würtembergiſchen Arbeiten J. D. G. Memmingers in Stuttgart und des Profeſſor Mohl in Tübingen amtliche Autorität genießen. Der Neckar und die ihn umringenden Gebirgszüge bilden den Grundſtoff des Landes, welches unter den Oberdeutſchen das vorzugsweiſe hügeliche iſt. Wie der Boden, ſo ſind auch die Bewohner — felſiger, rauher, unebener. Ehe der Neckar in das weite ſchöne Rheinthal austritt, geht der Beſitz an Baden über. Während dieſes von jeher ein blühender Garten genannt wurde, gleicht Altwürtemberg, beſonders die Neckargegend mit ihren milden Gebirgszügen, einer ſchwermüthigen Gräberreihe. Ueber den Burgen, die wie einzelne Kreuze darauf emporragen oder wie das Neſt eines Raubvogels an ſteilem Abhang kleben, ſchwebt der elegiſche Geſang ſchwäbiſcher Gemüther, die ſich aus Mangel an Gegenwart oder aus Unluſt über ſie in die Erinnerung zurückziehen und eine Vorzeit feiern, von welcher nur die poetiſche Stimmung den Nachkommen verblieben iſt. Die ſchauerlichſte Gegend von Schwaben iſt die von Heilbronn, ſie ſieht violett aus und an den Bergen glaubt man noch die Blutstropfen aus der alten Ritterzeit zu beobachten. In dieſe kahlen Rebenzüge ſcheint ſich das Hexen- und Geſpenſter-Weſen des alten Deutſchlands geflüchtet zu haben, und zu Weinsberg wohnt der heilige Augur, welcher dem ungläubigen Geſchlecht dieſe alten und neuen Wunder erklärt. Von Unterſchwaben ſteigt man auf die eckigen und

ſchroffen und großgearteten Gebirgszüge der rauhen Alp, die von der Achalm, ihrem jugendlichen Buſen aus, drei Arme hinauszuſtrecken ſcheint, den einen nach Oſten, der mit dem Hohenſtaufenkegel endet, den anderen weſtwärts, wo das Auge bis auf den mütterlichen Stammſitz des habsburgiſchen Hauſes und den umwaldeten Schwarzwald ſtreift und einen dritten ſüdwärts, wo am Horizont die Stammburg des Hauſes Hohenzollern winkt. Die ſchwäbiſche Alp iſt eine Fortſetzung des Juragebirges, dem es an Form, Rauheit und Maſſe ſehr ähnlich iſt. Nach Nordoſt flacht ſie ſich allmählich ab und geht in den Frankenwald über. Dieß iſt die Naturgränze, welche zwiſchen den Gewäſſern der Donau und des Mains und Neckars gezogen iſt. Weſtwärts und jenſeits der Donau betritt man den Schwarzwald und die gebirgigen Ausläufe Oberſchwabens bis an die vorarlbergiſchen Alpen und den Bodenſee. Der größte Theil Oberſchwabens hat einen rauheren und beinahe ſchweizeriſchen Charakter; nur die Gegenden oſtwärts vom See gehören zu den fruchtreichſten oberdeutſchen Strichen. Die Weſtgränze bildet der Schwarzwald mit ſeinem auf der würtembergiſchen Seite rauhen und düſteren Abhang; nordwärts ſcheidet der Odenwald Würtemberg und das Neckarthal von den Maingegenden, Heſſen-Darmſtadt und Franken ab. Hier geht Würtemberg in die wilden Gränzlande an der Jart und im Hohenloheſchen aus. Trotz dieſes hochländiſchen und zum Theil rauhen Charakters iſt der Boden fruchtbar, der Himmel mild und die materielle Beſchaffenheit des Landes ſo nachhaltig und in ſich abgeſchloſſen, daß nur die Ueberfülle der Bewohner die Hülfsquellen des Landes überſteigen konnte. Würtemberg iſt im eigentlichſten Sinne ein Fruchtland, Wein, Feldfrüchte, Baum- und Gartenfrucht erſtrecken ſich faſt über das ganze Land; an letzteren iſt vorzüglich der oberſchwäbiſche Strich am Bodenſee geſegnet. Mit der zunehmenden Bevölkerung hat auch

der Gewerbfleiß ansehnliche Bedeutung gewonnen und obwohl Würtemberg als Binnenland zu den Handelsstaaten nicht gerechnet werden kann, befindet sich doch Handel und Ausfuhr in verhältnißmäßig vorzüglicher und immer zunehmender Blüthe. Unter den süddeutschen und insbesondere oberdeutschen Staaten ist Würtemberg der einzige wirkliche Industriestaat. Wie viel Holz wird auf den kleinen Flüssen vom Schwarzwald zu den Niederdeutschen und nach Holland geflößt! Einer der wichtigste Ausfuhr-Artikel ist das Getreide und der stärkste Verkehr darin nach der Schweiz, nach Baden und Frankreich. Der Weinbau ist zwar sehr bedeutend; allein als Handelsartikel kann er für das Land nicht sehr angesehen werden. Seit der preußisch-deutschen Zollverbindung erhielt die Ausfuhr würtembergischer Weine wieder neuen Schwung und auch diese Erwerbsquelle gewann auf's Neue Flor und Bedeutung. Uebrigens strebt die Verwaltung sehr dahin, die Wein-Cultur zu verringern und den Wein selbst auf jede Weise zu verbessern. Diese Maßregel der inneren Politik ist für den bürgerlichen und sittlichen Charakter eines großen Volkstheiles von Einfluß; denn wie überall und in Würtemberg besonders wegen der durchschnittlichen Mittelgüte des Weins, trägt dieser Erwerbszweig mit seiner Wandelbarkeit einen leichtsinnigen und demoralisirenden Stempel auf den Sinn des Volkes, oder es schlägt die zurückgehaltene Leichtigkeit und Lebenslust in Schwermuth, Unzufriedenheit und Pietismus um. Wie der Wein, so auch die Trinker und so kostbar der edlere, so herb ist der Alltagstrank. Die Aebte, Mönche und Ritter wußten das Gute wohl zu schätzen, am Neckar gibt es ganz vorzügliche Lagen; allein um den Seewein genießbar zu finden, ist schon einige Vorübung erforderlich. Unter allen Weinstrichen Deutschlands ist der Neckarwein gewiß der geringste nicht, wohl aber einer der herbsten. Die Viehzucht ist am Schwarzwald und besonders

in den fränkiſchen Gränzgebieten die Haupterwerbsquelle und der Handel mit allerlei Vieh der wichtigſte für Würtemberg. Berühmt ſind die Maſtochſen aus dem Hohenloheſchen und der Gegend von Hall. Wolle wird in anſehnlichen Maſſen nach den Niederlanden, Frankreich und England geführt; der Handel mit Induſtriewaaren beſteht vorzüglich in Linnen, dem Artikel der Alp, Baumwollengarn, Schafwollenzeugen, Leder, was auf den Meſſen Leipzig, Frankfurt und Zurzach verhandelt wird, Holzwaaren, vorzüglich Ulmer-Artikeln, Bücher, Stuttgarter Artikel und in Nachdruck, der berüchtigten Erwerbsquelle mehrerer Orte, beſonders Reutlingens. Nicht weniger bedeutend iſt der Zwiſchenhandel über Heilbronn, Stuttgart, Ulm, Calw und Friedrichshafen. Würtemberg liegt im Mittelpunkt der Hauptverkehrsſtraßen aus den Niederlanden und Frankfurt nach der Schweiz und dem Süden, von Frankreich nach dem öſtlichen Deutſchland und den öſtreichiſchen Staaten. Durch den preußiſchen Zollverein, welchem Würtemberg im Jahre 1833 beitrat, vermehrte ſich der Handel mit inländiſchen Producten in vorzüglichem Maaße, beſonders der Nachbarſtaat Baiern, wo die Induſtrie auf weit geringerer Höhe ſteht, nimmt die würtembergiſchen Producte auf, und die Tücher halten ſchon die Concurrenz mit den ſächſiſchen und niederländiſchen Fabrikaten aus. Noch verdient bemerkt zu werden, daß in neuerer Zeit durch die Liebhaberei des königlichen Hauſes und durch die Landesgeſtütte die Pferdezucht mit großem Eifer betrieben wird, ſo daß die würtembergiſchen Pferde ſchon jetzt als die geſuchteſten in Süddeutſchland gelten. Der reiche Fruchthandel der oberſchwäbiſchen Städte Ravensburg, Wangen, Biberach u. ſ. w. nach der Schweiz bildet die Grundlage des altherkömmlichen Wohlſtandes dieſer Gegenden und dieſer ehemals reichsſtädtiſchen Gemeinden; nur die größeren Handelsplätze Schwabens, Augsburg, Ulm und der ſchweizeriſche Handelsort

Rohrschach haben durch den Verlust des italienischen Handels an alter Bedeutung verloren. Seit den Wiener Ministerial-Conferenzen in den Jahren 1819 und 1820 wurde von den meisten deutschen Regierungen die Zoll- und Handelsvereinigung lebhaft betrieben, unter den süddeutschen Staaten wurden Verhandlungen gepflogen, die kein Resultat hervorbrachten, bis endlich zwischen Würtemberg und Baiern im Jahre 1827 ein Vertrag abgeschlossen wurde. Hierdurch ward der Anfang zu einer Handelsverbindung gemacht, welche einige Jahre später in einen allgemeinen preußischen Verband aufging. Die Verwaltung läßt sich die Befreiungen des Verkehrs und die Beförderung des Gewerbfleißes sehr angelegen seyn und man kann ihr sogar den Vorwurf machen, daß sie das materielle Interesse mehr im Auge hat, als das geistige und daß z. B. der Buchhandel mehr Unterstützung findet, als der Geist und die Gelehrsamkeit, durch die er sich emporschwingt. Erst in neuerer Zeit hat sich Stuttgart zu einem Hauptpunkt des deutschen Buchhandels erhoben. Im Verkehr und Büchervertrieb steht er den deutschen Hauptplätzen zur Seite, in Süddeutschland besonders Frankfurt und Nürnberg. Was die Größe der Verlagsgeschäfte anlangt, so behauptet Stuttgart jetzt den Rang nach Leipzig und Berlin, ja die Zahl der Unternehmungen ist vielleicht größer als die Berlinische, aber leider besteht ein großer Theil dieser Fülle in Bücherfabrikaten. Man hat sogar jüngst die Errichtung einer besonderen Stuttgarter Buchhändler-Messe in Anregung gebracht, wodurch für Oberdeutschland wenigstens diese Verbindung mit Leipzig und Frankfurt entbehrlich gemacht würde. Allein abgesehen von der Zersplitterung, welche dadurch unter die Verhältnisse des deutschen Buchhandels käme, dürfte auch das Ergebniß im Vergleich mit dem hergebrachten und sicheren Vertriebs- und Geschäfts-Gange geringfügig seyn. Natürlicher scheint es, daß die südwestdeutschen Buchhand-

lungen in Stuttgart ein eigenes für die nächsten Umgebungen, die Schweiz, Frankreich und Oestreich berechnetes Commissions-Geschäft an sich ziehen, in Bezug auf die Messen jedoch es bei der bestehenden Einheit bewenden lassen. Oder spuckt hier wieder der Gegensatz zwischen Nord- und Süd-Deutschland? Man kann nicht von dem deutschen, am wenigsten jedoch von dem würtembergischen Buchhandel sprechen, ohne des Gründers einer neuen Epoche des literarischen Verkehrs, des im Jahre 1833 verstorbenen Freiherrn von Cotta, zu denken. Durch ihn ist die Verbindung zwischen Autoren und Verlegern, ferner der Unternehmungsgeist, besonders in journalistischer Beziehung, zu einer vorher in Deutschland ungekannten Großartigkeit erwachsen. Für die geistige Belebung und den Buchhandel in Würtemberg und Stuttgart ist von ihm der Grund gelegt worden, auf dem sich bis heute schon ein blühender und überaus einflußreicher Bau erhob. Man kann selbst von einer literarischen Allianz sprechen, welche durch Cotta's Vermittlung zwischen dem Süden und Norden erneuert wurde, indem er die Männer, welche nach Norden gezogen waren, geistig wieder in ihr Vaterland zurückführte. Von da an datirt sich der würtembergische Buchhandel.

Die Würtemberger sind ein Kernvolk und an Seele und Leib eigenthümlich. Aus den Zeiten reichsstädtischer Aermlichkeit ruht noch ein sprüchwörtlicher Spott auf dem schwäbischen Namen; allein wo der Schwabe in neuerer Zeit aufgetreten, hat er sich wenigstens Achtung und in einzelnen Fällen Bewunderung verschafft. Es ist etwas besonders Ursprüngliches an diesem Stamm und an den Würtembergern, was mit dem gemischten, veräußerlichten oder gedämpften Charakter der meisten übrigen deutschen Stämme und Provinzen in auffallendem Contrast steht. Ueberall in Deutschland haben sich Provinzial-Eigenthümlichkeiten erhalten; aber unter den Stämmen, die nicht dem östreichischen Ge-

präge zugefallen sind, ist der angeborene Charakter meist bis zur Unwesentlichkeit verwischt worden, oder von ausländischer Physiognomie überfirnißt. Durch die Ebenen streicht der Wind und führt die Sitten des einen Stammes mit Leichtigkeit zu dem andern, in dem gebirgigen Kernlande Oberdeutschlands aber hat sich die angeborene Natur bis zur Schroffheit gesteigert. In die andern Regionen ist der verschlingende und nivellirende Charakter des preußischen Staats eingedrungen oder man ringt mit den nachbarlichen Bildungsstufen Oestreichs und Frankreichs. Nur in Schwaben, in den hessischen Gebirgen und in den an der Nord- und Ostsee liegenden kleineren Provinzen, als Ostfriesland, Holstein, Meklenburg, hat sich die eigenthümliche und unterscheidende Selbstständigkeit in ungeschwächterer Kraft erhalten, worauf die Volksthümlichkeit ruht, welche auch in politischer Hinsicht Ansprüche auf besondere Verkörperung zu machen hat. Dieß ist der Nerv, der trotz des unbedeutenden Umfanges, die Bedeutung des würtembergischen Staatslebens und das Interesse an der Entwicklungsgeschichte dieses Volkes erhält. Welche Specialgeschichte spricht ein so allgemeines Interesse an? Wenn man aus den lachenden, lustigen und geschwätzigen Rheinlanden oder aus dem freundlichen und umgänglichen Franken in die ernsten Hügel des würtembergischen Landes kömmt, erweckt die Berührung mit den Bewohnern den Eindruck einer ungewohnten und beinahe abstoßenden Befremdung. Ueberall erblickt man einfache Zustände, festes, bürgerlich sicheres und solides Daseyn, aber nichts, was den gewöhnlichen Fremden zur Wohnlichkeit anlocken könnte. Nach einiger Zeit der Betrachtung ergeben sich folgende Resultate. Die Würtemberger sind reich mit allen Anlagen des Geistes und des Gemüthes gesegnet, ihr Charakter ist ernst und an der Redlichkeit ihres Wesens wagt man nicht leicht zu zweifeln. Allein bei diesen nam-

haften Vorzügen findet sich eine Schroffheit des Wesens, welche sowohl in den geselligen Verhältnissen als in den öffentlichen Zuständen charakteristisch ist. Finsterheit des Sinnes, Mißtrauen gegen Ausländer, gegen die Regierung und gegen fremde Erzeugnisse, unbeholfene Lebensformen und Engigkeit des geselligen Umgangs — sind Merkmale, welche selbst den tüchtigen Kern und die edelsten Fähigkeiten beschatten. Man trifft in der Beurtheilung Anderer eine Strenge und Tyrannei und neben großer Reinheit und Züchtigkeit auch auffallend prüdes und auf den Schein bedachtes Wesen. Der Würtemberger leidet an seiner Geschichte und nirgends findet man das Wort Schillers mehr bewährt: „Im engen Kreis verengert sich der Sinn, es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken!“ Zwar hat seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die geistige Bildung und die Kunst vieles dazu beigetragen, den starren Sinn des Volkes zu mildern; allein noch immer sieht man in dieser Physiognomie mit der deutschen Ursprünglichkeit auch eine eigenthümlich deutsche Härte verbunden. Unter den germanischen Völkern findet sich ein Zug, der sie alle verbindet, und der ihnen, so lange sie sich nicht völlig mit fremdem Blute oder Berührungen vermischen, treu bleibt. Dies ist der Geist der Familie, welcher bei den germanischen Völkern durch alle Regionen des inneren und des äußeren Daseyns durchgeht. Es ist diese Innerlichkeit, welche auch im äußern Leben sich von dem offenen Markte oder den Beziehungen der Oeffentlichkeit abschließt, es ist das Fundament neuerer Cultur und Völker-Entwicklung, wodurch die Germanen die Stammhalter der Sitte und der Civilisation geworden sind. Man hat besonders von den Deutschen gesagt, daß sie nur mit Widerwillen sich der zwingenden Fessel des Staatslebens unterwürfen und Vollgraff, ein bekannter Staatslehrer, hat sogar den Satz aufgestellt: Wir seyen ganz un-

geeignet für ſtaatliche und äußere Exiſtenz, und ohne darin zu glänzen, könnten wir nur ſo weit zu politiſchem Beſtand kommen, als es nothwendig iſt, um nicht ganz auseinander zu fallen. Wer ſo raiſonnirt, erhebt ein Phänomen zum bleibenden Geſetz, was in Kreiſen ſittlicher und geiſtiger Perfectibilität ein Unrecht gegen die menſchliche Natur genannt werden muß. Es iſt wahr, der Deutſche war von Natur ein dem Staatsverbande abgeneigtes und eigenſinniges Weſen, und er wollte ſich der Geſammtheit nur zu den nothwendigſten Zwecken anſchließen, ja nirgends hat ſich dieſer Sinn für Ungebundenheit oder Autonomie lebendiger erhalten, als unter den Oberdeutſchen, die nur nach den bekannten Widerſprüchen menſchlicher Erſcheinung in überreizte Neigung zu politiſcher Thätigkeit verfallen konnten. Der Norddeutſche hat dieſen ungemeſſenen Sinn für Freiheit mit reſignirender Hingebung an das Allgemeine, mit büreaukratiſchen Regierungsformen und mit Indifferentismus an dem gewöhnlichen Geſchäftslauf der Politik vertauſcht, und jener alte Unabhängigkeitsſinn äußert ſich nur in einzelnen Gegenden und Staaten als ziemlich lähmender Provinzialismus. So zerfällt das deutſche Leben in zwei große ſociale Phänomene, von denen jedes den allgemeinen Charakter des deutſchen Familienlebens auf eigenthümliche Art repräſentirt. Bei dem Norddeutſchen mußte die Familie und der Bereich des Privatlebens jene Opfer erſetzen, welche man den öffentlichen Zuſtänden brachte. Das Familienleben erweiterte ſich, ohne ſeine Reinheit zu verlieren und aus dieſer Vereicherung floß jenes Zuſammenleben, jene Pietät, mit welcher jeder ſich als Mitglied einer großen Familie betrachtet, endlich der geſellige Sinn und eine unnennbare Mittheilungsluſt. Wenn der Norddeutſche an dem Gefühl perſönlicher Würde verloren hat, ſo iſt er dagegen als Menſch um ſo würdiger geworden. Die engen Bezüge familiären Daſeyns werden in

dem deutschen und germanischen Blute immer das Gesetz weiterer Entwicklungen bleiben; denn auf diesem Fundamente ruht die Civilisation und der allgemeine Fortschritt; allein im Norden, besonders im deutschen Norden, hat sich der vereinzelte und patriarchale Charakter einzelner Familien und Corporationen schon längst in die Form der Freiheit und der Hingebung erweicht und indem es die Selbstständigkeit des Individuums verringerte, hat dies den sittlichen Kern des Umgangs und der Verhältnisse zu wahrer Menschlichkeit erhoben, aus der dann nachwachsende Generationen die Bildung des Individuellen und Persönlichen herausarbeiten werden. Das deutsche Wesen findet sich bei den Norddeutschen in seiner vollen Reinheit, aber auf dem Stadium der Bildung begriffen. Schrankenlos, wie die Persönlichkeit im germanischen Leben auftrat, mußte sie im Allgemeinen untertauchen, um geläuterter daraus hervorzugehen. Der Norden beherrscht die Welt und unser Norden ist der Nerv und der Wendepunkt der Nationalität.

Ganz anders gestaltete sich der oberdeutsche Charakter. Nicht daß die ursprünglich deutsche Natur in ihrer Reinheit untergegangen wäre, sondern diese hat sich im Gegentheil in ihrer ganzen Naivität, Ursprünglichkeit und Schärfe erhalten. So weit es die äußern Verhältnisse dulden, erinnert vor Allem der Schwabe wenigstens noch an eine hundertjährige Vergangenheit. Er scheint voraus zu eilen, er amalgamirt sich mit den Erfindungen des Jahrhunderts, er wirft dem Norden Philisterei und Indolenz vor; allein die Art, wie er sich diese Vorzüge zueignet, ruft Arminius den Heruster und die hercynischen Wälder in's Gedächtniß zurück. Hier ist das Individuelle in seiner Starrheit ausgeformt und um sich in solcher Einsamkeit zu erhalten, hat man das deutsche Familienleben bis zu patriarchalischer Strenge und Abgeschlossenheit verhärtet und in erhitzter

Theilnahme an dem bürgerlich politischen Leben Ersatz für menschliches Behagen gesucht. Nur Krankheit oder frevelhafter Uebermuth kann die sittlichen Grundgesetze der Gesellschaft benagen; allein die Heiligkeit menschlichen Umgangs bis auf jene patriarchalische Vereinsamung zu treiben, ist lähmend und ruft als niederes Stadium unserer Nationalentwicklung den Widerspruch und leider oft eine Opposition hervor, die sich in michsüchtige und frivole Prinzipien verläuft. Weil ihr den Menschen oder die Familie vereinzelt, weil ihr von atomistischen Begriffen über Leben und öffentliche Verhältnisse ausgeht, habt ihr, gewappnet mit Bürgertugend und überwachter Sitte, die Grundlage des gesellschaftlichen Lebens, die Familie um ihre Entwicklung und äußere Peripherie gebracht, den Menschen dem Staat, die Familie der Gesellschaft bis zur Vernichtung des Gegensatzes gegenüber gestellt. So steht Jeder dem Andern, an welchen ihn nicht innerliche Bande fesseln, wie ein grundverschiedenes und deshalb feindliches Wesen entgegen. Hier erklärt sich die Kälte des Umgangs, der nicht unter altbewährten Gevattern und Genossen stattfindet, die Härte und pharisäische Strenge in Beurtheilung Anderer, die theilnahmlose Neugier und das Mißtrauen, das man dem Fremden, ja schon dem Inländer, wie einem beziehungslosen Dinge, entgegenträgt. Es ist, als wenn die Menschen aus dem Monde fielen. Während ein Berliner, wenn du nur irgend einen braunen Frack besitzest, dich mit offenen Armen an seine mittheilungslustige Brust drückt, Alles bei sich aufnimmt, zwar bekrittelt, aber doch nicht ohne Genuß und Wärme für Anderer Seligkeit schwärmt, mißt dich der Schwabe, wenn du bei ihm eintriffst, von oben bis unten, nimmt seinen Maßstab aus der Tasche und, wie der Wechsler im Goldstück, pflegt er mit dir so lange keinen Umgang, bis er deinen bürgerlichen Charakter bis auf das letzte Gran abgewogen. Die Ober-

deutschen, mit Ausnahme der Rheinländer, pflegen Allem, was aus Norddeutschland kömmt, mit Respect, ja mit einer gewissen Scheu zu begegnen. Sie spüren ein geistiges Element, welches zu fassen und zurecht zu legen ihnen die Handhabe mangelt und ihr Urtheil lautet über ihre nordischen Brüder gewöhnlich ganz einfach: „sie haben mal allesammt kein Gemüth.“ Dieß ist ein Schibeleth, das einem Nordländer jenseits des Thüringer Waldes oft geradezu, doch stets mit stummen Lippen in's Gesicht geworfen wird. Für's Erste ist es schon ein ziemlich beschränkter Ausspruch, einem grossen und durchgebildeten Stammcyclus Grundeigenschaften der menschlichen Natur so mir nichts dir nichts abzusprechen, und es würde eben so gescheidt seyn, wenn man im Norden von den Oberdeutschen sagen wollte: „sie hätten man keinen Geist,“ weil etwa derselbe nicht in der glatten, verständig abgerundeten und dialektischen Form hervortritt, wie in Brandenburg. Man kann von dem norddeutschen Gemüth nur sagen, daß es sich nicht in der naiven, sinnlichen und rückhaltslosen Weise kund gibt, als das süddeutsche. Oder wäre dieß keine Gemüthlichkeit, die in allen Berührungen der geistigen, bildsamen und hingebenden Geselligkeit und in allen Gewohnheiten des Lebens hervorquillt? Niemand läugnet, daß wenn man bei den Oberdeutschen, vorzüglich bei den Würtembergern, die erste schroffe Bewegung überwunden und einige Scheffel Salz mit ihnen gegessen hat, die Biederkeit, die Menschenliebe und die Zuneigung sich mit Capital und Zinsen und überfließender Herzlichkeit ergießt; Niemand wird trotz der Härte des Geistes und trotzender Vereinsamung dieser Völkerstämme den Rhein-, Main- und Neckargegenden nahe getreten seyn, ohne von dem sinnlich-poetischen Ausdruck des Gefühls und von den selbst bei gänzlicher Fremdheit unbefangenen Gebährden erwärmt zu werden; er müßte denn selbst ein dürres Holz seyn, wie es aller Orten und unter allen

Nationen ſolche Exemplare gibt. Selbſt von dem Würtemberger die rauhe Schaale abzulöſen, möchte eine für den gewandteren Nordländer genußreiche und fruchtbringende Uebung ſeyn. Die Gegenſätze die hier vorliegen, ſchließen ſich nicht aus, denn der Geiſt iſt's, der ſie bindet. Von ihrer inneren Einigung hängt das zukünftige Gedeihen ächt-deutſcher Nationalität ab und kein Weg führt leichter zu dieſem Ziele als die norddeutſche Gemüthlichkeit, die deshalb, weil ſie alle Bildung, alle Hingebung, alle Regſamkeit des Geiſtes an ſich zu ziehen weiß, gewiß nur von Unduldſamkeit oder Beſchränktheit beſchuldigt wird, ſie ſey kein Gemüth. Das erſte Merkmal höherer Menſchenbildung iſt die Fähigkeit, Andere zu verſtehen, von Andern aufzunehmen und auch das Fremdartige nicht auszuſchließen. Die ſüddeutſchen Politiker haben das Meiſte dazu beigetragen, die Scheidewand der Nation zu erweitern und die Aergſten unter ihnen waren Kinder des Nordens. So wagte vor etwa zehn Jahren ein deutſcher Publiciſt, den für die abgeſonderte ſüdweſtdeutſche Beſtimmung ein ganz eigenthümlicher Enthuſiasmus ergriffen hatte, von den Flächenbewohnern des Nordens zu ſagen: ihr Charakter ſey wie ein vom Wind bewegtes Rohr und Norddeutſchland, dem Handel mit aller Welt, den Einflüſſen des offenen Meeres und dem Mangel ächter Anhänglichkeit an dem heimathlichen Boden ausgeſetzt, ſey ein nomadiſcher Völkerzug ohne Treue und Glauben und ohne die Soliditat des Beſitzes, der Freiheitsliebe und der Bürgertugend oberdeutſcher Lande. Es war ein Norddeutſcher, der das ſagte.

In einem maleriſchen Tableau würde man die Sitten und Zuſtände der Würtemberger mit ungetheilter Hingebung, ja mit romantiſchen Farben ſchildern können; allein vom Standpunkte des Politikers aus muß, wenn irgend, eine vorurtheilsfreie Kritik der Volksthümlichkeit geſtattet ſeyn. Käme es auf eine beſtimmte Werthſchätzung einzelner deutſcher

Stämme an, ſo ſteht der ſchwäbiſche als ſolcher durch eigenthümlichen Charakter, ſelbſteigene Bildungsart und einen unverwüſtlichen Kern des Geiſtes und Gemüthes mit den vornehmſten Genoſſen auf gleicher Stufe und die meiſten überragt er ſogar. Mit Fehlern, Schwächen und Unebenheiten ſteht der Gehalt des würtembergiſchen Volkes weit über den aller ſüddeutſchen und der meiſten norddeutſchen Stämme. An Eigenart und deutſcher Urſprünglichkeit ſteht er vielleicht über allen. Es iſt wahr, die deutſchen Meerbewohner zeichnen ſich durch markige und ſcharfe Conturen aus, allein der äußere Verkehr trägt auch fremde Elemente in die urſprüngliche Miſchung und um als feſter Charakter zu erſtarken, gebricht es an äußerem Umfang und an politiſcher Begünſtigung. Letzteres iſt auch auf die Heſſen anwendbar, ein durch Energie und Mannhaftigkeit ausgezeichnetes Völkchen, in dem die Pietät des Nordens mit der Ungebundenheit des Südens ringt. Von den andern Stämmen des Nordens läßt ſich nur ſagen, daß ſie in eine gewiſſe Allgemeinheit eingegangen ſind, für welche Preußen der politiſche Ausdruck iſt. Franken war ſtets durch Zerſtückelung darniedergehalten oder fremder Volksthümlichkeit untergeordnet. Ein ſcharf ausgeprägter Stammcharakter wird ſich auch in der Zukunft dieſer Provinz nicht entwickeln, zumal ſie auch den Uebergang zwiſchen Nord und Süd vollbringt. Die Rheinländer, obwohl durch ihre Zone und ihre Umgebungen mannigfach unterſchieden, verläugnen doch nirgends einen gemeinſamen Charakter und ihr Ausdruck iſt durchweg von der Nähe Frankreichs und der franzöſiſchen Herrſchaft gefärbt. So kehrt man immer wieder auf Schwaben zurück, wenn man das oberdeutſche Weſen in ſeiner Reinheit und in ſchärfſter Geſtalt vergleichen will. Wie Hamburg eine Stadt iſt, die an innerem Selbſtgefühl manche Provinzen des nördlichen Deutſchlands übertrifft, ſo vereinigt ſich in dem kleinen Würtemberg durch zuſammenge-

wachsenes Stammbewußtseyn fast der ganze Begriff oberdeutschen Wesens. So spricht sich denn der Werth dieses ursprünglichen Volkes in tausend Eigenheiten aus, welche die benachbarten Stämme vermischten und Norddeutschland durch den allgemeinen Zug des Gedankens und uniformere Herrschaft verflacht hat. In Sitte, Sprache, Gewohnheiten lebt hier noch im Volke die tägliche Erinnerung an unvordenkliche Zeiten und während der Norden in Sprache und Cultur das allgemeine Gesetz der Nation zu Stande gebracht hat, kommt man in zweifelhaften Fragen und um die in trüben Jahrhunderten oft in die Prosa und Armuth herabgedrückte Sprache aus alten Schätzen zu erneuern, an die oberdeutschen und vorzugsweise schwäbischen Quellen zurück. So lockte ein großer Dichter, indem er die Unschuld und Kraft oberdeutscher Rede in die reinere Gesetzlichkeit hochdeutscher Sprache hinübertrug, wie mit einer Wünschelruthe die verborgene Kraft des gemeinsamen deutschen Sprachkernes heraus, was eine Reformation und die letztvergangene Blüthe unserer deutschen Literatur bewirkte. In den Thälern der Jart, am Fuß des Schwarzwalds und der Vogesen, mußte der sichere, sinnliche und feurige Ausdruck des wiederbefreiten Götz von Berlichingen vernommen werden. Der schwäbische Dialekt hat etwas Rauhes und der Bildung Bedürftiges und besonders in Oberschwaben und gegen die Schweiz nimmt die Sprache Mund und Ohr verletzende Breite an. So finden wir den Würtemberger in Tracht, Sitte, Lebensart eigenthümlich und scharf. Der Bauer hat ein gedrücktes und ärmliches Wesen, welches mit den wohlhäbigeren Gegenden Mitteldeutschlands und der bäuerlichen Herrlichkeit der Marschländer gewaltig contrastirt. Man spürt frühere Zeiten, welche auf diese Classe die größten Lasten drückten und bis heute die Beschwernisse des Feudalwesens vererbten. Dieß gibt, nächst der politischen Stärrigkeit, den Bewohnern von unten auf

einen finstern, unwilligen und freudenlosen Ausdruck und führt die reichen Quellen des Geistes und des Gemüthes oft in trübe, unerfreuliche Sectirerei und pietistische Frömmigkeit hinüber. Weltliche Ueberkraft und überreizte Verhimmelung treten scharf neben einander und vermischen sich oft in denselben Personen, woraus recht klar wird, wie sehr es dem gesammten Kern an einem Mittelpunkt der Thätigkeit und an Bildung mangelt und wie dieser Mangel durch die äußere Abschließung in jene Härte ausarten mußte, von deren Tadel ich ausgegangen bin.

Zunächst bezieht sich, was hier gesagt worden ist, vorzugsweise auf das altwürtembergische Land; dagegen sich in Oberschwaben und an den östlichen Gränzen der schwäbische Charakter in weniger starren Formen entwickelt hat. Man trifft da neben ähnlicher Rauheit und Unbeholfenheit auf größere Unbefangenheit und Lebensheiterkeit. Von seiner schönen Seite zeigt sich Schwaben in den Ueberresten der alten Reichsherrlichkeit, in seiner strengen Form, aber auch in seiner ganzen Tiefe im eigentlichen Würtemberg. An der Donau und gegen den See wird Alles heiterer, lebendiger und das gesellige Leben lustig und vielgefärbt. Statt des kalten und moralisirenden Protestantismus hat wie zum Gegensatz die katholische Kirche ihren freieren Lebensathem unter die Bewohner gebracht und auch bei den Protestanten die größere gesellige Freiheit reichsstädtischer Zeiten erhalten. Es ist bemerkenswerth, daß der Protestantismus im Allgemeinen einen orthodoxen, moralisch strengen und ungeistigen Charakter in demselben Lande angenommen hat, in welchem der Katholicismus eine freie, milde und duldsame Färbung behielt. Während hier Aufklärung, herrscht dort Unfreiheit und ein Conflict beider Kirchen erscheint nur in den Verhältnissen des Staats und der Kirche und in den Fällen, wo ein wissenschaftlicherer Protestantismus seinen klaren Gegensatz gegen

die katholische Symbolik erneuert oder auf gewagte Wege freier Forschung hinauswandert. Auf der Landesuniversität stehen die Repräsentanten dieser Kirchen neben einander. Der Pietismus eines großen Theiles der Würtemberger entspringt vorzüglich aus dem allgemeinen Mißbehagen, das der Einzelne sich gewöhnt einer größeren Gesammtheit gegenüber zu fühlen. Man ist mit den öffentlichen Zuständen unzufrieden; man sucht, wie es dem Deutschen eigenthümlich ist, in allen höheren Fragen Trost und Antwort in der Religion und weil die Kirche in ihrer allgemeinen Form den Forderungen Einzelner ebenso wenig Genüge leistet, so stürzt man sich mit dem Fanatismus höheren Anspruches in die geist- und charakter-tödtende pietistische Verschleimung. Das sind Säfte, die keine gesunde Thätigkeit finden.

So ist der Charakter eines Volkes, das mehr oder weniger von den geistigen Regungen und von den allgemeinen Fortgängen des deutschen Volkes isolirt in der Wärme religiösen Gefühls oder in der Kälte politischen Widerspruchs Entschädigung sucht. Man darf behaupten, daß der Pietismus in den Formen sinnlich mystischer Anschauung unter den Oberdeutschen, besonders in Schwaben, heimisch ist, während er im Norden nur als eine ephemere, aber leicht erklärbare Reaction gegen die Herrschaft des Verstandes und der Philosophie erscheint. In dieser Weise concentrirt sich der pietistische Sektengeist in großen Städten, wie Berlin, Breslau, Königsberg; mehr Verwandtschaft mit der würtembergischen Richtung hat der auf sinnlicherem Boden gepflanzte und an den Katholicismus hinangerückte Pietismus in Schlesien und am Rheine, so daß man in den religiösen Verirrungen der Zeit nur den verworrenen Ausdruk der tiefsinnigsten und am meisten productionsfähigen Provinzen deutscher Nation erblickt. Aus diesen tristen und aufzehrenden Krankheiten kann unsere Nation nur eine innigere Verbindung

mit dem vorzüglich im Norden ausgebreiteten Geiſtes- und Gedankenleben, ferner die realiſtiſche Wendung unſerer Zeit und endlich der politiſche Fortſchritt retten.

So wie der Glaube, ſo auch die Sitten. In den proteſtantiſchen Gegenden Schwabens erſchrickt man vor der äußeren Kälte und Monotonie des geſelligen Lebens und ſtößt bald auf eine Strenge des Urtheils und eine Pruderie des Umgangs, die nur aus ungemeſſener Scheu des Einen vor dem Andern, aus ungemeſſener Rivalität erklärlich iſt. Die Härte des bürgerlichen Charakters hat die ſtrenge Form des Familienlebens und die mißtrauiſche Haltung des geſelligen Verkehrs zur Folge gehabt. Die politiſche Vereinzelung hat auch die Menſchen im Innern vereinzelt. Ich habe oben die Reinheit der Sitte und die Feſtigkeit des Familienlebens für das Fundament unſerer Civiliſation und germaniſcher Völkerbildung, ja für die ewigen Träger ſchöner Menſchlichkeit anerkannt. Was ſoll man aber davon halten, daß chriſtliche Tugend und Frömmigkeit ſelbſt bei innerlich gleichgültigen Menſchen das Streben hervorruft, wenigſtens durch äußern Schein und durch heuchleriſche Masken auf dem ſtrengen Niveau der Sitte und des Katechismus zu bleiben und durch fanatiſche Phraſen allgemeiner Moralität den Mangel eigener ſchöner That zu verdecken. Man hat es neuerdings erlebt, daß im Widerſpruche zerrüttete Männer wie Zionswächter für die Aufrechthaltung der Kirche, für die Unſchuld ihrer Frauen und Töchter, kurz für die Heiligkeit der Geſellſchaft mit Feuer und Flammen auftraten, ſich in einen loyalen Mantel hüllten und ſogar das Judenthum als den Urheber einer Gift und Verderben über die menſchliche Geſellſchaft bringenden Literatur anklagten. Wir haben es hier mit einem Phänomen zu thun, welches nicht blos vom heutigen Datum iſt. Am Ende des vorigen und am Anfang des jetzigen Jahrhunderts fing man in Deutſchland an, ſich

der politiſchen Verſunkenheit klarer bewußt zu werden. Ein herrliches und erhabenes Dichtergemüth, ſelbſt ſchwäbiſchen Urſprungs, warf unter die nüchternen Zeitgenoſſen die beſchwingten Ideale menſchlicher Vollkommenheit und ſah, in Uebereinſtimmung mit der Zeitphiloſophie, in der Erweckung ſittlichen Adels die Bedingung nationaler Ermannung und höherer Civiliſation. In den Befreiungskriegen war das Wort unſerer edelſten Geiſter zur That geworden, und wenn auch nicht Jeder einen Vers aufbringen konnte für dieſe Begeiſterung, ſo ſah doch kein deutſches Gemüth gleichgültig auf dieſe Erfriſchung des Nationalbewußtſeyns hin. Doch die Verhältniſſe geſtalteten ſich anders, als die Begeiſterung erwartet hatte und während ſich die Welt in's Gleichgewicht zu ſetzen ſuchte, blieb faſt in der deutſchen Jugend allein das Ideal und der Muth der Aufopferung zurück. Vor Gewaltſchritten erſchracken die Meiſten und nur die offenbare Schwärmerei, ein ſonſt makelloſes Leben und eine unläugbar ſittliche Gluth konnten für ein wirkliches Verbrechen Mitleid und Entſchuldigung anrufen. So war man, von äußerer Gewalt in Schranken gehalten, an eine innere Vorbereitung gewieſen und glaubte die Kraft der Nation nur durch Strenge der Geſinnung und Heiligkeit des Lebens wiederherſtellen zu können. Dieß wäre an und für ſich auch ein heilſames Mittel geweſen, die Geſellſchaft zu erheben; allein durch den einſeitigen und ausſchließenden Gebrauch dieſes einen Mittels ging die gemeinſame Bildung unſerer Nation rückwärts und durch die nachtheiligen Wirkungen dieſes ſittlichen und patriotiſchen Vandalismus hemmte man den thatſächlichen Gang unſerer nationalen Vervollkommnung, nämlich ihre zu reiner und voller Menſchlichkeit fortleitende Bildung. Hier ſteht man der Frage gegenüber, ob die jetzige Geſellſchaft unſerer civiliſirteren Staaten durch ſittliche Asceſe oder durch allgemeine geiſtige Thätigkeit auf einen höhern Stand der Cultur,

der Sitte und der Nationalität gehoben werden kann? Man möge die erstere nicht ausschließen, weil man die letzte verlangt; allein es ruht auf Thatsachen der menschlichen Natur und der neueren Geschichte, daß auch Sitte und Kraft der Menschheit sich nur an dem gemeinsamen Faden der Cultur und der geistigen Verfeinerung emporgeschwungen hat. Der starren und sittenstrengen Behandlung des protestantischen Glaubens- und Lebensbekenntnisses ist jene einseitige Rührigkeit, die den Katholicismus zurückwies, aber auch ein Theil jener fast dreihundertjährigen Versunkenheit unserer Cultur und Nationalität zuzuschreiben. Es gibt eine unwandelbare Moralität und selbst der Buchstabe des Moralgesetzes hat sein Recht; allein aus diesem Kerne wachsend bildet sich die Sittlichkeit in freien Formen und in historischen Umwandlungen mit der Sitte der Völker aus und die Sitte hängt auf's Innigste mit dem allgemeinen Stadium der Cultur zusammen. Man muß einem vorgerückten Volke als die Hauptsache der allgemeinen Kräftigung nicht das predigen, von dem aus man die Kinder und die Jugend der Welt zu umfangreicheren Begriffen hinaufleitet. Unsere Geschichte in den letzten zwanzig Jahren hat es umständlich dargethan, daß auf dem störrigen Wege des Zeloten für uns nichts Tüchtiges und Wahrhaftiges zu erreichen ist. Die sittliche Volkserziehung durch Lehre, Schrift und glückliche Institutionen bleibt in Ehren; aber wo hat sich trotz alles theologischen Gezänkes irgend nur das geringste Zeichen offenbart, daß durch einen außerordentlichen sittlich religiösen Anstoß eine wirkliche Nationalverwandlung bewirkt werden könne? Schleiermacher erlangte seine wahrhaft sittliche und ächt religiöse Wirksamkeit nur durch die Mäßigung, mit der er sich an sein Zeitalter anlehnte und der Schwäche und dem Schmerz des heutigen Geschlechts zu Hülfe kam. Selbst unsittliche Erscheinungen neuerer Zeit, namentlich die Producte eines

überreizten und verfeinerten Kunſtgeſchmacks, trugen zur Vernichtung äußerlicher und bloß abſtracter Moralität, zur Vorbereitung einer höheren Cultur und dadurch zu reinerer Sittlichkeit und Kräftigung der Nation bei. Haben Gellert's für ſeine Zeit treffliche Vorleſungen über Moral ſo viel zum ächten Aufſchwung der Nation nach allen Seiten beigetragen, als die oft beanſtandeten Werke unſerer kurz darauf blühenden Periode der Literatur und Philoſophie? Was hat mehr Menſchenwürde und praktiſche Tüchtigkeit unter den Zeitgenoſſen verbreitet, der lare Zuſpruch unſerer Dichterweisheit: „Sehe jeder, wie er's treibe und wer ſteht, daß er nicht falle!“ oder das ſich ſelbſt beſpiegelnde und kokette Programm unſerer chriſtlich germaniſchen Burſchenſchaft? In ihr lag das Extrem der Maxime, welche mittelmäßige Köpfe ſchon lange zur einzigen Parole gemacht hatten. Fortſchritt iſt nur durch allſeitige Befreiung unſerer Kräfte und Talente denkbar. Um dieſe frei zu machen, bedarf es jenes Anhaltes allgemeiner Moralität und Sitte, doch die höhere Geſinnung der Menſchen folgt nur einer höheren Civiliſation. Wer unſere geiſtigen, ſeeliſchen und phyſiſchen Kräfte in's Leben ſetzt, der lockt auch den ſittlichen Adel und die Reinheit der That hervor, die in unſerem Innern ſchlummert. Die Aſceſe hat den Fortſchritt unſerer Zeitgenoſſen retardirt und es gehörten die herrlichſten Attribute des Genius dazu; um einen einſeitigen Sturm auf die Schwäche der Menſchheit im Großen ſegensreich zu machen. Unſere Nation trägt wie überall auch in Bezug auf Sitte und Sittengeſetz ein Ideal in ſich, deſſen Befriedigung ſie von der Zukunft erwartet. Der Gedanke an dieſes Ideal iſt der Quell all' unſerer Tüchtigkeit, aber auch der Quell unſerer Irrthümer und unſerer Schwächen und in dieſem Sinne bleibt Schiller der begleitende Genius unſeres Volks, welcher nicht gehofft hat, daß man ſeine Schriften zu citiren und gleichzeitig unſerer National-Cultur

einen ſo geckenhaften Katechismus in's Antlitz zu werfen wagen würde. Eine ähnliche Schauerlichkeit iſt durch Silvio Pellico über Italien gekommen! Neuerdings war der aſcetiſche Charakter dieſer deutſchen Oppoſition zurückgedrängt worden und an die Stelle der ehemaligen Nationalbegeiſterung war eine entſchiedene Annäherung an franzöſiſche Freiheitstheorien getreten. Die Oppoſition zeigte ſich auf ſolche Weiſe legitim in den Ständeverſammlungen, mehr oder minder zu thatſächlichem Widerſtand geneigt oder ſelbſt gewaltſam in geheimen Verbindungen. Im Allgemeinen hatte der moraliſche Fanatismus nachgelaſſen und es gab in den ſtürmiſchen Jahren der letzten Periode genug zu denken oder vielmehr wenig genug, als daß man an die Moral gekommen wäre. Der deutſchthümelnde Charakter blieb jedoch innerlich der Oppoſition treu und in jüngſter Zeit, wo man gezwungen war, von politiſcher Widerſetzlichkeit abzugehen, entleerte ſich die zurückgehaltene Wuth in einem unerhörten Ausbruch unſittlichſten Zelotengeſchreis und bürgerlicher Verketzerungswuth. Statt der Dolche bediente man ſich der Federn, ſtatt des Lebens raubte man ſich die Ehre, ſtatt des Märtyrerthums ſuchte man Gelegenheit zur Legitimation und ſtatt der Bundsgenoſſen, die in die Schweiz und nach Amerika fliehen, verband man ſich mit der Polizei und mit dem Pietismus, die immer zur Hand ſind. Es waren wirklich unverzeihliche Mißgriffe geſchehen; man hatte mit den heiligſten Dingen ein leichtſinniges und frivoles Spiel getrieben, die Jugend und die Literatur waren übermüthig geworden; allein ganz abgeſehen von abſcheulichen Motiven erſcheint die Wuth unſerer moraliſirenden oder pietiſtiſchen Politik nur als Entſchädigung für verunglückte politiſche Beſtrebungen und als Entgeltung gegen diejenigen Geiſter, welche die politiſche Oppoſition oder wenigſtens deren bisherige Form aus dem Vordergrund der allgemeinen Thätigkeit drängen wollten. Es war

eine Reaction gegen Alles, was sich in Kunst, Wissenschaft und Humanität seit der letzten Sturmperiode von Neuem hervorgethan hatte. Ich würde diese ekle Angelegenheit nicht an dieser Stelle besprochen haben, wenn es nicht charakteristisch genug wäre, daß dieser Fanatismus von schwäbischen Charakteren ausging und daß die öffentliche Anklage so gestellt wurde, als appellire man, wenn auch an die ganze deutsche Nation, doch zunächst an die Reinheit und Sitte des schwäbischen Stammes. Zwar wurde der Gegenstand von dem pietistischen Einflusse auch in andern Gegenden Deutschlands mit Hast aufgegriffen, allein der wahre Stoß auf die öffentliche Meinung ging immer von Würtemberg aus. Das schwäbische Volk oder nur die Häupter der sogenannten Opposition für diese Thatsache verantwortlich zu machen, kann Niemand in den Sinn kommen. Die Freunde des Rechts und der Freiheit waren großentheils weit entfernt, ihren Zeitgenossen moralische Zumuthungen zu machen, die junge Literatur war ihnen zuwider, vorzüglich weil sie den politischen Widerspruch fallen ließ und gar die öffentliche Verketzerung konnten sie in einer für sie gleichgültigen Sache nur mißbilligen. Den Edelsten graute vor den geheimen Beweggründen dieser Thatsache. Obwohl im Allgemeinen die streitenden Parteien, die eine wie die andere, von der öffentlichen Meinung auch am Neckar verlassen waren, so sah man doch aus dem Interesse, mit welchem der Gegenstand aufgefaßt wurde, wie tief er in die heimischen Sitten, Ansichten und Verhältnisse eingreife. Ohne den Einzelnen für die Consequenzen verantwortlich zu machen, muß man doch das Prinzip angreifen, aus welchem diese Heftigkeit entspringen konnte, um so mehr, als dasselbe sowohl den Pietismus als den schroffen Liberalismus erzeugt. Mit rigoröser Härte machen beide Richtungen der Gesellschaft und ihren Zeitgenossen ungemessene Zumuthungen, die zumeist auf menschliche

Handlungsweiſe, bürgerliche Energie, Tugend oder Frömmigkeit Bezug haben. Ob ſich der Widerſpruch und die Härte des Urtheils auf Glauben oder auf Bürgerthum richtet, iſt gleichgültig, beſonders da Beides oft in einander fällt, wie man es bei der deutſchthümelnden Politik erlebt hat. Auch wenn man um die Moralität ſeiner Nebenmenſchen unbekümmert war, oder wenigſtens durch ſie keinen Widerſpruch gegen das Zeitalter begründete, war doch jede Zumuthung der politiſchen Oppoſition an die bürgerliche Rührigkeit und Energie, an höhere politiſche Ueberzeugung oder an ein politiſches Märtyrerthum auch nichts anderes, als ein moraliſcher Gegenſatz, und wenige von freierer Lebensbetrachtung oder franzöſiſchen Anſichten durchdrungene Männer ausgenommen, verlangte der Liberalismus, daß mindeſtens die Discuſſion über andere geiſtige und ſociale Fragen ſo lange ausgeſetzt bleibe, bis die politiſche ihr Ziel erreicht habe. Wie die einſeitige Moral, ſo war die einſeitige Politik ein Act des Widerſpruchs, welcher den Bildungsfortgang unſerer Nation beeinträchtigte. Von den allgemeinen Gährungen der Geiſteswelt ahnte man ſo wenig, als von dem Prinzip des Fortſchritts, daß höhere Geſinnung und Kraft nur durch Umſchwung allgemeiner Weltbetrachtung und durch Erweckung menſchlicher Anlagen hervorgerufen werden könne. In politiſchen Fragen lehrt man ein Evangelium, das die öffentliche Ordnung zu erhalten nicht im Stande iſt und doch ſchlägt man vor andern heiligen Gegenſtänden, vor Religion und Sitte, um die man ſich nur ſo weit bekümmert, als ſie der politiſchen Energie günſtig ſind, ein andächtiges Kreuz. Ich bin nicht Latitudinarier genug, um nicht von frivolen Angriffen auf die wichtigſten Inſtitutionen der Geſellſchaft angewidert zu werden, allein die geiſtig-ſittlichen Debatten eines gebildeten Zeitalters um ihrer ſelbſtwillen zu verfolgen, kann nur einer Beſchränktheit einfallen, die jeden andern

Glauben, jeden andern Gedanken, jede andere Forschung ausschließt, als die Politik und die Sätze des Gesellschaftsvertrags. Und worin sollten diese vor Allem in Schwaben grassirenden Auswüchse ihren Ursprung haben, wenn nicht in der Unduldsamkeit des schwäbischen Charakters, in der Härte des Urtheils, in der Schroffheit des gesellschaftlichen Lebens, in den idealistischen und atomistischen Ansichten über Recht und Staat, in dem Verfolgungsgeist und in dem Terrorismus der Meinung, welcher die constitutionellen Würtemberger seit Alters her charakterisirte. Das Geistesleben war an die kleinbürgerlichen Verhältnisse der oberdeutschen Städte und Staaten gekettet; die großen Geister flüchteten in die geistfreie Luft des Nordens, die schwäbische Lyrik rühmte sich weniger ihrer Poesie als ihrer Tugend und man mußte von der Gesinnung der Würtemberger sagen, daß sie die Geister tyrannisire. Ohne die Sitte, ohne die Religion, ohne die Gesinnung geringer zu achten, hat man das Recht, an den Satz des Dichters zu erinnern: „Sich mitzutheilen ist Natur; Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung.“

Seit alter Zeit hat sich Würtemberg nicht mit Unrecht, aber auch nicht ohne Selbstgefälligkeit mit England verglichen. Dieß ist hier sehr beachtungswerth. Im politischen wie im religiösen Leben, in Staat wie in Sitte, gleicht das Inselvolk der oberdeutschen Lande dem brittischen Charakter durch auffallende Aehnlichkeiten. Alte und frühzeitig erworbene Rechte, kräftiges Interesse für die protestantische Kirchenveränderung und wie dort eine eigene anglikanische Kirche, so hier zu Zeiten Herzog Christophs ein eigener würtembergischer Katechismus und fortan eine eigenthümlich pedantische, scholastische und herbe Theologie. In beiden Ländern großes Gewicht des Herkommens und ererbter Sitte, starker Sinn für politische Thätigkeit, naive Auffassung des Bürgerthums, große Scheu

vor dem Geſetz und vor Allem ſtrenges und abgeſchloſſenes Familienleben. Man kennt die Macht der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit, den Einfluß des proteſtantiſchen Dogma's, die Härte des Urtheils über Verletzung allgemeiner Sitte und die ſtarren Vorurtheile in England. Auch Würtemberg hat ſeine Biſchöffe, die Gewalt des Dogma und ſein bürgerliches Halsgericht, ſo gut wie England; doch während ſich dort Alles im Großen ausbildete und ungeſtört einen entſchiedenen Nationalzuſtand begründete, blieb in Würtemberg Alles eng, klein, von Außen gehemmt und in ärmlichen Reibungen befangen, die man nicht als nächſte Grundlage wahrhaft repräſentativer Staatsform und politiſcher Größe betrachten kann. Wer erinnert ſich nicht an Lord Byrons Verhältniß zu ſeinem Geburtsland und wenn in den kleinen Zuſtänden Schwabens unſere freieſten Dichter nicht geächtet wurden, ſo lag der Grund nur darin, daß ſie nicht daſſelbſt geboren und gebildet waren und daß nicht die Perſon, nur ihr Ruhm in's Land einwanderte. Wenn irgend ein deutſcher Stamm, dann iſt wohl der ſchwäbiſche am nächſten mit den Eigenheiten der brittiſchen Nation verwandt. Hat man nicht das Unglück, ſich ſo wie die Schweiz in kleinen und inneren Kämpfen aufzureiben, ſo dürfte Würtemberg dereinſt ein politiſcher Schwerpunkt des innern deutſchen Lebens und für uns das werden, was England für die drei brittiſchen Königreiche iſt. Oder ſollten die oberdeutſchen Staaten einſt das Irland ſeyn, welches die übrige Stammgenoſſenſchaft durch innere Zerrüttung in Schrecken ſetzt? Da würde der umgekehrte Fall eintreten, daß ein Volk die übrige Nation befehdet, weil es mehr Freiheit hat, als jene, aber unwillig iſt, daß man ihm das nicht gibt, was Niemand haben kann.

Der Zuſtand des würtembergiſchen Landes würde ein ganz anderer ſeyn, wenn der Grad der Bildung, die es genießt,

nicht so bedeutend wäre; doch fragt es sich, ob diese eigenthümliche Cultur durch ihre Absonderung von den geistigen Bewegungen der Wissenschaft und des Nordens nicht gerade die Handhabe ist, die bestehenden Ansichten und Vorurtheile noch gefährlicher zu machen, als sie sind. Unter den oberdeutschen Staaten zeichnet sich dies Land durch den tüchtigen und soliden Charakter der öffentlichen Erziehung und besonders der gelehrten Bildung aus, wodurch das geistige Leben des Volks auf jenen Stand ächter Bildung kam, der es zum eigenthümlichsten und deutschesten Repräsentanten der oberdeutschen Stämme, zum Bindungsglied mit dem Norden und zur Vergleichung mit der ebenfalls auf die Erziehung gegründeten Cultur Preußens, Sachsens und des größern Theils von Norddeutschland fähig macht. Der Volksunterricht ist geordnet, die Erziehung für den Gelehrten-Stand auf alte, durch Stiftungen der Vergangenheit und Klosterbesitz ausgestattete Institute und die höhere Bildung auf die Universität Tübingen, die von jeher der Sitz ächt akademischen Fleißes war, gebaut. Vorzüglich die Seminar-Erziehung auf den vier niederen Seminaren von Maulbronn, Schönthal, Blaubeuren und Urach ist der Kern der würtembergischen Kultur und die Ursache, daß der clericale Charakter der an Geist bisher überwiegende im Lande blieb.

Die Jünglinge werden in den wichtigsten Bildungsjahren auf Kosten des Staats und dieser alten Klosterstiftungen erzogen, allein nur unter der Bedingung, daß es ihre Bestimmung bleibt, sich dem geistlichen Stande oder mindestens dem Studium der Theologie zu widmen. Hier dürften mit der Zeit Ausnahmen gemacht werden, ohne der Theologie ihren ererbten Vorzug ganz zu entreißen. Die preußischen, sächsischen und würtembergischen Gymnasien sind bekanntlich die vorzüglichsten in und außer Deutschland und ihnen können nur einzelne vorzügliche Anstalten anderer Länder gleich gestellt

werden. Besonders kommen die Seminare Würtembergs mit den Fürsten- und Klosterschulen in Sachsen und Thüringen überein, indem nicht bloß der Unterricht, sondern die Aufsicht und Erziehung der Jünglinge überhaupt von Seiten des Staats in Beschlag genommen wird. Die vorzüglichsten Geister, welche Deutschland erzeugt hat, legten größtentheils auf diesen Musteranstalten des Fleißes und gelehrter Bildung den Grund, auf welchem später die reichsten Schätze des Genius erblühten. Von diesen Deutschen nenne ich nur beispielsweise Klopstock, Lessing, Fichte, Schelling, Hegel, Thiersch. Seitdem in neuerer Zeit der Kampf zwischen Realismus und Humanismus entstand und diese Erziehungsläufe mehrfach in einander gemischt wurden, fängt man erst an, für die höhere Bildung den Werth einer gründlichen und entschieden classischen Erziehung zu würdigen. Selbst in Preußen dürfte man bald von der einseitigen Begünstigung mathematischer Studien zurückkommen und es ist als ein Glück zu betrachten, daß die classische und sprachliche Erziehung auf den würtembergischen Seminarien in ihrer Reinheit erhalten wurde. Solche Grundlage ersetzt für geistigere Thätigkeiten selbst einen großen Theil soliden Studiums, das auf den Universitäten so oft vernachläßigt wird, und bei fähigeren Köpfen bildet sie den sichern Anfang weiterer Fortbildung und freier Entfaltung des Talentes. Die classische Cultur ist in dem neuern Europa die Vorschule höherer Menschenwürde und adeligen Schwunges geworden. Diejenigen Staaten, in welchen sie begünstigt wird, erhalten sich auf der ansehnlichsten Höhe der Tüchtigkeit, und wenn es nur in den drei Staaten: England, Preußen und Würtemberg an fortlaufender Sorgfalt für diese Jugenderziehung nicht mangelt, so wird das civilisirte Europa fortan vor jeder Barbarei gesichert bleiben. Man klagt, daß die Jugend auf englischen und deutschen Kloster- und Staatsschulen in zu strengen und

pedantischen Formen zum Nachtheil der Leibeskraft und selbst des Geistes gehalten werden. Man sagt von den meisten Anstalten dieser Art, auch von den würtembergischen, daß sie den Genius und die beste Kraft des Geistes vernichten. Allein dies ist so schlimm nicht, als es in einzelnen Fällen oder Nüancen erscheint. Je höher der Mensch ringen will, desto strenger und äußerlich beschränkter muß er erzogen werden. Während das Kind am Mutterherzen oft eine unmäßige Liebe genießt und die volle Wärme, die es zu seiner Entwicklung bedarf, genießen muß, während die Familie den Knaben und das Mädchen in weichen Formen der Freiheit langsam an die Nothwendigkeit gewöhnt und nie von den Banden ihres Kreises losläßt, muß für jeden Mann eine Periode strenger Begränzung und für den, der in die weitesten Kreise des öffentlichen Lebens oder des geistigen Verkehrs treten will, ein Stadium der entschiedensten Gesetzlichkeit verlaufen, bevor er wieder in die Freiheit des Studiums und der bürgerlichen Gesellschaft eintritt. Was macht denn die englischen Staatsmänner so groß, so tüchtig und ausgeprägt, als die Bildungshaft der eigentlichen Jünglingsjahre. Es ist wahr, daß manche Kraft den Uebergang aus der Fesselung in das ungebundene Leben nicht erträgt; es ist möglich, daß manches Talent am unrechten Orte und in ungeschickter Hand vor seiner Blüthe gebrochen wird, allein je gesünder der Einzelne ist, desto mehr wird die Capacität durch den Zwang zur vollen Freiheit, Vernünftigkeit und Entwicklung gelangen. Namen, die ich oben genannt habe, gelten für viele Tausende, und die wenigen großen Geister haben sich ohne solchen Schulzwang entweder an dem unverwüstlichen Kern ihres reichen Talentes und an einer lebensreichen Jugend oder an einer harten Erfahrung gebildet. Der größte Vorzug dieser Anstalten ist aber der, daß sie keine eigentliche Mittelmäßigkeit dulden, sondern sogar unfähigere Köpfe, wenn auch

auf unbequeme Weiſe, zum Styl einer allgemeinern Bildung ſteigern. Es läßt ſich wünſchen, daß auch dieſe Pflanzſchulen deutſcher Gelehrſamkeit und Cultur manche von dem Zeitgeiſt gebotene Verbeſſerung erfahren und namentlich in Würtemberg kann von der Verminderung des geiſtlichen Einfluſſes und eines gewiſſen zünftigen Herkommens in den Unterrichts-Angelegenheiten viel für dieſe Inſtitute, wie für die Landesuniverſität ſelbſt gewonnen werden. Beſonders verhüte man, daß dieſe Anſtalten geiſtig verweichlichen oder in ſtrengen Formen ein läppiſcher und unzureichender Gehalt geboten werde.

Zu Tübingen im ſchönen Neckarthale iſt die einzige Univerſität des Königreichs. Auch hier beſteht ein ſogenanntes oberes Seminar, in welchem die theologiſche Erziehung der niedern Seminare fortgeſetzt und in die nächſten Berufsſtudien erweitert wird. Solche Einrichtung möchte für ſämmtliche deutſche Staaten und ſämmtliche Facultäten wünſchenswerth ſeyn, indem dann der freien academiſchen Studienzeit wenigſtens eine an den Beruf zwingende Studienperiode vorausginge, wodurch der Uebergang in das volle Univerſitätsleben erleichtert und die nachherige Bildungszeit für den Fähigen genußreicher und für den Alltagsmenſchen praktiſcher ausfallen würde. Die hieſige Univerſität, eine Stiftung des trefflichen Herzog Eberhard im Bart und ſeines vertrauten Kanzlers Vergenhans, genannt Nauclerus, war von frühеſter Zeit und beſonders durch die Regſamkeit des Proteſtantismus in Würtemberg eine in theologiſcher Hinſicht ausgezeichnete Schule. Dieſer Ruhm iſt bis auf die neueſte Zeit verblieben. In der ſcholaſtiſchen Periode unſerer deutſchen Theologie wurde gerade Tübingen das Principat des Scholaſticismus, und es kann nicht verwundern, daß dieſer orthodoxen Hülſe ſich ein gefühlsdurſtiger und phantaſiereicher Myſticismus und jener Pietismus, von dem ſchon geſprochen wurde, entgegenſetzte. Eines

der Häupter des letzteren, oder vielmehr einer der einflußreichsten neueren Theosophen war der bekannte Bengel, von dessen Ansehen unter den pietistischen Secten im Lande man nicht leicht auf den tiefen Gehalt und die höhere Gesinnung der Werke und des Mannes schließen würde. Natürlich wurde auch Tübingen in jüngster Zeit von den Wirrnissen unserer deutschen Jugend heimgesucht, und es geschahen deshalb von Seiten des Staats Schritte, die große Mißbilligung erfahren haben. Durch die ältesten Privilegien und Statute bildete die Universität eine selbstständige, unmittelbar unter dem Herzog stehende Corporation. Schon im Jahre 1811 erhielt diese Freiheit in ihren wichtigsten Bestimmungen wesentlichen Abbruch, was zunächst die Rekrutirung aus jungen Academikern und die Organisationsgewalt König Friedrichs veranlaßte. Später wurde dies unter der nachfolgenden Regierung durch ein der Verfassung vorauslaufendes Statut gemildert. Die Curatel des Staats blieb und es trat jene Veränderung ein, welche fast alle deutsche Universitäten im Sinne neuerer Staatsverhältnisse und meist zum Vortheil der Anstalten erlitten. Jedoch ging man in Tübingen im Jahre 1829 noch weiter und vernichtete durch ein einseitig von der Regierung erlassenes organisches Statut auch die letzte Spur der ehemaligen Corporationseinrichtung. Als darauf die Stände Beschwerde gegen die Regierung führten, so wurde dadurch nur eine geringe Milderung erlangt. Es ist erklärlich, daß in der gegenwärtigen Zeit die Forderung nach alten academischen Vorrechten nicht begünstigt, ja sogar manche Verfügung erlassen werden konnte, die mit dem eigentlichen Zweck des Universitätslebens streitet. Dennoch sollte man im gewöhnlichen Lauf der Dinge wenigstens die Handhabung der academischen Polizei nicht auf verletzende Weise üben; es giebt der Vagabunden in allen Landen genug und mag daher die Unschuld des academischen Lebens als vernichtend erscheinen,

wenn bewaffnete Gensd'armerie zur Zahung leichtsinniger Jugend bestellt wird. Für die geistige Unabhängigkeit und für den Kern des academischen Herkommens in Tübingen traten selbst Schelling und Thiersch im Ausland auf gerechte Weise den Eingriffen der Staatsverwaltung entgegen.

Unter der jetzigen Regierung erhielt Tübingen auch eine katholisch-theologische Facultät. Diese nimmt durch die Eigenthümlichkeit, womit die katholische Wissenschaft behandelt wird, Bedeutung ein. Es gibt bekanntlich auch in Deutschland eine Gattung von katholischen Theologen, welche den strengen Charakter ihres kirchlichen Dogma's mit der Zeit auszusöhnen und sich die Resultate neuerer Philosophie und des Protestantismus anzueignen suchen. So strebt man in Tübingen die Schärfe alter Kirchensätze durch geistige Behandlung zu mildern und auch die Lehren des tridentinischen Concils durch den allgemeinen Logos zu verklären, welche Richtung der katholischen Kirche und Wissenschaft man die johanneische nennen kann. Unter den Protestanten hat sie verwandte Bestrebungen zur Seite. Dagegen wird in München die neuere deutsche Wissenschaft, die theosophische Geistestiefe und die Forschung der Protestanten nur zur Verherrlichung und Aufrechthaltung des alten Dogma's verwendet und wenn man auch manches der frühern Zeit angehörige Beiwerk fallen läßt, schließt man sich doch in wesentlichen Grundansichten den Bestrebungen des römischen Stuhls zur Erneuerung der alten Kirche und ihrer Macht an. Dies ist die eifernde, ausschmückende oder paulinische Richtung der katholischen Kirche. In Wien endlich ist der Katholicismus in seiner Harmlosigkeit und Unbestrittenheit zu Hause. Das ist die Schule des Petrus, auf die er seine Kirche gebaut hat. Einzelne namhafte katholische Denker in diesen Regionen bilden Ausnahmen, welche zu den allgemeinen geistigen Bewegungen der Kirche gehören. Diesem milden Katholicis-

mus ſteht in Tübingen noch immer ein ſtreng orthodoxer Proteſtantismus und eine Facultät gegenüber, die nur in ihren freieren und den deutſchen Denkſtudien geneigten Gliedern einen Kampf mit katholiſcher Symbolik wagen durfte. Daß aus dieſem proteſtantiſchen Kreiſe unabhängige, freie, aber ſelbſt nach dem Urtheil aufgeklärter Theologie einſeitige Forſchungen trotz ihres Ernſtes und ihrer Gegenſtändlichkeit verbannt wurden, konnte nicht ausbleiben.

In neuerer Zeit hat die Univerſität Tübingen als ſolche nur noch für die Inländer Bedeutung. Die Zahl namhafter Lehrer verringerte ſich und die Regierung ſcheint entweder die Neigung oder die Mittel nicht zu haben, den Glanz des Tübingiſchen Namens wenigſtens in der Theologie zu erhalten. Noch verdient es Auszeichnung, daß eine eigene Facultät für Staatswiſſenſchaft und Nationalöconomie errichtet wurde, da für praktiſche Ausbildung aus dieſen Studien mehr zu erwarten iſt, als durch den herkömmlichen juriſtiſchen Curſus. Im Allgemeinen nimmt Tübingen jetzt unter den deutſchen Univerſitäten keinen hohen Rang ein und ſelbſt für das Inland muß der Vorzug der Gymnaſialbildung manchen Mangel der Academie erſetzen. So ſehr die Regierung für Verbeſſerungen ihres Landes bedacht iſt, hat ſie doch im Ganzen mehr einen realiſtiſchen Charakter, und es iſt kaum zu billigen, daß die Geiſtescultur des Landes und der Straßenbau einem und demſelben Miniſterium übertragen ſind, wenn ſchon für die Gegenwart ein gewandter Chef die größeren Nachtheile von der Bildung des Landes abhalten wird.

Die Cultur des würtembergiſchen Landes ruht hauptſächlich auf den Inſtitutionen des öffentlichen Unterrichts und vor Allem auf den Seminarien. Der Kirche und dem Clerus beider Confeſſionen kann nur in ſo fern ein namhafter Einfluß auf die hervorſtechende Seite der Bildung beigelegt werden, als der Beſtand dieſer Anſtalten und des Unterrichts hauptſächlich

von den vornehmsten Gliedern beider Kirchen geleitet wird. Durch diese Einrichtung entstehen aber zugleich die hauptsächlichsten Nachtheile des öffentlichen Bildungsstandes, oder diese Gebrechen werden, wo sie in der Natur des Volkes liegen, erhalten. Die Theologie hat fast überall und besonders in Würtemberg den Umkreis freier Wissenschaft und höherer Forschung unter ihre Oberaufsicht gestellt; besonders die Philosophie ging ihr in früherer Zeit und neuerdings wiederum als Magd zur Seite. Dies Verhältniß ruht auf tieferen Gründen und wenn man es auch im Sinn protestantischer Freiheit zu mildern wünscht, wird es doch wohl niemals ganz aufgehoben werden können. Leider aber kam es in längern Perioden und heut zu Tage in manchen Distrikten so weit, daß neben dieser Ueberwachung des geistigen Lebens von Seiten der Kirche nicht einmal die Wissenschaft sich in ihrer nothwendigsten Freiheit und im Geiste des Protestantismus entfalten kann. Wo wie in Würtemberg der Einfluß des Clerus auf den öffentlichen Unterricht und die höheren Bildungsanstalten so groß ist, bildet sich leicht ein conventioneller Glaube und ein conventionelles Wissen, mit welchem die Mittelmäßigkeit meist am besten bestehen kann. Ich will an diesem Orte den in Würtemberg wie nirgends grassirenden Nepotismus gar nicht in Erwähnung bringen und nur die Frage stellen, wie weit die gefährliche Macht des Episcopal- und Consistorial-Princips in Kirche und in Erziehung sich ausdehnen könnte, wenn man den Willen hätte? Die geistliche Verfassung der evangelischen und seit König Friedrich dazu gekommenen katholischen Kirche ist die in den meisten deutschen Staaten ausgebildete und durch Territorial-Gewalt des Fürsten, Synodal-Einfluß der höheren Geistlichkeit und durch Consistorial-Verwaltung gemischte — ein Zustand, welcher den tieferen Gebrechen der Kirche aufzuhelfen nicht geeignet ist und mit der büreaukratischen Regierungs-

form der meiſten Staaten auf gleicher Stufe ſteht. Inſonderheit haben die würtembergiſchen Prälaten, als Inhaber der höchſten evangeliſchen Kirchenämter, ſeit Alters her große verfaſſungsmäßige Rechte, was wiederum an das engliſche Episcopalſyſtem erinnert. Wann erſt die heutige Büreaukratie durch einen freieren Staatsgeiſt gebrochen und verdrängt ſeyn wird, läßt ſich auch ein höherer Geiſt in der Conſtitution unſerer proteſtantiſchen Hauptkirche erwarten. Gewaltſam und einſeitig darf man an ſo wichtigen Inſtituten nicht modeln und es iſt noch immer ein Vorzug, daß unſere geiſtigen Intereſſen nicht ganz in die Hand materieller Politik gefallen ſind. Schon drohte man den deutſchen Univerſitäten, dieſen Pflegerinnen der traditionellen Bildung und der höhern Cultur, das Meſſer anzulegen und ſie nach dem Geſchmack moderner Anſichten zu ordnen, kurz ſie zu hausgerechten Staatsanſtalten und Trägern vorübergehender und herrſchender Anſichten zu machen. Niemand konnte die Nothwendigkeit abläugnen, auch den Univerſitäten gewiſſe, von dem gegenwärtigen Zuſtande Europa's gebotene Beſchränkungen und Polizeimaßregeln aufzulegen. Es war nothwendig, die Autonomie, die Corporationsgewalt und die unbeſchränkteſte Lehrfreiheit der Academie zu brechen; aber es war gegen den Genius der deutſchen Nation, an eine völlige Vernichtung dieſer Freiheiten zu denken. Wenn der gegenwärtigen Weltcultur irgend etwas Gefahr bringt und die Ueberlieferung der Ideen und die Grundlagen der Geſellſchaft aufzulöſen droht, ſo iſt es nichts, als der immer übermächtiger werdende Materialismus, die ungeiſtige und atomiſtiſche Anſicht aller Dinge und Verhältniſſe und der Einfluß der realen Intereſſen. Es iſt klar, daß wir jetzt in einer nothwendigen Durchgangsperiode wandeln, in der auch die materielle Grundlage der Geſellſchaft eine vollſtändige Erweiterung erlangen ſoll. Für die Deutſchen iſt dieſer Realismus, der über ſie kommt, ein unum-

gänglicher Fortschritt; allein wenn nicht auch der geistigere Theil menschlichen und bürgerlichen Daseyns unter der Nüchternheit oder der Roheit der Anschauungsweise erdrückt werden soll, muß man das ideelle Leben und die innere Kraft unserer Bildung und aller Civilisation zu bewachen und zu erhalten suchen, und vor Allem die Universitäten, das Heiligthum unserer deutschen Bildung und das Asyl unserer geistigen und socialen Zukunft. Materielle und ideelle Kräfte müssen sich durchdringen; allein die Völker sind doch nur durch die Macht der ideellen Welt und im Geiste wahrhaft zu fördern. „Alles Ideale", sagte jüngst ein ausgezeichneter Publicist, „sey es Glaube, Achtung vor dem Bestehenden, sey es Gehorsam oder Erhebung des Gemüths, im Wohlgefallen an dem Schönen, in Begeisterung für das Gute, ist nicht in der Fülle der irdischen Güter, nicht in Dampf und Chler, nicht in Maschine und Eisenbahn, es ist nichts Meßbares, noch Zählbares, es ist das Gegentheil des Materiellen, hat seine Wurzel in dem bessern Theile des Gemüthes und seine Nahrung in Allem, was edle Geister vergangener Zeiten Großes, Tiefes gedacht, erwogen, gethan und ausgesprochen haben, und sein Gedeihen in der innigsten Theilnahme an allem diesem, in der wahren und tiefen Forschung, Erkenntniß und Wissenschaft." Schöner konnte man von dieser Stätte unserer höchsten Bildung nicht sprechen und es verdient in den Annalen unserer Geschichte als ein besonderes Verdienst erwähnt zu werden, daß nicht im Interesse ihrer Corporationen, sondern in dem edelsten Enthusiasmus für deutsche Bildung die ersten Coryphäen unserer Wissenschaft unter den schwierigsten äußern Verhältnissen die Freiheit der deutschen Universitäten in ihrem wesentlichen Charakter, als Anstalten freiester Forschung und der Selbsterziehung unserer besten Jugend, vertheidigt haben. Wer denkt nicht an die Aussprüche Hegels und Schleiermachers und

wer vergißt die Rettungsworte Savigny's und Heeren's! Auch die materielle Seite des Lebens hat ihr Recht und für die nächste Entwicklung der Gesellschaft tritt der materielle Umschwung als eine Vorbedingung höherer Geistes- und Lebens-Civilisation auf. Sich von dieser Nothwendigkeit abwenden, heißt nur in poetischen oder ideellen Illusionen leben. Allein deshalb hüte man sich, die höhern und ewigen Bedürfnisse zurückzusetzen oder durch ebenso materielle Behandlung die ideelle Welt noch mehr zu gefährden, als in so bewegtem Zeitalter ohnedies geschieht; man hüte sich, die Jugend und die gebildete Welt an eine so äußerliche und seelenlose Auffassung höherer Interessen zu gewöhnen, als handele es auch hier sich um einen Mechanismus, einen empirischen Handgriff oder eine neue Erfindung in Dampf und Eisen. Vor Allem aber mögen die Männer, welchen das Gedeihen unseres Vaterlandes am Herzen liegen muß, niemals der Ansicht Raum geben, als sey an geistigerer Bildung, an sittlicher Eigenkraft und genialer Ausbildung unserer Jugend wenig gelegen und als habe der Staat nur für brauchbare Subjekte zu seinem büreaukratischen Tabellenkram zu sorgen. Mit den deutschen Universitäten geht Deutschland und seine Bestimmung unter.

Solchen Gefahren kann nun Niemand besser als die Kirche selbst entgegen wirken. Ihr ist das Heiligthum höherer Menschlichkeit zum Schutze anvertraut und von ihr fordert man, daß sie durch Freilassung ächter und ernster Forschung, durch Entfesselung des Gedankens und des Talentes von dem strengen Dogma oder vom Vorurtheil und durch Begünstigung jedes ächten Willens, wie jedes reingeistigen Interesses, die Welt vor der Ueberschwemmung des Materialismus bewahre. Hier berührt man denn auch die schon früher angeregte Frage, warum die Bildung in Würtemberg, so groß sie ist, dennoch einen von dem übrigen Deutschland, besonders dem Norden,

ſich abſcheidenden Charakter hat? Die Fundamente der höheren Erziehung werden hier ſo gründlich wie irgendwo gelegt; allein die freie Anwendung, welche der alſo vorbereitete Geiſt von ſeinen Fähigkeiten machen könnte, wird durch den Zwang beliebter oder conventioneller Anſichten gelähmt, und es ſtellt ſich ſehr bald dem Beobachter ein Zwieſpalt dar, welcher zwiſchen der amtsfähigen Bildung und dem freien Anbau der Wiſſenſchaften, beſonders der Philoſophie, vorhanden iſt. Die Tiefe und Freiheit des Gedankens, welche von der deutſchen Philoſophie begründet worden iſt und ihren Hauptſitz im Norden hat, bleibt nun ein für allemal der Schwerpunkt unſeres Nationalcharakters, und wohl oder übel kann kein Wendepunkt unſeres öffentlichen Daſeyns ohne den Zuſammenhang mit den höchſten und allgemeinſten Forſchungen des deutſchen Geiſtes eintreten. Es wird durchaus nicht gefordert, daß man einem Syſteme zugeſchworen ſey; allein man darf den Forderungen, welche durch die neueſten Reſultate des Gedankens aufgeſtellt wurden, nicht fremd oder beziehungslos bleiben, denn es kann von unſerer Wiſſenſchaft und Literatur geſagt werden, daß das Beſte, was ſie erzeugten, entweder im Einklang mit der neueſten philoſophiſchen Denkweiſe oder doch in beſtimmter Oppoſition gegen ſie entſtanden iſt, alſo immer wenigſtens mit Theilnahme an dieſen Bewegungen. Einmal in ſeinem Leben, beſonders in den Jahren der ächten Bildſamkeit, muß man ſich mit der zeitgenößiſchen Philoſophie in Verband geſetzt haben; der Geiſt, der darin waltet, muß einmal durch unſere intellektuelle Perſönlichkeit ſtreichen. Wir müſſen wenigſtens einmal die Allgemeinheit des Gedankens durchlebt haben, um auch außerhalb dieſer Kreiſe Großes und unſerer Nation Würdiges zu vollbringen. Dies verlangt die deutſche Bildungsart und wo man ſich dieſem Geſetze entzog, entging man ſelten dem Nachtheil, oder der Geiſt eines begabten Mannes wurde

instinktmäßig auf die Höhe der Wissenschaft und des Zeitalters gehoben. Nun ist bei den Oberdeutschen ein mehr naturalistischer Charakter heimisch, während dem Norddeutschen die Doctrin und vor Allem die philosophische nicht leicht vom Leibe geht. So zählt der rationale Geist unserer früheren, unendlich mehr subjectiven und naturalistischen Philosophie noch heute weit mehr Anhänger im Süden als im Norden, ja man darf behaupten, daß in Schwaben und am Rheine die meisten Kantianer leben. Neben mystischen Anschauungen die rationelle Wirthschaft von Rotteck, neben lyrischer Schwelgerei in kleinen Empfindungen rein empirische Forschung auf dem Feld der Geschichte und realer Wissenschaften, überall ein unbefangener und skeptischer Dilettantismus, eine gewisse Furcht vor Dialektik, eine Scheu vor der neuesten Philosophie und ihren Anforderungen, ein Widerwille gegen jede objective und drängende Erscheinung; dies sind allgemeine Charakterzüge, welche der Literatur Frische und Naivität, den Forschungen und der Wissenschaft Einseitigkeit, Widerspruch und dilettantisch äußerliche Behandlung, der allgemeinen Lebensanschauung eine lähmende Doppelheit von intuitiver Hingebung oder rationalistischer Auffassung verleihen, denen man den Mangel eines Centrums ansieht, wie es der Deutsche in seiner Philosophie gewonnen hat. Dieser Naturalismus ist auch nur die Folge der eingewurzelten Neigung zu Autonomie, Vereinzelung und der Scheu vor dem Gesetz äußerer und dringender Nothwendigkeit. Selbst Schellings, des großen Meisters, Naturphilosophie ist neuerdings in mystische Anschauung und rationale Formen zurückgesunken, als wenn dieser Naturalismus das Fatum wäre, dem ein Süddeutscher schwer entgeht; allein die Ausnahmen sind wieder so glänzend und vereinigen dann die dem Süddeutschen angeborene Productionskraft mit der Tiefe genialer Forschung. Doch dies läßt sich behaupten, daß, wer

ſich mit dem allgemeinen Geiſtesleben in tieferen Rapport oder Verbindung geſetzt hat, ſich unter ſeinen oberdeutſchen Brüdern einſam und verlaſſen fühlen muß, und daß ein Schwabe, wie Hegel, in ſeinem Vaterlande wegen irreligiöſer oder ſerviler Lehre geradezu verketzert und anathematiſirt worden wäre. Es iſt ſchön, mit unbefangener Natürlichkeit in den Kreis der Studien oder der Praxis einzutreten; es zeugt von ſchöner Menſchlichkeit, ſich vorurtheilsfrei den Dingen zu nahen, aber es muß für die Länge die größte Befangenheit hervorbringen, wenn man in ſolchem geiſtigen wie ſittlichen Naturalismus beharrend, die ſelbſtgefällige Iſolirung zum Prinzip macht. Wenn einzelne hochbegabte Köpfe auf dieſem Wege Originelles und Tüchtiges erſchaffen, ſo wird die größere Maſſe, die mittlere Fähigkeit und der Charakter der allgemeinen Volksbildung durch dieſen empiriſchen oder freigeiſtigen Dilettantismus auf alle denkbare Widerſprüche und Irrwege geleitet. Der Oberdeutſche hat dieſelben geiſtigen Anſprüche, dieſelbe Bildungsfähigkeit und ein verwandtes proteſtantiſches Naturell. Das iſt's, was ihn mit dem Norden verbindet; allein er will dies Bedürfniß auf leichtere und bequemere Weiſe befriedigen, und während er mit ſeinem individuellen Gedanken einen wahren Terrorismus ausübt und die Menſchlichkeit in Feſſeln legt, geberdet er ſich mit ſeiner Individualität als ein ungebundenes und zu jeder Willkühr berechtigtes Weſen. Weiter hinaus läßt ſich die Ergründung der ſittlichen und geiſtigen Spaltung der Deutſchen nicht führen und jedem redlichen Vaterlandsfreund und den Gewalthabern muß Alles daran liegen, die Extreme, die hier vorliegen, zum Glück der Völker und Staaten zu verſöhnen. Vorzüglich kommt es darauf an, die ideelle Seite des Lebens nirgends gering zu achten und der Wiſſenſchaft, die von ſelbſt zu ihrer innern Nothwendigkeit gelangt, überall Freiheit und Vorſchub zu gewähren. Die materielle Welt

ſteht jetzt mehr als jemals wie Hannibal vor den Thoren; Eure Phantaſie und Euer Verſtand, Euer Gemüth, kurz Eure Naivität können dem Feind nicht Trotz bieten und die ſchönſten Kräfte werden vielleicht aufgerieben oder zerſplittert, wenn Ihr den Tempel der Vernunft ſchließt und die Freiheit des Gedankens gering ſchätzet. In den kleinern deutſchen Staaten, beſonders des Südens, hat das politiſche Leben ohnedies die Köpfe ſo entzündet, daß es für ihr Gedeihen ſehr wünſchenswerth iſt, durch Förderung freier Geiſtesſtrebungen neuen Spiritus in die Flammen zu gießen, die ſich verzehren will. Die Anwendung dieſer Sätze auf die deutſchen Univerſitäten, dieſe Sammelplätze geiſtiger Kräfte, ergibt ſich von ſelbſt und ich erinnere nur an das Wort eines Hauptes der gegenwärtigen engliſchen Regierung: „Die öffentlichen Schulen bilden einen Hauptbeſtandtheil jeder Landesverfaſſung.“ Mehr als eine andere Regierung hat die würtembergiſche die geiſtige Freiheit in Schutz zu nehmen und in Zerſtörung pedantiſcher Vorurtheile und zwingender Glaubensbekenntniſſe die Stützen ihrer eigenen Macht zu erweitern; denn nur an dieſen Schwingungen des Geiſtes kann ſich das ſchwäbiſche Volk, dieſer rauhe Edelſtein, abſchleifen. Freilich iſt die Regierung deutſcher Staaten meiſt nur der Ausdruck des Volkes ſelbſt, doch fragt ſich auch hier, was der Einfluß hochſtehender Perſonen und die Verbindung mit dem übrigen Deutſchland zur Beſchleunigung volksthümlichen Fortſchritts vermögen. In dieſem Land der Reibungen und der Verfolgung, wo man nur an Keppler, Nicodemus Friſchlin, Theophraſtus Paracelſus zu erinnern braucht, um die wunde Seite zu zeigen, in dieſem Lande vermag der Einfluß von Oben Alles, und während man die Staatsgewalt von Unten her immer mehr einzuengen ſucht, vermag dieſe ſelbſt, ihren Widerſachern enteilend, auf anderm Wege ihre Thätigkeit und ihren Einfluß zu erneuern. Dagegen würde die unbe-

zwungene Starrheit der Charaktere mit Auflösung drohen und zuletzt eine Auswanderung nicht bloß der Menschen, sondern auch der Geister und ohne äußere Einschreitung am Ende die Auswanderung der Regierung veranlassen.

Die Oberdeutschen hegen gegen die Wissenschaft und besonders die Philosophie ein entschiedenes Mißtrauen, weil sie ihnen vom Norden her angemuthet wird, und weil sie fürchten, daß unter diesem Einfluß die Geradheit und Entschiedenheit des Charakters leide. Man sieht, wie sich Geist und Charakter hier entgegenstellen, oder wie man sie willkührlich auseinander hält. Noch jüngst hat ein vorzüglicher Mann und zwar geborner Würtemberger, Paulus in Heidelberg, bei Gelegenheit eines bekannten Skandals die Uebereilungen einiger Schriftsteller in Schutz genommen gegen die schnöden Angriffe Anderer, allein die Ursache dieser verfehlten und auch von ihm verworfenen Erscheinungen in der neuern Philosophie gesucht, die den Geist verwirre und die Skepsis an den sittlich-nothwendigen Grundsätzen menschlichen Denkens, Glaubens und Thuns in Schwung gebracht habe. Es wird der Vorwurf mit jener Humanität ausgesprochen, welche von dem Gegenstande abgenöthigt war. Ich fühle keinen Beruf, die mannigfachen Mißgriffe, welche die neuere Philosophie, besonders in ihrer Stellung zu andern Wissenschaften, zu freier Forschung und zum praktischen Leben gethan hat, zu vertreten. Auch ist es hier ganz gleichgültig, ob man in dem oder jenem Systeme der letzten Zeit Befriedigung findet. Die Beschuldigung ist gegen die neuere Philosophie überhaupt gerichtet, die von einfacher Pflichten- und Willenslehre Kantischer und Fichteischer Zeit in verwirrende und absolutistische Welterklärung zurückgefallen sey, wodurch die einfachen Bestimmungen des Glaubens und des gesunden Menschenverstandes, wie das menschliche Streben nach Vollkommenheit einer alle Willenskraft lähmenden Zweifelsucht oder Indifferenz

überantwortet würden. Diese Anklage bekundet zuerst einen höchst einseitigen Standpunkt in Beurtheilung der Philosophie selbst. Es gibt einfache Hauptsätze und Ueberzeugungen der Menschheit, welche sich zwar meist in dem Zusatz zufälliger und vergänglicher Form aussprechen, allein den Kern enthalten, welchen die Menschheit in allen ihren Umwandlungen bewahren wird, mögen dies nun Sätze des Glaubens, der Sittlichkeit, des Rechts oder des allgemeinen Denkens seyn. Allein abgesehen davon, daß die Philosophie die Aufgabe hat, jene allgemeinen Wahrheiten in ihrem tieferen Zusammenhange, in ihrer unendlichen Begründung und in der Nothwendigkeit ihrer Form zu erfassen, arbeitet sie selbst an Besitznahme höherer und gereinigter Wahrheit und sucht in ihrem Proceß dasjenige, was das allgemeine Bewußtseyn noch schwankend in sich trägt, auf sichere und unvermeidliche Resultate zu bringen. – Vorzüglich die deutsche Nation suchte in diesen Forschungen nicht die auffindenden Sätze und erweiternden Gedanken, wohl aber die Entscheidung darüber, in wie fern neue Lebensansichten mit dem ewigen Grunde überlieferter und allgemeiner Wahrheit verträglich sind. So hat uns die Kantische Philosophie vor den Stürmen der Revolution bewahrt und in dem neuesten System wurden Gährungen, welche anderwärts eine Auflösung aller Verhältnisse herbeizuführen drohen, um so beruhigender verarbeitet, als der Ausgang der Forschung immer von den Grundlagen allgemeiner Wahrheit genommen wird. Während die Philosophie und noch mehr die freie säculare Forschung neue Ideen durch dialektische Behandlung mit der Ueberlieferung einigt oder neue Gedanken an's Licht fördert, kurz der Ausdruck des strebenden Bewußtseyns der gegenwärtigen Geschichte ist, mag es freilich zugleich Pflicht seyn, auch die unwandelbare Seite der Wahrheit immer wieder in's Gedächtniß zu rufen und mit der natürlichen Unbefangenheit

des gesunden Menschenverstandes und practischer Gesinnung die Eingriffe der Speculation in das gegenwärtige Leben und in die selbstständige Wissenschaft zu bewachen. Auf der Einfachheit und Sicherheit der Ueberzeugung ruht die bestehende Ordnung des Lebens; von ihnen hängt die Thatkraft und jedes ächte Streben ab und nur im Lichte unwandelbarer Wahrheiten bildet und stählt sich der Charakter. Die Forschung führt den Kern der Wahrheit aus der vergänglichen Gestalt der Ansichten auf ein höheres, nothwendiges und die Wahrheit selbst erfüllendes Stadium hinauf; allein damit in dieser Wandelbarkeit des Gedankens der handelnden und fester Maximen bedürftigen Menschheit nicht der Grund und Boden abhanden komme, auf dem sie steht, ist in jene allgemeinen Gesetzen solange der practische, religiöse und politische Haltpunkt zu setzen, bis das Gesetz und die Einsicht selbst sich von ihren Gränzen und ihrer Vergänglichkeit befreit haben. Für das jetzige Zeitalter erscheint diese Wechselbeziehung offenbarer und nothwendiger, weil das Bewußtseyn aller denkenden Geister und der handelnden Welt sich durchweg im Zwiespalt und in der Bewegung des Uebergangs befindet. Es gibt gegenwärtig keine Regung des Menschengeistes, die nicht nach Befriedigung strebt, und nur der Geist ist's, der sie gewinnen kann. Man darf die Verirrungen des Zeitgeistes und einzelner Köpfe zurückweisen, aber es ist eine Versündigung gegen den Fortschritt, alle tieferen Geistesbestrebungen, welche ohnehin übermäßig zurückgedrängt werden, im Allgemeinen anzugreifen und an ihre Stelle gewisse einfache Sätze der practischen Vernunft, zwar nicht als Resultate, aber als Schranken setzen zu wollen. Darin ist Paulus ganz und gar in Uebereinstimmung mit der unter den Oberdeutschen herrschenden Stimmung, welche den Charakter vor den Umtrieben des Geistes zu sichern meint, indem sie ihn in das Verdeck der Ueberlieferungen wie der Vogel Strauß seinen

Kopf in's Gesträuch steckt. Daher kommt es, daß besonders in Schwaben der heftigste Liberalismus die Discussionen über religiöse, sittliche und intellectuelle Fragen verabscheut, daß der Pietismus die Wissenschaft und den Gedanken wie die Pest fürchtet, von der die höhere Menschlichkeit aufgerieben werde. Hier ist es überall der Charakter, der sich in seiner willkührlichen und selbstständigen Eigensucht als etwas Absolutes geltend machen will. Die Ausbildung des Charakters in seiner Starrheit war das Merkmal oberdeutscher Stämme und die Zügelung desselben wird als das höchste Bedürfniß ihres Gedeihens anerkannt. Der Gedanke, die Nothwendigkeit und die dialectische Betrachtung der Dinge, also vorzüglich die Philosophie, vermag die vereinsamte Stellung des Selbstbewußtseyns beweglich zu machen und nur die unbefangenste Hingebung an freie Forschung kann die Anschauungsweise zu gemessener Vernünftigkeit bringen. Wenn etwas zu fürchten wäre, so könnte es nur die materielle Weltbetrachtung seyn, welche zur Herrschaft strebt, und ihr zu begegnen und dagegen den höheren Schwung und ächten Charakter zu wahren, gibt es nichts Nothwendigeres, als die Freiheit des Gedankens. Hier ruht jede höhere Bildung; der Mangel, den ich an oberdeutschen und besonders schwäbischen Bildungsformen hinlänglich gerügt habe, entspringt lediglich aus jener einseitigen und tyrannischen Bevorzugung des Willens und des Charakters. An ächter Charakterbildung ist unserer Nation Alles gelegen; von ihr hängt besonders die politische Erhebung ab; aber weder die Starrheit germanischer Sitte, noch der Trieb sie zu erhalten oder zu beleben kann das Mittel seyn, von dem wir unser Heil erwarten. Wie die Franzosen, als sie die Gottheit, so haben wir, als wir unsere Philosophie durch ein Decret abschaffen wollten, diesen einseitigen bürgerlichen Enthusiasmus auf seine äußerste Spitze getrieben.

Es gibt ein Mittel, die mancherlei Hemmungen höherer Geistesbildung unter den Würtembergern zu verdrängen oder unschädlich zu machen, und dieß wird auch von der gegenwärtigen Regierung auf höchst erfreuliche Weise gefördert. Denn der Buchhandel, welcher in neuerer Zeit zu Stuttgart eine überraschende Regsamkeit des Geistes hervorgebracht hat, findet bei der erleuchteten Verwaltung jede mögliche Unterstützung. Man erkennt die großen materiellen, intellectuellen und moralischen Folgen einer Thätigkeit, welche die Würtemberger in stetiger Verbindung mit den übrigen deutschen Staaten und Köpfen erhält. Diese Erscheinung ist ein ächter Ausdruck des auch in Oberdeutschland festhaften Protestantismus. Man erkennt hier die Lichtseite der deutschen Nation, um so mehr, als der Schatten in nächster Nähe ist. Während es in München, wenn auch keine Pallas-Athene, aber Eulen und Sykophanten genug gibt, lebt hier Alles in ziemlich ungehemmter geistiger Thätigkeit und das kleine Stuttgart, das dadurch Zuwachs und Aufschwung in Fülle nimmt, ist ohne Säulen und Tempel, ja trotz einfachsten und beinahe landstädtischen Zuschnitts eher als ein Athen, wenigstens als ein Sammelplatz geistiger Betriebsamkeit zu betrachten. Freilich bemerkt man auch hier den Einfluß des um sich greifenden Materialismus und besonders bei den Stuttgarter Literaten werden die Bücher oft wie Torten beim Zuckerbäcker bestellt. Wir haben die Pfennig-Literatur erlebt und hier wandelt der Geist heftweise unter die Leute. Doch das hat Alles nichts zu sagen. Durch solche Realitäten mußte der deutsche Buchhandel hindurchgehen, um ein größeres Publikum zu schaffen und wie den Markt so die Bildung der Nation am Ende zu erweitern. Es ist auch ganz überraschend, in welchem Umschwung der literarische Verkehr in Deutschland begriffen ist und man wird selbst ohne Preßfreiheit von der neueren Presse sagen dürfen, daß sie eine Macht gewor-

den. Denn früherhin konnte man dieſes Attribut nur der deutſchen Philoſophie und gewiſſen aufregenden Dichtungen beilegen. Von dieſem Austauſch der Anſichten und dem unaufhörlichen Für und Wider, das den Einſichtsvolleren oft ſehr beläſtigt, iſt weniger für die Literatur ſelbſt, als für die Bildung der deutſchen Nation, für practiſche Zwecke und für das Durcheinandergreifen verſchiedener Extreme, Volksthümlichkeiten und Nationalentfremdungen zu erwarten. Auf Würtemberg beſonders wird der Einfluß dieſer Geiſtesinduſtrie immer bemerkbarer. Wenn die Härte der Anſichten, die Schroffheit der Charaktere, die Unklarheit des Gefühls von den unabläßigen Berührungen mit den verſchiedenen Richtungen, ſelbſt mit dem Chaos dieſer Wiſſenſchafts- oder Literatur-Thätigkeit fort und fort aufgerüttelt wird, ſo muß Klarheit und Bildſamkeit das nothwendige Reſultat ſo vielſeitiger Angriffe ſeyn. Erſt wird man angeregt, man wird ſtutzig und aufnahmsfähig und man verändert ſich, ohne es ſelbſt zu wollen. Das iſt der Gang der Bildung. Die Aufklärung, welche ſich darnach im Lande verbreitet, wird zuletzt von ſelbſt die härteſten Stützpunkte des Herkommens, der Parteiung und des Aberglaubens ergreifen. Die Gebrechen vieler Inſtitutionen werden in ſich ſelbſt zerfallen. Man wird die Zuſtände kaum wieder erkennen und wenn die Jugend die Stelle ihrer Vorfahren eingenommen hat, trotz alles Nepotismus und aller Familienherrſchaft, die Schranken verändert ſehen, gegen die man ankämpfte. Was kann man von einer Promotion erwarten, die wie die letzte in Würtemberg zum Schrecken der älteren geiſtlichen Räthe faſt aus lauter Anhängern der Hegelſchen Philoſophie beſtanden haben ſoll. Von dieſen ſogenannten Freidenkern werden viele Profeſſoren oder wohl gar Prälaten werden und wenigſtens einige minder orthodox ſeyn als ihre Vorgänger.

Was nun die Verdienſte der Regierung um dieſe geiſtige

Industrie anlangt, so besteht dies hauptsächlich in der Befreiung derselben von vielen Hemmungen, welche ihr anderwärts entgegnen. Vorzüglich kommt hier die Freiheit der Presse in Betrachtung. Sie besteht, trotz der allgemeinen Einschränkungen in den deutschen Bundesstaaten, hier in Würtemberg noch in ansehnlicher Ausdehnung. Es gibt deutsche Staaten, wo selbst eine hebräische Grammatik censurirt wird. Im alten Herzogthume hatte die Preßfreiheit, wenn auch nicht durch Gesetz, aber in der Wirklichkeit bestanden. Die napoleonische Zeit brachte auch hier die strengsten Maßregeln hervor; bis durch ein Gesetz vom Jahre 1817 in Würtemberg die Preßfreiheit gesetzlich erneuert wurde. Dadurch ward die Druckfreiheit mit Ausschluß jeder Präventiv-Maßregel festgestellt und in der Verfassungsurkunde ebenso in vollem Umfange zugesichert. Allein durch das Preßgesetz des deutschen Bundes vom 20ten September 1819 wurde, was kurz zuvor gestattet worden war, wieder aufgehoben. Nur bei Werken über zwanzig Bogen blieb die Landesgesetzgebung in Kraft; bloß die Einrichtung, daß jedes Vergehen von den ordentlichen Gerichten des Landes abgeurtheilt werden muß und daß diese Gerichte selbst die von einer andern Behörde verfügte Unterdrückung eines Werks zu bestätigen haben, bringt in diese Angelegenheit größere Sicherheit. Selbst die Bundesversammlung hat in ihren neueren Beschlüssen die Ausführung derselben an die in jedem Staate rechtmäßig gebotenen Mittel gewiesen, so daß in Würtemberg diese Bundesbeschlüsse nur so weit durchführbar erscheinen, als sie der betreffende Gerichtshof in Rücksicht auf einzelne Individuen oder Werke bestätigt. Doch darf man dem Bundestage, weil er in einzelnen Fällen die Ausführung den Landesgewohnheiten oder nochmahliger richterlicher Einsicht überließ, deshalb kein Präjudiz machen. So sehr man auch bestehende Freiheiten und Gesetze einzelner Staaten zu schonen sucht, um die Autorität

der Gesetze überhaupt zu erhalten, so wenig würde den Bestimmungen des deutschen Bundes irgend auch nur eine Einrichtung oder Verfassungs-Norm entgegen stehen. Auf dem stürmischen Landtag von 1833 wurde auch die Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Preßfreiheit zum Gegenstand der Discussion gemacht und das Verlangen danach besonders auf die Motivirung jenes berühmt gewordenen Commissions-Berichts des Abgeordneten Hufnagel, einer juristischen Notabilität, von der Mehrheit der Kammer ausgesprochen. Das hieß von der Regierung fordern, was diese, selbst wenn sie möchte, nicht im Stande gewesen wäre, zu gewähren. Es hieß die Bestimmungen des deutschen Bundes als nicht für verbindlich, sowohl für Regierung als für Stände, betrachten und noch in dem vernichteten Buchstaben des Gesetzes ein illusorisches Recht finden; wo man denn auch hier wieder an die oppositionelle Stimmung des würtembergischen Volkes anstößt, für welche der Bundestag nur so weit eine rechtmäßige Gewalt ist, als es die bestehenden Rechtsnormen und einheimischen Verfassungssätze zulassen. Die würtembergische Regierung, wie mehrere andere constitutionelle in Deutschland auch, eingezwängt zwischen den Maßregeln des Bundes und den Zumuthungen ihrer Unterthanen, konnte nichts weiter zusichern, als daß die Presse in Betreff inländischer Angelegenheiten fortan und trotz der Censur so ungehindert seyn solle, wie die Verfassung verkündigt. Doch auch in diesem Ausspruch liegt um so weniger eine politische Verbindlichkeit, als die gegenwärtige Zeit von jeder Regierung die Rücksicht auf die immer wechselnde Nothwendigkeit des Bedürfnisses und Widerstandes erheischt, und auch das Inland am Ende von den ausgesprochenen oder geheimen Geboten des deutschen Bundes nicht entbunden werden kann. Man glaube deshalb nicht, daß dieses oberste National-Collegium sich zu jeder Willkühr berechtigt glaube; im Gegentheil, wenn

es in Deutſchland irgendwo Factoren gibt, welche ſich gegenſeitig begränzen, ſo iſt es das im Bunde zuſammentreffende Verhältniß zwiſchen der Souveränität der einzelnen Glieder und der von überwiegenden Einflüſſen beherrſchten allgemeinen Bundesgewalt. Was aus dieſem Conflict hervorgeht, kann nur die Selbſtſtändigkeit einheimiſcher und freierer Geſetzgebung begünſtigen. Alles Andere iſt Illuſion und beruht hauptſächlich auf den aus dem Privatrecht in das Staatsrecht und die Politik hinübergezogenen, juriſtiſchen Begriffen von der Autorität des geſetzlichen Buchſtabens, von den obligatoriſchen Verpflichtungen eines einzelnen Staatsoberhaupts aus vorangehenden Zuſagen oder gegebenen Normen des öffentlichen Rechts und auf der Anſicht, daß in jeder civiliſirten Staatsform das juriſtiſche Element des Geſetzes auch in öffentlichen Rechtszuſtänden über das politiſche Element des allgemeinen Wohls, ſtaatlicher Vernunft und dringender Nothwendigkeit erhaben ſey. In England iſt dieß wirklich der Fall, aber das Geſetz hat dieſe Gewalt nicht, weil es Geſetz iſt, ſondern weil unter der glücklichſten Zuſammenſetzung der politiſchen Kräfte dieſes unantaſtbare Anſehen des öffentlichen Rechts erhalten werden kann, ohne die Exiſtenz des Staates zu gefährden. Ganz anders verhält ſich dieß in Deutſchland, wo es zur innern Einigung der Nation das größte Bedürfniß war, eine durch die Schmach der Zeit untergegangene Centralgewalt ſelbſt über den Rechtsnormen einzelner Staaten ſiegreich zu erneuern und mit Achtung vor dem civil- und criminalrechtlichen Theil der Legislationen, alſo vor Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums die politiſche Geſammtheit kräftig zu überwachen. Faſt unſere ganze neuere Staatswiſſenſchaft in Deutſchland iſt auf jenen ideologen Boden gebaut, welchen Kant in unſere Philoſophie einführte, als er den Staat für eine auf der unwandelbaren Geltung des Geſetzes oder contractlicher Rechte begründete Sicherheitsan-

ſtalt erklärte. Seit dieſer Zeit war die rationale Staatswiſſenſchaft zwiſchen den Sätzen des Contract-Social und den privatrechtlichen Begriffen von Rechtsentſtehung und Untergang getheilt oder meiſt aus beiden zuſammengeſetzt. Trotz dieſer Einſchränkungen iſt die Preſſe in Würtemberg ſelbſt von Seiten der Regierung ſo nachſichtig behandelt, wie es unter den beſtehenden Verhältniſſen möglich ſcheint. Dieß kann man loben, ohne deshalb die allgemein beſtehende Willkühr in Preß-Angelegenheiten für einen glücklichen oder bleibenden Zuſtand zu halten. Durch die Mäßigkeit der Reaction hat die Regierung um die ihrem Lande nothwendige Geiſtesbewegung und den literariſchen Verkehr großes Verdienſt und jene Anerkennung erworben, die ihr auf dieſem Wege nie fehlen wird.

Plötzlich ſind wir durch dieſen Gegenſtand in die Mitte der Verfaſſung und Verwaltung des Landes geworfen worden, und es iſt Zeit, darin zu verweilen. Die würtembergiſche Verfaſſung theilt das Schickſal aller übrigen Particulär-Verfaſſungen Deutſchlands, daß ſie unter den beſtehenden Verhältniſſen nur den Zuſtand einer Quaſi-Conſtitutionalität begründen kann. Die Formen dieſer Conſtitution können in Deutſchland ziemlich als normal betrachtet werden und es iſt von keinem großen Einfluß, ſich über die einzelnen Beſtimmungen dieſer deutſchen Verfaſſungen weitläuftig zu ergehen, wie dieß bei der Staatslehre jener Staaten nothwendig erſcheint, wo das kleinſte Glied der geſetzlichen Form ein wichtiger und den Beſtand der öffentlichen Verhältniſſe bedingender Theil iſt, wo die Verfaſſung gerade dadurch das Weſen des Staats werden konnte, daß ſie die politiſchen Kräfte auf ſo richtig geordnete Weiſe gegen einander ſtellte Hier hat jede Norm, welche die Prärogativen der Krone oder die Rechte des Volks begränzt, Bedeutung und entſcheidet darüber, ob die Nation aus ihrer reifen und ſicheren Staatsge-

ſtalt in die ſchwankenden Stadien der politiſchen Vernunft zurückfallen oder der auf das Recht gegründete Zuſtand einem anarchiſchen Demokratismus anheimfallen ſoll. Die rein-conſtitutionelle Politik beginnt erſt auf dem Boden, wo ſie die Exiſtenz des Staates aus-macht. Dieß iſt in Deutſchland nicht der Fall. Der Beſtand unſerer gegenwärtigen deutſchen Staaten hängt von dem Seyn oder Nichtſeyn einer Verfaſſung gar nicht ab.

Die älteren deutſchen Verfaſſungen waren mit Ausnahme Einiger nur ſchützende Privilegien der einzelnen Stände und des Volkes gegen die Hoheit der Fürſten über Land und Leute. Meiſt trug dieß Verhältniß den Stempel der damaligen Feudal-Einrichtungen, mit welchen ſich ſpäter die neugebildeten bürgerlichen Corporationen ausglichen. So wurde die Selbſtſtändigkeit, welche die Freien in alter Zeit gehabt hatten, auch neben der Feudal-Verbindung gerettet und die Autonomie, welche ganze Stämme und Stände bewahrt hatten, auch auf den neuen Zuwachs des Bürgerthums, wenigſtens des ſtädtiſchen, übertragen. Noch immer hatte das Reich in ſolcher Zuſammenſetzung ſeine innere Gemeinkraft, ſeine dauernde Einigung nicht gefunden, und als die Kirche fiel, mußte auch der Kaiſer ſinken. Allein wie die Geſammtkraft der Nation mehr und mehr verloren ging, ſo zerfiel auch die Freiheit der Einzelnen entweder ganz oder in kleinliche, krankhafte Reibungen. Die Landeshoheit der deutſchen Fürſten wurde durch die Reformation und den weſtphäliſchen Frieden beſtätigt und zwar der Ausdruck entſchiedenen Verfalls alter Reichsgröße, war ſie doch der nothwendige Durchgangspunkt, um eine wahrhaft politiſche Verkörperung unſerer von alter Zeit her auseinander fallenden Nationalglieder zu bewirken. Als die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts und die franzöſiſche Staatsumwälzung auch bei uns den Athem der Freiheit belebte, regte ſich auch

der Sinn der Nation für alte Rechte und für alte oder neue Verfassungen. Die Staatsweisheit machte an der Hand allgemeiner menschlicher Rechtsgedanken so viele glückliche Umänderungen, man war so reich an Erfahrungen, man benutzte Fremdes und erfand Eigenes; und die Stürme von Außen her waren so gewaltig, daß nicht bloß das morsche Reich zerbrach und neue Bildungen sich aus der Asche erhoben, sondern ohne eigentliche Revolution ganz Deutschland wie ein neuer Mensch dastand. Was man vor Allem errungen hatte, das waren die Elemente und Anfänge eines größeren Gesammtdaseyns. Auch die fremde Oberherrschaft wurde abgeschüttelt. Doch von der friedlichen Reorganisation des eigenen deutschen Reiches erwartete man leider das Widersprechendste, Wenige nur das allein Nothwendige. Die Einen dachten an Wiederherstellung des Alten, die Andern an Geltendmachung bürgerlicher Freiheits-Ideen und die politische Verkörperung derselben; alle wollten die Größe und Kraft der deutschen Nation, aber ohne von Besitz und Privilegien oder die allgemeinen und jeder nationalen Vorbedingung entblößten Freiheitsbegriffe zu opfern. An die Nothwendigkeit der Dinge und an das höchste Bedürfniß der Nation, erst zur sichern Staatsbegründung zu gelangen, wollte fast Niemand denken, am wenigsten die Stimmen aus dem Volke. Was geschehen mußte, geschah, so weit es geschehen konnte. Bald sah man sich in seinen Hoffnungen umfassender Umgestaltung unserer politischen Verhältnisse getäuscht und das Unheil, welches man nicht bloß von den Franzosen, sondern auch von ihren Freiheits-Theorien zu fürchten angefangen hatte, wurde, wenigstens bei den Volksfreunden, gar bald vergessen und in dem heftigsten Verlangen nach innerer volksthümlicher Berechtigung suchten sie für die verlorene äußere Umgestaltung Ersatz. Selbst die deutschen Regierungen mochten in jener Zeit von den constitutionellen Formen als dem Aus-

druck des Zeitgeiſtes verlockt werden, auch Fürſten ergingen ſich in edlen und zukunftreichen Gedankenkreiſen und vor Allem glaubten ſie der Gewalt der Umſtände gegenüber ſich ihres Beſitzes nicht beſſer vergewiſſern zu können, als wenn ſie einen auf Rechtsnormen begründeten Bund mit den Anſprüchen ihres Volkes eingingen. Auch diejenigen, welche in dieſen Formen zur Zeit für Deutſchland wenig Heil erkannten, glaubten doch darin eine Garantie zu finden, daß die politiſche Vervollkommnung, der wir theilhaftig geworden waren, und viele über alte Vorurtheile des Standes und des Glaubens ſiegreiche Ideen der Humanität durch ſolche, geſetzlich feſtgeſtellte Concordate bei ihrem vollen Rechte bleiben würden. Es war im innern Volksleben ſchon ſo viel erneuert worden, daß man wenigſtens dieß gegen jede Anmaßung erhalten wünſchte.

Dieß iſt's, was unſer Zeitalter bezeichnet. Die Völker wollen Erweiterung ihrer Rechte, aber ſie verlangen noch weit mehr nach ſtaatsbürgerlichen Garantien. Liebe zum Alten und Anhänglichkeit an das, was man von Neuem errungen — Beides wollte ſich gegen die Eingriffe der organiſirenden Willkühr oder antiquirter Vorurtheile geſchützt wiſſen. Alles dieß glaubte man, beſonders in Oberdeutſchland, an frühere Volksberechtigungen gewöhnt oder leichter erinnert und überhaupt lebhafteren und für bürgerliche und politiſche Ideen entzündbareren Weſens, in der Mitwirkung des Volkes zur Geſetzgebung und in einer Controlle der Verwaltung am leichteſten und ſicherſten zu erreichen, womit denn zugleich alte und neue Irrthümer über die Grundlagen der Geſellſchaft neben den practiſcheren Freiheitsſätzen, am meiſten jedoch der alte Widerſtand der Deutſchen gegen das Ganze und die zur Einigung zwingenden Kräfte in Aufſchwung kamen. Immerhin durfte man in dieſen conſtitutionellen Verſuchen kleinerer deutſcher Staaten eine gute Uebung der Nation und ein Mittel anerkennen, auch

die nicht mit dieſer Einrichtung behafteten Staaten für das öffentliche Leben erregter zu machen.

Der Widerſpruch, welcher ſich ſeit dieſer Zeit zwiſchen den Staatsmännern und den Volksfreunden, zwiſchen der Diplomatie und dem gewöhnlichen Liberalismus ergab, und der Kampf dieſer Gegenſätze hat ſchon zwei große Ausbrüche und zwei Bewältigungen verurſacht, wobei, wie faſt immer in ſo wirren Zeiten, auch die Nothwendigkeit nicht genug von dem Einfluß alter Vorurtheile geſchieden war und mit den Mitteln, deren ſie ſich zum Widerſtand bediente, den Widerſpruch oft nur noch einſeitiger und unverſöhnlicher machte. Nichts deſtoweniger fängt man die Lage der deutſchen Nation und die Bedürfniſſe der Völker ruhiger aufzufaſſen an und ſich zu beſinnen, daß es bei uns, wenn wir nur irgend einer politiſchen Aeußerung fähig ſind, andere und wenigſtens zur Zeit nothwendigere Garantien geben muß, und wirklich gibt, als jene Inſtitutionen, welche im Widerſpruch mit der Geſammtheit der Verhältniſſe nothwendig Täuſchung ſind, ſobald man in ihnen mehr ſieht, als was ſie wirklich ſind, nämlich quaſi-conſtitutionelle Formen. In ſolcher Ausdehnung werden ſie auch von der Geſammtheit der deutſchen Nation anerkannt und gerade für die kleinen Verhältniſſe der Staaten als eine innere Vergrößerung betrachtet. Wenn ſelbſt der deutſche Bund in der ſchwierigen Zeit ſeiner Entſtehung von ſeinen Kräften nicht überzeugt ſeyn konnte, ſo war es doch nothwendig, daß, als er dieß wurde, der Geiſt des Bundes über den Buchſtaben ſiegte und die Zuſatzartikel der Acte nicht bloß ergänzende, ſondern umändernde und conſtituirende werden mußten. Mit dieſer Fortbildung des Bundes wurde auch erſt ſeine größere Thätigkeit möglich und durch dieſe wiederholte Kraftäußerung nach Innen und Außen iſt der Glaube an die Autonomie einzelner deutſcher Stämme und Staaten in ihrer Unbedingtheit vernichtet worden, ſo daß

nur die für die Gesammtkraft unseres Vaterlandes unheilsamste Revolution diesen früheren Zustand wiederherstellen könnte. Wenn Deutschland in solcher Weise wie bis jetzt die constitutionelle Politik zur Erscheinung gekommen ist, also im Allgemeinen dem Musterstaate England ähnlich gestaltet werden sollte, so ist doch entschieden, daß es jetzt wenigstens auf dieser Stufe der politischen Form weder begriffen ist, noch seyn kann. Rein demokratische Verfassungen werden auf europäischem Boden, wenigstens in den größeren und vielversprechenden Staaten, niemals zu Stande kommen, ja sie laufen der natürlichen Entwicklung unserer modernen Weltzustände zuwider. Das Prinzip der Volkstheilnahme an der höchsten Gewalt im Staate habe ich dagegen von vorn herein als ein Ziel der Civilisation anerkannt und auch ohne äußere politische Formen ist es in der Wirklichkeit reindeutscher Staaten schon wirksam und vorhanden. Man zweifle nicht, daß auch unsere Nationalität einst zu äußerer, constitutioneller Geltendmachung ihres Willens und zu Garantien dieses friedlichen Einflusses gelangen werde. Um letztere jedoch für die ganze Nation zu gewinnen, bedarf es einer entschiedenen staatlichen Sicherung, der innern Einigung, die man nicht mit Einheit verwechsle, und einer auf festem Grunde ruhenden Consolidation des inneren und äußeren Nationalwillens. Allein nicht einmal diese Fundamente würden hinreichen, sogleich eine deutsche National-Vertretung nach gleichmäßigen Grundsätzen und mit größeren politischen Rechten in sämmtlichen deutschen Staaten hervorzurufen, sondern es gehört dazu jene Grundlage von bürgerlichen Verhältnissen, welche die Temperatur der Staatskräfte bildet. Von solchen Unterlagen, auf welchen die Freiheit allein ausgedehnt werden kann, ist nun jetzt in Deutschland wenig und nichts Zulängliches vorhanden und was vielleicht früher im deutschen Reiche von solchen Elementen gegeben war, das ist

in immer größere Unbedeutendheit verſunken oder ganz untergegangen. Ohne ſolche Schutzmaßregeln, den Garantien des objectiven Beſtandes und der Ordnung, kann kein Staatsmann dem demokratiſchen Strome freie Oeffnung laſſen und es iſt eine große Begränztheit zu ſagen, der preußiſche Staat habe bloß deshalb die verſprochene Verfaſſung noch nicht erhalten, weil eine herrſchende Partei ſie nicht möge. Die Freiheit iſt erſt möglich, wenn man ſich ihrer Gränzen bewußt iſt und ihre nothwendigen Ausgangspunkte nicht überſieht. Erſt der Staat gibt dem Einzelnen politiſche Rechte. Er vervollkommnet ſich ſelbſt, indem er ſich dem Einzelnen unterzuordnen ſcheint. Das Wachsthum politiſcher Rechte iſt alſo nur Blüthe politiſcher Civiliſation. Es kann hier nicht Gegenſtand der Unterſuchung ſeyn, ob in allen deutſchen Staaten für die politiſche Zukunft genügend vorbereitet wird; allein man wird auch ſo lange den Widerſtand der Staatsgewalten entſchuldigen müſſen, je länger und ſtärker der Angriff auflöſender oder übereilter Zumuthungen dauert. Diejenigen aber, welche mit den abſtracten Begriffen bürgerlicher und politiſcher Freiheit den beſtehenden Verhältniſſen rückſichtslos entgegen treten, hemmen nicht bloß die ſchon glücklich begonnene innere Einigung des deutſchen Staatenlebens, zerſtören die junge Kraft, welche zunächſt den mächtigen Repräſentanten des National-Vermögens Noth thut, ſchwächen uns, indem ſie uns zu ſtärken meinen, ſondern ſie machen zugleich die Erfüllung jener nothwendigen Pflicht unſerer öffentlichen Gewalten, durch glückliche Inſtitutionen die Temperamente künftiger Freiheit zu entwickeln, unmöglich, indem ſchon dieſe Vorläufer Mißbräuchen zugängig ſeyn könnten, welchen der nun einmal nothwendige Staatsbeſtand Widerſtand leiſtet oder leiſten zu müſſen glaubt. Alſo der Zwang, den man verſucht, kann ſelbſt das Mögliche und Nothwendige nur zurückhalten, man müßte denn

im Wahne seyn, es würde auf dem gegenwärtigen Standpunkte der deutschen Nation auch nur irgend eine Bewegung von Unten geschehen, welche nicht von Oben oder im schlimmsten Fall vom Ausland veranlaßt würde. Daß vor wenig Jahren ein solcher Umschwung der Verhältnisse sich nicht ereignen konnte, dafür hat der deutsche Bund, Oestreich und Preußen gesorgt und so blieb es denn trotz aller gigantischen Revolutionspläne bloß bei tumultuarischen Volksversammlungen und bei stundenlangen Redeübungen in unsern Kammern, von welchen selbst ein liberaler Deputirter sagte: sie würden mehr wirken, wenn sie kürzer wären, und wie ich dazu zu setzen mir erlaube, wenn sie weniger wirken wollten. So ist es nun einmal, und man sollte sich wenigstens in diese Nothwendigkeit schicken lernen.

Doch eben dieses deutsche Volk zeigt sich schon längst und immer mehr der bloßen Autorität entwachsen, da Fürsten und Regierungen nichts Gewichtiges oder Bleibendes verfügen können, was dem allgemeinen Bewußtseyn dieses Volkes schnurstracks widerspräche. Ohne alle Vertretung spricht die öffentliche Meinung, trotz beschränkter Presse dringt der Geist des Volkes von der untersten Lage bis zu den obersten Regionen und es schlingt sich eine und dieselbe Bildungsart um alle eigentlich begehrenden Classen deutscher Gesellschaft und der Verkehr zwischen ihnen, wie zwischen Volk und Fürsten, würde noch inniger seyn, wenn man sich nicht hie und da mit absoluten Widersprüchen gegenseitig abgewendet hätte. Zuletzt sind es gerade diejenigen Classen, welche am wenigsten Raum zur Klage haben, so den unzufriedensten Geistern der Verneinung Stoff und Unterlage geben könnten. Könnten die politischen Conflicte auch in Deutschland jemals ein Aeußerstes erreichen, so würde, was Deutschlands Fürsten und Völker gleich sehr fürchten und um der Folgen willen zu vermeiden wünschen, nothwendig die Revolution da seyn,

welche durch innere und äußere Reform und in allmähligen Fortgängen ersetzt werden wird und muß. Aber Niemand überlasse sich der Furcht vor solchen Gespenstern, denn es gibt in Deutschland mehr Freunde der Ordnung, als Freunde der Freiheit!

Jetzt komm ich zu meinem quasi-constitutionellen Würtemberg zurück und ich sehe hier wie in den meisten oberdeutschen Staaten freilich recht malcontente Physiognomien und ich höre bis zur Unzahl das ewig wahre und immer falsche Wort, das „Traurig ist's noch allerwärts", obwohl sich daneben die Leute freier, wenn auch nicht besser befinden als allerwärts im deutschen Vaterlande. Die würtembergische Verfassung trägt so ziemlich den Durchschnittscharakter unserer deutschen Constitutionen an sich und wie überall ist auch hier ein großer Unterschied zwischen dem reellen und dem nominellen Werth des Gesetzes zu machen. Die Würtemberger besitzen wirklich schon viel Reelles, doch dieß mehr noch durch ihre allgemeinen bürgerlichen Einrichtungen und Gesetze, besonders durch den politischen Geist des Stammes als durch ihre Verfassungs-Paragraphen. Man könnte die Frage aufstellen, warum ihnen von den wirklichen, sehr erfreulichen bürgerlichen Freiheiten nichts beschnitten wird und man muß sich antworten, weil man ihnen hier nichts rauben kann. Aber wo ist denn die Garantie dafür? Der Schutz für diese Errungenschaft liegt gerade da, wo man ihn am wenigsten sucht, in den Freiheiten selbst und in dem Bewußtseyn des Volkes, welches sie nach und nach errungen und liebgewonnen hat. Diese Freiheiten sind unseren gegenwärtigen Zuständen angemessen, also nützlich und vernünftig und das Bewußtseyn hält so fest daran, wie die Mutter an ihrem Kind. Wer wagt die eingebürgertsten Gewohnheiten unserer deutschen Bürgerverhältnisse, unserer Rechtspflege und unserer persönlichen Beschützung anzutasten? Darin habt ihr

auch die Bürgschaften des gegenwärtig freien Nationalzustandes und ihr könnt durch ungemessenen Trieb, bessere zu erhalten, nur sein Wachsthum verhindern. Große Wahrheit, wenigstes in Betreff unserer bisherigen deutschen Verhältnisse, enthält der Ausspruch Göthe's, eines sonst in politischen Behauptungen für unsere nächste Zukunft nicht zureichenden Mannes, über die altwürtembergische Verfassung, von der er sagt: „Der Hauptsinn einer Verfassung, wie die würtembergische, bleibt nur immer: die Mittel zum Zwecke recht fest und gewiß zu halten, und eben deswegen kann der Zweck, der selbst beweglich ist, nicht wohl erreicht werden.“ Für unsere deutschen Zustände ist darin ein Grundgebrechen aufgedeckt. Man sucht äußere Garantien für Dinge, welche ohne sie viel früher zum Ziele kommen.

Während Würtemberg gerade außerhalb der Verfassung in alten Gewohnheiten, Gesetzen und vor Allem in der Ordnung seines Gemeindewesens die größten und sichersten Freiheiten besitzt, hängt der Liberalismus und besonders die Opposition mit fast bigotter Schwärmerei an dem nominellen Inhalt und an dem Buchstaben des Constitutionsgesetzes. Ich habe es hier nicht bloß mit der Partei zu thun, welche noch mehr verlangt, als die Form der Verfassung ausspricht, sondern mit jener weit größeren Masse, welche in die Angelegenheiten des öffentlichen Zustandes die Begriffe von Recht und Rechtskraft hineinträgt, wie sie der Jurist für das Privatrecht aufstellt und wie sie in einem ganz auf Garantien ruhenden Staate, wie z. B. England, auf eigene Weise auch für das Staatsrecht geltend gemacht worden sind. Man stellt einen allgemeinen Rechtsstaat den patriarchalischen, despotischen oder theokratischen Formen gegenüber und verlangt von demselben zwar nicht dieselben Merkmale volksthümlicher Freiheit, aber dasselbe unverbrüchliche Ansehen der einmal bestehenden Normen oder zugestandenen Rechte. Schon von

Alters her wurde der Würtemberger gewöhnt, seine verfaſſungsmäßigen Rechte auf dem Wege des Vertrags begründet zu ſehen; auch die neue Verfaſſung kam auf ſolche Weiſe zu Stande und nachdem einmal dieſes obligatoriſche Verhältniß feſtgeſetzt worden war, glaubte man keine Macht mehr über ſich zu haben, von deren fortdauernder Anerkennung die Gültigkeit oder Anwendung eines ſolchen Staatsgeſetzes abhänge. Eine ſolche Macht beſteht aber in Deutſchland trotz der Souveränität der Fürſten durch den Bund, welcher nicht bloß die äußere, ſondern auch die innere Sicherheit zu bewachen hat und wegen der hierzu in gegenwärtiger Lage nothwendigen Präventiv-Maßregeln, wie durch freiwilliges Zugeſtändniß aus einem Staatenbund andern Theils auch in einen Bundesſtaat verwandelt worden iſt. Wie man ſchon zu einem wichtigen Privatgeſchäft das Mitwiſſen oder gar die Erlaubniß der höhern Verwaltungsbehörde nöthig hat, ſo konnte zwiſchen den beiden Contrahenten, Fürſten und Volk, nur ſo weit ein gültiger Vertrag abgeſchloſſen ſeyn, als der Bund fortdauernd ſeine Zuſtimmung erklärt; nie aber hat der deutſche Bund den allgemeinen und ausgedehnten Beſtand unſerer deutſchen Verfaſſungen oder gar ihre wirkliche Anerkennung in gefährdeten Zeiten garantirt. Mit dem deutſchen Bunde haben ſelbſt die Staaten keinen die Centralmacht bindenden Vertrag abgeſchloſſen, welche ihre Verfaſſung unter den beſonderen Schutz deſſelben geſtellt haben. Anfangs wohl auch mit Unwillen, aber bald von der dringenden Nothwendigkeit überzeugt, haben gegen die ſtürmiſchen Angriffe der Parteiungen die Fürſten ihre Zuflucht zu Zugeſtändniſſen an dieſe Centralmacht genommen, deren Exiſtenz in der Natur der Dinge liegt und von deren Erhaltung oder Erhöhung das Gedeihen aller einzelnen deutſchen Staaten abhängt.

Die Rechts-Politiker wenden hierauf die Frage ein, ob denn ſowohl Fürſt als Fürſtenbund an die Anerkennung deſ-

ſen, was einmal zum poſitiven Geſetz erhoben worden iſt, gar nicht gebunden ſind und ob ſie nach Willkühr verfügen können oder nicht. Hierauf iſt zu antworten: Willkühr kann nirgends beſtehen, wo ein Volk aus dem Stadium der Autorität in die Bahn der Skepſis und allgemeiner Urtheilskraft getreten iſt, wo man nach Gründen fragt und auf allgemeine Ueberzeugungen hinauskommt, kurz wo ein Volkswille beſteht, welcher nicht in dem Sinne des gewöhnlichen Liberalismus, wohl aber in negativer und begränzter Bedeutung ſouverän genannt werden kann. Nur die Vernunft kann herrſchen und ſie war auch unter den vorliegenden Verwicklungen und nach dem Vermögen eines Volkes immer da, alſo nur in dem Grade als das Volk ſelbſt der Autorität entwachſen und aus politiſcher Nichtigkeit emporgeſtiegen war. Ich gehöre nicht zu denjenigen öffentlichen Schriftſtellern, welche Alles, was geſchehen iſt, und in der Form, wie es geſchehen iſt, vernünftig oder zureichend finden, weil es von den Regierungen ausging. In einer Zeit ſo großer Umwandlungen trägt die Schwankung des Bewußtſeyns ihre Schattenſeiten auch auf die höchſten Führer des Staatslebens über und was vor der Intelligenz noch als zuläßig verfochten werden kann, ergreift die Leidenſchaft und der Egoismus oder gar ein fremdartiges Element unſeres deutſchen Lebens noch oft mit jener Haſt, welche übereilt und die allgemeine Vernunft der Zeit auch mit gehöriger Doſis von Narrheit, Unvernunft und vorübergehender Verdüſterung miſcht. Wer die Kräfte dazu hat, iſt verpflichtet, ſolchen trüben Einflüſſen der Parteien Widerſtand zu leiſten. Man muß die klare, bürgerliche Vernunft unſeres Jahrhunderts beſchützen, ohne den Prinzipien oder gar der Praxis Raum zu geben, welche die Ordnung in der politiſchen Geſellſchaft nicht im Stande ſind zu erhalten. Trotz dieſes ganz modernen Charakters der reindeutſchen Staaten iſt das Wechſelverhältniß zwiſchen der öffentlichen Macht und

den Unterthanen durchaus noch nicht ein solches, welches auf dem unerschütterlichen, von Volk und Regierung gleichmäßig abhängigen Boden des Gesetzes ruht. Um eine solche Gesetzlichkeit und so reelle Theilnahme des Volkes zu verwirklichen, bedarf man zugleich der Garantien, daß das Volk seine Macht nicht mißbrauchen kann und so reif ist, es nicht zu wollen — Garantien, wie sie England nicht allein in der politischen Mäßigung des Volkscharakters, sondern nochmehr in den drei Grundgewalten des Staats besitzt, von welchen die mittlere eine auf altem Ansehen, Besitz und natürlichem Einfluß ruhende, herkömmliche und zwischen Volk und Regierung vermittelnde Institution ist, deren Existenz in Ermangelung einer besseren noch kein vernünftiger und ächt patriotischer Politiker Englands angegriffen hat. Würde man in diesem Lande jemals die übrigen Faktoren der Gewalt von dem reindemokratischen Einfluß übermannt oder gar vernichtet sehen, so wäre jeder reinconstitutionellen Staatsform, wenigstens für Jahrhunderte, der Stab gebrochen. Wo gibt es aber in Deutschland irgend eine angesehene und natürliche Macht, auf die man zur Zeit eine Schutzmauer der Freiheit und des Gesetzes gründen könnte? Wo ist die Garantie der Vernunft und der Ordnung des Staats, die bei Gott nothwendiger ist, als alle bis jetzt trügerische Garantie der Freiheit, die nur, wie in Frankreich, in der Stimmung der Nation liegt? Nicht einmal so viel innere Einigung und Selbsterkenntniß ist unter uns vorhanden, daß man erwarten könnte, es würden über Nacht jene Grundsäulen der Freiheit errichtet oder die Weisheit werde gefunden werden, welche sich selber schützt. So lange nun dieser Mangel besteht und so lange die Nation in Widersprüchen befangen bleibt, welche viel umfassender sind, als die immer noch constitutionellen der Whigs und Torys in England, so lange wird auch der Buchstabe des Gesetzes einer Central-Weisheit gehorchen müssen, deren höch-

ſtes Geſetz die Nothwendigkeit und die allgemeine Wohlfahrt der Nation bleibt. Es werden die patriarchaliſchen Anfänge der Staatsverfaſſung noch einige Zeit nicht ſo weit beſchränkt ſeyn, daß ſie ſich ſelbſt aufgehoben zu haben ſcheinen. Nur mit dem nächſten und dringenden Gemeinbedürfniß der Nation hat ſich die politiſche Gewalt abzufinden; nur die innerſten Heiligthümer und Schätze, den Genius und die Bildung unſeres Volkes, wird man nicht antaſten dürfen; dann kann man hoffen, daß ſelbſt nothwendige Veränderungen dieſes Staatsverhältniſſes einſt, wenn auch nicht ohne Zwang, aber gewiß durch friedlichen, überzeugungsmäßigen und wahrhaft das höhere Wohl Aller beſchützenden Akt durchgeſetzt werden. Was auch unſere ideologe und juridiſche Politik dagegen ſagen mag, das Moment des Rechts iſt in der Politik zwar nicht gleichgültig, es hat die Beſtimmung, allmählig alle anderen Elemente zu durchdringen; aber die politiſche Vernunft ſteht ſo lange über allem Rechte, bis ſie ganz eins mit ihm iſt und durch politiſch nothwendige Formen die Unantaſtbarkeit dieſes öffentlichen Rechts befeſtigt hat. Doch iſt in dieſer ſchwankenden Lage der Begriff des Rechtsſtaates noch immer nicht aufgehoben, wenn nur die allgemeine Ueberzeugung geachtet wird und die perſönliche Freiheit mit ſammt dem Eigenthum im unwandelbaren Schutz des Gemeinde- und Privatrechts ſteht, wie es in den ſämmtlichen eigentlich deutſchen Staaten durch unverletzbare Formen der Fall iſt, mögen dieſelben nun zugleich conſtitutionell ſeyn oder nicht. So ſteht es mit der Quaſi-Conſtitutionalität in Deutſchland, einen Begriff, welchen man erfinden müßte, wenn er nicht von ſelbſt entſtanden wäre.

Es darf nicht erwartet werden, daß ich hier eine Darſtellung einzelner Verfaſſungen und Verwaltungsformen deutſcher Staaten gebe, ſo wenig als eine Kritik der einzelnen Unvollkommenheiten an denſelben. Da ich auch an den conſtitutio-

nellen Staaten nur die allgemeine Reife oder Unreife des politischen Lebens nach charakteristischen Merkzeichen der Volksthümlichkeit oder einzelner Erscheinungen bezeichnen wollte, würde es von keinem Nutzen seyn, sich in diesen statistischen, legislativen und verfassungsmäßigen Details zu ergehen, die noch obenein in den meisten Staaten mit geringer Unterscheidung wiederkehren. Um einen Ueberblick wirklich verfassungsmäßiger und administrativer Zustände in Deutschland zu erlangen, müßte man einen einzelnen Staat und natürlich den größten in allen seinen Institutionen charakterisiren, durch Vergleich mit den abweichenden Formen anderer reindeutscher Staaten ein allgemeines Resultat zu entnehmen suchen und das Ganze unter das Kriterium schon jetzt herrschender oder allgegenwärtiger Ideen der Ordnung, der Freiheit und des Rechts stellen. Dieß denke ich in der Fortsetzung dieser Studien dadurch zu bewerkstelligen, daß ich den preußischen Staat in die Mitte bringe und dann in dieser ausgedehnten Erscheinung das innere politische Daseyn unserer Nation beurtheile, was in Betreff der oberdeutschen Staaten allein nur so weit geschehen konnte, als es nöthig war, um den menschheitlichen und politischen Standpunkt und die wichtigsten Bedürfnisse derselben zu begreifen. Constitutionelle oder nicht constitutionelle Formen sind in der Hauptsache ohne Bedeutung für das gegenwärtige Deutschland. Obwohl man sogar in diesen unwesentlichen Dingen den Kern suchte, konnte man dennoch im Wesentlichen die Durchschnittslinie deutscher Zustände nicht überschreiten. Dennoch steht fast jeder deutsche Staat, wenn auch nur auf dieser Linie, immer auf einem Stadium bürgerlichen Wohlbefindens, das schon jetzt den wichtigsten Entwicklungen des Menschen Raum gibt und für die Zukunft kräftigste Ausbildung verspricht. Es gibt der Uebel genug, welche auf einem kleinen deutschen Staate, auf der ganzen deutschen Nation, auf aller gegenwärtigen Cultur la-

ſten. Daraus wie aus den Schwächen der Menſchen überhaupt entſpringen jene Unvollkommenheiten und Hemmungen, die bei einem an politiſcher Erfahrung und an politiſchem Takt noch armen Volke wie dem Deutſchen, um ſo andauernder ſind, als es ihm an Muth und an Handgriffen, die eine Nation beglücken, aber auch an der Uebereilung mangelt, welche ſie in Anarchie und Verwirrung ſtürzen kann. Die meiſten Uebel der deutſchen Staaten liegen in denſelben gemeinſamen Mißverhältniſſen. Dieß läßt ſich auch am richtigſten an einem größeren Centralſtaate nachweiſen, an andern jedoch nur das Hauptſächliche und Charakteriſtiſche vorwegnehmen und vor Allem das Unterſcheidende würdigen.

Am wenigſten wird man ſich dazu verſtehen, auf die conſtitutionellen Formen, wie ſie ſich bis jetzt nominell oder reell gezeigt haben, beſondere Aufmerkſamkeit zu richten. Was Aufmerkſamkeit verdiente, war conſtitutioneller Volkscharakter und dieſen habe ich in den vorangehenden Schilderungen vorzugsweiſe in's Auge gefaßt, weil er Oberdeutſchland charakteriſirt. Was würde es auch für Nutzen haben, ohne beſondere praktiſche Zwecke, z. B. um einen beſtimmten Staat zu conſtituiren, ſich mit den unbedeutenden Discuſſionen einzulaſſen, die für das eigentlich conſtitutionelle Staatsrecht von großem Gewicht, für die halbe deutſche Praxis es nicht ſind. Ob zwei Kammern exiſtiren, welche Vorrechte die Krone oder die Landſchaft hat, welcher Geſchäftsgang, welche Ordnung in den Verhandlungen der Stände ſtattfindet, iſt doch am Ende für das Reſultat derſelben wenn ſchon nicht gleichgültig, aber ohne höhere politiſche Bedeutung. Im Allgemeinen läßt ſich nur der Wunſch äußern, daß die Volksvertreter, ſo begränzt ihre Willensäußerung bleibe, deſto freier in ihren Meinungsäußerungen geſtellt werden möchten, damit die öffentliche Stimme durch dieſes Organ wirklich bis an die Häupter der Staaten dringen kann. Freilich wird dadurch unſere

deutsche Repräsentation fast zu einer nur berathenden Körperschaft herabgesetzt, welche zwar das Recht hat, eine von der constitutionell verpflichteten Regierung angenommene Aenderung in der Verfassung, Gesetzgebung oder Verwaltung abzulehnen, also ein Gesetz zu acceptiren und durch diesen Act jedem Gesetze wenigstens eine sittliche und im Particularstaate rechtskräftige Geltung zu verschaffen, dagegen der Staatsregierung auch nicht das Geringste abnöthigen kann, weil der Bund einen solchen Zwang untersagt hat. Von diesem Standpunkt muß man ausgehen, wenn man in unseren constitutionellen Formen wirken will. Wie sehr die würtembergische Verfassung in solcher Weise ihrer Bestimmung entspricht, geht schon daraus hervor, daß man bei der Constituirung anderer deutscher Staaten dieselbe meist zur Grundlage und zum Muster genommen hat.

Aus alter Zeit schreibt sich die Stellung der Prälaten in der Verfassung dieses Landes; sie sitzen auch in der Bürgerkammer und wenn nicht immer die Intelligenz, so repräsentiren sie doch ein geistiges Gegengewicht gegen den Materialismus, den gewöhnlichen Liberalismus und die juristischen Staatslehren. Auch in dieser Hinsicht kommt der Vergleich mit England in's Gedächtniß, das den Bischöffen der anglikanischen und der katholischen Kirche ähnliche Ehrenplätze, aber unter den Lords anweist. Der Adel war im alten Würtemberg gar nicht vertreten. Es gab nur einen untergeordneten Vasallenadel, welcher, ohne bedeutsame Vorrechte, sich den Lasten des Volks entzogen hatte. Erst durch Neuwürtemberg kam ein bedeutender und vordem meist reichsunmittelbarer, ja fürstlich ebenbürtiger Adel zum neuen Königreiche. Für die Mediatisirten wurde schon während des Rheinbundes in mehreren Staaten gesorgt, und es wurden denselben ansehnliche Vorrechte auch in der neuen Ordnung vorbehalten; besonders in Baiern suchte man frühzeitig das Verhältniß

der Staatsgewalt zu dem hohen Adel festzustellen; allein König Friederich glaubte, kraft seiner souverainen Gewalt, über die Personen und Güter dieser Unterthanen willkührlich oder wie über andere Unterthanen verfügen zu können. Doch auf dem Wiener Congreß fand die Sache der Mediatisirten, welche man wegen der größeren Unbill beschwichtigen mußte, Unterstützung und es ward für die sämmtlichen deutschen Staaten die Anerkennung eines besonderen Rechtsverhältnisses und besonderer Vorrechte angeordnet. Während der ersten Verfassungskämpfe in Deutschland setzte der Adel seine Opposition gegen die neuen Regierungen fort und es kam in mehreren oberdeutschen Staaten zu einem Schutz-Bündniß des Liberalismus und der Aristokratie, ja in Hessen und Baden zu solchen Adelsumtrieben, die man der bürgerlichen Demagogie zu keiner Zeit verziehen haben würde. Obschon sich die Vereinigung mit den Häuptern der Volkspartei bald auflöste, blieb doch immer eine gewisse Einigung deutscher und außerdeutscher Aristokratie zurück, welche unter dem Namen der Adelskette sich bald den Reactionen gegen Bürgerfreiheit und Aufklärung angeschlossen, bald den Eingriffen der Fürstengewalt in Rechte und Privilegien gewehrt hat. Auch diese Richtung des allgemeinen Geistes in Deutschland, von dem doch auch der Adel ein Theil ist, mußte in den höchsten Gewalten einen Ausdruck finden und es ist nur zu gewiß, daß die gesetzlichen oder vermeintlichen Ansprüche des hohen und des niederen Adels in Deutschland zu bestimmten Zwecken und von bestimmter Seite her begünstigt werden. Sollte es zu Conflicten zwischen dem hohen Adel und der Staatsregierung kommen, so würde der deutsche Bund jedenfalls zur Entscheidung berechtigt seyn oder angerufen werden. Doch läßt sich vermuthen, daß man in nächster Zeit diese Gegensätze so wenig als möglich an einander gerathen lassen wird. Nur eine Frage hat sich bis jetzt und besonders in Würtem-

berg als unvermeidlich gezeigt, nämlich diese: Sind die Mediatisirten in gleicher staatsbürgerlicher Verpflichtung, wann sie als repräsentirende Adelskammer einem Gesetze auch ihre Zustimmung gegeben haben, oder dürfen sie dieß mit der Klausel thun, daß die Vollziehung des Gesetzes in Betreff der Standesherrn von der Anerkennung eines jeden Einzelnen unter ihnen, laut persönlichen Privilegiums, abhängig bleibe? Dieß wäre ein Prinzip, welches dem hohen Adel zugleich gesetzgebende Macht und Exemption von der staatsbürgerlichen Verpflichtung gegen das Gesetz gestattete. Ich will mir keine Entscheidung darüber anmaßen, indem ein Ausspruch über diesen Fall vom deutschen Bunde zu erwarten wäre. Doch was sonst zu Constituirung der Aristokratie in Deutschland zu wünschen bleibt, gehört den allgemeinen Entwicklungen unserer deutschen Zukunft an. Nur dürfte zum Wohle des Staats gereichen, wenn die Regierung sich entschließen könnte, es zu einem schiedsrichterlichen Urtheil über jene streitige Frage kommen zu lassen. Wie dieses auch ausgefallen wäre, so hätte man doch ein Prinzip zur Hand und für die Zukunft wäre dieß, wie überhaupt kein Gesetz in der Welt, noch kein unantastbares Präjudiz; denn das Recht, wo es nicht die Macht und die Vernunft für sich hat, ruht zu jeder Zeit nur auf dem sittlichen Grunde der Pietät und alle Pietät weicht am Ende der Vernunft und der Nothwendigkeit. Doch am wenigsten kann man begreifen, wie manche Bürgerfreunde die Nachgiebigkeit der Regierung unterstützen konnten. Wollte man diesmal ganz im Sinne der Ideologie irgend ein staatsrechtliches Prinzip von Menschenrecht oder politischer Freiheit auf einmal und um jeden Preis durchsetzen? Das Prinzip war ja anerkannt, auch ohne daß es verwirklicht wurde und wenn es sich auch nur um eine größere Last handelte, welche der Staat zu übernehmen hatte, so war es doch nicht gleichgültig, dem Staate eine Last abzunehmen und noch dazu die

Regierung zu entschiedenem Kampf für das allgemeine Interesse zu drängen. Wie konnte man einen unter uns seltenen Fall, in Gemeinschaft mit der Regierung gegen einen einzelnen Widerstand im Staate zu Beförderung staatlicher Einheit zu handeln, unbenutzt vorübergehen lassen? Eine Regierung, die sich auf so schwankende Bürgerstimmung stützen soll, kann freilich keinen Schritt wagen, um die Mißverhältnisse der gesetzgebenden Gewalt zu entfernen oder die innere Einheit der Staatsgewalt zu befestigen. In solchen Augenblicken drängt sich der Gedanke, daß die constitutionelle Form für das jetzige Deutschland fast gar keinen reellen Werth habe, selbst zum Nachtheil des bürgerlichen Fortschritts auf.

Trotz der Unwirksamkeit deutscher Constitutionen kann man die bestehenden Verfassungsformen unserer kleineren Staaten durchaus nicht als unerheblich betrachten. Zwar im Sinne des Rechts und der Willensäußerung sind sie es; aber für die Cultur dieser Staaten und den Gesichtspunkt des deutschen politischen Lebens überhaupt gar nicht. Einmal wird eine unläugbare Sehnsucht des Volkes in diesen Anklängen an Repräsentiv-Regierung zugleich wach erhalten und befriedigt und wenigstens der Gedanke an solche oder verwandte Richtung des Nationallebens auch in nicht constitutionellen Staaten durch mancherlei und dazu deutsche Erfahrungen befruchtet. Ferner schützen solche Verfassungen kleine Staaten, wo die öffentliche Meinung weit leichter unterdrückt wird, vor Verirrungen und Plagen, die im Dunkeln schleichen. Einheimische und in den Einzel-Staaten von Alters her überkommene volksthümliche Institutionen werden vor der Hand nivellirender Gesetzgebung und vager Neuerungssucht gesichert und der eigene volksthümliche Charakter hält sich durch diese Institutionen aufrecht. Endlich wird die Verwaltung, besonders die ökonomische, die nirgends leichter Mißbräuchen und nachtheiligster Uebervortheilung erliegt, als im kleinen nicht

conſtituirten Gemeinweſen, in beſtändiger Controlle erhalten, wodurch für die kleinen Zwecke die kleinen Mittel bewahrt werden. Und dieſe Schutzmauer der Perſonen, des Staatsvermögens, des Beſitzes und der Gerechtigkeit übt auch einen bildenden und vorbereitenden Einfluß nicht allein auf die Staaten, welche ſolche Rechte genießen, ſondern auf das ganze deutſche Bürgerthum, ſo daß an die Stelle des Gröſſeren, was andere Nationen mit dieſer Form erzielen, hier ein Mittel der Nationalerziehung, die Erweckung der Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten getreten iſt. Auch ſollte man hoffen, daß den kleineren Regierungen durch dieſe Theilnahme des Volks in öffentlichen Berathungen ein anſehnlicher Beitrag von Intelligenz zugeführt werden kann und daß beſonders die unabhängigeren Capacitäten im Volke ſo lange die Augen der Regierung auf ſich ziehen werden, bis ſie, von letzterer abſorbirt, wirklich dem Staate voranſtehen. Allein man hat leider auch die Erfahrung gemacht, daß die eigentliche Intelligenz mancher Staaten ſich nur in den Reihen der Regierung oder einer höheren Kammer befand und das gröſte Uebel zeigte ſich darin, daß bürgerliche Fähigkeiten, in eine ungemeſſene und leidenſchaftliche Oppoſition geworfen, ſtatt ſich zum Wohle ihres Volkes den Weg zu höherem Staatsdienſt und engerer Theilnahme an der Verwaltung zu öffnen, ſich ihn für immer abgeſchloſſen haben. So muß der Verluſt bedeutender Kräfte, die anderswo erſt in ihrem eigenſten Berufe wären, höchlich beklagt werden, wie in Würtemberg der Paul Pfitzers.

An dieſe Vortheile, welche die conſtitutionelle Form auch in Deutſchland gewährt, knüpfen ſich auch Vorzüge, die beſonders den Cyklus der oberdeutſchen Staaten zu einem nothwendigen Gewicht in der Wagſchaale Deutſchlands machen. Nothwendig mußte in dieſe Staaten eine freiere bürgerliche Bewegung kommen, die jener Monotonie entgegenarbeitet, welche,

wenn ſie Alles beherrſchen würde, die jetzt auf Reſignation und ſtillen Fortſchritt gegründete Staatsform des größten reindeutſchen Staates über unſere Nation bringen könnte. Man glaube ja nicht, daß Alles, was preußiſch iſt, als vorzüglicher angeſehen werden kann, als manches, was anderwärts und oft in den kleinſten Staaten errungen wurde; allein in weſentlichen Dingen ſteht Preußen trotz dem als der Träger und Repräſentant deutſchen Fortſchritts da und was nachhaltig und bleibend für ganz Deutſchland begründet werden ſoll,, das kann einzig und allein mit und durch Preußen zu Stande kommen, weil dieſes allein die Macht beſitzt, es gegen fremde Gewalt zu erhalten und in der Einigung ſeiner eigenen Staaten die Grundlage einer feſten Nationaleinigung gewonnen hat. Was auch dieſem Staate vorgeworfen werden mag, ſein Widerſtreben gegen die Demokratie, ſein Widerwille gegen die Form conſtitutioneller Verfaſſung, ſein Streben, die andern deutſchen Staaten im Bunde zuſammen zu halten und ſich an die Spitze ihrer gemeinſchaftlichen Thätigkeit nach Innen und Außen zu ſtellen — ſolches kann nicht als ein Fehlgriff, ſondern nur als die höchſte Nothwendigkeit und zum Theil als das größte Verdienſt für Deutſchland erachtet werden. Im preußiſchen Staat iſt noch Vieles, was beſonders den oberdeutſchen Charakter zurückſtößt, und ſelbſt die treuen Anhänger dieſer werdenden Größe finden oft in der Nähe und im Einzelnen Inconvenienzen, drückendes Beiwerk und ſelbſt beängſtigende Formen, welche einem engen Gemüthe die Begeiſterung für das Ganze, für die Hauptſache, für die Idee verkümmern könnten. Nur ſuche man dieſe einzelnen Mißverhältniſſe nicht in dem Mangel conſtitutioneller Formen, ſondern in einer oft vielleicht unnöthigen Verletzung des conſtitutionellen Geiſtes. Man laſſe ſich nicht verſtimmen! Am meiſten bedenke man die gegenwärtige Lage des Staats, welcher im Innern und Aeu-

ſtern, gegen Deutſchland und gegen das Ausland nicht etwa für die Exiſtenz, aber für die Ausdehnung und Geltendmachung derſelben Grund und Boden zu erkämpfen hat. Ein Staat, der durch den Geiſt und durch das Schwert ergänzen muß, was ihm an phyſiſchen Bedingungen mangelt, ein Staat, der mit undeutſchen oder vermeintlich deutſchen Vorurtheilen aller Art, mit Herkommen und Demokratismus, kurz mit allen Wirren des Zeitalters zu ringen hat, ein ſolcher Staat kann nicht allen Einfluß von ſich halten, der ſeine Stellung ſcheinbar verrückt und über ſein wahres Licht vorüberziehende Wolken jagt. Einen ſolchen repräſentirenden und die Vielheit vereinigenden Willen muß es in Deutſchland geben, ein Stück, das die ideale Einheit im kleinen, aber reellen Maßſtab verwirkliche, einen Punkt, zu dem ſich die übrigen deutſchen Staaten verhalten, wie der ganze europäiſche Staaten-Cyklus zu den fünf Hauptmächten Europas. Sollte der Glaube an die politiſche Bedeutung und Zukunft dieſes Staats für Deutſchland auch ein Wahn ſeyn, wie ſo viele Anſichten und Glaubensartikel in dem trüben Chaos des politiſchen Lebens, ſo will ich mich doch unter allen Irrthümern, die man wählen könnte, zu dieſem mit Vorliebe, mit Bewußtſeyn und mit ehrenwerthen Gründen bekannt haben. Die Schwäche und die Schlechtigkeit des menſchlichen Geſchlechts zeigt ſich leider in der Politik in ihrem ganzen Glanze, ſo daß man hier vor Allem die Begeiſterung auch ohne Hoffnung ergreifen muß. Wie man ſich in der breiten Welt an Perſönlichkeiten feſſelt, um der Kälte und Nichtigkeit der Maſſen zu entgehen, ſo ſchließt man ſich lieber an einen Staat an, als an eine Idee, von welcher allein Heil für die Menſchheit oder unſere Nation kommen ſoll. Denn die Idee rechnet immer nur auf Vernunft und Fähigkeit der ganzen Nation. Doch

bedarf es neben dieſem Bekenntniß auch einer Verwahrung. Der neuere Liberalismus hat nach vielen Verſuchen, ſeine Zwecke zu erreichen, auch der Nothwendigkeit und den dringenden Bedürfniſſen der Nation Zugeſtändniſſe gemacht und ſich ſogar bereit finden laſſen, die Einheit Deutſchlands aus der Hand des ſonſt eben nicht beliebten Preußens in Empfang zu nehmen. Um dieſen beanſtandeten Wunſch zu verhüllen, ſprach man von Hegemonie Preußens. Dieß war ſehr verfehlt. Denn abgeſehen von der nach geſchichtlichen Vorgängen mißlichen und nicht eben Glück bringenden Bedeutung dieſes Worts, muthete man ſelbſt den größeren deutſchen Fürſten eine Unterordnung an, welche ſie, ſo lange das deutſche Reich beſtand, abzuſchütteln ſtrebten, bis es gelang und die in gegenwärtiger Situation neben den Anſprüchen ihrer Völker ganz unaushaltbar wäre. Am wenigſten ſollte man mit einem ſo mißdeutigen Wort den Zuſtand bezeichnen wollen, der ſchon der Natur der Dinge nach vorhanden iſt und durch die Fortbildung des deutſchen Bundes ſich immer mehr entwickeln wird. Soll aber die vermeintliche Hegemonie nichts anders ſeyn, als einheitliche oder republikaniſche Maske, warum ſtellte man einen ſo weiten Begriff auf und noch dazu einen, welcher gegen jeden Fürſten, beſonders aber gegen den eines conſolidirten Stammes oder ſonſt individuellen Volkstheiles, mehr noch als Unhöflichkeit und Beleidigung war? In keinem Fall darf man durch einen Namen Verhältniſſe ſchaffen wollen, die, indem ſie den wirklichen Beſitz verändern, nur von Thatſachen introducirt werden könnten, auf welche eine vernünftige Politik nicht zu ſpeculiren wagt. Der Begriff Hegemonie, den beſonders Paul Pfitzer aufgeſtellt hat, um ein Centrum des politiſchen Willens unter den Deutſchen herzuſtellen, möchte als unſchuldige Chimäre hingehen, wenn er nicht auf eine höhere und reelle Wahrheit nachtheilig wirkte. Ueberhaupt werden nicht bloß

Einzelne, ſondern ſelbſt Fürſten und Staaten gegen die Vorſchläge des Liberalismus mißtrauiſch, wenn ſie hinter dieſem Liebäugeln mit einem intelligenten Monarchismus immer nur eine neue Maske demokratiſcher Beſtrebungen und eines vagen Einheitsprinzips ſpüren. Wie weit man auch in ſeinen Hoffnungen für das reelle Uebergewicht Preußens gehen mag, ein völliger Umſturz des beſtehenden Föderalismus iſt nicht zu denken und wie groß auch die Begeiſterung für ein Centrum wie dieſes ſey, man wird ſich hüten müſſen, alle Freiheit des Gedankens und alle Fortſchritte der Nation einzig an das Geſchick dieſer Idee zu knüpfen oder gar ihres wahrſcheinlichſten Repräſentanten. Um ſo mehr ſpricht das entgegengeſetzte conſtitutionelle Leben beſonders der oberdeutſchen Staaten eine Vielſeitigkeit aus, welche unbeſchadet der Nothwendigkeit die freiere Form zuläßt, Rührigkeit und Wetteifer erhält und dem Föderalismus der deutſchen Nation ſeine tiefere Bedeutung gibt. Und wenn wir dem vaterländiſchen Norden ein gewiſſes Principat zugeſprochen haben, ſo können wir doch ſeine eigene zukünftige Vollendung nur von einer allmähligen Durchdringung ſeines Weſens mit dem Geiſte der Oberdeutſchen, inſofern er geläutert iſt, verbunden glauben. Die conſtitutionelle Form im Kleinen iſt daher ein Gegenſatz, der, indem er auf den Norden zurückwirken muß, die Verbindung mit demſelben vollbringt.

Daß gerade die oberdeutſchen Stämme die conſtitutionelle Form in Deutſchland am früheſten und lebhafteſten ergriffen haben, hängt mit dem Naturell, mit dem Charakter und mit der Geſchichte derſelben innigſt zuſammen. Dieſe Eigenthümlichkeiten eines großen Theiles deutſcher Nation gewaltſam und zu Gunſten anderer Theile unterdrücken zu wollen, hieße der Natur ſelbſt Gewalt anthun. Es iſt im Gegentheil die höchſte Aufgabe der Politik, der Natur nachzugeben und jedes Bedürfniß zu befriedigen, ohne die nothwendigſten

Bedingungen des Fortschritts zu vergessen. Für jede Neigung eines Menschen oder Volkes gibt es darin ein Ableitungsmittel, daß man ihr in bestimmten Grenzen zur Aeußerung verhilft. Der constitutionelle Geist des deutschen Südens würde erst gefährlich seyn, wenn man ihn vernichtete. Ohne Oestreichs Fehlgriffe wäre die Schweiz niemals von Deutschland abgefallen.

Der Werth constitutioneller Formen kann hier unmöglich erörtert werden und um so weniger, als die in Deutschland gäng und gäben Verfassungstaaten zur reinen Constitutionsform weder gelangt sind noch zur Zeit gelangen können. Nicht bloß der reelle Zustand des deutschen constitutionellen Lebens, sondern selbst die politische Denkweise und Haltung unserer Nation zeigt in ihren Gegensätzen auf ein großes Schwanken des Bewußtseyns über den wahren Werth und die Form des Repräsentativ-Systems. Nur England kann, wenn irgend ein Staat, als Vorbild für solche Richtung gelten. Hier sind Grundlagen und Erfahrungen. Doch auch im glänzendsten Falle brachte das demokratische Prinzip der Repräsentativ-Regierung noch Verwirrung, Schein und Gefahr genug hervor, wenn selbst diese Ebbe und Fluth der Politik für einen nothwendigen Durchgangspunkt der civilisirten Völker zu freieren, edleren Zuständen zu halten ist. Immer bleibt der Zweifel übrig, ob diejenige Form des constitutionellen Begriffs, welche Deutschland zu verwirklichen bestimmt ist, in den bisher gebrauchten Gestalten aufgefunden worden sey oder nicht. Die kleinen deutschen Constitutionen verhalten sich zu jenem Ziele nur wie die Vorübungen eines großen Malers zu seinem Meisterwerke.

Das Verhältniß deutscher Constitutionalität ist gewiß ein solches, wie ich es bisher gezeichnet habe. Die einzige Kunst,

mit welcher alle Politik beginnt, liegt darin, ſich nicht über das zu täuſchen, was wirklich oder ſchon vorhanden iſt. Nun entſteht aber die Frage, wie man ſich von Seiten der Betheiligten in dieß Verhältniß ſchickt, und hier kommt denn beiläufig das Problem zur Sprache, in wie fern man ſich bei dieſem Verhältniſſe zum Wohl des Ganzen beruhigen ſoll oder nicht. Die deutſchen Regierungen, vorzüglich aber die würtembergiſche, haben, ſo weit es die Umſtände geſtatteten, nicht allein den Buchſtaben, ſondern auch den Inhalt ihrer Verfaſſungen eingehalten, und wenn in mehreren Staaten, in einzelnen Regierungsperioden das verfaſſungsmäßige Element des Staats in den Hintergrund trat, ſo verblieb es doch meiſt bei der ſchon eingewohnten Praxis. Freilich wurde in einigen Staaten eben darum auch das Herkommen ſehr heilig erachtet und während der Geiſt der Bürger fortgeſchritten war, glichen die Formen des Staats noch immer der churfürſtlichen oder napoleoniſchen Epoche; ja in mehreren Landen riſſen ſogar durch ein verderbtes Hofleben arge Mißbräuche in der Verwaltung ein. Auch wußte ſich die Fürſtenlaune hie und da nicht in die Verhältniſſe der neuen Zeit zu fügen, welche ihnen zwar den ſouveränen Namen, aber auch zwingendere Verbindlichkeiten gegen die Anforderungen der Gemeinſchaft und die Intereſſen der Völker aufgelegt hatte. Trotz dem drang faſt überall die Bildung des deutſchen Volkes ſo weit durch, daß ſowohl in conſtitutionellen, als in nicht ſolchen Staaten die beſtehenden Rechte und Verhältniſſe eine legitime Geltung hatten. Auch der deutſche Bund ſorgte dafür, denn wie wenig geneigt er ſeyn mochte, den politiſchen Anſprüchen der Völker, beſonders in Oberdeutſchland, in ausgedehnter Maſſe Folge zu leiſten, ſo verhütete er doch zugleich, daß durch völlige Unterdrückung des Zeitgeiſtes dieſer eine Macht und die Unzufriedenheit Einiger zur Sache des deut-

ſchen Volkes würde. So war es, wo man von oben den neuen Formen oder dem neuen Geiſte abhold war. Würtemberg dagegen kann in jeder Hinſicht ſeit der Begründung ſeiner neuen Verfaſſung als der Muſterſtaat des conſtitutionellen Deutſchlands gelten. Die Formen, welche hier eingeführt worden waren, ſprechen ein Mittelmaß ſolcher Freiheiten aus; der Charakter des Volksſtammes iſt von alter Zeit an politiſche Theilnahme und Repräſentativform gewöhnt, man hat hier am wenigſten bloß der Mode eines von Außen her eingedrungenen Geiſtes gehuldigt und was hier entſtand, war mehr als irgend was dieſer Art eine ächt deutſche Pflanzung; endlich hat die Regierung in der neuen Staatsform eine Treue und Ausdauer bewieſen, welche ihr die ungetheilte Liebe des Volkes auch in den aufgeregteſten Zeiten hätte erhalten ſollen; kurz, wie weit man auch im Einzelnen anderwärts vorgeſchritten ſeyn mochte, der würtembergiſche Staat blieb im quaſi-conſtitutionellen Deutſchland der beſte.

Nach den früheren Verfaſſungskämpfen trat freilich auch hier eine Zeit der Stille und politiſcher Lähmung ein. Allein darin gerade zeigte ſich, wie weit man fortgeſchritten, wie ſehr der einzelne deutſche Staatskörper mit dem Zuſtande des ganzen Reiches verwachſen war und wie wohl jeder deutſche Staat wie der Bund ſelbſt unter den Bewegungen einer Zeit litt, die man nach einer langen Umwälzungsperiode im guten und böſen Sinne als Reſtauration bezeichnen konnte. Beſonders ſeit Cannings glorreicher Leitung wachte der Geiſt des Fortſchritts allenthalben wieder auf und wo er Widerſtand fand, bereitete er ſich auf die großen Exploſionen von Paris und Warſchau vor. Jetzt ſtieg auch in Deutſchland die politiſche Aufregung bis zu einer Höhe, auf welcher ſie ſich unmöglich erhalten konnte; es hat ſogar zu jener Zeit keine deutſche Regierung gegeben, die ſo rückſichtslos bedrängt worden wäre, wie die von Stuttgart. Freilich war es über-

all nur eine Partei, welche das Beſtehende bedrohlich angriff, aber dieſelbe ward durch den Oppoſitionscharakter würtembergiſcher Denkweiſe überhaupt zu einer auf allgemeiner Uebellaune ruhenden Macht. Es war das größte und verkehrteſte Unrecht, in der Verſtimmung über allgemeine deutſche Zuſtände ſo weit zu gehen, daß man ſelbſt die ehrenhafte und gerechte Haltung der eigenen, auch in den jetzigen Stürmen für das einmal Ergriffene ausharrenden Regierung mit allen Waffen rückſichtsloſen Freiheitseifers verfolgte. Es war ſchmerzlich zu ſehen, wie ſelbſt gegen den Fürſten, unter deſſen Gleichmuth das würtembergiſche Land beinahe umgeſchaffen worden war, eine Geringſchätzung laut ward, die nicht bloß in die ſtändiſchen Verhandlungen, ſondern faſt bis an die Thore des königlichen Palaſtes zu dringen wagte. Dieſe Aufregung mußte, wenigſtens in Deutſchland, bald wieder in ein Gleis kommen, die allgemeine Stimme trat zur Beſonnenheit zurück; ſelbſt die Begeiſterung erſchrack über den Leichtſinn ihrer Führer und nichts konnte ſo ſehr den Umſchwung der Gemüther begünſtigen, als die Scham über die Art, wie man kurz zuvor jedes Verhältniß der Dankbarkeit und Pietät auf das Schnödeſte verletzt hatte, und wohin man auf dem Wege ſo ſchrankenloſer Beſtrebung und ſo rückſichtsloſen Verfahrens auch in Deutſchland am Ende hätte kommen müſſen. Man kann die manigfachen Verbeſſerungen, welche auch Würtemberg in der neueſten Periode erfahren hat, als nothwendig erkennen, man mag zugeben, daß es gegen manchen Stillſtand, den die allgemeine Richtung der Cabinete begünſtigt hatte, eines bürgerlichen Anſtoßes bedurfte, um weiter zu ſchreiten; allein gegen die großen Umänderungen, welche ſeit dem Regierungsantritt des jetzigen Königs das ganze Land Würtemberg erlitt, erſcheint das Reſultat der neueſten, ſtürmiſchen Bewegungen nur als der unbedeutendere Nachklang einer größeren und auf Lange

nachhaltigen Periode, und wenn man bedenkt, was da hätte kommen müſſen, um den Thatſachen der Gegenwart einen der Oppoſitionswuth entſprechenden Charakter zu geben, ſo muß jeder ächte deutſche Sinn vor den Folgen ſo roher und leidenſchaftlicher Tendenzen wie vor einem groſſen Unglück zurücktreten.

In Würtemberg wechſelten mehrere Miniſter in raſcher Folge die Portefeuilles, beſonders das des Inneren und ſchon in der Wahl dieſer Männer zeigte ſich, wie ſehr man geneigt war, die bürgerliche Richtung auf's Neue zu begünſtigen. Selbſt als die Fluth des Liberalismus beſchwichtigt worden war, hielt man den einmal betretenen Weg ein und weder in Beſchränkungen noch in Zugeſtändniſſen hat man leidenſchaftlichen Zumuthungen Gehör geſchenkt. Die jetzige Periode, welche von der Oppoſition, die noch immer ihr altes Steckenpferd reitet, ſchlechtweg eine Zeit der Unterdrückung genannt wird, ſteht gerade an der Spitze der wichtigſten Theile der innern Verwaltung Männer, deren Tüchtigkeit und Bürgerlichkeit, wenn ſie nicht vom Willen des Regenten aufrecht gehalten würde, von ganz anderer Seite bedroht werden könnte, als von dem würtembergiſchen Liberalismus. Mitten unter den Gegenſätzen der heutigen Politik ſucht die gegenwärtige Verwaltung ihren Charakter zu erhalten und zwiſchen den Maßregeln allgemeiner deutſcher Politik und zwiſchen den Gewöhnungen und dem Geiſte des eigenen Volksſtammes glücklich durchzuſchreiten. Auf dieſem Wege ruht das Heil jeder deutſchen Particular-Regierung und gerade durch dieſe volksthümliche Geſinnung gibt Würtemberg mit dem benachbarten Großherzogthume Baden noch immer die beſte Garantie für die ruhige Entwicklung unſerer conſtitutionellen Zuſtände. Mit Zaudern proclamirte die würtembergiſche Regierung, ſelbſt in den dringendſten Momenten, die allgemeinen Maßregeln des deutſchen Staatenkörpers, weil man eine Zeit-

lang den Geiſt politiſcher Aufklärung und conſtitutioneller Formen, den Charakter und das Weſen einer oberdeutſchen Regierung — die Lebensaufgabe des regierenden Königs gefährdet meinte; je länger man jedoch den unbedingten Widerſpruch, die Verneinung und das Mißtrauen auch auf die thatſächlichſten Bürgſchaften eines ſittigen Willens folgen und ſich wiederholt Zumuthungen machen ſah, die ſelbſt mit dem deutſchen Bunde ins Gedränge hätten bringen müſſen, deſto entſchiedener fühlte man die Nothwendigkeit, in dieſem Bunde Schutz für ſich ſelbſt, Garantie gegen die Fortſchritte eines maßloſen Demokratismus und endlich Troſt über die umwölkte Zukunft unſeres Vaterlandes zu erblicken.

Die Regierung hat in Würtemberg das gegebene Maß conſtitutioneller Politik eingehalten. Es gibt freilich für die nachfolgenden Generationen noch genug zu thun und das Wichtigſte iſt von der Entwicklung des geſammten deutſchen Nationallebens zu hoffen. Aber Würtemberg wird dann gewiß nicht zurückbleiben und am wenigſten, wenn es nach der Seite hin, die es enger mit dem deutſchen Geſammtgeiſte verbinden kann, gehörig gefördert wird. In der richtigen Stellung zum Centrum findet jeder Theil die höchſte Bürgſchaft ſeiner eigenen Exiſtenz und ſeiner Fortbildung.

Betrachtet man, was der Würtemberger ſchon genießt, ſo kann man von dem gegenwärtigen Wohlbefinden deſſelben ſo wenig gering denken als an der Zukunft dieſes Landes zweifeln. Ich darf dieß als Ausländer und ohne irgend eine nähere Verbindung mit dieſem Volksſtamm, als welche wahrhafte Theilnahme an einem der ſchönſten Theile unſeres größeren Vaterlandes erzeugen muß, anerkennen, ohne eines gemeinen Intereſſes verdächtigt oder ſerviler Geſinnung beſchuldigt werden zu können. Man ſieht auch wohl, daß mein Horizont weiter geſtellt iſt als über die Grenzen von Möckmühl und Ravensburg. Es muß aber erlaubt ſeyn, auch dem

Theile ſein Intereſſe zuzuwenden, wenn man die Nothwendigkeit und Wichtigkeit eines beſtimmten Centrums über alle Nebenintereſſen vertheidigt und für das Ganze als ſolches mit Begeiſterung denkt.

Die innern Inſtitutionen dieſes Königreichs ſind zum Theil noch ſo ſtark im Werden begriffen, wie die aller deutſchen Staaten; zum Theil haben ſie jedoch die Bedürfniſſe auf wahrhaft volksthümliche Weiſe befriedigt und ſich auf die Stufe des allgemeinen ſtaatsrechtlichen Zuſtandes im Lande geſtellt. Die hauptſächlichſte Freiheit der Würtemberger wurde durch ein ganz treffliches Gemeindegeſetz begründet, deſſen Wichtigkeit die Verfaſſungsurkunde ſelbſt mit den Worten bezeichnete: Die Gemeinden ſeyen die Grundlage des Staats. Auch im alten Herzogthume waren die Municipien mit vielen Rechten und Privilegien ausgeſtattet. König Friederich, der große Nivellator, vernichtete ſie zu Gunſten ſeiner neuen Landes-Organiſation und das Wiederaufleben eines rechtlich geſicherten Zuſtandes mußte zunächſt damit beginnen, die Ordnung und Selbſtſtändigkeit der Gemeinden wieder aufzurichten. Noch ehe die Verfaſſung zu Stande kam, ſprachen ſchon einzelne Edicte die Theilnahme der Bürger an der Gemeindeverwaltung aus und ein fünftes Capitel der Verfaſſungsurkunde enthielt die allgemeinſten Grundſätze über die Rechte der Gemeinden und Amtskörperſchaften. Die landſtändiſche Periode richtete ihr Augenmerk zunächſt auf das Gemeindeweſen, um ihm die durch neuere Staatsbegriffe und allgemeine Ueberzeugung als nothwendig erachtete Selbſtſtändigkeit in größerem Umfange zu gewähren. Dadurch entſtand das Edict vom 1ten März 1822, mit welchem man die Verwaltung der Gemeinden, Stiftungen und Oberämter als rechtlich geordnet anſehen kann. Dieß bleibt die weſentliche Grundlage der freien und geſicherten Bürgerverfaſſung des Landes; denn es regelt alle Hauptverhältniſſe der ſtäd-

tischen und bäuerlichen Gemeinden auf vernünftigstem Wege, indem es die Selbstverwaltung derselben nur unter eine zweckdienliche Beaufsichtigung der allgemeinen Staatsverwaltung stellt. Durch diese Freiheit im engeren Kreise seiner Umgebung und des ihm und derselben zustehenden Vermögens wird der Würtemberger auf geschickte Weise zu dem ferner liegenden und schwierigeren Ziele einer wirklichen Theilnahme an dem allgemeinen Staatsleben emporgezogen. Auch derjenige Staat in Deutschland, welchem man den Mangel constitutioneller Form am meisten vorwirft, Preußen, hat durch ein höchst bürgerliches und vor willkührlichen Eingriffen der Staatsverwaltung sicherndes Gemeindegesetz die wichtigste Grundlage bürgerlicher Freiheit und eine ansehnliche Vorbedingung künftiger Volksvertretung im Staate errungen. Die preußische Städte-Ordnung wurde bekanntlich wie das neue Militärsystem während der unglücklichsten Lage dieses Staats eingeführt und die neue Gestalt desselben in zwiefachem Sinn dadurch veranlaßt. Wenn in unserer Zeit der Einzelne weit weniger die Bestimmung haben kann, an der Regierung des Staates selbst in dem ausgedehnten Maße z. B. einer athenienſischen Volksversammlung Antheil zu nehmen und trotz des Repräsentativ-Systems die Gesetzgebung und Verwaltung in die Hände Weniger gelegt ist, so hat dagegen Jedermann sich so viel als möglich von den gesetzlichen Beschränkungen des Staats und von den Eingriffen der Verwaltung in die Verhältnisse des Einzelnen oder einzelner Gemeinden zu befreien gesucht. Aus diesem Verhältnisse ist der moderne Begriff von Freiheit eigentlich entstanden. Das Christenthum und das germanische Lebensprinzip rief diese Freiheit des Einzelnen, innere oder äußere, in so unbeschränktes Daseyn, daß sich der Staatsbegriff aus dieser Zerlockerung erst wieder erneuern mußte, wo es denn nicht ohne vielfache Unterdrückung jener Unabhängigkeit, auf die

wir angebornes Recht zu haben glauben, abging. Erſt ſeit einem halben Jahrhundert iſt der größere Theil der civiliſirten Staaten mit ſeiner Wiedergeburt beſchäftigt und wie fern auch das Ziel liegen mag, dem Volke eine geordnete Theilnahme am allgemeinen Staatsleben, alſo geſetzlich politiſchen Einfluß zu verſichern, ſo nahe liegt doch die Möglichkeit, den Grundbegriff moderner Freiheit durch glückliche Geſetze und Inſtitutionen feſtzuſtellen. Eine **Magna Charta** oder **Habeas Corpus**-Acte der Engländer beſitzen wir in Deutſchland noch nicht, allein die Freiheit der Corporationen iſt in dem deutſchen Central-Staate, ſo wie in den vornehmſten des conſtitutionellen Deutſchlands begründet. Nächſt Preußen genießt kein Land eine ſo freiſinnige und wohlgeordnete Gemeindeordnung als Würtemberg und dieß zeichnet den Grad ſeiner politiſchen Freiheiten unendlich vor den papierenen Conſtitutionen anderer Staaten aus. Wie der Menſch zuerſt der Familie, ſo gehört er im bürgerlichen Leben zunächſt der ſtädtiſchen oder bäuerlichen Corporation an, und er mag Anſprüche machen, auf was nur immer, die rechtskräftige Sicherung ſeiner Perſon inmitten ſeiner nächſten Lebens-Umgebung, die Selbſtſtändigkeit dieſer Corporation und die Theilnahme an ihren Rechten und an ihrer Verwaltung iſt das erſte Recht, was er, abgeſehen von allgemeinen Menſchenrechten, als Staatsbürger verlangt. Ich glaube nicht, daß ſich zur Zeit der Würtemberger zur Aufrechthaltung mancher wichtigen, aber nicht ſo nahe liegenden Verfaſſungs-Norm in die Schranken ſtellen würde, aber gegen eine Verletzung dieſer einmal errungenen Freiheiten, auch wenn ſie von der größten Macht ausginge, dürfte leicht ein ganzes Volk, ſogar ein deutſches, in Aufſtand gerathen. Auch an dieſen Gemeindefreiheiten iſt Manches nur Illuſion, und es iſt bekannt, wie die Menſchen leider für das Nichts mehr ſchwärmen, als für Etwas. Dennoch ſpricht ſich überall die Ueber-

zeugung aus, daß alle politische Freiheit auf der Municipal-Constitution ruhe.

Mit dieser Erneuerung des Staats hängen noch unzählige Verbesserungen der innern, besonders städtischen Verfassung zusammen und die Verwaltung hat sich in demselben Maße zusehends vereinfacht. Vor Allem wurde die alte Last des würtembergischen Schreiberunfugs gesäubert und an die Stelle desselben eine geregelte Notariats-Ordnung gebracht. Zwar sind die Folgen der Schreiberei noch immer zu erkennen; allein durch die Trennung der Justiz und der Verwaltung, welche in der Verfassung zum Grundsatz erhoben wurde, mußten sich die ärgsten Mißbräuche der ehemaligen Schreiber-Function von selbst aufheben, da ihre gesetzliche Ermächtigung nur noch für bestimmte Fälle der freiwilligen Gerichtsbarkeit verblieb. Alle eigentlichen Gemeindegeschäfte sind auf den Gemeinderath übergetragen und die allen Stadt- und Amtsschreibereien mit all' ihren Substituten, Sporteln und Berechtigungen aufgehoben. In Verwaltungs-Angelegenheiten fungiren besondere Verwaltungs-Actuare, mit welchen man auch das Notariats-Geschäft wieder zu vereinigen schon in Antrag gebracht hat. — Auch das Zunftwesen wurde bedeutend gemildert und die Gewerbefreiheit wenigstens annäherungsweise hergestellt. Preußen ist auch in diesem wichtigen Institut vorangeschritten, obwohl man von der unbedingten Freiheit der Gewerbe wieder zurückkömmt und gewissen Bedingungen und Einschränkungen entgegen sieht. Mit einer völligen Aufhebung der Innungen, besonders bei einzelnen Gewerben, ist dem Staatswohl nicht gedient; nur dieß fordert die jetzige Zeit, daß die Hemmungen bürgerlicher Geschäfte und Thätigkeiten, der frühere Zunftzwang möglichst beseitigt werden und daß die Zünfte selbst in ihrer bürgerlich politischen Bedeutung ganz in die Allgemeinheit unseres städtischen oder bäuerlichen Gemeindewesens aufgehen. In bürgerlicher Hin-

ſicht ſoll man nicht Mitglied einer Zunft, ſondern der ganzen Gemeinde oder einer Claſſe derſelben ſeyn. — Die Handhabung der öffentlichen Sicherheit wurde ebenfalls mit der Ordnung des Gemeindeweſens in Verbindung gebracht, und ein Theil der Polizei den Municipien, ein anderer der Regierung überlaſſen. Durch die Ausbildung des öffentlichen Lebens in Deutſchland kann man auch von dieſem für Bürgerfreiheit ſo wichtigen Inſtitute erwarten, daß es mehr und mehr in die Hand der Gemeinden komme, die Staatsregierung dagegen nur die Oberaufſicht führen und etwa mit einem allgemeinen Hülfscorps für die Sicherheit ganzer Diſtrikte die Thätigkeit der Corporationen ergänzen werde.

Auf gleichem Standpunkte glücklicher und verfaſſungsmäßiger Fortbildung befindet ſich die Legislation des Landes, ſowohl in Bezug auf Rechtsverhältniſſe, als auf die Verwaltung. Man erwartet zunächſt ein neues Criminal-Geſetzbuch, deſſen Prüfung den Hauptgegenſtand der nächſten ſtändiſchen Wirkſamkeit bilden wird. Ueberhaupt hat es mit der eigentlichen Geſetzgebung der Würtemberger noch die Bewandniß faſt ſämmtlicher deutſcher Legislationen mit Ausnahme Oeſtreichs und Preußens. Es ruht nämlich dieſer Zuſtand auf dem ſogenannten gemeinen Rechte, welches aus römiſchen und deutſchen Beſtimmungen älterer Zeit entſtanden und mit den ſpäteren landeshoheitlichen Verfügungen verwachſen iſt. Obwohl man dieſe Ueberlieferung nun ganz und gar nicht als nichtig bei Seit werfen kann, ſo iſt doch der Mangel reinvolksthümlicher Rechts-Elemente ſeit der Wiederbelebung deutſcher Nationalität nur zu fühlbar und die Einmiſchung vieler einer früheren und längſt vorüber gegangenen Cultur angehörenden Richtungen und Tendenzen als läſtig und dem Charakter unſeres jetzigen Bürgerweſens unangemeſſen erachtet worden. Mit der philantropiſchen Richtung ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hing auch der

Eifer für eine vernünftigere und besonders im Criminalrecht menschenwürdigere Gesetzgebung zusammen. Die Lust, Staaten und Einrichtungen zu organisiren und die Erhebung der preußischen Monarchie brachte auch die Abfassung neuer Gesetzbücher des Privatrechts in Anregung. Am allgemeinsten sprach sich der Wunsch nach nationaler Gesetzverbesserung zu derselben Zeit aus, wo man auch in politischer Hinsicht die Einheit der Nationalität zu begründen hoffte und fast noch während des Befreiungskampfes schrieb der berühmte Rechtsgelehrte Thibaut in Heidelberg sein vielbesprochenes Libell über die Nothwendigkeit eines allgemeinen deutschen Gesetzbuches — ein Wunsch, der zwar nicht ohne Anregung und Folgen verblieb, doch im Allgemeinen weder zur Zeit möglich, noch zunächst das dringende Bedürfniß war. Schon vorher hatte die Wissenschaft andere Ansichten über den Werth der Ueberlieferung, über die Entstehung des Rechts und über die Abfassung von Gesetzbüchern herangebracht, wodurch sich jetzt ein Kampf der Meinungen entwickelte, der im Zusammenhange mit den politischen Wiederherstellungen der letztvergangenen Periode überhaupt großen Einfluß auch auf den Zustand der Legislation behauptete. Es ist hier der Ort nicht, die Wahrheit dieser entgegenstrebenden Tendenzen zu ermitteln; allein die Praxis hat ihrem Bedürfniß gemäß überall ihren eigenen Weg verfolgt, ohne sich an die Zumuthungen beider Richtungen zu fesseln. Die historische Schule hatte auch in Preußen ihr Ansehen begründet und obwohl ihre ersten Coryphäen Mitglieder des preußischen Staatsraths sind, also im Mittelpunkt der Gesetzgebung, haben sie doch einen Boden zu bearbeiten, auf dem die entgegengesetzte Richtung vorangegangen, durch frühere Institutionen des Landes begründet und durch das Streben des Volksbewußtseyns und der Zeit vorherrschend ist. Auch in Würtemberg ist für die Fortbildung des Gesetzes, besonders im Einzelnen viel geschehen.

Eine neue Pfandordnung half dem Privatcredit auf und die letzte Ständeversammlung brachte ein Gesetz über die fleischlichen Verbrechen zu Stande. So wird sich in allen Theilen der Gesetzgebung allmählig ein fortgebildeter Rechtszustand zusammen setzen, die Gesetzgebung wird sich den neueren Staatsveränderungen des Landes wie dem Geiste derselben assimiliren und man wird besonders von der gegenwärtigen Regierungsperide rühmen können, daß sie nur mit der Herzog Eberhards im Bart oder Herzog Christophs vergleichlich sey. Existirt ein eigener Kern eines würtembergischen Volkes, so muß sich aus ihm auch ein eigenes würtembergisches Landrecht entwickeln können. Die Grundlagen dazu sind vorhanden. Deshalb wird Niemand läugnen, daß auch die Legislation allgemeinere deutsche Vereinigung oder Annäherungen zulassen kann und wird.

Von größter politischer Wichtigkeit ist in jedem Staate die eigentliche Rechtspflege: die Gerichtsordnung und das Verfahren, der Civil-Proceß und die criminelle Untersuchung. Auf diesem Gebiete findet man zugleich die härtesten Gegensätze, die zumal mit dem allgemeinen Rechts- und Verfassungs-Zustande der Staaten ein und dasselbe Schicksal haben. Nur daß es auch hier schwieriger seyn dürfte, eine einmal in's Volk gedrungene Institution so leicht wie die Gränzen des allgemeinen verfassungsmäßigen Rechts zu verändern. Auch in Würtemberg gilt ein Hauptgrundsatz politischer Civilisation, die Unabhängigkeit des Richteramts und die Unabsetzbarkeit der Richter selbst, wobei freilich zur Aufrechthaltung des Grundsatzes noch manche Bestimmungen und andere staatsbürgerliche Garantien wünschenswerth bleiben. Die Gerichtsordnung des Landes ist ebenfalls der gemeinen deutschen verwandt und hat nur specielle Bestimmungen und die allgemeinen Grundzüge neuerer Verbesserung in der Folge und Zahl der Instanzen u. s. f. aufgenommen. Besonders an der

Gattung des inquisitorischen Processes tadelt man, daß der Untersuchungsrichter zugleich Ankläger und Vertheidiger ist. Auch die Kreisregierungen im Lande werden beschuldigt, daß sie die Verwaltungsjustiz befördern können. Das Ministerium werde zuletzt Partei und Richter in derselben Sache und das Rechtsgebiet durch den Einfluß der Macht ungewiß. Auf ähnlichem Mißverhältniß mag auch die Autorität des noch über die Ministerien gestellten, und doch nicht eigentlich verantwortlichen Geheimenrathes ruhen. Ferner klagt man über den schwankenden Gerichtsbrauch, wiewohl dieser Artikel in allen den deutschen Ländern wiederkehren würde, welche kein neues und zusammenhängendes Gesetzbuch haben. Sogar neuere Gesetze geben fast überall wegen ihrer schwankenden oder nicht concret genug abgefaßten Normen Anlaß zu officiellen oder gelehrten Erläuterungen. Es mangelt an Einfachheit und verständlicher Form, von der Gewohnheit an undeutsche, oft unnöthig fremde und pedantische Worte und Wendungen des Gerichtsbrauchs zu schweigen. Aus allen diesen fast allgemeinen deutschen Gebrechen muß man noch immer auf eine große Gewalt des Herkommens, so wie auf einen Nachlaß der bürgerlichen und politischen Erfindungskraft und der Gesetzgebungsfähigkeiten schließen. Am eigenthümlichsten erscheint in und außer Würtemberg die lange Dauer, besonders des Criminalprocesses und die Nichtöffentlichkeit, welche über allen Akten processualischer Verhandlung schwebt. Es ist merkwürdig, daß die politische Opposition in Deutschland und besonders die würtembergische, so wenig energisch auf die Einführung öffentlicher Gerichte, öffentlichen und mündlichen Verfahrens und auf das Institut der Jury gedrungen hat. Freilich forderte man so viel und so Ungestümmes und man erhielt verhältnißmäßig um so viel weniger und selbst den Forderungen sah man nicht einmal an, was am meisten als dringendes Bedürfniß und allgemeiner Wunsch gelten sollte.

Besonders auf das richtete man sein Augenmerk, was die Regierung allein, auch wenn sie wollte, nicht im Stande war, zu gewähren. — Die Oeffentlichkeit des Verfahrens im Criminalprocesse und das Geschworenengericht sind Grundstücke der bürgerlichen Freiheit und jede Nation nimmt sie auf einem gewissen Stadium ihrer politischen Entwicklung, wenn auch auf ihre eigenthümliche Weise, in Anspruch. Hier ruht eine Garantie der Freiheit, besonders der persönlichen, die in Ermangelung anderer Fundamental-Gesetze mit und nächst der Unabhängigkeit der Corporationen die sicherste Stütze der politischen Verfassung ist, wenn selbst John Russell mit Recht behauptete, daß auch dieses Institut für sich allein unbedeutend und verdorben sey, wenn alle andern Theile bürgerlicher und politischer Freiheit vollständig vernichtet sind oder die Nation in den Zustand allgemeiner Auflösung geräth. In einigen rheinischen Staaten oder Gebieten hat man die Geschworenen, freilich jedoch noch in der Form französischer Assisen beibehalten und dadurch auch nach dieser Seite der Entwicklung hin wenigstens einen Anfang gemacht. Im Allgemeinen scheint jedoch in Deutschland noch immer, wie in den meisten öffentlichen Angelegenheiten, so auch in der Theilnahme an der Gerichtsverfassung des Staats eine große Lauheit zu herrschen. So lange dieß der Fall ist, kann ich mich nicht überreden, zu glauben, daß ein reinconstitutioneller oder ein höherer Grad wahrhaft politischen Geistes bei uns Grund und Boden gefaßt habe. Man ist so sehr an die Heimlichkeit, Verschwiegenheit und Stille der rechtlichen Verhältnisse in unsern Staaten gewöhnt; man vermeidet so ängstlich jede in's Privatleben eingreifende oder scandalöse Verletzung unserer nächsten Verhältnisse, unserer Familien und Genossenschaften; man ist zwar nicht zufrieden, aber man hat auch noch auf keine bestimmte Form entschieden das Auge gewendet. In hohem Grade findet dieß auf

Würtemberg Anwendung und es ſcheint ſogar, als wenn beſonders hier der abgeſchloſſene Geiſt engerer Genoſſenſchaften eine ſolche Berührung mit der Oeffentlichkeit verabſcheute. Man verlangt Rechte in voller Ausdehnung, aber man will auch wieder ſeine Perſon und ſeine Familie auf alle Weiſe dem großen Markt und der Oeffentlichkeit entziehen. Wäre dieß wohl der Grund, warum auch der Liberalismus, beſonders in Würtemberg, dieſen Gegenſtand mit ſo wenig Intereſſe behandelt hat? Früher oder ſpäter wird man jedoch auch dieſen Schritt wagen und ſich ſelbſt, trotz der Abneigung oder des Vorurtheils, auf den Standpunkt öffentlicher Gerichtsverfaſſung ſtellen müſſen. Das Geſchworenen-Gericht iſt das Gericht des Volkes über ſich ſelbſt und bevor es ſich nicht richten kann, kann es auch noch weniger im vollſten Sinne Geſetze ſchreiben oder an der Staatsgewalt Theil nehmen. Obwohl der Geiſt der Würtemberger ſich weniger lebhaft auf dieſe Seite des Staatslebens gerichtet hat, ſo läßt ſich doch auch hier auf entſchiedene Fortbildung hoffen und der Beſitz ausgezeichneter Rechtsgelehrten verſchiedener politiſcher Anſicht bietet dazu die Hand.

Nach keiner Seite hin kann ſich vielleicht die Thätigkeit unſerer deutſchen Particular-Regierungen beſonders in der gegenwärtigen vielbewegten Zeit ſegensreicher bekunden, als in der Wegräumung jener mannigfachen Hemmungen neueren Bürgerthums und des geiſtigen wie materiellen Verkehrs. Beſonders die Stellung der Kirche und des Adels aus alter Zeit liegt noch mit ihren Ueberreſten lähmend auf der gegenwärtigen Geſellſchaft. Die geiſtige Seite habe ich oben berührt. Nicht weniger hat die Regierung in materieller Beziehung für die freie Entwicklung, vorzüglich der bäuerlichen Verhältniſſe, zu ſorgen. Noch pflanzten ſich bis auf unſere Zeit jene feudalen Beziehungen zwiſchen Adel und Unterthanen fort, von denen nicht mehr der Vortheil eines ehemals nothwen-

digen Verbandes, ſondern nur die Laſt übrig geblieben iſt. Wir wollen nicht jene mißliche Frage in Erörterung ziehen, auf welche Weiſe der deutſche Adel groſſentheils zu dieſen Rechten gelangt iſt, indem ſelbſt der klarſte Beweis unrechtmäßigen Erwerbes keine Entſcheidung über das Recht des gegenwärtigen Beſitzes geben könnte. Man muß einſehen lernen, wie ſogar das ſcheinbare Unrecht mit dem damaligen politiſchen und nationalen Zuſtande verwachſen iſt. Dagegen hat man den Bevorrechteten die Wahrheit vorzuhalten, daß die alten Berechtigungen auch mit Leiſtungen verbunden waren, welche neuerer Zeit nicht mehr geleiſtet worden ſind und auf andere Weiſe vom Staate erſetzt werden mußten; denn der Name Ritterſchaft ſchreibt ſich vom Kriegsdienſt her und auf dieſem Verhältniſſe ruhte das Lehenswesen und das Vorrecht des deutſchen Adels. Es mußte alſo in neuerer Zeit das Bedürfniß der ärmeren und kleineren Grundbeſitzer, ihr Eigenthum und ihre Perſon von den Laſten, die ſie den Größeren zu leiſten haben, zu befreien, auch von den Regierungen als dringend anerkannt werden, und man konnte in den veränderten Verhältniſſen, ganz abgeſehen von der Stimme des Volkes, den Rechtsgrund für die Ablöſung der Zehenten, Frohnden und anderer bäuerlichen Laſten finden. Indem man von Ablöſung und nicht wie die franzöſiſche Revolution von 1789 von Aufhebung der Feudallaſten ſprach, ſtellte man den Grundſatz feſt, daß jedes nutzbare Recht als Theil des wirklichen Eigenthums auch vom Staate nicht ohne Entſchädigung entzogen werden könne. Ueber die Nothwendigkeit dieſes Grundſatzes zur Erhaltung des allgemeinen Vertrauens, der Sicherheit und eines befriedeten Zuſtandes kann nur der gewöhnlichſte Liberalismus im Zweifel ſeyn. Allein die Vernunft unſerer Zeit hat gerade in dieſer Anerkennung einen feinen Unterſchied zwiſchen dem Verluſt derjenigen Gerechtſame gemacht, welche nur Ehre, Obhut und Einfluß,

oder derjenigen, welche wirklicher Güterbesitz sind. Für jene gibt man dem Staat als solchem das volle Recht, nach veränderten Verhältnissen auch diese Vorzüge wieder an sich zu nehmen oder im Staate bestehende Verbindungen aufzulösen. Die Staatsregierung und die öffentliche Meinung oder Fürst und Volksvertretung entscheiden über solche Nothwendigkeit und man wird dem größeren Besitzer nur diejenigen Vorrechte über die kleineren zu überlassen geneigt seyn, welche auf dem natürlichen Vorzuge des Besitzes ruhen, dem Staatswohl nicht widersprechend und der Oberaufsicht der Regierung nicht entnommen sind. Was ich hier über den Güteradel gesagt habe, läßt sich noch nicht auf denjenigen Theil desselben beziehen, welcher durch die Bundesgesetzgebung zum Theil oder ganz von dem gewöhnlichen Staatsbürger-Verhältniß in einem besonderen deutschen Staate befreit ist. Freilich bleibt es ein Uebelstand, daß das Staatsbürgerthum der deutschen Standesherrn auf so zweideutigen Bestimmungen ruht, wodurch selbst die Thätigkeit unserer Particular-Regierungen für die in jetziger Periode dringendsten Bedürfnisse des Volkes gehemmt wird. Auch in Würtemberg hat man mit der Ablösungsarbeit begonnen, doch zu einer Zeit, wo die Stimmung des Volkes nicht mehr der Grund seyn konnte, sich auf billige Weise zu Aufopferung bestehender Vorrechte bereit zu zeigen und wo man den eingebildeten Werth der Ehre und des Einflusses — **Pretium affectionis** — auf den Werth des wirklichen Besitzes schlug, während man die zweideutigen Folgen eines solchen Besitzes gar nicht in Anschlag brachte. Nach einer Epoche ungestümer Aufregung, in welcher der nivellirende Geist des Zeitalters jedes Recht und jeden Besitz anzutasten drohte, fühlt man sich wohl abgeneigt, auch nur von dem geringsten Rechte oder von Scheinbesitz abzustehen, ja die politischen Verhältnisse der Zeit müssen selbst gegen ihren Willen eine Sache unterstützen, die dazu

dient, wenigstens den Begriff des Vorrechts und der Unterordnung in gehörigem Ansehen zu erhalten. Doch von der ersten Kammer der würtembergischen Stände war das Prinzip der Ablösungsfähigkeit anerkannt worden. Da nun die augenblickliche Veränderung eines schon lange bestehenden Verhältnisses um der Idee willen, besonders wenn diese anerkannt ist, nicht für wesentlich gehalten werden kann und die Entscheidung des Conflictes zwischen Staatsregierung und Standesherrn früher oder später eine Nothwendigkeit ist, so hätte sich, wenn es eine solche geben kann, die Opposition gegen bestehende Mißbräuche nie dazu verstehen sollen, diese Verbesserung um jeden Preis zu erkaufen, und um so weniger, als die Regierung wohl selbst auf der Seite der einigen Bürger-Opposition stehen geblieben wäre. Wo Regierung und Stände zusammen wirken können, darf auch nicht das Geringste geschehen, um dieses Verhältniß zu lockern.

Das Militair-System richtet sich nach den Verfügungen des deutschen Bundes und leidet, wie in allen deutschen Staaten, an der Nothwendigkeit, fast auf halben Kriegsfuß gestellt zu seyn. Dazu ist fast überall das alte Conscriptions-System beibehalten worden, und während die Verfassung Jedermann zum Kriegsdienst verpflichtet, ist die Erfüllung dieser Pflicht an Formen geknüpft, welche mit den bestehenden bürgerlichen Verhältnissen, besonders mit den geistigeren Thätigkeiten unvereinbar sind. Man hat allerlei Auskunftsmittel versucht und sich dem Landwehrsystem angenähert, ohne daß das Mißverhältniß bis jetzt weggeräumt worden wäre. Zum Lobe der würtembergischen Militär-Anordnungen muß man jedoch bekennen, daß in den Einrichtungen dieser Militairverfassung die Pflichtigkeit an schonende und ziemlich an die Form der Landwehr gränzende Bestimmungen geknüpft wurde. Nur läßt sich zweifeln, ob da-

durch für alle Fälle ein hinreichend geübtes Corps gebildet werde? Doch die einmal nicht kriegerische Stellung Würtembergs und die den Schwaben aus alter Zeit überkommene Tapferkeit und leichte Kriegsgewöhnung lassen diesen Punkt gleichgültig erscheinen. — Für die Oeconomie des Landes geschieht sehr viel und vielleicht das meiste. Das Finanzwesen ist bis auf ganz geringe Ausnahmen in fortwährend constitutioneller Ordnung geblieben. Besonders die Oberschwaben klagen noch über die Höhe der Steuern, die bei denen, welche unter östreichischer Herrschaft standen, unverhältmäßig gering waren. Im Ganzen ist jedoch, was der Würtemberger zu leisten hat, seinen Kräften angemessen, und man glaube nicht, daß die von ältester Zeit herstammende Auswanderungslust aus etwas Anderem als dem unzufriedenen Geiste des Volkes überhaupt herkomme, wobei freilich nicht vergessen werden mag, daß man in früherer Zeit und gerade am meisten unter dem Schutz der alten Verfassung für den Landmann und kleinen Besitzer am wenigsten Sorge trug. Ungünstig wirkte besonders die bei der allerdings übermäßigen Bevölkerung Würtembergs zugelassene Zerschlagung der Güter in unendlich kleine Theile, so daß der Besitz am Ende mehr eine Plage als eine Wohlthat wird. Dieß findet fast nur in Altwürtemberg statt, während es in Oberschwaben fast lauter größere Höfe und Güter gibt. Aus diesem Grunde und wegen des malcontenteren Charakters der alten Würtemberger fällt auch die Auswanderungswuth in ungleich größerem Maße auf das Unterland. Ob durch Associationen und erweiterte Credit-Anstalten mit Nachhülfe der Regierung diesem Uebel nicht gesteuert werden könne, gehört zu den großen Problemen des Pauperismus und der Agrar-Verhältnisse überhaupt. Der Würtemberger hat gewiß nicht Grund, jene Mißstimmung, die ihm von den Zeiten der Maitressen-Wirthschaft und eines Jud Süß geblieben ist, jene Erinnerung an

den kleinstaatischen Druck und die unaufhörliche Kriegsverwüstung mehr im Gedächtniß zu bewahren, als viele andere deutsche Lande. Freilich denkt man sich, wenn man die Unzufriedenheit beobachtet oder die Härte des Charakters, einen Würtemberger oder Hessen noch immer als Landmann am Pfluge und in Schweiße seines Angesichts für die Regierung arbeitend, die ihn drückt, auszehrt, seine Söhne an England verkauft oder ihm die alten Freiheiten stiehlt. Dem Frohsinn am Hofe und französischer Cultur entgegen bildete sich die Spießbürgerlichkeit und die Sittenstrenge. Was man überhaupt Stimmung des Volks heißt, das gehört in der gegenwärtig befriedeten Lage fast nur der Geschichte, dem nicht überwundenen Naturell und der Aufreizung der Parteien an. So wuchert noch heute die Mißstimmung gegen Zeitgenossen, Regierung und Nationalverband, und das Mißtrauen gegen die Häupter des Staats war oft so rücksichtslos, daß es fast die undankbarste Aufgabe scheint, Herrscher dieses schönen Landes zu seyn.

Die innere Verwaltung stellt sich durchaus für den nicht am Ideal befangenen Beobachter als trefflich dar und die Hauptgebrechen, die auch hier nicht zu verkennen sind, gehören den neueren Staatsverhältnissen überhaupt und besonders den deutschen an. Der Staat ist zu einer Beamten-Hierarchie geworden, die selbst von den freiesten Verfassungen unserer Zeit nicht in Schranken gehalten wird, in England etwa ausgenommen. Unsere Einrichtungen sind sämmtlich dem Geiste der Büreaucratie und des Staatsdienstes verfallen. Es ist dieß eine Durchgangs-Periode, welche man nicht mit einem Sprunge abschließen oder mit einem Constitutions-Paragraphen vernichten kann. Sie wurzelt noch tief in unserem Volke, das die Garantien seines Lebens und seiner Kinder nur an den Begriff des Staatsdienstes kettet und in dem Gewicht und dem Einfluß der Verwaltung allein die

Sicherheit dieſer Garantien findet. In unſeren herzloſen Bürgerverhältniſſen, in der Unſicherheit der öffentlichen Zuſtände, unter den gräulichen Erſcheinungen eines allen Adel der Menſchlichkeit bedrohenden Materialismus, was bleibt wohl vor Allem dem Geiſte, der wirken will, übrig, als die büreaucratiſche Breite und das Anſehen des Beamten-Weſens, die Viel-Verwaltung, die Viel-Regierung und die falſche Centraliſation. Und nirgends iſt dieß mehr eingewurzelt und auf die Mißbräuche der alten Verfaſſung wie in den Sitten des Volkes begründet, als unter den Würtembergern. Die einmal angeſehenen Familien haben ſich ſeit Alters her einen bürgerlichen und politiſchen Einfluß zu erwerben gewußt und gerade in der alten anſcheinend demokratiſchen Verfaſſung befeſtigt, und je weniger die eigentlich politiſche Stellung zu behaupten war, deſto mehr ſuchte jeder für ſich und ſeine nächſten Angehörigen einen beſtimmten Genuß im Staate zu ſichern. Ich habe oben das Prinzip des würtembergiſchen Familiengeiſtes geſchildert und es liegt nahe, daß aus demſelben ein großer Familienverband und ein undurchdringlicher Nepotismus entſtehen konnte, welchen die neue Zeit, die jetzige Regierung und die jetzige Verfaſſung zwar vielfach gebrochen, aber noch keineswegs überwunden haben. Man muß ein ganz enormer Günſtling des Glücks ſeyn oder Fähigkeiten beſitzen, die nicht zu entbehren ſind, um in Würtemberg, trotz des guten Willens von Oben, einen andern Weg zur höheren Thätigkeit zu finden, als an der Hand von Vettern, Baſen und Gevattern. Das Patronat wird nie aufhören auf dieſer Erde, denn es wurzelt in der Natur menſchlicher und geiſtiger Verhältniſſe. Aber die Art deſſelben unterliegt den unterſchiedenſten Graden der Civiliſation. Nicht Gewalt erzeugte den gegenwärtigen Zuſtand, ſondern das Volk ſelbſt bildet ihn und aus ſeinen Bedürfniſſen und Gewohnheiten gehen die öffentlichen Einrichtungen hervor. Mit der Bildung

des Volkes wird der Mißbrauch immer unmöglicher, die Form einfacher und die Kette der Centralverwaltung an den Forderungen des Talentes, politischer Aufklärung und einer freien Gemeindeverwaltung gebrochen werden.

In der vorangehenden Entwicklung wurde die politische Stellung Würtembergs hinlänglich bezeichnet und als ein Typus dargestellt. Der Charakter des Staats trägt durchweg das Gepräge der Bescheidenheit, und die Zeiten liegen schon weit hinter uns, wo sich in der ungewissen Lage neuer deutscher Verhältnisse besondere süddeutsche Bewegungen im Sinne des Liberalismus oder der oberdeutschen Nationalität selbst nicht ohne Billigung der Regierung äußern konnten und Lindner sein bekanntes Manuscript aus Süddeutschland schrieb. Damals mochte wohl der Schwung einer hohen Frau den politischen Projecten nicht fremd geblieben seyn. In dieselbe Periode fällt auch die heftigere Opposition Würtembergs am Bundestage, die, so wenig bedeutende Folgen sie nach sich ziehen konnte, immer der entschiedene Ausdruck des Volkscharakters blieb. Gerade durch diese Einheit mit den Interessen des Volks erhielt sich Würtemberg, selbst als die Opposition nachließ, eine sehr angesehene Stellung im Bunde, indem es als Repräsentant individueller Volksfreiheiten angesehen werden mußte. Immermehr schloß es sich der Bundeseinheit an und es folgte auf Garantien gegenseitiger Rücksicht auch eine entschiedenere Anerkennung der schützenden Gewalt des Bundes. Auch ließ sich in der innern deutschen Politik eine bemerkliche Hinneigung Würtembergs zu dem deutschen Staate wahrnehmen, den ich als ein politisches Centrum bezeichnet habe. Das Verhältniß eines constitutionellen Hauptstaates zu diesem Centralstaate ist natürlich, aber in seiner Ausbildung von größtem Interesse. Um über die deutschen Gränzen hinauszusehen, so kann man auch die Verbin-

dung des Fürſtenhauſes mit Rußland zur Beurtheilung der Stellung Würtembergs nicht gleichgültig erachten.

So iſt die Lage dieſes Staats in politiſcher Aufklärung und eingehaltener conſtitutioneller Regierung. Die Mängel und Gebrechen des deutſchen Staatslebens fehlen auch hier nicht; allein ſie haften nicht an dem Staat als ſolchem, ſondern an dem gegenwärtigen Zuſtande deutſcher Nation. Aus demſelben Grunde zeigt ſich auch hier ein Schwanken zwiſchen herkömmlich ariſtokratiſchen Gewöhnungen und conſtitutionellen Prinzipien, zwiſchen Theorien von Regierungsgewalt und volksthümlicher Liberalität. Der Ausdruck dieſes Schwankens iſt die Zuſammenſetzung des gegenwärtigen Miniſteriums, die zur Zeit in liberalerem Sinne nicht wohl zu Stande kommen wird. Doch die Verwaltung und eigentliche Landescultur, das Innere und die Finanzen ſind in der Hand der Bürgerlichkeit. Wenn es wahr iſt, daß ſich in Mitten der gegenwärtigen Regierung ein Kampf der Prinzipien nur ſchwer verhüllen laſſe und daß die liberale Seite nur durch den Willen einer hohen Perſon und durch Talent geſtützt werde, ſo würde die Art, wie man von Seiten des Bürgerthums und einer falſchen Oppoſition die Stellung des ganzen Miniſteriums angegriffen hat, noch unverzeihlicher ſeyn, weil man dadurch den freiſinnigen Willen der gegenwärtigen Verwaltung einem doppelten Angriff preis gab. Eine Veränderung des gegenwärtigen Syſtems iſt nicht zu fürchten, wenn auch Perſonen und Talente umgetauſcht würden und Einzelnes, was jetzt auf dem lichten Wege conſtitutionellen Geiſtes geſchieht, in Cabinets-Intrigue zurückfiele.

Daß der Zuſtand eines ſolchen kleineren und quaſi-conſtitutionellen Staates mannigfache Inconvenienzen haben muß, liegt in der Natur der Sache. Es gibt Zeiten, die eine ſolche Verfaſſungsform ſogar nachtheilig erſcheinen laſſen. Gerade deshalb iſt aber nur die Richtung zum Ganzen nicht

aufzugeben, sondern durch sie die innere Mangelhaftigkeit zu ergänzen. Daß Würtemberg mit den andern oberdeutschen Staaten in seiner Fortbildung an das gesammte Centrum des deutschen Nordens gewiesen ist, wird noch einmal am Schlusse dieser Entwicklung ausgesprochen werden. Meist wird das Wichtigste erst durch den Vorangang eines großen Staats ausführbar, der leichter reformirt, ohne Constitution schneller durchgreift und durch seinen Einfluß den Willen der Nation einigt.

Neben diesem Verhalten der Regierung geht die constitutionelle Thätigkeit des Volks, der Stände und der Parteien ihren Weg fort. Die Theilnahme des Volks an den öffentlichen Angelegenheiten ist noch immer ansehnlich genug, obschon auch hier nach deutscher Art auf große Erhitzung Philisterei und Ermattung bemerkbar wurde. Doch haben die Würtemberger und besonders die Stände mancherlei Proben alter Uebung und Erfahrung abgelegt und die Kammer erinnerte durch ihre gemessene Haltung sehr oft daran, daß der constitutionelle Geist im Charakter des Volkes wurzele und nicht von gestern in die Köpfe gekommen sey. Auch zog die würtembergische Repräsentation dadurch das Interesse des übrigen Deutschlands vorzugsweise an sich, daß sie eine große Zahl geistiger Notabilitäten in ihren Reihen hatte, und mehr als irgend eine andere deutsche Kammer die intellectuelle Richtung der deutschen Nation befriedigte. Ich bringe nur die Namen Pfister, Uhland, Pfitzer, Hufnagel, Wächter, Pahl, Pflanz, Menzel, Schott in Erinnerung, um auf eine untermischte Gesellschaft von geistigen Capacitäten zu weisen, die hier seit 1833 versammelt war und immer glänzend genug ist. Auch Originalitäten gab es darunter, von denen sich vorzüglich ein Freiherr von Hornstein als unerbitterlicher Vertheidiger römisch-kirchlicher Interessen bemerkbar machte. Was man in französischen und

deutschen Volkskammern so selten wahrnimmt, ein gewisser Humor und eine friedsame oder selbstgefällige Behaglichkeit, die mitten in stürmischer Aufregung die wüthenden Parteien zum Lachen bringt, kam unter den auch darin beneidenswerthen Würtembergern zum Vorschein. Im Vergleich mit anderer, besonders badischer Geschwätzigkeit, ließ sich hier wenig Rednergabe spüren, dagegen viel Energie, stumme Ausbrüche der Resignation oder der Erbitterung und im Ganzen ein dramatisches Leben, das freilich in den grauen Spalten des schwäbischen Merkurs nicht wiederspiegelt. In neuerer Zeit überwiegt die quasi-constitutionelle Partei oft ohne Widerrede. Sehr charakteristisch ist es, daß für den unparteiischen Beobachter in den constitutionellen Verhandlungen Würtembergs eigentlich nur eine Figur, der Chef des Ministeriums des Innern, Geheimerath von Schlayer, hervorragt. Dieser gewandte Staatsbeamte hat die Gabe, durch sein Talent die Stände zusammenzudrücken und das Glück, zwischen Regierungsnothwendigkeit und Volksgeist, zwischen Bürgerthum und Aristokratie auf eine besonders den materiellen Interessen günstige Weise in der Mitte zu stehen. Die ministerielle Majorität, in der sich ansehnliche Talente finden, ist doch eigentlich nur durch ihr Votum bedeutend und der Einzelne kann es wegen seiner meist unfreien Stellung kaum zu großem Ansehen bringen. Ueberhaupt kann die Aufgabe eines deutschen Deputirten nur die der Nützlichkeit und nicht die des Ehrgeizes seyn, und wo letzterer vorhanden ist, so hat er meistbin bürgerliche Zwecke und keinen politischen Schwung. Je kenntnißreicher und gewissenhafter der Mann ist, desto mehr Werth hat er in dieser Stellung, in der sich meinem Urtheil zufolge unter den neueren würtembergischen Repräsentanten der Abgeordnete Duvernoy, weil seiner Aufgabe sich bewußt, als Muster betrachten ließe. Dem unbetheiligten Ausländer erscheint das Ganze wie eine academische

Uebung; die Regierung proponirt einen Satz und Individuen aller Art und aus dem ganzen Lande kommen zusammen, zerbeißen sich die Zähne an diesen Sätzen, machen Einwürfe gegen die offizielle Behauptung und man würde vielleicht in Zorn gerathen, wenn nicht plötzlich der constitutionelle Ministerchef sich erhöbe und der ehrenwerthen Versammlung wie dem ganzen Lande eine sehr kernige, aber nicht immer parlamentarische und versöhnliche Belehrung gäbe. Einem solchen Act zuzuschauen ist ganz ergötzlich. Am stärksten fällt dieser Departementschef gegen diejenigen aus, die an dem illusorischen Theile unserer deutschen Verfassungen haften und über die Gränzen der constitutionellen Lage hinausgehen, also gegen die Partei, die sich dem Ministerium entgegensetzt.

Wie überall gibt es auch hier zwei Oppositions-Parteien, die eine an dem Herkommen haftend, die andere dem Fortschritt oder der Freiheit zueilend. Jene tritt weniger scharf hervor, weil sie in den meisten Staaten mit der Regierungsgewohnheit selbst zusammenhängt. Gegen diese alten Gewohnheiten der Staatspraxis oder aristokratischer Vorrechte hat der aufgeklärtere Theil der Regierung so gut wie das Volk einen fortdauernden Kampf zu bestehen. Hier öffnet sich ein Feld der Thätigkeit, auf dem jeder Geist und Bürger wirken kann und soll, hier ist Widerspruch erlaubt und jeder tüchtigen Regierung willkommen und dieß ist der Kampf, den alle civilisirte Nationen, ganze Jahrhunderte und Alles, was Geist besitzt, zur Befreiung von der Macht des Herkommens und der Vorurtheile, von alten Prinzipien und alter Praxis und von den faulen Flecken der Ueberlieferung zu kämpfen haben. Nach dieser Seite hin muß jeder freie Sinn zunächst sein Auge richten. Als ein sehr merkwürdiges Zeichen der jetzigen Periode ist zu bemerken, daß man diese Pflicht kaum erfüllen kann, ohne sich zugleich von der Partei der Bewegung zu sondern, weil das Uebel, welches hier

droht, die wirkliche Verbeſſerung nicht minder verfehlt und noch weit nachtheiliger wirken würde, wenn die Macht der Gewohnheit nicht unüberwindlichen Widerſtand leiſtete. Wir wiſſen, daß die Hauptgegenſtände unſeres Denkens und Lebens in einer Gährung begriffen ſind, in der ſie ſich läutern wollen. Daraus iſt ein Schwanken der Meinung, ein Widerſtreben der Geſinnungen und ein Kampf der Denkweiſen entſtanden, der, kaum einem ſtrebenden Geiſt geſtattet, ſich ohne Verwahrung und ohne Widerſpruch gegen den unbedingten Liberalismus zu erklären. Beſonders unſerer politiſchen Oppoſition macht man den gerechten Vorwurf, daß ſie, anſtatt den Vorgang und den Willen vorzüglicher Regierungen zu unterſtützen, auf weit ausſehende oder unmögliche Dinge gerichtet iſt und den guten Willen im Stich läßt. Je unklüger die Liberalität vertreten wird, deſto entſchiedener muß der Fortſchritt mit einem zweiſchneidigen Schwerte erkämpft werden.

In Würtemberg tritt die Partei des Widerſtandes nur in der Adelskammer als eine Macht auf. Der hohe Adel glaubt ſich in ſeinen Rechten nicht nur von dem Geiſte der Zeit, ſondern auch oft von dem der Regierungen bedroht. Rechnet man noch hierzu die Unbeſtimmtheit der ſtandesherrlichen Verhältniſſe, ſo iſt der Conflict und die falſche Stellung, die ſich erzeugen, erklärbar. Unſere Standesherrn möchten zu gern mit den Pairs von England verglichen werden und neuerer Zeit ſind ſie wirklich mehrmals als kleine Tories aufgetreten. Allein ſie bedenken nicht, wie ſchief dadurch ihre Stellung in der gegenwärtigen Lage Deutſchlands werden muß. In England iſt der Adel eine wirkliche Macht, in Deutſchland kann er erſt eine werden und was man jetzt dafür hält, iſt nur Scheinbeſitz oder eine vielfach angefochtene Stellung in unſerer Geſellſchaft. Es iſt zu bezweifeln, ob die Vorzüge, welche man dem hohen Adel in unſeren

neueren deutschen Staaten angewiesen hat, in jetziger Form vortheilhaft für die Berechtigten sind, oder ob nicht dadurch ein wichtiges politisches Element unserer Zukunft in der öffentlichen Meinung vernichtet wird. Es fragt sich, ob man nicht besser für sie gesorgt hätte, wenn man sie als Interessenten der Gewalt und Theilnehmer an der Staatsverwaltung erklärt und durch eine wirksamere aber begränzte Stellung einen Ersatz für noch nicht vergessene Rechte gegeben hätte. Bis jetzt leistet die constitutionelle Pairie in Deutschland einen Widerstand, der weder Furcht noch Achtung hervorruft, und man kann doch nicht läugnen, daß es oft die Aufrechthaltung wirklicher Rechte ist, die man beabsichtigt.

Wichtiger als diese Aristokratie ist die liberale Opposition in Deutschland und in Würtemberg. Ihr Widerspruch gilt nicht bloß jenem veralteten Staatsgeiste, sondern mehr noch dem allgemeinen Bestand gegenwärtiger Zustände und selbst den liberalsten deutschen Regierungen. Man hat die Zustände rein constitutioneller oder auch republikanischer Staaten im Auge und gibt sich mitten in Deutschland die Stellung eines Franzosen oder Amerikaners. Seit Rousseau existirt in der civilisirten Welt ein Naturrecht, auf das man das Gebäude des Rechtsstaates begründen will und je größer oder geringer die Fähigkeit des einzelnen Kopfes ist, sich der Ueberlieferung und der Natur der Dinge zu accomodiren, desto verschiedener fällt der Grad der radicalen Politik in den Prinzipien oder in ihrer Anwendung aus, von der Gränzlinie des Jakobinismus ganz zu schweigen. Der Trieb nach Freiheit ist dem Menschen angeboren, er strebt nach ihr und der jedesmalige bürgerliche Zustand ist ein Ergebniß dieses Strebens. Natürlich kam man auf diesem Wege zu freieren Rechtsverhältnissen und selbst so weit, daß man allgemeine Rechtssätze als anfängliche Grundlagen jeder Staatsgesellschaft und eines vernünftigen Staatsrechts betrachtete. Man erkannte

nicht, daß es viel schwieriger sey, Moderationen der Freiheit zu erhalten, als die Freiheit selbst zu vergrößern und daß die nothwendige Mäßigung in den Elementen des bestehenden Staats zu suchen ist, der schon und vor aller Freiheit vorhanden ist. Von nun an ward die Schwäche menschlicher Verhältnisse, die Nothwendigkeit eines entschiedenen Bestandes und die Ermittlung der Wahrheit aus Widersprüchen ganz außer Acht gelassen. So entstand jene politische Ideologie, die zwar mit natürlichen Ansprüchen und Grundsätzen der Civilisation zusammenhängt, im Grunde aber das Gegentheil von aller Politik ist und es war kein Wunder, daß die Opposition, die daraus hervorging, in den meisten Staaten, besonders aber in Deutschland, eine falsche wurde. Unendlich freier müßte die Wirksamkeit unserer strebenden Geister auch auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens seyn, wenn wir einen wahrhaft constitutionellen Zustand errungen hätten. Allein unsere Verfassungsformen bieten davon höchstens den Schein, indem sie selbst nicht auf dem Boden des Volkes, sondern meist in vorübergehenden Zeitwirren und nach fremden Mustern entstanden sind.

Um nun dennoch gegen den bestehenden Rechtszustand unserer Staaten nicht in einen ungesetzlichen Kampf zu gerathen, glaubt man seine Legitimität zu retten, wenn man sich an die Illusionen und Worte der Urkunden und an die Gebräuche des Auslandes hängt und die constitutionelle Thätigkeit fast lediglich zu einem Gränzstreit im Rechte und zu einer Bewahrung oder Aufrechthaltung des wörtlichen Inhalts unserer Verfassungen macht. Auf diesem Wege glaubt man den Staat früher oder später auf den Stand liberaler Ansicht zu heben und bekennt sich deshalb, wenigstens in der Theorie, schon jetzt zu den Prinzipien des Contract-Social und zu den ältesten deutschen Ansichten von der Unabhängigkeit des Einzelnen und der Autonomie einzelner Provinzen.

Auch nimmt man in Wort und Haltung ganz das Benehmen ausländischer Vaterlandsfreunde an und geberdet sich, als dürfe man in Deutschland nur die Wörte Mirabeau's in der National-Versammlung wiederholen, um die bestehende Macht zu erschüttern. Diejenigen, welche sich nicht veranlaßt fühlen, aus dem Bereiche des Gesetzes herauszutreten, sprechen doch unverholen aus, daß sie nur einen neuen Aufstand in Paris oder Warschau und davon einen Umschwung in Deutschland erwarten. Inzwischen richtet sich der Widerspruchsgeist, wenn auch ohne Erfolg, gegen die einzelne Regierung und gegen den Bund. Würtemberg, dessen Mängel in der vorangehenden Entwicklung nicht verschwiegen wurden, das aber im Durchschnitt als ein Ausdruck der in Deutschland bestehenden politischen Aufklärung und des deutschen Constitutionalismus erschien, hat doch noch immer eine so entschiedene politische Opposition aufzuweisen, daß man aus ihrem Charakter auf einen Zustand der gräulichsten Unterdrückung und Barbarei in Deutschland schließen sollte. Will man das Wesen dieser Richtung besonders in Bezug auf Würtemberg kennen lernen, so findet man die Prinzipien und noch mehr die Methode in dem bekannten Artikel „Würtemberg" im Conversationslexikon neuester Zeit ausgedrückt. Darin wird den öffentlichen Verhältnissen und einem Zustande, wie Würtemberg, den man mit Recht einem kleineren Haus- und Familienwesen verglich, eine solche Wuth und ein so schaam- und pietätsloser Angriff entgegengestellt, daß man wirklich glaubt, Würtemberg sey durch die Willkühr der Staatsregierung von Recht und Freiheit plötzlich in völlige Unterdrückung und Tyrannei gebracht worden. Unter den deutschen Liberalen scheint das komische Verhältniß statt zu finden, daß sich da die Geier sammeln, wo kein Aas ist. Anstatt die gegenwärtige Regierung zu unterstützen, im Einzelnen eine vernünftigere Einsicht auszusprechen und gegen verderbliche Rich-

tungen der Gewohnheit und der Vorurtheile im Staate zu kämpfen, hat man ſich in allgemeinem Gegenſatz gegen die Verwaltung, die man als nicht verfaſſungsmäßig anſieht, und gegen den Bund, den man incompetent und unnational nennt, gerichtet. Vorzüglich iſt das Steuer-Verwilligungsrecht zu einer Hauptfrage des conſtitutionellen Deutſchlands gemacht worden, und man ſteht auch hier nicht an, ſich auf den nationalen Standpunkt eines Parlaments zu ſtellen. Man kennt die Motionen gegen den Bundestag, man erinnert ſich der Erklärung der badiſchen Kammer von 1831 „ohne Preßgeſetz kein Budget" und noch vor wenigen Monaten iſt dieſe Frage zum Gegenſtand eines Streites zweier würtembergiſchen Publiciſten, Paul Pfitzers und des Staatsrath Fiſcher, erhoben worden. Zugegeben, daß in der alten Verfaſſung das Recht der Steuerverweigerung feſtgeſetzt oder ausgeübt worden war, worüber ich auf die Beurtheilung dieſes älteren Zuſtandes ſelbſt zurückweiſe, kann doch auf keine Art nachgewieſen werden, daß ein ſolches Recht nach der neuen beſteht, und wenn ein ſolches beſtünde, ſo wäre es nicht bloß factiſch, ſondern rechtmäßig durch den deutſchen Bund aufgehoben. In jedem Falle hatte der Miniſter recht, als er erklärte, die Steuerverweigerung ſey eine Illuſion. Die Stände haben nur das Recht und die Pflicht, Steuern zu bewilligen, d. h. den einzelnen und beſtimmten Forderungen der Regierung einzelne oder den Grad beſtimmende Zugeſtändniſſe zu machen, und auch dann würde im Fall eines nicht auszugleichenden Conflictes dem vom Bunde errichteten Austrägal-Gericht die Entſcheidung verbleiben, ob ein Anſatz oder der Grad deſſelben nothwendig ſey und die Regierung das Recht habe, ihn den Ständen abzufordern. Eben ſo verhält es ſich mit der Stellung der conſtitutionellen Thätigkeit gegen den Bund. Dieſe Thätigkeit hat in gegenwärtiger Lage überhaupt keine nationale Bedeutung; denn die allgemeinen An-

gelegenheiten der Nation als ſolche liegen außerhalb des Bereiches, für welchen unſere Landſtände competent ſind. Wenn man daher ihre Wirkſamkeit klein nennen muß, ſo iſt ſie doch deshalb nicht weniger werthvoll und nützlich, und nur Selbſtüberſchätzung in Werth und Stellung konnte dieſe Oppoſition zu ſolchen Uebergriffen verleiten. Jetzt iſt ſie von den beſtehenden Regierungen zurückgedrängt; allein man gefällt ſich in der Minorität und bleibt fortdauernd eine Gränzwacht der Freiheiten, die man geſetzlich zu beſitzen oder die man anſprechen zu können glaubt. Ja man hält es für ein Märtyrerthum, die Idee der Freiheit und die geſetzliche Verfaſſung, deren eigentlicher und unter den jetzigen Verhältniſſen möglicher Inhalt noch gar nicht geſchmälert worden iſt, durch Widerſpruch wenigſtens beſſeren Zeiten zu überliefern.

Es iſt ſehr ſchwierig, den Einfluß dieſer Oppoſition auf den Volksgeiſt unſerer Nation und beſonders auf die Jugend zu beurtheilen. Das jedoch iſt klar, daß ſolch ein anſcheinend legitimer Oppoſitionsgeiſt mehr dazu beigetragen hat, die Anſchauungsweiſe des Volkes, das Verhältniß der Staatsbürger auch zu aufgeklärten Regierungen und beſonders die Thatluſt und Regung unſerer deutſchen Jugend zu verwirren und das an und für ſich ſchon ſchwankende Vertrauen zu vernichten, als alle Angriffe außerhalb der conſtitutionellen Funktion und manche Tollkühnheiten eines Galgenſchwengels von Journaliſten zu bewirken vermocht haben. Im Uebrigen beſteht dieſe Oppoſition in und außerhalb der conſtitutionellen Staaten, ſo wie in und außerhalb der Kammern, ſie iſt in Grad und Methode verſchieden, offen und verhüllt und es gibt kein größeres Unrecht, als in der Darſtellung politiſcher Denkweiſen und Nüancen nur ſchwarz und weiß zu malen. Zur Würdigung des Einzelnen iſt es immer nothwendig, auf ſeinen Kern und auf ſein Maaß zurück zugehen. Es fragt ſich, welcher Mittel er ſich bedient und

in welchem Maaße, um in ſeiner Richtung thätig zu ſeyn, ob er den Beſtand des Staats und das Geſetz achtet, ob er jedes unſittliche Mittel des Widerſtandes verabſcheut, ob er Achtung und Pietät gegen den Staat als ein Ganzes hat, ob er den Werth ſeines individuellen Gedankens dem allgemeinen Geiſte der Menſchheit und gegenwärtigen Geſellſchaft unterordnet, ob er ein wirklich menſchliches, die Vielſeitigkeit des Geiſtes und die Schwäche Aller mit ächter Beſcheidenheit und Herzensgüte ergreifendes Gefühl und Achtung vor jeder Größe, vor Talent, Geiſt und vor der Wiſſenſchaft hegt und vor Allem ob er aus tiefſter, innerſter Ueberzeugung, aus ächt menſchlichem Enthuſiasmus und nicht aus gemeinem bürgerlichen Ehrgeize, aus perſönlicher Verletztheit oder Herrſchſucht auf dieſe Laufbahn des öffentlichen Widerſpruchs gelockt worden iſt. Die Individuen ſind immer beſſer, und durch eigenthümliches Wiſſen oder Talent oder durch unbewußte Mäßigung einflußreicher als die Partei. Die Größe des Geiſtes wirkt bildend auf die Menſchheit, wenn es nur eben Größe iſt, der Geiſt iſt immer ſchaffend und je mehr Geiſt man hat, je weniger pflegt man ſchlecht zu ſeyn. Zu keinem menſchlichen Berufe gehört größeres Selbſtbewußtſeyn, mehr Religioſität, Sittlichkeit, Volksthümlichkeit, Weltkenntniß und Obacht auf die gegebenen Zuſtände als zum Reformotor des öffentlichen Lebens. Wir wiſſen, daß die Individuen beſſer ſind als unſre wirklichen Zuſtände, aber dieſe ſind nothwendiger und bis jetzt, wenigſtens im politiſchen Leben Deutſchlands, ſtets größer und mächtiger geweſen als die politiſchen Individualitäten. Wahrhaft ſchöpferiſche Kräfte haben noch immer in den Reihen der beſtehenden Staatsgewalt Einfluß und Thätigkeit gefunden. Der wirklichen Oppoſition in Deutſchland fehlt es dagegen faſt ganz an großen Individuen, Männern, die nationale Bedeutung hätten und an welche ſich das volksthümliche

Streben, so weit es vorhanden ist, anlehnen könnte. Gewiß wird nie eine Charakterlosigkeit, eine Armseligkeit, eine Trivialität oder eine völlige Unbekanntschaft mit dem innern Geiste der Nation das Centrum unseres Fortschritts und einer ächt deutschen Opposition werden können.

Diese gangbare Widerspruchspartei unter uns hat sich in eine nutzlose, schiefe und einen angemesseneren Willen zurückdrängende Stellung geworfen. Sie ist in dieser falschen Position verrammelt und mit ihrem Charakter aus dem Centrum der Nation gesunken. Daß der Widerspruch gegen die Zumuthungen und Eingriffe von entgegengesetzter Seite, gegen die Vorurtheile und zeitwidrige Prätensionen auch negativen Nutzen gewährte, soll nicht geläugnet werden. Aber nur der Widerstand nützte, nicht der Grad des Widerstandes. Gegen einzelne Gebrechen durfte man arbeiten, allein man protestirte gegen den ganzen Zustand der Gesellschaft, man drohte mit ein paar Vernunftsätzen die ganze Welt gleich zu machen und den Staat um und umzustürzen. Die Richtung des liberalen Fortschritts wird fort und fort an einer gangbaren Doctrin des Liberalismus laboriren, die periodische Presse wird der Ausdruck bleiben, wie weit die Staatsgewalt diese Doctrin zu ertragen weiß und der Geist wird allmählig der edlen Gesinnung einen würdigen Inhalt zuführen. Die Welt reibt sich ohne Unterlaß und verstärkt dadurch ihre Kräfte. Doch die jetzige Opposition hatte ihre natürliche Stellung verrückt, als sie den Ankampf gegen allgemeine Mängel des Nationalgeistes in Widerspruch gegen jede Regierung und gegen den Bund verwandelte.

So steht es mit der liberalen Opposition in Würtemberg. Kann man bedauern, daß deshalb manche Forderung nicht befriedigt wird, weil sie von dieser Opposition gestellt wurde, so setzt es den Werth der constitutionellen Formen

noch mehr herab, daß die meiſten Regierungen ſich veranlaßt fühlten, nicht bloß die demagogiſchen Umtriebe bei den Wahlen darnieder, ſondern ihren eignen Einfluß bei denſelben aufrecht zu erhalten. Die Unfreiheit der Wahlen ſollte nach jeder Seite hin unmöglich gemacht werden und es wäre dafür eine geſetzlich beſchränktere Wirkſamkeit der Stände bei Weitem vorzuziehen. In ſolchen Schranken könnten nur bürgerlich beſcheidene, ſachkundige und practiſche Geiſter wirken, denen unſere ideologe Politik und der gemeine Liberalismus wenig aufzuweiſen hat. Dadurch würde aber der große Vortheil erreicht, daß die Regierungen für jeden Fall von der wirklichen Stimmung und von den Bedürfniſſen des Landes Kunde erhielten.

Damit ſcheide ich von einem Kernlande deutſcher Nation, einem Lande, wo Volk und Staat ein glückliches Ganze bilden. Habe ich an der hervorſtechenden Richtung dieſes Volkscharakters eine vielleicht unbequeme Kritik geübt, ſo wird doch die Art, wie ich's that, beweiſen, daß eher Liebe, Theilnahme, Bevorzugung mich zu dieſer Strenge veranlaßten. Wohl können Stürme über dies Volk kommen. Vor allem hat man den Nationalſinn zu beleben, damit die Selbſtgefälligkeit nicht von dem rechten Wege leite. Dann wird der Enkel ſich erſt befriedet fühlen in dieſen Gauen, die ſchon jetzt durch ihr naturſchönes und freies Antlitz die Bruſt jedes ächt deutſchen Herzens erleichtern. Wenn einſt das Glaubensbekenntniß jeder Art hell, friedſam und gemäßigt ſeyn wird, wenn der Wohlſtand wächſt und die allgemeine Cultur auch hier den Reichthum und die Bildung mehrt, dann wird es wohl kein ſchöneres Binnenland der Erde geben als dieſes Neckarthal, den Schwarzwald und Oberſchwaben. Jetzt ſchon wandert man mit dem Gefühle der Heimlichkeit durch dieſen grünen Hügelgarten Deutſchlands, durch die kleinen Landſtädte, die wie große Dörfer voll lauter Meiereien aus-

ſehen und wo einem gewiß zwei dunkle Augen zaghaft aber mit Herzinnigkeit das liebe „Grüſch di Gott!“ entgegen rufen. Alles weißt hier auf Ernſt, Sicherheit und entwicklungsreiche Zukunft. Und dieſe Zukunft, nicht von fremden Heeren, nicht von Willkührherrſchaft, nicht von Demagogie getrübt, möge dieſes Würtembergiſche Land ſo früh wie möglich beglücken!

# Siebenter Abſchnitt.

## Die Rheinlande.

In ſtaatlicher Hinſicht habe ich durch die Darſtellung Würtembergs das oberdeutſche Leben erſchöpft. Die Rheinlande geben zwar Stoff zu einzelnen charakteriſirenden Bemerkungen, allein als wichtig und in das deutſche Leben eingreifend erſcheint nur der volksthümliche Charakter und der aus ihm hervorgegangene allgemeine Zuſtand. Da die Hauptzüge des öffentlichen Lebens der Oberdeutſchen im vorigen Abſchnitt vorweg genommen ſind und dieſelben in jedem deutſchen quaſi-conſtitutionellen Staate mit wenig Unterſchied wiederkehren, ſo iſt es vorzuziehen, die politiſchen Einrichtungen einzelner Staaten ſpäter an einem Centralſtaate als gemeinſamen Anhaltpunkte des Fortſchritts und des Vergleichs zu beleuchten, dann die einzelne Verſchiedenheit der Staats-Organiſationen heranzuziehen und das Gemeinſchaftliche bei einer und derſelben Gelegenheit zu erörtern. Auch würde für den Zweck dieſer Forſchungen in der Wiederholung ſolcher Details ein wirkliches Reſultat der Geſammtbetrachtung deutſcher Zuſtände nicht gewonnen werden, und es genügt für dieſe Aufgabe, hier nur die charakteriſtiſchen Züge des Rheinländers zu beachten, die als einzelne, zu dem Vorangehenden nöthige Supplemente zu betrachten ſind.

Nicht bloß am Oberrheine, ſondern längs des Stromlaufes findet ſich ein gemeinſchaftlicher rheiniſcher Charakter, welcher

eigentlich von der Schweiz ausgeht und in den außerdeutschen Niederlanden endigt. Zwar unterscheiden auch hier Clima, Lage, Wirkungskreis und Geschichte, und um nur von den deutschen Rheinlanden zu sprechen, ist der Unterschied zwischen den Oberländern und den Niederländern auffallend genug. In naher Beziehung stehen beide Theile, trotz ihres deutschen Charakters, zu dem benachbarten Frankreich und besonders zu den Ueberresten des ehemals burgundischen Reichs. Es scheint, als wenn ein großer rheinischer Länderstrich, zu welchem die Schweiz, vielleicht ganz Oberdeutschland, wenigstens die Rheinlande, der Niederrhein, Elsaß, Lothringen und das heutige Belgien gehören, durch die Anziehungskraft zwei entgegengesetzter Nationen auseinander gerissen und zwei andern Nationalitäten zugetheilt worden wäre. Die deutschen Rheinlande sind als unser Nationaleigenthum unveräußerlich. Die Nähe und der Einfluß, selbst die temporäre Herrschaft Frankreichs über einen größern Theil der Rheinlande erklären die Hinneigung des Lebens, der Sitte, der Anschauungsweise und Gewohnheit zu dem französischen Volksgeiste. Der Rheinländer ist im Allgemeinen gewandt, unternehmend, poetisch, sinnig, aufgeklärt, mehr auf das Aeußere und Oeffentliche bedacht, vom liberalen Zeitgeist mehr erregt, als andere deutsche Stämme, und mit Rednergaben, Geschwätzigkeit und Mittheilungslust mehr begabt, als die übrigen Oberdeutschen. Hauptsächlich charakterisirt sie jedoch die äußerliche Fertigkeit, womit sie als halbe Franzosen einen ererbten, oder im Flug aufgegriffenen Schatz deutschen Geistes und Lebens in flüssige Bewegung zu bringen wissen. Besonders das Neue, alles was man Mode nennt, der Zeitgeist und die Begebenheiten regen hier mehr an, als im deutschen Binnenlande. Dazu ist der ganze Strich ein unausgesetzter Pilgerlauf, das Fremde drängt sich überall an das Heimische und man glaubt in einer großen Durchgangslinie zu leben, wo

die Menſchen des Nordens, wie die Vögel am Himmel nach ſüdlichen und fremdartigen Gegenden ziehen. Und während das heutige Treiben und die Volksthümlichkeit am Rheine überall den Eindruck der Zerſtückheit, Unzulänglichkeit und Aeußerlichkeit macht, weht aus den Reſten einer grandioſen Vorzeit und faſt unſeres ganzen ältern deutſchen Lebens mitten in einer ganz unvergleichlichen Naturſchönheit und der geſegnetſten Fülle des Bodens ein Hauch der Dichtung, geheimnißvoller Tiefe und vergangener Größe entgegen, und man wird wirklich mehr als anderwärts in unſerm Vaterlande an den verſenkten Nibelungenhort erinnert. Nicht auf dem Staufenberge in Schwaben, nicht auf der alten Babenburg in Franken, nicht auf dem Kyffhäuſer im Eichsfeld, nicht in den alten Sachſenſtädten am Harze tritt ſo lebendig das Bild ehemaliger und untergegangener deutſcher Größe, die Sehnſucht nach Verjüngung und Erhebung entgegen, als wenn man von Speier, Worms, Mainz, Coblenz vorbei hinabgleitet auf dem herrlichen Rheine bis nach Köln, wo das unausgebaute deutſche Reich, der Münſter, entgegenwinkt. Je mehr man hinunterfährt, deſto entſchiedener drängt ſich die neue Zeit mit Handel, Schifffahrt, Bürgerthum und Reichsbefeſtigungen, ja mit dem preußiſchen Adler, ſeinem Schwerte und ſeiner Wiſſenſchaft heran, und zu Düſſeldorf unten am Rheine lebt man ganz wie in der Neuzeit und man glaubt in Berlin zu wandeln. Der Strom iſt breit, maſſenhaft wälzen ſich die Wogen; aber flach iſt die Gegend, Induſtrie, Beamtenweſen, Landwehr bilden den Lebensſtoff, aus dem wie einzelne Glanzpunkte die hohen Schulen der Wiſſenſchaft und der Kunſt zu Bonn und Düſſeldorf hervorragen. Alles trägt den Charakter der Bildung, die geſchwängert von dem Geiſte des weſtlichen Europa nach feſten und ſchöpferiſchen Geſtalten ringt. So iſt das Rhein-

land mit dem Charakter des gegenwärtigen Deutschlands, alſo vorzüglich mit dem Norden enger verbunden.

Im Allgemeinen iſt alſo der Ausdruck der, daß die rheiniſchen Stämme ſich durch Richtung auf das Oeffentliche, Aeußerliche und Moderne von den öſtlichen deutſchen Stämmen abſondern und dagegen den eigentlichen Grundſtoff der deutſchen Nationalität, ein ſicheres und engeres Familienleben mehr und mehr zu Gunſten des Gemeinlebens zerbröckelt haben. Nur in einigen Reichsſtädten und öſtlichen Strichen, die an das Heſſiſche und Weſtphäliſche gränzen, tritt der patriarchaliſche Charakter wieder in ſeine Rechte und in vielen Gegenden haben Handel, fremde Einflüſſe, geiſtiges Leben wenigſtens eine regſame Geſelligkeit an die Stelle begründeter Häuslichkeit geſetzt.

Dieß iſt der gemeinſame Charakter des Rheinlands, der ſich bei dem oberdeutſchen Theile deſſelben freilich markirter und in dieſer Richtung befangener ausſpricht. Im Ganzen findet ſich am Oberrheine auch ein deutſcher Volksgehalt, wie in andern Gegenden, und es wäre ungerecht, dieſe Individualität nicht zu würdigen. Doch drängt es ſich hier in allen Erſcheinungen dem Beobachter und vorzüglich dem Ausländer auf, daß das Streben nach Aeußerlichem und Modernem vorherrſchender iſt, als in den niedern Rheinlanden, wo nur das ſittliche Leben ſchon an die Nachbarſchaft des Meeres erinnert. Vorzüglich vermißt man bei allen Gaben der Oberrheiner jene geiſtige Richtung und Tiefe des Gedankens, welche die deutſche Nation auszeichnet. Statt deſſen findet man hier nicht ſelten eine rüſtige und geſunde Volksthümlichkeit, beſonders in den Gebirgsgegenden, am Schwarzwald, im Breisgau, in dem eigentlich allemanniſchen Striche und nach dem See zu. Die Menſchen ſind im Allgemeinen ſehr aufgeklärt und ſelbſt in den ehemals öſtreichiſchen und geiſtlichen Strichen ſind die Eindrücke des joſephiniſchen Zeit-

alters unauslöschlich geblieben. Kein deutsches Land trägt so sehr das Gepräge unserer Aufklärung, unserer bürgerlichen Verstandesrichtung, unserer skeptischen und kritischen Periode, und wenn man will, der kantischen Philosophie an sich, als dieser von Königsberg am weitesten entfernt liegende Landesstrich. Nirgends ist man so über alle Vorurtheile weg wie hier, und gäb' es nicht eine frische und heitere Natur, körperliche Gesundheit und in einzelnen Theilen ein sinnlich kräftiges Volksleben, so würde ein in Freiburg erzogener, in Karlsruhe gebildeter, allezeit fertiger, über Gott und den Teufel, über Staat und Kirche mit sich einiger Oberrheiner aus Zorn über die Dummheit der Deutschen, besonders der Norddeutschen, kurz vor lauter Aufklärung schon lange aus der Haut gefahren oder französisch geworden seyn. Zum Glück geht es ihm wohl, der Erwerb ist leicht, der Wein gut, das Leben anmuthig und frei und die Regierung in allen Dingen der intelligente Ausdruck dieser Zustände.

Man mag bedenken, daß eine mannigfach gegliederte Volksthümlichkeit an der Gränze Deutschlands durch die Berührung mit Frankreich und durch fortdauerndes äußeres Mißgeschick um die ruhige und eigenthümliche Entwicklung kommen mußte. Zerstückt, wie es war, von der Schönheit der Natur gebannt und an geistiger Regsamkeit zurückgehalten, an eine große Vorzeit erinnert, ohne neuen zureichenden Aufschwung, allen Stürmen der mittleren und neueren Geschichte, allen Einflüssen des Auslandes hingegeben — was konnte in solcher Lage dieser Volksstamm, halb fränkischer, halb allemannisch schwäbischer Natur, zuletzt Anderes beginnen, als in Ermanglung innerer und deutscher Naturkeime in einer energischen Theilnahme an der modernsten Cultur und in einer gewissen Hingebung an die Allgemeinheit der Civilisation seine Vitalität bekunden. Nur in kleinere Cantons drängte sich eine desto auffallendere Volksthümlichkeit, beson-

ders als Nachlaß des allemanniſchen und ſchwäbiſchen Lebens zuſammen, z. B. im Breisgau, im Wieſenthale und dem zwiſchen der Schweiz und Würtemberg gelegenen, bald der Donau, bald dem Rhein zugeneigten Landesſtriche. Alles was man Aufklärung, Humanität, Civiliſation nennt, das hat in dieſen rheiniſchen Landen in Begleitung des neueren Liberalismus Beſitz ergriffen. Selbſt die Katholiken glauben faſt nur an die reine Vernunft und in den Hütten des Schwarzwaldes, auf den Bauerhöfen im Breisgau findet man jene Bücher und Zeitungen, die nur die Verherrlichung einiger allgemeinen und in unſerer Zeit zum Motto erhobenen Begriffe des Glaubens, des Rechts und der Sitte wollen. Rotteck's Weltgeſchichte bringt die Vergangenheit, ein badiſches Volksblatt die gegenwärtige Welt vor den Richterſtuhl dieſer wohlgeſinnten und ſchnell fertigen Trivialität. Der mittlere und pfälziſche Diſtrikt wurde in geiſtiger Hinſicht am meiſten vernachläßigt und hier konnte nur der politiſche Liberalismus gedeihen. Es iſt nicht zu verkennen, daß angeborene Elemente eigener Volksthümlichkeit noch überall zerſtreut ſind; allein auch dieſe zeigen mehr einen ſinnlich natürlichen, als geiſtig innerlichen Charakter. Wie ſehr unterſcheidet ſich der Rheinländer im Allgemeinen von der Tiefe und dem Ernſte des Schwaben, von dem körnigen, gehaltvollen und mit einer reichen Ueberlieferung ringenden Geiſte des übrigen Deutſchlands, das auch einer neuen Zeit entgegenſchreitet, aber dieſe Umwandlung durch tiefſte innere Fortbildung vollbringt. Wo ſind jene heiligen Urſprünge eines patriarchaliſchen Lebensgeiſtes, wo iſt jene Gefühlsinnigkeit und jener Zug nach der geheimnißvollen Tiefe des Gedankens in dieſem rheiniſchen und badiſchen Thalgarten hingekommen? Sie leben nur noch in der Kernhaftigkeit des oberländiſchen Bauers, wie ähnlich der Geiſt des Nordens nur auf dem Lande, nicht in den Städten Skandinaviens. Im Badiſchen würde ſich

wohl nie ein Geist zu zeigen wagen, der zu Weinsberg am Neckar noch immer spuckt, und wenn eine moderne Lebensansicht trocken aber vernünftig gegen Ueberlieferungen auftreten sollte, so geschah es sicher am Oberrheine, wo z. B. der Kampf gegen das Cölibat sein eigentliches Terrain gefunden. Doch lehnt sich dieser Volksstamm in geistiger und politischer Hinsicht noch zunächst an den Ausdruck der Oberdeutschen überhaupt an, dessen reagirendes Prinzip gegen das übrige Deutschland er in seinem baarsten unvermittelsten Gegensatze repräsentirt. Mit einer Energie, die auf das politisch unentwickelte Deutschland nothwendig einwirken mußte, hat man hier die Grundsätze des allgemeinen Rechts, der politischen Gleichheit und des sogenannten Vernunftrechts ergriffen, wie sie im europäischen Staatsleben Frankreich seit Rousseau und Voltaire allen andern Nationaldenkweisen gegenüber stellte. „Es ist der vollste Gegensatz von dem, was bisher als Ueberlieferung, Autorität und Gewohnheit, wie von zufälliger Macht und von Vorurtheil überkommen war. Niemand läugnet, daß diese befreiende Richtung in die Welt kommen mußte, nur fragt sich, wie sich diese Richtung auf Civilisation und Freiheit zu den ursprünglichen, natürlichen und gewohnten Zuständen und Denkweisen verhält und wie sie auf diese einwirken darf. Die politischen Ansichten des gegenwärtigen, besonders oberdeutschen Volksgeistes stehen mit dem Bestand der Dinge im Widerspruch; allein sie haben den Beweis, ob sie ein öffentliches Leben, besonders aber das jetzige Leben in Deutschland, auf ideale Weise zu begründen im Stande seyen, auch nicht im Entferntesten geführt, und wie wenig der politische Naturalismus mit seinen atomistischen und rationalen Sätzen, in seiner rückhaltslosen und unbedingten Auffassung und in gleich unbedingter Anwendung heilsam auf den Fortgang des politischen Lebens zu wirken vermöge, zeigt die französische Nation, obschon dieses Volk,

wenn auch nicht ſittliche, doch unendlich mehr natürliche und geiſtige Anlagen und Vorbedingungen hatte, den Staat auf ſolche Weiſe zu conſtruiren. Merkwürdig iſt es, daß der gemeine und vorzüglich in Oberdeutſchland gangbare Liberalismus von den rheiniſchen Politikern zuerſt als dogmatiſches Gebäude und als encyklopädiſcher Grundgedanke ausgeführt wurde und ebenfalls hier dieſe Theorie von kräftigeren, nicht blos deutſch akademiſchen Händen auf radikale, unſittliche und nicht nur gegen deutſche Regierungen, ſondern ſelbſt gegen die deutſche Nation gewaltthätige Praxis in's Werk geſetzt werden ſollte. Man kann das Vernunftrecht von Rotteck und die anſcheinend und äuſſerlich legitime Oppoſition dieſes Liberalismus nicht anklagen, die Aufregung in Rheinbaiern und das Feſt von Hambach hervorgerufen zu haben; allein man kann auch dieſe Principien und dieſe Methode nicht außer Verbindung ſetzen mit ihren unbewußten Conſequenzen. So verhält ſich der in der Theorie franzöſiſch allgemeinere, aber in der Anwendung deutſch ſentimentale und legitime Liberalismus zu den revolutionären Ausbrüchen, in welche ein nationalerer und deutſchthümelnder Gedankenkreis in der Praxis dem franzöſiſchen Vorbild zugewendet ſich verlieren konnte. Bei den Ueberrheinern war ſolche Ueberreizung wohl zu erklären, und man weiß, welche Verwirrung in dieſen verwahrloſteren, bedrückten und immer gefährdeten Gegenden, zu Mainz und zu Coblenz die rothe Freiheitsmütze veranlaßte. Franzöſiſche Begriffe und franzöſiſche Herrſchaft übten ihren Einfluß. Dagegen hatten die Bewohner des rechten Rheinufers ſo umändernde Schickſale nie erfahren, und man kann dieſe ungemeſſenen Erſcheinungen, beſonders in Baden, nur für eine im Geiſte der Aufklärung zwar mögliche, aber von einzelnen Geiſtern und Charakteren künſtlich erzeugte Aufreizung halten. Wenn der badiſche Oberländer eine aufgeklärte und verfaſſungsmäßige Re-

gierung hat; wie die jetzige iſt, wenn man ſein Gemeindeleben, ſeine Freiheiten und ſeine Denkweiſe begünſtigt, dann wird das Widerſtreben gegen das Unterland, gegen die Regierung oder gegen das übrige Deutſchland nur durch das Vorurtheil und die Tendenz Einzelner hervorgerufen. So kam es denn auch z. B. bei der Frage des deutſchen Zollvereins nur zu einigen Umtrieben und zu einer ohnmächtigen Proteſtation in der Ständeverſammlung, da weder Vorurtheil, noch ſittliche Verwilderung oder nur wirkliche Mißſtimmung Stoff zu einer Provinzialempörung oder zu einem navarreſiſchen Aufſtand gab. Das größte Unglück war dieß, daß der jetzigen höchſt aufgeklärten Regierung des Großherzogthums eine den Geiſt unſerer conſtitutionellen Formen und des verfaſſungsmäßigen Fortſchritts in Baden verletzende Periode voranging. So war es natürlich, daß man bei dem erſten Umſchwung nach allen möglichen und unmöglichen Garantien deutſch-conſtitutionellen Lebens ſtrebte. Die badiſche Ständeverſammlung von 1831 griff ihre Aufgabe als eine allgemein deutſche und nationale an und wollte ſtatt einer Hülfsmacht für innere und volksthümliche Verbeſſerungen das Anſehen eines rein politiſchen Körpers für Deutſchland gewinnen. In moraliſcher Hinſicht gelang dieß auch und der Eindruck, den Baden durch Energie und Talent auf das übrige Deutſchland machte, gehört nicht zu den geringſten unter den erſchütternden Umſtänden, die wir erlebt haben. Während man in der Geſinnung national zu ſeyn ſtrebte, fiel man in der Methode ganz in ein deutſches Particular-Syſtem zurück, ja um die Gränzen der badiſchen Freiheit in größter Erweiterung zu ſichern, nöthigte man der Regierung ein Preßgeſetz ab, das der deutſche Bund nach wenigen Monaten des „Freiſinnigen“, des erſten cenſurfreien Blattes wieder aufhob, da die Umſtände ein feſteres Handhaben der Centralgewalt erlaubten. So weit war man mit

einer badiſchen Preßfreiheit gekommen. Daß dieſer Gegenſatz gegen die beſtehende Gewalt in Deutſchland auch ſeine wohlthätigen Folgen für die Entwicklung der Nationalzuſtände gehabt hat, iſt eben ſo gewiß, als daß der Liberalismus überhaupt der Ausdruck des allgemeinen Bürgerſtrebens in Deutſchland iſt. Wir Alle, die nach bürgerlicher und politiſcher Selbſtſtändigkeit ringen, ſind das eine Auge Deutſchlands; doch dieſes deutſche Land darf, um glücklich zu ſeyn, Alles, nur niemals einäugig werden.

Was ich in den vorigen Abſchnitten von dem gemeinen Liberalismus überhaupt in geiſtiger wie politiſcher Hinſicht geſagt habe, findet auf die Richtung des Rheinlandes ſeine uneingeſchränkteſte Anwendung. Nüchterneres und in ſtaatsrechtlicher Beziehung Undeutſcheres hat unſere Wiſſenſchaft nicht aufzuzeigen als Rotteck's Vernunftrecht. Hier iſt das franzöſiſche Freiheitsprinzip mit ſeinem furchtſamen und conſtitutionellen Ueberwurfe bis zum Gegenſatz gegen Alles, was deutſche Geiſteswelt und deutſche Geſinnung bis jetzt an's Licht gerufen hatte, und als neue politiſche Dogmatik durchgeführt worden. Es nimmt Wunder, daß von Seiten eines wiſſenſchaftlichen und gemäßigten Nationalſtrebens noch keine umfaſſende Kritik über dieſes in practiſchen und ökonomiſchen Zuſammenſtellungen nützliche Buch geſchrieben wurde, allein auch hierin ſpricht ſich das Bewußtſeyn aus: es könne ein ſolches Syſtem zwar angegriffen, aber erſt durch poſitive und auf die Bildung und Geſinnung der Nation lebendig einwirkende Thätigkeit zurückgedrängt werden. Durch ſolche Richtung der Oppoſition wird die vernünftige Freiheit eben ſo ſehr aufgehalten, als übereilt und jene krankhaften Staatsanſichten, die unter andern das politiſche Wochenblatt in Berlin predigt, ſind zwar durch nichts gerechtfertigt und in keiner Rückſicht förderlich; allein ſie werden durch eine überreizte Freiheitsanſicht begünſtigt. So ſteht zwiſchen

diesen ungemessensten Extremen nicht eine rechte Mitte, sondern die politische und von Innen heraus sich durcharbeitende Vernunft und die Welt, wie sie wirklich gestaltet ist, inne. Es ist nicht genug, sich einen Reformer zu nennen, sondern man muß auch Prinzipien und eine Methode erfassen, die zum Begriff eines solchen, wenigstens in Deutschland, gehören. Dennoch blieb eine lebendigere Verbindung mit dem Westen Europa's bisher in deutscher Politik ein nothwendiger Gegendruck, er ist durch die Rheinlande und die badische Gränzmark gegeben und wird sich so lange wirksam erhalten, als die reindeutschen Grundelemente des Fortschritts und der Einigung nicht zu entscheidender Entwicklung gekommen sind. Wie der oberdeutsche Charakter im Allgemeinen, so ist auch der rheinische als ein natürliches Glied des deutschen Staatslebens zu betrachten.

Was gegenwärtig als Schlacke und Aeußerlichkeit an dem Wesen dieses Stammes haftet, schließt doch die Möglichkeit nicht aus, daß derselbe, indem er seine Bestimmung erfüllt, auch allmählig wieder zu deutscher und individueller Entfaltung, also zu sich selbst komme. Als Gränzgebiet, als begabter und mit den herrlichsten Mitteln der Natur und des Bodens gesegneter Volkszug gehört das Rheinland zu den wichtigeren Theilen des politischen Deutschlands, und es läßt sich hoffen, daß die natürliche Beweglichkeit, das sinnige und poetische Naturell und die natürliche, vorurtheilsfreie Haltung der Rheinländer zu einer besonderen Frucht deutscher Nationalität reifen werden. Der Stoff dazu ist vorhanden, wie in jedem Kerne des deutschen Volkes, wenn er auch jetzt noch mit Einflüssen und Gährungen ringt, durch welche die alte Zersplitterung erst ihre Einheit wieder finden soll. In diesem Sinne hat besonders die neuere badische Geschichte nicht wenig dazu beigetragen, sowohl das aus verschiedenen Stücken zusammengesetzte Großherzogthum als das Rheinland

überhaupt zu gestalten. Deshalb scheint schon jetzt das Wesen sämmtlicher oberrheinischer Staaten fast ein und dasselbe und abgesehen von den Eigenthümlichkeiten des Volkscharakters und den wichtigen, die Freiheit begründenden bürgerlichen und politischen Ueberlieferungen der quasi-constitutionelle Zustand in sämmtlichen Rheinstaaten, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau und der Stadt Frankfurt auf derselben Stufe des Maßes, der Aufklärung und des Werthes vorhanden, wie in Würtemberg. Nur läßt sich nach der von mir früher aufgestellten Gränzscheidung des Nordens und des Südens ein Uebergangsterrain nicht verkennen, das sich vom Odenwald durch das Rhein- und Churhessische in die nassauischen und rheinpreußischen Gebirge und südlich der Mosel, durch Trier, die rheinischen Gebirge und das Saargebiet hinzieht. Man könnte es mit Recht die Rheinmark nennen. Selbst Frankfurt und die Umgegend des Mains ist als der Auslauf Frankens auch mehr zu dieser Gränzmark hingewendet, und es ist begreiflich, warum man hier, an der Gränzscheide des Nordens und Südens und in einer durch Erinnerungen, Lage, Wohlstand, Handel so gewichtigen Oertlichkeit wie Frankfurt ist, gleichsam ein neutrales Gebiet und den Sitz des deutschen Bundes bestimmte.

Leider ist durch die große Zersplitterung der oberdeutschen Lande, besonders am Oberrheine, auch nicht eine Stadt begründet worden, die durch Größe, Wohlstand und Bildung eine Einigung der oberdeutschen Länder und ihrer Interessen bewerkstelligen könnte. Straßburg ist in die Hände der Franzosen gekommen; Frankfurt ist wichtig als alte Krönungsstadt, als Pflegerin älteren deutschen Lebens und Wirkens und als Geburts- und Bildungsstätte des größten neueren Dichters, aber auf der Gränze des Nordens und Südens, des ober- und niederdeutschen, des rheinischen und fränkisch-thüringischen Lebens zu schwankend gelegen und gegenwärtig im Grunde

doch nur ein bedeutender Handelsplatz und der zufällige Sitz der deutschen Gesammtmacht; Bamberg hat durch Lage und Volksthümlichkeit manche Vorbedingung einer großen Stadt, aber durch politische Ungunst weder bis heute noch der Wahrscheinlichkeit nach Hoffnung auf größere Bedeutsamkeit; Nürnberg, obgleich noch immer groß und wichtig genug, liegt zu sehr an der Gränze, um einen Mittelpunkt abzugeben und bietet auch nur für den Handel und etwa für deutsches Kunstleben einen andauernden und eigenthümlichen Sitz; endlich kann Stuttgart als ein Hauptpunkt des oberdeutschen Lebens gelten, allein es ist durch seine nähere Beziehung zu dem schwäbischen Stamme, wie durch seine wasserarme und zusammengedrückte Lage kaum berechtigt, ein mehr als geistiger und über sein kleinbürgerliches Ansehen hinausgehender Mittelpunkt der oberdeutschen Lande zu werden. Karlsruhe, Mannheim, u. s. f. — können dieß noch weniger seyn und Mainz, der wichtigste Ort am Rheine, eine Stadt von glänzender Vergangenheit und fast der einzig denkbare Sammelplatz eines großartigen Vereins und einer neuen Schöpfung, ist zur Zeit als eine der stärksten und nothwendigsten Festungen des Bundes für solche Hoffnung noch gar nicht reif geworden. Die kleineren Fürsten haben mehrere Residenzen gebaut und so selbst das Unbedeutende zersplittert. Immerhin bleibt es von Interesse, daß Frankfurt, an welches sich so viel Größe der Nation knüpft, noch ungewiß und nach zwei Richtungen getheilt zwischen dem nordischen und oberdeutschen Charakter schwankt.

Alles zeigt, daß der Cyklus oberdeutscher Stämme auch nur in Rücksicht auf das moralische Uebergewicht einer großen Stadt seinen Schwerpunkt nicht in sich, sondern außer sich hat. Auch in militairischer Hinsicht ist durch die Festungen Landau, Saarlouis, Mainz, Koblenz ein Anfang des Schutzes gegeben, aber auch dieser ist nur durch den

Zuſammenhang mit Luxemburg, Köln und Weſel und das Vertheidigungs-Centrum des Nordens geſichert, ſo wie die materiellen Intereſſen und der Handel durch die Rheinfahrt und den preußiſchen Zollverband ebenfalls an ein nicht oberdeutſches Centrum gewieſen ſind. Die Induſtrie und der Verkehr ſind ſeit dieſer Zeit im lebhafteſten Aufſchwunge begriffen und durch einen früher oder ſpäter unumgänglichen Umſturz der franzöſiſchen Handelsmarimen wird der rheiniſche Verkehr auch nach einer andern Seite hin ſeine natürliche Ausdehnung erlangen. — Frankfurt mit der Bedeutung ſeines weſtdeutſchen Handels bietet als politiſcher Körper zwar noch immer das Intereſſe einer durch ſonderbare Anomalie geretteten alten Reichsſtadt und reichsſtädtiſcher Verfaſſung. Allein da dieſe ariſtokratiſche Bürgerherrſchaft durchaus keine nationale Stellung einnimmt, und das Detail in der Geſchichte neuerer Zeit und von der Statiſtik mitgetheilt wird, ſo läßt ſich davon für dieſe Erörterungen kein Gebrauch machen. Auch die Stellung der Juden zu den chriſtlichen Confeſſionen und zum chriſtlichen Gemeinweſen fällt gegenwärtig in den allgemeinen Kampf der Israeliten in Deutſchland um Gleichſtellung ihrer politiſchen Rechte und die Reibungen in Frankfurt und nach Wiederherſtellung der ſtädtiſchen Verfaſſung über die vom Großherzoge Dalberg mit unbeſchränkter Humanität ausgetheilten Rechte wurden wenigſtens mit einigen Verbeſſerungen der jüdiſchen Lage beendigt. In Naſſau konnten die natürlichen Hülfsquellen dieſes noch mehr als alle andere Rheinſtaaten beglückten Landes jede Unzufriedenheit der Unterthanen beſchwichtigen und die Unſicherheit des Weinbaus abgerechnet, erſcheint die Anſtrengung des Landes als verhältnißmäßig. Nur die Domänenfrage lieferte den Stoff zu fortdauernden Streitigkeiten zwiſchen den Naſſauern und ihrem Herzog. In der neuſten Aufregung hatte dies ſogar entſchiedenes Zerwürfniß zur Folge. Erſt nachdem

auch dieſes auf ſo kleinem Umfange ſchönſte und geſegnetſte Fürſtengebiet des europäiſchen Continents ſich in einer argen Gährung befunden und ſelbſt edle Charaktere geopfert hatte, ſtellte ſich die Ruhe nach dem Fall Warſchaus wieder her und die Frage, ob die alten erzbiſchöflichen und geiſtlichen Beſitzthümer, der größte Reichthum an Grund und Boden in Naſſau, dem Fürſten als Privatgut oder dem Lande als Staatsgut gehören, wurde mit einigen unbedeutenden Entſchädigungen der Staatskaſſe wohl für immer zu Gunſten des Hauſes Naſſau-Oranien erledigt. In wie fern dem Staate hierdurch ein Abbruch geſchah, iſt jetzt eine überflüſſige Unterſuchung und da der Buchſtabe der neuen Conſtituirung des Herzogthums das Recht auf die Seite des Fürſten geſtellt hat, ſo kann man dem erlauchten Hauſe Oranien nicht bloß wegen ſeiner fürſtlichen Würde, ſondern auch wegen des Glücks, der größte Privatbeſitzer in Deutſchland zu ſeyn, Glück wünſchen. Dieſe Familie gehört wie Sachſen-Weimar, Würtemberg, Baden, Oldenburg und Mecklenburg jener mächtigen Fürſtenkette an, die ihren Schwerpunkt am Hofe von St. Petersburg hat und durch die Verbindung deſſelben mit der preußiſchen Königsfamilie ein Band der Einheit gegen widerſprechende Intereſſen knüpft. Von dem quaſi-conſtitutionellen Zuſtande Rheinheſſens iſt jetzt etwas Beſonderes nicht zu ſagen. Wie der Adel, ſo fand auch die Demagogie einen Tummelplatz in dieſem Lande. Zur Zeit der älteren Burſchenſchaft war vorzüglich die Landesuniverſität Gießen ein Sitz der Aufregung und auch in neuerer Zeit ſind die Stürme vielfach über das Großherzogthum geſchritten. Zum Theil ſpürte man jedoch ſchon den feſten und gehaltenen Charakter des eigentlich heſſiſchen Volkes oder Ober- und Niederheſſens und unter dem Adel gab es auch Männer, wie den älteren Freiherrn von Gagern, welcher durch ſeine große Begeiſterung für deutſche Nationalität und durch ſeine Thä-

tigkeit für freiere Staatsansichten auf dem Wiener Congreß, am Bundestage, als Standesherr und als Autor die Schwächen vergessen ließ, die seinem Charakter, so wie seiner politischen Anschauungsweise, welche noch immer die römisch-deutsche Reichsverfassung früherer Zeit für ein Ideal und für das höchste Bedürfniß unserer Nationalität betrachtet, mit Recht vorgeworfen werden. Irrthum oder nicht, von Gagern war einer der biedersten, freigesinntesten und vernünftigsten Aristokraten, und hätte er bei der Mittheilung seines Antheils an der Politik und vor Allem bei der Veröffentlichung seines Briefwechsels mit dem Freiherrn von Stein, dem nassauischen Standesherrn und ehemals preußischen Staatsminister, nicht eine zu große Selbstgefälligkeit und eine unzeitgemäße Indiscretion bekundet, so würde die Geschwätzigkeit dieses kenntnißreichen Geistes noch immer über jeden Vergleich mit der Taktik des Liberalismus erhaben seyn. — Es ist erfreulich, daß sowohl hier, als in Baden, selbst ein stürmischer Freiheitseifer und früherer Widerspruch zu späterer Aufnahme in den Staatsdienst nicht unfähig zu machen pflegt weil die Regierung dadurch die Gelegenheit bewahrt, selbst unmäßige, aber schätzbare Kräfte zum eigenen Vortheil und zu dem der Individuen zu absorbiren.

Ueber das Großherzogthum Baden muß noch Mehreres beigefügt werden. Dieser glücklich situirte Landes- und Staatskörper ist die Erneuerung des alten alemannisch-zähringischen Stammes in fürstlicher und volksthümlicher Einheit, die sich freilich erst durch längeres Zusammenseyn und durch Verschmelzung mannigfacher Volkstheile und Culturstufen völlig wiederherstellt. Der Charakter des heutigen Badens hat zwar durch einige Theile des Ganzen Zusammenhang mit Schwaben, ist aber, wie schon festgestellt wurde, im Ganzen ein eigenes und von der Natur gegebenes rheinisches Gränzland. Durch diese natürliche Grundlage wurde

es auch einer Vergrößerung fähig, wie sie in neuerer Zeit und nach dem Verhältniß des früheren Bestandes keinem deutschen Staate zu Theil ward. Der große zähringische Besitz fiel früh auseinander und den Nachkommen dieses uralten Fürstengeschlechts blieb nur das eigentliche Baden, die Markgrafschaft, welche noch dazu bis in die Regierungszeit Karl Friedrichs, ins Jahr 1771 in zwei Linien, die von Baden-Baden und die von Baden-Durlach, zerfiel. Beide Markgrafschaften gehörten zum schwäbischen Kreise und waren bei allen Wirren und Schicksalen desselben betheiligt. Zwischen Würtemberg, Baden und Constanz bestand ein fortwährender Wetteifer, die höchste Leitung dieses Kreises an sich zu reißen. Besonders durch Baden-Durlach ward der Protestantismus die vorherrschende Kirche. Bis zum Lüneviller Frieden betrug der Umfang des Ganzen nur 77 Quadrat-Meilen, nach dem Lüneviller Frieden schon 129 und durch den Preßburger Frieden, durch den es auch den Breisgau, das eigentliche Stammland, zurückempfing, schon 289 Quadrat-Meilen und eine Million Menschen. Im Jahre 1806 wurde der greise Karl Friedrich zum Großherzoge mit königlichem Range erhoben, und am Wiener Congreß konnte mit geringem Gebietsaustausch dem Bestand Badens nichts abgenommen werden, obwohl Oestreich und Baiern mit ihren bekannten Ansprüchen an die vorderöstreichischen Lande und an die Pfalz nur der Uebermacht Rußlands, welches Baden schützte, weichen mußten. Nur auf den Fall, daß die directe männliche Linie des damals regierenden Großherzogs ausstirbe, war der Rückfall der badischen Pfalz an Baiern und laut den jüngst von Klüber mitgetheilten Actenstücken der Rückfall des Breisgau an Oestreich vorbehalten worden. Doch scheint die Gültigkeit dieses Staatsvertrags mit der vom deutschen Bunde nicht angefochtenen badischen Verfassungs-Urkunde, welche besonders die verschiedenen Theile in ein Ganzes ver-

ſchmelzen ſoll und die Untheilbarkeit des Landes feſt ſtellte, ſtillſchweigend aufgehoben zu ſeyn und der Congreß von Aachen gab für alle Fälle das Präjudiz für den jetzigen Beſitzſtand Badens. Selbſt ſpäter, als die directe Mannslinie wirklich erloſchen ſchien und ein Graf von Hochberg zur Thronfolge gelangte, hat man den ausgedehnten Beſitz deſſelben von keiner Seite anzutaſten gewagt, ſo daß, wenn nicht wiederholter Abgang einer Linie oder gar das Ausſterben des ganzen zähringiſchen Hauſes vorangeht, nur eine gewaltthätige Handlung die erloſchenen Anſprüche erneuern könnte. Bis zur Regierung Karl Friedrichs, des badiſchen Trajan und des großen Mehrers des Staats, der von 1738 anfangs minderjährig und eigentlich gleichzeitig mit Friedrich dem Großen und während der ganzen Revolutionszeit bis 1811 das Land regierte, ſpielte Baden eine untergeordnete Rolle. Auch hier war die Gewohnheit der Landeshoheit mit allen Reſten des Feudalweſens und neben den Verwüſtungen des deutſchen Reichs im Schwunge. Von jenem Fürſten aber an beginnt eine Periode der Reform, die mit der gleichzeitigen Thätigkeit des Königs von Preußen und des Kaiſer Joſeph zuſammenhing, bei edleren Fürſten das Gefühl der Pflicht und der Forderungen der Humanität erweckte und in Karl Friedrich den weiſeſten, väterlichſten und anfangs in engen Gränzen ſegensreichſten Repräſentanten fand. Durch die Regierung dieſes Mannes iſt der Oberrhein um ein ganzes Jahrhundert vorgerückt worden; die Feſſeln der Leibeigenſchaft fielen ab, die Bildung des Landes, beſonders der Volks-Schulen ward auf jede erdenkliche Art gefördert; man ſorgte für die Induſtrie, in das Finanz-Weſen kam Sparſamkeit, in die Rechtspflege Ordnung und das ganze Staatsleben ward im Geiſte jener Humanität und Toleranz geleitet, die den Werth einer ausgezeichneten Perſönlichkeit für den ſchnellen Fortſchritt eines Volkes wirkſamer erſcheinen laſſen, als alle Formen und

nicht aus dem Geiſte des Volks und auf ſicher ſtellenden Grundlagen errichtete Verfaſſungen. Nächſt England und Preußen war Baden das erſte Land, welches die Tortur aufhob. Was heute an Aufklärung und Regſamkeit dies Volk und die Oberrheiner auszeichnet, das iſt die Folge jenes Umſchwungs, der unter Karl Friedrich in Baden und unter Kaiſer Joſeph im benachbarten Breisgau geſchah.

Jetzt gehört außer der alten Markgrafſchaft, die den Namen gegeben, die Ortenau mit den ehemals ſtraßburgiſchen Beſitzungen, der Breisgau und die Gegend des Wieſenthals, ein eigenthümlicher, in Wohlſtand, Freiheitsliebe und Lebensluſt ausgezeichneter Zweig der Alemannen, der in ſeines Landsmanns *Hebel* trefflichen Gedichten einen unvergänglichen Ausdruck gefunden und die ganze Heiterkeit, Sinnigkeit und Poeſie des alemanniſchen Lebens zum ſchönſten Mitgenuß herausgeſtellt hat; ferner ein weiterer Theil der vorderöſtreichiſchen Lande, ein Theil der vier Waldſtädte, das Nellenburgiſche, endlich das mediatiſirte Fürſtenthum Fürſtenberg, einſt eine der größten Herrſchaften des ſchwäbiſchen Kreiſes, mit ihrem Regierungsſitze zu Donaueſchingen, das Bisthum Conſtanz, und viele geiſtliche und reichsſtädtiſche Diſtricte am Schwarzwald und am See, dazu nach Norden die dieſſeitige Pfalz, ehemals mainziſche Diſtricte am Odenwald bis an den Main und in das fränkiſche Gebiet von Wertheim — Dies Alles gehört in neuerer Zeit zu dem Gränzland Baden. Freiburg iſt noch immer der Sitz einer Univerſität und des oberrheiniſchen über die würtembergiſche und badiſche Kirche geſtellten Erzbisthums. Durch Mannheim kam ein anſehnlicher Handelsort und Rheinhafen und durch Heidelberg eine Univerſität an Baden, die von jeher der Heerd des Lichts am Rheine war und beſonders durch die badiſche Regierung zur erſten oberdeutſchen Univerſität und zu einem charakteriſtiſchen Ausdruck des geiſtigen Verkehrs in dieſen Staaten

gemacht wurde. Karlsruhe iſt die 1715 neu gebaute Reſidenz dieſes an Kräften des Bodens und Mitteln des Erwerbs ſo reichen, ſo glücklich gelegenen, ſo aufgeklärten und ſo bürgerlich begründeten Staates.

Die Nähe Frankreichs übte groſſen Einfluß auf die Geſinnung des badiſchen Volkes. Man verdankte Frankreich die neue Erhebung zu einem anſehnlichen Staate. Der damalige Erb-Großherzog verheurathete ſich mit einer napoleoniſchen Prinzeſſin, was freilich Veranlaſſung zu Familien-Wirren im Hauſe Zähringen gegeben haben ſoll. Nach dem Wiener Congreß zeigten ſich in Baden die Bewegungen des Adels und der Demokraten in größter Heftigkeit, und zuweilen in beunruhigender Allianz mit ſämmtlichen oberdeutſchen Staaten, doch am wenigſten mit Baiern, ſtand der hohe und der niedere Adel wie eine Kette zuſammen. Um der allgemeinen Aufklärung des Landes Genüge zu thun, die Umtriebe zu unterdrücken und vor Allem um ſeinem Lande die nothwendige und unantaſtbare Einheit zu verſchaffen, gab Karls Friedrichs Enkel und damaliger Großherzog Karl eine allgemeine Conſtitution im Jahre 1818. Die Anſprüche des Adels wurden durch das bekannte Adels-Edikt, das den jetzigen Miniſter Winter zum Verfaſſer haben ſoll, feſtgeſtellt und in beſtimmte Gränzen gewieſen. Allein noch war viel zu thun übrig, um die neue Verfaſſung in die Einrichtungen des Staats überzutragen. Unter dem Nachfolger Ludwig wurde dagegen der Verfaſſungsgeiſt vernichtet und ſelbſt der Buchſtabe des Grundgeſetzes durch eine erſchlichene Majorität abgeändert. Eben ſo traurig ſah die Regierung aus. Neben Rechts- und Verfaſſungsverletzungen herrſchte eine Camarilla von Pfaffen und Günſtlingen und die Intereſſen des Volks wurden auf keine Weiſe beachtet. Endlich trat mit dem Regierungsantritt des jetzigen Regenten ein Umſchwung des öffentlichen Lebens ein und weder zudringliche Anmaßung

einer aufgeregten Zeit, noch eine durch die Verhältniſſe, den deutſchen Bund und die europäiſche Politik gebotene Einſchränkung des liberalen Geiſtes vermochte die gegenwärtige Regierung von dem verfaſſungsmäßigen oder volksthümlichen Wege abzulenken. Durch den ſtürmiſchen Landtag von 1831 eröffnete ſich für Baden eine Periode conſtitutioneller Begeiſterung, die wie mit künſtlichen Aufregungen, ſo von allen Schwächen des rückſichtsloſen Liberalismus begleitet wurde. Die Regierung kam bereitwillig entgegen, aber man drängte ihren guten Willen ſo ſehr zur That und zur Beſchleunigung, daß es ſchien, als ſolle nicht bloß das Land Baden auf einmal zur Vollendung gebracht, ſondern von hier aus auch die deutſche Nation umgeſchmolzen werden. Freilich gelangte dadurch in günſtiger Zeit der Zuſtand dieſes Staats auf eine Höhe der Conſtitutionalität und Reinigung, die es einer übelwollenden Richtung ſchwer machen würde, den alten Plunder zurückzuführen. Auch auf das übrige Deutſchland war die Einwirkung aller Orten zu ſpüren. Trotz dieſer errungenen Vortheile lag in dem Charakter dieſer legitimen Umwälzung eine allgemeine Ueberreizung. Die Oppoſition war der unwiderſtehliche Vortrab der Regierung, und ein Wort des Kammerpräſidenten erſcholl wie ein Machtgebot im Lande. Die Regierung mochte arg gedrängt und beängſtigt ſeyn, bis der Fall von Warſchau der Unterdrückung deutſcher Aufregungen zu Hülfe kam. Jetzt ſtand man zwiſchen Bundestag und unbegränztem Liberalismus mitten inne, man wollte weder das eigene Volksthum, auf das man ſich überall zu ſtützen ſuchte, noch das europäiſche Fürſtenintereſſe, welches gegen demokratiſche Zumuthungen noch immer die gemeinſame Rettung bot, verletzen. Von beiden Seiten ſchwebte die bekannte badiſche Territorial-Streitfrage, die trotz des Aachener Congreſſes, trotz der Verfaſſung, trotz der Schriften von Bignon, Winter und Rotteck leicht wieder aufgenommen wer-

den konnte, wie ein bedrohender Geiſt heran. Selbſt die freiſinnigſten Glieder des Miniſteriums, Winter und Böckh, mußten vor den Angriffen gegen den Bundestag aus dem Ständeſaale weichen, denn nur vom Bunde war für die Regierung Rettung aus dieſer Klemme zu hoffen. Dieß geſchah, und ſeit dieſer Zeit entwickelte dieſe deutſche Central-Verbindung zum erſten Mal eine einigere und poſitive Kraft in gemeinſamen, wenn auch nur beſchränkenden Maßregeln. Nichts deſto weniger hat die badiſche Regierung, die anfangs auch in dem Fürſtenrathe eine unbequeme und verletzte Stellung haben mochte, die Aufgabe einer deutſch-conſtitutionellen und verfaſſungsmäßigen Regierung eingehalten. Baden iſt ohne gleiches Gewicht volksthümlichen Charakters und feſter Grundlagen auf gleicher Stufe politiſcher Aufklärung mit Würtemberg; beſonders das gegenwärtige Miniſterium, zwar nothwendig aus mehrfachen Elementen zuſammengeſetzt, doch durch drei ausgezeichnete Glieder, Winter, Böckh und Nebenius, weit in die Bahn freimüthiger Politik und deutſcher Liberalität hinausgerückt, iſt muſterhaft und in gegenwärtiger Lage vorzüglich für die materiellen Intereſſen des Landes thätig. Die Oppoſition trennte ſich alsbald von der Verwaltung, die das Staatsruder wieder mit eigener Kraft leitete, und ſtatt den für das Gemeinwohl und die Bürgerlichkeit berechneten Maßregeln eine vertrauensvolle und nothwendige Unterſtützung gegen falſchen Einfluß zu gewähren, blieb ſie in einer unter veränderten Umſtänden nur noch nachtheiligeren Stellung allgemeinen Widerſtrebens gegen den Nationalbeſtand, gegen gemeinſame Fortſchritte und endlich ſelbſt gegen die Anerbietungen der eigenen Regierung. „Nur ſo lange die Oppoſition das Land faſt ſelbſt regierte, fand ſich gegen die Regierung überhaupt jene Aufreizung nicht, die in andern Staaten bedrohſam aufregte und unverſöhnliche Zerwürfniß zwiſchen Volk und Regierung beabſichtigte.

In den letzten Jahren ist Baden nach allen Richtungen hin reformirt worden. Man erhielt eine Proceßordnung mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, wie für die Angelegenheiten der Presse; eine Gemeinde-Ordnung trat in's Leben; die Ablösung der Zehenten wurde nach einem milden Ablösungsfuß und mit Beihülfe der Staatskasse bewerkstelligt; die Staatsfrohnen wurden abgeschafft und selbst die Herrenfrohnen, wenn auch wegen des Widerstandes der ersten Kammer, in deren Reihen jedoch die Bürgerlichkeit und der entschiedene Liberalismus auch vertreten wurde, ja z. B. von Wessenberg, der bekannte Schriftsteller, zur strengsten Bürger-Opposition gehörte, nach einem höheren Fuße für ablösbar erklärt. Ueberall traten die gründlichsten und für alle Zeit nachhaltenden Verbesserungen ein. Es war natürlich, daß man nach einem so heftigen Schwung wieder in die Bahn eines gemessenen und allmähligen Fortschritts kommen mußte, der nach solchem Impuls nicht ausbleiben kann. Als aber die Regierung wieder in eine feste Position zurücktreten wollte, als der Freisinnige unterdrückt ward, die Bundesmaßregeln proklamirt wurden und gegen die aufregende Betriebsamkeit des Liberalismus das Ansehen der Regierung und der bestehenden Verhältnisse geltend gemacht wurde, da begann die Spannung zwischen der Verwaltung und der Opposition und obschon letztere gerade in der für sie ungünstigsten Verwandlung des Zeitlaufs ihre stärkste und rücksichtsloseste Energie bewies, die freilich mehr Staunen als Uebereinstimmung bewirkte, ging doch die öffentliche Wirksamkeit dieser nun einmal so gestellten Widerspruchs-Partei zu Ende und die Regierung behielt wie überall die Oberhand. Was die badische, besonders die oberländische Opposition später unternommen hat, zeigte, wie gering ihre Macht auch in der größern

Breite des badiſchen Volkes ſey und wie ſehr die Regierung das allgemeine Vertrauen beſitzt.

Ueber den Volksgeiſt und die gegenwärtige Verwaltung in Baden laſſen ſich noch einige allgemeine Bemerkungen beifügen. Nirgends iſt der moderne Liberalismus in ſeiner franzöſiſchen Geſtalt auch unter den Gemäßigten ſo verbreitet als hier. Obwohl in den Folgerungen vielfach in Uebereinſtimmung begriffen, kann doch deutſche Bürgergeſinnung und Bildung weder mit den Prinzipien noch mit den von der Oppoſition vertheidigten Conſequenzen verſchiedenſter Art einverſtanden ſeyn. Obwohl man ſehr viel von Deutſchland ſpricht, verläugnet doch der badiſche Liberalismus weniger als irgend ein anderer oberdeutſcher den franzöſiſchen Modecharakter und in Maß, Nüancen und Anſchauungsweiſe franzöſiſche Sitte. „Unſer Iſtein," ſpricht ſo ein Badener, „iſt eine Art Tiers-Partie! Daneben fehlt es uns nicht an Lafayettes und Odilon-Barrots, auch unſere Perriers, Soults und Chateaubriands würden aufzufinden ſeyn, Alles freilich im verkleinerten Maßſtabe aber ganz franzöſiſch, rechte und linke Seite, Pairs und Volkskammer, daß man einem Alltags-Liberalen mit ſeiner badiſchen Glückſeligkeit nur mit den Worten des Dichters antworten kann: „Mein Liebchen, was willſt du mehr?" Dennoch iſt im Allgemeinen der Stand der politiſchen Aufklärung und Freiheit in Baden im hohen Grade ſchätzenswerth, beſonders, wenn er von andern Prätenſionen abgeht. Vielleicht läßt ſich nirgends ſo angenehm wohnen, als auf badiſchem Boden und auf badiſcher Freiheit, wozu jedoch die Genüſſe des Lebens und der Geiſt der öffentlichen Einrichtungen unendlich mehr, als der Widerſpruch und die Parteien beitragen. Man kann ſelbſt den Zweifel hegen, ob das jetzige badiſche Miniſterium, indem es ſich möglichſt mit der volksthümlichen Aufklärung amalgamirt, nicht zugleich eine zu große Verwandtſchaft ſeiner Grundſätze

mit denen der gegenwärtigen Oppoſition in Baden und Deutſchland bekunde. Jedenfalls ſetzen die damit vereinigten Elemente des ariſtokratiſchen Widerſtandes die Richtung der badiſchen Regierung mit der deutſchen Geſammtpolitik in ein unentbehrliches Gleichgewicht, ſo daß wenigſtens die Aufklärung von Oben wie die der gegenwärtigen engliſchen Miniſter allgemeine Grundſätze auszuſprechen vermeidet, da man ſie aus mancherlei Rückſicht weder anerkennen noch abläugnen mag. Nur würde im entſcheidenden Fall der engliſche Whiggismus wirklich von ſich weiſen, was der miniſterielle Liberalismus in Deutſchland nur verſchweigt, weil er muß und weil er den weniger moderirten Politikern die Zügel des Staats nicht wird in die Hand geben wollen. Im Allgemeinen kann der moraliſche Einfluß auch dieſes kleineren deutſchen Staates nicht verkannt werden und dieſer würde gewiß noch ungleich größer ſeyn, wenn die bürgerliche Geſinnung der Freiheitsfreunde nicht noch zu tief in den luftigen, grundloſen und Alles nur wie aus Atomen zuſammenſetzenden Theorien der franzöſiſchen Freiheit wurzelte. In Würtemberg findet man neben derſelben Richtung die widerſprechendſten Erſcheinungen reindeutſcher Art und ſelbſt die ſchrankenloſe Anſchauung iſt weit mehr Ueberlieferung als Mode. Wenn alſo Baden durchaus nicht als der Repräſentant des deutſch-oppoſitionellen und oberdeutſchen Charakters anzuſehen iſt, ſo muß man doch auch hier mit Freuden die innere materielle und geiſtige Fortbildung gewahren, die der äußere Friede in jeder Hinſicht begünſtigt.

Vorzüglich wird von der geiſtigen Cultur dieſes Landes Geſchick und Zukunft der Rheinſtaaten abhängen, weshalb die Hauptplätze geiſtiger Betriebſamkeit und in Baden vorzüglich die Univerſität Heidelberg Aufmerkſamkeit verdienen. Die Univerſitäten ſind National-Eigenthum, ſie gehören eigentlich keinem beſonderen Staate an, ja ſie ſind

oft Lichtpunkte, für die ſich ohne die Gemeinſchaft der Nation, den Zuſammenfluß der Geiſter und die Zuneigung einer beſonderen Regierung nicht einmal der Grund der Entſtehung auf dem Boden, wo ſie leuchten, finden ließe. In ſolcher Art erſcheint Heidelberg als die charakteriſtiſche Univerſität für oberdeutſches Geiſtesleben, ohne daß jedoch engere Bezüge zwiſchen ihr und Baden, dem ſie angehört, zu verkennen ſind. Mehrmals zeigte ich in dieſen Studien auf einen in Oberdeutſchland gäng und gäben Naturalismus, welcher mit beſonderer Abneigung gegen die ſpätere deutſche Philoſophie ſich in jeder Forſchung einer naiven, unbefangenen und ſkeptiſchen Auffaſſungsweiſe hinzugeben pflegt. Stellt man damit die in dieſen Landen feſthafte Bürgergeſinnung, eine Vorliebe für die verſtändigen Formen des noch immer herrſchenden Kantianismus, endlich die Gewohnheit, den Gegenſtand in ſinnlicher Anſchaulichkeit und poetiſchem Umriß ſich zu vergegenwärtigen und feſtzuhalten, ſo dürfte man darin die charakteriſtiſchen Merkzeichen oberdeutſcher Geiſteswelt in ihrem gemeinſamen Charakter und in ihren Widerſprüchen begriffen haben. Auf dieſer Univerſität bildete ſich vorzüglich die rationale Richtung des deutſchen Denkens aus, welche vor Zeiten ſchon den Spinoza aus Holland einlud, einen Theil des in Jena großgewordenen Vernunftenthuſiasmus und vorzüglich den theologiſchen Rationalismus an ſich zog. Auf der andern Seite kündigten ſich hier auch die Symptome jener geiſtigen Richtung an, welche als Nachwuchs der romantiſchen Dichterperiode vorzüglich in unſere poetiſche Vergangenheit lugte, alte Schätze herausgrub, alte Sage und alte Mythen wieder aufleben ließ und endlich in neuer Deutung der Ueberlieferung eine dogmatiſche Reaction gegen die allen Troſt, alle Heimlichkeit und Schönheit bis zur völligen Vernichtung bedrohende Vernunft-Richtung unſeres Zeitalters bewirken wollte. So entſtand hier der hef-

tige Kampf für und gegen die Symbolik, und während die geiſtigere Richtung an andern Orten in ihrer Wahrheit aufgegriffen und gewahrt wurde, behielt Voß, die nüchterne Figur der Zeit, mit ſeinen Alliirten einige Zeitlang, und beſonders in Heidelberg die Oberhand. Ich will für alle die hier angeregten Gegenſätze nur Namen nennen, die in Heidelberg noch jetzt zuſammen und gegen einander wirken, als Paulus, Thibaut, Schloſſer, Daub, Zachariä, Creuzer, um die Widerſprüche, die hier vorliegen, aber zugleich eine innerſte Gemeinſchaft haben, anzudeuten. Bis auf wenige Ausnahmen wird der Gegenſatz gegen den deutſchen Norden und vorzüglich die Univerſität Berlin hier durch alle Richtungen des Geiſtes und der Wiſſenſchaft vertreten und wenn nicht die genannten Männer faſt lauter Notabilitäten und Originale der allgemeinen deutſchen Wiſſenſchaft wären, wenn nicht gerade die freie, unbefangene Behandlung wohlthuend auf die im Norden oft von den engen Kathegorien und der Alleinherrſchaft der Philoſophie oder des philoſophiſchen Gedankens beſchränkte und um allſeitige Förderung gebrachte Jugend wirken müßte, würde die Vorliebe der Norddeutſchen und der häufige Beſuch von Heidelberg befremdend ſeyn. Allein nirgends wird ſo viel geſundes Wiſſen in empiriſcher Breite und mit verſtändiger Reflexion, mit Geiſt oder poetiſcher Intuition vorgetragen, als eben an dieſem Orte, der noch dazu durch ſeine Naturſchönheit, das leichte und genußreiche Leben der Oberdeutſchen, beſonders der Rheinländer, und endlich durch die bis vor kurzer Zeit ungeſchmälerte academiſche Freiheit die Jugend aus allen Gegenden, beſonders den Norden wie in eine neue Welt locken muß.

Von Seiten der Freiheit iſt Heidelberg ein lebendiger Ausdruck badiſcher Aufklärung. Alles tummelt ſich in größter Ungebundenheit und die Wiſſenſchaft, von der man glaubt, ſie werde ſich durch Kampf und Reibung ſchon ſelbſt ver-

nünftige Gränzen setzen, genießt eine Unabhängigkeit, wie außer in Göttingen wohl nirgends in Deutschland; wie denn überhaupt an diese beiden und an Berlin die Concurrenz keines andern Sammelplatzes der Wissenschaft in Deutschland hinanreicht. Für diese Stiftung ist man der badischen Regierung, welche unablässig für das Gedeihen derselben Sorge trug, besonders dem ehrwürdigen Karl Friedrich, der die alte Palatina wieder aus ihrer Asche emporhob und zu einer Musteranstalt Deutschlands machte, eine fortdauernde Anerkennung und Liebe schuldig. Vielleicht hat sich Baden in den deutschen Annalen durch nichts ein so nachhaltiges und bleibendes Denkmal gesetzt, als durch sie. Zum Glück ist auch ein großer Theil jener für die ältere deutsche Literatur so wichtigen Handschriften als Quelle neuer Forschungen in die von Alters her berühmte Heidelberger Bibliothek zurückgewandert. Nicht weniger als diese Geistesfreiheit, trug die Freiheit des Lebens und die Fülle des Genusses dazu bei, Heidelberg durch sich und die nahen Rheingegenden zu einem unvergänglichen Sammelplatze des Studiums und der Lust und zu einem Begrüßungsorte der Jugend aller deutschen Stämme zu machen. Möge von diesem glücklichen Orte die Gunst der Zeit jede Hemmung wegnehmen, die ihm jetzt aufliegt und möge die Sorge der Verwaltung immer zu benutzen suchen, was die Natur selbst veranstaltet zu haben scheint. Die zauberische Landschaft weckt den Sinn für Natur und Schönheit, das badische Leben frohe Lust und Lebensmuth, das alte Pfälzerschloß die Vergangenheit, das politische Treiben die Gegenwart und die academische Belehrung den Gedanken in unsrer Jugend auf.

Ein solcher Begrüßungsort ist Baden und das Rheinland überhaupt. Die Allgemeinheit der Welt, der Denkart, der Civilisation — die Fülle der Nationen zieht durch das herrliche Rheinthal und wie in Heidelberg die Jugend sich von der Ste-

kung des Denkens und Sinnes heilt, ſo kommt die kranke und geſunde Welt, um ſich an Seele und Leib zu verjüngen, zur Nymphe des Rheins, in die anflockernde Naturpracht, in die Bäder des Taunus und vor Allem nach Baden-Baden. Man badet ſich, man zieht einen neuen Menſchen an, man vergnügt ſich, begegnet ſich, geſundet, die Nationen verſammeln ſich auf ſo behaglichem Boden. Denn Baden iſt ein Weltbad. Dieſen Paradieſesgarten Deutſchlands hat Gott gegeben, hier ſpielt unſere frühere Geſchichte. Wo aber wird das Paradies erſtehen, das unſere Nation ſich ſelbſt ſchaffen ſoll?

# Achter Abſchnitt.

## Die Geſammt-Intereſſen Oberdeutſchlands.

Ein ſchöner, ein glücklicher, ein vielverſprechender Länderſtrich! ruft man aus, wenn man dieſe Staaten verläßt. Als Reiſender hat der Ausländer einen noch unendlich reicheren und eigenthümlichen Stoff zu verarbeiten, der der politiſchen Betrachtung fern liegt. Doch drängt auch ihr ſich die Ueberzeugung auf, daß gerade gegenwärtig die oberdeutſchen Stämme in einem wichtigen Stadium innerer Fortbildung begriffen ſind, und was der Deutſche auch im Staatsleben ſchon errungen hat, fordert viel ernſtere Würdigung, als bei der unzufriedenen Politik im Gebrauch iſt. Die bisherige Oppoſition in Deutſchland ſah nur die Schattenſeiten unſerer ſtaatsbürgerlichen Zuſtände. Gewiſſe Koryphäen der Tagesliteratur verbanden ſich mit dieſer Verſtimmung. Während die Grundlagen unſeres deutſchen Nationallebens tüchtiger ſind, als die faſt aller bekannten Völker, während wir gerade jetzt im Aufſchwung begriffen ſind und dieſen politiſchen Grundſtoff fortzubilden wiſſen, nimmt man jetzt mehr Aergerniß an ihm, als zu irgend einer Zeit. Doch mit der Niederlage der Oppoſition ſcheint unter den Geiſtern überhaupt die Richtung gegen das Beſtehende eine andere geworden zu ſeyn. Man beginnt die Wirklichkeit weniger mit krankhaftem Unbehagen zu betrachten und in dem Verſtändniß der Zuſtände die Wahrheit wirklicher Intereſſen zu ſuchen.

Das Geſammt-Intereſſe oberdeutſcher Staaten und Stämme

wurde großentheils bei einzelnen Anläſſen meiner Ueberſicht in Augenmerk genommen und es darf das Zerſtreute nur noch in eine abſchließende Beurtheilung zuſammengefaßt werden. In geiſtiger und nationaler Richtung war zwiſchen den Stämmen unſeres deutſchen Nordens und dieſen Oberländern nirgends ein zureichender Scheidungsgrund aufzufinden. Es ſind wirkliche Gegenſätze vorhanden; allein dieſe gründen ſich nur auf eine größere oder geringere Folgerichtigkeit, mit welcher man das gemeinſame Prinzip des überwiegend proteſtantiſchen Deutſchlands in zufälliger Abſonderung oder in unweſentlicher Individualität verwirklichte. Wenn ſich dadurch in geiſtiger wie politiſcher Hinſicht ein zwieſpältiges Bewußtſeyn der Nation erzeugte, ſo kann nur durch Annäherung des Getrennten und durch wechſelſeitigen Unterricht die Einigung wiederhergeſtellt werden. Die unüberwindliche Verſchiedenheit des öſtreichiſchen und des preußiſch-deutſchen Prinzips iſt ſelbſt über den Stand der Debatte erhoben, und wir Nichtöſtreicher können uns in Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, England, ja ſelbſt in Frankreich und in Rußland eher wieder finden, als in der Beſchaffenheit der Kaiſerſtaaten. Man leſe nur das Verzeichniß der Vorleſungen auf einer öſtreichiſchen Univerſität, z. B. von Innsbruck, und man wird erſchrecken, daß ein Deutſcher, der von einem Gymnaſium in Preußen oder Würtemberg entlaſſen wird, es auf einer öſtreichiſchen Hochſchule gar nicht aushalten könnte. Die oberdeutſchen Stämme trachteten im Allgemeinen, ſowohl das öſtreichiſche als auch das deutſche Syſtem, das ſich im Norden ausbildete, von ſich abzuwehren und ein beſonderes, drittes Nationalſtück zu verwirklichen. Iſt aber ein Prinzip vorhanden, das ein drittes und abgeſondertes Syſtem der deutſchen Nationalität begründet? Im geiſtigen Daſeyn, um dieß zunächſt zu wiederholen, gewiß nicht; denn die Freiheit des Gedankens iſt eine einige, es kann nur eine

und dieſelbe Wiſſenſchaft geben und in der Erkenntniß der Wahrheit kann für das geſammte aufgeklärte Deutſchland auch nur ein Ziel und ein weſentliches Ende geſetzt ſeyn. Die provinzielle Verſchiedenheit des deutſchen National-Charakters bildet ſo wenig, wie der Unterſchied zwiſchen Nord und Süd den Grund einer nationalen oder politiſchen Sonderung. Man kann dieß um ſo unerſchütterlicher behaupten, als ſchon jetzt die materiellen Intereſſen beider Theile übereingekommen ſind und das rein politiſche Intereſſe die jetzigen oberdeutſchen Staaten nur an ein und daſſelbe Schickſal mit dem deutſchen Norden bindet.

Der preußiſch-deutſche Zollverein hat die Verbindung des Nordens mit dieſen oberdeutſchen Staaten verwirklicht und bisher ſchon Früchte getragen, welche dieſer Vereinigung in ökonomiſcher wie politiſcher Hinſicht das größte Gedeihen verkünden. Die Intereſſen der hier vereinigten Länder ſind faſt ohne Ausnahme dieſelben und warten nur noch auf den Anſchluß eines großen Theils des nordweſtlichen Deutſchlands. Ich habe ſchon früher geſagt, daß der Handelszug keinen Stoff zu nationaler und politiſcher Sonderung bietet; Alles, was ſich von dieſer Seite wünſchen läßt, kommt früher oder ſpäter durch die allgemeine Entwicklung des wechſelſeitigen Verkehrs oder durch gegenſeitige Verträge zu Stande. Die Zolllinien werden entweder ganz aufgehoben oder behalten nur eine politiſch-ſtaatswirthſchaftliche Bedeutung. In ſolcher Art hat Oeſtreich, hat Deutſchland ſein eigenes Syſtem, und dieſe würden eben ſo ſchwer vereinigt werden, wie das deutſche mit England oder Frankreich. Auch hebt die Zolllinie bekanntlich den Verkehr nicht auf und trotz der Trennung beſteht doch zwiſchen Würtemberg und Oeſtreich, z. B. in Droguerie-Waaren, ein anſehnlicher Verkehr. Und was ſoll das oberdeutſche Handels-Intereſſe einen engeren Verband mit dem öſtreichiſchen Länder-Cyklus und Handel zu begehren ha-

ben, als ein großer Theil des deutschen Nordens, wie beſonders Sachſen mit ſeiner Induſtrie und die Provinzen an der Nord und Oſtſee mit ihrem durch England geſperrten Getraide-Abſatz. Was natürlich und nothwendig iſt, das wird durch kein Zollſyſtem verhindert und es läßt ſich hoffen, daß gegen ähnliche Begünſtigungen der öſtreichiſche Tarif auch fernerhin anſehnliche Ermäßigung bekommt. Die Hauptrichtung des oberdeutſchen Handels bleibt immer der Rhein und die Verbindung mit dem atlantiſchen Meere durch die Nordſee. Freilich iſt auch der nahe Donau- und Alpenhandel von großer Wichtigkeit für das ſüdliche Deutſchland, allein bei dem innern Reichthum Oeſtreichs und bei der wachſenden Größe ſeiner Induſtrie läßt ſich nicht erwarten, daß die Donau einen überwiegenden Mittelpunkt des allgemeinen Continental-Verkehrs begründe. Zu dieſem Ende mangelt hier mehr als im deutſchen Norden die Bedingung zu einem freien und allſeitigen Seehandel, wogegen der Ausfluß der Elbe, Hamburg und die Nordküſte in kurzer Zeit die Flagge eines deutſch-überſeeiſchen Handels von größerer Bedeutung erblicken wird. Man wird wenig Menſchen, aber deſto mehr Waare überſiedeln oder depertiren. Am wenigſten erwarte man von der commerciellen Liberalität Oeſtreichs Begünſtigungen, die man nicht durch die ſchmerzlichſten Opfer des nationalen und politiſchen Lebens erkaufen will. Man erinnert ſich, welche Schwierigkeit und welch' Hinderniß am Ende dem Plane einiger oberdeutſchen Staaten durch die Schweiz eine von der öſtreichiſchen Mauth unabhängige Verbindung mit Sardinien und Genua herzuſtellen, von jener Seite entgegengeſtellt wurde. Ein gemeinſchaftliches Zollſyſtem iſt ſeinem Zweck nach ökonomiſch, ſeiner Natur nach politiſch, und ſchon durch den jetzigen Beſtand der preußiſchen Zolleinigung iſt Oeſtreich von dieſem inneren ſtaatlichen Verein ausgeſchloſſen und es ſteht zu erwarten, in wie

fern es seinen Einfluß auf die inneren deutschen Verhältnisse überhaupt behaupten wird und kann. Man hat von Seiten der kleineren deutschen Staaten anfangs gegen Preußen die Einwendung zu hoher Zollsätze gemacht und besonders der partielle Liberalismus ritt dieses Steckenpferd, weil es dahinter seine politischen Antipathien und das Schreckbild eines preußischen Einflusses verhüllen konnte. Doch der Widerspruch zeigte sich vergeblich und man kann jetzt allein die innere Fortbildung, Ausdehnung und Vervollkommnung des preußischen Systems wünschen. Ich wage mir besonders bei dieser gelegentlichen Erwähnung kein Urtheil über eine so wichtige finanzielle Angelegenheit und lasse selbst die Voraussetzung wesentlicher ökonomischer und staatswirthschaftlicher Nachtheile des jetzigen Tarifs gelten; allein auch darin erkennt man die politische Bedeutung einer solchen Vereinigung, da die Höhe dieses Tarifs nur aus einem Mittelmaße des in den deutschen Staaten üblichen Steuer- und Finanz-Systems hervorgegangen ist und aus einer solchen Assimilation lediglich entstehen und verbessert werden kann. Am wenigsten kann das in so viele Staatseinrichtungen getrennte Deutschland eine plötzliche Umwandlung seines ganzen Finanz-Systems hoffen. Welch' unendlicher Vortheil trotz solcher Mängel mit dieser Vereinigung errungen wurde und wie sehr mit mit dieser äußeren Verbindung auch die innere Verschmelzung der materiellen Interessen zusammenhängt, liegt zu Tage.

So steht es um die materielle Einigung unserer Nation! Dagegen scheint der politische Zusammenhang dieser beiden Haupttheile Deutschlands noch immer unentschieden. Zwar existirt der deutsche Bund als die äußerliche Kette der Nation, allein wie der Bund selbst noch auf der ersten Stufe seiner Entwicklung steht, die man die Wiener nennen kann, so ist auch das Bedürfniß innerer gemeinsamer Fortbildung

der Nation in der gegenwärtigen Gestalt dieses Nationalbandes nicht befriedigt. Dennoch ist mit dieser Central-Gewalt schon ein wichtiger Fortschritt unseres Volkes gegründet. Die gegenwärtigen Verhältnisse liegen unzweideutig vor. Wie sich die Zukunft derselben gestalten wird, läßt sich nur aus der Betrachtung unserer verschiedenen Bedürfnisse und unserer widersprechenden Tendenzen vermuthen. Für die oberdeutschen Staaten findet sich darin folgendes Schluß-Ergebniß.

Auch das politische Bedürfniß der oberdeutschen Staaten geht nirgends auf die Nothwendigkeit, ein völlig gesondertes und drittes Prinzip unserer nationalen Gesammheit zu bilden. Im Gegentheil das Gedeihen dieser Stämme und dieser Staaten schließt jede Absonderung und vor Allem die von Norddeutschland aus. Nicht einmal die Möglichkeit ist da, sich in abgesonderter Stellung auf gesicherte und großartige Weise zu entfalten. Ein solches Binnenland, nicht groß genug, um ein umfangreiches Staatsleben zu begründen, zwischen den verschiedensten und mächtigsten Staaten Europa's, würde für alle Zukunft der Ausdruck der entgegengesetztesten und fremdartigsten Eindrücke und weder seines Bestandes, noch seiner eigenthümlichen und vollständigen Kraftentwicklung versichert bleiben. In solcher ungewissen Zukunft richtet sich das Interesse der Oberdeutschen schon jetzt mit Vorliebe auf die Vorsprünge des inneren Staatslebens. Es scheint, als wolle man die Freiheit in die Luft bauen. Das war das Unglück dieser Stämme, daß man seit dem Untergang der schwäbischen Größe allen äußeren Anfechtungen hingegeben war, in sich keinen entschiedenen Schwerpunkt finden und sich doch nicht entschließen konnte, sich mit Entschiedenheit an eine neue Gemeinschaft der Nation zu ketten. Für sich allein wiegt Oberdeutschland wenig, als Gewicht in der Wagschaale eines Ganzen weit mehr, als es seiner natürlichen Größe nach vermöchte. Nach dem Verfall des deutschen Rei-

ches ſind zwei Mächte übrig geblieben, die allein fähig ſind, die Kraft unſerer Nation zu einigen. An beide Mächte oder an eine derſelben muß ſich Alles, was deutſch iſt, anſchließen, ohne daß der einzelne Theil im Verhältniß zu ſeiner natürlichen Berechtigung Selbſtſtändigkeit und Anſprüche aufgeben müßte. In dieſer Art entſtand der deutſche Bund. Allein die beiden Großmächte, Oeſtreich und Preußen, ſind in ihrer innerlichen Geſtalt grundverſchieden. Oeſtreich hat dazu ein eigenes, abgeſchloſſenes, größtentheils außerdeutſches Intereſſe. Da nun den einzelnen deutſchen Stämmen und Staaten einmal die Beſtimmung ward, ſich in jeder Beziehung um einen kräftigeren Willen zu lagern und mit ihm vereint eine nationale Laufbahn zu betreten, da ferner in neueſter Zeit das Bedürfniß innerer politiſcher Einigung ſich ſelbſt bis zum Streben nach Einheit geltend gemacht hat, ſo liegt es auf der Hand, daß nur unter dem Vortritt des preußiſchen Staats die Entwicklung des inneren deutſchen Staatenlebens einen Anhalt und eine Garantie ungehemmten Fortſchritts finden kann. Im Norden Deutſchlands iſt ein großes, nationales Centrum gegründet. Hier iſt der Schwerpunkt für die übrigen, innerlich nicht mit Oeſtreich verketteten Staaten. An dieſem Centralſtaate hängt die ganze Zukunft des innerlichen und politiſchen Fortſchritts deutſcher Nation. Es wäre aberwitzig, in dieſe Zukunft zu greifen, Möglichkeiten aufzuzählen und endliche Ergebniſſe zu träumen. Nur die Thatſache kann nicht mehr abgeläugnet werden, daß für die innere deutſche Politik ein Mittelpunkt und zwar neben dem deutſchen Bunde vorhanden iſt. Freilich zeigt ſich nur der Anfang inneren Zuſammenhangs; doch die Einſicht in die Nothwendigkeit, das Aufgeben engherziger Vorurtheile und die Bedürfniſſe, die befriedigt ſeyn wollen, werden dieſes vielfach umſchicierte Verhältniß zu ſeinem vollen und natürlichen Rechte befördern.

In geiſtiger, materieller, politiſcher und militairiſcher Rückſicht fallen die oberdeutſchen Staaten zunächſt dem einfachen und nicht dem doppelten Adler zu, ohne die Ausſicht zu haben, jemals mit dieſer Centralmacht zu verſchmelzen oder unter eine Abhängigkeit von ihr zu gerathen, die man beliebt hat, mit dem Namen Hegemonie zu bezeichnen. Dieſe innere Einigung kann und wird nichts anders als das Product einer freien, natürlichen und deshalb nothwendigen Uebereinkunft ſeyn, und nicht irgend eine äußere Uebermacht, ſondern nur die Natur der Dinge würde, wenn man widerſtreben wollte, ihren unwiderſtehlichen Zwang äußern. Allen ſolchen National-Beziehungen muß vorzüglich die innere Verſtändigung des Volksbewußtſeyns vorausgehen, die Gegenſätze müſſen ſich vergleichen und dem Entwicklungsgange muß man die gehörige Zeit laſſen. Dieſe innere Einigung iſt das Bedürfniß und das Intereſſe aller deutſchen und auch der oberdeutſchen Staaten.

Von dem hier angedeuteten Wege und von dieſer Einſicht in unſere wichtigſten Intereſſen wichen die bisherigen Tendenzen oberdeutſcher Politik gewaltig ab. Von der Natur dazu geneigt, den Staat nur von Seiten der bürgerlichen Freiheit zu beachten und auf ſie allein das Streben hinzulenken, iſt ihnen ſchon der Gedanke an jede Gemeinſchaft, die ſie in ſolchem Streben beeinträchtigen könnte, zuwider. Gegen den Norddeutſchen zumal hegt man alte Vorurtheile und äußert ſeine übelwollende, mißtrauiſche und abgekehrte Geſinnung, ſobald der geringſte Schritt zu dieſer inneren Einigung geſchehen ſoll. Man iſt zu ſtolz, um ſich von einem andern Mittelpunkt her das Geſetz des deutſchen Fortſchritts und der eigenen Bewegung ſchreiben zu laſſen. Daß trotz dem dieſe National-Antipathien in ſolchen kleinen Reibungen abgebraucht ſeyn werden, mag die Nothwendigkeit mit jedem Jahrzehent unſerer Geſchichte auf's Neue bewä-

digen. Es iſt nicht mehr die Frage, ob das individuelle Leben der Oberdeutſchen in allgemeiner Centraliſation untergehen könne. Die Richtung auf innere, auf freiere Bewegung im Staate wird in jeder Beziehung für dieſe Stämme charakteriſtiſch und auf das übrige Deutſchland einflußreich bleiben; allein dem Centrum wird man ſich dennoch nicht entziehen können, ſo unfreiwillig auch von Vielen dieſes Band angenommen werden dürfte. Die preußiſch-deutſche Zollverbindung hat zum erſten Mal bekundet, wie mächtig die Nothwendigkeit über allen Nebenintereſſen waltet und wie ſiegreich ein Bedürfniß alle Volks-Antipathien überwindet.

Erſt Napoleon hauchte dem deutſchen Oberlande wieder neue Kraft und neues Leben ein und als Deutſchland befreit worden war, ſprach ſich die Eigenthümlichkeit dieſes Nationaltheils zum erſten Mal wieder in kräftiger und entſchiedener Form aus. Alles wirkte dahin, dieſe oberdeutſchen Staaten zu Anſehen und Bedeutung zu bringen und bald war man nicht zufrieden, im Innern größere Freiheiten errungen zu haben, im Bunde als gewichtigere Glieder erhalten zu ſeyn, ſondern man beſchäftigte ſich von Seiten des Liberalismus und der Volksgeſinnung und ſelbſt der Diplomatie mit Umwandlung des allgemeinen deutſchen National-Zuſtandes. Am wenigſten befriedigte der deutſche Bund. Man kam auf den Gedanken einer Trennung der oberdeutſchen Staaten ſowohl vom öſtreichiſchen als vom preußiſchen Intereſſe, man ſprach von einem Bund im Bunde oder von einer Vereinigung conſtitutioneller Staaten. So ſtand die Demagogie der Zeit mit der in oberdeutſchen Ländern allgemein verbreiteten Geſinnung in naher Berührung und während der Norden ſich abkühlte, die öffentlichen Verhältniſſe in das nothwendige Gleis zurücktraten, Preußen den Bau ſeines inneren Staatslebens förderte, der deutſche Bund ſtrenge Maßregeln gegen die Umtriebe und Anmaßungen Einzelner ergriff, erſchien das be-

kannte Manuſcript aus Süddeutſchland, was man im Anfang der zwanziger Jahre für den richtigſten Ausdruck der Geſinnung der Fürſten und Völker des oberen Deutſchlands halten durfte. Wie wenig dieſe Schrift eines der gewandteſten deutſchen Publiciſten auf die Möglichkeit berechnet war, ging ſchon daraus hervor, daß ſie ohne alle Folge verblieb und daß ſelbſt die eigentliche Oppoſition oberdeutſcher Staaten, z. B. Würtembergs, im Bunde ſeit dieſer Zeit in ihre natürlichen Gränzen zurücktrat. Auf die geiſtige Gemeinſchaft der Deutſchen wurde in jener Schrift gar keine Rückſicht genommen und das höhere Intereſſe der ganzen Nation in kleinlich politiſche, durch materielle Bezüge und vorübergehende Geſinnungen geſteigerte Volksthümlichkeiten zerſplittert. Auch hatte man bei dieſem Project auf eine Verbindung beſonderes Gewicht legen müſſen, die bei näherer Betrachtung von ſelbſt in Rauch aufging. Würtemberg und Baiern ſollten den Grundſtoff eines abgeſonderten ſüddeutſchen Bundes bilden. Allein ein Theil Baierns war ja ſelbſt ſo wenig gleichartig mit Würtemberg, daß auch nicht die geringſte Bürgſchaft für die Dauer eines innern politiſchen Zuſammenhangs geboten war. Gerade das Unvereinbare, das, was nur in der Allgemeinheit des deutſchen Bundes mit einander beſtehen konnte, wollte man als Grundlage eines politiſchen Süddeutſchlands zuſammenfügen. Die ſpätere Geſchichte hat gezeigt, was daraus hätte werden können, und auch nur der außerdem noch geringe Umfang an Land und Kräften oder diplomatiſche Intrigue konnte dieſen Gedanken dem wirklichen Intereſſe oberdeutſcher Staaten angemeſſen erſcheinen laſſen. Dieſe Seifenblaſe zerplatzte zu ſchnell, um einen neuen Verſuch dieſer Art zu begünſtigen.

Nicht weniger abgeneigt gegen das beſtehende Nationalband und beſonders gegen Preußen zeigte ſich die liberale Oppoſition, vorzüglich in Würtemberg und Baden, worüber ich

oben Mehreres berichtet habe. Doch der Liberalismus wagte nicht an eine eigentliche Trennung der deutschen Nation zu denken und hätte lieber die Schweiz, Holland und die abgerissenen Stücke mit dem Ganzen vereinigt. Hier offenbarten sich zwei Widersprüche in den Aeußerungen der liberalen Partei. Auf der einen Seite verlangt man die größte Centralisation und Ausdehnung eines gemeinschaftlichen Vaterlandes, auf der andern besteht man auf allen Vorzügen eines jetzigen Particular-Zustandes und auf voller Gewährung einer bürgerlichen Freiheit, von welcher die oberdeutschen Stämme auch nur einen Theil zu besitzen sich bewußt sind. Man wollte die Einheit, ohne die Freiheit zu opfern, also hätte sich fast der ganze deutsche Norden und am Ende auch Oestreich mit einem Male in oberdeutsche Gesinnung verwandeln müssen, was so viel heißt, als einen ganz neuen Menschen anziehen; oder man wollte die Freiheit ohne Größe, Nationalverband und Einheit, dann kam man höchstens auf den glücklichen Zustand einer schweizerischen Verwirrung hinaus. Diese Begriffe traten in den neuesten Bewegungen mit kecken Zügen auf, als plötzlich durch Pfizers „Briefwechsel zweier Deutschen“ eine andere Richtung angekündigt schien. Der Liberalismus drang hier auf Verschmelzung der Nation und wollte sich selbst Preußen unterwerfen, wenn es nur die Einheit oder durch Hegemonie ein Aequivalent für die Einheit gewährte. Wie nahe lag hier Wahrheit und Irrthum bei einander und wie zerfloß doch Alles in Ideologie! Dies Buch erregte in manchen Gegenden ein Interesse, weil es sinniger, deutscher und in idealerem Style geschrieben ist, als die Schriften des gewöhnlichen Liberalismus, und weil man im Norden einen Ausdruck der oberdeutschen Gesinnung und eine Bekehrung des bisherigen Liberalismus zu finden wähnte; allein das Schlimmste war, der Pfizerische Ideenkreis hatte mit dem Charakter und mit der Gesinnung der

Oberdeutschen gar keine wesentliche Gemeinschaft und die Hinneigung dieser Stämme oder der Liberalen zu Preußen und dem deutschen Norden war völlig aus der Luft gegriffen. Was in diesem Buche individuelle Ansicht des Verfassers und Annäherung an solide und wahrhaftere Begriffe war, wurde freilich nicht spurlos aus dem Munde eines Hauptes unserer deutschen Opposition vernommen.

So steht es mit den Tendenzen, die in Oberdeutschland gangbar sind. Die deutsche Opposition hat sich schon so gewöhnt, von ihren Erwartungen enttäuscht zu werden, daß man mit der Zeit auch in diesem wichtigsten Capitel deutscher Politik den Eingang vernünftiger Einsicht hoffen kann. Das Volk im Allgemeinen bildet sich täglich weiter, und während der Liberalismus in seinen nationalen wie politischen Illusionen, im Irrgarten der Freiheit und Einheit herumtaumelt, macht die Wirklichkeit Riesenschritte, das wahre Bedürfniß der Einigung, wie es die Natur fordert, zu befriedigen. Selbst wenn einst größere Veränderungen des äußeren deutschen Nationalbestandes sich ereignen sollten, so kann man doch dem jetzigen Liberalismus die Versicherung geben, daß auch ein mächtiger deutscher Fürst, der die Kraft und den Willen und das Glück hätte, sich zum entschiedenen Mittelpunkt der politischen Zustände Deutschlands zu machen, gewiß nicht an eine Einheit dächte, sondern ohne die Zügel dieser oberdeutschen Stämme in eigene Hand zu nehmen, auf bequemere Art seine Aufgabe lösen würde. Die Vereinzelung, welche Viele jetzt als den größten Vorzug betrachten, dürfte ihnen bis zu einem gewissen Grad sogar als Strafe auferlegt bleiben, wie es denn schon heute offenbar ist, daß diejenigen Stämme, welche die äußere Einheit am wenigsten erstrebt haben, sie am frühesten erreichten.

Was können andere Nationen von diesen Gegenstrebungen und Zerwürfnissen des deutschen Volkes denken? Welchen

Anblick gewähren wir, innerlich mehr noch denn äußerlich zerriſſen? Die Anerkennung des nothwendigen Centrums für die innere und eigentlich nationale Politik der deutſchen Staaten — das iſt, was am meiſten gefördert, was zum klaren Bewußtſeyn des Volkes gebracht werden muß. Preußen iſt unſerer innerer, unſerer nationaler Mittelpunkt. Man mag immerhin den Norden verhöhnen, man mag über ſeine gegenwärtige Lage und Entwicklung ſchelten, man mag den Groll über Preußen und ſeine Stellung und das Gift gegen die Vertheidiger dieſer Nationalbefeſtigung ganz ohne Rückſicht von ſich geben, wenn nur das Vaterland dabei gewinnt. Im Gefühl, das wichtigſte Inſtrument gegenwärtiger Nationalerhebung zu ſeyn, wird Preußen in der allmähligen Vollbringung dieſer ſchwierigen Arbeit, trotz alles Widerſtrebens beharren und wenn es Hunderttauſende nicht für ſich allein, ſondern für Deutſchland ſchlagfertig auf dem Platze erhält, ſo ſind dieß doch die Arme, die das gemeinſame Vaterland und auch das oberdeutſche beſchützen.

# Neunter Abschnitt.

## Politisches Schlusswort.

Will man diese dialektisch ungeglättete Entwicklung für eine Darstellung der oberdeutschen Stämme vom Standpunkte der Politik gelten lassen und statt breiter, genetischer Durchführung und umfassenden Details hinnehmen, so hätte ich, da dieser Theil ein besonderes Interesse in Anspruch nimmt und ohne weitere Fortsetzung dem Publikum übergeben wird, nur noch einige politische Andeutungen zur Erklärung dieses Standpunktes beizufügen. Vielleicht daß sich dadurch manche Mängel des an sich lückenhaften Buches und Schwächen, deren sich der Autor nur zu sehr bewußt ist, verringern lassen. In wissenschaftlicher Hinsicht erscheint die Aufgabe ohnehin mehr als problematisch; doch die Lösung mag nützlich und die Form wegen des zum Theil wandelbaren Inhalts gerechtfertigt seyn. Vor Allem muß man die Jugend des Verfassers in Anschlag bringen, der noch als Neuling auf diesem Felde sich bewegt und Uebung und längere Erfahrungen auch durch die nähere Bekanntschaft mit dem größeren Theile deutscher Zustände nicht ersetzen kann.

Es ist mein Zweck, nicht an der Einheit, wohl aber an der inneren Einigung des deutschen Volkes, so weit sie nach Volksthümlichkeit, Bildungsstufe und Gesinnung möglich ist, zu arbeiten und die Prinzipien eines Rechts- und Staatszustandes zu erforschen, der aus deutscher Anschauungsweise, Rechtsgesinnung und Eigenheit sich von Innen heraus als

Product unſerer Civiliſation erzeugen muß. Das iſt der Anfang einer deutſchen Politik. Dieſe Politik gründet ſich freilich zunächſt auf allgemeine Rechtsſätze, auf Menſchenrecht und Theſen des philoſophiſchen Rechtsgedankens. Allein von da aus nimmt ſie den Uebergang zu dem ſich offenbarenden und gegenwärtigen Geiſte des allgemeinen Staats- und Völkerlebens, zu ſeinen Anſprüchen und ſeiner Richtung, ſucht dann dieſe Ergebniſſe auf ihren wahren Gehalt zu führen und dem deutſchen Weſen, deſſen Beſtand und nächſten Bedürfniſſen unterzuordnen. Ueberall dringt ſie auf Anerkennung des Grundgedankens, daß die Freiheit allgemein und doch individuell ſey und wo ſie erſcheint, ſtets von der Enge in's Weite führe. Die Familie beſteht als Grundlage der Geſellſchaft und aller ihrer Umwandlungen und die größte Freiheit iſt nur die größte Erweiterung dieſer urſprünglichen Bande. Das öffentliche Recht iſt anfangs nur ein nothwendiger Anhaltpunkt des Beſtehenden; erſt in der Durchbildung der Geſellſchaft wird das Recht zum Lebenselemente derſelben. Das vernünftige Gedeihen eines Volkes aber bleibt die Aufgabe der Politik, welche durch alle Zeitalter hindurch geht.

Daß ich eine ſtaatsrechtliche Theorie und eine deutſche Politik zum Hintergrund habe, leuchtete aus vielen Raiſonnements hervor, nirgends aber konnte ihr voller Inhalt ausgeſprochen werden. Wo wäre dazu Raum, wozu in dieſem Zuſammenhange eine ſolche Begründung erforderlich geweſen? Einzelne Sätze reichten hin, um das Vorgefundene zu beleuchten und über die Richtigkeit dieſer vereinzelten Behauptungen mag das Gemeingefühl, als das ſcientifiſche Gewiſſen aburtheilen. Der wahre Liberalismus iſt empiriſch im Denken und im Thun. Auf dieſer Grundlage von Volksthümlichkeit und Inſtinkt iſt die Freiheit Großbritanniens erbaut worden. Wenn ich durchweg auf die geiſtigere Natur,

auf die Innerlichkeit und die praktiſche Unreife des deutſchen Volkes Rückſicht und aus deutſchem Denkkreiſe den Maßſtab nahm, ſo hat man von gewiſſer Seite Recht, mich einen Doktrinair zu nennen.

Der Liberalismus hat in der Theorie drei große Perioden und drei große Begründer gehabt: zuerſt Machiavelli, der die Freiheit aus der Erinnerung an das Alterthum holte und an den Gräueln des Despotismus erwachen ließ; Rouſſeau, der die angeborenen Rechte und den Stand der Natur zum Prinzip der politiſchen Geſellſchaft erhob; endlich Hegel, der die vernünftige Entwicklung des Staats auf dem Grund der Familie und im Fortgange des allgemeinen Bewußtſeyns eines Volkes lehrte und wenigſtens für den Begriff von Recht und Staat die ewigen Fundamente, das Naturgeſetz, aufgeſtellt hat. Der Standpunkt Hegels iſt nicht zu umgehen. Er iſt Sache des Zeitalters, und um ſo mehr und eben weil die Parteien der Alt- und Abergläubigen und des Liberalismus dagegen kämpfen. Selbſt die Hegel gar nicht kennen, ſind mehr oder weniger auf ſeinen Boden geſtellt. Das Vernunftrecht iſt Hegels Meiſterſtück und was auch Großes in ſeinem Geiſte lag, zuerſt und zuletzt war er immer Staats- und Geſellſchafts-Philoſoph. Die frühere Philoſophie hatte die Freiheit des Menſchen zum Hauptgegenſtande ihrer Forſchung erhoben, ja die Freiheit ſelbſt zum Prinzip gemacht; darauf kam Schelling und leitete auf die Natur der Dinge zurück. Er erhob die Seite des Naturlebens zum Mittelpunkt der Betrachtung, wobei die ſittliche Freiheit des Menſchen, die That und die Geſchichte bedroht waren, ihres eigenen Lebens und ihrer Bedeutung verluſtig zu werden. Darauf faßte Hegel die Natur-Nothwendigkeit und die Freiheit in einem und demſelben Gedanken zuſammen und ſtellte den Geiſt, die Bewegung und die ethiſche Durchbildung des Menſchen in den Formen der

Allgemeinheit und unter dem Geſetz des objectiven Geiſtes in Staat und Geſchichte als den weſentlichen Stoff des Denkens auf.

Von der Nothwendigkeit zur Freiheit — kein anderer Weg! Die Freiheit in vernünftiger und individueller Form hervorzubringen, iſt Aufgabe der Nation und des Zeitalters, Aufgabe des practiſchen Menſchen, Aufgabe des empiriſch denkenden Politikers. Das practiſche Streben hängt von der Methode, den Reſultaten, den Gränzen der Philoſophie keineswegs ab. Es iſt ſelbſt That und Freiheit. Ich denke, forſche und verſtehe ohne Hegel; allein dadurch, daß ich in den Fundamenten, in der geiſtigen Grundrichtung, in der Erkenntniß tiefſter Forderungen der Aufklärung und der Civiliſation mich im Einklang mit dem Philoſophen weiß, weil ich die Richtung auf das Allgemeine, auf das objective Geſetz des Weltgeiſtes und die unauflösliche Kette des Menſchengeſchicks nicht aus dem Auge laſſe, kann mein Naturalismus nicht in rohe Empirie, in äußerlichen Skepticismus oder in bloßes Willkühr-Denken umſchlagen. Erſt das Gegebene zu erkennen, und daraus das wahre Bedürfniß zu verſtehen, iſt die Aufgabe denkender und vernünftiger Politik. Wie ich das Individuelle und die natürliche Eigenart zu würdigen weiß, glaube ich in meiner Anerkennung des Kaiſerſtaates, in meiner Achtung vor den oberdeutſchen Verfaſſungen gezeigt zu haben und man müßte ganz blind ſeyn, wenn man behauptete, ich wolle irgend einen deutſchen Zuſtand zum allgemeinen Geſetz erklären oder Alles nach den Begriffen eines eingebildeten und ſich ſelbſt beſchränkenden Preußenthums gedrechſelt wiſſen. Nur die Nothwendigkeit zur öffentlichen Ueberzeugung zu machen, das Gemein- und Staats-Leben der Deutſchen als Nation, als inneres, ſich fortbildendes wie nach Außen im

Mittelpunkte Europa's gesichertes und seiner Kraft und Einsicht gemäß wirksames Wesen zu fördern und zu befestigen — Das ist, was man kann, was man muß.

Ich bin mir bewußt, die Gegenwart in dieser Nothwendigkeit erkannt, aber nirgends vergöttert zu haben. Tiefe Gebrechen, inhaltreiche Fragen, arge Verwirrungen ziehen durch dieß Jahrhundert. Dennoch ist es gewiß, daß man arm oder reich, groß an Geist oder gering begabt, ein menschenwürdiges Daseyn ausfüllen und sich in und für unsere Gesellschaft ausleben kann, daß, wie gemein, prosaisch und verderbt das Treiben der gegenwärtigen Societät sey, die deutsche Nation im Ganzen nie in sich einiger, fortschreitender und seit dreihundert Jahren gegen das Ausland nie kräftiger gewesen ist, als heute. Gerade das oft widerliche Geschwätz des Tages und die ungemessene Parteiung zeigt, wenn auch geringe Reife und Entschiedenheit, doch allgemeine Belebung. Ich sehe in den deutschen Regierungen den Ausdruck unseres Volksgeistes, selbst wenn auch unser bester Flug oft gehemmt und unbefriedigt bleibt. Die letzten Bestimmungsgründe eines Nationalgeschicks liegen stets in der Nation und in der allgemeinen Weltlage. Je reifer die Nation wird, je weniger kann das National-Interesse, also auch der deutsche Geist beeinträchtigt oder verletzt werden. Ein großes Gebrechen unserer gegenwärtigen Periode liegt darin, daß die Bewegungen größer sind, als die Menschen, die sie leiten sollen.

Für alle Fälle thut man Unrecht, der Nation den Muth zu froher Thätigkeit und im engen Kreise zu rauben. Das geschieht freilich eben so sehr von denjenigen, welche die Welt im idealen Sinne umgestalten wollen, als von solchen, welche durch die Lehre von Recht und Besitz die Meinung verbreiten möchten, es habe irgend ein unnationaler Zustand bloß

durch ſeinen Beſtand das Recht gewonnen, ſich zu verewigen. Den Begriffen „Recht und Beſitz" als Ausdrücken des Eigenthums und der Herrſchaft, kann man im öffentlichen Rechte nur untergeordnete Bedeutung beilegen. Ueber allem Rechte und über jedem Beſitz ſteht die Nation mit ihrer nothwendigen Entwicklung. Ihr Gedeihen und ihr Glück iſt das höchſte Geſetz. Nie kann Gewalt eintreten, außer wo ein beſtimmter Arm die Einheit, die Verantwortlichkeit und die entſcheidende Leitung übernimmt, und auch dann wird ſie nur möglich ſeyn, wenn ſie vor dem höchſten Geſetze dieſer National-Entwicklung gerechtfertigt erſcheint. Die Sucht, im Sinne gewiſſer Ideal-Begriffe den Stand der Dinge umzuformen, iſt ein Grundübel der Zeit und ſo lange deshalb nicht ein im beſtimmten Maße Nothwendiges und Beſſeres geſchaffen wird, iſt die Rückſicht auf den Beſitz als Grundbedingung des Beſtandes nie aus dem Auge zu verlieren; denn das Recht iſt für alle Geſellſchaftsverhältniſſe der ſittliche und formelle Anhalt.

Es möchte erſprießlich ſeyn, manchem Vorwurf über meine Denkweiſe zu begegnen oder wenigſtens dadurch anzuzeigen, was ich erwarte. Man wird mich des Mangels ächter Bürgergeſinnung beſchuldigen und ſo ein Wort ausſprechen, das in der Verwirrung der Tagesmeinungen einer bürgerlichen Anathematiſirung gleichkommt. Möge man aber bedenken, daß die, welche die Freiheit verkündeten und aus deren Arm man das koſtbare Geſchenk der Bürgerrechte erwartete, oft mehr dazu beigetragen haben, daß das vorenthalten wurde, was ſonſt keine Regierung wagen würde zu verweigern. Ich denke, daß der Staat ſchon jetzt auf die Anfänge freier Bürgerlichkeit gegründet iſt, und ich glaube, auf ihr allein vermag er ſich fortzubilden. Zwar gab ich mich nie als einen Verehrer demokratiſcher Zuſtände. Wo aber ein bürgerlich demokratiſches Element den richtigen Platz in der Geſellſchaft

eingenommen hat und trotz aller Einschränkungen der Anfang und das Ende des Staats ist, wie in England, oder wo wie in unsern deutschen Marschländern, in Norwegen u. s. w. selbst der Bauer eine so freie und unabhängige Stellung hat, wie in manchen Gegenden kein Edelmann, so sehe ich darin die glänzende Erscheinung einer glücklicheren und vorgerückten Zeit. In Deutschland scheint sich jetzt die Stufe der politischen Cultur, wo der Bürger als solcher zu voller Währung kommt, erst entwickeln zu wollen; denn die Neigung dazu bürgt noch nicht für die Fähigkeit. Solange unsere mittleren Stände, halb bürgerlich halb intelligent, trotz ihres vielversprechenden Bildungsgrades noch so wenig politische Ausbildung an sich tragen, so kleinlebig und von niederen Interessen abhängig sind, was soll man erst von der Breite des Volks und dem eigentlichen Bürgerthume erwarten? Also kann dies nicht als Mangel bürgerlicher Gesinnung angerechnet werden, daß man nicht auf etwas, was nicht vorhanden ist, Schlösser in die Luft baut.

Noch weniger wird man mir die preußische Gesinnung und die Anhänglichkeit an den deutschen Norden vergeben. Nirgends habe ich den bestehenden Zuständen des preußischen Staats einen Panegyrikus gehalten, wie es leider zum Nachtheil der Sache die Freunde einzelner Staaten, Preußens, Oestreichs, ja selbst Baierns zu thun pflegen. Ich glaube an die Idee Preußens, an die Nothwendigkeit dieses Staats und obwohl ich die Stellung der gegenwärtigen preußischen Politik zu würdigen weiß, kann ich doch das Stadium der Beamten-Hierarchie und der Cabinetsbefehle, der Dampfschifffahrts-Polizei und der Censur-Collegien, der Hausvogtei und der Begnadigung nicht für den Kern und das Ziel dieses Staates halten. Man denke an das schöne Wort des Freiherrn von Stein: „Was nun das Preußenthum anbetrifft, so finde ich hier 10 Millionen Menschen, die eine politische,

militairiſche, intellectuelle Geſchichte und Selbſtſtändigkeit haben, denen die Vorſehung im 17ten und 18ten Jahrhundert drei große Regenten gab, durch die eine große Gegenwart und der Grund zu einer vielleicht größeren Zukunft gelegt wurde. Hierdurch bildete und erhielt ſich in dem Volke ſelbſt, während der napoleoniſchen Herrſchaft, eine Kraft, ein innerer Unwille, während die kleinen und mittleren Mächte in Deutſchland, und beſonders ihr Militair, ſich in dieſer Nichtswürdigkeit gefielen und für ihre Aufrechthaltung beharrlich fochten.“ (Briefe des Freiherrn von Stein, p. 118). In einer Fortſetzung dieſer Studien werde ich den Beweis führen, daß ich den Kern und die Nothwendigkeit von den zufälligen und unweſentlichen Beiwerken mit Freimüthigkeit zu unterſcheiden verſtehe.

Nicht anders verhält es ſich mit den Zuſtänden Norddeutſchlands überhaupt, deſſen herausgehobene Vorzüge nur den ſüddeutſchen Schwächen und Denkweiſen zum Gegenſatz dienen ſollten. Im Allgemeinen kann man jetzt nur im Norden Deutſchlands den eigentlichen Kern des gemeinſamen Vaterlandes finden, ohne abzuläugnen, daß er in ſeiner Art, geiſtig und politiſch, vielfältigem Angriff Blöße bietet, und daß er von Seiten des Provinzial-Geiſtes, der bürgerlichen Philiſterei, des beamtenmäßigen Staatsthums und der engherzigen Begriffe die Lichtſeite der oberdeutſchen Stämme fortwährend in's Gedächtniß ruft. Allein der Mittel, die wahre Einigung des deutſchen Nationallebens zu gründen, bietet der norddeutſche Charakter unendlich mehr an die Hand.

Auf die Frage, wie es denn kommt, daß ich ſo viel von ungemeſſenen Prinzipien der Freiheit bei unſerer Nation geſprochen habe, während doch factiſch in keinem civiliſirten Staate die Freiheit des Einzelnen geringer und die Landeshoheit mächtiger erſcheinen, als in der neueren Geſchichte des deutſchen Volkes — auf dieſe Frage ergeht die Antwort, daß gerade, je ungemeſſener das Streben nach Freiheit bei Einzelnen oder

einzelnen Provinzen iſt, und je größer die Freiheit im Begriff exiſtirt, ſie ſelbſt in der Wirklichkeit und im Ganzen deſto mehr verloren gehen muß. Daher ſich wohl bei keinem Volke ein ſchärferer Gegenſatz zwiſchen dem Prinzip und zwiſchen der Wirklichkeit eingefunden hat, als bei uns. Die Begriffe des Engländers gehen vom Hauſe aus auf Unabhängigkeit, die Franzoſen ſchwanken zwiſchen Theilnahme Aller an der Staatsregierung und zwiſchen Unterordnung unter nationale Leitung, die Deutſchen wollten von Anbeginn unabhängig und Herren des Ganzen zugleich ſeyn. Während die Freiheitsbegriffe keine Freiheit verwirklichen, bringt das Streben nach Einheit auch keine Einheit hervor. Und doch iſt die Sehnſucht nach National-Einheit der Kitt, welcher die Widerſprüche des deutſchen Charakters zuſammenhält, die Urſache, daß trotz der ſchroffſten Gegenſätze des inneren deutſchen Lebens, trotz der Zerfahrenheit, die ſo alt iſt, wie unſer Volk, das Reich nicht in Stücke zerfällt, ſondern im Kampfe immer einiger wird. Die vage Einheit aber, die ohne innere Einigung ein Ganzes herſtellen oder wenigſtens eine allgemeine Verſchmelzung des Beſonderen bewirken ſoll, iſt Abſtraction und Chimäre. Man fürchte nicht, daß die Beförderung innerer Einigkeit der ſogenannten Einheit Deutſchlands in die Hände arbeite. Je mehr die Fürſten jene Gemeinſchaft begünſtigen, je ſtärker die Bundesmacht auch nach innen wird, je mehr Preußen, der Repräſentant eines inneren deutſchen Staatslebens, ſeine einigende Kraft äußern kann, je länger und ungeſchmälerter werden die deutſchen Fürſtenhäuſer das ererbte Recht behaupten. — Auch wurzelte die Einheits-Begeiſterung nur kärglich im deutſchen Volke und nur der Liberalismus ſteckte, verhüllt oder nicht, dieſe Fahne auf. Unſere Nation ſitzt noch zu tief im Provinzialgeiſte; daher ſie jede Vergrößerung einer deutſchen Centralgewalt mit argwöhniſchem Auge betrachtet.

Sonſt hätte die Bildung des deutſchen Bundes im Jahre 1815 und die Conſolidation der Bundesmacht in der letztvergangenen Zeit von unſerem Volke mit Freude und mit Vertrauen aufgenommen werden müſſen. Dieſe Thatſachen waren aber dem Volk wie dem Liberalismus zuwider. Die Einheitsbegeiſterung hat wirklich geeint, nämlich die Fürſten und die Regierungen. Erſt in neuerer Zeit hat der deutſche Bund ſeine eignen Kräfte erkannt und obwohl er auf dieſer erſten Entwicklungsſtufe abwehrend und bezwingend wirkt, ſo iſt doch damit der Grund gelegt, vielleicht bald geſetzgeberiſch, poſitiv und politiſch einzugreifen. In jetziger Zuſammenſetzung geht die Beſtimmung des Bundes freilich überwiegend auf allgemeine Sicherheit und auf Schutz nach außen und er kann auch hier nur abwehren und erhalten wollen. Die eigentlich politiſche Stellung Deutſchlands wird von zwei Hauptſtaaten, Oeſtreich und Preußen, außerhalb des Bundes repräſentirt, und ſo oft die deutſche Politik in den Cabinetten von Wien und Berlin ſchon vorher beſtimmt worden iſt, bleibt dem Bunde die Aufgabe übrig, im Verein mit dieſen Mächten ſich wegen der Deutſchland betreffenden Angelegenheiten in einem Definitiv-Beſchluß zu verſtändigen. Gibt es auch im politiſchen Deutſchland tiefere Gährungen, als man auf der Oberfläche vermuthet, ſo iſt doch der Liberalismus lediglich ein Theil oder ein untergeordnetes Element derſelben. Jedenfalls hüllen und verſchlingen ſich dieſe Bewegungen in die Fragen des allgemeinen Europäiſchen Zuſtandes. Wenn ich Oeſtreich als unſrer innern Politik entfremdet darſtellte, ſo kann damit ſeine äußere Verbindung mit Deutſchland nicht angetaſtet ſeyn. Ueberall zeigen ſich Stützpunkte dieſer Macht in Deutſchlands Lage und Geſinnung. Allein wie im deutſchen Reiche ein **Corpus Evangelicorum et Catholicorum**, ſo muß früher oder ſpäter und in größerer Wirkſamkeit ein **Corpus Austriae** und ein **Cor-**

pus Borussicorum Deutſchlands politiſchen Körper vollenden.

Bis heute mangeln noch die Vorbedingungen engerer Nationaleinigung. Auf der Entwicklungsſtufe unſeres Volkes ruht ſein politiſcher Beſtand. Das nationale Band iſt der Ausdruck des Nationalcharakters. Leider iſt dieſer ſo wie der Charakter des Deutſchen überhaupt politiſch noch ſo unentwickelt, daß hier gepflegt und gefördert ſeyn muß, wenn man uns als Nation emporheben will. Der Charakter des Individuums iſt ein Theil des Ganzen. Wodurch gelangt der Einzelne auf die Stufe politiſcher Befähigung? Hier lehrt die Erfahrung, daß nur zweierlei Beſitz den Menſchen zu vernünftiger Selbſtſtändigkeit bringt, **materieller Wohlſtand und geiſtig-ſittliche Bildung.**

Der materielle Wohlſtand der deutſchen Nation ſteht noch auf ſchwachen Füßen. Zur Zeit der Hanſe waren wir und die Italiäner allen Nationen an Beſitz und Erwerb voraus. Das gründete die deutſchen Reichsſtädte, den älteren deutſchen Handel und die erſte Periode deutſchen Bürgerthums in ſeinem Glanze und in ſeinem Verfall. Durch die Ohnmacht des Reichs und die Niederlage aller materiellen Intereſſen im 16ten Jahrhundert ſank Deutſchland, bis ein neuer moraliſcher und geiſtiger Aufſchwung die Nation belebte und das Bedürfniß politiſcher Erneuerung fühlbar machte. Doch der Idealismus thuts allein nicht und es fehlte das Zeug dazu, bürgerlicher Charakter und der Stoff einer Nationalerhebung. Die Illuſionen ſind verſchwunden und ſchwinden täglich. Wo bekommen wir Bürger freier Staaten her? Das iſt die Schwierigkeit, die von keiner Conſtitution, keiner Landwehr überwunden wird. Inſtinktmäßig führte der lebhafte Verkehr des Tages auf materielle Betriebſamkeit, man geht mit einem Umſchwung des realen Bodens um, die Induſtrie hebt ſich, Schranken des Handels fallen, der Menſch wird unternehmend, die Ausſicht auf langen Frieden ſchafft

Vertrauen und die erſten glücklichen Folgen beflügeln den Geiſt, wecken den Muth. Von dieſer Seite kommt uns der Reichthum, das Selbſtgefühl, das Staatsbürgerthum. Deshalb eilten Handelsſtaaten in alter und neuer Geſchichte der geiſtigen und politiſchen Cultur ihrer Zeit voraus. Am Beſitz und im Verkehr bildet ſich der practiſche Menſch aus. Die Freiheit Altenglands gründete ſich auf den Reichthum, den die Regierung der Eliſabeth über England verbreitet hatte. Die Selbſtſtändigkeit der Amerikaner war die Folge ihrer induſtriellen Wichtigkeit. Wenn der Bürger auf ſeinen dicken Bauch ſchlägt, ſeine Arbeiter überzählt und ſagt: Ich will! dann kann er auch. Wir werden keinen engliſchen Wohlſtand brauchen, weil wir keine ſo großen Beſitzer und nicht dieſe Armuth aufzuwiegen haben, wie die City von London. Doch ohne materielles Gewicht gibt es auch unter uns um ſo weniger einen freieren Bürgerſtand oder nationale Civiliſation, als wir nicht einmal gleich England einen Adel haben, der uns als Muſterbild vorleuchtet. Und nicht bloß Deutſchland, ſondern die Welt iſt in dieſem Umſchwunge ihres realen Zuſtandes begriffen. Der Grund und Boden unſeres ſinnlichen Daſeyns geht einer Vervielfältigung und Umwandlung entgegen und nach dieſer Aenderung aller äußeren Lebensbedingungen kann auch der ſociale und politiſche Zuſtand der Geſellſchaft nicht lange auf ſeiner heutigen Stufe verbleiben. Aus dieſem Grunde durchſtreicht der Materialismus, von allen Seiten begünſtigt, das europäiſche Leben und droht ſelbſt die Kultur des Geiſtes und der Sitten auf den rohen Standpunkt des Intereſſes, des Egoismus und nüchterner Abſchätzung herabzuziehen. Doch ſelbſt von dieſer derben Hinweiſung auf das Practiſche iſt für unſer Geiſtesleben nur Heil zu erwarten, wogegen die politiſche Bewegung Europa's ſich vor den Nützlichkeitsintereſſen zu hüten und mit den geiſtigen und moraliſchen Kräften der Geſell-

ſchaft mehr und mehr zu einigen hat. Wie ſehr verkennen diejenigen Politiker die Aufgabe der Gegenwart, welche glauben, durch die materiellen Intereſſen der Zeit und durch die Bildungsgährung überhaupt ſey die politiſche Thätigkeit nicht blos zurückgedrängt, ſondern für das lebende Geſchlecht ganz beſeitigt worden. Darin ſpricht ſich entweder der Indifferentismus oder der Schein aus, der nicht von der verfehlten Richtung der Oppoſition, nur von der Oppoſition ſelbſt abſteht.

Je mehr die materielle Seite des Lebens im Werthe ſteigt, je weniger darf man den ideellen Menſchen zurückſetzen. Aus dieſen zwei Factoren entſteht der ächte Charakter jedes Einzelnen und der Nation. Von der geiſtigen Fortbildung der Deutſchen hängt ihr ganzes Geſchick ab, unſre Geſittigung, die Einigung unſeres zwieträchtigen Bewußtſeyns, die glückliche Löſung jener menſchlichen und geſellſchaftlichen Kriſis, in der unſere heutige Welt ſchwebt. Auch die Politik gehört dem idealen Bedürfniß des Menſchen zu und unter allen Bildungswegen befriedigt keiner ſo ſehr unſer nächſtes geiſtiges Bedürfniß als das Streben der Beſten und Aufgeklärten, das politiſche Bewußtſeyn der Nation auf nationale Weiſe zu klären und zu vergeiſtigen. Alſo muß es jetzt die rechte Zeit ſeyn, den politiſchen Gedanken und die politiſchen Wiſſenſchaften zu bearbeiten.

Wo ſich bisher in Deutſchland bürgerlicher Charakter zeigte, ſo war es ein vereinzelter Stamm oder vereinzelte Kraft. Die Oberdeutſchen haben großen Anſatz dazu, aber um ſich eines eigentlichen Charakters zu rühmen, mangelt ihnen der Wohlſtand, der ihn feſt macht und die Bildung, welche ſich nicht vereinzelt, ſondern als mächtiges Glied eines großen Ganzen weiß. Um etwas darzuſtellen, muß man auch den Stoff einer durch das Gemeingefühl der Nation gekräftigten Einſicht daran zu ſetzen haben. Durch dieſe Einſicht wird

der Einzelne zu einer Macht, enger knüpfen ſich die politiſchen Nationalbande und die Nation empfängt eine reelle Bürgſchaft für ihre Exiſtenz, die bisher nur durch moraliſche Garantien und durch den Drang der Umſtände geſichert war. Menſchen und Nationen vollenden ſich nur als Charaktere.

Wohin die Natur die oberdeutſchen Staaten zieht, unterliegt keinem Zweifel mehr. Was ſie jetzt ſind, ſprach ich ohne Furcht und ohne Vorurtheil aus. Sollte mir dafür, daß ich den Prinzipien und der Stellung der liberalen Oppoſition untreu erſcheine, daß ich die oberdeutſche Vereinzelung bekämpft habe, mit Schimpf und Schamloſigkeit geantwortet werden, ſollte ſogar die öffentliche Meinung in dieſen Gegenden mein Urtheil verdammen, dann tröſtet mich das Wort, das ich als Motto auf dem Titel voranſetzte.

Wäre es mir dagegen mit dem Anfang dieſer auf freie Unterſuchung mehr als auf politiſche Einwirkung berechneten Studien gelungen, auch die Richtung und das Maß einer wirklich deutſchen Oppoſition anzuzeigen, ſo hätte ich dann einen Erfolg erreicht, den ich ſelbſt nicht ſtolz genug bin mir als Aufgabe zu ſetzen.

# Erinnerungen

an

# Wilhelm von Humboldt.

Von

Guſtav Schleſier.

Erſter Theil. Erſte Hälfte

Von 1767 bis 1794.

222 E

Stuttgart.

Franz Heinrich Köhler.

1843

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

# Vorwort.

Indem ich mich an das Unternehmen wage, dem im Jahre 1835 verſtorbenen preußiſchen Staatsminiſter Wilhelm von Humboldt ein biographiſches Denkmal zu ſetzen, fühle ich nur zu ſehr, wie nöthig es ſei, Zweck und Umfang deſſelben ganz beſtimmt zu bezeichnen, damit man nicht Erwartungen hege, die zu befriedigen weit andere Kräfte als die meinigen nicht zureichen möchten. Denn in der That, es knüpft ſich an dieſen Namen eine ſolche Maſſe von Beziehungen, daß faſt ein gleich umfaſſender Geiſt erfordert wird, um das Bild des Mannes erſchöpfend darzuſtellen. Unter den Denkern, Gelehrten, Schriftſtellern, ja unter den Staatsmännern ſogar, reiht Humboldt ſich an das Tüchtigſte und Ausgezeichneteſte, was Deutſchland in neuerer Zeit beſeſſen; beinahe in jedem Abſchnitt ſeines Lebens erſcheint er in einer neuen Sphäre des Forſchens und Wirkens und in jeder erwarb er ſich große, zum Theil unſterbliche Verdienſte.

Muß eine ſolche Vielſeitigkeit nicht faſt einen Jeden, dem die Verehrung für den ausgezeichneten Mann den Wunſch einflößen könnte, ſein Biograph

zu werden, muß ſie nicht auch den Fähigſten zurückſchrecken? Wer getraut ſich dieſen Geiſt hier in die tiefſten Kunſt- und Alterthumsſtudien, dort in die Conferenzen der großen Mächte auf dem Congreſſe zu Wien oder die Debatten des preußiſchen Staatsraths, endlich auf die Inſelgruppe des ſüdaſiatiſchen Oceans d. h. in die Ergründung des Malayiſchen Sprachſtamms zu begleiten, und ihm auf all dieſen grundverſchiedenen Bahnen in gleicher Weiſe zu folgen? Unter den Lebenden wüßte ich wenigſtens nur Einen, der es vermöchte, und der, als der innigſte Vertraute des Verewigten, auch allein zu dieſem Werke berufen wäre. Wer könnte dies anders ſein, als der andere, noch lebende der berühmten Brüder, Alexander v. Humboldt? Leider aber iſt dieſer von den großen Arbeiten ſeines eignen Lebens noch ſo in Anſpruch genommen, daß wir kaum der Hoffnung Raum geben dürfen, ein ſolches Denkmal brüderlicher Liebe von ihm zu erhalten.

Dann würde alſo eine ſolche Macht des Geiſtes und der Bildung und, was mehr noch ſagt, ein ſo wahrhaft großer Charakter, wie W. von Humboldt, vorausſichtlich noch lange einer vertrauten und allgemeineren Kenntniß, wie nur die Lebensdarſtellung zu gewähren vermag, entzogen, und damit in unſerer litterariſchen wie politiſchen Geſchichte eine ſehr fühlbare Lücke vorhanden bleiben. Wir würden, nach dem was von Einigen, z. B. von Alexander ſelbſt im Vorwort zu des Bruders nachgelaſſenem Sprachwerk, von Varnhagen von Enſe in einer vorzüglichen Skizze des Verewigten, von Böckh in einer Rede, die er nach Humboldt's Tod in der Akademie der Wiſſenſchaften gehalten,

endlich neuerdings von Gervinus an mehreren Hauptſtellen ſeines großen Werkes über unſere Nationallitteratur — was von dieſen und andern dem künftigen Biographen vorgearbeitet wurde, gerade das, wornach uns dieſe Skizzen und Winke nur begieriger machten, muthmaßlich noch lange zu entbehren haben.

Bei dieſem Stand der Dinge entſteht von ſelbſt die Frage, ob es nicht vorzuziehen, die Löſung einer Aufgabe, die vielleicht Niemand erſchöpfen wird, wenigſtens theilweiſe zu verſuchen und ob es nicht ſchon dankenswerth wäre, Bauſteine einer künftigen Biographie und eine Art Vorgeſchmack deſſen zu geben, was eine fähigere Hand dereinſt vielleicht in vollem Maße zu reichen vermag? Wir glauben uns nicht zu täuſchen, wenn wir annehmen, daß die große Mehrzahl dieſe Frage bejahen wird, unter der Vorausſetzung freilich, daß derjenige, der dies unternimmt, in mehrfacher Hinſicht wenigſtens gerüſtet ſei, an dieſe immer noch unendlich ſchwierige Aufgabe zu gehen und im Ganzen einen brauchbaren Beitrag zur neueren Geſchichte zu liefern.

Nun, ich habe es gewagt, und bin mir mindeſtens bewußt, mit voller Liebe und vollem Eifer an die Arbeit gegangen und ſie nicht ohne Ueberlegung, Plan und Vorbereitung unternommen zu haben. Lange ſchon hatte ich dem Gegenſtand mein Augenmerk zugewendet; ich ſammelte in der Stille; allmählig füllten ſich die Materialien; endlich reifte der Entſchluß. Ich habe mir hauptſächlich vorgeſetzt, die Nachrichten über Humboldt's Leben und Wirken ſo viel als möglich auf einen Punkt zu vereinen und mit ausführlicherer Charakteriſtik zu

durchflechten. Weit entfernt von der Anmaßung, ihm auf allen Gebieten, in denen er wirkte, gleichmäßig zu folgen, werd' ich ihn auf entlegeneren Seiten, so z. B. in der positiven und vergleichenden Sprachforschung, nur streifen, und hauptsächlich nur soweit berühren, als es nothwendig zur Darstellung seiner Lebensbeschäftigungen gehört. Wir müssen Männern vom Fach überlassen, Humboldt in dieser Specialität zu beleuchten und auf jener Seite diese Erinnerungen zu ergänzen. Ich brauche das Wort Specialität ganz absichtlich. Denn in Wahrheit war es doch nur dies in dem reichen und im Grund auf viel Höheres gerichteten Dasein dieses Geistes, wenn es auch Manchen nicht so erscheinen mochte. Humboldt selbst schrieb einst, in der Zeit wo er ganz in jene Sprachforschungen vertieft war, einem seiner Freunde: „Wissenschaftlich beschäftigte ich mich jetzt sehr. Doch geht auch das nur nebenher, und ist nicht das eigentliche Ziel." Desto mehr habe ich mich bemüht, Humboldt's Wesen, Wollen und Wirken im Ganzen aufzufassen, im Einzelnen aber besonders die Seiten vor Augen zu stellen, auf welche sich das allgemeinere Interesse hinwendet — also namentlich seine philosophisch-politische Denkart, seine Mitwirkung vorzüglich in der classischen Periode unserer Litteratur, und in so weit es thunlich war, seine Wirksamkeit als Staatsmann. Daß ich, was mit seinem höhern Streben in näherer Verbindung steht, was zu seiner Charakteristik unentbehrlich war, wenn es auch meinen eignen Studien ferner stand, nach Kräften in den Umkreis der Betrachtung zu ziehen versuchte, wird auch der Mißliebige nicht ganz verkennen. — Ich bin

einer ſtetigen biographiſchen Ordnung gefolgt, ohne mich ängſtlich darein zu bannen. Ich habe ſchon bei der Darſtellung ſeines beginnenden reifern Lebens die Grundzüge des Charakters zuſammenzufaſſen verſucht, um für alles, was ſich ſpäter entwickelt, einen feſteren Boden zu gewinnen. So oft es nur möglich, ließ ich Humboldt oder die unverwerflichſten Zeugen ſelber ſprechen.

Zunächſt wird man die Frage an mich richten, auf was für Quellen das Unternehmen ruht? In der Hauptſache ſtütze ich mich auf Humboldt's eigne Schriften, auf ſeine Briefe und auf Mittheilungen ſeiner Zeitgenoſſen, alſo zum größten Theil auf ſchon gedruckte, allerdings aber weit verſtreute und darum oft ſo gut als unbekannte Hülfsmittel. Ich geſtehe, daß dieſe Eigenſchaft der Arbeit gerade ein Anreiz für mich war, obſchon ich gar wohl weiß, welche Unvollſtändigkeit nothwendig damit verbunden iſt. Denn das Gegebene, wenn man es zu benutzen verſteht, ſtellt, gleichſam als Symbol, auch das nicht Gekannte dar. Auch fällt die Summe der hier vorhandenen Lebensnachrichten und Schilderungen noch immer ergiebiger aus, als Mancher glauben wird. Zwar gilt, was ſeine ſtaatsmänniſche Laufbahn betrifft, auch bei Humboldt die Entgegnung: Wie wenig wiſſen wir denn von unſern Staatsmännern! Aber ſie gilt bei ihm doch nicht in dem Grad, wie bei ſo vielen Andern, weil unſere Staatsmänner in dem Grade durchſichtiger werden, als ſie dies nicht allein ſind. So erklären uns Humboldt's frühere Schriften gar Vieles in ſeinem ſpätern Wirken, was bei vielen Andern unerklärt daſtünde. Im übrigen ſind auch ſehr viele wichtige

Materialien nur zerstreut und von Wenigen nur gekannt. Aus solchen etwas Ganzes zu machen, ist eine Arbeit, die schon an sich die Mühe belohnt. — Zu den vorzüglichsten Hülfsmitteln meiner Arbeit zähle ich namentlich die vielen Briefwechsel, die seit etwa 15 Jahren unsre culturgeschichtlichen Erinnerungen so erweitert haben, und uns in so vielem Betracht eigentliche Denkwürdigkeiten ersetzen. Nicht wenig verdanke ich auch dem, was Vorgänger, namentlich die oben Genannten, mir in die Hände gearbeitet hatten. Ohne Varnhagen's Vortritt zumal, der den Verewigten, mit der ihm eigenthümlichen Gabe, auch von Seiten der Lebenserscheinung aufzufassen verstanden, wäre ich in einem sehr wichtigen Theile der Charakteristik fast hülflos gewesen. Besonders in dieser Hinsicht ist seine, im Jahre 1838 erschienene Skizze über Humboldt ganz unschätzbar.

Dann haben mir aber doch auch manche ungedruckte Mittheilungen zu Gebote gestanden, von denen ich Gebrauch machte, sobald ich sie in jeder Hinsicht für zuverlässig ansehen durfte. Namentlich für die Jugend- und Bildungsgeschichte Humboldt's habe ich vieles bisher Unbekannte aus solcher Quelle geschöpft, und ich denke auch für die spätre Hälfte seines Lebens manches Neue überliefern zu können. Wo es, besonders im politischen Theile, nothwendig erscheint, soll auch besonders herausgehoben werden, daß die Angabe aus Privatquellen herrührt. Wenn ich irgend Grund hätte, die Richtigkeit einer solchen zu bezweifeln, soll es geflissentlich hinzugefügt werden. — Im Uebrigen wird der aufmerksame Leser das Neue von dem früher

Ueberlieferten leicht unterscheiden können, da aus den gedruckten Quellen die Belege sorgfältig beigebracht wurden. Letzteres halte ich bei solchen Arbeiten für unerläßlich, nicht etwa blos um der Gewißheit willen, daß der Verfasser auf sicherem Grunde fuße — denn das beweisen die Citate oft ganz und gar nicht — sondern hauptsächlich, damit der prüfende Leser wisse, welcher Werth der Angabe zukomme, welchen Glauben sie verdiene. Daß in meinen Schilderungen Vieles auf allgemeinen Combinationen ruht, versteht sich von selbst. Auch hab' ich die oft angeführten Hülfsmittel nicht bei jeder Kleinigkeit wiederholt.

Das Werk*) besteht aus zwei Theilen, von denen der erste den Gang der Entwicklung und Bildung unseres Humboldt und seine Theilnahme an unsrer classischen Litteratur enthält. Die beiden ersten Bücher namentlich geben zugleich die Hauptzüge der Charakteristik. Man kann sie daher in gewissem Sinne als Grundlage des Ganzen ansehen. — Der zweite Theil wird seine öffentliche Laufbahn, bis zum Jahre 1819, und die Mußejahre seines Alters vorüberführen. Hier haben wir es weniger mit dem werdenden als mit dem fertigen und wirkenden Geiste, weniger mit Charakteristik, als mit Thatsachen zu thun. Obwohl der Gegenstand für einen größeren Kreis noch an Interesse zunimmt,

*) Für diejenigen, welche an dem Titel: „Erinnerungen" Anstoß nehmen und dieses Wort blos auf Mittheilungen eines Mitlebenden beschränken wollen, bemerkt der Verfasser, daß er kein Bedenken getragen, dem erweiterten Sprachgebrauch zu folgen, welcher es auch auf die Arbeit eines Nachlebenden ausdehnt. Die Schwierigkeit des Stoffes, die wir oben dargelegt, so wie die Absicht einer freieren Behandlung desselben, die dem Ganzen zu Grunde liegt, entschieden für die Wahl dieses Ausdrucks.

ſo wird doch unleugbar das Material etwas dürftiger, ſchon weil es uns in geringerem Grade vergönnt iſt, Humboldt's eigene Briefe als Leitfaden zu benutzen. Aus dieſer Quelle aber ſtrömt der Hauptreichthum der erſten Bücher, namentlich aus den herrlichen Briefen an Forſter und an Schiller. Daß der Humboldt-Goethe'ſche Briefwechſel noch immer fehlt und nur einige Fragmente davon gedruckt ſind, war, ich geſtehe es, ein rechtes Herzeleid für mich. Denn wenn er vorläge, würde uns für den Inhalt des dritten Buches keine weſentliche Quelle mehr zu wünſchen ſein. Doch wird die Zukunft überhaupt noch manche köſtliche Reliquie dieſer Art zu Tage fördern: noch auf manche Weiſe wird die Größe und der Reichthum dieſes Geiſtes in helleres Licht gerückt werden. Uns nur zur Freude. Denn wie dieſe Erinnerungen ein Führer und Wegweiſer durch das ſchon Bekannte und ein Vereinigungspunkt für das Zerſtreute ſein ſollen, ſo können ſie wohl auch dem, was ſich ſpäter ergänzend und bereichernd hervorthun mag, noch als willkommener Anhaltspunkt dienen.

Eine ſolche Bereicherung kam meiner Arbeit ſelbſt noch zu Gut, nämlich das Erſcheinen der beiden erſten Bände von Humboldt's geſammelten Werken (Berlin, 1841). Dieſe Sammlung war längſt erwartet und das Werk iſt nun, unter den Auſpicien des Bruders, glücklich begonnen. Möge es nur einen raſchen und glänzenden Fortgang haben! Wenn wir dabei etwas bedauern, ſo iſt es dies, daß Alexander von Humboldt die Anordnung und Durchführung des Ganzen nicht ſelbſt zu leiten im Stande war. Denn dann wäre es

gewiß planvoller und im Einzelnen sorgfältiger ausgeführt worden. Ueberhaupt will uns bedünken, daß eine eigne Abtheilung der für ein größeres Publikum geeigneten Humboldt'schen Schriften zu wünschen gewesen wäre: eine andre für die eigentlichen Forscher in einzelnen Wissenszweigen. Denn obschon allen Schriften der Genius dieses Mannes eingedrückt ist, steht doch das Eine dem größern Theile der Nation unendlich näher als das Andre. Jener allgemeinere Theil verdiente aber um so mehr für sich zusammengestellt zu werden, als vielleicht unter den deutschen Autoren Keiner ist, der sich nach dem Studium eines Lessing, Göthe und Schiller, so unmittelbar zu einer höhern Geistes- und Charakterausbildung eignet und sich so würdig an diese Heroen anschließt, als Humboldt.

Dem Verfasser dieser Erinnerungen war das Erscheinen dieser Bände noch besonders willkommen. Erstens wegen der köstlichen poetischen Ergüsse, die uns aus dem Nachlasse des Verstorbenen mitgetheilt wurden. Dann auch, weil wir uns nun schon für einen ansehnlichen Theil der bisher zerstreuten Humboldt'schen Schriften auf eine allgemein zugänglichere Quelle berufen und unsere Leser auf diese hinweisen konnten. Endlich, ich gestehe es, auch deshalb, weil ich jetzt, da diese verschiedenartigen und oft fragmentarischen Leistungen des Mannes vereinigt vorliegen, nur noch mehr in der Ueberzeugung bestätigt werde, daß ein biographischer, einleitender und ergänzender Commentar, schon als Führer durch diese Sammlung, ein wesentliches Bedürfniß befriedigen müsse.

So viel zur Bevorwortung des biographischen

Verſuchs, den wir hier vorlegen. Wie unvollkommen er auch ausgefallen ſein mag, ſo vertraue ich doch, daß Freunde und Kenner der Litteratur ihn mit Nachſicht aufnehmen und beurtheilen werden. Allen Anforderungen in dieſer geiſtig ſo bewegten und in Parteien geſpaltenen Zeit zu genügen, iſt unmöglich. Freuen wird es mich ſchon, wenn Mancher ſich durch dieſe Arbeit befriedigt und auf ſeinem Wege gefördert fühlt, und es dem Verfaſſer Dank weiß, daß eine ſo ausgezeichnete und wahrlich nicht ephemere Geſtalt, daß der nächſte Genoſſe eines Schiller und Göthe, eines Stein und Hardenberg, ein Mann, deſſen Name mit dem Beſten, was die Nation in neuerer Zeit aufzuweiſen hat, der claſſiſchen Epoche unſerer Litteratur und dem Anfang unſerer politiſchen Erhebung, in ſo innigerer Verbindung ſteht, dem Auge um etwas näher gerückt iſt. Den ſchönſten Lohn aber würde ich darin finden, wenn es meinem Streben gelingen ſollte, einen größern Theil der mitſtrebenden und heranwachſenden Köpfe an das Vermächtniß zu mahnen, welches Humboldt in ſeinem Leben und ſeinen Werken hinterlaſſen.

**Stuttgart**, im September 1842.

# Erstes Buch.

## Jugend- und Lehrjahre.

Die Familie Humboldt, neuerer Zeit durch zwei Sprößlinge ihres Hauses, die Brüder Wilhelm und Alexander, zu Ruhm und Glanz erhoben, stammt ursprünglich aus Hinterpommern, von einem altadeligen Geschlecht, das dort im Fürstenthume Camin und im Neustettiner Kreise Güter besaß. Seit Preußen zur Herrschaft in diesen Landen gekommen war, finden wir auch die Humboldt in brandenburgischen Diensten, im Militär wie in diplomatischen Stellen. So kam die Familie ganz aus jenen Gegenden, und erwarb bald im Magdeburgischen neue Besitzungen. Hans Paul von Humboldt, Capitain zu Zeiten Friedrich Wilhelm des Ersten, vermählte sich mit einer Tochter des preußischen Obristen und Generaladjutanten von Schweder. Von seinen drei Söhnen pflanzte Alexander Georg von Humboldt sein Geschlecht fort.

Dieser ist der Vater unseres Brüderpaares, geboren 1720, Erbherr auf Hadersleben und Ringenwalde. Dazu erwarb er das Schloßchen Tegel, das er vom königlichen Forst-Departement in Erbpacht nahm. Herr von Humboldt diente lange im Finckensteinischen Dragonerregimente und wurde dann Major und Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Während der schlimmsten Zeiten des siebenjährigen Krieges wurde er von dem Herzog oft an den großen Friedrich geschickt; daher dieser in den Briefen über den Unfall des Diktators Wedel schreibt: „Ich habe an Humboldt Alles gesagt, was man von solcher Ferne nur sagen kann."

Nach dem Kriege (1763) ernannte ihn der König zum Kammerherrn; zugleich wurde er dienſtthuender Kammerherr bei der neuvermählten Prinzeſſin von Preußen, Eliſabeth, und lebte deßhalb zu Potsdam. Als die Prinzeſſin nach Stettin gebracht wurde,[1]) verließ er Potsdam und wohnte ſeitdem zu Berlin und Tegel. Er blieb in der vollen Gunſt des Prinzen von Preußen — nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II., der ihn regelmäßig jedes Jahr in Tegel beſuchte. Hätte er deſſen Regierungsantritt erlebt, ſo würde er vielleicht auch eine bedeutende Perſon im Staate geworden ſeyn; denn man zählte ihn unter die erſten Günſtlinge dieſes Prinzen, ja zu denen, welche die meiſte Wahrſcheinlichkeit für ſich hätten, unter ihm ein neues Miniſterium zu bilden.[2]) Sein früherer Tod zerſtörte dieſe Pläne.

Die Gemahlin des Majors von Humboldt war eine geborne von Colomb, eine Cousine der Fürſtin von Blücher und Nichte des alten Präſidenten Colomb in Amrich. Sie war in erſter Ehe mit einem Baron von Holwede verheirathet. Ein Sohn aus dieſer Ehe, alſo Stiefbruder unſerer Humboldts, diente als Offizier im Regimente Gendarmes. Die Colombs, von denen ſich Einer auch in unſerem

1) Die Ehe wurde bekanntlich 1769 gelöst.

2) In einer Depeſche des engliſchen Botſchafters vom Anfang des Jahres 1776 werden diejenigen, welche deſſen würden, nach dem Tode Friedrichs II. Miniſter zu werden, nach einiger Wahrſcheinlichkeit in drei Claſſen getheilt. Die erſte ſei die Partie des Prinzen Heinrich. Dann werden Herzberg, Schulenburg ꝛc. genannt, und dieſe vom Berichterſtatter als die am beſten hierzu Geeigneten bezeichnet. Dann ſpricht er von der dritten Claſſe alſo: „Die meiſte Wahrſcheinlichkeit des Erfolges haben indeß, obgleich ſie nicht derſelben Art ſind, diejenigen, welche ſich als des Prinzen Günſtlinge betrachten. Zu den erſten von ihnen gehört Herr von Humboldt, ehemals ein Beamter beim verbündeten Heere, ein Mann von einfachem Verſtande und ſchönem Charakter ꝛc.“ Mitgetheilt von Raumer in deſſen Beiträgen zur neueren Geſchichte, Bd. 5. Leipzig, 1809. S. 297. „Beamter“ iſt wahrſcheinlich ein Raumer'ſcher Ueberſetzungsfehler; es ſoll Offizier heißen.

Befreiungskampfe auszeichnete, stammen aus Burgund, wo sie einst große Glashütten errichtet hatten. Nach dem Widerrufe des Edikts von Nantes wanderten sie aus. Die Familie der Mutter gleichsam des zweiten Entdeckers von Amerika, unseres Alexander Humboldt, hat, wie dieser selbst sagt,[1] mit dem großen Admiral Colombo nur den Namen gemein.

Mit ihr zeugte Freiherr von Humboldt die beiden herrlichen Söhne: Carl Wilhelm und Friedrich Heinrich Alexander von Humboldt. Wilhelm, der ältere, wurde zu Potsdam geboren, am 22. Junius 1767. Der jüngere, Alexander, kam zwei Jahre später zu Berlin, im September 1769, zur Welt. Er ist noch gegenwärtig, rüstig bei hohen Jahren, die größte Zierde seiner Vaterstadt und einer der letzten lebenden Ueberreste aus der großen Zeit unserer klassischen Literatur.

Der Vater unserer Humboldts starb schon 1779. Dagegen erhielt ihnen das Glück die treffliche Mutter, die, von guten Rathgebern geleitet, ihren Söhnen auch die sorgfältigste Erziehung zu geben sich bemühte. Als auch sie starb — ihr Tod erfolgte im November 1796 — standen beide Söhne auf eigenen Füßen, und hatten auf eine der geistigen und bürgerlichen Welt viel versprechende Weise ihre Laufbahn schon betreten.[2]

1) S. A. v. Humboldt's Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt. A. d. Französischen von Ign. Zeller. B. 2. Berlin, 1838. S. 277 — Anm. Red.

2) Ich konnte für dieses wie die folgenden Capitel des ersten Buches auch Privatmittheilungen benutzen und durch sie manche wesentliche Lücke in der Bildungsgeschichte Wilhelm Humboldt's ausfüllen, manche Unrichtigkeit, die bisher im Umlauf war, entfernen. Zwar sind diese Nachrichten noch immer unvollständig, aber doch reichlicher und zuverlässiger als alle bisher bekannten. Besonders in unsern encyclopädischen Werken finden sich unrichtige Angaben genug.

Wir haben schon den Landsitz genannt, wo die Gebrüder gemeinschaftlich einen großen Theil ihrer Jugend verlebten, den Wilhelm erbte und zu einem Tusculum seines spätern Lebens umschuf, den Platz, wo er nun begraben liegt, ein Ort, der an dem Ruhm seines Eigenthümers und Bewohners Theil hat, so gut wie eine Villa des Alterthums, und der in mehr als einer Hinsicht in unserer Literatur verewigt worden ist. Wer kennt nicht die Verse in Göthe's Faust, mit welchen Nicolai, der Geist der Plattheit, den die Geister der Walpurgisnacht anfährt:

„Ihr seid noch immer da! Nein das ist unerhört
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack, es spukt nach keiner Regel
Wir sind so klug und dennoch spukt's in Tegel.
Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgeschabt,
Und nie wird's rein, das ist doch unerhört!"

Tegel war ursprünglich ein Jagdschlößchen des großen Churfürsten, und noch unter Friedrich II. war ein königliches Forstrevier daselbst. Damals hatte ein Herr von Burgsdorf, ein Zeitgenosse des alten Herrn v. Humboldt, als königlicher Forstrath, seinen Sitz in Tegel und legte daselbst große Baumanlagen und Pflanzungen an, die zu ihrer Zeit sogar Aufsehen machten. Das Schlößchen und Vorwerk selbst hatte der alte Humboldt um diese Zeit schon vom königlichen Forstdepartement in Erbpacht genommen. Dieses Tegel liegt drei Stunden nordwestlich von Berlin, in recht anmuthiger Gegend,

---

In obigem Abschnitt dienten mir noch als besondere Quelle: J. C. v. Hellbach's Adelslexikon. Ilmenau, 1825. S. 397–98. — Freiherr K. v. Zedlitz-Neukirch, Neues Preußisches Adelslexikon. B. 2. Leipzig, 1836. S. 456–58. Leider sind Zedlitz's Angaben nirgends so sicher, daß man ihm mit rechtem Vertrauen folgen könnte.

Für die Liebhaber stehe hier auch die Beschreibung des Wappens der Humboldt'schen Familie. „Das von Humboldtische Wappen zeigt im goldenen Schilde einen grünen, zwischen drei Sternen stehenden Baum und auf dem Helme zwischen zwei Adlerflügeln einen wachsenden, gebarnischten, ein Schwert in der Hand haltenden Ritter." (Zedlitz).

nur durch einen düstern Kiefernwald von der Hauptstadt getrennt. Es liegt an der Havel, die sich hier wie ein See ausbreitet und auch der Tegeler See genannt wird, und zwar fast an der nordöstlichen Spitze des See's. Weit mehr südwärts, am andern Ufer der Havel, zeigt sich Stadt und Festung Spandau. — Schon der Major von Humboldt erweiterte und schmückte dies Besitzthum, und verschönerte es durch große Gartenanlagen nach dem See hin. Auch ein Weinberg wurde angelegt. Das nordwestliche Ufer des See's hat hohe Hügeldämme, mit Waldung und Buschwerk reich bewachsen, angenehme Spaziergänge mit schönen Aussichten. Das Dorf selbst ist königlich; und das Schloß mit dem dazu gehörigen Lande hat erst Wilhelm Humboldt auch als Rittergut besessen.

Noch bis in dieses Jahrhundert stand das alte Schloß, in dem Wilhelm die Kinderjahre verlebte. Erst als er seinen bleibenden Musensitz dort aufschlagen wollte, baute er ein neues, prächtigeres Haus. Einen alten Thurm aus der Zeit des großen Churfürsten bei diesem Aus- und Umbau schicklich zu erhalten, ersann er eine sinnige Anordnung, nach welcher alle vier Ecken sich thurmartig erheben. Jedes Thürmchen ist mit dem griechischen Namen eines Windes bezeichnet. Wie er dieses Schloß dann mit Schätzen alter und neuer Kunst ausschmückte, wie er den Park verschönerte, und zuletzt von Künstlerhand mitten darin seiner Gattin ein Grabdenkmal errichten ließ, das auch seine irdischen Ueberreste aufnehmen sollte — dies werden wir an spätrem Orte zu berichten haben. In Tegel schlingen sich die Anfänge mit dem Ende seines Lebens zusammen. Es war die Heimath seiner Jugend und ist in der neuen Gestalt seine Schöpfung.

Wir wenden wieder in die Zeiten des alten Schlosses zurück. Wie Viele hat es einst, auch in unscheinbarerem

Gewande, gaſtlich bei ſich aufgenommen! Noch zu Lebzeiten des Major Humboldt kam einſt auch Göthe nach Tegel, und brachte hier, ohne Zweifel auf dem Schloſſe, einen Mittag zu. Bekanntlich war Göthe nur einmal in ſeinem Leben, und faſt nur incognito, einige Tage in Berlin. Er reiſete nämlich mit ſeinem Herzoge zu den großen Manoeuvres, die im Mai 1778 in den dortigen Umgebungen ausgeführt wurden. Gegen das Ende dieſer Uebungen ging er dann auch eines Morgens — wie er in ſeinem Tagebuch notirte — von Berlin mit über Schönhauſen nach Tegel, ſpeiſete da und nahm den Rückweg über Charlottenburg nach Potsdam. [1] Vielleicht ſah Göthe damals zwei muntre Knaben, von zehn und acht Jahren, nicht ahnend, in welch' innigem Bund er dereinſt zu ihnen ſtehen werde. Eine neue, ihm verwandtere Generation ſpielte ſchon zu den Füßen unſeres Dichters, der im damaligen Berlin ſich noch ſo wenig gefiel, daß er es am Ende gar verläugnete dort geweſen zu ſein. Weder die Militärparaden behagten ihm da, noch die Poeten und Schriftſteller jener Zeit. Saß doch da ein Mann, der unſern Dichter ſchon vom Werther her befehdet hatte, und eine Art Repräſentant des damaligen Berlin war, umgeben von einem großen Anhang triviale Aufklärung und wohlmeinend philiſterhafter Geſinnung. Es war die Schaar, die, von Leſſing angeregt, oft mehr den Mantel, als den Geiſt dieſes großen Mannes ergriffen hatte. Man läugnet nicht, daß auch recht tüchtige Männer aus dieſer Region hervorgingen. Schon Mendelsſohn iſt ein ganz Anderer. Dieſter und Gedike erwarben ſich, in ihrer Art, wirkliche Verdienſte. Und die jüngern, meiſt jüdiſchen Gelehrten, die Herz, die Friedländer, die Maimon, auch geiſtig ſehr ausgezeichnete Köpfe, laſſen jene Abkunft in edlerem Sinne wieder erkennen. Ja Humboldt

1) Riemer über Goethe, II. 60.

ſelbſt hat den Kern freiſinniger Denkart früh in dem Umgang mit dieſen Männern gekräftigt. In einem Theile ſeines Weſens blieb er ihnen auch immer eng verwandt.

Göthe aber hielt ſich an die einzelne bornirte Geſtalt, die dieſe Richtung in dem platten Kopfe Friedrich Nicolai's angenommen und damals von Berlin aus ſich noch gar breit machte, und that Recht daran. Nicolai hörte auch ſpäter nicht auf, ſich zu proſtituiren. Nachdem er ſchon in unzähligen Xenien gegeiſelt worden war, verherrlichte ihn Göthe auch in ſeinem Fauſt und führte ihn unter dem Namen Proktophantasmiſten (Steifviſionair) auf den Blocksberg, den Olymp der Abgeſchmacktheit, ein. Er läßt ihn auch dort, wie im Leben, mit Geiſtern und Geſpenſtern Händel anfangen. Tegel, das ihm ſo nahe lag, hatte ſeine Galle erregt. An dieſem Orte wagte nämlich, trotzdem daß Nicolai ſo viel gegen den Aberglauben geſchrieben, bei ſeinen Lebzeiten ein Geiſt umzugehen, und eben dieſes Verdruſſes gedenkt er, da er mit den oben citirten Verſen die Teufel und Geſpenſter auf dem Blocksberg anſpricht. In Tegel hatte ſich während der neunziger Jahre wirklich ein Vorfall der Art begeben, und Nicolai hatte in einer berüchtigten Vorleſung der Berliner Akademie, in welcher er erzählte, wie er ſelbſt kurz zuvor von Bienen geplagt worden ſei, ſich aber auf recht praktiſche Weiſe davon befreit habe, auch dieſe Tegeler Geſpenſtergeſchichte angezogen [2]). Wie hätte das Göthe ungenutzt laſſen ſollen, der gar wohl wußte, daß auch ein Geiſt in Tegel hauſe, der Nicolai'n vielleicht ſo wenig gelten mochte als dies zweifelhafte Geſpenſt!

2) Beiſpiel einer Erſcheinung mehrerer Phantasmen, nebſt einigen erläuternden Anmerkungen. Vorgeleſen in der Berl. Akad. d. W. 28. Febr. 1799. Gedruckt in Bieſter's Berl. Monatſchrift, Mai 1799 und im 1. Theile ſeiner geſammelten akademiſchen Abhandlungen (1845). — Ueber die Geſpenſtergeſchichte in Tegel ſoll ſich in den Berliniſchen Blättern, November 1797, Nro. 6 eine nähere Mittheilung finden.

Es war ein hübſcher Griff Göthe's, beiläufig den Ort zu verherrlichen, wo ein edler Geiſt, zum Verdruß der Bornirtheit und der Vorurtheile mancher Art, ungeſcheut ſeinem Genius folgen und die unerſchrockene Freiheit des Gedankens wie der Geſinnung bewähren ſollte! Der helle Sinn Wilhelm Humboldt's ſcheute auch das Dunkle nicht; ja es reizte ihn und wurde Gegenſtand ſeiner Forſchung. Es gehört ſogar zur Eigenthümlichkeit dieſes vielſeitigen Mannes, daß er, ein ſo klarer Denker, doch wieder nicht zu den Köpfen zählte, die J. Kerner in ſeinem Humor gläſerne genannt hat, ſondern ſelbſt, wie ein feiner Beobachter ſagt, „die Schauer der Geſpenſterfurcht kannte.“ [3])

Als Wilhelm ſein Schloß umbaute, wollte er den Thurm aus alten Zeiten gerettet wiſſen; er umgab ihn aber mit den ſchönen Formen einer freiern und lichten Kunſt. Er war ein Geiſt, der das Geheimnißvolle der innern Welt, ohne es zu tilgen, zu lichten Gedanken empor arbeitete; und auch der Stätte, die er zu einem Muſenſitz erhob, drückte er dieſen Charakter auf.

---

Haben wir ſo eben der platteſten Erſcheinung gedacht, die in Humboldt's Jünglingsjahren ſich noch breit machen durfte, ſo laſſen ſich doch die Verbeſſerungen noch weniger verkennen, die gerade in dem zweit- und drittletzten Decennium des vorigen Jahrhunderts auftauchten und der Erziehung der jungen Humboldt zu Gut kamen. Zunächſt intereſſirt uns die Pädagogik und das Aufblühen der Sprach- und Alterthums-Wiſſenſchaften. An der Tagesordnung waren gerade die neuen Erziehungsmethoden, die durch Rouſſeau

3) Varnhagen in ſeiner Skizze: „Wilhelm von Humboldt,“ Denkw. u. Verm. Schr. IV. 300.

angeregt werden, und in Preußen griffen dieſe Neuerungen beſonders tief ein. Der Domherr von Rochow auf Rekahn ging mit edlem Beiſpiel voran, Gedike wirkte hier; auch Campe ging von hier aus und Baſedow ſammt dem Deſſauiſchen Philanthropin waren ganz in der Nähe. Selbſt der Adel verſchmähte nicht, ſeine Kinder nach den neueſten Fortſchritten unterrichten zu laſſen, und Erzieher und Hofmeiſter hatten ihr goldnes Zeitalter. Freilich zeigte ſich, wie bei allen Anfängen, auch hier viel Verkehrtes, und namentlich würde der Erziehungseifer eine viel niedrigere, auf das blos Nützliche gewendete Richtung genommen haben, wenn nicht faſt gleichzeitig das Studium der alten Sprachen eine völlige Auffriſchung erhalten hätte. Dieſe ging namentlich von Heyne in Göttingen aus. Aber weit und breit lebte bald der Unterricht in den alten Sprachen, und namentlich der griechiſche, wieder auf.

Wir haben Campe ſchon genannt, er intereſſirt uns hier aber auch viel näher. Von ihm ſelbſt, als dem Humboldtiſchen Hauslehrer, wurde Wilhelm in den erſten Jahren erzogen. Campe war, wie wir wiſſen, 1773 Feldprediger beim Regiment des Prinzen von Preußen zu Potsdam. Aber ein innrer Trieb zog ihn zur Pädagogik hin, der er ſich dann auch bald ganz widmete. Sein Wirken im Hauſe des Major Humboldt iſt daher um die Mitte der ſiebziger Jahre zu ſetzen. Im Jahr 1777 trat er ſchon als Lehrer an das Philanthropin zu Deſſau, und in demſelben Jahre kam ein Anderer als Erzieher in das Humboldtiſche Haus. — Obſchon die Knaben noch zu jung waren, als daß ein tieferer Einfluß dieſes erſten Lehrers vorauszuſetzen ſein dürfte, ſo iſt es doch immer merkwürdig, gar verwandte Züge auch an den Zöglingen zu gewahren, wenn ſie auch in dieſen viel großartiger wieder erſcheinen. Konnte der Mann, der nächſt Klopſtock einer der Erſten in Deutſchland war, die mit

Sprachtheorie, wenn schon zunächst mehr mit deutscher Sprache und deutschem Styl, sich beschäftigten, konnte der nicht die ersten Triebe der Sprachforschung in unsers Humboldt Geiste erwecken? Der Mann, der den Robinson bearbeitete, und die Gestalten kühner Weltumsegler auch der Kinderwelt nahe brachte, konnte der nicht zuerst Alexanders Phantasie mit solchen Bildern befruchtet und die unvertilgbare Entdeckungslust in ihm entzündet haben? In einem Briefe an Forster (1. Juli 1789) nennt Wilhelm sich selbst Campe's „ehemaligen Zögling", und deutet zugleich an, daß er dieserhalb damals Gegenstand des Gespräches geworden und von seinen Bekannten geneckt worden sei. Freilich überwuchsen die Zöglinge früh genug diesem Lehrer,[1]) doch blieben sie in freundlichem

1) Es ist uns davon ein spezieller Zug erhalten, der wohl auf Wahrheit beruht, wenn er auch nicht ganz authentisch erzählt ist. Ein Mann, der noch 1797, als beide Brüder in Jena lebten, viel in Schillers Hause war und da oft den Unterhaltungen anwohnte, die Jene so reichlich in das derbige Leben brachten, erinnert sich, daß sie sich auch einmal über Campe belustigten. „Campe", sagt der Berichterstatter, „war bekanntlich ihr Hofmeister; sie machten mit ihm Reisen durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz. Er habe geglaubt, erzählten die Humboldt, als Hofmeister überall ein wichtiges Wort äußern zu müssen; unter andern habe er, als sie das Zimmer besahen, wo Rousseau gestorben ist, gesagt: *Zu diesem Fenster ist die große Seele hinausgefahren!*" Mitgetheilt in dem Aufsatze: „Schiller in Jena", im Morgenblatt v. 14. — 21. Sept. 1838. Der Verfasser des Aufsatzes ist der nachmalige Decan Göritz, ein Würtemberger. Wir würden rathen, diese Quelle auch für Schillers Biographie sehr vorsichtig zu benutzen. Er ist keineswegs ein so zuverlässiger Berichterstatter. Und wenn wir selbst in Einzelnem, z. B. im Urtheil über Schillers Gattin, nicht geradezu persönliche Gereiztheit vermuthen müßten, so stellt sich uns schon im Ganzen keine Denkweise dar, die geeignet wäre, einen so edlen und geistigen Lebenskreis sofortig aufzufassen. Zudem sind diese Schilderungen aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, wo denn leicht manches verschoben wird. Obige Thatsache ist ebenfalls nicht lauter erzählt. Sie begab sich wahrscheinlich auf der Reise, die nur der ältere Bruder im Sommer 1789 von Göttingen aus, in Campe's Begleitung, und zwar nur nach Paris unternahm. Da besuchten sie denn auch Ermenonville. Campe gerirte sich gegen den zwanzigjährigen Jüngling wohl noch als Erzieher; und eine Aufsicht, eine Fürsorge für den jungen Begleiter war ihm wohl auch übertragen.

Verhältniß zu ihm; und später werden wir Wilhelmen seinen ersten größern Ausflug in Campe's Gesellschaft machen sehen.

Nicht ein so berühmter Name ist es, aber ein vortrefflicher Mann, den der alte Humboldt nunmehr als Erzieher seiner Söhne ins Haus nahm, und der nach des Vaters bald darauf erfolgtem Tode die Bildung derselben hauptsächlich leitete. Er hieß C. J. Christian Kunth. Derselbe war noch sehr jung und hatte aus Mangel an Unterstützung die akademischen Studien abbrechen müssen; aber an höherer Geistesbildung schon seinen Jahren voraus, in der lateinischen, französischen und deutschen Litteratur, in Philosophie und Geschichte bewandert, und auch für den Umgang in gewählten Kreisen vorgebildet, erschien er doch schon geeignet, als Erzieher in ein so angesehenes Haus zu treten.

„Selten, so sagt der Verfasser seines Necrologs,[2]) dürfte der Erfolg wohlgegründete Erwartungen vollständiger bestätigt haben. Der Kammerherr, Major von Humboldt, übertrug im Jahre 1777 dem damals 20jährigen Kunth die Erziehung zweier Söhne, Wilhelm und Alexander, von zehn und acht Jahren. Es war eine höhere Sorgfalt, als die des treuen Lehrers, der nur eigene Kenntnisse auf den Geist reichbegabter Schüler überträgt; es war ein eben so thätiges, als wohlgeordnetes Bestreben, Alles, was Berlin an ächten Bildungsmitteln besaß, für die Entwicklung großer Anlagen fruchtbar zu machen, was den Erzieher, nach dem frühen Tode des

2) In der preußischen Staatszeitung, 30. Nov. 1829. Der Artikel ist mit Y. unterzeichnet und rührt von dem wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath Hoffmann, dem Statistiker, her. Im Jahr 1795 trat Kunth in den Staatsdienst und hier erwarb er sich um das preußische Gewerbwesen, besonders in der schweren Epoche seit 1808, große Verdienste. Er starb, als wirklicher geheimer Ober-Regierungsrath, im November 1829.

Vaters, der ſchon im Januar 1779 erfolgte, von dem edelmüthigen Vertrauen und der hohen Geſinnung der Mutter unterſtützt, unauflöslich mit ſeinen Zöglingen verband. Nach eilf Jahren war die Erziehung vollbracht; aber was auch Wirkſamkeit im Reiche der Wiſſenſchaften und im öffentlichen Leben, Rang unter den Geiſtern und Ehrenſtellen im Staate, ſeitdem in vierzig Jahren umwandeln mußten, die alte Sorgfalt, die alte Treue, die alte Zuneigung blieb unwandelbar.

„Die Stellung, worin Kunth ſich als Erzieher befand, wirkte mächtig bildend auf ihn ſelbſt zurück. Der Umgang mit geiſtreichen, angeſehenen, gewandten Perſonen aus allen Ständen, die Sorge für häusliche Verhältniſſe, welche das unbeſchränkte Vertrauen der Familie ihm übertrug, die Geſchäfte, die für ihn aus dieſer Verwaltung erwuchſen, führten ihn ſelbſt thätig in das äußere Leben ein, und empfahlen ihn zur Anſtellung im Dienſte des Staats.“ Schon eingetreten in denſelben, blieb er doch „noch neun Jahre, bis zum Tode der verwittweten Frau von Humboldt im Jahre 1796, ihr Haus- und Tiſchgenoſſe.“ —

So weit der Bericht über Kunth's Wirken, inſofern er unſerm Gegenſtande angehört. Mit geringer Phantaſie läßt ſich aus dieſer kurzen Skizze Kunth's wichtige und folgenreiche Stellung ermeſſen. Nicht blos der Erfolg, den ſeine Bemühungen hatten, ſpricht für die Sorgfalt und Gediegenheit des Erziehers, ſondern auch, und vielleicht noch in höherm Grade, zeigt es die Liebe und das unbeſchränkte Vertrauen, das die Brüder ihr Leben lang zu dem Führer ihrer Jugend hegten. Er war es ſtets, dem ſie am liebſten die Sorge für ihr Eigenthum übertrugen. Wenn Alexander jahrelang auf großen Entdeckungsreiſen zubrachte und Wilhelm über den Ruinen des claſſiſchen Bodens ſchwelgte,

durften ſie unbeſorgt um Hab und Gut in der Heimath ſein, da ein väterlicher Freund es mit treuer Sorgfalt wahrte.

Von der Ausbildung beider Brüder könnten wir auch ohne alle weitere Kunde behaupten, daß ſie eine ungemein vielſeitige und tüchtige geweſen ſein müſſe. Denn war auch das Streben nach Univerſalität, das die Humboldt eben ſo charakteriſirt als die Gründlichkeit, mit welcher ſie ſich in beſtimmten Gebieten bewegen, ein angeborner Drang, ſo will doch auch ein ſolcher durch Unterricht und Leitung, durch Gunſt und Gelegenheit gefördert ſein. Bei dieſer Allſeitigkeit, die in dem ältern Bruder ſo weit ging, daß er den Wunſch äußerte, nichts auf dieſer Erde unerkannt zurückzulaſſen, iſt es um ſo merkwürdiger, daß Beide ihren höchſten Eifer wieder ganz auf ihre beſondern, und zwar ſehr entgegengeſetzte Fächer warfen, Alexander auf die Naturwiſſenſchaften im weiteſten Sinne, auf Berg- und Hüttenweſen, auf Erd- und Völkerkunde, Wilhelm dagegen auf das claſſiſche Alterthum, auf Kunſt, auf Philoſophie und auf Sprache. Während Jener berufen war, die äußere Natur- und Menſchenwelt in allen Formen der Erſcheinung zu beobachten, drang Wilhelm in das Innere der Menſchheit, in die Geiſteswelt und das eigenthümlichſte Element ihrer Erſcheinung, die Sprache. Sind es nun allerdings ſehr auseinanderliegende Gebiete, in denen ſie die individuelle Heimath aufſchlugen, ſo berühren ſie ſich doch auf beiden wieder nahe genug und ſelbſt auf den entfernten Punkten zeugt ihr Geiſt wieder von urſprünglicher Gemeinſchaft. Faſſen wir nur Wilhelm ins Auge, ſo iſt es wunderbar, auch in ihm den Naturbeſchreiber und Phyſiologen zu erkennen, mit dem Unterſchied nur, daß ihm die innere Welt und deren Phänomene der Gegenſtand der Forſchung wurden. Und wenn der Jüngere mehr in die Weiten der äußern Welt, der Aeltere in das Reich der Ideen dringt, nimmt doch Jeder von ihnen wieder an

den Forſchungen des Andern Theil. Alexandern finden wir auch mit dem Studium der alten Sprachen und mit Alterthümern beſchäftigt und die ausgebreiteteſte Kenntniß alter wie neuer Sprachen konnte der große Reiſende ohnehin nicht miſſen. Wilhelm dagegen ſucht auf ſeines Bruders Bahn ſeine eigne Menſchheits- und Alterthumskenntniß zu mehren. Er, der den Formen der männlichen und weiblichen Geſtalt, den Verhältniſſen der Geſchlechter nachforſchte, — wie hätte er anatomiſche und phyſiologiſche Kenntniß nicht mit in ſein Bereich ziehen ſollen? Aber auch dann, wenn es ſein eigenes Gebiet nicht berührte, ſtrebte ſein univerſeller Sinn noch durch Theilnahme an des Bruders Forſchung den eigenen Umfang zu mehren. Wer Humboldt etwa nur in einzelnen Unterhaltungen mit ſeinem Bruder oder mit Göthe begegnete, würde oft nur einen Naturforſcher vor ſich zu ſehen geglaubt haben, und nicht wenig geſtaunt haben, ihn in einer andern Stunde mit Göthe, oder in einem Geſpräch mit Schiller, mit F. A. Wolf, als einen Geiſt von ganz anderem Drange zu erkennen!

Fragen wir nach den Männern, die zur Ausbildung ſo reicher Talente erwählt wurden, ſo ſtoßen wir freilich auf manche Lücke, dennoch iſt es uns vergönnt, Wilhelm Humboldt's namhafteſte Lehrer zu bezeichnen und von einigen Vorträgen, die er hörte, ſogar einiges Nähere zu berichten. Kunth, den Erzieher, kennen wir. Daß er die Knaben, beſonders in frühern Jahren, auch vorzugsweiſe unterrichtete, erleidet wohl keinen Zweifel. Aber der Unterricht eines Einzigen würde in keiner Rückſicht zureichend geweſen ſein, und wir hörten es ſchon als Kunth's höchſtes Verdienſt rühmen, daß er eben die beſten Kräfte der Hauptſtadt für die Bildung ſeiner Zöglinge in Bewegung zu ſetzen verſtand.

So erfahren wir aus der Lebensbeſchreibung des berühmten Berliner Arztes, und nachherigen Geheimen Raths,

Ernſt Ludwig Heim, [3]) daß dieſer die Knaben in die Anfangsgründe der Pflanzenkunde einweihte. Heim war ſeit dem Jahre 1776 als Phyſikus in Spandau und bald darauf zugleich als Kreisphyſikus im Havellande angeſtellt. Daneben noch übte er eine ausgedehnte Praxis. Schon im Anfang der achtziger Jahre beſuchte er, als Arzt der Familien von Burgsdorf und Humboldt, auch oft das benachbarte Tegel. Dem Oberforſtmeiſter Burgsdorf theilte er ſeine reichen Kenntniſſe von ausländiſchen Bäumen und der Zucht fremder Hölzer mit, die dieſer dann an Ort und Stelle in ſeiner Baumſchule nutzte. Auch mit Kunth, dem Erzieher im v. Humboldt'ſchen Hauſe, war er ſehr befreundet. „Unterm 30. Juli 1781," erzählt Heim's Biograph, „leſen wir in der Chronik (ſeinem Tagebuche): „Nach Tegel geritten und bei der Frau Majorin v. Humboldt zu Mittag geſpeiſt; den jungen v. Humboldt's die 24 Claſſen des Linné'ſchen Pflanzenſyſtems erklärt, welches der Aeltere ſehr leicht faßte und die Namen gleich behielt." [4]) Als ſpäter des Jüngern Ruhm in der Naturkunde ſich über alle Länder verbreitete, erinnerte ſich Heim mit höchſter Freude jener Tage in Tegel. Alexander zählte damals erſt eilf Jahre.

Noch einen andern Blick in das Jugendleben unſrer Brüder öffnet uns Heim's Biographie. Am 19. Mai jedes Jahres muſterte der große Friedrich die Truppen in Spandau, wo dann die ganze Bevölkerung auf dem Platze war, den alten Helden zu erwarten und mit Ehrfurcht und Begeiſterung zu begrüßen. Auch Heim fehlte nicht und ſelbſt als er ſich ſchon in Berlin niedergelaſſen (ſeit 1783), verſäumte er doch jenes Schauſpiel nicht, ſondern begab ſich „mit den Tegelſchen

3) Leben C. L. Heim's. Aus hinterlaſſenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von G. W. Keßler (ſeinem Schwiegerſohne). 2 Theile. Leipzig, 1835.

4) A. a. O. Thl. II. S. 8 – 9.

Freunden, Herrn Kunth und deſſen berühmten Zöglingen dahin, die Specialrevue gründlich zu beſchauen.“ [5])

Was ſie damals von Heim lernten, war natürlich nicht der einzige frühere Unterricht, den die Humboldt in den Naturwiſſenſchaften empfingen. Von Alexander wenigſtens wiſſen wir, daß ſpäter in Berlin der junge Wildenow ſein Lehrer in der Botanik war. [6])

Mehr aber als alles andre intereſſirt es uns zu wiſſen, wer Wilhelm Humboldt in alten Sprachen und alter Literatur den erſten Unterricht ertheilte. Das Alterthum war und blieb ja die Grundlage ſeiner ganzen Bildung: alles, was ihn ſonſt auszeichnete, knüpfte ſich hier an. Die äſthetiſche Kritik, das Intereſſe an unſerer vaterländiſchen Litteratur, ſeine Größe als Sprachforſcher und Denker — alles wurzelte bei ihm in antiken Studien und der Anſchauung der alten Welt. In einer Stadt wie Berlin konnte es ſchon damals nicht an tüchtigen und für die Zeit ſelbſt geſchmackvollen Philologen fehlen. Dort war ſchon viel für die Aufbeſſerung gelehrter Schulen geſchehen. Unſer Humboldt beſuchte zwar keine der dortigen Anſtalten; aber es fanden ſich doch tüchtige Männer, die den Privatunterricht geben konnten. Den Grund zu Wilhelms tiefen griechiſchen Studien legte Löffler, der Verfaſſer eines freigeſinnten Buches über den Neu-Platonismus der Kirchenväter, damals Feldprediger des Regiments Gens-

---

5) A. a. O. Thl. II. S. 34.

6) Das berichtet uns Bergrath Freiesleben in einer im Jahr 1826 zu Freiberg gehaltenen Vorleſung, die dann unter der Aufſchrift: „Aus dem Jugendleben Alexander von Humboldt's“ in den Zeitgenoſſen, Leipzig 1829, B. 2. H. 2, im Auszug mitgetheilt worden iſt. Wir werden für unſern Zweck auch ſpäter noch einzelne Angaben daraus entlehnen. Alexander von Humboldt und der jetzige Berhauptmann Freiesleben (zu Freiberg in Sachſen) ſind von ihren Freiberger Studienjahren her innig befreundet: wir befinden uns alſo hier an einer in jeder Rückſicht ausgezeichneten Quelle.

harmes, nachmals Ober-Conſiſtorialrath in Gotha. Nach Löffler ertheilte ihm Fiſcher vom grauen Kloſter viele Jahre lang Unterricht im Griechiſchen, ein Mann, der, was ziemlich unbekannt iſt, neben der Mathematik auch viel Griechiſch wußte. — Daß Wilhelm ſchon in der Jugend auch neuere Sprachen trieb, daß er die vaterländiſche Litteratur früh kennen lernte, läßt ſich ohne Weiteres vorausſetzen. Ein ſolch Talent für alles Sprachliche wird nicht leicht erſt in ſpätern Jahren entwickelt.

Die Zeit vor ihrem Abgang auf die Univerſität brachten die Brüder mehr zu Berlin als in Tegel zu. Denn nur dort ſelbſt wurde es möglich, ausgezeichnete Männer für größere Privatvorträge zu gewinnen, und nichts zu verabſäumen, was die Jünglinge aufs würdigſte ins akademiſche Leben einführen konnte. Männer, die in der Litteratur und Wiſſenſchaft noch heute Klang und Namen haben, z. B. Engel, Klein, Dohm — laſen beiden Brüdern lange Collegien über Philoſophie, Rechts- und Staatswiſſenſchaft. Ueber Dohm's Vorleſungen hat uns deſſen Schwiegerſohn, Gronau, in der Biographie jenes berühmten Publiciſten, einen ſehr erwünſchten Aufſchluß erhalten. Dohm arbeitete um dieſe Zeit im Departement des Auswärtigen zu Berlin. Gegen das Ende ſeines dortigen Aufenthaltes begehrte der Miniſter von Schulenburg von Dohm, daß dieſer für einen jungen Grafen Armin eine Reihe ſtatiſtiſch-politiſcher Vorleſungen halte. Dohm war ohnehin ſehr beſchäftigt, und dieſe Vorträge forderten ziemlich mühſame Vorbereitung. Dennoch entſprach er dem Wunſche des Miniſters. „Auch die Gebrüder von Humboldt, Wilhelm und Alexander, nahmen, nach dem Wunſche ihrer vortrefflichen Mutter, an jener Vorleſung Antheil, die ganz den Zuſchnitt eines ſogenannten Collegiums auf der Univerſität hatte, im Herbſt 1785 begann und bis zu Dohm's Abgang von Berlin

[Juni 1786] dauerte." [7]) Den Entwurf dazu, sagt uns der Biograph, bewahrte Dohm stets sorgsam auf und die Erinnerung an jene Beschäftigung und das dadurch herbeigeführte Verhältniß mit schon damals sich auszeichnenden, und in vieler Hinsicht interessanten jungen Männern gehörte ihm stets zu den angenehmsten seines Aufenthalts in Berlin. Auch die Gebrüder Humboldt hielten den Lehrer in dankbarem Andenken und gaben ihm davon, als berühmte und hochgestellte Männer, noch später Beweise.

Von einem solchen Lehrer darf man wohl einen Schluß auf die Reise der Jünglinge machen, wenn wir nicht annehmen wollten, daß sie die Vorträge eines so staatskundigen Mannes ganz unvorbereitet und fruchtlos hörten. An Wilhelm fällt diese Reife auch wenig auf. Er war der ältere, und scheint durchaus eine sehr frühzeitige Entwicklung gehabt zu haben. Dann konnte sich bei so vielseitiger Unterweisung in Sprachen und Wissenschaften, auch leicht und ohne Nachtheil ein schnelles Wachsthum erzielen lassen. Alexander aber, der einige Jahre Jüngere, mußte die Vortheile der gemeinsamen Erziehung schon mit heftigerer Anstrengung erkaufen. Er war in jugendlichem Alter keineswegs so kräftig als Wilhelm. In den ersten Jahren der Kindheit verzweifelte man auch ganz an seinen Fähigkeiten, bis es im spätern Knabenalter plötzlich Licht in seinem Kopfe ward. [8]) Körperlich leidend war er sogar noch in und nach den Universitätsjahren. Er selbst leitete diese Kränklichkeit von einem Uebermaß verdorbener Säfte her, das sich von Zeit zu Zeit einstelle. Freunde aber, wie Georg Forster, waren fest überzeugt, daß sein Körper nur deßhalb leide, weil der Geist zu thätig sei und „die logische Erziehung der Herren

---

7) Ch. W. Dohm nach seinem Wollen und Handeln. Von W. Gronau. Lemgo, 1827. S. 127.

8) Freiesleben, a. a. O.

Berliner ſeinen Kopf gar zu ſehr mitgenommen habe,“ [9]) eine Bemerkung, welche einen guten Schlagſchatten wirft, bei der man aber doch nicht vergeſſen darf, daß Forſter gerade der Berliniſchen Aufklärung jederzeit herzlich abgeneigt war.

So ſchritt die Erziehung der Brüder ſo weit fort, daß ſie wohl ausgerüſtet auch ihre Univerſitätsſtudien gemeinſchaftlich beginnen konnten.

---

Nicht blos die Geiſtesfähigkeiten unſer's Humboldt entwickelten ſich in früheſtem Alter, auch die ihm eigenthümlichen Gemüths- und Charakter-Anlagen zeigen ſich ſchon ſo früh an ſeinem Weſen, daß wir in dem, was er, noch vor dem Ende ſeines Univerſitätsleben, thut und ſchreibt, ſchon den ganzen, fertigen, entſchiedenen Humboldt erkennen werden. Zwar von der früheſten Charakterentwicklung des Jünglings erfahren wir nicht eben viel, wie man denn in großen Städten auch auf ausgezeichnete Knaben nicht beſonders aufmerkſam zu ſein pflegt. Und ſelbſt dieß Wenige, dieſe einzelnen Züge, die uns gemeldet werden, ſprechen oft noch mehr die Richtungen der Zeit und des Ortes als den innerſten Charakter des Individuums aus. Doch auch dieſer liegt, wenn auch etwas verhüllt, ſchon zu Tage. In der Hülle und Form nämlich, die Stimmung und Richtung damaliger Zeit ihm aufdrückten, ſo wie in der einſeitigern, jugendlichern Geſtalt, die, charakteriſtiſch genug, ſo früh an Humboldt verſchwindet, am Ende ſeines Lebens jedoch, zwar in geklärterer Form, aber in urſprünglicher Stärke hervortritt.

Ein ſchwärmeriſch idealer Trieb war, wie wir bald finden werden, ein Zug, der Humboldt ſein ganzes Leben begleitete, aber den größern Theil dieſes Lebens gedämpft war von andern mächtigen Eigenſchaften ſeines Weſens.

---

9) Forſter an Heyne, 13. Juni 1790 (in Forſter's Briefwechſel).

In den ersten Jünglingsjahren trat aber dieser Zug eine Zeit lang dominirend hervor. Seine Jugend fiel gerade in die Epoche, wo die Sentimentalität des Empfindens und ein hochfliegender Enthusiasmus an der Tagesordnung waren. Göthe's Werther und Schiller's Don Carlos hatten, was in der Zeit lag, zu hellen Flammen angefacht. Kein Wunder also, wenn Humboldt in dieser Zeit über die Maßen sentimental war; er schwelgte wirklich in Gefühlen, wollte sich und Andere veredeln, nahm Theil an Vereinbarungen hiezu, mit Briefwechsel voll Selbstprüfung und Rechenschaft, in selbsterfundener Geheimschrift, für welche man sich auch besonders jüdischer Lettern gern bediente. Harmlos bekannten sich seine Jünglingsjahre zu dieser strebenden Empfindsamkeit, die überdies mit allen Reizen der Freundschaft und zärtlicher Neigung wie mit denen grübelnder Forschung eng verschlungen war.

Auf der Universität dauerte diese Stimmung fort. Fast alle Freunde, mit denen wir ihn verbunden finden werden, z. B. Stieglitz, Graf von Dohna-Schlobitten, ja selbst Kunth, der Erzieher, nahmen an diesen empfindsamen Freundschafts- und Veredlungs-Bünden Theil. Denn die Neigung zu Vereinigungen und geheimen Gesellschaften war in dieser Zeit eben so in Aufschwung wie die Sentimentalität.

Auch der weibliche Umgang nährte damals diese Stimmung, und erklärlicher Weise auch bei Wilhelm Humboldt. Früh schon kam er durch Spielgenossenschaft, Tanzenlernen ꝛc. mit ausgezeichneten Erscheinungen des andern Geschlechts in Verbindung, Personen, die zum Theil in unserer socialen Geschichte und unserer Litteratur eine denkwürdige Stellung erworben haben. So traf Humboldt schon früh mit Fräulein von Briest, nachherigen Frau von Rochow und dann Frau von Fouqué — unter welchem Namen sie als Verfasserin vieler ihrer Zeit sehr gelesenen Romane aufgetreten ist —

zuſammen, dann mit Rahel, der berühmten Briefſtellerin und beſonders mit Henriette Herz, der noch jetzt lebenden Wittwe des bekannten Hofrath und Profeſſor Markus Herz, die an Schönheit ſo ſehr wie an Geiſt hervorragte. Mit dieſer pflegte Humboldt insbeſondere innige Freundſchaft: er war mit ihr auf du und du, und im vertrauteſten Briefwechſel. Die Sentimentalität, die alles beherrſchte, gab allen dieſen Verhältniſſen einen ganz ungemeinen Schwung.

Neben dieſer Empfindſamkeit, — die ungeheuer war und gegen das Ende des Lebens in reiner und hoher Gefühlsweiſe wiederkehrte, aber auch in der Zwiſchenzeit nie ganz erloſch, — entwickelte ſich aber faſt eben ſo früh der ſchroffſte Gegenpart in Humboldt's Natur, nämlich die furchtbarſte Schärfe und Kälte des Verſtandes, der Satyre, der Ironie, die ruhigſte Anmuth des Scherzes, die ausgebildetſte Macht der Dialektik, der allſeitigſte Trieb der Forſchung, der Neugier, der Beweisführung und Ueberredung — kurz das, was ſpäter ſo hervorſtechend an Humboldt's Weſen war, daß Manchen jener ſchwärmeriſche Zug ganz verborgen blieb. Wir werden, bei ſpäterer Charakterſchilderung, ſogar finden, daß er im äußerlichen Verkehr ſein Innerſtes ſogar abſichtlich zu verhüllen ſuchte und wohl gar einen falſchen, oft ganz entgegengeſetzten Anſchein nahm.

Doch keineswegs war ſolche momentane Kälte immer Verſtellung oder Abſicht. „Ein Vorfall in Humboldt's Univerſitätjahren" berichtet uns Varnhagen, [1]) den wir durch frühe Schilderung umſtändlich kennen, gewährt einen merkwürdigen Blick in dieſe ſchon damals unter Scherz und Verneinung ſich verſteckende Empfindſamkeit, die ſich mit antiker Seelenſtärke wunderbar verband. Er badete mit ſeinem Freunde Stieglitz, dem nachherigen hannöveriſchen Leibarzt,

1) In der Skizze über Humboldt, a. a. O. S. 89 — 90.

bei Göttingen Abends in der Leine, und gerieth in einen Strudel, der ihn fortriß; nach vergeblichem Ringen hielt er sich für verloren, und rief dem Freunde zu: „Stieglitz, ich ertrinke, aber es thut nichts“! Doch dieser sprang ihm nach, und rettete ihn. Humboldt erzählte späterhin seine Empfindungen; sie waren die der zartesten und edelsten Freundschaft für den anwesenden Freund, des innigsten Andenkens an ferne Geliebte, aber in den unmittelbaren Aeußerungen fand sich nichts davon, er ging mit dem Freunde, der ihn gerettet hatte, unter Scherz und Lachen noch lange in der Mondnacht spaziren. Seine Freundschaft suchte auch späterhin, da die der größten und edelsten Männer ihm zu Theil wurde, sich [wenigstens im persönlichen Verkehr, denn schriftlich spricht er sich gegen Einige herzlich und begeistert genug aus!] in Bezeigung und Ausdruck kühl und keusch zu erhalten.“ Das ist ganz richtig. Liebe und Verehrung standen als unzweifelhafte Thatsachen fest, die durch das ganze Leben immerfort bestätigt wurden, die er aber mündlich zu äußern lieber vermied.

Diese Kälte und dieser kühle Forschungstrieb bildeten einen höchst wesentlichen Theil seines Charakters. Seine geistige Größe wie seine Festigkeit im bürgerlichen Leben hingen auf's engste damit zusammen. Daher stählten sich jene Anlagen wohl auch am frühesten im Umgang mit jenen ältern und jüngern Köpfen des damaligen Berlin, die aus Lessings Schule hervorgegangen waren und sich zum Theil später an die Kantische Richtung schlossen. Mit den meisten dieser Männer war Humboldt, den seine äußere Stellung eben so wie seine Geistesgaben begünstigten, sehr früh in nahem Verkehr, z. B. mit Engel, mit Biester, mit David Friedländer, mit Markus Herz u. A. — sämmtlich Männer von einer hellen Denkweise und freien bürgerlichen Gesinnungen. In diesem Kreise konnte Humboldt früh seine

angeborne Forſchungsluſt und ſeinen Charakter kräftigen, und wenn er ſo bald ſchon durch Unerſchrockenheit ſeines Denkens wie durch freimüthiges Weſen unſere Bewunderung auf ſich zieht, ſo dankte er wohl ſelbſt die frühe und entſchiedene Ausbildung dieſer Naturgaben zum Theil dem Umgang mit dieſen Männern, deren ſonſtige und beſonders äſthetiſche Einſeitigkeit dagegen auf ſeine Natur gar keinen Einfluß erlangen konnte.

Bemerkenswerth kann es erſcheinen, daß ein großer Theil der Männer und Frauen, die hier genannt wurden, jüdiſchen Urſprungs waren. Gerade dieſes iſraelitiſche Element bildete aber von jeher einen ſehr bedeutenden Beſtandtheil des Berliniſchen Geiſteslebens und namentlich damals concentrirte ſich in ihren Reihen die Aufklärung ihrer Zeit, die hauptſächlich von Leſſing und deſſen Freund Mendelſohn, dem Lehrer und Vorbilde dieſes Berliner Kreiſes, ausgegangen war. Humboldt war, wie wir ſehen, von früheſter Jugend an gewohnt, die Bildung überall zu ſuchen, wo ſie irgend zu finden iſt, und dieſe Unbefangenheit im geiſtigen Verkehr bewies er auch dann ſtets, als er ſchon die höchſten Ehrenſtellen der bürgerlichen Welt erſtiegen hatte. Man hat nie gehört, daß er an Abkunft oder Rang und Titel gedacht hätte, wenn er in einen Kreis trat, wo etwas Tüchtiges zu achten oder zu lernen war. Zeit ſeines Lebens ſuchte er, was nur irgend ein Intereſſe bot. Von Judenhaß oder ähnlichen Albernheiten konnte bei einem ſo freien Geiſt ohnehin nicht die Rede ſein.

In die Reihen und Verhältniſſe der vornehmen Welt trat Humboldt ſchon durch Geburt, als Glied einer angeſehenen und begüterten Familie, ſo daß ihm auch von dieſer Seite, von frühſter Jugend an, jede Gunſt entgegen kam. Alle geſellige Verbindungen, jeder geiſtige Verkehr ſtanden ihm offen. Wie mußten ſich ſolche Jünglinge, die, im Beſitze großer, genialiſcher Talente, einen ächt bürgerlichen

Fleiß nicht verſchmähten, unter ihren Standesgenoſſen auszeichnen, während ſie vor den bürgerlichen Genoſſen ſchon durch die Geburt einen Vorſprung hatten!

War es ſchon ein Glück, theils auf einem anmuthigen Familienſitz und unter der Obhut einer geliebten Mutter, theils in einer der bedeutendſten und erregteſten deutſchen Städte erzogen und gebildet zu werden und von den Hülfsmitteln, die die Zeit darbot, einen großen Theil gleich an erſter Quelle benutzen zu können, ſo müſſen wir nun auch des Mannes und des Staates gedenken, unter deſſen Schirm und Anregung die Humboldt ihre Bahn daſelbſt betraten. Das hehre Bild eines Helden und Königs, wie Friedrich der Große war, leuchtete durch ihre Kindheit und Jugend, denn erſt als ſie Berlin zu verlaſſen und die Univerſität zu beziehen im Begriffe ſtanden, ſtarb Friedrich der Große im Sommer 1786. Er hatte einen Staat gegründet, dem eine Stimme unter den europäiſchen Großmächten eingeräumt wurde und dem noch glänzende Ausſichten geöffnet ſchienen. Unter den zerriſſenen und verfallenen Verhältniſſen des deutſchen Reiches gab der Staat ſchon, dem er angehörte, dem Preußen ein gewiſſes Selbſtgefühl und einen zuverläßigern Halt. Ein kriegeriſcher Heldenmuth ſchien jedem Unterthanen eines ſolchen Königes wie von Geburt eingehaucht; jedes Opfer ſchien zu ertragen, wenn nur der Ruhm und die Ehre beſtand; und dieſe Erinnerungen haben, als einmal alles verloren ſchien, nicht wenig gewirkt, eine todesmuthige Generation wieder aufzuwecken. — Aber auch die geiſtige Welt und die Litteratur Deutſchlands hatten, zum Theil wieder ſeinen Willen, einen mächtigen Stützpunkt an dem großen Könige und an dem Enthuſiasmus, der von ihm ausging. Mit ſeiner Herrſchaft fing die Epoche der Aufklärung und Reform unter den Deutſchen an, der wir mit allen unläugbaren Auswüchſen große, theure Errungen-

ſchaften danken, Errungenſchaften, deren wir uns einige in neuerer Zeit ſogar manchmal zu unbedächtig wieder entlocken ließen. Von Berlin aus, unter Friedrichs Fittigen, breitete ſich eine aufgeklärtere Denkweiſe in religiöſen und bürgerlichen, ja zum Theil auch in politiſchen Dingen aus, und die Männer dieſer Hauptſtadt, deren Vorzüge und Einſeitigkeit wir ſchon erwähnt haben, verehrten in Friedrich ihren Schutzpatron. Ja noch heute, mitten in den Schwankungen unſerer Tage, wiſſen freiere Geiſter wohl zu würdigen, was Friedrich für ſeine Epoche gewirkt und für die folgenden angeregt hat. Die wiſſen es am beſten, die noch unter ſeinem Stern heranwuchſen. Als vor einigen Jahren das Jubelfeſt ſeiner Kronbeſteigung in Berlin gefeiert wurde, nahm der Bruder unſers Humboldt bei dem Feſtmahl, zu dem ſich die königliche Akademie der Wiſſenſchaften vereinigt hatte, das Wort und ſprach das allgemeinſte Gefühl in dem beſcheidenen und denkwürdigen Eingang ſeiner Rede alſo aus: „Mir iſt die Ehre zu Theil geworden, einige Worte an die Verſammlung zu richten. Dieſen Vorzug verdanke ich der Zufälligkeit allein, dem alten Geſchlechte anzugehören, welchem noch aus eigener jugendlicher Anſchauung das Bild des großen Monarchen vor die Seele tritt. Seiner geiſtigen Kraft und aller Kraft kühn vertrauend, hat er gleich mächtig, ſo weit Geſittung und Weltverkehr die Menſchheit empfänglich machten, auf die Herrſcher, wie auf die Völker gewirkt. Er hat (um mich eines Ausdrucks des römiſchen Geſchichtſchreibers zu bedienen, der mit tief verhaltener Wehmuth alle Regungen des Staats und Völkerlebens durchſpähte), er hat die ſchroffen Gegenſätze, „die widerſtrebenden Elemente der Herrſchaft und Freiheit“ mit einander zu verſöhnen gewußt. Den köſtlichen Schatz dieſer Freiheit, das ungehinderte Streben nach Wahrheit und Licht, hat er früh und vorzugsweiſe dem wiſſenſchaftlichen Vereine anvertraut, deſſen Glanz

er, ein Weiser auf dem Throne, durch eigene Arbeiten und schützende Theilnahme erhöhte." [2])

Mit dem Tode des großen Königs begann für den preußischen Staat eine Periode der Schwäche und innerer Auflösung. Deßhalb war es ein doppeltes Glück für die Gebrüder Humboldt, daß sie gerade um diese Zeit Berlin verließen und seit dem eine längere Zeit hindurch immer nur kürzeren Aufenthalt daselbst nahmen. Trübe, unsittliche, verderbende Elemente kamen zur Herrschaft und brachten die Hinterlassenschaft des großen Königes schrittweise bis an den Rand des Unterganges. Während dieser Zeit bewahrten und erweiterten die Humboldt, meist im Ausland lebend oder entfernt von der Hauptstadt, die männlichen Eindrücke ihrer Jugend. Ohnehin war es wünschenswerth, mit den Plattheiten der Nikolaiten nicht in zu naher Berührung zu bleiben; und die höchsten Bestrebungen des deutschen Genius an ihrer Quelle zu genießen, mußte man andere Erdreiche suchen, als das trocknere und bald noch von manchem Unkraut überwucherte Berlin. So befähigten sich diese Brüder das Vorbild für eine frischere Generation in ihrer Heimath und Geburtsstätte zu werden; so reihten sie sich in reinster Form an die trefflichsten Geister der deutschen Nation; und als ihr Vaterland Männer bedurfte, die die Kraft besäßen, es zu heilen und wieder aufzubauen, da strahlte der Name Humboldt unter den Ersten und Tüchtigsten, die zu dem schweren Werke herbeigerufen wurden.

---

Auch ihre akademische Laufbahn traten beide Brüder gemeinschaftlich an. Zunächst besuchten sie die vaterländische Universität Frankfurt an der Oder, wo sie sich vorzugsweise

---

2) S. Beil. z. Allg. Zeitung, 9. Juni 1840.

mit den Berufsſtudien beſchäftigten. Wilhelm machte da einen juriſtiſchen Curſus, Alexander widmete ſich den Kameralwiſſenſchaften, wobei ſie jedoch ihren philologiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Neigungen ſich gewiß nicht entſchlugen.

Sie wohnten zu Frankfurt im Hauſe ihres ehemaligen Lehrers Löffler, der inzwiſchen dort eine Profeſſur erhalten hatte. Unter den dortigen Lehrern unſeres Humboldt möchte der bekannte Juriſt Reitemeier auszuzeichnen ſein, der die Rechtswiſſenſchaft, in manchem der Zeit vorauseilend, beſonders von geſchichtlicher Seite behandelte und dabei, wie er in einzelnen Schriften, z. B. über die Sklaverei der Alten, bewieſen, ein tüchtiger Philolog war.

Zu den Männern, mit denen Humboldt ſchon in Frankfurt ein dauerndes Verhältniß knüpfte, gehörte namentlich der Graf Alexander zu Dohna-Schlobitten, den wir hier hervorheben, weil wir ihm ſpäter in einer ſehr wichtigen Verbindung mit Humboldt begegnen. Graf Dohna ſtudirte in den Jahren 1786—1788 zu Frankfurt, alſo ziemlich in derſelben Zeit mit unſern Brüdern. Neben der Berufswiſſenſchaft widmete auch er ſich insbeſondere den claſſiſchen Studien. Sein Biograph, der als Geſchichtſchreiber Preußens rühmlichſt bekannte Johannes Voigt, bemerkt bei dieſer Gelegenheit: „von ungemein wichtigem Einfluſſe auf des Grafen geiſtige Entwicklung ſei die Bekanntſchaft und dann ſehr bald innige Freundſchaft mit dem edlen Freiherrn von Humboldt, ſowie die mit dem nachherigen Staatsrath Rhediger geweſen. Das Beiſpiel dieſer Freunde habe ſeinen Geiſt täglich mit dem Streben nach Vervollkommnung ſeiner Kenntniſſe befeuert.“ [1]) Dieſe Einwirkung des jungen Humboldt hat für

1) Friedrich Ferdinand Alexander Reichsburggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten, dargeſtellt von Johannes Voigt. In den Zeitgenoſſen, B. 4. H. 6—7. Leipzig 1833, S. 19. (Dieſe Lebensſkizze erſchien auch gleichzeitig in beſonderm Abdruck).

uns ein höheres Intereſſe, wenn wir bedenken, daß es derſelbe Dohna war, in deſſen Gemeinſchaft jener nachmals die Bildungsanſtalten und das Geiſtesleben in Preußen auffriſchen ſollte! — Graf Dohna bezog im Jahre 1788 ebenfalls die Univerſität Göttingen, und traf dort mit Humboldt wieder zuſammen.

Bei der Wahl der Univerſität Frankfurt hatte wohl die Nähe des mütterlichen Auges und die Ausſicht auf Göttingen den Ausſchlag gegeben. Sonſt hätte wohl Halle unter den preußiſchen Univerſitäten den Vorzug verdient, oder auch Königsberg, wo ſchon Kant für Humboldt der größte Anziehungspunkt ſein mußte. Sich auf den künftigen Staatsdienſt vorzubereiten, dazu genügte Frankfurt hinreichend, keineswegs aber um die höhere Ausbildung dieſer Jünglinge zu vollenden. Das gewährte aber damals keine andere Univerſität in ſolchem Grade wie Göttingen.

Wahrſcheinlich im Frühjahr 1788 bezogen Wilhelm und Alexander die Georgia-Auguſta, und auf ihr verweilten ſie, wenn wir die Ausflüge und Reiſen des Aeltern mit einrechnen, etwa zwei Jahre. Göttingen war damals anerkannt die erſte unſerer Univerſitäten. Leipzig und Halle hatten ſchon von ihrem alten Rufe verloren; die Periode des Jenaer Glanzes beginnt erſt in den neunziger Jahren. Für Humboldt's Ausbildung hätte ohnehin nicht leicht ein Ort ſich fruchtbarer erweiſen können, als Göttingen, welches von jeher der wahre Sitz unſerer Alterthums- und Geſchichts-Wiſſenſchaft war — ja dieſen Typus bis auf unſere Tage behalten hat. An eigentlich philoſophiſcher Anregung mangelte es dort freilich ganz und gar; denn Göttingen hat ſich die Philoſophie von jeher recht eigentlich vom Leibe gehalten.[2]) Doch dieſen Mangel

2) Und gewiß zu ſeinem eignen Schaden, wenn ſchon manche Zeitverirrung dadurch fern gehalten wurde. Rehberg, in ſeiner

konnte Humboldt am erſten aus eignem Triebe erſetzen. Der ideale Drang, der ihn beſeelte, führte ihn unmittelbar zur neuen Kantiſchen Lehre, d. h. zu deſſen Schriften. Ein ſolches Studium aber hatte unendlich größern Werth, als irgend ein philoſophiſcher Vortrag, den man damals, außer Königsberg ſelbſt, von deutſchen Kathedern hören konnte. Auf der andern Seite dagegen bot Göttingen deſto größern Erſatz. Hier lehrte Heyne, ein Mann, der zur Wiederbelebung der Alterthumswiſſenſchaften nicht wenig gewirkt hat, und in Wahrheit als der unmittelbare Vorläufer ihrer neuern Glanzperiode zu betrachten iſt. Zwar übte er nicht die energiſche Wirkung, wie etwa Wolf und Voß, aber er bahnte dieſen durch geſchmackvollere Auffaſſung der Alten den Weg; er reihte ſich in einzelnen Zweigen, z. B. in der Kunſtarchäologie, zu den tüchtigſten Forſchern, und das Weſentlichſte leiſtete er als Lehrer an Ort und Stelle. Von Göttingen aus nahm die neuere deutſche Philologie ihren erſten Schwung: das philologiſche Seminar, deſſen Leitung Heyne ſchon eine hübſche Reihe Jahre inne hatte, ſendete nach allen Himmelsgegenden hin ſeine Zöglinge. Voß war einſt Mitglied dieſer Anſtalt und auch Wolf hatte in Göttingen ſtudirt. Darüber muß man Männer vernehmen, die jenen Umſchwung mit erlebten. Georg Zoega z. B., der in den ſiebziger Jahren dort geweſen war, kam ein paar Jahre darnach wieder durch Göttingen. „Heyne, ſchrieb er von da einem

---

Skizze über Ernſt Brandes, hat die Lichtſeite jenes Widerſtandes gegen die philoſophiſchen Syſteme, recht gut hervorgehoben, (Siehe Rehbergs ſämmtliche Schriften, B. 4. S. 416.) Es iſt aber gewiß, daß es zuletzt dabei zurückbleiben mußte. Was hat Jena in früherer, Berlin in ſpäterer Zeit ſo groß gemacht? Eben das, was Göttingen verſchmähte. Allerdings wußte ſich dieſes den Ruf wiſſenſchaftlicher Solidität zu erhalten und es war wirklich ſtets eine Pflanzſchule unſeres hiſtoriſchen und philologiſchen Wiſſens. Ich ſage: es war; denn leider hat es nunmehr einer unſaubern Politik gefallen, dies Werk edler Vorfahren zu berühren und die erſten Lehrer der Georgia-Auguſta mit Gensdarmen davonzujagen.

Freunde, hat gegenwärtig ſehr vielen Zulauf, überhaupt wird Philologie, die zu meiner Zeit eine ziemlich verächtliche Sache war, jetzt von vielen mit großem Eifer getrieben“ [3]) Daß Heyne nachmals von größern Nachfolgern in Schatten geſtellt wurde, daß er gegen dieſe, zum Theil durch eigene Schuld, in nachtheilige Stellung gerieth, kann ſein wirkliches Verdienſt nicht ſchmälern.

Beide Brüder genoßen den näheren Umgang Heyne's, [4]) der auch dieſe jungen Männer wohl zu ſchätzen wußte. Außer dem Einfluß, den er auf ihre Studien haben mochte, dankten ſie wohl zunächſt ihm auch das freundſchaftliche Verhältniß zu ſeinem Schwiegerſohne Georg Forſter. Forſter hielt ſich während des Sommers 1788 in Göttingen auf und erſt im Herbſte dieſes Jahres trat er in ſeine Stellung zu Mainz ein. Das Band zwiſchen Forſter und den Brüdern Humboldt wurde daher gewiß während jenes Sommers begründet.

Es wäre von großem Intereſſe, zu erfahren, mit welchen Lehrern der Georgia-Auguſta unſer Humboldt ſonſt noch in Berührung gekommen. Das Feld der Geſchichts- und Naturwiſſenſchaften war reichlich beſetzt. In den letztern glänzte vor allem der Name Blumenbachs und dieſer war Alexander Humboldt's Lehrer. Von den Juriſten zeichneten ſich nicht nur Männer des alten Schlages, wie Pütter, ſondern auch jüngere, wie Martens, dieſer als Lehrer des Natur- und Völkerrechts, und der junge Hugo inſonders aus. In der philoſophiſchen Facultät fanden ſich die tüchtigſten Männer, namentlich für die hiſtoriſch-politiſchen Fächer. Da lehrten Schlözer und Spittler, Michaelis und Eichhorn. In derſelben Facultät begegnen uns zu Humboldt's Zeit auch andere ſehr intereſſante Namen, z. B. Lichtenberg, Bürger,

3) Zoega's Leben, von F. G. Welcker. I. 227.
4) Auch Alexander v. Humboldt. S. Freiesleben, a. a. O.

Fiorillo ꝛc. Das nächste Interesse mußte für Wilhelm Humboldt doch immer Heyne behalten. Und obschon er sich, wie es scheint, niemals in das philologische Seminar aufnehmen ließ [5]), wird er doch in dessen Vorlesungen über Homer, über Pindar, über griechische und römische Alterthümer ꝛc. ein um so eifrigerer Zuhörer gewesen sein.

Für die vielseitige Richtung unseres Humboldt fand sich in Göttingen die reichste Nahrung, und was der lebendige Vortrag nicht darreichte, bot jeder Zeit die herrliche Büchersammlung dieser Universität in größter Fülle. In zwei Gebiete aber warf er sich während dieser Jahre mit besonderem Eifer: in die Alterthumswissenschaft und in das Studium der Kantischen Philosophie. Wie früh er sich durch ein umfassendes Eindringen in die Schriften der Alten eine großartige und in ihrer Art neue Grundansicht von der Bedeutung der Alterthumsstudien und der antiken Welt für die Neuern erworben haben mußte, das erhellt vorzüglich aus bekannt gewordenen Bruchstücken Humboldtischer Briefe, die vom Jahre 1788 herrühren sollen und die F. A. Wolf, in dessen Hände sie „durch einen angenehmen Zufall" gelangten, im Jahr 1807 seinem Entwurf einer Darstellung der Alterthumswissenschaft einzuverleiben für angemessen hielt, bei welcher Veranlassung Wolf den Verfasser dieser Bruchstücke geradezu für denjenigen erklärte, in dessen Umgang und Bunde er selbst sich zu einer tiefern Ansicht des Alterthums emporgearbeitet habe. [6]) Wir sparen uns aber eine nähere Beleuchtung dieser Richtung Humboldts auf die Zeit

5) Die Verfasser der Göttinger Gelehrtengeschichte hätten Humboldt's Namen gewiß nicht vergessen, wenn er in das Seminar aufgenommen worden wäre. Sie melden uns ja pünktlich die Aufnahme A. W. Schlegels (im Jahr 1786), Woltmanns und so vieler Andern.

6) Siehe: Museum für Alterthumswissenschaft, herausg. von F. A. Wolf u. Ph. Buttmann, B. I. Berlin, 1807, St. 1. S. 126 — 29 u. 133 — 37.

vor, wo er mit Wolf persönlich umging und an allen Bestrebungen dieses großen Forschers den lebendigsten Theil nahm. Hier galt es nur darauf hinzuweisen, welche Stufe auf dem Felde der Philologie Humboldt schon während seines Göttinger Aufenthaltes erstiegen hatte.

Ueberhaupt verweisen wir die übersichtliche Darstellung der von Humboldt in frühen Jahren eingenommenen Standpunkte wie seines Verhältnisses zu den Hauptrichtungen und Bewegungen der Zeit in die folgenden Bücher. Hier haben wir es nur mit dem Lernenden zu thun, auf seine Lehrer und seinen frühesten Umgang hinzudeuten und die günstigen Constellationen zu bezeichnen, unter denen er in die Welt und seine Lebensbahn eintrat.

An anregendem Umgang konnte es dem jungen, in jeder Beziehung hervorragenden Mann auf einer Hochschule wie Göttingen nicht mangeln, und zwar nicht bloß unter den ältern Männern und Lehrern allein, sondern auch unter den jüngern Körfen und Studiengenossen. Vor allem wichtig ist uns das Zusammenleben mit seinem Bruder. Theilnehmend an dessen fast ganz abseits liegender Geistesrichtung und Thätigkeit, entwickelte sich Wilhelm's allseitiger Sinn mehr und mehr. Davor war er gesichert, daß das Studium der Sprachen und der Kunst ihn nicht verengere: Natur und Leben blieben stets im Gesichtskreise. Unter seinen nächsten, intimsten Göttinger Freunden war außerdem noch ein Mediciner, den wir schon im vorigen Abschnitt als seinen Lebensretter genannt haben — Johann Stieglitz nämlich, der nachmalige berühmte praktische Arzt, Obermedicinalrath und erster Leibarzt zu Hannover (geboren 1767, gestorben 1840). Stieglitz war ein Jude von Geburt. Er hatte sich nach seinen Schuljahren einige Zeit in Berlin aufgehalten und besonders mit philosophischen Studien beschäftigt. Dort wurde er mit Mendelssohn, Engel, Moritz, Marcus Herz, Biester

und vermuthlich auch ſchon mit Humboldt näher bekannt. Um Medicin zu ſtudiren, ging er nach Göttingen. Dort knüpfte er eine innige Freundſchaft mit Humboldt. Er war auch, in mehrfachem Betracht, eine dieſem verwandte Natur. Man ſagt von ihm, daß er höchſt umſichtig in der Wahl ſeines Umgangs geweſen, und zum Theil ſchon ſeinen akademiſchen Freundſchaften die ſpätere glückliche Geſtaltung ſeines Lebens zu danken hatte. Gleich nach Beendigung der Studien ließ er ſich als Arzt in Hannover nieder. Geiſtreich und vielſeitig gebildet, wie er war, gelangte er da bald in den engern Kreis eines Brandes, Rehberg, in welchem auch Humboldt ſchon während ſeines Göttinger Aufenthalts wohl bekannt war. In Hannover machte er ſein Glück und ſtieg zu dem angeſehenſten ärztlichen Wirkungskreis empor. Auch als gelehrter Mediciner hatte er großen Ruf und zeichnete ſich beſonders als kritiſcher Schriftſteller in dieſem Fache aus. Ueberhaupt ſchien er nur Verſtandesmenſch zu ſein: die umſichtigſte Lebensklugheit, die ſchärfſte Berechnung aller Verhältniſſe und Lagen ließ dem Anſchein nach auf wenig Gemüthswärme ſchließen. Er vergaß ſich nie. Aber nur um ſeine Zwecke zu erreichen und alle Hinderniſſe zu beſiegen, beherrſchte er die Regungen des Gemüths, ja bewältigte und verbarg er ſeine wärmſten Empfindungen. So konnte er mitunter ſelbſt kalt und hart erſcheinen, obwohl ſein Herz für alles Edle und Erhabene ſchlug und ſeine Freunde die unerſchütterlich treue Geſinnung gar wohl kannten. Es war ihm angeboren, die innigeren Empfindungen vom Alltagsleben ferne zu halten und das Gute und Edle in der Stille zu thun. [7])

Auch Stieglitz, wie wir berichtet, nahm in jenen Jugendjahren an der herrſchenden Empfindſamkeit und an den

7) Ueber ihn beſitzen wir den „Necrolog des weiland Dr. J. Stieglitz ꝛc." Von Dr. G. P. Hollscher. Hannover, 1841."

Veredlungsbünden Theil. Auch Graf Dohna kam von Frankfurt nach Göttingen und reihte sich zu diesem empfindsamen Freundeskreis. Zu den jüngeren Männern, mit denen Humboldt schon als Student in Berührung trat, gehörte, ohne Zweifel, auch der bekannte Genosse des Grafen Schlabrendorf, Oelsner, der wie jener fast sein ganzes Leben in Paris zubrachte und mit Humboldt auch noch später in wiederholte Verbindung kam. Mit Aug. Wilh. Schlegel traf Humboldt auch schon in Göttingen zusammen. Neben großen Sympathien, die Zeit ihres Lebens zwischen diesen in ihrer schriftstellerischen Bahn sehr nahe verwandten Geistern bestanden, scheinen doch früh schon auch lebhafte Spaltungen in ihren Urtheilen vorgekommen zu sein, wie sich denn z. B. Humboldt noch später in einem Briefe an Schiller*) erinnerte, daß er schon in Göttingen sich mit jenem oft lebhaft über Heinse's Ardinghello gestritten habe, welchem er selbst nie einen solchen Geschmack abgewinnen konnte. In späterer Zeit vermittelte sich auch ein Verhältniß mit dem jüngern Schlegel, der in der Periode seiner hellenistischen Bestrebungen unter allen Jüngeren fast am nächsten mit Humboldt's Richtung zusammentraf, nur mit dem Unterschied, daß dieser sich fest an den Göthe-Schiller'schen Kreis und unsere Klassik schloß, während die Gebrüder Schlegel bald vorzogen, eine neue Standarte aufzupflanzen und durch erweiternde, aber auch verwirrende Elemente, die sie heranbrachten, des schon gewonnenen Standpunktes und Weges wieder verlustig gingen. Für uns ist es hier nur von Wichtigkeit, diese ausgezeichneten kritisch-ästhetischen und forschenden Köpfe, ja Nebenbuhler, schon so früh sich begegnen zu sehen.

So geleiten wir unsern Humboldt bis ans Ende seiner Lehrjahre — wenn man diesen Ausdruck von einem Geiste

*) Vom 18. Dez 1798.

brauchen darf, der bis zum letzten Athemzuge zu lernen fortfuhr — aber wir stehen noch keineswegs am Ende des Göttinger Aufenthalts. Denn in Wahrheit stand er schon während dieser Zeit als selbstständiger, fest entwickelter Mann da, er trat schon von dort aus in Verkehr und Briefwechsel mit ausgezeichneten Koryphäen der Litteratur und bereicherte auf kleinern und größern Reisen, die er von Göttingen aus machte, seine äußere Weltkenntniß wie den Kreis seiner Verbindungen. Damit beginnt denn seine eigne Lebensbegründung und sein erstes Wirken in der geistigen Welt, dessen Darstellung wir dem folgenden Buche vorbehalten. Göttingen war das letzte Stadium seiner Jugendbildung und der Ausgangspunkt seiner eigenen Wirksamkeit. Welche Reihe der namhaftesten und verdientesten Männer zählt die Georgia-Augusta unter ihre Schüler! Der Name Humboldt ist gewiß keiner der geringsten unter ihnen, und Wilhelm würde, wenn er es erlebt hätte, seinen Dank eben so laut ausgesprochen haben als sein Bruder Alexander, dem es vergönnt war der großen Jubelfeier dieser Universität (1837) beizuwohnen und der bei dieser Gelegenheit das schöne Bekenntniß niederlegte, „daß er auf dieser berühmten Hochschule den edleren Theil seiner Bildung empfangen."

Hier am Schlusse der Jugendjahre und an den Zeitpunkt gelangt, wo Humboldt selbst in den geistigen Bewegungen der damaligen Welt mitzuwirken anfing, wollen wir auch einen Blick auf die günstigen äußern Conjuncturen werfen, unter denen er seine Lebensbahn betrat. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß ein seltener Glücksstern der Stunde seiner Geburt geleuchtet. Wie günstig war schon die äußere Stellung, in der er geboren wurde! Von der Wiege an schien kein Streben, kein Wunsch versagt. Den

herrlichsten Gaben des Genius standen durchweg auch die äußern Mittel förderlichst zur Seite. Was man zur Bildung solcher angeborner Kräfte heischen konnte, wurde, wie wir aus den mitgetheilten Zeugnissen ersahen, mit auserlesener Sorgfalt gewährt. Doch auch ohne diese Sorgfalt würde Humboldt's Entwicklung kaum eine andere geworden sein. Denn dieser Bildungstrieb lag in seiner innersten Natur; die herrlichste Mitgift, die ihm geworden, die ihm eine immerwährende Jugend erhielt, war eben die: den großen Bewegungen der Zeit den offensten Sinn entgegenzubringen, so daß einem solchen Geist im Grunde nur die eine Forderung zu wünschen war: sein Leben in einer Zeit des Aufschwungs und großer Bewegungen beginnen und durchwandeln zu können. Und diese Gunst wurde Humboldt im ausgezeichnetsten Maße zu Theil.

Wir sahen, wie die Verbesserung der Erziehungsformen und des Unterrichts schon seiner Jugend zu Gut kam. Aber wie in diesem, so war in allen Zweigen geistiger Thätigkeit eine Periode der Erneuerung angebrochen, von der sich jede höhere Kraft mit erhoben und getragen fühlte. Ueber ganz Europa hatte sich mehr oder minder eine Gährung ausgebreitet, die in Deutschland einen überwiegend geistigen Charakter trug, während sie anderwärts gleich zu politischen Umwälzungen drängte. Unter uns dagegen ward hauptsächlich nur das innere Leben ergriffen, die Denkart, die Gesinnungen erneuten und veredelten sich, und in allem, was damit zusammenhangt, in Kunst, Philosophie und Wissenschaft, brach ein neuer Morgen an.

Der politische Umschwung sollte bei uns nur allmählig, nur in Folge der geistigen Verjüngung erreicht werden. Dennoch warf auch in unser verfallenes politisches Dasein die Erscheinung eines geistvollen, unternehmenden Fürsten eine aufregende Säuerung, die nicht allein in den Gränzen

ſeines zur allgemeinen Achtung emporgekommenen Staates, ſondern durch ganz Deutſchland ihre Wirkung verbreitete. Wir haben in den vorigen Abſchnitten der geiſtigen und bürgerlichen Aufklärung gedacht, die unter den Fittigen des großen Königs emporwuchs. Humboldt war Preuße von Geburt. Unmittelbar in der erregenden Nähe des begeiſternden Fürſten und unter den Eindrücken jener freieren Denkart gebildet — wie hätte des Jünglings Sinn nicht früh auf große Verhältniſſe und Weltanſichten gewendet werden ſollen? Der preußiſche Zopf und das Kamaſchenthum haften nicht an unſerm Brüderpaare, aber einen kräftigern Geiſt, eine ächte Vaterlandsgeſinnung athmeten ſie mit der heimathlichen Luft ein. Vor der Nüchternheit märkiſcher Bildung wahrte ſie ihr eigner Genius und ihr ſtets dem erwachenden tiefern deutſchen Geiſtesleben zugewendeter Sinn. Dagegen blieben ſie der Helle und Aufklärung, die ihre Jugend umgab, ihr ganzes Leben getreu. Auch als ſie die tieferen Gänge unſers geiſtigen Lebens mit durchwandelten, ja dieſe zum Theil ſelbſt öffnen halfen, begleitete ſie ſtets das Licht, das einſt in ihrer nächſten Nähe Friedrich der Große und unſer Leſſing angezündet hatten. So wird uns Humboldt's Laufbahn, die durch ſo viele romantiſche, philoſophiſche und politiſche Strudel hindurchgeht, zum Beweis dienen, daß er jenen leitenden Compaß nicht aus dem Auge verloren hatte.

Der ſtärkſte Hebel und die ſchönſte Frucht der innern Verjüngung Deutſchlands war das Aufblühen und ſchnelle Wachsthum einer nach dem höchſten Ideal emporringenden Nationallitteratur, und mit dieſer ſetzte das Glück unſern Humboldt von früh an in das ſchönſte und fruchtbarſte Verhältniß. Mit dem Werden dieſer Litteratur wuchs er heran. Er erblickte das Licht der Welt in dem Jahre, wo Minna von Barnhelm erſchien. Göthe's und Schiller's Jugendwerke

die Sturmperiode unſrer Dichtung, durchſtürmte in voller Stärke den Knaben und Jüngling, und eben als dieſer an den Werken des Alterthums das vollendete Kunſtideal in ſich aufgenommen hatte, ſchenkte uns Göthe die Schöpfungen, die eine glücklichere Zone gereift und vollendet hatte. Jetzt näherten ſich die Jahre, wo auch Schiller ſich zum Kunſtideal erhob und mit Göthe zu gemeinſamer Wirkſamkeit verband, wo dann in ſchneller Folge die größten Werke geſchaffen und die höchſte Stufe der Kunſt und Kunſteinſicht erſtiegen wurde — mit einem Wort, jener Gipfelpunkt unſerer Litteratur, der die mächtigſten Impulſe hinterließ, wenn auch die Litteratur ſelbſt von dieſer Höhe nur zu bald wieder herabſank. War es ſchon ein nicht geringer Vortheil an dieſe Höhe gleichſam mit heranzuwachſen und nicht das ſchon Errungene nur ſo mühelos zu erben, ſo war es ein noch größerer, beim Beginn jener höchſten Epoche ſo gereift zu ſein, um an dem Wirken unſerer größten Geiſter Theil haben und es durch Rath und That, durch Theorie und Kritik fördern und ergänzen zu können. Dies Glück wurde beiden Humboldt, und namentlich dem ältern, vergönnt. Während Alexander Göthe's naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten parallel ging, ſchloß ſich Wilhelm ganz an die äſthetiſchen Forſchungen unſerer beiden größten Dichter an, wurde von beiden des innigſten Vertrauens gewürdigt und als ebenbürtiger Genoſſe betrachtet und ſo eng, ſo umfaſſend in die Beſtrebungen dieſer Geiſter verflochten, daß er, wie kein Anderer, als ein ergänzendes Glied der Weimar-Jenaiſchen Glanzepoche erſcheint. Ohne ſelbſt ein Kunſtwerk ſolcher Art hervorzubringen, knüpfte er durch die Theilnahme, die er im höhern Sinne an den Werken und Forſchungen unſerer größten Meiſter nahm, ſeinen Namen an die ihrigen an. Sein Einfluß auf die Grundſätze und Hervorbringungen Göthe's und Schiller's in der Zeit ihres Zuſammenwirkens, war der größte und

entſchiedenſte und kein Dritter konnte ſich in dieſem Betracht irgend mit ihm vergleichen.

Was befähigte nun Humboldt vorzugsweis, dieſen Einfluß auf unſre claſſiſche Litteratur auszuüben? Gewiß, die Bildung und Univerſalität ſeines Geiſtes, ſein Geſchmack, ſein Verſtändniß der neuern Philoſophie, vor allem aber ſeine Richtung auf die Formen und Vorbilder des Alterthums, in deren Verehrung er ſich mit den großen Dichtern ſo wunderbar begegnete. Und wie begünſtigte ihn dabei der andere Umſtand, daß das Studium des Alterthums in ſeinen Bildungsjahren eben einen neuen Schwung nahm, ja daß hier eine neue Wiſſenſchaft entſtand, an deren Begründung Humboldt, der Genoſſe und Freund eines Fr. A. Wolf, gleichfalls keinen unbedeutenden Theil haben konnte.

Noch in ſeine Jünglingsjahre fiel auch die Erneuerung der Philoſophie durch Kant. In früheſter Zeit machte dieſe Lehre den großen Eindruck auf ihn und er eignete ſich dieſelbe mit dem lebendigſten Sinne an. Sie blieb fortan eine Grundlage ſeines Denkens, ſie diente ihm auch da noch als Leitſtern, wo er über ihre Gränzen hinausſchritt. Mit Recht hat man ihn zu denjenigen gezählt, die den Standpunkt dieſer Philoſophie erweiterten, theils durch die äſthetiſchen Forſchungen, denen er im Bunde mit Schiller oblag, theils durch die Begründung der Philoſophie der Sprache, die wir erſt ſeiner Vertiefung in dieſes Gebiet verdanken.

Wir konnten den glücklichen Stern, der Humboldt's Leben begleitet, gleich weiter verfolgen, und darauf hinzeigen, wie es ihm ſpäter vergönnt wurde, zu der ſo nothwendig gewordenen Reorganiſation ſeines Vaterlandes mitzuwirken und ſich hierbei durch freimüthiges und entſchiedenes Streben an die geehrteſten Namen unſrer Zeit zu reihen, und doch im

rechten Moment eine Bahn wieder zu verlaſſen, auf der nichts mehr zu hoffen blieb, als Einbuße an ſchon erworbenem Rufe und Verdienſte; wie es ihm ferner gegeben war, auch die Mußejahre ſeines Alters zu verewigen und ſich eben in den ſprachphiloſophiſchen und vergleichenden Forſchungen ein Reich zu gründen, in welchem er für unſere Zeit und Nation ſo einzig daſteht, wie ſein Bruder auf dem naturwiſſenſchaftlichen Gebiete.

Hier haben wir aber nur die beſtimmenden und fördernden Einflüſſe ſeiner Jugend im Auge zu behalten. Indem dürfen wir die ſonſtigen Glücksfälle ſeines Lebens nicht gar zu hoch in Rechnung ſetzen. Denn, wie ſich Geiſt und Charakter in ihm faſt unabhängig von ſeinem äußern Lebenslaufe entwickelt haben, ſo würde auch ſeine ſpätere geiſtige Thätigkeit unter allen Umſtänden faſt dieſelbe geweſen ſein, während für ſein früheres Einwirken, wie für die Bildung, die er in früheſtem Lebensalter ſich aneignen konnte, das glückliche Geſtirn, unter welchem ſein Leben und ſeine Laufbahn begann, von unläugbar großem Gewicht war.

Humboldt ſelbſt ſcheint die Wichtigkeit dieſer Jugendeindrücke und ſeiner früheſten Entwicklung gar wohl empfunden zu haben. Auch beſeelte ihn die freudige Gewißheit, der Richtung, die ſein Weſen in jenem Alter empfangen, immer treu geblieben zu ſein; ja das Gefühl des Segens, der in dieſer Treue ruht, ſprach er am Abende ſeines Lebens in einem der Sonette aus, die ſeine letzten Bekenntniſſe enthalten. Da ich einmal einen Blick auf ſein ſpäteres Leben geworfen, wüßte ich auch nicht beſſer als mit wörtlicher Anführung dieſer ſchönen Strophen zu ſchließen.

„Wer ſeiner Jugend treu bleibt durch das Leben,
Und doch im Herzen achtet dieſe Treue,
Bewahret Einheit in des Geiſtes Streben,
Und kennt den Stachel niemals bittrer Reue

Des Alters Brust noch die Gefühle beben.
Die heiligsten der Jugend Blüthenweihe,
Der ersten Sehnsucht leises Wonnebeben
Dem ganzen Dasein glänzt, wie Himmelsblau.

Denn von den buntgen Lebenskränzen allen
Am buntgsten der Kranz der Jugend schwillet.
Bis hin zum Grabe Balsam ihm entquillet

Die andern auf Momente nur gefallen
Die Hand der Zeit ein Herz läßt unberühret,
Das fromm und treu der Jugend Genius führet."

# Zweites Buch.

## Lebensgestaltung und frühestes Wirken.

1788 bis 1794

Man hat von Humboldt gesagt, er sei von keinem Alter gewesen, habe keinem angehört,[1]) und diese Bemerkung wird sich, von dem Punkt an zum wenigsten, wohin wir nun gelangt sind, vollkommen bewähren. Die erste jugendliche Aeußerung seines Enthusiasmus paarte sich schon in den reifern Jünglingsjahren mit kühler Besonnenheit und von nun an übten „die verschiedenen Lebensalter, welche sonst wohl denselben Menschen in ganz entgegengesetzter Gestalt zeigen," an Humboldt nur geringe Macht, sie bezeichneten nur äußerliche Unterschiede, fast nur die Gegenstände, mit denen er vorzugsweise beschäftigt ist, wechseln in verschiedenen Epochen, immer aber begegnen wir demselben Grundcharakter, ja bis in die kleinsten Züge der Form tritt uns schon in den Briefen des Zwanzigjährigen dasselbe Gepräge entgegen, das wir in den Darstellungen des Sechzigers wieder erkennen, und das als der wahre Ausdruck seiner Natur, wie diese, unveränderlich feststand.

In der Skizze von Humboldts Jugendleben haben wir auch die Urbestandtheile, aus denen seine Natur sich entwickelte, schon berührt. Wir sahen die schroffen Gegensätze ungeheurer Empfindsamkeit und kältester Ruhe seltsam gepaart, und dieselben Gegensätze sind es, die, gemildert und gehoben, der stete Grundzug seines Wesens blieben. Scharfe, ja anscheinend widersprechende Gegensätze in der ganzen

1) Varnhagen a. a. O., S. 276.

Anlage des Menschen bilden häufig genug gerade die Bedingung großer Individualitäten, noch öfter jedoch sind sie auch die Ursache großer Charakterlosigkeit und schroffer Widersprüche in ihrem Leben. So auffallig verbunden aber und doch so glücklich geeint, wie in Humboldt's Erscheinen, begegnen sie uns selten. Was sich sonst kaum in einem und demselben Menschen zusammenfindet oder nur schwächend und paralysirend wirkt, das vereinte sich bei ihm zu kräftiger Totalität. Die große Empfänglichkeit, die Humboldt, wie Schiller von ihm sagte, zum gebornen Kritiker machte, schloß bei ihm die Energie des Charakters nicht aus; zu der empfindsamsten Reizbarkeit des Gemüths gesellte sich die schützende Kälte des Verstandes; mit dem höchsten Schwung des Gedankens verband sich die Vertiefung in die trockensten Einzelheiten positiver Wissenschaft. Wie oft hatte man nur eine Seite seines Wesens berührt, wenn man den ganzen Humboldt geschildert zu haben meinte. So z. B. in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Den Meisten erschien die Universalität des Geistes bewunderungswürdig. Andere wieder bezeichneten die Gründlichkeit des Strebens und Wissens als das, was ihn besonders charakterisire, was ihm selbst als Höchstes gegolten. So äußerte sich einst auch K. L. von Woltmann, der bekannte Historiker, über unsern Humboldt. „Wenn es, sagt er,[2]) seinem Bruder Alexander eigen war, ungeheure Strecken der menschlichen Erkenntniß zu durcheilen, so war es Wilhelms Gewohnheit, sich irgendwo im Gebiete derselben auf eine Zeit lang fest anzusiedeln, und alles, was

2) In einem Artikel über Humboldt, der einst in den von A. A. Brockhaus herausgegebenen Deutschen Blättern (B. 2, 1. Jan. 1814) erschien. Den Verfaßer würde man leicht schon an der ihm eignen diplomatisirenden Phraseologie erkennen; allein man weiß auch, daß er damals einen nahmhaften Antheil an jenen Blättern hatte. Dieser kleine Artikel über Humboldt ging dann in die ältern Auflagen des Conversations-Lexikons über.

es dort gab, auf das genaueste und tiefste zu erforschen. Auf kleinem Raume richtete er immer ein großes Werk des Studiums auf." So einzeln hingeworfen erschöpft dieser Ausspruch die Wahrheit noch nicht: erst in den entgegengesetzten Auffassungen kömmt sie zu Tage.

Also nicht das Vorhandensein dieser Gegensätze, sondern ihre Mischung und Verknüpfung zu einem wohlthuenden Ganzen, zu entschiedenem Charakter, dies ist's, was uns an Humboldt's Wesen verwundert. Was aber auf den ersten Blick beinahe unerklärlich, ja räthselhaft klingt, löst sich doch für den aufmerkenden Beobachter bald, und zwar daraus, daß diese scheinbar widersprechenden und jedenfalls entgegenstrebenden Eigenschaften in ihm nicht chaotisch zusammenwirkten, sondern an einem tiefern Zuge seines Wesens eine Art Beherrscher hatten und übrigens in verschiedenen Momenten, d. h. je nach dem Gegenstande, der eben vorlag, oder in solcher Unterordnung der einen gegen die andre hervortraten, daß immer nur Eine sich herrschend und maßgebend zeigt, die Andern nur nebenwirken, mildern, bedingen. Vor allem muß man jenen tiefern Grundzug zu erfassen und von den ihm zur Seite stehenden Eigenschaften zu scheiden wissen. Dann wird das, was uns flüchtig angesehen, vielleicht als ganz hervorstechend und bestimmend an Humboldt dünkte, bei genauerm Anblick nur als eine Seite und nicht einmal die herrschende seines Wesens gelten. So ehren wir an ihm auch die Entschiedenheit der Gesinnung, die Festigkeit des Willens, wir bewundern die Klarheit, womit er uns die Ergebnisse seiner Forschung darlegt, die Helle, in der sein Genius erscheint, und finden am Ende, daß dies alles den innersten Grund seines Wesens nicht aufdeckt. Dieses Innerste war durch sein ganzes Leben der idealische Trieb, der ihn beseelt. Nur die Form der Empfindsamkeit und schwärmender Begeisterung, die er in erster Jugend angenommen

hatte, fiel allmählig wie eine Hülle herunter. Der Trieb selbst aber verschaffte sich nur in reinerer Gestalt Geltung, er beseelte jedes Bestreben Humboldts, ja sein Leben im eigentlichen, höheren Sinne. Während er oft nur mit praktischen oder scheinbar außerwesentlichen Dingen sich zu beschäftigen schien, wohnte er dennoch im Reiche der Ideen. Jede Forschung niederer Art knüpfte er innerlich an die höchsten Bezüge des Denkens; alles, was er trieb, war geschwängert von der Begeisterung für das Ideale, und selbst in den trauten Umgang, den er pflog, mischte sich unabänderlich ein Zug schwärmerischer Empfindung. Sein Streben ging durchaus dahin, die Eigenschaften und die Verkettung der geistigen Welt in ihrer Tiefe zu fassen und selbst in dem nothwendigen Handeln für den Moment den Blick auf die Allentwicklung der Menschheit nicht zu verlieren. Er war im Grunde seines Wesens eine erforschende Natur, er lebte nur in den Anschauungen und Ergebnissen, die er gewonnen, und verglich sich selbst in den spätern Tagen seines Lebens mit den „Vertieften," die uns in der indischen Poesie vorgeführt werden. Diesen Kern der Humboldtschen Natur in allen oft so abweichenden Erscheinungen noch zu erkennen, muß man stets den Trieb von dem Gegenstande, den Stoff von der Form seines Wirkens unterscheiden; man muß überall den vorherrschenden Zug von den nebenwirkenden Eigenschaften, den handelnden, von entschiedenen Grundsätzen geleiteten, praktischen Humboldt von dem denkenden und überschauenden gesondert im Auge haben. Seine Größe besteht darin, daß er mit jenem alles beherrschenden Idealismus einen tüchtigen Sinn für die Gegenwart und ein entschiedenes Wollen und Wirken in gegebenen Verhältnissen vereint. Ueber seinen Antheil an der Wirklichkeit darf uns jedoch der Kern und Trieb dieses Geistes nicht verdunkelt werden. Freuen wir uns ihn handelnd und wirkend zu sehen, kräftigen

wir uns an der geklärten, tüchtigen Gesinnung, folgen wir den hellen, edlen Formen seiner Rede — nur laßt uns auch den Geist, der über all dem waltete, in seiner Heimath aufsuchen — den Geist, der, das Große und Schöne der Vergangenheit und Gegenwart in Gedanken zusammenfassend, nichts höher achtete und nichts höheres erstrebte, als in der ganzen Menschheit den ideellen Menschen zu entdecken und dessen reinster Form und reichsten Umfangs sich bewußt zu werden, ja beides, insofern seine Kräfte zureichten, an sich selbst, wenn auch immer in individueller Gestalt, zur lebendigen Erscheinung zu bringen. Er lebte ebenso in der ältesten Vergangenheit wie in der Gegenwart, ja wo es nicht zu handeln galt, fast mehr in jener. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn er in spätern Jahren einen alten Freund von dessen politischem Standpunkt er sich nur zu sehr entfernt wußte, also anredete: „Ich kann nur nicht denken, daß wir in dem, was man eigentlich Ansichten nennen kann, verschieden wären, liebster Freund. Aber auch mit Menschen, von denen ich allerdings abweiche, irrt mich das sehr wenig. Ich habe bei jeder Sache zwei Ansichten, und es ist mir, wenn ich nicht eben handeln muß, ziemlich eins, mit welcher man sich zu beschäftigen vorzieht. Ich habe von jeher nur ein althistorisches Interesse gehabt, und da schrumpft alles Menschliche unglaublich zusammen, man sieht mehr den Strom, der die Dinge fortreißt, als die Dinge selbst."

Auf diese Art wurde es Humboldt möglich, uns als Charakter zu ergreifen, da er über den innersten Drang doch die nächste Lebensstellung nicht verabsäumt, sondern ihr auf das würdigste Genüge leistet. Ja er stand, gleich Wenigen, wie ein Riese unter der thatlosen, unkräftigern Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Dagegen mahnt er uns mitten unter den handelnden Genossen — und er war keiner der Geringsten unter

ihnen — wie ein fremder, sonderbarer Geist: er scheint zu entfliehen, wenn wir ihn zu halten meinen und in der kältesten äußern Hülle verräth er plötzlich den tiefen Drang seines Geistes und Gemüthes. Zu einer Zeit, wo er die deutschen und preußischen Interessen mit einer Beharrlichkeit vertheidigte, die an eine ächte Begeisterung für die Sache Niemand zweifeln ließ, wußte ihn Görres, im Rheinischen Merkur, nicht rühmender zu bezeichnen, als indem er ihn „kalt wie die Decembersonne" nannte.

Wie unheimlich mußte ein solcher Geist den Diplomaten, und gerade den feinsten und verschlagensten, sein! Was Wunder, wenn Talleyrand, der doch über Humboldt den Staatsmann zu äußern sich gedrungen fühlte: „que c'était un des hommes d'état dont l'Europe de mon temps n'en a pas compté trois ou quatre," zu andrer Zeit sein Mißbehagen ausdrückte, daß er den Mann doch nicht ganz durchschaue und seine Eigenthümlichkeit etwas ihm Unverständliches behalte.

So war Humboldt. Eine Natur von seltener Anziehungskraft, auch da wo sie wie geflissentlich zurückzustoßen schien. Dem einseitigen Blick oft unverstanden, dem tiefergehenden eine der gesundesten Erscheinungen ihrer Zeit. Hamlets Geist, denkend, sinnend, brütend wie der Modernsten Einer, und, wo es zu handeln galt, wie ein antiker Mensch, ja in vereinter Thatkraft und Schönheitsschwelgerei ein Grieche. Die Energie seines Charakters ließ ihn vor keinem Ergebniß des Denkens zurückschrecken und wie der Gedanke ihn nicht dem Leben, so entführte das Streben ihn nicht dem Genuß. Ja zum Schwelgen in Gedanken und Empfindungen alles Großen und Schönen war seine Natur von vornherein angelegt. Der kritische Verstand, der äußerlich vorwaltete, war eigentlich nur das Mittel für jene sinnende Tiefe. Er schützte ihn aber zugleich davor, in dieser letzteren zu versinken;

und im Bunde mit der Festigkeit des Willens vermochte sein Verstand über ihn, sich an alle gebietenden Ideen und Bedürfnisse der Mitwelt fest und gesund anzuschließen und kettete ihn so wieder an die Wirklichkeit und ihre Bewegungen.

Im Reiche der Ideen war seine Heimath — alles Andre berührte ihn nur, weil es die Pflicht, weil es die Zeit gebot, in der zu handeln er sich verbunden fühlte, weil es die Verhältnisse mit sich brachten, in die ihn das Schicksal gestellt hatte. Jener Heimath aber blieb er stets mit einer Hingebung zugewendet, die an das Schwärmerische gränzt. Dahin trug er alles, was er liebte, die Liebe selbst, die Freundschaft, das Alterthum, die Kunst und die Freiheit. „Sei'n Sie überzeugt, mein theurer Freund," rief er Schillern in seinem letzten Schreiben zu, „daß mein Interesse, meine Richtungen sich nie ändern werden. Der Maßstab der Dinge in mir bleibt fest und unerschüttert; das Höchste in der Welt bleiben und sind die — Ideen. Diesen hab' ich ehemals gelebt, diesen werde ich jetzt und ewig getreu bleiben, und hätte ich einen Wirkungskreis, wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrscht [Bonaparte's], so würde ich ihn doch immer als etwas jenem Höheren Untergeordnetes ansehen, und das ist meine wahre Meinung."

Doch ohne den Gegensatz in seiner Natur würde Humboldt im politischen Leben nie eine Rolle gespielt haben, ja sogar unpraktisch erschienen sein, gleich der unendlichen Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Allein ihn hatte das Geschick zugleich mit dem überlegensten Verstande gerüstet. Dieser beherrschte die ganze Außenseite seines Wesens; ihn ließ er im alltäglichen Leben allein walten, ihm war die reichste Fülle des Geistes, der Beredsamkeit, des Witzes zuständig und

unterthan; er legte ſich wie der ſtrengſte Wächter um den idealen Trieb des Innern und hielt die Wärme und Begeiſterung wie in Banden. Man hat mit Recht behauptet, „daß von Humboldt's Geiſt in der That nicht groß genug gedacht werden könne.“ Aber um ihn in einem ſo außerordentlichen Maße und in ſolcher Ausdehnung bewähren zu können, mußte nicht blos jene innere, idealiſche Einheit in ihm vorhanden ſein, ſondern es bedurfte zugleich für den äußern Gebrauch ſo vielſeitiger Kräfte dieſer alles beherrſchenden Kraft — des Verſtandes. Er hatte dieſe Herrſchaft und übte ſie mit freieſter Ueberlegenheit. Ihr verdankte er die Macht, die er im handelnden Leben und im Umgang behauptete.

Mit dieſer Stärke hing aber auch, wie wir ſchon einmal berührten, die verfängliche Seite in ihm nahe genug zuſammen. Indem er die innerſte Empfindung zurückdrängte und fremden Augen abſichtlich entzog, wurde der ideale Zug ſeines Innern oft ganz verſteckt. Statt der edelſten Empfindung und wärmſter Begeiſterung zeigte ſich im gewöhnlichen Umgang oft nur die eiſigſte Kälte, eine gewiſſe Verachtung gegen die Tageswelt, eine Herbheit, die am unrechten Orte auch verletzend wurde. Bald nahm er den ganz entgegengeſetzten Anſchein, um die umgebende Mittelmäßigkeit zu necken, bald erging er ſich wie zu eigener Erholung in allen Wendungen der Dialektik, vielleicht nur um den Gegner zur Rede zu bringen, ihn zu durchſchauen und auch ſolche Erfahrung zu nutzen. Oft ließ ſich ſeine Gleichgültigkeit an der äußern Anſprache kaum zur kälteſten Erwiederung bewegen, ſo daß er, der Beredte, wie Einer erſchien, dem dreifaches Erz die Bruſt umgürtet. Varnhagen, dem wir in der Schilderung ſeiner äußeren Erſcheinung vorzugsweis zum Führer haben, fand einſt ſogar an dem bekannten Verbrenner Moskaus, dem Grafen Raſtopſchin, eine gewiſſe Aehnlichkeit

mit Humboldt — dieſelbe ſcheinbare Kälte, unter welcher ſich denn doch die Wärme der Empfindung nicht ganz verdecken konnte, dieſelbe Quelle des ſcharfen und eigenthümlichen Witzes, nämlich die Ungeduld, ſich der Langenweile zu fügen, die den gewöhnlichen Geſprächen ſich ſo leicht anheftet, und der man, wenn der fremde ausbleibt, nur durch eignen Witz entgehen kann. [1]) In der Periode ſeiner politiſchen Thätigkeit, wo oft auch nothgedrungene Verſtellung zu üben und mit Menſchen aller Art zu verkehren geboten war, mag dann die Laune und der Uebermuth des überlegenen Mannes zuweilen bis zu bedenklicher Höhe geſtiegen ſein. Erſt in den letzten Lebensjahren fiel dieſe Hülle wieder großentheils ab, und das innigſte Gefühl trat unverſtellt hervor, in ſanfter Güte, in liebevoller Theilnahme, die jedes Herz zu edler Rührung ſtimmten. [2])

Doch wo Humboldt unmittelbar mit dem Großen und Aechten zu verkehren hatte, da trat ſtets das Gefühl und der ideale Trieb unverſtellt hervor. Namentlich im Umgang mit ganz ebenbürtigen und verwandten Geiſtern ſo wie überhaupt in ſeinem höheren Streben und Wirken.

In ſeinen ſchriftlichen Arbeiten iſt zwar auch der forſchende, kühle, ganz auf den Gegenſtand gerichtete Verſtand vorherrſchend. Aber auch dieſer iſt hier gewohnt, das Einzelſte an die höchſten Bezüge des Denkens emporzuheben oder in die geheimnißvollen Urgründe des Weſens zu verfolgen. Auch in den kälteſten Entwicklungen weht uns plötzlich ſein perſönlicher Geiſt, ſein Gemüth an. Den einfachen Wogenſchlag des Gedankens unterbrechend, ſtrömt die Idealität oder ein ſchwärmendes Gefühl, manchmal nur andeutend und deſto reizender, aber oft auch unmittelbar in das kühle Meer

1) Denkwürdigkeiten, B. 6., 1842. S. 149.
2) Varnhagen, in ſeiner Skizze über Humboldt, a. a. O. Bd. 1., S. 289.

seiner Forschungen. Gerade darin liegt für uns eine besondre Schönheit seiner Schriften. Männer von auffallend schwärmerischer oder nüchterner Denkart zeigt unsere Litteratur in großer Anzahl. Seltener Beides in so charakteristischer Verknüpfung. Auf ähnliche Art herrscht bei Lessing und Göthe ein verständiges Element. Welcher Reiz aber ist es z. B. in Göthe's Prosa, auf dem ruhigen, spiegelglatten See der Beobachtung und Schilderung hingleitend, plötzlich von der Fluth der Empfindung und allen Brandungen der Leidenschaft übermannt und fortgerissen zu werden! Der Idealismus, der sich mit dem kühlen Gedankengange verwebt, wirkt ähnlich der Poesie, ja er ist der eigentlich poetischen Gabe innerlichst verwandt. Bei Humboldt wirkt diese innere Begeisterung stark genug, um wie eine in der Tiefe leuchtende und wärmende Flamme selbst die kältesten Spitzen auf der Oberfläche der Darstellung noch zuweilen mit ihren Strahlen zu röthen.

Wunderbar ist es, daß der Verstand, der sich bei ihm im Alltagsleben oft getrennt vom Gemüthe und in den seltsamsten Verhüllungen erging, sich in der schriftlichen Aeußerung nie zu Spiel und Sophistik verirrte. Da war er stets an das Höchste geknüpft; ja man verspürt nichts von dem Hange zur Paradorie und willkührlichen Dialektik, der den Nordostdeutschen und namentlich den Berlinern, nur zu oft, ebenso in Schriften wie im Leben, eigen ist — und der hie und da sogar zur Sophistik wird. Ein solcher Zug von Paradorie liegt selbst in Lessing. Kant hielt sich vielleicht am freiesten davon und prägte den Geist seiner Landsleute gewiß am nüchternsten aus. In Humboldt's Leben begegnen wir ebenfalls dieser Lust zur Verhüllung, ja zu kalter und sophistischer Dialektik. Seine Schriften aber, wie sein ganzes höheres Streben und seine öffentliche Laufbahn, hielt er frei davon. Da ließ er, wie in geweihten Regionen nur den baarsten Ernst walten, weshalb er uns auch da durchaus so gesund

erſcheint, zuweilen vielleicht eher ſchwärmeriſch, noch öfter kühl, niemals aber willkührlich oder ſophiſtiſch.

Wenn ſchon im perſönlichen Umgang mit Freunden ſich die Empfindung unverhüllter ausſprach, ſo tritt uns vorzüglich in ſeinen freundſchaftlichen Briefen die innigſte Verknüpfung des idealiſtiſchen und gefühlvollen mit dem verſtändigen Humboldt entgegen. In dieſem Sinne erſcheinen ſie uns als die ſchönſten Denkmale ſeines Geiſtes, als der unmittelbarſte Ausdruck ſeines ganzen Weſens. Da ſpricht der Menſch uns an und ſein idealſtes Streben, das wärmſte Gefühl, die innigſte Begeiſterung, in edler, reiner, einfacher Form. Zwar auch hier noch durchdrungen und überwacht von dem Gegenſatz des Verſtandes, aber auch nur ſo weit, um auch das Innerlichſte in keuſcher, durchſichtiger, cryſtalliniſcher Geſtalt ans Licht zu fördern. Daher der ſeltne Reiz, den ſeine geiſt- und gemüthvollen Briefe haben, die ohne Frage zu den ſchönſten gehören, die wir in unſrer Sprache beſitzen. Kälte und Feuer, Gemüth und Geiſt, ſind darin auf eine wunderbare Art gemiſcht.

Damit haben wir die Hauptgegenſätze des Humboldtiſchen Charakters und ihre bedeutendſten Ergebniſſe in Leben und Schrift berührt. Später werden wir in einzelnen Anſichten und Richtungen dieſes Geiſtes dieſelben Urbeſtandtheile nur in andern Formen und Nüancen wieder finden, ja ſelbſt an ſeinen äſthetiſchen Sympathien erkennen, wie bald der ideal empfindende, bald der verſtändige Theil ſeines Weſens Genüge ſucht.

---

Die Kantiſche Philoſophie ging, wie jede große geſchichtliche Erſcheinung, aus einer nothwendigen Richtung der Geiſter hervor. Kant ſuchte die Aufgabe, die damals die allgemeine war, und die ebenſo in der Kunſt wie im Leben zu bewältigen vorlag, in der eigentlichen Tiefe des

Gedankens zu lösen. Es galt die Einheit des Vernünftigen und Sinnlichen zu erkennen und somit die Rechte des Verstandes mit denen der Sinnlichkeit auszugleichen.

In Humboldt's Natur, die aus Idealität und Verstand so eigenthümlich verbunden war, lag schon die ganze Anlage zum Kantianismus, zugleich aber das Streben, diesen Standpunkt, der den Trieb und die Pflicht, Vernunft und Sinnlichkeit, noch immer schroff auseinander hielt und die Einheit der reinen, totalen Menschennatur nicht erfaßte, auf demselben Wege und durch die eigene Methode des großen Königsbergischen Weisen zu überwinden. Humboldt hegte denselben Drang, die Lösung aller höheren Fragen im Reiche der Ideen zu suchen, und zwar auf demselben kritischen Wege, den Kant eingeschlagen hatte. Er hatte das Bedürfniß, zur Anschauung des idealen Menschen zu gelangen — und auch hier fühlte er sich auf Kantischem Wege gefördert — aber er suchte, wie Schiller, die Schranke der Kantischen Anschauung zu durchbrechen, und die volle Totalität der Menschennatur zu erfassen. Nicht bei dem feindlichen Gegensatze von Neigung und Pflicht wollten diese Männer beharren — es galt ihnen auch darüber hinaus der Anlagen und Forderungen ächter Humanität sich bewußt zu werden, und die angebornen edlern Menschentriebe zur Anerkennung zu bringen.

Schiller und Humboldt wandelten, ihrer engeren Verwandtschaft gemäß, einen und denselben Weg: sie waren und blieben Kantianer, ohne sich bei der Stufe, die Kant's Forschung erstiegen hatte, zu begnügen. Sie suchten aus ähnlichem innern Drange an dieser Denkart fortzubauen, sie zu erweitern. Man hat es Humboldt neuerdings hie und da wie einen Vorwurf hinwerfen hören, daß er Zeit seines Lebens Kantianer geblieben; er selbst aber würde sich diesen Ausspruch recht gern gefallen lassen haben. In dem Sinne, wie er es war, blieb er es stets, und zwar in einem Sinne

in welchem es, ohne allen Zweifel, auch Schiller geblieben wäre. Allerdings haftete Humboldt in frühester Zeit noch starrer an der Kantischen Anschauungsweise, auch hatte er selbst in spätester Zeit einzelne der strengen Kantischen Methode angehörende Wendungen des Denkens oder Spaltungen der Begriffe noch nicht aufgegeben. Wer aber die wirkliche Forschungsstufe von den außerwesentlichern Einzelheiten der Form unterscheidet, der wird nicht zweifelhaft sein, ob der Kantianismus in Humboldt's wichtigsten anthropologischen, ästhetischen und sprachlichen Forschungen ein fortgeschrittener und eigenthümlicher sei oder nicht. Selbst die Darstellungsweise zeigt einen Genius, der, ohne des kritischen Sinnes verlustig zu werden, sich an der Realität der Erscheinung viel inniger gesättigt hat und in die Gegenstände, die er ergründen will, mit unverkennbarerer Hingebung gedrungen ist.

Humboldt würde seine Abstammung von dem Boden des kritischen Idealismus nie verläugnet haben, vielmehr sprach er nur wenige Jahre vor seinem Tode, als er die Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller schrieb, diese Anhänglichkeit unverholen aus, ja er setzte bei dieser Gelegenheit seinem großen Lehrer und Vorbilde wie absichtlich ein Denkmal, welches selbst den Anhängern der neuern Schule gebührende Achtung abzunöthigen wußte.[1]) Er gab darin, mit aller Vorsicht, sein Glaubensbekenntniß über Kant und läßt uns, indem er Schiller's Verhältniß zu diesem beleuchtet, seinen eignen frühern Standpunkt hinreichend erkennen. Indem wir hier schon diese Stelle anführen, leiten wir zugleich den spätern Bund mit Schiller und das vereinte Streben dieser Männer ein, für deren Freundschaft und gemeinsames Wollen das Zusammentreffen in Kant und das Weiter-

1) Karl Rosenkranz namentlich in seiner „Geschichte der Kant'schen Philosophie" (Leipzig, 1840. S. 111.) nimmt diese Schrift Herrn Kant's „als eine der schönsten Charakteristiken des Weisen

streben auf diesem Wege eine der wesentlichsten Grundlagen bildete.

„Kant", sagt er,[2]) „unternahm und vollbrachte das größeste Werk, das vielleicht je die philosophirende Vernunft einem einzelnen Manne zu danken gehabt hat. Er prüfte und sichtete das ganze philosophische Verfahren auf einem Wege, auf dem er nothwendig den Philosophien aller Zeiten und aller Nationen begegnen mußte, er maß, begränzte und ebnete den Boden desselben, zerstörte die darauf angelegten Truggebäude, und stellte, nach Vollendung dieser Arbeit, Grundlagen fest, in welchen die philosophische Analyse mit dem durch die früheren Systeme oft irregeleiteten und übertäubten natürlichen Menschensinne zusammentraf. Er führte im wahrsten Sinne des Worts die Philosophie in die Tiefen des menschlichen Busens zurück. Alles, was den großen Denker bezeichnet, besaß er in vollendetem Maße, und vereinigte in sich, was sich sonst zu widerstreben scheint; Tiefe und Schärfe, eine vielleicht nie übertroffene Dialektik, an die doch der Sinn nicht verloren ging, auch die Wahrheit zu fassen, die auf diesem Wege nicht erreichbar ist, und das philosophische Genie, welches die Fäden eines weitläufigen Ideengewebes, nach allen Richtungen hin, ausspinnt, und alle vermittelst der Einheit der Idee zusammenhält, ohne welches kein philosophisches System möglich seyn würde. Von den Spuren, die man in seinen Schriften von seinem Gefühl und seinem Herzen antrifft, hat schon Schiller richtig bemerkt, daß der hohe philosophische Beruf beide Eigenschaften (des Denkens und des Empfindens) verbunden fordert. Verläßt man ihn aber auf der Bahn, wo sich sein Geist nach Einer Richtung hin zeigt, so lernt

2) Vorerinnerung zum Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. S. 43 — 53.

man das Außerordentliche des Genie's dieſes Mannes auch an ſeinem Umfange kennen. Nichts weder in der Natur, noch im Gebiete des Wiſſens läßt ihn gleichgültig, Alles zieht er in ſeinen Kreis; aber da das ſelbſtthätige Princip in ſeiner Intellektualität ſichtbar die Oberhand behauptet, ſo leuchtet ſeine Eigenthümlichkeit am ſtrahlendſten da hervor, wo, wie in den Anſichten über den Bau des geſtirnten Himmels, der Stoff, in ſich erhabner Natur, der Einbildungskraft unter der Leitung einer großen Idee ein weites Feld darbietet. Denn Größe und Macht der Phantaſie ſtehen in Kant der Tiefe und Schärfe des Denkens unmittelbar zur Seite. Wie viel oder wenig ſich von der Kantiſchen Philoſophie bis heute erhalten hat, und künftig erhalten wird, maße ich mir nicht an zu entſcheiden, allein dreierlei bleibt, wenn man den Ruhm, den Kant ſeiner Nation, den Nutzen, den er dem ſpeculativen Denken verliehen hat, beſtimmen will, unverkennbar gewiß. Einiges, was er zertrümmert hat, wird ſich nie wieder erheben; Einiges, was er begründet hat, wird nie wieder untergehen; und was das Wichtigſte iſt, ſo hat er eine Reform geſtiftet, wie die geſammte Geſchichte der Philoſophie wenig ähnliche aufweiſt. So wurde die, bei dem Erſcheinen ſeiner Kritik der reinen Vernunft, unter uns kaum noch ſchwache Kunde von ſich gebende ſpekulative Philoſophie von ihm zu einer Regſamkeit geweckt, die den deutſchen Geiſt hoffentlich noch lange beleben wird. Da er nicht ſowohl Philoſophie, als zu philoſophiren lehrte, weniger Gefundenes mittheilte, als die Fackel ſeines eigenen Suchens anzündete, ſo veranlaßte er mittelbar mehr oder weniger von ihm abweichende Syſteme und Schulen, und es charakteriſirt die hohe Freiheit ſeines Geiſtes, daß er Philoſophieen wieder in vollkommner Freiheit und auf ſelbſt geſchaffnen Wegen für ſich fortwirkend, zu wecken vermochte.

„Ein großer Mann in in jeder Gattung und in jedem

Zeitalter eine Erscheinung, von der sich meistentheils gar nicht, und immer nur sehr unvollkommen Rechenschaft ablegen läßt. Wer möchte es wohl unternehmen zu erklären, wie Göthe plötzlich da stand, der Fülle und Tiefe des Genies nach, gleich groß in seinen frühesten, wie in seinen späteren Werken? Und doch gründete er eine neue Epoche der Poesie unter uns, schuf die Poesie überhaupt zu einer neuen Gestalt um, drückte der Sprache seine Form auf, und gab dem Geiste seiner Nation für alle Folge entscheidende Impulse.

„Das Genie, immer neu und die Regel angebend, thut sein Entstehen erst durch sein Dasein kund, und sein Grund kann nicht in einem Früheren, schon Bekannten gesucht werden; wie es erscheint, ertheilt es sich selbst seine Richtung. Aus dem dürftigen Zustande, in welchem Kant die Philosophie, eklektisch herumirrend, vor sich fand, vermochte er keinen anregenden Funken zu ziehen. Auch möchte es schwer sein zu sagen, ob er mehr den alten, oder den späteren Philosophen verdankte. Er selbst, mit dieser Schärfe der Kritik, die seine hervorstechendste Seite ausmacht, war sichtbar dem Geiste der neueren Zeit näher verwandt. Auch war es ein charakteristischer Zug in ihm, mit allen Fortschritten seines Jahrhunderts fortzugehen, selbst an allen Begegnissen des Tages den lebendigsten Antheil zu nehmen. Indem er, mehr, als irgend einer vor ihm, die Philosophie in den Tiefen der menschlichen Brust isolirte, hat wohl Niemand zugleich sie in so mannigfaltige und fruchtbare Anwendung gebracht. Diese in alle seine Schriften reichlich verstreuten Stellen geben ihnen einen ganz eigenthümlichen Reiz.

„Eine solche Erscheinung konnte an Schiller nicht unbemerkt vorübergehen. Ihn, der immer über seiner jedesmaligen Beschäftigung schwebte, der die Poesie selbst, für welche die Natur ihn bestimmt hatte, und die sein ganzes Leben durchdrang, doch auch wieder an etwas noch

Höheres anknüpfte, mußte eine Lehre anziehen, deren Natur es war, Wurzel und Endpunkt des Gegenſtandes ſeines beſtändigen Sinnens zu enthalten. Plötzlich emporgegangen, und Jahre lang unbeachtet, wurde ſie außerdem gerade in der Zeit und der Gegend, wo ſich Schiller damals befand, mit einem Enthuſiasmus ergriffen, der noch in der Erinnerung erfreut. Auf welche Weiſe Kant von Schiller gewürdigt ward, hat Schiller in mehreren Stellen ſeiner Schriften geäußert, noch mehr aber durch die That gezeigt. Er eignete ſich die neue Philoſophie, ſeiner Natur gemäß, an. In den eigentlichen Bau des Syſtemes ging er wenig ein; er heftete ſich aber an die Deduktion des Schönheitsprincips und des Sittengeſetzes. Hier mußte es ihn mächtig ergreifen, das natürliche, menſchliche Gefühl in ſeine Rechte eingeſetzt, und in ſeiner Reinheit philoſophiſch begründet zu finden. Gerade hier hatten die unmittelbar vorher herrſchend geweſenen Theorien die wahren Geſichtspunkte verrückt, und das Erhabne entadelt. Dagegen fand Schiller, ſeinem Ideengange nach, die ſinnlichen Kräfte des Menſchen theils verletzt, theils nicht hinlänglich geachtet, und die durch das äſthetiſche Princip in ſie gelegte Möglichkeit freiwilliger Uebereinſtimmung mit der Vernunfteinheit nicht genug herausgehoben. So geſchah es, daß Schiller, als er zuerſt Kant's Namen öffentlich ausſprach, in „Anmuth und Würde," als ſein Gegner auftrat.

„Es lag in Schiller's Eigenthümlichkeit, von einem großen Geiſte neben ſich nie in deſſen Kreis herübergezogen, dagegen in dem eignen, ſelbſtgeſchaffenen durch einen ſolchen Einfluß auf das mächtigſte angeregt zu werden, und man kann wohl zweifelhaft bleiben, ob man dieß in ihm mehr als Größe des Geiſtes, oder als tiefe Schönheit des Charakters bewundern ſoll. Sich fremder Individualität nicht unterzuordnen, iſt Eigenſchaft jeder größeren Geiſteskraft,

jedes stärkeren Gemüths, aber die fremde Individualität ganz, als verschieden, zu durchschauen, vollkommen zu würdigen, und aus dieser bewundernden Anschauung die Kraft zu schöpfen, die eigne nur noch entschiedner und richtiger ihrem Ziele zuzuwenden, gehört Wenigen an, und war in Schiller hervorstechender Charakterzug. Allerdings ist ein solches Verhältniß nur unter verwandten Geistern möglich, deren divergirende Bahnen in einem höher liegenden Punkte zusammentreffen, aber es setzt von Seiten der Intellektualität die klare Erkenntniß dieses Punktes, von Seiten des Charakters voraus, daß die Rücksicht auf die Person gänzlich zurückbleibe hinter dem Interesse an der Sache. Nur unter dieser Bedingung gehen Bescheidenheit und Selbstgefühl, wie es die Bestimmung ihres idealischen Zusammenwirkens ist, wahrhaft in Unbefangenheit über. So nun stand Schiller auch Kant gegenüber. Er nahm nicht von ihm; von den in „Anmuth und Würde" und den „ästhetischen Briefen" durchgeführten Ideen ruhen die Keime schon in dem, was er vor der Bekanntschaft mit Kantischer Philosophie schrieb; sie stellen auch nur die innere, ursprüngliche Anlage seines Geistes dar. Allein dennoch wurde jene Bekanntschaft zu einer neuen Epoche in Schillers philosophischem Streben; die Kantische Philosophie gewährte ihm Hülfe und Anregung. Ohne große Divinationsgabe läßt sich ahnen, wie, ohne Kant, Schiller jene ihm ganz eigenthümlichen Ideen ausgeführt haben würde. Die Freiheit der Form hätte wahrscheinlich dabei gewonnen." —

In den Briefen an Schiller kommt Humboldt mehrmals auf Kant zu sprechen.[3]) Sehr charakteristisch für seine eigne Entwicklung ist aber besonders folgende Stelle, ebenfalls in

3) S. 213. 222–23. 272. 351–52. Ferner über Kant's philosophische Diktion: Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLI.

einem Briefe an Schiller.*) „In jedem Menſchen, der ſich vorzugsweiſe mit philoſophiſchem Nachdenken beſchäftigte, muß es eine Epoche geben, in welcher die Summe ſeiner Gedanken Feſtigkeit und einen ſyſtematiſchen Zuſammenhang gewinnt, und die es ihm möglich macht, ſich, indem er ſicher und feſt aufſteht, nach jeder Seite mit Leichtigkeit hinzubewegen. Es ſcheint mir ein vorzüglich ſchwieriges Kunſtſtück der Bildung ſeiner ſelbſt und Anderer, dieſen Zeitpunkt gehörig zur Reife zu bringen, und es iſt ſchon immer viel ſich nur von dem Wege nicht ablenken zu laſſen, die Ernte nicht anticipiren zu wollen, und ſich nicht durch zu frühzeitige, kleinliche, zerſtückelte Unternehmungen zu zerſtreuen, da alle Werke, die dem eigenen Geiſt zu genügen im Stande ſind, erſt jenſeits dieſer Gränze liegen können. Bei Wenigen iſt dieß ſo offenbar als bei Kant, wenn man ſeine früheren Schriften mit den ſpäteren, von der Kritik an, vergleicht. Jener Zeitpunkt iſt ihm eigentlich erſt ſpät erſchienen, aber aus den Bruchſtücken ſeiner frühern Produkte bemerkt man hier und da Spuren ſeines Ganges. Ihnen iſt es früh gelungen, die Ideen auszubilden, um welche ſich Ihre intellektuelle Thätigkeit dreht, und in Allem, was ich jetzt von Ihnen leſe, ſelbſt in der flüchtigſten Bemerkung in einem Briefe, herrſcht eine durchgängige und bewundernswürdige Einheit.“

Daſſelbe hätte Schiller auch Humboldten zurufen können; denn gerade dieſe Einheit und Sicherheit des Weſens iſt von ſeinem erſten Auftreten bewundernswerth. Unleugbar hatte das frühe, gründliche Studium der Kantiſchen Werke einen ſehr weſentlichen Antheil, dieſen Zeitpunkt ſeiner eignen inneren Reife zu zeitigen. Doch nur ein ſo wahlverwandter Geiſt, wie Humboldt urſprünglich war, durfte ſich von ſolchem Studium eine ſo frühzeitige Wirkung verſprechen.

*) Vom 27. November 1795.

Verwandt war Humboldt dem Geiſte Kant's ſeiner ganzen Anlage nach, ja gerade in Zügen, die das Syſtem des Letzteren am beſtimmteſten charakteriſiren. Verwandt in ſeinem Hinausſtreben über die Endlichkeit — in das Reich der Ideen, während er mit nüchternem Sinne die Natur des Endlichen im Auge behält und deſſen Gränze ſorgfältig beobachtet. Die Weiſe ſeines Erkennens war die Kantiſche, nämlich transcendental. Der Transcendentalphiloſoph bringt gegen das Begreifen der Wahrheit ſtets eine ſkeptiſche Stimmung mit und vergißt nicht, daß das Denken allein, ohne ſich von der Sinnlichkeit einen denklichen Stoff geben zu laſſen, inhaltlos iſt. Dieſe Beſonnenheit vermiſſen wir in Humboldt niemals; er weiß, wenn er ſich auch in die höchſten Regionen begibt, wo die philoſophiſche Gewißheit aufhört. Noch in Göttingen ſprach er ſchon ſeine Freude aus,[5]) daß Forſter es Fr. Jacobi'n ans Herz gelegt, daß man vom Ueberſinnlichen ſchlechterdings keine Idee haben könne. Jacobi ſei zwar zu ſehr Philoſoph, um es begreifen und erklären zu wollen. Aber er glaube es doch anſchauen zu können. „Ich geſtehe Ihnen gern," ſetzt er gegen Forſter hinzu, „daß ich davon keine Idee habe, und daß ich fürchte, es könne leicht zur Schwärmerei führen." Er hatte dies auch Jacobi'n ſelbſt in mehreren Briefen vorgehalten, dieſer aber die Antwort immer erſt verſprochen. So lehnte Humboldt auf dem Boden der Philoſophie die zu großen Forderungen ab, die ein ſo denkender Geiſt, wie Jacobi, für ſeine ſubjektiven Bedürfniſſe geltend machte. Eine noch viel größere Kluft trennte Humboldt andrer Seits von den ſpätern großen deutſchen Philoſophen, die ein abſolutes Erkennen überſinnlicher Dinge für möglich hielten. —

Verwandt iſt er Kant in der Begeiſterung für die

5) Brief an Forſter, 14. März 1789.

moraliſche Freiheit des Menſchen, wie für die Anerkennung der Menſchenwürde in der bürgerlichen Welt, alſo für Menſchenrechte und politiſche Freiheit. Auch er glaubte, wie ſein Freund Schiller, die Grundprinzipien ächter bürgerlicher Freiheit in der Kritik der praktiſchen Vernunft enthalten. Doch verfolgte er früh auch in ſeinen politiſchen Ideen eine eigne Bahn. Es war ihm mehr darum zu thun, daß die Einzelnen von dem in der neuern Zeit überwiegenden Einfluß der Regierungen befreit würden. Dagegen äußerte er über Kant's Büchlein: „Zum ewigen Frieden“ gegen ſeinen Freund Schiller: „Ein manchmal wirklich zu grell durchblickender Demokratismus iſt nun meinem Geſchmacke nicht recht gemäß, ſo wenig als gewiß auch dem Ihrigen.“ [6])

Verwandt ferner durch die Richtung des Geiſtes auf das Erhabene. Ein Zug, der ihn zugleich ſo eng an Schiller knüpfte. Neben der reinſten und allgemeinſten Begeiſterung für alles Schöne und Künſtleriſche hat er dennoch dieſe Vorliebe für das Erhabene ſo wie für das Gedankliche in der Dichtung ſein ganzes Leben hindurch gehegt. Für Aeſchylos, Pindar, für Schiller, ja für die philoſophiſche Poeſie der Indier, war er ſo eingenommen, wie andern Theils für Göthe. Ja ſein ſcharfer, kunſtgeübter Blick ließ ſich durch das Gedankliche, wenn es in großartiger Geſtalt auftrat, auch manchmal im äſthetiſchen Urtheil irreführen.

Verwandt war er dem Meiſter Kant endlich auch in Rückſicht auf die Methode des Forſchens. Nicht etwa deshalb inſonders, weil er unter dem Einfluß der Kantiſchen Syſtematik und Architektonik arbeitete und ſich in den Kantiſchen Kategorien des Denkens bewegte — dieß theilte er mehr oder weniger mit allen Schülern Kant's, ja faſt mit der ganzen nachfolgenden wiſſenſchaftlichen Generation —

6) 30. Oktober 1795.

ſondern hauptſächlich, weil er in ſeinen ſpekulativen Forſchungen immer von pſychiſchen und anthropologiſchen Erfahrungen ausgeht oder doch ſtets Anhaltpunkte und Analogien in der Natur des Menſchen ſucht. Auf dieſem Wege vorzüglich war und iſt der Philoſophie noch Bedeutendes zu leiſten übrig, und von den Nachfolgern in Kant's Schule zum Theil wirklich ſchon geleiſtet worden. Humboldt's Ideenkreis wurzelte durchweg in Beobachtungen der geiſtig-ſinnlichen Menſchennatur, und auch in ſeinen äſthetiſchen Verſuchen erklärte er das Weſen und die Gattungen der Poeſie aus dem Weſen der menſchlichen Einbildungskraft und den möglichen Wirkungen auf dieſe.

Wir werden ſpäter, beſonders im Anfang des Umgangs mit Schiller, den feinen Kritiker in mancher abſtrakten und übel angewendeten Formel der Kantiſchen Lehre befangen finden, z. B. wenn er, vielleicht eben um für Schiller's individuelle Dichtweiſe eine befriedigende Rechtfertigung zu geben, eine Zeit lang in den Satz einſtimmte, daß die Dichtung in ihrem höchſten Fluge einen nothwendigen Inhalt, die Wahrheit der Idee, zum Gegenſtande haben und auch in der Form dieſes Nothwendige zu erzeugen ſtreben müſſe, ſo daß aller Reichthum poetiſcher Weltanſchauung einer kleinen Summe poetiſcher Ideen, aller Reiz des individuellen Geſtaltens einem kalten Formenideale weicht — eine Lehre, die ſo abſtrakt aufgeſtellt, ihre Anwendbarkeit an manchen Mißgeſtalten der hochſinnenden Muſe ſeines Freundes Schiller, am ärgſten vielleicht in der Braut von Meſſina erprobt hat. Glücklicherweiſe macht Humboldt's kritiſcher Inſtinkt von dieſen Sätzen faſt keinen Gebrauch, ſobald er ſich nicht gerade der Muſe des großen, ihm gemüthlich ſo nahe ſtehenden Denker-Dichters gegenüber befindet.

Von andern Einſeitigkeiten des Kantianismus befreite ihn ſein eigner, die Schranken des Syſtems durchbrechender

Geiſt, und das Streben, dem er gemeinſchaftlich mit Schiller oblag, die Prinzipien dieſer Lehre auszubauen und den ſtreng Kantiſchen Standpunkt zu erweitern. Diejenigen dürften ſehr irren, die Schiller und Humboldt in ihren philoſophiſchen Bemühungen ausreichend zu charakteriſiren meinen, indem ſie ſie als verſtockte Kantianer hinſtellen. Die Spekulation könnte noch an manches wieder anknüpfen, was dieſe Geiſter anbahnen — ohne deshalb die neuere Errungenſchaft geradehin zu opfern. Humboldt's Geiſt war nicht in den Banden eines Syſtems gefangen. Noch ganz erwärmt von der Lehre des großen Weiſen ſuchte er doch ſchon in frühen Jahren den Umgang mit Männern von ganz abweichender Denkart, wie mit Fr. Jacobi, oder den von ſolchen, die, der Fülle und Richtung des eignen Geiſtes, wie z. B. Forſter, vertrauend, gar keinem ſyſtematiſchen Ideencentrum huldigten. Wie hätte er einem Syſtem zu Lieb, die Erweiterung ſeines eignen Ideenkreiſes verabſäumen ſollen? Der individuelle Genius, in ſeiner Fülle und Abſonderlichkeit arbeitet auch dem Philoſophen in die Hände; ihm ſind eigne Aufgaben geſetzt; und noch in ſeinen Verirrungen iſt er ein Gegenſtand des Intereſſes. Für Geiſter wie Humboldt und Schiller ſtand die ſelbſtſtändig denkende Kraft auch neben dem vollendeten Syſtem berechtigt da; am wenigſten glaubten ſie, daß Kant ſelbſt ein fertiges Syſtem geboten, er, der „nicht ſowohl Philoſophie, als zu philoſophiren lehrte.“ Und ob ſie ſchon nicht jedem individuellen Gelüſt geſtatteten, ſich für Philoſophie auszugeben, ſo waren ſie doch gewiß eben ſo weit entfernt, die Aufgabe der denkenden Menſchheit in den Paragraphen irgend welchen Meiſters für abgeſchloſſen zu halten.

---

Humboldt's Charakter ſpiegelte ſich auch in ſeinen Freundſchaftsbündniſſen und im freundſchaftlichen Verkehr ab. Auch

hier tritt uns sein idealer Trieb vor Augen: die hochstrebendsten, edelsten Geister waren ihm verbündet. In einem hohen Grade für Liebe und Freundschaft gemacht, füllte er einen wesentlichen Theil seines Lebens im trauten Umgang mit erwählten Geistern aus. Wem seine Zuneigung, seine Achtung, sein Vertrauen einmal zu Theil geworden, dem blieb er lebenslang derselbe. In Glück und Unglück durfte man auf ihn rechnen; und auch der Tod änderte solche Gefühle nicht. Besonders heilig hielt er die Eindrücke seiner jüngern Jahre. Auch einigen Frauen blieb er durchs Leben mit gleicher Verehrung zugethan. Die Namen G. Forster, F. A. Wolf, Schiller, Göthe, begleiten Humboldt's ganze Lebensbahn; sie umleuchten und erheben seine eigne, ohnehin strahlende Gestalt; und gleich unauslöschlich ist sein Name in die Annalen dieser großen Freunde eingeschrieben.

Ueber jedes andre Freundschaftsverhältniß erhob sich — nach Varnhagen's Ausdruck [1]) — das brüderliche. Hier vereinigten sich von beiden Seiten die zartesten und liebevollsten Empfindungen, das edelste Zutrauen, die reinste Hochachtung, welche ein langes Leben hindurch, in größter Trennung und innigster Nähe, in entgegengesetzten wie in gleichen Strebungen, unwandelbar denselben Bruderbund darstellten, in welchem die Weihe der Natur durch die des Geistes und Gemüths immerfort erhöht wurde.

Nur zwei Verhältnisse standen vielleicht noch höher, das was ihn später mit seiner Gattin verband und die Liebe zu Schiller. Diese wiederzusehen, war der Gedanke, der ihn in den letzten Stunden seines Lebens allein beschäftigte.

Auch die allseitige Richtung seines Geistes spiegelt sich in seinem Umgang und Lebensverkehr ab. Die verschiedensten Geister nahmen seine Theilnahme in Anspruch. Wo er nur

1) A. a. O., S. 291.

höhere Kraft oder auserlesene Bildung zu finden versichert war, suchte er sich auch durch persönlichen Umgang zu bereichern. Meinungen des Tages, Parteiungen irrten ihn nicht. Ja selbst Richtungen, die ihm fremd und zuwider waren, ließ er gelten und duldete sie in seiner Nähe, wenn er eben nicht handeln mußte, und Geist und Herz ihn ansprachen. Durch Humboldt's ganzes Leben zieht sich die höchste Fülle geistigen Verkehrs, ein ordentlicher Luxus, eine Sucht alles, was auf Geist Anspruch machen konnte, auch persönlich genossen oder doch gekannt zu haben. Seine äußere Stellung kam ihm dabei förderlichst zu Hülfe; auch die Zeit war in jeder Hinsicht günstig hiefür, alles frisch, regsam und schaffend, jede individuelle Kraft anreizend und bedeutend, so vieles noch erst im Werden und Entstehen; die Gesinnung weltbürgerlich, allerdings oft unvaterländisch genug, aber auch unbefangener und minder von kleinlichen Parteiungen zerrissen. Die hervorragenden Männer der Zeit fühlten sich noch wie ein Ganzes. Dann kommt aber freilich auch Humboldt's eigne Natur in Rechnung. Diese ächt menschliche, duldsame Denkart, die Freiheit von so viel befangenden Vorurtheilen, ein Geist, der als eine Art Repräsentant deutscher Bildung angesehen werden konnte, die höchste Empfänglichkeit, verbunden mit einer Hingebung, die um so größer seyn durfte, weil der Hingebende sich immer seiner Ueberlegenheit bewußt blieb und sie bei jedem Anlaß in Witz, Beredsamkeit und Sarkasmus an den Tag zu legen vermochte. Er selbst bot seine ganze Geistesfülle eben so gern in bewegtem Gespräch und vertrautem Briefwechsel dem Einzelnen dar, als in ausgearbeiteten Werken dem Publikum. Weit entfernt, „Ideen und Ausführungen für Druckschriften aufzuspeichern, überließ er sie vielmehr verschwenderisch dem nächstgelegenen Gespräch oder Briefe" — auch die gehaltreichsten Gedankenreihen, Stoff zu den gediegensten Aufsätzen, die es das Leichteste

gewesen wäre sogleich in vollendeter Gestalt hinauszusenden. Dies alles veranlaßte unwillkührlich Einen, der selbst diesen Umgang genossen, [2]) zu dem Ausruf: „Wie schade, daß er keinen Eckermann gehabt!“

Humboldt's Sinn für Freundschaft und den geistigsten Verkehr drückt sich uns jetzt am schönsten in den Briefen an seine Freunde ab, obschon bis heute nur ein sehr kleiner Theil derselben zur Oeffentlichkeit gelangt ist. Hier spricht die ganze Fülle des Geistes und der Bildung, die er besaß, und zwar in der einfachsten, anspruchlosesten Form. Ueberall Lebenskeime, ein steter Reichthum an lichtvollen Blicken und großartigen Ideen, „die sich bisweilen sogar in äußerer Unscheinbarkeit gefallen, vertrauend, daß edler und feiner Sinn den Geist genugsam erkennen werde.“ Dabei versteht er immer auf das Wesen dessen einzugehen, an den er gerade schreibt. Er spricht enthusiastisch zu Forster, kritisirt mit Wolf, lebt in Ideen und Spekulation mit Schiller, schildert und beschreibt für Göthe. — Um den Reichthum des Geistes, den Humboldt's Briefe ausstrahlen, ganz würdigen zu können, müßten wir freilich schon manchen Schatz gehoben haben, der bis jetzt noch im Verborgnen blieb. Die Mehrzahl der Briefe an Wolf fehlt uns noch. Von denen an Göthe haben wir zur Zeit auch nur Bruchstücke. Und was ließe sich erwarten, wenn uns das Glück auch den Briefwechsel mit seinem Bruder und vielleicht einige Proben der Briefe an seine Gattin schenken wollte.

Schon in den frühesten Briefen, die wir bis jetzt von Humboldt besitzen, zeigen sich alle Eigenschaften, die wir so eben rühmend bezeichnet haben. Es sind seine Briefe an

2) Varnhagen von Ense, a. a. O. S. 304.

Georg Forſter, geſchrieben in den Jahren 1788 – 1792. Litteratur, Philoſophie, Politik — ſind ſchon die Gegenſtände, die ihn vorzugsweis beſchäftigen. Durchaus männlich und fertig erſcheint er, vom erſten Federzuge, vor uns. Das geläuterſte Gefühl; die ganze Feinheit und Schärfe des Geſchmacks und Urtheils. Feſt und energiſch in ſeinem Ideenkreiſe. Freiſinn und kernhafte, vorurtheilsfreie Geſinnung. Rechte und oft ſchwärmeriſche Begeiſterung, im Bunde mit kühler Beſonnenheit und Selbſtbeherrſchung. In der Form die Klarheit, die anreizende Innigkeit und dabei der ſcharfe, kalte Verſtand, der ſeine reifſten Schriften charakteriſirt.

Georg Forſter iſt, nächſt ſeinem Bruder Alexander, die erſte gewichtige Geſtalt, die wir im Bunde mit Humboldt begegnen. Er lernte ihn frühzeitig in Göttingen kennen.[1] Forſter's Frau war die Tochter des Philologen Heyne. Mit beiden Gatten knüpfte ſich bald das innigſte Seelenband und namentlich mit Forſter ein höchſt intereſſanter Briefwechſel. — Schon der Bund mit dieſem charakteriſirt Humboldt. Jetzt wiſſen wir ihn wohl zu würdigen, den edlen, nach Freiheit ringenden, prophetiſchen Geiſt des unglücklichen Forſter, der überdies einer unſerer ausgezeichnetſten Schriftſteller und Proſaiſten war. Sein angeborner Freiſinn, genährt auf Reiſen, die er als Knabe ſchon um die Welt gemacht, paßte nicht in die elendiglichen Verhältniſſe des deutſchen Reichs. Die Revolution brach aus, und einer unſerer beſten Geiſter ging, Schritt vor Schritt in ihren Strudel geriſſen, dem deutſchen Vaterlande verloren. Die Läſterung warf ſich, wie es geht, mit allem Grimm auf den Unglücklichen,[2] bis ihn ſeine herrlichen Briefe, die ſeine hinterbliebene Gattin 1829

1) S. oben S. 12.

2) Eine ehrenvolle Ausnahme machte namentlich Fr. Schlegel in dem wenige Jahre nach Forſter's Tod geſchriebenen Aufſatz über ihn und ſeine Schriften. Er ſteht in dem erſten Band der Charakteriſtiken und Kritiken von A. W. und Fr. Schlegel (1801).

herausgab, wie neu zu Ehren brachten und ihm jedes edle Herz von neuem zuwendeten.[1])

Ein Jüngling wie Humboldt fühlte sich im Umgang mit diesem freien, vorurtheilslosen Geiste gehoben und gestärkt. Beide Brüder suchten und genoßen seine Freundschaft; Alexander machte am Schluß seiner akademischen Jahre mit ihm die bekannte Reise nach England. Sie mußten ihn zwar seinem Geschick überlassen, als er blindlings in den Ocean der französischen Umwälzung stürzte; aber sie hielten ihn stets in treuem Andenken. Alexander brachte in öffentlichen Verlesungen, die er in den zwanziger Jahren in Berlin vor der glänzendsten Versammlung hielt, Forster's Verdienst würdigend in Erinnerung, und Wilhelm konnte sein Gefühl für den Freund seiner Jugend nicht besser an den Tag legen, als indem er der Gattin die Erlaubniß ertheilte, seine Briefe in dem Forster'schen Nachlaß mit abdrucken zu lassen. Sie stehen am Schluß des zweiten Bandes und sind jetzt auch in Humboldt's gesammelten Werken, B. I. S. 271 — 300 wieder zu finden.

In gewisser Hinsicht kann man Humboldt's Umgang mit Forster als Vorbereitung seines spätern Verhältnisses zu Schiller betrachten. Sein Charakter, sein Sinn für Freiheit und Bürgerthum, der sich schon in den Berliner Kreisen, dann im Studium Kant's gebildet und gestählt hatte, fand in jenem Bunde die seltenste Gelegenheit, an die größten Geister der Zeit ebenbürtig heranzureifen.

---

1) Die schönste Huldigung hat ihm Gervinus dargebracht, in seiner „Neueren Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen." B. II., 389 — 92. Wenn aber Gervinus, von Bewunderung ergriffen, Forstern nachsagt, „er sei ein größerer Politiker als die größesten, die wir schlechtverdienter Maßen mit diesem Namen beehren", so thut er gerade damit seinem Liebling Unrecht; ja dieser würde solchen Ruhm in so trauriger Zeit gar nicht einmal haben ansprechen wollen.

Wir haben Humboldt's äußres Leben während des Göttinger Aufenthalts unterbrochen, und müſſen jetzt auf dieſe Zeit wieder zurückblicken. Im Herbſt 1788 begegnen wir ihm auf einer Rheinreiſe. Forſter hatte ganz kürzlich ſeinen Aufenthalt in Mainz genommen, als Hofrath und Bibliothekar bei der dortigen Univerſität. Vier Tage, „die glücklichſten, die er auf der ganzen Reiſe verlebte“, brachte Humboldt in der Nähe des trefflichen Forſter zu, auf das angenehmſte und unerwartetſte durch die freundſchaftliche Güte überraſcht, die dieſer ihm erzeigte. Forſters Frau, die nachherige Gattin des Schriftſteller Huber, nahm an den geiſtigen und herzlichen Bezügen der Männer Theil. Humboldt, der ſie bewundernd einſt die erſte aller Frauen genannt hat, hielt ſie bis an ſeinen Tod in höchſtem Werth. Forſter ſelbſt gab dem geiſtvollen Jüngling einen Brief an Friedrich Jacobi, den Philoſophen, mit, den Humboldt, rheinabwärts reiſend, aufzuſuchen nicht verſäumte.

Jacobi's Stellung zur Philoſophie iſt ſchon in dem vorangehenden Abſchnitte gedacht worden. Für unſern Freund war eine ſo erregte Perſönlichkeit für alle Fälle lehrreich und wichtig. Ein Mann, der ſich Kant, wie den nachfolgenden Syſtemen der deutſchen Philoſophie, als Wiederſacher entgegenſtellte, aus ſich ſelbſt zwar ein ebenbürtiges Gedankengeflecht zu erzeugen nicht die Kraft beſaß, dennoch aber als fühlender Denker ſo reich war an Fingerzeigen und Warnungen vor den logiſchen und ſcholaſtiſchen Befangenheiten der Syſtematiker — mußte Humboldt, für einige Zeit wenigſtens, gewaltig intereſſiren. Nicht daß ihm Jacobi's individuelles Streben auf ſeinem eignen Standpunkt irre gemacht hätte — aber ſein, die allſeitigſte Kenntniß ſuchender Geiſt mußte auch einem Genius dieſer Art näher zu rücken wünſchen und ſich von dem, was ein ſo denkender Kopf darbieten konnte, ſo viel aneignen, als ſich nur immer mit ſeinem eignen

rettung. Schon hier zeigte sich Humboldt durchaus nicht als ausschließenden Kantianer; das denkende Individuum galt ihm höher als das System, so vieles Einzelne in Jacobi's Weise mochte ihn besonders anziehen, namentlich die Harmonie, die zwischen der Denkweise und der ganzen Persönlichkeit Jacobi's Statt fand, so wie die eigenthümliche Art, mit welcher er, auch darin unter den Deutschen vorzugsweis an die Alten erinnernd, seine Ideen durch künstlerische Darstellung ins Leben einzuführen suchte.

Den 31. Oktober kam Humboldt nach Pempelfort, dem bekannten gastlichen Ort gleich bei Düsseldorf, wo Jacobi die schönern Monate des Jahres zuzubringen pflegte, und am 8. des folgenden Monats traf er wieder zu Göttingen ein. Forster schrieb am 10. an Jacobi, der schon seine Ankunft über den Empfohlenen gemeldet hatte: „Humboldt hat mir versprochen, im Frühling wieder zu kommen. Sind wir [Forsters] kann noch nicht bei Ihnen gewesen, und er gefällt mir noch wie damals, als Sie Ihren Brief schrieben, so muß er mit. Ich habe in Göttingen einen recht wackern Jungen an ihm kennen gelernt. Noch hat der Faullenzer nicht geschrieben.“ [1])

Doch schon am selbigen Tage berichtete Humboldt aus Göttingen seinem lieben Forster den Verlauf der Reise. Zuerst dankt er für die gütige Aufnahme, die er bei ihm gefunden und die ihm seinen Aufenthalt in Mainz so angenehm gemacht hatte. Sie gewährte ihm auch eine frohe Aussicht für die Zukunft, da er sich mit der Zerstörung dieser freundschaftlichen Gesinnungen schmeicheln dürfe. „Es ist ein großes

1) In G. Forster's Briefwechsel. 2 Theile. Leipzig, 1829. In dieser Sammlung befanden sich außer den Forster'schen Briefen auch andere, die uns hier interessiren, nämlich die von Jacobi und von Heyne an ihn. Ich weise hier ein für allemal darauf hin, weil ich die einzelnen Briefstellen, wo es thunlich, immer nach dem Datum citire.

und edles Vergnügen, ſich von Männern, deren Kopf und Herz gleich tiefe Achtung einflößen, einiger Aufmerkſamkeit gewürdigt zu ſehen; und dieſes Vergnügen, in wie hohem Grade ließen Sie es mich nicht genießen! Ich kann es Ihnen wahrlich nicht beſchreiben, wie ſtark und wohlthätig die gütige Art auf mich wirkte, mit der Sie mich bei meiner erſten Bekanntſchaft mit Ihnen empfingen, wie die Freundſchaft und — ich darf es ſagen — das Vertrauen, das Sie mir hernach erwieſen! Sein Sie aber gewiß überzeugt, mein Theurer, daß es mir ewig unvergeßlich ſein wird, und daß nie der Wunſch in mir erſtickt werden wird, Ihnen nur Einmal zeigen zu können, daß ich ſo gütiger und freundſchaftvoller Geſinnungen immer würdiger zu werden ſuche." — Dann erzählt er den Eindruck der weitern Reiſe, und zwar eigentlich nur den, welchen Jacobi auf ihn machte. Von Mainz ging er den Rhein hinunter nach Aachen und Düſſeldorf. In Aachen blieb er zehn Tage, weil Dohm, einſt ſein Lehrer,[1] und der vielleicht darum noch mehr Freundſchaft für ihn habe, ihn nicht eher verlaſſen wollte, da er ihn freilich nun wohl gewiß in mehreren Jahren nicht wiederſehen werde. Dohm war in jener Zeit als Geh. Kreisdirektorialrath und Geſandter Preußens am niederrheiniſch-weſtphäliſchen Kreiſe angeſtellt und zwar zu jener Zeit beſonders mit der Aachener Verfaſſungsangelegenheit, ſpäter mit den Lütticher Händeln beſchäftigt. Humboldt ſah ihn doch im nächſten Jahre noch einmal, dann aber wirklich erſt nach mehr als 25 Jahren wieder. — „Jacobi," fährt er nun fort, empfing mich mit der größten und unerwarteſten Freundſchaft, mit einer Freundſchaft, die mich ſtolz gemacht haben würde, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich ſie allein Ihrer gütigen Empfehlung dankte. Ich wohnte bei ihm,

1) S. oben S. 19 u. f.

aber ohne die Vermittelung eines Mainzers wäre er wohl schwerlich mit einem so eigentlichen Berliner, als ich bin, mit einem Freunde Engel's, Herzens, Biester's und so vieler anderer Anti-Jacobiten so nahe zusammen getreten. Ich bin Ihnen in der That herzlich für seine Bekanntschaft verbunden. Sein Umgang war mir über alles interessant. Er ist ein so vortrefflicher Kopf, so reich an neuen, großen und tiefen Ideen, die er in einer so lebhaften, schönen Sprache vorträgt; sein Charakter scheint so edel zu sein, daß ich in der That nicht entscheiden mag, ob er zuerst mein Herz oder meinen Kopf gewonnen hat." Ein Briefwechsel, den ihm Jacobi versprochen, soll die eingeleitete Verbindung unterhalten.

Das ist das älteste Blatt, das wir, mit sicherm Datum, bis jetzt von Humboldt besitzen. Schon im nächsten der uns erhaltenen Briefe an Forster — 14. März 1789 — macht er doch seine Einwendungen über die Art, wie Jacobi, als Philosoph, das Uebersinnliche fassen zu können meinte.[1]) Diese gab gerade damals die zweite Auflage seiner „Briefe über Spinoza" heraus und sendete seinen Freunden die einzelnen Beilagen, mit denen er sie vermehrte, zu. Humboldt empfing die letzten dieser Stücke während einer Krankheit, die er diesen Winter zu überstehen hatte, und erklärte besonders die allerletzte für meisterhaft. Ueberhaupt lebt er noch in einem gewissen Enthusiasmus für Jacobi. „Sein Briefwechsel," sagt er, „macht mir sehr viel Freude. Er ist so außerordentlich freundschaftlich gegen mich; und unleugbar ist er doch ein Mann von ungewöhnlichen Geisteskräften, und von einem sehr edlen, wahrhaft großen Charakter. Die kleinen Schwächen derer bemerken zu wollen, ist mir immer bei wahrhaft schätzungswürdigen Männern ein sehr verachtungswerthes Geschäft." —

1) Ich habe die Stelle schon oben S. 66 eingefügt.

Der übrige Theil dieses Briefes geht Forster selbst an und zwar einen Aufsatz desselben über die englische Litteratur vom J. 1788 in Archenholz's britischen Annalen, über den er sich von Humboldt ein aufrichtiges Urtheil erbeten hatte. Mit wenig Worten sprach dieser ein sehr gewichtiges aus. „Aufsätze über Litteratur haben ihre eigne Schwierigkeit. Bei einem kleinen Vorrath von Materialien erhalten sie ein magres, armseliges Ansehen, bei einem großen, wie ich glaube, daß Sie vor sich hatten, ist es so schwer, die richtige Auswahl zu treffen und man geräth so leicht in Gefahr, nicht mehr als ein Namenregister zu liefern. Darum hat mir die Darstellung in Ihrem Aufsatz so meisterhaft geschienen. Es geht alles so in einer Reihe, an einem so künstlich gesponnenen Faden fort, ohne daß man doch in irgend einer Stelle die Kunst bemerkt, die dazu gehörte, ihn so zu spinnen. Vorzüglich hat mir die Art gefallen, wie Sie den Einfluß des britischen Nationalgeistes auf die Litteratur zeigen. Eine Kenntniß der neuesten Schriftsteller eines Landes, ihrer Schriften u. s. f. kann immer ganz interessant sein, aber der raisonnirende Leser verlangt doch mehr; er will wissen, warum die Schriftsteller in diesem Lande gerade in diesem und keinem anderen Geiste schrieben, warum gerade diese Zweige der Litteratur, und keine andere blüheten? und das, dünkt mich doch, haben Sie vortrefflich entwickelt. Die Stelle vom Religionszustande in England ist ganz in dem Geiste geschrieben, in dem ich jetzt recht vieles geschrieben wünschte."

Seit dem Sommer 1789 war Humboldt wenig mehr in Göttingen, sondern meist schon auf kleinern und größern Reisen in und außer Deutschland begriffen. Zunächst ist ein Besuch in Hannover zu erwähnen, wo er zwar schon früher persönlich bekannt war, diesmal aber besonders mit Friedrich Jacobi zusammentraf. Den Tag vor seiner Abreise dahin (20. Juni) verspricht er Forstern vollständige Nachricht

von diesem Rendezvous zu geben und fügt für diesen selbst nur den Wunsch bei, daß er doch ja seine Gesundheit schonen möge. „Auch das bischen Genuß dieses Erdenlebens ist doch so viel immer werth, und wie viel mehr die reiche Gelegenheit zu wirken" — eine Aeußerung, die wir hervorheben, weil sie, gerade so gefaßt, kaum jemals bei Humboldt wieder zu finden sein möchte.

Er genoß in Hannover fünf sehr vergnügte Tage, wovon er das Meiste allerdings auf Jacobi's Anwesenheit, Einiges doch auch auf Hannover selbst rechnet. Er schränkte sich diesmal absichtlich auf wenige Gesellschaften ein, und unter den Personen vom ersten Range sah ihn Niemand als eine Frau von Wangenheim, in deren Haus er auch Jacobi einführte. Den größten Theil des Tags brachte er bei diesem zu und mit ihm besuchte er die Rehberg, Brandes, Zimmermann und was ihnen sonst von dortigen Notabilitäten von Interesse war. Rehberg war, ohne Zweifel, die bedeutendste Persönlichkeit in jenem Kreise. Auch er huldigte der kritischen Philosophie und war außerdem ein Mann von seltenem politischem Scharfsinn — dessen Schriften, in ihrer trefflichen Auswahl und Zusammenstellung, noch heute zu dem Besten gehören, dessen wir uns in politischer Litteratur rühmen können. In Ruhe und Sicherheit, den philosophischen und romantischen Phantasmen neuerer Zeit gegenüber, ähnelte er Humboldt sehr, wie er diesen auch in seinen durchaus edlen Gesinnungen glich, wogegen er freilich in einer gewissen kalten Abgeschlossenheit gegen jede andre Geistesrichtung und in dem beinahe völligen Mangel an höherem Kunstgeschmack mit Humboldt gar keinen Vergleich darbietet. „Am nächsten," so schrieb dieser, gleich nach der Rückkehr von dieser Excursion, an Forster,[1]) „ist Jacobi, wie Sie sich leicht denken

1) 1. Juli 1789.

konnen, mit Rehberg zusammen gekommen. Die erste Unterredung war ziemlich kalt, und für zwei so treffliche Köpfe auch ziemlich leer. Aber schon bei der zweiten thaute, nach Jacobi's Ausdruck, Rehberg auf, und alle die übrigen Tage hindurch war er sehr heiter, offen und freundschaftlich." Sie redeten Jacobi zu, auch den bekannten, seiner Eitelkeit wegen berüchtigten Ritter Zimmermann zu besuchen, was jener hinterher auch nicht bereute, obschon sie eigentlich in Fehde lagen. Jacobi gefiel damals sehr in Hannover und Humboldt äußert, daß er wenige Menschen gesehen, die so viel durch die persönliche Bekanntschaft gewönnen als dieser. Ein gewisser Stolz, der freilich unverkennbar an ihm sei, doch mehr von dem Werth herrühre, den er auf seine Ideen lege, und gar nicht von Forderungen, die er für seine Person mache, äußere sich auch weit weniger im Umgang als in seinen Schriften. Ueberhaupt wußte der Jüngling Humboldt den oft so griesgrämigen, einseitig urtheilenden Jacobi etwas versöhnlicher zu stimmen. So brachte er ihm auch über Biester, von welchem er in sehr hartem Ausdruck gesprochen, eine bessre Meinung bei. „Ich," sagt Humboldt (in demselben Briefe an Forster), „der ich über Biester ganz anders denke, und vielleicht bald auch in einem näheren Verhältniß mit ihm stehe,[1]) wollte dies für die Zukunft verhüten und schrieb ihm geradezu meine der seinigen völlig entgegengesetzte Meinung." Es verfehlte dies die Wirkung nicht. — Bei Frau v. Wangenheim war einen Mittag der ganze Kreis sehr heiter zusammen. Brandes — hier ohne Zweifel jedesmal der Jüngere, der dem ältern in der Curatel der Göttinger Universität folgte und sich auch als Schriftsteller, besonders gegen die französische Revolution, Namen gemacht hat —

1) Auf was für ein muthmaßliches Verhältniß hier angespielt ist, liegt im Dunkel.

Rehberg, Graf Hardenberg, Wallmoden ꝛc. ꝛc. waren dabei. Da überstürzten sich Raisonnement und Witz. „Vorzüglich mußte ich," setzt Humboldt hinzu, „als Campe's ehemaliger Zögling immer mit Gegenstand des Gesprächs sein."

Nachdem er so Forstern von allen dortigen Vorfällen treulich in Kenntniß gesetzt hatte, kommt er auf die neuesten Erscheinungen der Litteratur. Im Meßkatalog war ihm nicht viel Besondres aufgefallen. Von der auswärtigen Litteratur reizte Barthelemy's Anacharsis, den kurz darnach Biester in einer guten Uebersetzung auch in Deutschland verbreitete, seine Aufmerksamkeit am meisten. Nicht blos dieses ausgezeichnete Werk, sondern auch Dupaty's Briefe über Italien, die Forster ins Deutsche übertragen hatte, nimmt er gegen Jacobi's Aburtheil in Schutz. Dupaty, sagt er, sei als Schriftsteller, nicht als Beschreiber anzusehen. Man müsse immer den Mann vor Augen haben, seinen hellen eindringenden Verstand, seine lebhafte Phantasie, sein glühendes Gefühl für alles, was die Menschheit interessirt. Forster's Uebertragung fand Humboldt ganz genialisch. Nur hie und da glaubte er Kleinigkeiten bemerkt zu haben, die ihm entschlüpften, eine unrichtige Metapher, ein falsch zusammengestelltes Bild.

In solcher Festigkeit und Reife stand der zweiundzwanzigjährige Jüngling Männern gegenüber, die schon zu den bedeutendsten unsrer Litteratur zählten. So gewichtig sind seine oft nur ganz gelegentlich hingeworfnen Bemerkungen. Ueberhaupt enthalten Humboldt's Briefe und Werke einen so reichen Schatz der trefflichsten Charakteristiken, der unvergänglichsten Urtheile, daß schon aus ihnen allein sich eine sehr ansehnliche Blumenlese zusammenfügen ließe. Wir müssen darin freilich, schon des Raumes wegen, große Enthaltsamkeit üben. Doch unser Zweck ist auch hauptsächlich, auf diese Quelle hin zu weisen, sie in manchem Betracht zu erläutern, aus ihr selbst aber nur das vorzüglich Charakteristische

hervorzuheben, wozu wir allerdings das Meiſte rechnen, was aus ſeiner früheren Lebenszeit herrührt, weil es, abgeſehen von ſeinem beſondern Werthe, zugleich Humboldt's geiſtige Entwicklung und den Punkt, von welchem er ausging, vor Augen führt.

---

Gleich darnach ſollten größere Ereigniſſe, als die literariſche Debatte in dem erregten Kreiſe einer einzelnen deutſchen Stadt, die Aufmerkſamkeit des Jünglings in Anſpruch nehmen. In der Hauptſtadt Frankreichs hatte die politiſche Kriſis eine ſolche Höhe erreicht, daß jede Stunde ein entſcheidender Schlag erwartet werden konnte. Die aufgereizte Stimmung der Hauptſtadt, die drohende Stellung der National-Verſammlung zu Verſailles — die, von Mirabeau geleitet, dem Hofe ſchon im Monat Juni Trotz geboten — alles dies hätte die vertrauten Rathgeber des Königs noch zur rechten Zeit warnen ſollen. Doch die verblendete Partei von Prinzen und Ariſtokraten complottirte von neuem. Man läßt Truppen gegen Paris anrücken. Necker, der Liebling des Volkes, wird aus dem Miniſterium verabſchiedet und des Reiches verwieſen. Sofort nahm die Revolution ihren Anfang. Man griff in Paris zu den Waffen, die franzöſiſchen Garden weigerten ſich, gegen ihre Mitbürger zu kämpfen. Mit dem Sturm der Baſtille war der Sieg des Volkes entſchieden.

Einzelne gab es doch auch in Deutſchland, die ſchon ein wachſames Auge auf die Weltverhältniſſe richteten und den herannahenden großen Umſchwung der Dinge ſogar mit Sehnſucht erwarteten. Wenige wohl mit einem ſolchen Enthuſiasmus, wie J. H. Campe, den wir ſchon als Erzieher Humboldt's früher erwähnten. Campe hatte ſeit einigen Jahren in Braunſchweig, unter einer Regierung, die noch im Ruf einer gewiſſen Freiſinnigkeit ſtand, einen hübſchen

Posten, nämlich ein dortiges Canonikat, und außerdem den Hofrathstitel erhalten. Zugleich stand er einer Buchhandlung vor und genoß als Verfasser vieler Kinderschriften und Reisebeschreibungen immer zunehmende Popularität. Von Zeit zu Zeit pflegte er seine Gesundheit durch eine Reise zu stärken. Jetzt, im Juli 1789, beschloß er einen schnellen Ausflug nach Paris zu machen, mit dem ausgesprochnen sehnlichen Wunsche: „der Leichenfeier des französischen Despotismus beizuwohnen.“ In wenig Tagen war er reisefertig, und hatte sogar noch die Freude, ein paar sehr willkommene Gefährten dazu zu finden. [1]) Der Eine von diesen war Wilhelm von Humboldt, der, gerade am Schluß seines akademischen Lebens, sich jetzt in der weitern Welt umzusehen wünschte. Was konnte ihm anreizender sein, als Paris in diesem Augen-

1) Campe veröffentlichte die Anschauungen und Ergebnisse dieser Reise kurz darnach in zwei Werken, die man noch heute mit Nutzen und Interesse liest. Das erste waren „die Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben,“ die noch im selbigen Jahre, und im folgenden in 2ter und 3ter Auflage erschienen. Sie ergehen sich hauptsächlich in Schilderung der neuesten Begebenheiten vom Monat Juni an, geben Berichte dessen, was er mit eignen Augen gesehen, erörtern die Ursachen dieser Revolution und knüpfen daran eine Menge Betrachtungen, offenbar mit dem Zweck, in Deutschland eine unbefangnere Beurtheilung dieser Vorfälle zu bewirken. Auch die zweite Schrift erschien mit seinem Namen: „Reise von Braunschweig nach Paris im Heumonat 1789. Braunschweig, 1790“ (dann auch im VIII. Theile seiner Sammlung interessanter Reisebeschreibungen für die Jugend). Besonders hier giebt er, in Briefen an seine Tochter und Auszügen aus seinem Tagebuch, die Einzelheiten dieser Reise bis zum Anfang des Aufenthalts in Paris. Beide Werke zeichnen sich durch großen, für jene Zeit bemerkenswerthen Freimuth aus. Daß er erhitzt von dieser Neuerung sprach, nur die Lichtseite des Umschwungs und des französischen Charakters erkannte, die herannahende Anarchie dagegen kaum verspürte, darf uns gar nicht wundern. Die Mehrzahl der Zeitgenossen, besonders der Deutschen, verstand entweder diese Begebenheiten gar nicht, oder war mehr und minder berauscht von ihnen. Auch Campe ward bitter enttäuscht, als die Sache der Freiheit so gräßlich vergiftet wurde, auch er wandte sich mit Abscheu davon ohne deshalb, wie so Viele, den Glauben an die großen europäischen Folgen dieses Umschwungs zu verlieren.

Die beiden Campe'schen Schriften dienen uns zugleich als Quelle für den so interessanten Abschnitt des Humboldt'schen Lebens.

blicke, da noch dazu eine ſo günſtige Gelegenheit für das Unternehmen ſich darbot.

Campe ſelbſt drückt ſich alſo über ſeine Reiſegenoſſen aus: „Zwei Freunde, Hr. v. H. und Hr. W. wünſchten ihn zu begleiten; und ihre Geſellſchaft war ihm angenehm. Der Eine vereinigte ſich mit ihm in Braunſchweig; für den Andern, der in Göttingen war, beſtimmte man das Stelldichein in Holzminden.“ Am 17. Juli verließen ſie Braunſchweig und gelangten am folgenden Abend an den Ort der Beſtellung. „Unſer lieber v. H. war ſchon vor uns eingetroffen.“ Am andern Morgen reiſten ſie weiter und zwar vom erſten Tag an im erwünſchteſten Humor. Ihr nächſtes Nachtquartier, ſo erzählt uns Campe in den Briefen an ſeine Tochter, ſchluzen ſie in dem Geſundbrunnen bei Driburg auf. Es war ſpät nach Mitternacht, als ſie anlangten. „Unterdeß ich um friſche Pferde mich bemühte und Briefe ſchrieb, gingen meine luſtigen Gefährten, mit der Laterne aus, um, wie ſie ſagten, — die Schönheiten der Gegend zu beſehen.“ Den umſtändlichen Bericht, den ſie nach der Zurückkunft abzuſtatten nicht ermangelten, ſchaltet Campe nicht ein, wohl aber fühlt er ſich zu ſagen veranlaßt, „daß er ſich, dieſer guten Reiſegefährten wegen, ſchon hundertmal Glück gewünſcht habe.“ „So ſollte man,“ ſagt er, „ſo oft man die Wahl hat, ſeine Reiſegeſellſchaft ſich immer ausſuchen. Alte Leute ſollen mit jungen, und junge mit alten reiſen. Jene würden dadurch, wie ich, an guter Laune und Vergnügen, dieſe an Sicherheit gegen allerlei Verirrungen gewinnen. Du kannſt nicht glauben, wie vergnügt und guter Dinge wir drei Leute ſelbſt in ſolchen Lagen ſind, wo andre Reiſende die Lippen hängen laſſen. Wohin wir kommen, da theilt unſre gute Laune ſich augenblicklich der ganzen Hausgenoſſenſchaft, ja ſogar den Bettlern auf der Straße mit. Lachend kommen wir an, lachend machen wir unſre

Geſchäfte, lachend ſteigen wir wieder ein, und alles lacht mit uns."

Sie nahmen ihren Weg durch die wenig anziehenden Gegenden Weſtphalens und gingen bei Uerdingen über den Rhein. Nirgends verſäumten ſie die Merkwürdigkeiten und Naturgenüſſe, die ſich darboten. In Aachen hatten ſie auch die Freude, ihren Freund, den Geh. Rath von Dohm wieder zu ſehen. Noch ehe ſie die Brabanter Gränze erreichten, flogen ihnen die Nachrichten von den „gräulich ſchönen Begebenheiten" des 12., 13. und 14. Juli entgegen. Der entſcheidende Schlag war geſchehen. Die erſte Kunde empfingen ſie zu Aachen, mit innigem Entzücken über die braven Pariſer, aber auch mit großem Mißvergnügen, daß das Drama, deſſen Eröffnung ſie ſo herzlich gern beigewohnt hätten, ſchon ſeinen Anfang genommen. „Meine Reiſegefährten und ich," ſchrieb Campe nach Haus, „eilen, ſo ſehr wir können, um wenigſtens den zweiten Akt dieſer großen Weltbegebenheit mit anzuſehen." Schon ſtrömten franzöſiſche Flüchtlinge über die Gränzen. In Lüttich, wo auch Unruhen drohten, kam noch die Nachricht hinzu, daß auch in Brabant ſchon an mehreren Orten, durch die ſie reiſen ſollten, der Aufruhr ausgebrochen ſei, daß in Tirlemont, Löwen, in Brüſſel ſelbſt nur die militairiſche Uebermacht die Gährung niederhalte. Wo ſie hinkamen, ſchüttelte man den Kopf über das gefährliche Wagniß, jetzt gerade in den Mittelpunkt alles Gräuels zu reiſen. Alles dies klang ſehr bedenklich. „Aber nicht für uns," ſagt der mehrgenannte Berichterſtatter. „Unſere Begierde, das Ringen der Völker nach Freiheit, und ihr männliches Streben, ſich wieder in Beſitz der ihnen geraubten Menſchenrechte zu ſetzen, mit eignen Augen zu beobachten, war zu ſtark, als daß ſie nicht jede kleinmüthige Betrachtung leicht hätte überwiegen ſollen." Doch hatten ſie zur Vorſicht ſich noch in Aachen und

Lüttich mit Päſſen der preußiſchen und franzöſiſchen Geſandtſchaft verſehen. Wirklich trafen ſie es im Brabantiſchen überall ſo, wie man es vorhergeſagt hatte. Nur die Militairanſtalten hielten das Volk zu Brüſſel noch im Gehorſam. Auf allen öffentlichen Plätzen waren Kanonen aufgefahren. Eilig nahmen unſre Reiſenden die Merkwürdigkeiten der ſchönen Stadt und der blühenden Umgebung in Augenſchein: das Brabanter Land und Brüſſel inſonders gefiel ihnen ungemein. Dann fuhren ſie faſt ohne Unterbrechung auf der bekannten Straße nach Paris. Von ſeinem Eintritt in Frankreich war Campe in einem fortwährenden Entzücken. Er kann dieſes Volk, das bisher für ſo geckenhaft galt, nicht genug bewundern, und findet es völlig umgewandelt. Unaufhörlich preiſt er die Artigkeit, die Großmuth, den Geiſt ſelbſt an den unterſten Claſſen der Bevölkerung. Als man ſie in Valenciennes aufforderte, ſich die Freiheitskokarde an den Hut ſtecken zu laſſen, da glaubte er mit der ganzen franzöſiſchen Nation Brüderſchaft zu machen. „Unſere Reiſegefährten und ich hatten für den Augenblick aufgehört, Brandenburger und Braunſchweiger zu ſein. Aller Nationalunterſchied, alle Nationalvorurtheile ſchwanden dahin.“

Am 3ten Auguſt kamen ſie in Paris an und bezogen ſogleich im Fauxbourg St. Germain, Rue des petits Auguſtins, eine Wohnung. Den anderen Tag ſtürzten ſie ſich in den Ocean dieſer damals doppelt aufgeregten Stadt, deren Merkwürdigkeiten zu betrachten ſie nicht ganz die Zeit eines Monats zu verwenden hatten und wovon ſie überdies noch einige Tage zu Ausflügen nach Verſailles und Sceneonville benutzen wollten. Bei dem heißeſten Wetter mußten ſie die beſchwerlichſten Tagereiſen in die verſchiedenſten Stadttheile machen, doch das Große und Neue, das ſie zu genießen hatten, war hinlänglicher Erſatz. Wir wollen ſie auf ihren Wanderungen durch die Oertlichkeiten dieſer Stadt hier nicht

ins Einzelne begleiten: wer ſich für die Reiſenden intereſſirt, kann das Nähere in Campe's Schriften nachleſen. Zu Manchem, was der Gelehrte ſonſt wohl auch dort aufſucht, blieb im damaligen Momente keine Zeit, ja kein Intereſſe. Die Nation ſelbſt, noch ganz im Zuſtand der Erhebung, überwog jede andre Betrachtung. Da galt es, ſich unter die Maſſen zu miſchen, die Reden und Debatten auf öffentlichen Plätzen und im palais royal zu belauſchen, kurz das franzöſiſche Volk in ſeinen alten und neuen Eigenſchaften kennen zu lernen. Ermattet kamen unſre Wanderer Abends ſpät in ihre Wohnung an, wo dann Campe oft noch über Mitternacht hinein wachte, um Briefe und Tagebücher zu ſchreiben.

Kurz nach ihrer Ankunft war Paris in einem wahren Freudetaumel über die Ereigniſſe, die in der berühmten Nacht vom 4ten zum 5ten Auguſt ſich in der National-Verſammlung zu Verſailles zugetragen hatten. Durch einen unerhörten Wetteifer von Großmuth und Patriotismus, verbunden mit dem Vergeſſen aller Rückſichten und Bedenklichkeiten, „die (ſelbſt nach Campe's Ausdruck) doch vielleicht nicht unzeitig geweſen wären," hatte man mit einem Schlage die Vernichtung aller erblichen Privilegien und Ueberreſte des Feudalweſens ausgeſprochen. Der andere Tag verbreitete die Nachrichten in Paris. Nur die ruhigen, weiter blickenden Männer theilten den allgemeinen Enthuſiasmus nicht. Schon die Formloſigkeit der Berathung, und die tumultuariſche Art des Verfahrens flößten ſchwere Sorgen für die Zukunft ein.

Den 12. Aug. begab ſich Campe mit ſeinen Gefährten ſelbſt nach Verſailles. Die Gallerien zur National-Verſammlung waren ſo überfüllt, daß Niemand mehr zugelaſſen werden konnte. Endlich gelang es Campen den berühmten Grafen von Mirabeau anſichtig zu werden, auf deſſen beſondre „Einladung er ſich hieher begeben hatte." Dieſer

verhalf ihm ſogleich zu einem guten Platz. Das Durcheinander und Getöſe in der Verſammlung war ſo ungeheuer, daß Campe im Anfang ganz betäubt wurde. Nur nach und nach gelang es ihm einzelne Reden zu vernehmen. An dieſem Tage ward über die Adreſſe an den König verhandelt, in welcher man ihm den zuerkannten Ehrentitel „Wiederherſteller der franzöſiſchen Freiheit“ überbringen und ihn erſuchen wollte, ſich mit der Verſammlung in die Schloßkapelle zu begeben, wo durch ein Te Deum die glücklich vollendete Revolution gefeiert werden ſollte. Target hatte die Adreſſe entworfen. Tiefe Stille trat ein als er die Tribüne beſtieg. Aber die Ausdrücke ſeines Entwurfs erſchienen viel zu unterthänig. Vom Anfang an mehrmal ſtürmiſch unterbrochen, durch ein paar Witzworte Mirabeau's zum Rückzug genöthigt, mußte Target ſeine Arbeit das zweite, ja dritte Mal umſchmelzen. In dieſer letzten Redaktion erſt ward ſie angenommen. Damit endete dieſe Sitzung. — Den Reſt des Tages benützten unſre Freunde, die Herrlichkeiten von Verſailles zu betrachten.

„Mit einem Billet an den wachhabenden Bürgeroffizier verſehen,“ erzählt uns Campe, „erhielten meine Freunde und ich des folgenden Tages abermals einen guten Platz.“ Gegen Mittag ſollte ſich die Verſammlung in corpore zum König verfügen und dann die ſchon erwähnte Feierlichkeit Statt finden. Wegen des beſchränkten Raumes in der Schloßkapelle ſollte Niemand als die National-Verſammlung und der Hof zugelaſſen ſein. Nachdem man einen Bericht über die ſeit geſtern an die Verſammlung eingelaufenen Bittſchriften u. ſ. f. unter Lachen und Tumult angehört hatte, nahm der feierliche Zug nach dem Schloſſe ſeinen Anfang. Der Zufall wollte, daß unſre Reiſenden, beim Ausgang aus dem Verſammlungshauſe mit in die Reihe der Deputirten kamen und, von dieſen in der Kleidung wenig unterſchieden,

den Verſuch wagten, ſich ihnen anzuſchließen und ſo der Feierlichkeit beizuwohnen. Dies gelang ihnen auch völlig. Durch alle beſetzten Eingänge und Säle durchgelaſſen, kamen ſie in die große Gallerie des Schloſſes. Anfangs herrſchte auch hier das wildeſte Getöſe. Endlich verkündigte ein allgemeines Stillgebot die Ankunft des Königs. Der Präſident hielt die geſtern votirte Anrede, der König antwortete vorgezeichnetermaßen; darnach brach die ganze Verſammlung in ein dreimaliges ſo ſchmetterndes Vive le Roi aus, daß der Palaſt in ſeinen Grundfeſten erbebte. — Nun trat der König den Weg zur Capelle an; die Deputirten folgten ihm auf dem Fuße, unſre Landsleute mit ihnen. Man hatte nur durch einige Zimmer zu gehen, um dahin zu gelangen. Als ſie in das letzte Zimmer traten, erſchien durch eine Seitenthür auch die Königin — das erſtemal ſeit Anfang der Revolution — begleitet von Madame und Mdme. Eliſabeth, um in die ſchon geöffnete königliche Tribüne zu treten. Die Deputirten gingen an ihr ohne irgend eine Art von Ehrenbezeugung vorüber. Der König nahm ſeinen Sitz unten in der Kirche ein, von den Deputirten ein Jeder den erſten beſten Platz. Jetzt begann das Te Deum und am Schluß erſcholl, aber nur dem Könige, ein abermaliges inbrünſtiges Hoch. Mit dieſer Feierlichkeit wurde die Niederlage der franzöſiſchen Monarchie — nicht blos des Despotismus — beſiegelt. Campe konnte ſich Glück wünſchen, den Zweck ſeiner Reiſe vollſtändig erreicht zu haben.

Denſelben Abend kamen die Reiſenden nach einer ſehr angenehmen Rückfahrt über Marly nach Paris zurück. Es war ihnen als kehrten ſie an ihren Heerd: ſo heimiſch fühlten ſie ſich in den Räumen dieſer Stadt.

Einige Tage ſpäter traten ſie eine Wallfahrt zu Rouſſeau's Grabe an.

Ueber St. Denys und das prächtige Schloß Chantilly

des Prinzen Condé erreichten ſie das ſchöne romantiſche Beſitzthum des Marquis von Gerardin, Ermenonville. Campen war es, als beträte er ein Elyſium. Ueberall hatte der geſchmackvolle Beſitzer zur Melancholie einladende Fels- und Grasbänke angebracht. Campe eilte aber zuvörderſt nach dem Hauſe, welches Rouſſeau während ſeines dortigen Aufenthaltes bewohnt hatte, und wo er ſtarb. Es war ein kleines beſcheidnes Häuschen, in der Nähe des Schloſſes, aber ganz unter Bäumen verſteckt. Sie ſtiegen eine Treppe hinauf und traten in das kleine Wohn- und Schlafzimmer. Sein Bett ſtand noch da, auch der Lehnſtuhl, in welchem er den Geiſt aufgab. — Jetzt wallten ſie nach ſeinem Grabe. Hr. v. Gerardin hatte ihn auf der Inſel eines kleinen Sees beerdigen laſſen, und ringsum alles mit anmuthigen Anlagen geſchmückt, die leider, ſeit er das Schloß nicht mehr bewohnte, ſchon in Verfall geriethen. Auch die Pappelinſel trug nur eigentlich noch ihren Namen. Der Teich hatte ſich in einen tiefen Sumpf verwandelt. So ſtanden die Reiſenden im Angeſicht des Monumentes, ohne in deſſen unmittelbarer Nähe ihrer Wehmuth den ſchönſten Raum geben zu können.

Auch in Paris erlebten ſie noch einen beſonders intereſſanten Tag — den Tag des heiligen Ludwig (24. Aug.) der im ganzen Lande beſonders feſtlich begangen ward. Proceſſionen, Geläute von allen Thürmen, Kanonendonner in allen Stadtdiſtrikten, Menſchenwogen — ſo ging es in Paris vom Morgen an. An dieſem Tage ſtanden alle Akademien offen, der Ertrag der ſchönen Künſte der letzten beiden Jahre wurde ausgeſtellt und in einer öffentlichen Sitzung der franzöſiſchen Akademie Feſtreden gehalten und die jährlichen Preiſe zuerkannt. Campe's „lieber und gefälliger Freund Mercier“ hatte ſich ihm für dieſen Tag ganz zu überlaſſen und ihr Cicerone zu ſein angeboten.

Bei frühem Morgen fand er ſich in ihrem Quartier ein und führte ſie zum Louvre. Nachdem ſie ſich mit Mühe durch die menſchenüberfüllten Säle der Gemälde-Ausſtellung gearbeitet hatten, begaben ſie ſich zur feierlichen Sitzung der Akademie, zu welcher ihnen Marmontel die Eintrittsbillete gegeben hatte. Der Hauptſaal dieſes Heiligthum's war zum Erſticken gedrängt von Zuſchauern, wo natürlich auch der Glanz der Pariſer Damenwelt nicht fehlen durfte. Der berühmte Abbé Barthelemy, der heute zum Mitglied aufgenommen wurde, hielt ſeine Eintrittsrede, in welcher, der Stimmung des Tags gemäß, beſonders die Stelle, worin er auf das alte Griechenland und den Beifall anſpielte, den man ſeinem „jungen Anacharſis" geſchenkt, die Zuhörer in tobenden Enthuſiasmus verſetzte. Ihm antwortete in gebräuchlicher Weiſe der Chevalier Boufflers. Dann theilte man die dieſjährigen Preiſe aus, und ſetzte für nächſtes Jahr einen neuen für die beſte Lobrede auf Jean Jaques Rouſſeau aus.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß Humboldt dort ſchon damals die Bekanntſchaft mancher litterariſchen Berühmtheit gemacht habe, ja ſchon in Campe's Geſellſchaft. Von dieſem erfahren wir, daß ihn namentlich der „biedere brave" Mercier, ferner ein von Zürich eingewanderter deutſcher, nun franzöſiſcher Schriftſteller, Herr von Meiſter, und Berquin, der Verfaſſer vieler franzöſiſcher Jugendſchriften, mit beſondrer Artigkeit aufnahmen. Mercier vergleicht er nicht ungeſchickt mit Leſſing, auch im Aeußeren, und in ſeinem geſellſchaftlichen und ſittlichen Charakter. Er rühmt beſonders deſſen Offenheit und Freimuth und zeichnet ihn unter den damaligen Franzoſen als einen der Wenigen aus, denen die Verbeſſerung der Sitten und die Verbreitung ächt religiöſer Grundſätze am Herzen liege. — Von den übrigen Gelehrten, die er etwas näher kennen lernte, nennt er den großen

Aſtronomen Lalande, den Akademiker Marmontel und den beſonders um Homer verdienten Philologen Villoiſon, der unter ſeinen Landsleuten, nächſt Barthelemy, das Alterthum am beſten und außerdem Paris vielleicht beſſer kannte als irgend ein Anderer.

Die Friſt, die ihrem Aufenthalte in dieſer Stadt vergönnt war, ging nun zu Ende. Campe ergriff es ſchmerzlich, dieſen Ort gerade in dieſer Zeit wieder verlaſſen zu müſſen. Den 27. Auguſt Morgens reisten ſie ab, und nahmen diesmal den Weg durch die Champagne, über Metz nach Mainz. Hier trennte ſich Humboldt von ſeinen Begleitern.

Sei es, daß Humboldt von Anbeginn nicht in dem Grade von Enthuſiasmus hingeriſſen war, wie Campe, oder daß er gerade durch die Pariſer Eindrücke abgekühlt worden — es ſcheint, daß er ſich am Ende dieſer Reiſe durchaus nicht in ſo glänzenden Hoffnungen wiegte. In Mainz traf er ſeinen Freund Forſter, dem ja jede Mittheilung aus ſolchem Munde und über ſolche Dinge höchlich willkommen ſeyn mußte. Schon am 28. Auguſt ſchrieb er an Heyne: „Ich erwarte jetzt den guten Humboldt aus Paris," und den 7. September meldet er: „Der gute Herr von Humboldt iſt ſeit etlichen Tagen hier. Er kam mit Campe von Paris, den wir bei dieſer Gelegenheit hier auch einen halben Tag genoſſen." Forſter ſagt das mehr aus Ironie, denn er war auf Campe's Populärſchriftſtellerei übel zu ſprechen. Vierzehn Tage ſpäter ſchrieb Forſter an Fr. Jacobi: „Der Wanderer Wilhelm Humboldt iſt noch bei uns, und erzählt uns zwar nicht mehr von der pariſiſchen — nicht paradieſiſchen Freiheit, aber hilft uns doch das Leben würzen, welches ohne ſolche Würze in der That inſipid iſt."

Humboldt beabsichtete den Rest der schönern Jahreszeit sogleich noch zu einer Reise an den Oberrhein, durch Schwaben und in die Schweiz zu benutzen. Im Genusse der Natur und im geistigen Umgang mit seinen Landsleuten, wollte er, wie es scheint, die Stimmung, in die er durch die politische Aufregung und die Raffinerie des Pariser Lebens versetzt worden, wieder in eine Art Gleichgewicht bringen.

Ein Zufall machte, daß er gleich in Mainz recht in die Mitte des damaligen deutschen Geisteslebens zurück versetzt wurde. Vierzehn Tage rastete er in Forster's Hause, und wurde während dieses Aufenthalts veranlaßt, in eine der merkwürdigsten Streitigkeiten einzugreifen, die damals Deutschland bewegten. Es war in Biester's Berliner Monatschrift abermals eine Denunciation katholischer Umtriebe erschienen, die Forstern in Harnisch gebracht. Bekanntlich war in der Mitte der achtziger Jahre von dem genannten Journal eine Fehde angeregt worden, die viele Jahre fortdauerte und heftiger als irgend eine jener Zeit von den entgegenstehenden Parteien verfochten wurde, — die bekannte Anklage des Kryptokatholizismus und Jesuitismus wie der katholischen Umtriebe überhaupt. Zur Zeit als man allerwärts geheime Verbindungen für Menschenbeglückung stiftete, begegnete man auch den Spuren anderer Geheimbünde, deren Zwecke für das Glück der Menschheit äußerst gefährlich schienen. Man entdeckte das fortwährende Bestehen der Jesuiten und ihres Wirkens zu Gunsten der Hierarchie. Der bekannte Abentheurer Leuchsenring scheint zuerst den Gegenstand ins Auge gefaßt zu haben. Nicolai ergriff die Angelegenheit mit Ungestüm und ein Aufsatz in der Berliner Monatsschrift von 1786 gab das Signal zum Kampfe. Die folgenden Zeiten haben hinlänglich bewiesen, wie Recht diese Männer in ihren Befürchtungen hatten;

auch die Klagen im Einzelnen über heimliches Umſichgreifen des Papismus waren in der Hauptſache nur zu begründet. Wer hätte das verdeckte Spiel der Jeſuiten noch leugnen wollen, wenn man, gleich nach dem Tode des großen Friedrich, das Treiben der Frömmler und Roſenkreuzer, ſelbſt in dem Hauptſitz der bisherigen Aufklärung, in Berlin, Boden gewinnen ſah? Im erſten Augenblick war man freilich ungläubig, die Angreifenden gingen leichtfertig und ſogar fanatiſch in ihren Anklagen zu Werke: wer irgend das Papſtthum in milderm Licht darſtellte, wie J. Müller z. B., wurde ohne Weiteres des Kryptokatholizismus beſchuldigt. Namen, die in der Litteratur damals noch viel galten und weite Verbindungen hatten, wurden mit Bitterkeit in die Fehde verwickelt, wie namentlich J. G. Schloſſer, Lavater und ſelbſt Fr. Jacobi. Jetzt fühlten auch Freunde dieſer Männer ſich verpflichtet, die Angegriffenen zu beſchützen, ſo daß am Ende das geiſtige Uebergewicht entſchieden auf dieſer Seite war und die Ausforderer zurückgeſchlagen, und als „Jeſuitenriecher“ zuletzt noch lächerlich gemacht wurden. Nicolai's Plattheit, beim beſten Willen, trug auch hier die Schuld und gab arge Blößen. Wie ſollte er, nur von den Herausgebern der allerdings einflußreichen Monatſchrift unterſtützt, gegen Widerſacher aufkommen, die bald darnach auch Claudius, Stolberg, Herder und Johannes Müller auf ihrer Seite hatten? So kam die Sache in Vergeſſenheit. Der Angriff ſelbſt wurde erſt in einer viel ſpäteren Zeit gerechtfertigt, als die Machinationen der katholiſchen Partei in öffentlichen Richtungen aufzutreten wagten, als man einen Uebertritt nach dem andern erlebte und der einſt ſo hart angefochtene und heftig vertheidigte evangeliſche Oberhofprediger Stark in Darmſtadt ſich auf dem Todbette wirklich als Katholiken bekannte. Auch hat die Widerſacher Bieſters und ſeiner Freunde wahrhaft eine Nemeſis getroffen. Faſt

alle wurden bald darauf entweder von größern Geistesmächten zurückgedrängt oder mit dem Makel einer gewissen zweideutigen Denkart behaftet. Der Stoß, den sie den Gegnern beibrachten, erschütterte am Ende auch ihren Ruf oder sie ließen, einmal auf diesem Wege, sich nachher zu Kämpfen verleiten, in denen für sie nur Niederlage die Folge war.

Forster, der mehreren der Angegriffenen innig zugethan war und früher selbst an einer angeblich kryptokatholischen Verbindung Theil genommen hatte, wurde endlich von den ihm ohnehin widerwärtigen Berliner Aufklärern ebenfalls zum Kampfe gereizt. Allein er führte ihn auf viel angemessnere Weise; denn er lehnte sich hauptsächlich gegen die Unduldsamkeit der sich vorzugsweis vernünftig Dünkenden und die fanatische Denunciationswuth dieser protestantischen Eiferer auf. Die nächste Veranlassung war folgende: Biester hatte, in seinem Journale, den Brief eines Beamten in Cleve abdrucken lassen, worin dieser der Wittwe eines Protestanten gerathen, ihre Kinder katholisch erziehen zu lassen. In einem katholischen Lande war dies so auffällig nicht. Forstern verdroß die Einrückung dieses Briefes und er beschloß, die Ansichten über diese Dinge in einem Aufsatz zurechtzustellen.

Gerade um diese Zeit kam Humboldt in Mainz an. Er, der Biester's Absichten zu schätzen wußte, übte, ohne Zweifel einen günstigen Einfluß auf Forster's Benehmen. Humboldt stand über den Parteien, die hier in Fehde begriffen waren, und doch würdigte er ihre Absichten. Zu der religiösen Denkart der Menge, war er sein Leben lang in einer Art gleichgültigen Verhältnisses [1]). Er kämpfte

---

1) Wenn daher Göriz, in dem S. 12 angeführten Aufsatz von Humboldt behauptet, er habe Schillern von seinen Vorurtheilen gegen das Christenthum abgebracht, so ist das gewiß eine sehr unrichtige Erzählung. Möglich, daß Humboldt ihn vor einer Polemik

nicht gegen das poſitiv Beſtehende und hielt dieſen Kampf an ſich meiſt für vergeblich, ja in gewiſſer Rückſicht ſchädlich. Dennoch ſah er in dem Beſtande ſelber nur eine Knechtſchaft der individuellen, von innen heraus wirkenden Religioſität und ſuchte ſich deshalb, für ſeine Perſon wenigſtens, von allen dieſen Beziehungen, ſo viel als thunlich, fern zu halten, übrigens der Macht vertrauend, die Wiſſenſchaft, Philoſophie, Kunſt, Alterthum — auf jeden geſunden und empfänglichen Geiſt üben werden. Die Duldung war ihm die erſte Forderung. Er ſtellte ſie ſo gut an den Proteſtantismus wie Katholizismus. Die einzelnen kirchlichen und confeſſionellen Streitigkeiten berührten ihn auf ſeinem Standpunkt faſt nie. Dennoch hielt er es für zweckmäßig, den Kampf der Proteſtanten gegen die hierarchiſchen Plane zu unterſtützen, erklärte ſich aber ſogleich wider jene, ſobald ſie ihre ſogenannte Vernünftigkeit den Andersdenkenden auf intolerante Art aufdringen wollten. In dem vorliegenden Falle ſtand er zwiſchen Bieſter und deſſen Gegnern wie in der Mitte. Während er im Allgemeinen das wohlgeſinnte Streben und die perſönliche Geſinnung des Erſteren in Ehren hielt und dieſe Meinung auch gegen Jacobi, Lavater, Forſter nirgends verhehlte, ſtimmte er im Einzelnen, wie z. B. in Betreff ſolcher Denunciationen, der Forſter'ſchen Mißbilligung völlig bei. Auf der andern Seite wußte er aber auch Forſtern zu ſolcher Mäßigung zu bewegen, daß deſſen

gerufe, wie er ſie in den Göttern Griechenlands geübt hatte, und dabei vielleicht den innern Kern der chriſtlichen Ansicht verwarf. Von der kirchlichen Satzung aber und dem gangbaren Begriff der Kirche war Humboldt, ſeiner innerſten Natur nach, entfernt wie Schiller, ja wohl mehr als dieſer. Das ganze Kirchenthum, nach unſerm herrſchenden Begriffe, erſchien ihm nur wie eine unabwendbare Ueberlieferung, gegen die man die Einzelnen ſo viel als noch möglich in Freiheit zu ſetzen habe. In dem Sinne, in welchem man Schiller und Goethe „Heiden" genannt hat, mögte ſich Humboldt allerdings gefallen laſſen auch für einen ſolchen zu gelten.

Aufſatz recht wohl in die Berliner Monatsſchrift eingerückt werden konnte.

Dieſer Aufſatz Forſters „über Proſelytenmacherei“ erſchien im Dezemberheft dieſer Monatſchrift vom Jahr 1789. Was wollt ihr, ſo äußerte er ſich darin, das den Katholiken verargen, was ihnen ihr Glaube zur Pflicht macht. Sind wir nicht alle Proſelytenmacher? Nur den Gebrauch unrechtmäßiger Mittel ſoll man bekämpfen. Auf welchen ſchwachen Füßen müßte der Proteſtantismus ſtehen, wenn er ſich ſo kleinlich, wie in dem vorliegenden Fall, gegen jeden Bekehrungsverſuch zu eifern genöthigt fühlte. Können die Proteſtanten wirklich der Macht der Ueberredung nicht widerſtehen, ſo iſt ohnehin alle Rettung verloren.

Den Einfluß Humboldts auf dieſe Arbeit deutet Forſter wiederholt in ſeinen eignen damaligen Briefen an. So ſchreibt er an Jacobi, 21. Sept. „Wenn Sie rathen könnten, was ich treibe, während daß Humboldt hier iſt! Ich ſchreibe an meinem Aufſatz gegen Bieſter. (Nun berührt er die Veranlaſſung des Aufſatzes.) Täglich, wie ich weiter rücke in meiner Arbeit, leſe ich vor, was ich gemacht habe. Ich werde Bieſtern den Aufſatz für die Monatſchrift ſchicken, denn ich habe es nicht mit ihm, ſondern mit ſeinen Meinungen zu thun, und bekenne mich auch von Herzen zu denen, die ihn keineswegs für einen Sch.. halten. Der weltliche Despotismus ſoll bei mir übel ankommen.“ — Auch gegen ſeinen Schwiegervater Heyne erwähnt er dieſes Aufſatzes und ſagt: „Humboldt hat es entſtehen geſehen, und wir haben während ſeines Hierſeins beſtändig darüber philoſophirt.“ Auch ſpäter gedenkt er dieſes Einfluſſes noch einmal, gleichſam vorbauend gegen Jacobi (15. November): „Es iſt leicht möglich, daß mein Aufſatz etwas Geſchraubtes hat; denn da ich ihn, im Fortſchreiten der Arbeit, Sömmering und Humboldt dem ältern vorlas, und immer etwas

corrigirte, was diesen Beiden nicht bestimmt genug schien, oder nicht verclausulirt genug, welches besonders Sömmering verlangte, so konnte ich leicht ängstlich werden." Sichtbar fürchtete Forster, daß Jacobi'n seine Entgegnung gegen die Berliner lange nicht energisch genug erscheinen würde.

Humboldt war indeß schon wieder abgereist (22. Sept.) „Gestern, mein Theuerster," schrieb Forster den Tag darauf an Jacobi, „ist Herr v. Humboldt zu Oppenheim aus unsern Umarmungen geschieden. Die gute, reine Seele! Ich habe mich seines jugendlich warmen Gefühls bei so männlichem Geiste, so reifer, vorurtheilsfreier Vernunft recht herzlich erfreuet."

---

Von der Reise in die Schweiz, die Humboldt noch in so vorgerückter Jahreszeit unternahm, sind uns in seinen unterwegs an Forster geschriebnen Briefen die schönsten Erinnerungen erhalten. Menschen und Gegenden treten abwechselnd, in scharfen Umrissen, hervor. Fast jeder Brief giebt uns ein herrliches Bruchstück seiner Lebensbetrachtung und seiner Denkart. Wie Schade, daß wir der Briefe nicht *mehr* haben, daß wir an solchen Ergießungen des Augenblicks nicht sein ganzes Leben verfolgen können!

Von Mainz reiste Humboldt über Mannheim nach Heidelberg. In Mannheim war er zwei Tage. Iffland, die Zierde des dortigen angesehenen Schauspiels, war gerade abwesend, und Humboldten entging dessen persönliche Bekanntschaft. „Es that mir unendlich leid, er hätte mich gerade am meisten interessirt." Das Theater sah er nicht in seinem Glanze, obwohl man Emilia Galotti gab. Selbst die Damen, die noch ziemlich gut spielten, verfehlten nach seiner Meinung die edle Einfalt der Emilia und den großen hohen Geist und das tiefe Gefühl der Orsina. In der Bildergallerie

gefielen ihm auch nur wenig Stücke und ganz vorzüglich höchstens ein Knabenkopf von Carlo Dolce.

Von Heidelberg schrieb er — vermuthlich am 25. September [1]) — seinem theuern Forster, von dem er drei Tage getrennt ist. „Getrennt! O! Sie wissen es, lieber theurer Freund, was mich das Wort kostet. Es waren vierzehn sehr glückliche Tage.“ — Auch im folgenden Briefe (28. September) kommt er noch einmal auf diese Zeit zurück und bricht in folgende Worte aus: „Erinnern Sie sich manchmal der vierzehn Tage, die ich bei Ihnen verlebte. Sie waren vielleicht die glücklichsten meines ganzen Lebens, und noch jetzt macht ihre Erinnerung einen sehr großen Theil meines Genusses aus. Beinah mit keinem andern Menschen verstehe ich mich so ganz, als mit Ihnen, und daß sich das so von selbst, so ohne alle äußere Veranlassung machte, daß ich Ihre Freundschaft nur Ihnen danke, dies ist mir so unendlich werth, denn es zeigt mir, daß Sie auch mich Ihrer werth hielten, und wie viel der Gedanke mir ist, können Sie in der That nicht empfinden. Denn Sie können es nicht wissen, wie ich die fruchtbare Fülle von Ideen bewundere, die sich Ihnen bei jedem Gegenstande aufdrängt, die lebendige Klarheit, mit der Sie sie darstellen, wie sehr ich den Eifer für alles Wahre und Gute und die Schonung für alles, was Andere für wahr und gut halten, ehre, wie innig endlich ich das Herz liebe, das sich so bereitwillig anschließt, und so gern durch Liebe beglückt. Und das alles müßten Sie doch wissen, um ganz zu fühlen, was Sie mir sind.“

In Heidelberg machte Humboldt die Bekanntschaft des Kirchenrath Mieg, an den er durch Biester adressirt war. Er trug ihm, ohne Forstern zu nennen, die Ideen aus dessen

[1]) Das Datum des Briefes ist irrig vom 21. gedruckt.

Aufſatz vor, und fand volle Zuſtimmung für dieſelben. Auch er erhob ſich vorzüglich gegen die Intoleranz der Vernunft. Ueberhaupt machte dieſer Mann einen ſehr vortheilhaften Eindruck auf Humboldt. Er ſcheine ſo gerade, ſein Verſtand ſo hell und durchdringend, und dabei habe er ſo viel Eifer für Freiheit und Rechte der Menſchheit. Selbſt in ſeiner Ausdrucksweiſe liege eine gewiſſe Einfalt und Kraft.

Von Tübingen ſchreibt er noch nachträglich, am 28. Sept., über den Eindruck, den die Heidelberger Gegend auf ihn gemacht, in Worten, die ſich würdig an die ſchönſten ſchließen, womit Göthe, Tieck und namentlich Hölderlin dieſe einzige Oertlichkeit in Proſa und Dichtung gefeiert haben. „Die Ausſicht vom Heidelberger Schloß gefiel mir mehr, als alle übrigen, die ich bis jetzt in dieſen Gegenden ſah. Die Rheinufer unterhalb Mainz, ſelbſt da, wo ſie am ſchönſten ſind, bei Bingen und St. Goar, haben doch immer eine gewiſſe Einförmigkeit, ewig Weinberge oder nackte Felſen, und ihre Mainzer Gegenden ſind zwar lachend und mannigfaltig, aber ſie ſind nicht maleriſch genug, machen nicht genug Ein Ganzes aus. Bei Heidelberg hingegen bilden die nahen, hohen Gebirge an den Ufern des Neckars, mit der Stadt an ihrem Fuße, eine große und ſchöne Gruppe. Es liegt wahrhafter Charakter in dieſer Gegend, und der Eindruck, den ſie in der Seele zurückläßt, iſt groß und tief.“

Von hier ſchlug er den „überaus ſchönen“ Weg an den Krümmungen des Neckars bis Heilbronn ein, um ſich nach Stuttgart zu begeben. Hier beſuchte er zuerſt den Profeſſor Abel, der damals an der dortigen Carlsakademie angeſtellt war († 1829). Abel, bekanntlich der Lehrer unſeres Schiller, genoß auch in der philoſophiſchen Welt den Ruf eines begabten Kopfes. Außer dieſem lernte Humboldt noch den Profeſſor des Staatsrechts Reuß, den Hofrath Schwab, den Bibliothekar Drück und den Dichter Schubart kennen. Schwab — der Vater des Dichters Guſtav Schwab, und, wie Abel,

ein Widerſacher Kant's — ſchien ihm nicht blos ein vernünftiger und aufgeklärter, ſondern ſogar ein feiner Kopf zu ſein. Ueber Schubart äußert er ſich gar nicht. Deſto entſchiedner über Abel. Sie kamen bald in eine metaphyſiſche Unterredung. „Er griff," ſagt Humboldt, „die Kantiſchen Grundſätze der Moral an, und vertheidigte das gewöhnliche Syſtem, welches zum erſten Princip die Beförderung allgemeiner Glückſeligkeit macht. Ueberall verrieth er eine große Bekanntſchaft mit Kant's und den übrigen neueren philoſophiſchen Schriften, aber in ſeinem eignen Raiſonnement bemerkte ich weder großen Scharfſinn noch Feinheit und tiefen Blick." Humboldt wohnte einer ſeiner Lehrſtunden in der Akademie bei; er las über empiriſche Pſychologie, wie Kant es nennen würde. Nach Humboldt's Meinung, verfehlte er die richtige Methode, wie Gegenſtände der Beobachtung und Erfahrung behandelt werden müſſen. Es war ein ewiges Abſtrahiren. Er prüfte nur die einzelnen Seiten eines Gegenſtandes, ohne ſie hernach wieder zuſammen zu ſtellen und die Veränderung anzugeben, die er im Verhältniß zu anderen erleidet. Dies eben ſei aber die ſchwierige Kunſt in der Erforſchung aller Erfahrungsgegenſtände. Auch ſcheine Abel oft zu vergeſſen, daß, was er in Gedanken trenne in ſich doch nur Eins ſey. Sein Vortrag wie ſeine ganze Ausdrucksweiſe ſei zwar deutlich und beſtimmt, aber kalt, trocken und in vieler Rückſicht mager.

„Ueberhaupt," fährt Humboldt fort „iſt es doch ſonderbar, wie die Philoſophie, die gerade am meiſten einer großen Fülle, eines Reichthums von Ideen fähig wäre, noch immer auf eine ſo unfruchtbare Weiſe behandelt, zu einem fleiſch- und markloſen Gerippe gemacht wird, wie nur die Wiſſenſchaften es ſein ſollten, die ſich blos mit Analyſirung ſelbſt conſtruirter Begriffe, alſo im eigentlichſten Verſtande mit blos formellen Ideen beſchäftigen. Allein freilich iſt die

gewöhnliche Philoſophie auch beinahe nichts, als eine ſolche Wiſſenſchaft; freilich iſt es leichter, Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten der Begriffe zu entdecken, als die Natur zu beobachten, und die gemachten Beobachtungen auf eine fruchtbare Art mit einander zu verbinden. Darum haben wir ſo wenig Befriedigendes über alle Theile der praktiſchen Philoſophie, über Moral, Naturrecht, Erziehung, Geſetzgebung: darum ſind die meiſten unſerer Metaphyſiken nur Uebungen zur Anwendung der logiſchen Regeln. Denn gerade das Studium der Logik hat in dieſer Rückſicht unendlich geſchadet. In allen Wiſſenſchaften findet man Spuren davon. Sogar aus der Botanik führten Sie mir neulich eins an, und es könnte einen eignen recht intereſſanten Aufſatz geben, einmal den ganzen Schaden zu ſchildern, den das Formelle in unſerer Erkenntniß dem Materiellen derſelben gebracht hat, und noch immer bringt. Es würden da mancherlei Dinge neben einander ſtehen, Linné's botaniſches Syſtem, der allgemeine Begriff: Kirche, ohne den vielleicht nie ein Symbol geherrſcht und nie ein Ketzer den Scheiterhaufen beſtiegen hätte, die Jacobiſche Philoſophie, die nun wiederum da beobachten will, wo es noch unausgemacht iſt, ob nur überhaupt ein Sinn zum Beobachten exiſtirt. Denn auch das entgegengeſetzte Extrem, ohne jedoch behaupten zu wollen, daß das Jacobiſche Syſtem auch nur an dies Extrem ſtreife — die Vernachläſſigung alles Formellen dürfte nicht übergangen werden. Beide, der magre Schulpedant und der Schwärmer, müßten geprüft und nach Verdienſt gewürdigt werden."

Von Stuttgart ging Humboldt über Tübingen nach Conſtanz, um den Bodenſee wenigſtens nicht verüberzureiſen, von da nach Schaffhauſen und langte in den erſten Tagen des Oktober zu Zürich an. Nur über eine Perſönlichkeit, die er hier kennen lernte, ſchrieb er Forſtern, aber auch ein

ſo intereſſantes Urtheil, daß es dem Litteraturgeſchichtſchreiber geradezu als unentbehrlich zur Schilderung des Betroffenen erſcheinen muß. Das iſt Lavater, eine jener bizarren Subjektivitäten, die allerdings zur Anregung unſers geiſtigen Lebens entſchieden mitgewirkt haben, in den ſiebziger und achtziger Jahren eine bedeutende Rolle ſpielten, dann aber, als Kunſt und Wiſſenſchaft einen vollgültigen Gehalt und ſtrenge Form erzielte, plötzlich in ihrer Unzulänglichkeit erkannt wurden. In jener früheren Epoche imponirte Lavater den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen; ſelbſt Göthe, den Jüngling, wußte er ſo zu feſſeln, daß es erſt Jahre brauchte, um ihn ganz über ihn zu enttäuſchen. Es ſollte unter den Seltſamkeiten unſrer litterariſchen Genieperiode auch nicht an einem Mann fehlen, der die Prophetenrolle ſpielte, leider ohne in höherem Grade von dem Geiſte der Gottheit angewehet zu ſein. Alle Schlauheit des Prieſters, alle Selbſtbeäugelung eines Kleingeiſtes, alle Täuſchung eines Schauſpielers, und daneben doch auch unbewußter Selbſtbetrug, ein glücklicher Naturſinn und ſo viel Lichtblicke, daß man ein Genie muthmaßen konnte, das alles vereinte ſich in dem Kopfe, von dem ſpäter die Genien ſagten, daß in ihm zum würdigen Mann und zum Schelmen der Stoff ſei. Zur Zeit, als der junge Humboldt ihn kennen lernte, hatte ſein Ruf zwar ſchon manche Anfechtung erlitten — auch noch kürzlich im Kampfe mit den Berlinern — aber immer umſchwebte ihn noch der Nimbus der Genialität. Um ſo mehr überraſcht uns Humboldts Scharfblick, der, als er den Propheten im Hauskleide vor ſich ſah, ſtatt des tiefen und genialen ſogleich den kleinlichen, ſelbſtgefälligen und pedantiſchen Geiſt erkannte. Dies Zeugniß, ſo wie das von Heinſe, der (in einem Brief an Jacobi vom Jahr 1780) ein ähnliches Urtheil über Lavater's Perſönlichkeit ganz unverholen ausgeſprochen, iſt uns von um ſo größerer Wichtigkeit, als ſich dadurch die freundliche

Schilderung, die Göthe in ſeinen Lebenserinnerungen von dem Freunde ſeiner Jünglingsjahre entworfen, auf eine ganz unentbehrliche Weiſe ergänzt.

Fr. Jacobi hatte unſern Reiſenden bei Lavatern eingeführt[1] und zwar auf ſehr charakteriſtiſche Weiſe. Er ließ Humboldten ein Billet (vom 10. September) für Lavater zugehn, worin er dieſem ſchreibt: „Nimm, lieber Lavater, den Ueberbringer dieſes Blattes, Freiherrn v. Humboldt aus Berlin, als einen Freund auf, denn er iſt der meinige. Sein ſpekulativer Geiſt, ſein außerordentlicher Scharfſinn wird dich freuen. Ich halte ihn für einen Mann von edler Denkungsart, ob er gleich behauptet, **[Bieſter] ſey kein Schurke, welches ich von einem Manne von edler Denkungsart nicht begreife.“ [2])

„Unſtreitig,“ ſo äußerte ſich nun Humboldt gegen Forſter[3]) über dieſe Erſcheinung, „intereſſirt von allen meinen züriſchen Bekanntſchaften Lavater Sie am meiſten. . . Ich war faſt täglich eine oder mehrere Stunden bei ihm, und da er ſeine gewöhnlichen Geſchäfte meinetwegen nicht unterbrach, ſo ſah ich ihn in ſo vielen charakteriſtiſchen Lagen, daß ich ihn hinlänglich beobachten konnte. Durch das, was mir Jacobi von ihm geſagt, durch manches, was ich ſelbſt von ihm geleſen hatte, und worin mir Spuren tiefen und wirklich ſeltnen Geiſtes unverkennbar ſchienen, war meine Erwartung in der That hoch geſpannt. Ich erwartete eine Fülle neuer großer, fruchtbarer, wenn gleich auch oft nur halb wahrer, oft gar ſchwärmeriſcher Ideen. Allein in allem dem fand ich mich ſehr getäuſcht, und nicht blos getäuſcht, weil ich ſo viel erwartete, ſondern wirklich, weil ich ſo wenig fand. Ich hätte die intereſſanten Ideen zählen können, die ich in

1) Mitgetheilt in Fr. H. Jacobi's auserleſenem Briefwechſel B. 1. Leipzig, 1825. S. 305.

3) Brief aus Bern, 28. Okt. 1789.

den ganzen vierzehn Tagen von ihm hörte, und ich würde mich schämen, damit einen einzigen Tag, bei Ihnen oder Jacobi zugebracht, zu vergleichen. Hie und da ist freilich ein tiefer und schneller Blick, aber sein Geist ist zu kleinlich, hat weder die rastlose Thätigkeit, womit wirklich genialische Köpfe die geahnete Wahrheit aufsuchen, noch die fruchtbare Wärme, womit sie die gefundene umfassen. Ewiger Rückblick auf sich, Eitelkeit, Ausdruck geistloser und fader Herzensgefühle, Spielerei in Worten rauben ihm alle wahre Kraft. Ganz anders würde dies wahrscheinlich alles sein, wenn er wahre Gelehrsamkeit besäße, wenn er auch über fremde Ideen mehr gedacht hätte, und wenn er noch jetzt mehr läse. Allein so lebt er immer nur in seinen eignen Ideen und seine Beschäftigungen, die ich nun so oft mit ansah, sind großentheils wahre Spielereien. Ordnen seiner physiognomischen Zeichnungen, Beschreiben von Urtheilen in einzelnen, oft sehr besprichten Hexametern. Correspondenz Besorgung einer unendlichen Menge von Kleinigkeiten für Leute aller Art, kleine Gelegenheitsgedichte u. s. w." Ueberhaupt sei es unbeschreiblich, wie viel er auf die Form und das Aeußere halte. Humboldt beschreibt nun weitläufiger die pedantischen Einrichtungen in Lavater's Stube, die Anzahl Futterale mit Briefen, Aufschriften ꝛc. Auf vielen standen einzelne Namen. „Da fand ich manchen Bekannten, und noch mehr manche Bekanntin. . . Er legt in diese Futterale das von seinen Arbeiten, was die Person interessiren kann. An eine seiner Freundinnen, die ich auch sehr genau kenne, gab er mir den Inhalt eines solchen Futterals offen mit. Was war das nun? Nichts als theils frömmelnde, theils empfindsame, aber alle höchst ideeleere Gedichtchen, sauber abgeschrieben, auf feinem Papier mit in Kupfer gestochenem Rand." Humboldt konnte nicht begreifen, wann der Mann an die Materie komme, da ihm die Form so viel Zeit kosten

müſſe. Seine wichtigſten Unterredungen mit ihm waren über Phyſiognomik, über deutſche Schriftſteller und über den Maßſtab, nach dem man Geiſtesprodukte bei uns beurtheile. Darüber, daß ſo wenig Werke bei uns erſchienen, aus denen eigentlich Genie hervorblicke, ſagte er allerdings manches Gute, nahm aber, zu Humboldts Erſtaunen, von dem allgemeinen Verdammungsurtheil nur Jacobi, Spittler und — Löffler, den Gothaer Theologen, aus.

Bei Gelegenheit der Phyſiognomik knüpft Humboldt ſelbſt eine ſehr charakteriſtiſche Aeußerung an. „Es mag wohl viel Schwärmerei darin liegen, die ganze Sinnenwelt nur ſo als eine Art anzuſehen, wie die unſinnliche erſcheint, nur als einen Ausdruck, eine Chiffre von ihr, den wir enträthſeln müſſen; aber intereſſant bleibt die Idee doch immer, und wenn man ſich recht hineinträumt, ſchon die Hoffnung immer mehr zu entziffern von dieſer Sprache der Natur, dadurch — da das Zeichen der Natur mehr Freude gewährt, als das Zeichen der Convention, der Blick mehr als die Sprache — den Genuß zu erhöhen, zu veredeln, zu verfeinern, die grobe Sinnlichkeit, deren eigentlicher Charakter es iſt, im Sinnlichen nur das Sinnliche zu finden, zu vernichten und immer mehr auszubilden den äſthetiſchen Sinn, als den wahren Mittler zwiſchen dem ſterblichen Blick und der unſterblichen Uridee.

Konnte Humboldt dem Züricher Propheten wenig Geſchmack abgewinnen ſo gewährten die herrlichen Ausſichten am Züricher See deſto größern Genuß. Er begab ſich von da weiter nach Zug und Luzern, und dann trat er Fußreiſen in die Gebirge des Berner Oberlandes an. Es war das ſchönſte, heiterſte Wetter. Die höchſten Berge bedeckte kein Wölkchen. Durch die bekannten Thäler und Hochpäſſe kam er bis nach Spital im Oberaarthale, in der Abſicht von da

über die Furke den Gotthard zu ersteigen. Allein ein tiefer Schnee, der gerade fiel, zwang ihn zur Umkehr. „Ich brachte," schreibt er an Forster, „sehr glückliche Tage in diesen rauhen, wilden Gegenden zu. Nie wurde meine Seele mit so großen Bildern unwiderstehlicher, alles zerschmetternder Gewalt und widerstrebender, trotzender Stärke erfüllt, nie drängte sich mir so stark das Gefühl einer zahllosen Reihe verflossener Jahrhunderte auf, nie dämmerte in meiner Seele ein Ahnen unabsehbar ferner, wieder zertrümmernder und wieder schaffender Zukunft! Wenn ich manchmal aus einem engen umschlossenen Thal auf die höchsten unersteiglichen Gipfel der Gebirge rund umher sah, wie sich da Ideen der Einöde, der Einsamkeit, des Blicks in weite Fernen von der schwindelnden Höhe, rege Erwartungen dessen, was hinter jenen Bergen, über jenen Gipfeln hinaus ist, meiner Seele bemeisterten, wie dadurch alles Nahe, Gegenwärtige, Gewisse in ihr verschwand, und nur das Vergangene, Zukünftige, Entfernte, Ungewisse meine träumende Phantasie umschwebte! O! lieber Forster, wir müssen einmal zusammen eine eigentliche Gebirgsreise machen. Das ist weniger kostbar und weniger langweilig, als eine Reise nach England, und muß Ihnen, als Naturforscher, doch auch sehr wichtig sein."

Humboldt ging nun nach Bern. Von da nach Genf und Lausanne, und über Neufchatel wo ihn das gastliche Haus des Staatsraths von Rougemont aufnahm, nach Basel. Leider entgehen uns über diesen nicht minder interessanten Theil der Reise die nähern Berichte. — Von Carlsruhe schrieb er noch einen Brief an Forster (29 Nov.), der indeß in seinem Hause durch die Ankunft eines Kindes beglückt worden war, welchem man den Namen Clärchen gegeben. „Ich freue mich," schrieb ihm Humboldt, „daß der Anblick eines neugebornen Mädchens Sie von den barbarischen Namen, die Sie für den armen Jungen von den

Angelſachſen und Normännern herbeten wollten, zu dem ſanften Gläubchen herabgeſtimmt hat.“ Das eigentliche Nordiſche ſcheint Humboldt durchaus abgeſtoßen zu haben. Auch ſelbſt an Shakespeare möchte gerade dieſes Element und eine gewiſſe damit verwandte Rauheit der Grund geweſen ſein, daß er ihm viel ferner ſtand, als die alten und unſre vaterländiſchen Dichter. Selbſt von Italienern, wie z. B. in den „Aeſthetiſchen Verſuchen“ über Arioſt, ſpricht er mit größerem Entzücken, während er Shakespeare auffallend ſelten nennt.

In Freiburg hatte er noch den Dichter Jacobi, den Bruder des Philoſophen, geſehen, aber er fand ihn gar nicht wie ſeinen Bruder, weder deſſen Geiſt, noch Phantaſie, noch das feurige Gefühl. Auch Pfeffeln in Colmar ſprach er flüchtig, konnte dieſem aber ſchlechterdings kein Intereſſe abgewinnen. In Straßburg ſah er Brunk und Oberlin; keiner intereſſirte ihn. Wie lang er in Carlsruhe bliebe, ſollte von der Art abhängen, wie J. G. Schloſſer (Göthes Schwager) ihn aufnehme, und von der Möglichkeit, dieſen oft und lange zu ſehen. Es iſt bemerkenswerth, wie Humboldt ſich in jener Zeit von einem Geiſterkreiſe, dem er mehr oder minder fern ſtand, an den ſich aber manches perſönliche und geſchichtliche Intereſſe knüpfte, eine genauere Anſchauung zu verſchaffen ſuchte. Lavatern hatte er widerwärtig gefunden. Schloſſer, ein tüchtiger Mann und praktiſcher, leider verbürgerter Kopf, mußte ihm längeren Reiz behalten, doch nur für Friedrich Jacobi, in gewiſſem Sinn das bedeutendſte Haupt dieſes Kreiſes, nahm Humboldt auch in ſpätre Lebensepochen eine beſondre Neigung hinüber.

Die Herbſtreiſe ging nun zu Ende. Anfang Decembers traf unſer Wanderer wieder in Mainz ein. Forſter gab dem Freunde bis Frankfurt das Geleit — hier ſchieden ſie, ohne ſich perſönlich je wieder zu ſehen. Während Humboldt in

ſeinem Eifer für Freiheit die beſonnene Ruhe feſt hielt, ja den höchſten Werth nicht in das unmittelbare Handeln und Wirken, ſondern mehr und mehr in die individuelle Ausbildung ſetzte, — wurde Forſter bald ganz von den politiſchen Schwingungen fortgeriſſen und erlag in ihren Strudeln.

---

Unleugbar iſt es, daß durch die franzöſiſche Revolution, die in Humboldt den freien Sinn nicht erſt zu erwecken hatte, ſein Geiſt gerade mehr nach innen und auf das perſönliche Daſein gelenkt wurde, deſſen Intereſſe er von nun an neben jedem anderen verficht. Die Revolution war ja im beſten Zuge, im Namen der Geſammtheit und des Rechts, nur eine neue Tyrannei zu gründen — um ſo entſchiedner verlangte Humboldt die Freiheit und Achtung des Individuallebens. Wie er alsbald in ſeinem politiſchem Ideen die Freiheit der Individuen von jedem entbehrlichen Zwange und jeder unnöthigen Bevormundung als Hauptgeſichtspunkt erfaßte, ſo legte er ſchon im Anfang des nächſten Jahres in einem Briefe an Forſter (8. Februar 1790) nachfolgendes Glaubensbekenntniß nieder:

„Der Herder'ſche Ausſpruch, womit Sie Ihren Brief empfangen, iſt ganz der meinige; nur würde ich ihn anders ausdrücken. Jeder Menſch muß in das Große und Ganze wirken, nur was dies Große und Ganze genannt wird, darin liegt, meinem Gefühl nach, ſo viel Täuſchung. Mir heißt in das Große und Ganze wirken, auf den Charakter der Menſchheit wirken, und darauf wirkt jeder, ſobald er auf ſich und blos auf ſich wirkt.

„Wäre es allen Menſchen völlig eigen, nur ihre Individualität ausbilden zu wollen, nichts ſo heilig zu ehren, als die Individualität des Andern; wollte Jeder nie mehr in Andere übertragen, nie mehr aus Andern nehmen, als

von ſelbſt aus ihm in Andere, und aus Andern in ihn übergeht; ſo wäre die höchſte Moral, die conſequenteſte Theorie des Naturrechts, der Erziehung und der Geſetzgebung den Herzen der Menſchen einverleibt. Man ſei nur groß und viel, ſo werden die Menſchen es ſehn und nützen; man habe nur viel zu geben, ſo werden die Menſchen es genießen und der Genuß wird Vater neuer Kraft ſein. Wenn unter uns ſo wenig geſchieht, ſo iſt es nicht, weil unſre Lagen und Verhältniſſe uns hinderten zu wirken, ſondern weil ſie uns hindern zu werden und zu ſein. Ich tadle die nicht, welche über Eingeſchränktheit des Wirkungskreiſes klagen. Leider haben die meiſten Menſchen nur Talent, und das bedarf der äußeren Verhältniſſe, um ſich zu zeigen und nützlich zu werden. Aber der wahrhaft große, d. i. wahrhaft intellektuell und moraliſch ausgebildete Mann wirkt ſchon dadurch allein mehr als alle andere, daß ein ſolcher Mann einmal unter den Menſchen iſt, oder geweſen iſt."

Mit dieſer Anſicht war Humboldt recht eigentlich in den Mittelpunkt ſeiner Weltanſchauung getreten. Der Sammlung ſeiner ganzen Perſönlichkeit liegt darin ausgeſprochen, ſein ganzes Streben bezeichnet. Von nun an konnte die Aufgabe ſeines Lebens in nichts Höherem beſtehen, als dieſen Geſichtspunkt in allen Gebieten des Denkens feſtzuhalten, den idealen Menſchen theoretiſch zu begreifen und praktiſch an ſeinem eignen Ich zu bethätigen. Intereſſant iſt es, daß gerade um dieſe Zeit Humboldt zum erſten Mal, ſeinem nachherigen ſo innigen Freunde, dem idealiſchen Dichter und Denker Friedrich Schiller begegnete.

Wie jedem idealen Prinzip, ſo lag dieſem die Gefahr ſchlechter Anwendung nahe genug. Wie leicht hätte ſich ein quietiſtiſcher Sinn dahinter verſtecken können! Humboldt's Charakter bedurfte aber eines ſolchen Deckmantels nicht. Sein verſtändiger Sinn war weit entfernt, ſich vom

öffentlichen Wirken abwenden zu wollen, und er iſt uns den Beweis der Thatkraft und Energie nicht ſchuldig geblieben. Nur war ein ſolches Wirken für ihn durchaus kein unter allen Umſtänden gebotenes, und nie dasjenige, woran ihm das Höchſte gelegen war. Daher ward es ihm leicht, in üblen Jahreszeiten dieſe Bahn zu verlaſſen und einer Thätigkeit zu entſagen, die mit Ehre und Conſequenz oder mit einem ſicheren Umblick nicht wohl vereinbar wäre. Denn er fühlte, daß die ihm angeborene Kraft ſich ſchon durch ihr bloßes Daſein zu bethätigen vermöge.

Hatte die Philoſophie Humboldt's eignen Ideenkreis gereinigt, ſo hatte er nun das Verlangen, ihn im vollen Umfange zu vollenden. Bald erkannte er, daß ihm hiezu nichts förderlicher ſein könne, als das tiefere Studium des Alterthums, d. h. des Lebens und der Kunſt der Griechen. Dazu verſchaffte er ſich auch alsbald die Muße, da es ihm ebendahin beſſer dünkte, vom bürgerlichen Schauplatz vorerſt noch für einige Zeit Abſchied zu nehmen. Doch wußte er auch in den Epochen, wo er nur den Studien lebte und ſein Wirken blos ein literariſches und wiſſenſchaftliches war, den Sinn für das Oeffentliche noch zu halten, ja er nützte die Zeit der Muße zugleich auch dazu, die Grund-Ideen, die ihn beſeelten, auch in einer umfaſſenderen politiſchen Anſicht und Theorie auszuprägen.

Jetzt eröffnet ſich unſeren Augen eine neue Scene. In den ſchon ſo mannichfaltigen Verbindungen des zweiundzwanzigjährigen Jünglings treten neue und noch bedeutendere hinzu, und neben der Freundſchaft erblüht auch ſchon die Liebe.

Im Winter von 1789 auf 90 hielt ſich Humboldt eine Zeit lang in Erfurt und Weimar auf, und da knüpften ſich Beziehungen, zum Theil für ſein ganzes Leben entſcheidende

Verhältniſſe: das mit dem Koadjutor von Dalberg, mit ſeiner künftigen Gemahlin und mit Schiller. — Der zum Kurfürſten von Mainz beſtimmte damalige Koadjutor Carl Theodor Reichs-Freiherr von Dalberg hatte als Statthalter ſeinen Sitz zu Erfurt, einem Orte, der damals noch eine, wenn auch wenig bedeutende Univerſität beſaß, wo ſelbſt eine Litteraturzeitung erſchien und der namentlich durch die Anweſenheit des für Wiſſenſchaft und Kunſt ſo überaus thätigen Dalberg immer einiges Anſehen erhielt. Die nachherige, eben ſo glänzende als an ihrem Ende traurige Laufbahn dieſes edlen Geiſtes iſt bekannt. Obſchon ſeine Stellung als Fürſt Primas im rheiniſchen Bunde dem Patrioten eher bedauerlich erſcheinen mußte, hat er doch auch da, als Menſchenfreund und Beförderer vieles Guten und Schönen, ein reines und ehrenvolles Andenken hinterlaſſen. Er, der ſelbſt als Schriftſteller auftrat, und zwar beſonders im Fache der praktiſchen Philoſophie, der Staatswiſſenſchaft und Aeſthetik, machte ſich noch beſonders durch die Gunſt verdient, die er, ſo ſehr es nur die Verhältniſſe geſtatteten, den hervorragendſten und zum großen Theil ſolcher Stütze nur zu bedürftigen Geiſtern unſrer Literatur auf eine ſehr reelle Weiſe zuwendete. Seine eignen Schriften, obwohl nicht eben Proben eines ausgezeichneteren Autortalentes, können uns doch als Zeugniß ſeiner trefflichen Geſinnung Jedem, der ſpäter noch längere Zeit in ſeiner Nähe lebte, intereſſirte er als praktiſcher Philoſoph und als Kenner der Staatsverwaltung. Sie unterhielten ſich und können über dahin einſchlagende Gegenſtände. „Je länger ich Gelegenheit habe," ſagt er einmal,[1]) „mit dem Koadjutor umzugehen, deſto mehr überzeuge ich mich von der Reinheit ſeiner Abſichten und der Vortrefflichkeit ſeines moraliſchen Charakters." So die Aus-

1) Brief an Herder, 1. Juni 1792.

merkſamkeit, die Dalberg ununterbrochen auf dieſen wendete, fand Humboldt ganz beſonders charakteriſtiſch an ihm.

Zu Erfurt aber bildete damals noch ein andres Haus einen Mittelpunkt der Gaſtfreundſchaft und Geſelligkeit, welches für unſern Humboldt der erfolgreichſte Anziehungspunkt daſelbſt werden ſollte, nämlich das des Kammerpräſidenten Karl Friedrich von Dacheröden. Die Dacheröden gehören dem ſächſiſchen und beſonders thüringiſchen alten Adel an. Eine Meile von Mühlhauſen, an der Unſtrut, liegt das Stammſchloß gleichen Namens. Der eben genannte Herr von Dacheröden, ein Verwandter des Koadjutors, war ehemals Vicepräſident der preußiſchen Kammer zu Halberſtadt, und mit einer Baronin von Poſadowsky vermählt, Erbin von Burgörner, einer großen Beſitzung in dem damals ſchon preußiſchen Antheil der Grafſchaft Mansfeld. Dacheröden, der auch ſonſt anſehnlich begütert war, erfreute ſich aus dieſer Ehe einer ſehr ausgezeichneten Tochter. Er gab ſeine Stelle in Halberſtadt auf, und ſetzte ſich in Erfurt nieder, wo die Tochter in der ſorgfältigſten Erziehung heranwuchs, und ihr Haus ein weit bekannter Anhaltspunkt der Geſelligkeit in jenen Gegenden wurde. Erzählt uns doch Göthe in ſeiner italieniſchen Reiſe, daß ihn im Palaſte des Vicekönigs zu Palermo ein Malteſerritter anredete und ſich nach Erfurt und der von Dacheröd'ſchen Familie daſelbſt wie nach dem Koadjutor von Dalberg erkundete, worüber Göthe, wie er ſagt, hinreichende, jenem ſehr vergnügende Auskunft ertheilen konnte.

Caroline von Dacheröden, die Tochter dieſes Hauſes, feſſelte Wilhelm von Humboldt für immer. Sie war nicht vollkommen ſchön zu nennen, ja ihr Körper ſogar ein wenig verwachſen. Aber ihr Kopf war von wahrhafter Schönheit, und ihre Augen vor allem von wirklich bewunderungswerthem Glanz. Viel mehr jedoch zeichnete ſie ihr

inneres Weſen aus, ein Geiſt, wie er, in weiblicher Geſtalt, Humboldt nicht leicht ebenbürtiger begegnen konnte. Seine ganze Geſinnung, ſeine Geiſtesfreiheit ſtrahlten ihm aus dem reichen Gemüth lieblich zurück. „Frau von Humboldt,“ ſagt Varnhagen, „hatte unwiderſtehliche Anmuth in friſchem Lebensdrange; doch lenkte ihr Sinn und Gefühl bei ſtarken Anlagen und lebhaften Aeußerungen, gern in eine Art romantiſchen Dämmerwebens ein, von welchem doch ernſte Tiefe und helle Wahrheit nicht ausgeſchloſſen waren.“ Gerade ein ſolches Weſen war wie geſchaffen für Humboldt. Alles Weibliche und Schwärmeriſche, was in ſeiner Natur lag, was er im Außenleben ſo zurückdrängte, fand hier ſeinen Brennpunkt, die innigſte empfindſamſte Hingebung immer neue Erregung. Wie er an ihr, ſo vermochte ſie an ſeinem innern Leben, ſeinen Entwicklungen und Stimmungen, lebendigen Antheil zu nehmen. Mit dieſer Fülle des Gemüthes vereinte ſich in ihr eine ſo männliche Bildung, daß ſie nachmals mit ihrem Gatten die griechiſchen Dichter in der Urſprache leſen konnte. Dazu war ſie ganz geboren für höhere auserleſene Geſelligkeit, ſo daß ſich, wie von ſelbſt, alle edleren Naturen um ſie vereinigten und, wo ſie hinkam, ihr Haus der Mittelpunkt eines reicheren Geiſteslebens wurde. Auf Humboldt ſelbſt wirkte ſie vom erſten Begegnen bis über das Leben hinaus wie bezaubernd; als ſie geſtorben war, vergingen keine Tage nur in Sehnſucht nach ihr und im Schwelgen in ihrem Andenken. Ihr widmete er eine ganze Reihe der ſchwärmeriſchen Sonette, in denen uns die Empfindungen und Gedanken ſeiner letzten Lebensjahre erhalten ſind.

An die Bekanntſchaft mit ihr knüpften ſich für Humboldt ſogleich andre werthvolle Verbindungen, vor allen andern die herrliche mit Schiller. Caroline von Dacheröden war innig befreundet mit zwei Schweſtern, geborenen Feins-

leins von Lengefeld in Rudolstadt, von welchen die Eine an einen Herrn von Beulwitz, nachher aber an den Weimarischen Geheimenrath Freiherrn von Wolzogen verheirathet war, die Andere aber sich ganz kürzlich erst mit Schiller verlobt hatte — ein Kreis von Menschen, der von nun an dauernd durch das ganze Leben zusammenhielt. Schiller hatte eben eine außerordentliche Professur in Jena angetreten und gedachte sich Anfangs des nächsten Jahres zu verehlichen. Was ihm seine Gattin (Charlotte) war, wissen wir aus seinem Leben und seinen Briefen; sie selbst spricht sich in der ganzen Liebenswürdigkeit ihres Wesens für uns am schönsten in den jüngst bekannt gewordenen Briefen an den Freund ihres Gatten, Prof. Fischenich, aus. Die ältere Schwester, Caroline von Wolzogen — denn unter diesem Namen ist sie nachmals bekannt worden — war selbst Dichterin und gab schöne Proben ihres Talentes. Ihr bekanntestes Werk — Agnes von Lilien — hielten die Schlegel sogar für ein Produkt Göthe's. Unser Humboldt war ihr besonders zugethan, er widmete ihr sein großes elegisches Gedicht: Rom, und unterhielt mit ihr einen lebenslänglichen Briefwechsel. Die treffliche Frau lebt noch jetzt, glücklich in ihren Erinnerungen, zu Jena. — Beide Schwestern waren auch in Weimar wohlbekannt. Frau von Stein, Göthe's Vertraute, war ihre Freundin, und Göthe selbst besuchte ihr Haus in Rudelstadt. So sehen wir nach allen Seiten die Fäden auswerfen, aus denen das Gespinnst edelster Freundschaft und Liebe sich vor uns entwickeln soll.

Schon im Sommer 1789 lernte Schiller Caroline von Dacheröden in Lauchstädt kennen, wohin seine Rudolstädter Freundinnen diese vom Gute ihres Vaters zur Badekur abgeholt hatten. „Auch unsre liebenswürdige Freundin," sagt Frau von Wolzogen in dem Leben ihres Schwagers[1]) „wurde

1) Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, [illegible] 1830) B. II. S. 12.

Schillern ſehr werth. Unſer vereintes Leben in Lauchſtädt war, die Sorge wegen eines heftigen Krankheitsanfalls, der die Freundin traf, abgerechnet, ſehr heiter.“ Dort war es auch, wo Schiller ſich mit Charlotten verlobte. Von ihrer Freundin erfuhr er[3]) welche groſſe Neigung und Achtung der Koadjutor von Dalberg für ſeine Schriften gefaßt habe. – Nur Göthe ſtand noch in ſcheuer Ferne, während der Mann, an deſſen Seite Schiller für deſſen Umgang reifen ſollte, Wilhelm von Humboldt, ſchon jetzt an ihn herantrat.

Vom Dezember 1789 an wohnte Frau von Beulwitz mit ihrer Schweſter eine Zeit lang in Weimar; Schiller beſuchte ſie faſt jede Woche. Frau von Stein war behülflich, die Hinderniſſe der ehelichen Verbindung wegzuräumen, und Dalberg öffnete, in derſelben Abſicht, Schillern die Hoffnung einer ſorgenfreiern Zukunft. Auch mit ihrer Erfurter Freundin lebte ſie dort aufs angenehmſte, in Beſuchen und Gegenbeſuchen. In dieſer Zeit gerade kam auch Humboldt nach Weimar und machte da die erſte Bekanntſchaft Schillers,[4]) ein Begegnen, aus dem bald die edelſte Freundſchaft entſproß. Das Verhältniß, in welches Humboldt zu Carolinen von Dacheröden treten wollte, führte ihn gleich vertraulich näher, und wie hätten zwei Naturen, wie Humboldt und Schiller, ſich nicht ohnedies ſchon beim erſten Zuſammentreffen gewaltig anziehen ſollen! Wie ſympathiſirten ſie gleich über die damaligen Pariſer Begebenheiten, die zur ernſteſten Theilnahme und Unterhaltung den nächſten Stoff boten! Das Bedürfniß eines immer regen Ideenlebens band Humboldt in der Folge ſo ſehr an Schillers Umgang, daß er mehrere Jahre in Jena lebte, und als er ſich von dem Freunde trennen mußte, doch in immer lebhaften Briefwechſel mit ihm

3) Fr. v. Wolzogen a. a. O., II. 16.
4) A. a. O., II. 45. u. 58.

blieb. Alles, was über die Verwandtschaft ihrer Naturen, ihr Verhältniß und ihr gemeinschaftliches Streben zu sagen ist, spare ich auf den Zeitpunkt ihres vertrauten Zusammen-Lebens und Wirkens auf, das uns im nächsten Buche beschäftigen wird.

Die glückliche Verbindung Wilhelm v. Humboldt's mit Carolinen v. Dacheröden hatte sich auch in Weimar entschieden[5]). Es waren heitere Tage, sagt Frau v. Wolzogen. Sie genossen alle des Glückes, das die enge Verbindung eines kleinen Kreises edler, geistvoller, ganz harmonirender Menschen gewährt, wo jedes seine Originalität behauptet und sich vom Odem der Liebe getragen und verstanden fühlt. Sich selbst genügend, nahm dieser Zirkel von den übrigen Menschen wenig Notiz, ja er machte in seiner originellen Abgeschlossenheit einen eignen Contrast gegen das andre gesellige Leben. Da man durch fremde Existenzen sich nicht belästigen lassen wollte, gab es manche wunderliche Situation. Man achtete zuletzt selbst der nothwendigen Weltformen nicht genug, und der jugendliche Scherz steigerte sich wohl bis zum Uebermuth.

Doch nur in einem solchen Kreise konnte es Menschen wie Schiller und Humboldt wohl werden. Auch knüpfte man an die glückliche Gegenwart sogleich die Aussicht einer dauernden, in gleicher Innigkeit fortgesetzten Vereinigung. Dalberg hatte Schillern schon versprochen, ihm, sobald er Kurfürst sein würde, ganz nach seinem Sinn und Wunsch anzustellen. Um ihren edlen Freund und Beschützer dachten sich die Freunde in der schönen Gegend von Mainz ein herrliches Dasein. Auch unser Humboldt wollte dort leben. Schwerlich, sagt uns die Augenzeugin[6]), hat je ein so schönes

5) A. a. O., II. 58—59.
6) A. a. O., II. 60.

Leben exiſtirt, als es ihre Phantaſie dichtete. Nur Talberg ſelbſt hörte lächelnd dieſen Träumen zu, und ſagte dann mit verdüſterten Zügen: „Kinder! denkt euch das ja nicht als etwas Gewiſſes. Ein Sturm kann das Alles umſtürzen!“ Und bald rieth er, den Umſturz der vaterländiſchen Zuſtände ahnend, ſelbſt den Freunden, ihr Glücksſchiff nicht an das Seinige zu binden.

So ſchied Humboldt für jetzt von ſeiner Verlobten und von dieſem ganzen Freundeskreiſe. Vorerſt hatte er in Berlin einen Probecurſus zu machen und ſich dadurch in den Staatsdienſt einzuführen. Dann gedachte er zu heirathen. Inzwiſchen wurde Schiller ſchon im Februar 1790 getraut.

Zu den Bekanntſchaften, die Humboldt muthmaßlich noch in dieſem Winter machte, iſt wohl auch die mit F. A. Wolf zu zählen. Dieſer ſtrahlte damals als neuaufgehendes Geſtirn der Alterthumswiſſenſchaft auf der Univerſität Halle. Schon im Mai 1791 kam Wolf einmal auf der Durchreiſe nach Erfurt. Kaum war er dort angelangt, ſo holte ihn der alte Dacheröden, der — Wolf wußte nicht, wie — von ſeiner Ankunft gehört hatte, in ſein Haus. Auch den Coadjutor lernte er im Dacherödiſchen Hauſe kennen, und wurde zu ihm geladen. Es iſt klar, daß Humboldt den ihm befreundeten Gelehrten dem dortigen Freundeskreiſe angekündigt hatte.

---

Ob und wie lange Humboldt ſich dieſen Winter noch zu Göttingen aufhielt, wird uns nirgends gemeldet. Im Sommer 1790 finden wir ihn ſchon in Berlin, wohin er nun, nach Beendigung der Studien ſowohl als der erſten Reiſen, zunächſt zurückkehrte, um den Forderungen einer öffentlichen Laufbahn zu genügen. Sein Bruder Alexander bereiſte indeß dieſes Frühjahr, und zwar in Begleitung

G. Forſters, die Niederlande, England und Frankreich, eine Reiſe, der wir eine der trefflichſten Forſter'ſcher Schriften, „die Anſichten vom Niederrhein ꝛc.“ zu verdanken haben. Noch immer war Alexander kränklich, ja er hatte ſich eigentlich ſchon fünf Jahre her faſt ununterbrochen leidend befunden. Nur langſam erſtarkte er zu den großen Reiſeunternehmungen, deren Plan ſchon ſehr früh ſeinem Geiſte vorſchwebte.

In Berlin konnte es Wilhelm damals wohl nicht geheuer finden. Nach dem Tode Friedrichs des Großen folgte ein Regent, der ſich auf die Hinterlaſſenſchaft ſeines energiſchen Vorgängers übel verſtand. Maitreſſenwirthſchaft, Vergeudung des Staatsſchatzes, eine reaktionäre, kindiſch entgegengeſetzte Politik war die Tagesordnung, und um das Maß zu füllen, bei der herrſchenden Partei eine, noch dazu heuchleriſche Richtung auf Frömmelei und Myſticismus. Im Jahre 1788 erſchien, unter dem Miniſter Wöllner, das berüchtigte Religionsedikt. Die auswärtigen Verhältniſſe wurden theils ohne Rückſicht auf ſehr veränderte Zeitverhältniſſe, theils mit ſolchem Schwanken, ſo ſchroffem Wechſel und ſo unverhüllter Schlechtigkeit geleitet, daß Preußen innen und außen herabſinkend, ohne den beſſern Kern ſeines Weſens, den harten Ausſpruch des Grafen Mirabeau wirklich verdient hätte, der von ihm ſagte: pourriture avant maturité. Auch das ſittliche Leben verpeſtete bis in die untern Claſſen, die Geſinnung, in Worten übermüthig, erſchlaffte, es mußten erſt ſchwere Leiden folgen, um ſelbſt im Volke die ächte Begeiſterung und den erſtorbnen Muth neu zu erwecken. Daß die franzöſiſche Revolution, die mit wachſender Energie alle Dämme niederriß, ein ſolches Gebäude früh oder ſpät zertrümmern werde, wie hätte ein weitblickender Kopf das nicht ſchon damals ahnen ſollen?

Wie es Humboldt zu Muthe war, als er unter ſolchen

Verhältniſſen nach Berlin zurückkehren und ſeine bürgerliche Laufbahn betreten ſollte, dies iſt auch ohne nähere Kunde leicht zu errathen. Doch fand er eine geliebte Mutter und ſeine alten Freunde und Bekannten wieder, zu denen ſich bald auch manches neue angenehme Verhältniß geſellte. Die Männer, mit welchen wir ihn früher dort verbunden ſahen, waren dem gegenwärtig herrſchenden Geiſte ſämmtlich abgeſagt. Bieſter, Gedike, Engel, die unter der vorigen Regierung und dem Miniſter des Kirchen- und Schulweſens v. Zedlitz amtlich oder rathgebend wirkſam geweſen waren, ſahen ſich nun beargwohnt und theilweis ſelbſt in ihrer litterariſchen Thätigkeit gehemmt. Die Oppoſition, die gegen die nächſten Zuſtände nicht laut werden durfte, konnte zur Noth ſich in litterariſchen Debatten und über allgemeinere Gegenſtände, wie z. B. in der kryptokatholiſchen Frage, Luft machen, wobei freilich die geiſtige Beurtheilung gar oft zu kurz kam. Humboldt ehrte ihre Abſicht, ohne ihre Bewegungen überall gut zu heiſſen. Er ſelbſt trat zuerſt in Bieſters Monatſchrift als Schriftſteller hervor, und lebte mit ihm, wie mit Herz, Engel, David Friedländer und Gleichgeſinnten in fortdauernd vertrautem Umgang.

Humboldt, mit allen Schätzen einer reichen Bildung in die Heimath zurückkehrend, war für das damalige Berlin eine Eroberung, mit deren Erſcheinen gleichſam das Signal gegeben war, daß dort eine neue Generation erblühe, die ihre Wurzeln tiefer und breiter in das erwachende allgemeinere Geiſtesleben der Deutſchen geſenkt hatte. Es blieb ſogar in der damals vielſeitig erſchlaffenden und für jede Ueberfeinerung zugänglichen „Brennenſtadt" nicht bei dem Maße des Fortſchritts wie Humboldt ihn darſtellte, der nicht blos an den größten deutſchen Dichter, ſondern zugleich an die kräftigſten Denker und Forſcher, inſonders an Schiller gekettet war. Sondern, als müſſe es nun auch den Gegenſatz

zur Aufklärung der Nicolaiten zum Aeußersten steigern, wurde Berlin bald der Hauptsitz der hyperpoetischen, in alle Extreme geworfnen, eben so geistesfrischen, als — mit wenig Ausnahme — Gedanken- und Gemüthskranken romantischen Schule. Zunächst waren es auch einige weibliche Erscheinungen, jüdischen Ursprungs, die die neue Zeit ankündigten und die junge Generation sogleich an sich zogen, selbst nicht frei von den Einflüssen dieser Ueberbildung, aber doch durch die gleichsam stammvererbten Ueberlieferungen der Lessing-Mendelsohnschen Epoche vor der geistigen und ästhetischen Verweichlichung des folgenden Geschlechts bewahrt — nämlich die Gattin des eben Genannten, Henriette Herz, und die tiefsinnende, wahrheitsdürstende Rahel Levin, welche letztere, in ihren wundersamen Briefen, uns jetzt zugleich als Repräsentantin des damaligen großen Umschwungs dasteht. Göthe war ihr Abgott. Der Cultus, den der große Meister verdiente, ging zuerst zum großen Theile von dem dortigen Kreise aus, ja auch die Abgötterei, die ihm oftmals gewidmet wurde. Jene Frauen aber verbanden mit dieser hingebenden Begeisterung auch die höchste Energie freien, eigenthümlichen und straffen Denkens, während den Nachkommenden auch das Denken zum Dichten, die Welt von ihnen nur mit poetischem Auge betrachtet wurde. Henriette Herz, eine vieljährige perennirende Schönheit, übte auch geistig große Anziehung: Schleiermacher, der straffste Denker der romantischen Epoche, wurde ihr vertrautester Freund. Auch Humboldt fand in ihr eine Jugendfreundin wieder; ihr Haus war um diese Zeit ein Mittelpunkt geistigen Verkehrs, wie bald darnach, in größerem Maßstabe, das der Rahel Levin.

Von den neuauftauchenden Köpfen der Hauptstadt zog vorzüglich Friedrich Gentz die Aufmerksamkeit Wilhelm von Humboldt's auf sich. Ja es bildete sich zwischen ihnen

Univ. Bibl. München

eine Freundſchaft, die nie ganz erloſch, während ſie, bei der großen Verſchiedenheit dieſer Männer, auch nie ganz innig werden konnte. Mehr und mehr trennte ſie der politiſche Standpunkt. Nur im erſten Moment ſtimmte Gentz in die allgemeine Begeiſterung für die franzöſiſche Revolution und wurde ſehr bald ihr entſchiedener Widerſacher. Obwohl er in ſeiner Anſchauung dazumal noch immer Raum für Verfaſſungsleben hatte, und nur die demokratiſirte, ebenſo wie die abſolute Monarchie von ſich wies, ſo war Humboldt's Standpunkt doch von Anbeginn ein im Innerſten entgegengeſetzter und freierer. Sein Hauptgeſichtspunkt war der Menſch, deſſen Selbſtentwicklung und Selbſtberechtigung, während Gentz jederzeit alles dem Staate und zuletzt der Regierungsgewalt und Monarchie aufopferte. Trotz dem mußten beide Naturen gerade in ihren Gegenſätzen großen Reiz für einander haben, um ſo mehr, da ſie doch wieder manche Fähigkeit beſonders gemein hatten, manche Empfindung theilten und ſich ſelbſt, wenn auch in höchſt verſchiedner Weiſe, an verfänglicher Seite berührten. In beiden lag eine dem Grad wie der Richtung nach freilich ſehr verſchiedene Naturanlage zu ſchwelgeriſchem Genuſſe. Während ſie Gentz in den Abgrund der herrſchenden Sittenloſigkeit riß, nährte ſie in Humboldt die dem antiken Geiſt verwandtere Beurtheilung oder erſchien an ihm auch als eine Richtung ſeines allſeitigen Forſchungstriebes, der vom Sinnlichen jederzeit in die Region des Schönen und Ideellen emporlenkte. — An Humboldt wie an Gentz war die Schärfe des Verſtandes und die Macht der Beredſamkeit zu bewundern; aber der Verſtand war bei jenem unendlich mehr als bei dieſem nur äußerliche Macht, und die Beredſamkeit bei Humboldt Dialektik und Uebung, nicht Rhetorik, nicht ausſchließende Gewohnheit. In ſeinem weitumfaſſenden Geſichtskreis wußte er die großen Fähigkeiten des immer mehr verengernden Publiciſten doch

zu würdigen, und einſt nannte er Gentz gegen Schiller [1]) ſogar ſchlechtweg den denkendſten Kopf Berlins, während dieſer erſt gegen das Ende ſeines Lebens dem ausgezeichneten Jugendgenoſſen gemüthlich wieder näher trat, in der Verhärtung der mittlern Jahre aber ſeiner völligen Entfremdung gar kein Hehl hatte. Gentz, der nachher in öſterreichiſche Dienſte ging, ſah Humboldt dann erſt nach zehn Jahren wieder, und fand ihn, wie er an ſeine Freundin Rahel ſchreibt, [2]) durchaus nicht verändert; „eben ſo klug, eben ſo amüſant, eben ſo dämoniſch als ſonſt.“ „Sie haben mir,“ fügt er dann bei, „meine Intimität mit H. nie verzeihen können, ſie mir als eine Art von crime contre nature vorgerechnet. Im Grunde hatten Sie vermuthlich Recht; aber — der Reiz, mich ewig an einem Sophiſten(!) von ſolcher Ueberlegenheit daß ich, ihn einmal beſiegt, keinen andern mehr fürchten durfte, zu reiben — und der Triumph, ſelbſt dieſer eiskalten Seele ein wirkliches Attachement für mich eingeflößt zu haben — dieſe Lockungen waren für meine Eitelkeit viel zu ſtark. Am Ende kann ich indeſſen doch mein Verhältniß mit Humboldt nie bereuen; ich habe nichts Weſentliches dabei verloren, und an Genuß und Bildung manches gewonnen.“ Und im nächſten Jahre ſchrieb er abermals an dieſe Vertraute: [3]) Humboldt habe das alles verloren, wodurch er ſonſt tragiſch auf ſie wirkte und ſei jetzt nichts als ein ſehr angenehmer Geſellſchafter. „Gewalt — wie Sie mir neulich einmal ſchrieben — übt er ſo wenig über mich aus, daß ich mich vielmehr heute weit über ihm fühle, und alle Furcht, und alles Imponiren ganz ver-

---

1) Im Briefe vom 15. Aug. 1795.

2) 21. Sept. 1819 (in den von mir herausgegebnen „Schriften von Fr. von Gentz.“)

3) 8. Aug. 1811 (a. a. O.)

ſchwunden iſt." So charakteriſtiſch dieſe Aeußerungen für den damaligen Gentz, ebenſo ſind ſie es für die ganze Freundſchaft dieſer Männer. Dennoch iſt zu verwundern, daß Jener gar nicht ſpürte, warum Humboldt, der damals als preußiſcher Geſandter zu Wien war, ſeine Ueberlegenheit ſo wenig fühlen ließ, die doch während der Zeiten des Congreſſes wieder fühlbar genug wurde. Wie ſehr auch Richtung und Stellung ihre Verbindung lockerte, für Humboldt behielt Gentz immer Intereſſe und in ſeinen ſpäteren hingebenderen Jahren ſprach er dies auch ganz unverholen aus. Ueberhaupt hatte er den noch ſo entgegengeſetzten hervorragenden Zeitgenoſſen gegenüber den großen Vorſprung, daß er, der entſchiednen Richtung ſeines Strebens gewiß, mit größter Empfänglichkeit auf alle, auch noch ſo fern ſtehenden Betrachtungsweiſen einzugehen und auch vom Entgegengeſetzten das Beſſere ſich leicht anzueignen vermochte. Seine Geiſtesfreiheit und humane Denkart ſcheute nicht vor einem Irrthum zurück, der ihm in geiſt- und talentvoller Erſcheinung begegnete; vielmehr ſtählte ſich, im harmloſen Umgang mit ſolchem die eigne Geſinnung und eigene Kraft, welche letztere, bald kämpfend, bald ſich abſichtlich verhüllend, in fortwährender Uebung blieb. Geiſt, Geſchmack, Bildung — dies war es was ihn ſelbſt an unfreien Köpfen noch anzureizen vermochte. Wie er in frühern Jahren nicht blos mit Jacobi, auch mit Schloſſer, Lavater ꝛc. verkehrte, ſo ſchreckten ihn ſpäter auch die katholiſirenden Romantiker nicht, noch Gentz, als Geheimſchreiber der heiligen Allianz. Manches Geiſtige und Tiefe ſchätzte er gerade an ihnen oft beſonders, ſo namentlich an Fr. Schlegel. Bei treffenden Veranlaſſungen aber verfehlte er doch nicht ſeinem Spott und Sarkasmus Luft zu machen; aber er durfte, ſelbſt in widerwärtigen Zeitſtrömungen, auch ſchweigen, ohne fürchten zu müſſen, daß man vergeſſe, woher er komme und wohin er ziele.

Wohin die Schreckniß vor der Revolution die phantastischen sowohl als einseitig verständigen Menschen führen würde, das trat unserm Humboldt vielleicht schon lebhaft vor Augen, als er gleich nach seiner Ankunft in Berlin, wenn auch nur flüchtig, einem Manne begegnete, der, als geborner Aristokrat, mit schnellsten Schritten allen contrerevolutionairen Richtungen vorauseilte. Fr. Leopold Graf zu Stolberg war gerade als dänischer Gesandter am Berliner Hofe, welchen Posten er jedoch alsbald wieder aufgab. Humboldt, ohne Zweifel von Fr. Jacobi eingeführt, lernte ihn noch kennen und dieser, in seinem schon entschiedenen Grimme gegen alle Aufklärung, erkannte Humboldt's Wesen sogleich und schrieb wehmüthig an Jacobi:[4]) „Ach, warum muß ihr liebenswürdiger H. in der wichtigsten Sache so verschieden von mir denken. Gott wolle uns und unsre Kinder vor dem Gifthauche des Genius unserer Zeit bewahren!"

Der Eintritt in das geschäftliche Leben nahm Humboldt in diesem und einem Theile des nächsten Jahres fast ganz in Anspruch. Zumal den fernen Freunden und dem Briefwechsel mit ihnen konnte er sich jetzt nicht, wie er doch wünschte, widmen. „Die Humboldt", schreibt Forster (26. Dez. 1790) an Jacobi, „sind beide wohl, aber beide auf eine ganz verschiedene Art. Der älteste ist Legationsrath und zugleich Beisitzer am Kammergericht in Berlin, wo er seinen Probecursus macht. Wenn sein Jahr herum ist, will er sich in Halberstadt anstellen lassen und wahrscheinlich heirathen. Der jüngere

4) Der Brief ist vom 31. Aug. 1790 und steht in Jacobi's Briefwechsel, II. 39. Aus Rücksicht auf den lebenden Humboldt hat der Herausgeber dessen Namen nur angedeutet. Daß er und kein Anderer gemeint sei, geht aus dem Zusammenhange der Correspondenz zur Genüge hervor.

ist bei Busch in Hamburg, studirt das Praktische des Comptoirwesens, mersondirt sich unter allen den trefflichen Köpfen in Hamburg, hat Christian Stolbergen besucht und ist voll seines Lobes, geht zuweilen aus, um Moose zu sammeln, die im Winter blühen, und schreibt possierliche Briefe voll Laune und Gutmüthigkeit und Empfindsamkeit. Der älteste ist immer noch der brave Mann, der er war." — Den 6ten August 1791 schreibt Forster abermals an Jacobi über diese Gebrüder. Wilhelm hatte nun schon beschlossen, seiner höhern Ausbildung wegen jede Amtsthätigkeit fürerst aufzugeben. „Alexander Humboldt", sagt Forster, „ist in Freiberg und fängt an mir abzusterben. Wilhelm ist längst todt für mich; er heirathet in Erfurt ein Fräulein von Dacheröden und will in seiner Stimmung aller öffentlichen Wirksamkeit entsagen, welches bei seinen Talenten zu bedauern ist. Alexander wird desto mehr wirken und treiben wollen, und hat den Körper nicht dazu."

Wirklich fing Humboldt, wie schon die wenigen brieflichen Mittheilungen, die aus dieser Zeit von ihm vorhanden, spüren lassen, während dieser Geschäftsperiode an, seinen entfernten Freunden abzusterben. Doch gänzlich ließ er auch jetzt so werthe Verbindungen nicht fallen. Zwar leuchtet uns nicht klar hervor, welcher von beiden Brüdern eben gemeint ist, wenn z. B. Heyne (22. Dezember 1790) an Forster schreibt: „Von unserm guten Humboldt habe ich nun auch die Versicherung seines freundschaftlichen Andenkens erhalten. Der liebe junge Mann ist mir ungemein werth." Es ist aber für gewiß anzunehmen, daß beide Brüder noch viele Jahre auch brieflich in dankbarer Berührung mit ihm blieben. — Auch mit Fr. Jacobi knüpften sich doch die philosophischen Unterhaltungen fort. Namentlich fühlte dieser sich von der günstigen Meinung sehr geschmeichelt, die Humboldt noch immer für ihn hegte und besonders gegen

ihn äußerte, als deſſen Briefe über Spinoza von der streng-kantiſchen Jenaer Litteraturzeitung einer, wie ihm dünkte, unbilligen Kritik unterworfen worden. — Jacobi ſendet ihm ſeine neueſten Abhandlungen, drückt aber zugleich ſein brennendes Verlangen aus, ſich einmal ausführlich über Kant und deſſen Syſtem zu erklären, wobei er auf dieſen auch von ihm groß erachteten Manne den Ausſpruch Turgot's anwendet: Il a perfectionné les abus — ein Wort, das man von dieſer und andern Seiten, auch auf alle ſpätern Syſteme, ja gegen dieſe in erhöhtem Maße, geltend zu machen ſich bewogen gefunden. Wer in der Philoſophie gerade das ſucht oder in ſie hineinträgt, was ihrer Behandlung im Innerſten widerſtrebt, der wird als Philoſoph vom Fach, ſo geiſtvoll und ſinnig er immer ſei, nie über einen ereteriſchen Platonismus hinauskommen und da, wo die Philoſophie eigentlich erſt anhebt, nichts als Mißbrauch erkennen. Mag man jedoch immerhin einen eignen Weg gehen und vor gänzlicher Hingebung an Syſteme warnen, die ein Allgemeingefühl mehr oder weniger verletzen; aber — in herausfordernder Polemik an den wiſſenſchaftlichen Gedankengängen eines ganzen, ſo erregten Zeitalters und einer ſo zum Denken geſchaffnen Nation nur den Mißbrauch des philoſophiſchen Vermögens hervorzuheben, iſt, namentlich wo nicht ſittliche oder politiſche Nothwendigkeit dazu drängt, von Seiten deſſen, der etwas Genügenderes nicht an die Stelle zu ſetzen vermag, ſtets ein noch vermeſſeneres Beginnen, und auch an Jacobi hat es ſich ſchmerzlich genug gerächt. Mit Humboldt wünſchte er noch immer ein gutes Vernehmen zu erhalten. „Künftigen Monat, den 31ſten", ſo ſpricht er dieſen in dem Briefe, dem wir Obiges entnommen, am 9ten Sept. 1790 an, „werden es zwei Jahre, daß ich Sie, mein Freund, zum erſtenmal ſah, und gleich von ganzem Herzen liebte. Mann, wo ſehen wir uns einmal wieder?" ...

„Was ich unaussprechlich bedaure, ist, daß bürgerliche und politische Geschäfte Sie allmählig ganz verschlingen werden. Werden Sie, ich bitte flehentlich darum, der Philosophie doch nicht ganz ungetreu. Die Bemühungen eines freien und markigen Denkers, sei es auch blos in Nebenstunden, sind fruchtbarer, als die Schweißströme der Leute vom Handwerk.“ [5])

Mit Forstern finden wir auch jetzt Humboldten ganz so vertraulich wie früher. Die neuesten Arbeiten des genialen Freundes begrüßte er mit bewundernder Theilnahme, wie die „Ansichten vom Niederrhein“ und — was uns in Rücksicht auf den Beurtheiler besonders interessirt — die Uebersetzung der indischen Dichtung Sakontala. „Lange,“ sagt er, „hat mich nichts so angezogen. Diese Zartheit der Empfindung, diese Cultur verbunden mit dieser Einfachheit!“ An Forster's Reiseansichten rühmt er besonders, was immer seine Bewunderung so heftig anziehe, „eine so strenge Richtigkeit der Ideen mitten im glühendsten Feuer der Begeisterung.“ [6]) — Forster hatte den Wunsch ausgedrückt, einen älteren Humboldtischen Aufsatz mit in seine kleinen Schriften aufzunehmen, zu deren Herausgabe er sich eben jetzt anschickte. Letzterm war es aber unmöglich, ihn so hin zu geben, oder ihn umzuarbeiten. „Ich bin,“ sagt er,

---

5) Fr. Jakobi's Auserlesener Briefwechsel, II. 40—41. Humboldt's Antworten sind nicht mit abgedruckt worden; die Sammlung erschien, da er noch lebte. Aber auch sonst beklagen wir den Uebelstand, daß man zum großen Theile nur das aufgenommen, was Jacobi selbst in möglichst vortheilhafte Beleuchtung zu stellen schien. Die häufig darin vorkommenden Gedankenstriche enthalten für den einsichtigen Leser manchmal das Allerinteressanteste.

6) Ein einziger Brief an Forster ist uns aus dieser Zeit erhalten und zwar ohne Datum. Er ist aber aus dem Frühjahr 1791, nicht aus dem J. 1792, wie die Herausgeberin der Forster'schen Briefsammlung vermuthete und auch in Humboldt's Werken beibehalten ist.

„zu dieſer Arbeit jetzt nicht gerade in der Stimmung, oder vielmehr die Ideen, die dazu gehören, müſſen erſt eine größere Reife durch Lektüre und Nachdenken erhalten. Die Reife die man ihnen ſo giebt, indem man ſich hinſetzt, nachdenkt, und ſie nun auf Einmal ins Reine bringen will, kommt mir immer vor, wie eine Reife im Treibhaus. Man merkt es den Früchten doch an, daß ihnen die Zeit und die wohlthätige Wärme der Sonne mangelte.“ Der erſte Aufſatz aber, den er jetzt glücklich zu Stande bringe, ſolle ſeinem Schutze vertraut ſein. — Endlich erwähnt Humboldt in dieſem Briefe noch eine „ſonderbare Schriftſtellerarbeit“, die er geliefert, nämlich im Prozeſſe, den damals der Buchhändler Unger in Berlin gegen den Oberconſiſtorialrath und Cenſor Zöllner vor dem dortigen Kammergerichte geführt hatte. Das Urtheil war von Klein, der damals noch Kammergerichtsrath war, aber noch im J. 1791 als Director der Univerſität und Profeſſor der Rechte nach Halle verſetzt wurde, die Protokolle von Humboldt. Eiſenbergen gehörte nur die Unterſchrift. Das Ganze wurde gedruckt.[7]) „Dieſe an ſich unbedeutende Arbeit — bemerkt Humboldt — freut mich nur darum, weil ich hoffe, Sie ſollen keinen Ausdruck darin finden, der Animoſität, oder Sucht, ſeine Aufklärung zu zeigen, oder ein Buch ſtatt Akten zu ſchreiben, verriethe. Das Urtheil, ſo ſchön es iſt, iſt von dieſen Dingen nicht ganz frei.“

Am unterbrochenſten war Humboldt's Briefwechſel um dieſe Zeit gewiß mit ſeiner Geliebten in Erfurt. — Mit Schiller war die Bekanntſchaft doch erſt mehr äußerlich.

---

7) Und zwar als Broſchüre, unter dem Titel: Prozeß des Buchdruckers Unger gegen Zöllner in Cenſurangelegenheiten. Berlin bei Unger, 1791. 8. Angeblich von K. L. Amelang zum Druck befördert. Mir iſt ſie noch nicht zu Geſicht gekommen. Wird man eine ſo frühe Arbeit Humboldt's, und dazu über einen ſo intereſſanten Gegenſtand, nicht mit in ſeine geſammelten Werke aufnehmen?

Wenigstens scheint der Verkehr zwischen ihnen erst von 1791 an reger geworden zu sein, wo sie auch in geringerer Entfernung von einander lebten.“) — Alexander H. war bis zum Frühjahr 1791 auf der Handelsakademie von Büsch und Ebeling in Hamburg, besuchte dann die Seinigen in Berlin und begab sich von da, noch zu weiterer Ausbildung für seinen Beruf, auf die Bergakademie nach Freiberg, wo er im Juli desselben Jahres eintraf und unter dem berühmten Geognosten Werner, bis zum März des folgenden Jahres studirte.“)

Auch den ältern Bruder drängte es, Berlin so bald als thunlich wieder zu verlassen. Unmöglich konnte er sich unter den damaligen Gewalthabern in den Geschäften gefallen, so klug er auch in seinen Briefen diesen Punkt verschweigt. Das Böse, das er abhalten, das Gute, das er wirken konnte, schlug er so hoch nicht an. Seine Freunde mochten allerdings gewünscht haben, daß er seinen Posten behaupte, um in besserer Zeit gleich zur Hand zu sein. Humboldt aber konnte sich dazu nicht verstehen, und hatte dafür noch andre entscheidende Motive. Einmal wollte er heirathen und ganz seinem Familienkreise leben. Hauptsächlich aber hatte er das Verlangen, der ganzen Summe seiner Lebens- und Menschheitsbetrachtungen ein noch tieferes Fundament zu geben. Hiezu schien ihm die Philosophie nicht hinzureichen, vielmehr hatten ihm seine frühern philologischen Studien die

---

8) Wenn Humboldt in der Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller S. 3. sagt: „Vorher (vor 1794) kannten wir uns wenig,“ so widersprechen dem doch seine früher geschriebenen, schon sehr innigen Briefe an Schiller. In diesen Jahresangaben scheint Humboldt augenblicklich vom Gedächtniß verlassen worden zu sein, wie er denn auch gleich S. 5. die Rückkehr Schillers aus Schwaben, d. i. den Zeitpunkt, wo allerdings sein ganz intimer Umgang mit diesem anfangt, aus Versehen ins J. 1793 setzt.

9) Freiesleben, a. a. O.

Ueberzeugung verschafft, daß nur in einer umfassenden Ergründung der alten, und vorzüglich griechischen Welt und Litteratur, für seine Weltanschauung die vollendete Reife und wissenschaftliche Ausbildung zu finden sei. Hiezu aber bedurfte er mehrere Jahre wenigstens, in geschäftsfreier Muße. Wo hätte er solche besser finden können, als in der Stille des Landlebens, entfernt genug von dem zerstreuenden und besonders damals gefährlichen Strudel der Hauptstadt, auf einem der großen Güter seines Schwiegervaters, die schon so gut wie die seinigen waren, nur umringt von dem Glücke das ihm die Liebe und der Umgang eines gleichgestimmten Weibes gewährte. Hauptsächlich also die Sehnsucht nach einer so vollendeten Bildung bewog den jungen Mann, die ihm glänzend eröffnete Dienst-Laufbahn fürerst zu verlassen. Er gab seine Stellung auf und ging im Sommer 1791 von Berlin ab. Der Titel eines preußischen Legationsrathes war das Einzige was er in sein nunmehriges Leben mit hinübernahm. Zehn Jahre — gewiß länger als er anfangs gemeint hatte — dauerte die Zeit, die er nur in wissenschaftlicher und litterarischer Thätigkeit und auf einigen größern Reisen verbrachte. Vielleicht die glücklichste Epoche seines Lebens, und wie fruchtbar für alle Folge! In ungestörter, fein beobachtender Stille entwickelte sich die ganze Fülle seines reichen Genius, — die Wissenschaft und Litteratur traten in ihren glänzendsten Erscheinungen ihm auch persönlich in vertrauteste Nähe, und öffneten ihm Verbindungen voll des köstlichsten Genusses und die auserlesenste Veranlassung zu wirken, — endlich blieb ihm vergönnt, von sichrer Warte aus den immer zunehmenden politischen Jammer und die unglücklichen Kämpfe mit Frankreich vorüber gehen zu lassen. Ein günstiger Stern wahrte seine Thatkraft für eine bessere Zeit.

Humboldt eilte nach Thüringen, und ſchloß im Juli 1791 den ehelichen Bund mit Carolinen von Dacheröden. Wir haben oben ſchon eine kurze Charakteriſtik dieſer Frauengeſtalt zu geben verſucht, die von nun an einen fortlaufenden Antheil an ſeinem innern Leben und einen nicht minder bedeutenden an den verſchiedenen Zuſtänden ſeiner äußern Laufbahn hatte. Das Glück dieſer Liebe wurde ein weſentlicher Theil des ſo überaus glücklichen Humboldt'ſchen Lebenslaufes. Nicht das Geringere jedoch trug er ſelbſt zu dem Gedeihen wie zu der Dauer dieſes beglückenden Bundes bei. „Alle Kraft," ſagt Varnhagen,[1]) „der Vorſätze, der Beiſerung, deren Humboldt fähig war, ſtrömte hieher zuſammen, wirkte mit nie erlöſchendem Feuer. Als er die Gewißheit erlangt hatte, Fräulein Caroline von Dacheröden werde ſeine Frau werden, that er gleich das Gelübde, ſie unter jeder Bedingung glücklich zu machen. Sein ganzes Leben hindurch hat er dieſe Aufgabe feſtgehalten, und nach ſeinem Vermögen treulich erfüllt. Doch es bedurfte keines Zwanges der Angelobung, jeden Tag aufs neue konnte er aus freier Neigung dem Berufe folgen, der nie aufhörte, ſein einziges Glück zu ſein. Als die geliebte Gattin im erſten Wochenbette darnieder lag, und die Aerzte bedenklich waren, glaubte Humboldt, er werde nach dem ſchrecklichſten Verluſte das Leben nicht ertragen, indem er ſeinem verzweifelten Vorhaben in der Angſt ſogar den Grund unterſchob, man könne ja nicht wiſſen, ob die Geliebte nicht jenſeits noch ſeiner bedürfen möchte! Während der langen Lebenszeit, in der die Gattin als ſein höchſtes Glück ihm zur Seite blieb, dauerte dieſe Beiſerung in jeder Geſtalt fort, mit völligem Unterordnen, ja Vergeſſen ſeiner ſelbſt, mit Aufopferung ſogar derjenigen Anſprüche, die von ſolcher Liebesfülle unzertrennlich ſchienen." Er genoß

1) A. a. O., IV. 291—92.

auch des Glückes, die Zärtlichkeit ſeines Herzens erwiedert zu ſehn; in weiblicher Anmuth ſtrahlte ihm das Innerſte ſeines eignen Weſens aus ihrem Bilde zurück. Frau v. Humboldt, wie ſie namentlich in einzelnen von ihr bekannt gewordenen Briefblättern erſcheint, möchten wir, ſeinem vorwiegend antiken Geiſte gegenüber, einen romantiſchen Genius nennen. Alle Bildung, ja Gelehrſamkeit, verdrängte das in ihr vorwaltende ächt weibliche Gemüth nie, auch nicht in ihrer Neigung zu Geiſtesgenuſſe und zur Kunſt. So hatte ſie z. B. eine beſondere Vorliebe für die Werke der Malerkunſt, für die Muſik, während Humboldt, der ſonſt ſo vielſeitige, ſo kunſtſinnige Geiſt, für das in dem eigenſten Weſen der Weiblichkeit liegende Kunſtelement, für den Ton, durchaus kein Organ hatte — ein Sinn, der bekanntlich auch dem großen Kunſtkenner Leſſing völlig abging. Wir haben früher ſchon das weibliche Prinzip auch in Humboldt's Natur nachgewieſen. Es war nicht blos vorhanden, ſondern machte als Theil ſeines idealiſch ſchwärmeriſchen Triebes einen Grundzug ſeines Weſens aus. Zu Tage jedoch tritt es immer geklärt von dem mächtigen Verſtande, ſo daß auch dies Weibliche in ihm eine durchaus männliche Form annimmt. Caroline ſpricht einmal in einem Briefe an Rahel [2]) von ihrer älteſten Tochter, und ſchließt am Ende mit den ſehr bezeichnenden Worten: „Sie hat etwas Starres und Weiches zugleich und ähnelt ihrem Vater.“ Bei Frau v. Humboldt aber erſchien dies ſchwärmeriſch-Gemüthliche auch in entſprechend weiblicher Form, jedoch erhellt genug, um an den Geiſt und Verſtand des Mannes zu erinnern. Mit dieſer, wenn es geſtattet iſt das Wort zu wiederholen, romantiſchen Seite ihres Weſens paarte ſich die anmuthigſte

2) Aus Wien, 19. Aug. 1813. In Varnhagen's Gallerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel, I. 149.

Heiterkeit, mit ächt weiblicher Zartheit große Seelenstärke. Als Humboldt — in Rom — seinen ältesten Knaben verlor, war Schiller gleich überzeugt, daß die gebeugte Mutter sich doch über diesen schweren Schlag erheben habe. „Eine starke Seele," schrieb er an seinen Freund,[3]) „bei aller zarten, feinen Fühlbarkeit ist doch das glücklichste Geschenk des Himmels, es ist ihr verliehen, und so wird sie das Unabänderliche zu ertragen wissen." Humboldt fand dies Wort ganz treffend, und erwiederte Schillern:[4]) ihre Natur habe sich auch in dieser Lage herrlich bewährt. „Es ist nichts dumpf und finster Schwermüthiges in ihr, wie Sie mit Recht sagen, theurer Schiller, eine starke Seele, mit der feinsten, zartesten Fühlbarkeit." Dabei steht sie uns in allen Briefen und Zeugnissen, welche vorliegen, zugleich als liebende, zärtlichste Mutter und als sorgsame Pflegerin der Ihrigen vor Augen.

Für die Welt war sie von anderer Seite eine sehr hervorragende Erscheinung. Was man von Geist, Anmuth, Liebenswürdigkeit und geselligen Eigenschaften voraussetzt, um Jemand wie geschaffen zum Anziehungspunkt eines reichen Lebenskreises zu denken, war in Frau v. Humboldt in seltner Fülle vorhanden, so daß sie selbst des Gatten gesellschaftliche Anlagen durch die ihrigen ergänzte. Humboldt, des geselligen Umgangs in hohem Grade Meister, übte diese Virtuosität, sei es in Beeiferung oder Ansichhalten, anziehend oder fernhaltend, doch stets mit so bewußter Absicht und freier Willkühr, daß man sich ihm unwillkührlich nur mit vorsichtigem Schritt nahte, bei minderer Vorsicht aber oft genug empfindlich getäuscht wurde. Mit voller Hingebung schloß sich Humboldt nur an wenige höchste Lieblinge des Herzens und werthe Studiengenossen an. Gleichgültigere

3) 12. Sept. 1803.
4) 22 Okt. desselben Jahres.

mußten oft ſeine Ueberlegenheit oder augenblicklichen Degout in ſpöttiſchem Sarkasmus oder verhülltem Muthwillen fühlen, ohne dem taktvollen und überlegenen Meiſter nur im geringſten Widerpart leiſten zu können. Die Gattin dagegen war eine von Grund aus geſellige, zur Liebe und Freundſchaft in reichſter Ausdehnung geborne Natur. In der früheſten Zeit ihrer Ehe, wo Humboldt nur den Wiſſenſchaften, der Litteratur und einer viel erwähleren Geſellſchaft lebte, da hatte ſie dieſe Gaben noch nicht in ſolchem Umfange zu zeigen, aber glänzend traten ſie ans Licht, als ihr Gemahl wieder ins öffentliche Leben eintrat und der weiteſte Kreis ſich um ihr gaſtliches Haus ſammelte. Da erſchien ſie innen als der waltende Geiſt, während er, ins Große und Allgemeine wirkend, im geſelligen Umgang mehr ſeinen Neigungen und Zwecken folgte. Eine bedeutende Rolle war ihr damit zugefallen, ja ſie ebnete dadurch auch *den* Boden, auf dem der Gemahl zu wirken berufen war. Schon in Jena, in weit größerem Maße aber ſpäter zu Paris, Rom, Wien, Berlin und Tegel — war das Humboldt'ſche Haus ein glänzender, weltbekannter Mittelpunkt geiſtigen und geſelligen Verkehrs, ein „point de ralliement," wie ſie ſelbſt ſagt, für Einheimiſche und Fremde. Jeder Mann von Geiſt und Talenten hatte ohne weitere Empfehlung Zutritt in dieſem Hauſe. Wenn man eine Staël und Recamier als ſolche hervorhebt, die im geſelligſten Lande Europas die eminenteſten Vereinigungspunkte des geiſtigen Lebens neuerer Zeit geweſen, ſo können wir von unſern Landsmännnen Frau v. Humboldt und Rahel Levin (nachmals Frau v. Varnhagen) mit allem Recht als Ebenbürtige gegenüberſtellen, und dieſen in Ermanglung von Eigenſchaften, durch die eine Staël glänzte, andre Vorzüge zuſprechen, welche *deutſchen* Frauen ſolcher Art unter denen aller andern Nationen vielleicht einzig zuſtehen. Die Liebenswürdigkeit

des Geiſtes und Charakters, — ſo drückt ſich Herr von Varnhagen über die geſellſchaftliche Erſcheinung Carolinen von Humboldt's[3]) aus — der hohe Rang geſellig-heitrer Bildung, und der Reichthum edlen Daſeins und Wirkens, welche dieſe herrliche Frau während eines höchſt begünſtigten Lebenslaufes ausgezeichnet haben, ſei den noch lebenden Zeitgenoſſen in zu friſchem und theurem Andenken, als daß es einer Schilderung für ſie bedürfte. — Für uns freilich würde es ein großer Gewinn ſein, wenn das reiche Leben der Frau v. Humboldt in einem ſolchen Spiegel feſtgehalten wäre, wie z. B. das der Rahel in ihren Briefen; — ein ſolches Denkmal würde auch Humboldt's Geſtalt in noch ſchärfern Tinten beleuchten, da ſo vieles, was ihn bedeutend macht, in ihrer Erſcheinung, nur veranmuthigt, wiederkehrt, vorzüglich aber, weil gerade durch ſolche Ueberlieferungen der Menſch bis in die geheimſte Tiefe ſeines Weſens, ja ſelbſt ſeiner Schwächen, enthüllt wird. Zum Glück bedarf Humboldt's Bild, um erkannt zu ſein, des emſigen Ausgrabens aller Schattenſeiten entſchieden weniger, nicht deshalb allein, weil ſein eigentliches Leben und Wirken von ihnen ſo gar nicht berührt wird, ſondern auch, weil das für ſein ganzes Weſen Charakteriſtiſche in dem uns Ueberlieferten wahrhaft ſchon enthalten iſt, ſein Bild daher auch durch Enthüllung irgend welcher Menſchlichkeiten nicht erſchüttert werden würde. Auch wir unſrerſeits haben uns nach Pflicht und Gewiſſen jeden dahin gehörigen Zug zu nutzen beſtrebt, wenn anders die Quelle, aus der geſchöpft werden konnte, irgend als lauter und zuverläſſig zu achten war.

Dies möge, im Allgemeinen, zur Schilderung ſeines ehelichen Glückes hinreichen. Unſre Leſer glauben wir nicht erſt darauf aufmerkſam machen zu müſſen, daß in den

---

3) In der Gallerie von Bildniſſen, I. (Leipzig, 1836). S. 141

Erinnerungen an Humboldt die Gattin nur so weit unser Interesse fesseln darf, als durch diese Verbindung sein Wesen, sein Wirken und seine Laufbahn wesentlich erhellt und umfassender charakterisirt wird. Frau v. Humboldt aber wird um so unabweisbarer auch als gesondertes Bild dazustehen berechtigt sein, als sie für sich schon eine höchst bedeutende und reichhaltige Erscheinung war und, in ihrem Bunde mit Humboldt, für ihre eigne Entfaltung die größtmögliche Freiheit und Selbstständigkeit genoß. Ihr in dies Eigenleben zu folgen, liegt aber nicht nur, wie Jeder begreift, außer unserm Vermögen, sondern hier sicher auch außer unserer Sphäre.

---

Die erste Zeit seines beglückten häuslichen Lebens verbrachte Humboldt auf dem schönen Schlosse Burgörner, einem Gute, das, mit dem dazu gehörigen Vorwerk Siersleben, durch die Mutter der Frau v. Humboldt an das Dacheröden'sche Haus gekommen war und durch Letztere nachher an das Humboldt'sche vererbte. Das Amt Burgörner, mit dem an der Wipper gelegenen Schlosse und Dorfe dieses Namens, gehörte schon ehemals zu dem kurbrandenburgischen Antheil der Grafschaft Mansfeld, und liegt ungefähr in der Mitte zwischen Aschersleben und Eisleben.

Humboldt hatte nichts dringenderes zu thun, als die fast abgerissene Verbindung mit seinen alten Freunden anzuknüpfen, und Einigen derselben zugleich die vorzüglichsten Gründe darzulegen, die ihn bewogen hätten alle öffentlichen Geschäfte von sich abzuschütteln. Uns sind über diesen Gegenstand zwei sehr denkwürdige Blätter von Humboldt erhalten — ein Schreiben an einen seinen Berliner Freunde, den schon mehrmals genannten David Friedländer († 1834, in hohem Alter zu Berlin), und ein Brief an

G. Forſter. Beide müſſen wir, ihres hohen Intereſſes wegen, hier zum größten Theile aufnehmen. Sie geben uns nicht nur jene Motive, ſondern ſchildern uns auch ſeine ganze damalige Stimmung.

Den erſten dieſer Briefe ſchrieb er am 7. Auguſt 1791 [1]) „Seit einigen Wochen, lieber Friedländer, bin ich nun in der Lage, in der ich jetzt für's erſte bleiben werde, und ich eile, Ihnen ein Paar Worte über meine Art zu leben zu ſagen. — Wie wenig Sie auch mit meinen letzten Schritten, und beſonders mit dem zufrieden waren, der mich von Berlin und den Geſchäften entfernte, ſo werden Sie doch, darf ich hoffen, nicht aufhören, an mir und meinen ferneren Schickſalen einen freundſchaftlichen Antheil zu nehmen.

„Ich lebe, wie Sie ſchon aus meinen Planen wiſſen, und aus der Ueberſchrift dieſes Briefes ſehen, auf dem Lande . . . und mein Leben iſt ſo einfach, daß es Ihnen nicht ſchwer ſein wird, ſich ein lebhaftes Bild davon zu entwerfen. Beſchäftigung mit den Studien, die mir immer die liebſten waren, und Unterhaltung mit auswärtigen Freunden, die ich bei meiner vorigen Lebensart faſt ganz hatte vernachläſſigen müſſen, wechſeln mit Spaziergängen und meinem höchſt angenehmen häuslichen Umgange ab. So verfließt ein Tag nach dem andern, und jeder giebt mir ein ſtilles, aber ſehr genügendes Glück. Für mich iſt der Kreis, in dem ich jetzt lebe, der angenehmſte; es iſt der, den ich am beſten auszufüllen vermag, und ſollte es nicht wichtiger ſein, ſeinen Kreis — wie groß oder klein — auszufüllen, als gerade dieſen oder jenen zu haben? Fühle ich je mehr Kräfte, als dieſer Kreis fordert, nun ſo findet ſich vielleicht auch ein

1) Dies Schreiben wurde in (Dorow's) Denkſchriften und Briefen zur Charakteriſtik der Welt und Litteratur, Bd. 4. (Berlin 1840), S. 42 – 44 mitgetheilt.

gröſserer. Allein ſchwerlich wird das je der Fall ſein. Je mehr man ſchon thut, deſto mehr ſieht man zu thun noch vor ſich. Die intenſive Gröſse iſt gerade diejenige, welche man nie erſchöpft, und dennoch, wie ſonderbar, ſuchen die meiſten Menſchen immer die extenſive, als wären ſie mit jener ſchon fertig. Statt zu fragen, wie viel an dem Zweck, an dem ſie ſind, noch zu thun iſt, eilen ſie ſchon nach einem andern hin. Wenn dies, wie es mir ſcheint, den Geiſt nothwendig zerſtreut, ſo muſs er bei jenem Verweilen an Tiefe und Stärke gewinnen, und ich geſtehe Ihnen gern, daſs ich für dieſen Gewinn allein Sinn habe."

Nachdem er ſich über Friedländer's Befinden und das ſeiner vortrefflichen Familie und ſeiner Söhne erkundet, fährt er alſo fort: „Wenn ich mich je mehr mit politiſchen Dingen beſchäftigt hätte, ſo wäre ein Langes und Breites über die Wunder zu ſchwatzen, die rund um einen vorgehen. Hätte Jemand dieſe Dinge vor zwanzig Jahren geweiſſagt, ſo hätte man ihn verlacht. Nach dieſer Analogie zu ſchlieſsen, wer weiſs, was noch zu erwarten ſteht. Dergleichen Erfahrungen, dünkt mich, ſollten die Leute doch klug machen, und ſie nicht ſo auf Begebenheiten vertrauen laſſen. Wie viel Gutes hat man von Frankreichs Revolution geweiſſagt? Wie nah iſt jetzt Alles wieder dem Untergang. Wie viel von der Aufklärung, die auf Friedrichs Zeitalter folgen würde? Hierauf erſparen Sie mir hoffentlich die Antwort. Die Nutzanwendung hiervon iſt wohl die, daſs man jede Begebenheit und jedes Zeitalter wie eine nützliche und erbauliche Geſchichte anſieht, ſich daraus nimmt, was gut und heilſam iſt, das Uebrige als Hülfe betrachtet, und nur jenem innern Ideengeſetze vertraut."

„Schreiben Sie mir bald," ſchlieſst er. „Es iſt ja ein Wort, das Sie in die Wüſte ſagen."

An Freund Forſter wendet ſich Humboldt erſt am

16. Auguſt, nach langem Stillſchweigen, um deſſentwillen er ſich aufs angelegentlichſte entſchuldigt. „Ich wollte,“ ſagt er, „die Zeit erſt abwarten, wo ich meinen Freunden ganz gehören könnte, und dieſe Zeit iſt erſt ſeit einigen Wochen gekommen.“

„Ich habe mich nun von allen Geſchäften losgemacht, Berlin verlaſſen und geheirathet, und lebe auf dem Lande, in einer unabhängigen, ſelbſt gewählten, unendlich glücklichen Exiſtenz. Ich empfinde dies doppelt, indem ich Ihnen es ſage; ich kenne Ihr warmes, liebevolles Herz, Ihre innige Theilnahme. Ich beſorge auch von Ihnen nicht die Mißbilligung des Schritts, den ich that, die ich von ſo vielen Andern erfuhr. Sie ſchätzen Freiheit und unabhängige Thätigkeit zu ſehr, um allen Nutzen nur von einer ſolchen zu erwarten, die durch äußere Geſchäftslagen beſtimmt wird; und Sie trauen, hoff' ich, mir zu, daß ich nie eine andere Richtung wählen werde, als auf der ich, nach meiner innerſten Ueberzeugung, für meine höchſte und vielſeitigſte Bildung den meiſten Gewinn hoffen darf. In der That, lieber Freund, war die Unmöglichkeit, dies zu können, vorzüglich das, was mich zu einer andern Laufbahn beſtimmte. Die Sätze, daß nichts auf Erden ſo wichtig iſt, als die höchſte Kraft und die vielſeitigſte Bildung der Individuen, und daß daher der wahren Moral erſtes Geſetz iſt, bilde dich ſelbſt, und nur ihr zweites: wirke auf Andere durch das, was du biſt; dieſe Maximen ſind mir zu eigen, als daß ich mich je von ihnen trennen könnte. Wie konnte ich mich aber mit ihnen in einer Lage ertragen, in der ich kaum hoffen durfte, mich dem Ideale, das meinen Geiſt und mein Herz beſchäftigte, auch nur mit langſamen Schritten zu nähern, wie konnte mir ſelbſt der Nutzen Erſatz ſein, den ich freilich ſtiftete, und künftig in unendlich höherm Maße geſtiftet haben würde? Ich zog alſo das beſcheidner

Loos vor, ein ſtilles häusliches Daſein, einen kleineren Wirkungskreis. In dieſem kann ich mir ſelbſt leben, den Perſonen, die mir am nächſten ſind, ein heiteres zufriedenes Leben ſchaffen, und vielleicht — wenn mir ein guter Genius glückliche Stunden gewährt — auch Einiges zu dem beitragen, wozu im Grunde alles Thun und Treiben in der Welt, ſelbſt wider ſeinen Willen, nur als Mittel dient, zur Bereicherung oder Berichtigung unſrer Ideen. So viel von mir und meiner Lage."

Flehentlich bittet er, ſein bisheriges Schweigen zu verzeihen. Wie oft habe ihn die Erinnerung an die glücklichen mit Forſter verlebten Tage gefreut. Sie ſei es auch, die ihn ermuthige, noch auf ſein Andenken zu rechnen: „Theurer, guter Forſter, Sie haben mich mit einer Liebe, einer Zärtlichkeit behandelt, ſelbſt in der Zeit, da ich Sie gewiß noch blos durch die Wärme intereſſiren konnte, mit der ich mich ſo gern an große und gute Menſchen anſchloß. Durch Sie habe ich einen ſo großen Theil meiner Bildung erhalten. Dafür, und für Alles, was mein Geiſt und mein Herz durch Sie genoß, würde mein Dank Sie noch ſegnen, wenn ich auch nicht hoffen dürfte, noch in Ihrem Andenken zu leben, wenn die Zeit, wenn ein Mißverſtändniß, wozu mein Stillſchweigen vielleicht Anlaß geben konnte, die Gefühle erſtickt hätte, die mich ſonſt ſo innig beglückten." —

Um aber ſolchen Beweggründen, wie Humboldt hatte, bei der Wahl der Lebensbahn ſich völlig überlaſſen zu können, dazu gehörte freilich auch die unabhängige äußere Exiſtenz, die das Glück ihm zugeworfen hatte. Nur mit einem Bruder hatte er die beträchtliche Hinterlaſſenſchaft ſeines Vaters zu theilen. Von den Gütern fiel Ringenwalde — bei Seldin in der Neumark gelegen — Alexandern zu, der es verkaufte und von dem Ertrag ſeine große Reiſe nach Amerika ausführte. Wilhelm erhielt das Schloß Tegel,

und das Gut Hadersleben im Magdeburgiſchen. Durch die Heirath wurde der Beſitz ſeines Hauſes noch bedeutend vergrößert. Frau von Humboldt war die Erbin von Burgörner und Auleben, welche Güter ihr, durch Aufhebung des Dacheröden'ſchen Lehnsnexus, beim Tode ihres Vaters gänzlich zufielen, und deren Einkünfte allein man jährlich auf 10,000 Reichsthaler berechnete, was in früherer Zeit eine noch viel bedeutendere Summe war.

Das Hauptſtudium, dem Humboldt während der erſten dieſer Muſejahre (1791 bis 1794) oblag, war die Alterthumskunde. In dieſe verſenkte er ſich ganz; ſelbſt die politiſchen Unterſuchungen, mit denen er ſich wohl dazwiſchen abgab, gingen nur nebenher. Auch ſeine erſten eigentlich ſchriftſtelleriſchen Arbeiten gehören dieſem Zeitraume an; es waren Ueberſetzungsverſuche aus griechiſchen Dichtern und Fragmente eines politiſchen Ideencyclus. Das Wenigſte jedoch von ſeinen Ausarbeitungen und von den Ergebniſſen jener Studien wurde dem Druck übergeben; meiſt dachte er gar nicht daran, und theilte oft das Bedeutendſte davon nur denjenigen ſeiner Freunde mit, mit welchen fruchtbringende Verhandlungen darüber gepflogen werden konnten. Ihn, dem jedes Studium noch immer nur Mittel zur höheren Selbſtbildung war, konnte es gar nicht reizen, die Reſultate ſeiner Forſchung auch dem größeren Publikum zu überliefern.

Wir wollen nachher, aus Anlaß der uns aus dieſer Zeit erhaltenen Humboldt'ſchen Schriften, ſeine Richtung in den beiden genannten Gebieten etwas näher beleuchten, hier aber fürerſt den äußern Gang dieſer Studien und Arbeiten mit den Begegniſſen ſeines Privatlebens zuſammenfaſſen. Von letzterem iſt freilich im Ganzen nicht gar viel zu

richten, aber so lückenhaft die uns zu Gebot stehenden Quellen sein mögen, soviel geht doch aus ihnen hervor, daß sein äußeres Daseyn in dieser Epoche ziemlich einförmig war, da fast nur der Umgang und Briefwechsel mit einigen nahen oder auswärtigen Freunden das glückliche Stillleben unterbrach.

Von allen seinen äußern Verbindungen war ihm in dieser Zeit keine wichtiger, als die mit F. A. Wolf, dem großen Alterthumsforscher in Halle, und auch von diesem wissen wir, daß ihn während seines halleschen Leben nichts so beglückte als die Freundschaft Wilhelm von Humboldt's, „συμφιλολογοῦντός τινός ποθ' ἡμῖν καιοῦ μιγαδοῦ," wie Wolf sich ausdrückte, als er dieses fördernden Umgangs zum erstenmal öffentlich erwähnte. Um 1790 lernten sie sich kennen. Der Verkehr wurde bald ein ganz inniger und dauerte unverändert durch ihr ganzes Leben fort. Jene Zeit gerade, wo Humboldt sich fast ausschließend den humanistischen Studien hingab, mußte diesen für immer an Wolf ketten. War auch dem Einen nur Mittel, was der Andere als Beruf trieb, so trafen doch Beide im Hauptgesichtspunkt wunderbar zusammen und arbeiteten, aus ursprünglich ganz verschiednen Absichten, vereint auf ein und dasselbe Ziel, nämlich eine tiefere Gesammtauffassung des classischen Alterthums zu begründen. Beide Männer entwickelten ihre angeborne Individualität an der Lebensansicht und Kunst der Alten, Beide waren große Dialektiker und von sehr verwandtem Forschungsgeiste. Dabei waren sie aber doch sehr verschiedenen Charakters, und verschiedener Anlage. Wenn Wolf mehr vom Alterthum aus einen weiten Umblick erfaßte, brachte Humboldt einen solchen schon zu dessen Betrachtung heran. Doch auch in jenem wußte dieser gerade den Umfang des Geistes zu schätzen, und überhaupt fesselte ihn die Originalität der Wolf'schen Natur

mit nie versiegendem Reiz. Dagegen bewährte sich Humboldt dem Anderen auch im Leben als unschätzbarer Genosse, da er in den Verhältnissen der Gegenwart viel heimischer war, und Wolf's, wie H. selbst von ihm sagte, oft „göttliche Vermessenheit" nicht allein zu achten, sondern zugleich durch seine Zusprache zu mildern wußte. Es gab für Wolf kein wichtiges Lebensverhältniß, in dem er sich nicht mit dem welterfahrnen Freunde berieth, und in seiner ganzen Umgebung sehen wir Niemand, dessen Rath er auch wirklich so beachtet hätte.[1])

Auch in unmittelbarster Nähe fand Humboldt die wohlthuendste Theilnahme an seinen Alterthumsbeschäftigungen. Seine Gattin, in ihrer hohen Bildung, war im Stande, auch hier dem Zuge seines Geistes zu folgen. Ein innres Bedürfniß wandte ihren Sinn zu den alten Sprachen und Dichtern. Sie begleitete Humboldt's Studien, las mit ihm den Homer, Pindar, Herodot ꝛc. in der Ursprache und nahm, wenn Wolf den Freund in der Stille des Landlebens aufsuchte, an ihren Unterhaltungen Theil, „den wissenschaftlichen

1) Als Hauptquelle für den Verkehr dieser Männer dient uns das treffliche Werk von Wolf's Schwiegersohne, Dr. W. Körte: „Leben und Studien F. A. Wolf's." 2 Thle. Essen 1833. Von ihrem wichtigen Briefwechsel sind bis jetzt leider nur wenige Bruchstücke der Humboldt'schen Briefe veröffentlicht worden. Einige dieser Bruchstücke finden sich bei Körte, dann hat auch Varnhagen am Schluß seiner Skizze über Humboldt (Denkw. u. Verm. Schr. IV. 304 — 322) eine Anzahl Briefe desselben an Wolf mitgetheilt. Die ganze Reihe der Humboldt'schen Briefe an Wolf (wohl hundert an der Zahl) befindet sich in Körte's Besitz, der schon längst versprochen hat, die brieflichen Schätze aus Wolf's Nachlaß zur Oeffentlichkeit zu bringen. Möchte doch Herr Dr. Körte sich nun bewogen fühlen, Humboldts Briefe nicht länger zurückzuhalten! Wie wir aus guter Quelle vernehmen, hat Humboldt sich um die Zeit, als Körte Wolf's Leben herausgab, seine Briefe von diesem vorlegen lassen, manches ausgestrichen und sie ihm dann zurückgestellt. Zeugniß genug, daß der Briefsteller selbst der Veröffentlichung nicht entgegen war und nur darum einiges allzu Persönliche, das in dem so vertrauten Briefwechsel berührt sein mochte, aus Rücksicht auf die Betroffenen getilgt wissen wollte.

Gruß der Männer mit allen Grazien weiblicher Anschauung der ältesten Kunst und Poesie verschönend.“[2]) Dem glücklichen Gatten verging kein Tag ohne Griechisches. Ihr widmete daher auch Humboldt später (1816) die gedruckte Uebersetzung des Agamemnon, die reifste Einzelfrucht seiner hellenistischen Studien, zur Erinnerung an so manches in diesen gemeinsamen Genüssen durchschwelgte Jahr.

Von Burgörner, wo Humboldt die erste Zeit seiner Ehe verlebte, schrieb er im August 1791 einen Brief, wahrscheinlich an einen seiner Berliner Freunde, in welchem er, aus Anlaß der neuen französischen Constitution vertrauliche Ideen über Staatsverfassung und politische Entwicklung niederlegte. Dieser Brief kam hernach, durch Zufall, ja eben darum von Druckfehlern entstellt, durch die Berliner Monatsschrift (Januar 1792) ins Publikum. Humboldt's Name jedoch wurde nicht genannt; es war aber, wenn wir die Protokolle im Unger'schen Proceß aufnehmen, das Erste, was von seiner Hand zur Oeffentlichkeit gelangte. Wir werden nachher im Zusammenhang auf das Schreiben zurückkommen.

Von auswärtigen Freunden besuchte ihn auch Gentz während des Aufenthaltes in Burgörner. Sie setzten hier jene politischen Debatten fort, die sie schon in Berlin oft auf Spaziergängen bis tief in die Nacht hinein verfolgt hatten. Auch Gentz erinnerte sich in später Zeit noch dieses anregenden Zusammenlebens und schrieb während des Laybacher Congresses, unter anderem, an Alexander v. Humboldt: „J'ai eu à Troppau deux lettres très amicales et très intéressantes de Votre frère; elle m'ont prouvé qu'il est toujours le même; que pas un trait de cette originalité si remarquable, qui le rend unique dans son genre,

---

2) Kerst, a. a. O. I. 189 – 91.

ne s' est effacé; et qu' à quelque époque que je puisse le revoir, je le trouverai tel qu'il était dans nos promenades nocturnes de Berlin, et derrière la vieille tour de Burgörner." [3])

Im Februar 1792 begab sich Humboldt nach Erfurt, um da, in der Nähe des Schwiegervaters und umgeben von städtischen Hülfsmitteln, die Niederkunft seiner Frau zu erwarten. Caroline v. Beulwitz (Wolzogen) erfreute ihr Haus auf längere Zeit mit ihrem Besuche; auch sie nahm an den geistigen Beschäftigungen Theil, die durch diese Ortsveränderung keine Unterbrechung erlitten. Denn der Aufenthalt zu Erfurt war von dem vorigen ländlichen nicht sonderlich verschieden. Viele Monate waren sie daselbst, ohne daß Humboldt auch nur Gotha oder Weimar, Orte die doch so nah waren, besucht hatte. Der Gesellschaften bot Erfurt wenige, die meiste Zeit lebte er auf seinem Zimmer, im Kreise seiner gewohnten Beschäftigungen. Scherzhaft auf die erwartete Niederkunft seiner Frau anspielend, schrieb er an Schiller (3. Mai), es müsse mit dem Hervorbringen eine ansteckende Sache sein. Seit sie Drei in Erfurt zusammen seien, vergehe kaum ein Tag, an dem nicht Etwas, ein Stück einer Oper oder Ode oder eines Aufsatzes, zur Welt komme. Er selbst fühlte sich poetisch gestimmt und übersetzte aus Pindar. „Nur das Eine, was wir allein eigentlich Alle erwarten, bleibt noch immer zu unser aller Staunen aus." Der Coadjutor von Dalberg war der einzige Mensch, den Humboldt unter den am Orte Einheimischen interessant nennen konnte. Er genoß auch seinen Umgang, so viel es dessen Geschäfte und Lebensart möglich machten.

Seine Hauptbeschäftigung blieb auch hier das Studium

3) Brief von Laybach, 3. Febr. 1821. (Zu meiner Sammlung „Schriften von Gentz.")

der Alten. Wie tief er in dieses Reich eindrang und was er eigentlich bezweckte, legt uns ein in diesem Jahre an Wolf gerichteter Brief dar. Um diese Zeit war es besonders Pindar, der ihn reizte und zwar so sehr, daß er sogar einen Versuch wagte, diesen schweren Dichter in einer der Urschrift möglichst treuen dichterischen Uebersetzung ins Deutsche zu übertragen. Die Frauen, denen er natürlich diese Versuche gleich im ersten Entdecken mittheilte, munterten zur Fortsetzung auf: die Lust dies zu thun, nahm mehr und mehr zu, obschon er fürchtete daß er den Beifall vielleicht nur der hinreißenden Schönheit des Originals danke. Noch immer schwankte der Entschluß. „Wenn ich nun auch glauben dürfte," schrieb er an Schiller (am demselben Tage), „mit gehörigem Fleiß, des Griechischen hinlänglich Meister zu sein, wenn ich mir sogar schmeicheln könnte, die so nothwendige Gewandtheit des deutschen Ausdrucks zu besitzen; so sind doch die Schwierigkeiten, die einem Uebersetzer des Pindar von allen Seiten umgeben, so groß, so habe ich vorzüglich nie eigentlich poetisches Talent in mir wahrgenommen, und so kenne ich, zwar nicht aus eigener, aber doch fremder Erfahrung, wie viel Zeit die Sucht Verse zu machen, ohne von Genie oder wenigstens Talent unterstützt zu sein, unnütz vergeudet." Er sandte deshalb mit diesem Briefe gleich den ersten Versuch an Schiller, eine Probe, die er doch für entscheidend ansah, da die erste Lust sie begünstigte und er ihr allen Fleiß gewidmet habe, dessen er jetzt wenigstens fähig gewesen. Zugleich bat er um ein völlig offenherziges Urtheil. Rührend ist die Bescheidenheit, mit der er, wie früher Herdern gegenüber, so jetzt Schillern sich so ganz unterordnet. Schon in diesem ersten Briefe, der uns von dieser Correspondenz erhalten ist, setzte er das größte, unbedingteste Vertrauen in dessen Urtheil, selbst über Dinge, die dieser doch auch nur von einer Seite zu würdigen vermochte. „Wenn

ich überhaupt," schrieb ihm Humboldt, „Niemandes Urtheil so sehr, als gerade das Ihrige, ehren würde, so bin ich auch bei Niemanden so sicher von der Strenge der Gerechtigkeit überzeugt, als bei Ihnen. So mancherlei fremdartige Gründe, oder wenn auch nicht das, doch vielleicht einzelne nicht unglückliche Stellen bringen oft bei so Vielen günstige, oder wenigstens minder ungünstige Urtheile hervor. So oft ich mich hingegen erinnere, Ihr Urtheil über irgend ein schriftstellerisches Produkt gehört zu haben, war es mir gerade auch darum so interessant, weil Ihr Blick immer das Ganze umfaßt, und nie unterläßt, sowohl dies, als jedes seiner einzelnen Theile mit dem Ideale zu vergleichen. Mag dieser Maßstab auch, selbst für mehr als mittelmäßige Stücke, oft demüthigend sein, so ist er doch zugleich der einzige, welcher der wahren Selbstschätzung zu genügen vermag, und gewährt wenigstens immer eine so schöne und reiche Belehrung." Ueberdies befinde er sich gerade in einer Stimmung, wo ihm Schiller's Urtheil in der That unentbehrlich sei. In gewissen Momenten halte er die Uebersetzung für sehr schön, und eben jetzt erscheine sie ihm wieder kaum mittelmäßig. Finde er also nach dieser Probe seinen Beruf in ihm zu solchen Arbeiten, so solle er ihn gewiß folgsam sehen. Urtheile er anders, so könne er ihm vielleicht, besonders in Rücksicht des bei dieser Gattung so schwierigen Versbaues, irgend eine erleichternde Anweisung geben. Ueber das gewählte Silbenmaß habe er hinten ein paar Worte angefügt, und übrigens bei der Uebersetzung die genaueste Treue zu erreichen gesucht, und „nur die entgegengesetzte Klippe, das Undeutsche, gemieden." — Frau v. Berlepsch hatte gemeint, Schiller werde der Ode einen Platz in seiner Thalia gönnen. Dies, sagte Humboldt, würde ihm unendlich schmeichelhaft sein. Aber er möge es ja nicht anders thun, als wenn sie in jedem Verstande mit Ehren

erscheinen könne. Er selbst vermöge darüber durchaus nicht zu richten. — Schiller's Antwort haben wir nicht. Daß er Humboldten sehr zugesprochen, in diesen Versuchen fortzufahren, ist nicht zu bezweifeln. Diesen nicht in die Thalia aufzunehmen, hatte er sicherlich andre Gründe. Humboldt setzte nicht blos solche Arbeiten fort, sondern Schiller nahm selbst einige derselben später in die Horen und Musenalmanache auf; ja diesen ersten Versuch sogar, die Uebersetzung von Pindars zweiter Olympischer Ode, gab Humboldt in diesem Jahre noch abgesondert heraus. Außerdem ließ er im folgenden die Uebersetzung eines Chors aus Aeschylos' Eumeniden in der Berliner Monatschrift abdrucken.

Ob übrigens Schiller und Humboldt vor ihrem Zusammenleben im J. 1794 sich auch persönlich wiedergesehen, und ob öfter, wissen wir nicht bestimmt. Vermuthen läßt es sich aber bei der geringen Entfernung ihres Wohnorts. Und auch angedeutet scheint es in den Schlußworten dieses ersten Briefes von Humboldt, wo er sagt: das Vergnügen, Schillern wieder zu sehen, sei es nun in Erfurt, oder in Rudolstadt, oder in Jena, auch jetzt bald zu genießen, sei ihm und seiner Frau eine überaus frohe Aussicht. — Durch Schiller wurde auch ein jüngerer Freund desselben, der nachmalige bekannte Naturrechtslehrer Carl Heinrich Gros, unserm Humboldt bekannt. Gros, auch ein Schwabe, war Hofmeister bei dem Prinzen von Würtemberg, ging dann 1792 nach Jena, um die Rechte zu studiren, und bezog im Herbst 1793 auch noch Göttingen. Er gehört zu denen, die Kant's Philosophie im Rechtsfache am schärfsten verarbeiteten; Schiller rühmte seinen hellen Kopf und großen Scharfsinn, und auch Humboldt interessirte sich sehr für ihn, correspondirte mit ihm und empfahl ihn zur Anstellung dem dirigirenden Minister der preußischen Fürstenthümer in Franken. „Wegen Gros," schreibt er (17. Juli 1795) an

Schiller, „habe ich mit Hardenberg gesprochen. Er ist noch immer der Meinung, ihn anzustellen.“ Schon im J. 1796 wurde er zum ordentlichen Professor in Erlangen ernannt, von wo er, nachher in sein Vaterland zurückgerufen, die ehrenvollste Laufbahn durchschritt († 1840 zu Stuttgart.)

In der Mitte Mai 1792 wurde Humboldt durch die Geburt des ersten Kindes beglückt, einem Mädchen, welches den Namen der Mutter Caroline erhielt. Forstern, dem er seit seinem Aufenthalt zu Erfurt noch nicht geschrieben, theilt er sogleich diese frohe häusliche Begebenheit in den entzücktesten Worten mit (1. Juni). „Meine Frau ist vor noch nicht vierzehn Tagen mit einem Mädchen glücklich niedergekommen, Mutter und Kind sind vollkommen gesund. Das kleine Mädchen ist ein allerliebstes Geschöpf, so groß und stark, wie selten ein Kind von so wenig Tagen, so voll Leben und Munterkeit, und mit wundergroßen, blauen Augen, die sie unaufhörlich im Kopfe herumrollt. Meine Frau stillt das Kind selbst; ich, bei meiner gänzlichen Geschäftelosigkeit, bin so gut als den ganzen Tag bei ihr, und so kommt das Kind kaum eine Minute in andere Hände, als die unsrigen. Nur Sie lieber Freund, dessen eignes Herz so überaus empfänglich für diese Freuden ist, und der Sie mich genauer kennen, vermögen ganz mit mir zu empfinden, wie unendlich süß mir diese kleinen Beschäftigungen sind, und welche reiche Fülle neuer Freuden mir jetzt wiederum in meiner schon beneidenswerth glücklichen Lage geworden ist.“

Den übrigen Theil dieses Briefes widmete Humboldt dem ausführlichen Bericht über eine Arbeit, zu der er, kaum nach seiner Ankunft in Erfurt, von Dalberg angeregt worden war. Dalberg hatte den eben erwähnten, in der Berl. Monatschrift abgedruckten Brief gelesen und daraus ersehen, wie sehr Humboldt sich mit Fragen der politischen Philosophie beschäftigt hatte. Er bat ihn daher, seine Ideen

über die eigentlichen Grenzen der Wirksamkeit des Staates aufzusetzen. Daß sich dies nicht so schnell ausreichend behandeln lasse, fühlte H. wohl, wollte aber die Idee, um so mehr, da ein Mann der selbst künftig regieren sollte, die Veranlassung war, doch nicht erkalten lassen und ging, da er Einiges schon vorgearbeitet und noch mehr Materialien im Kopfe hatte, an die Arbeit. Unter den Händen wuchs das Werkchen, seit mehreren Wochen war es fertig und füllte jetzt etwa einen mäßigen Band. Sie stimmten, sagt er zu Forster, sonst, als wir von Göttingen aus über diese Gegenstände correspondirten, mit meinen Ideen überein. Er habe seitdem, so viel er auch nachzudenken und zu forschen versucht habe, fast keine Gelegenheit gefunden, sie eigentlich abzuändern, aber er dürfe behaupten, ihnen bei weitem mehr Vollständigkeit, Ordnung und Präcision gegeben zu haben. — Wir kommen auf diese Arbeit, und Humboldt's Auseinandersetzung derselben für Forster, später zurück. Hier berühren uns nur die äußern Schicksale, die das Werk erlebte. Zuerst ging Dalberg, Abschnitt für Abschnitt, mit dem Verfasser durch; Gründe und Gegengründe wurden erörtert. Dann sendete er es nach Berlin, um es dort, wo er ohne Anstand einen Verleger zu finden hoffen konnte, drucken zu lassen.

Dieser Brief ist der letzte von denen an Forster, die uns erhalten wurden. Zwar sind sie überhaupt lange nicht vollständig auf uns gekommen, aber es ist wohl anzunehmen, daß sie nach diesem nicht mehr viele gewechselt. Den 21. Oct. zogen die Franzosen in Mainz ein, wo so viele Feuerköpfe für die glänzenden Ideen der Revolution sympathisirten. Auch Forster hatte schon von seiner Reise im J. 1790 die enthusiastischste Stimmung für Frankreich heimgebracht. Jetzt brach die Bewegung in jener Stadt los. Daß Forster fortgerissen wurde, war natürlich. Doch er, der nur Edles

wollte und hoffte, mußte bald erfahren, wie trüglich das Element war, dem er anheim gefallen. Im Auftrag seiner Mitbürger, die Frankreich einverleibt zu werden wünschten, ging er nach Paris. Darüber wurde Mainz von den Verbündeten umschlossen und wieder genommen. Forster mußte während der Schreckensherrschaft in Paris ausharren. Voll Verzweiflung über die Gräuel, deren Zeuge er war, blieb er der Sache doch begeistert zugethan und bewährte, auch wo er sich täuschte, noch den Adel seiner Gesinnung. In die Ferne sah er meist richtig, während er auf die nächsten Begebenheiten immer noch zu viel Vertrauen setzte. Humboldt konnte, wie Forster, die Revolution fortdauernd von einem höhern Standpunkt betrachten, als der war, der seit der Schreckenszeit in Deutschland gäng und gäbe wurde, er konnte in diesem furchtbaren Kampfe ein Mittel des Schicksals sehen, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzubringen — aber er würde an des Freundes Stelle sich zu keiner Theilnahme an einem Drama haben fortreißen lassen, in welchem er doch nichts durchzusetzen hoffen konnte und, als Deutscher, mitzuwirken gar nicht berufen war. Ja nicht einmal Mainz gehörte er durch Bande der Natur an, sondern war nur von dem Kurfürsten dahin berufen worden. — Die Seinigen hatten sich nach der Schweiz geflüchtet. Von den Freunden diesseits des Rheins hörte er schon seit dem Spätsommer 1792 fast kein Wort mehr; nur etwa Heyne, sein Schwiegervater, gab noch gute Rathschläge, als es schon zu spät war. In Noth und Schmerz zehrte eine so herrliche Natur sich auf. Er starb am 12. Jan. 1794. Mit welchen Gefühlen mußte Humboldt dem von ihm so geliebten Manne nachblicken, ohne doch rathen oder helfen zu können. Einigen Trost konnte ihm noch gewähren, daß die Gattin in dem braven Huber, den sie heirathete, für sich und ihre Kinder alsbald einen Beschützer fand. Humboldt widmete ihr fort-

dauernde Anhänglichkeit und blieb mit ihr in theilnehmendem Briefwechsel.

Unter Umständen wäre Humboldt vielleicht selbst nach Paris gereist, natürlich um nur als Zuschauer dort zu sein. Aber auch das hätte übel ablaufen können. In einem Briefe (2. Dez. 1792) fragt er Schillern, was er zu den Vorfällen am Rhein sage? durch welche die Ahnungen des Coadjutors nun schon zu einem großen Theile erfüllt waren; denn Mainz, der Ort ihrer Träume, war schon völlig revolutionirt. Gleich darnach fragt er ihn aber auch, ob es wahr sei, daß er Lust zu einer Reise nach Paris bekommen? Vorausgesetzt, daß Friede werde, erklärte sich Humboldt sogleich von der Partie. Auch Frau und Kind wollte er mitnehmen. „Ich wünschte auch sehr Paris wieder zu sehen," sagt er, „um zu bemerken, wie sich die Nation seit dem Anfange der Revolution verändert hat, und die Reisekosten verminderten sich für uns beide, wenn wir gemeinschaftlich reisten. Mein Wagen wäre auch recht bequem dazu." Aber nicht der Krieg allein dauerte fort, sondern das Jahr 1793 machte Paris zum Schauplatz von Scenen, die die Freunde mit zu erleben gewiß keine Lust spürten. Wollte doch Schiller schon für den unglücklichen König in einer Vertheidigungsschrift auftreten!

Noch während des Sommers 1792 verließen Humboldt's Erfurt und zogen auf das schöne Landgut Auleben, am Rande der goldenen Aue. Es liegt nicht weit von Nordhausen und ganz nahe bei Heringen. Das Amt Heringen gehörte, unter kursächsischer Hoheit, den Fürsten zu Stolberg und Schwarzburg gemeinschaftlich. Jetzt ist es Preußen unterthan. — In Auleben blieb Humboldt bis gegen das Frühjahr 1793 und setzte in alter Weise sein Studien- und Stillleben fort. „Meine Frau," meldet er (12. Sept.) seinem Freunde Schiller, „und mein Kind, das täglich hübscher wird, sind

wohl und wir leben ein einſames, aber unendlich glückliches Leben.“ Dennoch war es ein Feſt für Humboldt, wenn Wolf von Halle einmal zum Beſuch einſprach. Anfang des folgenden Jahres kam er, und blieb mehrere Tage bei ihm.

Jetzt kommen wir zu den ferneren Schickſalen, die Humboldt's Abhandlung über die Grenzen der Wirkſamkeit des Staates trafen. In Berlin, wo er ſie drucken laſſen wollte, machte die Cenſur Schwierigkeiten: der eine Cenſor verweigerte das Imprimatur ganz und der andere fürchtete noch künftig in Verantwortung genommen zu werden. Allen Weitläufigkeiten dieſer Art in den Tod Feind, war Humboldt entſchloſſen, die Schrift außerhalb Preußen drucken zu laſſen und wandte ſich, in Ermangelung eines Verlegers oder weil er mit Göſchen aus zarter Rückſicht nicht perſönlich unterhandeln wollte, an Schiller (12. Sept.), ihn um ſeine Vermittlung erſuchend und nur den Wunſch hinzufügend, daß der Cenſuranſtand in Berlin nicht weiter bekannt werde. — Zugleich drückte er ſeine Freude über die Nachricht aus, daß Schiller auf einige Ideen ſeiner Abhandlung mit Intereſſe eingegangen und ſich ſelbſt jetzt mehr mit dieſen Gegenſtänden beſchäftige. Humboldten hatte dieſer ſchon einmal die Mittheilung ſeiner Anſichten darüber verſprochen. Nun mahnt ihn Jener daran und macht ihm den Vorſchlag, dieſe in einer Art Vorrede oder Anhang, der Abhandlung beizufügen. „Es ſcheint mir zu intereſſant,“ ruft er ihm zu, „wenn ein Mann von Ihrem Geiſte, ohne vorhergehendes eigentliches Studium dieſer Materien, und alſo von ganz anderen, neuen und originelleren Geſichtspunkten ausgehend, dieſen Gegenſtand behandelte; und der Kreis Ihrer ſchriftſtelleriſchen Arbeiten bietet Ihnen ſonſt nicht leicht, wenn Sie nicht Luſt hätten, Ihre Ideen zu einer eigenen Schrift auszuſpinnen, eine bequemere Gelegenheit dar, ſie gelegentlich einzuweben.“

Schiller ging zwar nicht auf dieſen Vorſchlag ein, intereſſirte ſich aber ſonſt lebhaft für das Erſcheinen dieſer Schrift, bot ſeine Thalia zur Aufnahme einiger Capitel an und machte auch, da Göſchen nicht darauf einzugehen vermochte, einen andern Verleger ausfindig. Sehr leid war es Humboldt, daß Bieſter, dem er das Manuſcript des Werks ſchon früher zur Benutzung einiger Abſchnitte überſendet hatte, ſchon drei derſelben in der Berl. Monatſchrift hatte abdrucken laſſen. Schiller gab aber doch noch ein Stück eines vierten in ſeinem Journale, mit einigen Aenderungen, die Humboldt mit innigem Vergnügen bemerkte, ganz beſcheiden hinzufügend, daß er gewiß dieſen Winken künftig folgen werde. — Unterdeß beabſichtete er ſchon das Werk einer nochmaligen Durchſicht zu unterwerfen, ja einzelne Abſchnitte gänzlich umzuarbeiten. Doch für die nächſte Zeit hatte er ſchon ganz heterogene Beſchäftigungen gewählt. Er wünſchte alſo den Druck lieber aufgeſchoben; die Ideen, meinte er, würden dadurch nur gewinnen; der Gegenſtand ſelbſt ſei überdies von allem Bezug auf momentane Zeitumſtände frei — als Schiller ihm gerade durch Frau v. Beulwitz melden ließ, daß er einen Verleger für die Schrift gefunden habe. Humboldt faßte aber doch den Entſchluß, die Herausgabe auf unbeſtimmte Zeit zu vertagen, da er jetzt weder Zeit noch Stimmung zur nöthigen Umarbeit habe, über Einiges ſogar ſeine Ideen durch Geſpräche erſt klarer zu machen wünſche, alles Gebundenſein in dergleichen Dingen aber gar ſo unangenehm ſei. Je mehr mich die vorgetragenen Ideen intereſſiren, und je günſtiger ich ſogar von meiner Arbeit urtheile, um ſo weniger könnte ich mir die Nachläſſigkeit verzeihen, ihr nicht dieſe letzte Sorgfalt gewidmet zu haben.“ Er bat daher Schillern, der ja zuerſt dieſer Meinung geweſen, das Geſchäft, ſofern es nur thunlich wäre, rückgängig zu machen. In keinem Falle könne das

Werk vor Michaelis erſcheinen; eine völlige Loszählung bleibe ihm aber immer das Liebſte. Schiller entſprach ſeinen Wünſchen, und das Werk als Ganzes wurde nun gar nicht gedruckt, wahrſcheinlich weil Humboldt mit der Ausführung immer weniger zufrieden war und zur Umarbeitung in ſeinem Sinne die rechte Stimmung nicht wiederfand.

Ging es ihm doch ebenſo mit ſeinem an ſich vollendeteren Aufſatz über das Studium des Alterthums, inſonderheit der Griechen, in welchem er die Ergebniſſe aller ſeiner bisherigen Forſchungen darüber zuſammengefaßt hatte. Auch dieſe Abhandlung war eigentlich nur für ihn und ſeine Freunde geſchrieben. Er theilte ſie im Spätjahr 1792 Wolfen, Schillern und dann auch Dalberg mit, und bat ſie, ihre Gloſſen an den Rand zu ſetzen. Mit Wolf unterhielt er ſich viele Jahre über dieſen Gegenſtand; Schiller warf einige geniale Gedanken an den Rand, „obgleich er in das Ganze, da ihm die alte Litteratur doch nicht geläufig war, wenig einging.“ Doch nur Dalberg hatte den Aufſatz ganz mißverſtanden, es war ihm überhaupt nicht leicht, auf fremde Ideen einzugehen, dennoch hatte er die Ränder reichlich mit Noten gefüllt, die Humboldt originell und ordentlich komiſch fand, weil er ſich durchgängig zu zeigen bemühte, daß die griechiſche Litteratur ein Studium für Wenige ſein und bleiben müſſe, zu denen er nicht einmal den Verfaſſer des Aufſatzes rechnen mochte. Gerade die Anpreiſungen der Griechen in Humboldts Aufſatz reizten ihn zum Widerſpruch. Humboldt erkannte wieder bei dieſer Gelegenheit, daß die Geſichtspunkte, die entweder an ſich nicht gewöhnlich, oder nur dem einzelnen jedesmaligen Leſer fremd ſind, hell und klar zu machen, eine unglaubliche Schwierigkeit habe. „Abſtrahirt habe ich mir wenigſtens hieraus,“ — ſchrieb er an Wolf, dem er von Erfurt aus, 31. März 1793, die ferneren Schickſale dieſes Aufſatzes kund

that[4]) — „daß, hätte ich je die Absicht, durch eine Schrift eigentlich zur Ausbreitung des Studiums der Griechen beizutragen, ich mich einer viel andern Methode bedienen müßte. Indeß soll auch der Himmel mich davor in Gnaden bewahren. Habe ich mir einmal eine Idee entwickelt, so ekelt es mich an, sie nun auch einem andern auszukäueln, und so lange mich nicht äußere Umstände zwingen, überwinde ich diesen Ekel nicht." Auch dieser Aufsatz blieb ungedruckt, oder wurde eben auch nur in Bruchstücken bekannt. Selbst in seinen Ausarbeitungen dachte er in damaliger Zeit nur an die Selbstverständigung; erst die Freundschaft zu Schiller und Göthe regte ihn eigentlich, doch auch nur vorübergehend, zu umfangreicherer, öffentlicher Mitwirkung an, und erst im höheren Alter arbeitete er, wie aus Pflichtgefühl, mehr für die Welt und die Wissenschaft, als zu seinem Genügen.

„Mir selbst aber" — fährt Humboldt in dem Schreiben an Wolf fort — „ist über die Griechen noch sehr vieles dunkel, und mit jedem Tage fesselt mich ihr Studium mehr. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß unter manchen Studien, die ich durchwandert bin, mir keins diese Befriedigung gegeben hat, und ich muß hinzusetzen, daß auch der Schatten von Lust, ein thätiges Leben in Geschäften zu führen, nie so sehr in mir erstorben ist, als seitdem ich mit dem Alterthum irgend vertrauter bin."

Vor Ausgang des Winters (1793) kam Humboldt abermals mit seiner Familie nach Erfurt. Der Frühling schenkte ihm das zweite Kind, einen Sohn, der den Namen des Vaters erhielt und ihm, bis zu dem frühen Tode, auch das Liebste von seinen Kindern war.

Im Sommer ging er, zum erstenmal mit seiner Gattin,

4) Bei Varnhagen, a. a. O. IV. 301–7.

auf kurze Zeit nach Berlin. Hier fand er noch völlig die alten Verhältniſſe. Von Bekanntſchaften, die er machte, dürfen wir wohl die mit dem ſchwediſchen Diplomaten Guſtav von Brinckmann hervorheben, einem regen Theilnehmer an deutſcher Litteratur und Wiſſenſchaft, der auch mit Gentz und Rahel innig verbunden war, und den größeren Theil ſeines früheren Lebens als Geſchäftsträger in Berlin zubrachte. Auch Göckingk, der Dichter, wenn wir nicht irren, mit Humboldt von früherer Jugend her vertraut, hatte jetzt ſeinen Aufenthalt in dieſer Stadt genommen. Noch immer aber war Berlin nicht der Ort, der Humboldt lange zu feſſeln vermochte.

Den Herbſt und Winter verlebte er, vermuthlich wieder zu Auleben, im alten Gleiſe einſamer Freuden und Studien. Auch Fr. Jacobi, der ſeit mehreren Jahren unter den Stürmen des Kriegs am Rhein ein unruhiges Leben verbracht, dazwiſchen aber ſeinen früh begonnenen philoſophiſchen Roman Woldemar vollendet hatte, gab ihm ein Lebenszeichen und überſendete Anfang 1794 dieſes Werk, [5]) wohl mit der leiſen Andeutung des Wunſches, es von einem Mann wie Humboldt öffentlich beſprochen zu ſehen.

Während Wilhelm den Studien lebte, hatte Alexander von Humboldt ſowohl ſeine bürgerliche als ſchriftſtelleriſche Laufbahn betreten. Wir verließen ihn in Freiberg. Schon im Frühjahr 1792 wurde er Aſſeſſor beim Bergwerks- und Hüttendepartement zu Berlin, und noch in dieſem Jahre als Oberbergmeiſter in den vor kurzem erſt Preußen zugefallenen fränkiſchen Fürſtenthümern nach Bayreuth verſetzt, wo er das Bergweſen wie neu aufzurichten hatte. Dieſe Fürſtenthümer leitete damals der nachher ſo berühmt gewordene Freiherr von Hardenberg, als Provinzialminiſter. Schon 1794 begleitete Alexander dieſen in

5) Jacobi's auserl. Briefw. II. 137 u. f.

diplomatischen Geschäften an den Rhein. Durch den jüngeren wurde Hardenberg früh auch dem älteren Humboldt bekannter, auch in der Zurückgezogenheit, von den preußischen Staatsmännern, und namentlich von den jüngeren, doch nicht übersehen wurde. Die merkwürdige Verbindung wie Gegenstellung aber konnte damals freilich Niemand ahnen, in welche Hardenberg und unser Humboldt einst noch kommen würden! — Alexander's Ruf als Naturforscher erhob sich schon jetzt. Mit größeren Planen im Kopf, bereitete er sich auf Reisen in die Alpenländer, Schlesien und — in Aufträgen — nach Preußen und Polen für seinen höheren Beruf vor.[6])

Als nun W. v. Humboldt sich schon mehrere Jahre fast nur mit dem Alterthum beschäftigt hatte und er das Hauptziel dieser Studien erreicht sah, regte sich auch das eigene Ideenleben immer mächtiger in ihm, er fühlte das Bedürfniß auszutauschen und wußte sich in diesem Bezuge keinen anregendern Verkehr zu suchen, als den mit Schiller, dessen Forschungen und Autorthätigkeit ihn ohnehin auf's gewaltigste anzogen. Diesem Interesse zu Lieb begab er sich im Frühjahr 1794 mit seiner Familie nach Jena, um daselbst längere Zeit in der unmittelbaren Nähe des außerordentlichen Mannes zu leben. Dieses innre Bedürfniß aber und das Interesse für Schiller verschaffte Humboldten die Gelegenheit, sich zugleich Verdienste zu erwerben, an die er selbst gewiß nicht gedacht hatte, die aber doch, die äußeren begünstigenden Umstände abgerechnet, das natürliche Ergebniß seines für alles Höchste in Leben, Kunst und Wissenschaft erweckten Sinnes so wie seines vorausgegangenen Strebens nach einer so auserlesenen und umfassenden Bildung waren. Wie es ihm nun vergönnt wurde, zunächst an Schiller's eig'nem Streben — dann aber in

6) Zerrissleben, a. a. O.

unmittelbarer Folge auch an Göthe's — ſo wie an dem innigen Zuſammenwirken dieſer Männer den denkwürdigſten Antheil zu nehmen, ja als Autor ſelbſt, wenigſtens durch Theorie und Kritik, die höchſten Standpunkte unſerer Litteratur mit erklimmen zu helfen, und, wie kein Dritter, den Bund und das Ringen dieſer Geiſter zu ergänzen, — durch welche Anlagen und Richtungen ſeines Weſens er vorzugsweiſe dazu befähigt wurde, und wie gerade ſeine bisherigen Studien ihn zu dieſer Beſtimmung vorbereitet hatten, dies haben wir im nächſten Buche zu betrachten.

Hier wollen wir zum Schluß den Blick nur noch auf die Schriften richten, die uns aus der bisherigen Epoche ſeines Lebens erhalten ſind, und dabei die Richtung und Reſultate etwas genauer betrachten, die das Studium des Menſchen, der politiſchen Philoſophie und des Alterthums in ihm entwickelt hatte.

---

Von den zum Druck gekommenen Schriften Humboldts, aus den Jahren 1791 bis 1794, ſind folgende philoſophiſch-politiſchen Inhalts: I. Ideen über Staatsverfaſſung, durch die neue franzöſiſche Conſtitution veranlaßt. (Aus einem Briefe an einen Freund, vom Auguſt 1791.)[1] II. Vier Abſchnitte aus ſeinem Werke, das die Aufſchrift führen ſollte: „Ideen zu einem Verſuch, die Grenzen der Wirkſamkeit des Staats zu beſtimmen, worin dieſe Frage in Rückſicht auf alle Gegenſtände, beſonders der innern Politik, in Unterſuchung gezogen war. Von dieſen Bruch-

1) Gedr. in der Berliniſchen Monatſchrift, herausg. von Bieſter. 1792. Jan. S. 84–98. Auch in Humboldt's Geſamm. Werken, I. 301–17.

ſtücken trägt das wichtigſte die Aufſchrift: „Wie weit darf ſich die Sorgfalt des Staats um das Wohl ſeiner Bürger erſtrecken?“ Aber auch dieſer Abſchnitt iſt nicht vollſtändig, ſondern nur ſeinem bedeutendſten Theile nach gedruckt worden.[2]) Außer dieſem kamen drei kleinere Abſchnitte des Werks an's Licht: der 5te „Ueber die Sorgfalt des Staats für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde“[3]) — der 6te: „Ueber öffentliche Staatserziehung“[4]) — und der 8te: „Ueber die Sittenverbeſſerung durch Anſtalten des Staats.“[5]) — Nur Nro. I. erſchien anonym, die Bruchſtücke aus Nro. II. mit dem Namen des Verfaſſers.

„Ich beſchäftige mich,“ ſagt Humboldt in obigem Schreiben vom Auguſt 1791, „in meiner Einſamkeit mehr mit politiſchen Ideen, als ich es je bei den häufigen Veranlaſſungen dazu, die das geſchäftliche Leben darbietet, gethan habe. Ich leſe die politiſchen Zeitungen regelmäßiger, als ſonſt; und ob ich gleich nicht ſagen kann, daß ſie ein großes Intereſſe in mir erwecken, ſo reizen mich doch am meiſten die franzöſiſchen Angelegenheiten. Es fällt mir dabei alles Kluge und Einfältige ein, was ich ſeit zwei Jahren darüber gehört habe; und am Ende komme ich gewöhnlich auf Sie, lieber *, und den lebhaften Antheil, den Sie an dieſen Gegenſtänden nahmen, zurück.“ Sein Urtheil über dieſe, ſagt

---

2) In Schiller's Neuer Thalia, 1792. H. 5. S. 131–69. Jetzt in den Werken, B. II. S. 242–63. Die in der Thalia am Schluß verſprochene Fortſetzung erſchien nie, vermuthlich, weil Humboldt damals entſchloſſen war, das Ganze von neuem zu überarbeiten, von Schiller's Zeitſchrift aber auch nur einige Hefte weiter erſchienen.

3) In der Berl. Monatſchrift, 1792, Okt., S. 346–54. Jetzt in den geſ. Werken, Th. I. S. 312–17.

4) Ebendaſelbſt, December, S. 597.–606. (Humboldt's Geſ. Werke I. S. 336–42.)

5) Ebendaſelbſt, November. S. 419. 44. (Humboldt's Werke, I. 318–35.)

er ferner, ſtimme dann mit keinem andern geradezu überein; der Freund würde es vielleicht ſogar paradox finden, aber er werde wenigſtens Conſequenz und Zuſammenhang mit ſeinen übrigen Anſichten nicht vermiſſen. „Was ich am häufigſten, und, ich kann es nicht leugnen, mit dem meiſten Intereſſe über die Nationalverſammlung und ihre Geſetzgebung hörte, war Tadel; nur leider ein Tadel, für den die Abfertigung immer ſo nahe lag. Bald Mangel an Sachkenntniß, bald Vorurtheil, bald ein kleingeiſtiger Schauder vor allem Neuen und Ungewöhnlichen, und wer weiß was noch für leicht zu widerlegende Irrthümer; — und hielt einmal ein Tadel jede Widerlegung aus, ſo blieb doch immer der leidige Entſchuldigungsgrund, daß 1200 auch weiſe Menſchen immer nur Menſchen ſind."

Mit der Beurtheilung einzelner Anordnungen, meint Humboldt, komme man alſo ſchwerlich ins Reine. Dagegen gebe es eine allgemein anerkannte Thatſache, die ſchlechterdings alle Data zur gründlichen Prüfung des Unternehmens vollſtändig enthalte. Die conſtituirende Nationalverſammlung habe es nämlich unternommen, ein völlig neues Staatsgebäude nach bloßen Grundſätzen der Vernunft aufzuführen. „Nun aber kann keine Staatsverfaſſung gelingen, welche die Vernunft (vorausgeſetzt, daß ſie ungehinderte Macht habe, ihren Entwürfen Wirklichkeit zu geben) nach einem angelegten Plane gleichſam von vornher gründet; nur eine ſolche kann gedeihen, welche aus dem Kampfe des mächtigeren Zufalls mit der entgegenſtrebenden Vernunft hervorgeht." Dieſer Satz ſei ihm ſo evident, daß er ihn gern auf jedes praktiſche Unternehmen überhaupt ausdehne.

Er laſſe, fährt er fort, den Entwurf der Nationalverſammlung zu einer Geſetzgebung zuvörderſt für den Entwurf der Vernunft ſelbſt gelten; wolle auch vorausſetzen, daß die Geſetzgeber dabei den wirklichen Zuſtand Frankreichs

auf das anſchaulichſte vor Augen gehabt, und die Grundſätze der Vernunft dieſem Zuſtande ſo viel als es nur überhaupt, und jenem Ideale unbeſchadet möglich war, angepaßt hätten, und rede auch weder von den Schwierigkeiten der Ausführung, noch von der Trübſal des jetzt lebenden Geſchlechts, da, was letztere anlangt, erſt der Erfolg zeigen müſſe, ob nicht feſt gegründetes Wohl des Ganzen vorübergehenden Uebeln Einzelner vorgezogen zu werden verdient? Und dennoch ſage er, könne das Unternehmen eine völlig neue, wenn ſelbſt ausführbare Staatsverfaſſung gründen zu wollen, nicht gedeihen. Die Zuſtande, die dann, wie z. B. auch jetzt in Frankreich, auf einander folgen ſollten, ſeien völlig entgegengeſetzt. Wo iſt nun das Band, das beide verknüpft? Wer traut ſich Erfindungskraft und Geſchicklichkeit genug zu, es zu weben? All' unſer Wiſſen und Erkennen beruht auf allgemeinen, d. i. bei Gegenſtänden der Erfahrung, unvollſtändigen und halbwahren Ideen; von dem Individuellen wiſſen wir nur wenig, und doch kommt hier alles auf individuelle Kräfte und individuelles Wirken und Leiden an.

„Ganz anders iſt es, wenn der Zufall wirkt, und die Vernunft ihn nur zu lenken ſtrebt. Aus der ganzen individuellen Beſchaffenheit der Gegenwart — denn dieſe von uns unerkannten Kräfte heißen uns doch nur Zufall — geht dann die Folge hervor. Die Entwürfe, welche die Vernunft dann durchzuſetzen bemüht iſt, erhalten, wenn auch ihre Bemühungen gelingen, von dem Gegenſtande ſelbſt noch, auf den ſie angelegt ſind, Form und Modifikation. So können ſie Dauer gewinnen, ſo Nutzen ſtiften. — Auf jene Weiſe, wenn ſie auch ausgeführt werden, bleiben ſie ewig unfruchtbar. Was im Menſchen gedeihen ſoll, muß aus ſeinem Innern entſpringen, nicht ihm von Außen gegeben werden; und was iſt ein Staat, als eine Summe

menſchlicher, wirkender und leidender Kräfte? Auch fordert jede Wirkung eine gleich ſtarke Gegenwirkung, jedes Zeugen ein gleich thätiges Empfangen. Die Gegenwart muß daher ſchon auf die Zukunft vorbereitet ſein. Darum wirkt der Zufall ſo mächtig. Die Gegenwart reißt da die Zukunft an ſich. Wo dieſe ihr noch fremd iſt, da iſt alles todt und kalt. So, wo Abſicht hervorbringen will. Die Vernunft hat wohl Fähigkeit, vorhandenen Stoff zu bilden, aber nicht Kraft, neuen zu erzeugen. Dieſe Kraft ruht allein im Weſen der Dinge: dieſe wirken; die wahrhaft weiſe Vernunft reizt ſie nur zur Thätigkeit, und ſucht ſie zu lenken. Hierbei bleibt ſie beſcheiden ſtehen. Staatsverfaſſungen laſſen ſich nicht auf Menſchen, wie Schößlinge auf Bäume, pfropfen. Wo Zeit und Natur nicht vorgearbeitet haben, da iſt's, als bindet man Blüthen mit Fäden an. Die erſte Mittagsſonne verſengt ſie."

Nun bleibe zwar noch immer die Frage, ob die franzöſiſche Nation nicht trotz des Sprunges aus einem ganz entgegengeſetzten Zuſtand doch hinlänglich vorbereitet ſei, die neue Staatsverfaſſung aufzunehmen? Dieß verneint er aber ſchlechtweg, denn „für eine, nach bloßen Grundſätzen der Vernunft ſyſtematiſch entworfene Staatsverfaſſung kann nie eine Nation reif genug ſein." Hier verläßt Humboldt anſcheinend die politiſche Eröterung, indem er ſich zu einer anthropologiſchen wendet. Dieſe iſt aber, genau beſehen, nur die tiefere Begründung des eben Aufgeſtellten, und leitet auch alsbald auf die politiſche Frage zurück.

Die Vernunft, fährt er fort, verlangt ein vereintes und verhältnißmäßiges Wirken aller Kräfte. Wenn ſie aber auf der einen Seite nur durch das vielſeitigſte Wirken befriedigt wird, ſo iſt auf der andern das Loos der Menſchheit Einſeitigkeit. Jeder Moment übt nur Eine Kraft,

und nur in Einer Art der Aeußerung. Aus wiederholter Uebung dieſer Einen Kraft in Einer Art der Aeußerung geht ein beſtimmter Charakter hervor. Dieſer iſt herrſchend für eine gewiſſe Zeit. Wie der Menſch auch ringen mag, die einzelne in jedem Moment wirkende Kraft durch die Mitwirkung der andern zu modificiren, ſo erreicht er dies doch nie vollſtändig: und was er der Einſeitigkeit abgewinnt, verliert er an Kraft. Wer ſich auf mehrere Gegenſtände verbreitet, wirkt ſchwächer auf alle. So ſtehen Kraft und Bildung ewig in umgekehrtem Verhältniß. Der Weiſe verfolgt keine ganz; jede iſt ihm zu lieb, ſie ganz der andern zu opfern. — Ebenſo ergeht es ganzen Nationen. Sie nehmen auf einmal nur einen Gang. Was thut nun der weiſe Geſetzgeber, unter welchem hier der Verfaſſer durchaus nicht etwa einen Einzigen und Allweiſen verſteht? Er ſtudirt die gegenwärtige Richtung. Dann, je nachdem er ſie findet, befördert er ſie, oder ſtrebt ihr entgegen. So erhält ſie eine andere Modifikation und dieſe wieder eine andere, und ſofort. In dieſer Weiſe begnügt er ſich, die Nation dem Ziele der Vollkommenheit zu nähern. Was aber wird entſtehen, wenn ſie auf einmal nach dem Plane der bloßen Vernunft, nach dem Ideale arbeiten, wenn ſie nicht mehr genügſam Eine Trefflichkeit verfolgen, ſondern zu gleicher Zeit nach allen ringen ſoll? Schlaffheit nur, und Unthätigkeit!

Den letzten Beweis führt er endlich hiſtoriſch, durch einen Blick auf die Geſchichte der Staatsverfaſſungen, wobei wieder eine Menge vortrefflicher Gedanken auftauchen. In keiner Verfaſſung, ſagt er, finden wir einen nur irgend hohen Grad durchgängiger Vollkommenheit; allein von den Vorzügen, die das Ideal eines Staats alle vereinen müßte, werden wir auch in den verderbteſten immer einen oder den andern entdecken. Zuerſt betrachtet er die Entſtehung der

Herrſchaft und ihre Abſchüttelung in den alten Staaten, und findet den Gang, den die Entwickelung bei ihnen nahm, auch der menſchlichen Natur völlig angemeſſen. Nationen, wie einzelne Menſchen, vermögen außer ſich zu wirken, und ſich in ſich zu bilden. Bei dem erſtern kommt es auf Kraft und zweckmäßige Richtung derſelben an; bei dem letztern auf Selbſtthätigkeit. Daher iſt zu dieſem Freiheit, zu jenem Unterwürfigkeit unter Einen lenkenden Willen nothwendig. Erſt mußten die Nationen nach außen wirken, um die äußere Freiheit zu begründen; aber das höhere Gefühl ihrer innern Würde erwachte, wenn dieſer Zweck nun erreicht war. Den Schluß aus dieſem überläßt uns Humboldt ſelbſt hinzuzufügen: Man entzieht nun den Herrſchern ſo viel von der vorangegangenen Unterwürfigkeit, als möglich iſt, ohne damit die Sicherheit — den nothwendigen Zweck des Staats — oder die äußere Exiſtenz blos zu ſtellen; denn auch in der Folge kann die Richtung der Nationen nach außen hin, ſchon der Selbſterhaltung wegen, nie gänzlich aufhören. Man ringt alſo für die Freiheit und vor allem für die Freiheit und Selbſtthätigkeit der Einzelnen. Für dieſe abſonderlich, weil die Verfaſſung des Ganzen ſich auch nur langſam, auch nicht mit einem Sprunge umformen läßt, die individuelle Freiheit aber, namentlich bei den Neueren, die von der Cultur gleichzeitig auch zur Natur erſt wieder aufſteigen müſſen, zugleich die weſentlichſte Bedingung jedes allgemeineren Fortſchrittes iſt.

Nun kommt er auf das Mittelalter, das er jedoch durchaus nicht in dem günſtigen Lichte ſieht, wie es neuerdings beliebt worden. In dieſer Zeit, „da die tiefſte Barbarei alles überdeckte," vermochte nur der Kampf der Herrſchſüchtigen unter einander einen Reſt von Freiheit zu erhalten — nämlich Freiheit für die Wenigen, die die Unterdrücker der Freiheit der Anderen waren. So konnten im Lehnsſyſtem

die ärgſte Sklaverei und ausgelaſſene Freiheit unmittelbar neben einander exiſtiren. Endlich ſchuf die Eiferſucht der Regenten auf die Macht der Vaſallen dieſen ein Gegengewicht in den Städten und dem Volke, und es gelang jene zu unterdrücken, ohne daß dieſe wirklich frei wurden. Im Gegentheil war jetzt alles Sklav: alles diente den Abſichten des Regenten.

Dennoch gewann die Freiheit. Schon die weitere Entfernung von dem Unterdrücker verſchaffte der Menge Luft. Dann konnten jene Abſichten nicht mehr, wie ſonſt, unmittelbar durch die phyſiſchen Kräfte der Unterthanen — woraus vorzüglich die perſönliche Sklaverei entſtand — erreicht werden. Es war ein Mittel nothwendig: das Geld. „Alles Streben ging nun alſo dahin, von der Nation ſo viel als möglich Geld aufzubringen. Die Möglichkeit beruhte aber auf zwei Dingen. Die Nation mußte Geld haben, und man mußte es von ihr bekommen. Jenen Zweck nicht zu verfehlen, mußten ihr allerlei Quellen der Induſtrie eröffnet werden; dieſen am beſten zu erreichen, mußte man mannigfaltige Wege entdecken: theils um nicht durch aufbringende Mittel zu Empörungen zu reizen; theils um die Koſten zu vermindern, welche die Hebung ſelbſt verurſachte. Hierauf gründen ſich eigentlich alle unſere heutigen politiſchen Syſteme. — Weil aber, um den Hauptzweck zu erreichen, alſo im Grunde nur als untergeordnetes Mittel, Wohlſtand der Nation beabſichtigt ward, und man ihr, als unerlaßbare Bedingung dieſes Wohlſtandes, einen höheren Grad der Freiheit zugeſtand; ſo kehrten gutmüthige Menſchen, vorzüglich Schriftſteller, die Sache um: nannten jenen Wohlſtand den Zweck, die Erhebung der Abgaben nur das nothwendige Mittel dazu. Hie und da kam dieſe Idee auch wohl in den Kopf eines Fürſten; und ſo entſtand das Princip: daß die

Regierung für das Glück und das Wohl, das physische und moralische, der Nation sorgen muß. Gerade der ärgste und drückendste Despotismus! Denn, weil die Mittel der Unterdrückung so versteckt, so verwickelt waren, so glaubten sich die Menschen frei; und wurden an ihren edelsten Kräften gelähmt.

„Indeß entsprang aus dem Uebel auch wieder das Heilmittel. Der auf diesem Wege zugleich entdeckte Schatz von Kenntnissen, die allgemeiner verbreitete Aufklärung, belehrten die Menschheit wieder über ihre Rechte, brachten wieder Sehnsucht nach Freiheit hervor. Auf der andern Seite wurde das Regieren so künstlich, daß es unbeschreibliche Klugheit und Vorsicht erheischte. — Gerade in dem Lande nun, in welchem Aufklärung die Nation zur furchtbarsten für den Despotismus gemacht hatte, vernachlässigte sich die Regierung am meisten, und gab die gefährlichsten Blößen. Hier mußte also auch die Revolution zuerst entstehen; und nun konnte man — bei der bekannten Unfähigkeit der Menschen, die Mittelwege zu finden, und besonders bei dem raschen und feurigen Charakter der Nation — kein anderes System erwarten, als das, worin man die größtmögliche Freiheit beabsichtigte: das System der Vernunft, das Ideal der Staatsverfassung. Die Menschheit hatte an einem Extrem gelitten, in einem Extrem mußte sie ihre Rettung suchen. —

„Ob diese Staatsverfassung Fortgang haben wird? Der Analogie der Geschichte nach: Nein! Aber sie wird die Ideen aufs neue aufklären, aufs neue jede thätige Tugend anfachen; und so ihren Segen weit über Frankreichs Grenze verbreiten. Sie wird dadurch den Gang aller menschlichen Begebenheiten bewähren, in denen das Gute nie an der Stelle wirkt, wo es geschieht, sondern in weiten Entfernungen der Räume oder der Zeiten; und in denen jene Stelle ihre

wohlthätige Wirkung wieder von einer andern, gleich fernen, empfängt."

In jeder Periode, fügt er noch hinzu, hat es Dinge gegeben, die, verderblich an ſich, der Menſchheit ein unſchätzbares Gut retteten. Aber wir bedürfen nicht einmal der Geſchichte. Der Gang des Menſchenlebens überhaupt iſt das treffendſte Beiſpiel. In jeder Epoche deſſelben, von der Kindheit bis zum Greiſenalter, iſt eine Art des Daſeins Hauptfigur in dem Gemälde, indeß alle übrigen ihr, als Nebenfiguren, dienen. Der Menſch exiſtirt in jeder Periode ganz; aber in jeder ſchimmert nur Ein Funken ſeines Weſens hell und leuchtend; in den andern iſt's der matte Schein, bald des ſchon halb verloſchnen, bald des erſt künftig aufflammenden Lichts. Sogar ein Individuum Einer Gattung erſchöpft, ſelbſt in der Folge aller Zuſtände, nicht alle Gefühle; weder der Mann, noch das Weib. Nur in der Liebe und der Vereinigung der Geſchlechter werden die Vorzüge beider, wenn auch nur auf Momente, und in verſchiedenen Graden vereint.

„Was folgt nun aus dieſem allem?" ſchließt Humboldt. „Daß kein einzelner Zuſtand der Menſchen und der Dinge an ſich Aufmerkſamkeit verdient, ſondern nur im Zuſammenhange mit dem vorhergehenden und folgenden Daſein; daß die Reſultate an ſich nichts ſind, alles nur die Kräfte, welche jene hervorbringen, und aus ihnen wieder entſpringen."

Wer mit ſolchem Blicke die Menſchheit und die Geſchichte betrachtete, der konnte auch, als die Schreckenszeiten der Revolution begannen, nicht kleingeiſtig davor zurückſchaudern. Hatte doch Humboldt nie einen unmittelbar heilbringenden Gang dieſer Begebenheiten erwartet, er, der überzeugt war, daß ein wirklicher Fortſchritt des Ganzen nur durch die Entfaltung der individuellen Kräfte, alſo durch vorangegangene größere Freiheit der Individuen zu erreichen ſei. Wir ſind

nun aber um ſo begieriger, Humboldt's eigne politiſche Anſicht und Richtung, wie er ſie, auf Dalbergs Anregung, in der Abhandlung „von den Grenzen der Wirkſamkeit des Staats" niedergelegt hatte, und die uns davon verbliebenen Bruchſtücke näher kennen zu lernen.

Wir haben früher berichtet, wie dieſe Abhandlung entſtand. In dem Briefe an Forſter vom 1. Juni 1792, aus dem wir dies ſchöpften, hat Humboldt dieſem Freunde auch den ganzen Gehalt des Werkes in kurzem Umriß mitgetheilt — eine Skizze, die uns auch deshalb von großem Werth iſt, weil ſie den politiſchen Grundgedanken wie vor unſern Augen entſtehen läßt und ihn zugleich in ſeiner ganzen Schärfe zuſammenfaßt. Von dieſer Seite erſetzt ſie uns gleichſam die Abhandlung ſelbſt. Denn leugnen dürfen wir nicht, daß in dieſer die Ausführung des eigentlich politiſchen Theiles, ſo weit ſie vorhanden iſt, den kräftigen Andeutungen jenes Briefes nicht ganz entſpricht und auf keinen Fall den Gegenſtand in ſeinem ganzen Umfange erſchöpft. Humboldt fühlte dieſen Mangel wohl, und beſchloß den Reſt ganz zurückzuhalten. Für uns dennoch ein groſſer Verluſt, den wir noch mehr beklagen müßten, wenn uns das Glück in den vorhandenen Bruchſtücken nicht den andern Theil, die anthropologiſche Grundlage, die eben ſo tief gedacht, als trefflich durchgeführt iſt, beinahe ganz erhalten hätte, und für das Uebrige jener Brief an Forſter nicht noch einigermaßen ſchadlos hielte.

„Ich habe," ſchrieb er an Forſter, — und ich hielt dies der nächſten Veranlaſſung wegen, die mich zum Schreiben bewog, für um ſo nöthiger — der Sucht zu regieren entgegenzuarbeiten verſucht, und überall die Grenzen der Wirkſamkeit enger geſchloſſen. Ja ich bin ſo weit gegangen, ſie allein auf die Beförderung der Sicherheit einzuſchränken. Ich hatte die Frage, die ich beantworten ſollte, völlig rein

theoretiſch in ihrem ganzen Umfange abgeſchnitten. Ich glaubte alſo auch kein anderes Princip zum Grunde meines ganzen Raiſonnements legen zu dürfen, als das, welches allein auf den Menſchen — auf den doch am Ende alles hinauskommt — Bezug nimmt, und zwar auf das an dem Menſchen, was eigentlich ſeiner Natur den wahren Adel gewährt. Die höchſte und proportionirlichſte Ausbildung aller menſchlichen Kräfte zu einem Ganzen iſt daher das Ziel geweſen, das ich überall vor Augen gehabt, und der einzige Geſichtspunkt, aus dem ich die ganze Materie behandelt habe. Immer bleibt es doch wahr, daß eigentlich dieſe innere Kraft des Menſchen es allein iſt, um die es ſich zu leben verlohnt, daß ſie nicht nur das Princip, wie der Zweck aller Thätigkeit, ſondern auch der einzige Stoff alles wahren Genuſſes iſt, und daß daher alle Reſultate ihr allemal untergeordnet bleiben müſſen. Auf der andern Seite iſt es aber auch eben ſo wahr, daß in der Wirklichkeit und faſt überall, wo auf den Menſchen gewirkt wird, bei der Erziehung, bei der Geſetzgebung, im Umgange, faſt nur die Reſultate beachtet werden, wovon ſich viele Gründe aufzählen ließen, die ich nur hier, um Sie nicht zu ermüden, übergehe, und unleugbar freilich macht auch die Erhaltung der Kraft ſelbſt große Sorgfalt auf die Reſultate, als das Mittel dazu, oft nothwendig. Deſto mehr alſo muß, dünkt mich, die Theorie das, was in der Ausübung ſo leicht das letzte Ziel ſcheint, wieder an ſeine rechte Stelle ſetzen, und das wahre letzte Ziel, die innere Kraft des Menſchen, in ein helles Licht zu ſtellen verſuchen. Wenn alſo die Staatskunſt ſich meiſtens dahin beſchränkt, volkreiche, wohlhabende, wie man zu ſagen pflegt, blühende Länder hervorzubringen, ſo muß ihr die reine Theorie laut zurufen, daß freilich dieſe Dinge ſehr ſchön und wünſchens-

werth ſind, daß ſie aber von ſelbſt entſtehen, wenn man die Kraft und Energie der Menſchen, und zwar durch Freiheit, erhöht, da hingegen, wenn man ſie unmittelbar hervorbringen will, gerade das leiden kann, um deſſen willen ſie ſelbſt nur wünſchenswerth ſind, indem wenigſtens in vielen Fällen ein Land freilich ſchneller bevölkert, wohlhabend, ja ſogar in gewiſſem Grade aufgeklärt werden kann, wenn die Regierung alles ſelbſt thut, den Bürgern das von ihr anerkannte Gute aufdringt, als wenn ſie dieſelben den freilich langſameren, aber auch ſicherern Weg der eignen Ausbildung gehen läßt. Wenn die Statiſtik aufzählt, wie viel Menſchen, welche Produkte, welche Mittel, ſie zu verarbeiten, welche Wege, ſie auszuführen u. ſ. f. ein Land hat; ſo muß die reine Theorie ſie anweiſen, daß man darum nur den Menſchen und ſeinen eigentlichen Zuſtand faſt um noch nichts beſſer kennt, und daß ſie alſo das Verhältniß aller dieſer Dinge als Mittel zu dem wahren Endzweck anzugeben hat. Ging ich einmal von dieſem Geſichtspunkte aus, ſo konnte ich nicht leicht auf etwas anderes als auf die Nothwendigkeit der Begünſtigung der höchſten Freiheit und der Entſtehung der mannigfaltigſten Situationen für den Menſchen kommen, und ſo ſchien mir die vortheilhafteſte Lage für den Bürger im Staat die, in welcher er zwar durch ſo viele Bande als möglich mit ſeinen Mitbürgern verſchlungen, aber durch ſo wenige als möglich von der Regierung gefeſſelt wäre. Denn der iſolirte Menſch vermag ſich eben ſo wenig zu bilden, als der in ſeiner Freiheit gewaltſam gehemmte. Dies führte mich nun unmittelbar auf das Princip, daß die Wirkſamkeit des Staats nie anders an die Stelle der Wirkſamkeit der Bürger treten darf, als da, wo es auf die Verſchaffung ſolcher nothwendigen Dinge ankommt, welche dieſe allein und durch ſich ſich nicht zu erwerben vermag, und als ein Solches zeichnet ſich, meines Bedünkens, allein

die Sicherheit aus. Alles übrige ſchafft ſich der Menſch allein, jedes Gut erwirbt er allein, jedes Uebel wehrt er ab, entweder einzeln oder in freiwilliger Geſellſchaft vereint. Nur die Erhaltung der Sicherheit, da hier aus jedem Kampf immer neue entſtehen würden, fordert eine letzte widerſpruchloſe Macht, und da dies der eigentliche Charakter eines Staats iſt, nur dieſe eine Staatseinrichtung. Dehnt man die Wirkſamkeit des Staats weiter aus, ſo ſchränkt man die Selbſtthätigkeit auf eine nachtheilige Weiſe ein, bringt Einförmigkeit hervor, und ſchadet mit einem Wort der innern Ausbildung des Menſchen. Dies iſt ungefähr der Gang der Ideen, den ich gewählt habe, obgleich ich in dem Vortrage ſelbſt einer völlig verſchiedenen Ordnung gefolgt bin. Dann bin ich aber auch in ein größeres Detail eingegangen, und habe die Nachtheile einzeln zu ſchildern verſucht, welche nothwendig entſtehen müſſen, oder wenigſtens nicht leicht vermieden werden können, wenn der Staat, ſtatt ſich auf die Sicherheit zu beſchränken, auch für das phyſiſche, oder gar moraliſche Wohl ſorgen will. Bei der Sicherheit ſelbſt habe ich mich noch auf die Mittel, ſie zu befördern, ausgebreitet, alle die zu entfernen verſucht, welche zu ſehr auf den Charakter wirken, wie öffentliche Erziehung, Religion (wobei ich den Aufſatz, den Sie kennen, umgearbeitet gebraucht habe), Sittengeſetze, und endlich die angegeben, deren Gebrauch mir unſchädlich und nothwendig zugleich ſcheint, wobei ich denn, jedoch kurz und immer allein in Rückſicht auf den gewählten Geſichtspunkt, Polizei-, Civil- und Criminalgeſetze durchgegangen bin. Am Schluß habe ich Einiges über die Anwendung hinzugefügt und vorzüglich die Schädlichkeit nicht genug vorbereiteter Anwendungen auch richtiger Theorien zu zeigen verſucht. Verzeihen Sie, mein Theurer, die ausführliche, und dennoch ſo flüchtig und unvollſtändig hingeworfene Auseinanderſetzung meiner eignen Ideen."

Betrachten wir nun die Abhandlung ſelbſt, oder die von ihr vorhandenen Bruchſtücke, die uns hinlänglich berechtigen, einen Schluß über das Ganze zu ziehen, ſo finden wir, daß ſie unverkennbar aus zwei Theilen beſteht, einem fundamentalen — und dieſer iſt uns faſt ganz erhalten, und einem ſpeciell politiſchen, der ungleich fragmentariſcher vorliegt, obwohl auch hier die Hauptrichtung in voller Klarheit ausgeſprochen iſt. Den erſtern Theil bezeichnete ich ſchon oben als den viel ausgearbeitetern, und er iſt außerdem, ohne damit die Wichtigkeit des politiſchen herabſetzen zu wollen, doch als der bedeutendere zu betrachten.

Was Humboldt in dieſem fundamentalen Theile entwickelt, war das Geſammtergebniß ſeiner bisherigen Forſchungen, der Kern ſeiner Lebens- und Menſchenbetrachtung, der Ausdruck ſeiner ganzen Richtung. Es ſind die Grundzüge einer praktiſchen Philoſophie, die, in Kant's Schule erwachſen, durch tiefere Erforſchung der menſchlichen Natur die Schranken des Syſtems durchbrach — einer ſpekulativen Geiſteerichtung, welche, nach unſerer Anſicht, ihre wiſſenſchaftliche Durchführung in allen Zweigen ihres Gebietes noch jetzt erwartet. Die ſyſtematiſche Philoſophie hat inzwiſchen andre Bahnen betreten — und ſie mußte es vielleicht. Nur einzelne Forſcher über den Menſchen oder den Staat haben an jene Richtung angeknüpft und auf dieſem Wege einzelne Wiſſenſchaften aufs Tüchtigſte fortgebaut. So vor allen Burdach, der Anthropologe. Andere auch, beſonders aus jüngſter Zeit, würden hier eine ehrenvolle Erwähnung verdienen, auf die zugleich die neuere Entwicklung der Philoſophie, wie billig, ihren Einfluß nicht verleugnet hat. — Was aber in der Wiſſenſchaft ſelbſt nicht in dem Grade gelungen iſt, hat durch Schiller, der faſt um dieſelbe Zeit, eine ganz ähnliche Richtung, wie Humboldt, einſchlug und dieſe nicht blos als Denker, ſondern auch als Dichter in

ſeinen Werken ausprägte, im Leben ſelbſt und in der Nation eine deſto weitere Verbreitung gefunden. Beide Männer, ſo ſehr ſie in einzelnen Anſichten wieder entfernt ſein mochten, ſo verſchieden der Art und dem Grad nach ihre Einwirkung auf die geiſtige Welt und die Nation ſein mußte, ſtehen in dieſer Hauptrichtung als deren Gründer und gleichſtrebende Genoſſen da. Betrachten wir, was um jene Zeit Humboldt in den Gebieten der Anthropologie und Politik, Schiller für die Ethik, und Beide in der Philoſophie der Kunſt geleiſtet haben, ſo erkennen wir in dieſen, faſt gleichzeitigen Beſtrebungen eine ſeltne Gemeinſamkeit — der Richtung ſowohl als der Methode. Keiner wurde in der Grundrichtung von dem Andern influirt, und doch begegnete ſich ihr Denken auf die überraſchendſte Art. Daß Kant ihr gemeinſamer Führer geweſen, that freilich viel dazu. Um aber auf dem Wege dieſes Meiſters ſo gleichlaufend fortzuſchreiten und die Schranken ſeiner Anſicht ſo unisono zu durchbrechen, dies erforderte eine tiefere Verwandtſchaft der Naturen. Auf dieſe gründete ſich auch ihre nachherige innige Verbindung in ihrem Leben und ihren Studien. Von Keinem dieſer Beiden können wir behaupten, daß er die Richtung zuerſt eingeſchlagen. Vom früheſten Auftreten an finden wir ſie bei Beiden wenigſtens ſchon im Keime vorhanden: ſie arbeitet ſich auch in Schillers früheren Abhandlungen und Dichtwerken zu Tage. Doch ſo ausgebildet und in ihrer ganzen Tiefe erfaßt erſcheint ſie uns zuerſt in dieſen Humboldt'ſchen Fragmenten vom J. 1792. Schiller war um dieſe Zeit noch im innern Kampf mit dem kritiſchen Syſteme begriffen; erſt in den ſeit 1793 erſchienenen Abhandlungen über Anmuth und Würde und den nachfolgenden Aufſätzen der Thalia und der Horen finden wir ihn ganz im Mitbeſitze dieſer eigenthümlichen, die Schranken des Syſtems wieder durchbrechenden Anſicht. Schillern aber gebührt zugleich das Hauptverdienſt,

dieser Anschauungsweise einen so ausgebreiteten Einfluß verschafft zu haben, während Humboldt, dem dieser apostolische Trieb fern lag, zunächst nur auf einen engeren Kreis erwählter Geister und Nachfolger wirkte. Am fruchtbarsten ohne Zweifel auf Schiller selbst, der ihm dafür den Genuß gewährte, diese gemeinschaftliche Ideenwelt, von dem Perlenglanz der Dichtung und einer hinreißenden Darstellungskraft geschmückt, der Mit- und Nachwelt überliefert zu sehen. — Nur ein großer Zeitgenosse mußte sich noch mit diesen Männern verbinden, wenn einmal der ganze Kern deutscher Weltbetrachtung in seltnem Bunde vereinigt dastehen sollte, nämlich Göthe, der auf seinem Pfade, instinktmäßig und in sinniger Natur-, Welt- und Kunstbetrachtung, zu ähnlichen Grundansichten gelangt war, sie jedoch zugleich von seinem Standpunkt aus erweiterte und ergänzte. —

Die Abhandlung, in welcher Humboldt die Fülle seiner Ideenwelt niederlegte, und die wir hier besprechen, hat, so will uns scheinen, nicht die Gestalt empfangen, die die ihr angemessenste und zugleich die wirksamste gewesen wäre, und zwar aus dem Grunde, weil sie von vorn herein nicht auf eine eigentlich politische hätte angelegt werden sollen. In diesem Betracht möchte Dalberg's Einfluß auf die Arbeit eher ungünstig gewesen sein. Hätte der Verfasser sich zu jener Zeit an Schiller's Seite befunden, so würde dieser ihm gerathen haben, den fundamentalen Theil zur Hauptaufgabe zu machen, wie er auch in seine Thalia gerade einen solchen Abschnitt des Werks ausgewählt hat, der vorzugsweise zu jener Hälfte gehört. Dann würden wir ein Werk bekommen haben, das in jeder Rücksicht vollendet dastünde und einen mächtigen Einfluß auf die Welt und die Wissenschaft hätte erlangen müssen. Dieses Werk würde die Aufschrift erheischt haben: „Von der Natur und den Zwecken des Menschen, und den zulässigen Mitteln, sie zu

erzielen.“ Auch dann hätte Humboldt, unter den Mitteln, den Staat und deſſen Aufgabe als integrirenden Theil berührt, auch ſo hätte er dieſe auf ihr richtiges Maß zurückführen können, aber dieſer praktiſch vielleicht wichtigſte, auf Humboldt's Standpunkt aber doch nur beilaufende Geſichtspunkt wäre dann nicht zur Hauptſache erhoben worden. Zwar tritt auch in der jetzigen Behandlung die allgemeinere Betrachtung in den Vordergrund, doch weder dieſer noch der politiſche Theil hat bei dieſer Verrückung gewonnen. Auch würde in jenem Falle das Werk gleich beim erſten Entſtehen die volle Reife und Rundung gehabt haben, die der Verfaſſer, nach dieſem vorwiegend politiſchen Plane, im damaligen Moment ihm zu geben ſich außer Stand fühlte, was für uns zuletzt den weſentlichſten Verluſt zur Folge gehabt hat.

Jetzt noch einige Blicke auf den philoſophiſchen Theil dieſer Abhandlung! Wir finden Humboldt durchaus auf dem Wege, auf dem wir ihn von ſeinen Göttinger Jahren her Schritt vor Schritt vorſchreiten ſahen, erblicken ihn aber wie auf einem Gipfelpunkt angelangt, auf dem der weite Kreis der Weltverhältniſſe ausgebreitet vor ſeinen Augen liegt. Der Menſch als Individuum iſt und bleibt ſein Geſichtspunkt — alle Anſtalten der Geſellſchaft erſcheinen ihm nur als Mittel, jenen ſeiner Natur und Beſtimmung gemäß zu entwickeln. Die Bildung aller Kräfte des Menſchen zu einem Ganzen, ohne Verluſt ſeiner erſten und einzigen Tugend, der Energie — damit hebt ſeine Betrachtung an, damit endet ſie. Wie Schiller, überwand er den mönchsartigen Charakter der Kant'ſchen Moral, ohne darüber die erhabene Anſicht von der menſchlichen Willenskraft zu verlieren. Tiefer, als Kant, erfaßte er auch die ſinnliche Natur in ihrer Selbſtberechtigung und ihrem Verhältniß zu unſerm geiſtigen und moraliſchen Weſen. In der Erhellung des

geheimnißvollen Bandes zwiſchen dem Sinnlichen und Ideellen ſah er, mit einer Klarheit wie wenige ſeiner Zeitgenoſſen, nicht nur die Aufgabe dieſer Zeit, ſondern die Art, um die alles Forſchen und Philoſophiren ſich in ſeiner Tiefe bewege. „Sinnlichkeit und Unſinnlichkeit," ſagt er einmal in dieſer Abhandlung, „verknüpft ein geheimnißvolles Band; und wenn es unſerm Auge verſagt iſt, dieſes Band zu ſehen, ſo ahnet es unſer Gefühl. Dieſer zwiefachen Natur der ſichtbaren und unſichtbaren Welt, dem angebornen Sehnen nach dieſer und dem Gefühl der gleichſam ſüßen Unentbehrlichkeit jener, danken wir alle wahrhaft aus dem Weſen des Menſchen entſprungene, conſequente, philoſophiſche Syſteme; ſo wie eben daraus auch die ſinnloſeſten Schwärmereien entſtehen. Ewiges Streben, beide dergeſtalt zu vereinen, daß jede ſo wenig als möglich der andern raube, ſchien mir immer das wahre Ziel des menſchlichen Weiſen. Unverkennbar iſt überall dies äſthetiſche Gefühl, mit dem uns die Sinnlichkeit Hülle des Geiſtigen und das Geiſtige belebendes Princip der Sinnenwelt iſt. Das ewige Studium dieſer Phyſiognomik der Natur bildet den eigentlichen Menſchen." (Geſ. W. I. 324—5) — Nämlich des forſchenden und intellektuellen Menſchen, den Humboldt aber ohne den ſchaffenden und moraliſchen nicht denken kann. Auch in dieſen Anſchauungen tritt der Gegenſatz zu Tage, den wir von vorn herein in Humboldt's Natur erkannten. Er, der im Tiefſten Idealiſche, zum Denken, Betrachten und Genießen Geſchaffne erweitert die Grenzen ſeiner Natur und ſtellt unmittelbar daneben ein ſinnenkräftiges und werkthätiges Leben als unerläßliche Forderung zur Vollendung des Menſchen auf. Unter den ſinnlichen Empfindungen hebt er wieder die energiſch wirkenden über alle empor; ſie ſind es, die uns der unendlich regen Thatkraft des ewig Unſichtbaren am nächſten rücken, durch die wir mit dieſem Urweſen in einer oft überraſchende

Wahrheit enthüllenden Sprache reden. Wie Mancher möchte bei Humboldt's anscheinend alleinherrschender Richtung auf Intellektualität neben einer so hohen Bildung und solcher Cultur auch die Verweichlichung und Ueberfeinerung der Gesinnung und Denkart erwarten, die jene Vorzüge nur so oft begleiten! Und doch ist dies keineswegs so. In ihm war ächte Naturkraft; die geistige Anlage wurde durch den Verstand von ihren Verirrungen befreit; er war nicht blos Geist, sondern auch Charakter. Daher finden wir seine Gesinnung wie seine Denkart, so oft es am Ort ist, wirklich tapfer. Hier ist nicht von einer blos intellektuellen oder ästhetischen Bildung die Rede. Dem Geschmack, sagt er, muß allemal Größe zu Grunde liegen, weil nur das Große des Maßes und das Gewaltige der Haltung bedarf. Größe fordert er nicht nur von dem Individuum, um es auszuzeichnen — eine Größe, die sich natürlich nicht allein in Handlungen des bürgerlichen Lebens zu bethätigen vermag, — sondern er hält auch die Ideen der heroischen Größe und des Ruhms für nichts weniger als chimärisch, sondern für unentbehrliche Reizmittel unseres geistig sinnlichen Wesens. Daher er selbst den Krieg für ein wohlthätiges Mittel der Menschheitsbildung ansieht und ihn nicht einem bloßen Gefallen am Frieden geopfert wissen will. Man solle ihn ja nicht künstlich beseitigen. Wenn die Menschen und Nationen sich nur frei regen können, werden auch ihre ursprünglichen Leidenschaften auftauchen, und es wird Krieg von selbst entstehen. Und entsteht er nicht, nun! so ist man wenigstens gewiß, daß der Friede weder durch Gewalt erzwungen, noch durch künstliche Lähmung hervorgebracht ist. Denken wir ein Fortschreiten von Generation zu Generation, so müssen die folgenden Zeitalter immer die friedlichern sein. „Aber dann ist der Frieden aus den inneren Kräften der Wesen hervorgegangen; dann sind die Menschen, und zwar die

freien Menſchen, friedlich geworden. Jetzt — das beweiſt Ein Jahr europäiſcher Geſchichte — genießen wir die Früchte des Friedens, aber nicht der Friedlichkeit. Die menſchlichen Kräfte, unaufhörlich nach einer gleichſam unendlichen Wirkſamkeit ſtrebend, wenn ſie einander begegnen, vereinen oder bekämpfen ſich. Welche Geſtalt der Kampf annehme: ob die des Kriegs, oder des Wetteifers, oder welche man ſonſt nüanciren möge? hängt vorzüglich von ihrer Verfeinerung ab.“ (I. 317). Das heißt von dem Grade wahrhaft innerlicher Veredlung. Denn eine Nationalverfeinerung, die ſich auf einer Seite Provinzen rauben und unter das Joch beugen läßt, während ſie auf der andern — als Zeichen ihrer Friedlichkeit! — ohne allgemeine Entrüſtung ihre Beherrſcher an der Zerrückung eines bedrängten Nachbarreiches Theil nehmen ſieht — eine ſolche Verfeinerung, wie ſie zum Theil noch heute Europa beherrſcht, konnte Humboldt nicht für ächt und geſund halten. Aechte Cultur hat ihren Grund nicht in der Schwächung unſerer natürlichen Kraft. Im Gegentheil — davon war Humboldt gründlich überzeugt — müſſen wir in uns die Einheit der Gefühle und Kräfte des natürlichen und cultivirten Menſchen zu erlangen oder zu erhalten ſuchen.

Doch nicht allein in die ſinnliche, geiſtige Natur unſeres Weſens und unſerer Beſtimmung ſchärft und erweitert Humboldt den Blick; auch über die Bedingung, unter der ſie allein entwickelt werden könne, läßt er uns nicht in Zweifel. Um unſere Kräfte zu einem Ganzen zu bilden, und doch zugleich die Energie zu ſtärken, mit einem Wort, um uns dem Ideale zu nähern, hält er Freiheit für die erſte und unerläßliche Bedingung. Der nächſte Zweck dieſer Freiheit iſt die Selbſtbeſtimmung und Selbſtthätigkeit aller Einzelnen und die daraus entſpringende Mannigfaltigkeit der Lebenslagen und Richtungen. Nichts hemmt die freie Entwicklung

ſo ſehr als Einförmigkeit der Verhältniſſe oder das, was eine ſolche zu erzeugen pflegt. Die wahre Vernunft kann daher keinen andern Zuſtand für den Menſchen fordern, als den, in welchem der Einzelne der ungebundenſten Freiheit genießt, ſich aus ſich ſelbſt ſeiner Eigenthümlichkeit gemäß zu entwickeln. Dieſer Satz führt ſofort zu den Verhältniſſen der Geſellſchaft und zur Staatseinrichtung ſelbſt.

Wir können und wollen hier dem Verfaſſer in ſeiner Auffaſſung des menſchlichen Weſens nicht in alles Einzelne folgen, ſondern wünſchen vielmehr den Leſer auf die vorhandenen Abſchnitte jenes Werkes ſelbſt hinzuführen, die ein Studium jedes ſtrebenden Geiſtes zu ſein verdienen.[6]) Wie viele einzelne Punkte böten zu ausführlicher Erörterung Stoff! Durchaus vortrefflich behandelt Humboldt das Verhältniß des Geiſtigen und Sinnlichen im Menſchen. Das Sinnliche will er nirgends unterdrückt, ſondern durch Veredlung des innern Gefühls und Stärkung der Willenskraft in ſeine Schranken gewieſen ſehen. „Wo die ſinnlichen Empfindungen, Neigungen und Leidenſchaften ſchweigen, ehe noch Cultur ſie verfeinert, oder der Energie der Seele eine andere Richtung gegeben hat, da iſt auch alle Kraft erſtorben, und es kann nie etwas Gutes und Großes gedeihen. Sie ſind es gleichſam, welche wenigſtens zuerſt der Seele eine belebende Wärme einhauchen, zuerſt zu einer eignen Thätigkeit anſpornen. Sie bringen Leben und Strebekraft in dieſelbe: unbefriedigt, machen ſie thätig, zu Anlegung von Plänen erfindſam, muthig zur Ausübung; befriedigt, befördern ſie ein leichtes, ungehindertes Ideenſpiel. Ueberhaupt bringen

---

6) Leider ſind in den Humboldt'ſchen Werken die einzelnen Stücke dieſer Abhandlung nicht einmal in der Reihenfolge geordnet, die der Verfaſſer ſelbſt in einem Briefe an Schiller (7. Dez. 1792) angiebt. Und einen dieſer Aufſätze müſſen wir ſogar erſt in der Mitte eines andern Bandes aufſuchen.

ſie alle Vorſtellungen in größere und mannigfaltigere Bewegung, zeigen neue Ausſichten, führen auf neue, vorher unbemerkt gebliebene Seiten; ungerechnet, wie die verſchiedene Art ihrer Befriedigung auf den Körper und die Organiſation, und dieſe wieder — auf eine Weiſe, die uns freilich nur in den Reſultaten ſichtbar wird — auf die Seele zurückwirkt." (I. 319—29.) Die ſinnliche Kraft iſt demnach die Vorausſetzung für die Thatkraft und Energie. Wer durch Schwächung hilft will, tödtet nur Kraft und bringt eine unheilbare Störung in die Harmonie unſers Weſens. In dem ächten Menſchen aber müſſen Kraft und Bildung, und wieder die einzelnen Kräfte richtig gegen einander abgewogen ſein. — Die intereſſanteſten Bemerkungen findet man auch da, wo Humboldt über das Gegeneinanderwirken der verſchiednen Individualitäten und die Mannigfaltigkeit der Bildungsformen und durch Freiheit erzeugten Lebensſituationen ſpricht, oder den Einfluß betrachtet, den Natureinrichtungen, wie die Ehe und das Verhältniß der Geſchlechter, oder die mit Willkühr durchgeführten geſellſchaftlichen Anſtalten, vor allem die Staatseinrichtung, auf den Charakter der Individuen und Nationen ausüben. Mit beſondrer Vorliebe verweilt er bei dem Studium der Geſchlechtsbeziehungen, und vorzüglich der weiblichen Natur, von der er mit Schiller behauptet, daß ſie dem Ideale der Menſchheit *näher* ſtehe, wenn ſie es auch in der Wirklichkeit *ſeltener* erreiche, vielleicht, weil es überall ſchwerer ſei, den unmittelbaren, ſteilen Pfad, als den Umweg zu gehen. Auf dieſe Unterſuchungen Humboldt's kommen wir jedoch, da er ſie ſpäter beſonders ausführte, noch einmal zurück. — Alles, was ſonſt zur Ausbildung der Menſchlichkeit wirkt, vor allem die Kunſt und Wiſſenſchaft, zieht er, wie man ſich denken kann, mit Vorliebe in den Kreis der Betrachtung; ja hier, in einer urſprünglich politiſchen Abhandlung, manchmal auf eine,

wie er ſelbſt recht wohl fühlte,[1]) faſt befremdende Weiſe. Er thut es aber abſichtlich, weil, wie er dabei bemerkt, von dem hier genommenen Standpunkte aus noch nicht über dieſe Dinge geſchrieben werden ſei, dieſe aber von ſelbſt zu einer ähnlichen Behandlung einladen. Da begegnen wir den reichhaltigſten Andeutungen über die Wirkung der verſchiedenen Künſte, wie der Kunſt überhaupt. Die Poeſie trägt natürlich den Preis davon. „Die Dichtkunſt“, ſagt er, „iſt auf der einen Seite die vollkommenſte aller ſchönen Künſte, aber auf der andern Seite auch die ſchwächſte. Indem ſie den Gegenſtand weniger lebhaft darſtellt, als die Malerei und die Plaſtik, ſpricht ſie die Empfindung weniger eindringend an, als der Geſang und die Muſik. Allein, freilich vergißt man dieſen Mangel leicht, da ſie — jene vorher bemerkte Vielſeitigkeit noch abgerechnet — dem innern, wahren Menſchen gleichſam am nächſten tritt, den Gedanken, wie die Empfindung, mit der leichteſten Hülle bekleidet.“ (I. 323.) — Hier wollen wir nur noch an die feine Weiſe erinnern, mit welcher Humboldt auch an die Kunſt die Forderung ſtellt, daß ſie unſere Natur von allen Seiten bilde, insgeſammt alſo auf den ganzen Menſchen wirke. Wodurch aber vermag ſie dies zu erreichen, als durch den verſchiedenen Charakter der Künſtler? Die Kunſt, ſagt er, ſoll den Menſchen auf zweierlei Weiſe ergreifen, durch das Erhabene und durch das Schöne. Jenes wirkt beſonders auf das moraliſche Gefühl und den Sinn für richtig abgewägte Größe; dieſes auf den Geſchmack. Doch nur von der Kunſt überhaupt, nicht von dem einzelnen Künſtler oder Kunſtwerke fordert er, daß beide Wirkungen gleichmäßig erzielt werden. Das Schöne iſt auch für ſich eine Macht. Der Geſchmack, den dieſes entwickelt, iſt es allein, der alle Töne

1) Vgl. Werke, I. 324. XIV.

des vollgestimmten Wesens in Eine reizende Harmonie vereint. „Er bringt in alle unsre, auch blos geistige, Empfindungen und Neigungen so etwas Gemäßigtes, Gehaltnes, auf Einen Punkt Gerichtetes. Wo er fehlt, da ist die sinnliche Begierde roh und ungebändigt; da haben selbst wissenschaftliche Untersuchungen vielleicht Scharfsinn und Tiefsinn, aber nicht Feinheit, nicht Politur, nicht Fruchtbarkeit in der Anwendung. Ueberhaupt sind ohne ihn die Tiefen des Geistes, wie die Schätze des Wissens, todt und unfruchtbar; ohne ihn der Adel und die Stärke des moralischen Willens selbst rauh, und ohne erwärmende Gegenskraft." (I. 326.)

Bemerkenswerth, wie uns dünkt, sind auch die Schriftsteller und Werke, die er an einzelnen Stellen der vorliegenden Fragmente anzieht. So stellt er z. B., wo er von der Anlage zum Philosophen spricht, zuerst den Satz auf, daß sie, noch außer der eigentlichen Tiefe, mannigfaltigen Reichthum und innere Erwärmung des Geistes, und eine Anstrengung der vereinten, menschlichen Kräfte erfordere, und belegt ihn sofort mit dem Vorbild Kant's. Der Philosoph und der Dichter, fährt er fort, bedürfen desselben Maßes und derselben Bildung der Geisteskräfte, nur der Stoff und die Art ihrer Beschäftigung sind verschieden. Selbst ein gewisser Grad von Phantasie und ästhetischer Cultur gehöre nothwendig zum Philosophen. Auch um den ruhigsten Denker zu bilden, sei es unerläßlich, daß Genuß der Sinne und der Phantasie ihm oft um die Seele gespielt habe. — Dann citirt er Rousseau und zwar den Emil, und einige sehr merkwürdige Stellen aus Mirabeau's Schrift über öffentliche Erziehung. Endlich auch Göthe — eine Stelle des Tasso und die Metamorphose der Pflanze. Dies ist das erste Zeichen, das uns beweist, wie sehr sich Humboldt, auch vor der Zeit des persönlichen Umgangs, für unsern größten Dichter interessirte.

Bis hieher konnten wir Humboldt mit ungetheiltem Beifall folgen, und höchstens Lücken wahrnehmen; Stoff zur Kritik giebt uns die Abhandlung erst, wo der politische Theil anhebt, d. h. die Untersuchung über die Zulässigkeit von Staatseinrichtungen als Mittel, um auf die Ausbildung des Menschen zu wirken. Den Kern seiner Ansicht darüber haben wir oben in dem Briefe an Forster gelesen. Hier tritt die Eigenthümlichkeit und Neuheit seiner Anschauungsweise in ein grelleres Licht; hier erst fällt es uns auf, daß die Richtung, die ihn und seine Ideenwelt im Tiefsten beherrscht, nicht allein von Schiller, dem er so nahe stand, sondern noch weit mehr von den übrigen Zeitgenossen abgeht. Wir wissen, wie außer Schillern, sich besonders Herder, selbst Goethe, doch dieser nie ausschließlich, für das Leben in der Gattung begeisterten. Bei Humboldt dagegen war durchaus die Richtung auf das Individualleben herrschend. Auch er fordert von dem Menschen, daß er ins Ganze wirke, aber nur deshalb, weil alle Kräfte sich gegen einander und an dem Ganzen erproben müssen, um als Einzelne ihre Vollendung zu erreichen. Auch ihm kann der Zustand der Gattung oder großer Gemeinschaften im Menschen nicht gleichgültig sein, aber nie sah er in ihm den letzten und absoluten Zweck und in keiner Hinsicht will er dem Ganzen oder dessen Stellvertreter in der Zeit, dem Staate, die höchsten Ansprüche des Individuums und dessen Freiheit opfern. Dieses in der neueren Menschheitsentwicklung nur zu sehr wieder hintangesetzte Prinzip der individuellen Freiheit — zugleich eine Bedingung christlicher Weltansicht — erfaßte Humboldt, ohne alle Berufung auf diese, in seiner ganzen Schärfe und erhebt es, wie kein anderer Denker früherer oder späterer Zeit, zum Mittelpunkt der praktischen Philosophie. Nach unserem Gefühl hat er die Wahrheit getroffen und gerade darin, nicht allein einen großen

Beweis ſeines „von der Gegenwart nicht beſchränkten Sinnes,“ ſondern auch die fruchtbaren Andeutungen einer für die Fortentwicklung der Menſchheit unentbehrlichen Richtung der Denkweiſe und Spekulation hinterlaſſen. Damit wollen wir jedoch keineswegs behaupten, daß die Unbedingtheit, mit welcher Humboldt, wenigſtens in dieſer Abhandlung, jene Anſicht ausſprach, gar keine Einſchränkung wünſchen laſſe! Wir glauben vielmehr, daß ſie dieſe nothwendig erheiſcht, um in ihrer ganzen Wahrheit zu Tage zu kommen. Hier iſt aber nicht von einem Aufgeben des Grundprincips oder einem baaren Verzicht mit der entgegengeſetzten Richtung die Rede — wir verlangen nur, daß der Theil von Wahrheit, aus dem, faſt nur zum Vortheil eines gebrechlichen Ganzen, oder des Staats, oder der Kirche, ſich jene Aufrichtung erhoben hat, nicht völlig über Bord geworfen, ſondern mit ihm das Princip ſelbſt in ſeiner Reinheit ergriffen und ſeiner vollen Anwendbarkeit verſichert werde. Humboldt ſtellt den Menſchen in ſeiner Würde dar, — aber zu wenig in ſeiner mehrfachen Bedürftigkeit allgemeinerer Bande und geregelterer Unterſtützung. Er betrachtet die Menſchen, ich möchte ſagen, mehr von der Seite der Gleichheit ihrer höhern Abkunft, als von der Verſchiedenheit des Grades derſelben. Er ſieht zu ſehr darüber hinweg, daß die Durchſchnittsbildung der Menſchen zu allen Zeiten ein Band wirkte, womit ſie die geiſtigeren wie die rohern Brüder an ſich kettet — ein Band, das an ſich oder vom Staate zu ſeinen Zwecken ausgebeutet, freilich oft zur drückendſten Sklaverei wird. Exiſtirt aber dieſes Band d. h. die Sitte in unſerm Sinne, einmal, ſo werden dieſelben Menſchen, die es ſtifteten, auch zu allen Zeiten von der Staatsgewalt eine größere oder geringere geſetzliche Sicherung dafür verlangen, und ſo oft es auch wünſchenswerth erſcheinen mag, wird es doch unthunlich ſein, dieſes, aller-

dings unfreiwillige Band völlig zu lösen. Aus demſelben Grund der großen Verſchiedenheit unter ſich hat die Menſchheit das inſtinktmäßige Bedürfniß, von dem Staate mehr als die bloße Sicherheit zu begehren. Climatiſche Bedrängniß oder ein gewiſſes, meiſt durch unglückliche Schickſale geſteigertes Phlegma wird dann bei einzelnen Völkern dieſes Bedürfniß wirklich oder ſcheinbar vergrößern; die Staatsgewalt wird auch hier ihren Vortheil erhaſchen, und zuletzt eine Bevormundung entſtehen, die Niemand wollen und wünſchen konnte. In dieſer doppelten Sklaverei des Staats und der Sitte fand Humboldt — neben den ausgelaſſenſten Durchbrüchen edlerer und gemeinerer Natur — die Menſchheit neuerer Zeit. Er forſchte nach der Wurzel des Uebels und wagte, von der Wahrheit eines dem neueren Staatsleben ganz entgegengeſetzten Princips durchdrungen, zugleich Bande und Einrichtungen zu verwerfen, die man, wenn nicht das Stetige und Allgemeinere menſchlicher Entwicklung gefährdet werden ſoll, nur lockern, nur auf ein für die innre Natur der gegenwärtigen Menſchheit und der Nationalitäten angemeſſenes Maß zurückführen, aber gewiß nicht ganz entbehren kann. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß er durch ſein tiefes Studium der alten Welt zu dieſem Aeußerſten geführt wurde. Sein Geiſt mußte der Menſchheit eine dem Leben und der Kraft der Alten verwandtere Entfaltung wünſchen. Mit Sicherheit erfaßt er das Grundprincip der neueren Zeit; zugleich aber die Gefahren durchſchauend, womit die für uns nothwendig gewordnen Staatsformen uns jederzeit bedrohen werden, verbannt er alle Einrichtungen, die dieſe Gefahr vermehren, und die ohnedies beſchränktere äußere Sphäre des Menſchen im neueren Staate auf eine jetzt nicht mehr erträgliche Weiſe verengern. — Es iſt ein Gegenbild der antiken Welt, das Humboldt vor Augen hat: in dieſem Sinne kann man ſeine Politik eine antike nennen,

ob ſie ſchon im Grunde die allermoderniſte iſt. Er ſelbſt fühlte das deutlich und hat es kein Hehl. So erwiedert er denen, die den Erziehungsanſtalten durch den Staat das Wort reden: „Man beruft ſich auf Griechenland und Rom; aber eine genauere Kenntniß ihrer Verfaſſungen würde bald zeigen, wie unpaſſend dieſe Vergleichungen ſind. Jene Staaten waren Republiken, ihre Anſtalten dieſer Art waren Stützen der freien Verfaſſung, welche den Bürger mit einem Enthuſiasmus erfüllte, der den nachtheiligen Einfluß der Einſchränkung der Privatfreiheit minder fühlen, und der Energie des Charakters minder ſchädlich werden ließ. Dann genoſſen ſie auch übrigens einer größeren Freiheit als wir; und was ſie aufopferten, opferten ſie einer andern Thätigkeit, dem Antheil an der Regierung, auf. In unſern meiſtentheils | und in ihrem Fundament faſt durchweg nothwendig | monarchiſchen Staaten iſt das Alles ganz anders. Was die Alten von moraliſchen Mitteln anwenden mochten: Nationalerziehung, Religion, Sittengeſetze, alles würde bei uns minder fruchten, und einen größeren Schaden bringen. Dann war auch das meiſte, was man jetzt oft für Wirkung der Klugheit des Geſetzgebers hält, blos ſchon wirkliche, nur vielleicht wankende, und daher der Sanktion des Geſetzes bedürfende Volksſitte. Die Uebereinſtimmung der Einrichtungen Lykurgs mit der Lebensart der meiſten uncultivirten Nationen hat ſchon Ferguſon meiſterhaft gezeigt; und da höhere Cultur die Nation verfeinerte, erhielt ſich auch in der That nicht mehr, als der Schatten jener Einrichtungen. Endlich ſteht, dünkt mich, das Menſchengeſchlecht jetzt auf einer Stufe der Cultur, von welcher es ſich nur durch Ausbildung der Individuen höher empor ſchwingen kann; und daher ſind alle Einrichtungen, welche dieſe Ausbildung hindern, und die Menſchen mehr in Maſſen zuſammendrängen, jetzt ſchädlicher als ehemals.“ (I. 336–337).

Man kann dieſen Worten völlig beiſtimmen, ohne doch zugleich alle Einrichtungen, die Humboldt im Auge hat, ſchlechtweg zu verbannen.

Wir können auch dem politiſchen Theile nicht in alle ſeine Einzelnheiten folgen, und begnügen uns mit einigen näheren Andeutungen. Humboldt verwirft jede auf *poſitive* Zwecke gerichtete Wirkſamkeit des Staats, denn wo dieſer auf den Charakter der Nation zu influiren ſuche, hemme er nur die individuelle Entwicklung, und bringe da Einförmigkeit hervor, wo die größte Mannigfaltigkeit zu wünſchen ſei. Denn der Staat achte nur auf die Reſultate, nicht auf die Kraft und Bildung der Menſchen. Deshalb liegt alle beſondere Aufſicht deſſelben auf Erziehung, Religionsanſtalten, Luxusgeſetze ꝛc., nach Humboldt's Anſicht, ganz außerhalb der Schranken ſeiner Thätigkeit. Auch ſei die Gefahr des Sittenverderbniſſes gar nicht ſo groß und dringend. Er giebt zu, daß die Freiheit manche Vergehen veranlaſſe, und dennoch behauptet er, daß, je müſſiger, ſo zu ſagen, der Staat ſei, auch die Zahl der letzteren geringer ſein werde. „Wäre es, vorzüglich in gegebenen Fällen, möglich, genau die Uebel aufzuzählen, welche Polizeieinrichtungen veranlaſſen, und welche ſie verhüten; die Zahl der erſtern würde allemal größer ſein.“ (I. 334.) — Eben ſo erklärt er ſich gegen die öffentliche d. h. vom Staate geleitete Erziehung, indem dadurch der Menſch dem Bürger geopfert und jener wohlthätige Streit verhindert werde, welchen der individuell Gebildete gegen die Lage führe, die der Staat ihm anweiſt — ein Streit, der bald den Einzelnen anders forme, bald die Verfaſſung des Staates verändere. Darum ſei es ganz verkehrt, den Menſchen von früh auf zum Bürger zu bilden. „Gewiß,“ ſagt er, „iſt es wohlthätig, wenn die Verhältniſſe des Menſchen und des Bürgers ſo viel als möglich zuſammen fallen; aber es bleibt dies

doch nur alsdann, wenn das Verhältniß des Bürgers so wenig eigenthümliche Eigenſchaften fordert, daß ſich die natürliche Geſtalt des Menſchen, ohne etwas aufzuopfern, erhalten kann: gleichſam das Ziel, wohin alle Ideen, die ich in dieſer Unterſuchung zu entwickeln wage, allein hinſtreben." Daher muß, nach ſeiner Meinung, die freieſte, ſowenig als möglich ſchon auf die bürgerlichen Verhältniſſe gerichtete Bildung des Menſchen überall vorangehen. So gebildet trete er in den Staat, und die Verfaſſung des Staats möge ſich dann gleichſam an ihm prüfen. Nur die Privaterziehung erhalte dem Menſchen die Energie — die ſogar, bei fehlerhafter bürgerlicher Einrichtung, an Größe zunehmen könne, während ſie da, wo jene Feſſeln von der erſten Jugend an drücken, ſich faſt nicht erheben und erhalten könne. Denn „jede öffentliche Erziehung, da immer der Geiſt der Regierung in ihr herrſcht, giebt dem Menſchen eine gewiſſe bürgerliche Form." Wolle man es der Regierung zur Pflicht machen, blos die eigne Entwicklung der Kräfte zu begünſtigen, ſo ſei das nicht ausführbar, da, was Einheit der Anordnung habe, auch allemal eine gewiſſe Einförmigkeit der Wirkung hervorbringe. Auch ſei die Privaterziehung in freien Staaten lang nicht ſo ſchwierig, als man meine. „Unter freien Menſchen gewinnen alle Gewerbe beſſern Fortgang, blühen alle Künſte ſchöner auf, erweitern ſich alle Wiſſenſchaften. Unter ihnen ſind auch alle Familienbande enger: die Eltern eifriger beſtrebt für ihre Kinder zu ſorgen; und, bei höherem Wohlſtande, auch vermögender, ihren Wünſchen hierin zu folgen. Bei freien Menſchen entſteht Nacheiferung; und es bilden ſich beſſere Erzieher, wo ihr Schickſal von dem Erfolg ihrer Arbeiten, als wo es von der Beförderung abhängt, die ſie vom Staate zu erwarten haben. Es wird daher weder an ſorgfältiger Familienerziehung, noch an Anſtalten ſo nützlicher und nothwen-

diger gemeinſchaftlicher Erziehung fehlen.“ (I. 341.) Nachläſſigen Eltern könne man Vormünder ſetzen, dürftige unterſtützen. — Nirgends giebt der Verfaſſer eine Einmiſchung des Staats in die Privatangelegenheiten der Bürger zu, als da, wo unmittelbar die Rechte des Einen durch den Andern gekränkt werden. Auch das Band der Ehe und der Geſchlechtsverbindung, wie feſt oder locker es zu knüpfen ſei, ſolle kein Geſetz beſtimmen, und der Staat nicht nur die Bande freier und weiter machen, ſondern überhaupt von der Ehe ſeine ganze Wirkſamkeit entfernen, und „dieſelbe vielmehr der freien Willkühr der Individuen, und der von ihnen errichteten mannigfaltigen Verträge, ſowohl überhaupt, als in ihren Modifikationen, gänzlich überlaſſen. (II. 262—3). Die Beſorgniß, dadurch alle Familienverhältniſſe zu ſtören, würde ihn, ſagt er, — von Lokalumſtänden abgeſehen — nicht abſchrecken. „Denn nicht ſelten zeigt die Erfahrung, daß gerade, was das Geſetz löſt, die Sitte bindet; die Idee des äußeren Zwangs iſt einem, allein auf Neigung und innrer Pflicht beruhenden Verhältniß, wie die Ehe, völlig fremdartig; und die Folgen zwingender Einrichtungen entſprechen der Abſicht ſchlechterdings nicht.“ (II. 263). — Daß Humboldt den Krieg als nothwendiges Bildungsmittel für die noch nicht zur vollen innern Cultur gelangte Menſchheit anſieht, wurde ſchon erwähnt. Dennoch iſt er gegen die Bewaffnung im Frieden, gegen die ſtehenden Armeen, ja gegen die ganze Art der modernen Kriegführung, die, was der Krieg entwickeln ſolle, den perſönlichen Muth und Heroismus, weit weniger hervortreten laſſe uad ſomit die heilſamen Folgen verringere. Der Verfaſſer ſpricht hier zu allen Nationen zugleich, denn die Nothwendigkeit, ſich in den Angriffs- und Vertheidigungsmitteln den Nachbarn gleichzuſtellen, verkannte er gewiß nicht. Doch im Allgemeinen ſoll ſich „der Staat aller poſitiven Einrichtungen

enthalten, die Nation zum Kriege zu bilden, oder ihnen, wenn ſie denn, wie z. B. Waffenübungen der Bürger, ſchlechterdings nothwendig ſind, eine ſolche Richtung geben, daß ſie derſelben nicht blos die Tapferkeit, Fertigkeit und Subordination eines Soldaten beibringen, ſondern den Geiſt wahrer Krieger, oder vielmehr edler Bürger einhauchen, welche für ihr Vaterland zu fechten immer bereit ſind." (I. 317.) — Ueberall erkennen wir Humboldt's Abſicht, die Bürger vor jeder Abrichtung durch den Staat zu ſchützen. Dagegen macht er an die Form der Staatsgewalt durchaus keinen zu weit gehenden Anſpruch. Er würdigt die monarchiſche Inſtitution, doch verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie, wenn ſie irgend vollkommner ſein ſoll, mit ſtreng geſetzlichen Formen und mit wirkſamen Antheil erwählter Bürger an der Geſetzgebung verbunden ſein müſſe. Auch, wo er die Verfaſſungen der alten mit den wirklichen oder möglichen unſrer Zeit vergleicht, iſt er durchaus nicht befangen für jene. Die alten Verfaſſungen gaben ja dem Menſchen eine beſtimmte, wenn auch ſchöne, doch immer einſeitige bürgerliche Form. Nach Humboldt aber iſt es nicht gut, wenn eine Nation ausſchließlich eine beſtimmte Charakterbildung erhält; denn es fehlt dann an aller entgegenſtrebenden Kraft, und mithin an allem Gleichgewicht. „Vielleicht", ſagt er, „liegt ſogar hierin auch ein Grund der häufigen Veränderungen der Verfaſſung der alten Staaten. Jede Verfaſſung wirkte ſo ſehr auf den Nationalcharakter; dieſer, beſtimmt gebildet, artete aus, und brachte eine neue hervor." (I. 342.) Eine ſolche beſtimmte Form wird in den neueren Staaten doch nicht hervorgebracht, wenn auch trotzdem Einförmigkeit und Verbürgerung genug. Doch ſchon dieſe Verminderung ſieht Humboldt als ein nicht geringes Glück für die Bildung des Menſchen und deshalb als eine Wohlthat monarchiſcher Verfaſſungen an. Für

dieſe iſt nämlich eine ſo beſtimmte Form der Bürger durchaus nicht Bedürfniß, denn der Bürger iſt in monarchiſchen Verfaſſungen unendlich weniger zur Theilnahme an der Staatsgewalt oder zum Mitregieren berufen. „Es gehört," ſagt Humboldt, „offenbar zu ihren, obgleich auch von manchen Nachtheilen begleiteten, Vorzügen, daß, da doch die Staatsverbindung immer nur als ein Mittel anzuſehen iſt, nicht ſo viel Kräfte der Individuen auf dies Mittel verwandt zu werden brauchen, als in Republiken." (I. 339.)

Unleugbar athmet dieſe Theorie eine großartige Begeiſterung für Recht und Freiheit des Menſchen; viele werden, kleingeiſtig genug, hinzuſetzen: eine eben ſo gefährliche. Wir unſern Theils glauben, daß Humboldt die innerſte Wahrheit erfaßt, ſie aber in der Theorie nur zu ausſchließend verwendet hat. Manche werden ſagen, die Theorie des bloßen Rechtsſtaates ſei nichts Neues, ſondern ſchon von älteren Denkern gelehrt und namentlich von Kant zur Tagesordnung gemacht worden. Abgeſehen aber, daß Kant auf ſeinem Wege auch wieder zur Anerkennung einer ausgedehnteren Wirkſamkeit des Staates umlenkt, hat doch auch er, wie unſeres Wiſſens, alle angeſehenern Denker früherer und neuerer Zeit, ſelbſt Rouſſeau nicht ausgenommen, mit dem Humboldt in der Begeiſterung für Menſchenrecht noch am nächſten zuſammenkommt, immer nur die Geſellſchaft und den Staat zum Mittelpunkt erhoben, und nicht die individuelle Freiheit. Die Neueren beherrſcht durchaus eine gewiſſe Vergötterung des Geſammtlebens, beſonders ſeitdem ſie erkannt haben, daß ſie ſo wenig Tüchtiges davon beſitzen. Ihre ganze Richtung geht auf freie Verfaſſung des Staats, weil ſie fühlen, wie viel ſie einmal dieſem von ihrer Privatfreiheit geopfert haben und an einer gründlicheren Aenderung des geſellſchaftlichen Lebens verzweifeln. Auch die Capacitäten der franzöſiſchen Revolutionszeit hofften auf dieſem

Wege zu beglückenden Resultaten zu gelangen — und die unmittelbare Folge war, daß sie im Namen des Rechts der Mehrzahl, die Freiheit selbst, alle Verschiedenheit und Selbstbestimmung der Tyrannei eines kleinen Häufleins überantworteten und die Individualfreiheit, mehr als je, begruben. — Aber als solle auch der einsame Denker von einem Extrem nicht sofort auf die richtige Bahn gelangen, führte Humboldt das Princip, das er entgegenstellte, auf ein andres Extrem hinauf. Er selbst hatte, als er den Druck der ganzen Abhandlung vertagte, das Gefühl, daß er einzelnes in seinen Ideen noch länger zu bedenken habe, und dies weitere Bedenken hat ihn vielleicht, auch in der Theorie noch zu allgemeinerem Zugeständniß bewogen. So wie sie vorliegt, fordert sie Einschränkung, muß sie Widerspruch finden. Der Staat ist nur Mittel für die Zwecke des Menschen. Auch ist er nur für eine bestimmte Sphäre ein nothwendiges Mittel. Aber auch über diese Sphäre hinaus kann er, bis zu einem gewissen Punkt, ein zulässiges sein. Diesen Punkt zu bestimmen, darauf kommt es an. Es gibt Zwecke des Menschen, die sich durchaus nicht durch Zwang erreichen lassen, und zu deren Förderung sich der weltliche Charakter der Staatsgewalt nicht eignet. Da wird sich der Staat mit dem Oberaufsichtsrecht und einer negativen Einwirkung zu begnügen haben, sich aber jedweder positiven besser enthalten. Dagegen belegt es die Geschichte, daß die Einzelnen die Hülfe eines mit so wirksamer Gewalt ausgestatteten Dinges, wie die Staatsgewalt, weiter ansprechen, als Humboldt zugiebt. Auch wird sich der Einzelne nie in dem Grade, wie Humboldt meint, aller unfreiwilligen Bande entschlagen können, die die Mehrzahl und die von ihr ausgehende Sitte ihm auflegt. Die Sitte jedoch beachtet Humboldt in dieser Abhandlung zu wenig, wahrscheinlich, weil er sie, insofern sie

kein freiwilliges Band oder die sittliche Humanität selbst ist, als eben so arge Tyrannei verabscheute. Gewiß ist, daß sich die Sitte nie in so unbedingter Freiheit und Reinheit dargestellt oder erhalten hat. Es ist auch natürlich, ja nothwendig, daß der Mensch sich gegen ihre Mißbräuche erhebe. Dennoch wird es unmöglich sein, ihren Einfluß und gewisse von ihr ausgehende Anordnungen des Beisammenlebens ganz zu entbehren oder ganz zu verbannen. Mit der gänzlichen Verbannung gesetzlicher Einrichtungen, die nicht die Rechte des Einen gegen den Andern bestimmen, oder, was eben so viel sagen will, mit dem gänzlichen Aufhören einer gewissen Berechtigung der Mehrzahl über die Minderzahl würde das Stetige und Allgemeinere in der Gesellschaft ganz abhanden kommen und diese ohne Zweifel in Auflösung gerathen. Wer will denn die Staatsgewalt selbst in ihren Grenzen halten, wer sie aber auch schützen, wenn nicht zuletzt die überwiegende Zahl der Bürger? — Humboldt wird auch schwerlich nur bei seinen Freunden volle Zustimmung gefunden haben. Schon Dalberg, dem die Abhandlung doch zunächst gewidmet war, opponirte. „Er berechtigt den Staat", bemerkt Humboldt gegen Forster, „zu einer weit ausgebreitetern Wirksamkeit. Indeß will er doch, wo es nicht auf Erhaltung der Sicherheit ankommt, eigentlichen Zwang entfernen, und um auf irgend einen Gegenstand die Sorgfalt des Staats auszudehnen, den Wunsch der Nation abwarten."

Können wir also den politischen Theil der Abhandlung nicht ganz von dem Vorwurfe einer gewissen Schwärmerei lossprechen, so müssen wir doch sogleich wieder das Wort für sie einlegen. Einmal ist sie eine sehr unschuldige; denn es wird nicht leicht eine Nation oder ein Herrscher auf den Gedanken kommen, der Theorie, so wie sie vorliegt, Raum zu geben. Dann konnte die dem Ganzen zu Grunde liegende

Wahrheit, nachdem ſie ſo ſehr aus den Begriffen der Menſchen verdrängt worden, zuerſt vielleicht nur durch ſo extreme Hingebung wieder erfaßt werden. Man hält auch dem Kranken gern das grellſte Bild ſeines Zuſtandes und ein manchmal ſchwärmeriſches der wieder zu erlangenden Geſundheit vor, um ihn nur einmal zu einer ernſten Kur zu bewegen. Endlich iſt auch dieſes Extrem gewiß nicht gefährlicher, als die Mißgriffe, die das entgegengeſetzte Princip ſchon veranlaßt hat und noch häufiger veranlaßt haben würde, wenn nicht ein beſſerer Inſtinkt die Menſchen von den meiſten Extremen zurückhielte. Das Humboldt'ſche iſt ſogar nicht ſo phantaſtiſch wie die Extreme entgegengeſetzter Art, die Idee des Platoniſchen Staats, der Staat der Jeſuiten, die pädagogiſche Provinz des Dichters, und die Träume der Saint-Simoniſten. In der Praxis ſchaden überhaupt die Extreme weniger, als die unter dem Schein größter Verſtändigkeit hinſchleichenden Irrthümer und falſchen Principien. — Im Intereſſe der Wiſſenſchaft möchten wir wünſchen, daß Humboldt die Idee nicht auf dieſe Spitze getrieben hätte. Wie oft wird das Beſte überſehen, ſobald es nicht in ſeiner vollkommenen Geſtalt auftritt. Zum Theil iſt es vielleicht daher zu erklären, daß dieſe Aufſätze zur Zeit ihres Erſcheinens ſo wenig Einfluß erlangt haben. Doch dürfen wir dabei nicht vergeſſen, daß ſie bisher in den Journalen, in denen ſie erſchienen, wie eingeſargt lagen. Kein Wunder, wenn unſere Politiker und Staatswiſſenſchaftslehrer die darin niedergelegten Ideen ſo ungenutzt ließen. — Von den neueren Denkern ſcheint Schleiermacher dieſer Humboldt'ſchen Anſicht vom Staate noch am nächſten zu kommen, doch im hauptſächlichen Intereſſe der Religion. Auch Schiller, trotz ſeiner Begeiſterung für das Leben in der Gattung, war manchmal in einer Stimmung, wo er wenigſtens über den Staat nicht viel anders als Humboldt dachte. So ſchrieb er im

November 1788 an seine nachherige Schwägerin: „Ich glaube, daß jede einzelne ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist, als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk; der Mensch ist ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls (?); aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen; und durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk (?); aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst und der Schöpfer (?) des Gedankens.“ [8]) Doch mit diesen etwas grellen Worten lassen sich andere Aeußerungen Schiller's nicht wohl in Einklang bringen; vielmehr scheint er im Allgemeinen zum vollendeten Zustand der Menschheit die höchst mögliche Freiheit der Individuen bei des Staates höchster Vollkommenheit gefordert und somit beide coordinirt zu haben. Aber gerade in dieser Coordinirung liegt wieder noch das Schwankende, obschon so viel gewiß ist, daß Schiller dem Staate den Menschen wenigstens nicht opfern wollte. — Erwähnung verdient noch, daß, wenige Jahre später als Humboldt, ein zwar nicht berühmter, aber tüchtiger und geistvoller Denker, Pörschke in Königsberg, sich die Grundidee jener Aufsätze und zwar in gleicher Ausschließlichkeit aneignete, und sie in Schriften auszubreiten gedachte. [9]) Ob und wie er es aber ausgeführt hat, ist mir gänzlich unbekannt.

Was aber die Ausführung anlangt, so war Humboldt weit entfernt, das, was er überhaupt oder in früherer Zeit als Theorie aufgestellt hatte, schlechtweg oder unmittelbar in

8) Fr. v. Wolzogen, a. a. O. I. 330.
9) Fichte's Leben und Briefwechsel, II. 367.

die Wirklichkeit ſetzen zu wollen. Dazu war er viel zu ſehr auch von ſtaatsmänniſchem Geiſte beſeelt. Viel zu ſehr mit der Gabe ausgerüſtet, die Dinge, wenn er ſie für ſich zurecht gelegt, auch von andrer Seite zu würdigen. So ſagt er mitten in dieſen Fragmenten einmal: „Bei dieſem Tadel der ſtehenden Armeen ſei mir die Erinnerung erlaubt, daß ich hier nicht weiter von ihnen rede, als mein gegenwärtiger Geſichtspunkt erfordert. Ihren großen, unbeſtrittenen Nutzen — wodurch ſie dem Zuge das Gleichgewicht halten, mit dem ſonſt ihre Fehler ſie, wie jedes irdiſche Weſen, unaufhaltbar zum Untergange dahin reißen würden — zu verkennen, ſei fern von mir. Sie ſind ein Theil des Ganzen, welches nicht Plane eitler menſchlicher Vernunft, ſondern die ſichre Hand des Schickſals gebildet hat. — Wie ſie in alles Andre, unſerm Zeitalter Eigenthümliche, eingreifen; wie ſie, mit dieſem, die Schuld und das Verdienſt des Guten und Böſen theilen, das uns auszeichnen mag: müßte das Gemälde ſchildern, welches uns, treffend und vollſtändig gezeichnet, der Vorwelt an die Seite zu ſtellen wagte." (I. 316.) Humboldt erkannte wohl, daß, wie man ſich auch in der Theorie der Wirklichkeit entgegenſtelle, man dieſe doch nur verändern kann, indem man ſich ihr und beſonders ihrem Fortſchreiten mit geſundem Sinne anſchließt, und den höchſten Principien nur da Platz verſchafft, wo ſie ſich ungezwungen an jene Bewegungen knüpfen laſſen. Nur allmählig wirken theoretiſche Anſichten auf die Geſinnungen, nur nach und nach bewegen dieſe die Welt. Wie tief, wie freiſinnig und ſtaatsklug zugleich hat Humboldt in dem Schreiben über die neue franzöſiſche Conſtitution den Gang der Menſchen- und Nationalentwicklung gezeigt! Warnt er denn nicht ſelbſt vor nicht genug vorbereiteter Anwendung auch richtiger Theorieen? Wie ſollten aber unſere Zeitgenoſſen, die ſo tief in den entgegengeſetzten Verhältniſſen

befangen sind, jetzt plötzlich so auf eignen Füßen stehen können, wie sie es nach Humboldt's Ansicht, selbst wenn wir diese auf ein richtiges Maß zurückführen, müßten. Wer gehen soll und nicht anders kann, dem läßt man billig die Krücke. Was wir nicht unmittelbar fördern können, müssen wir auf Umwegen zu erreichen suchen. Andrerseits bringt uns aber nichts so leicht von Einseitigkeiten der Theorie zurück, als der Eintritt in das praktische Leben selbst. Daher darf es uns nicht wundern, daß Humboldt, der in seinen Theoremen so weit gegangen war, alle vom Staat geleiteten Erziehungs- und Bildungsanstalten zu verwerfen, später, als Chef des Cultus und Unterrichts in Preußen, nur daran arbeitete, Schulen und Gymnasien zu wirklichen Erziehungsanstalten zu machen, und in der neu zu gründenden Universität Berlin eine Musteranstalt ihrer Art zu errichten, — dabei aber doch auch sein letztes Princip noch im Auge hatte, indem er gleichzeitig das Verbot unbedingt aufhob, das den Preußen den Besuch auswärtiger Schulen und Universitäten untersagt hatte. Er, der sich, vor der Entwicklung größerer Individualkraft, gewiß keine besonders glänzenden Resultate von einer freien Staatsverfassung versprach, schloß sich doch mit ganzer Seele dieser Bewegung an, sobald er erkannte, daß nur auf diesem Wege dem System der Bevormundung entgegengearbeitet und der Sinn für Recht und Freiheit verjüngt werden könne.

Sehr nahe liegt hier die Frage, welche Ansichten Humboldt schon in jener Zeit über den andern, gewöhnlich vorherrschend berücksichtigten Theil der innern Politik, nämlich über die Verfassungsform gehegt habe, und welche Stellung er hier zu der Wirklichkeit und den Bewegungen späterer Zeit einzunehmen vermochte. In den uns erhaltenen Stellen des Werks, das wir besprechen, ist dieser Gegenstand kaum berührt, doch können wir seine Ansichten über diesen Punkt

aus einzelnen faſt gleichzeitigen Andeutungen und gelegentlichen Aeußerungen wohl ziemlich ergänzen. Sicher iſt, daß Humboldt hier durchaus nichts Uebertriebenes forderte. Er würdigte die Veränderungen, die das Zuſammenleben der Völker in größern Maſſen herbeigeführt hat und erkannte auch die Vorzüge der monarchiſchen Verfaſſungen an. Was die Form dieſer Verfaſſung anlangt, ſo können wir bei einem Mann wie Humboldt vorausſetzen, daß er der geſchichtlichen Entwicklung nicht durch Feſtſtellung unveränderlicher Normen entgegentrat. Bei dieſer Entwicklung hängt ja das Meiſte von dem Charakter, dem ganzen Leben und der äußern Lage der Nation ab. Deshalb vermag der philoſophiſche Politiker nur höchſt allgemeine und negative oder hypothetiſche Sätze aufzuſtellen. Dies thut auch Humboldt. So weiſt er zum Beiſpiel rein demokratiſche Ideen entſchieden zurück. Schon an Kant war ihm ein manchmal zu grell durchblickender Demokratismus nicht nach ſeinem Geſchmacke.[10]) Der Geiſt der Republik und Monarchie läßt ſich nun einmal nicht vereinen, oder nur durch Inſtitute, die die fortſtrebende Menſchheit eher zertrümmert, als aufrichtet. Wir haben geſehen, welchen Weg Humboldt einſchlug, die Menſchen vor dem gefährlichen Einfluß der Staatsgewalt möglichſt zu ſchützen. Während er aber die Wirkſamkeit derſelben durchaus in engere Grenzen einſchloß, zerſtörte er dennoch den Charakter der Einherrſchaft nicht, ſondern erkannte vielmehr auch der monarchiſchen Staatsgewalt, in der ihr zuſtehenden Sphäre, größere Selbſtſtändigkeit zu, als mit demokratiſchen Anſichten vereinbar iſt. Aber auch dieſe Selbſtſtändigkeit kann gar wohl mit Beſchränkung und in conſtitutioneller Form beſtehen, ja ſie muß, früher oder ſpäter, dieſe Form

10) Siehe oben Seite 67.

annehmen, wenn sie nicht mit dem Freiheitsgeist der Einzelnen und Nationen einen Kampf auf Leben und Tod, d. h. einen sehr ungleichen Kampf bestehen will. Humboldt war weit entfernt, die unbeschränkte Regierung als eine irgend vervollkommnetere oder der Idee des Staats und den Rechten der Einzelnen entsprechende anzusehen. Wie alle Unbefangenen forderte er als Bedingung dessen: Theilung der gesetzgebenden Macht zwischen der Staatsgewalt und dem Volke, möglichste Oeffentlichkeit aller Regierungshandlungen, endlich Controle der Ausübung des Gesetzes durch die Regierten d. h. auch hier durch Repräsentanten derselben. Das Princip der Theilung der gesetzgebenden Macht besteht darin, daß von keinem beider Theile einseitig eine gesetzliche Neuerung oder Aenderung des Bestandes der Staatseinrichtung durchgesetzt werden könne. Es ist dies die Theorie der Gegenwirkung und Transaktion, die, so manche Streitfrage noch zu lösen sein mag, die Einsichtigen täglich mehr gewinnt und in Deutschland, trotz aller Hemmung von andrer Seite, schon einen urbaren Boden gefunden hat. — Wie dann diese Verfassung im Einzelnen durchgebildet werde, hängt von der fortschreitenden Individualentwicklung des Volkes ab; und hier wird es dann die Aufgabe des auf das Maß und Gewicht gegebener Zustände raisonnirenden Politikers, die Bedürfnisse eines Volkes in einem bestimmten Zeitalter recht scharf in's Auge zu fassen, wovon uns z. B. Dahlmann ein so tüchtiges Beispiel gegeben hat. — Ist es aber auch am Platze, die constitutionellen Formen bei einem Volke einzuführen, das, so vorbereitet und würdig es durch seine übrige Bildung sei, für das Gemeinleben wenig Sinn zeigt und gerade in diesem Punkt die Schwäche unserer neueren Cultur recht auffallend an den Tag legt? Wäre es z. B. bei den Deutschen vor der Jenaer Schlacht die rechte Zeit gewesen, dergleichen einzuführen? Auch Hum-

boldt würde dies bezweifelt haben. Als aber in dem heldenmüthigen Kampf gegen den auswärtigen Feind ein nationaler und politiſcher Sinn zu erwachen begann und man von vielen Seiten laut nach Verfaſſungsformen begehrte, da fühlte jeder Freiheitsliebende, daß etwas Dauerndes an dieſe Bewegung zu knüpfen, daß nur durch ein wahrhaft öffentliches Leben der kaum erweckte Sinn angefacht und fortdauernd geſtärkt werden könne. Da war auch Humboldt von der Ueberzeugung durchdrungen, daß, mit einſtweiliger Ausnahme des ſo vielfältig zuſammengeſetzten und zu einem weſentlichen Theil auf außerdeutſchen Grundlagen ruhenden Oeſterreich, für alle deutſchen Staaten die Aufnahme eines wirklich conſtitutionellen Lebens Pflicht und für Preußen zumal eine Nothwendigkeit ſei. Wohl hätten früher dieſe Forderungen hinausgerückt werden können, wenn die Regierungen, wenigſtens in den Theilen des Staatslebens, die ihre Exiſtenz nicht berühren, ſich ſelbſt mehr Schranken gezogen und die Individual- und Communalfreiheit nach Kräften gefördert hätten. Es mochte auch, als nun einmal die Zeit erfüllet war, in einem Staate größere Schwierigkeit haben und etwas mehr Zeit und Vorbereitung koſten, jene Formen geſetzlich in's Leben zu rufen. Aber der Wille mußte da ſein, das Ganze und nicht blos die Unterlagen wirklich zu fördern und zu geben; man durfte die Abſicht nicht, wie gewiſſe Verhandlungen im engliſchen Parlament durch Vertagung auf ungewiſſe Zeit, gänzlich fallen laſſen. — Man glaube jedoch nicht, daß Humboldt ſeine eigne, höchſte Richtung aus dem Auge verlor, da er die Beſtrebungen für conſtitutionelle Freiheit mit ſeinem ganzen Gewicht unterſtützte. Auch jetzt war es die Wirkung auf die Individuen und die Nation, die er vorzugsweiſe im Sinn hatte. Er hatte nur die Grundrichtung nach dem dringenden Bedürfniſſe unſrer Nationalität modificirt. Der Deutſche wird zur

allſeitigern Entwicklung ſeiner Individualkraft nur gelangen, wenn er auch auf das gemeine Weſen den Sinn wendet. Da er nun ſo gewohnt iſt, ſich von dem Ganzen leiten zu laſſen, kann ſein Sinn dafür auch nur durch eigne Theilnahme an dieſem Ganzen erfriſcht werden. Ganz beſtimmt drückt ſich Humboldt hierüber in einem Schreiben vom Jahre 1819 aus, auf das wir ſpäter noch unſer Auge richten. „Daß der weſentliche Nutzen landſtändiſcher Einrichtungen," heißt es darin, „in der Erweckung und Erhaltung eines wahrhaft ſtaatsbürgerlichen Sinnes in der Nation geſucht werden muß, in der Gewöhnung der Bürger, an dem gemeinen Weſen einen, *von iſolirender Selbſtſucht abziehenden Antheil* zu nehmen, zu dem Wohle deſſelben von einem, durch die Verfaſſung ſelbſt beſtimmten Standpunkt aus mitzuwirken, und ſich auf dieſen, *mit Vermeidung alles vagen und zwecklos aufs Allgemeine gerichteten Strebens*, zu beſchränken, darüber müſſen Alle einig ſein, welchen ein Urtheil über dieſen Gegenſtand gebührt." Das iſt offenbar noch unſer Humboldt von 1792. Er hat ſich in ſeiner praktiſchen Richtung nur enger an das dringende Bedürfniß der Nation angeſchloſſen und ſichtbarlich durch billige Zugeſtändniſſe an das Allgemeine ſeine Individualtheorie vollendet.

Daß Humboldt ſchon in früherer Zeit die oben aufgeſtellten Grundzüge der Theorie der Wechſelwirkung in ſeine Spekulation aufgenommen hatte, wollen wir, zu Beſeitigung jedes Zweifels, näher belegen. Merkwürdig genug nämlich war es *Gentz* in ſeiner unbefangneren Zeit, der, in einem Aufſatze ſeiner deutſchen Monatsſchrift, Oktober 1795, S. 112—144, eben dieſe Theorie, ſchärfer als vielleicht irgend einer ſeiner Zeitgenoſſen deducirte und in ihren einzelnen Theilen unterſuchte. „Jenſeits der Theilung der Macht," ſagte damals auch Gentz, „iſt keine brauchbare Regierungs-

form mehr zu ſuchen.“ Nur einigen acceſſoriſchen Sätzen der Gentziſchen Entwicklung ſtimmte Humboldt gewiß nicht bei, da ſich der Verfaſſer hier ſchon wieder an das Vorbild eines beſtimmten Staates, und zwar die engliſche Verfaſſung, gefangen gegeben hatte. So viel Bewundernswerthes das britiſche Staatsgebäude bietet, kann es Humboldt doch gewiß nur inſofern für muſterhaft gehalten haben, als es die Thätigkeit der Staatsgewalt in möglichſt enge Grenzen gewieſen. Dagegen hatte die Hauptentwicklung des Gentziſchen Aufſatzes ſeinen Beifall. „Gentz“, ſchreibt er 13. Nov. 1795 an Schiller, „hat im Oktober ſeiner Monatsſchrift einen äußerſt braven, politiſchen Aufſatz gemacht, der Ihnen gewiß wegen der Strenge der Deduktion nicht wenig gefallen wird.“ Kaum brauchen wir zu wiederholen, daß in den übrigen Theilen der innern Politik Humboldt auch von der damaligen Anſchauungsweiſe Gentzens himmelweit entfernt war. Denn in dieſer wurde nie der Drang nach individueller Freiheit — der Wurzel wie dem Gipfel aller Freiheitsprincipien — heimiſch. Auch ſein einſtmaliger Conſtitutionalismus war mehr ein dem Verſtande abgenöthigtes, partielles Zugeſtändniß; es war auch nie ein abſoluter, ſondern nur engliſch-ariſtokratiſcher. —

Noch haben wir weder von der Methode der Behandlung geſprochen, die in dieſen Humboldt'ſchen Aufſätzen zu Tage tritt, noch von der äußern Form der Darſtellung, welche darin waltet. Wir wollen auch wenig darüber ſagen. Denn da dieſelben Vorzüge und Eigenthümlichkeiten, die dieſen Abhandlungen nachzuſagen wären, in allen philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Arbeiten Humboldt's faſt gleichmäßig wiederkehren, ſo faſſen wir dieſen Gegenſtand lieber an den Stellen ausführlicher zuſammen, wo wir Humboldt's intellectuelles Vermögen überhaupt und insbeſondere ſeine Forſchungs- und Darſtellungsgabe näher zu würdigen ganz

beſonders veranlaßt ſind. — Eine ſolche Veranlaſſung bietet uns z. B. gleich demnächſt ſein Verhältniß zu Schiller, einem Geiſte, dem er ſo nahe verwandt und von dem er dennoch ſo ſichtbar unterſchieden iſt. Beide Männer ſtehen zugleich in ſo ähnlicher Beziehung zu Kant, in Annährung und Entfernung. Dann werden wir finden, daß Humboldt da, wo er ſich weder mit Schiller noch Kant paralleliſiren läßt, nicht ſelten an Leſſing erinnert. Manches hat er mit dem Geiſt ſeines Bruders, des Länder und Völker Ueberſchauenden, gemein; Andres mahnt uns an Göthe's ſtille, auf einen Punkt concentrirte Betrachtung. Faſſen wir dann das Ganze zuſammen, ſo finden wir, auch in der Form und Methode, den Abdruck des eignen, unvergleichlichen Genius, deſſen Grundzüge wir im Eingang dieſes Buches zu charakteriſiren verſucht haben.

Schon aus dieſen philoſophiſch-politiſchen Aufſätzen ſpricht der ganze Charakter Humboldt'ſcher Forſchung und Darſtellung, wie ſie überhaupt zu dem Bedeutenſten gehören, was er geſchrieben. Es herrſcht die kritiſch-anthropologiſche Methode, die überall an die innerſte Empfindung des eignen und an die ſicherſten Erfahrungen des Menſchengeiſtes und der menſchlichen Natur überhaupt anknüpft und ſelbſt da, wo ſie bis auf die höchſten Spitzen der Ideenwelt folgen muß, die Grenzen unſeres Erkennens nicht überſchreitet. Ueberall waltet der Adel und Drang ſeiner Natur: auch das Einzelſte hebt er zum Allgemeinen empor, auch das Gewöhnliche veredelt ſich in ſeiner Hand. Die Darſtellung ſelbſt iſt nur der Abdruck ſeines Weſens, voll Seele, ſo tief eingrabend, manchmal wie auf Fittigen des Dichters getragen, und doch ſtets zur reinſten Klarheit emporarbeitend, nichts Künſtliches und Geſchraubtes, völlig geſund, das Zeugniß ſtrengen Wahrheitſuchens an der Stirn tragend, und doch in der kühlſten Selbſtentäußerung noch von der

Geiſtesfülle und der Empfindung der ganzen Individualität belebt — dabei auch der Ausdruck ein Spiegel dieſes Charakters, die Seele mit leichter Hülle bedeckend, ſo willig in die Tiefe geleitend und doch ſo licht, ſo einfach, ſo ohne Schminke und Ueberredungsgier, daß wir uns von nichts gefeſſelt fühlen können als von der Wahrheit und dem eingebornen Reiz, der an der tiefen und einfachen Innigkeit ſeiner Worte haftet. Denn welchen Stoff er erfaſſe, den ideenvollſten oder den allertrockenſten, immer durchdringt er ihn mit dem vollen Gehalt ſeines Weſens. Daher die große Gleichartigkeit in der Behandlung. Weder die Zeit, noch der Gegenſtand übt Gewalt über ihn: es iſt immer derſelbe, den wir in allen Formen und Verhältniſſen wieder finden. „Es zeigt ſich darin" — ſagt der vertraute Kenner dieſes Geiſtes — „eine eigenthümliche Größe, die nicht aus intellektuellen Anlagen allein, ſondern vorzugsweiſe aus der Größe des Charakters, aus einem von der Gegenwart nie beſchränkten Sinn und aus den unergründeten Tiefen der Gefühle entſpringt."[11])

Wenn der Gang der Entwicklung in dieſen Aufſätzen von 1792 zuweilen etwas deſultoriſches hat, ſo liegt die Schuld davon in der Anlage des Ganzen, deſſen Inconvenienz wir ſchon hervorgehoben. Manches würde in helleres Licht getreten ſein, wenn es nicht hier, in einer politiſchen Schrift, zu kurz und epiſodiſch hätte abgehandelt werden müſſen. Hie und da ringt noch der Ausdruck mit der Bewältigung des Gedankens, was ſeinen Grund in der Schwierigkeit der Unterſuchung, zuweilen aber auch in der noch nicht vollendeten Uebung des Verfaſſers hat, wobei wir jedoch nicht vergeſſen wollen, daß das Ganze die letzte Durchſicht und Feile noch nicht erhalten hatte.

---

11) Alexander v. Humboldt, in der Vorrede zu des Bruders Geſammelten Werken.

Aus dem vorigen Abſchnitt erſahen wir, wie gründlich Humboldt die Schattenſeite der modernen Cultur beurtheilte und auf welchem Wege er ihr aufzuhelfen verſuchte; in dieſem beſchäftigt uns das Studium, das ihm am förderlichſten dünkte, dieſe Einſicht zu erhöhen und das Bild des allſeitig entwickelten Menſchen zu erfaſſen — das Studium des Alterthums und beſonders der Griechen. Humboldt nahm durchweg ein reges Intereſſe an alterthümlichen, ja ſelbſt uncultivirteren Zuſtänden, namentlich ſüdlicher Völker, weil man bei ihnen meiſt ein kräftigeres Naturleben antrifft, als bei den neueren und nördlich gelegenen Nationen. Daher verweilte er ſchon mit beſonderm Antheil unter Italienern und Spaniern; ja die Ueberreſte des Vaskiſchen Volkes reizten ihn noch zu vieljährigen Unterſuchungen. Als er zuerſt nach Italien zu gehen beabſichtete, erwartete er von dieſer Reiſe und dem Studium der Italiener zugleich eine große Erweiterung ſeiner Menſchenkenntniß. „So viel ich ſie jetzt kenne," ſchrieb er (12. Okt. 1795), an Schiller, „muß ſie mit und neben aller Cultur ſehr viel urſprüngliche natürliche Menſchheit zeigen, wenn gleich, da die ſinnlichen Triebe und Anlagen vorzüglich ausgebildet ſcheinen, keine ſehr hohe. Sie muß formloſer ſein, als irgend eine andere Nation und daher äußerſt zweckmäßig gewiſſe Seiten der Menſchheit aus ihr kennen zu lernen. Sie muß darin ſehr mit den Alten übereinkommen, gleichſam ihr zurückgebliebener Schatten ſein. Von dieſer Seite greift ſie ſo in Alles ein, was mich intereſſirt und beſchäftigt, daß ich einer anſchaulichen Kenntniß von ihr mit großem Verlangen entgegen ſehe." Rom ſelbſt erſchien ihm als der leibliche Inbegriff jener Vergangenheit, — die ihn am gewaltigſten feſſelte. Rom hielt er wie dazu gemacht, die Bildungsgeſchichte der Menſchheit daran zu ſtudiren. Am kräftigſten äußerte er ſich noch

einmal darüber [1]) in seiner Beurtheilung von Göthe's zweitem römischen Aufenthalt, die er im Jahre 1839 schrieb. An dem Geiste des Alterthums, sagt er, mußte sich die neuere Bildung emporschlingen, um sich zu etwas allseitiger Vollendeten zusammenzuwölben, — und zwar vor allem an dem Geiste der Griechen. „Denn was aus dem Alterthum herüber auf uns am innerlichsten und geistigsten wirkt, gehört dem griechischen Geist an, der, indem er gleich einer natürlichen Blüthe, aus dem Lande und Volke emporwuchs, wie vom Weltschicksal gestempelt erscheint, die Bildung künftiger Jahrtausende in sich zu tragen." Das alte Rom war nur eine Ergänzung des Hellenenthums, aber eine sehr wichtige und wesentliche. Denn „die griechische Bildung erhielt nicht blos in der römischen eine bewunderungswürdige Zugabe, sondern hätte auch schwerlich, ohne die römische Macht, Dauer und Verbreitung gewonnen." Auch „unsere heutige Bildung ruht in ihren wesentlichsten Punkten auf der Grundlage des Alterthums, Kunst und Wissenschaft auf Griechenland, Gesetze und Einrichtungen auf Rom, so viele Dinge, die uns im täglichen Leben umgeben, auf beiden. Kein uns bekanntes Zeitalter hat so, wie das unsrige, den bildenden Gegensatz eines früheren erfahren, das vollkommen geschichtlich ist, aber weil wir so viele Verknüpfungspunkte der Wirklichkeit theils nicht kennen, theils absichtlich übersehen, vor uns mehr als ein Werk der Einbildungskraft dasteht. Denn wir sehen offenbar das Alterthum *idealischer* an, als es war, und *wir sollen es*, da wir ja durch seine Form und Stellung zu uns getrieben werden, darin Ideen und eine Wirkung zu suchen, die über das, auch uns umgebende Leben hinausgeht. Von diesem idealisch angeschauten Alterthum ist uns *Rom* als das sinnlich-

1) Vgl. W. II. 127—9.

lebendige Bild ſtehen geblieben. Die Erklärung, wie jene, um ſie kurz zu benennen, idealiſche Eigenthümlichkeit des Alterthums ſich aus der hiſtoriſchen Wirklichkeit entwickelte, (da jene Wirkung doch auf keiner Täuſchung beruht) iſt die Geſchichte ſchuldig, allein bis jetzt von keiner Geſchichte Griechenlands irgend vollſtändig geleiſtet worden."

Den höchſten Genuß und die tiefſte Belehrung ſchöpfte Humboldt aus dem Studium des griechiſchen Alterthums und der von ihm auf uns gekommenen Werke. Er ſah darin nicht blos das Mittel für ſeine eigne Ausbildung, ſondern er forſchte an dieſem Gegenbild zugleich den gebrechlichen Seiten unſerer neueren Cultur nach. Auf die Cultur der Alten ſtützt ſich, nach Humboldt's Anſicht, ein großer Theil unſerer Einrichtungen und unſerer Bildung. Dagegen haben wir unendlich viel gegen die Griechen verloren, was zur allſeitigen Entwicklung ächter Menſchheit unentbehrlich iſt. Durch nichts ſo leicht aber als durch das Studium der Griechen können wir dieſe Einſicht erhöhen, und nicht nur unſere eigene Bildung vervollkommnen, ſondern zugleich erkennen, was uns Neueren überhaupt abgeht, was wir eifrig erſtreben müſſen. Die Griechen waren ein Volk, das vor allen andern eine ſeltene Höhe der Cultur mit einem bewundernswerthen Grad urſprünglicher Menſchheit, Kraft und Natürlichkeit vereinigte. Darin überragen ſie alle neueren, namentlich die nördlichen Völker gewaltig, wenn dieſe auch zum Theil die Alten an Cultur überflügelt haben. Aber trotz dieſer Cultur und gerade durch ſie müſſen wir früher oder ſpäter zu der Ueberzeugung kommen, daß die Menſchheit, um ſich wahrhaft ihrem Ideale zu nähern, auch jene natürlichen Kräfte wieder mehr zu entwickeln habe. Allerdings — und dies hat Humboldt gewiß nicht verkannt — werden wir in dieſer Rückſicht nie auf die Stufe eines Volkes gelangen, das alle Vorzüge, nicht allein eines ſchö-

neren Himmels, ſondern auch eines jugendlichen Weltalters und zwar im eminenten Maße genoß, ſo wie wir Neueren es auch in der Kunſt als ſolcher gewiß nie bis zu griechiſcher Vollendung bringen werden. Mag es uns aber auch immerhin zum Troſt dienen, daß wir uns in vielen Stücken der innern, rein geiſtigen Cultur den Griechen überlegen fühlen dürfen, und daß wir ſogar in der Kunſt durch Gehalt zu erſetzen vermochten, was uns in der Form unerreichbar blieb, mag ſich vor allen der Deutſche rühmen, in den höchſten Kreiſen der Wiſſenſchaft und ſelbſt der Kunſt den Griechen noch am nächſten gekommen zu ſein; dennoch — und dies iſt das Gefühl der Beſten unter uns — müſſen auch wir, und vor allen wir, von der verlorenen Natur ſo viel als nur immer möglich wieder zu erlangen ſuchen, und wie wir ſchon in der Kunſt unſre Vervollkommnung dem Anſchluß an ein Vorbild verdanken, das, tiefer in der Natur wurzelnd, zu ſo ſchönen Formen gelangte, alſo auch unſer volles Daſein im Wetteifer mit dieſem Vorbilde ergänzen. In der Naturkraft und in der Formenſchönheit liegt hauptſächlich das, was die Alten auszeichnet, was wir erſt zu erringen ſuchen müſſen. In der Kunſt wurde uns dies leichter möglich: da wirken einzelne hervorragende Geiſter; die erkennen früher, was zur höhern Entwicklung Noth thut und ſchwingen ſich mächtig über das Zeitalter. Solch einem Vorgang verdanken wir das Größte, was Göthe und Schiller errungen haben. Ueberhaupt konnte bei den Deutſchen — da ihre innere Begabung ſich durchaus ſchneller entwickelte — die Blüthe einer noch immer wunderſam vollkräftigen Litteratur der eigentlichen Lebensentwicklung voraneilen, ja jene wurde, ob ſie auch einerſeits ſichtbar genug das Produkt ihrer Zeit blieb, andrerſeits auch ein Vorbild und gleichſam eine Vorentwicklung unſeres lebendigen Daſeins. Doch in dieſem ſelbſt wurde, was uns mangelt, was uns heben kann, bis jetzt viel ſchwächer

empfunden und langſamer begriffen. Wie Wenige nur erlangen ein Bewußtſein darüber, was das Alterthum war, wie viel wir ihm ſchon verdanken, wie unendlich mehr noch wir uns an ihm bilden ſollten! Haben wir nicht vielmehr ſo manche Reaktion gegen den doch immer nur leiſen Einfluß unſerer claſſiſchen Studien erlebt? Dennoch haben wenigſtens die vorzüglichſten Geiſter die Wahrheit, die hier angedeutet wird, vorausgegriffen und mehr oder minder klar empfunden, daß, unbeſchadet der tieferen Innerlichkeit und freieren Selbſtentwicklung, alſo des Grundprincipes, das, wenigſtens in der Idee, die Neueren beherrſcht, dieſe dennoch und gerade um ihr Ziel zu erreichen, ſo viel an ihnen iſt, auch das wieder zu erlangen ſtreben müſſen, was die alte Welt in ſo hohem Grade voraus hat. Gleicht denn ein Individuum von ſo überwiegend geiſtiger Bildung und ſo wenig ſinnlich natürlicher und urkräftiger Menſchenart nicht mehr einem vollendeten Skelett als einem vollkommnen Menſchen? Das fühlten faſt alle großen, und vor allen die größten Geiſter unſrer Nation. Durch unſere ganze Litteratur geht ein mächtiger Zug nach der antiken Welt. Es gäbe ein denkwürdiges Werk, wenn man einmal unſere ausgezeichnetſten Köpfe lediglich unter dieſen Geſichtspunkt vorüberführen wollte: einen Leſſing, Winckelmann, Herder, Göthe, Voß, Heinſe, Schiller, die Schlegel, beſonders den jüngeren Bruder vor ſeiner katholiſchen Zeit, auch Schelling in ſeiner Jugend, Hölderlin, Hegel, Niebuhr, ohne der bloßen Alterthumsforſcher vom Fach hier zu gedenken. Wer würde aber unter den Genannten nicht den ſogleich vermiſſen, der dies Bedürfniß der Neueren vielleicht am tiefſten erkannt und gewiß am ſchärfſten ausgeſprochen hat, ja der, wie Wenige ſeiner Landsleute, in der hohen und allſeitigen Durchbildung ſeines Weſens und in der Tüchtigkeit ſeines Charakters den fruchtbringenden Einfluß antiker Studien

und Geſinnungen wie verkörpert darſtellt. Humboldt's ganze Lebens- und Menſchenanſicht kräftigte ſich an jener vergangenen, naturfriſchen und doch ſo hoch gebildeten Welt; er ſenkte ſich recht eigentlich in die ſo entgegengeſetzten Zuſtände, um dann mit höheren Schätzen an die unſrigen heranzutreten; auch fand er faſt nirgends dieſen Hochgenuß als an den Ueberreſten der Alten, das ſinnige Anſchauen jener Welt gewährte ihm eine Befriedigung wie die Mitwelt ſelten, und auch dann nur in Kunſt und Wiſſenſchaft. Von Humboldt, der ohnedies mehr im Reiche der Ideen lebte, kann man mit Recht ſagen, daß er in die auf das Gegenwärtige und Nächſte gerichtete Betrachtung nie ganz aufging, ſondern die Dinge immer auch ſo anſah, wie ſie ſein würden, wenn die Kraft der Alten unſer Daſein erhöhte, wenn der Strom, der die Dinge fortreißt, zugleich an jenen Ausgangspunkt wieder angelangt wäre, auf den wir mit ewiger Sehnſucht zurückblicken. Die Ideen waren ihm das Höchſte; in der Geſchichte und ſofern er nicht handeln mußte, auch in der Gegenwart, ſpürte er hauptſächlich den Entwicklungsgeſetzen nach; nur im Alterthum allein, das jene Ideenwelt, zwar auch beſchränkt, doch am ſichtbarſten verwirklicht hatte, konnte er, ſoweit ihm überhaupt möglich war, einem einzelnen Daſein anzugehören, ſich wohl und gleichſam heimiſch fühlen. —

Wir haben im Zuſammenhange berichtet, was ihn bewog, das Geſchäftsleben, in das er ſchon eingetreten war, wieder zu verlaſſen. Sogleich warf er ſich mit vollem Eifer in die Studien, die er, um ſeine höchſten Abſichten zu erreichen, erwählt hatte. So vergingen Jahre, in denen er ſich beinahe ausſchließend in die griechiſche Welt vertiefte. Aber ehe dieſe Zeit um war, ſehen wir ihn ſchon zu einer unendlich tiefern Auffaſſung des Alterthums gelangt, als ſelbſt die tüchtigſten Philologen jener Tage ſich rühmen

konnten, ſo daß wir uns nicht wundern, wenn die Ergründung dieſer Geſammtanſicht, die eigentlich nur das beiläufige Ergebniß ſeines Studiums geweſen war, jetzt zum Theil ſelbſt der Zweck dieſer Studien wurde. Wie er auf dieſen Weg gelangte, und was er zunächſt dabei im Auge hatte, zeigt uns ein Brief,[1]) den er ſchon im Jahre 1792 an F. A. Wolf ſchrieb: „Es iſt mir ſehr wahrſcheinlich", ſchrieb Humboldt damals, „daß ich die Weisheit haben werde, meine jetzige Lage nicht zu verändern, und wenn dies geſchieht, daß das Alterthum, und vorzüglich das griechiſche, meine ausſchließende Beſchäftigung ſein wird. Als Philologe von Métier kann ich nicht ſtudiren, das hindert meine einmalige Erziehung und Bildung, und wenn ich gleich jetzt nach allen meinen Kräften und Hülfsmitteln nach Gründlichkeit, auch in grammatiſchen Kleinigkeiten, ſtrebe, ſo bringt man es doch, wenn man ſo ſpät anfängt, nicht weit genug. Hingegen dünkt mich, hat mich meine Individualität auf einen Geſichtspunkt des Studiums der Alten geführt, der minder gemein iſt. Es wird mir ſchwer werden, mich kurz darüber zu erklären, und iſt doch das Reſultat ungefähr folgendes: es giebt allen Studien und Ausbildungen des Menſchen noch eine ganz eigene, welche gleichſam den ganzen Menſchen zuſammenknüpft, ihn nicht nur fähiger, beſſer, ſtärker von dieſer und jener Seite, ſondern überhaupt zum größern und edleren Menſchen macht, wozu zugleich Stärke der intellektuellen, Güte der moraliſchen, und Reizbarkeit und Empfänglichkeit der äſthetiſchen Fähigkeiten gehört. Dieſe Ausbildung nimmt nach und nach mehr ab, während ſie in ſehr hohem Grade unter den Griechen war. Sie nun kann, dünkt mich, nicht beſſer gefördert werden, als durch das Studium großer und gerade in dieſer Rück-

1) Mitgetheilt von Körte, a. a. O. I. 181—82.

ſicht bewunderungswürdiger Menſchen, oder, um es mit Einem Worte zu ſagen, durch das Studium der Griechen. Denn ich glaube durch viele Gründe, wovon einer der vorzüglichſten der iſt, daß kein anderes Volk zugleich ſo viel Einfachheit und Natur mit ſo viel Cultur verband und keines zugleich ſo viel ausharrende Energie und Reizbarkeit für jeden Eindruck beſaß, — ich glaube, ſage ich, beweiſen zu können, daß nicht blos vor allen modernen Völkern, ſondern auch vor den Römern, die Griechen zu dieſem Studium taugen. Das Studium der Griechen in dieſer Rückſicht alſo und die Darſtellung ihrer politiſchen, religiöſen und häuslichen Lage in ihrer höchſten Wahrheit, wird mich für mich ſo lange beſchäftigen, bis meine Aufmerkſamkeit gewaltſam auf etwas anderes gelenkt wird, oder ich damit auf's Reine gekommen bin, wozu aber, meinen Forderungen an mich nach, ſchwerlich ein Leben hinreicht." — Aus dieſen Schreiben geht hervor, daß Humboldt eben im Begriff war, ſich ganz in den Gegenſtand zu vertiefen und die ihm nachher geläufige Fundamentalbetrachtung über das Alterthum und das Studium deſſelben in ihrem ganzen Umfange hervorzuarbeiten. Er fuhr zwar Zeit ſeines Lebens fort, den Geiſt des Alterthums ſich immer eindringender zu vergegenwärtigen; doch ſchon vor Ende dieſes Jahres (1792) war, wie wir ſogleich berühren werden, die Auffaſſung des Ganzen, namentlich in ſeiner Bedeutung für uns, in ihm zur Reife gediehen. Ohne Zweifel war Humboldt, als er an dieſe Studien ging, ſchon tüchtig für ſie vorgeſchult. Wie hätte er ſonſt in ſo kurzer Zeit einen ſo weiten Ueberblick gewinnen können? So beſcheiden er, in obigem Briefe, von ſeinen blos philologiſchen Kenntniſſen ſpricht, ſo dürfen wir doch überzeugt ſein, daß er es auch vor dieſer Zeit darin ſchon ſehr weit gebracht hatte. Er, der nachher das Gebiet der Sprachen in ſo ungeheurer Ausdehnung beherrſchte, ſollte ſich nicht

ſchon früh in der griechiſchen feſtgeſetzt haben? Beſchäftigte ihn doch, wie wir bald ſehen werden, um dieſe Zeit auch ſchon die Philoſophie der Sprache! Wie ſoll man ſich aber bei einem Manne von Humboldt's Solidität eine Richtung dieſer Art ohne gründliche Kenntniß der alten und einiger neueren Sprachen nur denken können? Nein! Bei den Forderungen, die wir ihn durchweg an ſich ſelbſt machen ſehen, kann man in den angeführten Worten nichts als die achtſame Beſcheidenheit erkennen, mit der er dem eigentlichen Fachgelehrten, und beſonders einem Wolf gegenüber, in deſſen eigenſten Gebiete, nicht als ebenbürtig angeſehen ſein wollte. Verhehlt es doch um dieſelbe Zeit gegen Schiller keineswegs, daß er ſich „des Griechiſchen hinlänglich Meiſter fühle," um den ſchwerſten griechiſchen Dichter, den bis jetzt von Niemand ganz Bewältigten, in den Rhythmen der Urſchrift zu übertragen! Dagegen iſt es richtig, daß Humboldt, dem ja das Studium der Alten überhaupt nur als Mittel diente, eigentlich philologiſche Kenntniß nie, auch nur theilweis, zur Hauptaufgabe zu machen ſich bewogen fühlen konnte. Allein je tiefer er den Geiſt und das Leben der Alten ſich zu erfaſſen vornahm, deſto weniger konnte er irgendwo bei einer nur äußerlichen Kenntniß ſtehen bleiben, ſondern er mußte dann auch das ganze Gebiet dieſer Wiſſenſchaft, ſelbſt bis in grammatiſche Kleinigkeiten, verfolgen. Denn in der Wiſſenſchaft giebt es nichts, das an ſich den Namen Kleinigkeit verdiente. Sehr entſchieden ſprach dies Humboldt ſelbſt, ſchon im Jahre 1795, in einer kritiſchen Anzeige der Wolf'ſchen Odyſſee [3]) mit den Worten aus: „Es iſt ſchwer zu ſagen, was denn eigentlich Kleinigkeit heißen ſolle? Für denjenigen, der ſich gewöhnt hat, irgend ein Fach der Wiſſenſchaften mit philoſophiſchem Geiſt

3) Geſ. Werke, I. 264–65.

zu ſtudiren, hat kein Theil deſſelben eine abgeſonderte Wichtigkeit, ſondern jeder erhält dieſelbe nur durch ſein Verhältniß zum Ganzen. Nur durch den Geſichtspunkt auf's Ganze, nicht aber durch flüchtiges Vorübergehn vor dem ſcheinbar Geringfügigen, unterſcheidet ſich die geiſtvolle Behandlung von der pedantiſchen. Nun aber hängt in der Wiſſenſchaft alles mit allem zuſammen, und wenn der Kritiker z. B. die Sprache in ihrem ganzen Umfange ſtudiren muß, ſo iſt es ſchwer zu begreifen, wie er z. B. Accentuation und Orthographie übergehen, oder doch nicht erſchöpfend, ſondern allenfalls nur bis zu einem gewiſſen beliebigen Grad ſtudiren könne.“ So vertiefte ſich auch Humboldt bei allem, was er ſich einmal zur Aufgabe ſetzte, bis in die entlegenſten oder ſcheinbar unbedeutenden Theile, und trieb jedes Studium, deſſen er für ſeine Zwecke bedurfte, ſo, als wenn es an ſich Zweck und Beruf ſeines Lebens wäre.

Schon am Anfang des nächſten Jahres (1793) ſendete er Wolfen, von Auleben aus, eine Abhandlung über das Studium der Alten und vorzüglich der Griechen. Haben wir oben darauf hingewieſen, welche Wirkungen dieſes Studium auf die Neueren überhaupt hervorbringen ſolle — wornach es uns trachten und zu ringen lehre — ſo machte ſich Humboldt zur nächſten Aufgabe, es jedem Einzelnen zu ſeiner Selbſtbildung anzuempfehlen und ihm alle möglichen Beweggründe dafür an die Hand zu geben. Die Paragraphen dieſes Aufſatzes ſollten in den künftigen Geſprächen mit Wolf geprüft werden und dann als Grundlage ihrer weiteren Studien dienen.[1]) Wir haben oben ſchon erwähnt, daß er die Arbeit auch Dalberg und Schillern zur Begutachtung mittheilte. Doch im eigentlichſten Sinne war ſie Wolfen gewidmet. Denn dieſer war, unter den Denkern und Alter-

1) Körte, a. a. O. I. 183.

thumsforschern jener Zeit[5]) der Einzige, der weder durch die überlieferte Werthschätzung dieser Studien, noch daran befriedigt wurde, daß man im Einzelnen, wie z. B. besonders damals von Seiten unserer ersten Dichter, die Größe der Alten verehrte, ja ihr sichtbar nacheiferte, sondern der zugleich darauf ausging, das Alterthum tiefer in seinem Totalwerth, und bestimmter in seiner Wichtigkeit für uns zu erfassen. Er berührte daher Humboldt in diesen Studien am allernächsten. Da er aber diese Forschungen als Beruf trieb, so dachte er sogleich daran, ihre Ergebnisse auszubreiten, ja er steuerte auch dahin, eine Art Encyclopädie der Alterthumsstudien auf diese Grundansichten zu stützen, und so die Gesammtheit dieser Studien zur Einheit und Gliederung einer Wissenschaft zu erheben. Wolf erkannte ganz richtig, daß dies der einzige Weg sei, diese Studien den übrigen Forschungen und Strebungen unserer Zeit ebenbürtig zu erhalten. Er wäre auch sonder Zweifel, ohne irgend eine bedeutendere Anregung, zu einer ähnlichen encyclopädischen Behandlung gekommen, wie er sie nachmals in der bekannten „Darstellung der Alterthumswissenschaft" (in seinem und Buttmanns Museum. Berlin, 1807, B. I.) gegeben hat. Dagegen ist es wohl als gewiß anzunehmen, daß Wolf, ohne den anregenden Einfluß seines Freundes Humboldt, nicht leicht zu der tief philosophischen Grundansicht über das Alterthum und das Studium desselben gelangt sein würde, daß also dann der encyclopädischen Uebersicht zum Theil mindestens das rechte Fundament gefehlt hätte. Wolf hat dies auch mit edler Bescheidung anerkannt, und öffentlich ausgesprochen. Er citirt in der eben bezeichneten „Darstellung" (S. 126—29, 133—37), zur näheren Begründung

5) Wenn man nicht Barthelemy ausnehmen will, der wenigstens mittelbar, durch Darstellung der griechischen Welt, dieselbe Richtung verfolgte.

ſeiner Sätze, zwei Bruchſtücke aus der Feder eines Freundes, den er zwar nicht mit Namen nennt, aber ſo ſignaliſirt, daß ihn jeder Kundige leicht errathen konnte. Es ſeien dies, fügt er bei, einige in einem Briefwechſel zerſtreute Gedanken eines Gelehrten, wie man deren in unſern Zeiten höchſt ſelten unter Männern ſeines Standes finde. Mit dieſem habe er ſeit vielen Jahren gemeinſame Studien gepflegt. Dieſe Bruchſtücke, die durch einen angenehmen Zufall [illegible] in ſeine Hand gekommen, ſeien zwar vom Jahre 1[illegible]. Doch gehe ihnen dadurch nichts von der „Neuheit“ ab, die alles haben werde, „was der in Geſchichte und Philoſophie mit dem hellſten Blick und dem tiefſten Sinn forſchende Verfaſſer dem Publikum allzu lange vorenthalte.“ Zugleich machte Wolf darauf aufmerkſam, „wie viel er für dieſe Betrachtungen — die Geſammtauffaſſung des Alterthums — aus den mündlichen und ſchriftlichen Unterredungen eines ſolchen Freundes gelernt habe.“ Freilich vermochte auch gerade Wolf, wie nicht leicht ein Anderer, die Winke eines Humboldt zu verfolgen und ſomit auch das Fremde zu ſeinem Eigenthum zu machen. Wie viel Genuß und Belehrung konnte andrerſeits Humboldt aus dem Umgang eines in dieſer Sphäre wieder ſo ſelbſtſtändig heimiſchen und ihn doch ſo nah berührenden Freundes ſchöpfen! Allerdings mag auch die gleichzeitige Richtung unſerer großen Dichter und beſonders noch die Tendenz eines Ueberſetzers der Alten, wie Voß, die damaligen Forſchungen Humboldt's gefördert haben; eine klare, allſeitige Sympathie jedoch durfte er zunächſt nur bei Wolf zu finden gewärtig ſein. Demnach ſind unſtreitig dieſe Beiden als gemeinſame Begründer unſerer neueren wiſſenſchaftlichen Geſammtauffaſſung dieſer Studien zu betrachten. Humboldt betrieb dieſe Forſchungen zunächſt nur zu ſeiner Selbſtbildung oder für einen engeren Kreis; dieſem jedoch theilte er die Ergebniſſe auch aufs freigebigſte mit;

besonders Wolfen, der allerdings auch ehrenhaft genug war, da, wo er die gemeinsamen Resultate dem Publikum vorlegte, auf den grösseren Mitbegründer, ja, in gewissem Sinne, Urheber hinzuweisen. Die frühe Gemeinsamkeit dieser Studien und der Einklang ihrer Betrachtungsweise war auch der vorzüglichste Grund ihrer innigen, durch das ganze Leben fortdauernden Verbindung. Mit keinem andern unserer neuern großen Alterthumsforscher wurde Humboldt in gleichem Grade vertraut, wie mit Wolf, er ertrug selbst seine Schwächen, und würdigte auch da noch den hohen Geist, der in ihm wohnte, wo Andere nur die Vermessenheit, die ihn groß, aber eben so oft auch unleidlich machte, im Auge behielten.

Da Humboldt's Aufsatz über die Griechen nicht gedruckt worden ist, so muß uns jetzt Wolf's Darstellung des Alterthums[6]) zum Theil auch für jenen als Ersatz dienen. Doch tritt vielleicht auch jener selbst noch ans Licht. Sollte er sich nicht auch unter Wolf's Papieren, nur etwa von dessen Hand geschrieben, auffinden lassen?[7]) Im Uebrigen müssen wir uns bis jetzt mit den Bruchstücken, die Wolf, gleichsam als Commentar seines Textes, aufgenommen hat, und die, seiner Aussage nach, vom J. 1798 herrühren sollen, begnügen. Diese letztere Angabe ist aber sicherlich ein Irrthum. Denn aus allem, was wir bisher mitgetheilt haben, geht unzweifelhaft hervor, daß Humboldt sich erst seit Anfang 1792 so gründlich in diese Studien vertiefte. Wir sind daher der Ansicht, daß diese Bruchstücke, falls sie nicht der Abhandlung über die Griechen selbst entnommen wurden, aus gleichzeitigen Briefen, vielleicht aus denen an Wolf herstammen müssen. Daß eine bestimmte Person darin angeredet wird, widerspricht

6) Ist auch einzeln abgedruckt erschienen: Leipzig, 1833.

7) Ist er vielleicht gar in dem Manuskript erhalten, das Dr. Körte in dem Verzeichniß von Wolf's litterarischem Nachlaß, a. a. O. II. S. 291, also aufführt: „Ueber das Studium des Alterthums, insonderheit des Griechischen." (25 Bll. 4 to.)

der Zulässigkeit der ersten Vermuthung noch nicht, denn die Abhandlung konnte gar wohl in der Form eines Schreibens an den Genossen dieser Studien gerichtet sein.

Es wurde schon bemerkt, daß Humboldt zunächst weniger beabsichtigt, die Wirkung des Alterthumsstudiums auf die neuere Menschheit überhaupt, sondern vielmehr die auf jeden Einzelnen unter den Neuern darzustellen und ihm dasselbe unter den verschiedensten Gesichtspunkten ans Herz zu legen. Der Erfolg ist am Ende derselbe; aber die Ansprache wird so wirksamer. Auch hier faßt Humboldt vor allem das Individuum ins Auge, die Hoffnungen für das Ganze, die noch dazu Vielen chimärisch dünken könnten, der Natur der Dinge überlassend.

Wolf machte es ebenso und mußte es wohl für seinen Zweck. Wie Humboldt betrachtet er das Studium der Griechen als das förderlichste Hülfsmittel für die Bildung des Menschen zu ächter und allseitiger Menschlichkeit. Beide Männer waren die Ersten, die diese Totalwirkung als den eigentlichen Zweck dieser Studien erkannten und diese Ansicht mit voller Schärfe und Klarheit entwickelten. Blicke man nur einmal auf Heyne, Wolf's unmittelbaren Vorgänger, zurück. Wenn dieser das Studium der Alten empfahl, hatte er vorzüglich das Poetische im Leben der Alten und den poetischen Geist der alten Dichter vor Augen. Gewiß war es schon ein Fortschritt, den Heyne that, indem er es bei diesem Studium besonders auf Bildung des Geschmacks, Veredlung des Gefühls, ja auf Vervollkommnung unserer ganzen *moralischen Natur* abgesehen wissen wollte. Aber die *Nothwendigkeit* dieser Studien für alle nach höherer Menschenbildung Strebenden bleibt immer problematisch, so lange das Ziel, das hier erreicht werden soll, nur ein ästhetisches oder höchstens ästhetisch-moralisches ist. Es darf Einer des ästhetischen Organs nur ganz ermangeln so wird man ihm

ſchwerlich einreden, daß ihm dieſe Bildungsſchule auch nur das Mindeſte nützen werde. Zwar trug Heyne viel dazu bei, das Alterthum in weitere Kreiſe einzuführen, aber — er that noch immer viel zu wenig, dies Studium in ſeiner abſoluten Nothwendigkeit für unſre moderne Cultur darzuſtellen. Erſt Humboldt und Wolf gelang es, dies höchſte Ziel der Alterthumsſtudien in ſeiner ganzen Bedeutung zu erfaſſen. „Es iſt," ſagt Wolf, „dieſes Ziel kein anderes als die Kenntniß der alterthümlichen Menſchheit ſelbſt, welche Kenntniß aus der durch das Studium der alten Ueberreſte bedingten Beobachtung einer *organiſch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung* hervorgeht." Kein niedrigerer Standpunkt als dieſer kann allgemeine und wiſſenſchaftliche Forſchungen über das Alterthum begründen; kein geringerer iſt hinreichend, um die Meinung derer zu berichtigen, die in der claſſiſchen Bildung nur einen Luxus oder ein bloßes Herkommen erkennen wollen. Erſt ſo betrachtet, dürfen wir dem Studium der Alten den Ehrentitel *Humanitätsſtudium* beilegen; erſt ſo wird es — neben den Eindrücken, die unſer religiöſes Gefühl entwickeln — die höchſte Bildungs- und Erziehungsſchule der Menſchheit.

Iſt die Totalentwicklung ſeiner Kräfte in richtigem Verhältniß derſelben gegeneinander die Aufgabe des Menſchen, ſo kann ihm nicht leicht etwas ſo förderlich ſein, als was ihn über ſeine Entwicklungsfähigkeit unterrichtet und zugleich zum werkthätigen Streben anſpornt. Beides zu bewirken iſt aber nichts ſo vermögend, als ein großes Vorbild, ſchon das eines Einzelnen, und noch weit mehr das einer großen allſeitig entwickelten Nation. Ein ſolches Vorbild haben wir an den Griechen. Sie zeigen uns die urſprünglichen Kräfte und Richtungen des Menſchen in möglichſter Vollſtändigkeit entwickelt, ſie ſtellen die Menſchlichkeit am reinſten von innen heraus gebildet und am vielſeitigſten gebildet dar.

Mit ihnen müſſen wir uns vergleichen, wenn wir das Ziel unſrer Beſtimmung, eine vollendete Erhöhung unſrer Geiſt-, Gemüths- und Lebenskräfte ſchärfer in's Auge faſſen und unſchwerer erreichen wollen. Während uns ſonſt das Meiſte abſchreckt, was uns zur Selbſt-, was uns zur Menſchenkenntniß führen ſoll, iſt das Studium der Alten ſchon an ſich ein Genuß, ja einer Reiſe vergleichbar, die uns an den wunderbarſten Welterſcheinungen vorüberführt. Wie belehrend, wie ſchon an ſich den Geſchmack bildend iſt der Weg durch die Werke, die das Alterthum hinterlaſſen. Aber nicht blos eine äſthetiſche, ſondern eine viel allſeitigere Wirkung macht ſchon die bloße Beſchäftigung mit dieſen Werken, denn ſie ſchon ſetzt alle Seelenkräfte in gleichmäßigere Thätigkeit. „Um das Leben und Weſen einer vorzüglich organiſirten und vielſeitig gebildeten Nation mit Wahrheit zu ergreifen, um die längſt verſchwundenen Geſtalten in die Anſchauung der Gegenwart zurückzuziehen, dazu müſſen wir unſre Kräfte und Fähigkeiten zu vereinter Thätigkeit aufbieten; um eine als unendlich erſcheinende Menge fremder Formen in uns aufzunehmen, dazu wird es nothwendig unſere eigenen nach Möglichkeit zu vertilgen und gleichſam aus dem ganzen gewohnten Weſen herauszugehen. Hieraus entſpringt aber eine Vielſeitigkeit des Denkens und Empfindens, die in wiſſenſchaftlicher Hinſicht für uns Moderne eine ſchönere Stufe der Geiſtescultur wird, als es für den Weltmann die Fertigkeit iſt, ungewohnte Formen ſich anzueignen, die er eben ſeinen Abſichten angemeſſen glaubt.“*) — Dringen wir aber dann in den Geiſt dieſes Volkes ein, ſo begegnen wir einer Kraftentwicklung, wie ſie kein andres in gleichem Grade erreichte. „Nur im alten Griechenlande,“ ſagt ebenfalls Wolf, „findet ſich, was wir anderswo faſt überall

*) Worte Wolf's in der „Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft.“

vergeblich ſuchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meiſten ſolcher Eigenſchaften beſaßen, welche die Grundlage eines zu ächter Menſchheit vollendeten Charakters ausmachen; Völker von ſo allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daß nichts von ihnen ungeſucht gelaſſen wurde, wozu ſie auf dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgend eine Anregung fanden, und die dieſen ihren Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgeſinnten Barbaren und weit länger fortſetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umſtänden möglich geweſen wäre; die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menſchen ſo wenig vergaßen, daß die bürgerlichen Einrichtungen ſelbſt, zum Nachtheile Vieler, und unter ſehr allgemeinen Aufopferungen, die freie Entwicklung menſchlicher Kräfte überhaupt bezweckten; die endlich mit einem außerordentlich zarten Gefühle für das Edle und Anmuthige in den Künſten, nach und nach einen ſo großen Umfang und ſo viel Tiefe in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen verbanden, daß ſie unter ihren Ueberreſten, neben dem lebendigen Abdrucke jener ſeltenen Eigenſchaft, zugleich die erſten bewunderungswürdigen Muſter von idealen Spekulationen aufgeſtellt haben." — Bei aller Vielſeitigkeit war doch in allem Griechiſchen Ein Geiſt vorherrſchend; auch die Werke, die von ihnen herſtammen, tragen in Gehalt und Form das Gepräge des Nationalcharakters. Bei keinem andern höher cultivirten Volke athmet Litteratur und Kunſt ſo nationale Empfindungen, nirgends entwuchſen ſie ſo aus nationaler Sitte; ſelbſt die Wiſſenſchaft war bei den Griechen von Vorſtellungen und Anſichten des Volkes durchdrungen. Kein Volk ſchuf in ſolchem Grade original, denn mehr als alle höher gebildeten hatte es ſeine Cultur aus eigner innrer Kraft gewonnen. So erſcheint uns bei den Griechen überall ein eigenthümlicher, naturkräftiger, vielſeitiger und wahrhaft organiſcher Entwicklungsgang der Menſchheit.

Das sind die Grundzüge der Humboldt-Wolf'schen Betrachtung, die dann der Erstere noch auf mannigfache Weise in ihre Tiefen verfolgt. Nach Humboldt's Ansicht soll man die Werke der Alten stets mit Hinsicht auf ihre Urheber, auf die ganze Nation, auf die Periode, der sie entstammen, ins Auge fassen. „Nur diese Betrachtungsart", sagt er in den bei Wolf mitgetheilten Bruchstücken, „kann zu wahrer philosophischer Kenntniß des Menschen führen, insofern sie uns nöthigt, den Zustand und die gänzliche Lage einer Nation zu erforschen und alle Seiten davon in ihrem großen Zusammenhange aufzufassen. Das Streben nach einer solchen Kenntniß (da Niemand eigentliche Vollendung derselben hoffen darf) kann man jedem Menschen als Menschen, in verschiedenen Graden der Intension und Extension unentbehrlich nennen, nicht nur dem handelnden, sondern auch dem mit Ideen beschäftigten, dem Historiker im weitesten Sinne des Wortes, dem Philosophen, dem Künstler, auch dem bloß Genießenden. Um von dem Manne im größern praktischen Leben zu reden, wenn er wirklich des höchsten Zweckes aller Moralität, der wachsenden Veredlung des Menschen, eingedenk ist, so wird er durch kein Studium besser belehrt, was er moralisch unternehmen dürfe, und politisch mit Erfolg unternehmen könne; so daß von dieser Seite sein Verstand geleitet wird. Aber auch sein Wille wird dadurch geleitet. Alle Unvollkommenheiten des Menschen lassen sich auf Mißverhältnisse seiner Kräfte zurückführen: indem nun jenes Studium ihm die Totalität zeigt, werden die Unvollkommenheiten gewissermaßen aufgehoben, und es erscheint zugleich die Nothwendigkeit ihres Entstehens und die Möglichkeit ihrer Ausgleichung, wodurch das seither einseitig betrachtete Individuum nach diesem Ueberblick gleichsam in eine höhere Classe versetzt wird."

„Von dem blos genießenden Menschen," fügte Hum-

boldt noch hinzu, „ließe ſich eigentlich nichts ſagen, da der Eigenſinn des Genuſſes keine Regel annimmt. Aber ich ſetze mich hier in die Stelle, nicht gerade der edelſten Menſchen, aber der Menſchen in ihren edelſten Momenten. In dieſen nun ſind die vollkommenſten Freuden diejenigen, welche man durch Selbſtbetrachtung und durch Umgang in ſeinen mannigfachen Abſtufungen empfängt. Je höher ſolche Freuden ſind, deſto eher ſind ſie zerſtört ohne ein ſcharfes Auffaſſen des Seins unſerer ſelbſt und Anderer: aber dies iſt nicht möglich ohne eindringendes Studium des Menſchen überhaupt. Dieſen Freuden an die Seite treten billig diejenigen, welche der äſthetiſche Genuß der Werke der Natur und der Kunſt gewährt. Dieſe wirken vorzüglich durch Erregung der Empfindungen, welche von den äußeren Geſtalten, wie von Symbolen, geweckt werden. Je mehr nun lebendige Anſichten möglicher menſchlicher Empfindungen uns zu Gebote ſtehen, deſto mehr äußerer Geſtalten iſt die Seele empfänglich. Selbſt der ſinnliche Genuß wird vervielfacht, erhöht und verfeinert, indem die Phantaſie ihm das reiche Schauſpiel ſeiner möglichen Mannigfaltigkeit nach der Verſchiedenheit des Genießenden zugeſellt, und indem ſie dadurch gleichſam mehrere Individuen in uns vereinigt. Endlich mindert ſich durch eine ſolche Anſicht das Gefühl auch des wirklichen Unglücks. Das Leiden, wie das Laſter, iſt, näher betrachtet, immer nur partiell; wer das Ganze vor Augen hat, ſieht, wie es dort erhebt, wenn es hier niederſchlägt.“

„Laſſen Sie mich jetzt,“ ſagt Humboldt in dem zweiten vorhandenen Bruchſtück, „nur einige von den Seiten berühren, wodurch die Griechen ſich vor andern Völkern auszeichnen und die die genaueſte Kenntniß ihrer Nationalität zu den ſchönſten Abſichten unſerer Studien wichtig machen. Ich möchte dahin zuerſt den Reichthum an mannigfaltigen Formen rechnen, der ſich in ihrer ganzen Cultur zeigte; womit eine

ſolche Ausbildung des Charakters verbunden iſt, wie er in jeder Lage des Menſchen da ſein kann und da ſein ſollte, ohne Rückſicht auf individuelle Verſchiedenheiten und veränderliche Verhältniſſe. Der Menſch, den uns die griechiſchen Schriftſteller darſtellen, iſt doch aus lauter zugleich einfachen und großen und, von vielen Geſichtspunkten aus betrachtet, auch ſchönen Zügen zuſammengeſetzt. Beſonders heilſam muß das Studium eines Charakters, wie der griechiſche, in einem Zeitalter wirken, wo durch unzählige Umſtände die Aufmerkſamkeit vielmehr auf Sachen als auf Menſchen, mehr auf Maſſen von Menſchen als auf Individuen, mehr auf äußern Werth und Nutzen als auf innern Gehalt und Genuß gerichtet iſt, und wo hohe und mannigfache Cultur ſehr weit von der erſten Einfachheit abgeführt hat. In ſolchen Zeiten muß es ſehr heilſam ſein, auf Nationen zurückzublicken, bei welchen dies alles beinahe gerade umgekehrt war."

Der Grieche in der Zeit, in der wir ihn zuerſt vollſtändiger kennen lernen, ſtand noch auf einer ſehr niedrigen Stufe der Cultur. Er ſtrebte nur ſeine perſönlichen Kräfte zu entwickeln. Sein ganzes Weſen war um ſo mehr in Thätigkeit vereint, als er vorzüglich durch Sinnlichkeit afficirt und von dieſer am ſtärkſten ergriffen wurde. Dieſe Sinnlichkeit gab ihm ſo große innere Beweglichkeit, aber es hing mit ihr auch noch eine andre glückliche Fortentwicklung zuſammen. Humboldt beſchreibt dieſe alſo: „Als die Nation ſich noch nicht gänzlich aus dem Zuſtand der Rohheit herausgeholfen hatte, beſaß ſie ſchon ein ungemein feines Gefühl für jedes Schöne der Natur und der Kunſt und einen richtigen Geſchmack, nicht der Kritik, ſondern der Empfindung; und wiederum, als ſie ſchon das männliche Alter überſchritten hatte, finden wir bei ihr noch ein treues Aufbewahren jenes urſprünglich einfachen Sinnes. Daher blieb auch immer bei den Griechen die Sorgfalt für die geiſtige Bildung

ungetrennt von der für die körperliche, und stets von Ideen der Schönheit geleitet. Bewundernswerth ist hier besonders die sehr allgemeine Verbreitung des Gefühls für Schönheit unter der ganzen Nation; und nichts kann für unsere Welt wichtiger sein, als ein Auffassen dieses charakteristischen Zuges. Denn keine Art der Ausbildung ist überhaupt unentbehrlicher als diese, da sie das ganze Wesen zusammenfaßt, und ihm die wahre Politur und den wahren Adel ertheilt; zumal bei uns, wo es eine so große Menge von Richtungen giebt, die geradezu von allem Geschmack und Schönheitsgefühle entfernen müssen.

„In den bessern Zeiten von Athen (und auf diesen Staat müssen wir, als auf den am höchsten gebildeten, auch am meisten zurück kommen) in Athen machte bei einer solchen Sinnesart die freie Verfassung selbst eine so vielseitige Ausbildung nothwendig. Das Volk, vor dem der Staatsmann auftrat, gab nicht blos der Natur und Stärke seiner Gründe nach; es sah auch auf die Form, auf das Organ, auf körperlichen Anstand: so blieb für jenen keine Seite übrig, die er ungestraft vernachlässigen durfte. Allein die Eigenschaften, nach denen er zu streben hatte, bezogen sich alle eigentlich auf rein menschliche und allgemeine Bildung, nicht auf die Cultur besonderer Talente und Kenntnisse. Dieselbigen Vorzüge, [illegible] den Griechen zum großen Menschen machten, machten ihn auch zum großen Staatsmanne. So fuhr er, indem er an den öffentlichen Geschäften Theil nahm, nur fort, sich selbst höher auszubilden."

Am Schlusse dieses Fragments räth Humboldt noch, nicht bei den Perioden der feinsten griechischen Ausbildung zu verweilen, sondern, gerade im Gegentheil, ganz vorzüglich bei den frühesten Perioden. „Denn in diesen liegen die fruchtbarsten Keime des eigentlich schönen Charakters der Griechen." Es sei von da aus um so belehrender zu ver-

folgen, wie er ſich nach und nach veränderte und endlich ausartete.

Es war in dieſer Zeit ſogar Humboldt's ernſtlicher Plan — nicht blos dieſe Hauptandeutungen — ſondern geradezu „eine mit ausführlichen hiſtoriſchen Beweiſen belegte Schilderung des griechiſchen Charakters“ zu liefern. Er erwähnt es noch gegen Schiller (27. Nov. 1795), daß er ſich dies einmal vorgeſetzt hatte. Doch deutet er zugleich an, daß er dieſen Gegenſtand wegen ſeines zu großen Umfangs ſchon ſo gut wie aufgegeben habe und ſich jetzt auf eine Schilderung des dichteriſchen Geiſtes der Griechen zu beſchränken gedenke, eine Arbeit, die jedoch ebenfalls nicht zur Ausführung kam. Es lag ihm einmal in jenen Jahren wenig daran, das, was er ſich klar gemacht hatte, auch andern aufzuhellen. Wir müſſen uns daher, in dieſem Betreff mit den trefflichen Bruchſtücken begnügen, die allerwärts in ſeinen Schriften zerſtreut ſind und, als unvergleichliche Winke, hoffentlich dem zukünftigen Darſteller des griechiſchen Geiſtes und Lebens nicht verloren geben werden. Der Geiſt eines ſolchen Werks liegt in Humboldt's Andeutungen vorgezeichnet. Dieſen erfaſſe man und dann wird, geſtützt auf das was unſere Alterthumsforſcher nach dem Erſcheinen des Anacharſis ergründet haben, ein Werk zu Tage kommen, wie es Humboldt beabſichtete, ſelbſt zu liefern aber durch andere Strebungen, und vor allem durch die immer vorwärts drängende Richtung ſeines Geiſtes auf das Reich der Ideen, abgehalten wurde.

Von den in Humboldt's Schriften zerſtreuten Winken über den Geiſt und die Bedeutung des Griechenthums ſei hier nur noch *einer* herausgehoben, der zwar aus ſpätrer Zeit herrührt, aber nicht nur alle ſeine bisher angeführten Alterthumsbetrachtungen, ſondern zugleich die politiſch-nationalen Anſichten, die wir im vorigen Abſchnitt beleuchteten, auf höchſt bemerkenswerthe Weiſe ergänzt. Humboldt unter-

ſchied nämlich die Ueberlieferungen, deren auch Griechenland von außen theilhaft wurde, von der ganz ſelbſtſtändigen Weiſe, in der es ſich dieſelben zu eigen machte. Gerade in dieſer Umbildung des Fremden liegt das Wunderbare ſeiner Erſcheinung — in der „plötzlichen Entwicklung freier und ſich doch wieder gegenſeitig in Schranken haltender Individualität.“ „Denn das Bewundernswürdige der griechiſchen Bildung,“ ſetzte er hinzu, „und was am meiſten den Schlüſſel zu ihr enthält, hat mir immer geſchienen, daß, da den Griechen alles Groſſe, was ſie verarbeiteten, von in Kaſten getheilten Nationen überkam, ſie von dieſem Zwange frei blieben, aber immer ein Analogon beibehielten, nur den ſtrengen Begriff in den loſeren der Schule und freien Genoſſenſchaft milderten, und durch vielfachere Theilung des urnationellen Geiſtes, als es je in einem Volke gegeben hat, in Stämme, Völkerſchaften und einzelne Städte, und durch wieder eben ſo aufſteigende Verbindung, die Verſchiedenheit der Individualität zu dem regſten Zuſammenwirken brachten. Griechenland ſtellt dadurch eine, weder vorher, noch nachher jemals dageweſene Idee nationeller Individualität auf, und wie in der Individualität das Geheimniß alles Daſeins liegt, ſo beruht auf dem Grade der Freiheit, und der Eigenthümlichkeit ihrer Wechſelwirkung alles weltgeſchichtliche Fortſchreiten der Menſchheit.“ [9]) Dieſe Worte finden ſich in einer der merkwürdigſten Abhandlungen Humboldt's, und zwar aus dem Jahre 1820. Sie beweiſen uns auf's unverkennlichſte, 1) wie ſehr ſeine Anſchauung der griechiſchen Welt mit allen ſeinen Anſichten und Ueberzeugungen verflochten war, und 2) daß er in ſeiner ſpätern, praktiſchen

9) Geſ. Werke, I. 20.

Zeit dem Allgemeinen, ſei es Geſellſchaft, Staat oder Nation, angemeſſene Zugeſtändniſſe gemacht hatte, ohne damit von dem Mittelpunkt ſeiner Betrachtung, in der das Leben, die Berechtigung und das Gedeihen der Individualkraft als Zweck alles Seins und aller menſchlichen Einrichtungen feſtſteht, im Geringſten zu weichen. —

In dem Bisherigen haben wir den Kern aller Humboldt'ſchen Alterthumsbetrachtung und ſeiner Richtung dahin zuſammengefaßt. Ehe wir nun auf die ſonſtigen Alterthumsbeſchäftigungen und dahin einſchlagenden Studien und Uebungen Humboldt's den Blick wenden, ſei hier nur noch folgenden Bemerkungen Raum vergönnt. Viele werden zu der eben verkündeten Fruchtbarkeit des Studiums der Alten ungläubig den Kopf ſchütteln, und ſelbſt, wenn wir Humboldt's eigne Ausbildung und die Tüchtigkeit ſeines Charakters als glänzenden Beleg entgegen halten wollen, doch immer noch einwerfen, dieſer habe ſchon an ſich ſolche Anlagen und Eigenſchaften gehabt, auf die jenes Studium leicht bildend und vollendend einwirken konnte. Auf Tauſende dagegen werde dieſe Schule, wie ſchon die Erfahrung hinlänglich beweiſe, geringen Erfolg haben. Nun etwas Wahrheit liegt allerdings in dieſer Einwendung; doch läßt ſich weit mehr für das Gegentheil anführen. Gewiß iſt, daß immer eine gewiſſe Naturanlage, ein Grad von Vorbildung dazu gehört, um aus den Werken der Alten einen wahren Gewinn zu ziehen. Aber eben, weil „die Bäume doch nicht in den Himmel wachſen," iſt es um ſo nöthiger, die Fähigen dringend auf dieſe höhere Bildungsquelle hinzuweiſen, und ihnen bei rechter Zeit den wahren Werth dieſer Studien an's Herz zu legen. Endlich iſt ja auch zu hoffen, daß, wenn auch nur Wenige einen wahren Gewinn davon ziehen, nur Wenige ſich zu allſeitigerer Ausbildung anſpornen laſſen, dieſe Wenigen, ſchon

durch ihr bloßes Daſein, eine wohlthätige Rückwirkung auf Andre äußern werden. Dann thut es auch das Studium der Alten nicht allein. Wird einer z. B. körperlich gewandt, blos weil er die Claſſiker ſtudirt? Wer nicht den Geiſt der Alten einzuſaugen vermag, nicht ihren allſeitigen Uebungen nacheifert, mit Einem Worte nicht, in gewiſſem Sinne, wie Einer der Alten zu leben trachtet, der hat dies Studium, wie ſo vieles Andre, mehr oder minder vergeblich getrieben. Endlich bedenke man doch, daß ja die unendlich größere Menge ohnehin mehr durch das Leben und Beiſpiel gefördert wird, als durch Studien. Für ſie iſt am meiſten von den Formen und Einrichtungen zu hoffen, die unmittelbar oder mittelbar in's Leben zurückzurufen griechiſch geſchulten Geiſtern gelingen mag.

Denen aber, die die Vorzüge griechiſcher Bildung überhaupt beſtreiten und die Forderung, ihr nachzuſtreben, nur als eine Ueberſchwenglichkeit ſolcher anſehn, die von der Schönheit und Claſſicität der aus dem Alterthum erhaltnen Werke hingeriſſen worden, haben wir eigentlich gar nicht zu erwiedern. Sie mögen immer meinen, unſre beſten Köpfe hätten das Alterthum überſchätzt. Allerdings dringt namentlich deutſcher Geiſt tiefer in das Reich der Ideen, und gewiß ruht unſer Streben auf einem ſolideren ſittlich religiöſen Grunde — aber an Allſeitigkeit der Kraftentwicklung, an Charakterform und äſthetiſcher Vollendung der ganzen Menſchlichkeit überragt das Griechenthum dennoch alle übrigen, und beſonders neueren Nationen in ſolchem Maße, daß es in dieſer Hinſicht, trotz ſeiner graduellen Beſchränktheit, gewiß als fruchtbarſtes Vorbild dienen kann. Humboldt ſelbſt überſchätzte den Grad griechiſcher Bildung und Fähigkeit und das Weſen griechiſcher Einrichtungen keineswegs. Die Saatsformen der alten Welt ſtellt er an ſich gar nicht einmal als Muſter für die Neueren auf, und ſelbſt in Kunſt

und Dichtung erkennt er den Vorzug der Neuern, in Gehalt und Empfindung, entſchieden an; aber im Allgemeinen verehrt er in der Kraftentwicklung jener Völker ein Vorbild, das, in ſeiner Totalität und Vollendung, am beſten geeignet ſei, das große Bruchſtück moderner Bildung zu ergänzen und dieſe damit zu vollenden. — Wenn Humboldt ſich bei Einzelheiten auch wohl zu allzu unbedingter Werthſchätzung hätte verleiten laſſen, wen würde dies an dem großen Griechenfreunde verwundern! Die Sprache ſchon übt manchmal einen verführeriſchen Reiz. So würden wir z. B. die attiſche Proſa, deren Einzigkeit und Vollendung kein Kundiger bezweifelt, doch nicht als ſo vollgültiges Muſter hinſtellen, wie es Humboldt wiederholt — auch in den Geſ. W. I. 108—9 — thut. Denn ſo vollendet in ihr auch die Scheidung des poetiſchen und proſaiſchen Ausdrucks vollzogen ſein mag, ſo dünkt uns doch, daß die Beweglichkeit und ſüße Geſchwätzigkeit der Attiker eines Theils noch immer zu ſehr unter dem Einfluß dichteriſcher Form ſtand und wie alles Dichteriſche mehr auf den ſchönen Schein als den reinen Ausdruck der Wahrheit abzielte, dann aber überhaupt zu ſehr von dem Element einer den Athenienſern eigenthümlichen unaufhörlichen Dialektik und, wie Humboldt ſelbſt bemerkt, Sophiſtik durchdrungen war. Es iſt gewiß, daß die Griechen jener Zeit auch in der Proſa die Form über den Inhalt ſetzten. Daher wir bei aller Bewunderung für die Schönheit dieſer Proſa, in ihr doch noch mehr den Beleg finden, was ein Volk, dem die Form ſo viel und in gewiſſem Sinne alles gilt, das aber ſonſt mit allſeitigſter Kraft und Fertigkeit gerüſtet iſt, ſelbſt in ungebundner Rede zu erreichen vermag. Es verſteht ſich, daß wir, wenn von attiſchen Proſaikern die Rede, den Thucydides nicht ſpeciell mitinbegriffen haben. Dieſer ſteht ganz einzig da und kann in mehrfachem Betracht als derjenige angeſehen werden, der den Charakter dieſer Proſa zuerſt durchbrochen.

Humboldt war es mit der Forderung, die er an die Mitlebenden und Neueren überhaupt ſtellte, voller Ernſt. Er ſelbſt blieb dem Studium der Alten bis an ſein Ende treu, und ſetzte, um das Band ja nicht locker werden zu laſſen, jene Uebungen, das Alterthum ins Deutſche zu übertragen, ſelbſt unter den wichtigſten und drängendſten Staatsgeſchäften fort. Sogar in den Tagen des Wiener Congreſſes feilte er an griechiſchen Chorgeſängen, und erfüllte ſolche Aufgaben gleich der nächſten und nothwendigſten Pflicht. Selten fing er den Tag anders als mit Griechen oder Lateinern an. „Die Alten" — ſchrieb er einſt an Wolf — „verderben ſonſt einen Menſchen von Grund aus." [10])

Mit Wolf pflog er auch einen regelmäßigen Briefwechſel, in welchem nicht nur die Anſicht über das Alterthum und die Encyclopädie der claſſiſchen Studien erörtert wurde, ſondern alles, was der Eine trieb, auch die Theilnahme des Andern beſchäftigte. Urtheile und Rathſchläge gingen hin und wieder. Mit regſtem Intereſſe begleitete Humboldt Wolf's Forſchungen, und zwar nächſt den encyclopädiſchen vor allen die über Homer, dann die Herausgabe der Homeriſchen Werke und die projectirte der Platoniſchen. Humboldt war der Erſte, dem Wolf ſeine homeriſchen Unterſuchungen mittheilte. „Der Gedanke über die Urheber der homeriſch genannten Gedichte," erwiederte ihm Humboldt ſchon im Januar 1793, „beſchäftigt mich in eben dem Grade mehr, als er dem Horizonte meiner Kenntniſſe und Beurtheilung näher liegt." Er wolle, fügte er hinzu, jetzt den ganzen Homer hinter einander durchleſen, ohne ſich zu präoccupiren, und, als hätte er blos einen ſolchen Gedanken gehört, auf ſeine Empfindungen merken. Dieſe werde er ihm dann en gros ſagen. Das Détail könne er erſt

10) Körte, a. a. O. II. 33.

Wolf's künftigen Details hinzu oder entgegenſetzen. Dies that er, als die Wolf'ſchen Prolegomena ad Homerum erſchienen waren (1795.) Seine Briefe legen, wie uns Körte verſichert,[11]) hinreichendes Zeugniß darüber ab. Aus dem, was uns bis jetzt von dieſen mitgetheilt worden, geht ſchon hervor, daß Humboldt zwar die überlieferte Anſicht über den Verfaſſer der Ilias und Odyſſee für erſchüttert, die Unterſuchung des Gegenſtandes aber noch lange nicht für geſchloſſen anſah. So ſpricht er ſich offen in einem Briefe an Wolf vom 20. September 1796 aus. Kurz zuvor hatte er Voß in Eutin einen Beſuch gemacht und auch mit ihm über dieſen Gegenſtand geſprochen. Voß war gar nicht einig mit Wolf. Er glaubte, daß Homer wohl dennoch geſchrieben habe, fand nirgends Fugen und hielt die Arbeit der Verbindung der einzelnen Geſänge für ſo ſchwierig, daß er der Meinung war, Wolf habe nur den Homer um einige Jahrhunderte weiter vorgerückt. „Ich hätte mich gern," ſagt Humboldt, „mit ihm hierüber tief eingelaſſen. Allein theils iſt es ſchwer, mit ihm zu ſtreiten, da er ſo leicht ſchweigt, ohne überzeugt zu ſein, und andern Theils muß ich auch ſagen, daß, meiner Ueberzeugung nach, die Sache noch nicht ſo darliegt, daß ſie ſich durchſtreiten läßt — den einzigen Punkt ausgenommen, daß Homer nicht geſchrieben haben kann, was ich für ausgemacht halte. Uebrigens, glaube ich, ſind die Gründe, die Ihre Prolegomena angeben, alle noch ſo, daß ſie nach individuellen Verſchiedenheiten mehr oder minderen Eindruck machen. Der Cardo rei liegt meines Erachtens allein darin, daß in der Ilias wirkliche Verſchiedenheiten des Stils, der Sprache u. ſ. f. ſein ſollen. Bei dieſen, glaube ich, hätten Sie anfangen müſſen; jetzt getraue ich mir zwar immer, den

11) Körte, a. a. O. I. 277

Gegner bestreiten, nie aber ihn besiegen zu können.“ [12]) Bis zu einem solchen entschiedenen Sieg wird es aber auch schwerlich jemals irgend eine Ansicht über die Verfasser der Homerischen Gedichte bringen, wenn auch das noch als ausgemacht betrachtet werden kann, daß Ilias und Odyssee nicht zu einer Zeit und nicht von einem und demselben Dichter niedergeschrieben worden sind. — Voller Bewunderung äußert sich Humboldt über Wolf's Ausgabe des Homer, ja er heißt sie geradezu ein Ideal von Bearbeitung; man könne hier, meint er, den Ausdruck „Idee,“ gegen dessen Entweihung Kant so sehr eifere, platonice brauchen. Es sei in jeder Hinsicht ein großes Werk und müsse ein Canon alles Edirens werden. Nun werde es doch einmal einen Autor geben, den man bis auf grammatische Feinheiten hinunter citiren könne, ohne fürchten zu müssen, falsche Lesarten und Fehler statt Zeugen der Wahrheit zu finden. [13]) — Auch Wolf nahm an den Studien und Arbeiten seines verehrten Freundes nach Kräften Theil. So beschäftigte er sich wohl hauptsächlich um dessentwillen mit der Aeschyleischen Orestie und namentlich mit Agamemnon. Daß er von Humboldt auch zu specielleren Forschungen in dem Gebiete der philosophischen Grammatik angeregt worden, läßt sich, auch ohne nähere Belege, fast als gewiß annehmen. An Sinn dafür mangelte es ihm ohnehin nicht. War es doch Wolf, der schon 1788 die deutsche Uebersetzung des bekannten Werks von Harris: Hermes, oder philosophische Untersuchung über die allgemeine Grammatik, mit Anmerkung von seiner Hand begleitet, herausgab!

Es war natürlich, daß ein Mann, wie Humboldt, wenn er sich einmal so gründlich mit dem Studium der Alten beschäftigte, auch zu einzelnen specielleren Forschungen

12) Bei Varnhagen, a. a. O. IV. S. 311—12.
13) S. Körte, a. a. O. I. 276–77.

auf dieſem Gebiete veranlaßt werden mußte und zwar hauptſächlich zu ſolchen, die die allgemeinere Richtung ſeines Geiſtes nahe genug berührten. Nun war ihm aber jederzeit nächſt dem Forſchen über die Natur und die Zwecke des Menſchen und neben der Alterthumskenntniß nichts ſo wichtig als das Studium der Kunſt, und zwar hauptſächlich der Dichtkunſt, und das Studium der Sprache. So finden wir denn ſein beſonderes Augenmerk, auch ſchon in jenen Jahren, auf den Charakter der alten Poeſie gerichtet und unter den Gattungen derſelben wieder beſonders auf die Lyrik. Dieſe Unterſuchungen gingen bei ihm ſtets Hand in Hand mit der Totalauffaſſung des antiken Geiſtes auf der einen und mit äſthetiſcher Speculation und Kritik und vergleichendem Hinblick auf unſere Nationallitteratur auf der andern Seite. Es war für ihn eine Lieblingsaufgabe deutſche und griechiſche Sprache wie die Kunſt und den Charakter beider Völker unaufhörlich zu paralleliſiren. Mit dieſem Triebe hingen auch ſeine Verſuche zuſammen, Muſterſtücke des griechiſchen Dichtergeiſtes in's Deutſche zu übertragen, indem er damit die Fähigkeit unſrer Sprache, ſich bis zu griechiſcher Beweglichkeit und Kunſt emporzuſchwingen, gleichſam mit eigner Hand auf die Probe ſtellte, während ihm die Ueberwältigung ſolcher Aufgaben zugleich als Mittel diente, das eigne Sprach- und Darſtellungsvermögen in immerwährender Uebung zu erhalten und zu immer höherer Vollkommenheit zu bilden.

So iſt uns denn auch in Humboldt's Schriften und Briefen eine Reihe der trefflichſten Charakteriſtiken antiker Anſchauungsweiſe und Kunſt erhalten. Wir rechnen hieher beſonders ſeine Einleitungen zu einzelnen Pindariſchen Hymnen, die große Einleitung zur Ueberſetzung des Agamemnon (1816) und die vielen herrlichen Stellen in ſeinem ſprachphiloſophiſchen Hauptwerk: „Ueber die Verſchiedenheit des

menſchlichen Sprachbaues" (Einleitung zur Kawi-Sprache, Berlin, 1836.) Ich will nur Einiges hervorheben, z. B. die Darſtellung der antiken Begriffe Nemeſis und Dike (Einl. z. Agamemnon), die Entwicklung der griechiſchen Göttergeſtalten (Geſ. W. I. 217—30), und von den vielen unvergleichlichen Charakteriſtiken griechiſcher Dichtereigenthümlichkeit oder einzelner Werke nur die des Pindar (Geſ. W. I. 297—98. 330—31), des Aeſchylos und des Agamemnon insbeſondere (in der Einleitung zu dieſem), des Lukretius (Geſ. W. I. 99—100), endlich folgende Stellen in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 225: über die Griechen, 253: Griechiſche Litteratur, 255: Römiſche Proſa, 239—40: über eben dieſe und über Tacitus, 250: über Ariſtoteles und Platon. Dieſe Stellen gehören zu dem Herrlichſten, was je über den Geiſt der Alten und ihre Sprache oder einzelne Schriftſteller und Werke geſagt worden.

Am meiſten jedoch beſchäftigten Humboldt die Dichter, vor allem Pindaros und Aeſchylos — eine Vorliebe, die wirklich ſehr charakteriſtiſch, und in mehr als einem Betracht der zu gleichen iſt, die er für Schiller's Dichtweiſe hegte. Pindar und Aeſchylos ſind die erhabenſten unter den griechiſchen Dichtern, Schiller iſt es unter den neueren. Beide Griechen, und namentlich Pindar, ſind vorzugsweiſe ſpruchreich; ſie mahnen, wie Vorläufer, an jene Mitwirkung der Intellektualität, die in Schiller's Dichtungen eine Art Culminationspunkt erreicht hat. Wie aus Schiller, ſpricht uns aus dieſen Griechen ein ſittlicher Adel und die Kräftigkeit eines Charakters an, der, im Bunde mit den übrigen Eigenſchaften, die Wirkung ihrer dichteriſchen Kraft verdoppelt. Für Humboldt hatten jene Dichter auch noch andern Reiz. An ihnen beſonders ſtudirte er die alterthümlich kraftvolle Einfachheit der früheren Griechen. Die Fülle von Poeſie,

die ſich bei dieſem Volk nachher in ſo vielfachen Formen und Geſtalten offenbarte, wirkt bei dieſen ältern Dichtern noch in zuſammengedrängter Kraft, und um ſo ſtärker, da außerdem auch die den Griechen überhaupt eigenthümliche Verſchmelzung plaſtiſcher und muſikaliſcher Elemente vorzugsweis in ihrer Gewalt ſteht. Ueberhaupt ſchienen Humboldt die Lyriker und die lyriſchen Beſtandtheile des Drama am geeignetſten, die Elemente griechiſcher Kunſt und das Charakteriſtiſche ihrer Compoſition aufzufinden. Auch deshalb widmete er nächſt Pindarn dem Aeſchylos beſonderes Studium, weil bei dieſem das Lyriſche weit unvermittelter dem epiſchen Beſtandtheile der Tragödie zur Seite tritt, ſtatt durch innigere Vereinigung mit dieſem das eigentlichſt Dramatiſche hervorzubringen. Humboldt hielt jedoch überhaupt für unumgänglich nothwendig, den Chören der griechiſchen Dramatik ein beſonderes Studium zu widmen, um die lyriſche Poeſie dieſes Volkes in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen. Es ſchien ihm daher wünſchenswerth, daß dieſe Chorſtücke vollſtändig geſammelt und, von deutſchen metriſchen Ueberſetzungen begleitet, beſonders herausgegeben würden. Dann erſt werde ſich ſowohl ihre Verwandtſchaft mit der übrigen Lyrik wie ihre Eigenthümlichkeit und Verſchiedenheit überſchauen laſſen, während ſie jetzt nur zerſtreut und mit einer auf das ganze Stück, dem ſie einverleibt ſind, getheilten Aufmerkſamkeit geleſen zu werden pflegen. Humboldt hatte den Plan, mit der Zeit ſelbſt einmal eine ſolche Sammlung zu veranſtalten. Er ſpricht davon in der Einleitung, die er im J. 1793 der Ueberſetzung eines Chors aus Aeſchylos' Eumeniden voranſtellte, von welcher gleich nachher die Rede ſein wird. Der Plan war jedoch ſchon damals auf ſpätre Zeit hinausgeſchoben und kam dann gar nicht zur Ausführung. Doch verdanken wir dem Intereſſe, das Humboldt gerade für dieſen Theil der griechiſchen

Dichtkunst hatte, nicht nur die Uebertragung einzelner Stücke, die er zur Probe unternahm, sondern vielleicht sogar sein Hauptwerk in dieser Hinsicht, die Uebersetzung des ganzen Aeschyleischen Agamemnon. Denn in diesem wunderbar großartigen Stücke ragen wieder die prachtvollen Chöre über alles Andre empor.

Es gibt kein sichereres Mittel, sich ganz in den Geist eines Volkes oder seiner Sprache und Kunst zu senken, als der eigne und immer fortgesetzte Versuch, dessen Schriftsteller und namentlich Dichter, mit möglichster Treue in die Muttersprache zu übertragen. Humboldt lag diese Aufgabe nahe genug. Wir bemerkten schon, daß er daran zugleich die Verwandtschaft unserer Sprache und ihre Fähigkeit erproben und sein eignes Sprachvermögen in steter Uebung erhalten wollte. Wir dürfen noch hinzusetzen, daß er auch seine eigne dichterische Mitgift daran erprobte. Denn war er auch nicht im Besitze eigentlich produktiver Dichterkraft, so loderte doch in ihm, wie mehr oder minder in jedem höher und allseitiger begabten Menschen, und nothwendig in jedem ächten Kritiker, eine eigne poetische Flamme, und zwar in ihm eine solche, die, fast zunehmend mit den Jahren, sich auch in selbstständigen lyrischen und elegischen Ergüssen Luft machte. Pindar und Aeschylos waren von den Griechen die seiner eigenen poetischen Stimmung wahlverwandtesten Geister. Auch das erklärt uns die Hingebung und Mühe, die er gerade diesen schwersten griechischen Klassikern zuwendete. — Mit Pindar machte er gleich den Anfang. Wir haben früher gelesen, mit wieviel Selbstprüfung er an die ersten Versuche ging, wie er Schillern um seine Meinung ersuchte, und um zwei Stimmen zu haben, die zusammen das Urtheil ziemlich erschöpfen konnten, ohne Zweifel auch die Wolfische einholte, wie er es später auch bei den ersten Versuchen am Agamemnon thut. Bei

den Forderungen, die er an den Ueberſetzer ſtellte, war es auch keine Kleinigkeit, ſich gleich an ſolche Dichter zu wagen, zu einer Zeit, wo die Ueberſetzungskunſt unter den Deutſchen in der erſten Entwicklung begriffen war, die Zeitmeſſung unſrer Sprache noch ſo ſehr im Argen lag und endlich unſre Sprache ſelbſt zu ſolcher Schmiegſamkeit noch gar nicht herangebildet war. Selbſt Voß, der große Meiſter, hatte damals noch am Homer genug zu thun, und wagte ſich erſt viel ſpäter an ſchwerere Dichter. Bedenken wir dann, wie wenig vor den Arbeiten eines Hermann und Böckh, in Betreff der bei Pindar und Aeſchylos ſo wichtigen Silbenmaße feſtgeſtellt und wie ſehr damals noch der Text dieſer Dichter in dieſer Hinſicht und überhaupt verwahrloſt war, ſo können wir Humboldt's Wagſtück nicht genug bewundern. Er mußte Schritt vor Schritt die Bahn öffnen, die Geſetze finden; der Verſuch mußte, wenn er gelang, für die nachherigen Forſcher in dieſem Gebiete eine wichtige Anregung und nach den Voß'ſchen Arbeiten gewiß die wichtigſte werden. Es gelang Humboldt auch wirklich, in ſo weit es bisher überhaupt möglich war, den Pindar zu bewältigen. Denn ganz iſt er es allerdings noch von keinem Ueberſetzer. Die meiſten Verſuche fielen immer noch zu ſteif aus, oder ſie verwäſſerten den Dichter. Es giebt ſogar neuere Arbeiten, die, ohne Mithülfe des Urtexts, gar nicht zu genießen ſind. Von frühern Verſuchen ſind auch die einzelnen Herderſchen keineswegs zu verachten. Sie ſind zwar eher Umdichtungen, als Ueberſetzungen, aber dennoch wegen ihrer poetiſchen Friſche und Klarheit verdienſtlich. Doch fehlt dem Rhythmus der Schwung und die Kraft; der Ueberſetzer iſt auch von dem Versmaß des Originals ganz abgewichen und hat die ſtrophiſche Abtheilung ganz verwiſcht. Humboldt's Ueberſetzungen ſind noch bis heute faſt die einzigen, die, wie ein Mann vom Fach, ſich erſt kürzlich ausdrückte,

„Treue in Inhalt und Form mit Klarheit und Ungezwungenheit des Ausdrucks vereinigen.“ Eine Freiheit, die er ſich, namentlich in früherer Zeit, genommen, nämlich die Brechung der Worte, iſt, nach neueren Unterſuchungen, bei Pindar als unzuläſſig befunden worden. Wir erwähnen dies nur, weil es — mit Ausnahme einiger der früheſten Verſuche — Humboldt's Wille war, ſich ganz ſtreng auch an die Form des Originals zu halten.

Es war einmal ſein Wunſch, den ganzen Pindar zu überſetzen. Aber ſchon 1795 glaubte er nicht mehr an die Realiſirung deſſelben.[14]) Doch fuhr er bis in ſeine ſpätern Jahre fort, an der Uebertragung einzelner, auserwählter Oden zu feilen. Er ſuchte ſich theils die ſchönſten, theils ſolche aus, die ein beſonders eigenthümliches Gepräge an ſich tragen. Im zweiten Bande ſeiner geſammelten Werke ſind fünfzehn Stück enthalten, von denen bisher kaum der dritte Theil im Druck erſchienen war. Wir können mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß ein beträchtlicher Theil dieſer Oden ſchon in den Jahren 1792—94 entſtand oder wenigſtens angefangen wurde. Doch nur von Zweien wiſſen wir es gewiß, von der Ueberſetzung der zweiten Olympiſchen, die Humboldt einzeln (Berlin, 1792) herausgab, und von der vierten Pythiſchen, die er, nach ſeiner eignen Ausſage gegen Schiller[15]), ſchon zu Auleben gemacht hatte, aber erſt 1795 in Gentz neuer deutſcher Monatsſchrift abdrucken ließ (November, S. 173—208.) Letzterer fügte er eine ſehr intereſſante Einleitung und auch erklärende Anmerkungen bei. In dieſer Einleitung ſagt er auch, daß die Ueberſetzung ihm nicht mehr ganz genüge, und daß er mehrere Stellen noch umgeändert haben würde, wenn er nicht gefürchtet hätte, der Einheit des Ganzen zu ſchaden, von der die Hauptwirkung

14) Briefwechſel zw. Schiller und Humboldt, S. 295.
15) Ebendaſelbſt.

abhänge. Das Silbenmaß kommt in dieſer Ode mit dem des Urterts in der Wiederkehr ähnlicher rhythmiſcher Perioden, nicht aber in Abſicht der einzelnen Verſe überein, was Humboldt erſt etwas ſpäter verſuchte. — Außer dieſen Pindariſchen Stücken überſetzte er in dieſem Zeitraum auch einige Chöre aus Aeſchylos' Eumeniden und einen derſelben (V. 299—399) ließ er, mit einer kurzen Vorerinnerung, in Bieſter's Berliner Monatſchrift v. J. 1793 erſcheinen (Auguſt, S. 149—56.) Wir haben oben von dem Plane berichtet, mit dem dieſe Verſuche zuſammenhingen.

Humboldt gehört anerkannt zu unſern trefflichſten Ueberſetzern; ſeine Arbeiten in dieſer Hinſicht, namentlich der Agamemnon, reihen ſich würdig an die Leiſtungen eines Voß, A. W. Schlegel, Wolf, alſo der berühmteſten Namen in dieſem Fache an. Wenn ſeine Arbeiten noch immer etwas Schweres und an einzelnen Stellen ſelbſt undeutſch Scheinendes an ſich tragen, ſo liegt der Grund davon nicht in der Fähigkeit des Ueberſetzers ſondern in der Strenge der Principien, denen er folgt, dem damaligen Stand unſerer Sprache, die in ihrer Bildung noch nicht ſo weit vorgeſchritten war, um das überall freiwillig zu leiſten, was man nach dieſen Principien von ihr fordert, endlich aber und hauptſächlich, in der Schwierigkeit der Dichter, deren Bewältigung der Ueberſetzer ſich zur Aufgabe machte. — Nach dieſen Principien iſt eine nur den Sinn und Grundton eines Werkes wieder ſpiegelnde Nachbildung, ſo verdienſtlich ſie auch ſein mag, noch lange keine Ueberſetzung im wahren Sinne. Dieſe beſteht in der Kunſt *charakteriſtiſcher Nachbildung* d. h. in dem Vermögen, den Charakter des Originals mit möglichſt treuer Anſchmiegung an Inhalt, Ton, Sprache und Rhythmus in einer andren Sprache wiederzugeben. Was die Treue der Ueberſetzung, in Betreff der im Urtext gebrauchten Wendungen und Ausdrücke anlangt, ſo

macht Humboldt Forderungen, die zu befriedigen Manchem ganz unmöglich ſcheinen wird. Man müſſe, ſagt er, bei jeder Beurtheilung einer Ueberſetzung zuerſt davon ausgehen, daß das Ueberſetzen an ſich eine unlösbare Aufgabe ſei, da die verſchiedenen Sprachen nicht Synonyme auf gleiche Weiſe gebildeter Begriffe ſeien. Nur von demjenigen, der dies richtig verſtehe, und davon durchdrungen ſei, laſſe ſich eine gute Ueberſetzung erwarten. „Jede Ueberſetzung," fährt er fort, „kann nur eine Annäherung, nicht blos an die Schönheit, ſondern auch an den Sinn des Originals ſein. Für den, der die Sprache nicht weiß, bleibt ſie nur das; demjenigen aber, der die Sprache kennt, muß ſie mehr leiſten. Er muß nämlich bei einer guten Ueberſetzung zu erkennen im Stande ſein, welches Wort im Text ſteht." (Ges. W. I. 136.) Aber nicht blos der Ausdruck ſoll mit dieſer Treue wiedergegeben werden, ſondern eben ſo der Rhythmus und das Silbenmaß des Originals. Eine Ueberſetzung, die nicht auch dies erſtrebt, giebt keinen vollſtändigen Begriff von dem Charakter der Urſchrift, und namentlich eines Kunſtwerks. Selbſt bei Ueberſetzungen indiſcher Lehrgedichte, wo es hinreichend ſcheinen könnte, nur den Inhalt mit möglichſter Genauigkeit Wort für Wort wiederzugeben — da die Form an ſich doch meiſt nicht von ſo großem Werthe iſt — gab Humboldt dennoch die metriſche Nachbildung nicht auf. Er würde zwar, ſagt er ſelbſt bei einer ſolchen Veranlaſſung, hier um der Genauigkeit des Ausdrucks Willen gänzlich auf das Metrum Verzicht geleiſtet haben, aber eine metriſche, ſelbſt weniger gelungene Ueberſetzung gewähre doch immer einen anſchaulicheren Begriff von dem Originale. Sie könne auch in unſerer Sprache gerade an Treue gewinnen. „Der Ueberſetzer wird durch den Rhythmus in eine, dem Original ähnliche Stimmung verſetzt, die bindenden Geſetze der Silbenzahl und Silben-

länge machen ſchleppende proſaiſche Umſchreibungen unmöglich, und ſchneiden die ſonſt leicht zu weit gehende Unſchlüſſigkeit über die Wahl der Ausdrücke auf eine wohlthätige Weiſe ab.“ (Geſ. W. I. 35.) Am umfaſſendſten ſprach ſich Humboldt in der Einleitung zur Ueberſetzung des Agamemnon über dieſen Gegenſtand aus, und hier vergaß er auch nicht des erſten Begründers dieſer Principien mit gebührender Verehrung zu gedenken. Alle Werke von großer Originalität, ſagt er, ſeien eigentlich unüberſetzbar, wie viel mehr noch ein Werk von ſo eigenthümlicher Natur, wie der Agamemnon. Sehe man von den Ausdrücken ab, die bloß körperliche Gegenſtände bezeichnen, ſo ſei ſchon kein Wort einer Sprache vollkommen einem in der andern gleich. Jede Sprache drücke den Begriff etwas anders, mit dieſer oder jener Nebenbeſtimmung, eine Stufe höher oder tiefer auf der Leiter der Empfindungen aus. Daher biete jede Uebertragung nothwendig Verſchiedenheit dar. Vergleiche man die beſten, treueſten Ueberſetzungen, ſo erſtaune man, welche Verſchiedenheit ſelbſt da vorhanden ſei, wo man Gleichheit und Einerleiheit zu erhalten ſuchte. Eine Ueberſetzung werde ſogar abweichender, je mühſamer ſie nach Treue ſtrebe; gerade weil ſie jede feine Eigenthümlichkeit nachzuahmen trachte, und jeder Eigenthümlichkeit doch nur eine verſchiedene gegenüberzuſtellen vermöge. „Dies darf indeß,“ fährt Humboldt fort, „vom Ueberſetzen nicht abſchrecken. Das Ueberſetzen, und gerade der Dichter, iſt vielmehr eine der nothwendigſten Arbeiten in einer Litteratur, theils um den nicht Sprachkundigen ihnen ſonſt ganz unbekannt bleibende Formen der Kunſt und der Menſchheit, wodurch jede Nation immer bedeutend gewinnt, zuzuführen, theils aber, und vorzüglich, zur Erweiterung der Bedeutſamkeit und der Ausdrucksfähigkeit der eigenen Sprache. Denn es iſt die wunderbare Eigenſchaft der Sprachen, daß

alle erſt zu dem gewöhnlichen Gebrauche des Lebens hinreichen, dann aber durch den Geiſt der Nation, die ſie bearbeitet, bis ins Unendliche hin zu einem höheren, und immer mannigfaltigeren geſteigert werden können. Es iſt nicht zu kühn zu behaupten, daß in jeder, auch in den Mundarten ſehr roher Völker, die wir nur nicht genug kennen ... ſich Alles, das Höchſte und Tiefſte, Stärkſte und Zarteſte ausdrücken läßt. Allein dieſe Töne ſchlummern, wie in einem ungeſpielten Inſtrument, bis die Nation ſie hervorzulocken verſteht. Alle Sprachformen ſind Symbole ... Dieſen Symbolen kann ein höherer, tieferer, zarterer Sinn untergelegt werden, was nur dadurch geſchieht, daß man ſie in ſolchem denkt, ausſpricht, empfängt und wiedergiebt, und ſo wird die Sprache, ohne eigentlich merkbare Veränderung, zu einem höheren Sinne geſteigert, zu einem mannigfaltiger ſich darſtellenden ausgedehnt. Wie ſich aber der Sinn der Sprache erweitert, ſo erweitert ſich auch der Sinn der Nation. Wie hat, um nur dies Beiſpiel anzuführen, nicht die deutſche Sprache gewonnen, ſeitdem ſie die griechiſchen Silbenmaße nachahmt, und wie vieles hat ſich nicht in der Nation, gar nicht blos in dem gelehrten Theile derſelben, ſondern in ihrer Maſſe, bis auf Frauen und Kinder verbreitet, dadurch entwickelt, daß die Griechen in ächter und unverſtellter Form wirklich zur Nationallektüre geworden ſind? Es iſt nicht zu ſagen, wieviel Verdienſt um die deutſche Nation durch die erſte gelungne Behandlung der antiken Silbenmaße Klopſtock, wie noch weit mehr Voß gehabt, von dem man behaupten kann, daß er das klaſſiſche Alterthum in die deutſche Sprache eingeführt hat. Eine mächtigere und wohlthätigere Einwirkung auf die Nationalbildung iſt in einer ſchon hoch cultivirten Zeit kaum denkbar, und ſie gehört ihm allein an. Denn er hat, was nur durch dieſe mit dem Talente

verbundene Beharrlichkeit des Charakters möglich war, die denſelben Gegenſtand unermüdet von neuem bearbeitete, die feſte, wenn gleich allerdings noch der Verbeſſerung fähige Form erfunden, in der nun, ſo lange deutſch geſprochen wird, allein die Alten deutſch wieder gegeben werden können, und wer eine wahre Form erſchafft, der iſt der Dauer ſeiner Arbeit gewiß, da hingegen auch das genialiſchte Werk, als einzelne Erſcheinung, ohne eine ſolche Form, ohne Folgen für das Fortgehen auf demſelben Wege bleibt. Soll aber das Ueberſetzen der Sprache und dem Geiſt der Nation dasjenige aneignen, was ſie nicht, oder was ſie doch anders beſitzt, ſo iſt die erſte Forderung einfache Treue. Dieſe Treue muß auf den wahren Charakter des Originals, nicht mit Verlaſſung jenes, auf ſeine Zufälligkeiten gerichtet ſein, ſo wie überhaupt jede gute Ueberſetzung von einfacher und anſpruchloſer Liebe zum Original, und daraus entſpringendem Studium ausgehen, und in ſie zurückkehren muß. Mit dieſer Anſicht iſt freilich nothwendig verbunden, daß die Ueberſetzung eine gewiſſe Farbe der Fremdheit an ſich trägt, aber die Grenze, wo dies ein nicht abzuleugnender Fehler wird, iſt hier ſehr leicht zu ziehen. Solange nicht die Fremdheit, ſondern das Fremde gefühlt wird, hat die Ueberſetzung ihre höchſten Zwecke erreicht; wo aber die Fremdheit an ſich erſcheint, und vielleicht gar das Fremde verdunkelt, da verräth der Ueberſetzer, daß er ſeinem Original nicht gewachſen iſt.“ Wenn man dagegen aus ekler Scheu vor dem Ungewöhnlichen auch das Fremde vermeiden wolle, ſo zerſtöre man alles Ueberſetzen, und allen Nutzen deſſelben für Sprache und Nation. Daher komme es, daß durch die franzöſiſchen Ueberſetzungen auch nicht das Mindeſte des antiken Geiſtes von den Werken der Alten auf die Nation übergegangen, ja auch nicht einmal das nationelle Verſtehen derſelben — denn von einzelnen Gelehrten iſt hier

nicht die Rede — dadurch im Geringſten gefördert worden ſei. Der wahre Ueberſetzer müſſe ſich möglichſt ſchlicht an den Ausdruck des Textes halten. Das Unvermögen, die eigenthümlichen Schönheiten des Originals zu erreichen, führe gar zu leicht dahin, ihm fremden Schmuck zu leihen, woraus im Ganzen eine abweichende Farbe, und ein verſchiedener Ton entſteht. Vor Undeutſchheit und Dunkelheit habe man ſich zu hüten, allein in dieſer letztern Rückſicht müſſe man keine ungerechten, und höhere Vorzüge verhindernde Forderungen machen. Eine Ueberſetzung kann und ſoll kein Commentar ſein. Sie darf ſogar Dunkelheiten enthalten, wo ſie im Original liegen. Da Klarheit hineinzutragen, heiße den Charakter der Urſchrift verſtellen. Man muß ſich nothwendig in die Stimmung des Dichters, ſeines Zeitalters und der von ihm redend eingeführten Perſonen hineindenken; dann tritt oft eine hohe Klarheit an die Stelle der Dunkelheit. Einen Theil dieſer Aufmerkſamkeit muß man auch der Ueberſetzung ſchenken, und nicht verlangen, daß das, was in der Urſprache rieſenhaft und ungewöhnlich iſt, in der Uebertragung leicht und augenblicklich faßlich ſein ſolle. Immer aber bleiben Leichtigkeit und Klarheit Vorzüge, die ein Ueberſetzer am ſchwerſten, und nie durch Mühe erringt, ſondern meiſt nur einer erſten glücklichen Eingebung verdankt. — Die reine und richtige Nachbildung des Versmaßes iſt, nach Humboldt's Ausdruck, die Grundlage jeder anderen Schönheit. Kein Ueberſetzer könne in der Sorgfalt dafür zu weit gehen. Der Rhythmus, wie er in den griechiſchen Dichtern, vorzüglich den dramatiſchen, waltet, iſt eine Welt für ſich, auch abgeſondert vom Gedanken, und von der von Melodie begleiteten Muſik. „Er ſtellt das dunkle Wogen der Empfindung und des Gemüthes dar, ehe es ſich in Worte ergießt, oder wenn ihr Schall vor ihm verklungen iſt.“ Die Griechen ſind das einzige Volk, dem

wahrhafter Rhythmus eigen war, und dies iſt, nach Humboldt's Erachten, das, was ſie am ſchärfſten charakteriſirt. Was wir davon bei andern Nationen antreffen, ſei nur ein ſchwacher Nachhall. Durch die Fähigkeit einer Sprache aber zu rhythmiſcher Vollendung werde zugleich das intellektuelle, ja ſogar das moraliſche und politiſche Schickſal der Nation in hohem Grade beſtimmt. „Hierin war den Griechen das glücklichſte Loos gefallen, das ein Volk ſich wünſchen kann, das durch Geiſt und Rede, nicht durch Macht und Thaten herrſchen will. Die deutſche Sprache ſcheint unter den neueren allein den Vorzug zu beſitzen, dieſen Rhythmus nachbilden zu können, und wer Gefühl für ihre Würde mit Sinn für Rhythmus verbindet, wird ſtreben, ihr dieſen Vorzug immer mehr zuzueignen.“ Denn er iſt der Erhöhung fähig; und deßhalb dürfe der Ueberſetzer, auch wenn er auf Seiten der Natürlichkeit gewinnen könne, ſich doch keine rhythmiſchen Freiheiten erlauben. Nur ſo wandle er auf einer Bahn, auf der er hoffen könne, glücklichere Nachfolger zu haben. „Denn Ueberſetzungen ſind doch mehr Arbeiten, welche den Zuſtand der Sprache in einem gegebenen Zeitpunkt, wie an einem bleibenden Maßſtab, prüfen, beſtimmen, und auf ihn einwirken ſollen, und die immer von neuem wiederholt werden müſſen — als dauernde Werke.“

Zu ſo vollendeter Schärfe führte Humboldt die Theorie der Ueberſetzungskunſt, ſo ſelbſtſtändig und eigenthümlich entwickelte er die Principien, die allerdings J. H. Voß zuerſt begründet hat und die mit deſſen Anſicht auch im Weſentlichen ganz übereinſtimmen. Eben ſo ſcharf ſind die Sätze, die Humboldt (in derſelben Einleitung) über die Behandlung der Silbenmaße und die deutſche Zeitmeſſung, auch hier auf Voß'ens Wege eigenthümlich fortſchreitend, aufſtellt. Dieſe Grundſätze ſind zum Theil ſtrenger, und auch richtiger als die von Voß. Ueberhaupt huldigte er

keineswegs unbedingt den Maximen deſſelben, namentlich in der Praxis. So räumte er z. B. Vieles ein, was A. W. Schlegel in ſeiner bekannten Recenſion des Voß'ſchen Homer rügte. Manches war ihm aus der Seele geſchrieben. Aber vieles hielt er auch wieder für übertrieben und den Ton, den ſich der junge Recenſent gegen einen Voß erlaubte, hie und da für muthwillig.[16]) Humboldt ſelbſt tadelte viel an dem, was ſich Voß, als Ueberſetzer, in Behandlung der deutſchen Sprache herausnahm, wie auch die großen Härten in ſeinen eignen Gedichten. So las er, wie er an Schiller ſchreibt (14. Sept. 1795), einige Geſänge der Voß'ſchen Odyſſee einmal nur in Rückſicht auf Sprachneuerungen durch. Für jedes Capitel der Grammatik, ſagt er, könne man Abweichungen von der Regel darin finden. Sprachverbeſſerungen ſeien gewiß unentbehrlich, aber man müſſe die rechte Grenze im Neuern zu finden wiſſen. Das habe ihn veranlaßt, jetzt ſelbſt viel über dieſe Grenzen nachzudenken. Man müſſe, davon ſei er überzeugt, beſonders auf die Eigenthümlichkeit der Sprache, die man vor ſich habe, achten. Der Ueberſetzer müſſe daher am ſparſamſten mit Sprachverbeſſerungen ſein, da er ſeine Sprache nicht einmal nach einem allgemeinen Ideal, ſondern nach einer beſtimmten anderen Sprache umändere. Es würde daher, nach ſeiner Meinung, zuvörderſt nothwendig ſein, die Eigenthümlichkeiten einer beſtimmten Sprache ſo genau und zugleich ſo ausführlich anzugeben, daß es möglich würde, darnach einzelne empiriſche Regeln für die Sprachverbeſſerung herzuleiten. Er ſelbſt aber ſehe noch nicht ein, wie dahin zu gelangen ſei. Ehe man aber dahin gekommen, würden diejenigen, die für und wider Voß ſtreiten, allerdings „bald beide Recht, bald Unrecht

16) Brief an Wolf, vom 20. Sept. 1796. Bei Varnhagen, a. a. O. IV 313.

haben." — So sehr Humboldt im Allgemeinen den Voß'schen Principien der Ueberſetzungskunſt beiſtimmte, ſo hielt er die Art, wie dieſer ſie ſelbſt anwendete, und die ganze Manier ſeines Ueberſetzens durchaus nicht für eine vollgültig muſterhafte. Dieſe Manier hat zu wenig Geſchmeidigkeit, ſie behandelt alles beinahe über einen Leiſten, und verräth oft zu wenig Kunſtſinn. In dieſer Hinſicht hat z. B. A. W. Schlegel den großen Vorgänger wirklich übertroffen. Ja Humboldt rühmte wegen ähnlicher Vorzüge auch eine Göthe'ſche Uebertragung des Homeriſchen Hymnus an Apollo (in Schiller's Horen von 1795 befindlich)[17]) an welcher ſonſt in Rückſicht auf Rhythmus und Versbau Manches auszuſetzen war. „Göthe's Hymnus," ſchreibt er an Schiller (30. Okt. 1795), „iſt ſtellenweiſe ſehr ſchön überſetzt, und es iſt artig, eine von der Voß'ſchen ſo ganz abgehende Manier zu ſehen." Humboldt's eigne Arbeiten ſind ganz frei von der doch wieder beſchränkten und etwas gewaltthätigen Behandlungsart, in welche der geniale Begründer der Ueberſetzungskunſt ſich von Jahr zu Jahr mehr einſponn, der darin wieder recht die Schranken der menſchlichen Natur Kund gab: im Beſitz der vollkommenſten Principien, und von dem eifernſten Streben beſeelt, vermochte er doch nicht das Vollendete zu leiſten. So konnten es ihm die ausgezeichnetſten ſeiner Nachfolger in größerer Beweglichkeit, natürlicherer Deutſchheit und einer dem Genius der Urſchriften treueren und ſelbſt genialeren Behandlung zuvor thun. Welche Mühe und wie viel Nachdenken aber Humboldt daran wendete, in der Theorie und Anwendung zu ſolcher Muſterhaftigkeit durchzudringen, dafür werden wir noch ſpäter beim Agamemnon einen glänzenden Beleg anführen. Hätte er ſich nicht gerade die ſchwierigſten Auf-

17) Warum fehlt ſie noch immer in Göthe's Werken?

gaben geſetzt, ſo würde er gewiß das Höchſte, was zu ſeiner Zeit möglich war, gegeben haben. Aber auch ſo gehört das, was er gegeben, zu dem Werthvollſten und Bedeutendſten, was Deutſchland in dieſem Gebiete geleiſtet hat.

Schon das Studium der griechiſchen Sprache feſſelte Humboldt mit unverſiegbarem Reiz. Sie erſchien ihm als die vollendetſte aller Sprachen, als eine Art Ideal. Den Griechen, ſagt er in einem Sonette, entbrannte des Geiſtes heilige Flamme „lonreich, wie keinem andern Volk hienieden". Daß ſich die geſchichtlichen Ueberlieferungen in dem glücklichen Geiſt dieſes Volks von ſelbſt zum Stoffe der Kunſt geſtalteten, hielt er hauptſächlich für eine Wirkung der in ihrem erſten Urſprung dichteriſchen Sprache, die als ſchöne Form jede Materie ſich unterwerfe. Von einer andern Seite preist er ſie in einer Abhandlung über das Entſtehen der grammatiſchen Formen (1822): „In dem künſtlichen Periodenbau dieſer Sprache," ſagt er da, „bildet die Stellung der grammatiſchen Formen gegeneinander ein eigenes Ganzes das die Wirkung der Ideen verſtärkt und in ſich durch Symmetrie und Eurythmie erfreut. Es entſpringt daraus ein eigener, die Gedanken begleitender, und gleichſam leiſe umſchwebender Reiz, ungefähr ebenſo, als in einigen Bildwerken des Alterthums, außer der Anordnung der Geſtalten ſelbſt, aus den bloßen Umriſſen ihrer Gruppen wohlthätige Formen hervorgehen. In der Sprache aber iſt dies nicht blos eine flüchtige Befriedigung der Phantaſie. Die Schärfe des Denkens gewinnt, wenn den logiſchen Verhältniſſen auch die grammatiſchen genau entſprechen, und der Geiſt wird immer ſtärker zum formalen und mithin reinen Denken hingezogen, wenn ihn die Sprache an ſcharfe Sonderung der grammatiſchen Formen gewöhnt."

Das Studium dieſer Sprache war es auch, was ihn recht eigentlich zur philoſophiſchen Ergründung der Gram-

matik und der Natur und Entstehung der Sprache überhaupt leitete. Schon am 20. Nov. 1795 schreibt er Schillern: „Ich gehe lange darauf aus, um die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigenthümlichkeiten einer Sprache bringen könnte, und die Art aufzusuchen, einen bestimmten Charakter irgend einer Sprache zu schildern. Aber noch will es mir nicht gelingen, und es hat sicher große Schwierigkeiten.“ Es war auch in jeder Hinsicht auf diesem Gebiete so gut wie nichts vorgearbeitet. Den Sprachforschern früherer Zeit fehlte der spekulative Sinn und von den ältern Philosophen hatten wenige die Sprache auch nur berührt. Und auch diese, ein Locke, Leibnitz, die Sensualisten Condillac, Harris und Lambert — wie wenig Haltbares hatten sie zu Tage gefördert! Humboldt, dessen Nachdenken so tief auf den Zusammenhang des Sinnlichen und Nichtsinnlichen gerichtet war, und der damit einen solchen Sinn für alles Sprachliche verband, mußte bald erkennen, daß in der Sprache eine concrete Einheit jener Faktoren gegeben sei; das Studium des Gegenstandes mußte ihn nothwendig immer mehr anreizen; er mußte sich in das ganze Gebiet der positiven und vergleichenden Sprachkunde versenken, um in seinem höhern Alter selbst der Schöpfer der Philosophie der Sprache zu werden.

Zum Schluß hätten wir nur noch den Gewinn anzudeuten, den Humboldt aus dem Studium des Alterthums für seine ästhetische Ausbildung zog. Doch nur anzudeuten, denn die Darstellung der ästhetischen Richtung, die er durch die bisherigen Studien und durch stete Vergleichung der Alten und Neuern gewonnen hatte, gehört dem folgenden Buche an. Das Studium der Alten wirkte um so fruchtbarer auf seine Kunsteinsicht, weil er dabei stets auch die deutsche Sprache und Litteratur mit im Auge behielt. Es war ihm wie angeboren, beide unablässig mit einander zu vergleichen. In

der deutſchen Sprache, die er ſo innig liebte und verehrte, ſah er jederzeit das dem Griechiſchen verwandteſte Idiom, ja ſelbſt die Bürgſchaft einer großen nationalen Zukunft. Ein Söhnlein, das ihm im Jan. 1800 mitten in Spanien geboren wurde, preiſt er in einem dichteriſchen Zuruf, ſchon in der Wiege glücklich, daß ihm das Geſchick durch die Geburt befähigt habe, die Höhen und Tiefen der Menſchheit gründlicher zu durchſchauen.

„Denn die Sprache Teutonien's iſt's, die, geſchmeidiger Bildung,
„Einſt dir des ahnenden Geiſts Erſtlingsgedanken erſchließt:
„Sie, die von eigenem Stamm entſproſſen, und kräftig und edel,
„Näher des Griechen Flug rauſchende Fittige ſchwingt.
„Wenig wird noch erkannt das Volk, das ſtill und beſcheiden,
„Aber tieferen Ernſts kühnere Bahnen ſich bricht;
„Doch ſie kommt die vergeltende Zeit, ſchon winkt ſie nicht fern mehr,
„Wo es dem Folgegeſchlecht zeichnet den leuchtenden Pfad.
„Nicht mit Waffen wird es, nicht kämpfen in blutigen Kriegen,
„Sichrer herrſchet durchs Wort, edler ſein ſchaffender Geiſt.
„Wie in den Tagen des Herbſts die Sonne, von Nebel umſchleiert,
„Durch den verhüllenden Flor einzelne Strahlen erſt ſchießt:
„Aber kräftiger bald zertheilt ſie die fliehenden Wolken,
„Und auf die freudige Flur gießt ſie das flammende Licht.“ [1])

So war er auch unabläſſig bemüht, nicht blos den Charakter der griechiſchen Kunſt, ſondern zugleich das Weſen der neuern Dichtung, und beſonders der deutſchen, zu erfaſſen. Je mehr die Alten ſeine äſthetiſche Einſicht förderten, je weniger überſah er das großartige Streben ſeiner Landsleute. Jetzt nun, da er durch ſeine Studien ſo gekräftigt war, führte ihn das Geſchick unmittelbar an die Seite jener Dichter, die, im Begriff, durch Wettkampf mit den Alten ſich dem Kunſtideal zu nähern und die angeborne Fähigkeit durch theoretiſche Einſicht zu vollenden, eines Genoſſen kaum

[1]) Ges. W. I. 182.

entbehren konnten, welcher die Kenntniß der Alten vom Grund aus geschöpft hatte und nicht schon von vornherein in modernen Vorstellungen befangen war. Wie oft hatte Humboldt an andern Zeitgenossen, an Herder, Woltmann, selbst an A. W. Schlegel eine moderne und oberflächliche Auffassung des Antiken zu rügen! An Göthe's und Schiller's Seite gehörte ein Geist, der eben so viel Kenntniß jener Vorwelt als Mitgefühl für die neuere Kunst, eben so selbstständige Bildung als Hingebung an die edelsten Bestrebungen Andrer besaß. Da Lessing todt war, genügte kein Anderer als Humboldt. Er allein griff mit ganzer Seele in das Streben dieser Männer ein; er förderte sie durch Kritik und Spekulation. Im Bunde dieser Drei wurde, theils durch tiefere Ergründung der Natur der menschlichen Einbildungskraft und der möglichen Wirkungen auf diese, hauptsächlich aber durch vergleichende Kritik der antiken und modernen Dichtung, unsre neuere Philosophie der Kunst begründet.

# Erinnerungen

an

# Wilhelm von Humboldt.

Von

Guſtav Schleſier.

Erſter Theil.

Stuttgart.

Franz Heinrich Köhler

1843.

Erinnerungen

an

# Wilhelm von Humboldt.

Von

Gustav Schlesier.

Dritter Theil. Zweite Hälfte.

Von 1794 bis 1798.

Stuttgart

Verlag von Heinrich Hoffer.

1843

# Drittes Buch.

## Innigſter Verkehr mit Schiller und Göthe und Theilnahme an ihrem Wirken.

1794 bis 1798.

Im kleinen Raum von Erfurts reichen Auen
Bis wo aus Schwarzburgs engem Fichtenthale,
Sich lieblich windend, rauschend ſtrömt die Saale,
Vermocht' ich wohl mein keimend Glück zu ſchauen.

Ich ſah den Morgen dort des Lebens grauen,
Wenn Morgen heißet, wann zum erſtenmale
Hernieder aus der Liebe goldner Schaale
Dem Geiſt des tiefen Sinnes Perlen thauen.

Denn die der Kranz des Dichterpreiſes ſchmückt,
Die beiden ſtrahlverwandten Zwillingsſterne,
Die ſpät noch glänzen in der Zukunft Ferne,

In Freundſchaftsnähe mir das Schickſal rückte,
Da Bande, von der Liebe ſüß gewoben,
Empor mich, wie auf lichter Wolke, hoben.

Mit ſolcher Begeiſterung feiert Humboldt noch in ſpäten Jahren das Andenken an jene herrliche Zeit, die er, umgeben von häuslichen Freuden und der Alles mitempfindenden Gefährtin, meiſten Theils zu Jena, in der unmittelbaren Nähe unſrer großen Dichter und im ununterbrochnen Ideentauſch mit ihnen zubrachte. Das Sonett führt die Ueberſchrift: „Morgen des Glückes“ (Geſ. W. II. 364). Es bezieht ſich zum Theil ſchon auf die Periode, die im vorigen Buch an uns vorübergegangen, mehr aber noch und allſeitiger auf die, in welche wir jetzt eintreten, wo der Umgang mit Schiller ganz innig wird und der mit Göthe ſich dazu geſellt, wo unſer

Freund an dem Wirken dieſer Männer den vertrauteſten und ehrendſten Antheil nehmen durfte und dadurch eines der wichtigſten Glieder jener Weimar-Jenaiſchen Epoche wurde, d. h. jenes denkwürdigen Zuſammenlebens ſo vieler bedeutenden Geiſter auf dem engen Raume von ein paar kleinen Städten, das den Mittagsglanz unſrer Dichtung und die ſchöne Jugendzeit unſrer Wiſſenſchaft in ſich faßt. Weimar war der Vereinigungspunkt unſrer claſſiſchen Poeſie — auch Schiller nahm endlich da ſeinen Wohnſitz, und hier war es, wo er vom Wallenſtein ab jene Reihe Meiſterwerke ſchuf, die ihn uns Allen und namentlich unſrer Bühne ſo unvergeßlich machen. Als Humboldt 1794 nach Jena ging, lebte Schiller noch als Profeſſor an dieſer Univerſität, zwar als Lehrer wenig thätig, aber in ſich deſto ergriffener von dem philoſophiſchen Geiſte, der an dieſem Orte damals ſeine Stätte gefunden hatte. Zunächſt war es der Geiſt des großen Königsbergers, der dort den mächtigſten Einfluß erlangt hatte: von hier breitete er ſich, wie von einem Mittelpunkt, weithin über Deutſchland aus. Bald aber wurde das Kant'ſche Syſtem von neuen Richtungen, die aus ſeinem Schooße emporſtiegen, zurückgedrängt, und an demſelben Orte, wo es eine Zeit lang die alleinige Herrſchaft gehabt hatte, erlebten Fichte's Syſtem und die Naturphiloſophie ihre Geburtswehen, ja auch Hegel begann wenige Zeit nachher da ſeine Laufbahn. Wie Weimar, ſteht auch Jena, in ſeiner Art einzig da, und wenn ihm in mancher das ſpätere Berlin verglichen werden kann, ſo ſtellt ſich doch gerade in dieſem Vergleich die weſentliche Unterſchiedenheit zu Tage. Jena erſcheint uns im Gegenſatz zu der Capitale des deutſchen Nordens wie der Jüngling gegenüber dem Manne. Es repräſentirt das jugendliche Alter des deutſchen Denkens mit allen ſeinen Mängeln und Vorzügen, während an der ſpäteren Schöpfung ſchon das gereiftere Weſen der Forſchung und Wiſſenſchaft, freilich aber auch ihre Ueberreife und

Blaſirtheit, und namentlich eine weit größere Uniformität der Richtung unverkennbar iſt. In der Muſenſtadt an der Saale gährten die verſchiedenſten Beſtrebungen und Ideen neben einander, alle Grundrichtungen des ſpekulativen Geiſtes waren vertreten; während der ſpätere Centralpunkt — mit Ausnahme etwa der erſten Jahre nach der Stiftung der Hochſchule — ſo vielſeitig nicht war und ſich meiſt noch mehr für den Mittelpunkt ausgab als er es in der Wirklichkeit ſein konnte. Wie hoch man aber auch die Bedeutung des letzteren Ortes für die ſpätere Zeit anſchlagen möge, ſo bleibt doch unbeſtritten, daß dieſer nur an die Stelle des früheren getreten iſt, dabei aber jenen Reiz des friſchen Blühens und Werdens der Wiſſenſchaft entbehren muß, ohne ſeinerſeits durch eine genugſam befriedigende Erhebung der Spekulation dieſen Mangel ſchon zu erſetzen. — Hiezu kam noch, daß die philoſophiſche Bewegung am Ausgang des vorigen Jahrhunderts mit der Vollendung unſrer claſſiſchen Dichtung parallel ging, und ſchon mit dieſer, ungleich mehr aber mit der neu auftauchenden romantiſchen Schule — die ſchon den Rückgang von jener Höhe einleitet, — in engem Zuſammenhange ſtand — ein Verhältniß, welches namentlich der Philoſophie immer eine erhöhte Bedeutung giebt. Stand doch ſchon einer unſrer größten Dichter mit der Spekulation in ſo inniger Berührung! Jetzt kam aber die eben genannte neue Schule, die, bei geringerer Produktionskraft und überhaupt abhängiger von gelehrter Doktrin, einer Stütze, wie ſie die neuere Philoſophie bot, faſt bedurfte. In der That, dieſe neue Schule nahm recht eigentlich von Jena ihren Ausgang; kaum hatte das Fegefeuer, das unſre großen Dichter in den Xenien angezündet, die Atmoſphäre der Litteratur gereinigt, daß Aller Augen ſich leichter auf das Aechte und Große wenden konnten, ſo pflanzten an demſelben Orte die Herausgeber des Athenäums eine neue Sturmfahne auf und wütheten noch weit ärger gegen

die unpoetiſchen Tendenzen der ältern Poeſie und den Ungeſchmack der Maſſen. Auch das ſteigerte den Ruf dieſer Stadt; alle Blicke waren auf dieſen Mittelpunkt Deutſchlands gerichtet. Beinahe Alles, was ſich in der Litteratur hervorthat, beſonders aber, was der neuen Richtung verwandt war, eilte an die Ilm und Saale, um von den Meiſtern der Kunſt oder den Führern der neuen Schule, oder von Beiden, ſich gleichſam den Ritterſchlag zu holen. Das war denn ein unaufhörliches Rumoren und ein Reiben zwiſchen Alt und Neu, wie es auf ſo engem Raume, in den Ringmauern ſo kleiner Orte und in der unmittelbaren Nähe eines fürſtlichen Hofes vielleicht nie, wenigſtens in dieſer Art nicht erlebt worden. Es war für das geiſtige Leben ein prächtiger Moment. Weſtlich und ſüdlich gab es Stürme ganz andrer Art, Stürme, gegen die der litterariſche, der philoſophiſche Kampf ſelbſt den Kleingeiſtern wie ein Spiel, wenn auch als gefährliches, erſcheinen mochte, während Andere den ganzen Ernſt dieſer Kämpfe erkannten und ſich an ihnen, wie an den glänzenden Schöpfungen in ihrem Geleit, labten nach dem tumultuariſchen Getöſe franzöſiſcher Umwälzung und dem Kriege, der auf eine Weile, freilich noch nicht für das ganze Deutſchland, vorübergegangen war. Die Machthaber hatten, glücklicher Weiſe, an Anderes zu denken! Wie manches Reinmenſchliche durfte damals zur Sprache kommen, ohne gefährlich zu ſcheinen, wie mancher Uebermuth ſelbſt ſich umtummeln, ohne, wenigſtens in den Augen der meiſten Regierungen, als ſtaats- oder ſittengefährlich zu gelten. Und wenn etwa Churſachſen einen kühnen Denker und Sprecher wie Fichte von der benachbarten Hochſchule vertrieb, ſo wurde dieſem alsbald und zwar damals von der preußiſchen Regierung und in Berlin ſelbſt ein Aſyl gewährt. Ein reges Geiſterleben fordert Freiheit, nicht blos Schutz und Pflege; es fordert Fürſten von dem offnen, hellen Sinn des unvergleichlichen

Carl August oder — bürgerliche Zustände, die einen Schirm solcher Art entbehrlich machen.

In solchem Glanze stand Weimar und Jena um und seit der Mitte der neunziger Jahre da, vor allem aber glänzend in dem Besitz eines Dichterpaares, das, ursprünglich so verschieden geartet, sich zum Staunen der Zeitgenossen vereinigte, um gemeinsam den Gipfelpunkt der Dichtung zu erklimmen. Neben diesen Geistern und einem solchen Bunde trat auch das Größte in Schatten, was in ihren Umgebungen, sei es von Alters her oder neuaufstauchend, leuchten wollte. Hat uns überhaupt bisher nichts so volle Früchte abgeworfen, als unsre Dichtung, so konnte hinwiederum in ihrem Bereiche mit Göthe und Schiller weder das, was die älteren Dichter geleistet hatten, noch was die neue Schule hervorbrachte, in Vergleich treten. Die Letztere zumal war, mit wenig Ausnahmen, mehr kritisch als produktiv; sie erweiterte zwar die betretnen Pfade in der Theorie und Praxis, aber sie verflüchtigte auch das Gewonnene und stellte bei all' ihrem Streben, die Phantasie aus den Ketten der Philisterhaftigkeit und unpoetischer Tendenzen zu befreien, doch viel weniger selbst etwas Großes und Vollendetes zu Tage, als daß sie dazu beitrug, das vor ihr Errungene und Beste zu allgemeinerer Anerkennung zu bringen. Der Hauptgewinn fiel wieder Göthe'n und — dies beabsichtete man freilich nicht — demnächst Schillern zu. Bleibt es nun überhaupt wohl das höchste Verdienst der Romantiker: den Sinn für die Kunst unter den Deutschen außerordentlich gehoben zu haben, so kann dagegen die Thatsache kaum noch bestritten werden, daß sie selbst das Wirken und Schaffen jener großen Geister unmittelbar fortzusetzen nicht im Stande waren, ja daß sie einen Fortgang solcher Art im Allgemeinen weit mehr abbrachen als förderten. Zum Glück

dürfen wir hinzusetzen — huldigten wenigstens einzelne

Genien, zwar ihren Anregungen, aber nicht, oder nicht immer ihrem Beiſpiel. Auf ſolche Weiſe, nämlich durch Rückkehr zu den gedrungeneren Formen unſrer claſſiſchen Dichter, gelang es vor Allen Uhland und in ſpätrer Zeit, auch Tieck, dem Hauptdichter der romantiſchen Periode, uns noch Früchte zu bieten, die dem Beſten, was unſre alten Meiſter ſchufen, wahrhaft ergänzend, und zum Theil ſogar wetteifernd, ſich anreihen. Was ſonſt unſre poetiſche Literatur neuerer Zeit aufweiſen mochte, beſonders die überwuchernde, blos ſubjektive oder Tendenz-Lyrik, ſteht nur allzuſehr unter dem Einfluß der neueren Schule, und ſo ſehr es auf der einen Seite Zeugniß von der angebornen dichteriſchen Natur unſres Volks ablegt, einer Begabung, die zu keiner Zeit ganz verſiegte und gegenwärtig ſich auf der Höhe einer großen Errungenſchaft und ſehr verfeinerter Technik ergehen kann, zeigt es auf der andern doch gar wenig ſchöpferiſche Kraft oder wahrhaften Fortſchritt in der Kunſt.

Ich habe hier nicht ohne Abſicht die Einwirkung der romantiſchen Schule hervorgehoben und einen Blick auf die Fortentwicklung unſrer Dichtung geworfen. Hat es nämlich mit der letztern die eben angedeutete Bewandtniß — und wer läugnet dies noch als etwa Einer oder der Andere, der ſich ſelbſt als Dichter verſucht haben will — dann haben wir um ſo triftigere Gründe, unverwandt an jene großen Dichter hinaufzublicken und auf ihre Principe und Maximen zu achten, dann dürfen wir beſonders diejenigen Männer als ſichere Leitſterne zum Höheren betrachten, die jene Häupter ſelbſt am unverrückteſten im Auge behielten; die in ihrer ganzen Anſchauungsweiſe am innigſten mit ihnen, und zwar mit beiden verwachſen ſind und nächſt den eignen Werken Göthe's und Schiller's als die lebendigſte Tradition jener Weimar-Jenaiſchen Periode gelten können. Nun — ein

ſolcher Führer kann uns Humboldt ſein und in manchem Betracht er ganz allein. Nicht deshalb, weil er, wie ſo viele Andere, ſich auch nach Jena begab und in einer Zeit, wo er ohnedies nur geiſtigen Beſchäftigungen lebte, den regſten Antheil an den dortigen Bewegungen nahm. Das würde ihn noch nicht vor ſo Vielen auszeichnen, deren Name in jenen Tagen weit öfter und lauter gehört wurde, als der ſeine. Aber je ſtiller und für Viele unſcheinſamer ſeine Mitwirkung war, deſto tiefer und bedeutender war ſie in der Wirklichkeit. Er — und kein Andrer in dieſem Grade — genoß die Freundſchaft Schiller's und Göthe's zugleich; er nahm an ihrem Streben, gerade in der erſtern Zeit ihrer folgenreichen Vereinigung, den vertrauteſten und wirkſamſten Antheil; er förderte ihre Arbeiten durch Theorie und Kritik und half, durch ſeine Mitwirkung, die Principien der Kunſt auf jene Höhe führen, auf der wir uns, was die Theorie anlangt, im Weſentlichen noch heute befinden. Humboldt's Leben und Denken, inſofern es der Kunſt angehörte, haftete ohne Unterlaß an den Erinnerungen jener Zeit; er wahrte ihnen die treueſte Hingebung und fühlte ſich noch kurz vor ſeinem Ende mehrmals gedrungen, ſie auch öffentlich zu erneuern. Die Herausgabe ſeines Briefwechſels mit Schiller nebſt der herrlichen Einleitung, die er hinzu fügte, dann die Worte, die er, gleich nach Göthe's Tode, an die Kunſtverſammlung zu Berlin richtete, ſind uns dafür die unzweideutigſten Belege. Dabei ſpricht ſich zugleich wenigſtens mittelbar die Anerkennung des Werthes aus, den er auf die einſtmalige Verbindung mit dieſen Geiſtern legte; in dem Sonett, das wir an die Spitze dieſes Buches geſtellt, äußert ſich dieſes Gefühl wahrhaft begeiſtert; und auch im vertraulichen Geſpräch hielt er es nicht zurück, „daß er ſich jener Zeit ſelig wiſſe.“ Dagegen hat er es, mit löblicher Beſcheidenheit, den Nachkommenden überlaſſen, von ſeiner

Theilnahme an dem Wirken jener großen Dichter zu sprechen. Als er seine Correspondenz mit Schiller veröffentlichte, erfüllte er nur eine Pietät gegen diesen; und nicht ein Wort von ihm deutet ein Selbstgefühl an, das sich doch, ohne anmaßend zu sein, recht wohl hätte blicken lassen können.

Erst mit dem Erscheinen dieses Briefwechsels wurde der Schleier über das Verhältniß gelüftet, in welchem Humboldt zu unsern Dichtern, und zwar vorzüglich zu Schiller, gestanden. Vordem lagen nur einzelne Winke darüber vor, und auch diese wurden meist nur von Kundigen verstanden, und gar oft ganz übersehen. Solche Winke fanden sich z. B. in Körner's (des Vaters) Notizen über Schiller's Leben, an manchen Stellen von Göthe's Werken seit der Ausgabe letzter Hand, und am reichlichsten in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, der aber in dieser Rücksicht allerdings erst durch das Erscheinen der eben besprochenen Correspondenz die volle Aufklärung finden konnte. Der Körner'sche Lebensabriß enthielt schon einige Stellen aus Schillers Briefen an Humboldt, doch ohne daß der Letztere namhaft gemacht wurde. Im Jahr 1830 gab uns Schillers Schwägerin, Frau von Wolzogen, eine ausführlichere Biographie des Dichters, gestützt zwar auf Körner, aber aus Familienpapieren und ihren eignen Erinnerungen reichlich vermehrt. Auch hier wurde Humboldt's und seines Verhältnisses zu Schiller in Ehren gedacht. Dann aber, und noch in demselben Jahre, erschien der Briefwechsel zwischen Schiller und unserm Humboldt selbst, von diesem mit der schon mehrgenannten Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung begleitet, (Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung). So ist denn endlich auch hier, wie fast über das ganze Gebiet unsrer neuern Litteraturgeschichte, durch die Mittheilung von Briefen bedeutender Notabilitäten und voll-

ſtändiger Briefwechſel derſelben — Mittheilungen, deren wir uns beſonders ſeit Mitte der zwanziger Jahre zu erfreuen hatten — ein erwünſchtes Licht aufgegangen. In der That, vor dieſer Zeit war es kaum möglich, eine irgend zureichende Geſchichte der Schiller-Göthe'ſchen Zeit zu entwerfen. Denn erſt jetzt iſt uns vergönnt, auch in die Werkſtätte jener großen Künſtler zu ſchauen. Waren doch vorher oft die intereſſanteſten Nebenumſtände oder wirkſamſten Einflüſſe völlig unbekannt. Wie Wenige z. B. gab es, die auch nur von Hörenſagen einige Kenntniß von unſers Humboldt's Theilnahme an den Beſtrebungen jener Männer bekommen hatten? Er war mit Schiller ſehr befreundet, ſagte man, lebte einige Zeit in deſſen Nähe zu Jena, und ſchrieb einſt ein Werk über Göthe's Hermann und Dorothea — das war etwa Alles, was ſelbſt Gebildetere wußten, und das Werk über Hermann hatten auch von dieſen nur die Wenigſten geleſen.

Der Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt war aber auch in andrer Hinſicht eine beſonders anziehende und hervorragende Erſcheinung. Bei allem Gewinn, den uns die Veröffentlichung ſo vieler Briefſchaften brachte, läßt ſich doch auch nicht verkennen, daß unſre Litteratur gar viel Spreu in ſich aufnehmen mußte, um in Beſitz der gehaltreichern Materialien zu gelangen. Man hat zuletzt ſelbſt von geringen Geiſtern das Geringfügige nicht vorenthalten und wie es immer geht, das Intereſſe ausgebeutet, das die Zeitgenoſſen für dieſe Publikationen an den Tag legten. Dagegen iſt die Correſpondenz zwiſchen Schiller und Humboldt unter der Maſſe dieſer neuerdings zum Druck gekommenen Sammlungen gewiß eine der gewichtigſten; ja, im Verhältniß zu ihrem Umfang, vielleicht die gehaltvollſte von allen Von den Briefwechſeln hiſtoriſch-politiſchen Inhalts können wir hier ohnehin abſehen Welche litterariſche Correſpondenz

überragte aber die hier in Rede ſtehende, ſei es an Tiefe des Gehalts oder nach Bedeutung der Urheber, wenn wir die eine ausnehmen, vor der freilich eine jede die Segel ſtreichen müßte — nämlich den Briefwechſel Schiller's und Göthe's, da für dieſen ſchon die Bedeutung des Verhältniſſes den Ausſchlag gäbe, wenn auch der Inhalt an ſich ſo unvergleichlich nicht wäre. Trotzdem ſteht die Schiller-Humboldt'ſche Sammlung nicht zu ſehr hinter dieſer zurück, ja wir dürfen kecklich behaupten, daß ſie faſt eine gleich tiefe und noch dazu eine unausgeſetztere Wirkung auf den Leſer hervorbringt. Dieſe fortwährende Spannkraft erklärt ſich zur Genüge aus der Individualität beider Briefſteller, und namentlich, wenn es hier erlaubt iſt ſo zu ſagen, des Wortführers unter ihnen. Wir können auch hier eine Vergleichung mit dem oben genannten Werke wagen. Wenn in dieſem Göthe mehr als Gegenſtand, denn als Mitredender erſcheint und deshalb der kritiſchere Geiſt Schillers in gewiſſem Sinne vorwiegt, ſo erſcheint in dem zweiten gerade umgekehrt Schiller mehr als Objekt, und es tritt dem forſchenden, aber zugleich ſchöpferiſchen und beſonders in dieſem Moment den Uebergang zu neuer Dichterthätigkeit ſuchenden Genius hier ein andrer ſinnender Denker gegenüber, dem es beſchieden iſt, jenen in dieſer Kriſis zu fördern und in der Gewißheit ſeines Berufs zu beſtärken. Allerdings kann ſelbſt in dieſer Lage der kritiſche Geiſt eines Schiller ſich nicht ſo leidend als Objekt darbieten, wie etwa Göthe; Schiller läßt ſich nicht blos „ſeine Träume auslegen;" nein, ſelbſt mit dem, der ihn in der eignen Ueberzeugung beſtärkt, ihm mit den ſinnverwandteſten Ideen entgegeneilt, kämpft er noch um Nebenſätze und Nüancen, hält, oft länger als gut iſt, an ihnen feſt, und erſcheint ſelbſt im Augenblick, wo er entwaffnet wird, noch als Sieger. Darin lag aber gerade ein Reiz, eine Aufforderung für Humboldt. In der That, dieſem

ergeht es faſt eben ſo wie Schillern gegenüber von Göthe. Indem er ſich bemüht, den Geiſt des mächtigen Genoſſen in ſeiner Tiefe zu erfaſſen, wird er zu einem doppelten Aufgebot aller ſeiner Kräfte genöthigt. Daher denn der Gedankenſchwung und alle Liebenswürdigkeit, die Humboldt Freunden zu ſpenden vermochte, in dieſen Briefen an Schiller ganz vornehmlich zu Tage treten. — Um aber die volle Bedeutung zu würdigen, die dieſer Briefwechſel für unſre Litteraturgeſchichte anzuſprechen hat, müſſen wir noch beſonders den Zeitabſchnitt ins Auge faſſen, in welchem dieſer Verkehr zwiſchen beiden Männern Statt hatte. Er fällt hauptſächlich in die Jahre 1794 bis 1797. Gerade dieſer Zeitraum, ſo drückt ſich Humboldt ſelbſt darüber aus, war ohne Zweifel der bedeutendſte in der geiſtigen Entwicklung Schiller's. „Er beſchloß den langen Abſchnitt, wo er ſeit dem Erſcheinen des Don Carlos von aller dramatiſchen Thätigkeit gefeiert hatte, und ging unmittelbar der Periode voraus, wo er, von der Vollendung des Wallenſteins an, wie im Vorgefühl ſeiner nahen Auflöſung, die letzten Jahre ſeines Lebens faſt mit eben ſo vielen Meiſterwerken bezeichnete. Es war eine Kriſe, ein Wendepunkt, aber vielleicht der ſeltenſte, den je ein Menſch in ſeinem geiſtigen Leben erfahren hat.“ Welcher Einſichtige würde dieſen Worten nicht beiſtimmen! Es war die Zeit, wo Schiller, ſchon eine Reihe Jahre in den Banden der Spekulation feſtgehalten, dem Drange, zu neuer dichteriſcher Thätigkeit überzugehen, kaum länger widerſtehen konnte, die Zeit, wo er ſchon anfing, in der Spekulation ſelbſt ſich den Weg in die Praxis zu bahnen. Auch hatte ihn ſchon die gewaltige Natur Göthe's im Tiefſten ergriffen; beinahe ſich ſelbſt vergeſſend, hatte er ſich in das Anſchauen dieſer Natur verſenkt. Um ſo ſehnſüchtiger regt ſich das Verlangen, die Nebel der Spekulation zu zerſtreuen und in das ſonnige Gebiet der Kunſt zurückzutreten. Aber er kann ſich auch

jetzt seiner Natur noch nicht entschlagen, er bedarf der spekulativen Ueberzeugung, denn erst auf dem Boden einer gewissen theoretischen Vollendung wächst ihm der Muth, zur Ausübung in einem höhern Style zu schreiten. Wie er es angreifen soll, das erfaßt er nicht instinktmäßig, nicht aus dem bloßen Vorbild anderer Künstler, sondern durch mühsame Selbstorientirung und theoretisches Studium der Kunst. Mitten in dieser Periode ward er manchmal völlig zweifelhaft an seinem Dichterberufe; die Vergleichung mit Göthe, die er jetzt anstellte, drückte ihn noch; er mußte erst zur Gewißheit kommen, daß etwas in ihm sei, das er nur vollkommener zu entwickeln nöthig habe, um sich einem solchen Meister gegenüber nicht durchaus im Nachtheil zu befinden, sondern selbst mit ihm wetteifern zu können. Hiezu mußte er aber wieder erst die klare Einsicht erlangen, in welchen Zweigen der Dichtkunst sein Naturell sich am höchsten zu entfalten vermöge. In allen diesen Beziehungen nun fand er bei Humboldt die prüfende und ermuthigende Zusprache, die er nur wünschen konnte, ja wir sehen, daß der gleichzeitige Verkehr mit diesem und mit Göthe wesentlich dahin wirkt, den baldigen und glücklichen Ausgang dieser Krisis in ihm zu beschleunigen. — Daher schon die hohe Bedeutung, die dieser Briefwechsel mit Schiller einnimmt, daher auch die Anerkennung, die ihm selbst von Solchen zu Theil wird, die den Einfluß Humboldt's an und für sich mehr als gefährlich für Schiller denn als wohlthuend ansehen wollen. Sonderbarer Weise ist Letzteres gerade den neueren Biographen dieses Dichters begegnet. Dennoch räumt z. B. Gustav Schwab, in seinem sonst überhaupt recht schätzenswerthen „Leben Schiller's" (S. 495) vor allem andern ein, daß dieser Briefwechsel die vollständigste und ausführlichste Nachricht von des Dichters innerem Leben in den Jahren 1795 u. 1796 enthalte. „Die überwiegende Mehrzahl der Briefe," setzt er dann hinzu, „ist

von Humboldt; aber man erfährt auch ſo unendlich viel und Weſentliches über den Poeten, über ſein Forſchen und Dichten, weil der Spiegel, in welchem er ſich beſchaut hat, und in welchem wir ihn hier erblicken dürfen, Humboldt's nicht nur hochgebildeter, ſondern auch ſeinem dichtenden Freunde verwandter, in die philoſophiſchen Tiefen der Poeſie eindringender, den Dichter, den er bewundert, ſtudirender Geiſt iſt."

Es iſt nur zu beklagen, daß eine ziemliche Zahl der Briefe für uns verloren gegangen iſt. „Die gegenwärtige Sammlung", ſagt Humboldt ſelbſt darüber in ſeiner Vorerinnerung, „enthält alle von uns noch vorhandenen Briefe, einige ganz unintereſſante ausgenommen. Es fehlt aber doch eine gute Anzahl; Schiller muß meine Briefe nicht vollſtändig aufbewahrt haben, und ein großer Theil der Schiller'ſchen an mich iſt auf dem Landſitz, wo ich dies ſchreibe [zu Tegel], in den unglücklichen Kriegsereigniſſen des Jahres 1806 verloren gegangen." Es wurde ſchon bemerkt, daß der bedeutendſte Theil dieſes Briefwechſels in die Jahre 1795 und 1796 fällt. Vor- und nachher lebten ſie einige Zeit im engſten perſönlichen Umgang. Dann aber war Humboldt meiſt im Ausland und der Briefwechſel nicht mehr ſo ununterbrochen. Im Weſen jedoch blieben ſie ſich immer nah, und ſelbſt der frühe Tod des Einen löſte nichts an der Gemeinſchaft, die ſich in jenem Zuſammenleben und Ideenaustauſch begründet hatte. Wie mannigfach die Gelegenheit war, die ſich Humboldt darbot, ſeine Kunſteinſicht zu ſteigern; wie abweichend ferner der Charakter ſein mochte, der in unſrer ſpätern Litteratur vorherrſchend ward, ſo ließ ſich doch Jener durch alles dies die Grundüberzeugungen nicht erſchüttern, die er mit Schiller erfaßt, und durch nichts die Liebe verringern, die er dieſem gewidmet hatte. Vielmehr, wie er dem Lebenden in jener entſcheidenden Epoche fördernd und geleitend zur

Seite gegangen war und gleichsam Hebammendienst geleistet hatte, so erfüllte er nach dem Tode desselben den schönen Beruf, ungeirrt von den ästhetischen Einseitigkeiten der Zeitgenossen, seinen großen Freund zu hegen und, gleichsam als Vertreter, in unserer Wissenschaft zu überleben. In der That, die Urtheile, die Humboldt in seinen Briefen und der Vorerinnerung zu dieser Sammlung niederlegt hat, können als Fundament jeder unparteiischeren wissenschaftlichen Ansicht über Schiller betrachtet werden. Daher denn auch diejenigen, die diesen Dichter neuerdings auch ästhetisch unbefangner zu würdigen wissen, oft schlechtweg an Humboldt's Stimme anzu[illegible]ofen nicht ermangelt haben.

Vor der Hand muß uns diese Correspondenz so wie die Schiller-Göthe'sche zum Theil auch als Ersatz für die dritte in diesem Cyclus dienen — nämlich für die zwischen Humboldt und Göthe, von welcher bis jetzt leider nur einzelne Bruchstücke, namentlich eine Schilderung des Monserrat in Spanien, eine Stelle über Rom, und ein Brief Göthe's über den Abschluß seines Faust, zur öffentlichen Kenntniß gekommen. Ohne Zweifel wird auch dieser Briefwechsel uns nun bald vollständig zu Gut kommen und unsre Einsicht in das Verhältniß dieser Geister mannigfach ergänzen. Aber wohl nur ergänzen; denn die nächste und innigste Verbindung unseres Humboldt blieb doch die mit Schiller; das persönliche Verhältniß mit diesem war für beide Theile noch erfolgreicher, als das des Erstern mit Göthe; und was seine Ansichten über diesen betrifft, so hat Humboldt dieselben schon in früher Zeit in einem eignen Werke niedergelegt und kurz vor seinem Tode noch wiederholt bekräftigt. Wie viel werthvolle Details und unschätzbare Mittheilungen wir von der letztern Seite also auch noch zu hoffen haben, das Wesentlichste davon liegt doch zu Tage, bevor diese Quelle geöffnet worden.

Schiller und Göthe haben das Verdienst dieses Genossen

und seine Stellung zu ihnen gar wohl anerkannt, wovon sich hinlängliche Belege in ihren Briefen und Werken finden. Doch darauf kommen wir noch näher zu sprechen. Fragen wir aber nach dem Gewinn, den die Nachkommenden, unsre Ästhetiker, Kritiker und Litteratur-Geschichtschreiber, aus Humboldt's ästhetischen Schriften und besonders dem eben besprochnen Briefwechsel gezogen, oder nach der Weise, wie sie dessen Stellung zu unsren Dichtern gewürdigt haben, so bleibt uns hier fast eben so viel noch zu wünschen, als in der Beurtheilung dieser Dichter selbst, ihres gegenseitigen Einflusses und ihres gemeinschaftlichen Wirkens. Es konnte auch nicht anders sein. So lange die Kritik nicht beide Dichter nach ihrem Werthe zu schätzen weiß, muß unseres Humboldt's Stellung nothwendig unbequem sein. So wie man auf Schiller gern vornehm herabgesehen und in langen Abhandlungen über Poesie, sogar über dramatische Poesie, seinen Namen nicht einmal genannt hat, ganz so hat man von dem Humboldt'schen Briefwechsel so viel als thunlich Umgang genommen. Von denen besonders, die den neuern philosophischen Schulen angehören, wissen ohnehin die Meisten mit den ästhetisch-kritischen Schriften beider Männer wenig anzufangen. Nicht blos das ist ihnen ein Anstoß, was darin noch an Kant's Anschauungsweise und Kantische Formeln erinnert, sondern mehr noch die Natürlichkeit des Denkens und Darstellens, die beide Männer so vortheilhaft auszeichnet. — An einer ganz genügenden Schilderung der Litteraturepoche von 1794 bis 1805 fehlt es uns überhaupt, und doch kann erst in einem Werke dieser Art die Stellung aller einzelnen wirkenden Geister in das hellste Licht gebracht werden. Die verdienstvollen Vorarbeiten für eine solche Leistung zu verkennen, sei weit von uns, so wie wir auch gewiß nicht in Abrede stellen, daß durch Einzelne, die jene Aufgabe theilweise oder auch nur andeutend berührten, schon manches geschehen, die Bedeutung der Haupt-

und der Nebenfiguren gründlicher zu beleuchten. Was Humboldt betrifft, so waren insonders die Biographen und Commentatoren Schiller's zu einer nähern Beachtung seines Wirkens wohl gezwungen, und wir finden daher bei den ausgezeichnetsten von ihnen, wie Hoffmeister und Schwab, und bei Götzinger („Deutsche Dichter"), seiner wohl gedacht und seine Stimme, wenn auch nicht bei Allen ganz so, wie wir es erwarten, berücksichtigt. Von Schwab ist schon die Rede gewesen. Aber auch Hoffmeister — dessen Leben und Geistesentwicklung Schiller's (1838—1842) sonst so ungemeine Forderungen befriedigt — behandelt den Geist, der, vor ihm, sich am tiefsten in den Genius jenes Dichters versenkt hatte, nicht mit der Gunst, die er verdiente, oder gab wenigstens erst in den letzten Heften einer, wie es scheint, anerkennenderen Stimmung Raum.

Nun haben wir aber dessen zu gedenken, der von Allen, die sich mit dieser Litteratur-Epoche beschäftigten, die Stellung unsres Humboldt am schärfsten erfaßt hat. Dies ist Gervinus in seiner jüngst erschienenen „Neueren Geschichte der poetischen National-Litteratur der Deutschen" (1841—42), den letzten Theilen eines Werks, wie wir auf diesem Gebiet uns früher keines ähnlichen rühmen konnten, das einen wahren Fortschritt begründet, und auch da, wo wir den Verfasser in die gehörigen Schranken zurückweisen möchten, unsre Beachtung erheischt. Würde der Verfasser, unbeschadet des kritischen Sinns, es über sich gewonnen haben, besonders da, wo er sich ganz überlegenen und classisch entwickelten Genien oder den einzelnen vollgültigen Schöpfungen solcher Geister gegenüber befindet, nicht eine so entschiedne Censormiene anzunehmen und hätte er gleich auf dem Titel seines Werks auch den culturgeschichtlichen Standpunkt bezeichnet, von dem aus er sich nun einmal und wir glauben, mit Fug und Recht, vorgesetzt hat, die Entwicklung unsrer Litteratur zu verfolgen,

ſo würde er ſeinen groſsen Zweck noch vollſtändiger erreicht haben. Aber auch ohne dieſe Vollendung bleibt es ein originelles, groſses und, wie wir hoffen, fruchtbares Werk. Daſs der Verfaſſer mit Vorliebe bei einzelnen Männern verweilt, daſs er ſich ſo oft als thunlich auf dieſe beruft, iſt ein Vorzug des Werks, und ſpricht auch da noch für den Charakter des Urhebers, wo dieſe Vorliebe wirklich zu weit getrieben oder am unrechten Fleck geäuſsert wird. Ohne Zweifel hat Gervinus die Hauptfiguren unſrer neuern Litteratur und ihre Stellung zu einander mit einer Umſichtigkeit und Schärfe beleuchtet, wie vor ihm Keiner — und das Rechte im Ganzen getroffen, wenn man auch im Einzelnen noch oft ein Gewicht wegnehmen, oder zulegen muſs, und das vollendete Maſs da noch immer am ſchmerzlichſten vermiſst, wo man es am ſehnlichſten erreicht wünſchte. Gewiſs mit Recht vindicirt er Schillern ſeine Ehrenſtelle neben Göthe, doch dieſes löbliche Streben verführt ihn wieder, Letzteren auf eine manchmal unerträgliche Weiſe zu hofmeiſtern. Zwar erklärt auch er ihn mehr als einmal für den gröſsten Dichtergenius der neuern Zeit; nichts deſto weniger behandelt er ihn mit ſolcher Ungunſt, daſs wir darüber ebenſo zu klagen als uns andrerſeits über eine Kritik zu freuen haben, die von den blinden Bewunderern Göthe's ſo oft vergeſſen wird. — Immer aber bleibt, was Gervinus in der Beurtheilung beider Männer geleiſtet, ſchon eine ſehr bedeutende Gabe. Beſonders glücklich erſcheint er da, wo er ſich vorzugsweiſe als Geſchichtsſchreiber zeigen kann, in der Beleuchtung der Zeitlage und Umgebungen dieſer hervorragenden Geiſter, und in Gruppirung des Zuſammengehörenden. So hat er inſonders Humboldt ſcharf ins Auge gefaſst und ſein Eingreifen in die groſse Epoche deutſcher Dichtung mit beſondrer Liebe verfolgt. Mit ſichrer Hand greift er ihn aus der übrigen Menge heraus und rückt ihn

unmittelbar an Schiller und Göthe hinan. Humboldt gehört überhaupt zu den Wenigen, die er, so oft es möglich, als leuchtende Vorbilder hinstellt, die er selbst als seine Lehrer und Führer angiebt. Gleich in der Einleitung seines größeren Werkes — Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen, I. 11 — gab er die Erklärung ab, daß er auf kein Lehrbuch zu verweisen wisse, worin die Ansichten über das Schöne und die Dichtkunst zusammengefaßt seien, die ihm in dieser Geschichtsdarstellung zur Richtschnur gedient hätten. Nur zerstreute Quellen, Aristoteles und Lessing, Göthe und Humboldt ꝛc., könne er nennen. Lessing und namentlich dessen Dramaturgie betrachtet er als Grundlage, auf der dann „Göthe, Schiller und Humboldt ihre ästhetischen Theorien ausbildeten." (Neuere Gesch. I. 354.) An mehreren Stellen hebt er hervor, wie viel Schiller Humboldt verdankte; er sagt aber auch, daß dieser sich an den Abhandlungen des Ersteren, vor allen an der über naive und sentimentalische Dichtkunst, zu seinen „ästhetischen Versuchen" ermuthigt habe. „Auch auf die artistisch-physiologischen Arbeiten Humboldt's wirkten die Ansichten hinüber, in denen sich diese verwandten Naturen begegneten." (I. 436) Allerwärts weist er auf den engen Zusammenhang Humboldt'scher Kunsttheorie und Kritik mit den Ansichten, Briefen und Werken Schiller's und Göthe's hin. Irgendwo[1]) nennt er die ästhetische Kritik desselben überhaupt eine der schönsten Früchte, die der Verkehr dieser Dichter getragen. Wer Humboldt's verschiedene Winke und Aufsätze in diesem Gebiete kenne, werde sowohl in Schiller's Schriften wie im Briefwechsel Schiller's und Göthe's auf die Quelle von manchen seiner Ideen, auf die Andeutung manches von ihm

1) Gervinus: über den Göthischen Briefwechsel, Leipzig 1836. S. 129.

Ausgeführten gerathen. Die ebengenannten „ästhetischen Versuche“, die sich an Hermann und Dorothea anlehnen, und die Einleitung, die Humboldt seinem Briefwechsel mit Schiller voranstellt, erklärt er (A. G. II. 472) für „die beiden schönsten Denkmale, die unsern beiden großen Dichtern mit gleicher und parteiloser Liebe gesetzt worden.“ An ersterem Werke bewundert er, wie auch Schiller, die Uebereinstimmung der Humboldt'schen mehr metaphysischen Betrachtungen mit den für den Künstlergebrauch eingerichteten Maximen Göthe's. Zwar bewegt sich Humboldt mehr in Schiller's Art, aber mit dem Unterschiede, daß er als eifriger Hellenist dem realistischen Standpunkt Göthe's näher steht; dabei aber wieder viel bereiter als Göthe ist, die moderne Kunstleistung neben der antiken gelten zu lassen. Gerade durch den Mangel eigentlich produktiven Talents, war es Humboldt möglich, ein Genie in der Gabe ungetrübter Empfänglichkeit zu werden. Jenen schaffenden Geistern gegenüber war dies allerdings nur einseitiger Vorzug, aber doch eine Superiorität, die sogar Schiller, selbst ein ausgezeichneter Kritiker, zugestand.

Diesen Stimmen über das Schiller-Göthe-Humboldt'sche Zusammenwirken schließt sich so eben noch die eines vorzüglich berufenen Sprechers an, die Stimme eines Mannes, der sich ganz eingelebt hat in die Weimarischen Erinnerungen, der Humboldt persönlich kannte und über sein Verhältniß zu Göthe als Augenzeuge sprechen kann — Friedrich von Müller nämlich, in einem Aufsatz über die ersten Bände von Humboldt's gesammelten Werken.[2]) Er faßt insonders das Verhältniß zu den beiden Dichtern ins Auge und theilt gelegentlich einige Bruchstücke aus dem Göthe-Humboldt'schen Briefwechsel mit, eine Gabe, die doppelt erfreulich, da wir

2) Neue Jenaische Literaturzeitung. 1. u. 3. Jan. 1843.

ſie wohl als Vorläufer des baldigen Erſcheinens der ganzen Sammlung anſehen dürfen.

Jetzt wollen wir, zum Theil geſtützt auf dieſe Vorgänger, Humboldt's Theilnahme an dieſer großen Litteraturepoche mehr ins Einzelne verfolgen, vor allem aber ſeine Verbindung und Wahlverwandtſchaft mit Schiller in nähere Betrachtung ziehen, um für die nachherigen einzelnen Berührungen eine allgemeinere Grundlage zu gewinnen.

---

Schiller und Humboldt waren urſprünglich verwandte Naturen. Theilweiſe in ihren Anlagen, mehr noch in ihren Charakteren, beſonders aber in der ganzen Richtung ihres Geiſtes — ſtehen Beide einander unendlich näher, als Göthen, der in gewiſſem Sinne der Gegenſatz Beider, das Objekt ihrer Betrachtung, der gemeinſchaftliche Anziehungspunkt war. Dieſer genialen, inſtinktmäßig wirkenden, nur künſtleriſch ſtrebſamen Natur gegenüber erſcheinen Humboldt und Schiller beinahe wie Eine Perſon; und dennoch, näher betrachtet, ſind auch ſie wieder ſehr beſtimmt zu unterſcheidende Individuen. Jeder von ihnen bewahrt, bei größter Annäherung, ſeine Eigenthümlichkeit; und nicht blos da, wo die Fähigkeit ſie ſchied, ſondern ſelbſt wo ſie die größte Gemeinſchaftlichkeit bewirkte, läßt ſich die Eigenart eines Jeden leicht erkennen. „Wenn Schiller und Humboldt zu abſtrakter Reflexion, zu ſtreng philoſophiſcher Begründung ihrer Ideen weit mehr hinneigten als Göthe und ſich darin gleicher waren, ſo unterſchieden ſie ſich doch weſentlich durch das energiſche Pathos des einen und die leidenſchaftloſe Ruhe, faſt anſcheinende Kälte des andern.“[1]) Neben dem Geiſte der Reflexion war Schillern eine mächtige poetiſche

1) Fr. v. Muller, a. a. O.

Ader zu Theil worden; ihn drängte es jederzeit, das was er aus dem Schacht des Gedankens emporhob, alsbald auch in dichterische Form und Gestalten zu schmelzen. Humboldt dagegen, obwohl keineswegs aller poetischen Mitgift baar, war doch so überwiegend auf die Kraft des Gedankens gewiesen, daß erstere nur wie eine rein persönliche und gemüthliche Zugabe erscheint. Schiller ringt, den Denker im Dichter aufgeben zu lassen; Humboldt versenkt sich mit den Jahren immer tiefer in die Spekulation, in die unendliche Breite der Wissenschaft. Nur nebenher regt sich in ihm das Bedürfniß, die innersten Gefühle und Gedanken in dichterischer Unmittelbarkeit auszusprechen, aber er thut dies zur bloßen Selbstbefriedigung; ausnahmsweise, um einen Vertrauten seines Herzens mit dem Ausdruck solcher Empfindung zu überraschen, meist aber, die Erzeugnisse solcher Stunden wie Kinder der Liebe verheimlichend. Wenn Schiller seine Denkernatur auf den Boden der Kunst zu verpflanzen strebt, behält sie dennoch, auch wo sie selbstständig wirkt, mitsammt der Größe und Energie, stets jenen eigenthümlich selbstherrschenden und großartig individuellen Charakter, der sie im Ganzen so bewunderungswürdig als im Einzelnen schroff und manchmal einseitig macht. Man kann ganz und gar nicht behaupten, daß Schiller, als er sich anscheinend ganz der poetischen Praxis hingab, im Allgemeinen gegen die Welt der Erscheinung nachgiebiger, oder etwa indifferent gegen die Welt des Gedankens, gegen das Gesetz geworden wäre. Was er nachgab, gab er nur, so viel ihm möglich, der Welt des Dichters, den reinen Gesetzen des poetischen Schaffens, dem Dichtercharakter, man konnte sagen, der Eigenthümlichkeit und den angeborenen Vorzügen seines Freundes Göthe nach, doch keineswegs änderte er damit seine Weltbetrachtung und Beurtheilung überhaupt. Humboldt dagegen verband von vorn herein mit seiner einseitigern

Fähigkeit auch die größere Hingebung und Bildſamkeit, die gewöhnlich ſie begleiten. Nicht daß er die höchſten Principien, daß er das Ideal geopfert hätte, nein, an dieſer Welt der Ideen hielt er feſt wie Schiller, allein er bereicherte und vollendete ſie unabläſſig aus der tiefern und breitern Anſchauung der Wirklichkeit, er verknüpfte mit dem Streben nach oben einen vielſeitigeren Blick nach allen Seiten; neben der entſchiedenen Willensſtärke genoß und übte er die Gabe reinſter Empfänglichkeit. Eine umfaſſendere Kenntniß der Natur und vielſeitiger und großer Menſchheitszuſtände, vor allem der antiken Welt, nicht weniger das Studium der claſſiſchen Dichtung näherte Humboldt, den Idealiſten, der realiſtiſchen Weltbetrachtung Göthe's. So ſtehen Humboldt und Schiller ſich wie der Forſcher dem Dichter gegenüber, wie das unendlich reiche und vielſeitige Individuum dem vorzugsweis großen und idealiſchen, wie der heut beſchaulich grübelnde, morgen lebenskräftige, hier tapfer kämpfende, dort unerſchöpflich humane Geiſt dem immer auf ein Höchſtes gewandten, immer thatkräftigen und, mitten in Reflexion und Kritik ſogar, immer gleich energiſchen Genius. Lenken wir aber zugleich den Blick auf die Verbindung Beider mit Göthe hin, dann erſcheint Göthe als der Dichter und Humboldt als der Forſcher und Kritiker par excellence, Schiller aber auf der einen Seite zwar wie eine Art Miſchling aus Beiden, auf der andern jedoch als die ſeltenſte und erhabenſte Erſcheinung unter Allen.

Humboldt's eigenthümliches Naturell, d. h., den geborenen Kritiker, hat Schiller mit einer Schärfe charakteriſirt, die kaum noch etwas hinzuzufügen übrig läßt. Humboldt klagte in einem Briefe über die Schwierigkeiten, mit denen er damals noch zu kämpfen hatte, ſo oft er die Maſſe der Anſichten und Ideen zu einem beſtimmten Zweck verarbeiten wollte. „Ich bin überzeugt," entgegnete ihm Schiller (25. December

1795), „was Ihrem schriftstellerischen Gelingen vorzüglich im Wege steht, ist sicherlich nur ein Uebergewicht des urtheilenden Vermögens über das frei Bildende, und der zu voreilende Einfluß der Kritik über die Erfindung, welche für die letztere immer zerstörend ist. Ihr Subjekt wird Ihnen zu schnell Objekt, und doch muß Alles auch im Wissenschaftlichen nur durch das subjektive Wirken verrichtet werden. In diesem Sinne würde ich Ihnen natürlicherweise die eigentliche Genialität absprechen, von welcher Sie doch in einer anderen Rücksicht wieder so Vieles haben. Sie sind mir eine solche Natur, die ich allen sogenannten Begriffs-Menschen, Wissern und Spekulatoren — und wieder eine solche Cultur, die ich allen genialischen Naturkindern entgegensetzen muß. Ihre individuelle Vollkommenheit liegt daher sicherlich nicht auf dem Wege der Produktion, sondern des Urtheils und des Genusses; weil aber Genuß und Urtheil in dem Sinne und in dem Maße, dessen beide bei Ihnen fähig sind, schlechterdings nicht ausgebildet werden können, ohne die Energie und Rüstigkeit, zu der man nur durch den eigenen Versuch und durch die Arbeit des Producirens gelangt, so werden Sie, um sich zu einem vollkommen genießenden Wesen auszubilden, das eigene Produciren doch nie aufgeben dürfen. Ihnen ist es aber nur ein Mittel, so wie dem produktiven Gemüth die Kritik ꝛc. ꝛc. nur ein Mittel ist."

Wie richtig dies Urtheil Schiller's war, geht aus den Leistungen des Beurtheilten glänzend hervor. In Humboldt war eine solche Bildungsmasse vereinigt, eine solche Feinheit des Urtheils und ein solcher Umfang des Genusses entwickelt, daß, wenn diese Gaben nur flüssig gemacht werden konnten, nothwendig die außerordentliche Reife der Forschung und Kritik an den Tag kommen mußte, die wir an ihm in so hohem Grade bewundern. Es ist hier nicht etwa von blos

äſthetiſchem Urtheil die Rede, darin allein iſt er vielleicht von Einzelnen ſogar übertroffen worden. Was ihn zu dem großen Kritiker machte, das iſt die Tiefe und der Umfang ſeines Urtheils, nicht die Sicherheit in einem Einzelgebiet. Es iſt der Geiſt einer wahrhaft univerſellen Kritik, der überall hervorleuchtet, der auch ſeine Kunſtanſichten beherrſcht. Vergleiche man ihn einmal mit denen, die außer ihm ſich inſonders als kritiſche Geiſter hervorgethan haben. Leſſing's Größe beruht zu einem nicht geringen Theil auf einer ähnlichen Univerſalität des Geiſtes, und wenn er dieſe auch nicht in dem Grade beſeſſen, wie etwa Humboldt, ſo überragt er doch ebenſo gewiß dieſen wie alle Anderen in der Art, wie er ſeinen Beſitz zu gebrauchen vermochte, vor allem an Schärfe und Genialität. Scharf und geiſtvoll iſt auch Schiller, der Kritiker, und Humboldt an Genius überlegen; auch ſeine Weltbetrachtung, ſein Streben iſt in hohem Grade univerſell, aber nicht ſeine Bildung überhaupt. Denn hier überflügelte der ſchöpferiſche Drang bei weitem den Umfang des Wiſſens, wie die Schnelle und Kühnheit der Auffaſſung die Ruhe, den Grad der Empfänglichkeit. Wie er, als Dichter, „der Natur, ehe ſie vollkommen auf ihn einwirkt, ſchon ſelbſtthätig entgegeneilt" und daher meiſt etwas Höheres oder Niederes giebt, als die Wahrheit und Wirklichkeit, ebenſo geht er, als Kritiker, gewöhnlich zu ſtreng von dem, allerdings großartigen, aber zu allgemeinen Ideal aus, das ihn beſeelt, und ſtellt dann Individuen und Produktionen unter Maßſtäbe, die, dem Princip nach vielleicht die höchſten, in ihrer Unbedingtheit aber oft die härteſten und ungerechteſten ſind. Dies iſt namentlich vor ſeiner Befreundung mit Göthe's Geiſte der Fall. Göthen ſelbſt mögen wir nicht unter den hervorragenden Kritikern aufführen. Dazu war ſein Geiſt zu ſchöpferiſch auf einer, zu hingebend und beſchaulich auf der andern Seite. Daß er dennoch auch in

Kritik und Urtheil Ungemeines und zum Theil besonders Musterhaftes geleistet — wie sollte dies von einem so vielseitig Gebildeten und Begabten anders zu erwarten sein? Zu den ersten Kritikern aber müssen wir A. W. Schlegel rechnen, den nicht blos Geist und feiner Geschmack auszeichnet, sondern zugleich Besonnenheit und Ruhe. Irrt er dennoch, so geschieht es bei ihm, nicht, wie bei Schiller, von idealischer Abstraktion aus, sondern durch die, den Romantikern überhaupt eigne, allzu ausschließliche Kunstbetrachtung. Daher bei so viel Umblick im Ganzen, oft die größte Unbilligkeit gegen Einzelne, und selbst gegen wahrhaft große Geister; daher z. B. das gewöhnliche Herabsehen auf Schiller, der doch oft genug auch da unsere Bewunderung noch herausfordert, wo seine Dichtungen vor dem strengen Künstlerforum nicht hinreichend zu rechtfertigen sein mögen. Wir sehen hier ganz von der Parteilichkeit ab, die sich in diese Urtheile mischte. Die Bildung dieses Kritikers war im Allgemeinen eine zu ästhetisch-litterarische. So universell sie auf dem Gebiete der schönen Künste daherschreitet, so wenig darf sie sich mit der Geistes-Universalität eines Lessing oder Schiller oder Humboldt messen. Ja, diese durchgängige Beziehung auf Kunst und künstlerische Ueberlieferungen verleitete die Romantiker überhaupt und selbst den genannten Kritiker, den nüchternsten unter ihnen, hie und da auch zu starker Einseitigkeit, namentlich dann, wenn ein Dichter oder ein Dichtwerk mit bloßen Kunstorganen nicht zu umfassen war. — Von dieser Klippe war Humboldt weit entfernt. Möglich eher, daß ihn die Tiefe geistigen Gehalts zuweilen über den Kunstwerth einer Dichtung täuschte. Dies begegnet ihm namentlich bei didaktischen Dichtungen, und im Einzelnen in Beurtheilung Schillers. Vergessen wir aber nicht, daß er manche gewiß zu unbedingte Aussprüche und Belobungen in den Briefen an Schiller selbst nieder

legte, daß es zum großen Theil Eindrücke des ersten Moments waren, daß er die eiskalte Natur, für die ihn so Viele gehalten, in der That gewesen sein müßte, wenn ihn das tägliche Emporsteigen eines solchen Freundes immer in den Grenzen kühlen Urtheilens gelassen hätte. Dann theilte er ja auch so viele, darunter freilich auch einzelne unhaltbare Principien mit Schiller. Beide hatten mit den Schranken der Kant'schen Philosophie zu ringen, einzelne Formeln aus dieser Schule machten ihnen ihr Leben lang zu schaffen. Dagegen dankten sie dem spekulativen Boden, von dem sie ausgingen, auch die Tiefe und Festigkeit, die ihre Kunstansichten gewannen. Die reifsten Aufsätze Schiller's, an denen in gewissem Sinne auch Humboldt und Göthe Theil hatten — waren ja doch das Fundament, auf dem die Gebrüder Schlegel standen. Jenen Geistern fiel die Arbeit zu, den starren Kantianismus zu durchbrechen; für die Schlegel war es dann leicht, einige Reste zu beseitigen und das schon Errungene für praktische Zwecke zu verwenden. Ihre Kritik und Theorie war in diesem Punkt wieder näher an Lessing's Art. Wenn dieser sich noch nicht in die spekulative Aesthetik vertieft hatte, fußten die Schlegel schon auf den Resultaten Kant's und Schiller's und bereiteten, wie Schiller, wie Göthe, wie Humboldt, spätern Philosophen den Weg.

Von andrer Seite betrachtet, steht der Lessing'schen Kritik Niemand so nahe als unser Humboldt. Die Kälte seiner Betrachtungsweise, die Art, die Dinge von verschiedenen Seiten anzusehen, vor allem aber die Uneingenommenheit und Vorurtheilslosigkeit, die Geistesfreiheit, mit einem Worte, wo wären sie, mit solchem Ernst und solcher Würde gepaart, zu finden, als bei ihnen. Wenn Lessing, was Schärfe und Genialität des Blicks anlangt, unbedingt die Palme zuzieht, so ging dafür Humboldt in Vielseitigkeit, Empfänglichkeit und reinem Forschungsgeiste gewiß auch über

Leſſing hinaus, und wenn jener ſeiner Zeit unendlich ſtärkere Impulſe gegeben, ſo hat dieſer mit der Fülle des eigenen Geiſtes die reichen Schätze einer fortgeſchrittenen Bildung und Wiſſenſchaft vereinen können. Eine minder ſtrahlende, aber, leiſe und unbemerkt, tief erwärmende und befruchtende Sonne deutſcher Bildung.

Nicht blos als Kritiker, ſondern als Geiſt überhaupt, ſtand Humboldt unter ſeinen Zeitgenoſſen doch immer Schillern am nächſten. Schon haben wir der Gegenſätze in dieſen verwandten Geiſtern gedacht; jetzt wollen wir die Gemeinſchaft ihres Weſens und ihres Bildungsganges, den Einfluß den ſie auf einander hatten und namentlich Humboldt's Beurtheilung des Schiller'ſchen Geiſtes überhaupt betrachten.

Es iſt ein ſeltener Fall, daß zwei Männer die in ihren Gaben ſowohl als auch in ihrer Stellung zur Welt ſehr verſchieden erſcheinen, im Innerſten ihres Weſens ſo viel Wahlverwandtſchaft haben, wie Schiller und W. von Humboldt. Es iſt Ein Grundzug in ihnen: ſie leben Beide im Reiche der Ideen, und dieſe Ideenwelt iſt im Weſentlichen eine und dieſelbe; denn Beide richten ihr Augenmerk nicht ſowohl auf das rein Ueberſinnliche und Geiſtige, ſondern vorherrſchend auf den Einſchlag der geiſtig-ſinnlichen Natur, oder, um es ſchlechtweg zu ſagen, auf das ewig Menſchliche. Aus dieſer Richtung ihres Geiſtes erklärt es ſich, warum Beide nicht im eigentlich religiöſen Gebiete heimiſch waren, während ſie für das Idealiſche ſo begeiſtert ſind, wie es nur immer ein eigentlich religiöſes Individuum ſein kann. Bei Schillern ſpricht dieſe Begeiſterung unabläſſig: ſie iſt nicht nur der Mittelpunkt ſeines eignen Strebens, er will ſie auch in den Andern erwecken. Dieſer apoſtoliſche Trieb, dieſes Pathos iſt Humboldt nicht eigen, und wie ſehr er in der Ideenwelt ſeine Heimath gefunden hat, ſo erſcheint er doch überall mehr im glücklichen Beſitz und im Genuſſe dieſes

Gutes, als daß wir jenes Ringen oder dieſen Lehrtrieb wahrnähmen, wie bei Schiller. Wo er wirkt, geſchieht es mehr durch ſeine bloße Erſcheinung, oder durch den Ausdruck einer rein perſönlichen Begeiſterung, die aber auf den feinen Sinn vielleicht doppelt wirkt, weil ſie ſo keuſch im Ausdruck iſt, weil ſie ſo wenig wirken zu wollen ſcheint. Aber wie ſehr auch dieſes perſönliche Verhalten zum Ideal dieſe Männer unterſcheidet, wie anders dieſe Richtung bei dem ringenden und apoſtoliſchen Schiller, dem vorherrſchenden Charakter, zu Tage tritt, als bei dem Geiſt, der, als ſolcher, mehr der ſtillen Forſchung obliegt, mehr das ruhige Suchen der Wahrheit zeigt, mehr im beſchaulichen Genuß der Erkenntniß lebt — ſo erkennen wir doch den gleichen Grundzug in ihrem Leben und ihren Schriften. Auch ihre Schriften tragen bei aller Verſchiedenheit der Behandlung eine ganz unverkennbare Wahlverwandtſchaft an ſich. Friedr. v. Müller ſagt ſehr ſchön: „Der tiefe Ernſt, die ruhig beſonnene Auffaſſungsweiſe der Welt und ihrer Erſcheinungen, der ewig rege Forſchungstrieb nach allem Wiſſenswürdigen, der Humboldt auszeichnet, verbunden gleichwohl mit lebhafter Empfänglichkeit und entſchiedener Vorliebe für die Schönheit der Form, ſpiegeln ſich in jedem ſeiner Werke wieder. Früh gereift zum Mann und mit einem angebornen Gleichmaß für alle Lebensverhältniſſe ausgeſtattet, weiß er in jeder Lage, in die wechſelndes Geſchick ihn verſetzt, Einfachheit, Mäßigung und innere Ruhe zu bewahren. So auch in ſeinen Schriften; er vermeidet jedes Extrem, jede leidenſchaftliche Aeußerungsweiſe, ihm ſtehen die reizendſten Farben zu Gebot, aber er verwendet ſie nur ſparſam, der Gedanke, die Idee iſt ihm alles; er ſpricht ihn erſt gemeſſen aus, dann verfolgt er ihn bis zu ſeinem erſten Keim, entwickelt ihn nach allen Richtungen und webt nun aus Idee und Reflexion ein ſcharfſinniges Ganze kunſtfertig zuſammen.

Er bohrt ſich — wenn der Ausdruck erlaubt iſt — gleichſam in ſeinen Stoff hinein, zerlegt ihn in die zarteſten Faſern und belebt ihn dann wieder durch die Kraft ſeines Verſtandes und ſeiner Phantaſie zum organiſchen Gebilde. Man möchte zuweilen fragen, ob er nicht zu weit ausholte, unähnlich hierin Göthe, deſſen friſcheres Naturell ihn vielmehr hinzog, den Gedanken raſch zu umkleiden und ſofort bildlich vor die Anſchauung hinzuſtellen. Mit Schiller dagegen iſt Humboldt's Darſtellung weit verwandter, und beide liebten es, den abſtrakten Gedanken wie einen Brillant zu behandeln, den ſie nach allen Seiten auf's feinſte zu ſchleifen wußten." — In Beiden herrſcht der Geiſt der Reflexion, in Beiden iſt er auf dieſelben höchſten Regionen gerichtet, bei Beiden iſt er mit dem tiefſten Intereſſe für das Schöne verknüpft, Adel und Würde, im vertrauten Umgang mit jener höhern Welt und dem Bereiche des Schönen in ſeltnem Maße entwickelt, zeichnet ſie vor dem größten Theil ihrer Zeitgenoſſen aus. Bis in die Darſtellungsweiſe Beider drückt ſich der verwandte Charakter — ihr idealiſcher Sinn — ab. Allerdings nehmen Humboldt's Schriften nicht den hohen Flug der Schiller'ſchen Abhandlungen, ſie ſind aber, wie ſchon eine andre Stimme ſagte, „ebenfalls gar wohl befiedert, und haben den Vorzug einer weniger durch die Schule beſchränkten, feſten Begründung." Die Entwicklungs- und Darſtellungsart unſeres Humboldt hat lang nicht den Glanz und die Genialität der Schiller'ſchen Schreibart; ſie iſt aber auch nicht ſo rapid und manchmal durchfahrend und deſultoriſch, wie dieſe, ja es hieße den verwandten Geiſt in den Darſtellungen Beider ſehr unglücklich bezeichnen, wenn man, wie es Fr. Jakobi einmal in einem Briefe an Humboldt (14. April 1796) that, ſagen würde, der Styl des Letztern habe etwas von jener Schiller'ſchen abglänzenden Glätte, wie ſie in philoſophiſchen Vorträgen nicht zu billigen

ſei. Nein! die Verwandtſchaft Beider liegt doch unendlich mehr in dem Gehalt ihrer Werke und der Richtung des Geiſtes, als in der Darſtellung, die bei Humboldt einfacher und ſtiller iſt, die den Unterſchied des ruhigen Forſchers und des produktiven Geiſtes am auffälligſten macht, die an Kraft und Fülle zurückbleiben muß, ſich aber dafür gerade von dem eben gerügten Fehler des Schiller'ſchen Genius fern hält.

Ergiebiger iſt es, ihre gemeinſchaftliche Ideenrichtung weiter zu verfolgen. Dieſe geht, wie ſchon bemerkt wurde, beſonders auf die Erkenntniß der geiſtig- und ſinnlichen Natur des Menſchen und auf die praktiſche Verwendung dieſer Erkenntniß. Es war dies zu allen Zeiten eine der Hauptaufgaben des philoſophirenden Genius, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts aber ward ſie das vorherrſchende Problem. Was die Analyſis erſtrebte, war auch der weſentlichſte Gegenſtand unſrer Dichtung. Die Verjüngung und Belebung Deutſchlands, auch in ſocialer und politiſcher Hinſicht, hängt noch heute innig mit der Löſung dieſer Fragen zuſammen, und die Entwicklung dieſer geiſtigen Kriſis wirkt auf das übrige Europa, während wir von den thatkräftigen Nachbarn endlich auch zur entſchiedenen Fortbildung der Wirklichkeit auf den Grund dieſer Einſicht ermuntert werden. Kant war es, welcher der deutſchen Spekulation die Richtung gab, Schiller aber, um deſſen Beſitz die Philoſophie und die Dichtung ſtritten, war, ſchon vor der Bekanntſchaft mit Kant's Syſtem, auf einer Bahn begriffen, wo ſich ſein Geiſt nothwendig mit dem dieſes großen Denkers begegnen mußte. Denſelben Geiſteszug finden wir bei Humboldt. Schiller und Humboldt vertieften ſich aber nur in die Kant'ſche Philoſophie, um alsbald die Schranken derſelben, und zwar gerade in der Richtung, die wir hier im Auge haben, zu durchbrechen. Wir haben die Stellung Beider zu Kant ſchon zum Theil (S. 57—69 und

S. 175–77) besprochen. Hier haben wir nicht sowohl von ihrer Verwandtschaft mit Kant, als von ihrer eigenthümlich gemeinsamen Ueberschreitung des Systems in der eben berührten Richtung zu reden. Kant hat das fragliche Problem in bewundernswerther Tiefe ergriffen und mit einer Schärfe, wie wohl Niemand vor ihm, behandelt; doch das Ergebniß, zu dem er gelangte, war nur geeignet, die Menschheit an ihre Würde zu erinnern, nicht aber ihr den ganzen Gehalt ihres Wesens zum Bewußtsein zu bringen und die wahre Versöhnung des Gegensatzes in ihr anzuregen. Die beiden Principien des menschlichen Wesens, Sinnliches und Sittliches, Neigung und Pflicht, stellte er als zwei unversöhnliche Feinde einander gegenüber und zerriß, was die Natur verbunden hat, um harmonisch mit einander zu wirken zur Darstellung der vollendeten Menschheit. Mit diesem moralischen Rigorismus hing auch die ästhetische Nüchternheit der Kant'schen Lehre zusammen, welche die sinnlichen und gemüthlichen Eigenschaften unserer Natur, Empfindung und Leidenschaften und daher auch die mögliche Einwirkung auf solche, also eigentlich die wirksamste Seite des Schönen gar nicht nach Gebühr berücksichtigt. Aber Kant hatte den Weg gebahnt, indem er die Gegensätze scharf von einander schied und die moralische Würde des Menschen wie die intellectuelle Seite der Kunst, zwar einseitig, aber in ihrer Tiefe erfaßte. Die andere Seite zu entwickeln, war die Aufgabe seiner Nachfolger, und hier finden wir Schiller und Humboldt in erster Reihe. Es galt das Verbindungsglied des Sittlichen und Sinnlichen zu finden — das humane Princip, welches uneigennützig zum Edlen, Guten und Wahren führt; das in den edlern Naturen die freie Harmonie hervorbringt, die mehr durch Instinkt, als durch Mühe und Kampf, erzeugt wird. In demselben Princip wurzelt auch die geistige Schönheit, die Anmuth, d. i. die Erscheinung dieser eigenthümlich

menſchlichen, edlen Natur. Dieſe Humanität iſt das eigentliche Element Schiller's, ſeines Dichtens und Denkens. Mit der erhabenen Anſicht Kant's trug er zugleich ſeine eigene, menſchlichere, in die weiteſten Kreiſe; er predigte ſie lehrend und dichtend, durch ihn vor allen wurde ſie Eigenthum der Nation. Nicht, daß er wiſſenſchaftlich betrachtet, dieſes humane Princip vollkommen entwickelt hätte, aber der Impuls war gegeben, der auch zur theoretiſchen Vollendung führt. Eben dieſe Verſöhnung des Geiſtigen und Sinnlichen arbeitet auch in Humboldt, und ſchon in ſeinen früheſten Abhandlungen, zu Tage. Dies gemeinſame Streben iſt es vorzüglich, was ihn mit Schiller verkettet, und wenn dieſer den Ruhm davongetragen, dieſe Anſchauungsweiſe ſo ausgebreitet zu haben, ſo hat jener ſie doch ohne Zweifel mehr in ihre Tiefe verfolgt, ja zuletzt in einer neuen Disciplin, in der Philoſophie der Sprache, ein wiſſenſchaftliches Fundament in dieſer Richtung begründet. Schiller drang, ſeiner Natur gemäß, vorzüglich auf die ſittlichen und äſthetiſchen Folgerungen los; Humboldt der contemplativere Geiſt, ſuchte die Totalität der Menſchennatur durchaus zu ergründen, er mußte tiefer in das Gebiet der Anthropologie eindringen; auch die Naturſeite des Geiſtes mehr in ſeinen Geſichtskreis ziehen und die Reſultate alsdann nicht ſowohl in die Sphäre des Sittlichen beſonders, ſondern in alle Gebiete der praktiſchen Philoſophie und auch in das praktiſchſte, in die Politik, verfolgen. Es iſt ein Fehlſchuß, den Humboldt von ſeiner Natur auf die ſeines verewigten Freundes machte, wenn er ſich verwundert, daß Schiller bei ſeinen Raiſonnements über den Entwicklungsgang des Menſchengeſchlechts auch nicht einmal der Sprache erwähne, in welcher ſich doch gerade die zwiefache Natur des Menſchen, und zwar nicht abgeſondert, ſondern zum Symbole verſchmolzen ausprägt. [2]) Allerdings würde Schiller, wenn ihn dieſer

2) Vorerinnerung zum Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 18 u. f.

Gegenſtand — „die entſchieden primitivſte Emanation der menſchlichen Natur“ — ergriffen hätte, von einzelnen mangelhaften Anſichten über den Urſprung der menſchlichen Entwicklung zurückgekommen ſein. Allein gerade dieſes Gebiet konnte den ſchaffenden Genius nicht anziehen, es konnte auch für ſeinen apoſtoliſchen Trieb keinen Gegenſtand und kein Hülfsmittel bieten. Um die Sprache zum Objekt des Denkens zu machen, mußte man ein nicht eigentlich produktiver, und ſo außerordentlich receptiver Geiſt ſein, eine Forſchernatur wie Humboldt. Daher iſt es auch kein Wunder, daß Humboldt tiefer in die Geheimniſſe eindringt, die die Natur des Menſchen darbietet, als Schiller, der die Löſung oft mehr diviniren, die Wahrheit gleichſam als Poſtulat ergriff. Dennoch aber waren ſie einander in dieſer Grundrichtung ſo nahe, wie es bei ſolcher Verſchiedenheit des geiſtigen Berufs nur gedacht werden kann. Auch das begründet keinen weſentlichen Unterſchied, daß Schiller in ſeinen Dichtungen und Unterſuchungen die erhabene Seite und die menſchlich humane neben einander entwickelt, Humboldt dagegen mehr die völlige Identität des Geiſtes und der Sinnenwelt zu erfaſſen ſucht. Denn trotzdem führen Beide die Erſcheinungen auf ihren rein menſchlichen Grund zurück. Mag dann Schiller mehr für das ſittliche Ideal *begeiſtern*, während Humboldt im weiten Reiche der Ideen *wohnt*, ſo zeigt es doch nur die verſchiedenen Aufgaben, die dieſe innerlich verbündeten Geiſter, ihrer individuellen Natur gemäß, zu erfüllen hatten.

Am meiſten ſchwinden die unterſcheidenden Merkmale Beider auf demjenigen Gebiete der Speculation, zu welchem ſie auf gleiche Weiſe hingezogen wurden — auf dem äſthetiſchen. Hier fallen auch ihre Forſchungen am auffallendſten zuſammen, hier begegnen ſie ſich in ihren merkwürdigſten Sympathien, und der Durchbruch, den ſie hier aus den Feſſeln des Kant'ſchen Syſtems tanden, iſt ſo gleichmäßig.

daß man nicht leicht beſtimmen mochte, was ſie darin ihrem eignen Geiſtesgange oder ihren gemeinſamen Unterſuchungen dankten. Vertiefen ſie ſich dann auch in verſchiedene Zweige dieſes Gebiets, ſo ſcheint es faſt, als hätten ſie ſich nur in die Arbeit getheilt. So ergänzt Einer die Forſchung des Andern. — Kant hatte nur die rein intellektuelle Seite des Schönheitsbegriffs erfaßt und damit die philoſophiſche Aeſthetik überhaupt eröffnet, aber den reellen Inhalt des Begriffs, den eigentlichen Grund des allgemeinen Wohlgefallens, das das Schöne erregt, und die reinkünſtleriſche Abſicht, die jedem ſchönen Organismus zu Grunde liegen muß, um dieſe nothwendige Wirkung hervorzubringen, dieſes höchſte Kriterium wußte Kant noch nicht zu finden, und eben deshalb nicht, weil er den Geiſt und die Natur ſchroff auseinander hielt, und die Totalität unſers Weſens nicht erfaßte. Denn damit entging ihm die Kenntniß der möglichen und nothwendigen Wirkungen auf dieſes Weſen, die Kenntniß des letzten Zweckes aller Kunſt. Dennoch barg ſchon die Richtung dieſes Weſen auch das Ziel; er fühlte, daß in dem Schönen der Vereinigungspunkt dieſer Gegenſätze gegeben ſei, wenn er auch dieſe Einheit vorerſt nur als die Auflöſung widerſprechender Kategorien des Denkens zu charakteriſiren vermochte. Damit war noch kein objektives und ſomit praktiſches Geſetz des Urtheils ermittelt. Mit dem ausgeſprochenen Willen nun, dieſes Geſetz zu erfaſſen, ſchritt Schiller, von Kant aus, zu eignen äſthetiſchen Forſchungen. Der gleiche Inſtinkt führte Humboldt zu tieferer Erfaſſung der Natur des Schönen. Zwar finden wir Beide noch in einzelnen irrthümlichen Vorſtellungen befangen, Vorſtellungen, die ihnen gar nicht allein aus dem Kant'ſchen Standpunkt überkommen ſind, ſondern die zum Theil aus ihrer gemeinſamen Eigenthümlichkeit und aus der Wechſelwirkung Beider entſprangen, dennoch gelang es ihnen, den Grund der neuern

Kunstphilosophie zu legen. Die spätere Philosophie hat diese Erbschaft genutzt, ohne viel nach den eigentlichen Urhebern zu fragen, meist sogar, ohne sie zu kennen. Erst Hegel hat das grosse Verdienst unsers Schiller um die philosophische Aesthetik offen anerkannt; [3]) dessen Genossen aber, den Verfasser der „ästhetischen Versuche," erwähnt er nicht einmal. Es heißt aber Schillern wieder zu viel Ehre anthun, wenn man ihn zum alleinigen Begründer dieses Fortschritts macht. Wie viel verdankte Schiller seinerseits der sichern Anschauung und den Künstlergedanken Göthe's, welche man nur auf den spekulativen Grund zurückzuführen brauchte, um recht in die Tiefe der Wahrheit zu gelangen; wie willig erkennt er andrerseits das Verdienst und die Selbstständigkeit seines philosophirenden Freundes an! Als ihm Humboldt die „ästhetischen Versuche" (über Herrmann und Dorothea) im Manuskript gesendet hatte, erklärte er offen: „Auch ist das Verdienst dieser Arbeit im strengsten Sinne das Ihrige. Göthe kann Ihnen als Poet den Stoff zwar zubereitet haben, aber ich habe Ihnen, als Kunstrichter und Theoretiker, nicht viel vorgearbeitet." Wer, wie Humboldt, schon im vierundzwanzigsten Jahre und lange vor dem Erscheinen der betreffenden Abhandlungen seines Freundes Schiller so tief in den Mittelpunkt dieser Materie drang, wie wir es oben (z. B. S. 179) gesehen haben, der war nicht blos der Nachfolger, sondern selbst Genosse Schiller's. Anders verhält es sich schon mit den Gebrüder Schlegeln. Auch sie bereicherten nachmals die Theorie des Schönen, ihnen aber war die Grundlage, auf welcher sie fußten, allerdings durch Schiller gegeben.

Mittelst der Gesetze der Phantasie, in specifischer Art auf die Totalität der menschlichen Natur zu wirken und so das rein Menschliche in uns zu entwickeln — ist die Auf-

3) Aesthetik, B. I. S. 80—82.

gabe aller Kunſt. Auf demſelben pſychologiſchen Wege alſo, den Kant ſie geleitet, gelangten jene Männer zu dem objektiven Geſchmacksкriterium, das Kant nicht für möglich gehalten hatte. „Die Kunſt," ſagt Humboldt (Aeſthetiſche Verſuche. S. 8) „iſt die Fertigkeit, die Einbildungskraft nach Geſetzen productiv zu machen; und dieſer ihr einfachſter Begriff iſt zugleich auch ihr höchſter." Auf dieſen höchſten Begriffen arbeiten alle Anſichten dieſer Männer über das Schöne hin; mit ihnen war die Schranke des Kantianismus durchbrochen; auch manche einſeitige Formel, an der ſie ſelbſt noch feſt hielten, um einzelnen, hoch idealiſchen, aber zu abſtrakt erfaßten Lieblingsrichtungen zu genügen, war in ihrer Grundanſchauung ſchon überwunden, und verlor noch an Einfluß, je mehr Beide ſich in den Göthe'ſchen Dichtergenius verſenkten. — Was die Entwicklung und Verbreitung dieſer äſthetiſchen Theorien anlangt, ſo haben wir ſchon anerkannt, daß Schiller das Meiſte zu ihrem Siege beigetragen. Auch hat er beſonders um einen Theil der Aeſthetik, um die Lehre vom Erhabenen und was zunächſt damit zuſammenfällt, das Tragiſche, ſich unleugbar große Verdienſte erworben. Humboldt dagegen nahm, wie wir ſehen werden, mehr die generiſche Bedeutung des Schönen überhaupt ins Auge und ihm fiel daher ganz naturgemäß die Entwicklung des Epiſchen zu, welches ja überhaupt dem reinſten Gattungsbegriff des Schönen am nächſten ſteht. Daher iſt auch Humboldt's Forſchen auf das allgemeine Weſen der Kunſt umfaſſender eingegangen, als Schiller, und er hat das Gebiet des Epiſchen noch gründlicher erſchöpft, als jener das der Tragödie.

Während ſie auf ſolche Weiſe das Reich des Schönen theoretiſch unter ſich getheilt hatten, hingen ſie doch in ihren äſthetiſchen Lieblingsrichtungen wieder ganz zuſammen, und gerade in dieſen Sympathien lag zum Theil der Hauptgrund

deſſen, was in ihrer Theorie und Kritik verfehlt iſt. Humboldt theilte ganz die Vorliebe für das Didaktiſche ſowohl als für die Ideendichtung, die in Schiller eine ſo neue und glänzende Verkörperung gefunden; er theilte ferner die Vorliebe für das Erhabene, gleichfalls ein vorherrſchendes Element der Schiller'ſchen Dichtung; endlich theilte er die Sympathie für das, in Folge der Uebermacht des Ideenvermögens und der Richtung aufs Erhabene, der Schiller'ſchen Muſe beſonders eigenthümliche Streben, den Erzeugniſſen der Phantaſie den Charakter der reinſten Geſetzmäßigkeit d. h. der Freiheit von allem Zufälligen und Willkührlichen, in Inhalt ſowohl als Form, zu geben. Obwohl in dieſem Streben ein höchſtes Kunſtideal bezeichnet iſt, wird es doch auf der andern Seite leicht die gefährlichſte Klippe für ein Dichtervermögen, das ſo eng an die Intellektualität geknüpft iſt, und aus ihr ſo vorwiegend ſeine Nahrung zieht, wie das Schiller'ſche. Gar leicht verführt eine ſo ideale Richtung zu größeren Verirrungen und Mißgriffen, als je einem minder hochſtrebenden, aber wahrhaft poetiſchen Natur- und Künſtlerſinn drohen — ſobald nämlich die Bedingung alles Poetiſchen, die Anſchaulichkeit der Darſtellung, dabei Gefahr leidet oder die Kraft des dichteriſchen Geſtaltens dem Fluge des Gedankens nicht gleichen Schritt halten kann. Gar leicht führt die Spekulation, die auf ein ſolches Ziel gerichtet iſt, dann noch zu theoretiſchen Irrthümern und falſchen Maximen. Dieſen Klippen iſt auch Schiller's Dichtung, ſo wie ſeine und ſeines Freundes Theorie, nicht entgangen. Ein großes Glück daher war es, daß ſie mit dieſem idealen Sinne doch ein ſo offenes Organ für das Reich des einfach Schönen verbanden, daß der Eine von ihnen von dem Kunſtgeiſte der Griechen, in dem er das höchſte Muſter erkannte, jederzeit auch an das erſte Gebot alles dichteriſchen Schaffens gemahnt wurde und dieſe

Mahnung unwillkührlich auf den andern übertrug, endlich daß ihnen die Nähe des größten aller neueren Dichter, in deſſen Anſchauen ſie ſich verſenken, an deſſen noch friſchem Quell ſich laben konnten, ein eindringliches Gegengewicht gegen die Gefahren bot, die ihnen der hohe Flug ihres eigenen Genius bereitete. War es doch Göthe, der, ohne Anregung und Beiſpiel ganz aus eigenem Triebe die Bahn einer höheren Idealität und hoher Geſetzmäßigkeit eingeſchlagen und Beides, in wie hohem Grade, auch erreicht hatte! Auch Schiller hatte, ſchon im Don Carlos, einem ähnlichen Triebe gehuldigt; aber erſt Göthe's mächtiger Vorgang in ſeinen italieniſchen Werken, vor allem Iphigenie, rief Schiller's höchſte Entwicklung hervor und erſt der perſönliche Umgang mit jenem zeitigte Schiller's individuelle Vollendung. So hat auch Humboldt die Sache angeſehen. Als Göthe ſeinen Briefwechſel mit Schiller herausgab, ſprach er gegen Zelter die Meinung aus, daß dieſe Sammlung ein willkommenes Geſchenk für die Welt ſei, woraus die Entſtehung von Schiller's beſſern Werken anſchaulich werde und wie er ſich an Göthen heraufgebildet habe.[1]) Dennoch haben Schiller und Humboldt dieſe Einflüſſe ihres Naturells nie ganz überwunden. So ſehr ſie auch mit den Jahren in ihrer Kunſteinſicht fortſchritten — und wir brauchen nicht zu wiederholen, welche Stellung ſie in dieſer Hinſicht unter den Deutſchen einnehmen! — gewiſſe einſeitige Maximen gingen ihnen ihr ganzes Leben nach. Bei unſerm Humboldt zeigen ſich dieſe Einwirkungen namentlich, ſo oft er mit didaktiſchen und ſymboliſchen Dichtungen zu thun hat. So ſcheint es, als habe der Eindruck der Schiller'ſchen Poeſie ihn nie zu einem ganz entſchiedenen Einblick in ihre Mängel gelangen laſſen, wiewohl er auch ſo der Wahrheit oft ziem-

1) Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter, unterm 26. Juli 1826

lich nahe kommt. In ſpäten Jahren wirkte ſogar die philoſophiſche Dichtung der Indier, nicht blos der Gehalt, ſondern ſelbſt die Form, gewaltig auf Humboldt, und wenn er endlich, kurz vor ſeinem Tode noch ſagen kann, Göthe ſei gleich groß in ſeinen früheſten und ſpäteſten Werken, ſo ſcheint er, auch hier von der Richtung auf den Gedanken verführt, zuletzt die Ausgeburten einer reichen aber ſchon vertrockneten Phantaſie und eines zu ſpät und zu greiſenhaft entwickelten eigentlichen Reflexionsvermögens mit den großen Dichterwerken in Vergleichung zu ſtellen, die lieber gar keine als eine ſolche Fortſetzung wünſchen ließen. — Nicht daß er das wahrhaft Schöne nicht erkannt und gewürdigt hätte! Es gab wenig ſo kunſtſinnige Deutſche, wie ihn. Allein das, was ihn, als Menſchen und Geiſt, in ſo hohem Grade auszeichnet — die Richtung auf die Welt der Ideen, war eine Klippe für ſein Kunſturtheil. Er überſchätzte den äſthetiſchen Werth mancher Dichterwerke, wenn ſie nach jener Richtung mächtig bewegten, oder was z. B. die vollendeten Schiller'ſchen Poeſien wirklich thun, das Gebiet der Poeſie ſelbſt zu erweitern ſchienen. Unleugbar iſt es, und aus der hier beſprochenen Richtung Humboldt's auch hinlänglich erklärt, daß und warum er den Mangel, der an der Dichtungsweiſe ſeines großen Freundes faſt immer haften blieb, nie ganz eingeſtand, und einzelne von deſſen Dichtungen von Seiten ihres künſtleriſchen Werths ſehr überſchätzte. Dafür war er es aber auch, der den tiefern Werth dieſes Dichters zu einer Zeit ſchon zu würdigen und ſelbſt vor der Wiſſenſchaft geltend zu machen wußte, wo eine einſeitig äſthetiſche Kritik faſt nur an ſeiner Schattenſeite verweilte und oft genug vornehm auf ihn herunterſah. Wir können durchaus nicht alles unterſchreiben, was Humboldt über Schiller, im Ganzen und im Einzelnen, ſagt; wir müſſen einen guten Theil der äſthetiſchen Einwürfe gegen deſſen Dichtungsart ſowohl als

gegen einzelne seiner Dichtungen gelten lassen, wir dürfen auch zugestehen, daß Humboldt sich die Ursache des Mangelhaften in Schiller nie ganz klar gemacht oder nie deutlich ausgesprochen hat; allein andrerseits ist ihm auch das Verdienst nicht abzusprechen, daß er, früher und vollständiger und umfassender, als irgend einer seiner Zeitgenossen, die großartigen Eigenschaften desselben sich klar gemacht, und auf sie, auf das was jene Mängel vergütet, hingewiesen hat. Was Göthe instinktmäßig anerkannte, und bei jedem Anlaß wiederholte, das suchte Humboldt kritisch zu erklären — nämlich die Macht, die Schiller's Dichtergenius, trotz seiner Mängel, ausübt, die alle Unbefangeneren gewahr werden, die die ganze Nation bekräftigt hat — eine Macht, die nicht verkannt werden dürfte, und wenn sie eine noch größere Ausnahme von der gewöhnlichen Regel sein sollte, als sie es in der Wirklichkeit ist.

Man könnte sagen; Humboldt's Beurtheilung des Schiller'schen Dichtergenius hat fast dieselben Verdienste und dieselben Mängel wie dieser selbst. Sie ist groß und von entschiednem Werth in der Darstellung des dichterischen Geistes und der Großartigkeit und Fülle seiner subiektiven Begabung; sie ist unklar und manchmal geradezu verfehlt in Betreff der rein ästhetischen Form. Wir können dies nicht anders veranschaulichen, als indem wir Humboldt's Aussprüche mit unserer eigenen Ansicht über den großen Dichter zusammenstellen — einer Ansicht, die im Grunde nicht neu und am umfassendsten von Hoffmeister entwickelt worden,[5]) die aber noch von mancher Seite näher beleuchtet und je nach der Verschiedenheit des betrachtenden Individuums, eigenthümlich erfaßt werden kann. Wir werden

5) Namentlich im 3ten Theile seines Werks: Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke, S. 234—252.

uns mit Ausnahme einiger andern besonders wichtigen Stellen in Humboldt's Briefen und Werken, vorzüglich auf die Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller stützen, weil hier der Gegenstand am ausführlichsten behandelt ist und weil darin nicht eine Aeußerung des Augenblicks, der seine Macht doch auch auf den besonnensten Denker und Kritiker äußert, sondern die Frucht eines lebenslänglichen Nachdenkens geboten ist.

Wer über Schiller nachdenkt, wird unwillkührlich auch zu Göthe geführt, wie man sich des Erstern erinnern muß, um sich die Eigenthümlichkeit des Andern recht klar zu machen. Ungeachtet ihrer specifisch verschiedenen Dichtergröße, ergänzen sie einander, nicht blos durch ihre Wirkung auf die Cultur unserer Nation und des Zeitalters, sondern auch durch die entgegengesetzten Richtungen ihres dichterischen Vermögens. Dennoch weist auch dieser Gegensatz auf eine gewisse Einheit, das unterschiedene Gewicht auf eine gewisse Gleichheit zurück, denn sonst würde die gleich große Wirkung, die ihre Werke auf die unbefangensten Gemüther äußern, so unerklärlich sein, wie die Wechselbeziehung, in welche sie für uns treten, so oft wir den Einen oder den Andern gründlich erfassen wollen. — Immerhin mag Schiller mehr auf die Jugend, die Frauen und das Volk im weitern Sinne wirken, Göthe mehr auf Lebenserfahrene, auf Männer und auf künstlerische Geister — es giebt doch eine große Classe von Menschen, die wenn schon meist mit einiger Vorliebe für den Einen oder Andern, Beide würdigen und genießen. Auch ist die Entwicklung dieser Fähigkeit ein wahres Bedürfniß unsrer Bildung; jeder Antrieb hiezu eine Wohlthat für uns, ein Verdienst. Wenn irgend Jemand, so kann uns Humboldt darin als Vorbild und Wegweiser dienen. Denn wer hat größere, unparteiischere Empfänglichkeit in diesem Punkte besessen, als er? In dem Sonett was wir

oben gelesen, spricht er diesen ungetheilten Enthusiasmus mit wahrer Entzückung aus; er that es aber auch in Prosa, und bei jedwedem Anlaß. Göthe und Schiller sind ihm strahlverwandte Zwillingssterne. Wo er von dem Einen spricht, kommt er alsbald auch zu dem Andern. Im J. 1830 nahm er aus dem erschienenen dritten Theil von Göthe's italienischer Reise Veranlassung, auch die Eigenthümlichkeit dieses Dichters noch einmal zu charakterisiren, doch auch da gedenkt er seines Schiller. Ist es ja doch nicht diese oder jene Eigenschaft und Manier, nicht dieser oder jener Grad der Anschaulichkeit und Gesetzmäßigkeit der Darstellung, was einzig und allein die Wirkung erklären kann, die ein Dichter auf uns macht. Sie wird doch allemal auch auf etwas Innerlichem beruhen, „auf dem Drang der Seele, den Mächten des Busens, die der Außenwelt nicht zu bedürfen scheinen, der Welt der Gedanken und Empfindungen." „Ich brauche," sagt Humboldt bei eben diesem Anlaß, „keine der Stellen und Gedichte Göthe's nahmhaft zu machen, in welchen dies vorzugsweise lebendig ist. Sie haben alle in unserem Inneren oft wiedergeklungen. Was wäre das Leben, ohne die Begleitung der Dichter, deren edles Vorrecht es ist, ihren Aussprüchen ein solches Gepräge zu ertheilen, daß sie bei allen Vorfällen des Tages in uns zurückkehren, unbedeutenderen einen sinnvollen Gehalt geben, bei den bedeutendsten aber der Wirklichkeit entrücken, bald in tiefe Wehmuth versenken, bald auf einen Gipfel tröstender Beruhigung erheben? Wer verdankt nicht auch in dieser Art Göthen und Schillern, die beide, wie verschieden in sich, gleiche Macht auf das Gemüth ausüben, unendlich viel?" [61]) Diese Macht kann so gleich sein, bei sonst so großer Verschiedenheit Beider, weil alles

61) Werke, II. 233 - 34.

Dichteriſche einem und demſelben Urquell entſtrömt! Im innerſten Kern des Weſens liegt die verwandte Ader aller Dichter, die dieſen Namen im höchſten Sinne verdienen; in dem Maße dieſer Urkraft ruht der Grad dieſer Verwandtſchaft; ſelbſt das Streben, dieſen innern Drang auf die reinſte und höchſte Art zu manifeſtiren — geſellt ſich nur als zufälligeres, alsdann aber, wie gerade bei Göthe und Schiller, doppelt inniges Vereinigungsband hinzu. Es thut auch gar nichts, daß dieſe, ſo zu ſagen, innere Poeſie bei dieſem auf das Erhabene, bei Jenem auf das Schöne gerichtet iſt. Gelingt es nämlich Beiden, für ihre individuelle Geiſtesſtimmung den gehörigſten Ausdruck zu finden, was in der Regel auch eine ziemlich gleiche Darſtellungskraft vorausſetzt, ſo wird die Wirkung Beider am Ende gleich ſtark ſein. Selbſt wenn der Eine in der Fähigkeit ſeine innere Welt in anſchaulichen und individuellen Darſtellungen zu offenbaren, weit hinter dem Andern zurückbliebe, ſo wird er, trotzdem daß er damit in der Bedingung alles künſtleriſchen Hervorbringens und, abſolut genommen, in der Dichterfähigkeit zurückſteht, Jenen doch in der Wirkung wieder einholen, wenn er die Größe ſeines Subjekts und ſeines innern Vermögens in dem Grade zu verſtärken vermochte, als ihm die objektive Fähigkeit des künſtleriſchen Schaffens mangelt. Damit iſt gar nicht geſagt, daß er einer großen Fähigkeit des anſchaulichen Geſtaltens überhaupt entbehren könne. Denn dieſe iſt und bleibt die Grundbedingung alles dichteriſchen Hervorbringens und das erſte Kriterium aller künſtleriſchen Leiſtung. Auch wird der eigentliche Kunſtwerth und die ſpezielle Kunſtwirkung der Leiſtungen zweier in ſolcher Art unterſchiedenen Dichter, d. h. die abſolute Dichtergröße, nie die gleiche ſein. Und dennoch kann ihre Totalwirkung die gleiche ſein, ſobald es jener, auf der einen und noch dazu entſcheidendſten Seite

geringeren Kraft wirklich gelungen ist, den innern Besitz unendlich zu steigern und die Darstellungskraft noch so viel als möglich zu bilden. Nie wohl ist Beides einem Geiste, der in diesem Falle war, so gelungen, als Schillern. Daß er in diesem Falle war, spricht auch Hoffmeister, der liebevolle Biograph des Dichters, deutlich aus: „Schiller," sagt er, „näherte sich der reinen Form poetischer Darstellung, ohne sie vollkommen zu erreichen, und hierin, also gerade im Wesen der Dichtung, behauptet Göthe einen entschiedenen Vorzug, welcher allein schon, wenn man beide Männer nur als Dichter vergleicht, bei weitem alles aufwiegt, was Schiller sonst vor Göthe voraus hat." [7]) Daß ihn trotzdem die Welt, wie Schiller selbst sich in seinen muthvollsten Augenblicken versprach, Göthen nicht unterordnet, sondern im gewissen Sinne gleichstellt, dies verdankt er dem unablässigen Ringen, seine angeborene großartige Natur im außerordentlichsten Grade zu entwickeln, zugleich aber auch sein ursprüngliches Dichtervermögen zur möglichsten Reinheit zu heben. Nur einem vorzüglich aufs Erhabene gerichteten Dichter wird es möglich werden, seine Fähigkeit so zu steigern. Die Wirkung des Erhabenen ist ohnehin sicherer und allgemeiner. Durch die Stimmung die er mittheilt, kann er die Mängel seiner Darstellung leichter bedecken, um so sicherer, je mehr er jenen innern leidenschaftlichen Drang geistig und sittlich veredelt hat und jemehr er die Begeisterung, die ihn erfüllt, unmittelbar dem Gedicht einzuhauchen und auf den Leser überzuleiten im Stande ist. Ein gewisser Grad von Begeisterung waltet in jedem Dichtwerk; sie wird auch in jedem stellenweise stärker hervortreten; doch im vollendeten schönen Kunstwerk wird sie das Ganze nur leise durchdringen, nur mittelbar — durch die schöne Gestaltung, wieder

7) Hoffmeister, a. a. O. III. 242—43.

erwecken. Es kann allerdings auch zum Fehler werden, wenn der Dichter, auch da, wo man ihn ſelbſt zu vernehmen berechtigt iſt, nicht aus ſeinem Verſteck hervor will, oder wenn er in ſolchem Falle, eine zu kühle Begeiſterung an den Tag legt. Dagegen wird der erhabene Dichter die Wirkung ſeiner Kunſt verdoppeln, je ſtärker ſeine innere Begeiſterung iſt, je unmittelbarer er ſie walten läßt. Er wird damit manchen Verſtoß vergeſſen machen. Allein er wird auch ſo ſich des Maßes nicht begeben dürfen, wenn er nicht Gefahr laufen will, zu pathetiſch und tumultariſch zu werden. Je mehr er aber durch ſein Subjekt den Ausſchlag geben muß, deſto mehr wird er ſtreben, dieſem den reichſten Gehalt und die höchſte Würde zu verſchaffen, und indem er dieſe Würde und dieſen Gehalt dichteriſch offenbart, gleichſam das Gebiet der Kunſt ſelbſt zu erweitern, das er in den ſtrengen Grenzen ganz auszufüllen doch nicht ſo befähigt ſein würde. In dieſem Bezuge hat Schiller das Unglaubliche geleiſtet, freilich von der ganz eigenen Naturanlage unterſtützt, die ihn inſtinktmäßig auf dieſen Weg führte, bevor er der Nothwendigkeit deſſelben ſich bewußt war. Der Denker, der Dichter, der Menſch ſtritten ſich in ihm. Daher die Tiefe, der Schwung, der Adel, die Idealität, die auch ſchon in ſeinem rohſten Auftreten auf die ſpätere Entwicklung hindeuten. Es iſt nicht eine einzelne Eigenſchaft, es ſind alle zuſammen, die ihm dieſe individuelle Größe, ſeiner Dichtung dieſe Macht verleihen. Damit hängen auch näher oder entfernter die einzelnen Richtungen ſeines Geiſtes wie ſeines Dichtervermögens zuſammen, die er vor Göthe voraus hatte. Im Weſentlichſten der Kunſt aber, in der Anſchaulichkeit der Darſtellung und Individualiſirung, blieb er dennoch hinter Göthen zurück oder erreichte ihn hierin nur in einzelnen Momenten. Da er aber ſo vieles dazu brachte, was Göthe

nicht hat, freilich aber auch zum guten Theil nicht bedurfte, so konnte er sich mit Recht vorhersagen, daß die Rechnung sich ziemlich heben werde. Ja, betrachtet man sie in ihrer Total:wirkung und ihre einzelnen Kunstleistungen nach dieser, so muß man sagen: sie hebt sich wirklich. Nur, wenn man streng die Dichtergröße ins Auge faßt, dann sinkt die Waage doch etwas zu Gunsten des genialeren Genossen, dem die Natur gegeben, was Jener kaum und mit Mühe und Anstrengung erreicht.

Humboldt nun faßte an unserm Schiller vorzüglich den Denker-Dichter auf; er signalisirt ihn namentlich als den Dichter, dessen Geistesanlage offenbar dahin gegangen, Dichtung und Philosophie, von einander getrennt, als unvollständig zu betrachten, der in seine Dichtung immer den höchsten Flug des Gedankens verwebte, und es nicht scheute, sie in seine äußersten Tiefen zu senken, und dem, „wenn man behaupten könnte, daß er nicht das Höchste in der Dichtung erreicht hätte, gewiß nichts entgegengestanden, als daß er nach etwas noch Höherem gestrebt und wirklich Unvereinbares habe vereinigen wollen.“[8]) Diese Stelle enthält so ziemlich den Kern seiner Ansicht über Schiller, somit den Keim dessen, was er nachher in der Vorerinnerung weiter entwickelt hat. Diese Ansicht ist auch an sich begründet, sie fordert uns aber doch gleich zu einem Einwurf heraus. Daß Schiller Unvereinbares erstrebte, erklärt allein die Mängel seiner Dichtart nicht, sondern diese müssen wir zum großen Theil aus seinem Dichtervermögen selbst herleiten. Die Richtung auf den Stoff des Gedankens entschuldigt nämlich den Mangel der anschaulichen Gestaltung nur so weit, als es auch dem größeren Dichtervermögen nicht gelungen sein würde, ihm diese zu geben. Daß dieses aber in vielen

8) Ges. Werke, I. 101–2.

Fällen möglich war, hat er ſelbſt am beſten durch Beiſpiele bewieſen, in denen auch er ſolche Aufgaben mit größerem Glücke bewältigt hat. Die geringere Fähigkeit anſchaulichen Geſtaltens aber, die wir Schillern nachſagen, hat Humboldt, wie wir gleich ſehen werden, nie zugeſtehen wollen, und darin liegt ſein Irrthum, die Ueberſchätzung der äſthetiſchen Form des Dichters. Deſto glücklicher erfaßt er den Charakter deſſelben überhaupt. „Schiller's Dichtergenie," ſagt er (Vorerinn. S. 9—11) „kündigte ſich gleich in ſeinen erſten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiften Künſtler ſogar roh erſcheinen mußten, zeugten die Räuber und Fiesko von einer entſchiednen großen Naturkraft... Es offenbarte ſich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die noch lange der Stolz und der Ruhm der deutſchen Bühne bleiben werden. Aber dies Dichtergenie war auf das engſte an das Denken in allen ſeinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die Alles, ergründend, ſpalten, und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schiller's beſondere Eigenthümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Antheil des Gedankens, und unterwarf ſie ſtrenger einer geiſtigen Einheit; letzteres auf zwiefache Weiſe, indem er ſie an eine feſtere Kunſtform band, und indem er jede Dichtung ſo behandelte, daß ihr Stoff unwillkührlich und von ſelbſt ſeine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf dieſen Eigenthümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteriſtiſch bezeichnen. Aus ihnen entſprang es, daß er, das Größeſte und Höchſte hervorzubringen, deſſen er fähig war, erſt eines Zeitraums bedurfte, in welchem ſich ſeine ganze Intellektualität, an die ſein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Beſtimmtheit durcharbeitete.

Diese Eigenthümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urtheile derer, die in Schiller's Werken, ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Musen absprechend, weniger die leichte, glückliche Geburt des Genie's, als die sich ihrer selbst bewußte Arbeit des Geistes zu erkennen meinen, worin allerdings das Wahre liegt, daß nur [?] die intellektuelle Größe Schiller's die Veranlassung zu einem solchen Tadel darbieten konnte." Diese intellektuelle Größe erzeugt nicht den Tadel, sondern mildert ihn vielmehr, ja von der großen Mehrzahl unserer Nation wird überhaupt ein Mangel dieser Art, zum Theil gerade wegen dieser Größe, gar nicht erkannt werden. Der Deutsche sucht im Kunstwerk eine gewisse Macht und Fülle von Ideen, auch deshalb ist Schiller der nationalste Dichter. Eine größere Innerlichkeit liegt überhaupt im neuern und vorzüglich im deutschen Charakter; wir, auf unserm Standpunkt, setzen jedoch hinzu, im nordischen zugleich ein geringerer Sinn für das eigentlich Schöne. Daher wir die Kunst zwar zur höchsten Würde emporzuheben streben, nicht selten aber gerade durch dieses Bemühen ihr eigenstes Wesen zerstören. Humboldt schließt, auf einer Seite seines Wesens, sich ganz diesem deutschen Standpunkt an. „Die Kunst," sagt er, „und alles ästhetische Wirken von ihrem wahren Standpunkte aus zu betrachten, ist keiner neuern Nation in dem Grade, als der deutschen, gelungen, auch denen nicht, welche sich der Dichter rühmen, die alle Zeiten als groß und hervorragend erkennen werden. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutschen liegt in seiner größeren Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beschäftigung mit Ideen und auf sie bezogenen Empfindungen, und in Allem, was hieran geknüpft ist. Dadurch unterscheidet er sich von den meisten neueren Nationen, und in näherer Bestimmung des Begriffs der Innerlichkeit, wieder auch von den Griechen. Er sucht Poesie

und Philoſophie, er will ſie nicht trennen, ſondern ſtrebt ſie zu verbinden, und ſo lange dies Streben nach Philoſophie, auch ganz reiner, abgezogener Philoſophie, das ſogar unter uns nicht ſelten in ſeinem unentbehrlichen Wirken verkannt und gemißdeutet wird, in der Nation fortlebt, wird auch der Impuls fortdauern, und neue Kräfte gewinnen, den mächtige Geiſter in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar gegeben haben. Poeſie und Philoſophie ſtehen, ihrer Natur nach, in dem Mittelpunkte aller geiſtigen Beſtrebungen, nur ſie können alle einzelnen Reſultate in ſich vereinigen, nur von ihnen kann in alles Einzelne zugleich Einheit und Begeiſterung überſtrömen, nur ſie repräſentiren eigentlich was der Menſch iſt, da alle übrigen Wiſſenſchaften und Fertigkeiten, könnte man ſie je ganz von ihnen ſcheiden, nur zeigen würden, was er beſitzt und ſich angeeignet hat. Ohne dieſen, zugleich erhellenden und funkenerweckenden Brennpunkt, bleibt auch das ausgebreitetſte Wiſſen zu ſehr zerſtückelt, und wird die Rückwirkung auf die Veredlung des Einzelnen, der Nation und der Menſchheit gehemmt und kraftlos gemacht, welche doch der einzige Zweck alles Ergründens der Natur und des Menſchen und des unerklärbaren Zuſammenhanges beider ſein kann. Das Forſchen um der Wahrheit, und das Bilden und Dichten um der Schönheit willen, werden zum leeren Namen, wenn man Wahrheit und Schönheit da aufzuſuchen flieht, wo ihre verwandten Naturen ſich nicht zerſtreut an einzelnen Gegenſtänden, ſondern als reine Objekte des Geiſtes offenbaren. Schiller kannte keine andere Beſchäftigung, als gerade mit Poeſie und Philoſophie, und die Eigenthümlichkeit ſeines intellektuellen Strebens beſtand gerade darin, die Identität ihres Urſprungs zu faſſen und darzuſtellen.“ (Vorerinn. S. 34 — 37). Eine herrliche Stelle, und doch nicht ohne gefährlichen Inhalt für den Dichter! Die Identität

dieſes Urſprungs völlig zugegeben, gehen beide Thätigkeiten, Philoſophie und Dichtung, doch in ſo auseinander laufende Bahnen, daß beide ihr ſpecielles Weſen zu verlieren fürchten müſſen, wenn die eine zugleich auch die andere mit in ſich faſſen will. Allerdings iſt die immerwährende Wechſelbeziehung Beider bei den Deutſchen mehr als bei allen andern europäiſchen Nationen zu finden, und es mußte unter ihnen wohl beſonders glänzende Erſcheinungen geben, die dieſe Wechſelſeitigkeit ganz eigentlich repräſentiren. Für die Dichtkunſt iſt auch die Möglichkeit einer Erweiterung in dieſer Richtung allerdings gegeben. Wie aber bei der poetiſirenden Philoſophie die Vernunft immer Gefahr läuft, ſo bedroht wenigſtens die intellektuelle Dichtung den Geſchmack. Die erſtere dieſer Gefahren mag größer ſein; bei der zweiten wird man wenigſtens eingeſtehen müſſen, daß es eine iſt. Nur eine ſo große Erſcheinung wie Schiller vermag für die Einbuße, die wir leiden, ſolchen Erſatz zu bieten. Wie es aber ſchwächeren Kräften ergeht, das haben uns einzelne ſeiner Nachfolger ſchon hinlänglich bewieſen. Nein! die größere Tiefe des Gedankens und der Empfindung, die unſre deutſche Poeſie ſelbſt vor der griechiſchen auszeichnet, ſoll uns nicht verlocken, den Erfolg in der unbedingten Vermiſchung der philoſophirenden und dichteriſchen Kräfte zu ſuchen. Verehren wir den Einzelnen, der auf dieſem Wege etwas ſo Großes leiſtet wie Schiller. Hüten wir uns aber, aus der Ausnahme ein Geſetz, aus dem ſeltenſten Phänomen eine Gattung im weitern Sinne zu machen. Sind doch ſelbſt unter Schiller's Werken diejenigen die poetiſchſten, in denen ſeine intellektuelle Größe ſich am wenigſten betheiligt zu haben ſcheint oder wo ſie, wie in dem begrenzten Gebiet des Lehrgedichts und der Ideendichtung, recht eigentlich an ihrem Platze iſt. Auch glaube ich feſt, daß nur Schiller es war, der Humboldt in dieſen Sätzen beſtärkte, denn ſobald er nicht von ihm ſpricht, iſt auch von dieſer ganzen Betrachtungsweiſe nur ſelten eine Spur zu finden.

Hören wir ihn jedoch weiter. „Wie in den Körpern die Stoffe nach Wahlverwandſchaften verſchiedenartige Verbindungen eingehen, ſo war in Schiller die Dichtung innig an die Kraft des Gedankens gebunden. Sie ſtrömte darum nicht weniger [?] frei aus der Anſchauung und dem Gefühle hervor. Sie ſchöpfte vielmehr gerade aus dieſer die Einbildungskraft ſchon durch den zu überwindenden Contraſt ſteigernden Verbindung ein Feuer, eine Tiefe und Stärke, wie ſie auf dieſe Weiſe [ganz gewiß!] kein älterer noch neuerer Dichter bewieſen hat. Gedanke und Bild, Idee und Empfindung treten immer in ihm in Wechſelwirkung, und in den gelungenen Stellen durchdringen ſie einander, ohne von ihrer Eigenthümlichkeit aufzugeben.“ . . . „Was ihn daneben, wenn es auch für ſeinen Dichterberuf als gleichgültig erſcheinen könnte, auszeichnet, iſt die Höhe, in der er ſich über jeder einzelnen Beſtrebung in ihm, ſelbſt über ſeinem Dichtergenie befindet, einem der mächtigſten und gewaltigſten, welche je die menſchliche Bruſt bewegt haben. Es iſt nicht Freiheit blos, es iſt ganz eigentlich Uebermacht.“ (A. a. O., S. 62—64).

Humboldt behauptete, Schillers Dichtergenie ſei zugleich eine Erweiterung des Dichtercharakters überhaupt, und allerdings kann man dies von ihm noch in einem eminenteren Sinne als von allen groſſen und originellen Dichtern ſagen. Durch ſeinen überwiegend philoſophiſchen Drang ſteigerte er den Begriff der ſentimentalen oder modernen Dichtung zu einer bis dahin nie dageweſenen Höhe, denn er nahm für den dichtenden Geiſt Regionen in Anſpruch, die man bis dahin beinahe unvereinbar mit deſſen Wirken geglaubt hatte. Von den Gefahren, die ihn dabei umgaben, iſt ſchon die Rede geweſen. Er hat aber dieſe Schwierigkeiten in einem hohen Grade beſiegt, und inſofern ihm dies gelungen, thatſächlich die Grenzen der Poeſie erweitert, und

ihr damit und durch den wunderbar sittlich idealischen Trieb einen Charakter gegeben, der die Poesie selbst an etwas noch Höheres anknüpft, sie, wenn man so sagen darf, zum Träger von etwas Heiligem und Uebermenschlichem macht. Unleugbar aber ist er damit auch dem Geleise des eigentlichen Dichterberufs entrückt worden. Denn indem er von diesem Berufe ein Ideal aufstellt wie vor ihm Niemand weder denkend noch dichtend gethan, und darnach die Poesie einem noch Höheren unterordnet, entreißt er ihr einen Theil ihrer Selbstberechtigung und setzt das, was vollgültig genug ist, um selbst Zweck zu sein, in gewissem Sinn zum Mittel herab. Humboldt hat ganz Recht gehabt, ihn den Modernsten unter den Modernen zu nennen. Schillers Dichtung trägt ein Gepräge an sich, das sie von allen ältern und neuern, naiven und sentimentalen Dichtern unterscheidet. Er steckte sich ein Ziel, das zwar allen neuern Dichtern in gewissem Grade vorschwebt, da sie, bewußt oder unbewußt, an Gehalt zu ersetzen suchen, was ihnen an der Schönheit der Form abgeht, das aber in solchem Maße wie Schiller kein Dichter älterer oder neuerer Zeit erstrebte. Und gewiß hat er auf diesem Wege eine ganz originelle Größe erreicht, er ist der Liebling einer Nation geworden, die gerade das am meisten in der Dichtung sucht, das am höchsten schätzt, was er ihr bietet. Er hat dieser Nation damit die segensreichsten Impulse für ihr geistig sittliches, zum Theil selbst für ihr kräftiger Anregung so bedürftiges nationales Leben gegeben. Er ist aber auch in anderer Hinsicht der Modernste unter den Modernen, der deutscheste unter den deutschen Dichtern geworden. In der Richtung der Modernen liegen verschiedene Elemente, die vernichtend auf alles Poetische wirken; darunter auch solche, die der Dichtung zwar einen höhern Gehalt zuführen, endlich aber das zarte Gefäß zersprengen. In dieser Gefahr

ſchwebt namentlich die deutſche Poeſie: ihr Feind iſt der Idealismus und die Formloſigkeit, wie der Feind der franzöſiſchen Poeſie der Materialismus und die geſellſchaftliche Convenienz iſt. Beide Richtungen zerſtören zuletzt das Weſen der Poeſie, und, indem ſie den Zweck zum Mittel herabſetzen, eben ſo die Form. Sind die Franzoſen nur ſelten zur Poeſie durchgedrungen, ſo ſind die Deutſchen faſt immer bedroht, mit ihren höchſten Leiſtungen an die größten Verirrungen zu ſtoßen und nach einer Epoche der Macht und Herrlichkeit nur zu ſchnell in langdauernde Unkraft zu verſinken. Oder will man leugnen, daß Schiller, ein ſolcher Glanzpunkt unſrer claſſiſchen Epoche, zum Theil auch der Schlußſtein dieſer Periode iſt; daß er, wie mit den größten Tugenden und Talenten, auch mit vielen Mängeln vorleuchtet, die eine ſchwächere Nachkommenſchaft ſich viel leichter aneignete, als jene Tugenden und Talente? Wenn in der Folge, wie es leider faſt den Anſchein hat, die Poeſie von den entgegengeſetzten Richtungen her immer mehr in die Enge getrieben werden ſollte, dann dürfte die urtheilende Nachwelt der Größe wie der Mängel unſeres Schiller noch viel öfter und aus ganz andern Urſachen gedenken und ſich mit inniger, aber doch getheilter Empfindung an Humboldt's Wort anſchließen: Er war der modernſte Dichter unter den Modernen.

So faßt denn Humboldt die Dichtung und das Streben ſeines großen Freundes faſt durchweg von der Lichtſeite auf, er thut es aber mit ſolcher Hingebung und Unabſichtlichkeit, in einem ſo großen, edlen Sinne, daß wir manchmal Mühe haben, unſer eignes Gefühl einem ſolchen Fürſprecher gegenüber feſt zu halten. Es iſt kein geringes Glück für Schiller, den allerdings nur von der ausſchließenden und beſchränkten Aeſthetik hintangeſetzten, großen Schiller, auch unter den Geiſtern ſeiner Zeit noch einen ſolchen Vertreter gefunden

zu haben. Dafür iſt auch Humboldt's Name ſo eng mit dem Schiller's verknüpft, wie Pylades mit Oreſt; ſo lange das deutſche Volk dieſen Dichter liebt und ehrt, wird es auch dieſes Genoſſen dankbar gedenken. Allem, was die Schlegel und Tieck und Solger und die neueſten Schulen an Schiller getadelt haben, wird ein gerechteres Urtheil Humboldt's Stimme entgegen ſtellen, die allein hinreicht, jenen Kritikern Widerpart zu halten. Der Unbefangene erfreut ſich der tiefſinnigen Würdigung des edlen Dichters, ſelbſt wo ſie der ſtrengen Forderung nicht ganz Stich hält, während ihm die Stimme jener vornehmen Kritiker oft kleinlich und krittlich erſcheint. Denn nur die Liebe hat das Recht mit der Größe zu hadern, und viel weniger entziehen wir uns einem hingebenden und geiſtvollen Enthuſiasmus, als der Kälte, die da nur mäkeln will, wo für uns Andere ſo viel zu bewundern bleibt.

Humboldt's Einfluß auf Schiller fällt gerade in die Jahre, wo dieſer den Uebergang aus der Spekulation, die ihn lange genug gefeſſelt hatte, in eine neue, d. h. in die letzte Epoche ſeiner Dichtung ſuchte. Wir werden demnächſt dieſe Zeit durchwandeln, und werden ſehen, wie groß dieſer Einfluß war. Humboldt war es, der Schillern, als dieſer merkwürdiger Weiſe ſchwankte, ob er mehr für das Dramatiſche oder für das Epiſche geboren ſei, entſchieden auf die Tragödie wies und dadurch das ernſte Angreifen des Wallenſtein entſchied. Schiller vergaß es nie, was ihm Humboldt geweſen war. Noch im Jahre 1805, alſo am Ziel ſeiner großen Tragödenlaufbahn und wenige Wochen vor ſeinem Tode (2. April), ſchrieb er ihm nach Rom: „Ich wünſchte auch von Ihnen ſelbſt zu hören, wie Sie mit meinem Tell zufrieden ſind, es iſt ein erlaubter Wunſch; denn bei Allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir ſo oft

in der Wirklichkeit waren, ſind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subjekte herauszukommen, mir ſelbſt gegenüber zu ſtellen verſuche, ſo geſchieht es gerne, in Ihrer Perſon und aus Ihrer Seele."

Der Antheil eines ſolchen Rathgebers und Richters mußte Schillern in dieſer Uebergangsepoche doppelt werth ſein — in einer Zeit, wo er, von einem hohen Ideal erfüllt, zaghaft zur Ausübung zurückkehrte und manchmal ganz an ſeiner Begabung zweifelte. Durfte er hoffen, etwas wahrhaft Großes und Unvergängliches zu ſchaffen, wenn er es Göthe'n, mit dem er ſich nun ſtets verglich, nicht in Allem gleich thun konnte? Durfte er ſich überzeugt halten, etwas voraus zu haben, „was ſein ſei und Göthe nie erreichen könne, ſo daß Göthe's Vorzug ihm und ſeinem Produkt keinen Schaden thun werde?" In ſeinen muthvollſten Augenblicken hielt er ſich deſſen gewiß, aber wie ſehr bedurfte er oft auch einer beſtärkenden Zuſprache, wenn ihn ängſtliche Zweifel dieſerhalb verfolgten. Er bedurfte aber eines geiſtig hochſtehenden Zuſprechers, denn einen Andern hätte er nicht achten können — eines Geiſtes, der bei der innigſten Sympathie für Schiller's hohe Dichtungsweiſe, Haltung genug beſaß, von der Anſchauungsweiſe des genialen Freundes und von deſſen Vermögen doch nicht fortgeriſſen zu werden, ſondern dabei immer noch eine gewiſſe Unabhängigkeit zu wahren. Und da es für Schiller eine Nothwendigkeit war, über ſolche zweifelhafte Punkte zu einer theoretiſchen Entſcheidung zu gelangen, bevor er muthigere Verſuche wagte, ſo mußte der Rathgeber ein Mann ſein, der in die Tiefe dieſer Diskuſſionen einzugehen, ſie zu fördern, ſie mit kritiſchem Geiſte zu begleiten vermochte. Und da dieſe Erörterung am Ende auch ein Theil der äſthetiſchen Einſicht war, der Schiller ſich zu bemächtigen ſuchte, ſo

mußte dieſer Genoſſe an der Bewältigung dieſer Materien überhaupt Theil haben. Es galt das Weſen des Schönen in ſeiner Tiefe wie Mannigfaltigkeit zu begreifen, und ſo auch Schiller's Eigenart ihren Platz, und einen Platz ſelbſt neben Göthe, zu finden.

In allen dieſen verſchiedenen Richtungen leiſtete unſerm Schiller Niemand ſo viel, als Humboldt; ſelbſt Körner, der Vater des bekannten Dichters dieſes Namens, ſonſt der treueſte Freund und in früheren Jahren der vertrauteſte Rathgeber Schiller's, ſtand dieſem in jener entſcheidenden Kriſis nicht ſo nahe, und wenn er von der äſthetiſchen Seite Schiller's Mangel klarer durchſchaute, ſo war er doch im Allgemeinen keine Schillern ſo verwandte und ebenbürtige Denkernatur, wie Humboldt. Es ſcheint Körnern nicht gegeben geweſen zu ſein, ſich in die ſpekulative Aeſthetik zu vertiefen, oder einen Geiſt wie Schiller in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit zu durchdenken, oder ſeine Anſicht darüber umfaſſender zu entwickeln. Ein ſolcher Genoſſe jedoch war Humboldt für Schiller, ein ſolcher Fingerzeig für die Zeitgenoſſen. Körner hatte allerdings noch mehr Beruf als Humboldt, Schillern auf das zu weiſen, was ihm abging und noch mehr zu dem zu leiten, der ihm darin als Muſter dienen konnte. Aber dieſes Muſter ſchwebte Schillern ſchon hinreichend vor, er eiferte ihm nach, ſo viel er konnte. Je ängſtlicher ſich Schiller bemühte, ſeine Stellung neben Göthe theoretiſch zu begründen, deſto mehr ſcheint er zu verrathen, wie ſehr ihn dieſes Vorbild peinigte. Körner's Einwirkung war freilich auch von Werth. Da aber Göthe's Macht ſelbſt ſchon auf Schillern wirkte, ja manchmal vielleicht drückte, ſo bedurfte dieſer jetzt gerade eines Mannes, der ihm Selbſtvertrauen und Muth zu wecken, ſeine Natur und deren Vorzüge ganz zu würdigen vermochte. Dieſer Mann war Humboldt. Mitten in der Kriſis, deren Höhepunkt uns in

ſeinem Briefwechſel mit Schiller auf ganz unſchätzbare Weiſe vor Augen liegt, ſchrieb er unter anderm (23. Okt. 1795): „Herzlich danke ich Ihnen für die mitgetheilten Briefe. Es muß Ihnen viel Freude machen, unſere Urtheile zu vergleichen. Körner's Brief beſonders hat mich ſehr intereſſirt. Sein eigentliches Urtheil über Ihre Eigenthümlichkeit ſtimmt ſehr mit dem meinigen in meinem letzten Briefe überein. Nur ſcheint er mir Manches in Ihnen mit Unrecht als einen Mangel anzuſehen, und eine Aenderung zu hoffen oder zu wünſchen, und überhaupt einen Uebergang aus dieſer Eigenthümlichkeit gleichſam in die allgemeine claſſiſche Bahn zu wollen. So kann ich es nicht anſehen. Es ſtreitet gegen meine Theorie der Bildung überhaupt. Jeder muß ſeine Eigenthümlichkeit aufſuchen und dieſe reinigen, das Zufällige abſondern. Es bleibt dennoch immer Eigenthümlichkeit; denn ein Theil des Zufälligen iſt an das Individuum unauflöslich gebunden, und dies kann und darf man nicht entfernen. Nur dadurch iſt eigentlich Charakter möglich, und durch Charakter allein Größe. Ihr Dichtercharakter aber iſt gerade Erweiterung des Dichtercharakters überhaupt. Was daher Körner von einer Gewöhnung ruhiger zu empfangen ſagt, kann ich nicht ganz unterſchreiben, obgleich allerdings Wahrheit darin liegt. Seine Ideen über das Charakteriſtiſche und über die Schönheit ſind mir noch nicht klar. Er ſcheint mir die letztere zu ſehr in Eine Reihe mit der Vollkommenheit zu ſetzen, da er ſo viel von der Verbindung des Ganzen ſpricht. Auch das Charakteriſtiſche und dies vorzüglich iſt darauf gerichtet und doch weſentlich vom Schönen verſchieden." Dann ſetzt er ganz entſchieden hinzu: „Die Vergleichung zwiſchen Ihnen und Göthe hat auch mich oft beſchäftigt. Gerade Sie beide können das Höchſte erreichen, ohne einander zu ſchaden. Das fühle ich jetzt ſehr deutlich."

Das eben wollte Schiller hören, das wollte er von einem Geiſte wie Humboldt hören.

Doch gerade dieſen Einfluß Humboldt's hat man neuerdings — und namentlich von Seiten der würdigen Biographen Schiller's — als gefährlich für deſſen damalige Entwicklung oder die ſchnelle Entſcheidung jener Kriſis bezeichnet. Schwab nennt Humboldt den Geiſt der Reflexion und Reflexionspoeſie, der dem Dichter auf ſeinem Pfade zur Poeſie vom Geſchick als ein Dämon beigegeben worden, um ihn in ſeiner philoſophiſchen Richtung ſo lange feſtzuhalten, als es nöthig geweſen, den Denkerdichter, wie man ihn wohl genannt habe, in ihm auszubrüten. [9]) Es ſei aber zuletzt doch hohe Zeit geweſen, daß dieſer philoſophirende Genius von ihm geſchieden und daß ihn Göthe, der Schutzgeiſt der Produktion, mächtig an der Hand ergriffen habe. Unter dieſem Humboldt'ſchen Einfluß würde Schiller fortdauernd in den Banden der Spekulation feſtgehalten worden ſein, die Reflexion würde ſich übermäßig in ſeinem Dichten behauptet, die Schulformel gar zu ſehr das freie Schaffen gelähmt oder es in einſeitigen Bahnen gefeſſelt haben. Die Ideendichtung, in all ihrer Herrlichkeit, aber auch äſthetiſchen Mangelhaftigkeit, würde den Dichter ganz in Beſchlag genommen haben, Erzeugniſſe aber, wie Wallenſtein und Tell und einige ſeiner Balladen, würden auf dieſem Wege nie zu Tage gekommen ſein. Nach dieſer Anſicht hat Humboldt namentlich die erſten Verſuche, die Schiller wieder im Dichten machte, viel zu beifällig aufgenommen und dieſen damit in eine Selbſttäuſchung gewiegt, die ihm, trotz ſeiner weiteren Läuterung, vielleicht auch für die Folge noch geſchadet habe. „So rüſtig," heißt es bei Schwab, „Wilhelm von Humboldt mit Schiller nach jenem höchſten Ziele der Kunſt empor-

9) Vergl. Schwab, Leben Schiller's. Stuttgart, 1840. S. 494 — 98, 535 — 37, 588.

klimmt, ſo macht es doch manchmal den Eindruck, als ſtünde auch er ſtille unter jener bewundernden Schaar, welche ſich mit dem Anblicke des herrlichen Strebens begnügt und um ſeinetwillen ihren ringenden Liebling vergöttert. Dies iſt beſonders dann der Fall, wenn er ſchon frühere Produktionen ſeines Freundes übermäßig hoch ſtellt und z. B. bereits in der „Reſignation" das eigenthümlichſte Gepräge Schiller's in der unmittelbaren Verknüpfung einfach ausgedrückter, großer und tiefer Wahrheiten und unermeßlicher Bilder, wie in der ganz originellen, die kühnſten Zuſammenſtellungen begünſtigenden Sprache findet." ... „Am ſichtbarſten lähmte dieſer, unſrem Dichter nicht nur innerlich vom Schöpfer, ſondern jetzt auch äußerlich vom Schickſale beigegebene Reflexionsgeiſt ſeine Produktionskraft, durch die unaufhörliche Wiederholung und Anwendung der Formel Kant's, daß der Idee keine Erfahrung und keine Natur jemals angemeſſen ſei." Darum ſei es das höchſte Glück geweſen, daß der rege Verkehr zwiſchen dieſen Männern unterbrochen worden und dafür Göthe Schillern immer inniger an ſich heran zog.

Göthe ſelbſt mag, in der erſten Zeit ſeiner Verbindung mit Schiller, auf die gemeinſamen Anſichten und Verhandlungen dieſer Männer und ihr transcendentales Treiben mit Verwunderung geblickt haben. Schwab meint ſogar, mit Unmuth. Ohne Humboldt anzuklagen, ſpricht Göthe ſelbſt, in ſpätrer Zeit, ein gewiſſes Bedauern über Schiller's Zuſtand während der Periode aus, da er mit jenem ſo eifrig correſpondirte. Humboldt beſuchte Göthen im November 1823 und theilte ihm die Briefe mit, die Schiller an ihn geſchrieben. „Es iſt betrübend," ſagte Göthe gleich darnach zu Eckermann, „wenn man ſieht, wie ein ſo außerordentlich begabter Menſch (wie Schiller) ſich mit philoſophiſchen Denkweiſen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir die Briefe mitgebracht, die Schiller in der

unſeligen Zeit jener Spekulationen an ihn geſchrieben. Man ſieht daraus, wie er ſich damals mit der Intention plagte, die ſentimentale Poeſie von der naiven ganz frei zu machen. Aber nun konnte er für jene Dichtart keinen Boden finden, und dies brachte ihn in unſägliche Verwirrung. Als ob die ſentimentale Poeſie ohne einen naiven Grund, aus dem ſie gleichſam emporwächſt, nur irgend beſtehen könnte." .. „Es war," ſchließt Göthe, „nicht Schillers Sache, mit einer gewiſſen Bewußtloſigkeit und gleichſam inſtinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er that, reflektiren."[10]) — Man ſieht, Göthe deutet auf denſelben Punkt, wenn er auch Humboldt dabei ganz aus dem Spiele läßt.

Ich glaube, daß wir in dem Vorangehenden eine ziemlich unbefangene Anſicht ſowohl über Schiller's Dichtungsweiſe als über ſeinen und unſeres Humboldt's äſthetiſchen Standpunkt dargelegt haben. Allein ſo weit zu gehen, wie Göthe oder der zuletzt genannte Biograph Schiller's, ſcheint mir übertrieben. Allerdings war Schiller in mannigfachen Täuſchungen befangen, als er die Verhandlungen mit Humboldt pflog, auf welche Göthe hier anſpielt, und gewiß war ihm der Geiſt der Reflexion gar oft im Wege, wenn er dichten ſollte. Dennoch können wir dieſe Zeit nicht eine „unſelige" nennen. Die philoſophiſche Anlage lag einmal in ſeiner Natur, ſie war unauflöslich an ſein Dichtervermögen gekettet. So durfte er denn auch nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben, er mußte den philoſophiſchen Entwicklungsproceß vollenden, in den er gerathen war, er mußte ſich, wie Hoffmeiſter ſagt, müde philoſophirt haben, um wieder dichten zu können. „Längſt war er mit ſich ſelbſt zerfallen, und erſt, nachdem er auf ſittlichem und wiſſenſchaftlichem Wege ſeine Natur wieder hergeſtellt hatte, konnte

10) Eckermann's Geſpräche mit Göthe. I. 89

er wieder und zwar zu einer reiferen Dichtkunst zurückkehren.“ Wie sehr mußte er aber in diesem philosophischen Processe durch einen mitwandelnden Genossen, wie Humboldt, gefördert werden; und wenn er durch ihn auch, was wir nicht in Abrede nehmen, in einzelnen Irrthümern bestärkt wurde, so war er doch eine viel zu selbstständige Natur, als daß wir annehmen könnten, er würde, ohne Humboldt's Uebereinstimmung, nicht in Ansichten verharrt haben, die so tief in sein ganzes Wesen verflochten waren, wie die meisten hier in Rede stehenden. Und hat denn Humboldt nicht auch Einwendungen erhoben, wenn Schiller sich zu tief in gewisse Lieblingsansichten verbiß? — Wir sind auch darin ganz einverstanden mit Schwab, daß es für Schillern das höchste Bedürfniß war, sich an Göthe's Geist empor zu bilden. Dies war auch Schiller's eifriges Streben, von dem Moment an, als er mit „dem großen Genius unbedingter Poesie“ in nähere Berührung getreten. Allein vielleicht eben so sehr bedurfte er einer Sympathie, wie sie Humboldt entgegenbrachte, wenn er, in der Betrachtung der Göthe'schen Natur, nicht ganz an seinem eigenen Werth und Wesen irre werden sollte. Je größer der Mann ist, desto leichter verliert er das Vertrauen zu seiner Kraft, sobald er einmal inne geworden ist, was und wie viel ihm noch zur höchsten Vollendung abgeht. Sollte ein so großes Dichtervermögen, wie Schiller hatte, feiern, selbst wenn es ihm durchaus unmöglich gewesen wäre, etwas im höchsten Sinn Vollendetes zu erzeugen? Oder sollte er sich der philosophischen Mitgift, in welcher gerade ein guter Theil seiner Größe ruht, ganz entäußern, um nur das zu erzielen, was ihm seltner gelang, was er nie mit Gewißheit beherrschte? Und würde er sich so seines Wesens haben entäußern können, selbst wenn er es gewollt hätte? Würden wir, fragen wir endlich, die unvergleichlichen Erzeugnisse der Ideendichtung, die er, gerade

in der Zeit ſeines innigſten Verkehrs mit Humboldt, geſchaffen, würden wir dieſe miſſen wollen, ſelbſt wenn wir uns ſagen müßten, daß die Richtung, die in ihnen waltet, immer nachtheilig auf ſeine übrigen Dichtungen gewirkt hat? Dieſe Richtung lag in Schiller's innerſter Natur, ſie kam nur eben in jenen Jahren (1795—97) zur glänzendſten dichteriſchen Offenbarung. Vielleicht war es ſogar wohlthätig für Schiller's Muſe, daß ſie ſo auf einmal ſich in dieſer Richtung entladen konnte. Dann hätte die Anregung Humboldt's auch in dieſem Betracht ihren Nutzen getragen. Als er ſich aber anſchickte, die Balladen zu dichten und im Wallenſtein vorzuſchreiten, dann war es allerdings günſtiger, daß Humboldt's theoretiſcher Genius etwas zurücktrat und Göthe's Einwirkung dominirte. Schon hatte er an dieſen didaktiſch poetiſchen Vorübungen ſeine Kräfte geſtählt und ſein Selbſtvertrauen wieder gewonnen. Mit Humboldt's Beifall war ihm der der Nation geſichert, ſelbſt wenn es ihm nicht in dem Grade gelungen ſein würde, auch mit Göthe zu wetteifern, als es ihm in der That noch gelungen iſt. Wäre es ihm aber nicht gelungen, hätte, was bei Schiller's in ſo hohem Maße ſouverainem Geiſte ſich gar nicht denken läßt, Humboldt's vorangegangener Einfluß das Zuſtandekommen eines Wallenſtein und Tell verhindert — dann hätten wir allerdings unendlich Großes entbehren müſſen, und doch dürften wir nicht überſehen: daß Schiller ein ganz vollendeter Dramatiker nie werden konnte. Ein Ideendichter aber wie er — mag immer die Gattung eine Anomalie ſein — wird vielleicht in keiner Zeit und bei keiner Nation wieder geboren werden. Hätte man alſo ſelbſt dann Urſache, Humboldt's Einfluß für nachtheilig zu halten?

Nein! Göthe's drückendes Vorbild und künſtleriſcher Einfluß waren Schillern ſo unentbehrlich als der ermuthigende Zuſpruch und die kritiſche Genoſſenſchaft eines Humboldt.

Schwab ſtellt die Sache in zu draſtiſchen Gegenſatz, er ſieht Humboldt mehr von Seiten einiger Befangenheiten, als ſeiner allgemeinen, auch äſthetiſchen Fähigkeit und ſteht in ſeiner Auffaſſung Schiller's doch manchmal noch zu ſehr unter dem Einfluß der Kritik der romantiſchen Schule. Ich ſtimme zwar in die Grundprinzipien ein, in denen Schwab's Urtheil wurzelt; der verehrte Biograph Schiller's wird ſie auch in den oben entwickelten Anſichten wieder erkennen; aber ich geſtehe auch, daß ich ein größeres Gewicht auf Schiller's philoſophiſche Dichtung lege und mir darum und im Ganzen ein viel günſtigeres Bild von Humboldt's Einwirken auf den Dichter mache. Schwab ſcheint auch mit ſeiner eigenen Auffaſſungsweiſe in Widerſpruch zu gerathen, wenn er (S. 494) ſelbſt hervorhebt, daß Schiller dieſe ſchwierige Bahn der philoſophiſchen Selbſtorientirung durchlaufen mußte, weil er zum Nationaldichter beſtimmt war, „zum Dichter eines Volkes, das den Durchgang durch reflexive und ideale Einſeitigkeit von dem Poeten, der nach ſeinem Herzen ſein, den es bewundern und lieben ſollte, recht eigentlich verlangte", wenn er ferner hinzufügt, daß Göthe dieſen Bildungsgang unſeres Dichters zum lauteren Schönen zu lenken beſtimmt geweſen, aber nicht zu früh habe abbrechen dürfen, Humboldt ihm aber wie vom Geſchick beigegeben worden, ihn ſo lange in dieſer Richtung zu erhalten, als es nöthig war, um den Denkerdichter zu vollenden.

Endlich ſcheint man auch nicht in die Wagſchaale zu legen, daß Humboldt ſchon in dieſer Periode mit manchen Einſeitigkeiten Schiller's nicht einverſtändig war, und zwar gerade in dem wichtigen Capitel über die Natur der naiven und ſentimentalen Dichtung; daß man ſchon in dieſer Periode den Einfluß der irrigen Vorſtellungen, die er mit Schiller theilte, ſelten ſpürt, ſo oft er nicht eben Ideendichtungen oder

die Poeſie ſeines Freundes zu würdigen hatte, und daß in denſelben Jahren, wo Schiller ſich von den unfruchtbaren Engen ſeiner Spekulation weit abwandte und ſich völlig der Dichtung hingab, ohne jedoch der Nachwirkungen jener Philoſopheme ſich ganz entäußern zu können, Humboldt ſich ebenfalls von den frühern Feſſeln befreite und, fortſchreitend auf der theoretiſchen Bahn, die ihm zugewieſen war, in ſeinen äſthetiſchen Verſuchen ein Werk zu Stande brachte, das noch heute als ein wahres Handbuch der Philoſophie der Kunſt betrachtet werden kann. In dem Verkehr mit Schiller war er zu dieſer Leiſtung herangewachſen; der Dichtung Göthe's gegenüber, und der Einwirkung des mächtigen Genoſſen entrückt, der ihn in manchem Vorurtheil beſtärkt hatte, vollendete er nun, was er gemeinſam mit Dieſem erſtrebt hatte, doch in den Jahren ihres engſten Beiſammenſeins noch nicht ganz erfaſſen konnte. Die äſthetiſchen Verſuche ſind Humboldt's entſcheidende That auf dieſem Gebiete. Da iſt keine Anſchmiegung an eine ihn perſönlich anmuthende Manier, ſondern die kühle Hingebung an das Höchſte, was die Dichtkunſt unſerer Tage geleiſtet, entfernt jedes trübende Element und leitet den kunſtſinnigen Forſcher unmittelbar zu den reinſten Principien. Schiller ſelbſt hat, wie wir ſehen werden, das Verdienſt dieſer That höchlich erkannt und von dem äſthetiſch kritiſchen Beruf unſeres Humboldt noch aufs günſtigſte geurtheilt, als er ſchon längſt auf ſeine eignen ſpekulativen Verſuche manchmal zu geringſchätzig herabſah. Sagt er doch in der Zeit noch, da er ſich ſchon ſo hoch in Göthe's Schule herangebildet, und eben den Tell gedichtet hatte, er habe noch immer Humboldt am liebſten als den Richter und Rathgeber vor Augen, der er in der Wirklichkeit ſo oft geweſen. Ein Wort, das damals in Schiller's Munde unmöglich geweſen, hätte er Humboldt nicht zu gut auch von der Seite kennen gelernt, wo er ihm nicht mit den wahlverwandten

Maximen, ſondern mit dem univerſellſten Sinn für Schönheit und Kunſt gegenüberſtand.

Ueberdies, dünkt uns, hat man noch beſonders in Anſchlag zu bringen, welchen Werth für Schiller eine Bildungsmaſſe, wie ſie Humboldt ihm darſtellte, haben mußte. Philoſophie und Kunſt, Alterthum und Neuzeit, von welcher Fülle waren ſie in dieſem Geiſte vereinigt! Wie konnte an den Materialien und Kenntniſſen eines ſolchen Freundes der ſchaffende Genius ſich ergänzen! Was wollte es heißen, zur Zeit, wo es dieſem ſolcher Ernſt war, ſein eigenes Vermögen an Göthe und den Alten zu bilden, auf der einen Seite das Vorbild ſelbſt, auf der andern einen Mann zu haben, der alle Blüthen des Alterthums gepflückt, alle Schätze der claſſiſchen Kunſt in ſich geſammelt hatte, einen Mann, der die ſchönen Formen des Antiken bis ins Einzelne ſtudirt hatte und dieſe Schönheit auch in techniſcher Vollendung erreicht ſehen wollte. An den ſchwierigſten Produkten Schiller'ſcher Ideendichtung einzelne Unvollkommenheiten aufſuchen, Verbeſſerungen andeuten, auf Vollendung des Rhythmus und Reimes dringen, das konnte, Schillern gegenüber, nur, wer in ſolchem Grade Geiſt und Kenner zugleich war, mit ſolcher Sicherheit dem Gedanken folgen, mit ſolchem Takt die ſprachliche Hülle beurtheilen und mit ſolcher Kenntniß griechiſcher Kunſtvollendung entgegnen konnte. Wie mancher Flecken in den genialen Dichtungen des Freundes wurde durch Humboldt's Einrede getilgt! Wie viel verdankten Schiller und Göthe, gerade in ihrem Wettkampfe mit der alten Kunſt, den ſinnigen Darſtellungen, die Humboldt von dem Geiſte der letzteren entwarf! Wie viel trug er dazu bei, daß die Werke Beider einer wahrhaft claſſiſchen Form näher rückten, bis in die kleinſten Außenſeiten vollendet wurden. Göthe'n hatt er an Hermann und Dorothea feilen; als Schiller ſich zuerſt im elegiſchen Versmaß verſuchte, kamen Humboldt's feine

Bemerkungen ihm sehr zu Statten. Er theilte damals diesem die meisten seiner Gedichte vor dem Druck zur Durchsicht mit. „Wie sehr danke ich Ihnen," schreibt er dem Freunde unterm 7. September 1795, „daß Sie mir in Rücksicht auf Herameter und Pentameter das Gewissen schärften. Ihre Bemerkungen sind gegründet, und es ist mir unmöglich, etwas unvollkommen zu lassen, so lange ich es noch besser machen kann." Kurz darnach, als ihn die Xenien beschäftigten, gab er Humboldt (1. Febr. 1796) in seinem und in Göthe's Namen das Versprechen, daß er für eine große Correktheit, auch in der Prosodie, sorgen werde. Diesmal hielt man zwar nicht ganz Wort; aber Beide behielten Humboldt's Bemerkungen sorglich im Auge, auch als er nicht mehr in ihrer unmittelbaren Nähe verweilte. Eine Vorlesung der Göthe'schen Helena (im zweiten Faust) erregte bei Schiller Aufmerksamkeit für den Trimeter, er wünschte gelegentlich auch etwas in dieser Versart zu machen, wie er auch kurz darnach in der Johanna wirklich that. Doch fühlte er, daß es nöthig sei, sich etwas mit dem Griechischen zu beschäftigen, nur um so weit zu kommen, daß er in die griechische Metrik eine Einsicht erhalte. „Ich hoffe," schreibt er an Göthe, „wenn Humboldt hieher kommt, dadurch eher etwas zu profitiren." (26. Sept. 1800). Inzwischen bittet er sich von Göthen Bücher aus, die ihm das Studium der Originale erleichtern könnten. Göthe sendet ihm auch, was er zu diesem Zwecke brauchbar hält, meint aber, er werde sich wenig daran erbauen. Das Stoffartige jeder Sprache sowie die Verstandesformen stünden so weit von der Produktion ab, daß man gleich, sobald man nur hinblicke, einen so großen Umweg vor sich sehe, daß man zufrieden sei, wenn man sich nur wieder heraus finden könne. In der Arbeit, die ihn eben beschäftige, gehe er nur nach allgemeinen Eindrücken. „Es muß jemand wie Humboldt den

Weg gemacht haben, um uns etwa zum Gebrauch das Nöthige zu überliefern. Ich wenigſtens will warten, bis er kommt und hoffe auch alsdann nur wenig für meinen Zweck.“ (G. an S., 28. Sept.) [11]) Doch fällt ihm noch bei, daß er einen Aufſatz von Humboldt über den Trimeter habe. Den ſendet er Schillern, und legt auch einen Theil der Humboldt'ſchen Ueberſetzung des Agamemnon bei. Beides werde einigermaßen ſeinen Wünſchen entgegen kommen. (Ebendaſ., 30. Sept.) Dieſe Mittheilung war Schillern ganz willkommen; er hofft allerlei aus Humboldt's Arbeit zu lernen, nachdem er mit Hermann's (des berühmten Philologen) Werk über die griechiſche Metrik noch nicht zurecht zu kommen vermocht hatte. (S. an G., 1. Okt.) —

Von Paris aus brachten Humboldt's Briefe gewichtvolle Beurtheilungen des franzöſiſchen Schauſpiels, die nicht allein Göthe'n eine andre Anſchauung der Sache beibrachten, ſondern, was wir weit höher anſchlagen als die Ueberſetzungen aus Voltaire, zu denen ſich Göthe dadurch ermuntert fühlte, gewiß auch auf Schiller's dramatiſche Schöpfungen keinen unbedeutenden Einfluß hatten. Wie überhaupt beide Dichter Humboldt's Theilnahme und Einfluß anſahen, darüber iſt gar kein Zweifel möglich, und es werden uns auch noch die unzweideutigſten Erklärungen begegnen.

Nach all dem können wir auf den Umſtand, daß Humboldt in ſeiner Kunſtanſicht manche Irrthümer oder Befangenheit mit Schiller theilte, ja dieſen in der Zeit ihres ununterbrochenen Umgangs in ſolchen Anſichten beſtärkte, durchaus kein ſo großes Gewicht legen. Die Lichtſeite dieſes

11) Doch zog er andre Male deſto mehr Nutzen von der perſönlichen Belehrung ſo verläſſiger Männer. Auch Riemer (Mittheilungen über Göthe, Berlin, 1841, I. S. 200) ſagt: „So ward er in wenigen Tagen, ja Stunden, durch Humboldt, Voß u. ſ. w. mehr gefördert als durch einſames Studium.“

Verhältniſſes erſcheint uns viel bedeutender; Schiller war viel zu ſelbſtſtändig, um ſich von irgend einem fremden Einfluß und gar einem theoretiſchen hinreißen zu laſſen, viel zu eigenmächtig, um nicht auch das Ueberkommene auf individuelle, manchmal vielleicht gewaltthätige, Weiſe zu gebrauchen. Zwar wird jetzt, wo ſo viele Zeugniſſe vorliegen, Niemand mehr bezweifeln, wie einzig und alles überwiegend und unentbehrlich Göthe's Einwirken auf Schiller geweſen ſei. Humboldt hätte aber doch auch ſeine eigne Miſſion an Schiller's Seite gehabt, wenn er auch weiter zu nichts gedient hätte, als — was auch Hoffmeiſter ihm zuerkennt — ihn auf Göthe's Einfluß vorbereitet zu haben. „In der Schule Humboldt's", ſagt dieſer Biograph, „wurde er erſt für den Umgang Göthe's reif." [12])

Dagegen räumen wir unumwunden ein, daß es mit den einzelnen Ausſtellungen, die Schwab und beſonders Hoffmeiſter an Humboldt's Urtheilen machen, zum großen Theil ſeine Richtigkeit hat. Es iſt gewiß, daß derſelbe oft nur bei der Lichtſeite Schiller'ſcher Dichtungen verweilt. Auch über deſſen hiſtoriſche Arbeiten urtheilt er, nach unſerer Anſicht, viel zu günſtig. Zwar hat er auch hier das Großartige der Schiller'ſchen Compoſition treffend erfaßt, [13]) allein er überſieht dabei, was dem Geſchäft des Geſchichtſchreibers ſtörend in den Weg trat. Dies Störende war der Dichtergeiſt und beſonders der dramatiſche Dichtergeiſt. Sagt er doch ſelbſt einmal, daß die Geſchichte nur ein Magazin für ſeine Phantaſie ſei und daß die Gegenſtände ſich gefallen laſſen müßten, was ſie unter ſeinen Händen würden." [14]) — Auch da finden wir die Einrede neuerer Beurtheiler begründet,

12) Hoffmeiſter a. a. O., III. 5

13) Vorerinnerung zum Briefw. mit Schiller, S. 55. ff.

14) Leben Schillers, von Fr. v. Wolzogen, I. 311.

wo Humboldt den rein lyriſchen Klängen Schiller's eine eben ſo groſſe Anerkennung ſpendet als den lyriſch-didaktiſchen. „Das blos Rührende, Schmelzende, einfach Beſchreibende, kurz die ganze unmittelbar aus der Anſchauung und dem Gefühle genommene Gattung der Dichtung findet ſich bei Schiller in unzähligen einzelnen Stellen und in ganzen Gedichten. Ich brauche hier nur an die Ideale, des Mädchens Klage, den Jüngling am Bach, Thekla eine Geiſterſtimme, an Emma, die Erwartung u. a. m. zu erinnern, die nur den empfangenen Eindruck wieder zu geben ſcheinen, und in denen man Schiller's intellektuelle Eigenthümlichkeit nur wie in einem ſanften Widerſchein erkennt.“ [1] Von mehreren der hier genannten Gedichte kann man allerdings ſagen, daß ſie zu dem Beſten gehören, was Schillern im Gebiete der reinen Lyrik und im Ausdruck bloßer Empfindungen gelungen iſt, und es iſt ein ſehr treffendes Wort von Hoffmeiſter, wenn er einzelne ſolcher Stücke wie mit Abſicht in Göthe's Manier gedichtet anſieht, ſo z. B. die Begegnung. Und dennoch können wir nicht in dieſes allgemeine Urtheil Humboldt's einſtimmen. Den meiſten dieſer Dichtungen iſt doch ein Beigeſchmack gegeben, der ihren reflexiven Urſprung verräth, dem einfachen Gefühle iſt oft die Bläſſe des Gedankens angekränkelt und es fehlt der natürliche, ungekünſtelte Erguß, deſſen die deutſche Dichtung nun einmal mächtig iſt. Den allgemeinſten Beifall aber findet Humboldt, wenn er von den gelungenſten lyriſch-didaktiſchen Erzeugniſſen der Schiller'ſchen Muſe mit wahrer Entzückung ſpricht, wie namentlich von der Glocke. Nur ſcheint es nicht ganz an ſeinem Platze, wenn er ſein Urtheil über dieſe gleich an obige Stelle anreiht, da dieſes gewiß tief empfundene, hochlyriſche Erzeugniß nur das vorher

[1] Vorerinn. S. 67

behauptete doch gleichfalls nicht als zulänglicher Beweis dienen kann. An ſich betrachtet aber iſt es eine herrliche Stelle. „Die wundervollſte Beglaubigung vollendeten Dichtergenies," ſagt Humboldt, „enthält das Lied von der Glocke, das in wechſelnden Sylbenmaßen, in Schilderungen der höchſten Lebendigkeit, wo kurz angedeutete Züge das ganze Bild hinſtellen, alle Vorfälle des menſchlichen und geſellſchaftlichen Lebens durchläuft, die aus jedem entſpringenden Gefühle ausdrückt, und dies Alles ſymboliſch immer an die Töne der Glocke heftet, deren fortlaufende Arbeit die Dichtung in ihren verſchiedenen Momenten begleitet. In keiner Sprache iſt mir ein Gedicht bekannt, das in einem ſo kleinen Umfang einen ſo weiten poetiſchen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefſten menſchlichen Empfindungen durchgeht, und auf ganz lyriſche Weiſe das Leben mit ſeinen wichtigſten Ereigniſſen und Epochen, wie ein durch natürliche Grenzen umſchloſſenes Epos zeigt." [16]) — Getheilt iſt die Anſicht über die Reihe der ſpätern Tragödien Schillers nach dem Wallenſtein, ſelbſt unter denen, die ſich die Mängel der Schiller'ſchen Muſe nicht verhehlen. Erſt der Tell vereinigt wieder faſt alle Stimmen für ſich und auch über das dramatiſche Verdienſt der Maria Stuart herrſcht größere Uebereinſtimmung. Humboldt hebt aber an allen nur die Lichtſeite hervor, indem er ſagt: „Was ſeine ſpätern dramatiſchen Werke vorzugsweiſe auszeichnet, iſt erſtlich ein ſorgfältigeres und richtiger verſtandenes Streben nach einem Ganzen der Kunſtform, dann eine tiefere Bearbeitung der Gegenſtände, durch die ſie in eine größere und reichere Weltbetrachtung treten, und höhere Ideen ſich an ſie anknüpfen, endlich eine mehr vollendete Austilgung alles Proſaiſchen durch einen reineren Schwung des Poetiſchen in

16) A. a. O., S. 67—68.

Darſtellung, Gedanken und Ausdruck. In allen Punkten iſt der Begriff der von einem Gedicht zu fordernden Kunſt in ihnen geſteigert, und indem die lebendige poetiſche Form den Stoff vollkommener durchdringt, wird dieſer wieder auch in höherem Sinne Natur.“ [17]) Die glänzendſte Bethätigung dieſes Strebens ſieht auch Humboldt im Wallenſtein, und mit Recht, ſetzt aber dann hinzu: „Die auf Wallenſtein folgenden Stücke zeigen, daß Schiller in gleicher Art fortarbeitete... Daher ſind ſeine Tragödien nicht Wiederholungen eines zur Manier gewordenen Talents, ſondern Geburten eines immer jugendlichen, immer neuen Ringens mit richtig eingeſehenen, höher aufgefaßten Anforderungen der Kunſt.“ Gewiß zeigt ſich in jedem dieſer Stücke der nach Hohem und Neuem ringende Dichter, und doch ſind ſie, mit Ausnahme des Tell, etwas über einen Leiſten gearbeitet und laſſen, bei aller Verſchiedenheit, den Eindruck von etwas Manierirtem zurück, den man aus ihrer innern und äußern Beſchaffenheit herleiten kann. Die innere Beſchaffenheit fließt ohne Zweifel aus dem großartigen Streben des Dichters, den Stoff ganz aus dem proſaiſchen Bereiche emporzuheben. Dies aber war gerade für ſeinen Dichtergeiſt die gefährlichſte Klippe. In den frühern Stücken liegt die Idealität mit der wirklichen Welt wenigſtens in Kampf und im Wallenſtein hat die letztere ſogar den breitern Boden gewonnen; in dieſen ſpätern Dramen dagegen, namentlich in der Jungfrau und der Braut von Meſſina, proteſtirt die Reflexion nicht mehr aus mehreren oder einzelnen Gegnalten gegen den Unrath der Wirklichkeit, — wo dann der geſchilderte Gegenſatz auch den idealen Figuren, z. B. einem Poſa, wenigſtens den Schein einer gewiſſen Wahrheit und Lebenswirklichkeit zuwirft — ſondern die alles beherrſchende und durchdringende

17) A. a. O., S. 79–82.

Reflexion hat, nach dem Ausdruck eines ausgezeichneten Kritikers, „die geschilderte Realität so nach ihren Bedürfnissen umgegossen und umgeschmolzen, gefärbt und geläutert, daß das natürliche Leben derselben auf das erheblichste darunter gelitten hat. Ja in der Braut von Messina kann kaum mehr von einer realen Welt im selbstständigen Sinne die Rede sein. So sehr stellt sich auch das Reale in dieser Tragödie als ein eingebornes Kind des Gedankens dar. Eine gewisse abstrakte, blasenschaumartige Leerheit, die sich sowohl in den Gestalten als in der Sprache dieses Gedichts, bei aller Pracht und Schönheit der letzteren, bemerklich macht, ist die Folge hievon. Wir fühlen, daß der Dichter selbst keine volle, gesättigte Anschauung von der Welt, die er schildert, gehabt hat, daß es ihm vielleicht bei der Richtung auf das Allgemeine nicht einmal ernstlich darum zu thun gewesen ist.“ [18]) — Die äußere Beschaffenheit dieser spätern Stücke leite ich zum Theil aus Schiller's Streben her, ein bühnenwirksames deutsches Drama, was eigentlich, außer in der nicht ganz poetischen Form Lessing's noch nicht vorhanden war, was auch Göthen nicht hatte gelingen wollen, erst zu schaffen. Wir wissen Alle, in wie hohem Grade es dem großen Dichter gelungen. Allein wir können auch nicht leugnen, daß er dieses Ziel zum Theil mit etwas gewaltthätigen Mitteln erreicht hat. Wir finden daher einen Glanz und ein Effekthaschen, das die zarten Blüthen der Poesie fast erdrückt; das alte rednerische Element seiner Dichtung tritt wieder mächtig hervor, und das Pathos, dessen Göthe

18) Friedr. v. Uechtritz, in einer Abhandlung: Zur Charakteristik Schiller's und seines Entwicklungsganges, in der Deutschen Vierteljahrschrift, Jan. — März 1842 (Stuttg. u. Tüb., Cotta) S. 60—99. Dieser Aufsatz reiht sich dem Besten an, was über Schiller gesagt worden. Er hält die gewichtigsten Einwendungen der romantischen Schule fest, ja giebt ihnen weit größere Klarheit und Tiefe, aber zugleich versteht es der Verfasser, Schiller's Größe, auch in ihren Verirrungen, zu beleuchten.

ſich als Dramatiker nicht genug bemächtigt, gelangt in dieſen Schiller'ſchen Produktionen zu einer allzu heftigen, manchmal tumultuariſchen Gewalt. — Es iſt ſonderbar, daß Humboldt von dieſen Gebrechen ſo wenig ſpürte, daß er ſo ganz von dem erhabenen Flug des Freundes ergriffen wird. Dürfen wir aber nicht dem Denker-Genoſſen etwas zu Gut halten, was ſich noch jetzt und wahrſcheinlich immer in unſrem Volke und unſerer Jugend behaupten wird! Sogar das, was er über die Braut von Meſſina ſagt, und zwar gleich, nachdem er ſie aus Schiller's Händen bekommen, iſt wie Vielen unſrer beſten Deutſchen recht aus der Seele geſchrieben. „In Rückſicht der ſtrengen Form," ſchrieb er Schillern von Rom aus, 22. Okt. 1803, „kann ſich keines Ihrer Stücke mit der Braut meſſen. In ihr iſt alles poetiſch, Alles folgt ſtreng auf einander, und es iſt überall Handlung. Auch über den Chor bin ich einſtimmig mit Ihnen. Er iſt die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem proſaiſchen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunſtwerks." Dann ſetzt er ſeine abweichende Anſicht, aber nur über die Behandlung des Chors, auseinander und ſchließt endlich: „Ueber die Höhe in der Sie Ihr Stück gehalten haben, geht nichts. Das hohe künſtleriſche Verdienſt, die reine Kunſtform werden nur Wenige fühlen; aber der Schwung der Gedanken, die Erhabenheit der lyriſchen Partieen, dies innige Verweben Ihres Stoffs in alle größten Ideen aller Zeiten kann Niemand entgehen, ſelbſt die Einfachheit der Behandlung muß wenigſtens Vielen fühlbar ſein. Was ich indeß wünſchte, wäre, daß Sie mit dieſen neuen Forderungen, die Sie, nach dem Gelingen dieſes Stücks, mit Recht an Sich machen können, bald wieder einen in ſich mächtigen, ſchon durch ſeinen Umfang mühſam zu bändigenden Stoff, wenn nicht ſo groß, wie Wallenſtein, doch wie die Jungfrau behandelten. Der unkünſtleriſche Theil des Publikums wird zwiſchen der Braut

und diesen Stücken, das läßt sich voraus sehen, Vergleichungen anstellen und den letzteren in jeder Rücksicht den Vorzug geben, schon darum, weil sie, neben der künstlerischen Wirkung, auch einer anderen durch ihren bloßen Stoff fähig sind. Eine gewisse Wahrheit liegt aber diesen Urtheilen, wenn man sie wirklich faßt, zum Grunde. Es ist noch ein anderer Unterschied zwischen der alten und neuen Tragödie, als der der bloßen Kunstform, und es giebt hier eine Verbindung, die ich im hohen Grade für möglich halte. In jeder Scene Ihres neuen Stückes ist das schon sichtbar. Ueberall geht Reflexion und Empfindung in Tiefen ein, welche die Alten in ihrem heitern Sonnenlichte zu verschmähen scheinen, die sie aber unparteiisch gestanden, auf diese Weise nicht kannten. Es ist wirklich auch noch mehr. Freilich scheint es an sich einerlei, wenn man nur den letzten Zweck, die Darstellung der reinen Kunstform an seinem Gegenstande erreicht, wie viel oder wenig man an Stoff in das Gemälde aufnimmt, und wie weit man den Gegenstand auszeichnet. Aber es versetzt das Gemüth in eine andere Stimmung, wenn eine reichere Welt sich bewegt, und wenn nicht blos die großen Partieen der Menschheit, wenn auch feine Charakternüancen erscheinen. Es ist unendlich bewundernswürdig, und ich habe es eigen studirt, mit wie wenig Zügen Sie die beiden Brüder so fest charakterisirt haben, daß jeder nur auf seine Weise die Zuschauer afficiren kann, ebenso die Mutter und [?] Beatrice. Es ist das der höchste Gipfel der Kunst und die höchste Weisheit des Künstlers, nicht über die Forderungen seines Zweckes hinauszugehen; und wer, wie Sie, auch gezeigt hat, daß er zugleich in der ganz entgegengesetzten Gattung Meister ist, in dem, sieht man, ist das, was er diesmal unterläßt, nicht Schranke. Es ist vielmehr nur Mangel an ächtem und großem Kunstsinn, der Charakterschilderung einen viel wichtigeren Antheil an der tragischen

Wirkung beizumeſſen, als ihr, eigentlich genommen, gebührt Eins indeß verdient doch in Betrachtung zu kommen. Wir ſind einmal ein reflectirendes und ſentimentales Geſchlecht, und wer unter uns nicht reflectirt, genießt darum nicht unbefangener, wir beſchäftigen einmal die Sinne minder als den Verſtand, das Gefühl mehr als die Einbildungskraft; wir brauchen, um auf unſere Weiſe gerührt zu werden, einen durch Verſtand und Gefühl mannichfaltiger ausgearbeiteten Stoff. Inſofern läßt ſich alles ſogenannte Romantiſche, glaube ich in Wahrheit, vertheidigen. Die Kunſt iſt allerdings nur Eine, keiner Zeit, keiner Nation ausſchließend angehörig. Allein die Kunſt iſt auch nur eine Art, in der der Menſch ſich und die Welt ſinnlich idealiſirt, ſie iſt mehr als Einer Ausführung fähig, und das Verſchiedenartigſte kann ſich in ihr wie in einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte begegnen. Sollte daher nicht auch, wenn Sie den paradoxen Ausdruck verzeihen, das Romantiſche einer Ausführung in ächt antiker Kunſtform fähig ſeyn? und ſollte darin nicht für uns das Höchſte beſtehen? Wenigſtens ſcheint unleugbar, daß man dadurch auch etwas gewinnt, was der ächteſten Kunſt keineswegs gleichgültig iſt, das Ideale, deſſen im Gegenſatz gegen das Chimäriſche und Phantaſtiſche, auch Sie in Ihrer Einleitung [zu der Braut v. M.] erwähnen. Sie werden finden, daß ich zu ſehr dem Stoff das Wort rede, aber einer nicht künſtleriſchen Natur iſt das zu verzeihen, und nur durch Hinüber- und Herüberſchwanken kommt man zur Wahrheit. Doch müſſen Sie nicht glauben, daß ich meinte, es fehle Ihrem Stücke an der Realität, die ein Kunſtwerk haben muß. Vielmehr habe ich bewundert, wie unbegreiflich gut es Ihnen gelungen iſt, einen Stoff, für den nichts im Gemüth des Leſers vorbereitet iſt, der nicht einmal auf einem ſchon die Seele füllenden Grunde erſcheint, der ferner an ſich ſogar künſtlich iſt und bei minder guter

Behandlung hätte spielend aussehen können, vor der Einbildungskraft volle Geltung zu verschaffen. Alles in diesem Werk besteht nur durch die dichterische Form und bedarf nichts außer ihr."

Man sieht, Humboldt empfand einen gewissen Mangel und wollte sich doch nicht eingestehen, daß es einer sei. Allein er überzeugt uns auch nicht von der Untadelhaftigkeit des Werks, sein Urtheil strauchelte an derselben Klippe, die sich um diese Zeit nicht etwa blos Schillern, sondern auch Göthen (in der Eugenia) gefährlich erwies — nämlich der Begriff und die Behandlung des Symbolischen in der Dichtkunst. Das Symbolisiren erschien jetzt besonders Schiller'n immer mehr als ein Hauptmittel, um alles Prosaische im Bereiche der Kunst zu tilgen, und auch Göthe fühlte sich, bei der Abnahme seiner produktiven Kräfte, mehr und mehr in diese Richtung gezogen. Das Symbolische war von jeher ein wichtiges Element der Dichtung, besonders der dramatischen Dichtung. Allein es ist ein großer Unterschied, ob es nur in einzelnen Gestalten und einzelnen Momenten hervortritt oder in allen; ob es aus einem wahrhaft individuellen Leben ersteht, oder nur ein Schein des Individuellen zur kärglichen Begleitung überworfen ist. Anfangs begnügte sich Schiller bei symbolischen „Behelfen", nach und nach ward diese Richtung herrschend. Für Schiller eine neue Gefahr. Er hatte sehr Recht, wenn er in den Gestalten der attischen Bühne etwas Typisches fand, wenn es auch nicht geschickt sein möchte, mit Schiller zu sagen, es seien nur Masken, was die griechische Tragödie vorführe. Diese Alten wurzelten so tief im Gebiete des Anschaulichen und lebendig Individuellen, daß sie, ohne Gefahr, nach dem Symbolischen trachten konnten. Eine feinere Nüancirung der Charaktere, wie sie in der innerlicheren Richtung der Neueren liegt, war ohnehin nicht ihre Sache. Dagegen die Neueren, ohnehin

mehr aufs Ideelle gerichtet, in diesem Streben das Poetische zu steigern, es am ersten verlieren können, zuerst durch falsche Anwendung des Symbolischen, endlich durch Allegorie. Zu welchen Ungestalten hat es die neuere Romantik und die spätre Göthe'sche Dichtung gebracht! Dagegen Hermann und Dorothea und zum großen Theil Wilhelm Tell als wahre Muster einer zugleich symbolischen und individuellen Darstellung dienen können. Wenn Humboldt aber in der Braut von Messina gleichfalls eine so musterhafte Anwendung des Symbolischen und solche Kunstvollendung fand, so war das abermals ein Irrthum, zu dem ihn die Richtung auf den Gedanken und das Generelle in der Kunst führte.

Auffallend ist es ferner, daß ein so tiefer Kenner griechischer Kunst, wie H. an der Schicksalsidee, wie sie dieses Stück durchweht, keinen Anstand nahm, da bekanntlich doch das Fatum der griechischen Tragödie viel innerlicher in die Charaktere und Handlungen der Betroffenen verflochten ist, vielmehr aus diesen hervorgeht, als in diesem Schiller'schen Stücke. Ich erinnere mich nicht, bei H. eine Stelle gefunden zu haben, die ein Verkennen der Schicksalsidee in den alten Tragikern bewiese, überhaupt pflegt er, und zwar mit Recht, weniger das Walten und Eingreifen des Schicksals als die Größe und Kraft im Ertragen desselben als das die Idee der Griechen und ihre Tragik Beherrschende anzusehen; ja diese Richtung der Alten gehört seinem eigensten Ideenkreise, ich möchte sagen, seinem Charakter an. Wir werden dies besonders gegen sein Lebensende bemerklich hervortreten sehen. Was mag ihn also so nachgiebig gegen Schiller's Auffassung gemacht haben, wenn nicht die Macht, die dieser Dichter so oft auf ihn ausübte? Auch hier scheint uns H. gefangen, hingerissen. Dagegen können wir abermals nicht in die Ansicht der neuern Biographen des

Dichters [19]) einstimmen, wenn diese so weit gehen. Humboldt namentlich dafür, wie Schiller zuerst im Wallenstein die Schicksalsidee ergriff, verantwortlich zu machen, oder wenigstens bedauern, daß dieser jenem Einfluß noch so viel gefolgt sei und sich nicht ganz dem Göthe'schen hingegeben habe. Es ist allerdings mehr als wahrscheinlich, daß H., der, gerade als Schiller recht ernstlich an Wallenstein ging (Winter 1796—97), sich noch einmal längere Zeit in Jena aufhielt, einen ansehnlichen Einfluß, auf die Conception dieses Werks gehabt, und eben so wenig zu bezweifeln, daß er es war, der Schillern die Richtung auf die Schicksalsidee geben half, wenigstens so weit sie diesem die eigne Kenntniß der alten Dichter nicht von selbst zugeführt hatte. Allein — dieser Einfluß war doch nicht von der Art, daß wir annehmen dürften, Schiller würde nicht durch seinen eignen Genius zu einer ähnlichen Behandlung und Auffassung der Schicksalsidee geleitet worden sein. Auch ist es doch auffallend, daß sie nicht im Wallenstein, sondern — lange nach Humboldt's Abgang aus Deutschland — erst in der Braut auf solch eine Spitze getrieben worden. Auch scheint es mir gar nicht, als wenn die Schicksalsidee dem Schiller'schen Genius, besonders auf seiner damaligen Entwicklungsstufe, so fern gelegen, wie Hoffmeister, oder daß eben diese Idee dem Sujet (Wallenstein) so fremdartig gewesen, wie Schwab meint, der geradezu behauptet, „dieses Schicksal sei nur in das Thema hineingekünstelt." So würde also überhaupt die Frage noch nicht als erledigt zu betrachten seyn, inwiefern Schiller bei der Behandlung des Wallenstein wirklich auf einen Irrweg gerathen, wenn es auch wahr ist, was ich nicht leugne, daß sämmtliche Personen des Stücks ein zu klares Bewußtsein vom Schicksal haben und überhaupt

19) Hoffmeister, a. a. O., IV. S. 12. 30; Schwab, a. a. O., S. 637–38.

zu viel davon gesprochen und darüber reflektirt wird. Wäre aber Schillers Auffassung des Schicksals wirklich auch hier verfehlt, so hieße es selbst dann dem genialen Dichter wie dem kundigen Freunde Unrecht thun, wenn man dem Einflusse des Letztern, ohne weitere Belege, die Schuld des Mißgriffs aufbürden wollte.

Wie in dieser unbedingten Belobung der Braut von Messina, so wird man in Humboldt's Urtheilen über Schiller's lyrische und lyrisch-philosophische Dichtungen namentlich des Jahres 1795, oft dieselbe Befangenheit antreffen, und bald bemerken, daß sie hier wie dort aus einer und derselben Quelle fließt. Unstreitig war es die Macht des Schiller'schen Geistes, die ihn in den theoretischen Irrthum desselben einzustimmen veranlaßte. Schiller's damaliges Bestreben ging hauptsächlich dahin, in seiner Dichtung Ideen auszusprechen, die ihn erfüllten, und durch den geistigen Gehalt der Poesie überhaupt einen nie da gewesenen Schwung zu geben. Das lag einmal in seiner Natur, darin liegt seine Größe und seine Schwäche als Poet. Denn selbst wo er Empfindungen ausdrücken will, strebt er nach gleicher Idealität, und weiß sie nicht besser als durch eine gewisse Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu gewinnen, die er durch sittlichen Affekt belebt. Alles Individuelle und Lokale soll getilgt, soll zum Allgemeinen erhoben werden; auch die Form soll den Charakter der Nothwendigkeit empfangen, indem alles, mit logischer Folge, aus dem Gedanken der Dichtung hervorgeht und dieser Spiritus Rektor die ganze Darstellung in straffer Unterthänigkeit hält. Aus der Ideendichtung geht dieses Bestreben fast nothwendig hervor, hier wird es zum Theil auch glänzende Ergebnisse zu Tage bringen. Desto unstatthafter beweist sich das so gefaßte Princip, sobald es sich um Poesie in ihrer reinsten Art und Gattung handelt, und vorzüglich dann, wenn die innere

Welt des Gefühls und die mit ihr verſchlungnen Bilder der Phantaſie, alſo das, was die eigentliche Seele der Poeſie iſt, ans Licht gebracht werden ſollen. Hier war es Schillern beinahe unmöglich, den innern Zuſtand, getrennt von der Betrachtung dieſes Zuſtandes und ohne Beziehung auf ſein Ideenvermögen, in individueller Wahrheit darzuſtellen.

„Hieraus," ſagt Hoffmeiſter,[20]) „entſpringen einige der Vorzüge und alle Mängel der Schiller'ſchen Lyrik überhaupt. In Betreff ihrer Verſtandesform in hohem Grade vollendet, läßt nur ihre äſthetiſche Geſtalt einiges zu wünſchen übrig. Es zeigt ſich in ihr die größte Beſtimmtheit, aber es iſt doch mehr die Beſtimmtheit des deutlichen Denkens, als die der individuellen Anſchauung. Alle Gedichte ſind bewunderungswürdig durch ihre Einheit, den Zuſammenhang ihrer Theile, die ſtrenge Ausſcheidung alles Fremdartigen, und beſitzen in ſo fern allerdings den Anſtrich einer — wie Humboldt ſich ausdrückt — Nothwendigkeit athmenden (!) Form." [21]) Aber den logiſch ſo vollkommen geſtalteten Gedichten fehlen häufig die Eigenſchaften, durch welche ſie eine leicht faßliche Geſtalt für die Phantaſie werden. Mag der Verſtand die Form dieſer Gedichte auch als nothwendig beurtheilen, ſo treten ſie doch nicht als etwas Wirkliches nahe genug an die Einbildungskraft." — Am auffallendſten zeigte ſich die Unzulänglichkeit jener Theorie, als Schiller, mitten im Stadium ſeiner Ideendichtung, ſich einmal bewogen fand, die eigenſten Empfindungen auszuſprechen wie er es that, als er die Ideale dichtete. Weder Schiller noch Humboldt wußten, wie wir nachher ſehen werden, dieſes Gedicht, in welchem ſich ein konkreter Gehalt ſo charakteriſtiſch

20) A. a. O., Th. III. S. 244.

21) Und zwar in der Vorerinnerung zum Briefwechſel S. 56; — ein ſchlagendes Zeugniß, daß Humboldt ſich Zeit ſeines Lebens nicht von dieſem Irrthum losreißen konnte. So oft er von Schiller ſpricht, kommt er auch zum Vorſchein. G. S.

darſtellt, mit ihrer Verallgemeinerungstheorie zu vereinigen, in welcher ſie die reine Form ſuchten. Es war Beiden zu individuell wahr, und doch ſpürten ſie den poetiſchen Athem, der hier weht, und der uns noch lebendiger ergreifen würde, wenn das Gefühl darin, nicht noch immer zu ſehr ins Reflektirte und Begriffsmäßige gezogen, und hierdurch künſtlich geworden wäre. Goethe bemerkte gleich, daß hier eine Befreiung der Schiller'ſchen Muſe angekündigt ſei und gab dieſem Gedicht vor allen gleichzeitigen Erzeugniſſen derſelben den Vorzug. Ganz mit Recht, inſofern er die übrigen Gedichte nicht als Erzeugniſſe bloßer Ideendichtung beurtheilt.

Doch bleibt uns auch hier noch etwas zu Gunſten des Schiller'ſchen Strebens und der Theorie ſeines Freundes zu ſagen übrig. Unleugbar liegt eine Richtung auf eine gewiſſe Allgemeinheit des Gehalts und eine Art Nothwendigkeit der Form in allen Dichtern, deren Sinn und Geiſtesrichtung aufs Erhabene geht; unleugbar dankt auch Schiller's Dichtweiſe dieſem Streben einen großen Theil jener Macht und Würde, die uns ſo oft die Unvollkommenheit der Manier vergeſſen läßt. — So wie er den Werth des Individuellen erfaßte, hob er ſich rieſenſtark aus den Banden, die ihn gefeſſelt hielten. Und wenn er ſich dem falſchen Princip nie ganz entwinden konnte, ja durch die oben beſprochene Richtung aufs Symboliſche ſogar zu neuen Fehlgriffen verleitet werden ſollte, ſo bleibt doch das Streben ſelbſt etwas Großartiges, wie denn Schiller überhaupt am verehrungswürdigſten erſcheint, wenn man die Intentionen ſeines Geiſtes ins Auge faßt, und wie nicht zu verkennen iſt, daß das Architektoniſche ſeiner Dichtung, der Umriß, der Wille ſo oft zur Bewunderung hinreißt, wenn die Durchführung, die Vegetation, wenn es vergönnt iſt ſo zu ſagen, nicht in ſolcher Fülle und Schönheit eingegeben iſt, und vollendet wie die Hoheit des Ganzen es verdiente. Wie groß iſt Schiller, wenn er ein

fremdes Kunſtwerk beurtheilt, namentlich in ſpätren Jahren. Wie glücklich zeigt er die Mängel in der Compoſition des W. Meiſter, er, der entfernt nicht vermögend geweſen wäre, dieſe Compoſition in einer ähnlichen Vollendung auszuführen. Der Mangel, den dies andeutet, lag einmal in ſeiner Natur, er hat denſelben auf ſtaunenswerthe Weiſe überwunden, aber nie völlig. Gewiß aber iſt, daß er ein Höchſtes ahnte und wollte und daß wir nur zu beklagen haben, daß das Glück es ihm nicht erreichen ließ. Auf demſelben Wege war Humboldt. Die Größe des Strebens entzückt ſeinen idealiſchen Geiſt, und hingeriſſen von dem verwandten Genius verliert er ganz den Boden, auf dem er die Dichtung ſonſt heimiſch weiß, und bewundert faſt ohne Einſchränkung eine Dichtweiſe, die wohl nur in dem gemiſchten Reiche der Ideendichtung ganz an ihrem Platze, da aber auch in gewiſſem Grade eine Nothwendigkeit iſt.

So viel im Allgemeinen über das intereſſante Verhältniß dieſer Männer. Die Fragen, welche hier berührt werden mußten, gehören zu den wichtigſten unſerer Kunſttheorie und Kritik. Schiller ſelbſt, in ſeiner Abhandlung über naive und ſentimentale Dichtung, war der erſte, der ſie gründlich ins Auge faßte, aber noch heute, ſcheint mir, ſind die ſtreitigen Punkte nicht erledigt. Es war nicht daran zu denken, den Gegenſtand auf dieſen Blättern auch nur ſo weit, als es meine Kraft erlaubte, zu erſchöpfen. Hier konnte der Zweck nur der ſein, durch einen allgemeinen Umriß für die folgenden Einzelheiten eine Grundlage zu gewinnen und den Leſer auf einen Standpunkt zu ſtellen, von dem aus wir den Verhandlungen dieſer Geiſter folgen können, ohne ſie durch Beiſtimmung oder Einrede öfter unterbrechen zu müſſen. Vielleicht dient dieſes Vorwort auch dazu, über Gegenſtände die unſere Theorie und Kritik verſchiedentlich ſchon für gelöst anſehen möchte, erneuerte Unterſuchungen anzuregen. — Das

Vorangestellte wird auch hinreichen, Humboldt als Kunstkritiker zu charakterisiren. Seine Verhandlungen mit Schiller, endlich seine Beurtheilung des Göthe'schen Dichtergenius, werden das bisher Gesagte theils beweisen, theils ergänzen. Auf seine Kunsttheorie, die Methode sowohl als die Ergebnisse zurückzublicken, giebt uns sein Hauptwerk, die „ästhetischen Versuche", letzlich Anlaß.

Es ist nicht meine Absicht, alle Einzelheiten des Schiller-Humboldt'schen Briefwechsel in diese Erinnerungen einzurahmen. Nur das Wichtigste wollen wir entheben, und dann auf diese offen liegende Quelle für Humboldt's Leben und Wirken einen Jeden hinweisen, der etwa versäumt hätte, sich daran zu bilden und zu laben. Vieles, insonders die Mittheilungen Schiller's, aber auch viele Aeußerungen und Urtheile Humboldt's mögen für die Lebensbeschreibung und Beurtheilung des Einen unentbehrlich sein, während sie nicht gerade wesentlich sind, um den Andern zu charakterisiren. Ueberhaupt wird man den Briefwechsel selbst zur Hand nehmen müssen, wenn man einerseits in die Werkstatt des Dichters treten, andrerseits den kritischen Geist seines Freundes und den Einfluß desselben in seinem ganzen Umfange, den Menschen Humboldt in seiner herrlichsten Erscheinung kennen lernen will.

Endlich werden einige Aufsätze, die Humboldt für die Horen liefert, uns Gelegenheit geben, noch eine spezielle Richtung zu berühren, in der seine Forschung und Denkweise abermals der Schiller'schen besonders nahe steht, nämlich in Betrachtung und Ergründung der Geschlechter und in der Verherrlichung des weiblichen insbesondere.

Einfacher sind die Verhältnisse unseres Humboldt zu dem andern großen Dichter, zu — Göthe. Daß er ihm

ſchon perſönlich bekannt war, bevor er 1794 nach Jena kam, daran iſt nicht zu zweifeln, ebenſo gewiß aber iſt es, daß er demſelben erſt nach dieſer Zeit, und durch Schiller, vertraulich nahe gekommen. Göthe ſagt auch ſelbſt, zur Zeit da der Schluß des W Meiſter und die Xenien durch ganz Deutſchland rumorten, in einem Briefe an Schiller, (12. Nov. 1795): man müſſe die allgemeine Aufmerkſamkeit für das Reſultat nehmen und ſich ganz im Stillen mit denjenigen freuen, die uns Neigung und Einſicht endlich am reinſten nähere. „So habe ich Ihnen das nähere Verhältniß zu Körnern und Humboldt zu verdanken, welches mir in meiner Lage höchſt erquicklich iſt.“

Wenn dieſes Verhältniß auch nicht in dem Grade innig werden konnte, als das oben beſprochene mit Schiller, ſo iſt es doch eines der vertrauteſten unter denen, die Göthe in den reiferen Jahren ſeines Lebens pflegte, und es hat ein langes Leben hindurch beſtanden. Ja, wir dürfen dieſes Band um ſo höher anſchlagen, als es nicht durch ein ſpecielles Bedürfniß geknüpft wurde, wie das Göthe's mit Meyer oder Zelter, und weil der jüngere Freund, dem er ſich zuneigt, hier ein geiſtig ebenbürtiger und Kunſtkenner und Kritiker obenein iſt. Solche Genoſſen hat das Glück Göthen nur wenige gegönnt. Merck war einer, dann Herder, endlich Schiller und nächſt ihm Humboldt und zum Theil, wenn auch mehr aus der Ferne, der ebengenannte Körner. Alle Antworten und Einwürfe, die Göthe von ſeinen übrigen Freunden erhielt, als er ihnen den Wilhelm Meiſter zugeſendet, erſchienen unerfreulich und keineswegs förderlich. „Wilhelm von Humboldt's Theilnahme,“ ſagt er bei dieſer Gelegenheit,[1]) „war indeß fruchtbarer, aus ſeinen

1) In den Tag- und Jahresheften: Werke, Ausg. letzter Hand, S. 50 und S. 46 ff. Ich citire, aus guten Gründen, noch immer dieſe Ausgabe von Göthe's Werken.

Briefen geht eine klare Einsicht in das Wollen und Vollbringen hervor, daß ein wahres Förderniß daraus erfolgen mußte." Da er unmittelbar hinzufügt, Schiller's Theilnahme nenne er zuletzt, sie sei die innigste und höchste gewesen, so geht schon aus dieser Zusammenstellung hervor, daß es nicht das Lob aus ihrem Munde ist, was ihn zu solcher Auszeichnung Beider bewegt; denn Schiller's Briefe über diesen Roman enthalten, bei der höchsten Begeisterung für dessen Urheber, zugleich die schärfste Kritik, die ein so außerordentliches und doch nicht ganz vollendetes Werk nur erfahren konnte.

Da wir den Briefwechsel zwischen Göthe und Humboldt noch nicht besitzen, so bleiben uns hier nur einzelne Stellen beizufügen, wo Göthe des Letzteren oder beider Brüder rühmend gedenkt. „Daß Lessing, Winkelmann und Kant," sagt er einmal zu Eckermann,[2] „älter waren, als ich, und die beiden ersteren auf meine Jugend, der letztere auf mein Alter wirkte, war für mich von großer Bedeutung. Ferner: daß Schiller so viel jünger war und im frischesten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann; ingleichen daß die Gebrüder Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfingen, war von der größten Wichtigkeit. Es sind mir daher unnennbare Vortheile entstanden." In einem Aufsatz, der die Aufschrift führt: Einwirkung der neuern Philosophie spricht Göthe erst von Kant und Herder, dann von Schiller und dessen Einwirkung, dann von den Unterhaltungen mit Niethammer, und fährt dann fort: „Was ich gleichzeitig und späterhin Fichten, Schellingen, Hegeln, den Gebrüdern von Humboldt und Schlegel schuldig geworden, möchte künftig

2) Gespräche. Erste Ausgabe. I. 220–21.

3) Werke, B. L. Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen, S. 54–55.

dankbar zu entwickeln ſein, wenn mir vergönnt wäre, jene für mich ſo bedeutende Epoche, das letzte Zehent des vergangenen Jahrhunderts, von meinem Standpunkte aus, wo nicht darzuſtellen, doch anzudeuten, zu entwerfen."

Solche Andeutungen hat Göthe denn auch mehrmals in den Tages- und Jahresheften gegeben, im Ganzen jedoch ſpärlich, und er kommt darin mehr auf Natur-, Erd- und Sprachkunde und eine gemeinſchaftliche Thätigkeit in dieſen Fächern zu ſprechen, als auf Philoſophie und dergleichen. So notirt er im Jahr 1794: „Alexander von Humboldt längſt erwartet, von Bayreuth ankommend, nöthigte uns ins Allgemeine der Naturwiſſenſchaft. Sein älterer Bruder, gleichfalls in Jena gegenwärtig, ein klares Intereſſe nach allen Seiten hinrichtend, theilte Streben, Forſchen und Unterricht." [4]) Und (1795) ſetzt er hinzu: er ſei von der bildenden Kunſt ganz abgelenkt und zur Naturbetrachtung zurückgeführt worden, als gegen Ende des Jahrs die beiden Gebrüder von Humboldt in Jena erſchienen ſeien. Göthe denkt aber an dieſer Stelle abermals des Endes von 1794 wo Alexander von H. mit ſeinem Bruder in Jena zuſammentraf, obſchon er vielleicht im nächſten Jahre die Freunde wieder beſuchte. „Sie nahmen beiderſeits," fährt G. fort, „in dieſem Augenblicke an Naturwiſſenſchaften großen Antheil und ich konnte mich nicht enthalten, meine Ideen über vergleichende Anatomie und deren methodiſche Behandlung im Geſpräch mitzutheilen. [5]) Sie forderten ihn dringend auf, ſeine Ideen zu Papier zu bringen, was Göthe auch ſogleich befolgte, indem er an Max Jacobi (den Sohn des Philoſophen, der um dieſe Zeit in Jena ſtudirte) das Grundſchema einer vergleichenden Knochenlehre diktirte. Dadurch gewann er einen Anhaltpunkt für weitere Forſchung. Faſt mit den

4) Werke, Th. 31. S. 33.
5) Ebendaſ., S. 45—46.

ſelben Worten gedenkt er, in den Nachträgen zur Oſteologie, der damaligen Zuſprache jener Brüder. „So benutzte ich viele Zeit, bis im Jahre 1795 die Gebrüder von Humboldt, die mir ſchon oft als Dioskuren auf meinem Lebenswege geleuchtet, einen längeren Aufenthalt in Jena beliebten. Ich trug die Angelegenheit meines Typus ſo oft und zudringlich vor, daß man, beinahe ungeduldig, zuletzt verlangte: ich ſolle das in Schriften verfaſſen, was mir in Geiſt, Sinn und Gedächtniß ſo lebendig vorſchwebte.[6]) Wie Humboldt mit Schiller ſpekulirt, ſo geht er mit Göthe und ſeinem Bruder Alexander auf Naturbeobachtung ein, und fördert auch da durch Theilnahme und Intereſſe.

Nochmals kommt Göthe auf den Antheil beider Humboldt, da er (Frühjahr 1797) das reiche Leben, das damals in Jena vereint war, hervorhebt. „Die Univerſität Jena," ſagt er in den Tages- und Jahresheften (B. 31. S. 72), „ſtand auf dem Gipfel ihres Flors; das Zuſammenwirken von talentvollen und glücklichen Umſtänden wäre der treuſten und lebhafteſten Schilderung werth. Fichte gab eine neue Darſtellung der Wiſſenſchaftslehre im philoſophiſchen Journal. Woltmann hatte ſich intereſſant gemacht und berechtigte zu den ſchönſten Hoffnungen. Die Gebrüder von Humboldt waren gegenwärtig, und alles der Natur Angehörige kam philoſophiſch und wiſſenſchaftlich zur Sprache. Mein oſteologiſcher Typus von 1795 gab nun Veranlaſſung die öffentliche Sammlung ſo wie meine eigene rationeller zu betrachten und zu benutzen." Göthe ſchematiſirte jetzt die Metamorphoſe der Inſekten und Alexander von Humboldt belehrt die Freunde durch galvaniſche Verſuche, die er anſtellte. Auch hier ſpricht Göthe mehr vom Naturwiſſenſchaftlichen, wir werden aber

6) Ebendaſ., B. 55. S. 175–76

auch ſehen, welche anderweite Berührungspunkte er mit dem ältern Humboldt hatte.

Göthe hatte ganz Recht zu behaupten, daß Jena um 1797 einen gewiſſen Höhepunkt des Glanzes erreicht hatte, der vom J. 1794 bis in die erſten des neuen Jahrhunderts auf dieſem Orte haftete, 1797 bis etwa 99 aber am höchſten ſtand. Seit 1796 waren auch die Schlegel da, die Xenien brachten die heftigſte Bewegung hervor, und wenn die Humboldt's 1797 auf Reiſen gingen, ſo trat 1798 der junge Schelling auf, auch Tiek kam zum Beſuch, das Athenäum, das Organ der neu auftauchenden poetiſchen Schule, überbot noch den Lärm, bis es mit Schiller's Ueberſiedelung nach Weimar und der Entfernung der Gebrüder Schlegel in Jena allmählig ſtiller wurde. Seit den Vorſtellungen des Wallenſtein war es Weimar, wohin aller Augen ſich richteten.

So viel vorläufig über Humboldt's Verhältniß zu Göthe. Von ſeiner Anſicht über den Dichter, deſſen Laufbahn und Wirken haben wir mehr als einmal zu handeln, denn zu wiederholten Malen hat er der Welt das unzweideutigſte Bekenntniß darüber abgelegt, über den Lebenden ſowohl als über den Todten.

Wenig erfahren wir von Humboldt's Verkehr mit den andern Geiſtern, die nächſt Göthe und Schiller das Meiſte zu dem Rufe des Weimariſchen Lebens beitrugen — von Wieland und Herder. Daß er auch ſie kannte, iſt nicht zu zweifeln. Wie hätte ſich Humboldt ſo etwas entgehen laſſen — namentlich einen Mann, der ſo vielſeitiges Intereſſe bot, wie Herder, der nach ſo vielen Seiten anregend und Impuls gebend wirkte und deſſen Name nicht vergehen kann, wie ſehr auch Wiſſenſchaft und Kritik ſpäterer Zeit ſeine Behandlungsweiſe überflügeln mag. In ſeiner Humanitätsrichtung war der ganze Charakter der Zeit ausgeſprochen, er war gleich

ſam der Bannerträger in den Schlachten, in denen Göthe und Schiller und die ihnen Aehnlichſten nachhaltige Siege erfochten. Und wie berührten einzelne Richtungen dieſes Mannes gerade Humboldt! Wie nah lag dieſem das Gebiet, das Herder in den Ideen anbahnte, noch mehr das, was Herder über den Urſprung der Sprache aufgeſtellt und auf Hamanns Wege, über die Sprache ſelbſt, zwar noch ſehr unzureichend aber doch auch hier vorbereitend, philoſophirte. Freilich konnte er gerade in ſo unangebauten Feldern noch am meiſten glänzen, wenn auch einem Geiſt wie Humboldt ſchon damals die ſchwache Seite ſolcher Verſuche nicht verborgen bleiben mochte, und wenn es ihn wie Alle, die Kant's Verdienſte hoch hielten, höchlich an Herder verdrießen mußte, daß er zuletzt dieſen großen Denker mit ſolchen unzureichenden Waffen und noch dazu plump und angeberiſch bekämpfen mochte. — In den Briefen an Schiller ſpricht Humboldt mehrmals und ſehr treffend von Herders Leiſtungen. Was er als Dichter ſpendete, erſchien ihm keineswegs groß und gewaltig, im Allgemeinen aber artig und beſonders durch ſeine Zartheit erfreulich. In Herders Dichtungen herrſcht ein vorwiegend didaktiſch-paraboliſches Element, das in mancher Hinſicht an die Schiller'ſche Ideendichtung ſtreift. So fand auch Herder ſich namentlich von Schiller's „Tanz" angezogen — eine Wahl, die Humboldt ſehr charakteriſtiſch findet. In dieſem Gedicht, ſagt er, ſei eine bei Herder oft wiederkehrende Idee dargeſtellt, und auch der Vortrag, ein Gleichniß, das zu einer kurzen Anwendung führt, ſei ganz in Herder's Manier. „Hätte das Gedicht nicht," ſetzt er hinzu, „eine Klarheit, eine Kraft und eine Grazie, die es nur Ihnen eigen macht, ſo hätte ich es ohne Anſtoß für ein Herder'ſches nehmen können" Das iſt ſehr wahr, nur möchte ich den Vorzug nicht ſo ſehr in die Grazie ſetzen. Was auch dieſes Gedicht charakteriſirt, iſt vielmehr die Kraft

der Ideen, die Kraft und ein gewiſſer Glanz der Darſtellung. Eines der bekannteſten Herder'ſchen Gedichte, Parthenope, fand H. ganz Herderiſch, voll ſeiner Vorzüge, aber auch ſeiner Unarten. „Das Stück hat im Ganzen einen ſchönen, ergreifenden Gang, und einzelne unendlich liebliche Stellen, aber auch ſo viel Myſtiſches und ein ſo durchaus verbreitetes Halbdunkel, daß mancher leicht daran irre werden kann.“ Einiges war ihm ganz unverſtändlich. Als es gedruckt war, wollte es ihm doch etwas beſſer ſcheinen. — Desgleichen mißfiel ihm die allzufreie Art mit der Herder die antiken Sylbenmaße, z. B. das alcäiſche, behandelt, wodurch alle Kraft verloren gehe. Am meiſten bewährt ſich ſein Dichtertalent in den Epigrammen und auch Humboldt findet ihn da beſonders zart und griechiſch, und ſelten matt. Doch kann er auch hier nicht umhin, eine Vergleichung derſelben mit Schiller's gleichzeitigen Stücken dieſer Art anzuſtellen. So trefflich die erſteren großentheils ſeien, vermißt er doch etwas, was die Schiller'ſchen auszeichnet. „Faſt nirgends iſt der Gehalt ſo gediegen, die Diktion ſo rund und kurz, das Ganze ſo ſtark und vollendet.“ Gewiß, aber eben dieſe Schwere des Gehalts und Straffheit der Form macht, daß ſie nicht die Zartheit und Lieblichkeit haben, die in den Herder'ſchen athmet. — Auch den Forſcher und Kritiker zu beurtheilen, findet Humboldt in den Briefen an Schiller Veranlaſſung, und was er ſagt, iſt ſchlagend. Zu Schillers Horen von 1795 lieferte Herder den Aufſatz: „Homer ein Günſtling der Zeit,“ worin er ganz nah an die Ideen rührt, die in den kurz zuvor erſchienenen Prolegomenen F. A. Wolf's entwickelt worden waren. „Die Herder'ſche Arbeit,“ ſchreibt Humboldt, „habe ich mit vielem Vergnügen geleſen. Sie iſt zierlich und hie und da genialiſch geſchrieben, läßt viele Gedanken und noch mehr Bilder an dem Leſer vorüberſchweben, und iſt ein ſehr guter Horenaufſatz. Aber übrigens kehren meine alten Klagen hier verdoppelt

zurück. Nirgends iſt Beſtimmtheit, und ſo wenig ich in dieſer Sache ein Fremdling bin, ſo kann ich mir, aller Mühe ungeachtet, noch keinen klaren Begriff machen, ob denn nach ihm nun die Ilias auch nur Einen Verfaſſer hat, wie er mir doch zu meinen ſcheint, und was eigentlich ein Rhapſode und noch mehr eine Rhapſodenſchule war. Im Ganzen iſt mir der Eindruck geblieben, daß Herder noch mit viel zu modernen Ideen zum Homer geht." Was ihn am meiſten zum Nachdenken reizte, ihm den Aufſatz ordentlich werth machte, war das, was Herder über den Geſchmack der Griechen in der Zuſammenordnung ſagt. Humboldt findet es wahr und bedauert nur, daß der Verfaſſer ſo kurz dabei verweilt. „Daß Herder," ſagt er zuletzt, „Wolf's nur ſo gedenkt, daß Niemand ſehen kann, wie wichtig ſein Verdienſt um dieſe Sache iſt, bleibt doch ungerecht. Ohne Wolf, den Herder ſehr benutzt hat, würden dieſe Herder'ſchen Ideen doch nur Vermuthungen und weiter nichts ſein. Durch Wolf's Bemühungen kommt man doch auf wirkliche hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit." Wolf trat auch gleich darnach mit einer ſehr bittern Erklärung gegen den damals noch ungenannten Verfaſſer dieſes Horenaufſatzes hervor, worin er ſich, in ſeiner Art, leidenſchaftlich und gereizt bewies. Schillern war der Vorfall unangenehm, da er ein ungünſtiges Licht auf ſein Journal werfen konnte. Nicht weniger unangenehm war er Humboldt, aber, ohne der Freundſchaft etwas zu vergeben, ſpricht er ſich unparteiiſch über beide Theile aus. Wolf's Angriff ſei ihm unbegreiflich. Je weniger Gewicht der Aufſatz, ſeiner Behauptung nach, habe, deſto geringer ſei die Gefahr geweſen. Freilich habe Herder viele Blößen gegeben, manche Unwiſſenheit an den Tag gelegt und einen viel zu wenig feſten, ernſten Gang genommen. Dagegen hätte Wolf die großen Vorzüge einer ſo geiſtvollen Arbeit nicht überſehen ſollen. Allein Herder und Wolf, ſchließt er,

ſind einmal incompatible Naturen. — Viel entſchiedener noch drückt Humboldt ſeine Zufriedenheit über den kurz darnach, gleichfalls in den Horen mitgetheilten Aufſatz: „Homer und Oſſian“ von Herder aus. „Es iſt ihm ſehr gut gelungen, die Nebelgeſtalt des caledoniſchen Lyrikers gegen das heitere Licht der ioniſchen Epopöe zu ſtellen, und ich wüßte nichts, was über eine ſolche Vergleichung noch zu ſagen übrig bliebe. Die Diktion iſt höchſt angemeſſen, lebendig und an einigen Stellen außerordentlich ſchön. Selbſt die kleinen ſubjektiven Züge, die einem Herder'ſchen Aufſatz ſelten mangeln, findet man hier doch nur ſparſam, und ſie ſtören wenigſtens nicht den Eindruck des Ganzen.“ — Daß Humboldt dieſen Mann auch perſönlich kannte, und genügend mit ihm verkehrte, geht, auch ohne weiteres Zeugniß, aus dem hervor, was er, in der Vorerinnerung zum Briefwechſel mit Schiller (S. 13—15) über Herder's Geſprächsweiſe mittheilt. „Nie vielleicht,“ ſagt er, „hat ein Mann ſchöner geſprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgend einer leicht bei ihm anklingenden Saite nicht ſchwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle ſeltenen Eigenſchaften dieſes mit Recht bewunderten Mannes ſchienen, ſo geeignet waren ſie für daſſelbe, im Geſpräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband ſich mit dem Ausdruck, mit der Anmuth und Würde, die, da ſie in Wahrheit allein der Perſon angehören, nur vom Gegenſtand herzukommen ſcheinen. So floß die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch dem eignen Erahnen übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken beſtimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erſchöpft war, ſo ging man zu einer neuen über, man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun ſelbſt reden, aber man vermißte die Wechſelſeitigkeit des Geſprächs.“ Gerade

dieſe war ein Hauptvorzug des Schiller'ſchen Sprechens, mit dem er Herder's zuſammenſtellt. Dieſe Darſtellung Humboldt's iſt ſehr charakteriſtiſch, denn ſie zeigt uns zugleich, warum Herder in Schriften oft unzureichend erſchien, wo er als Sprecher in hohem Grade glänzte.

Hauptſächlich um mit Schiller an Einem Orte zu leben, ging Humboldt, mit ſammt ſeiner Familie, im Frühjahr 1794 nach Jena.[1]) Schiller kam erſt einige Wochen ſpäter (im Mai) aus ſeinem Geburtslande zurück, wo er längere Zeit ſich aufgehalten hatte. Wir haben daher Muſe noch der andern Geiſter zu gedenken, mit denen H. in dem damaligen Jena näheren oder entfernteren Verkehr pflog, oder denen er nachher in Schiller's Hauſe begegnete.

Die philoſophiſche Facultät bot natürlich das Hauptintereſſe dar. Alle ausgezeichneteren Köpfe gehörten der Kant'ſchen Schule an oder ſchritten von ihr aus weiter. Vor allem leuchtet Fichte's Name hervor. Dann lehrte Niethammer. Auch Hofrath Schütz, der Philologe, und der Juriſt Hufeland, waren Kantianer. Aber auch ſonſt war Geiſt und Leben in reicher Fülle vorhanden. Hier der Geſchichtſchreiber Woltmann, der noch dazu in den verſchiedenſten Fächern glänzen wollte, dort der Sprach- und Alterthumskundige Profeſſor Ilgen, die Theologen Griesbach und Paulus, der Naturforſcher und Mediciner nicht zu vergeſſen, mit denen H. theils durch eigne Studien, theils durch ſeinen Bruder und durch Göthe in Berührung kam, wie mit Batſch, Loder u. A. Hofrath Stark und Rath Hufeland,

1) Briefwechſel zwiſchen Sch. und H., S. 7. Dieſe Hauptquelle citire ich jetzt nur in wichtigern Fällen. Wo keine andre genannt iſt, wird man den Beleg dort zu ſuchen haben und finden

die berühmten Aerzte, kamen als ſolche in Humboldt's Haus. Sophie Mereau, die Dichterin, damals noch Gattin des Profeſſors dieſes Namens, wußte äſthetiſche Intereſſen in ihrem Kreiſe zu hegen, ſo daß von der trockenſten Forſchung bis zum heiterſten Kunſtgenuß faſt keine Richtung zu denken iſt, die in dem kleinen Orte nicht einen regſamen Vertreter gehabt hätte. Faſt an jeder konnte der univerſelle Geiſt eines Humboldt Theil nehmen, von allen Seiten ſuchte er ſich zu bereichern und während er, als Sechsundzwanzigjähriger, mit den Häuptern der Wiſſenſchaft verkehrte und mit den Erſten und an Jahren Vorgeſchrittenen auf dem Fuße der Gleichheit umging, war er jugendlich genug, ſo bald er nur Geiſt ſpürte, mit dem Geringſten der Jünglinge, deren in ſo großer Zahl aus allen Gegenden Deutſchlands nach dem berühmten Muſenſitze ſtrömten, anmuthige und vertrauliche Geſpräche zu pflegen.

Mit Schütz verband ihn die Vorliebe für Aeſchylos, den dieſer herausgab und Humboldt ins Deutſche zu übertragen verſuchte. Dann liefert H. auch Beiträge für die Jenaiſche allgemeine Literaturzeitung, damals das erſte kritiſche Inſtitut in Deutſchland. Dies gute Verhältniß zu Schütz dauerte auch über ihr dortiges Leben hinaus.[2]) — Der junge dreiundzwanzigjährige Woltmann war geiſtreich genug, auch H. Intereſſe zu gewähren. Aber dieſer behandelte ihn ſtets mit einer gewiſſen Ironie, und ſah ihn, der als Dichter, als Kunſtrichter und als Darſteller der Geſchichte des Alterthums excelliren wollte, in keinem dieſer Fächer für voll an. Man ſpürte bald, daß er eigentlich ein Nachahmer Schiller's und im Fache der neuern Geſchichte wirklich kein ungeſchickter Nachfolger deſſelben ſein werde. Als Aeſthetiker findet H. ihn ſchwach, als Kritiker ſüßlich, affektirt und gedankenleer,

2) Chr. Gottfr. Schütz, in den Zeitgenoſſen, B. 4. 3—4 H. (Leipzig, 1832.) S. 26.

als Dichter meiſt abſcheulich, und in ſeinem Collegium: Quellen der Geſchichte, ſprach er über die Alten wie Humboldt meint, mit vieler modernen Selbſtgefälligkeit. Anfangs wußte er ſich auch Schillern und Göthen intereſſant zu machen, bald aber zeigte ſich, daß er, bei allem Geiſt, immer eine eitle und ſchwächliche Rolle ſpielen werde.

Von größerer Bedeutung war der Umgang mit Fichte und Niethammern, die damals gemeinſchaftlich wirkten. Zu dem philoſophiſchen Journal, das ſie ſeit 1795 herausgaben, luden ſie auch Humboldt ein, ſie führten auch ſeinen Namen in der erſten Anzeige ihres Unternehmens unter den Mitarbeitern auf,[3]) doch hat er, ſoviel man weiß, keinen Beitrag zu dieſem Journal geliefert. — Wie Woltmann, trat auch Fichte in dieſem Frühjahr ſeine Stelle in Jena an; er entwickelte jetzt die Fundamente der Wiſſenſchaftslehre. Humboldt und Schiller hielten ſich ziemlich in gleicher Annäherung und Entfernung von ihr. Beide konnten ſich mit dieſer Ueberſchreitung des Kant'ſchen Syſtems nicht vereinen, wenn ſchon H. den großen Denker noch mehr beachtet zu haben ſcheint als Schiller und auch im Leben in läßlicherem Verhältniß mit ihm blieb, als dieſer. Das geht aber aus allen Zeugniſſen hervor, daß Fichte, dieſer edle und hochſtrebende Mann, ein äußerſt unverträglicher, ja bis zur Bizarrerie ſelbſtbewußter, und eigenwilliger Charakter war. Auch die Verbeſſerungsſucht will ihre Gränze. Was in den Zeiten der tiefſten Erniedrigung Deutſchlands von unberechenbarer Wirkung war, erſchien in gewöhnlicheren Zeitläuften faſt als Carrikatur. Nicht leicht hatten zwei Männer ſo viel Verwandtes, wie Schiller und Fichte, zumal in ihrer ſittlichen Begeiſterung. Aber während Schiller dabei auch die volle Humanität zu erfaſſen

3) Intelligenz-Bl. der A. L. Z., 4. Jan. 1795.

weiß und die Strenge des Urtheils mit hoher Selbſtverleugnung verbindet, herrſcht bei Fichte ein moraliſcher Rigorismus und ein Geltendmachen des Ich, die uns noch ſeine Werke oft verbittern, die aber im Leben noch viel unerfreulicher wirken mußten. Eben daraus floß auch der reformatoriſche Ungeſtüm, der erſt in ſeinen letzten Lebensjahren den erwünſchten Boden fand, im gewöhnlicheren Lauf der Dinge aber ihn in unabläſſige Händel verwickelte. Humboldten entging es nicht. Einmal meldet er Schillern, er habe mit Fichten ſehr Intereſſantes geſprochen, und zwar über Schiller ſelbſt und ſein philoſophiſches Talent, und theilt ihm Fichte's Worte und ſelbſt die Art der Betonung mit. „Sie kennen ſeine Manier," ſetzt H. einfach hinzu. Ein andermal ſchreibt Humboldt: an dem Weltverbeſſerer (einem Epigramm von Schiller) habe Freund F. etwas zum Vorſchmack, bis die Romanze fertig ſei. Unter der letztern zielt er wohl auf Schillers treffendes Spottgedicht: „die Weltweiſen." Fichte's ſpäteres großartiges nationales Wirken hat H. gewiß in ſeinem ganzen Werthe erkannt, wie er ihm auch in andrer Hinſicht noch ein ehrendes Denkmal geſetzt hat, indem er ſein Verdienſt um die deutſche philoſophiſche Diktion heraushob und bei dieſer Gelegenheit ſagte: eine Geſtaltung des philoſophiſchen Styls von ganz eigenthümlicher Schönheit finde ſich, nach den Griechen, bei Deutſchen, einzeln bei Kant, beſonders aber in Fichte's und Schelling's Schriften;[4]) wo aber, meiner Anſicht nach, das Wort „Schönheit", wenigſtens auf Fichte, nicht zu paſſen ſcheint. — Humboldt ſtand bei Fichte in großer Achtung. Fichte ließ ſich durch ihn bei Fr. Jacobi einführen;[5]) an Reinhold, der über die Unverſtändlichkeit der Wiſſenſchaftslehre Klage geführt, ſchrieb er

4) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLI.

5) Jacobi's auserleſener Briefwechſel, II. 183. 215. Fichte's Leben und litt. Briefwechſel, vom Sohne, Th. II. (1831) S. 180. 183.

(2. Juli 1795), ſeine Lehre komme wieder Andern, z. B. Schillern, v. Humboldt, mehreren ſeiner Zuhörer verſtändlicher vor, als nicht leicht ein andres philoſophiſches Buch.[6]) Nur einige Monate ſpäter gerieth er mit Schiller in Streit. Schiller wollte in einer Arbeit, die Fichte für die Horen eingeſendet, eine Nachahmung oder Parodie ſeiner Briefe über äſthetiſche Erziehung finden und forderte eine Aenderung der Stelle. Fichte vertheidigte ſich gegen dieſen Vorwurf und berief ſich auf Göthe's und Humboldt's Ausſpruch, was wenigſtens eine äußerliche Verſtändigung mit Schiller herbeiführte.[7])

Ein viel zutraulicheres Verhältniß verband Humboldt mit Ilgen, dem nachmaligen berühmten Rector von Schulpforte. Mit ihm konnte er ſich im Gebiet der Sprache und Alterthumswiſſenſchaft, ſelbſt der Philoſophie der Sprache ergehen. Ilgen war auch ein guter Geſellſchafter und ſah gern Freunde bei ſich. Schiller und Fichte waren ihm zugethan und aus dem Munde der Wittwe Ilgen's wiſſen wir, daß auch die Gebrüder Humboldt gar manche Stunde in dieſem Hauſe verlebten. Sie ließ uns zugleich das damalige Leben in Jena von einer andern Seite ſchauen, nämlich von der der äußeren Erſcheinung, und führte auch Humboldt von dieſer Seite vor Augen. Es war, ſagte die Genannte,[8]) um die äußere Eleganz der dortigen Geiſter, Göthe und Woltmann[9]) ausgenommen, ſchlecht beſtellt, und

6) Fichte's Leben, II. 230.

7) Ebendaſ., S. 316–18. Vergl. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe, I. 174, 179—80.

8) Bei Laube, in deſſen Modernen Charakteriſtiken (1835), Th. I. S. 366 ff. Wir hören nämlich aus guter Quelle, daß der Verfaſſer einen Theil ſeiner Mittheilungen der Unterhaltung mit dieſer Augenzeugin verdankt. Das Uebrige ruht auf zu vagen Gerüchten.

9) Auch bei Göthe wollte es mit der Eleganz nicht viel ſagen, obwohl er in ſeiner Stellung ſchon etwas mehr thun mußte. Woltmann aber galt allgemein, freilich nicht blos des Aeußern wegen, für einen Gecken.

Humboldt machte keine Ausnahme. Doch war er besorgt für seinen Anzug, was er jedesmal, wenn er bei Ilgen speiste, bethätigt haben soll, indem er, wenn die Tafel aufgehoben wurde und die Männer sich zum Kaffee in ein andres Zimmer begaben, regelmäßig sich entfernte, den Rock zu wechseln, weil er sein Staatskleid vor Ilgen's Tabacksrauch retten wollte. Humboldt habe das Rauchen gehaßt. Das Staatskleid selbst sei aber sehr unscheinbar gewesen und er sei zu Ilgen's Rauchwolken in einem Kleide zurückgekehrt, „das ein reputirlicher Barbier unserer jetzigen Tage verschmäht haben würde." Gern versetzen wir uns in das einfachere Leben jener Zeit zurück, wo des Geistigen so viel geboten und genossen wurde, daß man nach Weiterem nicht viel fragte, und der innere Gehalt so viel mehr wog als die äußere Ueberkleidung.

---

Im Mai (1794) kehrte Schiller mit den Seinigen aus Schwaben zurück. Für ihn hatte Jena durch Humboldt's Ansiedelung einen großen Reiz gewonnen. Welch eine Quelle der Bildung, der Anregung, der Erheiterung und des Genusses, so ganz im Sinne Schiller's, war die Nähe dieses Freundes! Nunmehr knüpfte sich zwischen beiden Familien ein Band für das ganze Leben. Denn auch Schiller's Gattin fand in Frau von Humboldt ihre Jugendfreundin wieder. „Die angenehmste und interessanteste Gesellschaft für Schiller's Frau," sagt ein Augenzeuge,[1]) „war die Frau von Humboldt: ein liebenswürdiges, idealisches Bild schöner Weiblichkeit, die in allen ihren Handlungen, Bewegungen und Reden eine ungesuchte Anmuth hatte, ohne es selbst zu wissen. Sie war nicht, was man nach Regeln schön heißt, aber sie besaß

1) (Göritz:) Jena zur Zeit Schiller's, im Morgenblatt 1837 Nr. 86. S. 342.

einen Reiz in ihrem Umgang, der, von allen Männern erkannt, bei der größten Unbefangenheit ihr die Achtung aller sicherte.“ Und Schiller's Schwägerin sagt: die innige Verbindung mit dieſen lieben und durch ſo viele Vorzüge ausgezeichneten Menſchen war eine der ſchönen Lebensblüthen, die das Geſchick uns darbot.

Am Markt, gerade gegenüber von Schiller's Wohnung, hatte Humboldt die ſeinige aufgeſchlagen.[2]) „Wir ſahen uns täglich zweimal“, ſagt er, „vorzüglich aber des Abends allein und meiſtentheils bis tief in die Nacht hinein.“ Da erging man ſich in philoſophiſchen und äſthetiſchen Geſprächen, von deren Umfang und Bedeutung wir uns jetzt aus dem Briefwechſel dieſer Männer wohl einen Begriff machen können. Es wurden Gegenſtände verhandelt, die in das innerſte Leben Beider eingriffen. Häufig gingen dieſe Unterredungen von der Poeſie des klaſſiſchen Alterthums aus, wo dann beſonders Humboldt ſeine Schätze aufſchließen konnte, und gerade dieſe Unterredungen, und was daran ſich knüpfte, halfen die äſthetiſch-philoſophiſche Kriſis beſchleunigen, von der wir oben gehandelt haben. So reifte Schiller für den Umgang mit Göthe heran, der bald darnach beginnen ſollte.

Wer den damaligen Unterhaltungen dieſer Männer hätte beiwohnen[3]) und uns die ſchönſten Momente überliefern können! Wie luſtern macht uns das Wenige, was ein Freund des Humboldt'ſchen Hauſes, Wilhelm von Burgsdorf, der ſie in Jena beſuchte, darüber an Rahel nach Berlin ſchrieb. Dieſer Beſuch fällt zwar in die Epoche des zweiten Humboldt'ſchen Aufenthalts zu Jena. Er charakteriſirt aber dieſes

2) Schiller ſchreibt es an Jacobi, 25. Jan. 1795. S. Jacobi's Briefwechſel, II. 196.

3) Die Frauen und einzelne intime Freunde des Hauſes waren meiſt, oft auch jüngere Männer zugegen. Leider war kein Eckermann unter ihnen.

Zuſammenleben mit Schiller durchaus. „Humboldt's", ſchreibt Burgsdorf[4]), „ſind alle Abende regelmäßig bei Schiller, von acht bis nach zehn Uhr. Den zweiten Abend ging ich gleich mit und ſeitdem immer. Es iſt mir unendlich viel Werth, Schiller ſo zu ſehen. Er lebt nur in ſeinen Ideen, in einer ewigen Geiſtesthätigkeit, das Denken und Dichten [nämlich Beides 1796!] iſt ſein ganzes Bedürfniß, alles andere achtet und liebt er nur, inſofern es ſich an dies, ſein eigentliches Leben knüpft. Humboldt iſt ihm daher ſehr viel werth. Dieſe Stunden ſieht er als ſeine Erholungsſtunden an, und ſpricht von allem, doch ſehr bald auf ſeine Art. Ich ſpreche wenig, aber doch nicht gar zu wenig, und wird es mir zu abſtrakt, ſo ſpiele ich mit dem Bauſpiel, kurz alles hat glücklicherweiſe eine recht häusliche Tournüre genommen [wie ſie B. in Jena zu finden nicht erwartet haben mochte]. Humboldt iſt hier in ſeiner vollkommenſten Aiſſette, und daher liebenswürdiger als je. Mit Schiller iſt er ohne allen Zwang, und mitunter eben ſo komiſch, als wir ihn nur je geſehen haben. Denken Sie ſich dabei, wie intereſſant er iſt, wenn er, ſtatt der Luſt die Sachen kurz abzuthun und zu frivoliſiren, die beſtändige Luſt hat ſie auszuſprechen, — wenn er, ſtatt in dem Andern irgend etwas anderes, als wovon gerade die Rede iſt, zu bekämpfen, — nur bei der Sache ſelbſt bleibt; wenn es ihm immer im Sprechen, — wie ſonſt im Denken, — um die Wahrheit ſelbſt zu thun iſt; ich meine, wenn er zu dem Andern immer ſpricht, wie zu ſeinem eigenen Verſtande, wenn er nicht ſeine Meinungen aus Verachtung des Andern zu früh fallen läßt oder zu lange durchſetzt."

4) In einem Brief vom 21. Nov. 1796, mitgetheilt von Varnhagen, Gallerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel, I. 113—16.

Von Schiller's Größe im Geſpräch hat Humboldt ſelbſt eine Schilderung hinterlaſſen.[3]) Schiller, ſagt er, erſchien für das Geſpräch ganz eigentlich geboren. Von dem geringfügigſten Gegenſtand aus, den der Zufall an die Hand gab, leitete er die Unterredung zu einem allgemeinen Geſichtspunkt, nach wenigen Zwiſchenreden ſah man ſich in den Mittelpunkt einer den Geiſt anregenden Diskuſſion verſetzt. Dabei behandelte er den Gedanken immer als ein gemeinſam zu gewinnendes Reſultat, er ſchien immer des Mitredenden zu bedürfen, und ließ ihn nie müßig werden, während es doch meiſt ſeine Idee war, die zu Tage gefördert wurde. Wenigſtens leitete er die Richtung des Gedankens, und wußte durch alle Abſchweifungen eine Unterredung zu ihrem Ziele zu führen; denn er ruhte nicht, bis er bei dieſem angelangt war. — Humboldt vergleicht ſogar die höchſten Momente dieſer Geſpräche mit den gehaltvollſten Erzeugniſſen ſeiner Muſe. Das Reich der Schatten ſchien ihm ein treues Abbild des perſönlichen Schiller. „Jetzt," ſchrieb er nach dem Empfang des Gedichts, „jetzt, da ich vertraut mit ihm geworden bin, nahe ich mich ihm mit denſelben Empfindungen, die Ihr Geſpräch in Ihren geweihteſten Momenten in mir erweckt." Derſelbe Ernſt, dieſelbe aus einer Fülle der Kraft entſprungene Leichtigkeit, dieſelbe Anmuth, und vor Allem dieſelbe Tendenz, dies Alles, wie zu einer fremden überirdiſchen Natur, in Eins zu verbinden, leuchte auch aus dem Gedicht hervor. So begeiſtert ſpricht Humboldt von Schiller's Geſprächen. Er ſelbſt, der Mitredende, hat leider Niemand gefunden, der ſeinen Antheil, ſein Ringen mit dem großen Genoſſen recht nach dem Leben gezeichnet hätte

3) In der Vorerinnerung zum Briefwechſel mit Schiller, S. 13–15.

Wie ihre Briefe, so zeugten ihre Unterhaltungen für die Wahlverwandtschaft ihrer Naturen, wodurch aber nicht ausgeschlossen war, daß sich auch mancher Unterschied der Meinung, mancher Gegenstand des Streites hervorthat, was nur dazu diente, ihre Ansichten zu schärfen und höherer Klarheit entgegen zu führen. Mußte doch der so anders vorgebildete, so vielseitige, in so glücklichen Verhältnissen aufgewachsene Humboldt manches Ding ganz anders anschauen, als Schiller, der großentheils seinem Genie und seiner Willenskraft dankte, was er besaß, oder errungen hatte. Hier dient ein Beispiel für viele. Man erzählt uns,[6]) daß Schiller und Humboldt eine ganz verschiedene Meinung über den Muth hatten, und darüber stritten. Humboldt behauptete nämlich, daß der Muth durchaus nicht Sache der Uebung, sondern blos ein Werk der Nerven sei, also nichts Willkührliches, sondern blos Folge einer zufälligen Stimmung, die man sich nicht selbst geben könne. Schiller dagegen betrachtete ihn als Resultat der innern moralischen Kraft, die geübt, durch Uebung verstärkt und auch von physisch Schwächlichen auf einen hohen Grad gebracht werden könne.

Der Hauptgegenstand ihrer Unterhaltungen war ohne Zweifel das, was Schiller's Geist in dieser wichtigen Epoche beschäftigte. Nach einer längeren Unterbrechung seiner Arbeiten kehrte dieser jetzt mit doppelt regem Streben nach Thätigkeit nach dem durch Humboldt für ihn so verschönten Musensitze an der Saale zurück. Der Umgang mit diesem, sowie der bald darauf beginnende mit Göthe, trugen nicht wenig dazu bei, seine geistige Lebendigkeit zu erhöhen. Die Dichtung lag zwar immer noch in der Ferne. Dagegen war er, nach mehrjährigen Forschungen, so weit vorgeschritten, um in so

6) Göritz, a. a. O.

anregender Umgebung und so fördernden Gesprächen schneller zu einem gewissen Abschluß seiner theoretischen Bestrebungen zu gelangen. Mit jedem Tage näherte er sich der letzten großen Produktionsepoche. Die „Briefe über ästhetische Erziehung" waren angefangen; er arbeitete sie im Laufe des Jahres aus und bahnte sich damit wie mit den nächstfolgenden Abhandlungen den Weg zur Praxis, wie zu der innigeren Verbindung mit Göthe. Schon in „Anmuth und Würde" waren die Gegenstände verhandelt, die in diesen Briefen ein breiteres und tieferes Fundament bekommen. Es baut sich in Beiden die Philosophie und Aesthetik unsers Dichters auf, eine Philosophie, die man, der starren Sittenlehre Kant's gegenüber, ästhetisch nennen könnte, und eine Aesthetik, in der die Anmuth und Schönheit ihre Stelle neben dem Erhabenen einnimmt, und worin durch Ableitung der ästhetischen Wirkungen aus den Gesetzen der Einbildungskraft, d. h. aus den möglichen und nothwendigen Wirkungen auf diese, die Begründung eines objektiven Kriteriums des Schönen angebahnt wird. Der Endpunkt, auf welchen alles bezogen wird, ist die Totalität in der menschlichen Natur durch das Zusammenstimmen ihrer geschiedenen Kräfte. Hierdurch gelang es, die Engen des Kant'schen Systems zu erweitern und die sittlichen und ästhetischen Probleme auf eine bis dahin noch nicht dagewesene Stufe der Wahrheit zu führen. „Niemals vorher", sagt H., „sind diese Materien so rein, so vollständig und lichtvoll abgehandelt worden. Es war damit unendlich viel, nicht blos für die sichere Scheidung der Begriffe, sondern auch für die ästhetische und sittliche Bildung gewonnen." Kunst und Dichtung waren als dasjenige dargestellt, woran der Mensch erst zum Bewußtsein der ihm inwohnenden, über die Endlichkeit hinaus strebenden Natur erwacht. Ueber den Begriff der Schönheit, über das Aesthetische im Schaffen und Handeln,

alſo über die Grundlagen aller Kunſt, ſowie über die Kunſt ſelbſt, enthalten dieſe Arbeiten, nach Humboldt's Ausſpruch, alles Weſentliche auf eine Weiſe, über die es niemals möglich ſein werde, hinauszugehen. In dieſem ganzen Gebiet möchte ſchwerlich eine Frage vorkommen, deren richtige Beantwortung ſich nicht bis zu den in dieſen Abhandlungen aufgeſtellten Principien hinaufführen laſſen werde.[7])

Die Wichtigkeit dieſer Abhandlungen, für die Welt ſowohl als für den Verfaſſer ſelbſt, iſt anerkannt, und, ohne die Mängel zu verſchweigen, von Hoffmeiſter auf das würdigſte beleuchtet worden. Uns intereſſirt aber hier vorzüglich der Antheil und Einfluß, der unſerm Humboldt dabei zufiel. Dieſer Einfluß iſt entſchieden. Im anregenden Umgang mit dem verwandten Genius vermochte Schiller die Probleme die ihn noch immer beſchäftigten, leichter und ſchneller zu bewältigen. Dies will noch mehr ſagen, wenn man bedenkt, daß er dieſe theoretiſche Durchbildung erlangt haben mußte, ehe es ihm möglich ward, zu neuer Schöpferthätigkeit überzugehen. Die Ideen, welche die Grundlage ſeines intellektuellen Strebens ausmachten, mit denen ſein poetiſches Schaffen unauflöslich verſchwiſtert war, mußten, da ſie einmal Gegenſtand der Betrachtung und des Nachdenkens geworden, bis zu ihren Endpunkten hin rein ausgeſponnen vor ihm liegen. Bis dahin konnte er nichts anderes ergreifen. Daß er früher dahin kam, dazu wirkte der Verkehr mit Humboldt bedeutend mit. — Auch ſonſt mag[8]) der mitphiloſophirende Freund auf die Ueberarbeitung und den Ausbau der „Briefe über äſthetiſche Erziehung" manchen förderuden Einfluß gehabt haben, wie denn eben ſo gewiß Humboldt's Aufſätze für die „Horen" unter Schiller's Obhut gediehen, und die

7) Briefwechſel zw. Sch. u. W. v. H., Vorerinn. S. 26. 27.
8) Auch nach Hoffmeiſter's Anſicht, a. a. O., III. 23.

ästhetisch-philosophischen Leistungen Beider, wie sie nachmals zu Tage gefördert worden, überhaupt, nächst dem Genius der Urheber, zu einem großen Theil der bildenden Gemeinschaft zu danken sind, in der sie damals sowohl unter sich, als kurz darauf auch mit Göthe lebten.

Denn auch dieses Glück sollte noch hinzukommen — der Umgang mit Göthe. Die nächste Veranlassung dazu gaben die Horen, ein Unternehmen, das Schiller mit dem jungen Buchhändler Cotta in Tübingen projektirt hatte, und das in Jena zur Ausführung kommen sollte.

Durch die Vereinigung der ersten schaffenden und denkenden Köpfe Deutschlands und durch eine ununterbrochene Reihenfolge werthvoller Leistungen dieser Männer in Vers und Prosa sollten die Horen ein bis dahin nicht gesehenes Zeugniß unsrer litterarischen Cultur und noch ein Steigerungsmittel derselben abgeben. Schiller war der Mann, an der Spitze eines solchen Unternehmens zu stehen, aber die Zeitläufte waren zu hinderlich, das Publikum zu unempfänglich, der gediegenen Mitarbeiter und ihrer Beiträge zu wenig, um das Journal länger als einige Jahre flott zu halten. Auch entspricht nur der erste Jahrgang (von 1795) und der Anfang des folgenden dem beabsichteten Zwecke.

Wie hätte man fortdauernde Anstrengung auf ein Unternehmen wenden sollen, das das Glück so wenig begünstigte? Der Anfang aber war wirklich großartig, wenn es auch nur Wenige waren, die mit ihren Beiträgen den Ausschlag gaben.

Bald nach seiner Rückkehr aus Schwaben verband sich Schiller zu diesem Zweck mit einigen Jenaer Genossen, dann wandte er sich zuerst an Göthe, hierauf an Kant und Herder, endlich schickte er nach allen Weltgegenden Einladungen an

die angeſehenſten oder geeigneten Männer. Bald konnte er ſich auf das Gewicht der Namen berufen, die ihren Beitritt erklärt hatten. Die Einladung, die er (30. Sept. 1794) an Hofrath Schütz, den Herausgeber der Litteraturzeitung, ergehen ließ, ſagt ſchon: „In Weimar ſind Göthe und Herder, hier in Jena Hr. v. Humboldt, Fichte und Woltmann als Mitarbeiter und Mitbeurtheiler beigetreten.“ Dem fügt er die Liſte der Uebrigen an, die ihre Theilnahme bis dahin zugeſagt hatten. Am 10. December konnte er mit einer Liſte von 25 großentheils bedeutenden Namen — darunter die erſten Dichter und Schriftſteller jener Zeit — vor das Publikum treten.

Humboldt's Antheil an den Horen war, wie wir eben hörten, ein ſehr bedeutender; Schiller legt auf ihn auch noch bei andern Anläſſen beſonderes Gewicht. In ſeinem erſten Schreiben an Göthe (13. Juni 1794) ſpricht er im Namen der ſchon Verbundenen. Beiliegendes Blatt, ſagt er, enthalte den Wunſch einer ihn unbegränzt hochſchätzenden Geſellſchaft, die in Rede ſtehende Zeitſchrift mit ſeinen Beiträgen zu beehren, über deren Rang und Werth nur Eine Stimme unter ihnen ſein könne. Mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen ſie ſich allen Bedingungen, unter welchen er ſeinen Beitritt, der für das Ganze entſcheidend ſei, zuſagen wolle. In Jena hätten die HH. Fichte, Woltmann und Humboldt ſich zur Herausgabe der Zeitſchrift vereinigt und ihr gemeinſamer Wunſch ſei es, daß Göthe dieſem engern Ausſchuſſe beitreten möge, von dem wenigſtens immer Einige die einlaufenden Manuſkripte begutachten ſollten. — Auch an Kant ſchrieb Schiller (ſelbigen Tags) im Namen dieſes engern Vereins, mit ähnlichen Ausdrücken der Verehrung, wenn ſchon nicht mit gleichem Verlangen nach einer ſo engen Verbindung, wie an Göthe. Auch in dem Briefe an Jacobi (24 Auguſt) hob er beſonders die Namen Göthe, Herder,

Garve, Engel, Fichte, beide Humboldt als Theilnehmer hervor. Humboldt war auch selbst thätig, Schiller's Aufforderungen zu unterstützen und mehrere seiner Bekannten zur Theilnahme zu bewegen. Er wandte sich auch an Jacobi, der ihm zusagte und wiederholt versprach. Auch Alexander von Humboldt wurde herangezogen; Engel mag von unserm H. bewogen worden sein und von Gentz wissen wir, daß er auf dessen und Schiller's Aufforderung geschichtliche Darstellungen für die Horen versprach und sein Augenmerk auf das Leben der Maria Stuart warf, welches jedoch erst erschien, als die Horen schon zu Ende gegangen waren. — Von Humboldt selbst nahm Schiller zwei größere Aufsätze gleich in die ersten Hefte des Journals auf, welche außerdem nur Beiträge von dem Herausgeber, Göthe, Herder, Fichte, A. W. Schlegel, Engel und Professor Meyer enthielten!

Göthe erklärte auf die an ihn ergangene Einladung, er werde mit Freuden und ganzem Herzen von der Gesellschaft sein. Eine sehr interessante Unterhaltung verspreche es schon, sich über die Grundsätze zu vereinigen, nach welchen man die eingesendeten Schriften zu prüfen habe, um aus dieser Zeitschrift, in Gehalt und Form, etwas Ausgezeichnetes zu machen. Damit empfiehlt er sich Schillern und seinen geschätzten Mitarbeitern aufs Beste. Kurz darnach kam er selbst nach Jena, und bei dieser Gelegenheit wurde der Grund des Bundes mit Schiller gelegt, an dem unser Humboldt in so hohem Grade Theil nehmen durfte, und bei dessen Erwähnung er noch im Jahr 1830 sagt, daß Beide durch diese Freundschaft, „in der sich das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt, und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht hätten."

Auch die Horenangelegenheiten wurden während der Anwesenheit Göthe's durchgesprochen und das Verfahren, das man hierbei beobachten wollte, festgestellt. Göthe war es, der, wahrscheinlich um sich der Verantwortlichkeit zu entziehen und zugleich den Geschäftsgang zu vereinfachen, das entscheidende Gewicht immer mehr in Schiller's alleinige Hände leitete, so daß, als überdies Zwistigkeiten mit Fichte eintraten, eigentlich nur Göthe, Herder und Humboldt noch über wichtigere Artikel zu Rathe gezogen wurden. Zuletzt trat auch Herder mehr und mehr zurück, so daß Schillern zuletzt nur Göthe und, wenn er in der Nähe war, Humboldt, als berathende Freunde, zur Seite standen.

So ward dieses Unternehmen eingeleitet. Schiller's, Göthe's, Herder's Beiträge gaben den Schwung; unter den übrigen Arbeiten gehören die unseres Humboldt bei weitem zu den gehaltvollsten und besten. Sie stehen den ästhetischen Briefen seines großen Freundes würdig zur Seite.

Noch in andrer Weise wünschte Schiller Freund Humboldt im Interesse der Horen zu betheiligen. Er verabredete nämlich mit dem Herausgeber der allgemeinen Litteraturzeitung, daß in diesem wichtigen Organe alle Vierteljahr eine Recension der Horen und zwar von Mitarbeitern der letztern und auf Unkosten ihres Verlegers geliefert werden solle und schlug Schütz vor, die Recensionen zwischen ihnen beiden, Herrn v. Humboldt, Fichten und Körnern zu vertheilen.[1] Das war eine etwas grobe Machination, um das liebe Publikum zur Theilnahme zu zwingen. Der Plan zerschlug sich wieder, die Litteraturzeitung lieferte, außer einer allgemeinen Begrüßung, nur eine einzige eigentliche Beurtheilung

1) Vergl. Schiller's und Göthe's Briefwechsel, I. S. 46—47. 80. 89. 105—6. 282. 283. 285. 288; Schiller an Humb., 4. Jan. u. 9. Jan. 1796; und besonders: Christian Gottfr. Schütz, Darstellung seines Lebens, von Fr. K. J. Schütz, II. 419—22.

der Horen und zwar nur der poetischen Beiträge in den neun ersten Stücken. Diese, namentlich über die Beiträge Göthe's und Schiller's hochinteressante Besprechung war von A. W. Schlegel.

Von dem oben erwähnten Aufenthalt Göthe's in Jena (Juli 1794) begann auch für H. die nähere Bekanntschaft mit dem großen Dichter. Empfehlen Sie mich in Ihrem Cirkel, schreibt dieser schon 25. Juli an Schiller. „Unvermuthet wird es mir zur Pflicht, mit nach Dessau zu gehen und ich entbehre dadurch ein baldiges Wiedersehen meiner Jenaischen Freunde." Inzwischen rückten Schiller und Göthe sich durch Briefwechsel näher. Im September lud Göthe Schillern zum ersten Mal in sein Haus nach Weimar ein, eben als dieser damit umging, Göthen einen Aufenthalt in seinem Hause anzubieten. Denn er war eben ganz allein, selbst die Gattin war verreist. „Außer Humboldt sehe ich selten jemand, und seit langer Zeit kommt keine Metaphysik über meine Schwelle." [1]) Er ging jedoch auf Göthe's freundliche Aufforderung ein und da dieser noch nachträglich beigefügt hatte: „Vielleicht besucht uns Herr v. Humboldt einmal, vielleicht gehe ich mit Ihnen zurück" (10. Sept.), so begleitete H. Schillern bei diesem ersten Besuche nach Weimar. „Herr von Humboldt", schreibt Schiller, „den Ihre Einladung sehr erfreut, wird mich begleiten, um einige Stunden mit Ihnen zu verleben." H. ging jedoch alsbald nach Jena zurück, die sich erst nähernden Geister dem ungestörtesten Verkehr überlassend.

Von jetzt an begrüßt Göthe fast in jedem seiner Briefe an Schiller „Humboldt und die Damen" oder „die Frauen

1) Sch. an G. 7. Sept.

und Humboldt", und Humboldt läßt dieſe Grüße in ſeinem und der Seinen Namen „freundſchaftlich" erwiedern. Kein Anderer ſtand den beiden Dichtern ſo nahe. Es knüpfte ſich auch alsbald ein Briefwechſel mit Göthe an, der faſt vierzig Jahre, von nah und fern, fortgeſetzt wurde. Da die Bekanntmachung dieſer Correſpondenz noch zu erwarten ſteht, ſo müſſen wir hier vorerſt mit den Winken fürlieb nehmen, die in Schiller's und Göthe's Briefen zerſtreut ſind. [2])

Von Zeit zu Zeit beſuchte nun Göthe die Jenaiſchen Freunde und Humboldt wiederholt ſeine Gegenbeſuche in Weimar. Im November begleitete er den Bruder, der in Jena geweſen war und nach Frankfurt abreiste, bis Weimar. „Herr von Humboldt", ſchreibt G. 27 Nov. an Sch., „iſt neulich zu einer äſthetiſch-kritiſchen Seſſion gekommen; ich weiß nicht wie ſie ihn unterhalten hat." „Herr von Humboldt", antwortete Sch., „der ſich Ihnen aufs beſte empfiehlt, iſt noch ganz voll von dem Eindruck, den Ihre Art, den Homer vorzutragen, auf ihn gemacht hat, und er hat in uns allen ein ſolches Verlangen darnach erweckt, daß wir Ihnen, wenn ſie wieder auf einige Tage hieher kommen, keine Ruhe laſſen werden, bis Sie auch eine ſolche Sitzung mit uns halten." — Im Jänner traf Göthe wieder einmal in Jena ein. Am 18. März ſchreibt er: „Herr von Humboldt wird recht fleißig geweſen ſein; ich hoffe auch mit ihm mich über anatomica wieder zu unterhalten. Ich habe ihm einige, zwar ſehr natürliche, doch intereſſante Präparate zurechtgelegt. Grüßen Sie ihn herzlich und die Damen." Den April brachte Göthe faſt ganz bei den Jenaer Freunden zu; im Mai ward er durch einen Beſuch Humboldt's aufs

2) Wo in dieſen Briefen der ſo oft wiederkehrende Name Humboldt ohne weitere Bezeichnung vorkömmt, iſt, einige wenige Fälle ausgenommen, die leicht zu erkennen ſind, ſtets unſer Humboldt gemeint.

angenehmste überraicht: im Juni kommt er abermals nach Jena und H. geleitete ihn nach Weimar zurück.

Die Arbeiten, die Göthe zu den Horen lieferte, oder sonst unter der Feder hatte, sandte er den Freunden im Manuskript zu. So (5. Dez. 1794) die Unterhaltungen der Ausgewanderten fürs erste Horenstück. Er habe daran gethan, was die Zeit erlaubte. Schiller oder Humboldt sehe es ja vielleicht noch einmal durch. Dann sendete er den Wilhelm Meister, dessen letzte Bearbeitung ihn in diesen Jahren beschäftigt. Schon auf die Lektüre des ersten Buchs schreibt Schiller (9. Dez.): „Herr von Humboldt hat sich recht daran gelabt und findet, wie ich, Ihren Geist in seiner ganzen männlichen Jugend, stillen Kraft und schöpferischen Fülle." Und Göthe antwortet am 10.: „Da ich nebst der Ihrigen auch Hrn. v. Humboldt's Stimme habe, werde ich desto fleißiger und unverdrossener fortarbeiten." In den ersten Tagen des neuen Jahres übersendet er den Freunden Exemplare vom ersten Bande des Romans, „das zweite Exemplar für Humboldts." Und so später auch die folgenden Theile. Doch sendete er die nächsten Bücher schon im Manuskript an Schiller, so das dritte, und am 11. Febr. das vierte, mit der Bitte, anzustreichen, was ihm bedenklich vorkomme. „Herrn v. Humboldt und den Damen empfehle ich gleichfalls meinen Helden und seine Gesellschaft." Die Freunde waren entzückt; Schiller machte, nebst wenigen Randzeichen, nur eine wichtigere Bemerkung, bei Gelegenheit des Geldgeschenks, das Wilhelm von der Gräfin durch die Hände des Barons erhält und annimmt. Ihm däuchte — und so schien es auch Humboldt — daß nach dem zarten Verhältnisse zwischen den Betheiligten ein solches Geschenk und durch fremde Hand nicht angeboten und nicht angenommen werden dürfe. Schiller machte zugleich einen Vorschlag zu einer leichten Veränderung. Göthe erklärte, diesen Desiderius hoffe

er abhelfen zu können und bei dieſer Gelegenheit noch manches Gute im Ganzen zu wirken. Und ſendet dann im Juni auch den Anfang des fünften Buches im Manuſkript an die Freunde, welcher Schillern in den höchſten Enthuſiasmus verſetzte. Humboldt las den Schluß davon erſt in Berlin. „Das fünfte Buch", ſchreibt er (31. Aug. 1795) nach dem erſten Eindruck an Schiller, „iſt ſehr intereſſant und ganz im Geiſte ſeiner Vorgänger. Indeß iſt der Knoten mit der Perſon, in deren Armen Meiſter ſich fühlte, doch noch mehr blos zerhauen, als es, dünkt mich, ſogar fürs erſte noch erlaubt war. Meiſters Einſchlafen iſt nicht natürlich."

Da wir einmal dieſes zwar als Ganzes nicht vollkommene, aber trotzdem herrliche Göthe'ſche Werk berührten, wird es am Platz ſein, die Zeitfolge zu unterbrechen und auch die ſpätern Urtheile anzureihen, die H. darüber fällt. Wir müſſen uns freilich auf zerſtreute Aeußerungen ſtützen, da der Humboldt-Göthe'ſche Briefwechſel leider nicht vorliegt. Ueber H.'s Anſicht können wir jedoch nicht zweifelhaft ſein. Schiller meldete ihm, er führe Göthen gar Manches über den Meiſter zu Herzen und dieſer nehme es ſehr gut auf. Humboldt erwiedert, von dieſem Werke, wenn es auch freilich bei einem ſolchen Umfange, in einigen Stücken werde mangelhaft ſein müſſen, verſpreche er ſich ſehr viel. (25. Aug. 1795.) Die Bekenntniſſe der ſchönen Seele erregten ihm hohes Intereſſe, er bewunderte die Treue und Natur der Schilderung, die tiefen pſychologiſchen Blicke und die große Bekanntſchaft, die Göthe auch mit dieſer Seite der menſchlichen Seele bewieſen. [3]) Die Art der Schwärmerei, die in dieſem Individuum gezeichnet iſt, widere ihn in allen ihren Metamorphoſen immer auf gleiche Weiſe an — was ihm ein Beweis von der großen Kunſt ſei, mit der G. den

3) In dem Briefe an Sch. vom 31. Aug. 1795.

Charakter sonteuirt habe. Gerade dieser Charakter sei der beste für diesen Stoff gewesen, und es scheine ihm ein eigenthümliches Verdienst des Meister, daß die Charaktere so ganz nach den Forderungen des Romans gebildet seien. „Vorzüglich ist dies am Meister sichtbar, der mir wie ein Ideal eines Romanencharakters vorkommt, immer so geneigt ist, sich zu verwickeln, und so wie die Kraft hat, die geschürzten Knoten wieder zu lösen, und sich daher unaufhörlich dem Zufall in die Hände giebt." Ueber den Unterschied von Roman und Drama hätte sich Göthe, nach seiner Ansicht, ausführlicher oder bestimmter erklären sollen. Die Gegensätze, die er aufstelle, seien nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nicht so contrastirend von einander geschieden, daß sie nicht noch sollten leicht verwechselt werden können.[4])

Die interessanteste Diskussion eröffnete sich aber, als eben der Schluß der Lehrjahre erschienen war, doppelt interessant, weil auch Schiller und Körner brieflich daran Theil nehmen. Es fällt in die Zeit, da Humboldt eben wieder zu längerem Aufenthalt in Jena anlangte (Novbr. 1796.) Es handelte sich um die Zulänglichkeit des Hauptcharakters in jenem Romane. Körner war es, der in einem an Schiller gerichteten, ganz diesem Romane gewidmeten Schreiben[5]) die Erörterung veranlaßte. Körner's Urtheil sprach unbedingt zu Gunsten des Hauptcharakters. Dagegen nun erhob sich Humboldt, ohne deßhalb geringer von dem Werke selbst zu denken. Man hatte ihm Körner's Brief mitgetheilt und er sprach seine Meinung unmittelbar gegen Göthe aus. Dieser war auch über Humboldts Schreiben hocherfreut, und sendete das Votum sofort (26. Nov.) an Schiller, mit den Worten: „Es ist doch tröstlich, solche

4) Gleichfalls an Schiller geschrieben (1. Dez.)
5) Schiller theilte es 1797 in den Horen mit.

theilnehmende Freunde und Nachbarn zu haben: aus meinem eigenen Kreiſe iſt mir noch nichts dergleichen zugekommen.“[6]) Hierauf folgte ein Brief von Schiller (28 Nov.), ebenfalls an Göthe gerichtet. Dieſer ſucht ſich zwiſchen die beiden Kritiker zu ſtellen, kommt aber zuletzt wohl auf das ungünſtigſte Reſultat. Humboldt's Erinnerungen gegen Körner's Brief ſchienen ihm, ſagt er nicht unbedeutend, obgleich er, was Meiſters Charakter betreffe, auf der entgegengeſetzten Seite zu weit gehe. Körner habe dagegen dieſen Charakter zu ſehr als eigentlichen Helden des Romans betrachtet; der Titel und das alte Herkommen, in jedem Roman ꝛc. einen Helden haben zu müſſen, habe ihn verführt. Wilhelm ſei zwar die nothwendigſte aber nicht die wichtigſte Perſon. Dies ſei eben eine Eigenthümlichkeit dieſes Romans, daß er keine ſolche wichtigſte Perſon brauche. Die Dinge um Meiſter ſtellen die Energien dar; er nur die Bildſamkeit. Humboldt dagegen ſei gegen dieſen Charakter auch viel zu ungerecht, und er begreife nicht, wie H. die Aufgabe des Romans wirklich für gelöst halten könne, wenn Meiſter das beſinnungs- und gehaltloſe Geſchöpf wäre, wofür er ihn erkläre. Wenn nicht wirklich die Menſchheit, nach ihrem ganzen Gehalt, in dem Meiſter hervorgerufen und ins Spiel geſetzt ſei, ſo ſei der Roman nicht fertig, und wenn Meiſter dazu überhaupt nicht fähig ſei, hätte G. dieſen Charakter nicht wählen dürfen. Es ſei allerdings ein Uebelſtand für den Roman, daß er, in der Perſon des Meiſter, mit ſo einem Mittelding zwiſchen Individualität und Idealität ſchließe. Ohne entſchiedene Individualität und Beſtimmtheit verſage er uns die nächſte Befriedigung, die wir fordern,

---

6) So ſagte er auch noch ſpäter zu Eckermann (I. 121), daß er unter den früheren Gleichzeitigen „kaum einen einzigen Mann von Bedeutung zu nennen wiſſe, dem er durchaus recht geweſen wäre.“

und da er nur dem Vermögen nach ideal ſei, ſo verſpreche er zwar eine höhere und die höchſte Befriedigung, aber wir müſſen ihm dieſe auf eine ferne Zukunft creditiren.

Humboldt dachte alſo mindeſtens eben ſo ungünſtig über die Perſönlichkeit des Helden, aber er wollte das Werk als Ganzes nicht nach der beſſern oder geringeren Qualität deſſelben beurtheilt wiſſen, wenn dieſe nur, wie er überzeugt war, zureicht, der Idee des Romans und ſeinem Geſammtorganismus als Hebel zu dienen. Sehen wir hier gar nicht auf die ſonſtigen Gebrechen des Romans und namentlich die zu abſtechende Compoſition der letzten Bücher, ſo möchten wir uns in Betreff des Hauptcharakters auf Humboldt's Seite ſtellen und die Schiller'ſche Betrachtungsweiſe hier für etwas zu abſtrakt anſehen. Wäre die Compoſition des letzten Theils nicht ſo gedrängt und übereilt worden, dann würde wohl auch die Erfüllung der Hoffnungen, die Meiſter noch immer mehr erweckt als realiſirt, durch ſeine Verbindung mit Natalien weit mehr verbürgt erſcheinen. So aber, wie der Dichter den Helden entlaſſen, können wir es Humboldt nicht verdenken, wenn er ihn für noch zu ſchwankend anſieht, um als ein ſolcher Repräſentant der Bildung gelten zu dürfen, für den ihn Körner nimmt. Die Idee dieſer Bildung liegt in der Totalität des Werks, in Meiſter ſelbſt aber mehr die Fähigkeit und Wahrſcheinlichkeit, ſie zu erreichen.

Von Humboldt's eigenen Arbeiten während dieſer Zeit haben wir zuerſt die Beurtheilung von Jacobi's Woldemar zu nennen, die in der Allgemeinen Litteraturzeitung (1791, Nr. 315—17) erſchien, und jetzt im erſten Bande ſeiner geſammelten Werke (S. 185—214) zu leſen iſt. Dieſer ſehr gehaltvolle Aufſatz berührt die intereſſanteſten Probleme der Pſychologie und Ethik, und er behauptet ſeinen

Werth auch abgesehen von dem vielleicht zu günstig beurtheilten Werke. Der philosophische Theil der Recension ist freilich bedeutender als der kunstrichterliche. Dies ist aber auch natürlich, da der Werth des Buches weit mehr im Gehalt, als in der ästhetischen Form ruht, und jenen zu beleuchten, die freundliche Absicht des Beurtheilers war.

In der Einleitung entwickelt er gleich die treffendsten Ansichten über philosophische Systeme überhaupt, über das Verhältniß der Urheber zu diesen Systemen und die möglichen Arten die Geschichte der Philosophie zu behandeln. Auch in diesem Aufsatz zeigt sich der Kantianer, aber der freie Kantianer, der noch kein vollendetes System kennt und auf Jacobi's Ansichten um so leichter einzugehen vermag, als es sich diesmal lediglich um praktische Philosophie handelt. Die Darstellung des Entwicklungsgangs in diesem Romane ist eben so gelungen, wie die Darlegung der Principien der praktischen Philosophie des Verfassers. Nach unsrer Ansicht ist freilich die Charakteristik, die H. von den Figuren des Jacobischen Werkes giebt, gelungener als diese Figuren selbst; und zu leugnen ist nicht, daß er auch hier eine Darstellung, weil sie ihm psychologisch genügt und auch sonst hohes Interesse erregt, für poetisch befriedigender ansieht, als sie in der That ist. Sonst enthält die Darlegung ungemein viel Herrliches, namentlich über Liebe, Sinnlichkeit, auch über H.'s Lieblingsthema, die Eigenthümlichkeit der Geschlechter, und manches Bruchstück tiefsinniger Lebensphilosophie. Am wichtigsten jedoch erscheint mir das, was ihn befreit von jedem starren Kantianismus zeigt. So stellt er die Tugend als das Höchste dar, die nicht mehr Kampf, sondern Gewöhnung ist, und nimmt, wie Jacobi, einen rein menschlichen Instinkt an, auf dem alle Tugend zuletzt beruhe — einen Trieb nach innerer und äußerer Uebereinstimmung, aus dem sich unter anderem der nothwendige

Zusammenhang der Glückseligkeit mit der Tugend streng beweisen lassen werde. Er zeigt uns damit, daß der Kantianismus das in sich aufnehmen könne und müsse, was Jacobi einseitig besaß, was ihn auszeichnet. Die Annahme des eben berührten Instinkts liege zwar schon in dem *verstandenen* Moralsystem der kritischen Philosophie. Jacobi mache aber, auf seinem Wege, die Verbindung zwischen dem Moralgesetze und der wirklichen Natur des Menschen einleuchtender und gebe dadurch „zur Aufbauung einer von allen Seiten genügenden Philosophie die trefflichsten Winke." „Die neuere Philosophie," sagt H., „hat zu sehr durch fremde Hand verkünstelt, was, seiner Natur nach, schon verschwistert ist. Es bleibt einer *künftigen* vorbehalten, durch ein noch tieferes Eindringen in die Natur des sittlichen Gefühls, und seiner Wirksamkeit in dem ganzen Wesen des Menschen, das streng darzuthun, wofür die Empfindung des natürlichen, aber gut gestimmten Menschen selbst so laut spricht." Doch findet er Jacobis Ansichten weder hier, noch in seinen philosophischen Abhandlungen, zur Genüge entwickelt; dazu fehlt es an strenger Analysis und folgerechter Entwicklung der Begriffe, kurz an der Strenge des Systems, die man von ihm immer noch zu fordern hatte, und zu der er in der That nie gelangt ist.

Der schwächere Theil des H.'schen Aufsatzes ist die ästhetische Beurtheilung Woldemars, der Darstellung sowohl als der dargestellten Verhältnisse. Es entgeht ihm allerdings nicht, daß dem Verfasser die Charaktere doch nur als Vehikel dienen, seine Moralbegriffe zu entwickeln. Es streift auch an dem Vorwurf einer gewissen Unnatürlichkeit der dargestellten Verhältnisse, und bestärkt uns, auch ohne es zu wollen, in der Vermuthung, daß der Verfasser Schuld ist, wenn wir zu den vorgeführten Charakteren und Situationen keinen rechten Glauben fassen. Denn, H. mag noch so

Treffliches ſagen, nicht die Wahl, ſondern die Behandlung, entſcheidet meiſt die poetiſche Wahrſcheinlichkeit. Humboldt bemerkt auch die beunruhigende Spannung, die die Hauptcharaktere hervorbringen, das Selbſtgeſchaffene in ihren Leiden, und billigt auch die Auflöſung des Ganzen nicht. Allein er bemüht ſich, die volle Weiblichkeit Henriettens zu beweiſen, was ihm nicht gelingt, und geſteht überhaupt nicht ein, daß das Werk mehr das Erzeugniß mühſamer Reflexion und Abſicht, als des dichteriſchen und ſchaffenden Genius iſt.

Wir dürfen wohl behaupten, daß dieſer Aufſatz zum Theil dem Antheil ſeine Entſtehung dankt, den die Perſönlichkeit Jacobi's H. eingeflößt hatte. Er ſendete auch denſelben Jacobi'n ſchon im Manuſcript zu, und dieſer war, wie ſeine Antwort zeigt,[1]) höchſt erfreut, und im Ganzen recht befriedigt davon. Auch Göthe, dem Woldemar dedicirt war, freute ſich über dieſes Urtheil. „Danken Sie", ſchreibt er an Schiller (1. Okt. 1794), „Herrn v. Humboldt für die Recenſion des Woldemar; ich habe ſie ſo eben mit dem größten Antheil geleſen."

Sehr intereſſant iſt, jetzt zu leſen, wie dieſe Recenſion gleich nach ihrem Erſcheinen, von zwei jüngeren Köpfen aufgefaßt wurde, von einem in Jena ſtudirenden Mediciner, David Veit, und von deſſen Freundin Rahel in Berlin, die wie wir wiſſen, auch mit Humboldt gut bekannt war. Auch Veit lernte H. in Jena kennen. Er empfahl dieſe „prächtige" Recenſion ſeiner Freundin; ſie ſei wirklich ein Kunſtwerk. Nebenher werden ſie aus dieſer Recenſion beurtheilen können, „wie viel Einheit H. in ſeine Studien zu bringen wiſſe, wie ſehr er — gleich Andern — Lieblingsideen habe, und wie wenig das gründliche Nachdenken durch

1) Brief an Humboldt vom 2 Sept. 1794, in Fr. Jacobi's auserl. Briefwechſel. II. 173–81.

ein mehr eitles als gerechtes Streben nach Vielseitigkeit verloren habe."[2]) Rahel hatte die Recension schon gelesen, ehe dieser Brief anlangte. Man habe sie für zu schwer ausgeschrieen, schrieb sie dem jungen Freunde; sie habe sie aber sehr verständlich gefunden, und bewundere sie im höchsten Grade. Sie sei weit genialer als Woldemar selbst, denn sie leiste alles, was der Beurtheiler leisten solle. Jacobi dagegen gebe nicht, was er solle, er gebe nur die Hülle eines Systems, nicht Charaktere, die es von selbst finden ließen, nicht die Darstellung eines lebendigen aus der Natur gegriffenen Exempels. Das Werk komme ihr vor, wie eine Skizze zur Recension. Rahel empört die Unnatur und Gespreiztheit der Jacobi'schen Figuren. Nur diese, nicht äußere Umstände brächten die Verlegenheiten dieser Personen hervor. Die Heloise, oder Werther, oder Tasso hätte H. vernehmen sollen, dann würde man das Vergnügen haben, zwei Genie's zu gleicher Zeit zu bewundern und eines das andere bewundern zu sehen. Humboldt's eigne Entwicklungen fand sie kostbar, und die Urtheile über ihn unbegreiflich. „Für einen außerordentlich philosophischen Kopf ließen Sie Humboldt immer gelten, und rühmten ihn, und erhoben ihn! aber die Menschenkenntniß wollten Sie ihm absprechen. Hat er denn nie mit Ihnen gesprochen, wie er in dieser Recension geschrieben hat? oder haben Sie ihn total nicht verstanden! Sonst müßten Sie sich ja tief vor dieser Menschenkenntniß gebeugt haben." Denn mit dieser und mit seinem philosophischen Geiste, habe er in dieser wunderbaren Recension bestimmt, was Menschenkenntniß sei, und sie als eine Kunst zergliedert und festgesetzt. — Veit fand dies Urtheil so gründ-

2) Diese ganze Correspondenz (von Nov. u. Dez. 1791) findet sich in Varnhagen von Ense's Bildnißgalerie aus Rahel's Umgang ꝛc. I. 42—47, und in Rahel's Briefen vom 15—17ten Nov. u 10. Dez. desselben Jahres.

lich und originell, daß er dem, den er allein für würdig hielt, davon Kenntniß zu nehmen, das Geeignetste daraus vorlas — unserm Humboldt selbst. „Er hat sich nicht gewundert," schreibt Veit an Rahel, „aber unendlich gefreut; er hat mir eingestanden, daß er noch kein so richtiges Urtheil weder über den Woldemar, noch über seine Recension gehört habe; er giebt Ihnen in allem Recht. . . Von dem Urtheil über die Matthissen'sche Recension hat er nichts zu lesen bekommen; er ist von Schiller und allem Schiller'schen so bezaubert, daß ich diese Seite gar nicht berühre. — Besonders lieb war es ihm, daß Sie die Einleitung nicht schwer fanden; Brinckmann und Gentz, sagte er, hätten dieses Geschrei in Berlin erhoben; und er begreife besonders Gentz gar nicht." Rahel begriff wieder dieses Zugeständniß nicht. „Hat er denn über Woldemar eingestimmt, fragte sie nochmals; dann habe er ja der ganzen Welt Sand in die Augen gestreut. Keineswegs, aber die Einwürfe, die er gewiß auch in Jena zu hören bekommen, mochten ihm fühlbar gemacht haben, daß er das Werk doch allzu freundlich betrachtet habe.

Im folgenden Jahre gab Fr. Schlegel eine Beurtheilung des Woldemar, die, gerade im Gegensatz der Humboldt'schen, das Peinliche dieses Werks, die Unnatur der Verhältnisse und den Egoismus des Helden, in wirklich übertriebener Weise, heraushob.[3]) Den 22. Nov. 1796 kündigt Schiller Goethen einen Besuch unsres Humboldt an und fügt dann bei: „Er wird Ihnen auch von einer Recension des jungen Schlegel's über Woldemar und von einem fulminanten grünen Brief Jacobi's über diese Recension erzählen, was Sie sehr belustigen wird. Es steht auch schon etwas über

3) Sie findet sich auch in A. W. und Fr. Schlegel's Charakteristiken und Kritiken. Königsberg, 1801. I. 1—46.

unſere Xenien in dieſem Briefe." Es ſcheint alſo, daß es H. nicht anfocht, auch die Schattenſeite dieſes Buches beleuchtet zu ſehen, und daß die Vorliebe für Jacobi ſich etwas gekühlt hatte. Es findet ſich auch von einem Briefwechſel zwiſchen Beiden in ſpätern Jahren keine Spur.

Von Beziehungen und Begegniſſen während des fernern Aufenthalts zu Jena (1794 – 95) läßt ſich Folgendes anmerken: H.'s Bruder, Alexander, kam ein- oder zweimal zum Beſuch dahin. Da waren denn galvaniſche und anatomiſche Unterſuchungen an der Tagesordnung, und auch der ältere Bruder nahm daran Theil. Wie ſich Göthe, in ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten, durch Beide angeregt fühlte, darüber haben wir ihn ſelbſt gehört. — Alexander unternahm im J. 1795 eine Reiſe durch die Alpen und Oberitalien, von der er erſt im folgenden Jahre heimkehrte.

Das Verhältniß zu Schiller brachte Wilhelm v. H. ſehr bald auch in nähere Berührung mit denen, die Schillern innig verbunden waren, oder ſich in Jena ſeines näheren Umgangs erfreuten. Vor allem mit dem Appellationsrath Körner in Dresden. H. lernte ihn vielleicht ſchon im Sommer 1794 perſönlich kennen, und zwar in Weißenfels, wo Schiller eine Zuſammenkunft mit Körnern hatte. Bald waren Humboldt und Körner auch in Briefwechſel; denn wie hätten dieſe nächſten Freunde und Rathgeber unſeres Schiller nicht auch für einander ein großes Intereſſe faſſen ſollen! Dazu war Körner derſelben philoſophiſchen Richtung zugethan, und ein feiner Kunſtrichter, der ſich ſogar noch weniger als H. von der genialen Kraft des Dichters fortreißen ließ.

Im Herbſt 1794 kam auch ein jüngerer Landsmann Schiller's, Friedrich Hölderlin, nach Jena, und blieb

bis ins nächste Jahr daselbst. Ein herrlicher Dichtergeist, der leider unter unseligem Geschick so früh verstummte. Schiller nahm sich des jungen Mannes, der ihm geistig so verwandt war, den er erweckt hatte, sehr an und sah ihn viel in seinem Hause. Humboldt gedenkt seiner nur bei Gelegenheit des Schiller'schen Musenalmanachs für 1796, wo er von einem seiner Gedichte (Der Gott der Jugend) rühmt, daß es ein sehr schönes Sylbenmaaß habe, und von einem andern, das bei Seite gelegt wurde, sagt, es scheine ihm, obgleich es nicht ohne poetisches Verdienst sei, doch im Ganzen matt und erinnere so sehr an die Götter Griechenlands, eine Erinnerung, die ihm sehr nachtheilig sei. Allerdings hatte sich dieses große Talent noch nicht in voller Eigenthümlichkeit entwickelt. — Eine durch Geist und Charakter ausgezeichnete Frau, Charlotte von Kalb, in deren Hause Hölderlin kurz zuvor gewesen und die jetzt wieder in Weimar lebte, kam um dieselbe Zeit auch oft nach Jena, den von ihr hochverehrten Schiller und ihren Schützling Hölderlin zu sehen. Daß sie auch Humboldt kennen lernte, ist nicht zu zweifeln.

Von den jungen Männern, die Humboldt damals bekannt wurden, nannten wir David Veit, einen sehr begabten Kopf, der sein nachheriges Leben in Hamburg, als praktischer Arzt, verbrachte. Seine oben citirte Correspondenz mit Rahel läßt auch auf Humboldt und den Umgang mit ihm noch mehrere Blicke fallen. Am 21. Okt. 94 schreibt er: „Bei Humboldt genieße ich alle mögliche Freundschaft und gute Aufnahme. . . . Heute fragte er mich nach Ihnen. Ich. Es ist die Einzige, mit der ich in einer steifen Correspondenz stehe. H. Es ist auch die Einzige, mit der ich in Berlin gerne umgegangen bin; ich wüßte sonst niemand: sie ist erstaunend gescheidt und witzig. Grüßen Sie sie doch ja meinetwegen, und sagen Sie ihr, daß ich

wirklich recht oft an sie denke; hören Sie? vergessen Sie nicht! — Alles wörtlich." Und 3. Nov. schreibt er wieder: „Ich bitte mir Ihr Urtheil über Humboldt aus. Ich werde nur von Menschen betrogen, die mir kleine Anvertrauungen machen, und dafür größere, und endlich große erlangen. Von Leuten dieses Verstandes, dieser Feinheit und Bemühung, sich überall durch eine edle Art, aber doch nothwendig zu machen, verspreche ich mir das Vergnügen, welches aus dem Nachdenken und der Mühe entspringt, nicht Freundschaft." Rahel antwortet (16. Nov.): Näheres wisse sie nichts über H. „Wenn ich sagte, verlassen Sie sich nicht zu sehr auf ihn, so meint' ich, verlassen Sie sich nicht zu sehr auf sich und das Verhältniß, das zwischen Ihnen beiden sein kann, und sein Sie immer fein, zurückhaltend, artig (im Systemsinne, lieber Jünger), und was er sich erlaubt (im Urtheil hauptsächlich), erlauben Sie sich nicht." Diesmal sei es zu „sorgliche Freundschaft" gewesen, was aus ihr gesprochen. Dann berührte sie Schiller's Recension der Matthisson'schen Gedichte.[1]) Sie wisse selbst, daß sie Hr. v. Humboldt so sehr gut fand, und die eine Idee so besonders, „daß der Mensch dahin zurückkommen müsse, aber nicht stehen bleiben, von wo aus ihn die Natur schickt." Alles das habe sie nur noch aufsässiger gegen jene Recension gemacht. — Vorher (10. Nov.) klagt Veit über den Gesellschaftston, der in Jena herrsche, den Mangel alles feinern Gesprächs und wahren Witzes. „Nur bei Humboldt exercire ich mich noch; für den und seine Frau habe ich freilich nicht Aufmerksamkeit und Lebensart genug." . . „Gestern", fährt er fort, „habe ich Schiller zum erstenmal gesehen; ich finde Humboldt's Urtheil sehr wahr: Göthe hat mehr ein allgemein schönes Männergesicht; Schiller nur Eine Art

1) Sie war erst vor kurzem erschienen.

davon, und die Art, die ſich mit dem Angenehmen ſehr verträgt, ohne die Stärke zu verlieren." Noch folgende Stelle entlehne ich Veit's Briefen und zwar dem vom 1. Dez.: „Als ich neulich", ſchreibt er, „mit Humboldt ſpazieren ging (ungefähr zu der Zeit, da ich Ihnen zum erſtenmal die Maimon'ſche Recenſion erwähnte), ſagte ich ihm bei Gelegenheit: „„Erinnern Sie ſich wohl noch des Laokoon, Herr von Humboldt? Die Hauptideen werden Sie darin finden; und vieles Uebrige in Maimon."" Er kannte das Letztere nicht, und erinnerte ſich des Erſtern nicht mehr, war aber überzeugt, daß Leſſing dieſe Stücke höchſtens berührt habe; er weiß, daß Schiller den Leſſing ſehr ſtudirt hat, und den Maimon unendlich hochhält. Es iſt über Schiller hier gar nicht zu reden."

Unter den eignen Arbeiten Humboldt's aus dieſer Epoche nehmen zwei Aufſätze, die er für Schiller's Horen lieferte, den erſten Rang ein: I. Ueber den Geſchlechtsunterſchied und deſſen Einfluß auf die organiſche Natur, (Horen, 1795 St. 2. S. 99—132. Geſ. W. B. IV. S. 270—301) und II. Ueber männliche und weibliche Form (Horen, 1795, St. 3. S. 80—103; St. 4. S. 14—40. Geſ. W. B. I. S. 215—61). Sie entſtanden in der zweiten Hälfte des Jahres 1794, alſo zur Zeit des regſten Ideentauſches mit Schiller. Sie ſind aber durchaus ſein Eigenthum, ja eine Art Mittelpunkt ſeiner Ideenwelt. Denn, obwohl er auch hier ſich mit Schiller berührt, und ſeine Ideen mannigfach im Umgang mit ihm geklärt haben mag, ſo ließe ſich doch eher nachweiſen, daß Schiller durch Humboldt angeregt worden ſei, ſeinen Genius anhaltender dieſem Gegenſtande zuzuwenden. Auch verfolgte ihn Schiller nirgends in ſolche Tiefe, wie H., er bemächtigt

ſich deſſelben nicht als Forſcher im ſtrengen Sinne, aber in einer Reihe lyriſcher, lyriſch-didaktiſcher und epigrammatiſcher Gedichte, z. B. „Würde der Frauen", „die Geſchlechter", „Tugend des Weibes", „die ſchönſte Erſcheinung", „Forum des Weibes", „Weibliches Urtheil", „das weibliche Ideal", ꝛc. — die ſämmtlich in die Jahre 1795 und 96, alſo in die Epoche des nächſten und nächſtvergangenen Umgangs mit Humboldt fallen — in dieſen Gedichten pflückt Schiller gleichſam die Blüthen ab, die dieſe Gefilde tragen, und durchflichtet ſie mit dem Immergrün ſeiner Muſe, während Humboldt in die Tiefe hinabſteigt und das lautere Erz aus dem Schacht des Gedankens holt. Die Verehrung der Weiblichkeit, die begeiſterte Darſtellung derſelben lag unmittelbar in Schiller's Weſen, ja ſie war dem ganzen Kreis eigen, in dem er ſich ſchon länger bewegte,[1]) aber zu manchem genialen Blick, den er in das Verhältniß der Geſchlechter warf, würde er ohne die Anregung desjenigen, der dieſe Probleme zu einem ſpeziellen Studium gemacht, nicht ſo leicht gelangt ſein. Auch hier theilten ſich gleichſam die Rollen zwiſchen Humboldt, dem eigentlichen Forſcher, und den beiden Dichtern, von denen der eine, als intellektueller und idealiſcher, ſich in allgemeiner Verherrlichung oder in Darſtellung einer idealiſch abſtrakten Weiblichkeit (Thekla, Johanna) manifeſtirt, der Andere aber die Schönheit und Herrlichkeit des Geſchlechts in den unendlichen Formen der Erſcheinung, von der höchſten Natürlichkeit bis zur reinſten Idealität, zur unmittelbaren Darſtellung bringt.

Die Forſchungen, denen dieſe Aufſätze gewidmet ſind, ſchlingen ſich durch Humboldt's ganzes Leben fort, ſie verknüpfen ſich mit allen Richtungen und Gebieten, auf denen

1) Profeſſor Fiſchenich in Bonn, auch ein Freund Schiller's hatte (ſchon 1792) vor, ein Werk über die Frauen zu ſchreiben

er in verſchiedenen Zeitabſchnitten weilte; in der Periode aber, in der wir jetzt ſtehen, dominiren ſie beinahe und ſchließen ſich nur an rein äſthetiſche an. Wenn in den früheſten Jahren eine politiſche Richtung überwog, welche Impulſe für's ganze Leben nachließ, wenn in den Jahren, wo er von den öffentlichen Geſchäften ausruht, die Tendenz ſeines Forſchens (in der Ergründung des Entwicklungsganges der Sprache des Menſchen) eine hiſtoriſch-intellektuelle wurde, ſo müſſen wir die vorherrſchende Richtung ſeiner mittlern Forſchensperiode die anthropologiſch-äſthetiſche nennen. Gerade für dieſe Richtung war ihm auch die Beſchäftigung mit den Naturwiſſenſchaften faſt unentbehrlich, und er verſäumte auch die günſtigen Gelegenheiten nicht, die ſich ihm, wie kaum einem Andern, auch für dieſes Gebiet des Wiſſens darboten. Denn es galt, im ganzen Reiche der organiſchen Natur den Erſcheinungen nachzuſpüren, die bei dem Menſchen nur in höherer Form wiederkehren, und vielleicht da Licht zu finden, wo noch kein geiſtigeres Weſen die gewöhnlichen körperlichen Funktionen verdunkelt. Auch in dieſe Region folgte H., mit immer reger Neugier, mit Forſchung und Grübeln, in derſelben Abſicht, wie nachher bei Entzifferung des Sprachgeiſtes, nämlich um in den Geheimniſſen der Geſchlechtsverbindung den Zuſammenhang der geiſtigen und ſinnlichen Natur in ſeiner Tiefe zu erfaſſen.

Eine eigentliche Darlegung des von H. in dieſen Aufſätzen entwickelten Ideenganges würde die uns geſteckten Gränzen überſteigen, und von dem Reichthum der darin niedergelegten Schätze nur einen ſchwachen Begriff geben. Sie gehören zu dem Intereſſanteſten, was H. niedergeſchrieben hat, und dienen für die Richtung und den Standpunkt ſeines Geiſtes, die ich in dem Vorangehenden zu charakteriſiren verſuchte, als zureichender Beleg. Hier zeigt er ſich durchaus als ganz origineller Denker; Gegenſtand und Behandlung

ſind eigenthümlich und neu. Wir würden dieſe Aufſätze eher nach als vor der Naturphiloſophie entſtanden glauben, gäbe uns nicht die Geſundheit und Friſche der Behandlung, die größere Klarheit, und die analytiſche Methode Merkzeichen genug, daß dieſe Aufſätze, trotz der tiefen Verſenkung in das Reich der Empirie, noch vor dem Wendepunkt der neuern Philoſophie verfaßt ſein möchten. Dagegen iſt es allerdings merkwürdig, wie jene Gegenſätze und Gegenwirkungen, die durch das All der ganzen Natur reichen, die Analogien des geiſtigen und körperlichen Daſeins, und mehr dergleichen Wahrnehmungen, durch welche eine nachfolgende Spekulation ſolches Aufſehen erregte, womit ſie einen ſolchen Umſchwung hervorbrachte, ſchon in dieſen Abhandlungen zu einem großen Theil, aber in aller Stille, zu Tage treten. H. erkennt auch Vorgänger an und ſpricht beſcheiden von dem, was „die neuere philoſophiſche Naturkunde“ ſchon geleiſtet habe, worunter er damals nichts verſtehen konnte, als die Arbeiten Einheimiſcher und Fremder ſeit Linné und Büffon und die Erklärungsverſuche, die die großen in dem letzten Decennium gemachten naturwiſſenſchaftlichen Entdeckungen hervorgerufen hatten. Still, wie dieſe Aufſätze in die Welt traten, wirkten ſie auch nur, und der Tumult, den der geniale Schöpfer der Naturphiloſophie erregte, mußte ſich erſt wieder gelegt haben, damit es beſonnenen Forſchern, wie z. B. Burdach, gelingen konnte, ohne Aufgeben neuer Bereicherungen, an die glückliche Bahn der Nachfolger und Erweiterer des Kant'ſchen Syſtems wieder anzuknüpfen.

Die zweite dieſer Abhandlungen führt von der Anthropologie unmittelbar in die Aeſthetik hinüber. „So wie ſich beide Geſchlechter zum Ideal reiner und geſchlechtloſer Menſchheit, ſo verhält ſich auch ihre beiderſeitige Schönheit zum Ideal der Schönheit. In beiden iſt die Menſchheit ausgedrückt, denn jedes ſtellt die beiden, in ihr vereinten Naturen

dar; nur daß in jedem eine dieſer beiden Naturen das Uebergewicht hat. Eben ſo kommt nun auch beiden Schönheit zu, aber in jedem herrſcht nur ein Beſtandtheil derſelben, ohne jedoch den andern auszuſchließen. . . . Wie in der veredelten Menſchheit das Gebot der Vernunft als der freie Wunſch der Neigung, und die Stimme des Affekts als der Ausdruck des vernünftigen Willens erſcheint, ſo erſcheint in der hohen Schönheit die Geſetzmäßigkeit der Form als ein freies Spiel der Materie, und die Geburt der Willkühr als ein Werk des Geſetzes... Wie die Menſchheit ſpecificirt iſt, ſo wird es auch jederzeit die Schönheit ſein." In jeder wirklichen Erſcheinung des Menſchlichen und Schönen wird ein Geſchlechtscharakter vorherrſchen, größere Beſtimmtheit der Formen oder größere Naturfreiheit des Stoffs. Um aber ſchön zu ſein, muß jede dieſer Erſcheinungen beide Vorzüge in ſich vereinen, und nur das Uebergewicht des Einen unterſcheidet ſie vom Ideal. „Denn erhaben über den Kampf, in dem alles Wirkliche durch ſeine Schranken verwickelt wird, und von der Eigenthümlichkeit frei, welche die Gattungen von einander unterſcheidet, behauptet das Ideal der Schönheit, ſo wie das Ideal der Menſchheit, das vollkommenſte Gleichgewicht. Der Formtrieb und der Sachtrieb werden daher gleich befriedigt, und tauſchen in freiem Spiel ihre gegenſeitigen Funktionen aus." So war Humboldt von einer ganz andern Entwicklung aus zu dem Begriff des Schönen gelangt, den Schiller in den äſthetiſchen Briefen aufgeſtellt hatte. Beider Forſchungen hoben und trugen ſich wechſelſeitig. — Den äſthetiſchen Theil zu rechter Klarheit zu bringen, hatte H. den guten Gedanken, an den Geſtalten der griechiſchen Götterwelt einen gewiſſen Stufengang der Entwicklung des Schönen nachzuweiſen, indem er an einer jeden zeigt, wie ihre individuelle Schönheit in der größern Betheiligung des Geſchlechtscharakters oder in der Annäherung an

das geſchlechtsloſe Ideal, der höchſte Grad der Schönheit aber in der möglichſten Verſchmelzung der Geſchlechtscharaktere, zumal männlicher Kraft und Beſtimmtheit mit weiblicher Anmuth, ruhe. Dieſe Entwicklung iſt an ſich ein Muſterſtück eindringender und ſchöner Darſtellung.

Die zweite Abhandlung citirte bald nach ihrem Erſcheinen Fr. Schlegel mit großer Anerkennung; über die erſte ſchrieb Fr. Jacobi voll Bewunderung an den Verfaſſer[1]). Nur den Eingang fand er, nicht ohne Grund, zu abſtrakt, und meinte, die Menge großer und herrlicher Ideen, wovon die Abhandlung überfließe, hätte ſo geſtellt werden können, daß das Thema mehr aus ihnen, als ſie aus dem Thema hervorgegangen wären. Humboldt ſelbſt hegte noch wenig Hoffnung, mit ſeinen Anſichten durchzudringen, und er fühlte dies nie ſtärker, als nach der Lektüre des Schiller'ſchen Gedichts: „die Würde der Frauen." „Mir war es", ſchreibt er darnach an Schiller (11. Sept. 1795), „ein in der That unbeſchreibliches Gefühl, Dinge, über die ich ſo oft gedacht habe, die vielleicht noch mehr, als Sie bemerkt haben, mit mir und meinem Weſen verwebt ſind, in einer ſo ſchönen und angemeſſenen Diktion ausgeprägt zu finden. Was man ſo denkt und proſaiſch hinſchreibt, iſt doch nur ſo ein Hin- und Herſchwatzen, etwas ſo Todtes und Kraftloſes, vorzüglich etwas ſo Unbeſtimmtes und Ungeſchloſſenes; Vollendung, Leben, eigene Organiſation erhält es nur in dem Munde des Dichters, und dies habe ich lange nicht ſo ſehr, als hier, gefühlt." Darauf entgegnete Schiller (5. Okt.): „Zweifeln Sie gar nicht, mein theurer Freund, daß Ihre Ideen über das Geſchlecht endlich noch ganz current und als wiſſenſchaftliche Münze ausgeprägt werden, ſobald Sie nur noch eine ausführlichere Darſtellung daran wenden. Dieſe iſt

1) 14. April 1795, in Jacobi's Briefw. II. 219—22.

allerdings noch nöthig, und die Sache verdient ſie auch ſo ſehr. Ich warte jetzt nur auf einige öffentliche Stimmen des Beifalls über „Würde der Frauen“, und eine ſchickliche Gelegenheit, um es öffentlich zu ſagen, wie viel in jenen Aufſätzen liegt.“

Ueber den Aufſatz über männliche und weibliche Form hat jüngſt Fr. v. Müller [2]) ein bedeutendes Wort geſagt, womit wir den Abſchnitt beſchließen. „Als Humboldt dieſen Aufſatz ſchrieb, hatte er noch nicht Italien geſehen, kannte mithin die Antike nur aus Abgüſſen und viele der reizendſten Kunſtgebilde des Alterthums gar nicht. Um ſo bewundernswerther iſt der ſichere und ſcharfe Blick, mit welchem er die Grundformen claſſiſcher Götter und Heroengeſtalten erfaßt und unſerm geiſtigen Auge vorüberführt, um ſo unverkennbarer die glückliche Anlage ſeiner Natur, die Urtypen des Schönen klar und rein in ſich aufzunehmen, in ihrer tiefſten Eigenthümlichkeit zu ahnen und zu erforſchen. Ganz gleichzeitig erſchienen in den Horen Schiller's Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. Nirgends tritt die innige Verwandtſchaft des Ideenganges beider Schriftſteller entſchiedener hervor. Sie ſcheinen — möchte man ſagen — im Glanze [?] der Diktion, in poetiſch-reizender Umkleidung der abſtrakteſten philoſophiſchen Ideen um die Palme mit einander zu ringen. Nicht leicht hat Humboldt's Sprachgewandtheit ſich anmuthiger entwickelt, nicht leicht den ſchwierigen Stoff ſiegreicher bezwungen und alles Abſtruſe, Trockene glücklicher vermieden als eben in dieſem Aufſatze, dem wir in Rückſicht auf Klarheit und Anſchaulichkeit allerdings vor jenen theilweiſe auf allzu fein und dialektiſch ausgeſponnenen Ideen beruhenden Briefen den Preis — dürften wir uns anmaßen ihn auszutheilen — zuſprechen möchten.“

2) In der Neuen Jenaiſchen Litteraturzeitung, 1—2. Jan. 1843.

Noch lieferte Humboldt eine Anzeige der kleinern Ausgabe der Odyssee von F. A. Wolf (Halle, 1794) für die Allgemeine Litteraturzeitung (16. Juni 1795; jetzt in den Ges. W. B. 1. S. 262—70). Es war eine öffentliche Anerkennung, die er den Verdiensten Wolf's um die Herstellung des Homerischen Textes darbrachte. Wir haben schon früher (S. 216—17) die Stelle ausgezogen, wo er sich über die Bedeutung auch der geringsten Detailforschung ausspricht, wenn sie nur überhaupt mit Geist betrieben werde. Wie oft, fügt er hinzu, werde man durch anscheinende Spitzfindigkeiten gerade auf die Dinge geleitet, die man jetzt so oft im Munde führe, auf Sprachphilosophie, Geist des Zeitalters u. s. f., über die es freilich bequemer sei, oberflächlich zu räsonniren, als gründliche historische Untersuchungen anzustellen [1]).

Im Mai 1795, gleich nach beendigtem Drucke der Prolegomena ad Homerum, besuchte Wolf diesen Vertrauten seines Geistes in Jena. Humboldt hatte auch Göthe schon veranlaßt, das merkwürdige Buch zu lesen. Göthe, bei seiner Neigung zum homerischen Epos, faßte großes Interesse dafür und lernte Wolf bei dieser Gelegenheit persönlich kennen, der von nun an sich diesem bedeutenden Geisterkreis anschloß [2]). Humboldt war hocherfreut über den „göttlichen Besuch" dieses Freundes.

Wie sehr H. für das Wohl seiner Freunde besorgt war, zeigt sich recht, als Wolf (1796) schwankte, ob er einen Ruf nach Leyden annehmen solle oder nicht. H., der Sache selbst durchaus abgeneigt, führte dem Freunde alle möglichen Mo-

1) Man vergl. damit den interessanten Brief von Humboldt an Wolf, v. 3. Juni 95, bei Varnhagen von Ense, Denkw. B. 4. S. 307—10.

2) S. Humboldt's eben bezeichneten Brief an Wolf; Körte, Wolf's Leben u. Studien, I. 277; Göthe's Werke, B. 31. S. 46.

mente der Ueberlegung zu Herzen und ſchrieb unter andern: „Die Entſcheidung der Sache iſt, dünkt mich, ſehr einfach, und kommt Alles auf Einen Punkt an: iſt Holland in der Lage, daß Sie auf eine ungeſtörte Thätigkeit und auf einen ruhigen Genuß Ihrer unverkürzten Einkünfte zählen können oder nicht? — Iſt das Erſtere, ſo iſt keine Wahl. Die Stelle iſt zu vortheilhaft, die Muſe ſelbſt, die ſie verſpricht, zu reizend und die Nähe wahrhaft wichtiger Bibliotheken zu einladend, als daß Sie anſtehen ſollten, das Anerbieten mit offenen Armen anzunehmen. — Ruhnkenius beruhigt Sie hierüber ſehr; allein dieſer iſt bekanntlich, wie die meiſten dortigen Gelehrten, ein Patriot und ſieht die Revolution vielleicht aus Parteigeiſt mit zu günſtigen Augen an. — Ueber das, was ich für die Wiſſenſchaft wünſchen ſoll, bin ich in hohem Grade zweifelhaft. Auf der Einen Seite iſt es ein reizender Gedanke, daß Sie in der Nähe von Hülfsmitteln ſein ſollen, mit denen ſchon ſo mittelmäßige Menſchen, wie z. B. Brunck, oder doch ſo langſame wie die Holländer, ſo viel geleiſtet haben. Auf alle Fälle, glaube ich, müſſen Sie ſich, mein lieber, theurer Freund, einer Divinations-Gabe anvertrauen, die Sie ja ſonſt ſo gut begleitet.“ [3]) — Wolf entſchied ſich, in Halle zu bleiben

Im Juni 1795 verließen Humboldt's Jena in der Abſicht, nach einem kurzen Aufenthalt zu Tegel, im Oktober wieder zurückzukehren. H. traf aber ſeine Mutter ſehr krank an und hauptſächlich darum konnte er ſich dieſen Winter nicht und erſt im Herbſt des nächſten Jahres in die ihm ſo werth gewordenen Jenaiſchen Verhältniſſe zurückbegeben.

Für Humboldt wie für die Freunde war dieſe lange

3) Körte, a. a. O. I. 314–15.

Trennung schmerzlich. „Humboldt", schreibt Schiller (2. Okt. 1795) an Göthe, „kommt diesen Winter nicht mehr, welches mir sehr unangenehm ist." Und an Humboldt schreibt er: „Ihre längere Abwesenheit beklagt Göthe sehr. Auch der Anatomie wegen hat er sich auf ihr Hiersein im Winter gefreut." Am schmerzlichsten war es H., von Schiller so lange getrennt zu sein, hauptsächlich dann, wenn er um dessen Befinden Sorge tragen mußte. Wie willkommen, meinte er dann, würde es Schillern sein, täglich ein paar Stunden zu verplaudern. So aber habe er, wenn Göthe nicht da sei, schlechterdings Niemand. Das bringt H. sogar auf den Gedanken, Schiller solle sich lieber in Weimar ansiedeln, um mit Göthe leben, und in Herder's und Anderer Umgang einige Erholung genießen zu können. Fast in jedem Brief spricht H. seine Sehnsucht nach Schiller's Umgang, oft mit der innigsten Wehmuth, aus. Mehr als je fühlte er, daß seine eigne Thätigkeit fremder Erweckung, Nahrung und Unterhaltung bedürfe. „Ich habe mich", schreibt er (1. Aug. 95), „so sehr an das gesellschaftliche Denken gewöhnt, daß mir bei längerer Entfernung für meinen Ideenvorrath bang werden würde. Deste mehr nehme ich meine Zuflucht zu Erinnerungen und ich bringe den besten Theil meiner Zeit in Gedanken bei Ihnen zu." Immer mehr fühle ich, wie sie Beide zum Umgang mit einander geschaffen seien, und wie, ohne ihn, aller seiner Beschäftigung Leben und Kraft fehle. Und auch Schiller vermißt seinen Freund nicht weniger.

In diesen Zeitraum fällt daher der wichtigste Theil des Briefwechsels mit Schiller; der in Jena begonnene Ideentausch ward schriftlich fortgesetzt, so daß diese Trennung der Freunde für uns zum Gewinn wird. Jedes Blatt ihrer nunmehrigen Correspondenz gewährt ein Zeugniß dieser einzigen Verbindung, nirgends findet sich Leere, alles reizt und

ergreift den empfänglichen Leſer. Wie herrlich iſt es, dieſe Geiſter in ſolcher Vertraulichkeit zu finden, wie zeigt ſich Humboldt's Liebenswürdigkeit und wahrhafter Adel, wie fühlen wir uns angeheimelt, wenn er ſeine und der Gattin Grüße an Lolo beifügt oder wenn er dem kleinen Carl ſagen läßt, wie oft Li (ſeine Tochter Caroline) von ihm ſpreche. Dieſer Briefwechſel war Beiden der einzige Erſatz in der Trennung, ja oft die einzige Communikation, in der ſie mit der Außenwelt ſtanden.

Dazu kam noch ein beſonderer Anlaß, ununterbrochene Correſpondenz zu unterhalten, nämlich der erſte Schiller'ſche Muſenalmanach, der im Herbſt 1795, unter H.'s Obhut, in Berlin gedruckt ward, und die gleichzeitige endliche Rückkehr Schiller's zur Dichtung. Dieſer ſendet nun dem begierigen Freunde die neueſten Erzeugniſſe ſeiner Muſe, theils zur Aufnahme in den Almanach, hauptſächlich aber, um ſein Votum darüber zu vernehmen. H. ordnete die Gedichte, die Schiller, zum Theil ohne die Verfaſſer zu bezeichnen, für den Almanach überſendete, und überwachte den Druck, ſo weit es in der Entfernung von mehr als einer Meile von Berlin möglich war. „Wie beruhigt es mich", ſchreibt Schiller, „daß ich dies Geſchäft in Ihren Händen weiß." Faſt alle ihm zugehenden Gedichte beurtheilte H. bei dieſem Anlaß kurz und tüchtig und bewährte dabei zugleich die Sicherheit ſeines Urtheils, indem er die anonymen Arbeiten, namentlich Schiller's und Herder's, auf der Stelle erkennt und Beide, die ſich damals nahe genug berührten, kaum einmal verwechſelt. So werden, außer dieſen, auch Göthe und Hölderlin, Matthiſſon und Roſenarten, die Mereau und ſelbſt die geringſten Dichter beiläufig beurtheilt, wobei wir im Allgemeinen ſeine Nachſicht auch gegen die allergeringſten bemerkbar finden, obſchon er bei dem Meiſten, was die neuern jüngern Dichter hervorbrachten, zu fragen ſich gedrungen

ſah, ob es ihnen denn nicht ſelbſt Langeweile mache, ſo gewöhnliche Gedanken und Bilder in Reime zu bringen.

Aber auch ſonſt wußte er ſeine Entfernung von den Freunden in ihrem Intereſſe zu nützen. Nicht nur daß er ſeine Berliner Bekannten, Engel, Göcking, Ramler, Genz ꝛc. zur Theilnahme an Schiller's Unternehmungen warb, oder zur Thätigkeit für ſie anſpornte, erfreute er Schiller wie Göthe auch dadurch, daß er ihnen die Urtheile, deren ihm, bei ſeinen Beſuchen in Berlin, über einzelne ihrer Arbeiten, über die Horen und den Almanach überhaupt, unaufhörlich zuſtrömten, zur Ergötzlichkeit oder Belehrung, referirte.

Und damit wenigſtens die andern Freunde des Schillerſchen Umgangs mit Bequemlichkeit genießen könnten, ſtellte er Göthen und Körnern für ihre Beſuche in Jena ſeine dortige Wohnung zur Verfügung.

In Tegel führte er mit den Seinen ein ſehr einſames und durch Krankheiten vielfach geſtörtes Leben. Seine eigne Geſundheit war ſchon in Jena nicht ſo rüſtig wie früher, nun beſſerte es ſich zwar, aber bald ward er von einem Augenübel befallen, das ihm ſogar das Leſen erſchwerte. Die alte Humboldt erholte ſich nur auf kurze Zeit und gab zu keiner dauernden Hoffnung Raum. Bald mußte er auf ein ander Gut ſeiner Mutter reiſen, und dringende Geſchäfte beſorgen. Auch Frau von Humboldt war nicht ſelten unpaß, und wieder ein andermal galt es einen ſchnellen Ritt, um den Arzt, Dr. Marcus Herz in Berlin, zu conſultiren und dann zum Krankenbett des Knaben zurückzueilen.

Obwohl er übrigens faſt ohne geſellſchaftliche Exiſtenz war, nur ſelten Beſuch empfing und manchmal in ſechs Wochen nicht nach Berlin kam, war er doch durch die be-

zeichneten Störungen und durch seine Stimmung überhaupt, besonders in der ersten Zeit seines Aufenthalts zu Tegel, fast zu jeder Arbeit im strengen Sinne unfähig. Zum Niederschreiben kam er ohnehin schwer, ja er schämte sich ordentlich, so wenig für die Horen liefern und Schillern, wenn es an Manuskript fehlte, nicht einen Theil der Last abnehmen zu können, obschon gerade dieses räsonnirende Fach zur Genüge in den Horen vertreten war und diese schweren Aufsätze überhaupt die Leser mehr zurückschreckten als anzogen. Man werde, sagte er sich dann zum Trost, seinen Produktionen schwerlich zu viel Geschmack abgewinnen, und dies mache ihn auch kälter für Dinge, die, wie er sich bescheiden ausdrückt, doch am Ende mehr schriftstellerische Ausführungen, als große wissenschaftliche Erweiterungen seien. Schiller ließ diese Einwendungen nicht immer gelten. „In der That, liebster Freund," schrieb er 7. Dez., „rechne ich für den nächsten Jahrgang der Horen sehr auf Ihre Mitwirkung. Sie müssen sich durch das Schicksal Ihrer ersten Aufsätze gar nicht abschrecken lassen; denn hier war die Materie mit einer erstaunlichen Trockenheit behaftet, auch liegt es so entschieden am Tage, daß der Gegenstand für die Stumpfsinnigkeit der Leser nur zu fein und zu scharf behandelt war. Sobald Sie faßlichere Materien wählen und sich die Sache selbst leichter machen, so werden Sie auch andere Wirkungen sehen. Ich möchte doch einmal etwas mehr Historisches von Ihnen ausgeführt sehen. Hier würde der Gegenstand Ihre Tendenz zur Schärfe und Intellektualität in Schranken halten und auf der anderen Seite würden Sie mehr Verstandesgehalt in den Gegenstand legen." Was ihm Schiller ein andermal auf solche Bekenntnisse erwiederte, haben wir schon früher (S. 280 bis 81) mitzutheilen gehabt.

Welche Fülle von Geist legte Humboldt, gerade in

dieſer Zeit, in den Briefen an Schiller nieder! Einer regeren Thätigkeit für die übrige Welt ſtellte ſich bei ihm vieles in den Weg: die Ungeneigtheit, ſeine Gedanken ſo vielen andern auszuſpinnen, eine Ueberfülle von Ideen und am Ende ein gewiſſes Zagen, wenn er bedachte, wie ganz anders es wirke, wenn eine Dichterkraft, wie Schiller, ſich ſolcher Ideenmaſſe bemächtige. Am meiſten hielt ihn ſein unabläſſiges Studiren ab. Die Lektüre griechiſcher Dichter, um dieſe Zeit beſonders Ariſtophanes, wechſelte mit dem Studium phyſiologiſcher und naturhiſtoriſcher Schriften. Er ſelbſt fühlte manchmal, daß ihm der Müßiggang wohlthue, ſei es in geſelligen Zerſtreuungen oder im Genuſſe der Landluft, weil er dann deſto freier in allen Ideen herumſchweifen konnte. Und es ergreift uns eine beinahe ſchmerzliche Bewunderung, wenn wir ihn alsbald (28. Sept. 95) wieder an Schiller ſchreiben ſehen, er ſei in den letzten Wochen wieder ungemein fleißig geweſen und bringe den größten Theil des Tages an ſeinem Schreibtiſch zu. „Ich weiß nicht," ſagt er, „durch welche Verbindung von Umſtänden ein großer Durſt des Wiſſens plötzlich, wie von Neuem, in mir erwacht iſt, aber ſehr lange habe ich ihn nicht in gleichem Grade gefühlt. Ich überlaſſe mich dieſer Neigung um ſo mehr, als ich gar keinen Muth habe, ſo lange ich von Ihnen abweſend bin, etwas nur irgend Würdiges hervorzubringen. Und überhaupt ſind doch meine Geſichtspunkte jetzt zu feſt, als daß ich fürchten dürfte, in eine vage Gelehrſamkeit auszuſchweifen, die ich gewiß am meiſten geringſchätze. Alles, was ich anfange, ergreife ich doch aus Einem Geſichtspunkte, und niemals unterlaſſe ich, aus allem Geſammelten die Reſultate zu ziehen, die dieſen Geſichtspunkt angehen. Dies vorausgeſetzt, kann ich kaum der Begierde widerſtehen, ſo viel als nur immer und irgend möglich, ſehen, wiſſen, prüfen zu wollen. Der Menſch

ſcheint doch einmal da zu ſein, Alles, was ihn umgiebt, in ſein Eigenthum, in das Eigenthum ſeines Verſtandes zu verwandeln. Ich möchte, wenn ich gehen muß, ſo wenig als möglich hinterlaſſen, das ich nicht mit mir in Berührung geſetzt hätte. Dieſe Begierde iſt mir immer eigen geweſen, und hat mich nur oft leider irre geführt, ſo daß ſie ſich ſelbſt ihren Zweck vereitelte. Im Wiſſen und im Leben habe ich mich immer ſelbſt durch zu große Verbreitung geſtraft. Ich habe nach Allem gegriffen und vergeſſen, daß Jedes feſthält, und Manches die Kraft verzehrt. Mit dem Leben bin ich nun zu großer Ruhe gekommen, und mit dem Wiſſen iſt der Kampf, Gottlob! gefahrloſer."

So kam es denn, daß er, im Verhältniß zu ſeiner Kraft, immer wenig producirte, und beſonders in jenen Jahren, wie er ſelbſt ſagt, zwar immer reich an Plänen war, aber arm an Ausführungen. Seine Pläne und Arbeiten in dieſem Zeitabſchnitt betrachten wir unten näher, hier haben wir es nur mit den allgemeinen Umriſſen ſeines damaligen Lebens zu thun.

Die Einſamkeit ſeines Tegeler Aufenthalts wurde noch am öfterſten durch den Beſuch von Gentz unterbrochen, „der ihm ein angenehmer Umgang war". — Da die Mutter, um ärztlicher Hülfe näher zu ſein, im December in die Stadt gezogen war, ging H. im Anfang des folgenden Jahres auch dahin, und kehrte wohl erſt nach dem Carneval aufs Land zurück. In Berlin verſchlang ihn der Strudel der Welt, er hatte ſo viele alte Bekannte, durch ſeine Gattin knüpfte ſich manches neue Verhältniß, ſelbſt Rahel, eine langjährige Freundin, fühlte ſich durch ſie, die ihr fremd war, ihm näher und verwandter.

Schon jetzt lag eine größere Reiſe nach Italien in H.'s nächſten Lebensplanen. Doch vor dem Frühjahr 1797

war an die Ausführung derſelben nicht zu denken. Er dachte erſt einige Zeit bei ſeinem Schwiegervater in Burgörner zuzubringen; dann wollte er noch einen längern Aufenthalt in Jena nehmen. „Es iſt mein Plan, nie einen feſten Wohnort zu haben, ſondern zwiſchen dieſem und eigentlichen Reiſen ein Mittel zu halten.“ (Br. an Sch., 23. Okt. 95.)

Ob er das Frühjahr und den größten Theil des Sommers in Tegel oder in der Stadt lebte, ob Alexander, den er erwartete, ihn beſuchte, iſt nicht klar. Den 24ten Juni ſchreibt Schiller an Göthe: H's. Mutter werde bald ſterben und das halte ihn wahrſcheinlich in Berlin feſt.

Ehe wir uns jedoch der abermaligen Raſt in Jena nähern, müſſen wir ausführlicher von den Verhandlungen die er in der ſo eben geſchilderten Epoche mit Schiller pflog, ferner von den Plänen und Arbeiten ſprechen, die ihn während eben dieſer Zeit beſchäftigt hatten.

---

„Ich bin begierig zu ſehen,“ ſchrieb Humboldt (1 Aug.[1]), „wie Sie den Uebergang von der Metaphyſik zur Poeſie gemacht haben. Das wunderbare Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in einem ſo eminenten Grade eigenthümlich ſind, iſt an ſich nicht leicht zu faſſen, und giebt bei genauer Unterſuchung gewiß nicht geringe Aufſchlüſſe über die innere Verwandtſchaft des dichteriſchen und des philoſophiſchen Genie's. . . . . Beide ſo verſchiedene Richtungen entſpringen aus einer Quelle in Ihnen, und das Charakteriſtiſche Ihres Geiſtes iſt es gerade, daß er beide beſitzt, aber auch ſchlechterdings nicht Eine allein beſitzen könnte. Wo ich ſonſt etwas Aehnliches kenne, iſt es der

1) 1795. Alle dieſe Verhandlungen gehören, wo nichts weiter bemerkt iſt, in dieſes Jahr.

Dichter, der philoſophirt, oder der Philoſoph, der dichtet. In Ihnen iſt es ſchlechterdings Eins, darum iſt aber freilich Ihre Poeſie und Ihre Philoſophie etwas Anderes, als was man gewöhnlich antrifft. . . . Man könnte ſagen, daß in beiden mehr und eine höhere Wahrheit ſei, als wofür man gewöhnlich Sinn hat, in der Poeſie mehr Nothwendigkeit des Ideals, in der Philoſophie mehr Natur und Weſen, inſofern es der bloßen Form, dem Syſtem, entgegenſteht." Was den Dichter und Philoſophen ſonſt ganz trennt, der große Unterſchied der vollſtändigen Individualität und der Wahrheit der Idee, iſt, nach H.'s Meinung, für Schiller gleichſam aufgehoben. Er erfaſſe das Nothwendige, aber zugleich individuell; dies ſetze aber eine ungeheure Selbſtthätigkeit in ihm voraus. Denn je eminenter die Geiſteskraft ſei, deſto mehr vermöge ſie ſich auf das Nothwendige zu richten. Darum glaube er auch ſo feſt an den Wallenſtein und an das vollkommenſte Gelingen der höchſten poetiſchen Verſuche. Doch da gerathe er in eine ordentliche pſychologiſche Auseinanderſetzung, daß er nur wünſchen müſſe, es möge auch für dieſen Brief Schiller's Ausſpruch gelten: „daß ſie ſich verſtünden, wo ſie ſonſt Niemand verſtehe."

Schiller ließ nunmehr den begierigen Freund nicht lange warten, denn bald langte in Tegel ein größeres und kleineres Gedicht deſſelben nach dem andern an und verſetzte den Freund in immer neues Entzücken. Das Jahr der Ideendichtung war angebrochen. Kurz nach einander erſchienen, neben einer großen Zahl Epigramme, die Macht des Geſanges, der Tanz, Natur und Schule, das Reich der Schatten, die Ideale, die Würde der Frauen u. ſ. w. und endlich der Spaziergang. H. bewundert, charakteriſirt ſie alle; am kleinſten Epigramme weiſt er den ideellen Gehalt, an größeren Gedichten die bewundernswürdige Durchführung des Gedankens nach; oft

erfreut er ſich, Schiller's eigenſte, oft die ihnen gemeinſamen Ideen ſo herrlich gefaßt zu erblicken. Wie hätte H., ſeiner ganzen Naturanlage nach, nicht gerade von dieſen Genüſſen des Schiller'ſchen Genius entzückt ſein ſollen, welche großentheils auch ſolche Leſer am gewaltigſten ergreifen, die ſonſt dieſer Gattung weniger zugethan ſind. Denn, wenn je, ſo iſt es Schillern in den beſten dieſer Stücke, wie ſchon früher in den Künſtlern gelungen, nicht etwa blos eine Lehre mit poetiſchem Schmuck zu umkleiden, ſondern wirklich dichtend zu philoſophiren, und philoſophirend zu dichten und in dieſer merkwürdigen Verbindung alles, was die Dichtkunſt andrer Zeiten und Völker in dieſer Richtung geleiſtet hatte, in Schatten zu ſtellen. Mag die Gattung an ſich etwas Anomales ſein! Wer ſo groß darin erſcheint, wie Schiller, ſtellt ſich auch damit den größten und normalſten Dichtern an die Seite; er wird auf die denkendſten, edelſten Geiſter eine Wirkung haben, ſo groß und manchmal größer, als die lauterſte Dichtung. Humboldt hat vollkommen Recht, gerade in dieſen Poeſien etwas Außerordentliches zu finden, die die meiſten Kunſtrichter mehr nur als Uebergang und Vorübung gelten laſſen. Er erkannte mit Recht darin eine Erweiterung der Kunſt.

Freilich ſah er, fortgeriſſen von der Macht Schiller'ſcher Dichtung und bezogen von der Hoheit des Styls und dem tiefen Gehalt, auch das minder Gelungene oft für vollkommen an; eine ſtörende Miſchung der Bilder trappirt ihn nicht, eine weit zu unanſchauliche Darſtellung gewährt ihm das reinſte Vergnügen, da er ja, der Eingeweihte und Hochgebildete, ſie raſch ſich anzueignen und wahrhaft zu genießen vermag; endlich ſtempelt er ſogar die Eigenheiten dieſer intellektuellen Dichtung zu Normen des Schiller'ſchen Dichtergenius überhaupt und gefällt ſich mit Schiller in Theoremen, bei welchen das eigentlichſt Poetiſche gar nicht beſtehen könnte.

Dennoch behalten auch dieſe Humboldt'ſchen Beurtheilungen und Charakteriſtiken, einmal als ſolche, die Schiller ſelbſt zu leſen erhielt, dann als Zeugniſſe des ihm wahlverwandteſten Geiſtes, ganz unſchätzbaren Werth, wie denn auch diejenigen, welche ſich nach ihm am tiefſten in Schiller's Genius verſenkten,[2]) nicht verabſäumt haben, die Ausſprüche dieſes edlen Geiſtes am gehörigen Orte zu nutzen. Bedenken wir ferner, wie ſehr unſer Schiller, bei ſeinen damaligen Forderungen an ſich und der Zaghaftigkeit, mit der er die Dichterbahn von neuem betrat, der Ermunterung bedurfte, ſo ſteigen dieſe ermuthigenden Zuſprüche eines befreundeten Geiſtes noch höher in unſern Augen. Dieſe ermuthigende Wirkung hatten ſie in der That. „Ihre Briefe, lieber Freund," ſchreibt Schiller (21. Aug. 93) „ſind mir ein rechter Troſt, und ob ich gleich von dem liebevollen Begriffe, den Sie ſich von mir bilden, den Antheil abziehen muß, den Ihre Freundſchaft daran hat, ſo dienten ſie mir doch zu einer fröhlichen Ermunterung, deren ich weit öfter bedarf als entrathen kann."

Wir lauſchen, in dieſem Briefwechſel, gleichſam den Geburtswehen des Dichters; ein ganzer Cyclus herrlicher Werke entſteht vor unſern Augen. Unter den erſten Gedichten war es vorzüglich die Macht des Geſanges, die Humboldt, und mit Recht, zu hoher Bewunderung hinriß. Wir vergeſſen die Fehler vor der Gewalt dieſer Dichtung, in der man wirklich gleichſam ein Bild des Schiller'ſchen Dichtervermögens ſelbſt erblicken kann. H. wünſchte, daß Schiller, was auch Göthe vom Reime ſage, ihm immer getreu bleiben möge. Seine Dichtungsart ſcheint ihm eine

2) So die neueſten Commentatoren und Biographen Schiller's, vor allem Goßinger und Hoffmeiſter — die ſonſt auch meinen Dank und meine Achtung zwiſchen den Zeilen leſen mögen.

ganz eigene Verwandtschaft mit dem Reime zu haben; er erinnere sich keiner Stelle in Schiller's Gedichten, sagt er, wo der Reim dem Gedanken geschadet habe, während er mit dem Wohllaut eine Symmetrie verbinde, die unsrer Sprache nichts weniger als überflüssig sei. Damit wolle er jedoch nicht sagen, daß ihm die reimfreien Dichtungen des Freundes weniger willkommen seien.

Mit einer gewissen Feierlichkeit sendete Schiller das Reich der Schatten (jetzt: die Ideale und das Leben überschrieben), und nach dessen Empfang stimmte H. einen unbedingten Jubel an. Schiller fühlte wenigstens, daß ein Andrer, als er und Humboldt, noch Einiges werde deutlicher gesagt wünschen. „Aber nur, was Ihnen noch zu dunkel scheint," schreibt er dem Freunde, „will ich ändern, für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen." H. aber erwiedert, 21. Aug.: „Wie soll ich Ihnen, liebster Freund, für den unbeschreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat. Es hat mich seit dem Tage, an dem ich es empfing, im eigentlichsten Verstande ganz besessen, ich habe nichts Anderes gelesen, kaum etwas Anderes gedacht, ich habe es mir auf eine Weise zu eigen machen können, die mir noch mit keinem anderen Gedichte gelungen ist, und ich fühle es lebhaft, daß es mich noch sehr lang und anhaltend beschäftigen wird. Solch einen Umfang und solch eine Tiefe enthält es, und so fruchtbar ist es, woran ich vorzüglich das Gepräge ihres Genies erkenne, selbst wieder neue Ideen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin, in dem Umriß eines jeden Bildes verräth sich die Meisterhand, und die Phantasie wird unwiderstehlich hingerissen, selbst aus ihrem Innern hervorzuschaffen, was Sie ihr vorzeichnen. Es ist ein Muster der didaktisch-lyrischen Gattung, und der beste Stoff, die Erfordernisse dieser Dichtungsart

und die Eigenſchaften, die ſie im Dichter vorausſetzt, daran zu entwickeln. Ich habe an einzelnen Stellen ſtudirt, zu finden, wie Sie es gemacht haben, um mit der vollkommenen Präciſion der Begriffe die höchſte poetiſche Individualität und die völlige ſinnliche Klarheit in der Darſtellung zu erreichen, und nie hat ſich mir die Produktion des Genies ſo rein offenbart, als hier. . . . Es trägt das volle Gepräge Ihres Genies und die höchſte Reife, und iſt ein treues Abbild Ihres Weſens."

Weiter folgen wir H. nicht in die detaillirte Bewunderung eines Gedichts, welches freilich zu den großartigſten Flügen des Dichters gehört, aber weit entfernt iſt, die höchſte poetiſche Individualität und die völlige ſinnliche Klarheit zu beſitzen, und auf keinen Fall als eines der gelungenſten Werke ſeiner Ideendichtung angeſehen werden kann. Auch hier iſt es die Tiefe des Gehalts, die Begeiſterung für eine ihm ebenſo angehörende Idee, das Staunen, ſo etwas in den Formen der Poeſie verkörpert zu ſehen, was ihn ſo gewaltig zu einem Gedicht zog, von dem er doch ſelbſt ſagt, „daß man erſt durch eine gewiſſe Anſtrengung verdienen müſſe, es bewundern zu dürfen."

Sehr charakteriſtiſch iſt es, daß Humboldt einem viel unmittelbarer ans Gemüth greifenden Gedichte, den Idealen, nicht ſolche Gunſt zuwenden konnte. Es ging freilich aus der Gattung, die Schiller bisher cultivirt hatte, heraus, und näherte ſich der reinen Dichtung. Schiller ſelbſt wußte es mit den äſthetiſchen Abſtraktionen, die ſie ſich aus der Ideendichtung gebildet hatten, nicht zu vereinen, er erklärte es für „zu individuell wahr." Auch Humboldten war es nicht allgemein genug, er war von Schiller's eigenſter Art ſo ergriffen, daß ihm nur in dieſem Bereich die Gewalt des Dichters entſchieden dünkte. Und in Bezug auf deſſen Lyrik liegt allerdings in dieſer Meinung viele Wahrheit.

Eben so charakteristisch war der Widerspruch, in welchem sich sämmtliche kritische Freunde, denen Schiller seine neuesten größern Gedichte vorgelegt hatte, über sie vernehmen ließen, Göthe nämlich, Humboldt, Körner und Herder. Jeder hatte ein andres zum Liebling erkoren: Göthe die Ideale, Körner Natur und Schule (jetzt „der Genius" benannt), Humboldt die Macht des Gesanges (das Reich der Schatten hier ungerechnet), und Herder den Tanz. Göthe's Vorliebe erklärte Humboldt ganz falsch. Wenn ihm selbst die Ideale zu sehr auf die wirkliche Empfindung gerichtet waren, wie Natur und Schule zu scharf auf den Gedanken, so spricht er gerade damit aus, was Göthen bewog, jenes Gedicht allen gleichzeitigen Erzeugnissen Schiller's vorzuziehen. H. blieb dabei, der Macht des Gesanges den Vorzug zu geben; da walte der reine Dichtergeist vor, und es berühre gerade die Seite, auf die es ihm immer eigen sei, vorzüglich gerichtet zu sein, es berühre die innerste und unergründlichste Natur des Menschen, den unbegreiflichen Zusammenhang und Uebergang des Gedankens und der Empfindung, und bestimme durch seinen Schwung die Einbildungskraft auf eine dem Gegenstand des Gedichts ausschließend eigenthümliche Weise zu wirken.

Endlich schloß Schiller diesen Cyclus von Produktionen mit einem Gedicht, das mit Recht alle Stimmen, die wir oben aufgeführt haben, vereinigte und dem auch Humboldt vor allen den Preis zuerkannte — das ist die Elegie oder der Spaziergang. „Wohin man sich wendet," ruft H. aus (23. Okt.), „wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht, aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dies unbegreiflich schön organisirte Ganze beseelt. Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dies mich am meisten anzieht, und mein Inneres am lebendigsten und höchsten bewegt. Es hat den

reichſten Stoff, und überdies gerade den, der mir, meiner Anſicht der Dinge nach, immer am nächſten liegt. Es ſtellt die veränderte Strebſamkeit der Menſchen der ſicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Geſichtspunkt beide zu überſehen, und verknüpft ſomit alles Höchſte, was ein Menſch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeſchichte, die Summe und den Gang alles menſchlichen Beginnens, ſeine Erfolge, ſeine Geſetze und ſein letztes Ziel, Alles umſchließt es in wenigen, leicht zu überſehenden, und doch ſo wahren und erſchöpfenden Bildern. Das eigentliche poetiſche Verdienſt ſcheint mir in dieſem Gedichte ſehr groß; faſt in keinem Ihrer übrigen ſind Stoff und Form ſo mit einander amalgamirt, erſcheint Alles ſo durchaus als das freie Werk der Phantaſie. . . . Vorzüglich ſchön iſt die Mannigfaltigkeit der verſchiedenen Bilder, die es aufſtellt. . . . Die Schönheiten der Diktion im Einzelnen erreichen ganz und gar die Größe der Anlage des Ganzen. Jeder Ausdruck giebt ein ſchönes Bild, und die meiſten einzelnen Diſtichen laden zu einem eigenen Studium ein."

Bei ſolchen Lobeserhebungen ließ es H. keineswegs bewenden, ſondern er machte wirklich faſt jedes einzelne Gedicht, und beſonders die größeren, zu einem beſondern Studium, prüfte alle Einzelheiten, dem Gedanken und der Form nach, und, weil ihm da das Wichtigſte zu bemerken blieb, beſonders Sprache, Rhythmus, Reim und Versbau. Im Spaziergang ſowohl, als in den Idealen, im Tanz, in Natur und Schule, dem Reiche der Schatten ꝛc. ꝛc. machte er feingefühlte Ausſtellungen, denen Schiller großentheils Folge gab, und trug dadurch nicht wenig bei, dieſe Dichtungen einer durchgehenden Claſſicität zu nähern. Verſe und Zeilen wurden weggeworfen, hinzugedichtet, und der Dichter weiß es dem Freunde höchlich Dank, daß er ihm

besonders in Rückſicht des Sylbenmaßes das Gewiſſen ſchärft. Es iſt hier nicht vergönnt, uns in dieſe intereſſanten Wechſelreden beider Männer, ſo ſehr es der Gegenſtand werth wäre, zu vertiefen. Hier genügt das Zeugniß, das Schiller ſelbſt dem Freunde giebt. „Denken Sie doch", ſchreibt er ihm, „in einem müßigen Augenblicke darüber nach, was Sie im Versbau der Elegie noch etwa einem Streit unterworfen glauben. Da Sie zu blöde und ſchamhaft ſind, ſelber mit der Muſe Kinder zu zeugen, ſo adoptiren, oder erziehen Sie mir vielmehr die meinigen. Dafür ſollen Sie auch die Vaterfreuden mit mir theilen." Und kurz darnach ſchreibt er ihm von der Knebel'ſchen Ueberſetzung einzelner Elegien des Properz: ſie ſei im Ganzen recht brav und im Einzelnen hoffe er noch Verbeſſerungen; denn er habe darauf aufmerkſam gemacht. „Es war auch billig, daß ich Andern mittheilte, was ich aus Ihren Bemerkungen über meine Arbeiten gelernt habe." (Sch. an H., 17. Dez. 95).

Jetzt fühlte ſich Schiller durch den Erfolg dieſer Dichtungen und den Beifall ſeiner kunſtſinnigen Freunde, namentlich Humboldt's, ſo ermuthigt daß er Größeres zu unternehmen dachte. Lange ſchon lagen ihm die dramatiſchen Plane der Maltheſer und Wallenſtein's im Sinne, jetzt zog ihn plötzlich die Idee einer romantiſchen Erzählung an und da zeigte ſich recht die Ungewißheit und das Schwanken, in welchem er ſich noch immer befand. Er war noch im Zweifel, ob er für dramatiſche oder epiſche Dichtkunſt geboren ſei, und ſchon daran, ſich für letztere zu entſcheiden, als ein befreundeter Genius ihn kräftig auf ſeine eigenſte Bahn wies und dieſen Zweifel verſcheuchte. Nun wollte er auch darüber ganz ins Klare kommen, ob ſeine Dichtart wirklich, wie er ſelbſt meinte, und wie der Freund verſicherte, ihre eigne Berechtigung habe und neben der für ihn, wie er wohl fühlte, unerreichbaren Weiſe Göthe's und

der Griechen, stehen und gelten dürfe. Diese eben bezeichneten inneren Kämpfe riefen die Verhandlungen hervor, von denen wir jetzt zu handeln haben, die eine über Schiller's Dichterbestimmung, die andere über Schiller's Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung.

Um den Zweifel über seinen Dichterberuf los zu werden, wandte er sich an Humboldt. Einerseits zu den Maltheſern hingezogen, die sich an seine jetzige lyrische Stimmung anknüpften und gerade ein einfaches, heroisches und erhabenes Sujet boten, wie er es liebte, wünschte er von der andern Seite sich in allen Fächern und Formen zu versuchen, die Erzählung hatte sich im Geiste schon gestaltet und es schien ihm fraglich, ob nicht in diesem Gebiet ein Kranz zu gewinnen sei, wie er ihm im Dramatischen noch nicht zu Theil geworden. „Denken Sie, lieber Freund," so schloß er diese Consultation H.'s, „denken Sie noch einmal recht streng über mich nach, und schreiben mir dann Ihre Meinung. Poesie wird auf jeden Fall mein Geschäft sein; die Frage ist also blos, ob episch (im weiten Sinne des Worts) oder dramatisch?

Warum wandte er sich aber an Humboldt? Warum nicht lieber an Göthe, den erfahrenen Meister? Von diesem hätte er schwerlich ein Votum erwarten können, das seiner Unsicherheit ein Ende gemacht hätte. Göthe hätte ihn an seinen Instinkt gewiesen und noch waren Beide einander nicht so nahe gerückt, daß Schiller ein ganz auf seine eigenste Dichternatur eingehendes Urtheil von ihm hätte hoffen können. Er erkor eben darum denjenigen zu seinem poetischen Gewissensrath, der seine Eigenheit am tiefsten würdigte und, weniger noch als selbst Körner,[3]) einen

3) Vergl. oben S. 315.

Uebergang aus dieſer Eigenthümlichkeit in die allgemeine claſſiſche Bahn wünſchte.

Humboldt fühlte alle Schwierigkeiten, die der Beantwortung jeder ſolchen Frage entgegen ſtehen, und bat daher den Freund, es ihm zu Gute zu halten, wenn er mehr einer gewiſſen Divinationsgabe, als einem ſicheren Raiſonnement folge. Am ſchwerſten, erklärte er in dieſem Schreiben vom 16. Okt. (1795), ſei das auszuſprechen, was Schillern als Dichter charakteriſire, obgleich man es bei ihm genauer als bei irgend einem deutſchen Dichter fühle. Man könne Göthe z. B. bis auf einen hohen Grad der Wahrheit in ſeinen letzteren Produktionen mit den Griechen, in ſeinen früheren mit Shakespeare vergleichen; man habe das letzte auch mit Schiller's früheren Stücken gethan. Dieſe ſeien ihm zwar jetzt leider nicht gegenwärtig genug, er ſei jedoch a priori von der Unrichtigkeit dieſes Urtheils überzeugt. Vorzüglich klar aber ſei ihm deſſen Dichtercharakter, wenn er ihn gegen die Griechen halte. „Unter allem mir bekannten Griechiſchen iſt keine Zeile, von der ich mir Sie als den Verfaſſer denken könnte, und zwar liegt der auffallende Unterſchied nicht in dem Grade erreichter Vollendung, ſondern, man möchte auch darüber, wie man wolle, urtheilen, wieder offenbar in der Gattung. Dennoch finden ſich alle weſentlichen Schönheiten der griechiſchen Poeſie innerhalb des Kreiſes nicht blos deſſen, was Sie von Ihren Arbeiten fordern, ſondern auch deſſen, was Sie einzeln und bei Einzelnem in ſo hohem Grade geleiſtet haben. Was Sie unterſcheidet, kann auch nicht irgend einem Einfluß des Nationalcharakters, oder der zufälligen Lage der Litteratur, es kann nur den Fortſchritten des Zeitalters beigemeſſen werden. Es iſt Ihnen und nur Ihnen eigen, und iſt ſo innig mit den Forderungen des poetiſchen Genies verbunden, daß es ſogar eine weſentliche Erweiterung deſſelben ausmacht.

Sie fühlen, was ich sagen will; alle Ihre dichterischen Produkte zeigen einen stärkeren Antheil des Ideenvermögens, als man sonst in irgend einem Dichter antrifft, und als man, ohne die Erfahrung, mit der Poesie für verträglich halten sollte. Ich verstehe aber hierunter gar nicht blos das, wodurch Ihre Poesie eigentlich philosophisch wird, sondern finde eben diesen Zug auch in der Eigenthümlichkeit, mit der Sie das behandeln, was rein dichterisch, also Künstlererfindung ist. . . Um es in seiner ganzen Allgemeinheit auszudrücken, muß ich es lieber gleichsam einen Ueberschuß von Selbstthätigkeit nennen; eine solche, die sich auch den Stoff, den sie blos empfangen könnte, noch selbst schafft, aber sich hernach mit ihm, wie mit einem blos gegebenen verbindet. . . Dies nun drückt Allem, was Ihnen angehört, ein ganz eigenes Gepräge von Hoheit, Würde und Freiheit auf, führt ganz eigentlich in ein überirdisches Gebiet über, und stellt die höchste Gattung des Erhabenen, die durch die Idee wirkt, auf. Darum besitzen Sie einen so intensiv großen Reichthum, bieten dem Leser, wenn ich so sagen darf, überall mehr Tiefe als Fläche, und machen sich mit Einem Wort alle Vortheile zu eigen, welche die innige und durchgehende Verbindung von Ideen mit dem Gefühle, wenn dies nicht dadurch an Wärme verliert, gewährt. Eben daher wird es auch entspringen, wenn man an Ihren Charakteren und Schilderungen, ungeachtet der größesten Wahrheit und Consequenz, doch oft wenigstens die Farbe der Natur selbst vermißt hat.

„Nehme ich nun", fährt er fort, „die dramatische (hier doch eigentlich die tragische oder besser heroische) Poesie . . als die lebendige Darstellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung des Menschen in einem einzelnen Kampf mit dem Schicksal, so finde ich die Eigenthümlichkeit, die Sie charakterisirt, hier in ihrem wahren

Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geſchieht. Alles drängt ſich hier dem Moment der Entſcheidung entgegen, die Kraft des Geiſtes und des Charakters muß ſich zur höchſten Anſpannung ſammeln, um die Macht des Schickſals zu überwinden, und ſich ganz in ſich ſelbſt zurückziehen, um ihr nicht zu unterliegen. Dieſen Zuſtand in ſeiner ganzen Größe zu ſchildern, fordert die höchſte und reinſte Energie des Genies. Das Verhältniß des Menſchen zum Schickſal darzuſtellen, iſt eigentlich die Darſtellung einer Idee; je ſelbſtthätiger und freier hier das Genie wirkt, je größeren Ideengehalt es in das Gefühl zu verweben weiß, deſto größer iſt die Wirkung. Dieſe hervorzubringen, halte ich Sie geſchaffen; wenn Sie hier Ihren Gegenſtand glücklich wählen, ſo wird Sie hier Keiner erreichen. Die bewundernswürdige Tiefe Ihres Geiſtes ſteht hier an ihrer Stelle; es wird eine lyriſche Stimmung erfordert, die Ihnen, im Ganzen genommen, mehr, als eine epiſche, eigenthümlich iſt. . . Auf der anderen Seite aber ſetzt das Dramatiſche gerade Ihnen große Schwierigkeiten entgegen. Neben dem Erhabenen beruht ſeine Wirkung auch großentheils auf dem Rührenden, es fordert mannigfaltig bewegte Leidenſchaften und fein nuancirte Empfindungen. Wie viel Sie auch hier durchaus vermögen, haben Sie zur Genüge gezeigt. . . . Nur iſt aber hier die Frage, nicht ſowohl, ob Sie hier der Natur wirklich treu ſind, ſondern mehr, ob Sie ihr treu zu ſein ſcheinen? . . . Ich habe im vergangenen Winter einmal die weiblichen Charaktere des Carlos ſehr genau unterſucht und bin nirgends auf etwas geſtoßen, was ich nicht wahr nennen möchte, aber es bleibt ihnen ein ſchwer zu beſtimmendes Etwas, ein gewiſſer Glanz, der ſie von eigentlichen Naturweſen unterſcheidet. Soll ich mich einmal nicht fürchten, in ſubtile Hypotheſen zu verfallen, ſo kann ich mir

dieſe Erſcheinung nach meiner Vorausſetzung ſehr wohl erklären. Wenn es richtig iſt, daß Sie der Natur, gleichſam ehe ſie vollkommen auf Sie einwirken kann, ſchon ſelbſtthätig entgegen eilen, wenn Sie nicht ſowohl aus ihr ſchöpfen, als, durch ſie begeiſtert, ihr Bild in ſich durch eigene Kraft ſchaffen, ſo muß dies da am meiſten ſichtbar ſein, wo die Natur ſelbſt, wenn ich ſo ſagen darf, am meiſten Natur iſt. . . Charaktere, die Göthen unglaublich gelingen, Götzens Frau, Götz ſelbſt, Klärchen, Gretchen, würden Ihnen große Schwierigkeiten machen." Nicht in dieſer, ſondern in der heroiſchen Gattung werde Schiller's Stärke ganz ſichtbar ſein. Auf alle Fälle verdiene es erwogen zu werden, ob nicht die dramatiſche Poeſie, noch mehr als jede andre, verlange, daß der Dichter unmittelbar aus der Natur ſchöpfe. Wenigſtens ſei nirgends das Gegentheil, auch nur im kleinſten Grade, ſo ſichtbar. Doch rühre dies vielleicht auch aus einer nicht ganz rein äſthetiſchen Stimmung, aus einer geringern Empfänglichkeit für die Einwirkung der Kunſtform her.

„Verglichen mit der dramatiſchen, halte ich die epiſche Poeſie nicht ſo fähig, Ihre ganze Stärke zu entwickeln. . . An ſich braucht auch das eigentlich Epiſche (nicht aber die große Epopöe) eine leichtere, lachendere, mehr malende Phantaſie, als Ihnen, in Vergleichung mit der Tiefe der Ihrigen, eigen ſcheint. Gewiß würden Sie auch hier mit großer Würde auftreten, aber Sie würden eine Ihnen ſelbſt nachtheilige Wahl treffen." Daß er an und für ſich des Epiſchen mächtig ſei, daran ſei nicht zu zweifeln. Vorzüglich in ſeinen neuern Gedichten, von den „Göttern Griechenlands" an, ſei eine Gattung gegeben, die er allein geſtempelt habe, und die mit allem Reichthum epiſcher Schilderungen den höchſten lyriſchen Schwung vereinige. Aber den höchſten Kranz werde doch die dramatiſche Poeſie, und zwar in der einfach heroiſchen Gattung, darreichen.

Dieſes ganze Conſilium iſt ein Meiſterſtück. „Es ſtellt Schiller's wahre, tragiſche Größe ins Licht, und verſchleiert ſeine Mängel ſo, daß ſie doch kenntlich genug durchſchimmern.“ [4])

Demnach gab Humboldt, beſonders für den Moment, den Malthesern den Vorzug, auch vor dem Wallenſtein, der allerdings an ſich bei weitem größer und tragiſcher ſei und auch gewiß in demjenigen Kreiſe liege, für den Schiller beſtimmt ſei. Auf alle Fälle müſſe er aber im Dramatiſchen darauf rechnen dürfen, ein Werk ohne Unterbrechung zu vollenden.

Zur Zeit, da Schiller dieſen „ihm in jeder Rückſicht intereſſanten“ Brief erhielt, war er ſchon in der Arbeit begriffen, ſich ſelbſt über die Frage: inwiefern er, bei dieſer Entfernung von dem Geiſte der griechiſchen Poeſie, noch Dichter ſein könne, und zwar noch beſſerer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben ſcheine? einen definitiven Aufſchluß zu geben, und die Ergebniſſe ſeines Nachdenkens in der berühmten Abhandlung über naive und ſentimentale Dichtung niederzulegen. Schiller war auf das Reſultat gekommen, daß ein Produkt immer ärmer an Geiſt ſei, je mehr es Natur ſei, und er ſtellt nun die Frage, ob der moderne Dichter nicht beſſer thue, das Ideal, als die Wirklichkeit zu bearbeiten und ſich auf dieſem ſeinem eignen Gebiete vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm alle Bedingniſſe ewig fehlen würden, ſich von den Griechen übertreffen zu laſſen? Dieſe Frage ſolle H., noch bevor er die Abhandlung empfange, beantworten, was dieſer in ſeinem Briefe vom 6. Nov. that. In der Hauptſache ganz einig mit Schiller, will er nicht einmal einräumen, daß dieſer ſo entfernt von den Griechen ſei, und will ſelbſt die eigentliche Sprachkenntniß ſo wenig

4) Schwab, a. a. O., S. 549–50.

als wichtigen Maßstab der Vertraulichkeit mit denselben gelten lassen, daß er der Meinung ist, Schiller würde weniger fein und richtig über die Griechen denken, wenn er sie selbst griechisch zu lesen gewohnt sei. Das, wodurch er den Griechen so verwandt sei, sei der reine Dichtergeist, der in ihm nur etwas verstärkt sei, was er mit Schiller Geist nennen wolle, der ihn aber nicht hindere, zugleich ganz, nur nicht blos Natur zu sein. „Diesen Charakter", sagt er, „theilen Sie mit allen Modernen, nur ist diese Eigenthümlichkeit in Ihnen 1) stärker, als irgendwo, darum sind Sie, wenn ich so sagen darf, der modernste, 2) reiner (vom Zufälligen am meisten gesondert), und darum nähern Sie allein unter allen mir bekannten Dichtern sich den Griechen, ohne doch einen Schritt aus dem den Neuern eigenthümlichen Gebiete herauszugehen." Nachdem er hierauf auf sehr feine Art den Geist der griechischen Dichtung entwickelt und gezeigt hat, wie die Phantasie der Griechen sich durchweg treuer unter der Einwirkung der sie umgebenden Natur hielt und dadurch jene so bewundernswerthe Klarheit, Ruhe und Würde empfing; wie ihr aber auch durch die ebendamit gegebene Befangenheit in den Grenzen einer gewissen Sinnenwahrheit eine Art Dürftigkeit und Ungeistigkeit eigen war, welche den gehaltvollsten Produkten der Neueren gegenüber fast wie Leerheit erscheine, — nachdem er dies vorausgeschickt, fährt er also über die Neueren fort: „In ihnen ist nicht jene Offenheit der Sinne, jenes ruhige Anschauen; die immer nach mannigfaltigen Richtungen ausgebildete Geistesform zeigt sich auf eine hervorstechende Weise. Daher ihr größerer Gehalt; daher aber auch ihre große Verschiedenheit unter einander, da diese Richtungen zufällige und nationale Gründe haben. So ist bei den Italienern und Engländern eine ausschweifende Phantasie, bei den ersteren eine mehr üppige und sinnliche, bei den letzteren

eine mehr tiefe und schwärmende. Bei den Deutschen ist Geistes- und Empfindungsgehalt hervorstechend, und in Ansehung des letzteren ist Göthe, vorzüglich in seinen Theaterstücken, die weder den Griechen noch den Engländern nachgeahmt sind, in Egmont, Faust, Tasso vorzugsweise original. In Ihnen endlich, lieber Freund, ist freilich der Gedankengehalt überwiegend, aber mit Unrecht würde man Sie darauf einschränken. Wenn ich mir Ihre Eigenthümlichkeit, ohne alle die mannigfaltigen Hindernisse, welche Zeit, Gesundheit, Studium und Sprache Ihnen entgegensetzen, denke, so ist Ihre Geistesform reiner und nothwendiger als irgend eine andere gestimmt, und dadurch glaube ich den parador scheinenden Schatz rechtfertigen zu können, daß auf der einen Seite Sie, da Ihre Produkte gerade das Gepräge der Selbstthätigkeit an sich tragen, das direkte Gegentheil der Griechen, und ihnen doch unter allen Modernen wiederum am nächsten sind, da aus Ihren Produktionen, nächst den griechischen, am meisten die Nothwendigkeit der Form spricht, nur daß Sie dieselbe aus sich selbst schöpfen, indem die Griechen sie aus dem Anblick der gleichfalls in ihrer Form nothwendigen äußeren Natur nehmen. Daher denn auch die griechische Form mehr dem Sinnenobjekt, die Ihrige mehr dem Vernunftobjekt ähnlich sieht, obgleich jene auch am Ende auf einer Vernunftnothwendigkeit beruht, und die Ihrige auch natürlich [aber auch immer zureichend?] zu den Sinnen spricht. Allein sich diesem Ihrem Ideale zu nähern, muß Ihnen ungleich schwerer werden." — Noch später spricht H. mit Bewunderung, von der Art, wie dieser ganz moderne Dichter sich den Geist griechischer Dichtung angeeignet habe und führt vor allem die „Kraniche des Ibycus" und „das Siegesfest" als Beleg an,[5]) ohne uns, namentlich bei

5) Vorerinn. zum Briefw. S. 18—21.

dem letztern, zu überreden, daß hier in der Behandlung von etwas Griechischem die Rede sein könne. Wir bewundern vielmehr die ganz selbstständige Aneignung griechischer Sagen- und Dichterwelt.

Gespräche mit Göthe brachten Schillern um diese Zeit ernstlich auf den Gedanken, selbst das Griechische zu treiben und er wünschte Humboldt's Rath, wie er es damit am besten anzufangen habe. Den gab dieser auch, bedauerte jedoch schon die Zeit, die darüber verloren gehen würde, und deutete auch dadurch an, wie geringe Frucht er für Schiller von einer Originallektüre erwartete, und wie wenig er ein direktes Einlenken desselben in die classische Bahn wünschte.

Indem er in solcher Weise Wahrheiten erfaßt, die den Kunstrichtern damaliger und späterer Zeit meist entgingen, dabei aber doch über die Forderungen zu sehr hinwegsieht, deren Erfüllung selbst dem genialsten Dichter zugemuthet werden muß, war er doch nicht so blind für diese Richtung eingenommen, daß er auch den theoretischen Folgerungen, die Schiller daraus ziehen wollte, in ganzer Ausdehnung beigestimmt hätte. Dieser sendete ihm die schon erwähnte Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung zum Theil noch im Manuskript zu; den Rest las H. in den Horen, und nun entspann sich abermals eine sehr wichtige Verhandlung. Für Humboldt [6]) war diese Arbeit vom allerhöchsten Interesse, sie berührte die höchsten Punkte ihrer Kunstansicht, sie war von der entschiedensten praktischen Bedeutung, und es war hier von neuem zu bewundern, mit welch genialer Hand ihr Urheber, der jetzt auch in der Spekulation zur Praxis hinleitete, diese folgenreichen Forschungen bewältigte. H. erkannte sogleich, daß damit eine neue

6) Vergl. die Briefe an Schiller v. 14. u. 18. Dec. 95.

Epoche der äſthetiſchen Kritik begonnen habe, daß die hier entwickelten Anſichten eine Reviſion beinahe aller früheren Kunſturtheile nöthig mache. Den unbeſtimmten Meinungen habe Schiller eine Sprache geliehen; worüber ſich jetzt kaum mit den Eingeweihteſten habe reden laſſen, das könne und werde nun Gemeingut werden; ihm ſelbſt habe er faſt zu allen Zweifeln, in denen er zuweilen noch in ſeinem Urtheil über Dichter geſchwankt, die Auflöſung, und zu ſeinen Haupturtheilen den beſtimmten deutlich ausgeſagten Grund gegeben. Das bewunderte er am meiſten, daß Schiller die Verſchiedenheit der Dichter ſo unmittelbar aus dem möglichen Umfange des dichteriſchen Genies, und dieſen ſelbſt geradezu aus dem Begriff der Menſchheit ableitete. Einer ſolchen Tiefe und Conſiſtenz könne ſich kein bisheriges Syſtem der Aeſthetik rühmen, ja es ſei das größte Wort, was je über die Poeſie geſagt worden, daß ſie beſtimmt ſei, der Menſchheit ihren möglichſt vollſtändigen Ausdruck zu geben. Er ſtimme in alle Urtheile, die Schiller fälle, gänzlich mit ihm überein; einige ſeien in der That außerordentlich gelungen, vor allem die Beurtheilung Klopſtock's und Göthe's. Voltairen habe auch er nie einen eigentlichen Geſchmack abgewinnen können, und über Ariosto habe er ſich ſchon in Göttingen lebhaft mit Schlegel geſtritten. Von den einzelnen Ideen dünkt ihm der von Schiller aufgeſtellte Unterſchied zwiſchen muſikaliſcher und plaſtiſcher Poeſie beſonders fruchtbar; er fühlte ſich dadurch auch in ſeinen Betrachtungen über griechiſche Dichtung gefördert.

Nur Einen Einwurf erhob er, und mit dieſem traf er zugleich den weſentlichſten Mangel der Theorie des Freundes, ja dieſe würde durch Beſeitigung dieſes Mißſtandes erſt ihre Vollendung und in Folge davon wahrſcheinlich die allgemeinere Aufſchrift: „über antike und moderne Dichtung“ bekommen haben. H. erinnert nämlich, daß nicht blos (wie

auch Schiller annimmt) immer von beiden Ingredienzen etwas in jedem Dichter ſich befinde, ſondern daß auch die naiven Dichter ſchon im hohen Grade ſentimentaliſch ſeien, daß ferner die ſentimentalen Dichter, der Form nach, auch naiv ſein müſſen, da ſie ihre Idee eben auch zu individualiſiren verpflichtet ſeien. Er greift dann beſonders die Stelle an die mit der Unterſcheidung der abſoluten Darſtellung und der eines Abſoluten ſchließt. „Hier bin ich zwar," ſagt er, „mit Ihnen ganz einig, daß der naive Dichter den Gegenſtand mit allen ſeinen Grenzen darſtellt, ſo wie der ſentimentale vielmehr alle Gränzen des ſeinigen entfernt. Aber ich möchte darum nicht ſagen, daß die naive Poeſie blos der Form nach, die ſentimentale [blos] der Materie nach ein Unendliches ſei." Der naive Dichter, und ſelbſt Homer, hat ſo gut ein Ideal in ſich, wie der modernſte, aber weil er es nie abgeſondert gedacht hat, ſondern es noch in der Natur findet, die ihn umgiebt, ſtellt er es auch in der ſinnlichen Geſtalt dar, wie es ihm in den Gränzen der Natur erſchien. Im ſentimentalen Dichter iſt die Abſonderung des Ideals von der Wirklichkeit vor ſich gegangen, er hat alſo ein Unendliches der Materie nach, aber er muß doch auch dieſes Ideale individualiſiren, ſonſt hört er ſogar auf, Dichter zu ſein. Ganz einſtimmend mit Humboldt, hat ſchon Hoffmeiſter[7]) erklärt, daß beide Dichtungen nicht der Art, ſondern nur dem Grad und der Zeit nach verſchieden ſind. Die alte Poeſie mag mehr real, die neuere mehr ideal ſein, die Darſtellung muß hier wie dort anſchaulich und individuell ſein, d. h. ſie muß das geiſtige Menſchenleben, dieſes eigentliche Objekt aller Dichtkunſt, dem innern Sinn vorführen. Dann, aber

7) Man vergleiche deſſen vortreffliche Entwicklung, a. a. O. III. 74–91.

nur dann, wenn ſie auch naiv iſt, kann man die ſentimentale Dichtung für eine höhere Stufe, ja für den Gipfel der Poeſie anſehen, und ſie wird dieſem Höchſten der Kunſt da am nächſten kommen, wo ſie, wie es bei Shakespeare und Göthe der Fall, beide Vorzüge in eminentem Grade vereinigt. Es liegt klar am Tage, daß der Irrthum, in welchen Schiller's Theorie verfiel, auf ſeiner eignen Dichtungsweiſe ruht und mit allen zuſammenhängt, was man an dieſer tadeln kann. Vom Dichter Schiller wurde auch Humboldt fortgeriſſen, gegen den Theoretiker kann er ſchon entſchiedner Stand halten, Schiller vertheidigte zwar ſeine Darſtellung gegen dieſe Humboldt'ſchen Einwürfe, aber es glückt ihm nicht, uns für ſeine Anſicht zu gewinnen. Sie iſt durchaus irrig.

Aber auch Schiller entfernte ſich mehr und mehr aus ſeinen Abſtraktionen, während Humboldt von dieſen Erörterungen nicht abläßt. Er verhandelte nunmehr die Frage, in wie fern die individuell beſtimmte Geiſtesform ſich mit Idealität vertrage? und wiederholte den Satz: „daß die Ausbildung des Individuums nicht ſowohl in dem vagen Anſtreben zu einem abſoluten und geiſtigen Ideal, als vielmehr in der möglichſt reinen Darſtellung und Entwickelung ſeiner Individualität beſtehe.“ Ernſtlich und nachdrücklich nahm er das Individuelle, das Charakteriſtiſche gegen das einförmig Allgemeine in Schutz, eine Richtung, die bei ihm, wie wir wiſſen, nicht neu war, jetzt aber um ſo wirkſamer wieder hervortrat, um gewiſſe äſthetiſche Einſeitigkeiten, die eignen, wie die des Freundes, zu bannen. Schiller erklärte auch, nach kurzem Bedenken, daß dieſe Idee von einer unabſehbaren Conſequenz für alles Moraliſche und Aeſthetiſche ſei, und wünſchte, H. möchte dieſelbe in einer ausführlicheren Charakteriſtik der griechiſchen Götterideale, wozu er in den Horenaufſätzen ſchon den Anfang gemacht hatte, weiter nachgehen.

Schiller's Mittheilungen bezogen ſich von nun an faſt nur auf ſeine poetiſchen Vorhaben. Ein Hauptplan, mit dem er ſich damals noch trug war eine Art Fortſetzung des „Reiches der Schatten“: die Vermählung des Hercules mit der Hebe, die er als Idylle behandeln wollte. Dieſen Plan, bei dem es dem Dichter mit Recht ſchwindeln konnte, kündigte er dem Freunde in Tegel als ein Höchſtes an, das er, gleichſam als Abſchluß der Ideendichtung, wagen wolle. Hier blieb es aber auch beim Plane. Die Xenien nahmen ihn bald ganz in Anſpruch, und auch von dieſem, dem erſten mit Göthe begonnenen Unternehmen, gab er (4. Jan. und 1. Febr. 1796) dem Freunde vertrauliche Kenntniß. Anfangs wollte er ſogar, daß Dieſer und Körner die vorhandene Epigrammenmaſſe ſortiren und etwa ein Drittel für den Almanach ausleſen ſollten. Noch im Sommer*) hatte er die Abſicht, H. die Xenien wenigſtens im Manuſkript zukommen zu laſſen, ohne daß dieſem daraus eine Spur werden ſollte, wer der Verfaſſer jeder einzelnen ſei. Aber auch daraus wurde nichts; eine nähere Mitwiſſenſchaft hätte hier auch wirklich manches Unangenehme gehabt. — Während dieſes halbpoetiſchen Zwiſchenſpieles faßte Schiller ſchon ernſthaft den Entſchluß, auf die Bahn zurückzukehren, auf welcher er ſchon in früher Jugend ſo viel geleiſtet und die ihm Humboldt ſo dringend empfohlen hatte — zur Tragödie. Nur im Gegenſtande ging er von H.'s Votum ab, denn er wählte nicht die Maltheſer, ſondern Wallenſtein, und legte ſchon, nicht nur durch dieſe Wahl, ſondern zugleich durch ganz entſchiedene Erklärungen gegen ſeinen bisherigen Rathgeber, an den Tag, daß er es jetzt auf eine viel realiſtiſchere Behandlung, viel feinere Charakterdarſtellung und einen entſchiedeneren Wettkampf mit Göthe ab-

*) Schiller's und Göthe's Briefw. II. 68 (27 Juni).

gesehn habe, als H. nur irgend erwartet haben mochte. Wie sehr war Schiller unter diesen Verhandlungen fortgeschritten! Der Brief vom 21. März gehört zu dem Besten, was er jemals über sich selbst gesagt hat. Bis zu H.'s Rückkehr nach Jena hofft er mit dem Plane ziemlich zu Stande zu sein, womit die interessanteste Unterhaltung schon im Voraus verkündet war.

---

Mit Göthe war auch schon ein Briefwechsel im Gange. „Göthe," sagt Humboldt im Dec. 1795 zu Schiller, „leibt und lebt in seinen Briefen, so wie man ihn im Gespräche sieht. Manchmal ist mir das schon äußerst frappant gewesen." — Schiller hatte, gleich im ersten Briefe nach H.'s Abgang von Jena, diesem den Plan des Faust exponirt, wie ihm Göthe denselben mitgetheilt. Auf diesen Brief, den wir schmerzlich vermissen, erwiedert Humboldt: „Für die ausführliche Nachricht von Göthe's Faust meinen herzlichen Dank. Der Plan ist ungeheuer; Schade nur, daß er eben darum wohl nur Plan bleiben wird." Wir wären begierig zu wissen, wie er (1833) die dennoch bewirkte Ausführung angesehen haben mag? — Von Göthe's Dichtungen dieser Zeit gewährten ihm, nächst dem Meister, besonders die Beiträge zum Schiller'schen Musenalmanach, zwar nicht gleichen, der „Besuch" und die „Meeresstille" aber, so wie die Venetianischen Epigramme um so größeren Genuß. Die letztern las er mit wiederholter Freude. „Sie zeichnen den Göthe'schen Charakter sehr in seinen wesentlichsten und gefälligsten Zügen." Das Mährchen (am Schlusse der Unterhaltungen der Ausgewanderten) hielt er für ganz vorzüglich, und es ärgerte ihn, daß die Leute für ein leichtes schönes Spiel der Phantasie so wenig Sinn haben. „Es strahlt ordentlich hervor. Es hat alle Eigenschaften, die ich

von dieſer Gattung erwartete, es deutet auf einen gedankenvollen Inhalt hin, iſt behend und artig gewandt, und verſetzt die Phantaſie in eine ſo bewegliche, ſo oft wechſelnde Scene, in einen ſo bunten, ſchimmernden und magiſchen Kreis, daß ich mich nicht erinnere, in einem deutſchen Schriftſteller ſonſt etwas geleſen zu haben, das dem auch nur von fern ähnlich käme." (H. an Sch., 20. Nov. 95). — Ganz außerordentlich befriedigte ihn die Idylle: Alexis und Dora. Göthe theilte das Belobungsſchreiben, das er von H. erhalten hatte, auch Schillern mit, und fügte bei (1. Juli. 96): „Sowohl das viele Gute, was er ſagt, als auch die kleinen Erinnerungen nöthigen mich auf dem ſchmalen Wege, auf dem ich wandle, deſto vorſichtiger zu ſein." Schiller fand, daß H. ſehr viel Wahres über das Gedicht geſagt habe. Einiges ſchien er ihm jedoch nicht ſo empfunden zu haben, wie er ſelbſt es empfand. So ſei die treffliche Stelle: „Ewig ſagte ſie leiſe" — nicht ſowohl ihres Ernſtes wegen ſchön, der ſich von ſelbſt verſtehe, ſondern weil das Geheimniß des Herzens in dieſem einzigen Worte auf einmal und ganz, mit ſeinem unendlichen Gefolge, herausſtürzt. Ganz richtig. „Die Kleinigkeiten, die er tadelt," ſagt Schiller noch, „verlieren ſich in dem ſchönen Genuß des Ganzen; indeſſen möchte doch einige Rückſicht darauf zu nehmen ſein, und ſeine Gründe ſind nicht zu verwerfen. Zwei Trochäen in dem vordern Hemipentameter haben freilich viel Schleppendes, und ſo iſt es auch mit den übrigen Stellen. Der Gegenſatz mit dem für einander und an einander iſt freilich etwas ſpielend, wenn man es ſtrenge nehmen will; und ſtrenge nimmt man es gern mit Ihnen." Da das Gedicht noch ungedruckt war, konnte Göthe noch vor der erſten Publikation deſſelben das Anſtößige entfernen; den etwas ſpielenden Gegenſatz hat er doch ſtehen laſſen, ich glaube, mit Recht.

In H.'s eignen Vorhaben und Unternehmungen dieſer Zeit machen ſich, wie wir ſchon angedeutet, mehr Plane und Vorarbeiten bemerklich, als wirkliche Ausführungen. Lebte er doch manche Zeit beinah nur für Schiller! Doch auch die Vorſätze ſind intereſſant genug, und wir berühren ſie flüchtig. Schon von Jena nahm er den Plan mit, Voſſens Louiſe zum Gegenſtand von Betrachtungen zu machen. Vermuthlich ſollte es ein kleiner Horenaufſatz werden. Schiller fürchtete faſt, ſie würden bei dieſer Materie, die er im Aufſatz über naive Dichtung auch berührte, einander ins Gehege kommen. H. erklärte aber, er werde ſich gern auf das Gebiet der Idylle beſchränken und dachte darauf, die Idyllendichter mehrerer Nationen hineinzuziehen, wobei er Gelegenheit hätte, ſeine „Grille" von der Aehnlichkeit der Griechen und Deutſchen ins Licht zu ſetzen. Es wurde aber ſo wenig daraus, als aus der Beurtheilung des Reinecke Fuchs von Göthe, wozu ihn Schiller anreizte, damit etwas Ordentliches über dieſes Werk in der Allg. Litteraturzeitung geſagt würde. Schiller wollte ſie, da ſie in ihren kritiſchen Grundſätzen ſo ſehr harmonirten, als die ſeinigen in die Litteraturzeitung geben. Aber am liebſten wäre es ihm geweſen, wenn ein Horenaufſatz daraus entſtanden wäre. H. theilte dem Freund (2. Febr. 1796) ſogleich ſehr treffende Anſichten über den Fuchs mit, kam aber doch nicht zur Ausarbeitung. Allem, was ihm ſchon längſt über die epiſche Dichtung auf dem Herzen lag, wurde erſt Luſt, als Göthe's Hermann geboren war. Ein andermal drückte Schiller den Wunſch aus, H. möchte etwas zur Erklärung des Reiches der Schatten,[1]) etwa in einem Aufſatz für Genz's Monatſchrift ins Publikum ſchicken. Er machte den Vorſchlag ganz unmaßgeblich, doch

1) Es bedurfte alſo doch der Erklärung, ſelbſt für die beſſere Leſerclaſſe!

H., obſchon nicht abgeneigt, fand es ſonderbar als Commentator Schiller's auftreten zu ſollen. So unterblieb es zuletzt.

Ernſtlicher wurden die Pläne und Arbeiten gehegt, die auf das Alterthum Bezug hatten. Zwar, was er aus Ariſtophanes überſetzte, blieb nur Bruchſtück, ſo wie ſich auch ſpäter Schiller noch an einem allerliebſten „Fragment" ergötzt, das H. dagelaſſen hatte und das auch Göthen mitgetheilt wurde.[2]) Seit dem Spätjahr 1796 aber trug H. ſich mit der Idee, in einem beſondern Aufſatze ein Bild des griechiſchen Dichtergeiſtes mit wenigen charakteriſtiſchen Zügen und mit einigen hervorſtechenden Beiſpielen zu entwerfen. Er hatte, wie er ſelbſt ſagt (Br. an Sch. 6. Nov. 1795) damals faſt ſämmtliche griechiſche Dichter mehr als Einmal und mit großer Sorgfalt geleſen. Das Thema war eigentlich eine Charakteriſtik des griechiſchen Geiſtes überhaupt, traf alſo beinahe mit dem Hauptheile des Werkes zuſammen, das er ſich vor Jahren zu liefern vorgeſetzt hatte.[3]) Um aber nicht gleich etwas zu Großes zu beginnen, wollte er zunächſt nur den dichteriſchen Geiſt der Griechen vornehmen und damit es nicht werde wie mit dem Horenaufſatz, der auch, ſtatt eine Reihe projektirter Aufſätze anzufangen, ſie hätte beſchließen ſollen, wollte er diesmal zuerſt an den beſchreibenden Theil gehen und die Reſultate nach und nach zu einer größeren Allgemeinheit zuſammenziehen. Und ob zwar eigentlich die epiſche Poeſie vorangehen ſollte, beſchloß er doch, weil vom Homer gerade jetzt ſo viel geſprochen ſei, mit der lyriſchen anzufangen. Da habe er auch das meiſte vorgearbeitet. Dieſer Theil ſolle wieder in drei Hauptmaſſen zerfallen, und Pindar die Grundlage

2) Briefw. zw. Sch. u. G., III. 52—53. 60.

3) Siehe oben S. 229.

bilden. Auch auf die römiſchen und neuern Hauptdichter werde in Contraſt und Aehnlichkeit Rückſicht genommen werden. Die Hauptſchwierigkeit bleibe immer die philoſophiſche Theorie der Dichtwerke, die weder in den Köpfen der Leſer, noch in Büchern beſtimmt vorhanden ſei, die man zum Theil erſt auffinden und dann auf ungezwungene und präciſe Weiſe der Arbeit einflechten müſſe. In dieſem Theile ſei ihm aber durch Schiller ſchon unglaublich vorgearbeitet. Schiller nahm dieſen H.'ſchen Vorſatz mit großer Freude auf, auch der Horen wegen, und trieb, indem er ſofort einzelne Vorſchläge und Winke beifügte, lebhaft zur Ausführung an. Schwerlich aber dürfte mehr als eine Schilderung Pindars ausgearbeitet worden ſein. Zum Druck gelangte nichts davon; wir müſſen die einzelnen herrlichen Schilderungen, die ſich in ſeinen Schriften zerſtreut finden, als einigen Erſatz betrachten, der freilich nach dem Ganzen nur deſto lüſterner macht.

Nicht ſowohl den Plan einer eignen Arbeit, als vielmehr den Stoff zu einer ganzen Reihe Aufſätze Mehrerer entwickelte H. in ſeinem merkwürdigen Schreiben an Schiller vom 2. Febr. 1796. Es ſchien ihm jetzt, gegen das Ende eines Jahrhunderts, an der Zeit, Rechnung über die Fortſchritte zu halten, die der menſchliche Geiſt und Charakter gemacht hatte, und die er erſt noch machen müſſe. In dieſem Sinne breitet er, nur ſo gelegentlich, gleich die Grundgedanken einer Philoſophie der Geſchichte aus, indem er von dem Satz anhebt, daß aus der ganzen Geſchichte der Menſchheit ſich ein Bild des menſchlichen Geiſtes und Charakters ziehen laſſe, zu welchem alle Jahrhunderte und Nationen mitgewirkt haben. Dieſes Bild ſei eigentlich das Höchſte, was den Menſchen, als denkendes und freihandelndes Weſen, intereſſire, das letzte Reſultat all unſers Denkens und Thuns, und für den Menſchen, der blos ſeiner Bildung lebe, der eigentliche Zweck aller Thätigkeit. All ſein Streben müſſe

darauf gerichtet ſein, dieſes Geſammtbild mit der Wirklichkeit zu vergleichen und daraus praktiſche Vorſchriften und Maximen zu ziehen. Wolle man in ſolcher Weiſe auf das letzte Jahrhundert zurückblicken, ſo würde man nach allen Richtungen hin den reichſten Stoff zur Unterſuchung finden. Der baarſte Gewinn laſſe ſich diesmal im Reiche der Wiſſenſchaften aufzählen. Im Gebiete der Kunſt und der Sitten müſſe man mehr die einzelnen Künſtler und Menſchen aufführen, die durch die Thaten den bisherigen Begriff erweitert hätten, z. B. nachweiſen, von welchen neuen Seiten Schiller die lyriſche Dichtkunſt gezeigt, welch' eine Erweiterung in einem anderen Gebiete Göthe ſei u. ſ. w.

Am Schluſſe dieſes herrlichen Briefes zieht er noch eine der Ideen hervor, die er ſich ſelbſt aus dem Geſammtbild der Menſchheit ſchon lange entnommen hatte, einen Gedanken von weitausſehender Entwickelung und Anwendung, der uns ſo recht in die Mitte des Humboldt'ſchen Ideenlebens verſetzt „Es gibt," ſagt er, „ein doppeltes Leben für den Menſchen, eins in bloßer und der höchſten Thätigkeit, mit der er ſtrebt etwas zu erfinden, zu ſchaffen oder zu ſein, was theils ihn ſelbſt überleben, theils ſchon dadurch, daß es eine Zeit lang durch ihn ſtill mithandelt, auf den menſchlichen Geiſt überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in blos ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Menſch ſich begnügt glücklich und ſchuldlos zu ſein. In beiden iſt ein feſter Zweck und eine ſichere Belohnung. Nur Eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, iſt fatal, und doch (und gerade dies zeichnet auch unſer Zeitalter aus) ſo häufig, diejenige, die, ohne wenigſtens überwiegenden Genuß, blos Arbeit giebt, und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfniß zu befriedigen. Daher ja auch im Privat- und politiſchen Leben alles darauf ankommt, die Gegenſtände des Bedürfniſſes zu vermindern, und die des Genuſſes und der freien

Thätigkeit zu vermehren. Mich selbst, leugne ich nicht, prüfe ich immer nach diesen drei Rücksichten, und nur nach ihnen kann ich ganz meine Rechnung mit mir und dem Zufall halten, der jeden Menschen umherwirft."

---

Dem Druck übergab er während dieser Zeit: 1) die Uebersetzung von Pindars vierter Pythischer Ode, nebst Einleitung und Anmerkungen.[1]) Er hatte sie schon in Auleben gemacht,[2]) und überließ sie, da er nicht mehr daran dachte, den Pindar ganz zu übersetzen, Gentz, auf dessen Andringen, für die Neue deutsche Monatsschrift, Nov. 1795.[3])

2) Eine Beurtheilung des Schillers Musenalmanachs für 1796. Sie steht in der Allgemeinen Litteraturzeitung vom 31. Mai 1796. Es war billig, daß er, der so viel für das Gedeihn dieses Almanachs gethan hatte, nun auch als Recensent desselben auftrat. Welch' herrliche Zeit, die damalige, wo Schiller einen Almanach herausgab, Göthe das Beste beisteuerte, was er bieten konnte, und Wilhelm von Humboldt ihn ausführlich recensirte! Die Kunde, daß Letzterer der Verfasser dieser Beurtheilung war — es ist nämlich der einzige Schiller'sche Musenalmanach, der in A. L. Z. besprochen wurde! — beruht allerdings nur auf einem beiläufigen Zeugniß A. v. Chamisso's.[4]) Allein es bedarf wohl auch einer weiteren Beglaubigung nicht, da der Inhalt der Recension kenntlich genug für Humboldt's Autorschaft spricht. Die darin enthaltenen Ur-

1) Am Schluß machte er auf eine Darstellung der Pindarischen Sylbenmaße Hoffnung. Hermann und Böckh kamen ihm in dieser Arbeit zuvor.

2) S. oben S. 242—43.

3) Jetzt in den ges. Werken, II. 297—328.

4) S. Varnhagen's Denkw. IV. 273.

theile ſtimmen nämlich faſt durchgängig und einige Mal beinahe wörtlich mit den Aeußerungen überein, die er ſchon in den Briefen an Schiller abgegeben hatte. Nur geſtehe ich gern, daß mir die brieflichen Urtheile lieber ſind, ſie ſind keck und frei, die muthigen Kinder augenblicklicher Eingebung; in der Recenſion iſt er zu rückſichtsvoll, ſelbſt gegen die kleinen Geiſter, und es ſcheint ſogar, als wenn er noch eine gewiſſe Scheu gehabt, das öffentlich zu beſprechen, was er kurz zuvor im Verkehr mit den großen Dichtern mündlich oder ſchriftlich berührt hatte. Unter den Beiträgen Schiller's rühmt er natürlich die „Macht des Geſangs" am meiſten, unter den Göthe'ſchen gibt er dem „Beſuch" den Vorzug, der „von der feinen Empfindungsweiſe des Dichters den reinſten Abdruck angenommen habe." Zuletzt beſpricht er das „Köſtlichſte der ganzen Sammlung," Göthe's feine Gedankenſpiele, die „Epigramme aus Venedig." „Jeder ſchöne Reflex, den irgend ein lichter Strahl auf der hellen Spiegelfläche des Dichters erzeugt, iſt hier durch Zauberei in das angenehmſte Farbenſpiel verwandelt, woran ſich das Auge des Kenners nicht genug erſättigen kann." Nachdem er eine Anzahl der ſchönſten Stücke herausgegeben, einige auch als minder gelungen bezeichnet hat, ſpricht er noch beſonders von der rhythmiſchen Schönheit dieſer kleinen Gedichte, „welche unſrer Sprache griechiſchen Wohllaut geben müßten, was auch der Verfaſſer in ſeinem 29. und 76. Epigramm mit Recht von ihrer Sprödigkeit ſage."

---

Da Humboldt dieſe Gegenden bald auf längere Zeit zu verlaſſen gedachte, machte er im Sommer (1796) noch einen kurzen Ausflug in das nördlichere Deutſchland. Schiller war darüber verwundert. „Humboldt", ſchreibt er 8. Aug. an Göthe, „hat eine große Reiſe nach dem nördlichen

Deutſchland bis auf die Inſel Rügen angetreten, wird die Freunde und Feinde in Eutin und Wandsbeck beſuchen und uns allerlei Kurzweiliges zu melden haben. Ich konnte nicht begreifen, was ihm auf einmal ankam, ſich dorthin in Bewegung zu ſetzen." — Das Intereſſe, welches ihn dahin zog, liegt ſo fern nicht.[1]) In Hamburg wohnte Klopſtock, in Eutin Voß — alſo diejenigen, welche, von ihren ſonſtigen Verdienſten abgeſehen, grammatiſche und metriſche Studien unter uns begründeten, und von denen der Letztere die höhere Ueberſetzungskunſt ins Leben gerufen hatte.

Ueber den Erfolg der Reiſe ſchrieb H. ausführlich an Wolf (20. Sept.).[2]) Er war mit ſeiner Frau fünf Tage in Eutin geweſen und den ganzen Tag bei Voß. „Wir haben ihn außerordentlich liebgewonnen, und auch ihm ſchienen wir zu gefallen." Voß litt nur ſehr am Ohrenſauſen, was die Unterhaltung ein wenig ſtörte. Ihre Geſpräche berührten vor allem die Ueberſetzungskunſt, namentlich das Kapitel über Sprachneuerungen,[3]) außerdem aber die Wolf'ſche Hypotheſe über Homer.[4]) „Ich habe", ſagt H. in obigem Schreiben, „mit ihm über die interiora ſeiner Eigenthümlichkeiten äußerſt frei, und ohne allen Rückhalt geſprochen, ob ich gleich, wie Sie wiſſen, gar kein eigentlicher Anhänger ſeiner ſogenannten (denn er widerſpricht dem Ausdruck) Sprachneuerungen bin. Ich bin über nichts faſt eigentlich einig mit ihm geworden, aber ich habe auch nur geſucht, mich ganz und gar in ſeinen Geſichtspunkt zu verſetzen, und dies iſt mir, glaube ich, in hohem Grade gelungen. Ich glaube ihn jetzt zu verſtehen, und dies iſt nicht leicht. Wenigſtens iſts nicht leicht, bis es einem ge-

1) Siehe S. 246–47.
2) Siehe den Brief bei Varnhagen, Denkw. IV. 310 ff.
3) Vergl. oben S. 250.
4) Siehe oben S. 235.

lingt, in den Mittelpunkt ſeiner Anſichten einzudringen. Denn es iſt eine überaus merkwürdige Einheit in ſeinem Weſen, ſeinen Gedanken und ſeinen Arbeiten. Meine vorigen Ideen über ihn habe ich ſehr berichtigt. Ich habe ihn ungleich feiner, zarter und, ich möchte ſagen, poetiſcher gefunden, als ich mir vorgeſtellt hatte. . . . Den vorzüglichſten und vortheilhafteſten Eindruck hat auf uns Voß' Charakter und häusliches Leben gemacht. Er iſt im genaueſten Verſtande des Wortes brav und edel, und in ſehr hohem Grade noch außerdem liebenswürdig."

Auch Klopſtock war damals höchſt angelegentlich mit Wolf's Prolegomenen beſchäftigt. Schade, daß H. nichts Weiteres über deſſen Perſönlichkeit und dieſen Beſuch beifügt. Daß die grammatiſchen Studien der Hauptgegenſtand der Unterhaltung waren, deutet Klopſtock ſelbſt in einem demnächſt zu erwähnenden Briefe an.

Humboldt's Beſuch hatte dieſen nordiſchen Geiſtern große Freude verurſacht. Bei Voß war er zugleich mit Spalding, dem Berliner Philologen, eingetroffen: „Spalding", ſo ſchreibt Voß 2. Okt. (96) an F. A. Wolf, „war unter den zahlreichen Beſuchern, die mich dieſen Sommer bald erfreuten, bald beſchwerten, mit dem trefflichen Humboldt und ſeiner geiſtreichen beſcheidnen Frau, mit einer der köſtlichſten. So wahrhaft! ſo theilnehmend! ſo voll Liebe für einen Gegenſtand, den er einmal auswählte." [5])

Schon im J. 1794 waren Klopſtock's „grammatiſche Geſpräche" erſchienen, im J. 1797 erſchien unter dem Titel: „Fragmente" eine Fortſetzung derſelben. Wie willkommen mochte ihm in dieſer Zeit ein Mann wie H. erſcheinen! Welche intereſſante Unterhaltungen konnten ſie über den Genius der griechiſchen und deutſchen Sprache führen! Den 9. Mai

5) Briefe von Joh. H. Voß. Her. v. Abr. Voß. B. 2. Halberſtadt, 1830. S. 234—35.

des folgenden Jahres (97) fügte Klopſtock, der bekanntlich wenig correſpondirte, einem Schreiben an Böttiger in Weimar, der damals den Mittelsmann zwiſchen ihm und Wieland machte, zugleich einen Gruß an Humboldt bei. „Ich habe", ſchrieb er, „den ältern Humboldt zu meinem nicht kleinen Vergnügen kennen gelernt. Sie ſind nahe Nachbarn, und ſo ſehen Sie ſich wohl.[6]) Ich bitte Sie, ihm die überſchickten Zuſätze zu den grammatiſchen Geſprächen zu ſchicken. Fragen Sie ihn, den ſcharfen Forſcher, in jeder Sprache zugleich, ob er etwas in der griechiſchen Sprache kenne, welches dem zu vergleichen ſei: daß unſere Sprache durch das Wörtchen aus und ſeine Stellung ſagen kann, daß der Hund und der Hahn mitlachen?" Ganz Klopſtock! H. mag wohl erwiedert haben, daß die griechiſche Sprache Ausdrücke habe, die unſerem „Auskrähen" und „Ausbellen" ganz analog ſeien.[7])

Göthe war ſehr begierig zu erfahren, was für Nachrichten von dieſer Reiſe eingehen würden, und vielleicht zu hören, wie Graf Stolberg, der kürzlich das bekannte Auto da Fe mit Wilhelm Meiſter vorgenommen hatte, ſich mündlich geäußert haben möge. H ſparte aber ſeine Novitäten für die mündliche Unterhaltung auf, ſo daß Schiller (23ten Okt.) nur ſo viel melden kann: „Stolbergen, ſchreibt H., habe er in Eutin nicht gefunden, weil er gerade in Kopenhagen geweſen ſei, und von Claudius wiſſe er durchaus nichts zu ſagen."

6) Zwiſchen Humboldt und Böttiger fanden gewiß nur ſehr äußerliche Berührungen ſtatt. „Böttiger", ſagt H. einmal in einem Briefe an Wolf, „hat kürzlich eine Abhandlung bei Göthe geleſen, die ein wahres Böttigeriſches Meiſterſtück ſein ſoll, eine wahre Karrikatur und Parodie Ihrer Prolegomenen, voller Blumen und Schnörkel."

7) Mitgetheilt in K. A. Böttiger's Aufſatz: Klopſtock und Wieland. Bruchſtück aus Wieland's Denkwürdigkeiten vom J. 1797 — im deutſchen Muſeum von Fr. Schlegel, B. 4, 1813, Juli.

Der Geſundheitszuſtand von Humboldt's Mutter mochte ſich inzwiſchen etwas verbeſſert haben, wenn er auch keine Dauer verſprach. H. entſchloß ſich, nun wieder nach Jena zu gehen und meldete den Freunden, die ihn längſt erwarteten, daß er Anfang November daſelbſt eintreffen wolle. „Auf Humboldt's Ankunft", ſchrieb Göthe (19. Okt.) an Schiller, „freue ich mich recht ſehr. Sobald er da iſt, beſuche ich Sie wohl einmal, wenn es auch nur ein Tag iſt." Und ſendet für ihn, wie zum Empfang, indeß den eben erſchienenen letzten Theil des Wilhelm Meiſter. Worauf Schiller erwiedert: er freue ſich auch darauf, wieder eine Weile mit Humboldt zu leben. (23. Okt.)

Ehe H. von Berlin abreiste, war ſchon der Xenien-Almanach daſelbſt verbreitet worden. „Humboldt" — ſchreibt Schiller in demſelben Briefe an Göthe — „iſt von unſerm Almanach nicht wenig überraſcht worden und hat recht darin geſchwelgt; auch die Xenien haben den heitern Eindruck auf ihn gemacht, den wir wünſchen. Es iſt mir wieder eine angenehme Entdeckung, daß der Eindruck des Ganzen doch jedem liberalen Gemüth gefällig und ergötzlich iſt. In Berlin, ſchreibt er, ſei zwar großes Reißen darnach, aber doch habe er nichts, weder Intereſſantes noch Kurzweiliges, darüber erfahren. Die Menſchen lämen entweder mit moraliſchen Gemeinplätzen angeſtochen, oder ſie belachen alles ohne Unterſchied wie eine litterariſche Hatze. Unter den vordern Stücken, die er noch nicht kannte, hat die Eisbahn von Ihnen und die Muſen in der Mark ihn vorzüglich erfreut; von mir die Geſchlechter, der Beſuch, und vor den Tabulis votivis hat er, wie auch Gentz, einen großen Reſpekt; aber eine Auseinanderſetzung unſers beiderſeitigen Eigenthumes an dieſen gemeinſchaftlichen Produktionen findet er ſehr ſchwer."

Frau v. Humboldt, mit den Kindern, langte etwas

früher in Jena an. Er ſelbſt blieb noch einige Tage bei Wolf in Halle, und wäre beinahe mit Reichardt, dem in den Xenien ſo ſchrecklich Gegeißelten, in Jena eingetroffen, wenn er ſich ihm nicht mit Liſt entzogen hätte. Göthe, der beſten Humors war, erwiedert auf alle dieſe Nachrichten: „Es iſt luſtig, daß wir durch Humboldt den Rumor erfahren, den der Almanach in Berlin macht; er wird nun auch erzählen können, wie es in Halle ausſieht.“

Den 1. Nov. traf H. in Jena ein. Schiller meldet es ſogleich dem Genoſſen in Weimar. „Er freut ſich gar ſehr auf Sie. Er iſt wohl und heiter, ſeine Frau aber, die ſchwanger iſt, befindet ſich nicht zum beſten.“ Nun konnte H. ausführlicher von dem gewaltigen Aufſehen, das die Xenien in Berlin wie in Halle hervorgebracht hatten, erzählen, Urtheile und Vermuthungen Einzelner berichten, und ſomit einen unendlichen Stoff der Ergötzung und Unterhaltung liefern; dagegen ihm die Freunde manche Einzelheit aufhellen mochten, die auch der Eingeweihte ſo leicht nicht errathen konnte.

Von dem Erſcheinen der Xenien datirt ein neuer Cenſus in unſrer Litteratur. Es war gleichſam der Schutt hinweggeräumt, der die gediegenſten Standbilder den Augen der größeren Maſſe entzogen hatte. Schiller und Göthe hatten ein weithin dröhnendes Signal ihrer Verbindung gegeben; die ſchwachen und platten und obſkuren Geiſter ſpritzten noch einmal, plump oder giftig, ihren Unmuth von ſich, aber ihre Herrlichkeit ging zu Ende. Allerdings war dabei manches gar zu verletzende Wort gefallen und mancher Edle auch hatte einen Schlag bekommen. Auch die Tumvirn bekamen manches Bittre zu hören, ſo daß ſie im erſten Tumult ſich jedes achtungswerthen Beifalls doppelt erfreuen mußten. Beide Humboldt, Wolf, Körner, ſelbſt einige der ältern Generation, wie Bieſter, Klein ꝛc. erklärten ſich beifällig;

dem romantiſchen Nachwuchs war es ohnehin ein erwünſchter Vorgang. Dieſer Umſchwung war inſonders Göthen erfreulich; um dieſe Zeit war es, wo er Schillern ſchrieb, wie erquicklich ihm in ſeiner jetzigen Lage das innige Verhältniß zu Körner und Humboldt ſei (12. Nov.).[1]) Er habe zwar keine Hoffnung, in der erſten Zeit von Weimar abzukommen. Und doch komme er vielleicht einen Tag, um Humboldts zu begrüßen, und manches zu beſprechen.

Göthe trug nämlich noch etwas Andres am Herzen, was er Humboldt mittheilen wollte und wofür er deſſen Theilnahme abſonderlich wünſchte. Er hatte auf dem Gipfelpunkt ſeiner Künſtlerreiſe, gleich nach Beendigung des Meiſter, zur Ueberraſchung der Freunde, wieder ein neues Werk begonnen — das epiſche Gedicht Hermann und Dorothea. Drei Tage nach obiger Begrüßung des Ankömmlings ſchreibt er an Schiller: „Die drei erſten Geſänge meines epiſchen Gedichts ſind fleißig durchgearbeitet und abermals abgeſchrieben. Ich freue mich darauf, ſie Humboldts gelegentlich vorzuleſen.“

---

Vom Nov. 1796 bis Ende April des nächſtfolgenden Jahres dauerte Humboldt's zweiter Aufenthalt zu Jena. In der beſchriebenen Weiſe ging das Leben fort. Schiller's Schwägerin, die eine Reihe Jahre in Schwaben verbracht hatte, kam endlich auch wieder in die Nähe der Freunde. Sie heirathete Schiller's Jugendfreund, W. v. Wolzogen, der jetzt als Kammerherr in Dienſte des Herzogs von Weimar trat. Im Humboldt'ſchen Hauſe fand ſich bald noch ein Dritter ein, der brandenburgiſche Edelmann Wilhelm von Burgsdorf (bekannt als Freund und Gönner Tieck's). Er war auch Humboldts ſehr befreundet, und jetzt eine längere Zeit ein Mitgenoſſe ihres dortigen Lebens. Er hat

---

1) Siehe S. 342.

einer Freundin (Rahel) in Berlin von diesem Zusammenleben umständlich Kunde gegeben. Diese Briefe[1]) sind auch für uns von Interesse. Schon im November war er in Jena eingetroffen. Wir übergehen, was er, als eifriger Verehrer der Frau v. Humboldt, von deren Liebenswürdigkeit sagt, und entheben nur Folgendes.

„Ich logire hier im Hause," schreibt er, „ein paar Schritt von der Stube, wo alles vorgeht, und werde sehr hübsch gehalten. Sehr schönes silbernes Waschgeschirr, seidne Bettdecken, so geht es mir." Dann beschreibt er das Zusammenleben mit Schiller, eine Schilderung, die wir schon (S. 358) gelesen haben. „Nach dem Schiller wird noch einen Augenblick Possen getrieben und dann zu Bett gegangen. Den Vormittag ist man meist allein, und jeder treibt das Seinige. Guter Kaffee und Thee macht hübsche Zeitabschnitte im Nachmittage. Zum Thee kommt meist die Schiller mit ihrem sehr hübschen Jungen." Und am Abend sind sie wie immer bei Schillern.

„So ging das Leben schon ganz ordinair seinen Gang mit mir; — man ging nicht leicht zu Bett, ohne nicht noch vorher einmal *für die Erhaltung der theuern Mutter in Berlin gebetet zu haben* — als plötzlich gestern (20. Nov.) *die Stafette die Nachricht ihres Todes brachte*. Die Stafette ging sogleich weiter an Alexander Humboldt [nach Bayreuth]; auf den kommt es an, ob Humboldt jetzt gleich nach Berlin kömmt oder nicht. — Sonst blieb alles in seinem Gleise, wir waren gestern Abend gleich darauf bei Schiller. Morgen reist die Frau von Wolzogen ab [auf kürzere Zeit], und wir begleiten sie bis Erfurt und bleiben da einige Tage. Die kleine Reise wird allerliebst sein. Göthe sehe ich wahrscheinlich noch

1) Mitgetheilt in Varnhagen's Biographien, I. 113—18.

nicht diesmal. In Erfurt aber alle Figuren, unter denen das Mädchen bis zur Frau aufgewachsen ist, Papa, französische Mademoiselle, die Stuben, alles. Ich freue mich sehr darauf, den Coadjutor zu sehen. Ende der Woche sind wir wieder zurück."

Die Reise nach Berlin wurde jetzt nicht angetreten, der Ausflug nach Erfurt aber ging wirklich vor sich. Schon auf dem Hinweg sprach H. bei Göthe ein; und zur Zusammenkunft auf der Rückreise lud Göthe auch Schiller und dessen Frau ein. Dieser aber, über Wallenstein brütend, konnte nicht kommen. Am 30. Nov. berichtet ihm Göthe: mit Humboldts habe er gestern einen sehr vergnügten Tag zugebracht, dabei auch bis gegen Mittag die Hoffnung unterhalten, ihn bei sich zu sehen.[2]) Die Schlußdebatten über Wilhelm Meister waren eben der Gegenstand regster Unterhaltung.[3]) Ende November waren Humboldts von dieser kleinen Reise zurück.

In der nächsten Zeit gewährten dem Weimar-Jenaischen Kreise zwei ausländische Geisteswerke, die eben ans Licht getreten waren, spezielles Interesse: Diderot's, für den Dichter und Kunstforscher überhaupt so gehaltreiche, „Versuche über die Malerei" und die Schrift der Frau v. Staël „über den Einfluß der Leidenschaften", welche letztere Göthe im Auszug für die Horen übersetzen wollte. Er bat dieserhalb Schiller und Humboldt, das Werk mit dem Bleistift in der Hand zu lesen und anzustreichen. Seine Auswahl erhalte dadurch eine schnellere Bestimmung.[4])

Im Januar 1797 ward Frau v. Humboldt von einem zweiten Sohne entbunden, der den Namen Theodor erhielt.

2) Briefw. zw. Sch. u. G., II. 267, 269, 270, 275.
3) Siehe oben S. 371—73.
4) Briefw. zw. Sch. u. G., II. 282—3.

Die Wöchnerin war ſehr leidend. Gleich zu Anfang des Jahres langte endlich Alexander v. H. bei den Seinigen an und blieb bis zum Frühjahr bei ihnen. Er war ſchon ganz erfüllt von den Plänen zur großen weſtindiſchen Reiſe. Zu dieſem Zweck vervollſtändigte er, während des Jenaer Aufenthalts, ſeine Kenntniß in praktiſcher Anatomie, hörte (mit dem Bruder) ein eignes Privatiſſimum bei Loder und arbeitete täglich 6—7 Stunden auf dem anatomiſchen Theater. Außerdem war er immer mit galvaniſchen Verſuchen beſchäftigt, und vollendete hier ein Werk über den Muskelreiz. Freieslehen, der ihn damals beſuchte, und dem wir obige Nachrichten verdanken,[5]) erinnert ſich eines ſehr lehrreichen Abends, wo beide Brüder Humboldt und Göthe ſich unter anderm über zoologiſche Präparate mit großem Intereſſe unterhielten.

Schon Mitte Februar beſuchte Göthe den Freundeskreis in Jena, Ende des Monats kam er wieder dahin und blieb diesmal bis Anfang April. Hier beendigte er ſein epiſches Gedicht. W. v. Burgsdorf, der im April abermals nach Jena kam, ſchrieb an Rahel:[6]) Göthe ſah ich hier noch als ich ankam, und hörte ihn aus ſeinem göttlichen Gedicht „Hermann und Dorothea“ leſen.

Humboldt begleitete Göthe zurück und verweilte mehrere Tage bei ihm. „Wir haben“, ſchreibt Letzterer (8. April) an Schiller, „über die letzten Geſänge [des Hermann] ein genaues proſodiſches Gericht gehalten und ſo viel als möglich war gereinigt.“[7]) Und am 15., als H. ſchon wieder

5) A. a. O.

6) Bei Varnhagen, a. a. O., S. 117.

7) Schon am 18. Febr. ſchrieb er Schillern: „Ich wage es endlich, Ihnen die drei erſten Geſänge des epiſchen Gedichts zu ſchicken; haben Sie die Güte es mit Aufmerkſamkeit durchzuſehen, und theilen Sie mir Ihre Bemerkungen mit. Herrn von Humboldt bitte ich gleichfalls um dieſen Freundſchaftsdienſt. Geben Sie Beide das Manuſkript nicht aus der Hand und laſſen Sie mich es bald wieder haben.“

zurückgegangen war, schreibt er wieder: er sei noch mit dem Ausfeilen der fünf letzten Gesänge beschäftigt, und benutze nun besonders Freund Humboldt's prosodische Bemerkungen.

Gleich nach der Rückkehr erlitt H. wieder einen Anfall des kalten Fiebers, das er vor zwei Jahren gehabt hatte. Auch das zweite Kind wurde davon ergriffen, so daß jetzt von der Humboldtischen Familie einmal alles, bis auf das Mädchen, krank war. „Und doch", schreibt Schiller,*) „spricht man noch immer von nahen großen Reisen." Wirklich gedachten beide Brüder, nach einem Aufenthalt in Berlin, lang projektirte größere Reisen anzutreten, Alexander zunächst nach Spanien, dann nach dem neuen Continent, Wilhelm, mit seiner Familie, nach Italien. Der letztere studirte schon eifrig dahin bezügliche Werke, die ihm besonders Göthe zu Handen schaffte.

Diesen besuchte er gegen Ende Aprils nochmals in Weimar. Darnach schreibt Göthe (26. April) an Schiller: „Mit Humboldt habe ich die Zeit sehr angenehm und nützlich zugebracht; meine naturhistorischen Arbeiten sind durch seine Gegenwart wieder aus ihrem Winterschlafe geweckt worden."

---

Der geistige Verkehr in Jena hatte sich wo möglich noch gesteigert. Humboldt fand die alten Bekannten wieder, und neue Verhältnisse gesellten sich hinzu. Unter den jungen Docenten erscheint nun auch der bekannte Linguist Vater. H. lernte ihn wohl schon damals kennen, doch erst später traten sie in näheres Verhältniß. Die interessantesten Personen aber, die jetzt das Jenaer Leben bereicherten, waren unstreitig die Gebrüder Schlegel. Der ältere Schlegel

*) An Göthe, 14. April 97.

hatte ſich im Jahr 1796 daſelbſt niedergelaſſen, und auch der jüngere kam jetzt als Gaſt dahin, und auch dieſen lernte H. nun perſönlich kennen.

Es bedarf keiner weitläufigen Auseinanderſetzung, wie nahe ſich dieſe Brüder und unſer Humboldt berührten.[1]) Damals beſonders in äſthetiſch-litterariſcher, ſpäter auch in linguiſtiſcher Beziehung. Wie hätte H. die umfaſſende litterariſche Bildung dieſer Geiſter, der beſonnene Blick des ältern, die reiche Empfänglichkeit des jüngern Bruders nicht das bedeutendſte Intereſſe einflößen ſollen! Sie waren es, die die Dichtung Göthe's, die Forſchung Schiller's und mittelbar Humboldt's eigne Forſchungen in weite Kreiſe verbreiteten; ſie hatten jene Kampfesluſt, womit man das Publikum aufrüttelt; ſie waren in gewiſſem Sinn der Schlußſtein einer Epoche, die mit Kritik begonnen hatte und mit Kritik endete. Indem ſie aber das ſchon Errungene erweiterten und ergänzten, ſtellten ſie freilich auch neue verwirrende Theorien und Beiſpiele auf, und leiteten damit zugleich den Anfang des Verfalls und das Entſtehen einer ſchwächlicheren Litteratur ein. In der Epoche, wo ſie jetzt ſtanden, erſchienen ſie noch als Nachwuchs der Göthe-Schiller'ſchen Beſtrebungen, erſt mit dem Jahr 1798, wo ſie das Athenaum eröffneten, pflanzten ſie die eigne Fahne auf, und können von da an mit ihrem Doppelantlitz als Wendepunkt jener großen Litteraturperiode betrachtet werden. Allmählig machte die Freigeiſtigkeit, mit der ſie zuerſt auftraten, einem poetiſchen Myſticismus Platz. Nur der ältere bewahrte dabei eine gewiſſe Nüchternheit, die ihn von Anfang an bezeichnete und im Ganzen als den ärmeren erſcheinen ließ, während der jüngere, bei allem Reichthum des Geiſtes, — etwa ſeit 1803 — in Abſpannung verſank und einem rohen

1) Siehe auch ſchon S. 36. 243. 250. 251. 255. 283–84

Autoritätsglauben anheimfiel. So daß der minder Geniale, wie es manchmal geht, bei weitem mehr geleiſtet hat.

Mit Humboldt hatten beide Brüder den überwiegend kritiſchen Geiſt, bei geringer eigentlicher Schöpferkraft, gemein, nur daß H. nie als Dichter gelten wollte, nie ſo große Anſprüche mit ſeinen Fähigkeiten erhob. Gemein hatte er ferner mit ihnen eine äſthetiſche Einſicht, wie ſie Wenige ihrer Zeitgenoſſen erreichten, nur daß ſich in H. damit eine Energie des Denkens und Wollens verband, die ihn Schillern ſo nahe hielt wie Göthen, und daß die Geiſtesfreiheit, die er hatte, daneben nie in Gefahr gerieth, ſondern ſich durch das ganze Leben bethätigte.

Auffallend genug gingen beſonders des jüngern Schlegel und H's Beſtrebungen in damaliger Epoche (1795—97) parallel. H. nannte den jüngeren Bruder noch ſchlechtweg den „Griechen". Wenn er ſich mit dem älteren in Ergründung äſthetiſcher Geſetze und der Verſchiedenheit der poetiſchen Gattungen, ſo wie in Vergleichung der neueſten deutſchen mit der griechiſchen Dichtkunſt berührte, traf er mit dem jüngern theils eben darin, theils in beſondern Lieblingsrichtungen, z. B. in den Forſchungen über den Charakter und die Poeſie der Griechen, über das homeriſche Epos und die griechiſche Lyrik, ſo wie im Intereſſe für die Wolf'ſche Hypotheſe, endlich ſogar in den ſpeciellen Unterſuchungen über die Weiblichkeit bei den Griechen zuſammen. In der bekannten Abhandlung „über die Diotima" (1795) trat Fr. Schlegel gegen die, welche den Griechen Sinn für ſchöne Weiblichkeit abſprechen wollen, in die Schranken und fragte, ob der Kreis der idealiſchen weiblichen Göttergeſtalten nicht wie ein voller Kranz aus den ſchönſten Blüthen der Weiblichkeit geflochten ſei. „Man ſehe", ſagte er, „die meiſterhafte Charakteriſtik derſelben in der Abhandlung über männliche und weibliche Form, im dritten Stück der Horen

von 1795.[2]) Seinerſeits drückt wieder Humboldt in den Briefen an Schiller ſein Wohlgefallen an dieſem Aufſatz über Diotima aus, während Schiller, namentlich der Horen wegen, es ungern ſah, daß Schlegel gerade in Fächer gerieth, die durch jenen ſchon hinreichend, ja beſſer beſetzt wären.

Von dem Geiſt und den Talenten dieſer Brüder, beſonders des älteren, ſpricht H. ſtets mit ungemeiner Achtung, obwohl er z. B. ſchon 1795 die gar ſo große Vorliebe des Letzteren für Dante nicht theilen wollte, deſſen Beurtheilung des Voß'ſchen Homer (1796), in der ihm manches wie aus der Seele geſchrieben war, doch für übertrieben hielt, und die dabei dargelegten Anſichten über Homer auch nicht für ſtichhaltig erkannte.

Welche große Verſchiedenheit aber auch in den Anſichten und in der Bahn dieſer Männer ſpäter hervortrat, ſo erkannte Humboldt doch ſtets ihre Verdienſte mit Bereitwilligkeit an, nannte (noch in der Einleitung zu ſeinem nachgelaſſenen großen Sprachwerk) Fr. Schlegel einen „tiefen Denker und geiſtvollen Schriftſteller",[3]) und drückte den Wunſch aus, daß von dem ältern Schlegel die dramatiſche Poeſie der Indier einer eben ſo glücklichen Kritik unterworfen werden möchte, als das Theater anderer Nationen von deſſen wahrhaft genialer Behandlung erfahren habe.[4]) Schlegel's Leiſtungen im Uebertragen ausländiſcher Kunſtwerke rühmt er als durchaus muſterhaft.[5]) In der That, nicht leicht war ein ausgezeichneter Mann ſo bereit, fremdes Verdienſt anzuerkennen, wie Humboldt.

---

2) Fr. Schlegel's ſämmtliche Werke, B. 1 (Wien, 1822), S. 130.
3) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. XLIV.
4) Ebendaſ., S. CCLX.
5) Geſ. Werke, I. 136.

Während dieſes Winters (1796—97) finden wir H. zum erſtenmal mit Uebertragung des Aeſchyleiſchen Agamemnon beſchäftigt, die er kurz zuvor begonnen hatte. Ein ſolches Geſchäft eignete ſich recht für eine Epoche, in der er mehr den Arbeiten ſeiner Freunde als ſeinen eigenen lebte. Wie ſtreng er es mit den Forderungen an dieſe Arbeit nahm, erſehen wir aus einem Briefe, den er in dieſer Angelegenheit 31. März 1797 an Wolf ſchrieb.[1]) Er überſendet wieder ein Stück der Ueberſetzung und theilt ihm, mit einer Lauterkeit, der ich nichts zu vergleichen wüßte, pünktlich alle Urtheile derer mit, denen er außerdem das bisher Vollendete zur Prüfung und Begutachtung vorgelegt hatte. Wolf's Beifall wäre ihm der liebſte geweſen, aber gerade der hatte zu tadeln, er vermißte noch die rechte Aeſchyliſche Größe. Fr. Schlegel äußerte ſich einſylbig. Schillern war die Ueberſetzung noch zu ſchwer, hart und undeutlich. Dagegen widmete Göthe der Arbeit des Freundes ein faſt tägliches Intereſſe und äußerte ſich im Ganzen ſehr zufrieden. Alle zuſammen ſchienen den Versbau, die ſauerſte und, nach H.'s eigner Anſicht, verdienſtvollſte Arbeit nicht ſonderlich zu achten. Schillern und Göthen fehle die Kenntniß, um es zu beurtheilen. Nur Wilhelm Schlegel hatte ſich darauf eingelaſſen, und der war im Ganzen befriedigt. Wie ſtellte ſich nun Humboldt zu dieſen Urtheilen? Für's Erſte, ſagte er, halte er ſchon a priori den Tadel für begründeter, als das Lob. Aus Göthe's Beifall mache er ſich ſo viel nicht, denn der fühle ſich durch ſeine Arbeit beim Leſen des Originals erleichtert und ſei dankbar dafür. Am wenigſten Gewicht legte er auf Schiller's Tadel, nach meinem Gefühl, mit Unrecht. Er beweiſe ihm blos, ſagt er, daß er auf eine große Klaſſe Leſer nicht zählen dürfe, und das

1) Mitgetheilt in Varnhagen's Denkw., IV. 313—17

habe er vorher gewußt. Nur Wolf's Tadel habe ihn niedergeschlagen; beinahe hätte er die Arbeit und alles Ueberſetzen aufgegeben. Aber er hänge noch zu feſt daran, und wolle ſich durchſchlagen. Es war ſein Vorſatz, noch bevor die Arbeit beendigt wäre, ſo ſtrenge Beurtheilungen als möglich einzuziehen und ſich zwar in die Mitte von allen zu ſtellen, weil er ohne ſolche Selbſtſtändigkeit die Arbeit geradezu aufgeben müßte, aber von dieſer Mitte aus ſich ſo weit als möglich zu jedem hinzuneigen und jedem Genüge zu thun. Wenn er endlich fühle, daß er nicht mehr thun könne, dann müſſe er es freilich durch einen Machtſpruch für fertig erklären.

Während die allgemeine Litteraturzeitung, d. h. wahrſcheinlich Schütz, der damals berühmteſte Herausgeber des Aeſchylos, ſchon 1797,[2]) bei Beurtheilung eines ähnlichen Verſuchs von Süvern erklärte, dieſer Süvernſchen Arbeit ſei zwar einiges Verdienſt nicht abzuſprechen, aber noch immer vermiſſe man den Gang und Schwung des Aeſchyliſchen Versmaßes und „wenn Hr. von Humboldt uns ſeinen Agamemnon liefere, werde man eine große Differenz zum Vortheil des letzteren finden", — ſah H. ſeine Arbeit lange nicht für zureichend an, faſt zwei Decennien feilte er noch im Stillen daran und nahm ſie nach kürzern oder längern Zwiſchenräumen immer von neuem vor.

Jetzt gab er Schillern von den überſetzten Pindariſchen Stücken noch ein Paar zur Aufnahme in die Horen und Almanache. So ſteht die Ueberſetzung der neunten pythiſchen Hymne, nebſt Einleitung, im Jahrgang 1797 der Horen (B. IX. St. 2), und ein ſchönes Bruchſtück: Die Dioskuren, aus der zehnten Nemeiſchen Ode, im Muſenalmanach für 1798. Beide Stücke, das letztere jetzt vollſtändig überſetzt, finden ſich im 2ten Band ſeiner geſammelten Werke.

2) Nr. 241, 31. Juli.

Mit regſtem Eifer widmete ſich H. noch einmal den Angelegenheiten ſeiner großen Freunde, die er nun bald verlaſſen ſoll. Seines Antheils an der Vollendung des Göthe'ſchen Hermann haben wir ſchon gedacht; dieſer erſtreckte ſich auch über die Zeit ſeiner perſönlichen Anweſenheit hinaus. Den 13. Mai meldet Göthe an Schiller: er habe von Humboldt einen weitläufigen und freundſchaftlichen Brief, mit einigen guten Anmerkungen über die erſten Geſänge, die er in Berlin nochmals geleſen hatte, erhalten. Das Gedicht wurde jetzt als Almanach bei Vieweg in Berlin gedruckt. Anfang Juni ſendete Göthe den letzten Geſang ab, der Verleger drängte, weil H., der den Druck überwachte, ſchon im Begriff ſtand, Berlin letztlich zu verlaſſen. „Ich wünſche ſelbſt," ſagt Göthe,[1]) „daß Herr von Humboldt noch einen Blick darauf werfen möge."

Während ihm hier die Theilnahme des Freundes lieb und werth war, erſchien ſie ihm ein andres Mal, wenigſtens in der Laune des ſpätern Alters, eher in ungünſtigem Lichte. Gleich nach Beendigung des Hermann nämlich richtete Göthe ſeine Gedanken auf ein zweites epiſches Gedicht — auf den Stoff, aus welchem in viel ſpätern Jahren die Novelle „das Kind mit dem Löwen" entſtand. Er theilte ſeine Freunden die Hauptmomente mit, und mußte von dieſen alsbald hören, daß ſie fürchteten, er vergreife ſich diesmal im Stoffe. Den 25. April 97 ſchrieb ihm Schiller: „Ich erwarte Ihren Plan mit großer Begierde. Etwas bedenklich kommt es mir vor, daß es Humboldten damit auf dieſelbe Art ergangen iſt, wie mir, ungeachtet wir vorher nicht darüber communicirt haben. Er meint nämlich: daß es dem Plan an individueller epiſcher Handlung fehle. Wie Sie mir zuerſt davon ſprachen,

1) In einem Briefe an Böttiger, vom 3. Juni 97, mitgetheilt in Böttiger's litt. Zuſtänden und Zeitgenoſſen, aus K. A. Böttiger's handſchriftl. Nachlaſſe. B. II. (1838) S. 144.

ſo wartete auch ich immer auf die eigentliche Handlung, und wie ich nun glaubte, daß dieſe angehen ſollte, waren ſie fertig." Göthe war ſelbſt nicht im Reinen mit ſich, und fühlte noch ſehr richtig (27. Juni), daß das eigentlich Intereſſante des Sujets ſich zuletzt gar in eine Ballade auflöſen könnte. Er ließ den Stoff ganz fallen und nahm ihn erſt ſpät wieder auf, indem er die oben genannte Novelle ſchuf, gleichſam als habe er durch das mittelmäßige Produkt zeigen wollen, wie richtig die Freunde geurtheilt hatten. Nichts deſto weniger gefällt ſich Göthe in ſpäten Jahren, da er jene frühere Epoche ſchildert, es als ein Unglück anzuſehen, daß er ſeinen Plan den Freunden nicht verhehlt habe. „Sie riethen mir ab und es betrübt mich noch, daß ich ihnen Folge leiſtete. Denn der Dichter allein kann wiſſen, was in einem Gegenſtande liegt, und was er für Reiz und Anmuth bei der Ausführung entwickeln könne." [2]) Wir müſſen dem alten Herrn ſolche Expektorationen zu Gute halten.[3]) Er gerade hat mehr denn einmal bewieſen, wie unglaublich ſich auch der größte Dichter in der Wahl des Gegenſtandes vergreifen kann. Es iſt freilich nicht ohne Gefahr für den Dichter, die Pläne zu Dichtungen Andern vorzulegen. Hätte aber Göthe zu allen Zeiten ſolche Freunde und Rathgeber in der Nähe gehabt oder ſie befragen wollen, er würde — von den in jeder Hinſicht mißlungenen Altersdichtungen gar nicht zu reden — weder eine Stella, noch einen Großcophta und vielleicht nicht einmal eine Eugenie geſchrieben haben.

Auffallender iſt die Differenz, in die Humboldt nicht lange nachher mit Schiller gerieth, aus Anlaß des bekannten Gedichts: die Radoweſſiſche Todtenklage. Den

2) In den Tag- u. Jahresheften, Werke, B. 31. S. 72.

3) Er wiederholt obige Klage nochmals in den Geſprächen mit Eckermann, I. 303 (der erſten Ausgabe).

25. Juli ſchreibt Schiller an Göthe: „An dem Nadoweſſiſchen Liede findet Humboldt ein Grauen, und was er dagegen vorbringt, iſt blos von der Rohheit des Stoffs hergenommen. Es iſt doch ſonderbar, daß man in poetiſchen Dingen und bei großer Annäherung auf Einer Seite, doch wieder in ſo direkten Oppoſitionen ſein kann.“ [4]) Vielleicht war die Empfindung des Freundes beſſer, als ſein Raiſonnement. Denn ſo gewiß für Schiller die Uebung an dergleichen realiſtiſchen Stoffen ein großer Gewinn war, ſo unleugbar iſt es doch auch, daß ſich bei dieſem Gedicht, wie bei den meiſten Darſtellungen dieſer Art, trotz all ihrer Anſchaulichkeit, weder viel denken noch empfinden läßt. Für Schiller jedoch aber war es ein Fortſchritt, und eine glückliche Vorbereitung zu demjenigen Geſchäft, an das er eben gehen wollte — zur dramatiſchen Poeſie.

Schon im Oktober 1796 finden wir Schiller ernſtlich am Wallenſtein, doch hoffte er noch immer auf die mächtige Hand, die ihn ganz hineinwerfen würde. Jemehr er

4) Dieſe Stelle zeigt recht, wie entſchieden ſich Schiller der früheren Beſchränkung entzog und Göthen näherte, ſie iſt auch weder ein Produkt übler Laune, noch verletzend. Göthe dagegen, zumal in ſpätern Jahren, iſt zwar im allgemeinen nicht ſo ſcharf und bitter, oft aber überfällt ihn ein Unmuth, der ihn auch gegen die Nächſten und Beſten ungerecht macht. So erhob er ſpäter einmal über eine Ausſtellung, die Humboldt am Hermann gemacht, großes Aufſehen, ganz vergeſſend, daß das Werk, worin dieſer Tadel vorkam, faſt nur dem Lobe und der Anerkennung der Dichtung und des Dichters gewidmet iſt. „Tadelte doch,“ ſagt er zu Eckermann (II. 89—90), nachdem er von Schillers Einwendungen gegen ſeine Arbeiten geſprochen, „tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß ſie bei dem Ueberfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und dreingeſchlagen habe. . . Und das waren die Erſten und Beſten, und Sie mögen nun denken, wie es mit den Meinungen der Maſſe ausſah, und wie man eigentlich immer allein ſtand.“ Humboldt irrte in dieſem Punkte. Es gehörte aber Göthe's Greiſenlaune dazu, ſich von einer ſolchen Einzelheit zu ſolchem Ausfall hinreißen zu laſſen. Der vernünftige Verehrer Göthe's wird auf die vereinzelten Aeußerungen des Unmuths und Alters, wie ſie auch in den ſonſt unſchätzbaren Geſprächen mit Eckermann vorkommen, kein größeres Gewicht legen, als ihnen gebührt.

die Quellen ſtudirte, deſto ungeheurer erſchien ihm die Maſſe, die zu bewältigen war.

„Ohne einen gewiſſen kühnen Glauben an mich ſelbſt würde ich gar nicht fortfahren können," ſchreibt er an Göthe. Zagend ging er an das Niederſchreiben der erſten Scenen und erſt lange nach H.'s Abgang von Jena entſchloß er ſich, das Werk in rythmiſcher Sprache zu ſchreiben. Wie gern möchten wir etwas Näheres über die Unterhaltungen hören, die er vorher noch mit Humboldt gepflogen. Was, nach meiner Anſicht, von einem vermeintlich ſchädlichen Einfluß deſſelben auf dieſe Dichtung zu halten ſei, haben wir oben (S. 335—37) gewürdigt. Immer aber bliebe es intereſſant, zu wiſſen, wie H. die täglich wachſende Hinneigung des Freundes zur realiſtiſch Göthe'ſchen Dichtweiſe anſehen mochte. Wenn es Schiller je leicht war, ſich von Humboldt zu trennen, ſo war es jetzt, wo mehr als jemals das innigſte Verlangen in ihm lebte, ſich ganz dem dichtenden Genoſſen hinzugeben und aus dem ſtetigen Umgang mit ihm ſich von deſſen Weſen ſo viel zu aſſimiliren, als ſeine Natur nur irgend vermochte.

Gerade jetzt ſchied Humboldt von den Freunden. Die Zeit ſeines innigſten und ununterbrochenſten Verkehrs mit ihnen iſt vorüber; an einem der wichtigſten Abſchnitte ihres Dichterlebens und unſrer claſſiſchen Litteratur hatte er den nächſten und innigſten Theil genommen. Selbſt über die Gränze dieſes Zuſammenſeins hinaus kann man die ſchnell auf einander folgende Reihe beſonders Schiller'ſcher Dichtwerke zum Theil als die Frucht dieſes anregenden und fördernden Zuſammenlebens betrachten. Auch Humboldt wahrte die gemeinſamen Angelegenheiten in treuem Herzen und ſuchte die in dieſem Bunde mehr und mehr entwickelten Ideen in ferner Abgeſchiedenheit zur Reife zu bringen. Seine „äſthetiſchen Verſuche" über Hermann und Dorothea,

die er zu Paris im Frühjahr 1798 verfaßte, sind gleichsam das Gegengeschenk, das er den Freunden machte, und ein Denkmal, worin er seine Theilnahme an dieser unvergeßlichen Epoche verewigt.

Zur Zeit, da er von ihnen ging, verhandelten beide Dichter lebhaft über die unterscheidenden Merkmale der epischen und dramatischen Dichtung. Schwerlich ahnten sie, daß dieses Interesse einen solchen Nachhall im Busen des Freundes finden würde. Dieselben Gegenstände, die Schiller und Göthe noch längere Zeit, schriftlich und mündlich, ergründeten, wählte Humboldt zum Stoff seines einsamen Nachdenkens in der Ferne.

Der Abschied von Göthe war durch die Hoffnung erleichtert, ihm in Italien zu begegnen, wohin auch dieser demnächst auf kürzere Zeit zu gehen beabsichtete. Desto verlassener war Schiller. Schon im Februar hatte er sich ein Gartenhaus gemiethet, um nach H.'s Abgang sich dort völlig zu isoliren. „Wenn Humboldt fort ist, so bin ich schlechterdings ganz allein, und auch meine Frau ist ohne Gesellschaft." In den letzten Tagen des April schreibt er wieder an Göthe: „Humboldt ist heute fort; ich sehe ihn mehrere Jahre nicht wieder, und überhaupt läßt sich nicht erwarten, daß wir einander noch einmal so wieder sehen, wie wir uns jetzt verlassen. Das ist also wieder ein Verhältniß, das als beschlossen zu betrachten ist und nicht mehr wieder kommen kann, denn zwei Jahre, so ungleich verlebt, werden gar viel an uns und also auch zwischen uns verändern." Das Verhältniß mit Göthe überwog ihm nun jede andere Verbindung.

Nicht so kühl wird Humboldt aus den Armen des Freundes geschieden sein, er, der diesem schon im August 1795, in Voraussicht dieser Reise, erklärt hatte, er werde nirgends, wo er auch lebe, für diesen Umgang einen Ersatz

finden; der ſpäter nicht genug verſichern konnte, wie viel er darum geben würde, wenn der Freund ihn begleiten könnte, und der endlich nach dem frühen Tode deſſelben an F. A. Wolf ſchreibt, daß er ſeine ideenreichſten Tage mit Schiller verlebt habe.

---

Hier würden wir dieſes dritte Buch ſchließen, wenn es nicht nöthig wäre, den Helden bis dahin zu geleiten, wo er die äſthetiſchen Verſuche ſchreibt, durch welche das enge Zuſammenwirken dieſer Geiſter erſt zur Oeffentlichkeit und zu einem wirklich ſolennen Abſchluß gelangte. Wir müſſen daher Humboldt vorher auf einen neuen Ruhepunkt folgen, und dann dieſe Schrift, ihre Schickſale und ihre Erfolge betrachten.

Von Jena, welches H. mit ſeiner Familie Ende April (1797) verließ, begab er ſich wahrſcheinlich einige Tage nach Halle, um noch manche Streitfrage in Betreff der Ueberſetzung des Agamemnon in mündlichen Unterredungen mit Wolf zu erledigen, und eilte dann nach Berlin, wo er nach dem Tode der Mutter ſeine Angelegenheiten und zwar für längere Abweſenheit zu ordnen hatte. Das that auch Alexander, der, um die Koſten der großen Reiſe, welche er beabſichtete, beſtreiten zu können, das ihm als Erbtheil zugefallene Gut Ringenwalde in der Neumark an den, jetzt verſchollenen Dichter Franz von Kleiſt verkaufte. Beide Brüder hatten die Abſicht über Dresden, Wien und einen Theil der Alpen nach Italien zu reiſen, von wo aus der jüngere ſich alsbald nach Spanien und in die neue Welt wenden wollte.

Im Juni ging Wilhelm mit ſeiner ganzen Familie nach Dresden, wo er mehrere Wochen verweilte und mit ſeinem Bruder Alexander zuſammentraf. Hier wurden die Familiengeſchäfte vollends abgethan, zu welchem Zwecke auch Kunth, ihr ehemaliger Erzieher, ſich dort eingefunden

hatte.[1]) In Dresden fand unser Humboldt einen erfreulichen Umgang am Appellationsrath Körner; auch mit dem preußischen Gesandten Grafen von Geßler stand er in angenehmem Verhältniß, doch dieser war eben jetzt gleichfalls auf Reisen begriffen. Es läßt sich nicht zweifeln, daß Adelung, der große Sprachforscher, der noch an der Dresdner Bibliothek waltete, H. eine sehr erwünschte Bekanntschaft war. Uebrigens mußte die Reisegesellschaft schon hier länger verweilen, weil Frau v. Humboldt am Fieber darnieder lag. „Das wird eine schöne Reise werden," schreibt Schiller (23. Juli) an Göthe, „denn sie müssen jetzt schon über die Zeit in Dresden liegen bleiben." Von Göthe ließ H. sich seinen Aeschylus, den er nothwendig brauchte, schnell nach Dresden befördern.

Von da reiste das gesammte Humboldt'sche Haus nach Wien. Auch hier blieben sie, in Erwartung des Ausgangs der obschwebenden Kriegsereignisse, länger als sie gewünscht hatten. Ein junger Naturforscher und Freund Alexanders, der nachherige russische Staatsrath Fischer, gesellte sich zu ihnen, ferner die von Hasten'sche Familie aus Westphalen.[2]) In Wien machte unser Humboldt die Bekanntschaft des jungen Philologen Bast, der nachher als Hessen-darmstädtischer Legationssekretair nach Paris ging, wo er Gelegenheit in Fülle hatte, seinen paläographischen Studien obzuliegen. Auch in den zum Theil noch gar nicht auskundschafteten handschriftlichen Schätzen der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien fand Bast seine Ausbeute, wie er denn in einem Brief an Schütz in Jena meldet (20. Sept.): er habe erst neuerlich für Hrn. v. Humboldt einen guten alten Pindar auf Pergamen: entdeckt, von dem kein Mensch

1) Freiesleben, a. a. O.
2) Freiesleben, a. a. O.

etwas gewußt habe.[3] — Inzwiſchen ergab ſich die Unmöglichkeit, jetzt eine Reiſe nach Italien anzutreten. Das ſüdliche Deutſchland war durch die ſiegreichen Gefechte des Erzherzogs Carl im vergangenen Jahre ziemlich von Feinden geſäubert, wogegen die Vortheile, die Bonaparte's Genie in Italien und den adriatiſchen Provinzen errungen hatte, die Oeſterreicher dennoch zu unterhandeln zwangen. Dieſe Unterhandlungen zogen ſich in die Länge; doch konnte das Schickſal Italiens ſchon nicht mehr zweifelhaft ſein. Dorthin zu reiſen war jetzt kaum möglich. Auch Göthe gelangte nur bis in die Schweiz. Am 15. Sept. meldet ihm Schiller: „Von unſerm Freunde Humboldt habe ich heute Briefe bekommen. Es gefällt ihm in Wien gar nicht mehr, die italieniſche Reiſe hat er ſo gut als aufgegeben, iſt aber beinahe entſchloſſen nach Paris zu gehen, welches er aber wahrſcheinlich, nach den neuſten Ereigniſſen dort,[4]) nicht zur Ausführung bringen wird.“ Dieſe Ereigniſſe entſchieden vielmehr die Reiſe nach Paris; man beſchloß, ſich am Fuße der Alpen der franzöſiſchen Gränze zu nähern und auf dieſer Wanderung des alsbald zu erwartenden Friedensſchluſſes zwiſchen Oeſterreich und der franzöſiſchen Republik zu harren. Göthe, der noch in der Schweiz war, vermuthete, daß die Freunde dieſen Winter ſämmtlich wieder am Fuß des Fuchsthurms [bei Jena] vergnügt zuſammen wohnen würden, und Humboldt ihnen Geſellſchaft leiſten werde. „Die ſämmtliche Caravane,“ ſchreibt er an Schiller (25. Sept.), „hat die Reiſe nach Italien gleichfalls aufgegeben; ſie werden ſämmtlich nach der Schweiz kommen. Der Jüngere hat die Abſicht, ſich in dieſem für ihn in

3) Schütz's Leben und litt. Briefwechſel, vonm Sohne. I. 10.

4) Den 18. Fruktidor war die Friedenspartei geſtürzt worden. Dies nöthigte Oeſterreich, die Unterhandlungen durch Nachgiebigkeit zu beſchleunigen.

mehreren Rücksichten so interessanten Lande umzusehen, und der Aeltere wird wahrscheinlich eine Reise nach Frankreich, die er projektirt hatte, unter den jetzigen Umständen aufgeben müssen. Sie gehen den ersten Oktober von Wien ab, vielleicht erwarte ich sie noch in diesen Gegenden."

Humboldt wandte sich in der That nach Westen, vermuthlich weil er den Abschluß des Friedens mit Gewißheit erwartete. In Salzburg trennte man sich von Alexander, der, in Gesellschaft des berühmten Geognosten L. v. Buch, noch lange in den Gebirgen verweilte.[5]) Ueber des Aelteren Reise meldet Schiller an Göthe, 30. Okt. 97: „Humboldt hat endlich einmal, und zwar aus München geschrieben. Er geht jetzt auf Basel los, wo er sich bestimmen wird, ob die Pariser Reise vor sich gehen soll oder nicht. Sie wird er also schwerlich mehr finden, es sei denn, daß Sie den Winter noch bei Zürich zubringen werden, wohin er sich wenden wird, wenn er nicht nach Paris geht. Ein großes Salzbergwerk bei Berchtolsgaden beschreibt er recht artig. Die bayerische Nation scheint ihm sehr zu gefallen, und einen dortigen Kriegsminister Rumford rühmt er sehr wegen seiner schönen und menschenfreundlichen Anstalten."

Am 17. Oktober ward der Friede zu Campo Formio geschlossen, und jetzt stand für den Deutschen, um nicht zu sagen für den Preußen, auch Frankreich und Paris wieder offen. Göthen, der im November nach Hause zurückgekehrt war, meldet der Freund aus Jena (8. Dez.): „Von Humboldt habe ich seit sechs Wochen nichts gehört, und schließe daraus, daß er wirklich nach Paris gegangen ist: denn wenn er in der Schweiz ruhig säße, hätte ihn die bloße

5) Kreilsleben a. a. O. Vergl. die allg. geogr. Ephemeriden v. J. 1798, her. v. F. v. Zach, wo eine Reihe brieflicher Mittheilungen des jüngern Humboldt — vom Jan. bis April 1798 aus Salzburg und Berchtolsgaden geschrieben — zu lesen ist.

Langeweile zum Schreiben bringen müſſen." So war es in der That. Den 29. Dez. ſchreibt Schiller: „Unſer Freund Humboldt, von dem ich Ihnen hier einen langen Brief beilege, bleibt mitten in dem neugeſchaffenen Paris ſeiner alten Deutſchheit getreu, und ſcheint nichts als die äußere Umgebung verändert zu haben." „Es iſt," ſetzt Schiller hinzu, „mit einer gewiſſen Art zu philoſophiren und zu empfinden wie mit einer gewiſſen Religion; ſie ſchneidet ab von außen und iſolirt, indem ſie von innen die Innigkeit vermehrt."

Wir ſparen alle allgemeinen Bemerkungen über die Reiſe unſeres Humboldt, über den Zeitpunkt, in welchem er zu Paris eintraf, ſo wie die Nachrichten über ſeine weiteren Berührungen und Erlebniſſe daſelbſt für das nächſte Buch auf, indem wir uns hier nur auf die Beziehungen zu beſchränken haben, die in der erſten Zeit ſeines Pariſer Lebens zwiſchen ihm und den Freunden an der Ilm und Saale Statt fanden. Der Briefwechſel ward mit einer Lebhaftigkeit fortgeſetzt, als wäre man nur wenige Meilen von einander entfernt. Wir finden, daß Humboldt im Anfange des Pariſer Aufenthalt noch immer vorzugsweiſe den Nachklängen der Weimar-Jenaiſchen Tage lebte und die neuen Eindrücke faſt nur nutzte, um den Lieben, die er verlaſſen, ein fruchtbares Bild davon zu liefern. Er ſchilderte in ausführlichen Mittheilungen franzöſiſche Geiſtesart und franzöſiſche Kunſt. „Die Franzoſen," ſchreibt Göthe 28. Febr. (98) an den Genoſſen in Jena, „muß Humboldt, wenn ſie ein theoretiſches Geſpräch anfangen, ja zu eludiren ſuchen, wenn er ſich nicht immer von neuem ärgern will. Sie begreifen gar nicht, daß etwas im Menſchen ſei, wenn es nicht von außen in ihn hineingekommen iſt. . . Ihre Diskurſe gehen immer ganz entſcheidend von einem Verſtandesbegriff aus, und wenn man die Frage in eine höhere Region

ſpielt, ſo zeigen ſie, daß ſie für dieſes Verhältniß auch allenfalls ein Wort haben, ohne ſich zu bekümmern, ob es ihrer erſten Aſſertion widerſpreche oder nicht.“ Ein andermal ſchreibt Schiller: „Die unterſtrichne Stelle in Humboldt's Briefe iſt ihm vermuthlich ſelbſt noch nicht ſo recht klar geweſen, und dann ſcheint das Ganze mehr eine Anſchauung als einen deutlichen Begriff auszuſprechen. Er will, däucht mir, überhaupt nur ſagen, daß das Gemeinſame, folglich Nationelle in den Franzoſen, ſowohl in ihren gewöhnlichen Erſcheinungen, als in ihren Vorzügen und Verirrungen, eine Wirkſamkeit des Verſtandes und ſeiner Adhärenzien, nämlich des Witzes, der Beobachtung ꝛc. ſei, ohne verhältnißmäßige Mitwirkung des Ideenvermögens, und daß ſie mehr phyſiſch als moraliſch rührbar ſeien. Das iſt keine Frage, daß ſie beſſere Realiſten als Idealiſten ſind, und ich nehme daraus ein ſiegendes Argument, daß der Realism keinen Poeten machen kann.“ (27. April). Und am 7. März ſchreibt Göthe: „Humboldt's Brief lege ich wieder bei; ſein Urtheil über das franzöſiſche Theater gefällt mir recht wohl. Ich möchte dieſe wunderlichen Kunſtprodukte wohl auch einmal mit Augen ſehen.“ Göthe nahm auch in der Ferne den Antheil dieſes Freundes in Anſpruch. Hermann und Dorothea ließ in metriſcher Rückſicht noch immer manches zu wünſchen übrig, was der Dichter in einer neuen Auflage gern beſeitigt hätte. „Ich will,“ ſchreibt er am 27. April nach Jena, „nun auch Freund Humboldt antworten und ihn beſonders erſuchen, mit Brinckmann einen proſodiſchen Congreß über Hermann und Dorothea zu halten, ſo wie ich ihnen noch mehr dergleichen Fragen im allgemeinen vorzulegen gedenke.“ Guſtav v. Brinckmann, den wir ſchon in Berlin als Freund von Humboldt kannten, war nämlich in dieſem Frühjahr zur ſchwediſchen Geſandtſchaft in Paris verſetzt worden, und er nahm an dieſen Intereſſen jetzt lebhaft

Theil. Brinckmann hatte schon zu dem neuesten Musenalmanach eine Reihe seiner Epigramme gespendet, die Schillern um so willkommner sein mochten, als sie zum Theil als Ersatz für die Beiträge Herder's, der damals grollte, angesehen werden konnten. Im nächsten Juni läßt er Brinckmann durch Humboldt bitten, er möge doch auch des Almanachs nicht vergessen.

---

Weit mehr noch, als die Freunde erwarteten, hielt H. im Strudel des Pariser Lebens an seiner Deutschheit und an dem gemeinsamen Interesse für deutsche Forschung und Kunst fest. Während Schiller und Göthe ihre Ansichten über seine Mittheilungen austauschten, schrieb er, im April 1798, die ästhetischen Versuche über Hermann und Dorothea, d. h. eine Theorie der Dichtung und insbesondere der epischen Dichtung, die dieses neueste Meisterwerk des größten deutschen Dichters zur Grundlage nahm. Von diesem Werke haben wir nun zu berichten.

Schon länger trug sich Humboldt mit dem darin behandelten Stoffe. Im Umgang mit den beiden Dichtern hatten seine Ideen sich geklärt und vervollständigt. Schon Voßens Louise regte, wie wir sahen, den Gedanken in ihm an, die Gesetze der epischen Dichtung daran zu entwickeln. Doch erst Hermann und Dorothea brachte das Vorhaben zur Ausführung, ein viel bedeutenderes Gedicht, das trotz des gleichfalls idyllischen Ursprungs dem epischen viel näher rückte, das Werk eines ihm so nahe berührenden Dichters, an dessen Vollendung er selbst einen so wesentlichen Antheil genommen hatte.

Die Unterscheidung des Epischen und Dramatischen war zur Zeit, da Humboldt von Jena ging, die Aufgabe, die auch in den Verhandlungen Schiller's und Göthe's an der

Tagesordnung war. Schiller ſtrebte, im Intereſſe des Wallenſtein, ſich jedes unterſcheidenden Merkmals für das Drama zu verſichern, Göthe wollte noch einige Verſuche im epiſchen Gebiete machen. Anfangs lag ihm das ſchon erwähnte Jagdgedicht im Sinne, der Aufenthalt am Vierwaldſtädterſee regte nachher den Gedanken eines epiſchen Tell an. Jene Verhandlungen gingen Humboldt's eigne Intereſſen nahe genug an, ſie klangen in dem Entfernten nach, und er beſchloß, alles, was er längſt über die Kunſt gedacht, aus Veranlaſſung des nun gedruckt erſchienenen Hermann und Dorothea, zuſammenzufaſſen und in die Welt zu ſchicken. Es war das Reſultat alles deſſen, was er ſelbſt im Bunde mit den großen Dichtern errungen hatte.

Freilich fällt es auf, daß der enthuſiaſtiſche Bewunderer Schiller'ſcher Dichtung nicht ein Werk dieſes Dichters zur Grundlage wählte oder erwartete, um ſeine eigenſten Kunſtbetrachtungen darzulegen. Das zufällige Erſcheinen des Göthe'ſchen Hermann erklärt uns ſeine Wahl nicht. Es mußte einen innerlichern Grund haben, daß Humboldt gerade ein Göthe'ſches Werk und vor allen dieſes erkor, und es hält auch nicht ſchwer, ihn zu bezeichnen. Wenn unbeſtreitbar eine Annäherung an griechiſche Kunſtvollendung das Ideal war, welches unſern beiden großen Dichtern gemeinſam vorſchwebte und ihren Bund beſeelte, ſo trat dieſes Streben am entſchiedenſten und zugleich mit vollkommenſtem Glück in dieſer Göthe'ſchen Dichtung zu Tage. Nun war aber nicht leicht ein andrer ihrer Zeitgenoſſen auf die Vergleichung des Griechiſchen und Deutſchen ſo verſeſſen wie Humboldt. Keiner alſo in dem Maße zu kritiſcher Theilnahme angezogen, als er, da er ein ſo herrliches Zeugniß unſerer Nacheiferung vorliegen ſah. Unverkennbar legt dieſe Wahl an den Tag, daß auch er letzlich nicht nur die epiſche Dichtung überhaupt, ſondern gerade die Dichtung Göthe's

für besonders geeignet ansah, die Grundgesetze des Schönen und der Kunst daran zu entwickeln. Es war daher auch für ihn ein günstiger Umstand, daß er von Schiller getrennt war. Wirklich gelang es ihm, sich fast ganz frei von dem Einfluß zu halten, den des Letzteren individuelle Richtung bisher auf ihn geäußert hatte. Als habe er sich zunächst ersättigt, der intellektuellen Dichternatur, die Schiller darstellt, Theilnahme und Gerechtigkeit zuzuwenden — richtet er sich in diesem Werke ganz auf die allgemeinen Gesetze des Schönen und zwar mit solcher Unbedingtheit, daß für die Schiller'sche Eigenart kaum ein Platz übrig blieb, wenn man schon an ein paar vereinzelten Stellen wahrnimmt, daß der Verfasser sich bemühte, ihr denselben zu sichern. Im 19. Abschnitt des Werkes spricht H. von der eigenthümlichen Natur der Dichtkunst als einer redenden Kunst. Die Poesie, sagt er, ist die Kunst durch die Sprache; dieses eigenthümliche Organ unterscheidet sie wesentlich von den andern Künsten. Dadurch ist die Dichtkunst weit mehr, als jede andere Kunst, für die äußeren und die inneren Formen, für die Welt und den Menschen zugleich gemacht. Dadurch kann sie auch in einer zweifachen und sehr verschiedenen Gestalt erscheinen, je nach dem sie sich mehr auf die eine oder die andere Seite, auf die erscheinende Welt oder die des Gedankens hinneigt. Neigt sie sich mehr auf die innere Seite, dann vermag sie sich eines ganz eigenen Schatzes neuer und vorher unbekannter Mittel zu bemächtigen. Die Phantasie muß sich dann an die Vernunft anschließen, die Kunst muß einen noch höheren Aufflug nehmen, um auch in diesem Gebiete die Einbildungskraft allein herrschend zu erhalten, zumal wenn sie nicht Empfindungen, sondern Ideen behandelt, und also mehr intellektuell als sentimental ist. In dieser Gattung, die ohnehin der neuern Poesie allein angehöre, will Humboldt auch jetzt noch den eigent-

lichen Gipfel dieſer letztern im Allgemeinen erkennen. Nicht der epiſche Dichter, ſetzt er hinzu, ſondern nur der lyriſche, didaktiſche und tragiſche Dichter kann Dichter in dieſer letztern Gattung ſein. Dieſes ganze Raiſonnement iſt aber grundlos. So bezeichnet ein Mehr und Minder der Innerlichkeit neuerer Kunſt, begründet aber durchaus keine im höchſten Sinne unterſchiedne Gattung. Rühmt er doch den tiefern geiſtigen Gehalt auch an Göthe, ja nicht weniger an dieſem epiſchen Gedichte, in Vergleich mit allen alten Dichtern und ihren Werken! Iſt doch in der ganzen in dieſen äſthetiſchen Verſuchen entwickelten Theorie der Kunſt ſonſt von dieſer vermeintlich entgegengeſetzten Grundgattung kaum mehr als einmal wieder die Rede, da doch ſo viel Veranlaſſung gefunden werden mußte, auf ihre Normen hinzudeuten! Das Werk kündet ſich als erſten Theil ſolcher Verſuche an. Mußte man nicht erwarten, Humboldt werde die entgegengeſetzte Gattung in einem zweiten Theile entwickeln? Bot Schiller's Wallenſtein nicht die beſte Veranlaſſung dazu? Allerdings bot er eine ſolche, um die dramatiſche Kunſt inſonders daran zu entwickeln. Nicht aber, um daran als an grundverſchiednet poetiſcher Gattung überhaupt die allgemeinen Geſetze der Kunſt von anderer Seite zu zeigen. Dieſe Unterſcheidung iſt gar nicht zu halten, Schiller ſelbſt ordnete ſich immer mehr den Geſetzen der Einen Kunſt unter und ſo ſehr ſeine eigenthümliche Art und Abart ſich noch ſpäter bemerkbar machen mochte, ſo zeigt ſich doch nirgends der Stoff zu einem beſonderen Theil der Theorie überhaupt, und auch H. hat die Darſtellung eines ſolchen nicht geliefert.

Dieſem Abſchnitt des Werks lag nur die Abſicht zu Grunde, Schiller's Stellung neben dem ſo hoch emporgehobenen Genoſſen zu retten — eine Abſicht, die an ſich ſehr löblich ſein mag, auf dieſem Wege jedoch nicht durch-

zuſetzen iſt. Schiller war auch gar nicht zufrieden geſtellt dadurch, denn er fühlte wohl, daß der Verfaſſer hier mit allen übrigen Sätzen ſeines Werkes im Widerſpruch erſcheine. Spricht H. doch in dem vorangehenden zwölften Abſchnitt ganz anders darüber! „Unter allen Künſten“, ſagt er, „iſt keine der Verſuchung, ihre eigenthümliche Schönheit durch erborgten Schmuck zu entſtellen, ſo nahe als die Dichtkunſt. Da ſie durch die Sprache, alſo durch ein Mittel wirkt, das, urſprünglich nur für den Verſtand gebildet, erſt einer Umarbeitung bedarf, um auch bei der Phantaſie Eingang zu finden; ſo ſchweift ſie leicht in das Gebiet der Philoſopie hinüber, und intereſſirt unmittelbar den Geiſt und das Herz, ſtatt blos auf die Einbildungskraft einzuwirken. Mehr, als irgend eine ihrer Schweſtern, im Stande, auch noch durch etwas, das gar nicht mehr Kunſt iſt, zu gelten, findet ſie überall die mehreſten Anhänger, da hingegen die Muſik, die Malerei und vor allen die Plaſtik, in denen ſich, vielleicht gerade in der hier angegebenen Stufenfolge, der Begriff der Kunſt immer reiner und enger zuſammendrängt, nur den immer ſeltneren ächt äſthetiſchen Sinn zu feſſeln vermögen. ... Auf dieſen Abwegen artet die Dichtkunſt von ihrer eigentlichen und höheren Natur aus. Zwar iſt ſie auch ſo noch immer einiger, und unter den Händen großer Meiſter (die man auch hier nicht verkennen darf) noch ſogar einer großen Wirkung fähig; ſie kann zugleich die Einbildungskraft in Bewegung ſetzen und ſich des Geiſtes und des Herzens bemächtigen; ſie kann durch Blitze des Genies Bewunderung und Rührung erregen: aber immer wird man ſeine erleuchtende und erwärmende Flamme entbehren, immer in dem Mangel jener innigen Begeiſterung, jener hohen und harmoniſchen Ruhe die Gegenwart der ächten Kunſt vermiſſen.“

Humboldt mochte ſelbſt kaum wiſſen, wie ſehr dem Göthe'ſchen Werke gegenüber ſich ſeine Kunſtanſicht von den

Befangenheiten losgeriſſen hatte, in denen wir ihm ſo oft begegnen, wo er mit Schiller und von ihm aus ſpekulirt. Schiller ſelbſt riß ſich um dieſelbe Zeit von den meiſten ſeiner theoretiſchen Irrthümer los, indem er ſich ganz an Göthe ſchloß, indem er zur Dichtung zurückkehrte und ſich in ihr Göthen ſo weit näherte, als es ſeine Natur nur immer erlaubte. Doch nur in Briefen giebt er darüber köſtliche, aber zerſtreute Winke. Um ſo mehr müſſen H.'s jetzige Verſuche als Ergänzung ihrer gemeinſamen früheren Spekulationen, und ſonach als der umfaſſendſte Ausdruck der dieſem Geiſterbunde auf dem Punkt der Reife gemeinſamen Theorien angeſehen werden.

Es iſt wirklich merkwürdig, wie ſehr dieſes Werk mit den Ergebniſſen, zu denen Schiller und Göthe fortſchritten, zuſammentraf. Schiller erkennt dies, wie wir nachher ſehen werden, völlig an. Dieſes Zeugniß iſt um ſo unverdächtiger, da es in eine Zeit fällt, wo Schillern an aller philoſophiſchen Theorie gar wenig gelegen, ja die erſte beſte Künſtlermarime willkommner war, als alle ſolche Spekulationen. Auch erweiſt ſich auf den erſten Blick, wie eng H.'s Entwicklungen ſich an das anſchließen, was Göthe und Schiller, nur mehr empiriſch, in ihren Briefen aus dieſer Zeit feſtgeſtellt hatten. Nur daß namentlich Göthe mehr bei einzelnen Kunſtgriffen des Epikers, z. B. dem retardirenden Elemente verweilte, während Humboldt es mehr mit der Aufgabe und Wirkung des Dichters und Epikers überhaupt zu thun hat.

Desgleichen ſchließen dieſe Verſuche ſich den letzten äſthetiſchen Abhandlungen Schiller's an, beſonders der über naive und ſentimentale Dichtung. Schiller verfolgte mehr die Unterſchiede der alten und neuen Dichtung, Humboldt mehr die Aehnlichkeiten; Schiller mehr die Gegenſätze des Schönen und Erhabenen, H. mehr das Kunſtſchöne über-

haupt; Schiller mehr die Theorie des Tragiſchen, H. die des Epiſchen und der Dichtkunſt im Allgemeinen. Ihm galt es, die Geſetze der künſtleriſchen Wirkſamkeit und zwar an der generellſten Gattung der Poeſie, am Epos, zu zeigen. Er bewegt ſich ſichtbar ſchon mit größerer Freiheit auf dem Boden, den Schiller urbar gemacht hatte. Die Kant'ſchen Formeln ſind noch mehr beſeitigt, wenn auch die Methode, namentlich der pſychologiſche Gang, zum größten Vortheil der Sache, den Geiſt der kritiſchen Philoſophie verräth, ja weit entſchiedener als ſelbſt bei Kant hervortritt. Kantianismen aber, wie z. B. der: die Natur ſei an ſich nicht ſchön, ſondern unſre Phantaſie lege nur das Schöne in ſie hinein — bekanntlich auch ein Schiller'ſcher Lieblingsſatz — ſtehen in dieſem Humboldt'ſchen Buche wie Anomalien da. Sonſt zeigt es die wenigſten Spuren der Schule, welcher der Verfaſſer ſeine Bildung dankte, vielmehr macht es den Eindruck einer Forſchung, die nur in den Gegenſtand ſelbſt verſenkt iſt, und ſteht faſt in der Mitte zwiſchen der kritiſchen und der neuern Philoſophie, die nur die vielſeitigen Ergebniſſe großer Vorgänger in ihre ſyſtematiſche Form umgegoſſen, jene Ergebniſſe auch im Einzelnen mannigfach berichtigt und bereichert, im Weſentlichen aber den gereiften Standpunkt dieſes Geiſterbundes nicht überboten hat.

Am eigenthümlichſten und am auffallendſten verſchieden, namentlich von der neuern Philoſophie, zeigt ſich Humboldt's Methode, und zwar zu ihrem Vortheil verſchieden. Er verfolgt durchaus einen pſychologiſchen Gang, d. h., er knüpft ſein Raiſonnement wo möglich an die Geſetze des Geiſtes und insbeſondere der Einbildungskraft, an die möglichen Wirkungen auf dieſe und die Totalität der menſchlichen Natur an. Dies giebt der Unterſuchung eine eigne Feſtigkeit und Geſundheit; denn der Gedanke erhält die natürlichſte Geſtalt, wenn er an die empiriſche Natur des Menſchen

ſelbſt anknüpft. Daher auch dieſes Werk, trotz der Bereicherung und Ausführung, welche die Wiſſenſchaft erhalten hat, noch heute mit reinſter Befriedigung genoſſen, und namentlich in formeller Hinſicht noch jetzt als ein Canon und Muſter äſthetiſcher Forſchung betrachtet werden kann.

Von großem Vortheil für die in dieſem Werk enthaltene Poetik bewährt ſich auch die ſtete Rückſicht auf die plaſtiſche Kunſt. Allerdings gab Göthe's Dichtercharakter von ſelbſt die Veranlaſſung dazu. Doch war überhaupt den ältern Forſchern die vergleichende Theorie der Kunſt und Kunſtkritik geläufiger als den Neuern. Man denke nur an Winckelmann, an Leſſing, an Göthe's Unterſuchungen; auch den Schlegeln iſt dieſer Zug noch eigen.

Die Darſtellung des Werkes zeichnet ſich eben ſo ſehr durch Strenge der Entwicklung als durch Klarheit aus. So kühl die Erörterung im Ganzen ausſieht, bricht doch unvermerkt das Gefühl des Schreibenden, ſeine Begeiſterung für den Dichter oder die Kunſtwelt gar wohlthuend hervor. Auch verſteht der Verfaſſer das Gedicht, an das er ſeine Forſchung knüpft, auf wirklich poetiſche Weiſe wiederzuſpiegeln. Die Anordnung des Ganzen ſcheint mir weniger befriedigend. Es war gewiß ein guter Gedanke, das Weſen Kunſt und der epiſchen Dichtung insbeſondere an dieſem Dichtwerke zu enthüllen. Nur wünſchte ich den allgemeinen Theil mehr abgeſondert von dem angewandten d. h., der Entwicklung des Göthe'ſchen Werks, die gleichſam die Probe für den erſtern ſein ſoll. Die theoretiſchen Sätze würden dann noch mehr zuſammentreten, die Reflexionen über das Gedicht minder auseinander liegen. Vielleicht würde die Schrift dann auch etwas gedrungener, manche Wiederholung vermieden worden ſein. Ob ſie aber an Klarheit dabei gewonnen hätte, wäre die Frage, und gewiß bringt man theoretiſche Anſichten nicht ſchneller in Umlauf, als wenn man ſie mehr ſo in beiläufiger Erörterung einfließen läßt.

Der allgemeine Theil beginnt damit, die Hauptbestandtheile der dichterischen Wirkung zu bezeichnen und von dem einfachsten Begriff der Kunst bis zur Höhe der Wirkung aufzusteigen, zu welcher sie sich erhebt. Hier handelt er denn von den Bedingungen aller ächten Kunst, als da sind die Idealität und die Totalität. Das Ideal ist die Darstellung einer Idee in einem Individuum, die Totalität aber die nothwendige Folge der vollkommenen Herrschaft der dichterischen Einbildungskraft. Er unterscheidet dann den ächten Styl in der Dichtkunst von dem Afterstyl in derselben. Nun kommt er auf das Göthe'sche Gedicht selbst. Er weist auf die reine Objektivität desselben. Der allgemeine Charakter aller Kunst sei so unverkennbar in demselben ausgeprägt, daß er dadurch zu seinem eigenthümlichen und unterscheidenden werde. Noch eine zweite Stufe der Objektivität dieser Dichtung wird nachgewiesen, nämlich die Verwandtschaft ihres Styls mit dem der bildenden Kunst. Göthe verstehe es, mehr als ein andrer Dichter, die bildende Kraft der Phantasie in Bewegung zu setzen, und bei dieser Verwandtschaft mit der bildenden Kunst dennoch die besonderen Vorzüge der Dichtkunst geltend zu machen. Endlich erreicht unser Dichter auch den höchsten Grad der Objektivität: er strebt jederzeit, die Einbildungskraft auf ein einziges Objekt zu heften, nur für dieses zu interessiren, ja sein Charakter besteht ganz eigentlich darin, nur in vollendeter Darstellung dieses Einen Gegenstandes seine volle Befriedigung zu finden. Hiezu gelangt er nur durch vollkommene und strenge Gesetzmäßigkeit. Den größeren oder geringeren Grad der Objektivität zeigt H. sodann an einer Vergleichung zwischen Homer und Arioſt auf, und stellt darauf Göthen an die Seite des Griechen. Die Verbindung reiner Objektivität mit einfacher Wahrheit mache diese Göthe'sche Dichtung den Werken der Alten ähnlich, denen es wieder auffallend an

ſinnlichem Reichthum nachſtehe. Dafür trete das Innere der Menſchheit unendlich mehr zu Tage und zwar ſo, daß dieſer wahrhaft moderne Gehalt doch wieder ganz die anſchauliche und feſte Form antiker Dichtung annimmt. Bei dieſem Anlaß weiſt Humboldt den deutſchen Charakter Göthe's im Vergleich mit den alten und den neuern Dichtern anderer Nationen nach. Aus dieſen letzten Abſchnitten wollen wir hernach dasjenige zuſammenſtellen, was die Humboldt'ſche Auffaſſung des Göthe'ſchen Dichtergenius am beſtimmteſten darlegt.

Nach dem Vorangegangenen geht H. zur Aufſtellung eines beſtimmteren Begriffs des Epiſchen. Die bisherige Unbeſtimmtheit deſſelben entſtand ſeiner Anſicht nach aus der Art, wie man die Dichtungsarten abzuleiten ſich ſtrebte. Man blieb nämlich bei dem Produkte des Dichters ſtehen, wogegen H.'s Unterſuchungen ſich vielmehr an die Stimmung des hörenden wie des hervorbringenden Geiſtes, und an die Natur der Einbildungskraft wenden. Um den allgemeinen Charakter der Epopöe aufzuzeigen, fragt er, aus welcher Stimmung der Seele das Bedürfniß zur epiſchen Dichtung herfließe? Der Zuſtand, der in dem epiſchen Gedicht ſeine Befriedigung ſucht, iſt der einer allgemeinen Beſchauung, nicht der andere, ihm entgegengeſetzte einer beſtimmten Empfindung. Jenem Zuſtande verſucht der Dichter eine ihm entſprechende Form zu ſchaffen. So entſteht das epiſche Gedicht und entwickelt ſich den Hauptmerkmalen jenes Zuſtandes entſprechend, um jene Stimmung hervorzurufen oder ihr zu genügen. Hieraus folgt die Definition des epiſchen Gedichts, als einer ſolchen dichteriſchen Darſtellung einer Handlung durch Erzählung, die (nicht beſtimmt einſeitig eine gewiſſe Empfindung zu erregen) unſer Gemüth in den Zuſtand der lebendigſten und allgemeinſten ſinnlichen Betrachtung verſetzt. Dann führt er die Unterſcheidungspunkte zwiſchen dem Epos und Drama an, ferner die zwiſchen

Epopöe und Idylle, und fertigt endlich den Einwurf gegen die Anwendung des Begriffs der Epopöe auf das vorliegende Gedicht ab. Die Epopöe muß nämlich nicht nothwendig einen heroiſchen Stoff behandeln, obwohl ein ſolcher allerdings der geeigneteſte für ſie iſt. Die Hauptſache iſt nämlich immer, daß das Gemüth in jenen obenbezeichneten Zuſtand der Beſchaulichkeit verſetzt werde, und dies kann ebenſowohl durch einen bürgerlichen, als einen heroiſchen Stoff, durch eine erdichtete, als durch eine welthiſtoriſche Begebenheit, durch Ereigniſſe in einem engen Kreiſe oder durch ſolche, die eine ganze Nation in Bewegung ſetzen, geſchehen, wenn es auch in dem einen Falle leichter als in dem andern gelingen wird. Humboldt unterſcheidet daher zwiſchen heroiſcher und bürgerlicher Epopöe. Nachdem er die offenbaren Nachtheile der letztern Gattung hervorgehoben, zeigt er auch Vorzüge derſelben, und namentlich die eigenthümliche Größe des Gegenſtandes in Hermann und Dorothea. Der Dichter führt uns hier gleichſam Symbole des einfachſten Menſchendaſeins, und zwar einer dennoch höchſt edlen und von höchſt bewegter Zeit mitergriffenen Menſchheit vor. Er zeigt uns ein deutſches Geſchlecht, das von den Stürmen großer Weltveränderung berührt wird; er zeigt uns die Fundamente des Menſchendaſeins, als die unter allen Stürmen des Fortſchritts und Weltganges nothwendigen und erhaltenden Mächte. „Wer rettet ſich", ruft H. in dieſer Erörterung aus, „nicht gern und mit einer gewiſſen ſtillen Andacht aus den Gräueln der Jahre, die wir durchlebt haben, zu Scenen dieſer Art hin, die ihm allein noch zuzurufen ſcheinen, daß ſich nicht darum alles bewegt und alles umkehrt, um alles auf einmal in derſelben Verwirrung zu begraben, ſondern um die Welt und die Menſchheit neu und beſſer zu geſtalten?" Vorzüglich habe Göthe der bildenden Kraft des weiblichen Geſchlechts ein ſchönes und rührendes Denkmal geſetzt. Durch

dieſe eigenthümliche Tiefe des Gehalts erſetzt das kleine Werk in gewiſſem Grade den Umfang und die Größe der heroiſchen d. h. urſprünglich epiſchen Dichtung.

Darauf forſcht H. nach den einzelnen Geſetzen epiſcher Darſtellung und zeigt, wie ſehr Göthe denſelben Genüge geleiſtet hat. Hier ſcheint er jedoch gerade das praktiſchſte Moment, das Geſetz der ſchönen Entfaltung in der Epopöe, nicht, wie es geſchehen ſollte, hervorzuheben. Er geht dann die Handlung des Göthe'ſchen Gedichts durch, bezeichnet die dargeſtellten Charaktere als durchaus geeignet fürs Epos, und findet ſelbſt eine Aehnlichkeit mit den Homeriſchen. Endlich beſpricht er die Diktion, den Versbau und Rhythmus und leugnet nicht, daß in letzter Hinſicht noch eine Menge kleiner Flecken ins Auge fallen, die man in einem übrigens ſo vollkommnen Ganzen gern wegwünſchte.

Dieſen kurzen Ueberblick des reichhaltigen und gediegenen Werks nehme man ja nicht für einen Auszug deſſelben. Ein ſolcher war in den Grenzen dieſer Arbeit nicht geſtattet. Auch konnte es nicht meine Abſicht ſein, im Einzelnen die Fortſchritte aufzuzeigen, die die Kunſtphiloſophie unter Humboldt's Händen gemacht hatte; denn dem Kundigeren wäre mit kurzen Andeutungen nicht gedient, und dem Unkundigen nicht geholfen. Auch manche kritiſche Bemerkung, die ich über einzelne Punkte anfügen könnte, bleibt hier, wo der Gegenſtand nicht erſchöpft werden kann, beſſer unterdrückt.

Wie hoch unter den Neueren beſonders Gervinus dieſes Werk hält, hatten wir ſchon einmal zu erwähnen (S. 277). „Er entwickelt", ſagt Gervinus,[1]) „an dieſer Göthe'ſchen Dichtung die Geſetze der epiſchen und eigentlich aller Dichtung, indem er auf ſubjektivem Wege dem Verfahren des Dichters

1) Neuere Geſch. der poet. Nat.-Litt. der Deutſchen 1842, II. 472—73.

bei ſeiner Schöpfung auf die Spur trin . . Was wir von Schiller's äſthetiſchen Sätzen ſagten, können wir auch von Humboldt's wiederholen: wir haben, indem wir hiſtoriſch der Erzeugung der Dichtungsgattungen nachgingen und ihren Charakter an die Quelle der Zeiten hielten, denen ſie eigenthümlich ſind, nirgends die apriorische Probe zu unſerm empiriſchen Wege ſo treffend gefunden, wie hier.“ Ein anderer höchſt achtungswerther Kritiker, J. G. Gruber, hebt dieſes Werk in ähnlicher Weiſe hervor. Er kommt in ſeiner ſchätzenswerthen Lebensbeſchreibung Wieland's[2]) auf die gänzliche Umgeſtaltung zu ſprechen, welche die Aeſthetik ſeit Schiller's Horen erfuhr. „Still und allmählig“, ſagt er, „würde dieſe Umgeſtaltung herbeigeführt worden ſein, wenn man nur ſo ruhige Unterſuchungen angeſtellt hätte, wie die Schiller'ſchen und die von Wilhelm v. Humboldt in den „Aeſthetiſchen Verſuchen“ (1799): allein bald fand ſich ein gewaltſames revolutionäres Treiben ein, eine neue Sturm- und Drangperiode, während deren ein Terrorismus im Gebiete des Aeſthetiſchen eben ſo herrſchend werden ſollte, als er es in der politiſchen Welt und unter den — Philoſophen war.“ Dieſen Sturm hatten freilich ſchon die Xenien erregt, die Gebrüder Schlegel aber, die Chorführer der neuen Schule, trieben ihn erſt auf tumultuariſche Höhe.

---

Noch ehe Humboldt's Verſuche in Deutſchland anlangten — er ſendete ſie nämlich Schillern mit der Bitte, ſie zu revidiren und zum Druck zu befördern — war A. W. Schlegel ſchon mit einer kürzern, aber gleichfalls ſehr tüchtigen Kritik des Göthe'ſchen Gedichts hervorgetreten.[1]) Daß

2) Zu Wieland's Werken, 53. B. Leipzig, 1828. S. 208–9.

1) Allg. Litt. Zeitung, 11–13. Dez. 1797, Nr. 393–96, dann im 2. Theile von A. W. u. Fr. Schlegel's Charakteriſtiken u. Kritiken (1801), zuletzt in A. W. Schlegel's kritiſchen Schriften (Berlin, 1828).

H. von dieſem Vorgang Kunde hatte, iſt nicht zu glauben; auch findet ſich keine Spur davon in ſeinem Werke. Beide Männer arbeiteten alſo unabhängig von einander, und doch kamen ſie in Beurtheilung des Hermann als epiſchen Gedichtes ziemlich zu demſelben Ergebniß. Schlegel hielt ſich, wie die Kritik der Romantiker überhaupt, mehr in den Grenzen der Poetik im engern Sinne und ihr entſprechender Kritik. Statt in die Tiefen der Elementaräſthetik zu gehen, beſchäftigt er ſich ſofort mit den Geſetzen der Epopöe. Hier wandte er ſich, wie Humboldt, unmittelbar auf Homer zurück und ſtellt als Hauptforderung an den Epiker die „ſchöne Entfaltung des Stoffes auf — ein Geheimniß, das ſeit Homer verloren gegangen und erſt in Göthe's Hermann wieder erweckt worden ſei. Man ſieht, Schlegel hält ſich näher an die blos äußerliche Zubereitung, aber darin leiſtet er ganz Vortreffliches. In derſelben Weiſe erörtert er dann die Sitten, die Begebenheiten, die Charaktere und den Styl, wie das Epos ſie verlange, ſo wie den verweilend fortſchreitenden Rhythmus deſſelben.

Noch überraſchender und ſchmeichelhafter für den Urheber dieſer Dichtung mochte das umfaſſende Werk ſein, das jetzt unverhofft von Paris anlangte. Göthe war noch immer mit epiſchen Planen ſchwanger und las unabläſſig in ſeinem Homer, als ihm Schiller (15. Mai 1798) meldete, er behalte, da er ihn doch nächſtens in Jena zu ſehen hoffe, eine unerwartete Novität zurück, die ihn ſehr nahe angehe und die ihm, wie er hoffe, viel Freude machen werde. Darauf antwortet Göthe folgenden Tags: „Von einer unerwartet erfreulichen Novität habe ich keine Ahnung, noch Muthmaßung, doch ſoll ſie mir ganz willkommen ſein. Es iſt nicht in meinem Lebensgange, daß mir ein unvorbereitetes, unerharrtes und unerrungenes Gute begegne.“ Leider könne er aber vor Sonntag nicht kommen. Da ſchrieb Schiller ſofort

(18. Mai): ſie würden bald Gelegenheit haben, noch recht viel über die lang ſchon verhandelte Materie, die epiſche Dichtkunſt, mit einander zu ſprechen. „Die Novität von der ich Ihnen ſchrieb, und worüber ich Sie nicht in eine zu große Erwartung ſetzen will, iſt ein Werk über Ihren Hermann, von Humboldt mir in Manuſkript zugeſchickt. Ich nenne es ein Werk, da es ein dickes Buch geben wird, und in die Materie mit größter Ausführlichkeit und Gründlichkeit eingeht. Wir wollen es, wenn es Ihnen recht iſt, mit einander leſen; es wird alles zur Sprache bringen, was ſich durch Raiſonnement über die Gattung und die Arten der Poeſie ausmachen oder ahnen läßt. Die ſchöne Gerechtigkeit, die Ihnen darin durch einen denkenden Geiſt und durch ein gefühlvolles Herz erzeigt wird, muß Sie freuen, ſo wie dieſes laute und gründliche Zeugniß auch das unbeſtimmte Urtheil unſerer deutſchen Welt leiten helfen, und den Sieg Ihrer Muſe über jeden Widerſtand, auch auf dem Wege des Raiſonnements, entſcheiden und beſchleunigen wird." Am 19. erwiedert Göthe: „Humboldt's Arbeit erwartete ich wirklich nicht, und freue mich ſehr darauf, um ſo mehr, als ich fürchtete, daß uns ſeine Reiſe ſeinen theoretiſchen Beiſtand, wenigſtens auf eine Weile, entziehen würde. Es iſt kein geringer Vortheil für mich, daß ich wenigſtens auf der letzten Strecke meiner poetiſchen Laufbahn mit der Kritik in Einklang gerathe." Schon am folgenden Tag ging Göthe nach Jena und blieb vier Wochen daſelbſt. Hier ſah er das Werk ſelbſt ein, und die Angelegenheit ward ſorgfältig zwiſchen den Freunden verhandelt.

Schiller und Göthe wollten zu gleicher Zeit an Humboldt ſchreiben. Das verzögerte ſich und Schiller ſendete vorläufig „ein Lebenszeichen und Troſtwort" an den Genoſſen nach Paris. Dieſer Brief von Schiller iſt ſehr merkwürdig. Schiller war durch ſeine Thätigkeit am Wallenſtein

ganz von der eigentlichen Theorie abgekommen, und fühlte sich im jetzigen Moment wenig davon gefördert. Ja so sehr hatte er sich Göthen genähert, daß er nunmehr über seine eigenen frühern theoretischen Leistungen sogar zu geringschätzend urtheilte. Diese Ansicht spricht sich in dem hier folgenden Briefe an H. ganz unumwunden aus. Hat sich dabei aber nicht auch unwillkührlich eine ganz andere Empfindung verrathen? Humboldt, der sich wie kein Anderer hingebend für Schiller's Dichternatur bewiesen und der wirklich in einem Theile seines eignen Wesens stets einen ganz sympathisirenden Zug behielt — dieser schrieb ein ausführliches Werk, worin schlechtweg die hellenisch-Göthe'sche Dichtungsart beschrieben und gewürdigt, die entgegenstehende „Geistesdichtung" dagegen kaum im Vorbeigehn berührt und keineswegs stichhaltig vertreten wurde. Wirklich war Humboldt zu viel größerer Klarheit über diese nur im Lyrischen, Didaktischen und in der Tragödie zulässige Abart der Poesie gekommen. Kurz, auch dieser Freund stand jetzt öffentlich weit mehr auf Seiten Göthe's und der Poesie im Allgemeinen, als auf der des Nebenzweiges von intellektueller Dichtung. Nun kann man zwar nicht annehmen, daß ein Geist wie Schiller kleinlichen Empfindungen Raum geben werde. Mußte ihn aber diese Wendung gerade an Humboldt nicht doppelt verwundern? Mochte er sich nicht ängstlich umsehen, welches Plätzchen denn noch für ihn verbleibe, wenn dem unmittelbaren Dichtergenius schon so viel, das heißt jede für den Dichter überhaupt nothwendige Eigenschaft und Wirkung nachgerühmt werde? Mußte es nicht Schillern befremden, die epische Dichtung als eine so generelle betrachtet zu sehen, gleichsam als Dichtung par excellence? Mir däucht wenigstens, daß in seiner Antwort an Humboldt diese Empfindungen mitwirken. Der Brief erscheint, trotz aller Anerkennung, fast wider Willen als Opposition, wir hören mehr die tadelnde

Kritik, als das Lob, das doch in weit reicherem Maße gespendet wird. Freilich dürfen wir nicht übersehen, daß Humboldt sein Werk zur Durchsicht an Schiller gesendet und um strenge Beurtheilung gebeten hatte. Da konnte, während der Freund nur seine Pflicht thun wollte, unvermerkt die persönliche Empfindung sich einschleichen. Demungeachtet legt Schiller bei diesem Anlaß ein denkwürdiges Zeugniß für Humboldt, und ein vielleicht noch wichtigeres für seine eigne Entwicklung ab. Er schrieb:[2])

„Ihre Schrift, mein theurer Freund, war mir in der That eine ganz überraschende Erscheinung, und mußte es noch mehr sein, wenn ich mich erinnerte, wo und unter welchen heterogenen Umgebungen Sie dieses große, ja ungeheure Geschäft zu Stande gebracht haben.

„Der Gedanke, an Göthe's Gedicht die Gesetze der epischen, ja der ganzen Poesie überhaupt zu entwickeln, ist sehr glücklich, und eben so gut gewählt war dieses Produkt, um Göthe's individuelle Dichternatur daran zu zeigen. Denn, wie Sie selbst sagen, in keinem Gedichte erscheint die poetische Gattung und die epische Art so rein und vollständig, als hier, und in keinem hat sich Göthe's Eigenthümlichkeit so vollkommen abgedruckt.

„Man erweist Ihnen blos Gerechtigkeit, wenn man sagt, daß noch kein dichterisches Werk zugleich so liberal und so gründlich, so vielseitig und so bestimmt, so kritisch und so ästhetisch zugleich beurtheilt worden ist. Und das konnte auch gerade nur durch eine Natur geschehen, wie die Ihrige, die zugleich so scharf scheidet, und so vielseitig verbindet. Ihre Idiosynkrasie im Empfinden könnte Ihnen vielleicht in einzelnen Fällen den Kreis verengen und dem Gegenstand Abbruch

---

2) 27. Juni 179[illegible].

thun; in Ihrem Raiſonnement kann Ihnen das nie begegnen. Auch iſt das Verdienſt dieſer Arbeit im ſtrengſten Sinne das Ihrige. Göthe kann Ihnen als Poet den Stoff zwar zubereitet haben, aber ich habe Ihnen als Kunſtrichter und Theoretiker nicht viel in die Hand gearbeitet; ja ich muß geſtehen, daß ich in dem einzigen bedeutenden Fehler, den ich daran zu tadeln habe, meinen Einfluß erkenne. Davon nachher.

„Ihre Formel für die Kunſt überhaupt, und für die Poeſie insbeſondere, Ihre Deduktion der Dichtungsarten, die Merkmale, die Sie als die charakteriſtiſchen aufſtellen, ſind treffend und entſcheidend. Der Geſichtspunkt, den Sie genommen haben, um dem geheimnißvollen Gegenſtande, denn das iſt doch jedes dichteriſche Wirken, mit Begriffen beizukommen, iſt der freieſte und höchſte, und für den Philoſophen, der dieſes Feld beherrſchen will, iſt er ohne Zweifel der geſchickteſte. Aber eben wegen dieſer philoſophiſchen Höhe iſt er vielleicht dem ausübenden Künſtler nicht bequem, und auch nicht ſo fruchtbar, denn von da herab führt eigentlich kein Weg zu dem Gegenſtande. Ich betrachte auch deswegen Ihre Arbeit mehr als eine Eroberung für die Philoſophie als für die Kunſt, und will damit keinen Tadel verbunden haben. Es iſt ja überhaupt noch die Frage, ob die Kunſtphiloſophie dem Künſtler etwas zu ſagen hat. Der Künſtler braucht mehr empiriſche und ſpezielle Formeln, die eben deswegen für den Philoſophen zu eng und zu unrein ſind; dagegen dasjenige, was für dieſen den gehörigen Gehalt hat, und ſich zum allgemeinen Geſetze qualificirt, für den Künſtler bei der Ausübung immer hohl und leer erſcheinen wird.“

„Ihre Schrift iſt mir auch ſchon darum als ein beweiſender Verſuch merkwürdig, was der ſpekulative Geiſt, dem Künſtler und Poeten gegenüber, eigentlich leiſten kann. Denn

was hier von Ihnen nicht geleiſtet worden, das kann auf dieſem Wege überhaupt nicht geleiſtet, noch gefordert werden. Sie haben den philoſophiſch kritiſchen Verſtand, inſofern es dieſem mehr um allgemeine Geſetze als um regulativiſche Vorſchriften, mehr um die Metaphyſik als um die Phyſik der Kunſt zu thun iſt, auf das vollſtändigſte, würdigſte und liberalſte repräſentirt, und nach meinem Gefühl das Geſchäft geendigt.

„Sie müſſen ſich nicht wundern, lieber Freund, wenn ich mir die Wiſſenſchaft und die Kunſt jetzt in einer größeren Entfernung und Entgegenſetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt geweſen bin ... In Rückſicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar ſelbſt die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu faſſen, als eben dieſe Einbildungskraft ſelbſt, und daß auch Ihnen die Abſtraktion und die Sprache Ihr eigenes Anſchauen und Empfinden nur unvollkommen hat ausmeſſen und ausdrücken können.

„Es iſt hier nur von demjenigen Theil Ihres Werkes die Rede, der die Begriffe ſucht und aufſtellt, nach denen geurtheilt wird, und auch bei dieſem habe ich es keineswegs mit Ihrer Ausführung, nur mit Ihrer Unternehmung zu thun. Denn es iſt zum Erſtaunen, wie genau, wie vielſeitig, wie erſchöpfend Sie Alles behandelt haben, ſo daß ich überzeugt bin, was auch künftighin über den Proceß des Künſtlers und Poeten, über die Natur der Poeſie und ihre Gattungen noch mag geſagt werden, es wird Ihren Behauptungen nicht widerſprechen, ſondern dieſe nur erläutern, und es wird ſich in Ihrem Werke gewiß der Ort nachweiſen laſſen, in den es gehört, und der es implicite ſchon ent-

hält. In allen wesentlichen Punkten ist zwischen dem, was Sie sagen und dem, was Göthe und ich diesen Winter über Epopöe und Tragödie festzustellen gesucht haben, eine merkwürdige Uebereinstimmung, dem Wesen nach, obgleich Ihre Formate metaphysischer gefaßt sind, und die unsrigen mehr für den Hausgebrauch taugen. Vielleicht ist Ihre Analyse zu scharf, und die aufgestellte Charakteristik zu streng und zu unbeweglich." So werde es ihm ja schon schwer, den reinen Begriff des Epos zwischen den vorhandenen Epopöen wirklich festzuhalten. Die Tragödie Shakespeare's und der Alten werde ihm ähnliche Schwierigkeiten machen. Göthe und er hätten epische und dramatische Poesie auf eine einfachere Art unterschieden. Sie könnten auch die Tragödie sich nicht so sehr in das Lyrische verlieren lassen, sie sei absolut plastisch, wie das Epos. Göthe meine sogar, daß sie sich zur Epopöe, wie die Sculptur zur Malerei verhalte. Ihnen scheine, daß Epopöe und Tragödie sich durch nichts als die vergangene und die gegenwärtige Zeit unterschieden. Was die Tragödie betreffe, so behalte er sich diese für künftige Briefe vor.

„Ihren Absatz über die Poesie, als redende Kunst, habe ich nicht ganz deutlich eingesehen, auch darüber ein andermal. Was den Styl betrifft, so ist mit Ausnahme einiger weniger Absätze, die unleider nicht sogleich klar werden konnten, Alles faßlich vorgetragen. Ein weniger diffuser und ausführlicher Vortrag wäre freilich im Ganzen zu wünschen gewesen, bei einer größern Gedrängtheit und Kühnheit möchte das Ganze an Kraft und Bestimmtheit gewonnen haben. Aber diese Sorgfalt, Alles zu begränzen und zu limitiren, zu keinem Mißverstand zu verleiten, nichts zu wagen u. s. w. liegt einmal in Ihrer Natur, und wir haben über diesen Punkt oft und viel gesprochen . . .

„Sie dürfen kaum darauf rechnen, daß Jemand, der nicht schon sehr an diese Art zu philosophiren gewöhnt ist, Ihnen folgen werde; unsere neuen Kunstmetaphysiker werden Sie studiren und benutzen, aber es wohl bleiben lassen, die Quelle zu bekennen, aus der sie ihren Reichthum holten. — In der That haben Sie vielen vorgearbeitet, und ein entscheidendes Beispiel gegeben.

„Was man an der ganzen Behandlung überhaupt tadeln möchte, ist, daß Sie einen zu spekulativen Weg gegangen sind, um ein individuelles Dichterwerk zu zergliedern. Der dogmatische Theil Ihrer Schrift (der die Gesetze für den Poeten construirt) steht in dem schönsten Zusammenhang mit sich selbst, mit der Sache und mit den reinsten und allgemeinsten Grundsätzen anderer über diesen Gegenstand, und, philosophisch genommen, vollkommen befriedigend; nicht weniger richtig und untadelhaft ist der kritische (der jene Gesetze auf das Werk anwendet, und es eigentlich beurtheilt); aber es scheint, daß ein mittlerer Theil fehlt, ein solcher nämlich, der jene allgemeinen Grundsätze, die Metaphysik der Dichtkunst, auf besondere reducirt, und die Anwendung des Allgemeinsten auf das Individuellste vermittelt." Der Mangel dieses praktischen Theils fühle sich jedesmal, so oft ein einzelner Zug aus Göthe's Dichtung unter dem Begriff subsumirt werde. Dann fühle der Leser einen Hiatus.

„Ich sagte oben, daß ich in diesem Fehler meinen Einfluß zu erkennen glaube. Wirklich hat uns Beide unser gemeinschaftliches Streben nach Elementar-Begriffen in ästhetischen Dingen dahin geführt, daß wir die Metaphysik der Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden, und sie als ein praktisches Werkzeug, wozu sie doch nicht genug geschickt ist, handhaben. Mir ist dies vis à vis von Bürger

und Matthiſſon, beſonders aber in den Horenaufſätzen oft mir begegnet. *)

„Unſere ſolideſten Ideen haben dadurch an Mittheilbarkeit und Ausbreitung verloren.

„Doch genug für heute, lieber Freund. Ohnehin kann ich mich jetzt nicht ins Beſondere einlaſſen, da Göthe Ihre Schrift in Händen hat. Er wollte Ihnen mit mir ſchreiben, hat aber in Weimar zu thun bekommen. Ihre Schrift hat ihn, wie Sie leicht denken können, ſehr angenehm berührt."

Schiller bittet Humboldten noch, ihm im nächſten Briefe zu beſtimmen, wie bald Vieweg ſeine Schrift haben müſſe. Denn der Verleger des Göthe'ſchen Gedichts, der mit H. perſönlich bekannt war, hatte auch dieſe Schrift zu drucken übernommen. Im Einzelnen, ſetzt Schiller hinzu, wiſſe er nichts zu ändern, wenige Stellen ausgenommen, die er demnächſt bemerken wolle. Könne die Terminologie noch etwas umſchrieben werden, ſo werde das allerdings gut ſein.

Auch Göthen ſendet Schiller eine Abſchrift dieſes Briefes, ſo weit er das Humboldtiſche Werk betraf. „Da ich es nicht vor Augen hatte, und mir dieſe Gedankenrichtung überhaupt jetzt etwas fremd und widerſtrebend iſt, ſo habe ich nur in generalibus bleiben können. Sie werden in Ihrem Briefe für das Weitere ſchon ſorgen." (Sch. an G., 28. Juni.)

*) Schiller's Satz iſt durchaus wahr. Nur überſieht er, daß Humboldt's Buch weit mehr ſolche empiriſche Uebergänge und Vermittlungen hat, als ſeine eignen frühern Aufſätze. Wie ſehr contraſtirt Humboldt's in die breite Empirie der Kunſt verſenktes Denken gegen die abſtrakten Sätze, die Schiller unmittelbar z. B. an Bürger geltend machte. Die Theorie war hier, ihrer Wahrheit ungeachtet, viel abſtrakter, die Anwendung viel greller. Wie Schiller an Humboldt, ſo tadeln wir oft an Andern die Fehler am ſtrengſten, die wir ſelbſt erſt kaum zu beſiegen angefangen haben!

Auch Göthe fühlte, daß Schiller's Brief etwas Mißliches habe. „Ihr Schreiben an Humboldt", antwortete er ihm (am 30ſten), „iſt zwar recht ſchön und gut, doch wird es dem Freunde nicht ganz erquicklich ſein, denn es drückt nur allzuſehr aus: daß dieſe Arbeit nicht ganz in unſere gegenwärtigen Umſtände eingreifen konnte. Sie haben einen recht wichtigen Punkt berührt: die Schwierigkeit, im Praktiſchen etwas vom Theoretiſchen zu nutzen." Am Ende des Briefes kommt Göthe nochmals darauf zurück. Er erzählt Schillern, daß es ihm gelungen, die erſten Geſänge des Tell, den er damals epiſch behandeln wollte, näher zu motiviren. Auch habe er eine klarere Idee, wie er dieſes Gedicht in Abſicht auf Behandlung und Ton ganz von dem erſten trennen könne, „wobei Freund Humboldt belobt werden ſolle, daß er ihm durch die ausführliche Darlegung der Eigenſchaften des erſten das weite Feld deutlich gezeigt habe, in welches hinein er das zweite ſpielen könne." Dieſen epiſchen Tell führte er aber nicht aus, ſondern überließ nachher Schillern den Plan zu dramatiſcher Ausführung. — Später drückte Göthe ſelbſt ſeinen Dank an Humboldt ſchriftlich aus, und legte eine Abſchrift ſeiner neuen Elegie, Euphroſyne, bei.

Humboldt nahm die Erklärungen Schiller's ganz unbefangen auf, und wiederholte nur die Bitte, das Werk ganz nach ſeinem Ermeſſen zu revidiren und dann zum Druck abzuſenden. Außerdem ſchrieb er noch eine Einleitung zu ſeinem Werke, worin er, ſichtbar genug, die Ausſtellungen Schiller's über daſſelbe berückſichtigte und ſich über die Stellung des Theoretikers und Beurtheilers zum ausübenden Künſtler faſt ganz wie Schiller erklärte. Daß dieſe Einleitung erſt nach jenem Briefe geſchrieben wurde, ſcheint mir gewiß.

„Mein Brief an Humboldt," meldete Schiller an Göthe,

den 27. Juli, „ist ungewöhnlich schnell gelaufen und so auch seine Antwort, die ich Ihnen hier beilege. Er ist, wie Sie finden werden, ganz wohl damit zufrieden gewesen. Freilich kommt mir die Durchsicht seines Werkes, die er jetzt noch von mir erwartet, etwas ungelegen, und das Corrigiren in fremde Arbeiten ist eine eben so undankbare als schwierige Arbeit. Neugierig bin ich, was die eigentlich kritische Welt, besonders die Schlegel'sche, zu diesem Humboldtischen Buche sagen wird." — Die Verlegenheit, in der sich Schiller sah, löste Göthe mit richtigem Gefühl. „Es freut mich herzlich", entgegnete er ihm Tags darauf, „daß Humboldt Ihren Brief so freundlich aufgenommen hat. Sein Ernst, sein Talent, sein Streben, sein guter Wille, seine Neigung, seine Freundschaft verdienen eine redliche und freundliche Erwiederung; er wird nun auch meinen Brief mit der Euphrosyne bald erhalten. Aufrichtig aber will ich gestehen, daß ich nicht sehe, wie es möglich sein soll, eine Revision seiner Arbeit, wie er sie vorschlägt, zu veranstalten. Denn wenn Sie, nach Ihrer Vorstellung, daran zu rücken anfangen, so wird ja das Gebäude mehr geregt, als daß es in allen seinen Fugen bleiben konnte. Nach meiner Vorstellungsart ließe sich so etwas kaum durch Gegenwart und Gespräch leisten."

Göthe's Worte gaben den Ausschlag, und schwerlich hat Schiller nur irgend etwas Wesentliches geändert. Den 21. August schrieb er an Göthe, er habe nun Humboldten vom Schicksal seiner Schrift Nachricht gegeben, die ihn hoffentlich ganz zufrieden stellen werde. Und einen Monat später bestätigt er dies: Humboldt habe geschrieben. „Mit unsern Arrangements mit seinem Werk ist er wohl zufrieden."

Wilhelm von Humboldt's äſthetiſche Verſuche, erſter Theil: über Göthe's Hermann und Dorothea erſchienen im Anfang des Jahres 1799 bei Fr. Vieweg in Braunſchweig. [1]) Ein zweiter Theil folgte nie. Was er über die Kunſt auf dem Herzen gehabt hatte, war im Weſentlichen in dieſem erſten niedergelegt. Die Aufnahme, die er bei den Zeitgenoſſen fand, war nicht gemacht, ihn zu weiteren Verſuchen zu ermuntern. Das Buch fiel gerade in jene tumultuariſche Epoche unſerer Litteratur, von welcher Gruber ſpricht. Die Gebrüder Schlegel hatten ſich als neue Schule aufgethan und im Athenäum ein Organ gegründet, worin die Xenien in keckſter Weiſe überboten wurden. Humboldt's Schrift, die eine ernſte Würdigung verlangte, ward auch ſogleich im Athenäum beſpöttelt. Die Schlegel hatten ſich für ſolche Frivolitäten eine eigne Rubrik, beſonders unter dem Titel: Litterariſcher Reichsanzeiger oder Archiv der Zeit und ihres Geſchmackes, errichtet, und brachten ſchon im 2ten Stück des Jahrgangs 1799 unter mehreren folgende Anzeige: „Derjenige, welcher beweiſen kann, daß er, ohne irgend eine Nebenabſicht bloß um das Fortkommen der Aeſthetik zu befördern, die Urania des Herrn von Ramdohr zu Ende geleſen habe, ſoll zur Prämie die äſthetiſchen Verſuche des Herrn von Humboldt erhalten. Wer die Lektüre nicht vollendet, aber doch bis über die Hälfte gekommen iſt, erhält zwanzig noch ungedruckte Gedichte von Matthiſſon.“ Ein bitterer Ausfall, weil er die etwas breite Darſtellung des Humboldtſchen Werks in der That berührte, und deshalb gewiß auch empfunden wurde. Es war in jedem Fall ein ſchlechter Spaß, und die Schlegel, die Humboldten noch oft im Leben begegneten und ſich ſeines Schutzes zu erfreuen hatten, mögen

1) Jetzt in den geſammelten Werken, B. 4, 1841, S. 1—269.

ihn bitter bereut haben. Noch in den Tagen des Wiener Congreſſes wurde manchmal dgran erinnert; nur Humboldt ſelbſt, in heitrer Großmuth, wollte ſich deſſen gar nicht erinnern. [2])

Schiller war entrüſtet über das Auftreten der Schlegel, und beſonders über dieſes neuſte Stück des Athenäums, worin noch eine ganze Reihe ſolcher renienartiger Aphorismen enthalten war. Er ſchüttete ſeinen Unwillen in einem Brief an Göthe [3]) aus, und ſagte dabei: „Gegen Humboldt iſt der Ausfall unartig und undankbar, da dieſer immer ein gutes Verhältniß mit den Schlegeln gehabt hat.“ „Wegen des Schlegeliſchen Feldzugs bin ich ganz Ihrer Meinung,“ erwiederte Göthe lakoniſch (17. Aug.).

Die ältere Schule hatte ſich den Forſchungen der Zeit großentheils entfremdet und ertrug es kaum, Göthe's Dichtergröße ſo ins Licht geſtellt zu ſehen: bei ihr konnte eine Arbeit, wie die Humboldtiſche, nicht wohl auf Anklang rechnen. Einem aber war ſie aus beſondern Motiven widerwärtig, um ſo widerwärtiger, weil er Humboldten perſönlich lieb gewonnen hatte — Voß'en nämlich, der durch das neue Gedicht den Ruhm ſeiner Luiſe beeinträchtigt ſah. Im Voßiſchen Kreiſe galt Hermann und Dorothea für eine ſchwächliche Nachahmung der Luiſe. Nun dieſe Anpreiſung des Göthe'ſchen Gedichts, und gar durch Humboldt — denn die Schlegel verachtete man — das mußte verdrießen. Dieſe Stimmung äußert ſich in einem Briefe von Voß an F. A. Wolf, vom 9. April 1799. Er berichtete dieſem von ſeinen neuſten Arbeiten und Claſſikerüberſetzungen und ſchließt dann alſo: „So neu erwärmt von den alten Unſterblichen, empfand ich den ruſſiſchen Mißhauch bis in das innerſte

2) Varnhagen v. Enſe, Denkw. B. V. S. 52.
3) Vom 16. Auguſt 1799.

Mark, der mich aus dem Humboldtiſchen Buche, dem ἀϑεοφαγῳ! über die Hermanniade, und über das Moderne, den höchſten Gipfel der Urbegeiſterung, aufältete. Von Humboldt, rief ich, iſt es Sünde wider den heiligen Geiſt! Aber nein, fügt' ich hinzu, er hat nie die Kraft des Geiſtes vernommen; er hat nur ſein Sauſen gehört." [4])

Am Ende hatte Schiller richtig prophezeit: man werde aus Humboldts Arbeit ſchöpfen, ohne die Quelle zu nennen, aus der man ſeine Reichthümer geholt. Bücher und Namen von viel geringerem Werthe ſpielen eine Rolle in unſern Kunſtphiloſophien, Humboldt's Buch war den Meiſten kaum dem Namen nach bekannt oder ward als abgeſtandne „kant'ſche Weisheit" mißachtet. Erſt ſeit Erſcheinen des Schiller-Humboldtiſchen Briefwechſels hat man von verſchiedenen Seiten auch Humboldts äſthetiſche und kritiſche Bedeutung neu ins Auge gefaßt, und auf ſein Hauptwerk in dieſer Richtung gewieſen.

In der Stille hatte das Buch ſeine Wirkung dennoch, und die Eingeweihten kannten es wohl. Rahel z. B. damals noch ſehr jung, wußte gleich die Bedeutung deſſelben zu faſſen. In einem ihrer Briefe ſchreibt ſie (11. Febr. 1799) an B. von Brinckmann, nach Paris: „Ich leſe Humboldt's Buch; bin aber noch im Anfang: mir kann er gar nicht weitläufig genug ſchreiben. . . Möchten es nur alle Diebe leſen, die dichten wollen in Proſa oder Verſen, ſo wär' man ſie los: und die Xenien würden lauter artige erwachſene Oden." — Selbſt Wieland las das Werk mit großer Zufriedenheit, und bedauerte nur, daß der Verfaſſer

4) Siehe J. H. Voß Briefe, B. II. Halberſt. 1830. S. 245. Der Name Humboldt iſt nur angedeutet, doch in der Urſchrift ſteht er, wie wir aus guter Quelle wiſſen, vollſtändig.

seine ganze Theorie in die Beurtheilung des Götheschen Gedichts eingeflochten und dieser nicht lieber vorausgeschickt habe.[5])

Der Hauptgrund aber, warum H. sich mehr von diesem Gebiete abwandte, hatte mit der Aufnahme jener Versuche nichts zu thun. Die längere Entfernung von der Heimath rückte auch dieses Interesse in die Ferne. Andere Gebiete des Forschens nahmen ihn in Anspruch, Gebiete, wo er fast ohne Nebenbuhler wirkte und etwas durchaus Neues erst schaffen konnte. Je mehr Nationen und Länder nämlich er in den Wanderjahren, die er antrat, kennen lernte, desto mehr richtete sich sein Gedanke auf das Element aller Mittheilung — auf die Sprache, und hier bereitete er die Grundlagen eines bisher noch gar nicht vorhandenen Theils der Philosophie vor.

Ungetreu aber ward er der Kunst so wenig, als den befreundeten Dichter. Am Abend seines Lebens richtete er wiederholt sein Augenmerk auch öffentlich auf die alten Genossen. Sein Verkehr mit Schiller und Göthe dauerte auch aus der Ferne fort, an verschiedenen Stellen werden wir darauf zurückkommen; so zusammenhängend und ununterbrochen jedoch, als in der Epoche, die wir hier beschließen, ward diese Verbindung nicht wieder. Jene Zeit blieb ihm aber auch stets unvergeßlich.

Wir können dieses Buch nicht besser beschließen als wenn wir die Hauptstellen, mit welchen Humboldt in den ästhetischen Versuchen den Göthe'schen Dichtergenius charakterisirt, gleichsam als Endergebnisse seines Nachdenkens darüber und als Denkmal seiner Theilnahme an dem Wirken des großen Dichters zusammenfassen. Da sagte er unter anderm:

5) Litterarische Zustände und Zeitgenossen. Aus K. A. Böttiger's Nachlasse, v. Sohne. Leipzig, 1838. S. 248.

„Das Erste, was bei der Verfeinerung des Gedankens und der Empfindung der Modernen zu leiden Gefahr läuft, ist die natürliche Wahrheit und die schlichte Einfalt. Doch sind es gerade diese beiden Eigenschaften, welche Göthe in einem unverkennbaren Grade an sich trägt. . .

„Zwar scheint in dieser Verbindung auf den ersten Anblick etwas Widersprechendes zu liegen. Jener [beobachtende und bildende] Sinn sucht die großen und hellen Massen der Natur, also im Menschen, was der Gattung, der ganzen Menschheit angehört. Diese sentimentale Stimmung steigt in die dunkeln Tiefen des Gemüths hinab, verweilt innerhalb der engen Grenzen eines kleinen Gebiets, und sogar vorzugsweise bei dem, was nur Einzelnen eigen ist. Aber es kommt nur darauf an, dies letztere groß genug zu behandeln, um diesen Widerspruch sogleich wieder aufzuheben, und dies ist es, was unsern Dichter vor anderen auszeichnet.

„Wo er den Zustand des Gemüths darlegt (und eigentlich ist er überall damit beschäftigt), wo er auch den ungewöhnlichsten und leidenschaftlichsten schildert, verfährt er demnach, gerade wie bei der Beschreibung der äußern Natur, immer ruhig und bildend, und fügt alle einzelnen Theile des Ganzen fest in einander. Er läßt die Individualität, die er darstellt, aus allen Kräften der Seele zugleich hervorgehn, verwebt sie in alle Gedanken, alle Empfindungen, alle Aeußerungen des Charakters, zeigt denselben Charakter in Verbindung mit andern; und führt ihn unsrer Einbildungskraft so in seinem ganzen Seyn und Wesen vor, daß wir ihn nicht blos in einem einzelnen Augenblick, einer einzelnen Stimmung, sondern so erblicken, wie er überhaupt immer ist, seine Entwicklungen verfolgen, seine Fortschritte beurtheilen können. Er läßt nicht nach, genau und vollkommen zu erforschen, wie eine ungewöhnliche Eigenthümlichkeit, die sich ihm auf seinem Wege dichterischer Erfindung

darbietet, in einem menſchlichen Gemüthe als reine Wahrheit bleibend fortdauern, wie ſie ſich zu den übrigen nothwendigen und rein menſchlichen Empfindungen verhalten, wie ſich an andere Eigenthümlichkeiten anſchließen, wie durch die Verbindung mit ihnen und ihr eignes natürliches Fortſchreiten umgeſtalten kann, und er ruht nicht eher, als bis auch wir dies in ſeiner Darſtellung deutlich wieder erkennen. Er bleibt daher nie einzeln bei ihr ſtehen, ſondern erweitert ſie auf eine unendliche Fläche, und ſtellt ſich immer in den Mittelpunkt, in dem ſich doch endlich alles, was nur irgend menſchlich heißen kann, nothwendig mit einander vereinigen muß. Dadurch wird ſie nun, wie ungewöhnlich ſie auch an ſich ſein möchte, in ſeiner Schilderung wirklich zur Natur, erſcheint weder als die Frucht einer augenblicklichen Ueberſpannung der Einbildungskraft, einer künſtlich übertriebenen Empfindung, noch als die Folge eines Schwunges des Geiſtes zu einer Höhe, auf der er ſich nicht zu halten vermag; ſondern als das wahre Reſultat aller Gemüthskräfte in ihrem reinen Zuſammenwirken.

„Es kommt nur darauf an, recht menſchlich geſtimmt zu ſein, um das Außerordentliche und das Einfachſte in denſelben Kreis einzuſchließen. Nur für den, welchem es, wie bei den Alten, nothwendig noch der Fall ſein mußte, an Reichthum und Mannigfaltigkeit der innern Erfahrung fehlt, liegen gewiſſe Richtungen, welche die Empfindung manchmal nimmt, außer den Schranken der natürlichen Wahrheit; nur der, welchem es wie ſo oft uns Neueren, an jener hohen Einfachheit des Sinnes mangelt, weiß jenen ſeltnen Erſcheinungen keinen allgemein verſtändlichen Ausdruck zu geben. Darum iſt unſer Dichter in einem höheren Grade, als irgend ein andrer, wahrhaft menſchlich zu nennen, weil kein anderer noch zugleich in ſo mannigfaltigen, hohen und ungewöhnlichen, und doch ſo einfachen Tönen zu unſerm Herzen ſprach.

„Wer einzelne Beispiele für diese nur ihm angehörende Eigenthümlichkeit verlangt, der erinnere sich, in welchem vorher unbekannten Sinn er den Umgang mit der Natur geschildert, welchen neuen Charakter er der Liebe, welche Tiefe und Zartheit der Weiblichkeit gegeben; wie er das Geheimniß verstanden hat, in Werthers Charakter die ungewöhnlichste Stärke und Reizbarkeit des Gefühls, eine so seltne und schwärmerische Liebe, daß sie das Leben selbst ihren Empfindungen aufopfert, mit dem natürlichsten und einfachsten Sinn, mit der treuesten und naivsten Anhänglichkeit an die Schönheit der Natur und die harmlosesten Freuden des kindischen Alters zu paaren.

„In keinem alten Dichter wird man diese hohe, feine und idealische Sentimentalität, in keinem neueren, verbunden mit diesen Vorzügen, diese schlichte Natur, diese einfache Wahrheit, diese herzliche Innigkeit antreffen." (Ges. W. V. 1., S. 128—132.)

* * *

„Um die besondre Stelle kennen zu lernen, die wir selbst einnehmen, haben wir immer zugleich auf zwei Punkte zu sehen: auf das Alterthum und das Ausland. Es sei uns erlaubt, auch unsern Dichter noch einen Augenblick in dieser doppelten Beziehung zu betrachten.

„Er verweilt, wie wir gesehen haben, nicht nur vorzugsweise bei der Schilderung des inneren Menschen, des Gemüths in seinen Gedanken und Empfindungen; sondern er zeigt es uns auch so, wie es etwas Andres und Höheres begehrt, als dessen Befriedigung unmittelbar in der Natur außer uns liegt, etwas Idealisches, das über die äußere Thätigkeit und den äußern Genuß des Lebens hinausgeht; wie es endlich überhaupt ein innres Dasein in sich selbst dem äußren in der Welt entgegensetzt, in jenem oft etwas

verfolgt, was diesem fremd ist, und nicht gleich dort dasjenige aufgiebt, was hier zu erreichen unmöglich ist. Dadurch unterscheidet er sich von den Alten, die den Menschen immer mehr in der Begleitung der Natur, als im Gegensatz mit derselben darstellen, und dies hat er mit den meisten neueren Dichtern gemein.

„Aber die inneren Regungen sind sehr verschiedener Töne fähig, und unter diesen zeichnen sich vorzüglich zwei aus, die gleichsam zwei Extreme bilden — der hohe und starke, und der stille und sanft gehaltene. Der Gedanke gewinnt eine andre Gestalt, wenn er aus dem bloßen, von keiner äußern Erfahrung unterstützten Nachdenken hervorgeht, oder durch die Phantasie geformt, als glänzende Sentenz auftritt, und wenn er in einfacher Wahrheit eine Menge von Erfahrungen zusammenfaßt und daraus gediegene Weisheit zieht. Das Herz fühlt andre Regungen, wenn es von heftigen Leidenschaften durchstürmt, und wenn es, nachdem es alles, was es nur von der Natur zu erfassen vermag, in seinen Kreis gezogen hat, von lauter mächtigen und unendlichen, aber immer mit einander zusammenstimmenden Gefühlen harmonisch durchdrungen, still aber tief bewegt ist. Diese letztere Stimmung ist es, in der uns Göthe immer das Gemüth schildert; und wenn er Leidenschaften hervorruft, so erheben sie sich, gleich Wellen auf dem unendlichen Meere, auf einem so zubereiteten Grunde, und lagern sich wieder auf die klare, nirgends umgrenzte, in allen ihren Punkten leicht bewegliche Fläche. Dadurch unterscheidet er sich von den neueren Dichtern andrer Nationen, die durchaus mehr Leidenschaft als Seele malen, mehr Heftigkeit und Feuer, als Innigkeit und Wärme besitzen, und dadurch tritt er wieder dem schönen Gleichgewicht, der stillen Harmonie der Alten näher.

„Dieser zwiefache Gegensatz vollendet, man kann es

mit ſtolzer Freude behaupten, ſeinen deutſchen Charakter. Denn eine ſichtbare Neigung zur abgeſonderten Beſchäftigung des Geiſtes und des Herzens, und ein ſtärkerer Hang nach Wahrheit und Innigkeit in beiden, als nach in die Augen fallendem Glanz und leidenſchaftlicher Heftigkeit, ſind Hauptzüge der Eigenthümlichkeit unſrer Nation, welche ihre beſten philoſophiſchen und dichteriſchen Produkte unverkennbar an ſich tragen, und durch die, wenn das Genie des Künſtlers hinzukommt, ſeine Werke zugleich einen reichhaltigeren Stoff und eine gröſsere innere Feſtigkeit erlangen.

„Wenn wir indeſs hier dieſem Gedicht und der neueren Poeſie überhaupt etwas zuſchreiben, was ſie vor der älteren auszeichnet; ſo iſt dies kein Vorzug, der das Weſen der Kunſt angeht. In dieſem bleiben die Alten immer die Meiſter, und werden nie auch nur erreicht, viel weniger übertroffen werden. Das eigenthümliche Verdienſt, von dem wir hier reden, iſt nur, die Bahn eröffnet zu haben, den ganzen Reichthum an Gedanken und Empfindungsgehalt der neueren Zeit in das ächt künſtleriſche Gewand zu kleiden, das man ſonſt nur bei ihnen antrifft.“ (Geſ. Werke, B. 4., S. 135—137.)

Hermann und Dorothea erklärt er für dasjenige Werk, in welchem ſich der Dichtercharakter des Urhebers am reinſten und vollendetſten manifeſtirte. Wenn Göthe's Eigenthümlichkeit in einzelnen ihrer Vorzüge ſtärker und leuchtender aus andern ſeiner Werke hervorſtrahle, ſo finde man doch in keinem, ſo wie in dieſem, alle dieſe einzelnen Strahlen ſo in Einem Brennpunkte verſammelt.

# Inhalt des ersten Theiles.

Seite

Vorwort . . . . . III

## Erstes Buch.

Jugend- und Lehrjahre. 1767 bis 1788. . . . . 1

Voreltern. Familie. Eltern. Früher Tod des Vaters. Jugendleben in Tegel. Gemeinsame Erziehung mit Bruder Alexander, zu Tegel und Berlin. Lehrer. Frühe Entwicklung, auch der Gemüths- und Charaktereigenschaften. Jugendbekannte. Früheste Eindrücke und deren Bedeutung. Besucht die Universitäten Frankfurt a. d. O. und Göttingen. Günstiger Stern, der dem Anfang und Verlauf seiner Lebensbahn leuchtete. . . . . 3

## Zweites Buch.

Lebensgestaltung und ruhigstes Wirken. 1788 bis 1794. . . 45

Frühe Entschiedenheit in Humboldt's Wesen. Darstellung der Gegensätze seines Charakters. Richtung auf die Ideen. Wirkungen dieser Gegensätze in Schrift und Leben. . . . 47

Nahes Verhältniß zu Kant. Durchbricht mit Schiller die Schranken des Systems. . . . . 57

Freundschaftsverhältnisse. Vertrauter Umgang und Briefwechsel mit G. Forster. Verkehr mit Jacobi, mit den Aufklärern in Berlin. . . . . 69

Reisen von Göttingen aus. Geht gleich nach dem Ausbruch der französischen Revolution mit Campe nach Paris. Theilnahme an dem Streit über Proselytenmacherei. Reise nach dem Oberrhein, durch Schwaben und die Schweiz (später). 79

Reise seiner eignen Lebens- und Menschenansicht. . . . 110

Kommt nach Erfurt und Weimar. Bekanntschaft mit Dalberg und Schiller. Verlobt sich mit Fräulein von Dacheröden. . . . . 112

Seite

Tritt in der Zeit der Reaktion nach dem Tode des großen Friedrich seine Laufbahn in Berlin an. Lebensverhältnisse und Umgang (Henriette Herz. Rahel. Gentz.) Giebt den Staatsdienst auf, um seine eigne Bildung gründlich zu vollenden. . . . . 119

Heirath. Frau v. Humboldt. Lebt in ländlicher Stille (zu Burgörner) den Wissenschaften, insonders den Alterthumsstudien. Bund mit Fr. A. Wolf. Verkehr mit Schiller und Dalberg. Häusliche Freuden. Leben zu Erfurt und Auleben. Besuch in Berlin. Alexander v. H. in Bayreuth. 132

H.'s Arbeiten in dieser Epoche. Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit der Staatsgewalt zu bestimmen. Ansicht von der französischen Staatsumwälzung. Praktische Philosophie, gerichtet auf freieste Entwicklung der Individualkraft. Daraus hervorgehende Theorie vom Staate: einerseits auf ein idealisches Ziel, andrerseits auf das nächste Bedürfniß — gemischte Verfassung — hinstrebend. Fundamente seiner spätern politischen Thätigkeit. . . . . 162

Ansicht des klassischen Alterthums. Begründet mit Wolf die tiefere Gesammtauffassung der Alterthumsstudien. Schrift über die Griechen. Versuche strenger Uebertragung griechischer Dichter (Pindar). Principien der Uebersetzungskunst. Urtheil über Voß. Erste Anfänge der Sprachphilosophie. Vergleichendes Studium griechischer und deutscher Sprache und Litteratur. . . . . 208

## Drittes Buch.

Innigster Verkehr mit Schiller und Göthe und Theilnahme an ihrem Wirken. 1794 bis 1798. . . . . 257

Humboldt geht mit seiner Familie nach Jena, um Schillern nahe zu sein. Jena und Weimar damals der Centralpunkt deutscher Dichtung und Spekulation. Wird der nächste Vertraute unsrer beiden großen Dichter. Correspondenz dieser Geister. Briefwechsel mit Schiller. Dessen Werth. Anerkennung seiner Theilnahme an dem Wirken unsrer Dichter bei Neueren. . . . . 259

Schiller und Humboldt. Des Letzteren Stellung unter den deutschen Kritikern. Erweitert mit Schiller die Engen des

Seite

Kant'schen Systems und hilft die Philosophie der Kunst begründen. Theilt auch ästhetische Irrthümer Schiller's. Tiefe Einsicht in das Wesen des Schiller'schen Genius, aber auch Uebersehen der künstlerischen Mängel desselben. Hält mit Recht an Schiller und Göthe zugleich. Rechtfertigung seines Strebens, die individuelle Größe Schiller's zu behaupten, und Zurückweisung der Ansicht, die H.'s Einfluß auf diesen Dichter als nachtheilig darstellte. Bedeutung dieses Einflusses neben dem Göthe'schen. Wie Schiller und Göthe Humboldt's Mitwirkung anerkannten. In welchen Irrthümern er mit Schiller befangen war. . . . . 278

Verhältniß zu Göthe. Göthe über Humboldt und Herder. Leben und Umgang in Jena. Fichte. Schilderung des vertraulichen Verkehrs mit Schiller. Gemeinsame Thätigkeit und Ideentausch, gerade während der bedeutendsten Krisis im Leben des Dichters. Die Horen. Humboldts Theilnahme. Verkehr und Briefwechsel mit Göthe. Debatte über W. Meister. Beurtheilung des Woldemar von Jacobi. Verhältniß zu Schiller's Freunden. Körner. Umgang mit jüngeren Männern. David Veit. . . . . 349

Horenaufsätze: 1. Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur. 2. Ueber männliche und weibliche Form. Anthropologisch-ästhetische Richtung. Auffassung der Weiblichkeit. Anzeige der Wolf'schen Odyssee und Verkehr mit Wolf. . . . . 382

Verläßt Jena. Leben in Tegel. Lebhafteste Periode des Briefwechsel's mit Schiller. Inniger Antheil an dessen erstem Musenalmanach. Selbstbekenntnisse. Sein Antheil und seine Urtheile bei Schillers Rückkehr zur Poesie (Ideendichtung). Giebt, von Schiller consultirt, sein Votum über dessen Dichterbestimmung. Weis't ihn aufs Drama. Ueber Schiller (den modernsten der Modernen) und die Alten. Schiller's Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung. Differenz mit Humboldt. Beide entwinden sich schon ihren Einseitigkeiten. H. über Göthe'sche Dichtungen dieser Zeit. Eigne Pläne: mehr Entwürfe als Ausarbeitungen. Gedruckte Arbeiten. . . . . 389

Reise nach dem nördlicheren Deutschland. Besucht Klopstock und Voß. . . . . 421

Seite

Rückkehr zu ſeinen Freunden nach Jena. Die Xenien. Tod der Mutter. Auch Alexander v. H. in Jena. Verhältniß zu den Gebrüdern Schlegel. Uebertragung des Agamemnon. Berathung darüber mit Wolf, Göthe, Schiller und beiden Schlegeln. Theilnahme an der Vollendung von Hermann und Dorothea. Einfluß auf Wallenſtein. . . . . 430

Abſchied von ſeinen Freunden. Will nach Italien. Reiſe von Berlin, über Dresden, nach Wien. Giebt des Krieges wegen die italieniſche Reiſe für jetzt auf. Geht längſt den Alpen, über München und Baſel, nach Paris. Bleibt zunächſt dem bisherigen Intereſſe treu. Correſpondenz mit Schiller und Göthe. Schreibt ſein kunſtphiloſophiſches Hauptwerk, die „äſthetiſchen Verſuche“ über Hermann u. Dorothea. Gehalt und Methode dieſer Schrift. Ihre Bedeutung für die Kunſtphiloſophie. Sendet das Werk an Schiller. Deſſen Urtheil darüber. Schickſale und Wirkung des Buches. Hauptſtellen der Beurtheilung unſeres größten Dichters durch Humboldt. . . . . 446

Im Verlage von F. H. Köhler in Stuttgart sind folgende neue Werke erschienen, welche in allen Buchhandlungen vorräthig sind:

# Tivoli.

## Neues Museum des Witzes und der Laune.

---

### Eine humoristische Anthologie

herausgegeben

von

### Ernst Ortlepp.

12 Bändchen; Taschenformat, eleg. brosch. fl. 4. 48 kr. oder 3. Thlr.

Der Titel bezeichnet hinlänglich, was der Leser hier zu erwarten hat. Man wird in dieser Anthologie, das Beste finden, was im Gebiete der Humoristik geleistet wurde, und verweisen wir auf das Inhalts-Verzeichniß einiger Bändchen.

### Inhalt des ersten Bändchens.

Naturgeschichte des Esels, von Friedrich. — Concertanter Taschenspielkunst-Abend der Madame Regina Astralia Katakomba ꝛc. — Der sterbende Schneider. — Parodie auf Schillers Burgschaft, von Louis Wallo. — Heirathsanzeige. — Anekdoten aus Rochus Pumpernickels Jugendjahren. — Frisch gewagt ist halb gewonnen. — Formular eines Theaterzettels für das Jahr 1927. — Todesanzeige von besonderer Art. — Lächerliche Druckfehler. — Curiosa und Anekdoten. — Schmulchens Liebesklage. — Vailchens Antwort an den gekränkten Bräutigam. — Itzig's Wettergläser. — Waschzettel aus dem Fegefeuer der Hindus. — Die Schöpfung der ersten Menschen u. s. w., von Seb. Sailer. — Tusch. — Aus Prehauser oder: der Wienerische Hanswurst. — Vergleichung einer Familie mit einem musikalischen Concert. — Matthisson's Lied aus der Ferne, parodirt von Wichmann. — Die Friedenspredigt. — Aus Saphir's eisernem Abschiedsbrief. — Ankündigung neuer Werke für die Leipziger Ostermesse 1818. — Fragmente aus Till Eulenspiegel in der Unterwelt, von E. Ortlepp. — Zeitungsanzeige. — Die Sinnpflanzen, von Friedrich. — Vorzug der Landstandschaft. — Feilgebotenes Raritätencabinet. — Bündiger Styl. — Monolog eines Berliner Eckenstehers, Parodie von Schillers Resignation. — Die Männer. — Querlesungen von Lichtenberg. — Der französische Prediger. — Die Liebe. — Das Aufgebot. — Musik und Text. — Portrait eines Cholerafürchtlings, von Saphir. — Anekdoten. — Windbeuteleien. — Zeitungsanzeige. — Das unvollständige Gebetbuch. — Anekdote. — Urfel und Wilhelm, Parodie der Hölty'schen Elegie auf den Tod eines Landmädchens, von A. Wichmann.

## Inhalt des sechsten Bändchens.

Der Notenschlucker, von Oettinger. — Aus dem Leben Berlins. — Nachtisch. — Das liederliche Kleeblatt. Parodie auf Schillers Bürgschaft, von Böhm. — Die verhängnißvolle Uhr. — Der Ball des Geizigen. — Liebesantrag einer alten Jungfer. — Das Volk der Geizhälse. — Quodlibet für Witz und Laune. — Aus der Theaterwelt. — Der Hausfreund. — Hochzeitsgebräuche bei verschiedenen Nationen. (Forts.) — Anekdoten und Curiosa. — Die Himmelsbraut. — Aus einem Wörterbuch für Liebende. (Forts.) — Die Hundesteuer. — Der bestialische Posa. Travestie von Ludwig Liber. — Das Concert eines deutschen Improvisators. — Des Schneiders Ahnung. — Das wohlberathene Vaterland. — Das Horn, von Herlossohn. — Aus dem Froschmäuseler, von Rollenhagen. - Anekdoten. — Aus dem wiederaufgelebten Eulenspiegel (Frtf.) — Aus Fischarts Gargantua. (Schluß.) — Gedanken über einen Quirl. — Curiosa und Anekdote. — Christ werden, oder nicht? Parodie auf Hamlets Monolog, von J. Nork. — Das Wasser. — Scene im Hades. — Was ist Mann? — Satyrische Briefe, von Rabener. — Anekdoten. — Die schlimme Ehe. — Das goldene Kalb. — Künftige Zeitschriften im künftigen Jahrhundert, von Oettinger. — Kants Tod. — Anekdote. — Sieg der Schuster. Parodie von Eginhardt.

## Inhalt des zehnten Bändchens.

Aus den Predigten zum Todtlachen. (Forts.) — Parodie von Mahlmanns „Sehnsucht", von Eginhardt. — Anekdote. — Naturgeschichte des Affen, von Friedrich. (Schluß.) — Madame Catalani und Werthers Leiden. — Curiosa. — Die Erbin eines großen Namens. — Anekdoten. — Ein Schnickschnack. — Der Apotheker und Provisor. — Billet-doux von Görgel an seinen Herrn, von Claudius. — Des Liebescasuisten Beantwortung der Fragen eines verliebten dreizehnjährigen Mädchens, von Addison. — Anekdoten. — Aus den Predigten zum Todtlachen. (Forts.) — Zeitungsanzeigen. — Definitionswitze. — Querlesungen. — Aus Julius von Voß Travestie „Rinaldo und Armida." — Humoristischer Abstecher ins Elysium, von Friedrich. — Aus einer Parentation. — Anekdoten. — Räthselfragen mit den Lösungen. — Der Kampf mit der Oehstlerin. Parodie von Schillers „Kampf mit dem Drachen", von J. M. W. — Anekdoten. — Auktion. — Der Narrenvormund. — Zeikuß Abschied. Parodie. — Parodie von „In diesen heil gen Hallen," von C. Büchler. —

## Für Freunde der Tonkunst

erschien so eben im Verlage von F. H. Köhler in Stuttgart, und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten

## Großes Vokal- und Instrumental-Concert.

### Eine musikalische Anthologie.

Herausgegeben von E. Ortlepp.

16 Theile. Preis jedes Bändchens, elegant geheftet, 24 kr. rhein. oder 7 ½ Sgr.

Bisher vermißte man gänzlich ein Werk, welches das Interessanteste aus dem ganzen Gebiete der Tonkunst in geistreich unterhaltender Weise zusammenfaßte, und dieß war die Veranlassung, eine Art **Musikalisches Universalbuch** zu liefern, welches mit Vermeidung aller trockenen Belehrungen oder Erklärungen das freie geniale Element der herrlichen Kunst auch auf gleiche Art in den Darstellungen walten ließe. Der Inhalt dieser neuen musikalischen Unterhaltungs-Bibliothek besteht daher nur aus gediegenen, oft klassischen Aufsätzen, bespricht die größten musikalischen Erscheinungen, gibt die merkwürdigsten Aufschlüsse über das Leben großer Künstler abwechselnd mit humoristischen Stoffen, geistvollen Sentenzen, Kritiken, Anekdoten, Briefen u. s. w.

## Taschenbuch der Blumensprache

oder

## Deutscher Selam.

Mit einer Anthologie aus den besten Dichtern zur Charakterisirung der Pflanzen Deutschlands.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. J. M. Braun.

Ausgabe als Taschenbuch, elegant gebunden, mit 4 schön colorirten Bouquets fl. 2. 24 kr. Rthlr. 1 ½.
Dasselbe ohne Kupfer broschirt fl. 1. 36 kr. Rthlr. 1.

# Inhalt.

## Erste Abtheilung. Prosa.

Einleitung. — Betrachtungen über die Rose. — Rose und Nachtigall. — Rosen und Lilie. — Die Alpenrose. — Die Rose als Blume des Grabes. — Ueber das Vaterland der Rosen. — Die Rose. — Die Blumen. — Deutsche Blumensprache als Wörterbuch.

## Zweite Abtheilung.

Selam oder Blumensprache des Orients. — Die Chiffernsprache. — Die Blumenuhr. — Allegorische Bezeichnung der Stunden.

## Dritte Abtheilung.

**Poetischer Blumengarten, enthaltend 280 Gedichte auf Blumen und Pflanzen:**

Die Metamorphose der Pflanzen. — Bei einigen Alpenanemonen. — Die Aurikeln. — Der Baum und der Mensch. — Blumen (11). — Seine Blumen. — Das Märchen und die Blumen. — Preisgesang auf die Blumensprache. — Im Blumengarten. — Der Blumengärtner. — Die Blumenchiffre. — Deutscher Blumengarten. — Blumenleben. — Blumengruß. — Blumenstrauß (4). — Blumenwahl. — Blumenknabe. — Die Sprache der Blumen. — Des Mullers Blumen. — Blumenkranz. — Der Blumenschlaf. — Der Blumenbrief. — Blumensprache. — Blumenandacht. — Der Blumenstrauß von Rosen und Vergißmeinnicht. — Der Blumenstrauß von Rosen, Primeln und Vergißmeinnicht. — Blüthen aus dem Reiche der Flora. — Werth der Blumen. — Trockene Blumen. — Blume im Garten. — Lieblingsblume. — Blume und Märchen. — Die drei Blumen. — Die fünf Blumen. — Die Buchenlaube. — Der Buchsbaum. — Die Cypresse (4). — Der Cypressenzweig. — Die Einsiedlerblume (2). — An das Eisenkraut. — Erdbeerlied. — Eiche (3). — An den Enzian. — An den Epheu. — Feldblume. — Die Fichte und der Epheu. — An die Fichte. — Flachs. — Flieder und Hollunderblüthe. — Flora. — Frühlings-Safran. — Auf einen Garten. — Gärtners Lied. — Gärtners Glück. — Gänseblume (2). — Geranium rosat. — Geranium. — Goldlack. — Gundelrebe. — Heideblümchen. — Helianthemum. — Herbstblume. — Herbstzeitlose. — Hortensie, japanische Rose. — Hyacinthe (3). — Hyzericum. — Jehovablume. — Je länger je lieber (2). — Immerschön. — Immortelle (3). — Immergrün. — Klee. — Kornblume (3). — Kranz. — Lauch. — Levkoya (2). — Lilie (6). — Die Lilie und die Rose. — Linde (3). — An den Lorbeer. — Löwenzahn. — Luzerne. — Maasliebchen. — Maiblümchen (5). — Majoran. — Marienblümchen. — Mohn. — Moos (2). — An die Mythe (2). — Nachtschatten. — Nachtviole (3). — Narcisse. — Natur und Liebe. — Nelke (2). — Nelke als Lieblingsblume. — Palme. — Pappelbaum. — Passionsblume. — Schonung der Pflanzen. — Pfirsich. — Pommeranzenbaum (2). — Ranunkeln. — Reseda (4). — Ringelblumen. — Rosmarin. — Rose (36). — Weiße Rose. — Monate-Rose. — Provencer-Rose. — Moos-Rose (3). — Centifolie. — Gelbe Rose (2). — Band-Rose. — Schwarze Rose. — Unica, weiße Centifolie. — An eine verwelkte Rose. — An die Rose (3). — Der Zephyr und die Rose. — An die weiße Rose. — Der Rosengarten. — Die Rose und das Immerschön. — Der Anblick

der ersten Frühlingsrose. — Die Sendung der Rose an Alexis. — Schneeglöckchen (5). — Sonnenblume. — Sternenblume. — Stiefmütterchen (2). — Schwarzdorn. — Sträußchen. — Tanne (2). — Tausendschön (2). — Tarus. — Thurmkraut. — Thränenweide. — Trauergarten. — Trauerweide. — Tulpe (2). — Tulpe und Astern. — Tulpenbeet. — Tulpenflur. — Veilchen (16). — Veilchen und Rose. — Veilchenkranz. — Vergißmeinnicht (8). — Waldessprache. — Im Wald. — Der Wald. — An den Wald. — Weide. — Wintergrün. — Wunderschön. —

Aus dieser Inhalts-Uebersicht kann man den Reichthum des Buches beurtheilen, welches für jeden Blumenfreund eine angenehme Erscheinung sein wird. Deutschlands erste Dichter wurden durch Floras liebliche Kinder begeistert, sie erhielten von ihnen den Stoff zu den reinsten und edelsten Dichtungen, die hier wie in einem poetischen Blumengarten gesammelt erscheinen. — Das Buch eignet sich besonders zu einer werthvollen Gabe an Jungfrauen und Jünglinge, indem es den Sinn für die Schönheiten der Natur erregt und belebt, und sie zur nähern Kenntniß und zu tiefern Betrachtungen über die sinnige Pflanzenwelt auffordert.

---

## Das Dekameron von Boccaccio.

Neu übersetzt von E. Ortlepp.

3 Theile in 8 Bändchen. 2 Thlr. 3 fl. 12 kr.

Nicht umsonst nimmt dieß Buch seit einigen Jahrhunderten in der Unterhaltungs-Lektüre einen bedeutenden Platz ein, und ist in alle Sprachen übersetzt worden. Die Gabe der Erzählung und mit ihr die Kunst, den Leser zu fesseln, ist dem Verfasser in gleichem Grade eigen wie der Scheherazade, und das Dekameron ist auch die **Tausend und Eine Nacht der Italiener.**

Bedeutende Preis-Ermäßigung

# der Bibliothek des Frohsinns.

40 Bände in X Sectionen statt 16 fl. für 6 fl.

Statt 10 Rthlr. für 4 Rthlr.

**Prospectus.**

I. Section. Anekdoten von Regenten, Staatsmännern, Feldherren und andern historischen Personen. 4 Bändchen.

Man findet in dieser Section über 1000 Anekdoten aus dem Leben folgender Männer, Friedrich der Große, Napoleon, Friedrich Wilhelm II., Peter der Große; Joseph II., Kaiser Maximilian I., Suwarow, Wallenstein; Prinz Louis von Preußen, Kurfürst Ludwig IV von der Pfalz, Karl der Zwölfte, Kaiserin Katharina II., Ludwig der Vierzehnte u. s. w.

II. Section. Anekdoten von Gelehrten und Curiositäten der Litteratur. 4 Bändchen.

III. Section. Anekdoten scherzhaften Inhalts. 4 Bändchen 1300 Anekdoten.

IV. Section. Deutsches Volksthum im Mittelalter. 2 Bändchen Enthält die hervorstechendsten Sitten und Gebräuche dieses Zeitraums.

V. Section. 1) Epigramme und Satyren. 2) Parodien und Travestien. 3. Bändchen. Räthsel von J. G. M. 4. und 5. Bändchen 6000 deutsche Sprichwörter und Redensarten.

VI. Section. Komische Briefe und Zeitungsanzeigen. 2 Bände. (140 Briefe und 120 Zeitungs-Anzeigen.)

VII. Section. 1. 2. Curiositäten. Gallerie auffallender Erscheinungen aus dem Gebiete der Natur und Kunst. 2 Bchen.

VIII. Section. 6 Bchen. Die Volksharfe. Sammlung der schönsten Volkslieder aller Nationen.

IX. Section 1ster und 2ter Theil. Aechte und wahrhafte Feen-Mährchen.

Rothkäppchen. — Lili und Kränzel oder die Feen. — Blaubart. — Die schlafende Schöne. — Die gestiefelte Katze. — Aschenbrödel. — Ruprecht mit der Kuppe. — Der Kreisch mit dem rothen Käppchen. — Die weiße Katze. — Der Delphin. — Perlbarme und Serandine. — Constanz und Constanze oder das Taubenpaar.

IX. Section 3ter und 4ter Theil. Arabische Mährchen.

X. Section 4 Theile. Dramatisches Potpourri. Auswahl komischer Scenen und Gesänge aus den beliebtesten Lustspielen, Possen, Vaudevilles, Travestien u. s. w.

Aus vorstehendem Inhalts-Verzeichniß kann man den Reichthum dieser unerschöpflichen Unterhaltungs-Bibliothek übersehen, welche besonders zum Wiedererzählen, Declamiren, Aufführen von Scenen u. dgl. für jede Familie ein Rathgeber zur Erheiterung der langen Winterabende, zu empfehlen ist.

# Erinnerungen

an

# Wilhelm von Humboldt.

Von

Guſtav Schleſier.

---

Zweiter Theil.

---

Stuttgart.

Franz Heinrich Köhler.

1843.

Erinnerungen

an

# Wilhelm von Humboldt.

Von

Gustav Schlesier.

Zweiter Theil. Erste Abtheilung.

Von 1798 bis 1819.

Stuttgart.

Franz Heinrich Kohler.

1845.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

# Viertes Buch.

## Reisen und Aufenthalt im Ausland.

Leben in Paris. Spanische Reisen. Wiedereintritt in den Staatsdienst. Römische Gesandtschaft.

1798 bis 1808.

Als unſer Humboldt den Entſchluß faßte, die nächſten Jahre ſeiner Zurückgezogenheit von den öffentlichen Angelegenheiten größeren Reiſen und längerem Aufenthalte im Ausland zu widmen, hatten ſich die Verhältniſſe in ſeiner Heimath noch in nichts Weſentlichem, die der europäiſchen Welt nur ſcheinbar verändert. In Preußen waltete noch die ſchwache Regierung Friedrich Wilhelm des Zweiten. Alle Hoffnungen richteten ſich auf ſeinen Sohn und Nachfolger, der unter dem Namen Friedrich Wilhelm III. den Thron beſtieg (16. Nov. 1797), kurz nachdem Humboldt ſeine Reiſe angetreten hatte. Daß es unter dem neuen Herrſcher beſſer ausſehen würde, als unter dem vorangegangenen, ließ ſich erwarten; ob es ihm aber gelingen werde, den ſchlechten Geiſt zu bannen und Preußens Stellung in Europa zu erhalten, war bei den ſchwierigen Conſtellationen der Zeit nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen. Dem ruhigen Beobachter mußte mancher Zweifel darüber aufſteigen.

Der Gang der franzöſiſchen Staatsveränderung und des dadurch veranlaßten Krieges war allerdings von der Art, daß man einige Zeit wähnen konnte, es werde nun zu einer beſtändigen Verfaſſung im Innern Frankreichs und zur gründlichen Wiederherſtellung des allgemeinen Friedens kommen. Dies beruhte aber auf großer Täuſchung. Ordnung in Frankreich und Friede konnten noch nicht beſtehen. Die Geſinnung einiger Gewalthaber zur Zeit des Directoriums verbürgte ſo wenig als der Baſeler Separatfriede

die Hoffnung allgemeiner Verſöhnung, und die Lorbeern, die Erzherzog Carl in Deutſchland gewonnen, wurden doch weit von den Siegen des jungen Bonaparte in Italien verdunkelt, ja mit dem Auftreten dieſes kühnen Helden ward in der franzöſiſchen Nation jene Richtung, deren Verſchwinden man hoffte, erſt recht entfeſſelt. Der Friede von Campo Formio war eigentlich mehr ein Waffenſtillſtand, und faſt von eben ſo kurzer Dauer als ein ſolcher.

Wie aber die Ereigniſſe auch kommen wollten, für Deutſchland war ſelbſt im beſten Fall wenig Gutes zu hoffen. Regierungen und Völker erſchlafft; von Nationalgeiſt kaum eine Spur; der politiſche Sinn des Volkes ſeit Jahrhunderten von elenden Gewalthabern ſo gut wie von einzelnen edlen erdrückt — einige Lichtpunkte rein geiſtiger Art nur in paar kleinen Fürſtenthümern, die, vor der Entwicklung der größern Staaten, dem Vaterlande einen unvergeßlichen Dienſt leiſten ſollten; von dieſen Punkten aus allerdings ein Geiſtesleben, das im Moment über die politiſche und nationale Verweſung täuſchte und auch deren Ende vorbereitete. An dieſem beſſern Sein des deutſchen Volkes, an ſeiner Kunſt und Wiſſenſchaft hatte Humboldt, wie wir ſahen, nach Kräften Theil genommen; von dem politiſchen Leben aber konnte der Edle nur ſein Antlitz abwenden. Denn was war von dieſer zerriſſenen Nation, deren kraftloſe Splitter zwei Monarchien, die ſich tödtlich haßten, an ihrer Spitze hatten, zu gewärtigen, als Schmach und Niederlage? Was war vorauszuſehen, als ein gräßlicher Umſturz, deſſen Ausgang ſich in keiner Art berechnen ließ? Was zu wünſchen endlich, als eine gründliche Wiedergeburt im Innern und Aeußern unſeres Nationallebens ſo wie des in ſeiner Iſolirung ohnmächtigen, verderblichen Preußens.

Wer würde, wenn er unabhängig iſt, ein Land, das ſo troſtloſe Ausſichten hat, nicht lieber für längere Zeit ver-

laſſen und ſeine Dienſte für Zeiten ſparen, wo er hoffen kann, etwas Nachhaltigeres zu wirken? Und wie hätte ein Mann, von ſo großartigem intellektuellem Streben und einer weit über das Zeitalter gehobenen Denkart, wie Humboldt war, ſeine Muſe beſſer anwenden können, als indem er erſt an allen Eroberungen deutſcher Innerlichkeit, der Grundlegung einer beſſern Zukunft, Theil nahm, alsdann aber in die Ferne ging, um vieler Länder Menſchen und Sitten zu ſehen und ſeine Kenntniß und Erfahrung nach ſo vielen Seiten, ſonders aber nach denen, die ihn am meiſten feſſelten, zu vermehren. In der That, dieſe Wanderungen und Lebensjahre im Ausland waren für Humboldt von großer Bedeutung. In dem Anſchaun ſüdeuropäiſcher Völker und der Ueberreſte des claſſiſchen Alterthums vervollſtändigte er ſeine Anſicht von dieſer Vergangenheit und von der Menſchheit überhaupt. Dann entwickelte ſich ſein angeborener Sinn für den Geiſt der Sprache, nicht allein im Verkehr mit den verſchiedenen Nationen, ſondern vielleicht noch mehr an den, zumal in Paris und Rom, angehäuften linguiſtiſchen Schätzen. Endlich vollendete ſich während dieſer Jahre der praktiſche Menſch: ein Staatsmann, der durch Weltkenntniß, Uebung und Gewandtheit einſt ſo hervorleuchten ſollte. Was überdies für Humboldt als genießenden Geiſt ein ſo langer Aufenthalt, wie er ihm vor allen in Rom und römiſchen Umgebungen vergönnt war, ſein mußte, das würden wir auch ohne die unzweideutigſten Belege, die uns vorliegen, errathen.

Wir ſahen, daß ſein nächſter Plan, mit der ganzen Familie nach Italien zu gehen, durch die kriegeriſchen Begebenheiten vernichtet wurde. Er wandte ſich daher mit den Seinigen in das ſo eben auch von Süddeutſchland aus geöffnete Frankreich und ging nach Paris. Wir ſahen ſehen, wie er mitten in dieſer fremden Umgebung im Anfang faſt nur dem Intereſſe deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft oblag

und ſeine Genoſſen an der Ilm und Saale mit einem umfaſſenden Beitrag zur Kunſtphiloſophie überraſchte. Nunmehr haben wir nach den ſonſtigen Intereſſen ſeines Pariſer Aufenthalts zu fragen, und Menſchen und Verhältniſſe vorzuführen, die ihn näher berührten.

---

Humboldt kam im Spätjahr 1797 zum zweiten Male nach Paris. Für ihn, der die franzöſiſche Nation in der Zeit der erſten Freiheitsbegeiſterung geſehn hatte, mochte der Ort, trotz der Umwälzungen, die er erlebt hatte, jetzt in dem Moment der Abſpannung nicht mehr den frühern Reiz haben, wenn ſchon das Intereſſe auch jetzt nicht ausgehen konnte. Da uns aber aus der Zeit des zweiten Aufenthalts überhaupt wenig Mittheilungen vorliegen, müſſen wir uns um ſo mehr an den Widerſchein halten, den einige auch für ſie ſelbſt ſehr charakteriſtiſche Briefe der Frau von Humboldt auch auf ihn werfen. „Paris" — ſchreibt ſie 25. Mai 1798 an ihre Freundin Rahel nach Berlin — „Paris wäre der eigentliche Ort, an dem Sie leben müßten, an dem Sie, beſonders wenn Sie auch einige Teutſche um ſich hätten, ſich gefallen würden, wie an keinem andern. Paris iſt ſehr ſchön, es giebt vielleicht kaum noch eine Stadt, die einen Anblick wie den darbietet, den man genießt, wenn man auf dem Pont-Royal ſteht, zur Rechten den Pont-Neuf, zur Linken den Pont de la Révolution, unten den ſchönen breiten Strom, zu beiden Seiten die breiten Quai's mit einer Reihe prächtiger Gebäude, das Schloß der Tuilerien, den Garten, und weiter die Champs-Elyſees." Nachdem ſie dann der Freundin ihren damaligen innern Zuſtand ausgelegt, ihr Bedürfniß, alles klar zu wiſſen und ſollte es das Leben koſten, da es doch für den, welchen die Natur einmal ſo gemacht habe, kein andres Daſein gebe, und das Geſtändniß

hinzugefügt hat, daß sie nicht ohne die tiefsten Schmerzen und den bittersten Verlust zu dem Besitz dieser Klarheit gekommen sei, daß sie sich aber nun frei und ruhig fühle, und offenen Sinns für alles Menschliche und für alles Göttliche im Menschen, und zuletzt zu der Ueberzeugung gelangt sei, daß der Punkt des innern Zusammenhalts die Liebe bleibe — „die allein unser Wesen gestalte und selbst wenn jede ihrer Täuschungen zerrinnen, es noch sei, die den Takt des Lebens harmonisch erhalte“ — nach solchen Ergießungen fährt sie fort: „Ich muß Ihnen ein Wort von meinen Kindern sagen. — In den Kindern lebt meine Seele, das fühlen sie wohl, und ich führe hier mit ihnen eine ganz häusliche Existenz. Die Vormittage dauern hier bis 4 Uhr, früher ißt kein Mensch, das giebt mir das Mittel, viel mit ihnen zu sein. Abends bin ich häufig in Gesellschaften oder im Theater, oft auch an meinem Theetisch, mit dem kleinen Zirkel meiner Bekannten zu Hause. Es sind viele Deutsche hier, denen mein Haus ein point de ralliement ist, ich sehe aber auch viel Franzosen und sehe sie gern. Das Theater ist unendlich interessant, die Komödie vortrefflich. Alle Feinheit, Höflichkeit, alle Oberflächlichkeit des französischen Wesens, ihrer Sitten wie ihrer Empfindungen, offenbart sich unendlich in ihren Stücken und in der Art, wie sie gespielt werden. Bei der Tragödie ist das vielleicht noch merkbarer. Ich kann mir nicht denken, wie man jemals gerührt werden könnte, aber interessirt ist man aufs äußerste, weil das Spiel der vorzüglichen Schauspieler ein vollendetes Kunstwerk ist.“[1]) Das häusliche Glück schildert ein zweiter Brief der Frau von Humboldt näher. „Meine Kleinen,“ sagt sie, „werden dich sehr freuen. Li [Karoline] entwickelt sich sehr liebenswürdig, sie ist sehr zart und hat

1) Mitgetheilt von Varnhagen von Ense, Bildniß-Galerie aus Rahels Umgang, I. 143–45.

einen ſeltnen Grad von Sentimentalität, von ganz natürlicher, wie du leicht denken kannſt. Der Bruder [Wilhelm] iſt ſchön, viel derber, ſehr unartig, eigenwillig, und doch unendlich gutmüthig. Theodor iſt das liebenswürdigſte Kind, was ich je ſah — er iſt ganz dick und recht eigentlich fett, und ſieht doch ſchlank aus, ſein Geſichtchen hat einen Ausdruck von Fröhlichkeit, und doch deutet der Blick in ſeinem Auge auf etwas Tieferes. Sein Auge iſt, als ſchaute man in den Himmel. Das Weiße darin iſt ganz blau, und der Augapfel braun. Seine Haare ſind blond, ſein Mund einer der reizendſten, den ich je an einem Kinde ſah. Wenn du den Jungen ſehen könnteſt, er würde dich zum Narren machen, wie mich." [2])

Schon im Frühjahr 1798 ward H. die Freude, auch ſeinen Bruder noch einige Zeit in der Nähe zu haben. Er kam nach Paris, um ſich der Entdeckungsreiſe anzuſchließen, welche Kapitain Baudin ins Südmeer unternehmen ſollte. Denn ganz aus eigenen Mitteln ſo umfaſſende Reiſen durchzuſetzen, ſchien ja kaum möglich. Doch zu bald machte der drohende Wiederausbruch des Kriegs in Deutſchland und Italien die Ausführung dieſes Planes ſcheitern. Nun wurden zwar die Reiſevorbereitungen emſig fortgeſetzt; Alexander lernte z. B. noch arabiſch, und ohne Zweifel begann jetzt auch Wilhelm ſein Augenmerk zuerſt auf die amerikaniſchen Sprachen zu wenden, zu deren Ergründung er hoffen durfte, durch des Bruders Reiſe völlig neue Materialien zu erlangen. Alexander aber hatte nun keine Ruhe mehr. Schon wollte er mit ſeinem Freunde Bonpland auf einer ſchwediſchen Fregatte nach Nordafrika und Aegypten gehen, um nachher jede ſich bietende Gelegenheit zur größeren Reiſe zu nutzen. Gegen Ende Oktober 1798 verließ er Paris und

2) Ebendaſ., I. 147.

ging nach Marseille. Dies war ein schwerer Abschied. „Ich trennte mich", sagt er nachmals in der Schilderung seiner großen Reise, „von einem Bruder, der durch seinen Rath und durch sein Beispiel einen großen Einfluß auf die Richtung meiner Gedanken ausgeübt hatte. Er billigte die Gründe, die mich bestimmten, Europa zu verlassen; eine geheime Stimme sagte uns, daß wir uns wiedersehen würden. Diese Hoffnung, die nicht getäuscht wurde, versüßte den Schmerz einer langen Trennung. Ich verließ Paris in der Absicht, mich nach Algier und Aegypten einzuschiffen und durch den Wechsel der Begebenheiten, der über alle menschlichen Dinge herrscht, sehe ich meinen Bruder bei meiner Rückkehr vom Amazonenstrom und von Peru wieder, ohne das feste Land von Afrika berührt zu haben" [3]).

Die schwedische Fregatte blieb aus; Unruhen in Tunis machten es auch nicht rathsam, dorthin zu gehen. Alexander beschloß nun den Winter in Spanien zuzubringen. Er kam nach Madrid, und hier nahmen seine Angelegenheiten eine über Erwarten günstige Wendung. Er erhielt vom Madrider Hof nicht nur die Erlaubniß, das Innere des spanischen Amerika zu bereisen, sondern auch die wünschenswertheste Förderung zu diesem Zweck. Den 5. Juni 1799 ging er mit seinem jungen Freunde zu Coruna nach dem neuen Continent unter Segel. Indem wir den Verlauf dieser für die Wissenschaft so außerordentlich ergiebigen Reise als bekannt voraussetzen, wenden wir uns zu den Begegnissen des älteren Bruders und zunächst zu dessen Aufenthalt in Paris zurück.

Schon zu Paris war das Humboldt'sche Haus ein Anhaltspunkt für jeden Deutschen, der nur einigermaßen

3) A. v. Humboldt's und Bonpland's Reise in die Aequinoktial-Gegenden des neuen Continents in den Jahren 1799 — 1804. Thl. I. Stuttg. u. Tüb. 1815. S. 52 — 53.

verdiente, deſſen Gaſt zu ſein. Wenn auch Humboldt ſelbſt ſeine Vielſeitigkeit nicht ſo ausdehnen durfte, daß er nicht den beſſern Theil der Zeit ſeinen Studien und Lieblingsrichtungen wie dem Umgang mit Männern, die ihm hier begegneten, zugewendet hätte, ſo war die Gattin um ſo gewiſſer der Punkt, um den ſich das Verſchiedenartigſte ſammeln konnte, und vor allen waren es deutſche Künſtler, die ſich ihrer Aufmerkſamkeit zu erfreuen hatten. Der franzöſiſche Maler David zog eine ziemliche Zahl junger Künſtler nach Paris, unter den Deutſchen z. B. den Maler Schick, den Bildhauer Tieck u. A. Dieſe jungen Männer erfreuten ſich ſchon damals der Gunſt dieſes gaſtfreundlichen Hauſes. Humboldt ſelbſt faßte im Intereſſe der Weimariſchen Kunſtfreunde die Leiſtungen dortiger Künſtler ins Auge. So finden wir Mittheilungen von ihm in Göthe's Propyläen, z. B. über Foreſtier's neue Methode die Malerei zu lehren, über ein großes Gemälde von David: die Verſöhnung der Römer und Sabiner, und über ein andres des damals erſt auftretenden Malers Gerard: der hülfloſe Blinde. Göthe und H. Meyer fügten dann ihrerſeits dieſen Berichten Urtheile oder Notizen hinzu. [4])

Von den intereſſanten Männern, die damals zu Paris lebten, haben wir ſchon Guſtav von Brinckmann genannt. [5]) Er war als Legationsſekretair dem ſchwediſchen Geſandten, Baron von Staël, beigegeben und blieb nach deſſen Abreiſe im Jahr 1798 als Geſchäftsträger zurück. Mit Humboldt, Frau v. Staël ꝛc. lebte er auf ſehr vertrautem

4) Dieſe Artikel aus Paris ſtehen im dritten Bande der Propyläen von Gothe, St. u. Tübingen, 1800. S. 110 — 24. Wir würden ohnedies Humboldt als Verfaſſer vermuthet haben; es wurde aber deſſen Autorſchaft jüngſt auch durch beſtimmte Ausſage H. Meyer's beſtätigt (Morgenblatt, 14. März 1842. Correſp. aus Weimar).

5) Siehe Thl. I. 452 — 53.

Fuße. Nach dem 18. Brumaire (Nov. 1799) wurde er vom ersten Conful mit mehreren andern Diplomaten aus Paris fortgeschickt. Der Aufenthalt an diesem Orte war überhaupt für Fremde noch nicht ohne Gefahr, besonders seit dem Wiederausbruch des Krieges mit Oesterreich. Schon im December 1798 schreibt Schiller einmal an Göthe: „Von den abwesenden Freunden hab' ich wieder lange nichts gehört. Humboldt wird, hoffe ich, nicht unter den Fremden sich befunden haben, die man in Paris arretirt hat." [6])

Unter den seit längerer Zeit in Paris einheimischen Deutschen hatte für Humboldt schwerlich irgend Jemand größeres Interesse, als der bekannte Einsiedler Graf von Schlabrendorf, überdies gleichfalls ein Preuße — ein Mann von reichumfassendem Geist, in den neuern französischen Verhältnissen kundig und erfahren, wie nicht ein Anderer, übrigens zu emsigem Studium der Menschen- und Völkerverhältnisse, der politischen Bedingungen und selbst der Sprachen aufgelegt; Humboldten überdies in Geistesfreiheit eben so sehr als im Sprechertalent verwandt. Kein Wunder, daß dieser ihn außerordentlich hochschätzte. Varnhagen, dem wir eine sehr geistreiche Schilderung des sonderbaren Mannes verdanken, berichtet unter anderm [7]), wie derselbe, gewohnt vier, ja mehr Stunden lang ununterbrochen, im schönsten Gedankenzusammenhange, mit beweglichster Einbildungskraft und mit steigendem Reiz zu sprechen, sich einst mit Wilhelm von Humboldt dergestalt in die Diskussion vertieft habe, daß er mit diesem, den er am frühen Abend mit dem Lichte in der Hand zur Treppe geleitet hatte, an hellem Tage im Gespräch begriffen noch an derselben Stelle gefunden wurde. Wie hätte Humboldt, der schon in den Jünglingsjahren sich an einen Geist wie Forster gehalten hatte,

6) Briefw. zw. Schiller und Göthe, IV. 391.
7) Denkwürdigkeiten und verm. Schriften, 2. Aufl., IV. 432.

nicht auch an diesem wunderbaren Mann hohes Interesse finden sollen! Für uns hat er dies am schönsten bei Gelegenheit der ebenerwähnten Varnhagen'schen Denkschrift geäußert, in einem Briefe an den Verfasser vom 5. März 1832. „Ich habe", schrieb er diesem, „den Aufsatz über unsern ewig denkwürdigen Freund mit großem Vergnügen gelesen. Er hat mich lebendig in die Zeit meines Umgangs mit ihm zurückversetzt und es ist Ihnen, wie es mir scheint, sehr gut gelungen, aus den Charakterzügen und der Handlungsweise des Mannes gerade so viel auszuheben, als dem großen Publikum ein anschauliches Bild zu geben vermochte; und ihn doch auch wieder so zu schildern, daß auch die tiefer Eingeweihten ihn gern in der Schilderung wieder erkennen. Daß darum doch nicht ganz der Eindruck entsteht, den wir gerade bei diesen uns theuer und ehrwürdig Gewesenen wünschten, muß Sie nicht irren. Es giebt mittelmäßige und große Menschen, welchen man ihre Verdienste und Vorzüge gleich baarer Münze auf den Tisch zählen kann. Zu diesen gehörte Schlabrendorf nicht; er wollte tiefer gekannt, er wollte mehr als gekannt, wirklich empfunden sein. Wer nicht in den ersten Tagen seines Umgangs von ihm hingerissen war, nicht gleich bewies, daß er Sinn für ihn besaß, mit dem war jeder Streit über ihn vergebens, wie ich sehr oft mich selbst davon überzeugt habe. Es kann daher auch wohl keine Schilderung hinter ihm zurückbleiben, die sein wahres inneres Wesen, eins der merkwürdigsten und seltensten, das sich je auf Erden gefunden hat, zusammengesetzt aus der wehmüthigsten Weichheit und dem unerschütterlichsten Muthe wiedergäbe." [8]) — Es sei uns hier erlaubt eine Anecdote einzuflechten, die Schlabrendorf von seinem Freunde

---

8) Mitgetheilt in (Dorow's) Denkschriften u. Briefen zur Charakteristik der Welt und Litteratur, B. III. Berlin, 1839. S. 4 — 12.

erzählte. „In Paris," ſagte er, „lebt ein Graf K....n, ein, wie ich glaube, ganz guter Mann, aber — ein ſchwacher. Einſt, als er eben aus meinem Zimmer gegangen war, ſagte mir der ältere Humboldt: „K....n iſt eine herzgute Seele, aber ich möchte doch lieber ſein Vater als ſein Sohn ſein. Ich mußte über den Einfall lachen; aber tief gedacht war er. Ich forderte Humboldten im Scherz auf, einmal aus ſeiner Bekanntſchaft die Perſon hervorzuſuchen, deren Sohn er aus Wahl ſein möchte, und der er mit reiner Dankbarkeit anhängen würde" [9]) Im Jahr 1798 würde Humboldt gewiß keinen Andern, als Schillern, erwählt haben. — Demſelben Jochmann, der uns dieſen Einfall bewahrt hat, theilte Schlabrendorf einſt auch ein Buch mit, in welchem er viele Stellen angeſtrichen und mit Bemerkungen begleitet hatte, nämlich William Godwin's Memoirs of the Autor of a Vindication ꝛc. (2. Aufl. London, 1798). Die Verfaſſerin der Vertheidigung der Rechte der Frauen, Mary Wollſtonkrafft, iſt die Heldin des Buches. Schlabrendorf theilte es wegen der Noten nur Wenigen mit! Humboldt, ſagt Jochmann, hat es auch in Händen gehabt [10]) — Das innige Verhältniß zwiſchen ihm und Schlabrendorf ſetzte ſich auch bei des Erſteren ſpäterer Anweſenheit in Paris fort. 1814 und 15 leiſtete der Graf auch dem Vaterlande werthvolle Dienſte, und die erſten preußiſchen Staatsmänner, Humboldt natürlich voran, erfreuten den edlen Greis mit ihren Beſuchen. Der Freiherr von Stein rief ihm zum Abſchied zu: Nun, als Präſidenten unſeres Parlaments hoffe ich Sie wiederzuſehen. Gewiß eine ſchmeichelhafte Begrüßung, die den Werth nicht verliert,

9) C. G. Jochmann's Reliquien, geſammelt von Zſchokke, B. I. Hechingen, 1836. S. 189.

10) Ebendaſ. I. 194.

weil die Prophezeihung ſich nicht erfüllte. Denn um wirklich Präſident zu werden, fehlte vielleicht nur eine Kleinigkeit — das Parlament.

An den Grafen Schlabrendorf reihen wir zwei andere Deutſche, die ihm theils in ihren Lebensſchickſalen, theils in dem Abentheuerlichen ihres Weſens verwandt ſcheinen, Oelsner nämlich, in erſterer Hinſicht, in letzterer Leuchſenring. Mit Beiden wurde Humboldt während dieſes zweiten Pariſer Aufenthalts näher bekannt. Oelsner war ihm ſchon in Göttingen begegnet. Nachmals hatte dieſer, wie Schlabrendorf, alle Stürme der Revolution mit durchlebt und ſich zu dem feinen Beobachter und Publiciſten herangebildet, der ſich uns in einzelnen Aufſätzen und in den jüngſt erſchienenen Briefen (an Stägemann) beurkundet. Nach kurzer Abweſenheit kam er im Jahr 1799 wieder nach Paris, nachdem man ihn, einen gebornen Preußen, kurz zuvor in Schleſien feſtgenommen, auf franzöſiſche Requiſition aber alsbald entlaſſen hatte. Wir werden ihn ſpäter noch in H.s Nähe finden, ſo wie wir in ſeinen Briefen noch das Bekenntniß leſen, der Miniſter Humboldt habe ihm „theure Merkmale von Freundſchaft gegeben.“ [11]) — Leuchſenring, der bekannte Jeſuitenriecher aus der Zeit Nicolai's — von Göthe als Pater Brey verewigt — war allerdings ein Abentheurer, aber ein ſolcher, dem es nicht an Scharfblick und weitumfaſſenden Ideen gebrach. Nach lange unſtetem Leben wandte er, von der Richtung der franzöſiſchen Revolution in eigenthümlicher Weiſe ergriffen, ſich nach Paris, begleitet von einer Gattin, mit der er in Noth und Unfrieden lebte. In dieſem Zuſtande verſchmähte er noch die Hülfe, die ihm von angeſehenen Landsleuten mehrfach geboten wurde, und nur von Männern, zu deren Geſinnungen er beſonderes Vertrauen

11) Oelsner's Briefe an von Stägemann. Leipzig 1843. S. 170.

hegte, wie z. B. Schlabrendorf oder Humboldt, ſoll er ſich ſolche Verpflichtungen haben auflegen laſſen. Beſonders ſorgte Frau von Humboldt, vor ihrer Abreiſe nach Deutſchland (1801), noch für die unglückliche Frau und wollte ſie nicht verlaſſen, ohne eine ordentliche Wohnung für ſie gefunden zu haben [12])

Indem ich unbedeutendere Namen übergehe, für die, wenn ſie einmal genannt werden, es allerdings von Gewicht ſein mag, daß man erinnere, ein Humboldt habe ſie ſeines Umgangs gewürdigt — ſei es doch erwähnt, daß auch Burgsdorf den Humboldt'ſchen Lebenskreis in Paris wieder aufſuchte. Auch in fürſtliche und diplomatiſche Bekanntſchaften legen wir in der Regel nicht mehr Bedeutung, als Humboldt ſelbſt ihnen geben konnte. Für einen Geiſt ſeiner Art war oft der unſcheinbarſte Gelehrte ein hoher Anziehungspunkt, während er Vornehme und Große kaum eines Wortes werth hielt. Auch wir gewinnen nichts, wenn wir vernehmen, daß im Jahr 1800 der Marquis von Luccheſini, einer der Hauptagitatoren in der Unheilsperiode, als preußiſcher Geſandter nach Paris kam. Mit einer Menge ſolcher Leute verkehrte H., wenn ſie ihn ſonſt nicht näher berührten, wie mit Dingen, die man nicht meiden kann. Luccheſini zeichnete ſich allerdings durch Geiſt und Talente aus, die freilich den tüchtigen Charakter vermiſſen ließen.

Reich und bewegt war die franzöſiſche Welt, in die Humboldt jetzt zum zweiten Male eingetreten. Mit der politiſchen Abſpannung unter dem Directorium ging ein erneutes geiſtig geſelliges Leben Hand in Hand, das auch den Sturz dieſer Gewalthaber überlebte. Bonaparte trat (November 1799) an die Spitze, er bändigte die Revolution und warf

---

12) Varnhagen von Enſe in ſeinem Aufſatze: Leuchſenring (Denkw. u. Verm. Schr. 2. Aufl. IV. 525—26.)

die ehrgeizigen Elemente in die Bahn des kriegerischen Lorbeers.[13]) Sitte, Gesetze und geistiger Trieb befestigten sich mehr, und, trotz griechischer Moden und römischer Phrasen, begann alles schon die Physiognomie anzunehmen, die das neuere Frankreich bezeichnet. Auch der geistige Gesichtskreis der Nation ward zusehends durchbrochen, und es zeigte sich ein Kreis genialerer Naturen, die den Eintritt einer neuen Litteraturepoche verkündeten. Der eigentlichste Repräsentant dieses Durchbruchs war eine weitherzige Frau, Tochter des Revolutions-Ministers Necker, jüngst noch Gemahlin des schwedischen Gesandten Baron von Staël. Nächst Chateaubriand die größte schriftstellerische Capacität dieser Jahre, war sie es, die das Ausland, welches Bonaparte mit den Waffen bezwingen wollte, geistig für Frankreich auszubeuten strebte. Diese Eroberung war gewinnreicher und von bessere Dauer. Humboldt entging eine so wichtige Erscheinung nicht; er hielt Frau von Staël sehr hoch, stand im lebhaftesten Verkehr mit ihr, und hat ihr, als Schriftstellerin, noch in einem seiner letzten Aufsätze besonders nachgerühmt, daß ihren Worten sich immer etwas „Seelenvolles" beimische.[14]) Frau von Staël ihrerseits war von Humboldt ganz enthusiastisch eingenommen, und wir glauben gern, was man uns erzählt: sie habe ihn jederzeit „la plus grande capacité de l'Europe" genannt.[15]) Mit Frau von Humboldt war sie nicht weniger vertraut; lebte mit Beiden längere Zeit in Rom und sah auch ihn nach dem großen Umschwung der Dinge, an welchem sie, Gegenstand Bonapartischer Verfol-

---

13) Wir schließen hier in den Ueberblick der geistigen Verhältnisse auch den Zustand mit ein, den Humboldt nach der spanischen Reise vorfand.

14) Gesammelte Werke, II. 236.

15) Nach der Aussage einer Zeitgenossin von H. Laube mitgetheilt, in den schon angeführten „Modernen Charakteristiken" I. S. 366–70.

gung, mit Eifer Theil genommen hatte, endlich auch in Paris wieder. Sie correspondirten auch mit einander, wozu der Stoff für sie, die eigentlich unsre Litteratur in Frankreich einführte, wie für ihn, den Genossen unsrer größten Geister, unerschöpflich vorhanden war. Humboldten selbst hat sie in ihrer „Corinna" einen Denkstein gesetzt. Indem sie eine Stelle über Rom aus einem seiner Briefen anführte, fügt sie hinzu, „es sei schwer, einen Mann zu finden, dessen Unterhaltung und Schriften mehr Wissen und Geist enthielten." (B. I. Cap. 5.)

Dem Staël'schen Kreise gesellte sich fast alles zu, was mächtig und zukunftvoll in das französische Geistes- und Nationalleben einzuwirken berufen war — darunter nachher auch die Häupter der unter der Restauration so einflußreichen Doktrinäre, in jener Zeit aber besonders der edle Benjamin Constant, der gleichfalls uns Deutschen ein aufrichtiges Interesse zuwendete.

Von litterarischen Fähigkeiten, für welche unseres Wissens H. sich interessirte, ist auch der geist- und giftvolle Sittenschilderer Retif de la Bretonne zu nennen. Humboldt, so meldet Schiller einmal Göthen (21. Sept. 98), „schreibt auch ein paar Worte von Retif, den er persönlich kennt, aber nichts von seinen Schriften. Er vergleicht sein Benehmen und Wesen mit unsrem W., die Nationaldifferenz abgerechnet." Also, ohne Zweifel, mit Wieland — eine Vergleichung, die Schillern wunderlich vorkam.

Auch unter den Anhängern der classisch französischen Schule zeichnete sich ein Mann durch Neigung und Vorliebe zu unsrer Litteratur aus — Vitaubé nämlich, der unter anderm Göthe's Hermann und Dorothea, freilich nur in prosaischer Uebersetzung (1800), in Frankreich einführte. Schon ein Versuch solcher Art mußte Humboldt's Interesse erregen. Wenn jedoch in einer später in Paris erschienenen

Biographie der Zeitgenoſſen noch überdies geſagt wird: [16]) „M. de Humboldt écrit le Français avec pureté et élégance. On a de lui en cette langue une traduction du poëme de Goethe, Hermann et Dorothée, — ſo iſt dieſe letztere Angabe gewiß völlig unbegründet. Mochte vielleicht H. auch den Ueberſetzer aufgemuntert haben, an Vitaubé's Arbeit hatte er ſicherlich keinen Theil; ein anderer Verſuch dieſer Art aber iſt, wenigſtens in jenen Jahren, nicht erſchienen. [17])

Unter den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen der Franzoſen leuchteten damals ſchon Natur- und Sprachſtudien am meiſten hervor. Namen wie Lalande, Geoffroy Saint-Hilaire, Cuvier, Delambre u. A. ſtrahlten im Gebiete der erſten; im andern waren es theils Alterthumsforſcher, theils Linguiſten, die ſich hervorthaten. Der Geſchmack für das Griechiſche war ſeit langer Zeit in Frankreich geſunken; doch eben um dieſe Zeit bildete ſich, großentheils unter deutſchen Anregungen, ein Kreis von Männern, der es emſiger anzubauen beſtrebte. Auch hier erſchien Humboldt wie ein Repräſentant deutſchen Geiſtes. Wir beſitzen aus dieſen Jahren einen Brief von Gaillard, einem gelehrten Diplomaten, der einige Zeit vorher als Geſchäftsträger der franzöſiſchen Republik in Berlin reſidirt und wahrſcheinlich ſchon damals unſeres Humboldt's Bekanntſchaft gemacht hatte. Dieſer Brief iſt an Schütz in Jena gerichtet (26. Juni 1801) und läßt uns Mehreres aus dieſem Kreiſe hören. „Vous connaissez, au moins de réputation, une partie de la société dans la-

16) Biographie Nouvelle des Contemporains. Par MM. Arnault, Jay, Jouy, J. Norvins etc. T. IX. A. Paris, 1823. S. 283–86. Sollte der Artikel vielleicht von Oelsner herrühren? Oder lieferte er den Herausgebern nur Materialien dazu? Letzteres iſt eher zu glauben, und erklärte uns einerſeits ſolche Irrthümer, andrerſeits manche genaue Angabe, die ſich darin findet. Wir werden dieſen Artikel noch einigemal benutzen.

17) Vergl. auch Göthe's Werke letzter Hand, B. 46. S. 180.

quelle je vis habituellement, et lorsque enfin M. de Humboldt sera de retour en Allemagne, il Vous en parlera amplement. Il Vous dira combien nous nous entretenons des savans d'Allemagne et particulièrement de M. Schütz . . . Notre société n'est pas fort étendue, mais Vous y verriez quelques personnes dignes de Votre attention. Outre les du Theil, Chardon de la Rochette, Coraï, Saint Croix etc., que Vous connaissez déjà, Vous trouveriez encore un jeune Magistrat, mon grand ami et celui de M. de Humboldt, qui sûrement fera parler de lui; c'est M. Clavier, sorti de l'école de Coraï, qui exerce la critique avec succès, dont on aura bientôt une traduction de Pausanias avec des notes critiques et historiques très intéressantes [18]).“ In dieſer Region ward auch der helleniſtiſche Geiſt P. L. Courier's genährt, dem wir ſpäter zu Rom in Humboldt's Nähe begegnen werden. Auch Boiſſonade und unſre deutſchen Landsleute Haſe und Baſt geſellten ſich zu dieſen Männern. — Außerdem genoß noch Villoiſon, der ſchon ſeit Jahren hier lebte, ſo wie der Antiquar Millin verdientes Anſehen. Letzterer verſammelte jede Woche einmal eine gelehrte Geſellſchaft bei ſich. „Es iſt da,“ ſchreibt ein jüngerer deutſcher Gelehrter [19]) im Frühjahr 1798 aus Paris, „der Vereinigungsplatz der ausländiſchen Gelehrten, und man findet da die neueſten litterariſchen Produkte, vorzüglich deutſche. Dieſe Umſtände machen ſie mir natürlich ſehr wichtig, ich hoffe da den ältern von Humboldt zu treffen, der dieſe Geſellſchaft fleißig beſucht.“ [19])

Von den Franzoſen, die damals ihr Augenmerk auf

181) Mitgetheilt in Schütz's Briefwechſel, her. von L. J. Schütz, I. 46—47.

191) Dr. Burckhardt an Jacob, in den Allg. theolog. Ephemeriden, 1. B. 1798, Juni, S. 696.

allgemeines und vergleichendes Sprachstudium richteten, ist hauptsächlich Silvestre de Sacy zu nennen, der überdies zu den wenigen Pariser Gelehrten zählte, die, vor der Restauration, der deutschen Sprache mächtig waren. Humboldt selbst begann um diese Zeit mehr und mehr sein Interesse auf die allgemeinen Sprachstudien zu wenden. Schon im Besitz einer ausgebreiteten Kenntniß, nicht blos der alten, sondern auch der vornehmsten neuern Sprachen, lenkte er, in Einklang mit den großen Plänen seines Bruders, sein Auge nun auch nach Amerika und dem Bau der amerikanischen Sprachen. Die orientalischen Studien wurden ohnedies in Paris eifrig gepflegt, die Forschungen der Engländer fanden hier rasche Nachfolge, und es waren an diesem Orte schon Hülfsmittel vorhanden, die den deutschen Gelehrten noch fast gänzlich mangelten. — Daß Humboldt schon in jenen Jahren sein Auge auch auf das Sanskrit geworfen, möchte ich doch bezweifeln. Er selbst rühmt wenigstens Friedrich Schlegeln nach, daß er der erste Deutsche gewesen sei, der uns auf die merkwürdige Erscheinung dieser Sprache aufmerksam gemacht habe, und daß er schon in einer Zeit bedeutende Fortschritte darin gethan hätte, wo man von allen jetzigen zahlreichen Hülfsmitteln zur Erlernung derselben entblößt gewesen. [20]) Aus dieser Stelle und einigen andern Andeutungen möchte ich schließen, daß H. sich allerdings schon in Rom (1802—8) um das Sanskrit bekümmert, aber erst nach Schlegel's Vorgang (1808) tiefer damit eingelassen habe.

Bedauern muß man, daß uns von Humboldt's Verkehr mit den politischen Notabilitäten Frankreichs nichts bewahrt ist. Sieyes war gerade auf dem Gesandtschaftsposten in Berlin; Reinhard, der Erdeutsche, unter dem Direktorium

---

20) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. XLIV.

eine Zeit lang Miniſter des Auswärtigen, auf welchen Poſten ihm nach dem 18. Brümaire Talleyrand folgte, der Günſtling des Staël'ſchen Kreiſes, in welchem auch H. ihm zuerſt begegnet ſein mag.

Der Sturz des Directoriums und Bonaparte's Erhebung begab ſich erſt während ſeiner Reiſe in Spanien. Die Folgen dieſes Ereigniſſes lagen daher noch außer ſeinem Ermeſſen; allein es war ihm ſchon völlig klar geworden, daß der große Gedanke der Freiheit auch da, wo er aufgetaucht, ein ſchwaches Geſchlecht angetroffen habe. Dieſen Eindruck nahm er von Paris mit. „Glücklich," rief er in der merkwürdigen Elegie, womit er Anfang 1800 einen neugeborenen Sprößling begrüßte, aus, „glücklich noch, wenn der Vorzeit Muth und rüſtige Stärke in den Männern den Arm, und in dem Busen das Herz ſtählte."

„Aber es ſinket den Feigen die Kraft beim halben Beginnen;
„Muthlos geben ſie auf, was ſie mit Blut ſich erkauft;
„Und nach Ruhe ſich ſehnend, vergeſſen ſie thörichten Sinnes,
„Daß nur des Tapfern Muth bricht das erzürnte Geſchick.
„So auch haben ſie dir die göttliche Freiheit entweihet,
„Pflanzend mit Unbedacht, wo ſie der Boden nicht trug.
„Nicht ſo verſchwendet die Frucht, die goldne, die Tochter des Himmels,
„Nur ein ſtarkes Geſchlecht pflückt ſie mit würdiger Hand." [21]

Ehe wir Humboldt auf ſeine Reiſe nach Spanien begleiten, wollen wir in Kürze eines Aufſatzes oder Briefes gedenken, den er noch von Paris ſeinen Freunden an der Saale, und wie ich glaube, zunächſt Schillern gewidmet hatte. Es iſt dies der Aufſatz: Ueber die gegenwärtige

21) Ges. Werke, II. 80

*französische tragische Bühne*, der mit dem Beisatz: „Aus Briefen, Paris im August 1799" anonym in Göthe's Propyläen erschien (B. 3. St. 1. Tübingen, 1800. S. 66—109), und jetzt in Humboldt's gesammelten Werken, B. III. S. 142—72 zu finden ist. Vermuthlich rührt die Mittheilung schon vom Anfang des Jahres 1798 her; Göthe und Schiller aber datirten sie später, weil sie den Lesern des Journals etwas vom neuesten Datum bieten mußten. Im August 1799 war Humboldt, ohne Zweifel, schon von Paris abgegangen, auf der Reise nach Spanien aber fand er schwerlich Zeit, sich mit den Pariser Erinnerungen zu beschäftigen. Es ist daher leicht möglich, daß schon die Worte Göthe's und Schiller's, die ich B. I. S. 432 citirt, auf den hier zu besprechenden Brief zu beziehen sind, und ich glaube, nicht blos aus dem etwas ungenirteren, an den Dramatiker im eigentlichsten Sinne gerichteten Tone des Briefes, sondern auch aus den angedeuteten Worten Göthe's abnehmen zu können, daß das Schreiben an Schiller und nicht an Göthe gerichtet war.

Der erste Theil des Aufsatzes giebt uns eine feine Charakteristik von der Eigenthümlichkeit der französischen tragischen Bühne. Wir bekommen darin beigebend sehr schätzbare Winke über französische Schauspielkunst, einzelne Schauspieler und vor allem über *Talma*, den Humboldt persönlich kannte, und in welchem er eine neue Phase französischer Bühnenkunst erblickte, eine Phase, die zwar auch nicht frei von der Manier der französischen Tragik, den großartigen und malerischen Ausdruck der Leidenschaft jedoch, der ihr immer eigen war, mit einer Würde und einem Adel verknüpfe, der so vielleicht noch nie dagewesen sei. Auch Talma war weit entfernt von einer Charakterdarstellung, wie sie der deutsche Schauspieler giebt: indem er aber, wie durchweg der französische, mehr Leidenschaft und das Ungeheure ihrer Naturkraft darstellte, mäßigte und milderte er doch diesen Zug, der

immer viel Unnatur und Uebertreibung mit ſich führt, durch ſein natürliches Gefühl und ſeinen äſthetiſchen Sinn. Freilich vermiſſe man immer das Höhere, Innerliche das der Deutſche biete; aber der Franzoſe, zumal in ſolcher Vollkommenheit wie bei Talma, erwecke doch mehr den Begriff der Kunſt. Die Art der Recitation, das Gebärdenſpiel, das Streben nach maleriſchen Bewegungen, die zögernde Ruhe, die man von allen äſthetiſchen Stellungen fordert — alles dies bringe einen Totaleffekt hervor, der uns bis zu einem gewiſſen Grade die Manierirtheit dieſer Tragik vergeſſen mache, und dieſe Wirkung deute auf einen äußern Vorſprung in der Kunſt.

Der deutſche Schauſpieler, ſagt er weiter, ſetzt mehr nur die Arbeit des Dichters fort, die Sache, die Empfindung, der Ausdruck ſind ihm das erſte, oft das Einzige, worauf er ſieht. Der franzöſiſche dagegen verbindet mit dem Werke des Dichters das Talent des Muſikers und des Malers. Er iſt auf einem freieren Wege, alſo der Kunſt näher. Wenn er dennoch weniger tief wirkt und Manier zeigt, ſo iſt im Grunde der Dichter Schuld daran. Das Ideal des Schauſpielers aber müſſe beide Vorzüge mit einander verbinden.

Uns Deutſchen könne man, glaube er, den Vorwurf machen, daß wir auf dieſen eigentlichen Kunſtglanz zu wenig Gewicht legen. Wir ſeien nicht ſinnlich ausgebildet genug, unſer Ohr nicht muſikaliſch, unſer Auge nicht maleriſch genug. Wir kennen weniger die Nothwendigkeit der Zeiten und ſtreben immer unabhängig von denſelben gleich auf die Sache zu gehen. Der Franzoſe hat für jeden Gedanken einen fertigen Ausdruck, der Deutſche ſucht dieſen mühſam; jener zählt nur ſein Geld, dieſer prägt ſich ſeine Münze ſelbſt. Dies zeigt ſich ſogleich in der Bildung beider Sprachen. Der Franzoſe bleibt auch überall beim Ausdruck zuerſt ſtehen und krittelt und klaubt daran, während wir immer gleich

nach dem Sinn haſchen, Dunkelheit und ſelbſt Uncorrektheit verzeihen, wenn nur unſer Herz und unſer Geiſt Befriedigung findet. So glaubt, ſetzt er hinzu, die franzöſiſche Metaphyſik, wenn es eine ſolche giebt, faſt einzig in dem Einfluß der Zeichen auf die Begriffe das ganze Geheimniß der Philoſophie vergraben und will alles auf Wortſtreit zurückführen — ein Wahn, den bei uns nur die Popularphiloſophie gehegt, unter unſern eigentlichen Philoſophen aber nur Mendelsſohn, in ſeinen letzten Zeiten, begünſtigt habe.

„Der Deutſche, ſagt H. weiter, „möchte unmittelbar mit ſeinem Geiſt und ſeiner Empfindung vernehmen; er möchte die Kluft überſpringen, die Seyn von Seyn und Kraft von Kraft ſo trennt, daß ſie ſich nur durch vermittelnde Zeichen verſtändlich machen können. Was er fühlt und denkt, ſtellt ſich nicht ſogleich in Ausdruck dar, dem Sprechenden nicht in beſtimmten Worten, dem Dichter nicht immer in Harmonie und Rhythmus, dem Maler und Bildner nicht ſogleich in Geſtalt und vor allem dem Schauſpieler, weil wir wirklich eine ſehr gebärdenloſe Nation ſind, nicht ſogleich in Miene und Gebärde. Er hat in der That weniger Sprache als andere Nationen, und doch, ich ſage es frei, weil ich es einmal nicht anders empfinden kann, hätte er ſich ſo viel mehr und beſſers zu ſagen.

„Der Kunſt kann dieſe Stimmung ohne Zweifel nachtheilig werden. Sie macht, daß unſere Dichter z. B. meiſtentheils in dem Reichthum und der Schönheit des Rhythmus, in der ſinnlichen Pracht der Diktion, nicht nur den Alten, ſondern oft auch den Neuern nachſtehen und dadurch, wenn nicht geringere Kraft, doch wenigſtens geringern poetiſchen Schwung beſitzen."

Wunderbar ſei es, daß ein ſo ächt deutſcher Geiſt wie Voß darin eine Ausnahme mache. Wenn man dereinſt ſo

weit gekommen ſein werde, wovon man aber noch weit entfernt ſei, allgemein zu verſtehen, was er fordere und leiſte, ſo müſſe in dieſem Punkt eine Revolution entſtehen, die um ſo wohlthätiger ſein werde, als ſie blos uns ſelbſt angehöre, und, wenigſtens unmittelbar, nicht auf Nachahmung der Neueren abziele.

Am auffallendſten zeige ſich unſer Mangel in der Tragödie. Es geſchehe nicht genug für das Auge, nicht genug in äſthetiſcher und noch weniger in ſinnlicher Hinſicht. Auch die rhythmiſchen Verhältniſſe unſerer Perioden, bei Dichtern ſowohl als Proſaikern, befriedigten noch lange nicht genug das blos äſthetiſche Bedürfniß. Selbſt den blos ſinnlichen Theil der Kunſt ſollte man, nach ſeiner Meinung, weniger hintanſetzen. „Freilich," fügt er hinzu, „müßten auch unſere Tragödien um eine Stufe höher ſteigen und ſich in ein Gewand kleiden, das auch auf den bloßen Sinn einen größern Eindruck machte. Ein Schritt geſchieht ſchon dadurch, daß die Verſifikation zu einem weſentlichen Erforderniß gemacht wird; auf dieſen können die andern leicht folgen."

Wie unſere Bühne und beſonders wie unſere dramatiſchen Dichter auf der einen Seite den ſinnlichen Schwung und Glanz, auf der andern die rein äſthetiſche Freiheit, die uns im Ganzen noch fehlen, erlangen können, glaube er deutlich einzuſehen. Es ſei dazu blos ein Fortſchritt nöthig. Wie dagegen die franzöſiſche Tragödie zur Kraft und Wahrheit der Natur, zu einer ſeelenvollen und idealiſchen Darſtellung der Menſchheit kommen ſolle, ſehe er nicht ab. Er glaube, ſie müßten erſt zum Drama zurück, und von da zur bürgerlichen Tragödie, ehe ſie wieder an eine heroiſche denken ſollten. Ein ſolches Umkehren aber ſei ein ſaurer Schritt; indeß glaube er doch in ihren neuen Stücken eine Tendenz dahin zu bemerken.

Auch diesmal verleugnet ſich Humboldt's Lieblingsrich-

tung nicht. Wunderbar ſei es, ſagt er, daß die ſonſt ſo verſchiedenen Griechen einen ähnlichen Weg gingen. Gleichſam als wäre in dem gebundnen Gange und der Darſtellung der furchtbaren Macht des Schickſals wie der Größe menſchlicher Leidenſchaften nichts mehr zu erholen geweſen, wende ſich — worin er gleicher Anſicht mit dem Empfänger dieſes Briefes ſei — Euripides ſchon zum Drama hin, ſuche mehr das Rührende, und zeichne ſchon mehr das Einzelne und Individuelle. In ihm ſei ſchon nicht mehr die Größe und Kraft ſeiner Vorgänger, und es ſei ſehr zu bedauern, daß Agathon und Andere für uns verloren ſeien und wir kein Stück beſitzen, deſſen Stoff ſelbſt dem Dichter angehörte, deren doch auch die Griechen beſeſſen hätten

Indem wir alles übergehen, was ſich ſonſt von treffenden Ausſprüchen in dieſem Aufſatze findet, z. B. namentlich über die Grundfehler der franzöſiſchen Bühne überhaupt, ferner alles was im Vorbeigehen über einzelne Stücke, wie über den Cid von Corneille, über Abufar von Ducis, über den Agamemnon von Lemercier bemerkt wird, faſſen wir nur den Grundgedanken des Briefes noch ins Auge, die Abſicht, die ihm beim Niederſchreiben deſſelben hauptſächlich vorſchwebte, und den Erfolg endlich, den er davon geerndtet.

Der Grundgedanke des Ganzen iſt der: die Wahrheit der Natur und den eigentlichen innern poetiſchen Gehalt werden die Franzoſen vielleicht nie erreichen, dagegen haben ſie gewiſſe Außenſeiten der Kunſt inſtinktmäßig erobert, die den Deutſchen im Durchſchnitt abgehen, und wodurch wir unſre Leiſtungen erſt der Vollkommenheit und Wirkung zuführen würden, die ſie, namentlich auf der Bühne, noch immer wünſchen laſſen. Daß der Briefſteller vollkommen richtig ſah, wird Niemand verkennen, der den Werth unſrer dramatiſchen Dichtungen überhaupt, und namentlich auch die Göthe'ſchen Werke richtig zu ſchätzen weiß

Augenfällig hatte Humboldt zugleich den Zweck im Auge, aus den Erfahrungen, die er ſich geſammelt, den Genoſſen an der Ilm und Saale und vorzüglich Schillern, der eben den Wallenſtein beendete, einen Wink zu geben und hier abermals den Beruf eines Freundes und Rathgebers zu erfüllen.

Dieſen Zweck hat er auch, ohne Zweifel, nicht verfehlt. Den Freunden waren dieſe Bemerkungen hochwillkommen, ja zum Theil recht aus dem Herzen geſchrieben. Göthe drückte ſeinen Beifall ſchon durch die Aufnahme derſelben in ſein Kunſtjournal aus, und wie er immer durch Uebung und Aneignung zu lernen ſuchte, ließ er ſich jetzt, in einer Zeit, wo er ſchon nicht mehr ſo ſchöpferiſch war, ſogar zu Uebertragung einiger Stücke von Voltaire verlocken, eine Arbeit, die wir unſerem großen Dichter gern erlaſſen hätten. In demſelben Stücke der Propyläen, der Humboldt's Aufſatz enthält, gab er die erſten Proben ſeiner Ueberſetzung des Mahomet, mit ausdrücklicher Hinweiſung auf den vorher mitgetheilten Brief. Er überſetzte ſpäter auch Voltaire's Tancred und bekannte ſogar bei Gelegenheit, daß, ſeit ihm Humboldt's Brief und die Bearbeitung des Mahomet ein neues Licht über die franzöſiſche Bühne aufgeſteckt hätten, er auch die Stücke der letztern viel lieber leſe.[1])

Von tieferer Bedeutung mußte die Wirkung ſein, die Humboldt's Brief auf Schiller hatte. Dieſer, ohnehin zum Tragöden geboren, und im Begriff, auf ſeiner jetzigen Bildungsſtufe ein bühnengerechtes deutſches Drama, das uns noch fehlte, zu ſchaffen, vereinigte in ſich eine Menge Eigenſchaften, die uns auch in Beſitz der von Humboldt nachgewieſenen Vorzüge des franzöſiſchen Dramas ſetzen konnten. Dieſer Glanz der Diktion, das Maleriſche des Colorits, das

1) Briefw. mit Schiller, 23. Okt. 1799.

Pathetiſche, Feierliche der Dichtung, umkleidet mit allen Hülfsmitteln der Ueberredung — wem wäre dies unter den Deutſchen ſo zu Gebote geweſen als ihm? Und gewann er nicht zum Theil gerade mit dieſen Mitteln ſeine mächtigſte Wirkung? Wenn er im Wallenſtein den Wettkampf mit Göthe um Wahrheit und Wirklichkeit wagte, gab er dabei doch dieſe ihm eigene Richtung auf Glanz und ſinnlichen Effekt nicht auf, und bald darnach, in der Johanna von Orleans und der Braut von Meſſina, lenkte er ganz entſchieden in die Bahn, welche Humboldt angedeutet hatte, hinüber. Auch dieſe für die Dichternatur Schiller's vielleicht charakteriſtiſchen Dramen tragen eine unleugbar deutſche und ganz nationale Färbung an ſich, aber unverkennbar iſt doch auch, daß ſie neben der Aneignung theils brittiſcher, theils griechiſcher Formen, auch etwas vom franzöſiſchem Weſen repräſentiren. Das hohe, zuweilen pomphafte Pathos, die Pracht und der Schwung und dem Gehalt wie der Form nach dieſe, glücklich geahnte, aber gewaltthätige Verknüpfung claſſiſcher und romantiſcher Elemente — erinnert ſie nicht mannigfach an die franzöſiſche Tragik? Nehmen wir alle dramatiſchen Leiſtungen Schillers ſeit dem Wallenſtein zuſammen, ſo finden wir im Ganzen neben jenem nationalſten Element, der Ineinsbildung des Gedankens und der Poeſie, einen anſcheinend ganz entgegengeſetzten, zwar mehr die Form angehenden, darin aber ſo zu ſagen, römiſch modernen Charakter. Von dieſer Seite beſehen erſcheint Schiller dem Tacitus oder ſelbſt dem Pſeudo-Seneca verwandter als dem Homer und Sophocles; einem Corneille und Racine näher als dem Dichter des Julius Cäſar, obwohl der Deutſche weder die Verwandtſchaft mit den Griechen, noch inſonders die mit den Britten verleugnen kann. Ja, es ließe ſich wohl mit Glück behaupten, daß Schiller in mancher Hinſicht durchgeſetzt habe, was die Franzoſen, ſelbſt Voltaire

in Stücken wie Mahomet, Tancred erſtrebten; ja daß er gerade durch dieſes Element der bühnengemäßen deutſchen Tragödie zum großen Theil den Typus gegeben; weshalb es auch kein Wunder iſt, wenn nach dem Tode dieſes mächtigen Genius von ärmern Nachfolgern nur dies wirkſame Element ergriffen wurde und das deutſche Drama längere Zeit in ſeelenloſe Versabglättung verfiel. Deſſenungeachtet wird das Gepräge, das Schiller unſrer Tragödie einmal gegeben, nie ganz verſchwinden; denn durch daſſelbe ſind wir für immer, wenn auch auf anfänglich gewaltſamem Wege, der höhern dramatiſchen Kunſt näher gerückt, als Britten und Deutſche zu ſein pflegten. Jener Prolog, welchen Schiller (im Jan. 1800) dichtete, als Göthe den Mahomet auf die Bühne brachte, kann in dieſer Hinſicht zugleich als ſein innerſtes Glaubens- und Strebensbekenntniß betrachtet werden, wie er auf der anderen Seite als ein poetiſches Gegenſtück zu den vorangegangenen Mittheilungen unſeres Humboldt's erſcheint.

Es iſt gewiß, daß Humboldt dieſe ſpätern Dramen des großen Dichters mit einer Bewunderung aufnahm, in die der beſte Theil kunſtgebildeter Deutſchen nur ſo bedingt einſtimmt, als in die Schätzung Poetiſcher Formen. In dieſen Deutſchen lebt ja ein zu unbeſtechlicher Sinn für die Wahrheit der Natur und das einfach Schöne der Kunſt. Daher finden ſie bei Voß, wie bei Schiller, trotz aller Größe, namentlich des Letzteren, etwas, das ſie Manier nennen, und das ſie verwerfen, obſchon ſie das Wahre und Rechte im Princip oder in der Richtung Beider vollgültig erkennen.

Man könnte auch hier die Frage aufwerfen, ob Schiller nicht beſſer gethan hätte, ſeine Natur, die von ſelbſt auf das Prunkvolle und Pathetiſche ging, noch mehr zu zügeln, und ob Humboldt ſich ein Verdienſt erworben, indem er ihm noch die Vorzüge der Franzoſen bemerkbar machte. Was

Letzteres betrifft, so käme auch das auf die Vorwürfe hinaus, die wir im vorigen Buche abgethan. Humboldt ergriff hier abermals die innerste Eigenthümlichkeit des Freundes, und wie er ihn früher auf die große Tragödie gewiesen, so führte er ihm jetzt gleichsam seine eigensten Gaben auf ihrem Gebiete zum Bewußtsein. Damit begegnete er nur dem innersten Drange des Dichters. Freilich wurden diese Eigenschaften auch manchmal die Klippe, an der dieser scheitern sollte. Aber verdanken wir ihnen nicht zugleich viele der größten Schönheiten eines Wallenstein und Tell, und hat er nicht zu nicht geringem Theile gerade mit diesen Elementen der deutschen tragischen Bühne seinen Stempel aufgedrückt?

Ueberhaupt wird man die Vergleichung, die wir zwischen unserm Dichter und den Franzosen gezogen, nicht etwa so verstehen dürfen, als wenn nicht auch der Abstand zwischen beiden noch immer ein ungeheurer bliebe. Mit der Unnatur und Uebertreibung, mit der rednerischen Nüchternheit französischer Tragiker verglichen, ist Schiller wieder ein Gott der Wahrheit und Natur, so wie er ein Dichter ist, der den Griechen und Britten unendlich näher steht, als alles, was die französische Dichtkunst erzeugte.

Vermuthlich hatten die Briefe seines Bruders von der spanischen Halbinsel den Entschluß unseres Humboldt's selbst eine größere Reise dahin anzutreten, entschieden. Der Gang der politischen Ereignisse machten den Aufenthalt in der französischen Hauptstadt für Fremde täglich unbequemer, während Spanien damals wieder einer gänzlichen Ruhe genoß. Schon im Februar des Jahres 1799 schrieb Frau von Humboldt in die Heimath: „Mein spätestes Zurückkommen nach Berlin ist in anderthalb Jahren. Unsere Pläne sind so. Mit dem Ende künftigen Monats gehen wir von hier weg. Ich werde

den Sommer mit den Kindern in den Pyrenäen bleiben. Humboldt wird indessen allein nach Madrid und vielleicht bis Lissabon reisen. Im Herbst, wo er wieder zu mir kommt, entscheiden wir uns dann, ob wir hierher [nach Paris] für den Winter zurückkommen und über England nach Hause reisen, oder ob wir vom südlichen Frankreich aus nach Italien gehen können, und dann durch die Schweiz nach Deutschland zurückkommen. Bei beiden Plänen sind wir in achtzehn Monaten ungefähr wieder zu Hause." [1])

Die spanische Reise kam wirklich zur Ausführung, nur etwas später, als dieser Brief glauben läßt, und zwar machte Frau von Humboldt mitsammt den Kindern die Wanderung durch die ganze spanische Halbinsel mit. Im Juli oder August 1799 scheint die Familie Paris verlassen zu haben und dem südlichen Frankreich zugeeilt zu sein. Von den Ufern der Garonne, deren üppige Vegetation Humboldt bewunderte, gelangte man an den Nordabhang der Pyrenäen. Wie lange ihr Aufenthalt daselbst dauerte, ist nicht bekannt. Wir wissen nur, daß unsre Reisenden sich über St. Jean de Luz nach der Bidassoa wandten und hier die spanische Grenze überschritten.

Wir werden die Zwecke, die Humboldt auf allen seinen Reisen, und bei der spanischen insbesondere vor Augen hatte demnächst und zwar zum Theil mit seinen eigenen Worten hervorheben. Vorerst möge ein Wort über die Quellen, die glücklicherweise für diese Wanderung uns zu Gebote stehen, seine Stelle finden.

Diese Quellen liegen in Humboldt's eigenen Schriften zu Tage und sind von dreierlei Art: I Reiseblätter. Deren besitzen wir bis jetzt zwei, nämlich 1. Reiseskizzen aus Biscaya [2]) 2. eine Beschreibung des Mont-

1) Varnhagen von Ense, Galerie von Bildnissen, I. 146–47.

2) Ges. Werke, III. 211–30. Aus Humboldt's Nachlaß mitgetheilt.

ſerrat bei Barcelona.[3]) II. Ein Gedicht von ihm: In der Sierra Morena, Anfang Januars 1800, zu Begrüßung eines Sohnes verfaßt, mit dem Frau von Humboldt mitten auf der Halbinſel ihn beſchenkte.[4]) III. Aufſätze und Schriften über die von ihm zum Gegenſtand beſondrer Forſchung erkornen Baskiſchen Sprache und Nation: 1. Berichtigungen und Zuſätze zum erſten Abſchnitt des zweiten Bandes des Mithridates über die Cantabriſche oder Baskiſche Sprache, 1810—11 verfaßt.[5]) 2. Ankündigung einer Schrift über die Baskiſche Sprache und Nation nebſt Angabe des Geſichtspunktes und Inhalts derſelben (1812);[6]) 3. Prüfung der Unterſuchungen über die Urbewohner Hiſpaniens vermittelſt der Baskiſchen Sprache.[7])

Die „Reiſeſkizzen in Biscaya" verbreiten ſich gleich über den Anfang der erſten ſpaniſchen Reiſe und wurden vermuthlich zu Paris, unmittelbar nach der Rückkehr aus Spanien, wo H. mit der Redaktion ſeiner Reiſenotizen ſich zu beſchäftigen begann, niedergeſchrieben. Aus dieſem Bruchſtück ſowohl als aus der Darſtellung ſeines Ausflugs auf den Montſerrat erkennen wir das glänzende Talent, womit auch der ältere Humboldt für Natur- und Lebensſchilderungen begabt war, und bedauern um ſo mehr, daß es dem Ver-

3) Ebend. III. 173–212. Vorher in den allgemeinen geographiſchen Ephemeriden von Gaspari und Bertuch, B. XI. St. 3. März 1803. S. 205–313.

4) Aus Humboldt's Nachlaß mitgetheilt in den geſ. Werken, I. 379–83.

5) Zuerſt in Adelung's Mithridates mit wichtigen Beiträgen zweier großen Sprachforſcher fortgeſ. von Vater, Th. IV. Berlin 1817. S. 275–360. Auch beſonders abgedruckt, Berlin, 1817. Findet ſich noch nicht in Humboldt's geſ. Werken.

6) Mitgetheilt in Friedrich Schlegels deutſchem Muſeum, B. 2. Dez. 1812, S. 485–502. Fehlt noch in der Sammlung von Humboldt's Werken.

7) Berlin, 1821. 4. Jetzt in den geſ. Werken, B. II. S. 1–214.

faſſer nicht gefallen wollte, den ganzen Cyclus ſeiner Reiſen in ſolcher Darſtellung zu verewigen. In der That, die innere Verwandtſchaft des merkwürdigen Brüderpaares ſtellt ſich uns in den Reiſeblättern des Aeltern am auffallendſten dar. Wenn wir ſchon an vielen Stellen der großen Reiſewerke und Forſchungen Alexander's auch ſolche weitumfaſſende ethnographiſche, linguiſtiſche und geſchichtlich-philoſophiſche Ueberblicke antreffen, deren wunderbare Bewältigung doch beſonders Wilhelm eigenthümlich war, ſo erſtaunen wir nicht weniger von der Feder dieſes Letzteren, der ſonſt vorzugsweis in den innerlichen und idealiſtiſchen Regionen ſeine Heimath hatte, auch ſo herrlichen Darſtellungen der äußern Natur und der realen Welt zu begegnen. Allerdings ſind dieſe Schilderungen vergeiſtigt, wie die ſeines Bruders; ja dieſes intellectuelle Element waltet bei ihm noch durchgreifender, da er ſeiner Individualität gemäß die Menſchheit und ihre Anlagen mehr noch als das Reich der Natur im Auge hat. Dabei bewundern wir nur, was unſer Humboldt in bloßer Naturſchilderung leiſtet, wie originell ſeine Eigenthümlichkeit ſich auch da bekundet, namentlich wenn man ſeine Weiſe weniger mit der verwandteren Alexander's, ſondern etwa mit der anſcheinend trocknen und kühlern eines Göthe vergleicht, deſſen Schilderungen doch gleichfalls, wie man weiß, wieder ſo eigen von Geiſtesmacht und Dichtung durchdrungen ſind. Augenſcheinlich zeigt ſich bei beiden Humboldt's im Durchſchnitt mehr Schwung und Färbung, bei Göthe größere Durchſichtigkeit der Umriſſe und vielleicht auch größere Hingebung an das einzelne Objekt, während der Blick des einen Humboldt gleich über den ganzen Erdball hinſchweift, der Geiſt des andern aber bei dem geringſten Anlaß, gleich einer Rakete, in die heimathliche Welt der Ideen aufſteigt.

Ueber die Bidaſſoa gelangte Wilhelm von Humboldt mit ſeiner Caravane nach Biscaya. Es wäre möglich, daß ihn der Aufenthalt in dem franzöſiſchen Vasquenlande zu dem Eintritt in Spanien von dieſer Seite veranlaßt hätte.[8]) Biscaya und das Baskiſche Volk machte den günſtigſten Eindruck auf ihn, und erweckten alsbald ein dauerndes Intereſſe. Dieſes zu einem kleinen Häuflein zuſammengeſchmolzene Volk, das einſt faſt durch die ganze Halbinſel ausgebreitet war und deſſen Sprache ſich, wie wohl keine andere Europas, von den älteſten Zeiten her faſt unverändert erhalten hat, gewährte ihm den Reiz, den alles Urvolkliche und Alterthümliche für ihn hatte, in hohem Grade, und bot zugleich den erwünſchteſten Anhalt, um zu einer tiefern Kenntniß der Urbewohner Spaniens zu gelangen. Die Sprache der Basken ſelbſt reizte ihn durch ihren wunderſamen Bau, das Volk erfreute ihn durch ſeine Biederkeit und Gemüthlichkeit, durch die Anhänglichkeit an ſeine Thäler, endlich durch die eiferſüchtige Liebe zu eignen Freiheiten und Geſetzen. Beſonders die ſpaniſchen Basken gewannen ſeinen Antheil. Zeigen die franzöſiſchen mehr franzöſiſche Leichtigkeit, ſo

---

8) Eine Stelle in dem Artikel „Humboldt" der oben S. 18 citirten Biographie Nouvelle des Contemporains würde zu dieſem Schluſſe berechtigen, wenn anders die Angabe nicht, wie ich glaube auf mehrfacher Verwechslung des Orts und der Zeit beruht und eigentlich auf die zweite Reiſe zu beziehen iſt. Es heißt nämlich daſelbſt: M. de Humboldt a même fait une étude approfondie de la langue basque, idiome original, presque inconnu, et qui ne ressemble à aucun autre. On raconte à ce sujet que pendant un voyage à travers les provinces méridionales de la France, M. de Humboldt se trouva par hasard logé chez un curé de la Biscaye. Celui entretint longtemps son hôte, avec ce vif enthousiasme des hommes du Midi, de la beauté et de la perfection de sa langue, le basque. Avide de toutes les connaissances utiles et nouvelles, l'illustre voyageur change aussitôt son itinéraire et prend la résolution de s'arrêter dans un misérable village au pied des Pyrénées, où il séjourna plusieurs mois. Il acheta tous les ouvrages basques imprimés et manuscrits qu'il put se procurer, et ne quitta ce lieu qu'après avoir acquis une connaissance parfaite de la langue du pays.

haben die ſpaniſchen den ſpaniſchen Ernſt, aber nicht den düſtern des Caſtiliers, mit deſſen Trägheit der Fleiß der Basken eben ſo wie ſeine gutmüthige Fröhlichkeit den angenehmſten Contraſt bildet. Bei aller Verſchiedenheit ſtellen ſich vielmehr zwiſchen Biscaya und Catalonien auffallende Aehnlichkeiten dar — die Natur noch mehr nordiſch, aber auch weniger einförmig, die Bewohner thätig und induſtriös, mit großer Freiheitsliebe und Energie begabt — Tugenden, die neuerer Zeit bei mancher Verirrung die Augen Europas auf ſich gezogen haben. Rechnen wir nun dazu das urvolkliche und ſprachliche Intereſſe, ſo kann uns die Theilnahme, die Humboldt den Basken zuwendete, nicht befremden.

Bei der Grenzveſte Fuenterrabia trat H. auf biscayiſchen Boden und zwar in den Theil des Landes, der den Namen Guipuzcoa führt. Es war im Anfang des Herbſtes, als er in dieſe lieblichen, im Vergleich zu Südfrankreich aber doch rauheren Gebirgsgegenden und Thäler gelangte. Die Reiſe ging über Toloſa nach Vittoria, der Hauptſtadt des Ländchens Alava. Hier, wie faſt in allen Städten zogen ihn hauptſächlich die Gemälde an, die ſich in Kirchen oder Privatſammlungen vorfanden. In Vittoria rühmt er beſonders eine Titianiſche Magdalene im Hauſe des Marques de Alameda. Auch machte er die Bekanntſchaft eines angeſehenen Baskiſchen Litteraturfreundes, des Geiſtlichen Dr. Lorenzo Treſtumero. Dieſer war mit dem phyſiſchen und politiſchen Zuſtand ſo wie mit der Geſchichte von Alava innig vertraut und bereitete ſchon ein Werk darüber vor. Den freundſchaftlichen Bemühungen dieſes Gelehrten verdankte unſer H. auch nach ſeiner Rükkunft aus Spanien viele intereſſante Nachrichten, beſonders über biscayiſche Sprache. Mit dem Eintritt in Caſtilien ſchlieſſen Humboldt's Reiſeſkizzen, ohne den Rükblik auf die ganze Provinz, welchen ſie ankündigen, noch zu gewähren

Bald gelangten unſre Reiſenden an die Ufer des Ebro und durch die dürren Fluren Caſtiliens nach Madrid. Wie lange ſie ſich daſelbſt aufgehalten, geht aus unſern Quellen nicht hervor. Nächſt Land und Volk zogen auch jetzt die Kunſtſchätze und namentlich die Gemälde der Hauptſtadt und der königlichen Luſtſchlöſſer ſein beſondres Intereſſe auf ſich, und er verſprach wiederholt, von dieſen wie von den merkwürdigen Gemälden des mittäglichen Spaniens, ſeinem Freunde Göthe ausführliche Beſchreibung zu liefern. Dieſe Blätter ſowie die Beſchreibung der Ueberbleibſel des Theaters von Murviedro, die er ebenfalls Göthe'n verſprach, werden, in ſo weit ſie ſich vorfinden, gewiß bald, mit dem Briefwechſel dieſer Männer, veröffentlicht werden.

Der weitere Verlauf dieſer Reiſe iſt uns nur nach wenigen Hauptpunkten bekannt, die ſie berührte. Wie ſehr vermiſſen wir eine Schilderung der ihn in dieſen reichen und doch zum Theil noch ſo unbekannten Gegenden gewordenen Eindrücke! Welches Gefühl mußte ihn ergreifen, da er die königlichen Gärten von Aranjuez betrat und an den ihm ſo befreundeten Dichter des Carlos zurückdachte! Von dem Aufenthalt in Liſſabon wiſſen wir nichts, dagegen von allem, was das ſüdliche und weſtliche Spanien anlangt, wenigſtens ſo viel, daß wir doch ahnen, was ihn dort am meiſten beſchäftigte. Als er im Jan. 1800 mitten in der Sierra Morena die Elegie an ſeinen neugebornen Knaben dichtete, war er ſchon in Cadix geweſen und hatte die Majeſtät des ſüdlichen Meer und die ſchönen Bay bewundert, ferner in Niederandaluſien, in Sevilla und bei den klagenden Trümmern des alten Italica's, hatte endlich auch die gewaltigen Reſte des zweimal zerſtörten Sagunt, des jetzigen Murviedro, und die beglückten Fluren Valencia's durchwandelt. Man ſieht aus den hier zuſammengeſtellten Winken,

daß ihn nächst der Schönheit der Natur nichts so fesselte als die Spuren der classischen Welt in diesen Gegenden.

Unsere Reisenden mußten sich wohl schon etwas an die Ausdauer der Spanier gewöhnt haben. Die Familie begleitete Humboldt durch alle diese Lande; die älteste, etwa achtjährige Tochter, immer in Knabenkleidern;[9]) Frau von Humboldt selbst einer Niederkunft sehr nahe, die auch im Anfang Januars (1800) in der Sierra Morena, wo bekanntlich einige Dörfer deutscher Colonisten sich angesiedelt, gleichsam im Vaterlande eintraf. In diesem patriotischen Sinne begrüßte er auch den neugebornen durch die schon mehrmals erwähnte Elegie.[10]) Es ist das erste poetische Erzeugniß von Humboldt, das uns vorliegt. Die schöne südliche Welt, die ihn umgab, rief auch diese schlummernde Kraft ins Leben. Es ist ein sehr bemerkenswerthes Gedicht, viel bedeutender noch durch die Energie und den Gehalt, als durch den wirklich höchst poetischen Hauch. Er ermahnt den zarten Sprößling des Südens sich bei Zeiten auf die Stürme des Nordens zu waffnen.

„Schwer, o Kind, ist die Zeit und mühvoll, wo du den Tag siehst,
„Arbeit heischend und Muth in dem ermüdenden Kampf.
„Niemals forderte mehr der Genius, strenger es niemals,
„Welcher, sinnenden Geists, lenket der Menschen Geschick;
„Und auf die Stimme des Gotts, des ernstgebietenden Richters,
„Merke mit achtsamem Sinn, wo in der Brust sie dir tönt!
„Denn nicht in luftigen Wolken, noch hoch in der Wüste des Aethers
„Thront er, ihn zeuget des Manns tiefer Gedanke sich selbst.
„Los von der Hand der Natur und der still beschränkenden Sitte,
„Die ihn in kreisendem Lauf sorgsam und sicher geführt,
„Riß sich, im Ungestüm der plötzlich erwachenden Kräfte,
„Ungeduldig der Mensch, zeichnend sich selber den Pfad;

9) Friederike Brun, Römisches Leben, I. 173.

10) „An den lallenden Knaben" überschrieb sie einst Alexander von Humboldt in einem Album, in welches er einige Verse daraus eintrug.

„Und nun gilts in der Nacht des tiefaufwogenden Meeres
„Vom umnebelten Pol kühn zu entreißen den Stern,
„Welcher den ſchweifenden Nachen, nicht mehr am nahen Geſtade,
„Sicher und unverſehrt führ' in den Hafen hinein."

* * *

„Willſt du ihn finden den Punkt, auf dem du mit Sicherheit tretend,
„Leicht dich, wohin du nur willſt, rechtshin und linkshin bewegſt,
„Wo dein forſchender Geiſt, ſtets ſchweifend weiter und weiter,
„Endlich die Räume ſie all', all die unendlichen miſt,
„Wo du dich ſelbſt umſchaffſt nach des All's unendlichem Urbild,
„Ringſt verſammelnd in dir, was zu erfaſſen du magſt; —
„Sieh! er ruhet in dir! In dich verſenke die Kräfte,
„Welche, göttlich und frei, reichlich dein Buſen bewahrt!
„Siehſt du die rollenden Welten dort oben im luftigen Aether?
„Sicher durch eignes Gewicht hält ſich der ſchwebende Ball;
„Niemals ſchmettern ſie wild mit krauſem Gekrach an einander,
„Stets harmoniſchen Klangs ſchwingt ſich die goldene Bahn.
„So auch du! in der gleich gemeſſenen Kräfte Bewegung
„Folge muthig den Weg, den ſie ſich ſelber erſpähn.
„Nie gedeiht, was nicht frei aus eignem Buſen hervorſpricht,
„Nicht der verlangende Sinn reines Gefühls ſich erwählt."

* * *

„So nun ſchreite, mein Kind, mit freudlichem Muth in das Leben,
„Stark zu jeglicher That, offen für jeden Genuß.
„Suche nicht ängſtlich die Bahn, ſie hierhin zu lenken und dorthin;
„Lieblicher krümmt ſich des Bachs wellengeſchlungener Pfad.
„Aber mit ſpähendem Fleiß benutze, was günſtig das Schickſal,
„Was der Zufall dir reicht, keine der Blüthen verſchmäh'!
„Denn wer die meiſten Geſtalten der vielfach umwohneten Erde,
„Die er vergleichend erfah, trägt im bewegenden Sinn,
„Wem ſie die glühende Bruſt mit der fruchtbarſten Fülle durchwirken,
„Der hat des Lebens Quell tiefer und voller geſchöpft.

* * *

„Das nur können die Eltern, nur das allein dir gewähren,
„Daß ſie mit deutſchem Sinn ſorgſam dich nähren und früh;

„Was ſie beſaßen der Kraft, und was ſie ſich mühſam erſtrebten,
„Haben ſie innig und treu dir in die Seele gehaucht;
„Geh nun, ſelbſt es vollendend, und zeige dem kommenden Enkel,
„Daß dich zum Weichling nicht zeugt' ein entartet Geſchlecht.
„Aber ſind ſie dir einſt von der liebenden Seite gewichen,
„Klage, Lieber, dann nicht, weine nicht Thränen des Wehs.
„Siehe! ſie welken ja alle, die ſproſſenden Kinder der Erde,
„Und ein neues Geſchlecht trägt der verdrängende Raum.
„Aber gedenke des Vaters, gedenke der liebenden Mutter,
„Blumen ſtreue dem Grab, ſegnend die bergende Gruft.

Der Sohn ſtarb bald nach ſeiner Geburt; die Elegie war aber auch nicht blos an ihn, ſondern ſtillſchweigend an das ganze aufwachſende Deutſchland gerichtet. Dieſes aber wird, wie wir hoffen, nicht verſiegen, ſondern die Mahnung des großen Geiſtes, die es vernimmt, achten und verehren. Nehmen wir zu den hier ausgehobenen Bruchſtücken noch die Stellen, die wir früher (Th. I. S. 254 und II. S. 21) mitgetheilt haben, ſo ſpricht uns aus dem Ganzen gleichſam das Glaubensbekenntniß, das Humboldt am Eingang eines inhaltſchweren Jahrhunderts auszuſprechen ſich gedrungen fühlte, in poetiſchem Gewande an, und ergreift uns noch heute mit den ernſteſten Gedanken.

Sind wir damit aber nicht plötzlich ganz aus der glücklichen Zone geriſſen, in der wir Humboldt geleiteten? Oder zeigt ſich nicht vielmehr ſein eigenſter Genius, der, nicht berückt von den ihn umringenden Herrlichkeiten, auch hier ſeines unglücklichen, zertretenen und doch ſo gehalt- und zukunftreichen Vaterlandes gedenken und ihm den Weg zu ſeiner Zukunft deuten muß! Die Luft des Südens hat dieſen edlen Geiſt nicht verweichlicht, vielmehr geſtärkt, und wie nur ein Jahrzehnd ſpäter von den Wellen Saragoſſa's ein Zeichen der Befreiung über Europa ging, ſo iſt uns mitten unter dieſem ſüdlichen Naturvolk ein Charakter durchgebildet worden,

der machtig und zukunftvoll für die Erneuerung Deutschlands und Preußens wirkte, ein Held, der wie seine Kinder die entmuthigten Landsleute zu großen Thaten anfeuert. —

Von diesem Blick in die Zukunft wenden wir uns auf einen einzelnen kleinen Punkt, der Humboldt's Aufmerksamkeit fesselte, und der in seiner merkwürdigen Isolirtheit Gedanken anregte, mit denen wir ihn seitner beschäftigt finden. Dieser Punkt war der Montserrat bei Barcelona, wohin er in den letzten Tagen des Märzes (1803) einen Ausflug machte. Von dieser Wanderung so wie von dem Eindruck, welchen der Gegenstand hervorbrachte, hat Humboldt in einem ausführlichen Schreiben an Göthe Bericht abgelegt. Dieser Brief ward im Sommer desselben Jahres von Paris aus geschrieben, vermuthlich zugleich in der Absicht, noch einen Beitrag für die Propyläen zu liefern. Zu diesem Zweck langte, wie es scheint, der Brief schon zu spät an; dessenungeachtet wurde er, in soweit wenigstens als er diese Schilderung giebt, doch noch zu Weimar, in den von Gaspari und Bertuch herausgegebenen geographischen Ephemeriden, März 1803, zum Druck befördert.[11])

Wenn Humboldt, wie wir sahen, das Drama der Franzosen mehr darum ins Auge fasst, um Schillern eine neue Seite seiner Kunstansicht zu entwickeln, so richtet er dagegen eigentliche Reisemittheilungen lieber an den Geist und Dichter, dem die Anschauung so viel gilt. Schon im Anfang der spanischen Reise hatte er Göthe damit erfreut; jetzt griff er einen einzelnen wunderbaren Gegenstand heraus, der überdies auch mit einem Erzeugniß Göthe'scher Muse in auffallender Wahlverwandtschaft steht.[12]) Der Schilderung

11) Jetzt in den gesammelten Werken, III. 173—212.

12) Göthe denkt selbst, in der Erklärung, welche er später zu diesem Gedicht geliefert, überall auf die uns geworrene Bekanntschaft mit diesem Berge hin und spricht es ausdrücklich aus, daß der Leser des Gedichts „durch eine Art von idealem Montserrat geführt werde" (Werke, B. 45. S. 329). Es scheint aber, daß er diese Beziehung erst von Humboldt adoptirt habe.

selbst geht eine kurze Einleitung voran, die für den Verfasser so wie für die von ihm in diesen Wanderjahren verfolgten Absichten so charakteristisch ist, daß wir nicht umhin können, sie hier wörtlich zu wiederholen.

„Sie wünschen, lieber Freund," so redete er Goethe an, „daß ich fortfahre, Ihnen etwas Ausführlicheres über meine spanische Wanderung zu sagen, so wie ich es im Anfange derselben, bis Madrid hin, that; und ich erfülle Ihren Wunsch um so lieber, als ich ohnehin jetzt [zu Paris] damit beschäftigt bin, meine auf der Reise gesammelten Materialien noch einmal durchzugehen, und mit spanischen und ausländischen Schriften zu vergleichen."

„Wir von fremdartigen Eigenthümlichkeiten einen anschaulichen Begriff zu verschaffen, war, was ich vorzüglich bei meinen Reisen beabsichtigte. Um das Ausland wissenschaftlich zu kennen, ist es nur selten nöthig, es selbst zu besuchen; Bücher und Briefwechsel sind dazu weit sichrere Hülfsmittel, als eigenes Einholen immer unvollständiger und selten zuverlässiger Nachrichten. Aber um eine fremde Nation zu begreifen, um den Schlüssel zur Erklärung ihrer Eigenthümlichkeit in jeder Aeußerung zu erhalten, ja selbst nur um viele ihrer Schriftsteller vollkommen zu verstehen, ist es schlechterdings nothwendig, sie mit eigenen Augen gesehen zu haben."

„Auch die treuesten und lebendigsten Schilderungen ersetzen diesen Mangel nicht. Wer nie einen spanischen Ochsentreiber mit seinem Schlauch auf einem Ochsen sah, wird sich immer nur ein unvollständiges Bild Sancho Pansa's machen; und Don Quixote (gewiß ein unübertreffliches Muster wahrer Naturbeschreibung) wird doch nur immer demjenigen ganz verständlich sein, der selbst in Spanien war, und sich selbst unter Personen und Classen bekannt, welche ihm Cervantes schildert. Der andere wird oft, statt der wahren Gestalten,

nur Carikaturen ſehen, und da er blos die Züge verbinden kann, welche der Dichter abgeſondert heraushob, ſo werden ihm die meiſten ergänzenden und mildernden Nebenzüge mangeln.

„Denn darauf gerade kommt es an, jede Sache in ihrer Heimath zu erblicken, jeden Gegenſtand in Verbindung mit den andern, die ihn zugleich halten und beſchränken.

„Wie ſichtbar iſt dies nicht ſogar bei der lebloſen Natur! Was iſt eine Pflanze, die, ihrem vaterländiſchen Boden entriſſen, auf fremden verpflanzt iſt? was ein Orangenbaum oder eine Dattelpalme in unſern Treibhäuſern und künſtlichen Gärten, und was in den beglückten Fluren Valencias und in den Palmenhainen von Elche?

„Es giebt eine große Menge von Verrichtungen im Leben, zu welchen der blos durch Ueberlieferung erhaltne Begriff hinreicht; aber wenn Gefühl und Einbildungskraft in uns rege werden ſollen, ſo wird immer mehr und etwas Lebendigeres erfordert. Ueberhaupt begnügen ſich wohl alle untergeordneten Kräfte des Menſchen, der ſammelnde Fleiß, das aufbewahrende Gedächtniß, der ordnende Verſtand an dem Zeichen, dem Begriff oder dem Bilde. Aber die höchſten und beſten in ihm, diejenigen, welche ſeine eigentliche Perſönlichkeit bilden, die Phantaſie, die Empfindung, der tiefere Wahrheits- und Schönheitsſinn bedürfen zu ihrer kräftigeren Nahrung auch der Sache, der Anſchauung und der lebendigen Gegenwart.

„Wenn nur wenige Reiſende eigentlich dieſen Geſichtspunkt, ſich von jedem Gegenſtand, der ihre Aufmerkſamkeit an ſich zieht, ein vollkommen individuelles Bild zu verſchaffen, ſein Daſein und ſeine Natur aus den Dingen, die ihn umgeben und auf ihn einwirken, zu begreifen, und dieſen anſchaulichen Begriff wiederum andern gleich voll-

ständig und lebendig zu überliefern — wenn, sag' ich, nur Wenige diesen Gesichtspunkt gefaßt haben, oder doch nur die Beschreibungen Weniger in dieser Rücksicht großen Nutzen gewähren, so scheint mir dies nicht sowohl daher zu rühren, daß es ihnen an Empfänglichkeit mangelte, einen fremden Eindruck rein und unverändert aufzunehmen, sondern daher, daß sie sich dieser Empfänglichkeit nicht genug überließen. Bei dem Eintritte in ein fremdes Land fallen dem Reisenden immer eine Menge von Fragen ein, die er sich künftig einmal vorlegen könnte; auf alle sucht er die genügende Antwort, und eigne Erfahrung hat mich gelehrt, daß man darüber oft dasjenige versäumt, was man hernach nie wieder einholen kann. Man vergißt zu leicht, daß man auf einer (nicht zu einer einzelnen Untersuchung bestimmten) Reise, die immer ein Abschnitt im thätigen Leben, und allein dem beschauenden gewidmet ist, blos herumstreifen, Menschen sehen und sprechen, leben und genießen, jeden Eindruck ganz empfangen, und den empfangnen bewahren soll.

„Dies habe ich auch zu thun versucht, aber wenn ich mich freilich meistentheils nur an das hielt, was ich selbst sah, so bin ich doch auch oft daneben von dem gegenwärtigen Zustand des Landes in den ehemaligen zurückgegangen, da das Bild des Menschen immer erst in einer Reihe von Zeiten vollständig ist. Auch habe ich die Schriftsteller der Nation sorgfältig verglichen, um wo möglich auch in ihnen nichts vorbeizulassen, was vorzüglich charakteristisch scheinen konnte.

„Wir umfassen mit unserer unmittelbaren Erfahrung nur eine so kleine Spanne des Raums und der Zeit und doch können wir es uns nicht versagen, daß wir nur dann das Leben vollkommen genießen und benutzen, wenn wir uns bemühen, den Menschen in seiner größesten Mannigfaltigkeit, und in dieser lebendig und wahr zu sehen

„Sollte es daher nicht der Mühe werth sein, mehr als bisher geschehen ist, Gestalten der Natur und der Menschheit aufzufassen und zu zeichnen? zu sehen, was die ersteren wirken, und wozu sich die letzteren ausbilden können?“ [13])

„Freilich giebt es nicht gerade ein einzelnes Fach weder der Wissenschaften, noch der Beschäftigungen, in welches diese Bemühung unmittelbar eingreifen könnte. Für die Menschenkenntniß, welche das geschäftige Leben fordert, dürfte sogar diese allgemeine den Sinn nur verwirren und abstumpfen.

„Aber dem Künstler und dem Menschen überhaupt, jenem um sein Werk, diesem um sich selbst zu bilden, müßte, dünkt mich, ein solcher Versuch höchst erwünscht sein, und ich darf daher hoffen, daß Ihnen meine Schilderungen gerade darum willkommen sein werden, weil sie von diesem Gesichtspunkte ausgehn.

„Für heute wünsche ich Sie in eine Gegend zu führen, mit der wohl nur ein Paar andre in Europa verglichen werden können, wo die Natur und ihre Bewohner in wunderbarer Harmonie mit einander stehen, und wo selbst der Fremde, sich auf einige Augenblicke abgesondert wähnend von der Welt und den Menschen, mit sonderbaren Gefühlen auf die Dörfer und die Städte hinabblickt, die in einer unabsehlichen Strecke zu seinen Füßen liegen — in die Einsiedlerwohnungen des Montserrats bei Barcelona.

„Ich habe zwei unvergeßlich schöne Tage dort zugebracht, in denen ich unendlich oft Ihrer gedachte. Ihre Geheimnisse schwebten mir lebhaft vor dem Gedächtniß. Ich habe diese schöne Dichtung, in der eine so wunderbar hohe und

13) Sollte man in all diesem nicht eher Alexander von Humboldt reden zu hören glauben? Oder erscheint es nicht von Wilhelm v. H. wie in Vorahnung dessen gesagt, was sein Bruder dereinst, nach Vollendung der großen Reise, auf diesem Felde leisten würde?
G. S.

menſchliche Stimmung herrſcht, immer außerordentlich geliebt, aber erſt, ſeitdem ich dieſe Gegend beſuchte, hat ſie ſich an etwas in meiner Erfahrung angeknüpft; ſie iſt mir nicht werther, aber ſie iſt mir näher und eigner geworden.

„Wie ich den Pfad zum Kloſter hinaufſtieg, der ſich am Abhang des Felſens langſam herumwindet, und noch ehe ich es wahrnahm, die Glocken deſſelben ertönten, glaubte ich Ihren frommen Pilgrim vor mir zu ſehen; und wenn ich aus den tiefen gründewachſenen Klüften emporblickte, und Kreuze ſah, welche heilig kühne Hände in ſchwindelnden Höhen auf nackten Felsſpitzen aufgerichtet haben, zu denen dem Menſchen jeder Zugang verſagt ſcheint, ſo glitt mein Auge nicht, wie ſonſt, mit Gleichgültigkeit an dieſem durch ganz Spanien unaufhörlich wiederkehrenden Zeichen ab. Es ſchien mir in der That das,

zu dem viel tauſend Geiſter ſich verpflichtet,
zu dem viel tauſend Herzen warm gefleht.

„Und wie ſollt' es auch anders ſein? Die Größe der Natur und die Tiefe der Einſamkeit erfüllen das Herz mit Gefühlen, die ſelbſt der leerſten Hieroglyphe bedeutenden Inhalt zu geben vermöchten, und wie wir auch über eine Meinung oder einen Glauben denken mögen, ſo ſteht immer, als Vermittler, zwiſchen uns und ihm der Menſch, aus deſſen Empfindungen er entſprang. In dem Getümmel der Welt vergeſſen wir das oft, und urtheilen raſch und hart darüber ab; aber, milder geſtimmt in der Stille der Einſamkeit, iſt uns alles, was menſchlich iſt, auch näher verwandt.

„Lange hab' ich mich nicht losreißen können von dem Gipfel dieſes wunderbaren Bergs, lange hab' ich wechſelsweis meine Blicke auf die weite Gegend vor mir, die hier von dem Meere und einer ſchneebedeckten Gebirgskette umgrenzt iſt, dort ſich ins Unabſehliche hin verliert, bald auf

die waldigen Gründe unter mir geworfen, deren tiefe Stille nur von Zeit zu Zeit der Ton einer Einſiedlerglocke unterbricht. Ich habe mich nicht erwehren können, dieſen Platz als den Zufluchtsort ſtiller Abgeſchiedenheit von der Welt anzuſehen, wo die gewiß nur Wenigen ganz fremde Sehnſucht, mit ſich und der Natur allein zu leben, volle und ungeſtörte Befriedigung genöſſe; und ſollte nicht billigerweiſe jeder rein menſchlichen Empfindung auf Erden ein von der Natur beſonders für ſie begünſtigter Ort geheiligt ſein, zu welchen der Menſch, wenn nicht ſich ſelbſt, doch wenigſtens ſeine Einbildungskraft und ſeine Gedanken retten könnte?“ [14])

Wer würde ſich, nach der Lektüre dieſer Zeilen nicht gereizt fühlen, auch ſogleich die Schilderung unſeres Humboldt's zu leſen. Indem ich daher auf dieſe ausgezeichnete Arbeit hinweiſe, begnüge ich mich dem Summarium ihres Inhalts nur eine einzige hervorſtechende Bemerkung des Verfaſſers hinzuzufügen.

In der ſchönſten Zeit des dort aufbrechenden Frühlings ward die Reiſe von Barcelona aus, durch das Thal des Llobregat, auf Maulthieren unternommen. Der Montſerrat ſteht bekanntlich inſelartig allein, ſich wie aus freier Ebene emporhebend. Gleichſam im Berge drinn, umringt von vielen nach der Spitze ſich aufthürmenden Kegeln, auf deren Gipfel und Spalten „fromme Schwärmerei“ jene kühnen Einſiedlerwohnungen hingepflanzt hat, ſteht das berühmte Benediktiner-Kloſter des Berges. Humboldt wurde mit der gewohnten Gaſtfreundſchaft darin aufgenommen, und genoß außerdem, mit ſeiner Begleitung, noch der beſondern freundſchaftlichen Sorgfalt eines Paters Schilling aus Erfurt, der nach ſeltſamen Fügungen in dieſes Kloſter gekommen war. Der Verfaſſer giebt nicht nur die ausführlichſte Be-

14) Geſ. Werke, III. 173–78.

ſchreibung des Berges, ſondern ſchildert zugleich den Urſprung und die Geſchichte des Kloſters, die Einrichtung und Verfaſſung dieſer wunderbaren Welt, endlich das Leben und den Charakter der in dieſe Einſamkeit geflüchteten Menſchen. Von dem Kloſter geleitet er uns durch die rings umher zerſtreuten Einſiedeleien; läßt uns das außerordentliche Wolkenſpiel zu ſeinen Füßen, endlich das Meer, die Berge von Rouſſillon und die ſchneebedeckte Kette der Pyrenäen dahinter erblicken, alles in gegenſtändlicher, individuellſter Auffaſſung, ein Muſterſtück in der Art, die er ſelbſt oben bezeichnet hat. Den Schluß macht ein Auszug aus einem Briefe Alexander's, der den Berg ungefähr ein Jahr vorher beſucht und deſſen mineralogiſche Beſchaffenheit erforſcht hatte.

Hervorheben will ich nur die Art, wie Humboldt dieſes Einſiedlerleben auffaßt. Er erklärt es ſchlechtweg aus dem Charakter des Spaniers überhaupt. Häufiger als in andern Ländern, ſagt er, finde man in Spanien Menſchen, die bereit ſeien, Unabhängigkeit mit Einſamkeit zu erkaufen. Der Spanier ſei ſinnlicher, aber nicht ſo materiell als der Nordländer, und bei weitem reizbarer; es liege ihm alſo mehr daran ungeſtört zu leben. Bei geringerer Cultur, kenne er auch die unruhige Geſchäftigkeit des Geiſtes nicht, die man z. B. an den Franzoſen wahrnimmt: er geht immer mehr in die Tiefe als in die Weite; ſein Charakter beſchäftige ihn mehr als ſeine intellectuellen Kräfte. Bei Menſchen dieſer Art iſt ein gewiſſer Hang zum Müßiggang, „was aber oft nur eine ſehr edle Phantaſiebeſchäftigung mit ihren Gefühlen iſt", bemerkbar. Durch ihren Charakter nur auf wenige Punkte, auf dieſe aber mit aller Energie gerichtet, können ſie vom Nichtsthun nur zu einer auf dieſe Punkte Bezug habenden Thätigkeit übergehen, nur zu einer großen und wichtigen. Alles andre ſcheint ihnen leicht, blos mechaniſch, und ihrer unwürdig. In dieſer Gemüthsſtimmung, „beſeu-

der bei unaufgeklärten Leuten," paßt nun ein Einſiedlerleben ſehr gut. Die körperlichen Beſchwerden ſchrecken den Spanier weniger ab, da er härter gewöhnt iſt als die meiſten Europäer. „Die geiſtliche Knechtſchaft aber und die ewigen Andachtsübungen können dem einmal religiöſen Menſchen nicht ſchwer fallen. In der Einſamkeit des Einſiedlers ſind die Andachtsübungen, einzelne Momente tieferen Gefühls abgerechnet, nichts als ein unbeſtimmtes Hinbrüten der Seele über einmal gewohnten Empfindungen wie es leicht jeder, nur an andern Gegenſtänden, an ſich ſelbſt erfahren wird, da es wohl nur wenige Menſchen giebt, welche nicht einen großen Theil ihres Lebens hindurch gewiſſe Lieblingsempfindungen, Plane oder auch nur Träume begleitet hätten."[15]) Im Ganzen, glaubt er, ſei es weit mehr Sehnſucht nach einem ſorgenloſen ſichern Leben, welche den Spanier in Einſiedeleien locke, als Religionsſchwärmerei.[16])

Welchen Genuß Göthe'n eine ſolche Schilderung des Freundes gewähren mußte, begreift, wer ſeine eignen Werke in dieſer Richtung kennt. Eben ſo gewiß iſt, daß Göthe, gleich nach dem Empfang des Briefes, den betreffenden Abſchnitt in die Propyläen rücken wollte, was auch gewiß geſchehen ſein würde, wenn dieſe Zeitſchrift nicht bald nach ihrem Entſtehen wieder zu Grunde gegangen wäre. Schon am 2. Sept. 1800 ſendete er den Aufſatz an Schiller. „Der Humboldt'ſche Aufſatz," antwortet ihm dieſer, 5. Sept., „den ich Ihnen hier zurückſchicke, wird recht gut zu brauchen ſein. Der Inhalt muß intereſſiren, denn er betrifft einen abgeſchloſſenen menſchlichen Zuſtand, der wie der Berg auf dem er ſeinen Sitz hat, vereinzelt und inſelförmig iſt, und mithin auch den Leſer aus der Welt heraus und in ſich

15) A. a. O., III. 207.

16) Vergl. damit das Sonett: „der Montſerrat" von Humboldt, in deſſen geſ. Werken III 422.

selbst hineinführt. Es wäre zu wünschen, daß unmittelbar neben diesem Gemälde ein entgegengesetztes von dem bewegtesten Weltleben hätte angebracht werden können, so würden beide eine doppelte Wirkung thun. „Briefw. m. Sch. und G., V. 302. 303. à p."

In den Ebenen und Bergen Cataloniens, deren Reiz noch in den Erinnerungen des Greises fortwirkte, [17]) und am West-Striche der Pyrenäen endete die große spanische Reise. Sie war von bleibendem Ergebniß für Humboldt. Abgesehen von dem, was er überhaupt auf Reisen suchte — darüber haben wir seine eigenen Worte gehört — mußte ihm gerade dieses Volk und dieses Land eine Fülle des Genusses und der Belehrung darbieten. Die Kenntniß dieses südlichen Naturvolkes erweiterte nicht nur seine Menschenkenntniß, [18]) sondern vernichtete auch viele Vorurtheile, die man im übrigen Europa über den Charakter dieser Nation hegte, deren Selbstgefühl den andern bald als Muster vorleuchten sollte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Humboldt unter den deutschen Staatsmännern einer der ersten war, welche auf die Wichtigkeit des spanischen Aufstandes den Blick lenkten. Auch bot ihm sonst die Eigenthümlichkeit dieses Volkes und der einzelnen Stämme vielfachen Stoff zu politischen Bemerkungen, und die Art, wie er sie äußert, ruft wieder in uns sehr gewichtige Vergleichungen hervor. Wer dachte nicht an Polen, wenn er H. die unglückliche, zerrissene Baskische Nation beklagen hört, oder an Deutschland, wenn man von den, unter den Provinzen Spaniens gegenseitig einander zugeworfenen Gehässigkeiten liest. Den Aragoniern, sagt H., gereiche es nicht zur Unehre, daß in ihnen das fortwirkende Andenken ihrer ehemahligen Verfassung einen unab-

17) Noch in einem Sonette der letzten Jahre. (Ges. Werke. III. 421.

18) Siehe oben I. 208.

hängigern Sinn, mehr Selbſtſtändigkeit und einen wärmeren Nationalſtolz erhalten habe.[19]) Unter allen Stämmen aber gefielen ihm die Catalanen, und die Basken am meiſten. Er findet die Liebe der Letztern zu ihren alten Freiheiten verehrungswürdig. Selbſt die franzöſiſchen Glieder dieſer Nation hätten ſich ſo in Reſpekt zu erhalten gewußt, daß die republikaniſche Regierung ſogar, die ſonſt „alle Lokalverſchiedenheiten zu einer allgemeinen Gleichheit herabſetzte," ihre Gewohnheiten ſelbſt in militäriſcher Rückſicht ſchonen mußte.[20])

Nicht weniger in Kunſt und Wiſſenſchaft war die Ausbeute reich, die dieſe Reiſe trug. Wie mehrte ſie ſeine Liebe und Einſicht in die ſchönen Künſte, namentlich in die Malerei; wie die Kenntniß des Alterthums, vor allem der Baukunſt der Alten! Die Baskiſche Sprache hatte ſein beſonderes Intereſſe auf ſich gezogen und leitete ihn zu Forſchungen, welche ſeine Blicke noch nach Jahren auf die Halbinſel geheftet hielten. Endlich war die Reiſe auch für ſeine übrigen Sprachſtudien ergiebig. In Spanien nämlich, wie nachher während des langen Aufenthalts in Rom, brachte er eine ſo reiche Sammlung amerikaniſcher Wörterbücher zuſammen, wie es noch nirgends gegeben hat.[21])

Im Frühjahr 1800 kam Humboldt, mit ſeiner Familie wieder glücklich zu Paris an. Drohende und ausbrechende Kriegsereigniſſe machten abermals alle Reiſepläne zu nichte, während man unbetheiligt in aller Ruhe zu Paris unter dem Schirm der jungen Conſularherrſchaft leben konnte. Die Abreiſe von dort ward daher vorläufig bis gegen den Winter verſchoben.

19) Vgl. W. III. 199.
20) Ebendaſ., III. 220.
21) A. v. Humboldt und Bonpland's Reiſe, I. 28.

Neben dem Studium des Baskischen, in welches Humboldt sich jetzt vertiefte, und wovon nachher die Rede sein wird, beschäftigte ihn nun auch die Durchsicht der auf der Reise gesammelten Materialien. Wir haben schon gesehen, wie er auch einzelne Stücke derselben redigirte, namentlich den Anfang der Reise, und außerdem eine Beschreibung des Montserrat einem Briefe an Göthe einflocht.

Es fehlte der Humboldt'schen Familie auch jetzt nicht an Zusprache aus der Heimath. So gesellte sich im Spätsommer dieses Jahres auch Rahel Lewin, die längst bekannte[1]), zu ihrem Kreis. Schon im vorigen Jahre hatte ihr Frau v. H. geschrieben: „Humboldt liebt Sie, und fühlt, wer Sie sind, und gäbe viel darum, wenn er mir die Freude geben könnte, mit Ihnen zu leben." Jetzt ward sie ihr zu Theil und es scheint, als wenn damals ein besonders inniges Verhältniß zwischen diesen beiden geistvollen Frauen, wie zwischen Humboldt und Rahel statt gefunden habe. Aber nicht immer fühlten sie einander sich recht nahe; bei den Frauen trat vielleicht die persönliche Rivalität manchmal störend dazwischen, aber auch auf Humboldt wirkte die Gegenwart der tief gereizten, und schon im Aeußerlichen etwas excentrischen Landsmännin nicht immer gleich wohlthuend ein. Rahel beklagte sich dann, manchmal vielleicht nicht mit Unrecht, über die Erkaltung ihrer Freunde. Aber freilich war ihr Wesen auch ein sehr eigenthümliches. Während der männliche Geist eines Humboldt bei aller Empfänglichkeit doch frühzeitig in den Anschauungen und Formen der neuern Philosophie eine gewisse Ruhe und Sicherheit gefunden, wühlte sie, diese großartige Naturalistin, stets von neuem im Elementarreiche der Gedanken umher und, ganz unähnlich Humboldt, der sein Selbst nur immer tiefer zu entwickeln, nur immer in sich

1) Siehe oben Th. I. 192. 376. 8. und 380. 2.

aufzunehmen geſtimmt war, kehrte ſie unaufhörlich das große Deficit hervor, das ihr in ihren Schickſalen, wie in den Abgründen ihrer Gedanken, reichlich begegnet war. Wenn Humboldt oft auch an ſie mit Scherz und Schein herantrat, ſo kränkte ſie dies doppelt, denn ſie fühlte ſich werth, von ihm gekannt zu ſein, und glaubte, ihn zu verſtehen. Sie vertheidigte ihn ſtets, ſagt ihr nachmaliger Gatte. Als man darüber ſtritt, welches Maß von Geiſt ihm wirklich zukomme, und ſie um ihre Meinung gefragt wurde, antwortete ſie: „Er hat ſo viel, als er nur will.“ Und ein andermal, da ſie ſagen ſollte, wiefern er ein guter Menſch zu nennen ſei, erwiederte ſie: „Er iſt ſoweit in ſeinen Ideen, daß nicht mehr die Rede davon ſein kann, ob er gut oder nicht gut ſei, das liegt fern unter ihm.“ Seine Paradoxien und Scherzreden, durch welche er zaghafte Hörer gar oft verſchüchterte, erklärte Rahel geradezu für die Wirkung ſeiner Langweile, aus Ungeduld müſſe er reden, meinte ſie, und er habe zu viel Geiſt, um bloße Dummheiten zu ſagen. Doch gab es Zeiten, wo auch ihr das Vertrauen oder die Einſicht wankte, und Humboldt ſeine angenommene Rolle ſo weit trieb, daß es faſt einerlei dünkte, ob er ſo ſcheinen wolle, oder ſo ſei; ſie ſagte dann unmuthig: „Ich kann Ihnen Ihre Geiſtesfreiheit nicht mehr ſo hoch anrechnen, wenn Sie auch für Ihr Thun und Ausüben in Ihrem Innern weder Schranke noch Zügel haben.“ Dies berichtet Varnhagen.[2]) Aber auch in ihren Briefen finden ſich Spuren davon genug. Einſt, aber wohlgemerkt, während des Congreſſes zu Wien, ſchreibt ſie an ihre Verwandten über ein Diné beim Staatskanzler Fürſten Hardenberg, wo die ganze Elite der Preußen verſammelt geweſen war. „Humboldt“, ſchreibt ſie, „verſicherte mich, wie Don Juan, nach Tiſche,

2) Denkw. und Vermiſchte Schriften, 2. Aufl. V. 127 – 28.

ſeiner Liebe. Er liebe mich immer: ſeben könnte er mich nur nicht, weil ich immer alles thäte, was er nicht leiden könnte: er will mir ein Diné geben ... Ich ſoll die Perſonen nennen; alſo als Königin. Ich ſagte, er ſolle mich weniger lieben, und mich beſuchen: dann wolle ich die Perſonen nennen. Ich mußte fort. So blieb's.“ [3]) Dieſe Stelle iſt ſehr charakteriſtiſch. Humboldt war aufrichtiger, als die Freundin dachte, ſo wie ſie ein andermal nicht geahnt zu haben ſcheint, was er mit einem Worte ſagen wollte, das er ſchon während des Pariſer Aufenthalts an ſie gerichtet hatte, und das ſie ſelbſt anführt, dem Worte nämlich: „Ich will nicht mit lauter Verwundeten zu thun haben!“ [4]) Wie ſehr er trotzdem den Reichthum und die Lebendigkeit ihres Geiſtes zu ſchätzen wußte, zeigt vor allem das Urtheil, was er nach ihrem Tode über ihre im Drucke erſchienenen Briefe ausſprach, wovon jedoch ſpäter.

Im Mai 1800 kam Frau v. Humboldt mit Zwillingen nieder: einem Knaben und einem Mädchen. Die Geburt des erſtern hab' ich ſchon S. 37 erwähnt, ſie ereignete ſich aber nicht in der Sierra Morena, ſondern erſt jetzt zu Paris.[5]) Auch gedacht' ich des frühen Todes deſſelben ſchon. Das Mädchen erhielt den Namen Adelheid. Die Abreiſe von Paris ward im Herbſt abermals vertagt. Im Frühjahr endlich (1801) war alles dazu bereit. Den letzten Mai wollten ſie nach Erfurt und Jena reiſen und zum Winter in Tegel ſein,[6]) als ein plötzlicher Entſchluß die Rückkehr wieder um ein paar Monate verſchob.

3) Rahel II. 268 – 69.

4) Ebendaſ. I. 171.

5) Dieſe Angabe, welche zugleich die Aufſchrift des früher beſprochenen Humboldt'ſchen Gedichts berichtigt, kommt mir jetzt erſt, während des Druckes, zu.

6) Rahel, I. 247.

Nach der ſpaniſchen Reiſe hatte, wie ſchon bemerkt wurde, H. ſich tief in das Studium des Baskiſchen geworfen. Paris bot ihm zur Erlernung deſſelben Hülfsmittel dar, die er ſonſt nirgends gefunden hätte. Er legte ſich ſogleich ein Baskiſch-Spaniſches Wörterbuch an, geſtützt eben auf die ſeltnen Werke oder Handſchriften der großen königlichen Bibliothek. Viele der Letztern kopirte er wörtlich; auch von St. Croix, dem ſchon genannten franzöſiſchen Gelehrten, erhielt er einige Blätter über die Sprache der Basken.

Dies alles befriedigte jedoch ſeine Wißbegierde nicht. Schon im Begriff, nach Deutſchland abzureiſen, wendete er ſich plötzlich wieder nach Süden.[1]) Er ließ diesmal die Seinigen in Paris zurück und unternahm eine zweite Reiſe in die ſpaniſch- und franzöſiſch-baskiſchen Provinzen, eigens in der Abſicht, durch mündliche Mittheilung zu vervollſtändigen, was in gedruckten Schriften nur ſehr mangelhaft angetroffen wird. Mehrere Wochen brachte er in den abgelegenſten Gebirgsgegenden dieſer Lande zu. Inſonders ſuchte er die ſprachkundigen Männer auf, vor allen D. Pablo Pedro de Aſtarloa, Pfarrer in Durango. Er ſah die wichtigen handſchriftlichen Schätze ein, die dieſer geſammelt hatte und machte von dem großen noch ungedruckten Werke deſſelben Auszüge oder wörtliche Abſchriften. Zu denjenigen, die H. aufſuchte, gehörte auch der Pfarrer Moguel in Marquina, ebenfalls einer der ſprachkundigſten Männer in Biscaya, der aus Gefälligkeit für ihn den Anfang des Salluſtiſchen Catilina überſetzte.

---

1) Caillard, in dem S. 17 ſchon citirten Brief, ſchreibt an Schütz (26. Juni 1801): „M. de Humboldt m'avait annoncé son prochain départ pour l'Alemagne et c'était lui qui devait Vous remettre ma lettre aux mains propres. Rien ne pouvait m'être plus agréable qu'un pareil commissionnaire. J'attends une huitaine de jours au bout desquels j'apprens que M. de Humboldt au lieu de partir pour Vos contrées, s'est décidé subitement a tourner ses pas de nouveau vers l'Espagne."

Doch nicht in jeder Beziehung fiel die Reise so aus, wie H. erwartet hatte. „Es war," sagt er, „einer der hauptsächlichsten Zwecke meiner Reise durch Biscaya, die Spuren aufzusuchen, welche aus der ältesten Geschichte und dem ältesten Zustande des Volks etwa in alten Sagen oder Nationalgesängen übrig geblieben sein möchten. Ich fand mich aber bald gänzlich in der Hoffnung getäuscht, hiervon etwas Bedeutendes aufzufinden. In keinem Lande vielleicht ist es dem missverstandenem Eifer der ersten christlichen Bewohner so sehr gelungen, alle Ueberreste des heidnischen Alterthums zu vernichten, als in diesem. Weder von der Verfassung, noch der Religion, noch den Sitten der alten Basken kann man sich einen, nur irgend befriedigenden Begriff verschaffen, und kaum haben sich einige dürftige Spuren dieser älteren Zeit in der Sprache, den einheimischen Benennungen der Monate und Wochentage, einigen wenigen (da der größere Theil auch durch die Namen der Heiligen verdrängt ist) Eigennamen, Nationaltänzen, Volksmärchen u. s. w. erhalten." Von alten Liedern konnte er nur ein einziges, noch dazu höchst mangelhaftes Fragment auffinden, dessen Alter selbst noch aus vielen Gründen zweifelhaft scheinen konnte. Er traf dasselbe in einer Handschriftensammlung an, die damals sich im Hause eines Herrn Illugartequi in Marquina befand.

Humboldt versäumte nicht, seine Bemerkungen auch diesmal an Ort und Stelle niederzuschreiben, und eilte mit diesen Schätzen nach Paris zu seiner Familie zurück. Hatte der Gegenstand früher nur zufällig seine Aufmerksamkeit angezogen, so waren Volk und Land der Basken ihm nun „im eigentlichsten Verstande theuer geworden," und obwohl er diese Studien nachher nur mit todten Hülfsmitteln fortsetzen konnte, zog ihn dennoch die Eigenthümlichkeit der Sprache, des Volkes und des Landes in ungeschwächtem Grade an. Der Wechsel aber des Aufenthaltes sowohl, als

der Beschäftigungen machte, daß die Ergebnisse seiner Forschung erst in viel späterer Zeit ans Licht treten konnten. [2])

---

Im Sommer 1801 kehrte die ganze Familie, vermuthlich über Erfurt und Weimar, in die Heimath zurück. Ueber ein Jahr verblieben sie daselbst, zu Berlin und Tegel. Während dieser Zeit wurde die jüngste Tochter, Gabriele, geboren. Frau von Humboldt hatte eine schwere Brustkrankheit auszustehen, von der sie sich erst zu Rom ganz erholte. Dieser Zwischenfall mag auch die italienische Reise, welche ihnen schon so viele Jahre im Sinn lag, mit verzögert haben.

Diese längere Rast in der Heimath belohnte sich schon in Betracht des geistigen Lebens, das eben damals in Berlin eine zum Theil unerwartete Stätte gefunden hatte. Denn nicht genug, daß, gewiß zur großen Freude Humboldt's, die neuesten dramatischen Werke unseres Schiller's hier mit größter Pracht aufgeführt und mit höchstem Enthusiasmus aufgenommen wurden, auch die junge von den Gebrüdern Schlegel gestiftete Dichterschule fand hier, in der Region, wo kürzlich noch ein Nicolai den Ton angegeben hatte, bereite Aufnahme, ja ihren eigentlichen Sitz. Der Sprung von jener Nüchternheit zu dieser Ueberpoesie und Versteinerung, solcher Wechsel konnte von dem Gesundheitszustand der preußischen Hauptstadt kein günstiges Zeugniß ablegen. Was aber bedeutungsvoller erscheinen mußte, war die Aussicht, welche der Erfolg, den die Romantik auf einem so wichtigen Punkt deutscher Entwickelung hatte, für den Fortgang unserer Dichtung und Litteratur überhaupt öffnete. Was Humboldt, der Augenzeuge und Theilnehmer einer jüngst vergangenen Glanzperiode,

2) Besonders für diesen Abschnitt dienten die S. 32 unter Nr. III genannten Schriften und Aufsätze als Quelle.

von diesem schnellen Nachlaß wahrhaft produktiver Kraft, verbunden mit einer merkwürdigen Steigerung theoretischer Einsicht und kritischer Fähigkeit, aber auch großer Einseitigkeit, denken mochte, können wir uns zur Genüge vorstellen, wenn wir uns nur an die Manier erinnern, mit welcher dieses überklugе und so viel schwächere Geschlecht auf einen Schöpfergeist wie Schiller herabsah.

Mit diesem intellektuellen Luxus Berlin's stand die politische Passivität, die Volk und Regierung Preußens zeigten, wenigstens in äußerlichem Contrast. Der schlechte Geist, der unter der vorangegangenen Regierung die Zügel ergriffen hatte, wußte seine Herrschaft auch unter der Aegide eines Fürsten zu behaupten, der, edel und wohlgesinnt im Innersten des Herzens, nur die Kraft nicht besaß, um jene Elemente auszuscheiden, und sich im rechten Moment von muthigen Entschlüssen leiten zu lassen. Daher unter diesem friedliebenden König der verletzendste Uebermuth in Worten, unter einem rechtlich Denkenden die rücksichtslose Habgier und Vergrößerungssucht, daher der Mangel alles nationalen Gemeinsinn's, die Zurückhaltung von der allgemeinen Sache, zu einer Zeit (1799), wo der Beitritt Preußens ohne Zweifel einen Umschwung veranlaßt haben würde, daher endlich gerade in den Jahren 1801 und 1802, das schnöde Handeln mit Russen und Franzosen um die Beute des unter den abscheulichsten Formen zertretenen heiligen römischen Reichs. So traurig diese Bemerkungen für den edlen und hellsehenden Beobachter, für den Preußen im bessern Sinne zumal, sein mußten, so belehrend waren sie doch zugleich, sowohl in Bezug auf die drohende Katastrophe, wie in Betreff der Mittel, die, auch in der äußersten Noth, Rettung versprachen.

Von besonderem Gewicht war es schon damals, die Männer ins Auge zu fassen, die einen diesen Fürsten und

eine hochherzige Königin umringen, die Wunden des Vaterlandes heilen konnten. Die auswärtigen Angelegenheiten leitete noch immer der berüchtigte Graf von Haugwitz, aber im Hintergrund ſtand ſchon ein Hardenberg als mehrverſprechende Reſerve, hinter den Braunſchweig, Hohenlohe, und ſo vielen Ruinen aus der Zeit des großen Friedrich winkten ſchon Heldenſeelen wie Blücher; hinter den Reck, Goldbeck, Horn und wie die Gewalthaber ſonſt hießen, ſtanden doch noch die Struenſee und Schrötter; Stein näherte ſich ſchon den höchſten Poſten und eine neue, beſſere Generation war theils ſchon herangewachſen, theils in der Bildung begriffen, ſo daß, wenn nur die Häupter geläutert und gewechſelt waren, auf den Kern des Ganzen große Hoffnungen geſetzt werden konnten.

Doch in dieſem Moment würde ein Humboldt nicht angelockt geweſen ſein, ſeine Muße und Selbſtſtändigkeit mit dem öffentlichen Dienſt zu vertauſchen. Mehr zufällig traf das Bedürfniß des Letzteren mit ſeinen eigenen Plänen zuſammen. Wir wiſſen, welche Geſichtspunkte ihm über alles gingen, und kennen die Zwecke, die ſeinen bisherigen Reiſen, wie dem italieniſchen Plan, zu Grund lagen. Er ſagte ſich ſelbſt, daß er auch in der leichteſten Geſchäftslage Einiges von ſeiner Lieblingsrichtung werde aufopfern müſſen, und er überlegte ſich dies wohl, bevor er irgend eine Verbindlichkeit einging. Der bisherige preußiſche Geſchäftsträger in Rom nämlich hatte um ſeine Rückberufung gebeten: der Poſten, der dadurch erledigt wurde, war Humboldt's Wünſchen ganz entſprechend. Wie man mir verſichert, war es Beyme, der geheime Cabinetsrath des Königs, ein etwas eitler, doch, wenn ſchon mehr in der altpreußiſchen Art, wirklich freigeſinnter Mann, welcher Humboldt dem Könige zum Miniſter-Reſidenten in Rom vorſchlug, was dieſer auch auf der Stelle genehmigt habe. Dieſe Be-

stimmung war für diesen classisch gebildeten, kunstsinnigen Mann ganz geeignet; er entzog sich, indem er sie übernahm, dem öffentlichen Dienst nicht völlig, und hatte doch Muße genug und die schönste Gelegenheit, seinen intellectuellen Zwecken zu leben: er konnte seine staatsmännischen Anlagen in der Stille ausbilden, und doch, bei der Entfernung von Berlin, sich frei von aller Mitwirkung an dem gegenwärtigen Laufe der Dinge in seinem Vaterlande halten. Von einem Aufenthalt zu Rom, verbunden mit einiger Geschäftsthätigkeit, erwartete er selbst nur Gutes. „Ich befand mich", schreibt er nach einem Jahre an Schiller, „in keiner wünschenswürdigen Stimmung in Berlin, selbst in Paris fühlte ich mich gewissermaßen abgestumpft." In seiner höhern Richtung wurde er in dieser neuen Stellung nur gefördert. „Ich war", sagte er in seiner bescheidenen Art zu Schillern, „einige Jahre vorher in einer nicht glücklichen Stimmung für die Production; ich wußte so vielerlei, ich kannte Manches besser, als viele Andere und doch schloß sich nichts fest zu einem Resultate zusammen, ich konnte mit dem thätigen Theile meiner Existenz unmöglich zufrieden sein. Es schien mir daher besser, meiner Thätigkeit einen bestimmten, wenn gleich gewöhnlichen Gang zu geben, und ich suchte nur die aus, die im Stande war, mich zugleich wieder an einen wichtigen Ort zu führen." [1] Zugleich betheuerte er Schillern, daß ihn nichts von seinem höhern Berufe abbringen werde, und damals war es, wo er auf eine so merkwürdige Art erklärte, daß die Ideen ihm für alle Zeit das Höchste in der Welt sein und bleiben würden. [2] Dagegen sei aber auch gewiß wahr, daß, „wenn alle Zeit nur Zeit der Muße

1) Briefw. zw. Sch. u. W. v. H., S. 483 484 85.

2) Diese Stelle haben wir schon früher hervorgehoben: vergl. Bd. I S. 54.

ſei, und gar kein Zwang eine beſtimmte Zeitanwendung fordere, man doch auch manche Zeit verliere.

Unter ſolchen Auſpicien betrat Humboldt ſeine diplomatiſche Laufbahn. Er wurde in die Reihe der Kammerherrn aufgenommen und zum geheimen Legationsrath und Miniſter-Reſidenten am päbſtlichen Hofe ernannt. Im Herbſt 1802 ging er, in Begleitung ſeiner Familie, nach dieſem Beſtimmungsorte ab.

Doch ſchied er nicht, ohne ſich bei den Männern ſeines Herzens verabſchiedet zu haben. In Halle beſuchte er Wolf, in Weimar Göthe und Schiller. Auch nahm er einen jungen Philologen, den nachmals aus Göthe's Umgang bekannt genug gewordnen Dr. Riemer, zu Erziehung ſeiner Kinder mit nach Italien. [3])

Daß er Schillern nicht wieder ſehen werde, ahnte Humboldt gewiß nicht; er ſtand ja auf dem Gipfelpunkt ſeiner Thätigkeit. Die Freunde unterhielten ſich viel von Rom, und Schiller entwickelte ihm mit leidenſchaftlicher Wärme den Plan einer Geſchichte Roms, den er ſich für höhere Jahre aufſpare, wenn ihn vielleicht das Feuer der Dichtung verlaſſen habe. [4])

Erfüllt von dieſen Eindrücken und wohlverwandten Ideen eilte Humboldt, mit den Seinigen, über die Alpen.

---

1) Goethe's Werke. B. 31. S. 158.

4) Briefw. zw. Sch. u. W. v. H., S. 59.

# Römiſche Geſandtſchaft und Leben in Rom
## 1802 — 1808

„Ihm dem Glücklichen", ſagt Friedrich von Müller in ſeiner Skizze des Humboldt'ſchen Lebens, „war vergönnt die diplomatiſche Laufbahn ſogleich auf jenem weltbiſtoriſchen Centralpunkt, in der ewigen Roma zu beginnen. Was konnte wohl für alle ſeine Neigungen und Lieblingsſtudien, für ſeine tiefe Beobachtungsgabe erwünſchter und vortheilhafter ſein? Auch genoß er ſeines Glückes im vollſten Umfang: unermüdliche Forſchungen im Gebiet des Alterthums und der claſſiſchen Litteratur füllten die Stunden ſeiner Muße, führten ihn bald zu den ſcharfſinnigſten Combinationen über Urſprung und Verwandtſchaft der Sprachen, bald zu den beſten Kunſtbetrachtungen, während der erquickende Anblick einer großartigen unerſchöpflichen Natur den Kreis ſeiner Phantaſie erweiterte und oft zu dem kühnſten Flug begeiſterte. Im täglichen Umgang mit den bedeutendſten Künſtlern und auserwählten Freunden, denen ſein gaſtliches Haus willkommenen Vereinigungspunkt darbot, im fortwährenden und immer neuen Contakt mit den intereſſanteſten Reiſenden aller Nationen floſſen ſechs ungetrübte Jahre im heiterſten Wechſel ihm vorüber; nur aus weiter Ferne hallten die Donner des Krieges, die von Zeit zu Zeit Deutſchland und zuletzt ſein geliebtes preußiſches Vaterland erſchütterten, über die Alpen zu ihm hinüber. Nach wiederhergeſtelltem Frieden zur thätigen Mitwirkung an dem Wiederaufbau

des zerrütteten Staatsgebäudes berufen, vertauscht er bereitwillig Italiens Reize und die Ruhe der Contemplation mit den schwierigsten Aufgaben praktischer Thätigkeit." [1]

Wir stellen mit Absicht diesen sinnigen Ueberblick gleichsam als Motto voran, um welches unsere ausführliche Darstellung sich schlinge. Wir treten an einen der schönsten Abschnitte in Humboldts Leben: er selbst sah, nächst den unvergeßlichen Tagen an der Ilm und Saale, auf keinen Theil seines Lebens mit solcher Vorliebe, ja Inbrunst hin, als auf den in Rom und römischen Umgebungen verbrachten.

Im October 1802 langte er in Oberitalien und zu Mailand an. [2] Vom nächsten Verlauf der Reise hören wir nichts; doch ist nicht zu zweifeln, daß er auch in Venedig und Florenz genugsam verweilte, denn erst am 25. November Abends traf er, mit den Seinen längst angekündigt und erwartet, in Rom ein und stieg in der für ihn bereiteten Wohnung, und zwar in der Villa di Malta ab. Diese Villa und ehemalige Sommerwohnung der Maltheserritter, einst auch von der Herzogin Amalie von Weimar und Herder bewohnt, jetzt das Eigenthum König Ludwig's von Bayern, liegt am Vorsprung des pincischen Hügels. Ein hoher Thurm, klosterähnliche Einrichtungen, viele Treppen durch wunderliche Ein- und Ausbauten, ein ganzer Häuserclubb, um kleine liebliche Gärten gruppirt und mit den herrlichsten Aussichten nach allen Seiten beglückt, das ist der Sitz, der schon so viele Künstler und Kunstfreunde, Menschen aller Nationen beherbergte und jetzt die Familie Humboldt empfing. Auf dem Flügel, den sie bezogen, genoß man des Blickes nach Südosten: die weite Aussicht über die Campagna und

1) Neue Jenaer Litteraturzeitung, 1841. 1 3. Jan.

2) Allg. Z., Oct. 1802.

auf die Höhen von Albano lag vor ihnen und gewährte schon im ersten Augenblick die unverwüstlichsten Eindrücke.[3])

Friederike Brun, die damals in Rom und noch dazu in derselben Villa wohnte, hat uns ein Bild von diesen Ankömmlingen entworfen. Nach langem Erwarten fuhr ein schwerbepackter Reisewagen langsam den steilen Hügel hinan. „Der Vater ist schon ausgestiegen; man reicht ein kleines Kind, welches geht, dann ein ganz kleines, sorgsam eingewickeltes den ausgestiegenen Wärterinnen hin. Nun springen ein, zwei, drei Knaben aus dem Wagen, dann steigt die reisemüdete sorgsame Mutter aus." Die älteste Tochter hatte die Reise wieder in Knabenkleidern gemacht, Adelheid, die mittlere, war erst im dritten Jahre, und die jüngste etwa 6 Monate alt und fast dem Verlöschen nahe. Die Mutter hatte sich noch nicht von der schweren Krankheit erholt, die sie in Berlin ausgestanden. Bald jedoch erholte sich das jüngste Kind unter ihrer Pflege und „kaum", fährt die Berichterstatterin fort, „war unsre geliebte Nachbarin vierzehn Tage in Rom, als wirs trotz aller Tag- und Nachtmühe, das schöne Geist und Liebe blickende Auge sich beleben, die kastanienbraunen Haare das liebliche Köpfchen umwallen, die Wange wieder frisch geröthet und den so ausdrucksvollen feinen Mund von frohem, oft so reizend muthwilligem Lächeln umspielt sahen." [4])

Schnell war die Familie in Rom eingewohnt, so daß bald nur noch der Rauch der Kamine einigen Unmuth verursachte. Riemer nahm die Knaben in seine Obhut; ein junger deutscher Arzt, den sie wahrscheinlich auch mit nach Italien genommen, Dr. Kohlrausch, ein Hannoveraner, leistete dem Hause die treuesten, leider nicht immer glücklichen

3) Frieder. Brun, Römisches Leben. Leipzig, 1833. I. 57—59 u. 81.

4) Ebendas. I. 171—6.

Dienſte.[5]) Humboldt ſelbſt traf ſeinen Vorgänger im Amte, den ſpätern Geh. Oberregierungsrath Uhden, der auch ein gelehrter Kenner des Alterthums war, noch in Rom an, von wo er erſt im December nach Deutſchland zurückkehrte. — Vom erſten Tage ihres Aufenthalts in Rom eröffneten Humboldt's ihr gaſtfreundliches Haus. Alle Freunde und Bekannte waren ein für allemal des Abends zum Thee geladen. Den erſten Winter brachten ſie außer mit den ſchon in Rom anweſenden Künſtlern, namentlich Thorwaldſen, Schick, Reinhard, Keller, Lund — beſonders mit Zoëga, Kernow, Bonſtetten und Friederike Brun ein trauliches Zuſammenleben hin.

Nicht weniger ſchnell war Humboldt in dem ewigen Rom orientirt. Ganz allein mit der Gattin, oder nur von den älteren Kindern begleitet, begab er ſich auf ſeine Wanderungen, damit er des ungeſtörteſten und unmittelbarſten Eindrucks genöſſe. In einem der begeiſterten Erinnerungs-Sonette gedenkt er dieſes einſtigen Glückes. Um Nähe anzudeuten, ſagt er, rede man von zwei Schatten, die ſich immerfort zuſammenfügen; er aber und ſeine Begleiterin ſeien noch weit inniger verſchwiſtert geweſen.

„Denn wir von Früh bis zu der Sonne Neigen,
Wenn einſam wir durch Roms Gefilde wandern,
Mit einem Schatten beide uns begnügen.“ [6])

Kein Land erregte und befriedigte ſo viele Erwartungen[1]) unſeres Humboldt, als Italien. Nicht blos der Boden und das Clima — auch das Volk, ſeine Sprache, ſeine

5) Humboldt zog ihn nachmals auch nach Berlin, wo er im J. 1826 als Geh. Ober-Medicinalrath ſtarb.

6) Geſ. Werke, IV. 368.

1) Siehe Th. I. S. 200 u. f.

Kunst und Litteratur labten und erquickten ihn. Dieser Zug ruhte aber auch auf dem Tiefsten seiner Weltanschauung. Mußte sich alle neuere Bildung an dem Geiste des Alterthums emporschlingen, [2]) um sich zu etwas allseitiger Vollendeten zusammenzuwölben, so konnte in dieser entscheidenden Umgestaltung wohl nur dieses in Himmel, Lage, Erzeugnissen, Schönheit und Anlagen der Menschennatur so begünstigte Land die erste und bedeutendste Rolle spielen. Fast in allen Zweigen bürgerlicher und politischer Thätigkeit schritt Italien dem übrigen Abendlande voran; in den Jahrhunderten, in welchen das Moderne sich zuerst in geistiger Würdigkeit dem Antiken gegenüberzustellen anfing, überstrahlt seine Geschichte die aller andern Völker. Auch kann sich, nach Humboldt's Ansicht, kein Land in der Zahl hervorstechend leuchtender Männer, die es hervorbrachte, mit Italien messen. Kunst- und Naturstudium, in schönem Verein, blühten früh bei dieser, wie bei keiner andern Nation. Schon die Sprache, ihr Ton, ihre gediegene Kraft, ihr reicher anmuthig poetischer Schwung erfüllt ihn mit Bewunderung. Sie erscheint ihm unter allen Umbildungen, die das Lateinische erfahren, durchaus als die interessanteste, und er hat ihre merkwürdige Erscheinung in der Einleitung zu dem nachgelassenen großen Sprachwerk ganz besonderer Betrachtung unterworfen. [3]) In keiner romanischen Sprache hat der neue Geist, bei vollständiger Unabhängigkeit und in eigenthümlicherem Charakter, treuere Anhänglichkeit an das Antike bewahrt. Während man noch heute altrömischen Klang zu vernehmen meint, schließt sich uns doch darin eine neue, anders gestaltete Welt auf. — Nicht minder erkannte H. das Große und Schöne italienischer Kunst und Dichtung an. In diese Kunstbildung

2) Siehe oben S. 38—40.

3) Einl. zur Kawi-Sprache (1836). S. XIII u. f.

ſtand ihm innerlichſt näher, als z. B. die ſtreng nordiſche. Raphael näher als Shakespeare, Arioſt näher als Oſſians Nebelwelt. Nur wo die Tiefe des Gehalts und die Wahrheit der Charakteriſtik ſich ſo mit claſſiſcher Schönheit ſchmückt, wie bei den neuern großen Deutſchen, giebt er dem Germaniſchen den Vorzug. Freilich konnte er bei all dieſer Anerkennung italiſcher Welt und Größe die jetzige Verſunkenheit des Volkes nicht überſehen, aber er hielt ſie ihm gleichſam zu gut im Betracht deſſen, was es einſt geweſen war, was es einſt geleiſtet hatte. Und haben ſich nicht bis auf den heutigen Tag noch Lebenselemente in dieſem Volke erhalten, die ein glückliches Nationalleben nicht leicht entbehren kann, und die der Nordländer nur in geringem Grade, oft auch gar nicht beſitzt?

War unſerm Humboldt ſchon Italien überhaupt ſo viel werth, ſo erweckte Eine Oertlichkeit dieſes reichen Landes, die ewige Roma, in ihm eine Begeiſterung, die manchmal wirklich an das Schwärmeriſche gränzt, deren tiefgefühlter Ausdruck uns aber auch dann noch unwiderſtehlich anzieht. Die Größe Roms ruht in ſeiner doppelten Vergangenheit: in den Ueberreſten, die dieſe verkünden. Dieſe Reſte erſchienen Humboldt als ein ſo einziges Ganzes, daß er dem Ort eine nochmalige hiſtoriſche Entwicklung nicht einmal gönnen mochte, aus Furcht, daß das ſchon Vorhandene nur dadurch beeinträchtigt werde. Er hat dieſe Begeiſterung nicht blos in der Zeit, da ihn der Genuß des Moments fortriß, in ſich getragen; der Gedanke an römiſche Herrlichkeit ließ ihn nie los, er iſt als Mittelpunkt oder Staffage der Gegenſtand einer ganzen Reihe von Sonetten, [4]) und als aus Göthe's italieniſchen Reiſeblättern ſo wahlverwandte Klänge ihn berührten,

4) Geſ. Werke, I. 394 („Rom I."), 395 („Rom II."), II. 370 („die getrennten Gräber"), IV. 338 („das Unwiederbringliche") und 369 („die Doppelweſen").

ergriff er dieſe Erſcheinung als willkommenen Anlaß, ſeiner eigenen tiefen Anhänglichkeit an Rom und römiſche Zuſtände ſeelenvolle Worte zu leihen, die Sehnſucht ſeiner Bruſt in den wärmſten Tönen auszuhauchen.[1]) Sieht man die Wirkung, ſagt er, die Rom auf Goethe gehabt, ſo kehrt die längſt gehegte Ueberzeugung mit doppelter Stärke zurück, „daß an dieſen Mauern etwas das Höchſte und Tiefſte im Menſchen Berührende haſte, das ſonſt kein Ort, kein Denkmal des claſſiſchen Alterthums bewahrt.“ Finde auch vor allen andren Studien das der bildenden Kunſt dort Nahrung, ſo bleibe es doch unverkennbar, daß die Wirkung nicht darauf beſchränkt, ſondern ganz allgemeiner Natur ſei. Was in uns menſchlich erklinge, durch welche Stimmung der Thätigkeit, an welchem Faden des Menſchen- und Weltſchickſals es in uns wach werden möge, tone in dieſer Umgebung reiner und ſtärker wieder. Während uns der Geiſt des Alterthums, mit unwiderſtehlicher Macht, gleichſam perſönlich anziehe, würden die tiefſten Blicke in die Weltgeſchicke, in die Geſetze des Vergehens und Wiederauflebens vor uns eröffnet. Aber es muß auch ſo genoſſen werden, wie es der Künſtler, der Dichter, der Denker, ſinnend und träumend, genießt. „Kein Ort“, ſagt er in eben dieſem Aufſatze, „verträgt ſich ſo wenig als Rom mit dem an ſich lobenswerthen Eifer des Reiſenden, der raſtlos alles Einzelne zu ſehen, die daraus geſchöpfte Belehrung mit hinwegzunehmen ſtrebt und fertig zu ſein glaubt, wenn er die Reihe des Sehenswürdigen auf dieſe Weiſe durchgemacht hat. Rom verlangt Ruhe, und daß man die Erinnerung der Nothwendigkeit der Rückreiſe, wie feſt ſie beverſtehe, möglichſt fern halte. Man muß

1) S. den Aufſatz: „über Goethe's zweiten Römiſchen Aufenthalt“ [vom J. 1830] in Humboldt's geſ. Werken, II. 215 — 41. Schon die vorhergehenden Bemerkungen ſind dieſem Aufſatz entnommen.

ſich erſt ſelbſt leben, ehe man ihm leben kann, ſich dem Eindruck ſtill und ungeſtört überlaſſen. In keiner anderen Umgebung geht aus der reinen und wahren Empfänglichkeit ſo unmittelbar auch die geeignete Thätigkeit hervor, es möge ſich nun Neues durch neues Studium entwickeln, oder man möge forttreiben, was man zu treiben gewohnt war, den Gedanken, Gefühlen, Bildern nachhängen, welche zu Hauſe die Seele am lebendigſten bewegten. Auch ſo wird man ſich auf gewiſſe Weiſe umgeſtaltet und wiedergeboren, wie in einem neuen und anregenderm Elemente befinden; vor der reinen Natur, in die man verſetzt wird, der gediegenen Beſtimmtheit, vor die man tritt, ſchwindet dann von ſelbſt das Dunkle, Ungewiſſe, Form- und Weſenloſe dahin." . . . . „Roms Größe liegt, neben unendlich vielem Einzelnen, in etwas, das unentreißbar an das Ganze, an das Gemiſch antiker und moderner Pracht, die Trümmer, welche das Auge meilenweit verfolgt, die umgebende Ebene, die ſie begränzenden Gebirge, die lange Reihenfolge hiſtoriſcher Erinnerungen und dunkler Ueberlieferungen geheftet iſt. Dies zeigte ſich deutlich in der Zeit, wo es ſeiner beſten Kunſtſchätze, der merkwürdigſten Ueberreſte des Alterthums, auf unwürdige und ſchmachvolle Weiſe beraubt war. Es bleibt ein ewiger Unterſchied zwiſchen den Ländern und Städten, welche ſelbſt der Schauplatz des claſſiſchen Alterthums waren, und denen, welche jener die Menſchheit früh erwärmende Hauch nie berührte. Hier gleichen die antiken Kunſtwerke, und dies geht zum Theil auch auf die ihnen ſo nahe verwandten modernen über, nur aus der Fremde zuſammengetragenem Geräth. Dort iſt gleichſam der Boden ſelbſt mit ihrem Sinne geſchwängert, und ſcheint ſie unerſchöpflich, wie Bäume und Früchte, zu tragen." Aber nur mit vollkommen geſammeltem Gemüth, nur wie ein großes Kunſtwerk, nur indem man das Beſte in ſeinem Innern in Bewegung ſetzt, könne dieſe

Größe ihrem ganzen Gehalt nach empfunden und gefaßt werden. Und nur mit Wenigen könne man den Genuß wahrhaft theilen. Die Römer erkennen ihre Stadt mehr aus dem Wiederscheine des Eindrucks, den sie auf die Fremden macht. Mit den eigentlichen Reisenden fühle man sich, wenn man selbst länger in Rom war, selten recht in Uebereinstimmung. Eigentlich seien es nur die dort lebenden ausländischen Künstler, zu denen man sich gesellen könne, d. h. diejenigen, welche vorzugsweise ihr inneres Leben, wie in eine neue, geistige Heimath, dahin versetzen, Studien beginnen, oder an längst begonnene anknüpfen, oder sich frei dem reinen Genusse, der sich so lieblich allen Sinnen erschließenden und doch eine so unergründliche Tiefe darbietenden Erscheinung überlassen."

Solche Stellen, worin Humboldt zugleich die Bedingungen dieses Genusses, wie man deutlich sieht, aus eigenster Erfahrung mittheilt, zeigen hinlänglich, daß ihn der Zauber Römischer Oertlichkeit nie los ließ. Will man aber sehen, in welchem Grade er ihn einst besessen, da er selbst noch in der ewigen Stadt weilte; wie er in diesem Genusse schwelgte, muß man auf jene Aeußerungen zurückgehn, die er an Ort und Stelle niedergeschrieben, auf den Enthusiasmus, welchen er damals in Prosa wie in Versen von sich gab, und mit dem er seine Freunde, einen nach dem andern, Göthe, [6]) Schiller, Wolf, Frau von Wolzogen, Frau von Staël zur Mitempfindung dieser Größe gleichsam nöthigte. Hören wir nur die Worte, die er an Göthe und an Wolf richtete, Geister, von deren Mitgefühl er hier am zuverlässigsten überzeugt sein konnte.

„Rom", schrieb er einst an Göthe, „Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Alterthum in Eins

6) Siehe Briefw. zw. Sch. u. W. v. H., 363–64 380 81. 382.

zuſammenzieht, und was wir alſo bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfaſſungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, ſelbſt anzuſchauen. Wie Homer ſich nicht mit andern Dichtern, ſo läßt ſich Rom mit keiner andern Stadt, Römiſche Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das Meiſte von dieſem Eindruck uns und nicht dem Gegenſtande; aber es iſt nicht blos der empfindende Gedanke, zu ſtehen, wo dieſer oder jener große Mann ſtand, es iſt ein gewaltſames Hinreißen in eine von uns nun einmal, ſei es auch durch eine nothwendige Täuſchung, als edler und erhabener angeſehene Vergangenheit; eine Gewalt, der ſelbſt, wer wollte, nicht widerſtehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land laſſen, und die unglaubliche Maſſe von Trümmern ſelbſt das Auge dahin führen. Und da nun dieſe Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erſcheint, die allen Neid ausſchließt, an der man ſich überglücklich fühlt, nur mit der Phantaſie Theil zu nehmen, ja an der keine andere Theilnahme nur denkbar iſt, und dann den äußern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Geſtalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig iſt, wie in noch ſüdlichern Gegenden, die Beſtimmtheit der Umriſſe in dem klaren Medium, und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit verſetzt; ſo iſt hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunſtgenuß. Ueberall ſonſt reihen ſich Ideen des Contraſtes daran, und er wird elegiſch oder ſatyriſch. Freilich indeß iſt es auch nur für uns ſo. Horaz empfand Tibur moderner, als wir Tivoli. Das beweiſt ſein beatus ille, qui procul negotiis. Aber es iſt auch nur eine Täuſchung, wenn wir ſelbſt Bewohner Athens und Roms zu ſein wünſchten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns

erscheinen. Es geht damit, wie wenigstens mir und einem Freunde [7]) mit den Ruinen. Wir haben immer einen Aerger, wenn man eine halbversunkene ausgräbt; es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit [illegible] Kosten der Phantasie sein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die 72 Cardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dies ganze Geschlecht." [8])

Fürwahr! hier geht die Begeisterung ins Ueberschwengliche, und aus manchem Munde würde sie sogar gefährlich scheinen; bei Humboldt, der nicht blos in dieser complativen Welt lebt, ist sie es weniger. Göthe fand die Worte so charakteristisch, daß er, der selbst so viel Herrliches über den Gegenstand in seinen Reisetagebüchern bewahrte, dennoch seiner Skizze über Winkelmann (1805), als Beleg des großartigen Eindruckes, den Rom auf den Empfänglichen zu machen im Stand sei, diese merkwürdige Aeußerung des Freundes einzuverleiben vorzog, wo sie noch jetzt zu finden ist. [9])

7) Ohne Zweifel Zoëga.

8) Aehnlich ist zu verstehen, was Humboldt einst an Frau von Stael schrieb: daß in Rom alles fremd sei, selbst die Römer, die nicht wie Bewohner, sondern nur „wie Pilger, die bei den Ruinen ruhen", dort zu wohnen schienen — ein Wort, welches die Empfangerin bald darnach in ihrer „Corinna" citirte (B. I. Cap. 5). Humboldt nahm diesen Gedanken selbst in seinem großen Gedicht: „Rom" wieder auf, wo es heißt: „Stadt der Trümmer! Zufluchtsort der Frommen! Bild nur scheinst du der Vergangenheit; Pilger deine Bürger, nur gekommen, anzustaunen deine Herrlichkeit."

9) Ausg. letzter Hand, B. 37. S. 34—36. „Wie uns ein Freund", sagt Göthe, „die mächtige Wirkung, welche jener Zustand

Nicht minder bedeutende Aeußerungen legte H in ſeinen Briefen an F. A. Wolf nieder. So ſchrieb er dieſem von Rom, 20. Juli 1805: „Ich leſe jetzt wieder ſehr viel die Alten, und immer Römer, denn das Lokalintereſſe überwiegt doch alles andere. Die Totalität der Römergeſchichte und des Römerlebens im Kopf in Rom herumzugehen, iſt eigentlich mein Leben. In die Muſeen und Gallerieen komme ich ſelten; um Basreliefs, Münzen oder Gemmen bekümmere ich mich wenig oder gar nicht. Ich liebe nicht in die Häuſer eingeſchloſſene Götter. Aber die Koloſſen, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande geſehen haben, die unter freiem Himmel ſtehen, und auf Rom vom Quirinal hinabſehen, die grüße ich ziemlich alle Tage. Wo für mich der Genuß vollkommen ſein ſoll, muß die Bläue des Himmels auch ihr Recht behaupten, man muß noch einen Theil Latium mit überſchauen, und das Lateinergebirge den Horizont ſchließen ſehen. Dann wird man unwiderſtehlich zu endloſen Betrachtungen über Geſchichte und Menſchenſchickſal hingezogen, dann rundet ſich auf einmal um die Hügel herum das ganze Gemälde der Weltgeſchichte. Denn auf mich übt Rom ſeine große Gewalt mehr als durch alles andre dadurch aus, daß es der Mittelpunkt der alten und neuen Welt iſt. Denn ſelbſt das Letzte wird ihm Niemand mit Recht ſtreitig machen. Unſere neue Welt iſt eigentlich gar keine; ſie beſteht blos in einer Sehnſucht nach der vormaligen, und in immer ungewiſſem

ausübt, geiſtvoll entwickelte, theilen wir unſern Leſern ſtatt aller weitern Betrachtungen mit.“ Durch dieſe Einleitung eignete ſich Gothe allerdings den Inhalt zu. Hatte jedoch unſer verehrter Gervinus, der ſie Gothe'n geradezu aufbürdet und ihn darum ſchilt (Neuere Geſchichte der poet. National-Literatur der deutſchen I. 509–10), gewußt, von wem ſie eigentlich herrührt, er würde ihre Härte ſo ſtark nicht gerügt haben. Daß ſie von Humboldt herrührt, iſt neuerdings von Muſculus, im Inhalts- und Namensverzeichniß der Gothe'ſchen Werke (s. v. Art: Humboldt), ausdrücklich erklärt worden.

Lappen nach einer zunächſt zu bildenden. In dieſem heilloſeſten aller Zuſtände ſuchen Phantaſie und Empfindung einen Ruhepunkt, und finden ihn wiederum nur hier. Doch ich ſchweife ab, und will einlenken; aber ich rede von dem, deß das Herz voll iſt, und zu dem, der es eben ſo wie ich fühlen würde, wenn er auf der gleichen Stelle ſtünde." [10])

Aber nicht genügte Humboldt dieſe Empfindungen und Gedanken in begeiſterter Rede auszuſprechen; er wurde von dem Gegenſtand auch zur Dichtung begeiſtert. Eine großartige Elegie: Rom trat ſchon im Jahr 1806 in Berlin mit ſeinem Namen ans Licht. Sein Bruder Alexander hat ſie zum Druck befördert. [11]) Es iſt das einzige ſchon früher in weitern Kreiſen von ihm bekannt gewordene Gedicht, und verdient ſeinem Gehalte nach und ſeines poetiſchen Schwunges wegen zu den bedeutenderen Ideendichtungen gezählt zu werden.

Der Ideengang iſt etwa dieſer. Nie werde dieſer Name untergehn. Vor allen Städten habe die allgewaltige Zeit dieſe zu ihrem Ihren genommen: ſie ſei der Spiegel des Weltenlaufes. Der Begriff des welthiſtoriſchen Ganges der Menſchheit, das Gefühl des nothwendigen Sinkens alles Beſtehenden in der Zeit ſei hier, wie in einem ungeheuern Bilde verkörpert, für alle Zeiten hingeſtellt. Ihr Anblick erfüllte zwar die Bruſt mit unendlicher Wehmuth, aber dieſe Wehmuth paart ſich mit den herrlichſten Erinnerungen, und ſtimmt zu den tiefſten Gedanken. Denn in dem Umkreis, den man von dieſen Hügeln erblickt, liege der Umfang einer halben Welt. Vor dieſer Größe mußte ſelbſt Hellas weichen,

10) Mitgetheilt in den Auszügen aus Humboldt's Briefen an Wolf, bei Varnhagen von Enſe, Denkw. und verm. Schriften, 2. Aufl., B. 1. S. 135–6.

11) Im J. 1823 erſchien zu Berlin ein unveränderter Abdruck des Gedichts, und jetzt iſt es in Humboldt's geſ. Werken, I. 343–58 zu finden.

obſchon ihr ein höherer Gewinn ward, denn Sieg und Herrſchaft. Doch nur flüchtige Trümmer ließ ihre edle Erſcheinung zurück, und ſelbſt von ihrer Kunſt und Dichtung würde, ohne Roms Beſitznahme, gar nichts auf unſere Zeiten gekommen ſein. Wer ein nachhaltiges Gebäude gründen will, muß nicht ſcheuen, mit dem Staube ſich zu gatten, und mit derber Hand in das Irdiſche zu greifen. Rom verſtand ſich darauf, es hatte nur Einen Sinn: Sieg und Herrſchaft; es achtete nichts außer dieſem, es opferte alles, wenn es nur der Welten Richter heißen, wenn es nur ſein Recht als Schirm über Mächtige und Schwache verbreiten konnte. Mühſam, in heißen, unabläßigen Kämpfen ward dieſes Ziel erreicht; dafür hat ſich aber auch aller Thatenruhm um dieſen ſtolzen Namen gelegt. Es iſt die Stadt der Städte geworden, an die, wenn auch zuletzt nur im Reiche des Gedankens, die Idee der Weltherrſchaft unauflöslich gekettet iſt. Nach der einſtmaligen Größe blühte eine neue Herrſchaft empor, in der es ſchon nicht mehr durch Waffen, ſondern kraft einer himmliſchen Anziehung waltet. „Zwar auch dieſes Glanzes Strahlen bleichen," wie ja jede Größe. Der Geiſt aber, der dieſe Hügel umſchwebt, vergehe nicht. Es iſt und wird immer mehr der Mittelpunkt der Beſchauung aller Dinge, der Ort der Betrachtung der Weltgeſchicke. Dahin muß aus dem Getümmel fliehen, wer ſie ergründen will; hier concentrirt ſich der ſehnſuchtsvolle Schmerz um die verlorne Jugend der Welt, hier verliert ſich der Geiſt in Ahnung über die Looſe der Menſchheit. Die geſchichtlich philoſophiſche Idee des nothwendigen Wechſels und Untergangs aller Dinge hat hier ihren Anhalt geſunken, und leitet den Blick ſelbſt in das Leben der Gottheit hinüber — zu einer Religionsanſicht, welche näher zu betrachten wir an andrer Stelle Veranlaſſung finden werden. Zuletzt führt das Gedicht zu der Betrachtung, daß alles

aus einem verborgenen Urquell herſtamme und daß man dieſem Urgrund im eignen Buſen auf die Spur kommen könne, wenn aller Schöpfung reiches Leben ihn erfülle, und in dieſer Fülle alles um Einen lichten Punkt ſchwebe."

Das Gedicht beſitzt eine große Klarheit, es iſt durchdrungen von Begeiſterung, und einer Wärme der Empfindung, wie wir ſie in intellektuellen Dichtungen ſelten antreffen. Nur da, wo ſich der Dichter, ganz in ideelle Regionen vertieft, wie gegen den Schluß hin, ſträubt ſich der Gedanke eine leichte und ganz ſaßliche Form anzunehmen. Höchſt eigenthümlich iſt übrigens die Weiſe, wie ſich in dieſem Produkt der elegiſche Ton mit dem Styl der Ode und beide mit dem Charakter der Ideendichtung verbunden haben.

Das Gedicht war urſprünglich an Humboldt's Freundin, Frau von Wolzogen gerichtet, die es in dem letzten Verſe ſelbſt anredet. Es war keine geringe Auszeichnung, die der geiſtvollen Frau durch dieſe Widmung widerfuhr. —

Wie die Deutſchen das Alterthum überhaupt am tiefſten aufzufaſſen gewußt haben, ſo war es ihnen auch gegeben, Rom am gründlichſten zu würdigen und am ſchönſten zu feiern. Unter den Deutſchen aber ſtehen darin Winckelmann, Goethe und unſer Humboldt Allen voran.

Schon im März des nächſten Jahres [1]) verließen Humboldts die Villa di Malta, wo es für ſie zu beengt war, und bezogen eine geräumigere Wohnung in Strada Gregoriana auf Trinita del Monte, ganz in der Nähe des Mittelpunktes für alle Fremden, des ſpaniſchen Platzes. [2])

1) Braun, Römiſches Leben II. 181. 316–17.

2) Eine große Seitentreppe des Pincianiſchen Hügels hinaus führte der nächſte Weg vom ſpaniſchen Platz in die Strada Gregoriana. Frau von Stael, die dieſen nähern Weg von ihrer Wohnung aus zu gehen pflegte, nannte ihn ſcherzhaft „l'escalier dérobé de Madame de Humboldt." Von dieſem Platze führt eine ſchöne breite Treppe

Nun erſt war es Humboldt vergönnt, ſein Haus zu einem Tempel der Gaſtfreundſchaft zu machen, der jedem irgend Würdigen zugänglich war.

In großen, ſehr hohen Zimmern genoß man der herrlichſten Ausſicht. Sehr hohe Fenſter, ſchön decorirte Zimmer, die Fußböden von Stein — in allem ein recht römiſcher Aufenthalt. Und innen in dieſen Räumen deutſche Geſelligkeit und nordiſches Leben. Jeden Abend verſammelte ſich die bunteſte Geſellſchaft in den Zimmern des Hauſes; jeden Abend trank man Thee, und fühlte ſich in London oder Berlin. Höchſtens ein Theaterabend ſtörte dieſe Gewohnheit, wo man aber doch nicht unterließ, ſo viel Fremde als nur möglich zur Partie zu ziehen. Auserleſene Geſellſchaft ward zur Mittagstafel geladen und nach Tiſch führte man öfter Fremde und Bekannte in ſeinem Wagen durch die Stadt und ihre nächſten Bezirke. Einen Sammelpunkt, wie ihn damals das Humboldt'ſche Haus bot, hat es, nach übereinſtimmenden Berichten, in Rom nicht wieder gegeben.

Vornehm und Gering begegneten ſich hier; der Strom von Fremden, der in Rom unaufhörlich ab- und zufließt, wogte durch dieſe Säle, alle geiſtige und künſtleriſche Notabilitäten waren vereinigt; die deutſchen Künſtler, die ſich in Rom aufhielten, voran. Für den ſtillen Geiſt war die Fülle, die ſich an den gewöhnlichen Abenden verſammelte, faſt zu zerſtreuend. Hier geſellte ein Cardinal ſich zu einem deutſchen Gelehrten; dort mußte ein Maler in Sprachen, die er mühſam handhabte, ſich Stunden lang mit einer Herzogin unterhalten; mehr im Hintergrunde vielleicht ſtand Humboldt in innigem Geſpräch mit Freund Jenſen, während Lucian

zur Dreifaltigkeitskirche, wo man einer weiten Ausſicht über die Stadt genießt. Ein hoher Obelisk, einſt in den Gärten des Salluſt aufgerichtet, ſteht vor der Fronte dieſer Kirche. Die nahen Gärten der Villa Medici vollenden die Anmuth dieſes Punktes.

Bonaparte bei der Dame des Hauſes die gefälligſte Unterhaltung genoß. Frau von Humboldt konnte, indem ſie die Honneurs machte, hier wie nirgends den Reichthum ihrer geſelligen Talente entwickeln. Nicht ihr Gemahl, der mehr ſeine Zwecke verfolgte, mehr Einzelne feſſelte, ſondern ſie war die Seele dieſes reichen Cirkels, den ſie nach allen Seiten mit ihrem Geiſt und ihrer Liebenswürdigkeit erfüllte.

Dieſe Schilderung iſt einer Menge faſt gleichlautender Berichte entnommen. Mündliche und ſchriftliche Mittheilungen von Zeitgenoſſen beſtätigten ſie, und ſchwerlich wird man ein Buch über Rom und römiſches Leben jener Zeit aufſchlagen, in welchem dieſes Haus nicht mit dankbarer und rühmender Verehrung genannt würde.

Nur im Spätſommer trat meiſt eine Pauſe ein, wenn Humboldt mit ſeiner Familie einige Zeit aufs Land zog. Kaum nach ſeiner Ankunft in Rom miethete er eine Sommerwohnung in Ariccia, wohin er ſich auch ſchon im Juli des nächſten Jahres begab. Doch ein häuslicher Unglücksfall veranlaßte ſchnellen Aufbruch nach Rom und entleidete ihm dieſen Ort für immer.

Im Spätherbſt 1804 finden wir ihn in Albano. Hier und in dem benachbarten Marino machte er wohl jedes Jahr einen längeren oder kürzern Aufenthalt. Auch Excurſionen in die weitere Umgegend wurden zum Theil von dieſen Punkten aus unternommen. So ſchreibt Zoëga 1. Juni 1808 an den damaligen däniſchen Reſidenten, Baron Schubart in Livorno: „Herr von Humboldt hat mehrere Excurſionen in der Umgegend von Rom gemacht, wozu er mich auch eingeladen hatte; aber die Umſtände erlaubten mir nicht, ſeine Einladung anzunehmen. Nur nach Gabi, das eine halbe Tagereiſe [von Rom] entfernt iſt, habe ich ihn begleitet, die

Ueberreste eines der ältesten Tempel in Italien zu sehen, die eine interessante Ruine bilden mitten in einer großen Wüste."[1])

Die Gegend um Albano hatte für Humboldt einen unwiderstehlichen Reiz. Noch im hohen Alter waren ihm „die Tage von Albano" unvergeßlich,[2]) auch fehlt es uns nicht an Aeußerungen von dorther, die uns darthun, wie unbegränzt er in dieser Herrlichkeit schwelgte. Namentlich im Sommer 1804 genoß er dieses Glück; zwar fehlte ihm die Gattin, die ihrer Gesundheit wegen nach Deutschland gereist war, vielleicht aber erhöhte auch die Einsamkeit diesen Genuß. Damals war es, wo er in der besten Stimmung die Uebersetzung des Agamemnon ganz von neuem vornahm und in einem Wurf vollendete,[3]) wobei ihm jedoch noch Zeit genug zu anderer Lektüre, wie für Natur und Oertlichkeit, übrig blieb. Nur in einzelnen Stunden mangelte ihm ein Freund, der mitgenießen konnte, wiederholt rief er daher seinem Freund Wolf über die Alpen herüber. So schrieb er ihm von Marino aus (29. Sept. 1804), nachdem er ihm den Empfang seiner neuen Ausgabe des Homer bestätigt hatte: „Der Homer hat mir viel Freude gemacht. Noch bin ich aber nicht dazu gekommen, die neue Vorrede zu lesen. Dagegen habe ich gut die halbe Ilias gelesen. Hier bei Spaziergängen, in den himmlischen Gegenden um den Albaner See, und am Fuß des Mons Albanus, stecke ich ihn in die Tasche und lese ihn mit unendlichem Vergnügen. Ueberhaupt, lieber Wolf, führe ich ein unendlich genußreiches Leben. So lange meine eigentlichen Arbeiten dauern, so glücklich bin ich einmal organisirt, ärgern und langweilen sie mich nicht; wenn

1) Zoëga's Leben. Von Fr. H. Welcker. Stuttgart und Tübingen 1819. Th. II. S. 366.

2) Ges. Werke, IV. 338.

3) Ebendas., III. 33.

Sie gerückt sind, und meine Gedanken hundert Meilen von ihnen entfernt, dann gehe ich in's Freie, und lese, denke, träume. Ich glaube wirklich, man genießt das Leben nur hier. Der Genuß wird hier ein fruchtbares Geschäft, und weckt eine Art Verachtung gegen die Thätigkeit. Das werden Sie nicht sehr lebenswürdig finden, mein theurer Freund, aber es ist wahr, und was gibt es auch eigentlich Höheres, als sich und die Natur, die Vergangenheit und die Gegenwart genießen? Nur wenn man das thut, lebt man für sich und für etwas Wahres. Alles Uebrige ist ein Treiben und Jagen, bei dem man wenigstens nie zurückblicken muß. Hätte ich Sie hier, so hätte ich alles. Denn bedenken Sie nur, daß ich diesen Genuß einsam, so einsam, finde, daß ich jetzt nur mit zwei, drei Menschen noch deutsch spreche, und keiner, auch kein einziger hier ist, der an dem, was mir eigentlich wichtig ist, Interesse fände. Wie müßte Umgang, ein Umgang mit Ihnen den Genuß erhöhen! Es ist recht Schade, daß Sie Ihr Kommen noch immer in so weite Zukunft stellen. Das Schöne muß bald gepflückt werden, denken Sie daran recht oft."[a])

Hier wird uns auf die genußreichen Tage, die er in den Umgebungen Rom's verlebte, ein hinlänglicher Blick gewährt. Von größeren Reisen in Italien, die doch gewiß Statt fanden, wird uns dagegen leider nichts berichtet. Wir wissen nicht, ob Humboldt in Sicilien war, wie ihm Klorenz behagte, ja nicht einmal, daß er Neapel besuchte. Das aber ist gewiß, daß ihm nichts über Rom und römische Umgebung ging: jedesmal, wenn er in eines der Thore Rom's wieder einfuhr, hatte er ein Gefühl, das sich nicht mit dem des vorhergehenden Eindrucks verwechseln ließ:

a) Mitgetheilt bei Varnhagen von Ense, Denkw. u. vermi. Schr. 2. Aufl. V. 151-2.

immer wohler ward ihm in den schon gewohnten Räumen, und nur das nahe Sabinergebirge, Alba's ernste Scheitel, die lichten Höhen Sorakte's und Tibur's Hain gehörten ihm mit zu dem Gesammtbilde der Stadt.[1])

---

Ganz reines Glück wird dem Menschen selten vergönnt. Vielleicht um uns nicht abzustumpfen für so viel Freuden, mischt das Schicksal auch Schmerz darunter. Gleich im ersten Jahre traf Humboldt ein schwerer Schlag — der Tod seines ältesten Knaben. Seit dem Juli (1803) war die Familie ab und zu in Ariccia, um einen Theil der heißesten Jahreszeit in dortiger Kühle zu verbringen. Gerade diesen Sommer aber war die Hitze unerträglich, selbst im Gebirge, und besonders die Fremden fielen als Opfer. Etwa drei Wochen, nachdem H. von diesem Unglück heimgesucht worden, meldet er seinem Freund Schiller (Rom, 27. Aug.): „Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, mit wehmüthigem Herzen. Ich kann sagen, daß mich, seit ich lebe, jetzt das erste Unglück betroffen hat. Aber der erste Schlag ist auch fast der härteste, der mich je hätte treffen können." Sein ältester Sohn, Wilhelm, sei ihm schnell von einem bösartigen Fieber dahin genommen worden. Das Kind war kaum einige Tage krank. Auf einige leichte Fieberanfälle folgte ein heftiges Nasenbluten. Sie waren eben in Ariccia, hatten aber den Dr. Kohlrausch, freilich einen Arzt, der so großes Vertrauen nicht verdiente, mit sich. Dieser that, was in seinen Kräften war; doch in 36 Stunden erlag der Knabe der Heftigkeit des Uebels. „Sein Tod", schreibt der Gebeugte, „war sanft, sehr sanft, er hatte fröhliche Phantasien, litt nichts und ahnete nichts. Er liegt jetzt bei der

---

1) Vgl. Werke, I. 148. II. 136.

Pyramide des Cajus Cestius, von der Ihnen Göthe erzählen kann. Ich habe mit diesem Kinde unendlich viel verloren. Unter allen, die ich habe, war er am liebsten um mich, er verließ mich fast nie, vorzüglich in den letzten Monaten beschäftigte ich mich regelmäßig mit ihm, er ging immer mit mir spazieren, er fragte nach Allem, er kannte die meisten Orte, die meisten Ruinen, er war bei Jedermann beliebt, weil er mit jedem, und jetzt schon recht gut italienisch sprach. Das ist nun Alles dahin und dahin gegangen? Dieser Tod hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schicksal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dies rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehen konnte, was ist denn da noch gewiß? Und auf der anderen habe ich wieder auf einmal so eine unendliche Sicherheit mehr gewonnen. Ich habe den Tod nie gefürchtet und nie kindisch am Leben gehangen; aber wenn man ein Wesen todt hat, das man liebte, so ist die Empfindung doch durchaus verschieden. Man glaubt sich einheimisch in zwei Welten."

Gleich nach diesem Unglücksfall eilte die Familie in die Stadt, denn schon drohte ein neuer Unfall bei einem zweiten Kind. Theodor, der jüngere Knabe, war von derselben Krankheit, von dem ärgsten Nervenfieber, nur mit weniger plötzlich gefährlichen Symptomen befallen. Drei Tage verzweifelte man an seinem Aufkommen; allein es gelang, ihn zu retten. Wie sehr die sorgsame Mutter dabei zu leiden hatte, ist von selbst erklärlich; Humboldt rühmt, daß sie sich mit außerordentlicher Stärke, Ruhe und Geistesgegenwart benommen habe. Zwar fürchtete er für die Folge einen plötzlichen Ausbruch des nur verhaltenen Uebels. Doch äußerte es sich nicht so bald, und es wäre in Humboldt's Hause alles wieder leidlich ergangen, wenn der vorangegangene Verlust so leicht zu verschmerzen gewesen wäre. Georg Zoëga, der gerade auch

leidend war, ſchreibt darüber in einem ſeiner Briefe, (2. Sept 1803): „Die traurige Lage dieſes ſonſt ſo muntern Hauſes, des einzigen, das ich zu beſuchen gewohnt war, und deſſen Bewohner die liebenswürdigſten Leute ſind, die ich hier kenne, hat beigetragen, meinen Geiſt niederzudrücken.“ [1])

Schiller war ſehr ergriffen von dem Verluſte ſeines Freundes. Auch meldete er es ſogleich Göthe'n. „Aus beiliegendem Briefe erſehen Sie leider, daß unſer Freund Humboldt einen harten Verluſt erlitten hat. Schreiben Sie ihm, wenn Sie können, ein Wort des Antheils. Er dauert mich ſehr, weil gerade dieſes Kind das hoffnungsvollſte war von allen.“ [2]) Den 12. September ſchrieb er ſelbſt an den Gebeugten: er könne bei dieſem troſtloſen Fall nichts thun, als ſeinen ganzen Kummer mit ihm theilen. „Sie waren berechtigt,“ ſagte er, „zu den ſchönſten Hoffnungen; wirklich vereinigte ſich Alles, dieſem Kinde ein glückliches Loos zu verſprechen, und nun muß jede Hoffnung ſo gewaltſam zerſtört werden. Auch mich hat, wie Sie, bis jetzt kein harter Schlag betroffen, und ich kann mich nicht erwehren, bei dieſer Gelegenheit auch in meinen eigenen Buſen zu greifen, und mir den möglichen Verluſt deſſen, was mir theuer iſt, zu denken. Bei meiner ſchwachen Geſundheit hatte ſich die feſte Ueberzeugung in mir gebildet, daß ich nicht in dieſen Fall kommen würde, aber dieſer Verluſt, mein theurer Freund, überführt mich, daß alle Rechnungen trügen.“ Zugleich rieth er ihm, falls das Clima zu angreifend für Frau und Kinder wäre, lieber alle dieſe Verhältniſſe aufzugeben, „da er doch einmal Herr ſeines Schickſals ſei.“

„Darauf bricht Humboldt nur in neue Klagen aus. „Der erlittene Verluſt,“ entgegnete er am 22. Oktober, „ſteht

1) Zoëga's Leben, von Welcker, II. 283.
2) Briefw. zw. Schiller und Göthe, VI. 207.

fest und unbeweglich vor der Phantasie da, und nichts kann dafür Ersatz geben. Mir hat selbst in den ersten Augenblicken, liebster Freund, der Schmerz die innere Klarheit, sogar eine gewisse Ruhe nicht geraubt. Aber eine Wehmuth und eine Sehnsucht begleitet mich seit jener unglücklichen Epoche, von der ich Ihnen keine Schilderung zu machen im Stande bin. Es ist mir, als hätte der Tod eines Kindes noch etwas Rührenderes, als der eines Erwachsenen. Noch nicht seinem eigenen Willen folgend, vertraut es dem fremden, und es ist, als hätte man sein sorgenloses Vertrauen betrogen, selbst wenn der Tod nur eine Folge des bloßen, blinden Geschicks ist.

„Lieber Schiller, warum sind Sie jetzt nicht hier? denn daß ich wegginge, daran kann ich und mag ich nicht denken. Rom hat mich auf alle Weise gefesselt, und von den Boden verlassen, dem man ein theures Pfand anvertraut hat, ist schwer. Sie können wohl denken, daß ich keinen Augenblick hier bleiben würde, wenn ich in der That nur die geringste Gefahr für die Meinigen ahnen müßte.“ Diese aber sei keineswegs vorhanden. Bei dem traurigen Fall seien eigene Verbindungen von Umständen zusammengekommen. Daß das Klima überhaupt nicht ungünstig sei, zeigte die blühende Gesundheit der andern Kinder, die bei den Mädchen gar nie alterirt wurde. „Sie hätten den armen Wilhelm nur noch einen Tag vor seiner Krankheit sehen sollen, und die Fürstin von Rudolstadt kann es Ihnen sagen. Er blühte wie eine Rose, selbst der Tod hatte ihn nur wenig entstellt. . . Lassen Sie mich daher immer noch einige Jahre hier. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir dieser Aufenthalt wohl thut. Ich befand mich in keiner wünschenswürdigen Stimmung in Berlin, selbst in Paris fühlte ich mich gewissermaßen wie abgestumpft. Hier ist Alles, was mich umgiebt, belebend und erwärmend: ich bin fruchtbarer in Ideen, und selbst die Wehmuth, selbst

der bitterſte Schmerz läßt noch eine Klarheit, eine Heiterkeit im Gemüthe beſtehen.“ —

An dieſen Todesfall reihe ich die übrigen Familienereigniſſe während des römiſchen Aufenthaltes an. Riemer, der als Hauslehrer mit nach Rom gegangen war, gab ſchon im nächſten Jahre dieſe Stellung auf und kehrte im Juli deſſelben, mit Fernow, nach Deutſchland zurück. Es hatte ihm in Rom wenig gefallen. Bekanntlich fand er, nach ſeiner Rückkehr, eine ähnliche, ihm in jeder Hinſicht zuſagende Stellung in Göthe's Hauſe.[3]) — Auch nachher rief Humboldt junge Männer aus der Heimath zur Erziehung ſeiner Kinder herbei. So war eine Zeit lang der bekannte Archäolog Fr. K. L. Sickler (geſt. 1836, als Conſiſtorialrath und Gymnaſialdirektor zu Hildburghauſen), Lehrer in ſeinem Hauſe.[4])

Rumohr erzählt uns auch von einem merkwürdigen Tyroler, Namens Thaner, aus der Gegend von Meran, damals Pfarrer all' anima in Rom, welcher im Hauſe des preußiſchen Geſandten Unterricht ertheilt habe, und den er 1805 dort kennen lernte. Thaner betrieb um dieſe Zeit ganz ſyſtematiſch den Verſuch, ſeine Landsleute, die, in franzöſiſche Corps geſteckt, mit dieſen in die Gegend von Rom kamen, zur Deſertion zu verleiten. Als man ihm auf den Leib wollte, flüchtete er ſich in ſeine Heimath und ſpielte dort im J. 1809 eine ſehr bedeutende Rolle.[5]) —

---

3) Göthe's Werke, B. 31. S. 158.

4) Er war ohne Zweifel ſchon zu Paris in demſelben bekannt worden. Wenn aber das Brockhaus'ſche Converſationslexikon ſagt: Von Paris ging Sickler mit der Familie des preußiſchen Miniſters Wilhelm von Humboldt nach Rom, wo er in der günſtigſten Umgebung ſechs Jahre verbrachte, — ſo können wir dieſer Angabe nur theilweiſe Glauben ſchenken. Denn erſtens ging S. nicht ſofort von Paris nach Rom, ſondern brachte dazwiſchen ein volles Jahr in der Heimath zu; dann wiſſen wir, daß ſich Sickler im Jahr 1805 zu Gotha befand, (Siehe das Intell.-Bl. der Jenaiſchen A. L. Z. vom 21. Aug. d. J.) und daß er Rom erſt im Sommer 1811 wieder verließ.

5) K. v. Rumohr, drei Reiſen nach Italien. Leipzig, 1832. S. 144 u. f.

Im Anfang des nächsten Jahres, nach dem eben besprochenen Verlust gebar Frau von Humboldt wieder ein Mädchen (Louise), das aber nur zu bald wieder starb. Sie selbst befand sich, sei es in Folge dieser Niederkunft, oder der vorangegangenen Erschütterungen, in so leidendem Zustand, daß sie zu Herstellung ihrer Gesundheit eine Reise nach Deutschland zu unternehmen für gut fand. Der Arzt, Dr. Kohlrausch, begleitete sie. Auf dieser Reise, wie es scheint, starb das jüngst geborene Kind. Sonst wissen wir nur, daß Frau von Humboldt die Freunde in Weimar besuchte (Mai 1804). Für Schiller mußte es eine schmerzliche Freude sein, nur sie und auch sie nur leidend wiederzusehen; auch verhehlt er es gegen Humboldt nicht, daß er damals viel für dessen Gattin gefürchtet habe. Von dort begab Frau v. H. sich nach Paris, wie es scheint, zugleich in der Absicht, über Alexander von Humboldt, dessen Rückkehr aus der neuen Welt man noch immer sehnsüchtig entgegensah, schnellere Nachrichten einzuziehen. Wilhelm hatte zwar noch unterm 28. März (1804) zu Rom einen Brief von seinem Bruder aus der Havanna, mit der Ankündigung seiner Rückkehr, erhalten.[6]) Kurz danach jedoch lief das Gerücht in Europa, der berühmte Reisende sei, eben als er heimkehren wollte, am gelben Fieber gestorben. Nun traf sich aber, daß Frau von Humbold gerade in Paris war, als Alexander — im August 1804 — mit allen seinen Schätzen in die Garonne einlief. Sobald die Nachricht von diesem glücklichen Ereigniß zu Paris angelangt war, wurde die Schwägerin durch den Sekretair des National Instituts davon benachrichtet.[7]) Alexander eilte von Bordeaux nach Paris, gewiß hoch erfreut, da ein Glied

6) Angezeigt im Journal de Paris, an. XII. 274.

7) Allgemeine geogr. Ephemeriden von Gaspari und Bertuch. Weimar 1804. B. 15. S. 116—17.

der Familie, die er erst Anfang des nächsten Jahres in Rom zu sehen gehofft hatte, begrüßen zu können.

Frau von Humboldt erlebte im Spätjahr (1804) noch eine Niederkunft. Erst im Anfang des nächsten Jahres verließ sie Paris mit gestärkteren Kräften, und eilte zu dem Gatten zurück, der indeß jenen einsam glücklichen Sommer in Albano verlebt hatte, dessen wir oben gedachten.[8]) Der neue Ankömmling des Hauses war ein Knabe, der den Namen Gustav erhielt, leider aber auch nach wenigen Jahren, und zwar 1807 in Rom starb. Beide Söhne liegen an der Pyramide des Cestius, dem bekannten Begräbnißplatze der Protestanten zu Rom, und zwar in einem besondern, vom römischen Volke dieser hochverehrten Familie geschenkten Bezirk. Zwei gebrochene antike Säulen bezeichnen den Ort, wo ihre Kinder ruhen.[9]) Wie nach einer heiligen Stätte, zog Humboldt noch in späten Jahren die Sehnsucht nach dem Platze, wo die irdischen Reste seines geliebtesten Kindes liegen.

„Die ew'ge Stadt in Götterklarheit blinket,
Doch meiner Brust Verlangen sie umschweben
Nur, weil nach jener Stelle hin sie streben,
Die mir wie zweite Toten-Heimath winket.[10])

Das Jahr 1805 dagegen war das glänzendste, welches die Familie zu Rom verbrachte. Nicht nur, daß damals eine große Zahl ausgezeichneter Menschen dort zusammentraf, langte im Frühjahr auch Alexander zu längerem Besuch bei den Seinigen an. Welche Freude für die Brüder, dieses Wiedersehen nach dieser Trennung! Wilhelm hat die Empfindungen der Sehnsucht und Sorge um den fernen Bruder in einem denkwürdigen, an ihn selbst gerichteten, im Jahr 1808 von Albano aus gesendeten Gedichte verewigt. Ach! ruft er ihm zu:

8) Siehe oben S. 78.
9) Fried. Brun, römisches Leben. II. 320.
10) Ges. Werke, I. 191.

Ach! alle, die dich liebend hier empfingen,
Vertrauten ungern dich des Meeres Pfaden,
Als ab du stießest von Iberiens Strand.
„O Wind!“ so flehten sie, „mit leisen Schwingen
Geleite den, den ferne Küsten laden,
Die Welt der Welt tiefspähend abzuringen!
O Meer! laß sich in stillen Fluten baden
Sein Schiff, und du empfang' ihn mild, o Land!
Das ihn, wenn er von Flut und Sturm befreiet,
Mehr noch, als Sturm und Flut, mit Tod umdräuet!“ [11])

Nun waren diese Gefahren überstanden; in Paris hatte er nur die mitgebrachten Schätze geordnet und war dann, selbst ehe er nach Berlin ging, in die Arme des geliebten Bruders geeilt. Voll von den großartigsten Anschauungen einer fast unentdeckten Welt und im Begriff, diese in einer Reihe unsterblicher Werke mitzutheilen, brachte er die ganze Unmittelbarkeit und Frische des Eindrucks in den Kreis der Seinen, in den Mittelpunkt der alten, der classischen Welt, und an das Ohr eines allem Wissen lauschenden, für Alles empfänglichen Bruders. Mit jener hinreißenden Beredsamkeit, der Göthe in einem seiner größten Werke (einer bekannten Stelle der Wahlverwandtschaften) ein Denkmal gesetzt hat, breitete er die Fülle seiner Erfahrungen und Gedanken vor den erstaunten Hörern aus und fesselte jeden! Vor allen aber einen Bruder, der in die entlegensten Wissensregionen folgen, die neuesten Anschauungen ergreifen, die alte Welt mit dieser neuen verknüpfen konnte, wie nicht leicht ein Andrer. Wie erweiterte Alexander den politischen Blick, er, der schon damals verkündete, daß in der neuen Welt überall Eidgenossenschaften entstehen würden; wie fielen vor diesem Bruderpaar die Täuschungen hinweg, in denen das altgewordene Europa begraben lag!

11) Ges. Werke I. 361.

Von den Schätzen, die Alexander recht eigentlich für den Bruder mitbrachte, den ſprachlichen, reden wir nachher. Hier hatten wir des beglückenden Zuſammenlebens zu gedenken, das die Familie während der Dauer dieſes Beſuches, zu Rom und Albano genoß. Alexander begab ſich alsdann nach Berlin, wo er die traurige Kataſtrophe von 1806 erlebte. Bald aber ging er wieder nach Paris, um an der Seite ſeines Reiſegefährten Bonpland, ungeſtört von den Zeitwirren und von den reichſten Hülfsquellen unterſtützt, nur der Abfaſſung ſeiner Reiſedarſtellungen obzuliegen.

Die ſechs Jahre, welche der ältere Humboldt zu Rom verlebte, waren im Grunde auch Muſſejahre, denn die amtlichen Geſchäfte, die er übernommen hatte, entzogen ihn ſeinem gewohnten Kreiſe wenig. Schiller fürchtete dies; Humboldt verſicherte ihn aber, daß dieß nicht der Fall ſei, daß er ziemlich wie ehemals lebe, wenn ihm auch nicht ſo viel Zeit zu Gebot ſtehe, wie früher. „Sie müſſen nur bedenken," ſagt er ihm (22. Okt. 1803), „daß mein Geſchäft hier, der Natur der Sache nach, die Politik nur wenig angeht. Es verbindet mich daher nicht, mich, wie ich an andern Orten müßte, beſtändig in Geſellſchaften herumzutreiben, und noch weniger macht mich Sorge oder große Verantwortlichkeit anderen Beſchäftigungen fremd. Der wichtigſte Theil deſſelben beſteht in einzelnen Beſorgungen; dieſe gehen, dem eigentlichen Intereſſe nach, faſt immer Privatleute an, und haben nur inſofern für mich eine höhere Wichtigkeit, als man verlangt, daß ich ſie gerade auf dieſe oder jene Weiſe betreiben ſoll, und als es einen ſelbſt intereſſirt, dem Zwange, den man von Rom aus ſogar auch in den entfernteſten Gegenden noch ausüben möchte, ſo viel es angeht, zu ſteuern. Zeit koſten dieſe Dinge freilich, ſie nehmen mir mehrere Tage

der Woche, wenn ich die weitläuftige Geschäftscorrespondenz mitrechne, ganz, und in den übrigen viele Stunden mit Schreiben, Besuchen u. s. f. Die politische Correspondenz, wenn sie auch nur ein Berichten von Neuigkeiten ist, will auch besorgt sein, und da ich alles selbst besorge, so gehört freilich eine gewisse Arbeitsamkeit und Ordnung dazu, um fertig zu werden und sich Freiheit nebenher zu verschaffen." Doch gelang ihm dies schon. Auch war es ihm ja erwünscht, durch einigen Geschäftszwang zu bestimmterer Zeitanwendung genöthigt zu werden, er fand daher nichts, was ihn die getroffne Wahl und Entschließung bereuen ließ.

Die auswärtigen Angelegenheiten des preußischen Staats wurden während dieser Jahre von sehr verschiedenen Chefs geleitet. Bis zur Katastrophe von 1806 wechselten, je nach der politischen Lage, Graf Haugwitz und Baron Hardenberg einander ab. Vor dem Unglück von 1806 war wieder der Erstere an die Spitze getreten. Nach dem 14. Oktober wurde der General von Zastrow mit der Leitung dieser Geschäfte beauftragt; ihm folgte abermals Hardenberg, bis zum Tilsiter Friedensschluß. Dann folgte Stein's Ministerium, während dessen Graf von der Goltz die specielle Leitung der auswärtigen Angelegenheiten führte. — Als Humboldt nach Rom kam, traf er daselbst seinen Vorgänger, Uhden, noch an; den 10. Dec. 1832 reiste dieser in die Heimath zurück. Wir werden diesen gleichfalls durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Mann später noch in näherer Berührung mit Humboldt finden.

Die Lage des preußischen Gesandten am römischen Hofe war in jener Zeit außerordentlich günstig und ist es in solchem Grade wohl nicht wieder geworden. Vor Pius VII., der erst kürzlich den heiligen Stuhl eingenommen hatte, hielt Preußen gar keine stehende Gesandtschaft zu Rom; eben in dieser Zeit aber ward die Curie, zum erstenmal nach Jahr-

hunderten, mit Gewaltthätigkeiten bedroht. Diese Gewalt erlaubte ſich eine Hauptſchutzmacht des Katholicismus, während die andere für ſich genug zu ſorgen hatte, um an Anderer Rettung zu denken. Schon in den neunziger Jahren begann der Kampf Frankreichs gegen die päpſtliche Macht: der Oberhirt der Kirche ward vertrieben und gefangen, und wenn auch das Land im Jahr 1800 wieder geräumt wurde, blieb doch eine Anzahl der wichtigſten römiſchen Kunſtwerke die Beute des Siegers. Jetzt traten einige Ruhejahre ein; aber mit dem ſteigenden Glücke des franzöſiſchen Kaiſers erneuerten ſich die Inſulten, und als Humboldt Rom verließ, ſah man täglich der Vernichtung der päpſtlichen Herrſchaft entgegen.

Gegen eine Macht, wie die Napoleoniſche, waren alle Waffen der Curie ſtumpf, der Widerſtand wie die Nachgiebigkeit vergeblich. Der Papſt ging (Dec. 1804) nach Paris, um Napoleon zu krönen; umſonſt. Mit Ueberrumpelung der Citadelle von Ancona (Nov. 1805) begann eine neue Reihe von Feinſeligkeiten, die im Juli 1809 mit der Gefangennehmung und Entführung des Papſtes und mit Einverleibung des Kirchenſtaats in das franzöſiſche Reich endigten.

Pius VII. war ein würdiges und geiſtvolles Kirchenhaupt; unter ihm leitete der überaus feine Cardinal Herkules Conſalvi die auswärtigen Geſchäfte. Zwar wurde dieſer ſchon im Juni 1806 genöthigt, ſeine Entlaſſung zu nehmen; doch insgeheim arbeitete er nach wie vor. Die ſchnell einander ablöſenden Staatsſekretäre, Caſoni, Doria, Gabrielli, waren nur die ſcheinbaren Inhaber des Amtes.[1]) Aber auch die Feinheit und Kunſt dieſes Diplomaten konnte die Verhängniſſe nicht abhalten, die der Kirchenmacht damals von ihren Freunden und Anhängern werden ſollten.

---

1) J. L. J. Bartholdy, Zuge aus dem Leben des Cardinals Herkules Conſalvi. Stuttgart und Tübingen. 1824. S. 49.

In solchen Zeiten der Bedrängniß durch alte Freunde steigt derjenige in Gunst, der uns sonst ferner stand, den wir mißtrauisch anzusehen pflegen. Dies erfuhr damals besonders Preußen, welches keine Unbill übte, und zuletzt selbst von dem gemeinsamen Feinde darniedergeworfen ward, und erfuhr es um so mehr, da es einen so ausgezeichneten und gewandten Repräsentanten nach Rom gesendet hatte, wie Humboldt — eine Persönlichkeit, die in jeder Hinsicht imponirte, und deren Eigenthümlichkeit im Vatikan besser gewürdigt werden mochte, als nachher manchmal in großen Versammlungen europäischer Diplomaten. Seine Neigung zum Alterthum, zur Kunst, das Patronat aller fremden Künstler, nicht blos der deutschen, noch weniger blos der preußischen, das er übernommen und das seitdem auf die Repräsentanten Preußens sich vererbt hat; die seltene Gastfreiheit und Liberalität seines Hauses, in einer Zeit, wo in Rom oft große Noth und Bedrängniß herrschte — alles dies gewann Humboldt die besondere Gunst und Verehrung des Gouvernements sowohl als des römischen Volkes.

Dies zeigte sich bei jeder Gelegenheit. Fand etwa eine große Kirchenfeier, eine Heiligsprechung statt, so stellte man ihm für sich und die Freunde seines Hauses Zutrittskarten, selbst die Loge der Cardinäle zur Verfügung. Ein andres Mal hatte ein ausländischer — aber nicht preußischer — Künstler sich dergestalt gegen eine angesehene Person vergangen, daß er aus Rom verwiesen ward, und keine Vorstellungen dagegen helfen wollten; Humboldt's Einsprache aber gelang es, die Maßregel zu hintertreiben.[1]) Ja zu seinen Gunsten gingen die Römer von feststehenden Einrichtungen ab und gewährten freiwillig, was sie den Protestanten sonst nie gestattet haben. Der Begräbnißplatz derselben an

1) Aus mündlichen und handschriftlichen Quellen.

der Pyramide des Cestius ist ein offener, Jedem zugängiger Platz und darf in keiner Art umzirkt oder geschlossen werden. Der Familie von Humboldt allein hat das römische Volk einen eingehegten Raum unter den offenstehenden Gräbern zugestanden und ihr mit diesem Platz ein eignes Geschenk gemacht. [3])

Man könnte die Frage aufwerfen, warum denn Preußen diese Zeit und Stellung nicht benutzt habe, damals über ein Concordat mit der Curie zu unterhandeln. Allerdings wäre es klug gewesen; ob aber von Erfolg, ist zu bezweifeln. Die Curie pflegt solche Verträge, namentlich mit nicht katholischen Regierungen, nur zu Gunsten der Kirche abzuschließen; deshalb kam damals der Gedanke gar nicht auf, dergleichen zu wollen. Dann bewies Cardinal Consalvi zwar eine gewisse Nachgiebigkeit gegen die Zeit und die Verhältnisse; in der Hauptsache jedoch wich er selbst den napoleonischen Bajonetten keinen Fuß breit. Er bekannte sich keineswegs zu den milden Ideen, die ihm einzelne seiner protestantischen Freunde gern geliehen hätten. Was er einräumte, war doch nur Nachgiebigkeit in kleinen Dingen und nie würde er den Grundlagen der Kirche etwas vergeben haben. [4]) So stand es selbst in der Zeit der Bedrängniß, da man weit entfernt war, an den Trotz und Rigorismus denken zu können, die erst der wiedererstandne Jesuitismus erneuert hat. Humboldt hat das wohl erkannt. Als nach Wiederherstellung der päpstlichen Macht Niebuhr mit dem Beruf, ein Concordat zu unterhandeln, nach Rom gesendet wurde, dachte dieser gleich an ein Wort seines Vorgängers. In einer Unterredung mit Nicolovius, damaligem Direktor der geistlichen Angelegenheiten im Ministerium zu Berlin, setzte er die

3) Fried. Brun, a. a. O. II. 328. 329.
4) Barthold, a. a. O. 73.

Schwierigkeiten auseinander, welche er für ſeine Miſſion zu erwarten habe. Er erwähnt dieſer Darſtellung in einem ſeiner Briefe. Ueber viele Dinge, hob er hervor, die man in Berlin glaube erlangen zu können, dürfe man nur an Humboldt's Aeußerung denken: „Daß der Engel Gabriel ſie zu Rom nicht ausmachen könne. Die Negociationen zerfielen dort in zwei Claſſen, ſolche, die ſehr leicht, und ſolche, die gar nicht zu erlangen wären.“ [5])

Manche ſind nun freilich der Anſicht, daß Preußen nach 1813 etwas mehr oder doch Beſtimmteres in Rom erlangt haben würde, wenn es einen geſchäftskundigern Unterhändler dorthin geſchickt hätte, als den edlen Niebuhr, deſſen Geiſteskraft und Gelehrſamkeit und Charaktergüte Niemand bezweifelt, deſſen Schwäche aber auch Humboldt nicht entging, wenn er äußerte: „Niebuhr ſpiele unter den Gelehrten den Staatsmann, unter den Staatsmännern den Gelehrten.“ [6])

Hatte nun Humboldt, wie er ja ſelbſt ſagt, in der Stellung, mit der er ſeine diplomatiſche Laufbahn begann, wenig mit eigentlich politiſchen Dingen zu thun, ſo war ſie doch ſehr geeignet, die Feinheit und Fertigkeit, die ihn in ſpätern Verhältniſſen ſo auszeichneten, in ihm zu entwickeln. Giebt es einen Ort, wo man alle Kniffe und Pfiffe der gemeinen Diplomatie durchſchauen und die Großartigkeit der ächten kennen lernen kann, ſo iſt es Rom. Conſalvi allein war ſchon ein Kopf, mit dem es der Mühe lohnte, ſich zu meſſen.

Von den ſonſt in Rom während jener Zeit thätigen Diplomaten erwähne ich nur den Cardinal Feſch, als

5) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr aus Briefen deſſelben und aus Erinnerungen einiger ſeiner nächſten Freunde. Hamburg, 1838. II. 153. Die Herausgeber haben nur den Anfangsbuchſtaben gegeben; es kann aber ſchwerlich ein Anderer gemeint ſein, als Humboldt.

6) Berichtet in Dorow's Denkſchriften und Briefen zur Charakteriſtik der Welt und Literatur, B. 3. Berlin, 1839. S. 13.

napoleonischen Gesandten, und den dänischen, Baron von Schubart, der, auch in Florenz beglaubigt, gewöhnlich in Livorno residirte. Schubart zeigte sich als Beschützer seiner Landsleute, besonders der dänischen Künstler, sehr schätzenswerth, er war auch mit Humboldt wohl bekannt und ein gern gesehener Gast des Hauses, das wohl auch manche Standespersonen empfangen mußte, die sich sonst durch nichts Rühmliches hervorthaten. [7])

Vorzüglich stand das Humboldt'sche Haus den in Rom lebenden Künstlern offen, zumal den deutschen. Es war ein Vereinigungspunkt seltner Art, der die verschiedensten Richtungen und Talente schützend und versöhnend umschloß. Humboldt und seine Gattin nahmen ein inniges Interesse an den Leistungen gleichzeitiger Künstler. Sie besonders zeigte Hingebung für alle Zweige der Kunst; sie stand auch den romantischen Regionen, in denen namentlich die Malerei, den Bahnen unsrer Dichtung folgend, ihre Heimath aufschlug, näher, als ihr Gemahl, dem die lichten Gestalten und strengen Formen der Antike und unserer classischen Poesie das Trübere, Unklare und zuweilen wirklich Krankhafte vieler neuern Kunstleistungen mehr entleidet hatten. Hiezu kam noch, daß ihn in früheren Jahren von allen Künsten einzig die Dichtkunst gefesselt hatte, die übrigen Künste dagegen nur, insoweit ihn seine Alterthumsstudien dahin führten. [1]) Erst diese größern Reisen bildeten seinen Kunstsinn nach vielen Seiten,

---

7) Humboldt's Verbindung mit Herrn von Schubart wird in Zoëga's Leben von Welcker (II. 233 332) selbst als freundschaftlich bezeichnet. Sie correspondirten auch mit einander.

1) Früher fürchtete Humboldt, bei dem vorwiegenden Kunstinteresse, welches Italien erheischt, sogar, dieses Land zu besuchen, weil, wie er meinte, sein Sinn dafür noch nicht genug entwickelt wäre. Siehe Briefw. mit Sch., S. 232–33.

mit Ausnahme immer der musikalischen, für die ihm die Natur jedes Organ versagt hatte. Schon zu Paris sah er eine Fülle der herrlichsten Kunstschätze, darunter auch jene, deren man Rom und das übrige Italien erst kurz vorher beraubt hatte. Eben so fruchtbar war die spanische Reise. Spanien besaß so manche dem übrigen Europa fast unbekannt gebliebene Kunstwerke. Endlich dieser längere Aufenthalt in Italien und Rom, gerade zu einer Zeit, da eine neue Entfaltung der bildenden Künste, und zwar eine vorzugsweis von Teutschen bewirkte, unter dem Vorbild altitalienischer Meister und der Antike sich dort zu entwickeln anfing.

Sonderbarer Weise, auch hier sollte Humboldt den Anfang einer bessern Zeit begrüßen, ja fördern helfen. Die Malerkunst wandte sich, mit großem Erfolg, zur Tiefe, Innigkeit und Schönheit eines Raphael und Michel Angelo zurück. Dem poetischen Sinn unseres Volkes war es vorbehalten, wenigstens einen Nachglanz jener größern Vergangenheit zu geben. Zu gleicher Zeit strebten jüngere Bildhauer, ihre Darstellungen streng und rein im Geist der griechischen Kunst zu denken und jeder eitlen Bildnerei gänzlich zu entsagen. So ward in beiden Künsten, was bisher auch den hervorragendsten Erscheinungen Italiens und Frankreichs, einem David, Gerard, ja selbst einem Canova noch versagt geblieben, endlich durch Deutsche erreicht.[2] Bekanntlich ging diese Erneuerung von wenigen Männern aus. In der

2) „Es gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit, daß die bildende Kunst seit etwa dreißig bis vierzig Jahren einen Aufschwung gewonnen hat, den zu hoffen die unmittelbar vorhergehende Epoche kaum berechtigte. Sie dankt dies, außer andern zusammentreffenden Ursachen, offenbar dem richtigen Wege, den sie genommen hat, indem sie, sich von der Herrschaft einseitiger Manier befreiend, zu einem ernsteren und strengeren Studium der Natur zurückgekehrt ist, und das Alterthum und die großen Wiederhersteller der Malerei zu Vorbildern gewählt hat. Worte W. v. Humboldt's vom J. 1825." (Gesc. Werke, III. 398.)

Malerei ſchritt Asmus Karſten's aus Schleswig mit den beiden würtembergiſchen Künſtlern Eberhard Wächter und Gottlieb Schick, in der plaſtiſchen Kunſt der Däne Thorwaldſen und der deutſche Bildhauer Rauch, der Thorwaldſen in verwandtem Streben auf dem Fuß folgte, voran. Als Humboldt in Rom eintraf, war Karſtens leider ſchon geſtorben, unſer noch lebender Veteran Wächter ſchon in die Heimath zurückgereiſ't; dagegen feierte Thorwaldſen eben dort ſeine erſten Triumphe; Schick war kurz zuvor erſt nach Rom gekommen und fand hier erſt den rechten Boden. Etwas ſpäter langte auch der noch ganz junge Rauch zu Rom an. Damals traten, in ſchneller Folge, die erſten namhaften neuern Kunſtwerke ans Licht, vor allen Thorwaldſen's Jaſon und Schick's Apollo unter den Hirten.

Wie hätte Humboldt einen ſolchen Umſchwung ungenützt oder unbeachtet laſſen ſollen, welcher noch dazu faſt nur von ſeinen Landsleuten hervorgerufen wurde! Uns iſt nur merkwürdig, daß er auch hier einen neuen Aufſchwung begrüßen und ſich auch hier von dem Mittelpunkte deſſelben erſt entfernen ſollte, als man bis zu einem gewiſſen Höhepunkt gelangt war, und, wie es immer in der erſten Zeit der Entwicklung zu ſein pflegt, dieſe noch in rechter Friſche und Geſundheit daſtand, während nach ſeinem Abgang die Kunſt ſich allerdings noch reicher entwickelte, aber doch auch, wie ſchon vorher die deutſche Poeſie, von manchem trüben Elemente verdüſtert ward. Dieſe Erſcheinung begegnete ihm zu Rom kaum erſt in ihren Anfängen; denn als die eigentlichen Meiſter dieſer ſpätern Zeit, die Cornelius und Overbeck, in Rom eintrafen, war er von dort ſchon abgegangen; ſeine Gemahlin nur verweilte länger da, kehrte mehr denn einmal

---

31) Auch Humboldt erinnert an Karſten's Verdienſte. Siebe geſ. Werke, III. 313—14.

dahin zurück, und fand noch die schönste Gelegenheit, ihren vielseitigen Kunstsinn zu bethätigen.[4]) Auch verdiente diese Kunstentwicklung solchen Antheil in hohem Grade, mehr vielleicht, als die schon von uns mit ihr verglichene romantische Dichtung. Denn während in unsrer Poesie die Meisterwerke entschieden vor dem Eintritt der eigentlich romantischen Epoche liegen, hat namentlich die Malerei — diejenige Kunst, welche nach der Musik am tiefsten auf dem Boden der Romantik wurzelt — seitdem einen immer größeren Aufschwung genommen, und, trotz mancher krankhaften Elemente, Werke hervorgebracht, mit welchen sich aus jener ersten Entwicklungszeit wohl nur jene Meisterstücke von Schick und Thorwaldsen messen dürfen. Schick gab als Maler ein wirklich vollgültiges Vorzeichen dessen, was diese neue Kunstentwicklung zu leisten im Stande sein werde, ja, nach der Ansicht vieler Kundigen, bleibt es zweifelhaft, ob diesem so gesunden und strebenden Künstler, falls ihn der Tod nicht mitten in seiner Laufbahn abgerufen, selbst ein Cornelius die Palme entwunden haben würde?

Daß Humboldt auch den Fortgängen der neuern Kunst seine Aufmerksamkeit keineswegs entzog, davon hat er, an der Spitze der Kunstfreunde im preußischen Staate, bis in seine letzten Jahre hinlängliche Beweise gegeben. Allerdings mochte er manchmal mit Vorliebe auf die Zeit hinblicken, wo er die ersten Anfänge dieses Aufschwungs begrüßt und gefördert hatte, und manche trübende Einwirkungen sich noch nicht fühlbar gemacht hatten. Dagegen hielt ihn sein guter Genius fern davon, solcher Mängel und Einseitigkeit wegen die Vorzüge der späteren Kunstentfaltung zu verkennen, sich

4) Als Zeugnisse ihres Kunstsinns und regen Antheils liegen unter andern Briefe an ihre Freundin Friederike Brun vor, mitgetheilt von Letzterer in ihrem „Römischen Leben," II. 320—24. Vergl. auch ebendas. I. 37—38.

wohl gar mit Göthe'n für Leute wie Hackert zu begeistern, und der Kunst etwa, auch in Rücksicht auf Stoff und Gehalt, Gränzen zu ziehen, die kaum für die Plastik volle Gültigkeit haben, die Schöpfungen anderer Künstler aber, gleich denen des Dichters, nur zu leicht kalt und leer werden lassen. Humboldt wußte zwar, daß in Anmuth und Strenge der Form die Antike uns Vorbild bleiben müsse, aber er wußte auch, daß in der Malerei nicht das Alterthum die größten Muster hinterlassen; er verehrte seinen Raphaël zu hoch, um nur in antiken Stoffen die Fundgrube der Kunst, und gar der Malerei zu erblicken; er forderte vielmehr Uebung an den verschiedensten Stoffen, mythischen und historischen, antiken und modernen, an Gegenständen „des ehrwürdigen wie des reizenden Alterthums," der griechischen wie der christlichen und neuern Dichtung, und meinte, daß es gerade bei antiken Stoffen doppelt nothig sei, sie recht mit dem Geist und der Empfindung unserer Zeit aufzufassen und zu beseelen. In einer der vor den Kunstfreunden des preußischen Staats gehaltenen Reden hat er sein Glaubensbekenntniß darüber deutlich ausgesprochen. „Den Alten," sagt er, „war es vorzüglich eigen, den Gedanken so tief und so vollständig in die Erscheinung zu legen, daß er gleich rein und lebendig wieder siegreich aus ihr hervorging. Eine Kunst, die nicht das Alterthum zu ihrer Grundlage nähme, nicht oft Gegenstände aus demselben behandelte, sich nicht die Nachahmung seiner vollen und durch nichts anderes, als ihre organische Nothwendigkeit bedingten Naturwahrheit zur festen Regel machte, würde bald in Formlosigkeit und ermüdende Leere versinken. Allein jenem großen naturgemäßen Sinn sich anschließend, kann sie sich mit Vertrauen dem Geiste derer, welche sie üben, und dem Geiste des Jahrhunderts überlassen, und ist sicher, in jedem Fortschritte der Zeit ein angemessenes Gepräge

zu finden, von keiner Richtung des Gedankens und keiner Schattirung der Empfindung ausgeschlossen zu bleiben. [5])

Verdankte Humboldt dem römischen Aufenthalt gewiß einen großen Theil seiner Kunsteinsicht, so hat er aber auch diesen Gewinn schon zu Rom den Künstlern seiner Zeit reichlich zu vergelten gesucht. Denn es war mehr als gewöhnliche Gastfreundschaft, was sie in seinem Hause genossen. Er und die Gattin förderten Kunst und Künstler mit Rath und That. Sie sorgten für dieselben, wenn sie erkrankten; sie stellten Geldmittel zur Verfügung, damit sie nicht gedrängt würden, ihre Leistungen zu verschleudern. Sie trugen selbst Arbeiten auf, trugen nicht wenig bei, Werke und Künstler in die große Welt einzuführen und dem echten Verdienst Ruf und Anerkennung zu verschaffen. Davon gar nicht erst reden, was die Künstler in diesem Hause an Geistes- und Geschmacksbildung gewannen, wie ihnen hier der heimathliche Genius reich und lauter entgegenströmte.

Gewiß waren auch die italienischen Künstler, ein Camuccini, vor allem aber Meister Canova, in regem Verkehr mit dem Hause; ungleich heimischer aber freilich die deutschen und Deutschland verwandten Künstler. Wir wollen die bedeutendsten Männer anführen, aber nur bei denjenigen verweilen, die der besondern Gunst des Hauses sich zu erfreuen hatten.

Als Humboldt's nach Rom kamen, fanden sie Thorwaldsen schon dort, auch einen geringern Bildhauer, Heinrich Keller von Zürich; von Malern den österreichischen Pen-

5) Diese Reden finden sich jetzt in den ges. Werken, III. 307—33, die obige Stelle S. 308. Man vergleiche, um seine Ansichten über unsre neuere Kunst näher kennen zu lernen, besonders auch S. 325 (über die Vorzüge der deutschen Kunst überhaupt, auch der altdeutschen), 334—35 (das menschliche Gemüth und die Ideenwelt sind die Seele der neuern Kunst!) und S. 341—43 (über antike und moderne Kunst, und über Raphael).

ſionair Abel, und den jungen Schick von Stuttgart, dann die Landſchafter Carl Reinhart — den bekannten Veteran deutſcher Kunſt in Rom, Joſeph Koch, den Tyroler, und den Engländer Wallis, den Zeichner und Kupferſtecher Gmelin, den Landſchaftszeichner Carl Graß und die längſt in Rom heimiſche Portraitmalerin Angelika Kaufmann. Faſt jedes Jahr brachte einen Zuſchuß von Talenten, zumeiſt ſolchen, in denen ſich ſchon mehr die neue romantiſche Richtung ankündigte. So die Bildhauer Rauch und Friedrich Tieck, von Malern die beiden Brüder Riepenhauſen, Wagner von Würzburg, Jagemann von Weimar, Platner aus Leipzig, zuletzt Leybold und Steinkopf von Stuttgart. Auch den Maler Müller wollen wir nicht vergeſſen, der freilich als Dichter bekannter iſt, in der Kunſt nur Dilettant blieb, doch als Kenner und Kritiker ſchätzbar war. — Humboldt ſelbſt ſcheint beſonders Gmelin Gunſt und Neigung geſchenkt zu haben. Er nennt ihn gegen Schiller einen unendlich braven Menſchen.[6]) Auch Graß, von Geburt ein Liefländer, war gern im Hauſe geſehen. Er war kein großer Künſtler, aber ein mannigfach gebildeter Menſch, ein enthuſiaſtiſcher Verehrer Schiller's, am bekannteſten durch eine ſicilianiſche Reiſebeſchreibung; übrigens dichtete er auch ſelbſt, freilich nur ſchwache Nachklänge des großen Meiſters. Im Morgenblatt ergoſſen ſich die Schleußen dieſes Talentes; da findet ſich auch „ein Abſchied vom Sommer. An Frau v. Humboldt, Pallazzuola, den 8. Okt. 1808.“ [7]) Humboldt ſelbſt trieb ſeinen Scherz mit ihm. So erzählte uns Jemand, der die Familie im Herbſt 1808 in Albano begrüßte und vor dem Mittagstiſch ſich in der Gegend umſehen wollte, Humboldt habe ihm geſagt: Wenn ſie einem Menſchen begegnen ſollten,

6) Briefw. zw. Sch. u. W. v. H., S. 457.

7) Morgenblatt, 4. Okt. 1813.

dem der eine Hemdkragen herunterfällt, während der andere tüchtig in die Höhe steigt, dann haben ſie das Genie des Landſchaftmalers Graß vor ſich. Der Fremde fand die ſcherzhafte Ankündigung auch beſtätigt.

Mehr aber als alle genannten erfreuten ſich drei große Künſtler, Thorwaldſen, Schick und Rauch, der Gunſt und Liebe dieſes Hauſes. Alle drei waren eben im Aufblühen begriffen. Thorwaldſen hat dieſer Gunſt ſich ſtets mit treuer Liebe erinnert. Wer, ſagte einſt ſeine Landsmännin Fried. Brun, [8]) wer hat mit innigerem Gefühle und reinerer Kunſtfreude unſers Thorwaldſen's Gebilde begrüßt, als Karoline von Humboldt und ihr Gemahl? Wo fand der junge Künſtler höhern Lohn, als in der gaſtfreundlichen Wohnung, die ſie den Künſtlern auf der Trinità dei Monti zu Rom eröffnet hatten? Als ſein Jaſon, ſeine erſte, ſo berühmt gewordene Statue, eben aus der Form getreten war, veranſtaltete ſeine begeiſterte Landsmännin eine Art Feſt, dem nächſt vielen Künſtlern auch der Erbprinz von Mecklenburg, Bruder der preußiſchen Königin, beiwohnte und bei dem Humboldt's natürlich nicht fehlen konnten. [9]) — Thorwaldſen führte, ſpäter eines ſeiner ſchönſten Werke, ſeine Speranza, für Frau v. Humboldt in Marmor aus. [10]) — Nicht minder früh erkannten Humboldt's das große Talent des Malers Schick. Sie waren ihm ſchon in Paris begegnet, wo er, unter David, ſeine erſten Studien gemacht hatte. In Rom trafen ſie ihn im ſchönſten Aufſtreben, und widmeten ihm jede Gunſt. Er konnte ſich faſt als ein Glied des Hauſes betrachten, und hatte Urſache genug, in jedem ſeiner Briefe in

8) In einem, Frau v. Humboldt gewidmeten Aufſatz: „Etwas über Albert Thorwaldſen, den Dänen, Bildhauer zu Rom", Morgenblatt, 10—18. Aug. 1812.

9) Brun, Römiſches Leben, II. 100—101.

10) Ebendaſ., II. 332.

die Heimath dieſer Begünſtigungen auf's rührendſte zu gedenken. „Das Haus des preußiſchen Geſandten", ſchrieb er im April 1803 an die Seinigen nach Stuttgart, „iſt der Sammelplatz aller verdienſtvollen Männer von Rom; unter allen Menſchen, die ſich dort verſammeln, bin ich allein, der keinen Titel hat, und von geringem Herkommen iſt, doch bin ich durch hundert Proben ſchon überzeugt, daß ich nicht der am wenigſten geliebte bin. — Dieſem Hauſe verdanke ich es, wenn meine Geiſtesfähigkeiten ſich um einige Grade erweitern." Ein andresmal erzählt er, daß Herr v. Humboldt ihm ſelbſt die Eingabe aufgeſetzt, mit der er eines ſeiner Bilder an den Herzog von Würtemberg begleiten ſollte. Schick war auch ein vortrefflicher Portraitmaler, und hat gerade in dieſer Hinſicht ganz Ausgezeichnetes für die Humboldt'ſche Familie gearbeitet — Stücke, die zu dem Schönſten gehören, was die moderne Malerei hervorgebracht hat, und die jetzt zu den Zierden des Schloſſes Tegel gehören. Es ſind folgende: 1. Die Skizze eines Familiengemäldes (die Mutter von ihren Kindern umringt); 2. Das Portrait der Frau v. Humboldt mit einem Sohne; 3. Das Portrait der älteſten Tochter (Karoline), lebensgroße ganze Figur, mit einer Guitarre in der Hand; endlich 4. noch ein herrliches Oelbild, die beiden jüngſten Mädchen, Adelheid und Gabriele, die, in lieblicher Gruppe ſich umarmend, mit bloßen Füßen auf einer Mauer ſitzen. Dieſe und noch manche andre Arbeit fertigte Schick für Humboldt, ſo oft er eben von größern hiſtoriſchen Gemälden ausruhte. Durch dieſe Bilder, die nicht nur in öffentlichen Ausſtellungen zu Rom, ſondern im Humboldt'ſchen Hauſe ſelbſt einen weiten Kreis von Bewunderern fanden, gelangte Schick eben ſo als durch ſeine namhafteſten Werke zu einem großen Künſtlerruf. Als Humboldt's Rom verlaſſen hatten, verbreiteten ſie dieſen auch noch nach Wien und Berlin. Leider erkrankte Schick ſchon nach wenigen Jahren,

und konnte daher der Einladung nicht mehr folgen, die ihn auf's freundlichste auch nach Wien rief. Wahrscheinlich würde er nachmals in Berlin eine bleibende Stellung gefunden haben. — Humboldt hatte dies schon eingeleitet — aber er starb leider, kurz nach der Rückkehr in seine Heimath, den 7. Mai 1812 zu Stuttgart. Ein unvollendetes Oelbild, Christus, als Jüngling, schlafend und von Engeln bewacht, wollte Frau v. Humboldt um jeden Preis erwerben, allein es war auch um den höchsten der Familie nicht feil. Sein Hauptbild, Apollo unter den Hirten, ziert jetzt die königliche Gallerie in Stuttgart. — Der dritte von ihnen auserwählte Künstler war der Bildhauer Rauch. Er kam, von Berlin aus, im Jahr 1805 nach Rom, und fand sechs Jahre lang die zärtlichste Gastfreundschaft in Humboldt's Hause. Er arbeitete während dieser Zeit auch einige Statuen für die Familie: z. B. Mars und Diomedes verwundet, dann die Statue eines elfjährigen Mädchens (wenn ich nicht irre, einer Tochter Humboldt's), die später auch in Marmor ausgeführt wurde.

Mit Recht sagt der Dichter: „es sei vortheilhaft, den Genius zu bewirthen." Nicht nur an Einsichten bereichert, sondern auch durch den Besitz vorzüglicher Kunstwerke, kehrte die Familie von Rom zurück.

Bei weitem weniger Anregung fand Humboldt doch für die ihm eigensten Geistesbestrebungen zu Rom, sobald man nämlich von dem Lande, von den Erinnerungen, von den Schätzen absieht, die in dieser Stadt und ihrer Umgegend angehäuft worden. Welche Kostbarkeiten vereinigt allein die Bibliothek des Vatikans! Und wie manches fand gerade Humboldt für seine Zwecke, das er außerhalb Rom vergeblich gesucht haben würde, namentlich für seine umfassenden

Sprachſtudien, für welche, zumal in jener Zeit, Niemand ſo vorgeſammelt haben konnte, als die Propaganda zu Rom. H. gedenkt ſelbſt der Sachen, die ihm die reiche Bibliothek des Collegio Romano bot. [1]) Er ſammelte auch während des italieniſchen Aufenthalts amerikaniſche Grammatiken; [2]) die Unterſuchungen über die koptiſche Sprache kamen gerade damals in Schwung: ja das bekannte Muſeum des Cardinals Borgia zu Velletri reichte ſelbſt zu hieroglyphiſchen Forſchungen Materialien dar. Der claſſiſche Boden überhaupt mußte einem Geiſt, der ſchon in der Ferne in ſeine Heiligthümer eingedrungen war, ganz unermeßliche Schätze darbieten!

Freilich beſchäftigte alles dies ſeinen Genius nur von einzelnen Seiten; die perſönliche Anregung fehlte noch dazu faſt gänzlich, und wir wundern uns nicht, ihn deshalb immer noch ſehnſüchtig nach der Heimath und ſeinen deutſchen Freunden zurückblicken zu ſehen. So ſchrieb er in einem Briefe vom 20. Juli 1805 an F. A. Wolf: „Für mich ginge der Genuß, Sie hier zu begleiten, über jeden Begriff. Es wäre nach Jahren wieder der erſte eines geiſtvollen Geſprächs. Was es hier auch an wiſſenſchaftlichem Umgang gibt, ſo iſt es trocken und hölzern. Selbſt Zoëga'n, der ſonſt intereſſantere Anſichten hat, fehlt es an lebhaftem Intereſſe. Er iſt ein allgemeiner Indifferentiſt und Skeptiker, und wenn auch wirklich ſeine Gelehrſamkeit dadurch weniger Schaden leidet, ſo verliert doch die Mittheilung allen Reiz. Es wird Ihnen ordentlich merkwürdig ſein, Zoëga zu ſehen. Auch mein Bruder hat die Bemerkung gemacht, daß Niemandes Umgang ſo wenig zu eigenen Arbeiten belebend, ja man kann ſagen, ſogar niederſchlagend dafür iſt."

---

1) Einl. zur Kawi-Sprache, S. 284.

2) Siehe oben S. 50.

„Sie wiſſen," fährt H. in ſehr charakteriſtiſcher Weiſe fort, „daß wir Spalding [den Philologen von Berlin] hier gehabt haben. Aber ich habe ihn nicht einmal ſo viel genoſſen, als ſonſt möglich geweſen wäre. Er iſt auch, finde ich, in der That noch geiſtloſer geworden, und weiß jetzt von nichts mehr, als von langen und kurzen Sylben und Etymologien zu reden. Hier war er nun aber ganz in ſeine Familie, Frau, Sohn ꝛc. vergraben. Glauben Sie, daß ich ihn bei einem höchſtens ſechswöchentlichen Aufenthalte in Rom gefunden habe, wie er um Mittag en familie Karten ſpielte? Unſerer Nation hat er dabei keine Ehre gemacht. Seiner Herzensgüte hat man überall Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Aber ſein Pedantismus, ſeine Wuth, mittelmäßige Verſe in allen Sprachen zu machen, ſeine Flachheit, haben Zoëga, Marini und alle Beſten bald angeeckelt, bald in Staunen geſetzt. Stellen Sie ſich nur vor, daß er hier auf der Corſiniſchen Bibliothek dreißig bis vierzig Homeriſche, ächt Homeriſche Verſe aus der Iliade, die nur nicht an ihrer Stelle ſtanden, als neu abgeſchrieben, allen Menſchen erzählt hat, barbariſche Wörter darin gefunden zu haben, wie z. B. κεντρος (!!!), und ſich erſt einige Tage darauf die Stelle von Zoëga hat nachweiſen laſſen. Und hätte er das nur nicht alles noch ſelbſt ſo breit und mir erzählt! Verſe hat er ohne Zahl gemacht, und immer gleich deutſch und lateiniſch zugleich, manchmal auch griechiſch dazu; aber Nutzen hat er von ſeiner Reiſe gewiß auch nicht den mindeſten. Quintiliane hat er überall aufgeſucht, und dann kaum angeſehen. Sie fühlen, mein Beſter, daß ſein Eindruck eines deutſchen Gelehrten ausgelöſcht zu werden bedarf.

„Von Neuigkeiten weiß ich Ihnen nichts zu ſagen. Hier wird nur alle halbe Jahrzehend ein neues Buch geſchrieben, und dann die übrige Hälfte von dieſem geſprochen. Was im Werk iſt, kennen Sie. Nach- und Ausgrabungen geſchehen

hier und dort, aber keine bedeutende, weil keine planmäßig unternommen, und mit Beharrlichkeit fortgesetzt wird. Die Fea'sche beim Pantheon könnte wichtig werden, wenn er nicht auf eine höchst flüchtige Weise sähe, seine Meinung dann sehr eigensinnig behauptete, und die gemachten Löcher großentheils wieder zuwerfen ließe, was denn freilich die beste Manier ist, Recht zu behalten." [3])

Daß ihm unter den römischen Gelehrten Monsignor Marini, der Vorgänger des Cardinals Mai als Vorstand der Vatikanischen Bibliothek, noch am meisten galt, sagt Humboldt selbst; Fea, der bekannte Herausgeber des Horaz, wird gut genug bezeichnet; von sonstigen Berühmtheiten ist aber fast nichts zu sagen. Nennen will ich jedoch einen Pater Paolino, geborenen Oesterreicher, der in einem römischen Carmeliterkloster lebte und sich schon damals als Forscher der Sanskritsprache hervorthat. — Unter den Fremden, die sich in Rom niedergelassen, traf man schon mehr in Wissenschaften ausgezeichnete Männer, so den greisen Marquis d'Agincourt der sich durch seine Geschichte der Kunst in der Zeit des Verfalles verdient gemacht, den gelehrten Schweden d'Ackerblad, der als Gesandtschaftssekretair lange in Rom lebte, namentlich aber mehrere Deutsche. Fernow verließ Rom schon 1803, erschien aber auch in dieser kurzen Zeit als schätzenswerther Umgang. Er war ein eifriger Kantianer, und schon dadurch mit H. in Berührung, er setzte dieses System selbst mit der Kunstkritik in näheren Bezug, dabei war er ein tüchtiger Litterator, namentlich Kenner der italienischen Sprache und Dichtung. Ein Aufsatz in seinen römischen Studien (Th. II. Zürich 1806, S. 171—4: „über den Begriff des Kolorits,") ist Frau v. Humboldt gewidmet. Er gedenkt darin auch der schönen, in ihrem gastlichen Hause,

3) In Varnhagen's Denkw. 2te Aufl. II. 155—58 mitgetheilt.

wo er faſt jeden Abend zugebracht hatte, verlebten Stunden. [4]) — Des Archäologen Sickler haben wir ſchon gedacht. [5]) Am meiſten aber intereſſirt uns, wie Humboldt ſelbſt, der treffliche Georg Zoëga, von Geburt ein Jütländer, ſeiner Bildung nach jedoch durchaus Deutſcher. Seine große Kenntniß des Alterthums, ſeine Sprachkunde, endlich ſeine genaue Bekanntſchaft mit der Oertlichkeit des alten und neuen Rom machten ihn für H. zu einer höchſt anziehenden Erſcheinung, wie ſie ja noch Jedermann in ſeinen von dem geiſtvollen Philologen F. G. Welcker herausgegebenen Briefen ebenſo liebenswürdig als bedeutend entgegentritt. Leider ward dieſe ſchöne Natur durch Sorgen und Unglücksfälle zu früh gebrochen, ſo daß Humboldt den Umgang mit ihm, der in andrer Beziehung ſo unſchätzbar war, wie wir eben ſahen, nicht mehr durchweg beglückend fand. Für Zoëga aber, in ſeinen letzten trüben Lebensjahren, war dieſer Umgang um ſo labender: er wohnte ſchon länger in Strada Gregoriana und bekam nun Humboldt zum freundſchaftlichen Nachbar. Auch war das Haus das einzige, das der damals ſchon faſt immer kränkelnde Mann, zu beſuchen gewohnt war. Humboldt erfuhr ihn nicht blos in Rom, ſondern auch den Umgegenden gar gern zu ſeinem Begleiter. [6]) Wie hätte er auch einen geeigneteren finden ſollen! Dafür ſtand er jenem wieder bei ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten theilnehmend, fördernd und belebend zur Seite; er folgte ihm ohne Zweifel auf das Gebiet der koptiſchen Sprache und der erſt nachmals tiefer erforſchten Hieroglyphen; er begleitete ſeine an Ort und Stelle angeſtellte Unterſuchung der antiken Basreliefs, ſo wie der Topographie von Rom. Wenige Zeit, nachdem H. Rom

4) Kernow's Leben von J. Schopenhauer, Tübingen 1810. S. 281. 421. u. Friederike Brun, römiſches Leben. I. 177–79.

5) Siehe oben S. 81.

6) Siehe oben S. 77–78.

verlaſſen, ſchon am 10. Febr. 1809, ſchied Zoëga aus dieſem Leben. [7])

Doch wenn auch der Gewinn für Humboldt von den auf ſeinen Reiſen angeknüpften Bekanntſchaften nicht immer gleich ergiebig ausfiel, ſo leiſteten dennoch viele ſpäter, bei ſeinen erweiterten Sprachſtudien, noch manchen Dienſt. Wie viele fruchtbare Verbindungen hatte er faſt in allen Theilen Europa's großentheils perſönlich geknüpft!

---

Und welche Fülle verſchiedener Anregung brachte die Maſſe von Menſchen, die aus allen Ländern nach Rom ſtrömte, in ſeine Nähe. In jenen Jahren zumal, wo Italien nach längerer Unterbrechung wieder zugängig wurde, wo Viele ſo gern aus der gedrückten Heimath flohen, während Andre über die Alpen gingen, um den romantiſchen Geiſt an der erſten Quelle zu ſchöpfen. Das meiſte Intereſſe gewähren uns auch hier die Landsleute, und unter ihnen die geiſtigen Größen, deren wir gedenken können.

Es fehlte aber auch nicht der vornehme und fürſtliche Zuſpruch. Eine Fürſtin von Rudolſtadt nennt Humboldt in einem ſeiner Briefe an Schiller. Um dieſelbe Zeit (1803) hielt ſich auch Prinz Georg von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der unvergeßlichen Königin Louiſe, länger zu Rom auf. Er war ſehr intim mit dem Humboldt'ſchen Hauſe. Einige Jahre ſpäter kam der Prinz Friedrich von Sachſen-Gotha, ein großer Muſikliebhaber, der die vornehmen Familien der Stadt zu theatraliſchen Aufführungen um ſich verſammelte. Die Kronprinzen von Bayern und Würtemberg eilten ab und zu, und was wäre nach Rom gekommen, ohne dieſem

---

7) Zoëga's Leben von F. G. Welcker. Stuttgart u. Tüb. 1819. II. 283. 342. 366. 413. — Friedr. Brun, a. a. O. I. 177 — 79.

Hauſe zu begegnen, mochte es nun in Rom ſelbſt oder, wie jedes Jahr einen Theil des Sommers, in Albano ſich befinden.

Gleich bei ihrer Ankunft in Rom trafen Humboldt's Bonſtetten und Friederike Brun an, letztere mit ihrer Tochter Ida, nachmaliger Gräfin von Bombelles. Sie verweilten damals bis Juni 1803 und kehrten in den Jahren 1807 und 1808 abermals in Rom ein. Bonſtetten und unſer Humboldt ſtanden ſich ihrer Natur nach ziemlich fern; Friederike Brun knüpfte ſchon durch Frau von Humboldt ein innigeres Band, ſie gedenkt des Hauſes und der Familie oft in ihren Reiſeſchriften und ſtets mit innigſter Liebe. Humboldten verglich ſie wegen ſeines Sarkasmus, ſeiner Scherzreden und Paradorien, die gerade ihre Sentimentalität häufig genug herausfordern mochten, mit einem ihrer däniſchen Freunde, einem Grafen Cajus von Reventlow; ſogar die Schriftzüge beider fand ſie täuſchend ähnlich. Während ſie von jenem aber doch nur mit Ehrerbietung redet, ſpricht ſie von der Gattin wie von einer Seelenfreundin und mit eben ſo viel Begeiſterung. So erklärte ſie geradezu, die Gräfin Louiſe zu Stolberg, Frau von Staël und Caroline von Humboldt ſeien die drei geiſtreichſten Frauen, die ihr in ihrem Leben begegnet. Auch aus der Ferne correſpondirten ſie mit einander, beſonders über Rom und die Fortſchritte der Kunſt daſelbſt. Friederike Brun wünſchte nichts ſo ſehr, als in Rom auch begraben zu werden; Frau von Humboldt hatte ihr neben ihren Söhnen die Ruheſtätte verſprochen: ſie ſtarb aber erſt im Jahr 1835, und zwar nicht in Rom, ſondern in ihrer Heimath zu Kopenhagen.[1]) Sie hat, in ihrem Buche „Römiſches Leben", auch einige Briefe ihrer Freundin mitgetheilt (I. 37—38, und II. 320—34).

---

1) Vergl. Fr. Brun, römiſches Leben, I. 171—173, 303 (wo ſie ein Weihnachtsfeſt beſchreibt, das ſie ihrer Ida und den befreundeten Humboldt'ſchen Kindern bereitete), II. 319—20.

Im Jahr 1803 kam ein Landsmann der Brun, Christian Gierlew, nach Rom, ein junger Philolog, der für Humboldt ein lebhaftes Interesse nahm und sich von Schütz in Jena an ihn empfehlen ließ.[2]) Fast gleichzeitig kam auch der nachher so berühmt gewordene Architekt Schinkel von Berlin an. Beide blieben den Winter in Rom und reisten im Jahr 1804, in Begleitung des Landschaftmalers Graß und des jungen schwäbischen Gelehrten Rehfues von Tübingen, gemeinschaftlich nach Sicilien. Schinkel werden wir später in bedeutendem Zusammenwirken mit Humboldt treffen. — Auch das Jahr 1804 brachte wieder mannigfache Erscheinungen, so den Grafen Adam von Moltke mit seiner Familie, der mit Niebuhr eng befreundet war, auch Humboldt kennen lernte und diesen beiden großen Männern die erste Kunde von einander zubrachte. Moltke selbst machte sich durch eine Sammlung Gedichte bekannt, die er im Jahr 1805 drucken ließ. Humboldt gedachte seiner auch späterhin sehr freundlich und ließ ihn das durch Niebuhr wissen.[3]) — Auch Kotzebue machte dieses Jahr seine italienische Reise, die er alsdann mit seiner berüchtigten Klatschhaftigkeit beschrieb. — Endlich langte auch Tiedge mit Frau von der Recke, Ende des Jahres 1804, in Rom an.

Das glänzendste von allen aber war das Jahr 1805: wo A. von Humboldt seinen Bruder besuchte, Frau von Staël mit Sismondi und A. W. Schlegel, Ludw. und Fried. Tieck, die Gebrüder Fr. und Joh. Riepenhausen, C. F. von Rumohr, Rehfues, Sophie Bernhardi (Tieck's Schwester, auch Dichterin) und ihr späterer Gemahl, der liefländische Baron von

2) Siehe Briefw. von Schütz, herausgeg. von dessen Sohne, K. Jul. Schütz, I. 115 und 118. Die daselbst mitgetheilten Briefe von Gierlew an Schütz sind, glaube ich, unrichtig datirt. Der eine, von Paris, ist vermuthlich vom 23. April 1803, der andere, aus Neapel, vom 5. Juni 1807.

3) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr aus Briefen ꝛc. Th. I. (1838), S. 425, II. (1838), S. 87—98.

Knorring ꝛc. auf kürzere oder längere Zeit nach Rom kamen. Alexanders Beſuch haben wir ſchon erwähnt.[4]) Seine Anweſenheit trug nicht wenig dazu bei, die Geſellſchaft, die ſich damals dort zuſammenfand, noch mehr zu beleben. Der Familie und den Gäſten blieben die Tage, die ſie damals in Rom, in Albano und in Tivoli verlebten, unvergeßlich. Auch Rumohr erinnert ſich in ſeinen Reiſewerken mit lebhafter Freude derſelben.[5]) Alexander traf ſchon im Frühling zu Rom ein und brachte mehrere Monate dort zu. Im Auguſt war er in Neapel und beſtieg am 12. mit ſeinen Freunden L. v. Buch und Gay-Luſſac den Veſuv.[6]) — Früher noch als Alexander waren Frau von Staël und A. W. Schlegel in Rom angelangt. Ihre Wohnung am ſpaniſchen Platze lag der Humboldt'ſchen ſo nah, daß man ſich jeden Augenblick ſehen konnte.[7]) Die beiden Frauen nicht nur, auch Humboldt und Schlegel berührten ſich ſehr, die letzteren jetzt weit mehr als in den Jenaer Tagen. Es ſcheint mir ſogar, als wenn die beiden ziemlich gleichzeitig entſtandenen Gedichte auf Rom, die wir von dieſen Männern beſitzen und die in ihrem Ideengehalt die Verwandtſchaft auch nicht verleugnen, einer Art Wetteifer zwiſchen ihnen zu verdanken ſeien: ja, daß Schlegel durch Humboldt's Elegie zu ſeinem Gegenſtücke angeregt worden. Aber wie drückt ſich der Gegenſatz dieſer Charaktere auch in dieſen poetiſchen Ergießungen ab! In dem Humboldt'ſchen Gedicht ein faſt Schiller'ſcher Schwung, große Energie des Gedankens wie des Wortes, tiefe, faſt ſchwärmeriſche Empfindung, zuletzt eine Verſenkung in die Ideenwelt, wie ſie in indiſchen Lehrdichtungen zu Hauſe iſt, und die die

4) Siehe oben S. 86—88.

5) C. A. v. Rumohr, drei Reiſen nach Italien. Lpzig. 1832. S. 130—21.

6) Nach einem Aufſatz über A. v. Humboldt, der ſich in der zu Leipzig erſcheinenden „Illuſtrirten Zeitung," 1844, Nr. 29 findet.

7) Siehe oben S. 75 in der Note.

Ansprüche an poetische Klarheit und Helle manchmal vergißt, dabei in der Form modern und fast dithyrambisch, — bei Schlegel eine geistvolle, sehr verständige Reflexion, eine gewisse Nüchternheit, aber auch Dürre, und bei großer Kühle ein um so auffälligerer Glanz, endlich eine solche Glätte und Gefeiltheit der Form, daß das Gedicht mit Recht als Musterstück strenger Behandlung des antiken Verses betrachtet wird. Humboldt's Gedicht ist seiner Freundin und Schiller's Schwägerin, Frau von Wolzogen, das Schlegel'sche dessen langjähriger Begleiterin, Frau von Staël zugeeignet.*) — Auch mit Herrn von Rumohr knüpfte sich eine dauernde Verbindung. Noch in spätem Alter gedachte dieser mit freudiger und dankbarer Empfindung der angenehmen und lehrreichen Abende, die er in Wilhelm Humboldt's Hause verbracht, so wie der Liebenswürdigkeit der Dame, die dort die Honneurs machte.**) — Es war dies auch das Jahr, wo die neuromantische Richtung der Deutschen in Rom einrückte, und zwar durch Tieck und Schlegel gleich in so mächtiger Vertretung, daß die Wirkung in dieser Kunststadt nicht ausbleiben konnte. Ja die Riepenhausen blieben für immer in Rom, und sie waren es, die die Propaganda der neuen Schule bildeten und an die sich bald eine noch bedeutendere Genossenschaft reihte.

Die traurigen Vorgänge in der Heimath trieben Manchen von Rom zurück, während sie andere dorthin lenkten. Ich begnüge mich jedoch von den späteren Gästen nur die Gebrüder Alexander und Gustav von Rennenkampff, den jungen, geistvollen und gelehrten Philologen Welcker (Zoëga's Biographen), der im Jahr 1808 nach Rom kam,

*) A. W. Schlegel's Elegie Rom erschien schon im J. 1805 zu Berlin; die Humboldt'sche gab Alexander ebendaselbst, aber erst im folgenden Jahre in Druck.

**) A. a. O. S. 120–21. Vgl. Allg. Zeitung, 4. Nov. 1843.

endlich einen geistvollen Franzosen, P. L. Courier, der während des Feldzuges nach Neapel Rom besuchte, anzuführen. Die beiden Rennenkampff, zwei junge, liebenswerthe Liefländer, auch durch Geist hervorstrahlend und durch ein langes Reiseleben gebildet, wurden dem Humboldt'schen Hause sehr verbunden; ja der Eine von ihnen sollte, wenn wir recht berichtet wurden, in ein noch viel innigeres Verhältniß zur Familie treten.[10]) —

---

Da wir einmal P. L. Courier genannt haben, so sei es vergönnt, die interessante Berührung, die zwischen ihm und Humboldt Statt fand, gleich weiter zu verfolgen. Courier war einer der ausgezeichnetsten Franzosen seiner Zeit, gelehrt wie ein Deutscher, ein Mann, der des Griechischen wie Wenige kundig war und seine Alten sogar im Feldlager mit sich führte, ein vortrefflicher Schriftsteller, der uns in der Sammlung seiner feinen und geistvollen Briefe, seinem Vaterlande in musterhaften, volksthümlich politischen Flugblättern fortlebt, dabei ein edler, unabhängiger Charakter, der unter der Napoleonischen Herrschaft seines Freimuths wegen viel verfolgt wurde und nachmals die Albernheit der bourbonischen Regierung mit allen Waffen seines großen Talentes geißelte.

In vielfacher Richtung war Courier ein Geistesverwandter unseres Humboldt. Er gehörte dem Kreise strebender Alterthumsforscher an, mit welchem, wie wir sahen, dieser schon zu Paris in engere Verbindung gekommen war.[1]) Courier aber ward ihm persönlich wohl erst jetzt, da er während des Feldzugs nach Rom kam, bekannt; aber es knüpfte sich

10) Wir besitzen von A. v. Rennenkampff (jetzt oldenburgischen Kammerherrn) „Umrisse aus einem Skizzenbuche", die in den J. 1827—28 in zwei Theilen zu Hannover erschienen sind. Dieses Buch hab' ich bis jetzt leider vergeblich gesucht.

1) Siehe oben S. 18—19.

auch gleich ein bleibendes Verhältnis zwischen beiden; und wir haben auch in der Courier'schen Briefsammlung erfreuliche Belege davon erhalten.

Kurz nachdem Humboldt Italien verlassen hatte, gab Courier den Dienst in der Armee auf, blieb aber, mit philologischen Liebhabereien beschäftigt, noch längere Zeit in Italien. In Florenz erlebte er ein seltsames Mißgeschick. Er verglich eine hoch wertvolle Handschrift der Pastoralien des Longus, in der er eine Stelle auffand, die in dem bisherigen Texte fehlte. Er schrieb sie ab, um sie in einer neuen Ausgabe bekannt zu machen, und hatte das Unglück, die Tinte zu verschütten und die eben entzifferte Stelle fast ganz zu vernichten. Der ohnehin neidische Conservator der Bibliothek, der bekannte Furia, benutzte den Unfall. Man suchte ihn für absichtlich verübt zu erklären, und es gelang nicht nur, Courier von Paris aus in politische Verfolgungen zu verwickeln, sondern es ward sogar die Confiskation der Uebersetzung sowie des griechischen Textes, den Courier hatte erscheinen lassen, betrieben. Selbst seine Pariser Freunde, Clavier, Boissonade, Coray, Silvestre de Sacy konnten nicht helfen, so daß Courier endlich, um wenigstens sein Werk nicht untergehen zu lassen, beschloß, es nach Deutschland zu verbreiten und dort im Nothfall wieder drucken zu lassen. Hiezu konnte ihm Niemand behülflicher sein, als Humboldt, und es gab ihm dies zugleich einen neuen Anlaß, die ihm so werthe Verbindung zu pflegen.

Eben am 3. Dez. 1809 schrieb er von Florenz aus an Akerblad nach Rom: „On me dit que madame de Humboldt est encore à Rome, et que vous habitez tous deux la même maison. Présentez-lui, je vous prie, mon très humble respect. M. de Humboldt n'est il pas à présent en Prusse? Donnez-moi bientôt de leurs nouvelles et des vôtres.

Im nächsten Frühjahr sendete er von Tivoli aus die

Ueberſetzung des Longus an Humboldt, welcher inzwiſchen in Berlin an die Spitze der Unterrichtsangelegenheiten getreten war und Brief und Buch jetzt durch die Vermittlung ſeiner noch in Rom weilenden Gattin empfing. Cuvier's Schreiben iſt vom 16. Mai 1810 und zu werthvoll, als daß wir uns die Freude verſagen könnten, es hier aufzunehmen. Es heißt:

„Madame de Humboldt veut bien se charger, monsieur, d'une petite brochure qui, en sortant de la presse, vous était destinée, mais que je n'ai pu, faute d'occasion, vous faire parvenir plus tôt. J'ai eu le bonheur de trouver un manuscrit complet de Longus, dont le roman, fort célèbre, et tant de fois imprimé dans toutes les langues, était défiguré par une grande lacune au milieu du premier livre; et en traduisant ce qui manquait dans les éditions, j'ai corrigé par occasion la vieille version d'Amyot. C'est là ce que je vous prie d'agréer, en attendant le texte que j'aurai l'honneur de vous offrir bientôt.

„J'ai appris par la voix publique, avec une joie extrême, le fort emploi dont le roi vous a nouvellement honoré. Cette justice que vous rend Sa Majesté n'étonne point de la part d'un prince accoutumé à distinguer et récompenser le mérite. Tout le mal que j'y trouve, c'est que cela m'ôte l'espoir de vous revoir de sitôt en France ni en Italie; mais aussi, dans le vieux projet que je nourris depuis long-temps d'aller à Berlin, je me promets à présent un plaisir de plus, celui de vous y voir placé comme vous le méritez.

„J'ai quitté le service, et, usant de ma liberté, je vous dis à peu près comme un cheval qui a rompu son lien, fort content de mon sort, je vous assure, et n'ayant guère à me plaindre que de madame de Humboldt, qui part de Rome quand j'y arrive et quitte Naples justement quand je me dispose à y aller. J'en suis de fort mauvaise humeur, et ne me console que par cette idée, dont je me flatte toujours, de vous revoir l'un et l'autre dans votre patrie.

„Je n'ai pu faire usage à Paris de la lettre que j'avais de vous pour M. votre frère. Imaginez, monsieur, que depuis que je vous laissai à Rome, il y a deux ans, j'ai entrevu Paris deux fois

cens pour ainsi dire y poser le pied. Je n'y suis pas resté en tout plus de cinq ou six jours; et quelque empressé que je fusse de faire une si belle connaissance, je n'en pus trouver le moment: aussi n'était-ce pas un homme à voir en courant. J'ai donc mieux aimé garder votre lettre comme un titre qui m'autorise à espérer de lui quelque jour la même bonté dont vous m'honorez. C'est pour moi un droit bien précieux, et que je ne céderais en vérité à qui que ce fût."

Bald darnach traten die Verfolgungen ein, von denen wir eben geſprochen. Er klagt darüber in einem Schreiben an Clavier nach Paris, Rom 13 Oct. 1810, hofft aber noch, daß die Maßnahmen ſeiner Gegner vereitelt und ſeine Ausgabe des Longus erhalten werden würde. Il en a, ſagt er, heureusement huit ou dix exemplaires dans différentes mains, et voilà madame de Humboldt, qui en emporte un en Allemagne, où il sera réimprimé. Die von den Gegnern betriebene Confiskation des Werkes ward aber doch nicht durchgeſetzt [2]) —

Courier iſt auch darum für uns eine ſo intereſſante Erſcheinung, weil er unter ſeinen Landsleuten einer der Erſten war, die den Ernſt und die Tiefe unſerer Nation beſſer zu würdigen und auf unſern Sinn und Geiſt einzugehen verſtanden — ein würdiger Genoſſe der Frau von Staël.

---

Wenn aber dennoch die Sehnſucht nach ſeinen alten Freunden oft lebhaft in Humboldt erwachen mußte, ſo war ihm der briefliche Verkehr mit ihnen kaum ein um ſo größeres Labſal. Wir ſahen, wie er mit Wolf und Frau von Wol-

2) Dieſe Mittheilungen finden ſich in den Oeuvres complètes de P. L. Courier. Nouvelle édition, précédée d'un essai sur la vie et les écrits de l'auteur, par Armand Carrel. Paris 1834, T. III, p. 281, 301—4, 326. Obiges Schreiben an W. v. H. iſt nach Wien adreſſirt. Wenn dies nicht ein Irrthum iſt, ſo können wir es nur für einen ſpäteren Zuſatz halten. Frau von Humboldt nahm die Sendung vielleicht erſt im Herbſt mit ſich nach Wien, wohin unterdeſſen Humboldt als preußiſcher Geſandter gegangen war.

zogen in Verbindung blieb; wir wissen es ferner von Gentz, der nun in Wien war,[1] von Schütz in Jena,[2] von Alexander, seinem Bruder, versteht es sich von selbst. Auch mit Frau von Staël pflog er brieflichen Verkehr, am liebsten aber mit seinen alten Geistesgenossen, Göthe und Schiller, die ihrerseits nicht weniger Eifer zeigten, sich dieses erprobten Freundes zu versichern. Hiebei war ihnen der Buchhändler Cotta in Tübingen nach Kräften behülflich, ein Mann, dessen Geist und Betriebsamkeit nach so vielen Seiten thätig war, und der überall, besonders auch in Rom, wo er manchen jungen Künstler stützte, einen Humboldt gar wohl für seine Zwecke brauchen konnte.

„An Humboldt habe ich einen langen Brief abgelassen," meldet Göthe schon 26. Jan. 1803 an Schiller. Schiller und Göthe ermangeln nicht, Nachricht von dem Stande deutscher Kunst und Wissenschaft zu geben, die, so sehr H. sich es angelegen sein ließ, sie zu erhalten, ihm auf dem gewöhnlichen Wege doch immer später zukamen.[3] Nicht blos von ihren eigenen Arbeiten und Vorhaben, sondern zugleich von den Vor- und Rückschritten der Zeit, namentlich der nächsten Umgebungen, z. B. von dem neueren Zustande Jena's, unterrichteten sie den Genossen, während dieser die grossen Eindrücke seines römischen Lebens über die Alpen sendete. Es fehlt auch nicht an kleinen Freundesdiensten, die sie einander leisten. Göthe läßt für den Fernen Auszüge aus Schlegel's Europa machen;[4] Humboldt sendet dafür Spaniol von Lecce, womit Göthe seinen Zelter erfreuen will.[5] Als Göthe die Nachricht erhielt, daß Humboldt seinen ältesten Sohn ver-

1) Schriften von Gentz, herausgeg. von Schlesier, V. 31.
2) Briefwechsel von Schütz, herausgeg. von K. J. Schütz, I. 118.
3) H. an Sch., 22. Okt. 1803.
4) G. an Sch., 15. März 1803.
5) Briefw. zw. Göthe und Zelter, I. 150.

loren, war er gleich bedacht, etwas Freundliches an den Verwundeten abgeben zu laſſen und wollte ihm ſein neueſtes Werk, die „natürliche Tochter", gleich nach Vollendung des Einzelnen ſtückweis überſenden. Da fällt ihm jedoch bei, daß eben auch der Verluſt eines Kindes Gegenſtand dieſer Dichtung ſei. „Soll man hoffen," fragt er Schillern (17. Sept. 1803), „durch die nachgeahmten Schmerzen die wahren zu lindern, oder ſoll man ſich vor dem ſtoffartigen Eindruck fürchten?" Schiller meinte, er ſolle es Cotta überlaſſen, der das Werk ohnehin an Humboldt ſenden wolle, und ihn etwa noch beſonders damit beauftragen. Dann ſei der Verluſt ſo neu nicht mehr und das Werk des Dichters werde dann eher eine gute als ſchlimme Wirkung thun. — Auch durch Perſonen, die aus Italien rückkehrten oder zum Beſuch einſprachen, kamen ihnen Nachrichten von dem römiſchen Freunde zu. Riemer und Fernow gingen unmittelbar in den Göthe'ſchen Kreis über. Im Frühling 1804, wo Frau von Humboldt nach Deutſchland kam, meldet Schiller ihren Begleiter, den Dr. Kohlrauſch, bei Göthe an. „Er wird Ihnen von Humboldt und italieniſchen Sachen erzählen." (10. Mai 1804.)

Während der Briefwechſel zwiſchen Humboldt und Göthe uns hier noch eine reiche Nachleſe verſpricht, iſt der mit Schiller ſchon längſt in unſern Händen, und wir können den Leſer über manche Einzelheit auf dieſe Quelle zurückweiſen. Faſt jedes Jahr konnte Schiller, der jetzt auf der Höhe ſeiner Kraft ſtand, eine reife Frucht vom Baum ſchütteln und den alten Genoſſen mitten in Italiens Reizen mit dieſen heimathlichen Früchten beglücken. Welche Freude für Humboldt, den herrlichen Dichter ſo von Stufe zu Stufe emporſchreiten, ſo alle Erwartungen erfüllen, ſo ſein höchſtes Ziel erklimmen zu ſehen! Kaum, daß Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans erſchienen waren, ſendete Schiller ſchon die Braut von Meſſina nach Rom, und meldet ſofort

den Plan des Tell. Auch kleinere Stücke, wie das unvergleichliche „Siegesfest" — diese wunderbare Verschmelzung moderner Ideen mit antiken Anschauungen — ferner die „Huldigung der Künste" versäumte der Dichter nicht, an einen Freund und Kenner wie Humboldt zu senden, und bei jeder Veranlassung zugleich seine Motive und leitenden Gedanken, wie er es ehedem gethan, beizufügen. Die Art aber, wie er dies jetzt that, mußte für den in Rom in seinen Kunstansichten unablässig Fortgeschrittenen ein eben so hoher Genuß, wie die Dichtungen selbst sein. Beide Männer hatten der bloßen Spekulation, der sie freilich den festen Boden dankten, fast ganz abgesagt, und wandelten frei in den heitern Regionen des Anschauens und Vollbringens.

Beide empfanden dabei auf's schmerzlichste die Entfernung, in der sie jetzt lebten; und wahrhaft rührend ist es, ihre Geständnisse hierüber zu lesen. Schiller besonders scheint mit jedem Jahr den Verlust, den er durch Humboldt's Scheiden erlitten, tiefer empfunden zu haben. „Es ist eigen," schreibt er ihm (17. Febr. 1803), „wie wir seit dem Jahre 1794 und 1795, wo wir in Jena zusammen philosophirten, und uns durch eine Geistesreibung elektrisirten, aus einander verschlagen worden sind: jene Zeiten werden mir ewig unvergeßlich sein, und ob ich mich gleich in dieser Zeit in die erfreulichere poetische Thätigkeit versetzt habe, und mich im Ganzen auch körperlich gesünder fühle, so kann ich Ihnen doch versichern, theurer Freund, daß Sie mir fehlen, und daß ich mich aus Mangel einer solchen Geistesberührung, als damals zwischen uns war, um so viel älter geworden fühle." Und Humboldt antwortet (22. Okt.): „Bleiben Sie mir, mein Lieber, Guter, was Sie mir sind, und glauben Sie gewiß, daß, welche Entfernung uns auch immer trennen mag, mein Interesse Ihnen ewig gleich nahe ist, und daß das Kleinste in Ihrer Beschäftigung mehr Wichtigkeit für mich hat, als Alles, was

ich unternehmen könnte.“ Aber Schiller wußte das auch zu schätzen und dachte auch jetzt bei allem, was er unternahm, insonderlich Humboldt zu genügen. Er vergaß es diesem nie, daß er ihn einst den modernsten aller neuen Dichter genannt.[6]) Und noch einen Monat vor seinem Tode (2. Apr. 1805) schrieb er an ihn: „Ist es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nicht eine Zeile gesagt, so kommt es mir doch vor, als ob unsere Geister immer zusammenhingen, und es macht mir Freude, zu denken, daß ich mich auch nach dem längsten Stillschweigen mit gleichem Vertrauen, wie da, wie wir noch zusammenlebten, an Ihr Herz legen kann. Für unser Einverständniß sind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so sehr zerstreuen, und der meinige mich nicht so sehr vereinseitigen und beschränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen sollten. Und am Ende sind wir ja beide Idealisten, und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge.“ Indem er zugleich Humboldt's Meinung über den Tell fordert, setzt er hinzu: „Bei allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir so oft in der Wirklichkeit waren, sind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subjekt herauszukommen, mir selbst gegenüberzustellen versuche, so geschieht es gerne in Ihrer Person und aus Ihrer Seele.“

Dies war Schillers letzter Brief, und dieser frühe Tod raubt uns zugleich Humboldt's Beurtheilung des Tell. Er würde sie eben so ausführlich gegeben haben, als vorher über die Braut von Messina. Wir haben des wohl zu ungemessenen Beifalls, mit welchem er diese Tragödie im Allgemeinen begrüßt, in früherem Zusammenhange erwähnt.[7]) So blind

6) Siehe Brief vom 17. Febr. 1803.

7) Siehe Th. I. S. 331–37.

war Humboldt jedoch nicht für die Lichtseite des Werkes eingenommen, daß er alle Fehler desselben darüber vergessen hätte. Er unterwarf namentlich das große Wagniß des Dichters, den Chor in unsere Tragödie zurückzuführen, einer eben so scharfen als liebevollen Kritik. Indem er den Geist der Schiller'schen Behandlung vollgültig anerkennt, und auch die Theilung des Chors in zwei Hälften für vortrefflich erklärt, tadelt er doch, daß es Schillern gefallen, diese Chöre mitwirkend und selbstthätig in der Handlung Partei nehmen zu lassen, wodurch dieselben an Würde verlören und ihre Wirkung selber vernichteten.“) Die tüchtigsten neuern Kritiker haben die Richtigkeit dieses Urtheils nur bestätigt.“)

Nicht mindere Theilnahme bewiesen sich beide Männer in allem, was ihnen persönlich begegnete. Wie Schiller Humboldten beim Tode seines Sohnes aufrichtete, haben wir gesehen, aber auch dieser verlor das Wohl des Freundes nicht aus dem Auge und, wie er ihn glücklich pries auf der Höhe seines Dichterwirkens, so sah er mit Freude dessen häusliche und bürgerliche Verhältnisse zunehmend gedeihen. Schiller gab in seinen Briefen getreuliche Nachricht über sein Leben und seine Umstände, er spricht offen über alles, und das eine Mal, da er geadelt worden, thut er es in Worten, die für Beide gleich charakteristisch scheinen. „Sie werden gelacht haben,“ sagt er, „da Sie von unserer Standeserhöhung hörten; es war ein Einfall von unserem Herzog, und da es geschehen ist, so kann ich es um der Lolo [der Gattin] und der Kinder willen mir auch gefallen lassen.“ (17. Febr. 1803.)

Je weniger die rastlose Thätigkeit des Dichters das

---

8) Briefw. zw. Sch. und W. v. H. S. 465–73.

9) Vergl. Hoffmeister, Schiller's Leben ꝛc. V. 100. 104. 105–8. Gervinus, neuere Geschichte der deutschen National-Litt. (1. Ausg.) Th. I. S. 366.

ſchnelle Ende erwarten ließ, um ſo erſchütternder wirkte die Todesnachricht auf Humboldt. Sie kam etwa in der Mitte Juni 1805 nach Rom. Humboldt hat ſeine Empfindungen über Schiller's frühen Tod ſpäter auch öffentlich ausgeſprochen;[10]) aber noch rührender that er es ſogleich in den Briefen an ſeine Freunde, wo es ihm ja vergönnt war, zugleich ſeinen eigenen Schmerz austönen zu laſſen. Den 20. Juli (1805) ſchreibt er an Wolf: „Sie ſchreiben mir viel von Göthe, was mich herzlich freut, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch ſahen, oder nach ſeinem Tode in Weimar waren. Mich hat ſein Tod unendlich niedergeſchlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichſten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein ſo rein intellektuelles Genie, ſo zu allem Höchſten in Dichtkunſt und Philoſophie ewig aufgelegt, von ſo ununterbrochen edlem und ſanftem Ernſt, von ſo parteilosgerechter Beurtheilung, wird eben ſo wenig in langer Zeit wieder aufſtehn, als eine ſolche Kunſt im Schreiben und Reden. Sie, der Sie ihn oft und gern ſahen, theurer Freund, fühlen das gewiß gleich ſtark mit mir.“[11])

Und an Göthe ſchrieb er um eben dieſe Zeit:[12]) „Ich freute mich kaum Ihres Briefes, mein innig geliebter Freund, als ich durch Fernow die ſchreckliche Nachricht von Schiller's Tode empfing. Nichts hat mich je gleich ſtark erſchüttert. Es iſt das erſte Mal, daß ich einen erprüften Freund, mit dem ſich durch Jahre des Zuſammenſeins Gedanken und Empfindungen innig vermiſcht hatten, verliere, und ich fühle jetzt die Trennung, die Entfernung, in der wir in den letzten

10) Vergl. die ſchönen Worte in der Vorerinnerung zum Briefw. S. 83—84.

11) Bei Varnhagen von Enſe, Denkw. und verm. Schr. 2. Ausg. V. 158.

12) Dieſes Bruchſtück theilte Fr. von Müller bei Beurtheilung von Humboldt's Werken, Th. I. II. mit, in der Neuen Jenaiſchen Literaturzeitung, 1843, Nr. 1. 2.

Jahren lebten, noch schrecklicher. Seinen letzten Brief schrieb er mir im September 1803 über meines Wilhelm's Tod.[13]) Er war über meinen Schmerz sehr bewegt; das, was er darin wünscht und hofft, ist in Erfüllung gegangen. Er ist hingeschieden, ohne selbst einen von denen, die ihm zunächst lieb waren, verloren zu haben. Seine schwächliche Constitution, sagt er, lasse es ihn hoffen. Wär' er selbst nur uns nicht so früh entrissen worden! Jetzt denke ich oft, er hätte die letzten Jahre seines Lebens hier zubringen sollen. Rom würde einen großen Eindruck auf ihn gemacht haben, er hätte das mit sich hinüber genommen. Er hätte sich auch vielleicht länger erhalten; der strenge Winter scheint ihm doch verderblich gewesen zu sein, vielleicht auch die ewige Anstrengung, die nachgelassen, oder doch mild gewirkt hätte, wenn er seinen äußern Sinn durch große Umgebungen getragen, seine Einbildungskraft durch eine ihm würdigere Natur um sich her unterstützt gefühlt hätte. Wie einsam Sie sich fühlen müssen, kann ich mir denken, und dennoch beneide ich Sie unendlich. Sie können doch sich noch die Worte seiner letzten Tage zurückrufen; mir ist er wie ein Schatten entflohen, und ich muß Alles, was ihn mir lebhaft zurückruft, aus einer dunkeln Ferne mühsam herbeiholen. Wie oft ist es mir eingefallen, daß der Mensch sich leichtsinnig trennt, zerreißt, was ihn beglückt, und muthwillig nach dem Neuen hascht. Wenn die wahre Ungewißheit des menschlichen Schicksals dem Menschen so lebendig vor Augen stände, als sie es sollte, würde kein Mensch von Gefühl je sich entschließen, die Spanne Landes zu verlassen, auf der er zuerst Freunde umarmte."

13) Sonach hatte H. den letzten Brief des Freundes (v. 2. Apr. 1803) noch nicht erhalten.

Nun iſt es an der Zeit, auch ein Wort von dem zu hören, was Humboldt während ſeines römiſchen Aufenthalts geiſtig hervorrief und was früher oder ſpäter hievon an's Licht gefördert worden. Rom wirkte auf ſein produktives Talent nur günſtig. Und wenn ihn auch das Studium des Ortes, wie er ſelbſt ſagt, nicht wenig von eigenen Schöpfungen abhielt; wenn er ſich und die Seinen oft im Scherz das Volk nannte, „das mit Spazieren den Tag lebt," wenn endlich auch ſeine amtlichen Beſchäftigungen einen Theil ſeiner Zeit in Anſpruch nahmen, und bald das anſchauende Genießen des Großen und Schönen um ihn, bald der geſellige Strom ihn forttrug, ſo muß man doch dies Alles im Sinne eines Mannes auffaſſen, der ſich von Jugend auf zur raſtloſeſten Thätigkeit und gewiſſenhafteſten Zeitanwendung gewöhnt hatte, der in geſtohlenen Stunden mehr vollbrachte, als Andere ein Leben hindurch, und dem es ſpäter, ſelbſt in dem tollſten Strudel der Geſchäfte und Zerſtreuungen und im Andrang der ſchwierigſten Arbeiten, noch möglich ward, ſeine Lieblingsneigungen zu pflegen. Wie viel mehr konnte er dies, da er in Rom war, und ſo viel Muſe hatte, ſich ſelber zu leben, in einer Umgebung, die ihn ſo anregte, ſo ſtimmte, wo nichts vorhanden war, was ihn, wie in den letzten Jahren vorher zu Paris und Berlin, oft abgeſtumpft und gedrückt hatte! Hier fühlte er ſich fruchtbarer an Ideen, und wenn er auch wenig vollendete, ſo war er doch in der glücklichen Stimmung zur Produktion,[1]) ja ſelbſt der eigentlich ſchöpferiſche, der poetiſche Geiſt entzündete ſich mehr und mehr, von dem noch in den Jenaer Tagen kaum eine Spur vorhanden ſchien.

Wir beſitzen von Humboldt zwei größere, didaktiſch lyriſche Dichtungen, die während des römiſchen Aufenthalts entſtanden: die Elegie Rom, die wir ſchon oben gewürdigt

1) Vergl. Briefw. zw. Sch. u. W. v. S. 464. 480–82.

(S. 73—75) und das bisher nur flüchtig erwähnte Gedicht: An Alexander von Humboldt (Albano, im September 1808), welches erst nach des Verfassers Tod von dem Gefeierten veröffentlicht worden ist.[2]) Es war ein Gegengeschenk, das Wilhelm darbrachte, auf die gewaltigen Schilderungen, welche der Bruder nach seiner Rückkehr, mündlich und in den damals eben erschienenen „Ansichten der Natur",[3]) entworfen hatte.[4]) Diese Erstlingsfrucht der Reise war ihm von Alexander persönlich gewidmet worden. Das Gedicht wirft den empfangenen Eindruck zurück; es versetzt uns in die Mitte jener großen und wilden Natur, mitten in die Unentwickeltheit, aber auch mitten in die Hoffnungen der neuen Welt; es stellt die Armuth, aber auch die Größe der alten gegenüber, hält das Beispiel der Pelasger und Hellenen den Indianern entgegen und steigt zur Enthüllung großer Gesetze des geschichtlichen Lebens hinauf. Gehalt und Form reihen dieses Gedicht den beiden früheren, der Elegie an den Knaben und dem auf Rom, an. Hier wie dort finden wir die Dichtung mit der Philosophie der Geschichte im Bund, beinahe wie in Schiller's „Culturdichtungen", nur daß die Humboldt'schen von einer mehr persönlichen Veranlassung ausgehen und darum auch dem persönlichen Gefühle und der Begeisterung mehr Raum lassen, wogegen sie allerdings in Genialität und Vollendung zurückstehen. Die äußere Form ist diesmal die schwungvolle Canzone, der Styl der der Ode. Es ist ein schönes Denkmal brüderlicher Liebe, von dessen Geist hier nur die Schlußstrophe zeugen möge. Da ruft er zu:

2) Ges. W. I. 361—78.

3) A. v. Humboldt's „Ansichten der Natur" erschienen: Tübingen (bei Cotta) 1808, verbessert und vermehrt im J. 1826.

4) Ueberhaupt begleitete Wilhelm die Studien seines Bruders fortdauernd durch Uebung und Antheil. So stellt Alexander einmal in seiner und Bonpland's Reise (deutsche Ausg. I. 61) eine Reihe Breite- und Temperaturmessungen zusammen. Bei Rom setzt er den Namen: W. v. Humboldt als Gewährsmann hinzu.

Glücklich biſt Du gekehrt zur Heimatherde,
Vom fernen Land und Orinoco's Wogen.
O! wenn — die Liebe ſpricht es zitternd aus —
Dich andren Welttheils Küſte reizt, ſo werde
Dir gleiche Huld gewährt, und gleich gewogen
Führe das Schickſal Dich zum Vaterherde,
Die Stirn von neu errungnem Kranz umzogen.
Mir genügt, im Kreis der Lieb', im ſtillen Haus,
Daß mir den Sohn zum Ruhm Dein Name wecke,
Mich einſt Ein Grab mit ſeinen Brüdern decke.
Geh' jetzt, o Lied! dem Theuren anzuſagen,
Daß von Albano's Hügeln
Schüchtern zu ihm ſich dieſe Töne wagen.
Empor ihn werden feiernd Andr' einſt tragen
Auf höhrer Dichtung Flügeln. —

Was Humboldt's ſonſtige Thätigkeit betrifft, ſo iſt das Hauptſächlichſte davon berührt in einem Schreiben, das A. W. Schlegel unter der Aufſchrift: „Artiſtiſche und literariſche Nachrichten aus Rom," im Frühling 1805 an Göthe richtete. [5]) Es heißt darin unter anderm: „Hr. von Humboldt, der preußiſche Miniſter am päbſtlichen Hofe, hat eine Ueberſetzung vom Agamemnon des Aeſchylus in Verſen vollendet, und zwar, was nicht lyriſch iſt, die Trimeter, Anapäſte und trochäiſchen Tetrameter, genau im Sylbenmaße des Originals, alles mit großer Treue und in einer dem Kothurn des alten Tragikers gewachſenen Sprache. Die Mittheilung dieſer Ueberſetzung im Druck würde um ſo willkommener ſein, da wir bis jetzt nur die Stolberg'ſche haben, die weder in den Formen noch dem Geiſte nach ſtrenge zu nennen iſt. Hr. von Humboldt fährt außerdem fort, ſich mit Sprachunterſuchungen über das Biscaviſche und den Urſprung und die Verwandtſchaft der europäiſchen Sprachen überhaupt zu beſchäftigen. Möchte er ſich entſchließen, etwas über das

5) Dieſes Schreiben von Schlegel wurde zuerſt im Intelligenzblatt der Jenaiſchen Allg. Lit. Zeitung, 23 — 28. Okt. 1805 veröffentlicht.

alte Rom zu geben, von deſſen Ueberreſten er in den wenigen Jahren ſeines Aufenthalts ein genauer Kenner geworden iſt; eine ſolche Schrift, nicht ſowohl vom antiquariſchen, als weltgeſchichtlichen und philoſophiſchen Standpunkte abgefaßt, müßte ſehr intereſſant werden."

Die Ueberſetzung des Agamemnon, mit der wir Humboldt ſchon in Jena ſo ernſtlich beſchäftigt ſahen, hatte er im Sommer 1804 zu Albano ganz von Neuem vorgenommen, und in Einem Stücke vollendet. Schlegel, der ſchon früher lebhaften Antheil an dieſer Unternehmung zeigte, [6]) rieth jetzt zur Herausgabe. Aber noch zehn Jahre hielt H. damit zurück, ſie bis in's Kleinſte auszufeilen und zu verbeſſern. — Humboldt's Sprachſtudien erhielten namentlich durch die von Alexander mitgebrachten Schätze einen neuen Schwung. Alexander hatte auf ſeiner Reiſe, in Klöſtern und Miſſionen, mit nicht geringer Mühe eine bedeutende Zahl bisher unbekannter Sprachlehren amerikaniſcher Mundarten aufgetrieben. Zwar überließ er dieſe Sammlung für die nächſten Jahre dem wackern Vollender des Mithridates, Prof. Vater in Königsberg, ſowie Einzelnes auch Friedrich Schlegeln zu einſtweiligem Gebrauch; dann überlieferte er ſie aber gänzlich in die Hände ſeines Bruders, der nun in Stand geſetzt war, auch die neue Welt in ſeinen Studien zu umſpannen, und dieſe Sprachen gründlich zu ſtudiren. Auch vermehrte Wilhelm ſelbſt dieſe Sammlung amerikaniſcher Sprachlehren und Wörterbücher noch zu Rom mit neuen Schätzen. Er gelangte unter andern in den Beſitz von vierzehn Handſchriften, die nach Manuſkripten des Abbé Hervas und der römiſchen Propaganda copirt wurden. [7])

6) Siehe Th. I. S. 144.

7) Siehe A. v. Humboldt's u. Bonpland's Reiſe (deutſche Ausg.) I. (1815). S. 28. II. (1818). S. 215. 256 — 7. Vergl. auch oben S. 50.

Humboldt's Verdienſten wurden jetzt auch von verſchiedenen Seiten die gebührende Anerkennung zu Theil. F. A. Wolf bezeichnete im J. 1807 in ſeiner Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft ihn öffentlich als denjenigen, in deſſen Geſellſchaft er zu dieſer tieferen Begründung ſeines Faches gelangt ſei; zugleich gab er einige Auszüge aus den früheſten Mittheilungen dieſes Genoſſen als Beleg. [1]) — Die k. Societät der Wiſſenſchaft zu Göttingen ernannte im Jahr 1803 Humboldt, gleichzeitig mit ſeinem Bruder, zum auswärtigen Mitglied ihrer hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe. [2]) Dann wurde er von der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin in der Sitzung vom 4. Aug. 1808 unter die correſpondirenden Mitglieder aufgenommen.

Auch der Staat würdigte ſeine Dienſte. Nachdem er durch Cabinetsordre vom 15. Mai 1802 zum Reſidenten in Rom ernannt, ihm auch unterm 10. Aug. deſſelben Jahres der Kammerherrnſchlüſſel verliehen worden war — ſein Creditiv erhielt er am 21. deſſelben Monats — wurde ihm durch Cabinetsreſcript vom 30. März 1805 der Titel eines Miniſter-Reſidenten beigelegt (ohne daß ihm deshalb ein neues Creditiv ertheilt worden wäre) und ſchon durch Cabinetsordre vom 10. April 1806 ward er zum bevollmächtigten Miniſter in Rom ernannt.

---

Humboldt hatte ſich während eines ſechsjährigen Aufenthalts ſo an dieſen Ort gewöhnt, daß er nie mehr dauernd in ſeine Heimath zurückzukehren glaubte. [1]) Und gewiß würde

---

1) Siehe Th. I. 218–20.

2) Verſuch einer akad. Gelehrtengeſchichte von der Georg-Auguſtsuniverſität von Göttingen (fortgeſetzt von Saalfeld), Th. III. S. 504.

1) Geſ. W. I. 395.

er damals gerne noch eine Reihe Jahre daselbst geblieben sein, wäre nicht die schreckliche, vielleicht lange schon von ihm gefürchtete Katastrophe plötzlich über sein Vaterland, Preußen, hereingebrochen, und er in Folge derselben zu höherer Wirksamkeit im Staate berufen worden.

Frankreich war unter der Kaiserregierung zusehends mächtiger und übermüthiger geworden. Wenn auch nur aus der Ferne, hallte der Kriegsdonner doch auch in der alten Roma wieder. Oesterreichs Niederlage im J. 1805 war traurig genug, und jedem Deutschen zu schlimmen Betrachtungen Stoff gebend. Auch Italien ward von Neuem bedrängt, die Franzosen zogen gegen Neapel, und wenn auch die Neutralität der Stadt Rom einige Zeit noch geschont wurde, so ließ doch alles den baldigen Umsturz auch des römischen Staates voraussehen. Noch immer stand aber Preußen aufrecht, freilich in beklagenswerther Stellung. Abermals war es von dem gemeinsamen Kampfe zurückgeblieben; es ließ sich noch Hannover als verhängnißvolle Beute von Frankreich zuwerfen, das dann wieder heimlich dem alten Besitzer angetragen wurde, damit Preußen, überallhin verstrickt, dem ungleichsten Kampfe nicht mehr ausweichen könne. Mit einem Schlage ward die alte preußische Herrlichkeit zertrümmert; alle Bollwerke des Reiches fielen in Feindes Hand, und nur an den äußersten Gränzen fand man so viel Besinnung wieder, um wenigstens für die Existenz zu kämpfen. Es galt, um jeden Preis den Frieden zu erkaufen, und dann den Verlust der äußern Macht und Größe durch Belebung und Verjüngung der innern Kräfte zu ersetzen. Es galt vor allem, sich nach den Mitteln umzusehen, durch die man diese Verjüngung bewerkstelligte, und den wankenden Thron mit dem, was sich von Charakter, Geist und Thatkraft irgend auffinden ließ, zu stützen.

Mit welchen Gefühlen mag Humboldt diesen Ereignissen

gefolgt, mit welcher Angst des Ausgangs gebarrt haben! Traf endlich auch die Friedensnachricht ein, so war doch das glückliche Dasein, das er bisher genossen, mit dem Jammer des Vaterlandes unwiederbringlich gestört; selbst die Besitzthümer des Einzelnen waren mehr oder weniger gefährdet [2]); und auch im Kirchenstaat sah alles täglich drohender aus. Humboldt beschloß, jetzt Rom und seine Familie auf einige Zeit zu verlassen, und in Urlaub nach Deutschland zu gehen. Nachdem er im Herbst 1808 noch die genußreichsten Tage zu Albano verlebt, schied er Mitte Oktober desselben Jahres von Rom [3]), ohne zu ahnen, daß er nie wieder dorthin zurückkehren werde. Nur seinen jetzt zwölfjährigen Sohn Theodor nahm er mit, vermuthlich schon in der Absicht, ihn einer heimathlichen Erziehungsanstalt zu übergeben.

Von seiner Rückreise wissen wir wenig. Er berührte München und Landshut; sah Fritz Jacobi wieder und lernte Savigny, wahrscheinlich auch Schelling zuerst kennen. Auch sah er dort einen liebenswürdigen Zugvogel, die junge Bettina Brentano, die damals mitten in ihrer heißen Correspondenz mit Göthe begriffen war. Auch Göthe'n sah Humboldt kurz darnach. Kein Wunder, daß seiner in dem Briefwechsel Göthe's mit einem Kinde gedacht wurde.

„Andre Menschen," schreibt Bettina Anfang des Jahres 1809 ihrem großen Geliebten, „andre Menschen waren glücklicher als ich, die das Jahr nicht beschließen durften, ohne Dich gesehen zu haben. Man hat mir geschrieben, wie liebreich Du die Freunde bewillkommtest." Darauf antwortet ihr Göthe, 22. Febr.: „Wilhelm Humboldt hat uns viel von Dir erzählt. Viel, das heißt oft. Er fing immer wieder von

2) Auch das Tegeler Schloßchen ward, wie es scheint, in diesen Kriegsjahren geplündert.

3) Daß Humboldt in Privatangelegenheiten nach Berlin gereis't, und bereits dahin abgegangen sei, meldete auch die Allg. Zeitung, 10. Nov. 1808.

Deiner kleinen Perſon zu reden an, ohne daß er ſo was recht Eigentliches hätte zu ſagen gehabt. Neulich war auch ein ſchlanker Architekt von Caſſel hier, auf den Du auch magſt Eindruck gemacht haben." Solche Sünden, fügte er neckend hinzu, möge ſie wohl mancherlei auf ſich haben. Sie aber will von keinem ſolchen Intereſſe wiſſen, ſie führt den Freund zu ihrem Herzen. „Hier," ſagt ſie, „ſind wir in der Vorhalle; große Stille! — kein Humboldt, — kein Architekt, — kein Hund, der bellt! — Du biſt nicht fremd, geh hin, poch an u. ſ. w." [4])

Nach dieſer kleinen Epiſode folgen wir Humboldt nach Thüringen. Seinen Schiller traf er nicht mehr, doch aber Göthe'n wieder, und den noch in rüſtiger Kraft. Er trug eben die Wahlverwandtſchaften an ſeinem Herzen. — In Weimar ſah Humboldt auch Fernow noch einmal, der leider dem Tod entgegen eilte. Die Ankunft dieſes römiſchen Gönners und die ſchönen Erinnerungen, die ſeine Erſcheinung begleiteten, warfen noch ein freundliches Streiflicht auf ſeinen Lebensabend. [5]) Schon den 4. Dez. war er todt. — Jena, das jetzt doppelt ſchmerzliche, zu berühren, konnte wenig Lockung vorhanden ſein; das nächſte Ziel ſeiner Reiſe war vielmehr Erfurt, wo noch der alte Herr von Dacheröden, ſein Schwiegervater, lebte.

In Erfurt war es, wo Humboldt den Ruf zu einer andern Wirkſamkeit und zwar von Königsberg aus, dem damaligen Sitz des Hofes und dem Ausgangspunkt der großen Neuerungen, erhielt. Unterm 15. Dez. 1808 erging von dort mittelſt Reſcript des Cabinetsminiſteriums der Immediatantrag an ihn, die Stelle eines Direktors der Sektion für den Kultus und öffentlichen Unterricht im Miniſterium des Innern

4) Göthe's Briefw. mit einem Kinde, Berlin 1835, II. 7. 24. 26.

5) Fernow's Leben von Johanna Schopenhauer, Tüb. 1810. S. 410.

zu übernehmen, indem er zugleich zum geheimen Staatsrath ernannt wurde. Diese Zuschrift, obwohl nach Berlin adressirt, gelangte zu Erfurt am 6. Januar 1809 in seine Hände. Humboldt erklärte sich, unter dem Vorbehalt des eventuellen Rücktrittes in die diplomatische Laufbahn, zur Annahme dieses Postens bereit, und es erfolgte darauf mittelst Cabinetsordre, dd. Königsberg, 20. Febr. 1809, seine definitive Ernennung für diese Stelle.

Schon vor Ausgang des Jahres erwartete man zu Berlin seine Ankunft auf den neuen Posten [6], und beim Jahreswechsel las man schon in den Zeitungen [7] von der neuen Besetzung mehrerer höchsten Staats- und Ministerposten, darunter die Erhebung des Grafen zu Dohna zum Minister des Innern und die des bisherigen Gesandten zu Rom, W. v. Humboldt, zum geheimen Staatsrath und Direktor des Departements der Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten in diesem Ministerium.

Den 12. Jan. 1809 kam Humboldt zu Berlin an, in der Absicht, alsbald nach Königsberg weiter zu gehen. Doch brachte er einige Monate mit vorläufigen Anordnungen in seinem neuen Amte hin. Seinen Sohn Theodor gab er in eine Pestalozzi'sche Lehranstalt. Das Leben selbst war traurig; das ganze Land, zumal Berlin, arbeiteten sich erst aus dem Schutt empor. Doch traf er alte und neue Bekannte, und in Ermanglung der Seinen war es ihm vergönnt, in geselligen Kreisen und im Verkehr mit Freunden, wie Wolf (der jetzt in Berlin hauste), oder mit Frauen, wie Friederike Brehmann, wie Rahel, einige Erholung zu finden. [8] Erst im April ging er nach Königsberg ab. [9] —

6) Briefw. zw. Goethe und Zelter, I. 354.

7) A. Z. 1 u. 2 Jan. 1809.

8) Vergl. Rahel's Briefe, I. 395. 418 u. besonders ihren Brief an Humboldt, dat. 28. Juni 1809.

9) Morgenblatt, 13. Febr. u. 7. April 1809 (in Correspondenzen aus Berlin): — Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius, von Dr. Alfred Nicolovius, Bonn 1841. S. 171.

Mußte es auch ſchmerzlich für ihn ſein, eine ſo ſchöne Exiſtenz, wie ſeine römiſche, zu verlaſſen, ſo rief ihn doch die Pflicht, und er ſäumte nicht, dies genußreiche Daſein dem Vaterlande zum Opfer zu bringen. Doch behielt er ſich, wohl hauptſächlich um Roms willen, den Rücktritt in die Diplomatie vor. Es war die rechte Zeit geweſen, jenen Poſten aufzugeben. Denn kaum hatte H. den Kirchenſtaat verlaſſen, ſo brach auch über dieſen die längſt befürchtete Kataſtrophe herein. Den 17. Mai 1809 verfügte Napoleon, den die Siegerlaufbahn wieder bis in's Herz Oeſterreichs geführt hatte, von Schönbrunn aus die Einverleibung des Kirchenſtaats in das franzöſiſche Reich, und ſchon am 6. Juli dieſes Jahres ward der Papſt als Gefangener von Rom abgeführt. Da ein Umſturz dieſer Art unſchwer vorauszudenken war, ſo konnte Humboldt auch ohne Rückſicht auf die Lage des Vaterlandes leichteren Herzens von Rom und der bisherigen Stellung ſcheiden. Auch erhielt er erſt 1816 in Niebuhr einen Nachfolger auf dem römiſchen Poſten.

# Fünftes Buch.

## Humboldt als Chef des Kultus und öffentlichen Unterrichts in Preußen.

### Antheil an der politischen Wiedergeburt des Staats. Auffrischung des geistigen Lebens und Reform der Erziehung. Gründung der Universität Berlin.

### 1809 bis 1810

Mit ihrem heil'gen Wetterſchlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an Einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt.

Hölderlin.

Das Unglücksjahr 1806 hatte Preußen in die bedenklichste Lage gestürzt. Längere Zeit schien selbst sein Dasein auf dem Spiel zu stehen, und jedenfalls blieb, um sich dessen zu versichern, oder gar das Verlorne zu ersetzen und eine bessere Zukunft vorzubereiten, eine gründliche Erneuerung des Geretteten unerläßlich. Denn es war nicht blos die egoistische Politik und der Mangel an Hingebung für das deutsche Gesammtinteresse, was dieses Verhängniß herbeigeführt; es war eben so sehr der Geist der Unfreiheit, der im Innern herrschte, und der ohne den gewaltigen Arm eines großen Friedrichs die nachhaltige Kraftäußerung, welche die künstliche Größe des Staats forderte, in stürmischen Zeiten unmöglich machte. In der Jugendgeschichte unseres Humboldt sind wir dem kläglichen Regiment begegnet, das auf Friedrichs Zeiten folgte. Wir sahen, wie nicht blos der Staat geschwächt, sondern — was noch schlimmer war — selbst das Volk, das ohnehin niedergehaltene, noch durch einen sittenlosen Geist entnervt wurde. Mit Friedrich Wilhelm III. trat ein besserer Geist an die Spitze. Doch dieser edle Fürst, meist noch von den Werkzeugen der vorangegangenen Regierung umringt, vermochte die Katastrophe nicht zu bannen, die die verhängnißvolle Zeit bringen sollte: ja, als wenn ihm

dieſe unter allen Umſtänden drohend erſcheine, ſuchte er ängſtlich den Anſtoß zu meiden, und gab bei den dringendſten Anläſſen zum Kampf ſeinen friedliebenden Geſinnungen Raum, die den Staat immer mehr vereinzelten, und zuletzt noch ein ſchwereres Unglück herbeiführten. Doch dieſes Unglück eben ſollte zum Heil gedeihen, weil der Kern des Volkes gut und der Wille des Fürſten edel war. Aber die ganze Richtung der Politik mußte geläutert, das Volk durch Abnahme der Feſſeln geſtärkt, der allgemeine Sinn und Charakter gehoben und erneuert werden. In der That, die Umwandlung, der es hier bedurfte, war eben ſo weſentlich eine ſittlich intellectuelle, als bürgerlich politiſche.

Noch ehe der Frieden geſchloſſen war, hatte die Erneuerung im Stillen ſchon begonnen. Man erkannte den Stand der Dinge und erſchrack nicht vor den Mitteln, die noch retten konnten. Der Hof war, mit den Trümmern des Heers und der Verwaltung, an die öſtlichſten Gränzen geflüchtet, in eine Provinz, deren geſunde Kraft höchſt wohlthätig auf die andern zurückwirken ſollte. Von Memel und nachher von Königsberg — wo ein großer Weiſer dem Lande eine freidenkende, tüchtige Generation herangebildet, — von dort gingen die großen Maßregeln der Rettung aus. Die Wogen der Oſtſee und ihre friſchen Ufer befreiten von dem Unrath, der im märkiſchen Sand ſich gehäuft hatte. Ein Fürſt, der im Unglück ſeinen Werth zeigte, dem eine ſeltne, hochherzige Frau zur Seite ſtand, wies die Fingerzeige der Rettung nicht von ſich. Man ſagt, daß auch Hardenberg, bisher der Führer der beſſern und patriotiſcheren Partei und wieder an der Spitze des Innern und Aeußern bis zum Friedensſchluß, wo er zum Austritt aus dem Dienſte genöthigt wurde, ſelbſt zu gründlichen Reformen gerathen habe: und die Maßnahmen noch vor dem Friedensſchluſſe ſcheinen dies wirklich zu beſtätigen.

Schon zu Memel ſetzte der König jene berühmte Immediatcommiſſion nieder, die ſo Folgenreiches gewirkt hat. Sie ſollte die Mittel für den Moment herbeiſchaffen, und die Veränderungen der Zukunft vorbereiten. Es waren zwei Abtheilungen, die eine für das Kriegsweſen, die andre für das Innere. Die Kriegscommiſſion beſtand aus Graf v. Lottum, v. Bronikowski, v. Gneiſenau und Grolmann, und hatte Scharnhorſt zum Chef. Die andere, für das Innere, unter dem Vorſitz des v. Klewitz, hatte den Freih. v. Altenſtein, Schön, Stägemann und Niebuhr (den kurz vor dem Kriege in preußiſche Dienſte getretnen) zu Mitgliedern. Von dieſer Commiſſion gingen die Grundlagen der neuen Ordnung aus, [1]) und es bedurfte, bei dauerndem Frieden, nur eines kräftigen Armes, um dieſe Neuerungen auch unter den drohendſten äußern Conſtellationen und den lebhafteſten Widerſprüchen im Innern durchzuſetzen.

Hierzu fand ſich glücklicherweiſe der Mann. Ein Charakter, deſſen Energie früher keinen Spielraum gefunden hatte, der jetzt aber von unſchätzbarem Werthe war — der Miniſter Freiherr von Stein. Er hatte während des Kriegs ſich auf ſeine Güter im Naſſauiſchen zurückgezogen. Von dort ward er vom König nach Memel gerufen und am 5. Okt. 1807 an die Spitze des Ganzen geſtellt. Ihm zur Seite wirkte Scharnhorſt für's Kriegsweſen; Graf von der Goltz figurirte in den auswärtigen Geſchäften. Nur ein Jahr war es Stein vergönnt, als erſter Miniſter zu walten, aber dieſe Zeit reichte hin, ſein Miniſterium unvergeßlich zu machen. Mit ſich ſelbſt mehr über das Was, als über das

1) Altenſtein begleitete den König bis Riga und entbehrte der Theilnahme. Dagegen ſollen beide Miniſter Schrötter und ein Landgerichtsrath Morgenbeſſer von namhaftem Einfluß geweſen ſein. Siehe den Brief des Herrn von Beyme bei Dorow, in deſſen Denkſchriften und Briefen, IV. B. 1840. S. 28—29.

Wie einig, war er doch gegen keine Ansicht verhärtet, von der kraftvolle Männer das Heil und die Befreiung des Vaterlandes erwarteten; vor allem aber war er wie dazu geschaffen, den ersten nachdrücklichen Stoß zu führen, und alle Hindernisse, die sich entgegen stellen wollten, zu überwältigen. In der schwierigsten äußern Lage begann er seine großen Maßregeln durchzuführen, während Scharnhorst eine neue Heermacht gründete. Nun nahm die ganze Politik eine entschieden deutsche Richtung, und auch im Innern ward das Preußenthum mehr auf deutscheren Fuß gestaltet und durch zeitgemäße Fortschritte veredelt. Stein adoptirte zunächst die von der Immediatcommission vorbereiteten Maßregeln, ergänzte und erweiterte sie durch andere, und führte so eine Umwandlung herbei, die man mit Recht eine Revolution auf Gesetzeswegen genannt hat. Die Verordnung vom 9. Okt. 1807 löste die Bande der Leibeigenschaft und des Grundeigenthums; am 19. Nov des nächsten Jahrs ward die Städteordnung gegeben, zu gleicher Zeit auch eine Reichsverfassung angekündigt, und unterm 16. Dec. 1808 erschien das Edikt, welches die gesammte Staatsverwaltung neu organisirte. Zugleich suchte man allenthalben die tüchtigsten und die geeignetsten Männer in die Geschäfte zu bringen; man fragte nur nach Charakter und Fähigkeiten, man scheute auch die freiesten, unabhängigsten Gesinnungen nicht, und öffnete dadurch immer gründlicheren Fortschritten die Thür.

Mit politischen Veränderungen war aber allein nicht geholfen. Man fühlte die Nothwendigkeit, den Staat auch von unten auf zu läutern. Hiezu bedurfte es einer entsprechenden Umgestaltung in dem preußischen Unterrichts- und Erziehungswesen, einer Belebung des Vorhandenen und neuer Schöpfungen, wo das Alte nicht mehr ausreichte, oder Lücken bemerklich worden waren. Man erkannte, daß namentlich in solcher Zeit der Staat darauf bedacht sein müsse, nicht blos

zu unterrichten, ſondern zu erziehen; daß man allen Fortſchritten des deutſchen Geiſtes und, wenn ſie dem Zweck dienen könnten, ſelbſt kühnen Neuerungen Raum geben müſſe, mit Einem Wort, daß man den Geiſt zu befreien, und zugleich den Charakter und Gemeinſinn zu erwecken und zu ſtärken habe, um dem Staate würdige Bürger und den kommenden Schickſalen eine ebenbürtigere Generation zu ſchaffen. Eben daher, das ſah man richtig, werde auch in das alte Geſchlecht und in die Verwaltung ein wohlthuender Geiſt ſtrömen.

Zwei Dinge waren es hier vorzüglich, auf die man, ſo bald der Friede geſchloſſen worden, den Blick warf: die Einführung der Peſtalozzi'ſchen Methode für den Elementarunterricht und die Gründung einer großartigen, neuen, höhern Lehranſtalt zum Erſatz der im Friedensſchluß abgetretenen Univerſität Halle. Der Gedanke, dieſe neue Anſtalt nach Berlin zu bringen, tauchte ſogleich in mehreren Köpfen auf, denn dort waren ſchon viele treffliche Anſtalten vorhanden: die Akademie der Wiſſenſchaften bot Männer dar, die bisher keinen zureichenden Wirkungskreis gehabt, und überdies hatten mehrere der tüchtigſten Lehrer von Halle und Erlangen, ſobald die Abtretung dieſer Hochſchulen entſchieden, ſich nach Berlin gewandt, um dort einer erwünſchten Thätigkeit zu harren. Früh wurde daher die Idee, in Berlin eine ſolche Anſtalt zu gründen, erörtert. Männer, wie J. v. Müller [2]) und F. A. Wolf, Fichte und Schleiermacher verfolgten den Gedanken, und unter den Staatsmännern war es der geheime Cabinetsrath Beyme, der dieſe Idee ſchon früher gehegt, deren Ausführung jetzt für eine Nothwendigkeit hielt und höchſten Orts in Vorſchlag brachte. Schon im Sept. 1807 meldete dieſer von Memel aus an Wolf: daß der König, durch eine Cabinetsordre vom 4. Sept. die Errichtung

2) Der freilich gleich nachher Preußen aufgab und in weſtphäliſche Dienſte übertrat.

einer allgemeinen Lehranſtalt in Berlin bereits beſchloſſen und ihm (Bevme'n) die Errichtung derſelben aufgetragen habe[3]) — ein Beſchluß, der noch manche Anfechtung zu beſtehen hatte, und zu deſſen Durchführung man wohl vor allen Dingen des rechten Mannes bedurfte.

Je entſchiedener man überhaupt mit Neuerungen auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts umging, und wirklich Hand an das Werk legen wollte, deſto mehr fühlte man, daß es hiebei eines Mannes bedürfe, der ſelbſt von dem geiſtigen Genius der Nation recht durchdrungen und dadurch befähigt wäre, die geiſtigen Kräfte des Landes zu leiten und zu beleben, kurz, der auf dieſem Gebiete einen Impuls geben könne, wie Stein, wie Scharnhorſt in den übrigen Verwaltungszweigen. Einen ſolchen fand man in Humboldt.

---

Schon am 26. Nov. 1808 mußte Stein, in Folge einer Unvorſichtigkeit den lauernden franzöſiſchen Behörden verdächtig und von Napoleon in die Acht erklärt, von ſeinem Poſten ſcheiden und bald darauf Preußen ſelbſt verlaſſen. Erſt nach ſeinem Austritt (16. Dec.) erſchien die Verordnung, welche die ganze Staatsverwaltung neu organiſirte, und im Weſentlichen noch unter ſeinen Auſpicien entworfen worden war. Durch dieſe Verordnung wurde das Syſtem der Fachminiſterien zum erſtenmal in Preußen mit Strenge durchgeführt. Nur bürdete man namentlich dem Miniſterium des Innern zu viel auf, indem man, wahrſcheinlich aus finanziellen Gründen, die Oberleitung der Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten damit verknüpfte. Dieſes Miniſterium zerfiel nun in ſechs verſchiedene Sektionen, denen eigene,

---

3) W. Korte, Leben und Studien F. A. Wolf's. Eſſen, 1833. II. 14—15.

verantwortliche, jedoch unter der Oberleitung des Ministers wirkende Direktoren vorgesetzt wurden. Eine dieser Sektionen war für den Kultus und öffentlichen Unterricht. Sie zerfiel wieder in zwei Abtheilungen: 1. die Abtheilung für den öffentlichen Unterricht, 2. die für den Kultus. Ersterer fielen, außer den Lehranstalten im engern Sinn, die Leitung aller höheren wissenschaftlichen und Kunstanstalten u., die der Staat unterstützte, die Akademien der Wissenschaften und Künste ꝛc., ferner die Oberaufsicht der öffentlichen Schauspiele, endlich die Censur aller Schriften nicht politischen Inhalts. Unter dieser Abtheilung stand zugleich eine wissenschaftliche Deputation für die Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts, die an die Stelle des bisherigen Oberschulcollegiums trat. Sie sollte aus den vorzüglichsten Männern in allen Unterrichtsfächern bestehen, den Einfluß der Wissenschaft auf die leitende Behörde sichern, und selbst die Prüfungsbehörde für höhere Lehramtscandidaten ꝛc. sein. — Die Abtheilung für den Kultus verwaltete die Kirchensachen, das jus circa sacra und die evangelischen Consistorialrechte in letzter Instanz; ihr war zugleich die Aufsicht über den öffentlichen Religionsunterricht zugewiesen. — Die Sektionen, ja selbst die einzelnen Abtheilungen verfügten in eigenem Namen, so daß in der hier in Rede stehenden Sektion der Dirigent mit der speciellen Leitung des öffentlichen Unterrichts nur die Ueberwachung der zweiten Abtheilung verband und bei letzterer nur in Fragen, wo höhere Staatsinteressen betheiligt waren, eine Oberleitung zu bethätigen hatte. Ganz in ähnlicher Stellung stand der Minister zum Sektionschef, als die oberste bewachende und in schwierigen Fragen entscheidende Behörde, bei der man zugleich gegen Beschlüsse der Sektionen und Abtheilungen Beschwerde führen konnte. Man sieht, diese neue Organisation gewährte den einzelnen Chefs ziemliche Freiheit; allein sie hatte doch den Uebelstand, daß sie eines Theils den

Miniſter zu einer mehr läſtigen Zwiſchenperſon machte, andren Theils aber ein ſehr inniges Einverſtändniß des Sektionschefs mit dem Miniſter ſowohl als mit dem Leiter der Kultus-Abtheilung vorausſetzte. Es ſcheint mir wahrſcheinlich, daß Stein dieſe Einrichtung getroffen, in der Abſicht, fortan mehrere Miniſterien in ſeiner Hand zu behalten, und den einzelnen Sektionsdirigenten in den Miniſterien des Innern und der Finanzen je nach Umſtänden mehr oder minder Gewalt einzuräumen.

Nach Stein's Abgang jedoch erhielt jedes Miniſterium ſeinen eigenen Chef, und die Verwaltung wurde laut den im Laufe des Decembers 1808 erſchienenen amtlichen Bekanntmachungen folgenden Männern übertragen: das Kriegsdepartement blieb Scharnhorſt, das Auswärtige dem Grafen Goltz; das Miniſterium des Innern erhielt Alexander Reichsgraf zu Dohna; das der Finanzen Freiherr von Altenſtein; zum Großkanzler endlich wurde der bisherige Kabinetsrath Beyme ernannt. [1])

Gleich nach der Ernennung der Miniſter fand auch die Beſtimmung der verſchiedenen Sektions- und Abtheilungschefs Statt, ja es iſt gewiß, daß ſolche, zum Theil wenigſtens, ſchon von Stein auserſehen worden waren. [2]) Ob aber die Wahl unſeres Humboldt zum Dirigenten der Sektion für Kultus und Unterricht von Stein herrühre, oder ob erſt Graf Dohna ſich dieſen geiſtvollen Jugendfreund als kräftigen Genoſſen erwählte, bleibt noch zu ermitteln. Dohna ſelbſt war kein genialer, aber ein wohldenkender, zugänglicher Mann, der den Chefs der verſchiedenen Sektionen wohl keine Schwierigkeiten in den Weg legen wollte, und die ſpezielle Verwaltung

1) Die Ernennung von Dohna und Altenſtein brachte ſchon die Königsberger Hofzeitung in der Mitte Decembers.

2) Z. B. Nicolovius. Vergl. Alfred Nicolovius, Denkſchrift auf G. H. L. Nicolovius (ſeinen Vater), Bonn, 1841. S. 172.

auch um ſo unbeſorgter den einzelnen Sektionen überlaſſen konnte, da dieſe in die Hände ſo ausgezeichneter Männer, wie Humboldt, Klewitz und Schön, gelegt war. —

Den 15. Dez. erging, wie ſchon erwähnt, an Humboldt, der auf einer Urlaubsreiſe in Berlin erwartet wurde, von Königsberg aus die Berufung auf den neuen Poſten. Zugleich ward er, wie die übrigen Sektionschefs, zum geheimen Staatsrath ernannt. Er nahm den Poſten an, und erhielt unterm 20. Febr. 1809 ſeine definitive Beſtallung.

Zum Direktor der Abtheilung für den Kultus wurde G. H. L. Nicolovius erkoren, ein Mann, der aus Hamann's, Stolberg's, Jacobi's Kreiſe hervorgegangen war und eine für dieſen Poſten ſehr geeignete Gemüthsſtimmung mitbrachte. Er war bis dahin bei dem oſtpreußiſchen Conſiſtorium in Königsberg angeſtellt geweſen. Unterm 8. Dez. 1808 eröffneten ihm die dort anweſenden Miniſter v. Altenſtein und v. Dohna, daß er zum Staatsrath im Miniſterium des Innern und zwar bei der Sektion des Kultus und öffentlichen Unterrichts ernannt und berufen ſei, unter dem zum Chef dieſer Sektion beſtimmten bisherigen Geſandten, Herrn v. Humboldt, die Leitung der beſondern Abtheilung des Kultus zu übernehmen. [3]) Zugleich wurden ihm bis zu dem Zeitpunkt, wo Hr. v. Humboldt das ihm angewieſene Amt antreten könne, auch deſſen Geſchäfte zur interimiſtiſchen Beſorgung übertragen, und da deſſen Ankunft in Königsberg ſich bis in den April des nächſten Jahres verzögerte, ſo blieb der größte Theil der laufenden Geſchäfte bis dahin in ſeinen Händen. Doch im Weſentlichen mußten dieſe bis zur Ankunft des Chefs ſtocken, da irgend wichtigere Fragen vorher nicht wohl erledigt werden konnten. [4])

3) Alfr. Nicolovius, a. a. O., S. 168.
4) A. a. O., S. 168. 171.

Die Wahl muß man preiſen, die Humboldt auf dieſen Poſten berief. Denn einen geeigneteren Mann zur Leitung des weiten Gebiets des öffentlichen Unterrichts würde man kaum denken können. War er aber auch gleich geeignet zur Leitung des Kultus? höre ich viele unſerer Zeitgenoſſen zweifelnd einfallen. Hierüber wird ein Wort am Platze ſein.

Der hat nie etwas Näheres von dieſem Manne erfahren, nie einen zulänglichen Blick auf ſeine Schriften geworfen, wer darüber zweifelhaft ſein kann, ob Religion in ihm war oder nicht. Eben ſo gewiß aber iſt es, daß ſeine religiöſe Denkweiſe ſtets in einer gewiſſen Entfernung von dem poſitiv Chriſtlichen blieb, ſei es nun, weil die Hülle des Chriſtenthums ihm widerſtrebte, oder daß er durch größere Hingebung an ſie ſeiner geiſtigen Freiheit und Natur verluſtig zu werden fürchtete. Er glich in dieſem Punkt ganz den Männern unſerer großen Litteraturperiode, und ſo wenig wir ſagen können, daß die Schranken des achtzehnten Jahrhunderts ihn gefangen gehalten hätten, ſo müſſen wir ihn doch in dieſem Stücke als deſſen unwandelbaren Zögling erklären. — Wir haben von Humboldt den bezeichnenden Ausſpruch: „Alles wahre Wiſſen führt zu Gott.“ Er durfte aber auch, ſeinem eignen Sinne nach, hinzuſetzen: „Alles natürliche Gefühl führe nicht minder zu ihm.“ Denn ſo entſchieden intellektuell ſein Weſen angelegt war, ſo ward ihm doch die natürliche Empfindung nicht untreu. Keines der philoſophiſchen Syſteme ſeiner Zeit war im Stande, ſeine Bedürfniſſe in dieſer Richtung recht zu befriedigen; von den ſpätern Entwicklungen dieſer Wiſſenſchaft aber hielt ihn eben ſo ſehr die natürliche Art ſeines Denkens, wie die Tiefe ſeines Gemüths und die auf den Grund der Dinge gehende Richtung ſeines Geiſtes ab. Er war nicht blos Theiſt, und nicht Pantheiſt. Der Glaube an die Perſönlichkeit Gottes, an eine leitende Verſehung, an die individuelle Unſterblichkeit

wurzelte feſt in ihm, und war auf eine ſehr eigenthümliche Art theils mit der antiken Schickſalsidee, theils mit ſolchen theoſophiſchen und geſchichtsphiloſophiſchen Anſchauungen verbunden, wie ſie ſeit den älteſten Zeiten, unter Indiern, Griechen und Deutſchen, viele der denkendſten Geiſter zu faſſen ſuchten. Auf dieſem vielſeitigen Grunde wurzelte auch ſeine Geſchichtsbetrachtung; in ihr drängte ſich das philoſophiſche Ergebniß ſeines Nachdenkens zuſammen. Aber nicht alles, was er erfaßte in Denken, Glauben und Vorſtellen, wollte er auch philoſophiſch bewieſen haben, und gern flüchtet er, unähnlich den Denkern ſeiner Zeit, mit den innerſten Heiligthümern in das Reich der Dichtung, wo dem Zweifel des Augenblicks ſo gut ſeine Stätte wird, wie dem kühnſten Fluge des Gedankens.[1])

Kühl ſtand er gegen das Dogma, aber er ſtand ihm nicht feindlich gegenüber. Er umging es, mit jener Scheu, die das Heilige zu berühren fürchtet. Und wo er es nicht umgehen konnte, benimmt er ſich wie gegen ein Gegebenes, in dem wir ja alle wurzeln, jede weitere Erörterung darüber meidend.

Die Frage, inwiefern ein ſolcher Mann zum Präſidium des geiſtlichen Departements geeignet ſein mochte, hängt, meines Erachtens, von Beantwortung der andern ab: welche Stellung nämlich der Chef dieſes Departements zu den kirchlichen Einrichtungen zu nehmen hat? Nach unſerer Anſicht hat er auf dieſem Gebiete nur zu überwachen, das Intereſſe des Staats zu wahren, im Uebrigen aber die rein geiſtliche Behörde, nach Maßgabe der beſtehenden Kirchenverfaſſung, walten zu laſſen. Sein Reich, ſeine *poſitive* Aufgabe iſt der öffentliche Unterricht; hier hat er nicht blos zu *wachen*,

1) Vergl. außer vielen ſeiner Sonette auch die künſtlichſte Strophe des Gedichts „*Roma*," geſ. W. I. 357.

sondern zu lenken. Lassen wir also dahingestellt, welches Maß von Christlichkeit einem solchen Chef zu wünschen bleibt, so müssen wir sagen: Im Interesse eines Staats unsrer Zeit ist es besser, wenn er in diesem Punkte etwas zu skeptisch, als wenn er zu hingebend ist. Von Frivolität irgend welcher Art kann hier natürlich nicht die Rede sein.

So möchte denn wohl, bei Humboldt's großen und für eine solche Thätigkeit zum Theil ganz besonders schätzenswerthen Eigenschaften, die Frage über seine Tauglichkeit für den Posten auch in einer kirchlich strengeren Zeit bejahend entschieden werden.

Seine Amtsführung hat darüber auch keinen Zweifel übrig gelassen. Wie es überhaupt sein Wesen war, den Geist der Freiheit walten zu lassen, so scheint er es sich zur besondern Pflicht gemacht zu haben, einem selbstständigen Wirken seines Collegen Nicolovius, so weit er es durfte, nirgends in den Weg zu treten, dessen Wünschen und Forderungen vielmehr eben so bereitwillig zu begegnen, als wenn es den Bedürfnissen des ihm zunächst am Herzen liegenden Zweiges gälte. Nicolovius selbst hat, wie wir aus den Mittheilungen seines Sohnes wissen, es rühmend anerkannt, daß ihm von Humboldt's, seines Chefs, Seite jede Förderung zu Theil geworden sei, obwohl er ausdrücklich bemüht gewesen, „das Volk zu religiösem Glauben wieder zu erwecken, und dergestalt auch in seiner Abtheilung eine ganz neue Schöpfung zu begründen."[2])

Noch könnte man darin einen Widerspruch mit sich selbst finden wollen, daß Humboldt, der einst die Einwirkung des Staats auf Bildung und Erziehung seiner Bürger so entschieden abgewiesen hatte,[3]) jetzt mit solchem Eifer nicht nur für

2) Siehe Alfr. Nicolovius, a. a. O., S. 171. 175. 179. 180. 183. 184.

3) Siehe Th. I. 190—92.

die Erneuerung des Unterrichts, sondern auch dafür wirkte, daß in den untern Kreisen nicht nur unterrichtet, sondern erzogen werde. Und in der That finden wir hier ein Zugeständniß, das der Theoretiker dem praktischen Leben gemacht hatte. Die uneingeschränkte Individualitätserie hielt nicht Stand vor den Forderungen der Wirklichkeit, des deutschen Nationallebens, und gar einer Zeit, wie der damaligen, wo es als höchste Nothwendigkeit erscheinen mußte, die Masse des Volkes nach einer bestimmten Richtung zu entwickeln. Demungeachtet wirkte auch jetzt jenes leitende Princip, das er ohnehin nicht aufgegeben, sondern nur ermäßigt hatte, vortheilhaft ein. Einmal behielt er stets die individuelle Ausbildung als Ziel im Auge: je mehr er es mit schon Vorgebildeten zu thun hatte, desto mehr ließ er auch der Freiheit Raum, wie er denn, charakteristisch genug, zur selbigen Zeit, wo er die preußischen Universitäten zu verjüngen suchte und eine neue großartige Schöpfung dieser Art begründete, durch ein unterm 28. April 1810 erlassenes Publikandum das bisher in Preußen bestandene Verbot des Besuchens fremder Schulen und Universitäten unbedingt aufhob. Und überall, wo es irgend möglich, waltete er in diesem Sinne; vorzüglich den Männern gegenüber, die die Wissenschaft und den höhern Unterricht zu pflegen berufen waren. Nicht sie zu lenken, sondern sie aus sich wirken zu lassen, war sein Bemühen, so daß er selbst in der Wahl und Berufung neuer Kräfte am liebsten A. A. Wolf und der wissenschaftlichen Deputation Gehör gab, und nur da allein handelte, wo er sich von jenen verlassen sah.

Das Departement, dem Humboldt vorgesetzt wurde, bedurfte gar sehr eines solchen Regenerators. Bis zum Kriege war es in den Händen des Justizministers v. Massow, „eines steifen, allen Neuerungen abgeneigten Mannes," gewesen;[1])

1) Steffens, „Was ich erlebte," V. 117.

nur der rührige Beyme hatte, im Kabinet des Königs, dafür gethan, was ihm möglich. Seit dem Kriege aber war auch hier faſt völlige Auflöſung eingetreten. Unzählige harrten der Hülfe, und auf gründliche Beſſerung. „Man erwartet jetzt hier", ſchreibt Zelter, 26. Dez. 1808, an Göthe, „den römiſchen Humboldt, welcher Staatsrath des Kultus, der Akademien und Theater worden iſt. Wenn er ſo geblieben iſt, als er war, ehe er nach Italien ging, ſo freue ich mich ſehr auf ihn. Auf dieſer Stelle kann er etwas Gutes bewirken, die Sachen möchten ſich wenden, wohin ſie wollen; denn in dieſem Punkte [wie in vielen andern!] haben wir lange ein kümmerliches Leben geführt."

Ueberhaupt war die Erhebung dieſes Mannes keine geringe Eroberung für einen Staat, der ſo der Belebung und Steigerung ſeiner Kraft, ſo einer intellektuellen, wie moraliſchen und politiſchen Verjüngung bedürftig war, wie Preußen, und ſich dieſerhalb mit den kräftigſten Männern aller Theile des Landes und des übrigen Deutſchlands zu umgürten ſuchte. So traten Gneiſenau, Schön, Niebuhr, Scharnhorſt, Stein und Altenſtein erſt jetzt auf den rechten Platz, halb auch Hardenberg, ſpäter Blücher und ſo viele der Beſten. Nun auch Humboldt. Doch hier bleibt eines bemerkenswerth. Er war ſelbſt Märker. Zwar hat auch die Mark kräftige und ausgezeichnete Männer genug, aber an den Beſten blieb manche Eigenheit des alten Preußenthums haften, Manches, was dem deutſchen Sinne nicht anmuthen will, ſo wenig man den Patriotismus oder die Energie verkennen kann. Man denke nur an Männer, wie Beyme, wie Stägemann! Wie anders erſcheint Humboldt, der Geiſt des Makrokosmus den Geiſtern der Erde gegenüber — eben ſo tapfer, eben ſo vaterländiſch, aber doch wieder ſo fremdartig, wie ein Weſen aus einer andern Welt, ſeiner Zeit entgegengeſetzter, als ſelbſt die Steine und Hardenberge,

viel weniger noch zum Vielregieren, zum Gouvernieren geſtimmt, weit ſpiritueller, ein Mann, der in die gegebenen Verhältniſſe ganz nie aufgehen konnte. Aber auch eine ſolche Erſcheinung wirkte wohlthuend für Preußen, in mancher Hinſicht vielleicht am erwünſchteſten. Vieles von dem, was wir beſonders an dem geiſtigen Leben des jetzigen Preußens, ſeinen Schulen und Univerſitäten beſonders auszuzeichnen wiſſen, zieht ſeinen Urſprung aus den Tagen, da Humboldt nach dieſen Seiten den nachdrücklichen Impuls gab, wenn wir auch gerne anerkennen, wie viel dieſe Ausſaat der liebevollen Pflege eines ſo wackern Nachfolgers, wie Altenſtein, verdanken mag.

Im April 1809 trat Humboldt in Königsberg ein, wo der Hof, wo die höchſten Regierungsglieder verweilten. Noch immer ſcheute man ſich, nach Berlin zurückzugehen. Der Staat befand ſich in trauriger Lage: immer unerträglicher wurde der Druck, die Anmaßung, die Rapacität auch nach dem Friedensſchluſſe zeigte; die Geldnoth immer größer. Die ganze Zukunft des Staats ſchien noch ungewiß, und Mancher konnte zweifeln, ob der Körper, dem er angehörte, nur noch acht Tage beſtehen werde.[1]) Dazu kam der neue Kampf zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, an dem man nun gerne Theil genommen hätte, da man nicht mehr konnte. Doch das war ſchon zum Heil, daß man nicht mehr theilnahmlos den Geſchicken Oeſterreichs folgte; auch leuchteten jetzt Vielen ſelbſt aus der Niederlage Hoffnungen für die Zukunft auf.

Und wenn auch die Gegenwart noch ſo traurig, die Zukunft noch ſo zweifelhaft und dunkel war, Königsberg ſelbſt bot einen tröſtenden, ja erhebenden Anblick dar. Es

1) So Niebuhr, 7. Febr. 1809, aus Amſterdam. Siehe deſſen Nachgel. Schriften nicht philologiſchen Inhalts. Hamburg, 1842. S. 108.

webte ein erfrischender Geist durch diese Stadt. Eine Anzahl trefflicher Männer, von einem reineren Eifer für das Gute, für das Wohl des Vaterlandes beseelt, hatte sich zusammengefunden und enger an einander geschlossen, als sonst es im öffentlichen Leben gewöhnlich ist. Das königliche Haus knüpfte ein beinahe trauliches Band mit diesen Männern. In solchem Zusammenstehen schöpfte man Trost für die Gegenwart; da wurde vieles bereitet, was nachmals zur Rettung beitrug; da fühlte man sich in einer Stimmung, wie sie sonst kaum im Glücke zu Theil wird.

Königsberg selbst hatte eine bedeutende Zahl tüchtiger und insonders regsamer Männer aufzuweisen, von denen einige höchst origineller Natur, die meisten unter dem wohlthätigen Einfluß des erst seit wenigen Jahren verstorbenen Freundes und Lehrers J. Kant gebildet worden waren. Ich nenne von Vielen nur den Kanzler von Schrötter, den Präsidenten von Auerswald, den Consistorialrath (und nachherigen Erzbischof) Borowsky, den Kriegsrath Scheffner (der selbst sein Leben beschrieben). Der Lehrer der Staatswirthschaft Kraus war schon todt. Unser Humboldt trat namentlich mit Dr. Wilhelm Motherby in traute Verbindung. Dieser treffliche Mann, Freund und Schüler des großen Kant, war ein Schotte von Geburt, aber eingebürgert in Königsberg. Er gründete, kurz nach dem Tode seines Lehrers, einen Verein unter dessen ehemaligen Tischfreunden und intimen Verehrern, welcher das Andenken jenes Weltweisen alljährlich an seinem Geburtstage feiert. Diesem Kreise erschien Humboldt nicht als ein Fremder. Auf diesem Grunde erwuchs auch die Freundschaft mit Motherby, die sich auch später in herzlichem Briefwechsel bethätigt. Er war viel in dessen Hause, und nahm von dort viele der schönsten Erinnerungen dieses Königsbergischen Aufenthaltes

mit.[2]) — Nach Königsberg kam in dieſer Zeit, vielleicht auf Humboldt's Berufung, auch der ſprachkundige Prof. Vater, der ihm gewiß ſchon von Jena bekannt war.[3]) Er wurde 1809 von Halle dorthin verſetzt. Mit der Fortführung des Adelung'ſchen Mithridates beauftragt, bearbeitete er eben die Sprachen der neuen Welt, wobei ihm der jüngere Humboldt die aus Amerika mitgeführten Schätze auf's freigebigſte zur Benutzung überließ.[4]) Auch Wilhelm Humboldt widmete ihm und ſeinen Studien regen Antheil, und gab, ſo bald ihm Muße wurde, ſelbſt einen Beitrag zum Mithridates.

Welche Anregungen bot dann der Umgang mit den damals in Königsberg anweſenden und zuſammenwirkenden Staatsmännern! Mit mehreren wurde Humboldt erſt jetzt bekannt, in andern fand er Freunde oder Bekannte ſeiner Jugend wieder. Unter den letztern namentlich jetzt ſeinen Vorgeſetzten, Alexander Reichsgrafen zu Dohna, mit welchem ein ſehr trauliches Verhältniß ſich erneuerte.[5]) Neu aber und von beſonderer Bedeutung iſt die Verbindung mit Stägemann; wichtig ferner die mit ſeinen Collegen und Räthen, Nicolovius und Süvern. Mit Süvern verband ihn vielfach gleiche Richtung, und wenn ihm Nicolovius urſprünglich ferner ſtand, ſo knüpfte doch auch mit ihm ſchon der Umſtand, daß er mit Göthe, deſſen Schweſtertochter er geheirathet, mit Jakobi und andern nahe befreundet war, ſchnell ein engeres Band.[6]) — Im Herbſt kam auch Niebuhr von einer amtlichen Reiſe dorthin zurück. Zum erſtenmal traf er mit Humboldt zuſammen. In einem ſeiner

2) Auch Dorow, der Herausgeber ſo vieler Denkblätter aus dieſer Zeit, lernte Humboldten in dieſem Hauſe kennen. Siehe deſſen „Erlebtes". Th. I. 1843. S. 13.

3) Siehe Th. I. 436.

4) Siehe oben S. 127.

5) Siehe Th. I. S. 29—30.

6) Vergl. Alfr. Nicolovius, a. a. O., S. 169.

Briefe (28. Sept. 1809) meldet er darüber in die Heimath: „Humboldt, den Chef der Gelehrſamkeit, habe ich noch nur einmal geſehen. Sein Empfang war äußerſt verbindlich; auch erwartete ich in der That mancherlei Belehrung von ſeinem Umgang.“ [7])

Zu Königsberg war es, wo Humboldt auch mit dem Hofe in engere Verbindung trat. Ein Mann von ſolchem Geiſt und dieſer Weltkenntniß war auch in den höchſten Kreiſen ein Meteor. Man ehrte jedoch in ihm nicht allein den großen Gelehrten, den Staatsmann, ſondern auch den überaus begabten Geſellſchafter. Man ergötzte ſich an ſeinen Scherzen, an der komiſchen Weiſe ſeiner Erzählung, und vergaß, ſo oft er ſeine Heiterkeit ausſtrömen ließ, wenn er „Menſchen zu Meerkatzen verglich“ und alles zum Lachen brachte, der bitteren Eindrücke dieſer Zeit. Am vertrauteſten wurde er mit der Prinzeſſin Louiſe, verehlichten Fürſtin Radziwill und deren Hauſe.

---

Ueberhaupt war dies eine Zeit der Aernte für Humboldt. Er fand reiche Gelegenheit, ſeine praktiſchen Talente zu offenbaren. Ihm war es leicht, auch am Rande des Abgrundes das Gute nicht aufzugeben, und mit ununterbrochenem Eifer fortzuarbeiten, deſſen gewiß, daß von irgend einer Seite ein lebendiges und nützliches Wirken übrig bleiben werde. Auch auf Andere ſuchte er dieſe Stimmung überzutragen, ſie über die Zerfallenheit der Dinge zu beſchwichtigen. So rief er einem ſeiner verzagteren Freunde damals die ſchönen Worte zu: „Die Gegenwart iſt eine große Göttin und ſelten ſchnöde gegen den, der ſie mit einem gewiſſen heitern Muthe behandelt.“ [1])

7) Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, I. Hamburg. 1838. S. 425.

1) Korte, Leben und Studien F. A. Wolf's, II. 33.

Und wenn jetzt seine amtliche Stellung ihm die angestrengteste Thätigkeit auflegte, wenn von allen Seiten auch gesellige Ansprüche ihn umlagerten, so fand er doch die Kraft in sich, seinem Wesen treu zu bleiben, und in der Stille seinen liebsten Beschäftigungen nachzugehen. Noch jetzt fing er nie einen Tag anders, als mit Griechisch oder Lateinisch an, und jetzt war es, wo er äußerte: „die Akten verdürben sonst einen Menschen von Grund aus." [2])

Der Briefwechsel nahm auch Zeit in Anspruch. Die Familie war in Italien, der Bruder in Paris. Mit Uhden, der die Geschäfte des Departements in Berlin versah, stand Humboldt in amtlicher, mit vielen Andern in eben solcher oder freundschaftlicher Correspondenz. So vertraglich mit F. A. Wolf. Gegen diesen, der sich nie gern in vorgezeichneten Bahnen bewegte, und jetzt allerhand eigensinnige Ansprüche erhob, hatte er seine ganze Freundschaft zu bewahren, ohne ihm doch dadurch genugthun zu können. Er machte den großen Werth des Mannes sowohl beim Minister als unmittelbar bei dem Monarchen selbst geltend, und wie rathsam es sei, mit ihm überall sorgsam und nachgiebig zu verfahren, um ihn dem Staate zu erhalten. Wolfen selbst forderte er auf, sich nun förmlich in Berlin einzurichten zu behaglichem Leben und Arbeiten. „Gedenken Sie", schrieb er ihm (Juni 1809), „Ihres Ruhms. Der Ruhm ist ein Sisyphus-Stein, der tückisch entrollt, wenn man ihn nicht immer wieder emporwälzt. Ihr Beruf sind große gelehrte Arbeiten; Sie sind so gesetzt, daß Sie vollkommene Muße haben; die eigentlichen Geschäfte sollen Sie immer nur so erhalten, daß Sie sie nebenher abmachen können. — Unternehmen Sie irgend

2) Ebendas. II. 33.

eine Arbeit, helfen Sie uns nebenher in unſern viel weniger wichtigen Arbeiten, und ſchließen Sie mich, wie bisher, in Ihr inniges und liebevolles Vertrauen ein. Aber machen Sie ja, daß es nicht heiße, ich mache Sie, indem ich Sie hier [in Berlin] fixire, unthätig für die Wiſſenſchaft." Zugleich bekundete Humboldt ſeine Geſinnung durch amtlich vertrauliche Aufträge, beſonders in Betreff der Beſetzung der vielen neu zu ſchaffenden Stellen. Zwei der bedeutendſten Schüler F. A. Wolf's wurden an die neue Univerſität berufen; ein andrer, J. Bekker, konnte lange in Paris weilen, um die dortigen Handſchriftenſchätze zu benutzen. Endlich ward Wolf ſelbſt, auf Humboldt's Vorſchlag, im Febr. 1810 zum Direktor der wiſſenſchaftlichen Deputation in der Sektion für den öffentlichen Unterricht ernannt. Als ſolcher war er auch Mitglied der Sektion des öffentlichen Unterrichts, welcher Humboldt allein vorſtand. Dieſer hatte Wolfen die Leitung aller rein wiſſenſchaftlichen Unternehmungen vorbehalten; von den Gymnaſial-Geſchäften ſollte ihm manches zugewieſen werden; endlich ihm auch die Beurtheilung der Vorſchläge zu Beſetzung der Stellen und die Prüfungen obliegen. So durfte Humboldt hoffen, alles nach des Freundes Wünſchen geordnet zu haben. Aber er irrte ſich. Wolf war für eigentliche Geſchäftsthätigkeit faſt gar nicht gemacht; am wenigſten für eine collegialiſche; und, was Humboldt nicht einmal ahnte, auch ſein Ehrgeiz ward durch eine ſolche nicht befriedigt. Im Gefühl, daß er nur an der Spitze etwas leiſten könne, hatte er wohl erwartet, geradezu als Staatsrath, als oberſte möglichſt freiſtehende Behörde in Sachen der Schul- und höhern Lehr-Anſtalten in amtliche Wirkſamkeit geſetzt zu werden, während er officiell den Wunſch ausgedrückt hatte, nur mehr als Rathgeber ſich unmittelbar verpflichtet zu ſehen. Humboldt dagegen lag bei dieſem ſo innig verehrten Freunde jede Idee an Rang und Titel ſo durchaus

fern; er glaubte ſtreng an Wolf's Erklärungen; er nahm deſſen Theilnahme an rein amtlichen Geſchäften nur inſoweit in Anſpruch, als ſie ihm unentbehrlich ſchien, und war vor allem darauf bedacht, ihn außerhalb der Geſchäfte, die auch der wohlwollendſte Chef nicht immer verſüßen kann, einer eigenen möglichſt freien Thätigkeit zu erhalten. Mit dieſer eben ſo bequem als ehrenvoll eingerichteten Stellung war aber Wolf nicht zufrieden. Schon im März (1810), gerade im Moment, wo die Sektion hoffte, die Thätigkeit der wiſſenſchaftlichen Deputation durch Wolf in Gang gebracht zu ſehen, lehnte dieſer den ganzen Antrag ab. Humboldt, den Freund mit dem Vorgeſetzten auf die edelſte Weiſe verbindend, nahm es ſchonend auf, ihm nur ſein herzliches Bedauern äußernd, daß er ihn nicht ſo, wie er es ſo ſehr gewünſcht habe, beſchäftigt ſehen könne, da durch die neue Verfaſſung die Leitung der Schulangelegenheiten nicht ihm perſönlich, ſondern der Sektion unter ſeiner Direktion anvertraut ſei. Eben dadurch, daß er ihn der Sektion ſelbſt beigeſellt, habe er dasjenige Verhältniß zu finden geglaubt, welches ſowohl der Sache als ihm ſelbſt angemeſſen wäre.[1]) — Wolf erkannte, beſonders nach des Freundes Rücktritt aus dieſem Amte, gewiß bald, wie ſehr er gefehlt und wie viel er aus den Händen gegeben; er mußte fühlen, wie gut Humboldt es mit ihm gewollt. Es wuchs aber auch ſeine Verehrung für dieſen immer mehr, und er ergriff jeden Anlaß, ſie auf recht ſolenne Art zu bethätigen. —

Von Königsberg aus ſtand Humboldt auch mit Rahel in Berlin in Briefwechſel. Wir finden unter ihren Briefen ein langes Schreiben, das ſie am 28. Juni 1809 an Hum-

1) Körte, a. a. O. II. 33—43. Es ſchien mir angemeſſen, in dieſer kitzlichen Erörterung wörtlich dem Biographen F. A. Wolf's zu folgen.

boldt abgeben ließ. Sie ſpricht darin von einer Epoche, wo dieſer ſie gehaßt, gedenkt ſeiner Verwunderung, daß ſie nicht durchaus ſo garſtig ſei, als er ſie damals gewähnt hatte. „Ewig", ruft ſie ihm zu, „wird es in Ihrer Menſchenkunde und Jagd und in Ihrem Leben ein Brachfeld bleiben, daß Sie mein Weſen ſo übergehen konnten ... Welch Studium hätten wir mit einander vollbringen können; welche Welten von Leben entdecken können! Schämen Sie ſich, Sie fleißiger ſchlechter Forſcher!" Leid thue es ihr, fährt ſie fort, ihm noch eine andere Kränkung zufügen zu müſſen. Kurz zuvor nämlich hatte Thereſe Huber, bei der Sammlung der nachgelaſſenen Werke ihres Gatten, einen Lebensabriß des Letztern veröffentlicht. Humboldt hatte dieſe Arbeit mit dem Auge des Freundes geleſen, und, in der Freude darüber, die Verfaſſerin gegen Rahel die erſte Frau dieſer Zeit genannt. Darüber nun lieſt ihm Rahel tüchtig das Capitel, indem ſie die ſtarke Schattenſeite der Arbeit hervorhebt. Was Humboldt darauf erwiedert habe, erfahren wir nicht. — Endlich gedenkt Rahel in dieſem Schreiben ihres jungen, aber höchſt geiſtvollen Freundes, Alexander's von der Marwitz, der, wie es ſcheint, mit Humboldt, als Chef des Unterrichts, in Berührung getreten war, und eine Thätigkeit in deſſen Gebiete wünſchte. Darüber brach der Kampf von 1809 los, und Marwitz eilte unter Oeſterreichs Fahnen. Ehe er aber Berlin verließ, erſuchte er Rahel noch, bei Humboldt zu entſchuldigen, daß er ihn in Ungewißheit gelaſſen. Er habe, ſagt er, keine Luſt gehabt, das Verhältniß mit dieſem ganz abzubrechen. Rahel that dies auf's Beſte: „Verzeihen Sie Marwitz," ſchreibt ſie, „und protegiren Sie ihn ſehr: ich weiß, wie vorzüglich Sie ihn behandelten, und doch mögen Sie ihn noch nicht ſo en détail kennen, als ich. Erwogen haben Sie ſein Weſen, und durchdrungen muß

es Ihr Blick haben.“ [2]) — Der Brief endet mit einer Dankſagung für ein Geſchenk (einen Roſenkranz), womit Humboldt ſie erfreut hatte. Man ſieht, das Verhältniß ſtand auf freundlichſtem Fuße, doch dauerte das nicht lange, denn bald genug klagt ſie wieder, daß Humboldt ihr grolle, ihr entfremdet ſei. [3])

So Mancher war damals in der allgemeinen Noth brodlos worden, und bedurfte Gunſt und Fürſprache, nur irgend eine Stellung zu gewinnen. Göthe empfahl unſerm Humboldt ſeinen Freund Zelter; dieſer kam ſelbſt nach Königsberg, und wurde alsbald zum Profeſſor der Muſik an der Berliner Akademie der Künſte ernannt. Damit war dieſem braven Manne geholfen. [4])

---

Vor allem aber muß uns die amtliche Thätigkeit unſeres Humboldt feſſeln. Von dem Geiſt, in dem er waltete, von den Principien, die ihn leiteten, iſt ſchon die Rede geweſen. Wir folgen ihm nun in die einzelnen Zweige dieſer Thätigkeit; wir betrachten, was durch ihn oder unter ihm geſchah; wie im Einzelnen ſich ſein Weſen und ſeine Grundſätze bethätigten. Wir faſſen vorzüglich die Hauptrichtungen in's Auge, die ihn und ſein Departement damals beſchäftigten, und wenden uns dabei von dem, wo er mehr nur den Chef darſtellt, bald dahin, wo ihm ſeinen innerſten Wünſchen gemäß zu wirken vergönnt war.

Von ſeiner Stellung zu Nicolovius und zur geiſt-

---

2) Rahel, I. 426 — 32. Vergl. den Brief von Marwitz in Varnhagen's Galerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang, II. 20.

3) Vergl. Rahel, I. 471. II. 78, und unſere „Erinnerungen“, II. 51—53.

4) Briefw. zw. Goethe u. Zelter, I. 355. 365. 375. Dagegen dürfte I. 425 nicht auf Humboldt zu beziehen ſein, da deſſen Name von Zelter wohl genannt worden wäre.

lichen Abtheilung habe ich im Allgemeinen ſchon berichtet. Bei aller Verſchiedenheit der Richtung blieb er im beſten Einverſtändniß mit ihnen. Die Stellung von Nicolovius war eine ſehr ſelbſtſtändige; er leitete die geiſtliche Abtheilung, Humboldt jene des Unterrichts. Sämmtliche Erlaſſe der erſtern gingen unter Nicolovius' Namen, dennoch aber ſollten, nach Humboldt's Anſicht, beide Abtheilungen auf's Innigſte zuſammenwirken, ſo daß man ſie außen für eine und dieſelbe anſehen müſſe. Anfangs wurden ſogar, ſeiner Anordnung gemäß, die Sitzungen ungetheilt gehalten. Da jedoch bald Umſtände eintraten, welche dieſe Einrichtung ferner nicht rathſam machten, ſo ward in getrennten Abtheilungen zu arbeiten beſchloſſen. Doch blieb auch jetzt noch vieles gemeinſchaftlich, namentlich alles die Beſetzung und Dienſtführung der geiſtlichen und Schuldeputationen der Provinzialregierungen Betreffende; die Anſtellung und Dienſtführung derer, die zugleich Kirchen- und Schulbeamte waren; das theologiſche Studium auf Univerſitäten und die Beſetzung der theologiſchen Lehrſtellen, und andres dergleichen. In allen ſolchen Fällen hatten beide Sektionschefs gleiche Stimme. Wo ſie ſich nicht einigen konnten, waren ſie übereingekommen, ſich der Entſcheidung des Staatsraths, und, ſo lange dieſer nicht organiſirt ſei, des Departements-Miniſters zu unterwerfen. Auch wohnte Humboldt ſelbſt oftmals den Sitzungen der Kultusabtheilung bei. Er ſah die Ausfertigungen, hielt aber unverbrüchlich daran, kein Wort zu ändern, ſondern nur, wenn er Anſtand nahm, ſeine Bedenken an Nicolovius mitzutheilen. Dagegen wohnte dieſer auch den Sitzungen der Unterrichtsabtheilung an; auch wurde ihm, da er an der eingeleiteten Reform des Elementar-Unterrichts bedeutenden Antheil hatte, alles, was in dieſer Angelegenheit einging, mitgetheilt, und er zu den Conferenzen darüber jedesmal eingeladen. — Eine wichtige Neuerung waren auch

die Kirchen und Schuldeputationen, die jetzt den einzelnen Regierungen beigegeben waren. In diesen Deputationen haben immer auch mehrere Geistliche Sitz und Stimme; beide Abtheilungen der Sektion wirkten nun durch ein und dasselbe Organ auf Kirchen und Schulen im Einzelnen, und zwar um so angemessener, da die Sachen nicht mehr blos von weltlichen Händen vermittelt wurden, und dabei doch äußerst kräftig, da diesen Zwischencollegien durch ihre Verbindung mit der Finanz- und Polizeibehörde der Provinz alle Mittel der Wirksamkeit zu Gebot standen. — Wie Humboldt in seiner Abtheilung, so suchte auch Nicolovius durch Anordnung strengerer Candidatenprüfungen dem Eintritt Unwürdiger in den öffentlichen Dienst zu wehren, und hierin, wie in der Wiederbelebung des Kultuswesens überhaupt, sah er sich vornehmlich durch die geistlichen Räthe Sack und Nibbeck auf's wirksamste unterstützt. [1])

Unmittelbar aber unter Humboldt's Einfluß stand die Leitung des öffentlichen Unterrichts, wenn schon auch auf diesem Gebiet sein Interesse und seine Theilnahme sich nicht in gleicher Stärke äußern konnten. Die Reform des Volksunterrichts war sogar schon eingeleitet, als Humboldt an die Spitze trat; auch die Räthe und Genossen, mit welchen er wirken sollte, waren schon ernannt. Für das Volksschulwesen arbeiteten namentlich Süvern und Schmedding, mit ihnen Nicolovius; für die höhern Lehranstalten gleichfalls Süvern, ferner Uhden, endlich der Chef selbst. Uhden's Bekanntschaft machten wir schon in Rom, wo er Humboldt's Vorgänger war, dieser ihn traf und kennen lernte. [2]) Uhden und Süvern standen auch geistig in näherer Beziehung zu

1) Alfred Nicolovius, a. a. O., 172. 179—80. 182—83. 184.
2) Siehe oben S. 64 u. 89.

ihrem jetzigen Chef; beide waren Forscher und Kenner der Kunst und des klassischen Alterthums; Süvern bis zu Ende des Jahres 1808 als Professor der alten Litteratur in Königsberg. Als junger Mann schon hatte er sich an das Uebersetzen des Aeschylos gewagt,[3]) und dadurch, wie bald nachher durch eine Schrift über Schiller's Wallenstein, Anspruch auf unseres Humboldt's Interesse erworben. Uhden besorgte, so lange der Chef in Königsberg war, die laufenden Geschäfte in Berlin, und nahm vornehmlich an der Gründung der neuen Universität lebhaften Antheil. Süvern war in allen Zweigen der Unterrichtsabtheilung thätig, am meisten wohl für die Reform der Gymnasien, welcher er auch unter den nachfolgenden Departementschefs so eifrig oblag, daß er mit Recht, wenn nicht als Begründer, doch als thätigster Beförderer des neueren preußischen höhern Schulwesens angesehen wird. Schon unter Humboldt hatte er sich des ausgezeichnetsten Vertrauens zu erfreuen.

Während nun unter sich Humboldt so tüchtige Männer vorfand, stand er, schon der Verfassung gemäß, in einem sehr unabhängigen Verhältniß zum Chef des Ministeriums des Innern, Grafen zu Dohna. Selbst die Stiftung der Universität Berlin geschah, wie auch Dohna's Biograph, J. Voigt, bemerkt,[4]) nicht unmittelbar durch ihn, sondern vielmehr unter besondrer Leitung desjenigen, welcher damals in der Abtheilung für den Kultus und Unterricht den Vorsitz führte. Doch unterstützte, wie der eben genannte Biograph beifügt, der Minister, im Plane des Ganzen mit Humboldt, seinem vieljährigen Freunde, Hand in Hand gehend, die neue Stiftung auf jegliche Art und mit dem lebendigsten Interesse. Ungeachtet jedoch dieses freundlichen Vernehmens scheint die künst-

3) Siehe Thl. I. S. 441.

4) Vergl. die oben Thl. I. S. 29. angeführte Skizze in den „Zeitgenossen," S. 18—19.

liche Stellung, in der ſie ſich gegen einander befanden, inſonders aber die finanzielle Bedrängniß der damaligen Verwaltung am Ende auch zwiſchen ihnen Differenzen herbeigeführt zu haben, die Humboldt zum Aufgeben des Poſtens beſtimmten.

Abgeſehen jedoch von ſolchen Gränzfragen, finanziellen zumal, durfte der Sektionschef ſich nach freiem Gutdünken bewegen. Zwar ließ er auch in Punkten, die ihm ſpeciell am Herzen lagen, nicht blos ſeine Räthe, ſondern auch die hervorragenden Männer der Wiſſenſchaft, einen Schleiermacher, Fichte, einen Wolf, auf ſeine Maßnahmen einwirken, doch aber nur ſo, daß er ſich die letzte Entſchließung vorbehielt. So finden wir, daß der Prof. Schütz in Halle, der ſeinen Sohn an einer preußiſchen Univerſität angeſtellt zu ſehen wünſchte, ſich deshalb an Süvern wandte. Dieſer aber berief ſich auf die neue Organiſation, der zu Folge die Sektionen nur unter den Auſpicien und im Namen ihrer reſpektiven Chefs operirten, er ſelbſt aber nicht anders als durch Rath und Empfehlung zu wirken vermöge. „Von Herrn v. Humboldt," fügte er hinzu, „wird das Meiſte abhängen. Was ich aber bei dieſem vermag, werde ich aufbieten." (25. Mai 1809.) [5]

Die nächſte Aufgabe war die Reform des Volksunterrichts, oder vielmehr die *Einführung eines umfaſſenden Syſtems nationaler Erziehung*. Denn, um die Nation zu kräftigen, zum Widerſtand gegen den äuſſern Feind zu ſtählen, bedurfte es nicht nur einer zeitgemäßen Erneuerung des höhern Erziehungsweſens, der Belebung und Erweckung eines öffentlichen Geiſtes, ſondern es mußte von unten auf durch großartige Maßregeln geholfen werden. Ja, hier ge-

5) Schütz's Briefw., her. v. H. J. Schütz, I. 430.

nügte nicht, daß man Schulen gründete, Ordnung und Strenge einführte und — was so Noth that — dem Lehrstand emporhalf. Um wahrhaft zu erziehen und das, was man im Auge hatte, zu erreichen, bedurfte es einer principiellen Umgestaltung des zeitherigen Elementar-Unterrichts. Woher aber in einer Zeit, die so wenig auf Volksthümliches bedacht gewesen war, plötzlich die Ideen, den Gang und die Methode solch' einer Neuerung hernehmen? War so etwas aufzufinden, so mußte man es als ein Geschenk des Himmels betrachten, und als ein solches annehmen und pflegen.

Man fand und man erkannte ein solches Heilmittel in den Ansichten und der Methode des Schweizers Pestalozzi, eines Mannes von tiefer Einsicht in das Leben und die Bedürfnisse des Volkes, in die Mittel, es zu erwecken, es naturgemäß und nach allen seinen Kräften zu entwickeln. Sein System umfaßte sämmtliche Elemente der Volksbildung; die Methode war fein berechnet, den Verstand der Jugend zu wecken und den Charakter zugleich zu bilden, den Körper zu kräftigen und den Geist. Der Gründer dieser Methode war rastlos bemüht, ihr Eingang in's Leben zu verschaffen. Er entwickelte seine Ansichten in Schriften; er gründete Musteranstalten in der Schweiz. Wenige aber hatten damals Sinn für solche Dinge,[1]) am wenigsten die Regierungen. Es mußten solche Unfälle kommen, wie die von Jena, um den Boden für großartige Neuerungen urbar zu machen.

Als nun in Preußen die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbesserung der National-Erziehung erkannt worden, war man auch bald entschlossen, die Pestalozzi'sche Methode zu ergreifen. Einzelne Privatinstitute gingen voraus.

---

1) Doch sprach Biester schon 1804 in der Berl. Monatsschrift für Pestalozzi's Methode. Wieder ein Zeugniß der bürgerlich tüchtigen Gesinnung, die den verrufenen Berliner Aufklärern inwohnte!

Männer von Einſicht, wie der Miniſter Schrötter, wie Scheffner, wie Fichte,[2]) faßten den Gegenſtand in's Auge, am eifrigſten Nicolovius. Von ihm wurde ſchon im Sommer 1808 die Einführung der neuen Methode in Land- und Elementarſchulen ernſtlich betrieben. Durch eine königliche Kabinetsordre ward die Anſtellung von Verſuchen genehmigt. Nicolovius trat nun in perſönliche Unterhandlungen mit Peſtalozzi. Man ſendete eine Anzahl junger Leute in deſſen Anſtalt nach Ifferten und beſchloß, alsbald zu Königsberg ein Normalinſtitut nach dieſen Grundſätzen einzurichten.

So weit war die Sache ſchon gediehen, als Humboldt an die Spitze der Sektion trat und dem Gegenſtande auch ſeine eifrigſte Unterſtützung zuwandte. Peſtalozzi erlebte die Freude, daß ſeinen Ideen ein weiter Wirkungskreis ward, daß ſie von oben begünſtigt wurden, daß ſie, nach einem ſo bedeutenden Vorgang, bald in vielen andern deutſchen Staaten Wurzel ſchlugen. Er drückte auch ſeine Freude darüber in den anerkennendſten Worten aus. Gleich im erſten Hefte ſeiner Wochenſchrift für Menſchenbildung (1809) ſagte er: Wie einſt die Unterrichtsreform des Joh. Amos Commenius, des eigentlichen Stifters des Realienſyſtems im Unterrichte, vorzüglich im Norden von Europa, beſonders aber in Holland und Schweden, Eingang gefunden, ſo ſei es wiederum der Norden, der die Bedeutung der neuen Kulturmittel der erſten und öffentlichen Aufmerkſamkeit würdige, und ihnen den freieſten Spielraum vorbereite. Es ſei Preußens Regierung, die mit gehaltvollem Ernſte zuerſt das Erziehungsweſen nach den umfaſſendſten Geſichtspunkten als National-

2) Fichte erklärte ſich in ſeinen „Reden an die deutſche Nation" entſchieden für Peſtalozzi's Neuerung. Vergl. den Dankbrief des Letztern an Fichte's Gattin, 10. März 1809 in Fichte's Leben und Briefwechſel, herr. v. J. H. Fichte, II. 454.

Angelegenheit in's Auge faſſe.[3]) Und an Nicolovius ſchrieb er, 20. April 1809: „O Freund, und Ihr edeln Alle, die Ihr neben ihm am wichtigſten Ruder des Staats, an der Bildung der Bürger in einem edeln und hohen Sinn arbeitet, Gott hat Euch zum Salz der Erde und zum Sauerteig gemacht, der, ſo klein er an ſich iſt, die ganze Maſſe des ungeſalznen und geſchmackloſen Zeit- und Regierungseinfluſſes auf die Menſchenbildung göttlich durchſäuert. Die Erde bedarf der göttlichen Hülfe eines neuen Salzes, und, Freunde, Ihr ſtrebet, bin ich überzeugt, ihr göttlich zu helfen; Ihr erkennet, Ihr könnt nur dadurch menſchlich helfen, wenn Ihr göttlich zu helfen im Stande ſeid.“ [4])

Die Reform begann in den Provinzen jenſeits der Weichſel. Staatsrath Schmedding bereiſte im Sommer 1809 Weſtpreußen, um die dortigen, noch arg verwahrloſten katholiſchen Schulen zu unterſuchen. Zur Gründung des Normalinſtituts in Königsberg und Bildung des Lehrſtandes für die neue Methode wurde C. A. Zeller aus dem Würtembergiſchen, ein Schüler Peſtalozzi's, nach Königsberg gerufen, wo er im September eintraf. Zeller löſte ſeine Aufgabe „mit Kraft und bewundernswürdigem Talente,“ [5]) und erhielt bald eine bleibende Stellung in Preußen. Man erkannte mehr und mehr, wie ſehr dieſe Neuerung im Schulfach mit der Umbildung des Wehrſtandes Hand in Hand ging. Hohe Militärperſonen nahmen Intereſſe an der Sache; ſelbſt dem Königsberger Officiercorps mußte Zeller einen Curſus von Vorträgen halten. Dennoch fand die Reform auch Schwierigkeiten und Widerſacher. Das Waiſenhaus in Königsberg

3) Vergl. den Aufſatz: „Ueber die Anſtalten der preußiſchen Regierung zu der Einführung der neuern Elementarmethode,“ Morgenblatt, 10. Mai 1809.

4) Mitgetheilt bei A. Nicolovius a. a. O., S. 175.

5) Ebendaſ. S. 176.

ſollte zu der Muſteranſtalt werden, die man beabſichtete. Dieſes aber fand Zeller in einem heilloſen Zuſtande. Dennoch aber wollte man dem Neuen nicht recht Raum gewähren. Man berief ſich immer auf hergebrachte Formen und Einrichtungen, und ſuchte ein Hinderniß nach dem andern hervor, zu einer Zeit, wo die Aufnahme und Begründung dieſer Neuerung noch gar nicht geändert war. Zeller war ſchon im Begriff, wieder nach Hauſe zu gehen. Da nun hielt Humboldt höchſten Orts einen äuſſerſt geſchickten Vortrag. Der Mann ſei berufen worden (das könne er nicht einmal ſein Verdienſt nennen), weil man ihn brauche, weil auch auf dieſem Gebiete eine Neugründung Noth ſei. Nun wolle der Mann wieder fort, weil man ihm nicht die nöthigen Hülfsmittel, den nöthigen Raum gewähre. Was ſei da zu thun? Wolle man den Zweck, ſo müſſe man auch die Mittel wollen. Niemand von uns verſteht, die neue Methode in's Leben zu führen. Man muß alſo auch durchaus das wollen, was der Mann zu deren Einführung fordert, und ganz, wie er es fordert. Nun, was verlangt er denn, fragte man entgegen. Hierauf wurde vorgelegt, was für Hinderniſſe Zeller in der Räumung des Waiſenhauſes, in den Perſonen ꝛc. finde. Da erlangte man das Gewünſchte. Das Waiſenhaus wurde geräumt und die übrigen Forderungen bewilligt.

Da aber damit die Anfechtungen noch nicht aufhörten, ſo beſchloß endlich der König, das neue Inſtitut mit eigenen Augen zu betrachten, und Zellern eines Morgens mit ſeinem Beſuche zu überraſchen. Doch ward dieſem durch die Prinzeſſin Louiſe (Radziwill) unmittelbar zuvor die Mittheilung, der König werde am nächſten Morgen mit ſeiner Gemahlin und dem ganzen Miniſterium bei ihm erſcheinen. Es war ein entſcheidender Moment. Der König blieb von acht bis ein Uhr Mittags; er nahm das Leben des Hauſes, ſeine Erziehungs- und Unterrichtsweiſe, die Militär-, Turn- und

techniſchen Uebungen in Augenſchein, und mit ſolchem Wohlgefallen, daß ſchon am Abend deſſelbigen Tages (7. Dez.) das Loos dieſer Schulreform, d. h. deren Durchführung entſchieden war. Der König erklärte ſich nun öffentlich für ſie.[6])

Auch perſönlich zeigte Humboldt, wie uns derſelbe Berichterſtatter verſicherte, großes Intereſſe für die Form des Elementar-Unterrichts, für das Princip, die Kinder alles ſelbſt finden und nachher lehren zu laſſen, beſonders aber für die Art, den Kindern das Leſen und die Kenntniß der Sprache durch Bekanntmachen mit ſämmtlichen Grund-, Vor- und Nachſylben beizubringen. So erkundigte er ſich, wie man auf dieſe Scheidung der Sylben gekommen ſei, und bemerkte dabei, man könne die Trennung auch in allen andern Sprachen durchführen, mit Ausnahme der chineſiſchen. Humboldt faßte, wie man ſieht, den Gegenſtand gleich von intellektueller Seite auf, und zwar im Intereſſe der allgemeinen und vergleichenden Sprachforſchung.

Eins aber iſt ſonderbar. Der ſo unmuſikaliſche Humboldt beſuchte mehrere Male hinter einander den Geſangunterricht, den Zeller den Kindern gab, und er nahm daran ſo aufmerkſamen Antheil, als intereſſire er ſich ganz beſonders für Muſik. Vielleicht dachte er, er müſſe doch verſuchen, ob er das nicht lernen könne, was man mit einer beſtimmten Methode faſt jedem Kinde beibringen könne. —

Während man nun allſeitig an Verbeſſerung des bisher ſehr beengten Schulweſens arbeitete, ſteigerte man auch die Forderungen an den Lehrſtand ſelbſt. Schon wurden ſtrengere Prüfungen der um Aemter Werbenden überhaupt, insbeſondere aber der Schulmänner verordnet. In Betreff der Prüfung dieſer

---

6) Ich verdanke dieſe Mittheilungen der Güte des gegenwärtig noch zu Stuttgart lebenden Oberſchul- und Regierungsraths Zeller. Vergl. außerdem deſſen Schrift: „Der Segen der Hauptſtadt.“ Stuttgart, 1839. S. 44–45.

letztern erſchien bereits unterm 12. Julius 1810 ein, ohne Zweifel noch unter Humboldt's Direktion beſchloſſenes Verſchärfungsedikt.[7]) Auch das ſittliche Verhalten der Geiſtlichkeit ſowohl, als der Lehrer, wurde in ſtrengere Aufſicht genommen, und das Verfahren gegen Pflichtwidrige geregelt. Durch Cirkular des Miniſteriums des Innern (dat. Königsberg, 24. Nov. 1809) ward die bisher dem Oberconſiſtorium zugeſtandene Befugniß, Geiſtliche und öffentliche Lehrer um gegründeter Urſache willen zu entſetzen, auf die Sektion des Kultus und Unterrichts übertragen; das Verfahren ſelbſt aber durch Miniſterialreſcript vom 10. März 1810 verordnet.[8])

Vom Jahr 1809 datirt auch die Blüthezeit der preußiſchen Gymnaſien. Auch hier nahm man jetzt die Fortſchritte der Zeit und der Wiſſenſchaft in Rechnung. Das Alterthum blieb natürlich Fundament der Bildung; man erweiterte jedoch die Elemente derſelben[1]), und ſetzte ſchon im Sprachlichen das Griechiſche wieder in den ihm gebührenden Rang ein. Eine gute Zahl tüchtiger Philologen war ja in Wolf's Schule herangebildet worden. Wolf ſelbſt machte, auf Verlangen des Chefs, mündlich und in Briefen nach Königsberg Vorſchläge zur Verbeſſerung des gelehrten Schulweſens.[2]) Auch auf dieſem Gebiete war es Humboldt's

7) Mathis juriſtiſche Monatsſchrift für die preußiſchen Staaten, IX. 235 (nach Manſo, Geſchichte des preuß. Staates. 2te Ausg. III 611).

8) Beide Dokumente neben bei J. J. Reigebaur, das Volksſchulweſen in den preuß. Staaten. Eine Zuſammenſtellung der Verordnungen, welche ꝛc. Berlin ꝛc., 1831. S. 151–3.

1) Schon damals wurde die Mathematik in den Studienkreis der gelehrten Schulen gezogen. Daß Humboldt ihr aber ſo viel Raum gegeben haben würde, als nachher geſchehen, möchte ich aus vielen Gründen bezweifeln.

2) Norte, a. a. O. II. 30.

Augenmerk, daß nicht blos unterrichtet, ſondern auch erzogen werde. Auch hier wurde kein Opfer geſcheut, ſondern muthig der Grund eines dauernden Werkes gelegt. Auch hat das Glück in der Folge dieſe Reform mehr als manche andere aus der damaligen Zeit begünſtigt. Was Humboldt und Süvern gegründet, hat Letzterer ſelbſt, haben Nicolovius, Altenſtein, Schulze auf die Stufe gebracht, auf der wir es nunmehr finden.

---

Eben ſo große und ſo folgenreiche Fürſorge wurde den Univerſitäten gewidmet. Hierbei vorzüglich fand Humboldt Gelegenheit, den umfaſſenden Sinn, der ihm inwohnte, zu bethätigen, und vor allen Eine wahre Muſteranſtalt zu gründen. Erfüllt von einem Humanitätsideal, das jeden niedrigen oder knechtiſchen Gedanken abwies, war er eben ſo weit entfernt, die Forderungen des gemeinen Nutzens, als die der gewöhnlichen Staatsleute zu befriedigen, welche aus unſern Hochſchulen bloße Abrichtungsanſtalten für den öffentlichen Dienſt machen möchten, und ſie nur als ein Mittel anſehen, um von oben herab auf den Geiſt der Nation zu wirken, und ihn nach engherzigen und willkührlichen Anſichten zu formen. Humboldt war es vielmehr hier um Befreiung, um Entfernung der Feſſeln, um Anerkennung des in und außerhalb des Vaterlandes ſchon vorhandenen Geiſtes zu thun. Er wollte die Mittel, die man herangewachſenen Jünglingen darbot, läutern und vervielfachen; aber ſo wenig war ihm darum zu thun, den Einfluß des Staats auf den höhern Unterricht zu erhalten, daß er vielmehr, wie wir ſchon anführten, zur ſelbigen Zeit das Verbot, welches den Beſuch fremder Univerſitäten unterſagte, aufhob.[1]) Nicht gemeint, den zur Bildung dieſer Jugend und zur Belebung des Geiſtes

1) Siehe oben S. 149.

berufenen Männern den Weg vorzuzeichnen, ließ er ſich vielmehr, bei den nothwendig von ihm zu faſſenden Beſchlüſſen, weit lieber von ihnen leiten, und namentlich wünſchte er, daß das gelehrte Comité, welches als wiſſenſchaftliche Deputation[2]) der Sektion zur Seite geſtellt wurde, einen großen Theil der hier eingreifenden Beſtimmungen ſelbſt treffe. Ihm blieb dann noch genug zu walten übrig. Er hatte die Widerſprüche zu verſöhnen, Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, Einheit in die Maßregeln zu bringen, Verirrungen abzuwehren, endlich das Beſchloſſene in's Werk zu ſetzen, und über deſſen Durchführung zu wachen. Eine Thätigkeit, die Geiſt und Energie genug erfordert, ſelbſt in Zeiten, wo es ſich nicht um Schöpfung ganz neuer Anſtalten handelt.

Zwei Hochſchulen waren dem Staate verblieben, Königsberg und Frankfurt an der Oder. Königsberg ward reichlich bedacht. Die Sternwarte wurde gebaut; eine Menge neuer von dem Fortſchritt der Wiſſenſchaft geforderter Inſtitute gegründet; kraftvolle Lehrer, in der Blüthe der Entfaltung, ein Lobeck, ein Herbart, Beſſel wurden berufen[3]); die Fonds der Univerſität bedeutend vermehrt. Auch Frankfurt an der Oder ward nicht vergeſſen. Zwar hegte man[4]), ſchon im Spätjahr 1808, den Plan, dieſe Univerſität nach Breslau zu verlegen, und mit der dort beſtehenden theologiſchen Lehranſtalt zu verbinden. Die Ausführung dieſes Plans

2) Sie ſollte im Ganzen ſieben ordentliche Mitglieder haben, und dieſe ihre Funktionen fürerſt nur Ein Jahr verrichten. Spalding, Schleiermacher und Tralles waren die erſten ordentlichen Mitglieder; zum Direktor war Wolf auserſehen. Da aber dieſer den Vorſchlag ablehnte, ſo trat Schleiermacher an deſſen Stelle. Vergl. Körte, Leben und Studien F. A. Wolf's, II. 35. 40.

3) K. Rosenkranz, Königsberger Skizzen. 2. Abth. Danzig. 1842. S. 225–26.

4) Namentlich Schleiermacher und Wolf. Vergleiche Schütz's Briefwechſel, herausg. von K. J. Schütz. I. 387.

reiſte jedoch erſt im Jahr 1811. Dennoch ward, während Humboldt's Amtsführung, auch für Frankfurt geſorgt. So ſchreibt, unterm 11. April 1810, Prof. David Schulz von dort nach Halle: „Auch bei uns wird es zuſehends beſſer; man thut wohl jetzt etwas Ordentliches für die Akademie. Hr. St. R. von Humboldt und Süvern waren vor Kurzem ſelbſt bei uns. Mehrere neue Lehrer ſind ſchon berufen.“[3])

Dies alles geſchah mitten in der tiefſten Noth, da man manchmal nicht wußte, wo man die Mittel hernehme zum nothwendigſten Beſtand. Und doch wurde da am wenigſten geſpart, wo man ſonſt wohl mit Erſparniſſen anzufangen pflegt.

---

Den erhebendſten Eindruck aber macht die Gründung der Univerſität Berlin. Wir haben im Eingang dieſes Buches der Umſtände gedacht, die dieſe Idee anregten, der Männer, die ſie zuerſt erfaßten, endlich desjenigen, der ſie dem Könige ſelbſt vorlegte.[1]) Der König genehmigte, mittelſt Kabinetsordre vom 4. September 1807, dieſes Projekt. Es ſolle eine allgemeine Lehranſtalt in Berlin in angemeſſener Verbindung mit der Akademie der Wiſſenſchaften errichtet werden. Das nächſte Motiv gab der Verluſt der Univerſität Halle her, der bisher wichtigſten allgemeinen Lehranſtalt der Monarchie. Die Ausfüllung dieſer Lücke, erklärte man, müſſe bei der Reorganiſation des Staats eine der erſten Sorgen ſein. Auch ſeien ja in Berlin ſchon eine Menge wichtiger Veranſtalten und brauchbarer Kräfte vorhanden. Der Hauptgrund aber lag tiefer. Man fühlte, daß der Staat, Volk und Regierung, eines geiſtigen Impulſes bedürfe, wie ſolchen nur

---

3) Ebendaſ. II. 470.

1) Siehe oben S. 41—42.

eine groſsartige Anſtalt dieſer Art, und zwar in der Nähe der höchſten Regierungsbehörden, zu geben im Stande ſei. Man fühlte, daß da, wo ſonſt gemeine Seelen nur Luxus ſehen, die Rettung des Ganzen liegen würde, und ſchrack mitten in dieſer Bedrängniß nicht vor den Opfern zurück, die die Ausführung dieſes Planes erheiſchte.

Bis zu dieſem Punkte war die Sache gediehen, als Humboldt an die Spitze der neu errichteten Sektion für Kultus und Unterricht trat, und die Ausführung dieſes Projektes, ſofern ſie möglich wäre, auf ſeine Schultern nahm. Denn kaum war nämlich jener vorläufige Beſchluß gefaßt worden, ſo ward nicht nur die Art der Ausführung vielſeitig erörtert, ſondern der Ort ſelbſt, wo es geſchehen ſollte, fand noch gewichtige Anfechtung. Auf Seite der Opponenten fand man ſelbſt den erſten Miniſter Freiherrn von Stein. Stein konnte ſeine Anſichten von der Stille des akademiſchen Lebens mit dem Getümmel und den Luſtbarkeiten einer groſsen Hauptſtadt nicht zuſammenreimen, und erklärte mit der gewohnten Heftigkeit einen ſolchen Entwurf geradezu für unſinnig. Namentlich fürchtete er von den Dirnen der Hauptſtadt für die Sittlichkeit der akademiſchen Jugend. F. A. Wolf wuſste dieſe Befürchtungen als übertrieben darzuſtellen, und den Miniſter zu überreden, der nunmehr den Plan eben ſo eifrig vertheidigte, als er ihn bisher bekämpft hatte.[2] — Andrerſeits wollte man die beſchränkten Fonds für ein Hinderniß dieſes Projektes anſehen. Darauf aber entgegnete man mit Recht, daß eben mit dem geringen Fond nirgend mehr als eben in der Hauptſtadt bewirkt werden könne, da hier ſchon ſo mannigfache Anſtalten und Sammlungen vorhanden ſeien. — Wichtiger war ein dritter Einwand, und dieſen theilte W.

2) John Auſſell's Reiſe durch Deutſchland und einige ſüdliche Provinzen Oeſterreichs, in den Jahren 1820, 1821 und 1822. Aus dem Engl. Leipzig, 1825. Th. II. S. 98—101.

von Humboldt, als er zuerſt von dieſem Plane vernommen. Humboldt entging das Unfreie und Proſaiſche nicht, was der nahe Sitz der Regierung und des bürgerlichen Lebens erzeugen müſſe; er fürchtete die Freiheit des Univerſitätslebens beſchränkt zu ſehen, und hielt es nicht für gut, daß man das jugendliche, friſche Leben dem formellen Geſchäftsleben nahe bringen wollte: endlich ſcheute er den Druck, womit die Nähe der Regierung die ſchöne Freiheit des Lehrens wie des Lernens bedrohte.[1])

Gewiß mußten ſich gewichtvolle Gründe entgegenhalten laſſen, um dieſen Einwurf zu beſeitigen, um auch in Humboldt den Widerwillen zu beſiegen, und wir haben ſie ſchon im Vorangehenden angedeutet. Wenn man mitten in der größten Bedrängniß den Gedanken faſſen konnte, eine großartige Lehranſtalt dieſer Art zu gründen, ſo waltete hiebei gewiß das Gefühl, daß nicht blos der Jugend und dem Geiſte des Volkes durch eine Anſtalt dieſer Art, vielmehr, daß dem Staate ſelber durch die Nähe der Intelligenz und die Friſche des akademiſchen Lebens geholfen werden müſſe. Man machte auch auf die Vortheile aufmerkſam, die der neuen Stiftung ſelbſt aus der Oertlichkeit zuſtoßen würden; man bemerkte, wie die Lehrer unter den Augen der Behörden am ſicherſten bewahrt bleiben würden vor beſchränktem Kaſtengeiſte, vor kleinlichen Reibungen und Univerſitätsſchlendrian, und unter den Studirenden der Geiſt der Rohheit gebannt werden würde. Wichtiger aber immer erſchien die Hoffnung, daß der Wechſel-

1) Auch A. v. Humboldt theilte dieſe Befürchtungen. „Ich zweifle nicht," ſchrieb er 19. Okt. 1807 an Prof. Schütz, „daß die neue Univerſität aufblühen werde, ob es gleich zu bedauern iſt, eine kräftige Jugend, der unſer Vaterland mehr als je bedarf, den Elendigkeiten des bürgerlichen Lebens ſo nahe aufwachſen zu ſehen. Es wird das wichtige Problem gelöſt werden, ob der Ort der Univerſität Tüchtigkeit, oder die Univerſität dem Orte Fülle und Stärke geben werde." (Briefw. von Schütz, II. 184.)

verkehr zwiſchen den Häuptern der Wiſſenſchaft und den oberſten Gliedern der Staatsregierung auf dieſe letztern geiſtig erfriſchend, ideenerweckend und unwillkührlich erhebend wirken werde.[4]) Und dieſe Hoffnung hat ſich nicht betrogen. Es iſt vielmehr von unermeßlichen Folgen für den preußiſchen Staat geweſen, und iſt auch für alle Zukunft eine Garantie des Fortſchritts und der Kultur in dieſem geworden, daß man es damals wagte, die Wiſſenſchaft und den Staat in eine ſo nahe Berührung zu bringen.

Zur ſelbigen Zeit kam noch mehr in Frage, nämlich die Art der Ausführung überhaupt. Man wollte eine Muſteranſtalt gründen. Es fragte ſich demnach, was man von der bisherigen Einrichtung der Univerſitaten feſtzuhalten, was man daran zu beſſern gedenke. Dieſe Erörterung ward um ſo bedeutender, da Männer wie Schleiermacher, Fichte, Wolf Theil daran nahmen. Wolf's Vorſchläge[5]) hielten ſich am meiſten im praktiſchen Gleis, und ſcheinen auch vorzugsweis benützt worden zu ſein. Schleiermacher ging ſchon tiefer.[6]) Er entwickelte, mit der ihm eigenen Schärfe und Begeiſterung, was man von den Univerſitäten unſerer Zeit verlangen müſſe. Mit richtigem Takte wandte er ſich vornehmlich an die Lehrenden. Indem er forderte, daß man nicht Vorleſungen, ſondern Vorträge halte, ſchlug er dem Univerſitätsſchlendrian eine tödtliche Wunde. Reformatoriſcher, als Beide, trat Fichte auf, mit einem Plane, den er (1807) im Auftrage des geheimen Kabinetsraths Beyme entwarf, der jedoch erſt nach

4) In dieſem Sinne ſah es auch Fichte an. Siehe deſſen Leben und literariſchen Briefwechſel, herausgegeben von J. H. Fichte, II. 349–52.

5) Sie wurden an Beyme gerichtet, ſchon im Auguſt 1807. Man findet ſie bei Kerke, a. a. O., II. 240–45.

6) Siehe deſſen „Gelegenheitliche Gedanken über Univerſitäten im deutſchen Sinne." Berlin, 1808.

ſeinem Tode im Druck erſchienen iſt.[7]) Sieht man von der etwas bizarren Form ab, in welcher Fichte ſeine Ideen vorträgt, ſo kann man vieles noch heute recht Beachtenswerthe nicht verkennen. Er forderte, daß die neue Anſtalt auch in ihren Formen dem gegenwärtigen Standpunkt der Wiſſenſchaft angepaßt werde. Nicht darin, daß man gelehrte Männer aus allen Fächern zuſammenrufe, und ſoviel als möglich ſogar Männer von entgegengeſetzter Meinung, ſah er das Heil; er wollte die Mängel des bisherigen Univerſitätsunterrichts an der Wurzel angegriffen wiſſen. Dieſer Unterricht, ſagte er, leiſtet zu wenig, er faßt die Bedürfniſſe der Studirenden nicht genug in's Auge. Zu dieſem Zwecke ſchlug er mündliche Prüfungen und Unterhaltungen vor. Er betrachtete die Univerſitäten überhaupt „als eine Kunſtſchule des wiſſenſchaftlichen Verſtandesgebrauchs." Was er dabei im Auge hat, geht doch zu ſehr auf Raiſonnir-Uebung aus; das Poſitive behandelt er zu verächtlich. Die Converſatorien waren ein recht guter Gedanke; aber man wolle das nicht wie eine Hauptſache, ſondern als eine nützliche Ergänzung der zuſammenhängenden Lehrvorträge behandeln. Der dialogiſche Unterricht paßt mehr für einzelne Zweige, wie z. B. die Philoſophie, obwohl wir auch hier manche aus Griechenland entnommenen Vorſtellungen fallen laſſen müſſen. Gewiß iſt es gut, die Selbſtthätigkeit der Lernenden mehr zu befördern, als es bisher geſchehen; doch auch hier wolle man nicht zu viel, da gar ſo leicht nur unreife Eitelkeit entwickelt wird. Ueberhaupt aber laſſen alle dieſe Dinge ſich weniger von oben,

7) Deducirter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höhern Lehranſtalt, geſchrieben im J. 1807 von J. G. Fichte. Stuttgart 1817. Auch hat der jüngere Fichte im Leben ꝛc. ſeines Vaters (I. 518—25) deſſen Ideen ſehr eingehend gewürdigt. Nur darf man, namentlich bei den Aeußerungen über die nachherige Errichtung der Univerſität (S. 524—25) nicht aus dem Auge verlieren, daß es der Sohn iſt, den wir darüber vernehmen.

und nicht plötzlich machen. Auch legt Fichte auf Formen zu viel Gewicht, wo es auf den Geist ankommt und auf Männer, die den rechten besitzen, und ihn mitzutheilen verstehen.

So sah wohl auch Humboldt solche Vorschläge an. Wir finden keine Spur, daß er dergleichen Neuerungen vorzuschreiben dachte; er wollte vornehmlich recht eine Fülle von Geist und von Wissenschaft auf Einem Punkte versammeln; er wollte, daß diese Kräfte sich recht ungehemmt bewegen könnten, und erwartete davon mehr, als von allen äußerlichen Verordnungen. Ueberhaupt scheint er nicht gemeint gewesen zu sein, an einer so tüchtigen Ueberlieferung, als unsere Hochschulen sind, mehr, als durchaus nöthig, zu rütteln. Hier that keine Totalreform Noth, wie bei dem Elementarunterricht, ja zum Theil auch bei den Gymnasien. Man durfte nur nach frischen Kräften suchen, nur es an Mitteln nicht fehlen lassen, nur den Berufenen im Geiste der Freiheit begegnen; mit einem Wort, für diese neue Anstalt nur das auf recht zeitgemäße Weise und nach größerm Maßstabe wiederholen, was Münchhausen einst für Göttingen, was die Weimarische Regierung für Jena geleistet hatte — und man konnte des Erfolges versichert sein. —

Sobald Humboldt sich mit dem Gedanken, die neue Universität in der Hauptstadt zu errichten, befreundet hatte — dies aber scheint schon Statt gefunden zu haben, als er den Ruf auf den Posten annahm — war er auch mit ganzer Seele bei der Sache. Schon am 25. März 1809 schreibt Süvern von Königsberg aus an Prof. Schütz in Halle: „Mit den Plänen zu der in Berlin intendirten Universität ist Hr. v. Humboldt sehr beschäftigt; das ist jetzt seine Lieblingssache, und obwohl noch nichts definitiv darüber entschieden ist, so ist doch die größre Wahrscheinlichkeit, daß — wenn der Staat nur von außen Ruhe behält — die neue Anlage

zu Stande kommen wird.“[8]) — Es galt nun zu bewirken, daß die Sache höchsten Orts als ausführbar erkannt werde; man mußte einen vollständigen Plan entwerfen, und, da in dem Stand der Finanzen die Hauptschwierigkeit lag, namentlich von dieser Seite die Ausführbarkeit darthun. Dem ungeachtet blieb zu besorgen, daß man von Seiten der Finanzbehörde die Mittel nicht werde darreichen wollen, die die Gründung einer wahrhaft großartigen Anstalt erfordert. Weil man jedoch die letzten Gründe für die Nothwendigkeit einer so umfassenden Maßregel nicht wohl ganz deutlich aussprechen konnte, so mußte man diese Nothwendigkeit auf andere geschickte Art darzustellen versuchen. Der eigenhändige Bericht, den Humboldt dem König darüber erstattete, ist vom 12. Mai 1809. Indem er die Grundzüge der beabsichteten Schöpfung vollständig darlegte, wußte er zugleich die bisherige Stellung Preußens, d. h. den Ruf, den es von Friedrichs Zeit her genoß, mit dem gegenwärtigen Bestreben in Verbindung zu bringen, so daß eine Halbheit nicht am Platze erschien. „Weit entfernt“, sagt er in diesem Immediatberichte, „daß das Vertrauen, welches ganz Deutschland ehemals zu dem Einflusse Preußens auf wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung hegte, durch die letzten unglücklichen Ereignisse gesunken sei, so ist es vielmehr gestiegen. Man habe gesehen, daß in allen neuern Staatseinrichtungen Sr. Maj. der Sinn herrsche, welcher in jenem wichtigsten aller Vorzüge auch den Zweck jeder Staatsvereinigung erkenne; man habe die Bereitwilligkeit bewundert, mit welcher, auch in großen Bedrängnissen, von Sr. Maj. wissenschaftliche Institute unterstützt, und selbst ansehnlich verbessert worden seien,“ u. s. w.[9])

---

8) Schön's Briefw. I., 429.

9) Mitgetheilt in der Schrift des geh. Oberregierungsrathes

Durch Humboldt's Anträge bestimmt, gab der König, mittelst Kabinetsordre vom 16. August 1809, die definitive Genehmigung für das beabsichtigte Unternehmen. Die neue Universität erhielt das Recht zur Ertheilung akademischer Würden; die Akademien der Wissenschaften und Künste, so wie sämmtliche wissenschaftliche Institute und Sammlungen der Hauptstadt sollten, unter unmittelbarer Leitung der Sektion des öffentlichen Unterrichts, zu einem organischen Ganzen mit dieser neuen Hochschule verbunden werden. Für diese sämmtlichen Anstalten wurde eine Dotationssumme von 150,000 Thlrn. jährlich bestimmt, und von dieser 60,000 Thlr. allein der Universität zugewiesen.[10]) Der König schenkte ihr das mitten in der Stadt gelegene, stattliche Palais des Prinzen Heinrich als Universitätsgebäude. Auch den Akademien der Künste und der Wissenschaften, wie den andern hieher gehörenden wissenschaftlichen Anstalten, ward eine entsprechende Erweiterung ihres Fonds zugedacht, und diese wurde ihnen auch wirklich zu Theil.[11]) Diese Freigebigkeit war über alle Erwartungen. „Es war das höchste Beispiel einer thätigen Anerkennung für die Wissenschaft und für die Idee, welches jemals ein Staat gegeben hat; denn es fand Statt während der drückendsten Lage des Staats, bei der

---

und Prof. Dieterici: Geschichtliche und statistische Nachrichten über die Universitäten im preußischen Staate. Berlin, 1836. S. 62—63. Der Verfasser gibt in gedrängter Uebersicht die Geschichte der Stiftung der Universität Berlin, wobei ihm die Benutzung der Akten des Ministeriums der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten vergönnt war.

10) Nach Dieterici, a. a. O., erhielt, im Jahr 1810, die Universität 57,787 Thlr.

11) Durch ein Schreiben unseres Humboldt, vom 28. Febr. 1810, wurde der Bibliothekar Wesser benachrichtigt, daß der jährliche Fonds der königlichen Bibliothek von 2000 auf 3360 Thlr. erhöht worden sei. Auch ward von Humboldt sofort eine Reform in der Verwaltung und in den Vorschriften für die Benutzung der Bibliothek betrieben. Siehe Fr. Wilken, Geschichte der königl. Bibliothek zu Berlin. Berlin, 1828. S. 131, 161.

größten finanziellen Bedrängniß: und man wollte nicht Schmuck und Zierrath, sondern ein Mittel der Heilung, der Wiedererneuerung damit sich erwerben."[12])

Nun war es Humboldt's Aufgabe, den Plan zur Ausführung zu bringen, und die erste Anlage der Hochschule einzuleiten. Zwar wurden auch hierbei die namhaftesten Stimmen, z. B. Wolf, Schleiermacher, später auch Reil, gehört und zu Rathe gezogen. Die eigentlichen Räthe sind schon genannt worden. Auch der Großkanzler Beyme, und der damalige Finanzminister Freiherr von Altenstein, sollen bei der Ausführung mitgewirkt haben.[13]) Das Wesentlichste that Humboldt selbst.

Der König hatte zugleich angeordnet, man solle darauf hinwirken, daß die Universität im Herbst 1810 eröffnet werden könne. Schon während des Königsberger Aufenthaltes betrieb Humboldt die Werbungen für die neue Anstalt, am eifrigsten aber seit der Rückkehr nach Berlin, wohin wir ihn jetzt begleiten wollen, bevor wir jene Thätigkeit näher betrachten.

---

Mitte Dezember 1809 endlich kehrten der Hof und die höchsten Regierungsglieder von Königsberg nach Berlin zurück. Humboldt erwartete man um den 18. auf der Durchreise in Frankfurt an der Oder.[1]) Der König und die Königin hielten den 23. ihren Einzug in Berlin.

Humboldt hatte, vor seinem Abschied von Königsberg,

---

12) Fichte, der Sohn, im Leben und liter. Briefw. J. G. Fichte's. I. 512.

13) Dieterici, a. a. O.

1) Schütz's Briefw., II. 469. Vielleicht war diese Erwartung irrig, und Humboldt schon etwas früher von Königsberg abgegangen.

Urlaub genommen,[2]) um eine Reiſe nach Thüringen (namentlich Erfurt) zu machen und Familienangelegenheiten zu ordnen. Im Jahre 1809 war ſein Schwiegervater, der Herr von Dacheröden, geſtorben. Frau von Humboldt war jetzt deſſen einzige Erbin, nachdem ein Bruder, den ſie gehabt, ſchon im Jahr 1806 mit Tod abgegangen und der Dacheröden'ſche Lehnsnexus gelöst war. Die bedeutende Erbſchaft, die ihr zufiel, beſtand hauptſächlich in den beiden Gütern — Burgörner im Mansfeldiſchen und einem Gut zu Auleben in der goldnen Aue[3]) — auf denen ſie einen großen Theil ihrer Jugend und, wie wir ſahen, auch der erſten Jahre ihrer Ehe mit Humboldt verlebt hatte. Der älteſte lebende Sohn aus dieſer Ehe, Theodor, erhielt unterm 31. Oktober vom König auch die Erlaubniß, Wappen und Namen des in dieſer Linie ausgeſtorbenen Geſchlechts von Dacheröden dem ſeinigen beizufügen.[4])

Auf dieſer Reiſe hat Humboldt auch Goethe'n wieder. „Herr von Humboldt," ſchreibt dieſer an Zelter nach Berlin, „der mich durch ſeinen Beſuch auf das angenehmſte überraſcht, nimmt dieſen Brief an Sie mit" (1. Jan. 1810). Auch ſpäter erhielt Zelter manche Mittheilung dieſer Art aus Humboldt's Händen, ſo im März dieſes Jahres die Stanzen, die Goethe auf den 30. Januar — den Geburtstag der Herzogin von Weimar — gedichtet.[5]) Auch zwiſchen Nicolovius und Humboldt ſuchte Goethe ſeiner Seits das Band zu knüpfen. Schon unterm 27. Januar 1809 hatte er an Nicolovius und deſſen Gemahlin in dieſem

2) Schon unterm 3. Dez. wurde Nicolovius wieder beauftragt, für die Dauer dieſer Abweſenheit das Protokoll in der Sektion zu übernehmen. Siehe Alfred Nicolovius a. a. O. S. 177.

3) Siehe Th. I. S. 111.

4) G. v. Hellbach's Adelslexikon, Zimmer 1825. S. 297—99.

5) Briefw. zw. Goethe und Zelter. I. 389. 395. 396.

Sinne geſchrieben: „In Berlin treffen Sie einen meiner werthesten Freunde, Herrn von Humboldt, und treten mit ihm, ſo viel ich weiß, in ein näheres Verhältniß. Es freut mich für Beide: denn in der gegenwärtigen Lage der Hauptſtadt ſowohl als des Staats iſt die Mitwirkung einſichtsvoller und aufrichtiger Männer höchſt wünſchenswerth.“ [6])

Die Abweſenheit unſeres Humboldt dauerte etwas länger, als man erwartet hatte. Auf dieſer Reiſe beſuchte er auch Halle und unter den dortigen Profeſſoren namentlich den berühmten Naturforſcher und Mediciner Reil. Dies war ein Geiſt von groſſer Rüſtigkeit und für ein Unternehmen, wie die neue Univerſität, ein beinahe unentbehrlicher Mann. [7]) Er wurde auch für ſie gewonnen und ſiedelte ſich alsbald von der nunmehr weſtphäliſchen Univerſität nach Berlin über.

Am 26. Jan. (1810) war Humboldt wieder in Berlin an [8]) und nahm im Neuſ'ſchen Garten ſeine Wohnung. [9])

Die Familie weilte fortdauernd in Italien. Bald nach ſeinem Abſchied von dort ward Humboldt durch die Nachricht von der Geburt eines Sohnes erfreut, der am 23ſten April 1809 das Licht der Welt erblickt hatte und den Namen Hermann bekam. Es iſt der zweite Sohn, der ihm am Leben blieb und das jüngſte aller ſeiner Kinder. — Frau von Humboldt war abwechſelnd in Rom und Neapel. Am erſtern Orte blieb ſie in ſteter Berührung mit den Künſtlern, auch als nun, nach Cornelius' und Overbeck's Ankunft, die romantiſch-katholiſche Richtung ſo überwucherte. Das kümmerte ſie wenig. „Ich bin gut mit Allen,“ ſchreibt ſie noch ſpäter einer Freundin, „ſie mögen neu- oder altkatholiſch

6) Alex. Nicolovius a. a. O., S. 171.
7) Steffens. Was ich erlebte, VI. 71.
8) Zelter an Goethe, I. 302.
9) Varnhagen's Briefe, I. 471.

sein oder Protestanten. Wenn sie nur gute Menschen und gute Künstler sind. Zu diesen guten Künstlern muß ich allerdings einige katholisch gewordene rechnen, aber sie sind es im Geist der Liebe. Als Künstler sind diese Katholiken mit die besten." [10]) — Schon auf das Frühjahr 1810 wurde sie selbst in Berlin erwartet; vermuthlich aber veranlaßte die inzwischen eingetretene Veränderung in der Stellung ihres Gatten den Aufschub ihrer Rückkehr nach Deutschland. [11])

---

„Heute habe ich Herrn von Humboldt auf einen Augenblick wieder gesprochen, der diesen Morgen hier angekommen ist," schreibt Zelter (26. Jan.) an Göthe. „Er ist sehnlich erwartet worden, da er uns gerade in einer nothwendigen Zeit fehlte." Und Armin, der Dichter, meldet gleich darauf (8. Febr.) nach Königsberg: „Humboldt ist von seiner Erbschaftsreise endlich zurück, er scheint wirklich ernsthafte Anstalten zur Universität zu machen; leider sind nur die Finanzen mit dem Innern in großen Differenzen." [1])

Trotz dieser Schwierigkeiten wandte Humboldt jetzt dem Gegenstande die angestrengteste Thätigkeit zu. Den 1. Okt. sollte die neue Universität eröffnet werden, aber noch war eine gute Anzahl wichtiger Lehrstellen zu besetzen, noch waren die schon vorhandenen Kräfte zu einem Ganzen zu verbinden, noch die Sammlungen und Hülfsanstalten mit den zureichenden Mitteln auszurüsten. Als Humboldt nach wenig Monaten aus dieser Stelle schied, war die Anlage so weit geschehen, daß der Eröffnung zu der bestimmten Zeit nichts mehr im Wege stand.

10) Fr. Brun, Römisches Leben, II. 336.

11) Rahel's Briefe, I. 461.

1) Mitgetheilt in Dorow's Reminiscenzen. Leipzig, 1842. S. 105.

Zum Glück liegt uns ein Blatt vor, das uns ganz in die ſchöne Zeit ſeines damaligen Wirkens und Lebens verſetzt — ein Brief nämlich, den er am 29. April (1810) an Dr. Wilhelm Motherby nach Königsberg richtete.[1]) Im Eingang entledigte er ſich einer Mittheilung und eines Auftrages von Göthe. Motherby hatte Göthe'n etwas von Kant's Hand zukommen laſſen und für ſich dagegen etwas von Göthe's Handſchrift gewünſcht. Humboldt verhalf ihm dazu, und ſendete es ihm mit der Bemerkung zu: die Handſchrift bleibe immer etwas ſehr Charakteriſtiſches in den Menſchen; die Göthe's aber habe für ihn gerade nichts, das ihm deſſen Eigenthümlichkeit gerade bezeichnete. Schiller hätte, ſeinem Urtheile nach, eine viel genialiſchere und ihm angemeſſenere gehabt. „Sie müſſen noch außerdem wiſſen," fügt er hinzu, „daß Göthe ſeine Werke nie ſelbſt ſchreibt, ſondern immer diktirt; ein ganz von ſeiner Hand geſchriebenes Blatt iſt daher etwas Seltenes, und ich wüßte mich keines ſo langen zu rühmen, als die Zukunft iſt." Dann erwähnt er noch einiger Wünſche, die Göthe in einem ſeiner Briefe an ihn ſelbſt ausgeſprochen, und die von Motherby leicht befriedigt werden konnten. Göthe ſuchte nämlich Handſchriftliches von Männern, die Hamann's und Kant's Lehrer ſein konnten; Winke über die ganz eigne Art von Kultur, die in Königsberg zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Statt gefunden, und ein Paar der ſeltenen kleinen Schriften von Hamann, die ihm noch fehlten. Darnach fährt Humboldt fort:

„Ich bin jetzt beſchäftigt, Ihnen einen guten Chirurgen und Operateur nach Königsberg zu ſchaffen. Graefe aus Halberſtadt, den Sie vielleicht dem Rufe nach kennen, ich dazu beſtimmt. Er hat zwar noch nicht vollkommen ange-

[1]) Zuerſt mitgetheilt in Varnhagen's Zuſammenſtellung von Handſchriften berühmter Männer und Frauen. Nr. 2. Berlin, 1836.

nommen, allein ich denke, daß es sich noch so fügen soll, daß er sich hinzugeben entschließt. Ich dächte, er müßte sich auf eine einträgliche chirurgische Praxis Rechnung machen können. Ich sah ihn bei meiner neulichen Durchreise durch Halle, wo er gerade war, bei Reil, und habe in ihm einen noch jungen und sehr liebenswürdigen Mann gefunden. Hier vermehrt sich das Personal für die Universität auch nach und nach. Reil hat nun seine völlige Entlassung, tritt aber sein Amt erst im Herbst an. Allein er will vorher auf einige Wochen herkommen, und ich erwarte ihn in einigen Tagen. Rudolphi, aus Greifswalde, der vergleichende Anatomie lesen soll, hat bereits angenommen. Illiger, ein sehr guter Entomologe, kommt aus Braunschweig. Ein Astronom, Olbmanns, der die astronomisch-geographischen Beobachtungen meines Bruders herausgegeben, wird aus Paris, und Gauß, wohl jetzt der erste Mathematiker Deutschlands, aus Göttingen berufen. Savigny, ein trefflicher Jurist, kommt aus Landshut. So rücken wir freilich nach und nach vorwärts. Allein zum wirklichen Werken der Universität fehlt allerdings noch viel, und diese neue Wendung wird mir noch viel Sorge und Mühe, indes auch, da sie wirklich nur durch mich allein betrieben worden ist, viel Freude machen. Auch Sie erhalten nach Königsberg einen neuen Astronomen, Bessel, aus Lilienthal, und einen braunschweiger Theologen und, wie man uns versichert, guten Kanzelredner, Krause aus Hannover.

„Dies Jahr hat Berlin im Klima gar keinen Vorzug vor Königsberg. Wir haben bis vor drei Tagen eine Kälte und einen so anhaltenden Ostwind gehabt, daß sich ein Niemand ein gleiches Phänomen erinnert. Dieser Ostwind hat auch mein Augenübel gar sehr vermehrt. Nicolovius und ich schmälen oft gemeinschaftlich auf Berlin, und einmal und dann mit vermehrter Dankbarkeit an Königsberg.

Ja, mein Lieber, es war offenbar in Königsberg viel, viel schöner, und ich beweise es auf eine wirklich auffallende Weise, da ich, außer Geschäftsbesuchen, fast keine einzige Gesellschaft besuche. Selbst Stägemann sehe ich äußerst wenig. Daß Ihnen Gotthold gefällt, ist mir ungemein lieb. Sein Aeußeres ist von der Art, daß es Vertrauen einflößen muß, und ich hoffe, daß ihm auch diese empfehlende Eigenschaft in seinen Schulverhältnissen nützlich seyn soll. Das Friedrichsgymnasium kann eine sehr gute Erziehungs- (nicht blos Unterrichts-) Anstalt, deren wir so wenige besitzen, werden; es war in den letzten Jahren schrecklich und unverantwortlich in Verfall gerathen.

„Uebrigens geht mein Leben hier mehr auf eine sehr beschäftigte, als angenehme Weise hin. Eine Sache greift in die andere, und man hat selten Muße genug, einen ruhigen Rückblick zu machen. An sich ist das keine gerade erfreuliche Existenz, und Alles, was dabei noch anziehen kann, ist, daß etwas Wohlthätiges für Andere herauskomme. Meine Frau und meine Familie sind in diesem Augenblick sehr glücklich in Neapel. Ich habe schon einige Briefe von dort, die nicht genug die Schönheit des Himmels und der Erde anpreisen können."

Bei Besetzung der Lehrstellen der neuen Universität war das nächste Augenmerk auf Verwendung der im Staate noch vorhandenen Kräfte zu richten. Sofern aber diese zu dem umfassenden Zwecke nicht hinreichten, mußte man sie durch Berufung von außen her zu vervollständigen suchen.

Berlin selbst hat eine namhafte Zahl von Gelehrten dar, von denen Mehrere auch für die Universität ein Gewinn waren. Vor Allem ward die Akademie der Wissenschaft mit ihr in Verbindung gesetzt — ein Institut, das

freilich, und erſt durch dieſe Verbindung, ſeiner eigenen Wiedergeburt entgegenſah, da bisher darin der franzöſiſche Geiſt aus Friedrich's Zeit noch immer vorgewaltet hatte. Doch zählte ſie, namentlich im Fach der Naturwiſſenſchaften und der Mathematik, mehrere Köpfe, die auch für die neue Anſtalt von Gewicht waren, und von denen einige bisher ſchon öffentliche Vorträge zu Berlin gehalten hatten.

Doch ungleich wichtiger waren die Kräfte, die der neuen Stiftung von den nunmehr verlornen Univerſitäten, namentlich von einer derſelben, überkamen. Fichte kam von Erlangen, eine Größe, die für ſich allein mog. Halle aber gab mehr als Einen: es ward in gewiſſem Sinn das Kontingent der neuen Stiftung. Dort war ſchon mehrere Jahre her vereinigt, was Preußen — beſonders nach Kant's Tod — an wichtigen akademiſchen Kräften beſaß. Dort hatten unter F. A. Wolf's Leitung die gründlicher und in ihrer humanen Bedeutung tiefer erfaßten Alterthumsſtudien Boden gefaßt. Neben ihm war nachher Schleiermacher, namentlich in dem Unglücksjahre 1806, hervor, und mit ihm jener die nationale Richtung, die bald ſo mächtig werden ſollte. Dieſe Männer, auch Reil jedenfalls ein ganz entwickelter Patriot, endlich Schmalz, damals noch ein Mann von ehrenwerthem Ruf — trugen das friſchere Leben, das in Halle aufgegangen war, in die neue Schöpfung hinüber. In den verbliebenen Kräften kam noch eine ſehr namhafte. Niebuhr, der mehrere Jahre beſonders in den finanziellen Angelegenheiten des Staats von großem Einfluß geweſen, zog ſich zurück, und trat als Lehrer bei der Univerſität auf.

Mit all' dieſen gewaltigen Mitteln wäre aber doch eine recht umfaſſende Schule der Wiſſenſchaft und Kultur noch nicht geſchaffen worden. Es mußte mehr und vielfältigeres geiſtiges Leben dahin ſtrömen; man mußte aus verſchiedenen

Gegenden Deutſchlands Ergänzung ſuchen. Welch' ein Glück, daß ein ſo univerſeller Geiſt ſich an der Spitze befand! Humboldt war ganz der Mann, um für alle Wiſſenszweige Sorge zu tragen, ſolcher auch, die bisher auf deutſchen Univerſitäten nur ſchwach oder gar nicht betrieben worden waren, ganz der Mann, um ſich nicht von bloßen Schaumgeburten und Parteiungen des Tages blenden zu laſſen, und ächt wiſſenſchaftliche Größe zu erkennen. So erging denn durch ihn, oder in ſeinem Auftrage, der Ruf an eine Menge der ausgezeichnetſten Deutſchen. Man ſtellte Bedingungen, wie ſie ſo vortheilhaft wohl nie unſern Univerſitätslehrern geboten worden waren. Dennoch lehnte mancher den Ruf ab, entweder den politiſchen Verhältniſſen nicht vertrauend, oder weil er den Punkt, wo er war, nicht verlaſſen mochte. So erging es mit Friedrich Jacobs[1]), mit Hugo[2]), mit Gauß u. A. Dagegen glückte es Humboldt mit vielen und ſehr bedeutenden Männern. Er gewann Illiger aus Braunſchweig, Rühs und Rudolphi von Greifswalde, Reil, der vorerſt noch in Halle geblieben war; er gewann Böckh[3]), de Wette und Marheinecke von Heidelberg, endlich den großen Rechtsgelehrten Savigny[4]) von Landshut.

So ward es möglich, daß dieſe neue Anſtalt gleich bei der Eröffnung Männer von großem Ruf, ja des erſten

1) Mit ihm verhandelte Ideen. Er ſollte zugleich die Direktion eines der Berliner Gymnaſien übernehmen. Siehe Fr. Jacobs' Perſonalien, Leipzig, 1840. S. 111.

2) Allgemeine Zeitung, 26. April 1810: Blicke auf die norddeutſchen Univerſitäten.

3) Dieſer ausgezeichnete Schüler Wolf's ſtand Humboldt ſchon in der Richtung ſeiner Studien ſehr nahe. Er faßte das Leben und Denken der Griechen mit ihrer Sprache zugleich auf, und war auch mit Pindar insonders beſchäftigt.

4) Savigny ſoll, wie man behauptet, durch die höchſte Beſoldung gewonnen worden ſein, die bis dahin einem deutſchen Profeſſor verwilligt worden. Nach Johs Ruſſell, a. a. O., I. 394.

Ranges, in allen Fakultäten aufweisen konnte. Neben den Gründern der historischen Rechtsschule sah man die hellsten Richtungen der Zeit, nach allen Seiten, welche Fülle von Wissenschaft, von Anregung und Leben! Als Philosoph wirkte Fichte; in der Theologie glänzten Schleiermacher, de Wette, Marheineke; in der Jurisprudenz besonders Savigny und Schmalz. Die medicinische Fakultät zählte neben Friedländer und Kohlrausch*) namentlich einen Hufeland und Reil. In den Naturwissenschaften, in Physik und Chemie fand man Klaproth, Hermstädt, Illiger, Erman; Mathematik lehrte Tralles; als Geschichtslehrer traten Niebuhr und Ruhs auf; in der Alterthumswissenschaft F. A. Wolf, Spalding, Heindorf, Buttmann, Böckh, für vergleichende Sprachforschung Bernhardi. Hirt las über bildende Kunst. Neu und vielbedeutend trat jetzt auch das Studium des Altdeutschen heran, da von der Hagen die ersten Vorträge über das Nibelungenlied hielt. Diese und andere Namen führte gleich das erste Lektionsverzeichniß, im September 1810, auf. Und noch fehlten Einige, die nur auf Reisen, aber schon für die Universität bestimmt waren, wie Wildenow, der berühmte Botaniker, und der kritische Kopf J. Bekker.

Man hat von jeher diesen Anfang nur bewundert. Doch ist neuerdings auch ein Tadel laut worden, der um so mehr hier eine Berücksichtigung verdient, da er recht eigentlich gegen Humboldt gerichtet wurde und von einem Mann ausgeht, der sonst nur mit Begeisterung von dieser Stiftung spricht — nämlich von Steffens. Dieser klagt darüber, daß nur den Bestrebungen der neuesten Philosophie der Zutritt erschwert worden sei. „Man berief," sagt Steffens, „die ausgezeichnetsten Gelehrten, und ein jeder nahm gern

*) Dieser wurde von Rom berufen, wo ihn Humboldt als Hausarzt kirkgewonnen hatte.

den Ruf an. Nur in Beziehung auf die Spekulation herrſchte ein bedeutendes Schwanken. Im Anfange war es die Abſicht, gefliſſentlich ein philoſophiſches Chaos hervorzurufen: welches einen merkwürdigen Gegenſatz gegen die ſpätere, ſelbſt von den Behörden unterſtützte ſtrenge Schule bildete. Die Bedeutung der Spekulation für die deutſche Bildung ward zugeſtanden und erkannt, aber nicht anerkannt. Beſonders ſchien man der Naturphiloſophie keineswegs günſtig. Höchſtens wollte man die Anwendung einiger Kantiſchen Begriffe auf die empiriſche Ausbildung der Naturwiſſenſchaft dulden. So ſchien man geneigt zu ſein, eine vorherrſchend dynamiſche Hypotheſe, der atomiſtiſchen, in England und Frankreich zu Grunde gelegten, als für Deutſchland paſſend zu betrachten. W. v. Humboldt glaubte, daß kein philoſophiſches Syſtem der damaligen Zeit auf Anerkennung Anſpruch machen könnte. Junge geiſtreiche Männer, meinte er, könnten ſich als Privatdocenten den Rang abzulaufen ſuchen, und dem endlichen Sieger könnte man den Kranz reichen. Einen Profeſſor der Philoſophie brauche man zwar, aber Fichte wäre ja da, und Schleiermacher, obgleich Theolog, war ja auch ein tüchtiger Philoſoph." [6])

Allerdings iſt Berlin erſt in ſpäterer Zeit der Hauptſitz der neuern Philoſophie geworden; auch iſt es vielleicht richtig, daß Humboldt, weil er im Allgemeinen dieſe Entwicklungen für einen Rückſchritt anſah, gegen das Beſſere, was ſie enthielten, nicht gerecht genug war. Es wäre jedoch die Frage, ob ihm z. B. Schelling nicht willkommen geweſen wäre, wenn er ihn hätte für Berlin gewinnen können, oder wenn der Gegenſatz zu Fichte nicht zu herb geweſen wäre. Wenigſtens hat er die Verdienſte, die Schelling ſich um die

6) Steffens. Was ich erlebte, VI. 143—44.

philoſophiſche Diktion der Deutſchen erworben, rühmend anerkannt,[7]) und er dürfte ſelbſt vieles, was dem Gehalt der frühern Schelling'ſchen Philoſophie angehört, nicht im Widerſpruch mit ſeiner eigenen Betrachtungsweiſe gefunden haben — wenn er es auch auf eine natürlichere Art und mit mehr Kritik entwickelt ſehen wollte.[8]) Wenn aber der oben enthaltene Vorwurf am Ende gar nur darauf hinausläuft, daß man ſehr Unrecht gethan, Steffens ſelbſt nicht an die neue Univerſität zu berufen, ſo fällt in die Augen, daß dieſer Letztere hier nur als Richter in eigener Sache ſpricht. Ein großer Theil der denkenden Köpfe Deutſchlands wird es Humboldt gar nicht verargen, wenn er etwas mißtrauiſch gegen die Philoſophie eines Mannes war, in der die ſinnigſte Naturbetrachtung ſich von früh an ſo eigenthümlich mit einem die Freiheit des Denkens in hohem Grade gefährdenden Myſticismus paarte. Auch iſt ſich Humboldt in dieſer Abneigung recht conſequent geblieben. Denn wie er, trotzdem daß Schleiermacher ſeinen ganzen Einfluß dafür geltend machte,[9]) im Jahr 1810 nicht zu bewegen war, Steffens an die Univerſität zu rufen, ſo drückte er ſeinen Unmuth über Verirrungen dieſes geiſtvollen Denkers auch in ſpätern Zeiten unverhohlen aus, wo die myſtiſchen Richtungen ſich größerer Begünſtigung zu erfreuen hatten. Steffens war aus Norwegen zurückgekommen und hielt, bevor er nach Breslau heimkehrte, im Winter 1821—22 Vorleſungen über Naturphiloſophie in Berlin. General Gneiſenau hatte — aus rein perſönlicher Neigung zu dem Vortragenden — ſeinen Saal hiezu eingeräumt, wo ein zahlreiches und ange-

7) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLI.

8) Ueber Humboldt's Stellung zur Naturphiloſophie, ſiehe auch oben Th. I. S. 385.

9) Steffens a. a. O., VI. 146. Es gelang Schleiermachern, auch nach Humboldts Austritt, nicht, es durchzuſetzen.

ſehenes Publikum ſich verſammelte. Die auffallenden Sätze, die man hörte, wurden weitherum beſprochen. Unter andern hatte Steffens den Sündenfall mit der Schiefe der Ekliptik zuſammengeſtellt. Dies kam auch zu Humboldt's Ohren, der ſich ſehr darüber luſtig machte. „Ganz Recht!“ meinte er, „die Ekliptik iſt vor Schreck über den Sündenfall plötzlich ſchief geworden.“ [10])

Geſetzt aber auch, Humboldt wäre wirklich zu argwöhniſch gegen die neuere Spekulation geweſen, ſo müſſen wir doch rühmen, daß er dafür ſeine Verwaltung um ſo freier von einem andern Fehler gehalten, in den die Leiter des öffentlichen Unterrichts, auch die tüchtigſten, wie wir erlebt haben, ſo leicht verfallen, — nämlich von dem, ein beſtimmtes philoſophiſches Syſtem über Maßen oder ausſchließend zu begünſtigen. Gerade ein ſolches Verfahren rächt ſich am bitterſten an der Regierung ſelbſt. Wollen wir daher nicht, mit Schleiermacher, [11]) die Wahlen und Berufungen lediglich der Univerſität wie einem unabhängigen Vereine in die Hand geben — und dies werden Wenige wollen! — ſo iſt es noch das geringſte Uebel, wenn bei Berufung von Philoſophen von Seiten der Behörde zu große Vorſicht geübt wird. — Die Berliner Univerſität hat gerade in ihrer erſten Zeit, da die Philoſophie noch nicht ſo überwiegend vortrat — freilich auch in Folge der Freiheit, die von oben gewährt war — einen Geiſt der Friſche und Freiheit, vielfältigen und individuellen Lebens an den Tag gelegt, [12]) wie er nachher, trotz des übrigen Gedeihens der Anſtalt, nicht in ſolchem Grade zu finden war, woran freilich immer auch der Geiſt

---

10) Aus handſchriftlicher Quelle.

11) In der oben erwähnten Schrift über die Univerſitäten.

12) Siehe die Parallele zwiſchen den Univerſitäten Jena und Berlin, Th. I. S. 260–61.

der herrschenden Philosophie so viel Schuld gehabt haben mag, als die Einseitigkeit, der die Behörde in diesem Punkte huldigte.

Auch die sonstige Ausstattung der Universität war großartig. Man besaß dort schon länger ansehnliche Sammlungen, die jetzt der Hochschule übergeben, oder mit ihr in Verbindung gesetzt wurden. Man hatte eine bedeutende Bibliothek, einen botanischen Garten, eine Sammlung anatomischer Präparate und eine reiche Anzahl andrer naturwissenschaftlicher Sammlungen, die, durch neue Erwerbungen noch bereichert, nun zu einem der großartigsten Museen für Naturgeschichte heranwuchsen. Noch andre wissenschaftliche Institute, z. B. Seminarien für Theologen und Philologen, wurden nach einem großartigen zeitgemäßen Plane entworfen und mit derselben Freigebigkeit bedacht.

Auch in der Universitätsverfassung wurde besonders in Hinsicht der Gerichtsbarkeit manche zeitgemäße Anordnung getroffen,[1] und wie man auf der einen Seite so zu fördern gesucht, so mied man auf der andern jeden beengenden Zwang. „Selten," schrieb im Jahr 1813 ein diesem Fache nahe stehender Mann (Nolte) an Schütz in Halle, „selten möchte sich eine Universität gleich in der ersten Zeit einer so nachdrücklichen Hülfe der Regierung und einer so freien Thätigkeit zu erfreuen gehabt haben. Hier ist fast kein Wunsch unbefriedigt geblieben."[2]

1) Auch wurden von der Sektion Vorkehrungen getroffen, um die Jugend vor den Gefahren der großen Stadt möglichst zu sichern. Allg. Zeitung, 16. Juli 1810.

2) Schütz's Briefw. II. 301.

So war denn das Nöthige eingeleitet, den königlichen Befehl pünktlich zu vollziehen. Humboldt ſelbſt aber ſchied aus dieſer Stellung, bevor die Univerſität eröffnet wurde. Doch war das Weſentliche gethan, ſo daß nun die Sache auch von geringern Kräften durchgeführt werden konnte. Es iſt ein recht charakteriſtiſcher Zug in Humboldt's Leben, daß er bei der Eröffnung dieſer Schöpfung nicht einmal zugegen ſein ſollte. Unterm 29. April 1810 ſchon gab er den Wunſch zu erkennen, in die diplomatiſche Laufbahn zurückzutreten. Dieſem Wunſch ward in der Mitte des Junius entſprochen, und er auf einen Poſten berufen, wo man eben eines ſolchen Mannes recht dringend bedurfte.

Ueber die Gründe, welche Humboldt veranlaßt haben, dieſe ſchöne Thätigkeit aufzugeben, ruht noch jetzt ein Dunkel. Gewiß iſt, daß das damalige Miniſterium ſich in einer ſehr ſchlimmen Lage befand, und täglich ſeiner Auflöſung entgegen ſchritt. In allen Maßnahmen herrſchte eine gewiſſe Unſicherheit, weil man ſich in dem Finanziellen nicht zu helfen wußte. Ueberall vermißte man einen Arm, der das Ganze leitete. Wiederholt verbreiteten ſich Gerüchte von Dohna's Rücktritt und der Auflöſung des ganzen Miniſteriums. Endlich entſchloß ſich der König, Hardenberg herbeizurufen und ihn als Staatskanzler an die Spitze zu ſtellen; Napoleon ließ es geſchehen, und am 6. Junius 1810 wurde der Neuernannte in ſein Amt eingeführt. Der Großkanzler Beyme und der Finanzminiſter Freiherr v. Altenſtein zogen ſich ſogleich zurück, auch Scharnhorſt, doch dieſer nur ſcheinbar, denn er wirkte fortan im engſten Einverſtändniß mit dem Kanzler. Der Miniſter Graf zu Dohna ſetzte ſeine Funktionen noch bis zum November dieſes Jahres fort. Mit Hardenberg's Eintritt kam Einigkeit und ein feſterer Gang in die Geſchäfte; die Verfaſſung der oberſten Regierungsbehörden ward vereinfacht, die finanzielle Schwierigkeit

gelöst; so daß man die innern Reformen mit größerer Kraft durchsetzen und nach außen mehr Haltung beweisen konnte. Es ist ein großes Verdienst dieses Mannes, solches bewirkt, und unter den schwierigsten Verhältnissen zugleich die Existenz des Staates aufrecht gehalten, und die Mittel seiner Wiederherstellung vorbereitet zu haben. Indem er sich mit bewundernswürdiger Klugheit auf der einen Seite unter die französische Obermacht fügte, auf der andern die im Innern gährenden Kräfte in wohlthätigen Banden hielt, rettete er den Staat von einer vorzeitigen Explosion, die ihn muthmaßlich in den Abgrund gebracht hätte. Wohl hätte man sich des guten Gestirns, das über Preußen aufgegangen war, erfreuen können, wenn nicht gerade jetzt ein schöneres entschwunden wäre, da am 19 Juli desselben Jahres das Leben der allverehrten Königin erlosch.

Indem wir die Krisis, welche dem oben ausgesprochnen Wunsche unseres Humboldt sich auf dem Fuße folgte, vorangestellt, wenden wir uns zu dem zurück, was ihn bewegen konnte, schon im April seinen Abschied zu fordern. Die kritische Lage des Ministeriums berührte ihn kaum, ja er konnte hoffen, daß der Sturz desselben manche Hemmungen hinwegräumen würde, mit denen er bisher gekämpft. Doch jene Differenzen waren ausgebrochen, ehe dieser Sturz entschieden war, sei es nun, daß sie durch die Ungewißheit der Befugniß des Sektionschefs gegenüber dem Minister des Innern,[1]) oder durch Einsprache des Finanzministers in die Humboldt'sche Verwaltung herbeigeführt

1) Wir wollen doch nicht unerwähnt lassen, wie der Historiker Weltmann in dem oben Th. I. S. 18 angezeigten Artikel diese Vermuthung ausführt. „So reiche Mittel," sagt er, „selbst der erschöpfte niedergebeugte preußische Staat für die gedeihlichen Zwecke und Geschäfte dieser Sektion aufgebracht hatte, fühlte sich das Haupt derselben doch dadurch gehemmt, daß es vom Minister des

worden. Merkwürdig wäre es, wenn Altenstein damals dem Departement, das er später leiten sollte, die Mittel erschwert hätte.

Wie dem aber sei, die Auflösung des Ministeriums Dohna änderte nichts mehr in diesem Entschlusse. Kaum hatte der neue Staatskanzler die Zügel der Regierung ergriffen, so wurde dem von Humboldt ausgedrückten Wunsch gewillfahrt, indem er, durch Cabinetsordre vom 14. Juni desselben Jahres, zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am österreichischen Hofe ernannt und ihm zugleich der Charakter eines geheimen Staatsministers beigelegt wurde. Wir werden die Wichtigkeit dieser Berufung im nächsten Buche betrachten. Abgesehen aber auch von dieser Bedeutung, konnte unter den damaligen Umständen — da der römische Posten vacirte, nicht leicht eine angenehmere Stelle gefunden werden, als die eines Gesandten in Wien.

So leid es Humboldt thun mochte, sein bisheriges Amt, so wie auch Berlin in einer geistig so anregenden Epoche verlassen zu sollen, so konnte ihn, in letzter Hinsicht zumal, der Gedanke trösten, daß es ihm nun auch für seine Person wieder mehr vergönnt sein werde, wissenschaftliche Studien zu pflegen, ohne sich deshalb den Aufgaben des Vaterlandes zu entziehen. Bisher aber war er dergestalt von Berufsgeschäften überhäuft gewesen, daß er nicht einmal hoffen durfte, der Aufforderung des Professors Vater genügen zu können, welcher ihn in dieser Zeit ersucht hatte, die längst

Innern abging, und nicht wußte, viel weniger bestimmen durfte, mit welcher Summe es für seine Absichten und Ideen schalten durfte. Dies fiel um so lästiger, da es sonst wegen des freien Geistes im Preußischen sich in keiner Ansicht und Ausführung beschränkt sah. Einzig aus diesem Grunde scheint H. den ihm sonst so werthen und interessanten Posten wieder aufgegeben und seine diplomatische Laufbahn fortgesetzt zu haben."

gesammelten Materialien über die Baskische Sprache für den Mithridates zu verarbeiten.

Unter'm 23 Juni ward Nicolovius beauftragt, einstweilen die Leitung der Sektion zu übernehmen, obwohl die Abreise des bisherigen Chefs sich bis Anfang Septembers verzögerte. Die Kunde von Humboldt's Ausscheiden erweckte allgemein die Besorgniß,[1]) daß diese Geschäfte ganz in's Stocken gerathen, und namentlich die Eröffnung der Universität hinausgeschoben werden würde. Man glaubte, daß hier nun alles wieder in die Sphäre des Gewöhnlichen sinke. Darin hatte man Unrecht. Der dauernde Impuls war gegeben, und auch die Anlage der Universität so weit gediehen, daß es Nicolovius, in Verbindung mit dem noch fungirenden Grafen Dohna, leicht wurde, die noch nöthigen Anordnungen zu treffen. Der Staatskanzler trug damals brieflich die Leitung der Sektion dem in Paris weilenden Alexander von Humboldt an, dieser jedoch zog es vor, seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben, und lehnte dieses Anerbieten ab.[2]) Im November 1810 trat der geheime Staatsrath von Schuckmann an die Stelle, und Nicolovius ward zum Direktor in beiden Abtheilungen ernannt.

Die Tugenden, welche Humboldt als höherer Beamter entwickelt hatte, die gereifte Einsicht, die unbestechliche Wahrheitsliebe und die energische Thatkraft wurden auch höchsten Orts wohl erkannt. Die schönste Anerkennung war der Wiener Posten. Doch auch sonst fehlte es nicht an

1) Vergl. Morgenblatt, 11 Oktober 1810 (Correspondenz aus Berlin). — Nicolovius selbst fürchtete dies, nicht minder Wolf und Zelter. Siehe Altr. Nicolovius, a. a. O., S. 189 ff. Kern, a. a. O., II. 56. Briefw. zw. Goethe und Zelter, I. 303.

2) Siehe auch Morgenblatt vom 21. Aug. und 9. Dez. 1810.

Zeichen der königlichen Achtung. Als man im Anfang des Jahres 1810 (18. Jänner), da Humboldt noch auf der Erbschaftsreise war, die zweite und dritte Klasse des bisher einfachen rothen Adler-Ordens stiftete und nur die dritte vorerst austheilte, war er unter den wenigen höchsten Staatsdienern, die sie empfingen.[1])

Auch vor dem wissenschaftlichen Tribunal fand sein Wirken immer mehr Anerkennung. Schon im Anfang des Jahres 1809 wurde er zum auswärtigen Mitglied der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften aufgenommen,[2]) und im Sommer 1810 in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, deren außerordentliches Mitglied er bisher gewesen, zum ordentlichen Mitgliede und zwar der philosophischen Klasse ernannt. Mit ihm zugleich Schleiermacher, Niebuhr und Ideler zu ordentlichen Mitgliedern in der historischen Klasse.

Humboldt war schon in Wien, als die neue Universität eröffnet wurde. Es geschah ohne alle Feierlichkeit.[1]) Die Vorlesungen begannen den 15. Oktober 1810. Der Erfolg war ein großartiger. Davon hat Steffens eine Schilderung gegeben, die jeden Leser mit sich fortreißt.[2]) Fast alle Hochschulen wurden von dieser neuen Anlage in Schatten gestellt, kaum vermochte Göttingen, und etwa Heidelberg mit ihr zu wetteifern. Und doch war diese Stiftung nicht, wie einst die

1) Allg. Zeitung, 31. Jan. 1810. Auch Scharnhorst, York, Altenstein, Dohna, Beyme, Klewitz und A. waren unter den das erste Mal Dekorirten.

2) Siehe Morgenblatt, 17. April 1809 (Berlin, 25. März).

1) Doch holte man diese in gewisser Hinsicht nach, am 3. Aug. 1811, dem Geburtstage des Königs.

2) A. a. O., VI. 275–77.

vom Freiherrn von Münchhausen in's Leben gerufene, in ruhigen Zeiten, bei vollem Schatze, oder in einer Epoche eingeleitet werden, wo es leicht war, das Zukünftige zu erkennen und zu gewinnen.

Nun erst ward Berlin eine Stätte deutschen Geistes, die es bisher in geringerem Grade gewesen, und die doch jetzt bald alle andern überragte. Der Geist, der hier ausging, strömte bald auch in die Provinzen zurück. Als dann die Stunde der Entscheidung schlug, enthüllten sich die großen Folgen, die den geistigen Fortschritt des Landes begleiteten.

Und diese Wirkung dauert fort auf unsere Zeiten, ob schon auch diese Schöpfung noch manche Anfechtung zu bestehen hatte. Noch im Jahre 1815 erklärten sich engherzige Verwaltungsmänner, wie der geheime Staatsrath v. Bülow, laut gegen das Humboldt'sche Kind, die Berliner Universität, und weissagten ihr ein baldiges Ende. Welche Anfechtungen aber das ganze Departement des Unterrichts seit den Zeiten des Herrn von Kamptz erlitt, ist uns leider in zu gutem Gedächtniß. Zum Glück war in dem edlen Altenstein — der im Jahr 1817 an die Spitze des neugestifteten besondern Ministeriums für Kultus und Unterricht trat — ein Mann gefunden, dem ernstlich daran lag, diese Schöpfung zu pflegen, und der ihnen Widerstehern Stand hielt, so weit er vermochte.

* * *

Ich habe es hier versucht, von dieser so interessanten Epoche des Humboldt'schen Lebens wenigstens einen Umriß zu liefern. Wie sehr aber wird uns hier noch der Mangel genauerer Kenntniß der damaligen Staatsverhandlungen,

des Kampfes der verſchiedenen Parteien, der Anſichten ſo großer Staatsmänner fühlbar! Wie anders würde es ſein, wenn uns eine aus den Akten gezogene Geſchichte der innern Staatsveränderungen in Preußen, beſonders der Jahre 1807 bis 1813, wenn uns die einzelnen Arbeiten der Immediatcommiſſion, wenn uns außerdem die Gutachten und Berichte eines Humboldt und ſo mancher gleich bedeutende Schatz von Staatsweisheit und großartigen Anſichten vorläge, ſtatt, wie bisher, nun in den Akten zu vermodern

# Sechstes Buch.

## Humboldt in den großen politischen Geschäften, bis zu seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst.

Gesandtschaft zu Wien. Thätigkeit auf den Congressen zu Prag und Chatillon, bei den Pariser Friedensschlüssen, auf dem Congreß zu Wien, dann zu Frankfurt und London. Sein Ministerium und seine Theilnahme an dem innern Kampfe Preußen's bis zum Siege der Reaktion

1810 bis 1819

Wir kennen die Grundzüge des Humboldt'schen Wesens. Es war eine vorwiegend intellektuelle Natur, und doch eine muthige und thatkräftige dabei. Aber mitten im regsten Wirken für die praktische Welt verrieth ein eigenthümlicher Zug den Boden, in dem er seine Heimath hatte. Auch fand er in Thatengröße nicht das Glück. Dies suchte er nur in seinem eigenen Innern, in dem Ganzen, das man sich dort schaffen kann, wenn alles äußere Wirken immer unvollendet bleibt. Dieser innern Einheit versichert, konnte er sich aber dreist in's Weltgewühl mischen,

„Die Kräfte, die sonst unerforschet ruhen,
„Am rechtgegebnen Stoffe kräftig prüfen."

Er hatte nicht zu fürchten, daß ihm die innere Kräuten gefesselt werde; er wußte vielmehr, daß er im wildesten Sturme sich wiederfinden würde. Er sah das Wirken für die Welt, das sich Hingeben an ihre Interessen, für Pflicht an: er warf sich muthig in das Rollen der Begebenheit, so sehr es des Meines Art ist und zumal seines Geistes war, zu verweilen, und „starr den Blick auf Einen Punkt zu lenken." Der Mensch, sagte er, muß beide Wesen in sich einen, doch Seelenkleinod ihm Beschauung scheinen.[1])

1) Ges. Werke, IV. Bd. 371. Vergl. meine frühere Charakteristik oben I. 42 ff.

Einem so tief und gründlich gebildeten Geiste, wie Humboldt, auch unter den handelnden Männern nur zu begegnen, könnte schon Verwunderung erregen, und man würde es ganz natürlich finden, wenn man von ihm hier etwa urtheilen müßte, wie man es von Andern muß, von denen es heißt: Es war ein großer Dichter, aber ein schlechter Politiker, oder es war ein trefflicher Geschichtschreiber, aber ein mittelmäßiger Minister — dies vielmehr ist das Auffallende, daß man von eben diesem intellektuellen Geiste sagen muß: Er war auch der Ersten Einer unter den Staatsmännern seiner Zeit. Denn wenn je, und vor allem in der modernen Zeit, ein Beispiel gegeben worden, das den im Allgemeinen richtigen, aber doch auch mit manchem Vorurtheil gepaarten Satz: daß gelehrte Männer selten für die Welt und die Geschäfte taugen, merkwürdig beschränkt und eine glänzende Ausnahme davon darstellt, so hat Humboldt ein solches gegeben.

Und doch war er, wie alle wissen, die ihn gekannt haben, nicht einmal von Natur mit allen den Mitteln gerüstet, die staatsmännische Größe zu begünstigen pflegen. Sein Aeußeres war wenigstens nicht anziehend; beim ersten Anblick fühlte man sich eher von ihm abgestoßen, obwohl die hohe, mächtige Gestalt imponirte, und man sein Gesicht, je länger man es betrachtete, immer klüger, bedeutender, ja angenehm fand. Varnhagen, mit der ihm eigenthümlichen Auffassungsart, wollte sogar in seinem Aeußern das Charakteristische und Bewunderungswürdige wiederfinden. „Die Betrachtung seiner Persönlichkeit", sagt er,[2]) „gab unerschöpfliches Studium, und erst manch neue Räthselfrage, dann aber auch zuletzt manch ergänzenden Aufschluß des innern Wesens. Diese hohe und in den Schultern vorgebogene Ge-

2) In seiner Skizze: „Wilhelm von Humboldt."

halt, dieſe zurückweichende Stirne, dieſe heraustretenden Forſchergangen, die zarte Bläſſe des ruhigen Geſichts, deſſen Mienen gleicherweiſe im Ernſt und im Lächeln Leben und Ehrerbietung einflößten, der hagre, nicht muskelkräftige, aber durch ſtarke Nerven zu jeder Anſtrengung und Ausdauer willige Körper, die feine ſanft ſchneidende Sprache, der aber niemals der Fluß des Ausdrucks und die Geſchicklichkeit der Wendung verſagt war — dies alles zuſammen muß man im Leben geſehen haben, oder durch Macht der Einbildung lebendig hervorrufen können, um den Ausdruck wahrhaft zu faſſen, zu welchem ſolches Innere und ſolche Leiblichkeit hier vereinigt waren.“ — Humboldt aber hielt ſich ſelbſt für häßlich, und im höhern Alter, wo der Kopf etwas vorſank, fiel das mehr in's Auge. Dem gewöhnlichen Blicke erſchien er jederzeit unſchön. Seine Haltung hatte nichts, was man adelich nennen konnte; es war eine recht bürgerliche und gelehrte. Man mußte ihn wenigſtens ſprechen hören, um die Gewandtheit und Würde, die er, auch im Umgang mit Vornehmen und Großen, an den Tag legte, irgend begreiflich zu finden.

Es war die Macht des Geiſtes und des Charakters, die auch ſeine ſtaatsmänniſche Größe begründeten; es war Wille und Uebung, die auch jene mäßigen äußern Mittel zu einem harmoniſchen Ganzen vereinigten. Dieſer grübelnde, beſchauende, ſtudirende Humboldt, der auch in den Kriegsjahren, mitten im Feldlager der Alliirten, immer die griechiſchen Klaſſiker in kleinen Ausgaben mit ſich führte, der während des Alle beängſtigenden Congreſſes zu Chatillon, dem er als preußiſcher Bevollmächtigter anwohnte, noch mit Vollendung ſeiner Ueberſetzung des Aeſchyliſchen Agamemnon ſich beſchäftigen konnte — dieſer ſelbe Humboldt entwickelte in dieſer Zeit einen Muth und eine Thatkraft, einen Sinn für die Gegenwart und eine Gewandtheit für die verwickeltſten Auf-

gaben, die ſich der Löſung darboten, daß man ihn den Gneiſenau der politiſchen Konferenzen und unter den Staatsmännern nennen konnte. In der That, die hohe Intelligenz, die ihm zu eigen geworden, bewies ſich auch ſchlagfertig; ſie verſagte ihm nicht in der Gegenwart der geübteſten und verſchlagenſten Diplomaten, noch im Kampfe mit ihnen. Man fürchtete ihn wie eine Erſcheinung, gegen die die gewohnten Waffen nicht ausreichen. Er war thatenluſtig, wo ſo Viele die Dinge gern in ein ruhiges Geleis gezogen hätten und das blutige Waffenſpiel verwünſchten. Er faßte die Ideen, die, heller oder dunkler, im Geiſt der Zeit geborgen lagen; er ſah ihnen mit Unerſchrockenheit in's Antlitz, und machte mit dieſem Beſitzthum, als wenn er das Haupt der Meduſa auf der Bruſt trüge, ſeine altgläubigen und furchtſamen Kollegen erſtarren. Es war ſeine lebendigſte Ueberzeugung, daß nur durch freie Inſtitutionen eine Nation gehoben und geſtärkt werden könne. Die furchtbarſten Waffen lagen in ſeiner Hand, die eiſigſte Kälte der Satyre und Ironie neben der ruhigſten Anmuth des Scherzes, die Würde und Feſtigkeit einer tiefgewurzelten Ideenwelt bei der ausgebildetſten Macht der Dialektik. Er hatte das Talent, die Dinge von den verſchiedenſten Seiten anzuſehen, und die gewandteſte Diskuſſion darüber zu führen. Und im Kampf, wie im Frieden, entwickelte er eine Ruhe und eine Klarheit, die den Hörer ſchon gefeſſelt hatten, bevor noch die Gründe ihn überwältigten.

Es war Humboldt, wenn er einmal nicht ſinnen und denken konnte, ganz gleich, womit er ſich beſchäftigte; wenn er nur ſeine Kräfte daran erproben, einen großen Sinn bethätigen konnte. Seine Fähigkeiten hielt er in ſteter Ausübung. „Nichts von allem, was er je gelernt", ſagt ein vieljähriger Beobachter,[3]) „durfte erlöſchen oder ſchlummern, im

3) Varnhagen von Enſe, a. a. O.

Gegentheil mehrte und kräftigte ſich bei ihm ſtets das Einzelne wie das Ganze ſeines geiſtigen Beſitzthums. Sein Willen ſchaltete leicht und frei mit jeder Thätigkeit; Stimmung und Umſtände durften wenig einwirken. Nach unglaublichen Leiſtungen in Geſchäftsarbeiten, denen er unermüdet und höchſt fördernd oblag, war er friſch und munter zu wiſſenſchaftlicher Anſtrengung, wie zu heitrer Geſelligkeit." Er übte ſeine körperlichen Kräfte, wie die geiſtigen. Ein faſt das Leben hindurch ihn begleitendes Augenübel war faſt das Einzige, was ihn in ſeiner Thätigkeit manchmal hemmte; ein Mangel im Sprechen, daß er kein Sch ausſprechen konnte, ſondern immer nur S ſagte,[4] war in ernſter Debatte kaum bemerkbar, dem Scherze aber gab es auch einen äußern harmoniſchen Typus.

Wenn ihm etwas rein Geiſtiges nachtheilig werden, ſo iſt es wohl die geiſtige Macht und Ueberlegenheit ſelber. Wir haben in der frühern Schilderung bemerkt,[5] wie ihn dieſe Ueberlegenheit dahin führte, gegen die große Maſſe von Mittelmäßigkeit, mit welcher man zu verkehren genöthigt iſt, nicht ſelten mit offenem Hohn zu verfahren, und manchmal auch ſolche, die es nicht verdient hätten, ſo zu behandeln. Auch ſtrebte er ſein Innerſtes abſichtlich zu verhüllen; er verachtete die Alltagswelt zu ſehr, um ſie ſein wahres Weſen erblicken zu laſſen. Seine politiſche Thätigkeit — die ihn überhaupt ſeine innerſten Gedanken und Sympathien mehr zurückzudrängen nöthigte — legte ihm auch noch von Amtswegen ſolche Verhüllung auf, und veranlaßte ihn nicht ſelten, ſeine Uebermacht auf wirklich erdrückende Weiſe zu äußern. Dies hat ihm ohne Zweifel ſehr geſchadet; es hat wohl auch dazu beigetragen, daß man ſich ſeiner, ſobald man ſolcher Gaben

4) Varnhagen, a. a. O.
5) Siehe oben Th. I. S. 51—55.

nicht mehr so dringend bedurfte, gern zu entledigen ſuchte. Den Diplomaten beſonders war er jederzeit ein Aergerniß: er ſchlug ſie mit ihren eigenen Waffen, und ließ ihnen doch nur zu deutlich merken, wie gering er ſolche ſchätze.

Aber auch dieſer Uebermuth zeigt ſeine Stärke, die auch ſonſt nie bezweifelt wurde, und die ſich in den verwickeltſten Fragen einer großartig bewegten Zeit auf's glänzendſte bewährte. Er behandelte die Dinge mit Virtuoſität. Was Andern Anſtrengung dünkte, war ihm Genuß. Seine gelehrte Genauigkeit kam ihm auch in ſeinen Geſchäftsarbeiten zu Statten: ſein reiches Sprachwiſſen bei Verhandlungen und im geſelligen Verkehr. Ein trefflicher Ausführer, faßte er leicht und ſicher die Punkte, auf die es ankam, wußte die Sachen zu wenden, die Menſchen zu überreden, die Stärke zu gewinnen, mit den Schwächen fertig zu werden,*) und das für Zwecke, die ihn innerlich oft kaum berührten, die nur die Pflicht ihm auflegte.

Dies Alles ſind doch nur ſchwache Andeutungen! Um ganz zu würdigen, was Humboldt als Staatsmann vermochte, müßte man zur Genüge ſchildern können die Geiſtesſtärke, mit der er den angeſtrengteſten Arbeiten oblag, bei oft nur dreiſtündigem Nachtſchlaf, heiterer, geſellſchaftlicher Laune, ſchwebend über den Maſſen, ſie doch auch feſthaltend und pflegend, als wenn er ſie nicht verachtete; ſchildern können ſeine Alle, die unter ihm ſtanden, bis zur Verzweiflung ermüdende Thätigkeit, ſeine Ordnungsliebe in Geſchäften, Geduld im Anhören, ſeine liſtige Auffaſſung der Schwächen derer, mit denen er zu unterhandeln hatte, ſeine ſtoiſche Ausdauer in ſelbſtgefaßter Meinung, Beherrſchung aller Conferenzen, deren Mitglied er war, das Mißfallen der

*) Varnhagen, a. a. O.

geistig Unterliegenden; zur Genüge schildern, wie er, mit Ideen erfüllt, die weit über die engen Gränzen der Gegenwart hinaus reichten, dieses Allgemeine und Höhere im Sinn haltend, immer doch nur nach dem strebte, was unter gegebenen Verhältnissen ausführbar ist.

Dann erst würde man ganz erkennen, daß in neuern Zeiten schwerlich ein Andrer die öffentlichen Verhältnisse zugleich und die Wissenschaft mit solcher Größe des Geistes und solchem Geschick gehandhabt hat, als Wilhelm von Humboldt; daß er mehr war, als blos das, was man einen tüchtigen Geschäftsmann nennt, sondern ein wirklich von Ideen durchdrungener und geleiteter Staatsmann; man würde ganz begreifen, warum Böckh ihn einen Staatsmann von Perikleischer Hoheit nennen durfte.[7]) Die Verbindung deutscher Wissenschaft und der großen Welt, von der wir große Förderung erwarten dürfen, hat in ihm ein Vorbild gefunden. Ueberhaupt aber hat Deutschland, nicht Preußen allein, neuerer Zeit unter seinen Staatsmännern wohl Einzelne zu rühmen, die in bestimmter Richtung dem Staate mehr geleistet, als er: an wahrer Größe aber steht ihm nur Einer gleich, der ihn übrigens an Volksthümlichkeit weit überragt. Dieser Eine ist der Freiherr von Stein, dessen Bedeutung man neuerlich vergebens herabzudrücken versuchte, deren allseitige Würdigung jedoch demnächst von ausgezeichneter Hand zu erwarten steht. Humboldt hat nie eine Popularität gewonnen, wie sie Stein schon lange besitzt: er würde sie in gewisser Rücksicht auch nicht ansprechen. Stein's Energie war auf wenige Punkte gesammelt: gerade eine so einseitige Größe muß populärer sein. Daß er so kraftvoll

7) In den in der Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, am 9. Juli 1845, zu Humboldt's Andenken gesprochenen Worten.

auf Eines, was Noth that, auf ein mächtiges Deutschland hinwies, möchten der Staaten mehrere oder einer sein, daß er selbst, so sehr er konnte, vor allem dies zu bewirken im Auge hatte, und über die Armseligkeit, die nach so großen Anstrengungen, des preußischen Volks zumal, allenthalben übrig blieb, so unverholen das Verdammungsurtheil aussprach, dies hat seinen Namen unvergeßlich gemacht. Diese laute, rücksichtslose Opposition lag minder in Humboldt's Natur. Stand er aber auch in dieser Rücksicht nach, so war doch sein ganzes Wesen fertiger, besonnener, sein Wirken vielseitiger und reicher, und in Hinsicht auf Freiheitsinteressen inhaltsvoller. Besonders der Schluß seiner politischen Laufbahn macht ihn nicht minder unvergeßlich. In den wichtigsten Momenten unserer neuern Geschichte steht auch sein Name geschrieben. Daß man dennoch Humboldt bisher so ungleich weniger genannt findet, als Stein, darf nicht auffallen. Abgesehen davon, daß manchem unsrer Patrioten der Gedanke der Nationaleinheit, wie er bei Stein im Zorn über die Verfehltheit der Gegenwart hervortrat, ganz allein Werth hat, ist Humboldt's Verdienst auch nur Wenigen der Jetztlebenden näher und im Zusammenhange bekannt worden. Die stille, aber reiche Größe muß vor allen Dingen recht gekannt sein!

Ein Staatsmann von Perikleischer Hoheit — fürwahr ein richtiges Wort. Nicht der Mauernbrecher, der Stein war und unter Umständen noch mehr gewesen sein würde, sondern ein Geist, der dem jugendlichen Alter der Welt wie der bessern Zukunft unseres Volkes angehörte, schon in ihr lebte; der es nicht vergaß, auch für die Verwirklichung dieser Zukunft zu arbeiten, wo diese Aufgabe sich darbot, dem es aber doch mehr eigen, den Saamen der Wahrheit und Freiheit in die Nation hinauszustreuen, und ihn dann von selbst zur Reife kommen zu lassen, als die Frucht mit

Treibhauswärme zu zeitigen — Nicht blos ſelbſt nach klaſſiſcher Bildung ringend, nicht blos bemüht, Schönheit und Kunſt der Griechen auf deutſchen Stamm zu pfropfen, ſondern zugleich ihr Leben mit unſern Vorzügen zu einen, unſern Sinn und Weſen mit griechiſchem Geiſt zu nähren — zeigte er ſich auch darin als ein wahrer Zögling der Alten, daß er es ihnen gleich zu thun ſtrebte, und, ähnlich den Staatsmännern, die zu Platons Zeit lebten, durchdrungen mit allen Schätzen des Guten und des Schönen, im Denken geübt wie im Handeln, an ſich ſelbſt das Gepräge harmoniſcher Bildung darſtellte, das im Geiſte uns Allen als ein Ideal vorſchwebt.

Aber auch ſolches Talent bedarf der äußern Begünſtigung, nicht ſowohl um zu wirken, als um ſich zu offenbaren und eine beſtimmte Höhe der Vollendung zu erreichen. Schon zu Rom und in ſeiner neueſten Thätigkeit hatte der praktiſche Humboldt ſich entwickelt. Nunmehr bot Wien ein reiches Feld, und bald ſollten die Begebenheiten in raſcher Folge dieſe ſchöne Anlage vollenden.

---

Die nächſten Jahre (1810 — 1813) füllten die Bewegungen und Vorbereitungen, die dem Befreiungskampfe vorhergingen. Es war die Zeit der geheimen Verabredungen und Verbindungen, durch welche, beim erſten günſtigen Ereigniß, der franzöſiſche Koloß zu Boden geworfen werden ſollte. Schon ſtreckte dieſer ſeine Arme von der pyrenäiſchen Halbinſel bis an die lithauiſchen Wälder; Preußen konnte nur im Stillen ſich zum Widerſtande rüſten, und Oeſterreich gelangte nur, indem es Napoleon eine Tochter des Kaiſerhauſes überließ, und öffentlich alle Verbindung mit England aufgab, zu einiger Ruhe und Sicherheit.

Je gedrückter dieser Zustand erschien, desto eifriger betrieb man die Vorbereitungen der Befreiung, von Seiten einzelner oder insgeheim verbündeter Patrioten sowohl, als der tief beleidigten Regierungen.

Besonders merkwürdig ist, was damals muthvolle Männer auf eigene Hand unternahmen. Ueber halb Europa schlangen sich die Fäden einer halb geheimen, halb öffentlichen Verschwörung. Preußen, das Rache dürstende, war ihr Hauptsitz. Während des österreichischen Kriegs von 1809 wagte ein Heldenhäuflein selbst einen Kampf auf eigne Hand. Diese Tollkühnen wurden erdrückt, nicht aber die unsichtbare Koberte, aus der sie hervorgetreten. Man wurde nur vorsichtiger. Große Staats- und Kriegsmänner — man sagt auch, einzelne Fürsten — standen an der Spitze. Man knüpfte auf eigne Hand Unterhandlungen im Ausland an, und versicherte sich überall her der Mittel, die im Entscheidungskampfe, der in Deutschland gekämpft werden mußte, zum Siege führen könnten. Von diesen Agitatoren nennen wir nur die Preußen Stein, Scharnhorst und Gneisenau; von Oesterreichern Stadion und Rugent; dann den Grafen von Münster, der die auf dem Kontinent zerstreuten Fäden in England zusammenhielt. Von Hormayr's „Lebensbilder aus dem Befreiungskampfe", gaben uns bis jetzt die besten Aufschlüsse über das Wirken dieser Männer, vorzüglich durch die Briefe eines Gneisenau und Stein.[1])

Doch wirkten auch einzelne Regierungen mit energischer Thätigkeit für die Zukunft. Preußen hatte die schwierigste Aufgabe zu lösen, der sich aber der nunmehrige Staatskanzler

---

1) Auch die Erinnerungen des würdigen E. M. Arndt, selbst eines dieser Agitatoren, und Steffens' Werk: „Was ich erlebte" haben uns treffliche Schilderungen und Winke geboten. Doch liegt noch Vieles im Dunkeln, und harrt der Enthüllung.

Freiherr von Hardenberg mit ungemeinem Geſchick unterzog. Es galt im Innern Vorkehrungen zu treffen, wie nach außen; innen die Kräfte zu entfeſſeln, auf dem Weg der Umbildung vorzuſchreiten, und ohne Geräuſch ein Heer zu bilden. Nach außen galt es zunächſt, mit größter Feinheit zu temporiſiren, ſich unter das drückende franzöſiſche Joch zu fügen, jeden unzeitigen Ausbruch der im Innern gährenden und drohenden Elemente zu verhüten, endlich die Verbindung mit den großen Mächten zu befeſtigen oder zu erneuern, und den Grund einer allgemeinen Coalition zu legen, ohne welche eine gründliche Wiederherſtellung nicht zu denken war. Wenige ſelbſt der höchſten Staatsbeamten waren während dieſer Jahre in die Geheimniſſe der Politik und die Pläne des Staatskanzlers eingeweiht, als Rathgeber des Königs und Vertraute gibt man einzig den Kammerherrn, Fürſten von Wittgenſtein, der das engſte Vertrauen des Monarchen beſaß, den Staatskanzler Hardenberg und den vertrauenden Rath in Militärangelegenheiten und Adjutanten des Königs, von Boyen, an.[1]) Selbſt dem Miniſter des Auswärtigen, Grafen von der Goltz, ſoll das Wichtigſte verborgen geblieben ſein.

In der ſchwierigen Lage, in der man ſich Frankreich gegenüber befand, insonders vor Eröffnung des ruſſiſchen Feldzugs, da man an nichts denken durfte, als der Lawine auszuweichen, die den Reſt des preußiſchen Staates vollends zertrümmert hätte — hatte man noch eine Aufgabe zu löſen, die nicht viel geringere Schwierigkeiten darbot, die An-

1) Vergl. des ehemaligen Staatsraths und Günſtlings von Hardenberg, Th. G. v. Hippel's Beiträge zur Charakteriſtik Friedrich Wilhelm's III. Bromberg, 1831, und die mit H. (Hoffmann?) unterzeichneten Berichtungen zu dem Werke des Biſchofs Dr. Eylert, in der Haude-Spener'ſchen Zeitung, 2. Febr. 1841. — Hippel nennt außerdem den Chef des allgemeinen Kriegsdepartements v. Hake und den Kabinetsrath Albrecht als Mitwiſſende.

knüpfung eines guten Vernehmens und eines wirklichen Bundes mit Oeſterreich. Seit den Zeiten Friedrich's des Großen hielt ein tödtlicher Haß die beiden Staaten auseinander, durch deren innige Verbindung doch allein, auch in minder gefahrvollen Zeiten, die Sicherheit, der Einfluß und ſelbſt die Exiſtenz Deutſchlands verbürgt werden können. Nach dem Ausbruch der Revolution hatte man ſich äußerlich genähert, um bald in die unglücklichſte Trennung zurückzufallen. Nachdem aber Beide, in vereinzelten Kämpfen, darnieder geſunken waren, erkannte man endlich[3], daß nur in einem aufrichtigen und gründlichen Bunde, jetzt und fortan, das Heil liegen werde. Preußen hatte am meiſten geſündigt; es hatte alſo auch die erſten nachdrücklichen Schritte zur Verſöhnung zu thun. Auch dazu war man entſchloſſen. Die erſten ernſten Unterhandlungen leitete, wie man ſagt, Preußens Geſandter am Londoner Hofe, Baron von Jacobi-Kloſt ein; auf dieſem Grunde baute man ſpäter fort.[4] Vor allen Dingen that es Noth, einen Repräſentanten nach Wien zu ſchicken, der geeignet wäre, das Vertrauen des dortigen Hofes zu gewinnen, und eine innigere Verbindung mit ihm anzubahnen. Dieſe wichtige Aufgabe ward unſerm Humboldt zugetheilt, der, wie wir ſahen, eben den Rücktritt in den diplomatiſchen Dienſt erbeten hatte.[5] Gleich nach Hardenberg's Wiedereintritt in die Geſchäfte, wurde

3) Am früheſten und lebendigſten erkannten dies Friedrich von Gentz in Wien, und der edle Sproß des Kaiſerhauſes, Erzherzog Johann von Oeſterreich, ſo wie ihr beiderſeitiger Correſpondent, der Geſchichtſchreiber Johannes von Müller zu Berlin.

4) Siehe die Denkſchrift Hardenberg's vom 2. Nov. 1811, in den Lebensbildern aus den Befreiungskämpfen. Jena, 1841. II. S. 94.

5) Hardenberg kannte die beiden Humboldt von frühen Jahren und wußte, was an ihnen war. Siehe oben Th. I. S. 150—51. 159—60.

der bisherige Gesandte in Wien, Graf von Zinckenstein, abgerufen, und an dessen Stelle Wilhelm von Humboldt, mit Rang und Titel eines Staatsministers, zum Gesandten am Wiener Hof ernannt (14. Juni 1810).

Damit war theilweis schon die Rolle angekündigt, die unserm Humboldt, in diesen wie in den nachfolgenden Jahren des großen Befreiungs- und Umwandlungsdramas zufallen sollte. Zunächst hatte er die Mission zu erfüllen, die der Staat ihm übertragen. Er fand dabei Gelegenheit genug, Gewandtheit und Energie zu bethätigen, wenn er auch nicht als eigenmächtiger Agitator wirkte. Er hatte das Mißtrauen Oesterreichs, dann dessen Zögern zu überwinden. Nachher aber, als er fortdauernd an den Maßnahmen der Alliirten und den Verhandlungen ihrer Bevollmächtigten Theil zu nehmen berufen war, war er es besonders, der, zum Theil mit Stein verbündet, die Agitation, die außerhalb der Kabinette ihren Ursprung gehabt, die am rüstigsten in den Reihen der schlesischen Armee fortdauerte, in die Conferenzen der Kabinette selbst übertrug. Und wenn er z. B. im Jahr 1815 von Paris aus, auf eignen Antrieb, ein Schreiben an den Prinz Regenten von England richtete, um größere Sicherstellung unserer Gränze gegen Frankreich durchzusetzen, so wirkte er da so eigenkräftig, als es nur immer Stein oder Gneisenau gethan haben mögen.

Wir konnten noch andere Züge anführen, die von Humboldt's Thätigkeit in jenen Jahren erzählt werden, so z. B. wie er es angestellt haben soll, um einflußreiche Staatsmänner, die noch dem Napoleonischen System huldigten, gegen dasselbe zu gewinnen. Doch diese Mittheilungen waren nicht verbürgt genug. Auch bedürfen wir ihrer nicht. Ein zuverlässiges Faktum sagt in solchen Dingen mehr, als hundert Gerüchte, und wir werden noch mehr als einem Zuge begegnen, der uns den Eifer und die

Rüstigkeit, womit er den großen Zwecken jener Zeit oblag, außer Zweifel setzt.

Dagegen dürfen wir wohl die Frage, ob Humboldt dem Tugendbunde oder irgend einer geheimen Verbindung dieser Art angehört habe, mit Zuversicht verneinen. Zwar war er gewiß schon in jenen Vorbereitungsjahren mit vielen Männern, die solchen Einigungen nahe gestanden haben mögen, in persönlichem Verkehr: so z. B. mit Stein, der mit andern Genossen nach Prag geflüchtet war, und den Humboldt dort vielleicht aufsuchte, als er auf seinen Posten nach Wien reiste. Andere Spuren liegen nicht vor. Aber Humboldt fand sich doch später, im Jahr 1819, als in einer französischen Broschüre[6]) über die geheimen Gesellschaften in Deutschland gesagt wurde, Männer, wie Gneisenau, W. v. Humboldt, Niebuhr, hätten sich 1813 nicht gescheut, die öffentlich ausgesprochenen Grundsätze des Tugendbundes zu billigen und zu unterstützen, auch — so viel uns wenigstens bekannt ist — nicht veranlaßt, dagegen etwa, wie Niebuhr, zu protestiren.

Durch Kreditiv vom 14. August 1810 ward Humboldt in seiner neuen Eigenschaft am Wiener Hofe beglaubigt.[1]) Anfang Septembers ging er von Berlin ab. Er machte eigens einen Umweg über Teplitz, um zwei Tage mit Gentz, der sich dort aufhielt, zuzubringen.[2]) Es war sehr natürlich

6) La vérité sur les sociétés secrètes en Allemagne — eine Schrift, die, wie man sagt, von dem bekannten Baron von Eckstein herrühren soll.

1) Aus guter handschriftlicher Quelle — was man solchen und ähnlichen auf den Tag hin genauen Angaben wohl auch ohne weitere Bemerkung glauben wird.

2) Gentz schreibt es an seinen Geistesgenossen Adam Müller, 21. Okt. 1810, mit dem charakteristischen Vorwort: „Erschrecken Sie nur nicht vor diesem Namen!“

daß er gleich diesen alten Bekannten aufsuchte, der schon seit mehreren Jahren eine bedeutende Stellung im Wiener Kabinette hatte. In der Mitte des Oktobers war Humboldt in Wien.[3]) Am 3. Nov. hatte er die Audienz beim Kaiser, in der er sein Beglaubigungsschreiben überreichte.[4])

An die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten des Kaiserstaats war nach dem letzten Friedensschlusse der Graf von Metternich getreten. Nach einem längeren Aufenthalt in Paris, zu welchem die Hochzeitfeier des französischen Kaisers Veranlassung gegeben hatte, war dieser Minister erst kürzlich in Wien wieder eingetroffen (10. Okt.). Inzwischen entwickelte er jetzt jene Schlangenklugheit, die bald so sehr zu Napoleon's Sturze mitwirkte, die seine, zuwartende Politik, die, wenigstens gegen den Feind im Westen, Oesterreich so große Vortheile gebracht hat. Wir haben hier die ersten Jahre der Wirksamkeit dieses berühmten Staatsmannes im Auge, die offenbar die glänzendsten seiner Laufbahn sind, und in denen er sich Verdienste erwerben, die selbst seine heftigsten Widersacher anerkennen. Unter seiner Leitung nahm Oesterreich's Politik, besonders in Beziehung auf Preußen, eine nationalere Richtung, und hierin begegnete er sich sogleich mit dem Abgesandten, der eben von diesem Staate in Wien eintraf. Metternich war geistvoll genug, einen Wilh. Humboldt zu würdigen, und wie himmelweit auch ihre Ansichten und Bestrebungen im Allgemeinen auseinander gingen, so ward dies doch von den nächsten Zwecken, über die man sich einig wußte, überwogen. Nimmt man dazu den Reiz, den gerade der Gegensatz bietet, die Aufgabe, die sie einander waren, die Absichten, die sie verfolgten, so erklärt sich leicht, wie Beide in ein persönlich sehr gutes Vernehmen

3) Allg. Zeitung, 21 Okt. 1810.
4) Oesterr., 14. Nov. 1810.

kommen konnten. Sogar ein trauliches scheint damals zwischen ihnen gewaltet zu haben; wenigstens spricht dafür eine Aeusserung von Gentz, aus der Zeit des Prager Congresses. Gentz entschuldigt in einem Briefe (Juli 1813), daß er des Abends nicht zu haben sei, weil sein Chef, der Graf Metternich, selbst ein großer Nachtvogel sei, und die, welche den Abend mit ihm zubrächten, vor 1 oder 2 Uhr nicht gern entlasse; wie er denn erst den Tag zuvor zu seiner großen Plage mit ihm und Humboldt bis halb zwei Uhr in den schlechtgepflasterten Straßen von Prag habe herumziehen müssen.[5])

Als aber der große Zweck, der so viel Verschiedenartiges zusammengeführt hatte, erreicht war, trat auch der Unterschied, der zwischen Metternich und Humboldt war, grell genug hervor. Es mag wohl viel Klugheit von Seiten dieses Letzteren dazu gehört haben, sich nicht vor der Zeit zu verdächtig zu machen. Schon auf dem Congresse zu Wien mag man ihn mehr als einmal weggewünscht haben. Und gewiß ist, daß diese alten Freunde, Metternich und Gentz, später (1819) das Ihrige gethan, einen Humboldt schleunigst außer Thätigkeit zu setzen.

Gentz sah Humboldten nach zehn Jahren wieder. Wir haben schon erwähnt, daß er jetzt an eine Freundin schrieb, alle Furcht vor Humboldt, alles Intimidiren sei verschwunden; dieser sei jetzt nichts als ein sehr angenehmer Gesellschafter.[6]) Er scheint gar nicht gespürt zu haben, warum Humboldt seine Ueberlegenheit damals so wenig fühlen ließ, wo es der Aufgabe, die er zu erfüllen hatte, sehr geschadet haben würde. Im Jahr 1814 trat diese Ueberlegenheit doch wieder recht fühlbar hervor, und obschon Humboldt diese

5) In meiner Sammlung Gentzischer Schriften, I. 130.
6) Siehe oben Th. I. S. 124–25.

Verbindung fortan cultivirte, und den Freund, so alt er geworden, doch nicht aufgab, dessen großes Talent vielmehr anerkannte, und noch später rühmte, wie alles unter dessen Hände eine Gestalt annehme[7]), war doch ein innigerer Verkehr nach 1813 nicht möglich.[8]) War doch Gentz, so sehr er das Bündniß mit Preußen betrieb, diesem seinem Vaterlande im Innern abgeneigter, als selbst in Fällen, wo dieses fehlgegriffen, gerechtfertigt werden konnte. Bis 1813 aber trat solches weniger hervor, vielmehr trug diese alte Verbindung mit Gentz gewiß dazu bei, die Aufgabe, die Humboldten oblag, zu erleichtern.

Die Stellung eines preußischen Gesandten, der seit undenklichen Zeiten zum ersten Male aufrichtig in Wien Vertrauen suchte und fand, mußte auch persönlich eine überaus angenehme sein. Dazu kam, daß Wien, seit die Gebrüder Schlegel dort erschienen waren, auch geistigere Anregungen darbot, und seit 1809 überhaupt einen ernsteren Hintergrund bekommen hatte.

Auch war Humboldt dort mit seiner Familie wieder vereinigt. Frau v. Humboldt verließ, mit ihren Kindern, Rom im Herbst 1810. Der Aufenthalt diesseits der Alpen

7) Varnhagen von Ense, Denkwürdig. V. 51.

8) Dies äußert sich sogar in einem Briefe der Frau v. Humboldt. „Gentz," schreibt sie 22. Jan. 1813 an Rahel, „kommt jetzt zurück, sagt man. Ich freue mich nicht zu ihm; ob ich ihn aber genug achte, es ihm zu sagen, weiß ich noch nicht. Er liebt die Unsren nicht, unsre Preußen, verstehst du. Der eigentliche Geist, der die Nation begeistert hat, der sich klar in That und Wort bei Tausenden ausgesprochen hat, die hat er nicht erkannt. Nun weiß ich, daß er sie verkleinert, verunglimpft, daß er schon jetzt nicht leiden kann, daß die Welt voll ihres Ruhmes ist, und das hat mich denn nun ganz von ihm abgewendet." (In Varnhagen's Gallerie von Bildnissen, I. 155.)

wollte freilich nicht gleich behagen, auch schien das Wiener Klima ihrer Gesundheit nicht zuzusagen. Kam dazu noch die Sehnsucht nach dem geliebten Rom, so wunderten wir uns nicht, daß sie in Wien nicht recht einwohnte.

Die Kinder wuchsen heran, die Mädchen zumal in blühender Gesundheit. Theodor, der ältere Sohn, ging im Jahre 1811 auf die Universität Heidelberg, während der jüngere, Hermann, im November desselben Jahres von einem so schweren Nervenfieber ergriffen wurde, daß man an seinem Aufkommen zweifelte.

Wie in Rom, öffnete dieses Haus auch hier seine gastlichen Räume. Wir erwähnen nur einige der interessantern Beziehungen, nur einige der vielen Gäste, die sie in Wien begrüßten. Unter den fremden Diplomaten möchte wohl besonders der dänische Gesandte, Christian Graf zu Bernstorff, ein liebenswürdiger, gemüthvoller Mensch, unserm Humboldt willkommen gewesen sein. Blieb dieser ihm doch unverändert zugethan, auch nachdem er einen Platz eingenommen, auf dem Niemand ihn, sondern Jedermann Humboldt erwartet hatte. Der Hauptpersonen des Wiener Kabinets, eines Metternich und Wenz, gedachten wir schon. Graf Philipp von Stadion, der abgetretene Minister, legte in's Geheim seine Thätigkeit gegen die französische Macht rastlos fort: ohne Zweifel verkehrte er auch schon mit Humboldt. Auch Friedrich Schlegel war jetzt in österreichischem Dienst; er hatte 1809 im Hauptquartier des Erzherzogs Karl die bekannten Proklamationen geschrieben, und lebte nun, an der Seite einer geistvollen Frau, in Wien, wieder mehr mit literarischer Thätigkeit beschäftigt. Für Humboldt war namentlich der Umstand wichtig, den Schlegel kurz zuvor in seinem Werk „Über die Weisheit und Sprache der Indier" der allgemeinen Sprachforschung gegeben hatte. Ueber solche und andere Verdienste vergaß er völlig die

Unbill, die Schlegel einst an ihm selbst verübt; er stützte ihn vielmehr durch seine Stellung und durch sein Ansehen. Selbst das störte ihn nicht, daß Schlegel katholisch geworden, daß der ehemalige Stürmer und Dränger nun ermattet war, und, in öffentlichen Vorträgen über Geschichte der neuern Zeit und der Literatur aller Völker, jetzt einer mystisch-conservativen Weltansicht das Wort redete. Humboldt wußte sich fest auf eignem Grund und Boden; er verkannte auch in Irrthümern die Tiefe und den Gehalt nicht, die ihnen beiwohnten, und war damals wohl schwerlich zu überreden, daß diese Verdüsterung so andauernde und bedenkliche Folgen haben würde.[1] — Auch mit dem Arnstein'schen Hause, mit Karoline Pichler, x., standen Humboldt's in lebhaftem Verkehr. In ihrem eigenen Hause genoß namentlich der geistreiche Arzt, Dr. Koreff, ein Preuße, der mehrere Jahre in Wien zubrachte, große Gunst und Freundschaft. Im Jahr 1811 kam Theodor Körner zu seiner Ausbildung nach Wien. Sein Vater stand mit Humboldt seit Jahren in Verbindung[2]; er zählte darauf, daß zu Wien besonders dessen Haus fördernd und bildend auf den talentvollen Jüngling wirken würde, dessen frühesten Versuche schon in mancher Hinsicht auffallend an die Manier eines unsrer größten Dichter, den Freund des Vaters und unseres Humboldt, erinnerten. Theodor war sehr geliebt im Hause dieses Letztern, und scheint da auch Eindrücke empfangen zu haben, die nachher, in That und Lied, kräftig nachhallten.

Unter den flüchtig Vorübereilenden ist vor allen Alexander v. Humboldt zu nennen. Kaum waren nur die ersten Theile seiner Reiseschilderungen erschienen, und schon

1) Siehe oben I. 125. 437–39. 477–78. II. 20.
2) Siehe oben I. 379. 448.

beabsichtigte er eine zweite große Unternehmung, diesmal nach Mittelasien und Tibet. Er kam im Nov. 1811 in der Absicht nach Wien, sich bei den Seinigen zu verabschieden. Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung. Alexander kehrte nach Paris zurück, welches ihn die Vervollständigung seiner reichen Schätze noch manches Jahr fesselte. — Ein anderer werther Gast der Familie war, in eben diesem Jahre, der preußische Minister v. Hedemann, den Humboldt 1810 kennen gelernt hatte, und der später sein Schwiegersohn wurde. Ein tüchtiger Offizier, der im Befreiungskampfe, als Adjutant des Prinzen Wilhelm, rühmlich sich hervorthat. — Im Ende dieses Jahres sprach auch der Bildhauer Rauch, der nach Italien zurückkehrte, als willkommener Beirath ein, und im Sommer kam Körner, der Vater, welcher den Sohn und dieser befreundete Haus jetzt zu Wien aufsuchte. — Gedenke ich, statt manches Anderen, hier noch des nachherigen Gemahls der mit schon erwähnten Rahel, des jungen Varnhagen von Ense, der 1811 nach Wien kam und eifrig das Humboldt'sche Haus besuchte, so geschieht es, weil wir hinzufügen können, daß Humboldt diesen an den Staatskanzler und für den preußischen Staatsdienst empfohlen.

In Wien fand Humboldt auch für seine Lieblingsrichtungen mehr Muße, und mit doppeltem Eifer kehrte er besonders zu seinen Sprachstudien zurück, die er nun in immer größerer Ausdehnung betrieb.

Eigentliche Ausarbeitungen anlangend, beschloß er jetzt endlich, woran er schon mehr als einmal den Gedanken aufgegeben hatte, seine Baskischen Studien der Oeffentlichkeit zu übergeben. Die nächste Anregung hiezu gab der Prof. Vater in Königsberg, der ihn aufgefordert, einen Aufsatz

über die Baskische Sprache als Anhang zum Mithridates zu liefern. Darauf ging Humboldt ein; er nahm jedoch zugleich damit auch den Gedanken wieder auf, diesen Gegenstand in einer ausführlicheren Schrift zu behandeln. Auch lieferte er während der nächsten Jahre folgende Stücke[1]):

1. Einige Baskische Sprachproben für das von Prof. Vater mitherausgegebene Königsbergische Archiv, 1812, 3tes Stück.

2. Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitt des 3ten Bandes des Mithridates über die Cantabrische oder Baskische Sprache — mitgetheilt im 4ten Theil des von Vater, „unter Mitwirkung zweier grossen Sprachforscher" (Adelung's und unseres Humboldt's) fortgesetzten Mithridates. Schon im Jahr 1812 wurden diese Berichtigungen zum Druck abgegeben, und dem Publikum angekündigt. Die kriegerischen tosenden Kriegsbegebenheiten bewirkten jedoch, daß diese Abhandlung erst im Jahr 1817 erschien, in welchem Jahre die Buchhandlung (Voß in Berlin) überdies auch einen besonderen Abdruck davon veranstaltete, der deshalb den Vorzug verdient, weil Humboldt bei ihm die letzte Correctur selbst übernehmen konnte. — Uebrigens sollten und konnten diese Berichtigungen keine vollständige Darstellung der Baskischen Sprache enthalten. Eine solche würde Humboldt vielleicht auch gegeben haben, wenn er nicht immer erwartet hätte, daß in Spanien selbst ein umfassenderes Werk erscheinen würde.

Seine Untersuchungen über diese Sprache waren immer auch mit andern über das Land und die Nation, so wie über den Zustand und die Bewohner des alten Spaniens verbunden. Daher er auch, sobald seine jetzige Lage ihm die

1) Sie sind sämmtlich noch nicht in den bis jetzt erschienenen Theilen seiner gesammelten Werke zu finden.

Möglichkeit davon abstehen ließ, eine umfassende Monographie über die Basken auszuarbeiten anfing, wovon er, noch zu Wien, einen Vorgeschmack gab, in der

3) Ankündigung einer Schrift über die Baskische Sprache und Nation, nebst Angabe des Gesichtspunktes und Inhalts derselben, in Friedr. Schlegel's deutschem Museum, B. 2, Dez. 1812. S. 185—202. Dieses Programm ist besonders für den Geographen vom Fach von Werth, weil es, und zwar recht systematisch, die Behandlung der Länderkunde anstrebt, die damals erst von dem jüngern Humboldt in's Leben gerufen war, nachher aber durch Ritter so befestigt worden ist. Die eigentliche Landbeschreibung sollte in Form einer Reiseschilderung, das Ganze aber etwa in ein und ein halb Jahren erscheinen. Doch dieser umfassende Plan kam nie zur Ausführung. Erst traten die politischen Ereignisse dazwischen, nachher wurde der Gegenstand von anderen Interessen überwogen. Die aus Humboldt's Nachlaß veröffentlichten „Reiseskizzen aus Biscaya",[2]) dürften als Bruchstücke jener größeren Arbeit anzusehen sein: im Uebrigen begnügte er sich später, nur den wissenschaftlich bedeutendsten Theil des Ganzen, die Forschung über die Urbewohner Spaniens, so weit sie durch die Baskische Sprache begründet werden kann, dem Drucke zu übergeben.

Bemerken wir nun noch, daß Humboldt denselben Prof. Vater auch sonst bei der Herausgabe des Mithridates mit werthvollen Materialien unterstützte, zumal bei Bearbeitung der amerikanischen Sprachen,[3]) so können wir dagegen auch eines Geschenkes gedenken, das Humboldt damals von befreundeter Hand empfing. F. A. Wolf nämlich, sendete

2) Siehe oben Th. II. S. 31—33. 51.

3) Siehe die Fortsetzung des Mithridates, 3 Th. 2. Abth. Berlin, 1813. S. 412.

ihm im Jahr 1812 den ersten Theil einer von ihm veranstalteten Auswahl Platonischer Gespräche, oder — was er eigentlich sein sollte — den Vorläufer einer schon seit dem Jahr 1790 projektirten — später aber doch nicht erschienenen — Ausgabe und Recension des Plato. Diesem einzigen Theile ging, in lateinischer Sprache, eine Widmung an W. v. Humboldt voran, „den tiefen Kenner der griechischen Sprache und Litteratur, und alles Schönen und Guten überhaupt, der seit den neunziger Jahren so warmen, thätigen Antheil an den Vorbereitungen zu dieser Arbeit genommen habe."

Doch bald rissen Humboldt die Ereignisse des Tages von umfassenden Arbeiten dieser Art hinweg, und mit rastlosem Eifer folgte er den Ansprüchen, die sein wichtiger Beruf an ihn erhob. Damals, als das Gewitter sich zusammenzog, das in dem russischen Feldzuge sich entleerte, war Preußens Schicksal auf die äußerste Spitze gestellt. Es schloß, wie Oesterreich, aber noch weniger mit freiem Willen, die Allianz mit Napoleon. Doch so gehorsam es öffentlich sich in den Willen des Mächtigen fügte, so entschlossen betrieb es insgeheim die Vorbereitungen zu dem immer näher rückenden Entscheidungskampfe — insbesondere die Annäherung an Oesterreich. Man darf annehmen, daß zu Ende des Jahres 1811 oder Anfang von 1812 der Grund der großen europäischen Allianz und des Bundes der beiden deutschen Hauptmächte gelegt war. Die ersten wichtigen Anknüpfungen zwischen diesen beiden sollen, behauptet man, unmittelbar durch die Monarchen selbst geschehen und nur durch die Hände der allervertrautesten Rathgeber, von Berlin aus nur durch die Hand des Fürsten von Wittgenstein, gegangen sein. Darauf aber konnte das Werk durch Einen, der, wie Humboldt, ihm schon so vorgearbeitet hatte, um so rascher betrieben werden.

Etwa im Juni 1812 kam der König von Berlin nach Prag, von wo er ſich nach Töplitz in's Bad begab. Die Anweſenheit des Monarchen in der Hauptſtadt Böhmens rief auch Humboldt dahin. Gleich darauf nahm dieſer Urlaub, und beſuchte, vielleicht mehr zum Schein, ſeine thüringiſchen Beſitzungen. Schon im Auguſt war er zu Berlin,[1]) und von dort kehrte er, ohne Zweifel mit den wichtigſten Inſtruktionen verſehen, alsbald auf ſeinen Wiener Poſten zurück.

Schneller, als man erwartet hatte, aber auch unter glücklichern Auſpicien, kam die Stunde der Entſcheidung heran. Die Kataſtrophe in Rußland, der Abfall York's, die Abreiſe des Königs von Berlin nach Breslau, die Vereinigung der Ruſſen und Preußen — dieſe Nachrichten folgten einander mit Sturmeseile. Auch in Preußen gab es Zögernde und Furchtſame, aber unaufhaltſam trat nun die Partei des Widerſtandes hervor, die zu zügeln man bisher ſchon Mühe gehabt hatte — eine geſchloſſene, geregelte Macht, der die Regierung nur das Wort von den Lippen nehmen durfte, mit der ſie an Kraft und Rührigkeit wetteifern mußte, wenn ſie das Heft nicht aus den Händen verlieren wollte. Der Geſandte am Wiener Hofe und das Wiener Kabinet wurden von dem, was vorging, in genauer Kenntniß erhalten. Theodor Körner, der noch in Wien war, ſchrieb den 10. Febr. 1813 an einen Freund in Dresden: „Du kannſt wohl glauben, daß mir die Sohlen brennen, ſeitdem der Aufruf des Königs von Preußen an die Freiwilligen vom 3. Febr. in meinen Händen iſt. Durch den hieſigen preußiſchen Geſandten, Herrn v. Humboldt, erhalte ich genaue Nachricht

1) Auch Niebuhr gedenkt dieſes Beſuches in ſeinen Briefen. Humboldt brachte ihm einen Gruß von Göthe, und die Mittheilung, daß dieſer lange und mit großem Intereſſe über den damals erſchienenen Anfang ſeiner römiſchen Geſchichte geſprochen habe. (Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, I. 527—28.)

von der Volksſtimmung in Preußen und von Allem [?], was in Breslau vorbereitet wird.“ [2]) — Der Monat März brachte das Aufgebot der preußiſchen Landwehr, den Aufruf des Königs an ſein Volk, und die förmliche Kriegserklärung, und bald begann der Kampf in den Gegenden Sachſens, ſelbſt bevor Oeſterreich ſich erklärt, und ſeine Macht in die Wagſchaale geworfen hatte.

Darüber war man auch in Wien entſchieden, daß jetzt, ſei es durch Verhandlungen oder durch Waffen, ein Gleichgewicht der Macht und ein geſicherterer Zuſtand errungen werden müſſe. Oeſterreich aber, langſamer wie es iſt, brauchte Zeit, um ſich zu rüſten; es wollte auch der Geſinnung der Alliirten ſich allerwegs verſichern; es hatte, um des Familienbandes willen, ſelbſt manche Form und Rückſicht gegen Napoleon zu beachten. Doch dieſe Zögerung ſchon war peinlich, und überdies wußte Napoleon's Genie gleich mit dem erſten Schlage recht eindringend fühlbar zu machen, wie lebensgefährlich jeder vereinzelte Kampf bleibe. Es galt daher, Alles aufzubieten, um etwaige Zweifel in Wien zu beſeitigen, politiſche wie militäriſche Bürgſchaften zu leiſten, endlich Zögerungen oder Säumniß zu überwinden. Welches Feld für einen Humboldt, ſeinen Geiſt und ſeine Rührigkeit! In den Geſinnungen war man einig; doch der Leiter des Wiener Kabinets wollte ſich nicht übereilen laſſen; er wartete den Moment ab, wo es, geſtützt auf eine ſchlagfertige Armee, mit Zuverſicht den Ausſchlag geben könne. Unterdeſſen warf er ſeine Schlingen ſo klug um den Gegner, daß dieſer ſich darin fangen, und — bei der Energie des preußiſchen Heeres und der Nachhaltigkeit öſterreichiſcher Maſſen — fallen mußte.

2) Mitgetheilt in den „Erinnerungen aus dem Befreiungskriege. In Briefen geſammelt v. Fr. Förſter.“ — Deutſche Pandora, B. I. Stuttg. 1840. S. 11.

Mit Meiſterſchaft wußte Metternich die Franzoſen über Oeſterreichs Entſchlüſſe in der Irre zu halten. Graf von Otto, der Napoleoniſche Geſandte in Wien, der ſchon am 11. Januar ſeiner Regierung zu ſchreiben genöthigt war, Preußen ſetze völliges Vertrauen auf Oeſterreich, und frage dieſes regelmäßig um Rath über den Gang, den es einhalten ſolle, ward doch dergeſtalt düpirt, daß er noch am 20. März, wo Preußens Auftreten allenthalben ſo gut wie officiell bekannt war, ſich der Geſinnung Oeſterreichs ganz verſichert hielt, und gleichſam als Gewähr deſſen dem Miniſter des Aeußern, Herzog von Baſſano, ſchrieb: „On a ordonné provisoirement au comte de Zichy, ministre d'Autriche, de quitter la cour de Prusse, et l'on a interrompu de même toute communication avec le baron de Humboldt, ministre de Prusse à Vienne.“ [3]) Napoleon ſendete jetzt den Grafen v. Narbonne an Otto's Statt nach Wien, und hielt dieſen durch eigene Zuſchriften von Allem unterrichtet, was er wiſſen ſollte; auch war die Stellung des Wiener Hofes bald nicht mehr zu verheimlichen. Der Kaiſer ſelbſt ſchrieb (von Dresden, 14. Mai) an Narbonne, daß er hinlänglich von den Schritten dieſes Staates unterrichtet ſei. Was ihm nicht ſchon die Rheinbundfürſten zu wiſſen gethan hatten, das verriethen endlich aufgefangene Briefe der in Wien beglaubigten Geſandten an ihre Höfe. „De nouvelles lettres“ — ſind Napoleon's Worte — „interceptées de M. de Stackelberg à M. de Nesselrode, et de M. de Humboldt au roi de Prusse, ne laissent plus de doute sur la duplicité de M. de Metternich.“ [4])

---

3) Mitgetheilt unter einer Reihe „Pièces officielles“, im Moniteur vom 5. Oct. 1813.

4) Portefeuille de 1813, par M. DE NORVINS. à Paris, 1825. Vol. I. p. 353.

Die zögernde Politik Oesterreichs im Jahre 1813 ist oft und hart angegriffen worden, und nicht durchweg mit Unrecht.[5]) Sie hat jedoch auch wesentlich dazu gedient, Napoleon irre zu führen und zu stürzen. Schriftlich und mündlich unterhandelte er mit Metternich, der sich als Vermittler zwischen den kriegführenden Parteien gebärdete, und doch nicht abgewiesen werden durfte. Nur weil er hoffte, Oesterreich wieder an sich zu ziehen, ging Napoleon, anstatt den Russen und Preußen keine Rast zu gönnen, einen Waffenstillstand mit diesen ein, nahm Oesterreichs Vermittlung und den Friedenscongreß zu Prag an, und ließ seinen Feinden sammt und sonders Zeit, sich zu einigen und zu stärken. Seit Anfang des Junius hatten die Fürsten, die Minister und die Armeen sich an den Gränzen von Schlesien und Böhmen vereinigt. Da wurde das Einverständniß mit Oesterreich fest, da schlossen Preußen und Rußland Verträge mit dem Geld spendenden England ab. Humboldt ging Anfang dieses Monats in's Hauptquartier der Alliirten, und von da nach Ratiborzitz, einem Lustschloß der Herzogin von Sagan, unweit Bitschin, das seit dem 4. Juni der Mittelpunkt der großen Conferenzen war. „Sie wissen doch", schrieb Gentz am 23. Juni ebenfalls von Ratiborzitz nach Prag, „daß jetzt, durch eine in der Geschichte wohl einzige Constellation, die vier größten Souverains von Europa, (Napoleon ungerechnet!) mit ihren Kabinetten, Ministern, Höfen und sechs bis achtmalhunderttausend Mann Truppen, in einem kleinen Strich Landes, von einigen zwanzig Meilen in der Länge, und zehn Meilen in der Breite, concentrirt sind . . In Bitschin, sechs Stunden von hier, hält der Kaiser sich mit Graf Metternich ꝛc. auf; in Opotschna,

5) „Hardenberg, Stein, Gneisenau und Stuart zweifelten noch in den letzten Tagen des Juni und dem ersten des Juli an Oesterreich's Ernst und seinen offenen, kräftigen Beitritt zum Bunde." Lebensbilder aus den Befreiungskämpfen, III. 197.

drei Stunden von hier, war acht Tage lang der Kaiser Alexander mit seinen beiden Schwestern. Dort war auch ich zwei Tage, und sah vorgestern den König von Preußen, der zu Mittag mit dem Kaiser speiste. Humboldt war mit mir; wir haben einen großen Theil dieser ewig denkwürdigen Tage gemeinschaftlich verlebt. Heute — jetzt eben — hat der Kaiser mit uns in Ratiborzitz bei der Herzogin gespeiset, und geht nach Reichenbach zurück. Ich sah ihn viel! — Ratiborzitz ist der Central-Versammlungspunkt; hier haben die ganze vorige Woche bald Metternich, bald Stadion, bald der Staatskanzler Hardenberg, bald mehrere zusammen gehauset. Hier sind große Dinge getrieben worden. Humboldt ist mit Hardenberg hieher gekommen, hat sich ebenfalls hier fixirt, und bleibt nun, bis das Weitere zu Reife kömmt." [6])

Der Punkt, wo das entschieden werden sollte, war vorzüglich Prag, wo auf den 5. Juli der Friedenscongreß anberaumt war, indeß die Alliirten sich zu Trachenberg über den Feldzugsplan vereinigten.

---

Wie gut Humboldt es verstanden hat, auf die lauernde Politik des Wiener Cabinettes einzugehen, und dieses anzutreiben, ohne zu verletzen, bewies gleich das Vertrauen, das man ihm schenkte, als er von Preußen zum Bevollmächtigten bei den Friedensverhandlungen zu Prag ernannt wurde, sowie der Antheil, der ihm seitdem in allen großen Verhandlungen gewährt worden. Von Rußlands Seite ward Herr von Anstett, von Napoleon der Herzog von Vicenza und der Graf von Narbonne zur Unterhandlung in Prag bestimmt; die vermittelnde Macht repräsentirte Graf Metternich. Schon die Vertreter, die Rußland und Preußen

---

6) Fr. v. Gentz's Schriften, her. v. Schlesier, I. 136 — 37.

gewählt, ſcheint Napoleon der Wichtigkeit des Geſchäfts und der Würde des erſten Botſchafters, den er zum Congreß beſtimmt, nicht genügend erachtet zu haben. Doch äußerte er ſich über Humboldt nicht; dieſer hatte wenigſtens einen in den Wiſſenſchaften glänzenden Namen für ſich, auch war er der preußiſche Geſandte am öſterreichiſchen Hofe. Die Wahl J. v. Anſtett's aber hielt er geradezu für beleidigend eines Mannes, der, als Elſaſſer von Geburt, durch das Geſetz ſeines Vaterlandes von einer ſolchen Miſſion ausgeſchloſſen wurde und der ſeit mehreren Jahren, wenn auch nur in heimlichen und untergeordneten Sendungen, ſtets gegen Frankreich angekämpft und ſo eben erſt zu Reichenbach den Vertrag mit England abgeſchloſſen habe. Napoleon nahm dies als Beleg, um zu beweiſen, wie wenig Ernſt es den Alliirten mit Ausſöhnung und Frieden geweſen ſei. [1])

Zugleich mit der Anberaumung dieſes Congreſſes war der Waffenſtillſtand bis zum 10. Auguſt verlängert worden. Da aber Rußland und Preußen dieſe Verlängerung ratificiren, und ihre Bevollmächtigten davon unterrichtet ſein mußten, ſo ward alsbald erſt der 12. Juli als Termin bezeichnet, zu welchem ſich die beiderſeitigen Abgeordneten zu Prag einfinden ſollten. In dieſem Sinne verfügten auch die Alliirten. Der ruſſiſche Miniſter v. Nesſelrode ſchrieb 7. Juli zu Trachenberg an Stadion: „MM. d'Anstett et de Humboldt recevront aujourd'hui l'ordre de régler, sous la médiation de votre cour, tout ce qui a rapport à cette prolongation." Auch Hardenberg meldete (11. Juli) dem Bevollmächtigten Oeſterreichs im Hauptquartiere, daß man Herrn von Humboldt von dieſer Verlängerung in Kenntniß ſetzen werde. Humboldt hatte ſich von Ratiborzitz aus nochmals in's Hauptquartier begeben; pünktlich am 12. Juli kam er

1) Moniteur, 5. Oct. 1813. „Pièces officielles."

nach Prag. Graf Metternich meldete ſelbigen Tages dem Herzoge von Baſſano: „Le conseiller privé d' Anstett est arrivé en attendant ici ce matin, et le Baron de Humboldt s'y trouve également depuis midi.“ [2]) Der Botſchafter Frankreichs, Graf von Narbonne, befand ſich zwar in Prag; allein aber wollte er nicht unterhandeln. Erſt am 28. langte der Herzog von Vicenza an. Da man aber nun auch franzöſiſcher Seits gleich über die Form der Unterhandlungen Streit erhob, ſo hatten wohl die Alliirten ein Recht, an einer ernſten Abſicht des franzöſiſchen Kaiſers zu zweifeln. Der vermittelnde Miniſter hatte die Formen des Congreſſes von Teſchen in Vorſchlag gebracht, wo man nur ſchriftlich und nur durch die vermittelnde Macht unterhandelt hatte. Die Bevollmächtigten der Alliirten ergriffen dies, ohne Zweifel, weil ſie alles ſchwarz auf weiß haben wollten, Humboldt auch deshalb, weil es mit den Inſtruktionen übereinſtimme, die er über dieſen Punkt erhalten habe. Die franzöſiſchen Bevollmächtigten verlangten aber mündliche und ſchriftliche Unterhandlungen, und ſie beklagten ſich bitter, daß ſie der gegentheiligen Geſandten nicht einmal anſichtig geworden. Darüber wurde von beiden Theilen eine Reihe Noten mit dem öſterreichiſchen Miniſter gewechſelt, von franzöſiſcher Seite noch mit Anzüglichkeit gegen Rußland. Der Waffenſtillſtand lief ab, ohne daß man über dieſe Formfrage hinausgekommen. Am 10. Auguſt erklärten Humboldt und Anſtett, daß ihre Vollmacht und Eigenſchaft als Bevollmächtigte aufgehört hätten.

Napoleon hat kurz darnach im Moniteur (vom 5. Okt.) die von beiden Theilen gewechſelten Schriften veröffentlicht, darunter auch die vier Noten von Humboldt an Metternich (dat. 30. Juli, 7. 10. und abermals 10. Aug.) Dieſe lez-

2) Nach den Aktenſtücken im Moniteur a. a. O.

tern zeichnen ſich durch eine beſonders feſte und würdige Sprache aus. Der vermittelnden Macht wird, im Namen des Königs, der Ausdruck wahrhaft zärtlicher Anhänglichkeit und Ergebenheit gewidmet, und, nachdem in der Note vom 7ten die Beſchuldigung, die man Rußland hingeworfen — es habe die Unterhandlungen nur in der Abſicht begonnen, Oeſterreich zu compromittiren — mit der Erklärung zurückgewieſen worden, daß es unter aller Würde ſei, ihr zu antworten, faßt Humboldt zum Schluß den Stand der Dinge und das Urtheil der Welt in den Satz zuſammen: — Europa und die Folgezeit würden leicht beurtheilen können, welche von beiden Parteien der Wiederherſtellung des Friedens, des Gleichgewichts und der Ordnung widerſtrebt habe.

Die Verhandlungen in Prag würden ohne Zweifel auch dann ohne Erfolg geblieben ſein, wenn man über die Aeußerlichkeiten hinweg gekommen wäre; auch war es ein Glück, daß damals kein Friede zu Stande kam. Frankreich war nicht gedemüthigt; die Rheingränze hätte man zugeſtehen müſſen, und das wäre nach ſolchen Anſtrengungen nur ein neues Unglück, und überhaupt von unberechenbaren Folgen geweſen.

Die Alliirten hatten das Recht, nun ſofort die Kriegserklärung Oeſterreichs zu erwarten. Es ſcheint aber, als wenn auch Humboldt bis zum letzten Augenblicke noch gezweifelt hätte, wenn ſchon die Andeutungen, die wir darüber beſitzen, auch einigem Anſtand unterliegen. Ein ſonſt nicht ununterrichteter Zeitgenoſſe [1]) führt nämlich als Beleg, wie genau und gewiſſenhaft dieſer Staatsmann den Auftrag in Prag — wie alle ihm anvertrauten — ausgeführt habe, die Thatſache an, daß er in der Kanzlei des Grafen Metternich die Abfertigung der Kriegserklärung nach Dresden abgewartet und den Kourier

1) v. Hirrel, Beiträge zur Charakteriſtik Friedrich Wilhelm's III., S. 89 — 90.

ſelbſt zur Poſt begleitet und abfahren geſehen habe. Nun erſt ſei er gewiß geweſen, daß die Aenderung des Beſchluſſes nicht mehr möglich ſei. Dieſe Notiz iſt wenigſtens nicht genau. Vielleicht iſt der Kourier gemeint, der ohne Zweifel gleich am Schluß des Congreſſes die Entſcheidung Oeſterreichs in's Hauptquartier der Alliirten brachte; die direkte Kriegserklärung aber war an den Grafen von Narbonne adreſſirt, welcher ſie in eigner Perſon (15. Auguſt) ſeinem Herrn und Kaiſer nach Dresden überbrachte.

Doch dürfen wir auch die Worte nicht überſehen, die, freilich in höchſt gereizter Stimmung, der Freiherr von Stein damals in einem ſeiner Briefe an den Grafen von Münſter niedergelegt. „Ich hoffe", ſchrieb er von Prag, 23. Aug. 1813, an Letztern, „Ew. Excellenz haben mein Schreiben aus Reichenbach erhalten. Unterdeſſen hat ſich die große Angelegenheit des Beitrittes Oeſterreichs entwickelt. — Wir verdanken ihn, nächſt Gott, dem klugen Benehmen Humboldt's und Anſtett's, der Tollheit Napoleons, den edlen Geſinnungen des Kaiſers Alexander, der Beharrlichkeit des Königs und Staatskanzlers, — nicht der weichlichen, egoiſtiſchen, mit einem elenden Flickwerk ſich begnügenden Politik — — —."[4])

---

Am 11. Auguſt ging Humboldt von Prag ab. Er eilte nach Wien in Urlaub, um ſeine Angelegenheiten zu ordnen und Abſchied von den Seinigen zu nehmen, von denen die bevorſtehenden Ereigniſſe ihn muthmaßlich auf lange Zeit trennen mußten. Schon erwartete man ihn nämlich wieder im Hauptquartier der Verbündeten, wo er hinfort, zur Seite des Baron von Hardenberg, an den Unterhandlungen der Mächte Theil nehmen ſollte.

4) Lebensbilder aus den Befreiungskämpfen, II. 231 — 35.

Auch dieſe Trennung hatte ihre Freuden, denn die Glieder der Familie wetteiferten, nach Kräften für die große Sache des Vaterlandes zu wirken. Humboldt's älteſter Sohn, Theodor, ein Jüngling von noch nicht 17 Jahren, hatte ſeine Studien unterbrochen, um unter Preußens Fahnen zu eilen. Er trat als Freiwilliger in die Garde zu Pferd, war bei Dresden und Kulm, und im Kampfe bis zum Sturm des Montmartre. — Auch Frau von Humboldt zeigte Sinn und Herz für die großen Angelegenheiten dieſer Zeit, nicht nur als begeiſterte Patriotin und Preußin, ſondern, ſoweit es ihr vergönnt war, auch durch eigenen, werkthätigen Beiſtand. Während ſie mit raſtloſem Antheil, aber in ruhigem Erwarten, dem Geſchick der Ihrigen und der Freunde des Hauſes folgte, trug ſie nach Wien ſelbſt den Trieb der Frauenhülfe über, durch den ihre Landsmänninnen ein unvergeßliches Vorbild hinterlaſſen haben [1]).

Bis zum Frühjahr 1814 weilte ſie in Wien. Doch ſobald der Friede geſchloſſen und ihre immer wieder hart angegriffene Geſundheit es erlaubte, verließ ſie dieſen Ort, und begab ſich, mit ihren Kindern, nach der Schweiz.

Schon den 1. Sept. (1813) war Humboldt, auf der Durchreiſe in's Hauptquartier, wieder in Prag. Er fand die Monarchen und Miniſter zu Töplitz, eben beſchäftigt, die definitiven Verträge mit dem neuen Alliirten abzuſchließen. Von Humboldt's damaliger Thätigkeit wiſſen wir das Wenige, daß er mit Gentz, wohl nur aus politiſchen Beweggründen, lebhaft correſpondirte. Gentz war in Prag geblieben; den 9. Sept. meldet er ſeiner Freundin Rahel, die an

1) Die wenigen Briefe von ihr, die wir beſitzen, geben davon hinlänglich Zeugniß. Vergl. Varnhagen's Bildnißgallerie, I. 118 — 136.

demſelben Orte war und der er einzelne Stücke jener Correſpondenz mittheilte, daß er von Humboldt eben „einen wichtigen, gründlichen, ſehr apoſtoliſchen Brief empfangen habe, den er aber nicht mittheilen könne.“

Von Tag zu Tag drangen die Waffen der Alliirten weiter. Die Schlachten an der Katzbach, von Kulm, von Dennewitz beugten die Macht des Gewaltigen; endlich näherte man ſich von drei Seiten der Stadt, bei der die Entſcheidungsſchlacht geliefert wurde. Napoleon wich über den Rhein zurück und die Knechtſchaft Deutſchlands war gebrochen.

Nach der Leipziger Schlacht ſtattete Humboldt Freund Göthe'n in Weimar einen Beſuch ab,[1]) zu gleicher Zeit Graf Metternich und der Staatskanzler v. Hardenberg, gleichſam als wollten die Leiter der verſchiedenen Cabinette dieſem Geiſtesfürſten Deutſchlands ihre Huldigung darbringen.

Bis gegen den Ausgang des Jahres blieb das Hauptquartier zu Frankfurt am Main. Dort wurden wichtige Verhandlungen gepflogen. Man ſchloß Verträge mit den Fürſten des aufgelöſten rheiniſchen Bundes, traf allgemeine Maßnahmen in Bezug auf Truppenbeitrag und Verpflegung. Früher ſchon hatte man eine oberſte Verwaltungsbehörde über die eroberten oder in Beſchlag genommenen Lande eingeſetzt, zugleich mit dem Beruf, im Namen der Alliirten das allgemeine Intereſſe gegenüber den kleinern Staaten zu wahren. An die Spitze dieſer Centralverwaltung trat Freiherr von Stein. Humboldt waren andere Aufgaben geſtellt. Er ſchloß

1) Göthe, in ſeinen Tag- und Jahresheften, B. 32, S. 82, bemerkt zum Jahr 1813 noch Näheres aus ſeinem damaligen Verkehr mit Humboldt. „Geographiſche Karten zu ſinnlicher Darſtellung der über die Welt verbreiteten Sprachen,“ ſagt er, „wurden mit Wilhelm von Humboldt's Theilnahme bearbeitet, begränzt, illuminirt.“

zunächſt, im Auftrage ſeiner Regierung, Verträge mit den kleinern deutſchen Staaten, denen nicht ſo unbeſchränkte Garantie bisher erworbener Rechte geleiſtet wurde, als Bayern, und zum Theil noch Würtemberg. So verhandelte er zu Frankfurt, 30. Nov., mit Baron von Reitzenſtein den Beitritt Badens, den 2. Dez. mit M. v. Müller und G. F. v. Legel den Churheſſens zur großen Allianz.[2] Die Stein und Humboldt ſollen, in den Conferenzen zu Frankfurt, auch die Anſprüche an die kleinen Staaten in Betreff der Truppenſtellung noch, und zwar um das Doppelte, haben ſteigern wollen. Sie forderten ein Procent der Bevölkerung, es blieb jedoch bei der Hälfte, und die Fürſten verpflichteten ſich nur, einen zweiten Theil in Reſerve zu halten.[3]

Nicht minder wichtig waren dieſe Frankfurter Conferenzen in Rückſicht auf den Feind. Schon während der Leipziger Schlacht hatte Napoleon neue Unterhandlungen angeknüpft. Man antwortete darauf von Frankfurt, während man zugleich in einer ſehr gemäßigten Erklärung den Zweck des Kampfes öffentlich darlegte. Jetzt, nach errungenem Vortheil, traten die verſchiedenen Intereſſen der Verbündeten klarer hervor. Auf der einen Seite wollte man Napoleon, auf der andern Frankreich ſchonen; Preußen allein, wenigſtens ſein Heer, der energiſche Theil ſeiner Staatsmänner, wollte Napoleon und Frankreich demüthigen. Es fehlte auch nicht an Reibungen, die Rußland auch in dieſem Punkte noch mehr zu Preußen hinzogen. Andrerſeits kämpfte man nun beinahe gegen die Fortſchritte der Alliirten ſelber; man wünſchte den Rhein nicht einmal zu überſchreiten und, als dies geſchehen, ſo bald als möglich dieſen Krieg zu endigen.

---

2) Siehe die Verträge bei Martens, Recueil, Supplément, T. V, p. 650–4.

3) (v. Gagern.) Mein Antheil an der Politik, II. 164.

Doch dürfen wir wenigſtens Eines nicht vergeſſen, was der Chef des öſterreichiſchen Cabinets ſelbſt dem Feind zu verſtehen gab, daß es nämlich höchlich unangenehm ſei, „einen Krieg mit Baſchkiren und Koſaken führen zu ſollen.“ Metternich, im Gefühl des Gewichtes, das Oeſterreich in die Wagſchaale gelegt, wußte die leitende, vermittelnde Rolle fortzuführen; man bot Napoleon noch von Frankfurt aus die Rheingränze, und erſt als man dieſen Strom überſchritten, drang die Partie der Energiſchen, die in den diplomatiſchen Kreiſen dem Feuereifer des ſchleſiſchen Heeres entſprach, mit entſchiedeneren Forderungen durch.

Napoleon hatte den günſtigen Augenblick nicht benutzt, er ſetzte aber dennoch die Unterhandlungen fort. Caulaincourt, Herzog von Vicenza, der das Vertrauen des öſterreichiſchen Cabinets erworben, ward zum Miniſter des Auswärtigen ernannt und zu weiteren Unterhandlungen ermächtigt. Auch ſetzte dieſer ſich ſofort in Correſpondenz mit Metternich, in Folge deren ein Friedenscongreß anberaumt wurde, der zu Chatillon an der Seine eröffnet werden ſolle. Der Krieg nahm unterdeß ſeinen Fortgang.

Humboldt folgte dem Hauptquartier, über Freiburg und Baſel, bis Langres. Von da aber begab er ſich, da er von preußiſcher Seite zum Friedensunterhändler beſtimmt war, nach dem Orte des Congreſſes.

Bei den Friedensunterhandlungen zu Chatillon erſchien als franzöſiſcher Bevollmächtigter der Herzog von Vicenza; von Seite der Alliirten ſollten zwar nicht die Miniſter des Auswärtigen ſelbſt, obwohl ſie, Metternich, Hardenberg, Neſſelrode — ſämmtlich im Hauptquartier waren oder, wie Caſtlereagh, vorher erwartet wurden, ſondern es ſollten die ihnen nächſtſtehenden und einflußreichſten Diplo-

maten unterhandeln. Dieſe Bevollmächtigten erhielten jedoch ſo beſtimmte und durchaus übereinſtimmende Inſtruktionen, daß ihnen am Orte ſelbſt faſt nichts zu thun oblag, als die treue und gewandte Vollführung derſelben. Das eigentliche Wichtige lag mehr außerhalb des Congreſſes. Davon aber ſind uns ſo leiſe und allgemeine Andeutungen überliefert, daß wir die Rolle, die ein Hardenberg und Humboldt geſpielt, mehr errathen müſſen.

Noch immer wünſchte Oeſterreich, Napoleon aufrecht zu halten, doch gab es deutlich zu verſtehen, daß dies vielleicht bald nicht mehr in ſeiner Macht ſtehen werde. Am 29. Jan. ſchon erklärte Metternich an Caulaincourt, daß, wenn Napoleon taub ſei gegen die Stimme Frankreichs und Europas, ſein Herr und Kaiſer, ſo ſchmerzlich es ihm ſein müſſe, den Lauf der Dinge nicht aufzuhalten vermöge. Mit jedem Siege ward die Gegenpartei dringender, und es bedurfte der Schläge, die Napoleon noch einmal austheilte, es bedurfte deſſen unbeſiegliche Starrheit, um wieder Einklang unter die Verbündeten zu bringen. Aber ſelbſt, nachdem man zu Chaumont (1. März) den Bund erneuert hatte, erklärte Metternich noch (8. März), er hoffe doch den Frieden; England ſei ſtark genug, ihn wollen zu können. Schließe man ihn aber jetzt nicht, ſo würden die durchdringen, welche einen Vernichtungskrieg wollten; ja, ſelbſt am 18. — da die Unterhandlungen ihr Ende erreicht hatten — verſicherte er noch, er thue alles, um Caſtlereagh noch einige Tage im Hauptquartier zu halten. Sei dieſer abgereiſt, dann werde — mit Napoleon? — kein Friede mehr geſchloſſen. Andeutung genug, welche wichtige und ſchwierige Aufgabe den Staatsmännern zufiel, die rein und rückſichtslos unſer Nationalintereſſe, die Vergangenheit und die Zukunft im Auge hatten. —

Den 3. Febr. 1814 trafen die Bevollmächtigten der

Alliirten zu Chatillon ein. Von Oeſterreich erſchien Graf Stadion, von Rußland Graf Raſumoffsky, von England Lord Aberdeen, Graf Cathcart und Generallieutenant Stewart, von Preußen Humboldt, der mit gewohntem Fleiß und Scharfſinn die Intereſſen ſeines Vaterlandes vertrat.[1] „Die Mittheilungen zwiſchen ihm und Hardenberg, als Organ des Königs, wurden nur durch die ſicherſten Kouriere, Officiere oder reitende Feldjäger geführt und ſtets eigenhändig geſchrieben.“[2]

Den 4. Febr. machten ſich die beiderſeitigen Bevollmächtigten die gewöhnlichen Anſtandsviſiten; am 5. begannen die Conferenzen, die im Hauſe eines Herrn von Mentmert abgehalten wurden. Die Bevollmächtigten der Verbündeten erklärten ſofort, daß ſie nur als ein Ganzes, im Namen Europas, unterhandelten, und zwar in Sitzungen, über welche Protokolle geführt würden.[3] Schon am 6. klagte der franzöſiſche Bevollmächtigte, man ſehe, daß die vier Geſandten — die drei engliſchen für einen gerechnet — ſämmtlich eine und dieſelbe Inſtruktion erhalten hätten; ihre Erklärungen ſeien ihnen durchaus gegeben, ſie ſagten kein Wort, ohne ſich vorher verſtändigt zu haben. Selbſt über die gemäßigtſten Ausdrücke erhebe man Schwierigkeiten, und er gebe nach, um nur die Zeit nicht zu verlieren.[4] In der That, die Unterhandlungen beſtanden von der einen Seite nur in Erklärungen, die man einſtimmig zu Protokol gab; nur ein

---

1) Und doch fand er die Zeit, in dieſen Tagen die letzte Hand an ſeine Ueberſetzung des Agamemnon zu legen.

2) v. Hippel, a. a. O., S. 105—6.

3) Dieſe Protokolle (vom 5. 7. 17. 28. Febr. und 10. 13. 15. 18. u. 19. März) ſtehen nebſt Noten und Beilagen bei Montholon, Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon. A Paris et Berlin, 1822. II. 351 — 411. — Ebendaſ. S. 279 — 350 finden ſich, außer andern verwandten Aktenſtücken, die zwiſchen Metternich und Caulaincourt gewechſelten Briefe.

4) Bei Montholon, II. 325—26.

paar Mal ergriff der österreichische Bevollmächtigte das Wort im Namen seiner Collegen.

Der französische Kaiser, bewogen von der Lage der Dinge gleich im Beginn dieses Feldzugs, hatte dem Herzoge von Vicenza carte blanche gegeben, den Frieden zu schließen. Als aber die Verbündeten, statt die Frankfurter Bedingungen zu stellen, am 7. Febr. eröffneten, daß man Frankreich nur die Gränzen von 1792 zugestehen könne, da fühlte der Bevollmächtigte sich unvermögend, die Last der Verantwortung auf sich zu nehmen. Er forderte von der Gegenseite einen ausführlichen Entwurf, was eine Pause herbeiführte. K. Alexander, hieß es, wolle sich mit den Verbündeten über die einzelnen Gegenstände der Forderung noch verständigen. Am 17. Febr. legte man — zwar nicht den Entwurf eines Waffenstillstandes, den Frankreich unterkeß gesucht — sondern einen ausführlichen Präliminarvertrag vor, auf dessen Annahme die Feindseligkeiten sofort eingestellt werden würden. Dieser ausführliche Entwurf verlangte von Frankreich, daß es alle Eroberungen, die es seit 1792 gemacht, zurückgebe, die Verfügung über die abgetretenen und in Beschlag genommenen Lande den Verbündeten allein überlasse, daß es die Unabhängigkeit Spaniens, Italiens, der Schweiz, Deutschlands und Hollands anerkenne — mit einem Wort, fast wörtlich das, was der Pariser Friedensschluß nachher gewährte. Der französische Bevollmächtigte erhob nur einige Fragen, z. B. ob der König von Sachsen, der nach der Leipziger Schlacht als Gefangener abgeführt worden, dessen Lande Preußen als Entschädigung ansprach, in seine Staaten wieder eingesetzt werden würde — worauf die Bevollmächtigten aber keine Antwort gaben. Dann erklärte Jener, er müsse, um auf das Ganze zu erwidern, erst Instruktionen einholen. Bis zum 28. erfolgte keine Antwort. Da erklärte man dem Herzog, daß sein ferneres Schweigen für

Ablehnung genommen werden müſſe. Man verlangte einen beſtimmten Termin, und erklärte, darüber hinaus die Unterhandlungen nicht fortſetzen zu wollen. Als ſolcher ward der 10. März beſtimmt. Der öſterreichiſche Bevollmächtigte fügte hinzu, man wolle ſich gern in Nebenpunkten verſöhnlich zeigen; empfange man aber eine weſentliche abweichende Erklärung, dann müßten die Waffen entſcheiden. — Inzwiſchen hatte der Glücksſtern Napoleon noch einmal geleuchtet, Blücher und die große Armee wurden zurückgeworfen, Frankreich ſpannte ſeine Forderungen wieder höher. Erſt den 10. machte Caulaincourt Eröffnungen, die aber unzureichend befunden wurden. Man gewährte einige Tage, forderte aber kategoriſch die Annahme des Friedensvertrags oder ſofortige Vorlage eines ausführlichen Gegenentwurfs. Das franzöſiſche Cabinet wählte das Letztere. Am 15. März verlas der Herzog von Vicenza ein Contre-projet de paix préliminaire. Da ſolches jedoch in entſcheidenden Punkten ganz von den Forderungen der Alliirten abging, namentlich auf der Rheingränze, auf dem Königreich Italien für Eugen und Entſchädigungen für die übrigen Napoleoniſchen Dynaſtien beſtand, ſomit keine der Bedingungen erfüllte, die man für die Verlängerung der Conferenzen geſtellt, ſo erklärten die Geſandten, daß ihre Vollmachten erloſchen ſeien, die Verbündeten aber die Waffen nicht niederlegen würden, bis die von ihnen geſtellten Bedingungen anerkannt ſeien. Damit hatte der Congreß ein Ende.

Die Bevollmächtigten kehrten ſofort ins Hauptquartier zurück: ſie begaben ſich hierauf nach Dijon, wohin Kaiſer Franz, die Miniſter und Diplomaten nach dem Rückzuge von Troyes ſich gewandt hatten. Noch von Vitry erließen die Alliirten eine Erklärung [5]) (dat. 25. März), worin ſie die

5) Sie ſteht auch bei Martens, Supplément des traités, V. 688 ꝛc.

Urſachen des Abbruchs dieſer fruchtloſen Unterhandlungen und den Zweck des fortgeſetzten Kampfes darlegten. Dieſe Erklärung iſt ſo gut geſchrieben, es weht darin ein ſo edler, großer Sinn, daß man verſucht ſein möchte, einen Humboldt für den Verfaſſer zu halten.

Die Stunde Napoleons hatte geſchlagen. Der Muth des ſchleſiſchen Heeres und die Vereinigung der beiden Armeen führten die Alliirten nach Paris. Napoleon ward die Macht entwunden, die Bourbonen kehrten zurück, und am 31. März zogen Friedrich Wilhelm und K. Alexander in Frankreichs Hauptſtadt ein. Auch die Miniſter und Diplomaten langten 7. bis 8. April daſelbſt an.

Für Humboldt that ſich keine neue Welt auf. Er traf alte Bekannte unter Franzoſen und Deutſchen, ſo den Einſiedler im Hôtel des deux Siciles, Grafen von Schlabrendorf (der auch dem Vaterlande jetzt Dienſte leiſtete), ferner Delbrück, A. W. Schlegel, eine Staël, einen B. Conſtant und ſo viele Andere, vor allem aber einen geliebten, in Paris ganz einheimiſchen Bruder, deſſen Nähe fruchtbar und beglückend ſein mußte, wenn auch meiſt der König ſeine Perſon als Cicerone in Anſpruch nahm. — Auch an neuen Bekanntſchaften mangelte es nicht. Hier, wie vorher im Hauptquartier, wo die preußiſchen Staatsmänner und höhern Beamten gewöhnlich an der Tafel des Staatskanzlers vereinigt geweſen waren, lernte Humboldt noch manche der politiſchen Hauptperſonen, z. B. einen Grafen Münſter, einen Caſtlereagh, kennen, mit denen der Gang der Dinge ihn noch in mannichfache Verbindung bringen ſollte, ſo wie er wohl erſt in dieſer Zeit einer nähern Bekanntſchaft der großen Feldherren des Vaterlandes, eines Blücher und Gneiſenau, ſich erfreuen durfte.

Bald aber ward er wieder zu den Geschäften berufen, um jetzt, da Preußen von Neuem eine so bedeutende Stimme unter den europäischen Staaten gewonnen, zugleich aber seine eigene Wiederherstellung noch durchzusetzen hatte, als Repräsentant dieses Staates zu wirken.

Zunächst trat er als solcher bei den Unterhandlungen des ersten Pariser Friedens auf. Diesen negociirte von französischer Seite Talleyrand; England ward durch Castlereagh, Aberdeen, Cathcart und Stewart, Rußland durch Nesselrode und Rasumoffsky, Oesterreich von Metternich und Stadion, Preußen von Hardenberg und Humboldt vertreten. Der Minister von Stein war ebenfalls in Paris anwesend; ein direkter Antheil aber an diesem Geschäft fiel ihm nicht zu. — Die Grundlage des Friedensvertrages war gegeben: es waren die Forderungen von Chatillon. Die deutschen Patrioten hatten ganz Anderes erwartet, zumal die rachedürstenden Preußen. Konnte man aber andere Forderungen erheben, nachdem man erstere so feierlich verkündigt hatte, konnte man es jetzt, wo man nicht mit Napoleon, sondern dem zurückgekehrten legitimen Könige unterhandelte? Schon vor der Entscheidung aber diese mäßigen Forderungen aufzustellen, dazu hatte man seine guten Gründe gehabt. Man war Frankreichs keineswegs so Herr, daß man den Nationalgeist nicht zu schonen gehabt; man wünschte Napoleons Sache von der des Volkes zu trennen, und dieses für eine Wendung der Dinge zu stimmen, die ohnehin genug demüthigte. Doch ging die Schonung, der K. Alexander das Wort redete, in der That zu weit. Preußen machte nicht einmal seine gerechten Ansprüche auf Rückzahlung von 94 Millionen Franken geltend, die ihm als Vorschuß über den Belauf seiner eignen nach Paris gezahlten Kriegskontributien gebührte. Begründete Forderungen Einzelner oder von Privatanstalten sollten zwar

befriedigt werden, aber mit Recht machte der rheinische Merkur ſich über die Liquidationskommiſſionen luſtig, die zwei dunkle vieldeutige Artikel in langen Jahren auslegen und die Gläubiger in langen Friſten auf den Nimmertag vertröſten würden, weil man kein Pfand behalten hatte.

Der Friedensvertrag ward von den genannten Bevollmächtigten den 30. Mai 1814 unterzeichnet. Die Ordnung vieler der wichtigſten, namentlich der deutſchen Angelegenheiten, blieb einem Congreſſe vorbehalten, der ſich zu Wien verſammeln ſollte. England jedoch ſicherte ſich ſogleich ſeine Vortheile, ſogar Holland ward ſofort mit Belgien ein Geſchenk gemacht; Preußen dagegen ſollte ſeine Wiederherſtellung erſt auf dem Congreſſe finden. Man hat es dem Staatskanzler von mehreren Seiten ſehr zum Vorwurf gemacht, daß er ſich Sachſen nicht im Friedensvertrage habe zuſichern laſſen; auch W. von Humboldt ſoll, wie man uns verſichert, dieſe Anſicht getheilt haben. Humboldt fuhr dem König von Preußen entgegen, als dieſer zum Congreß nach Wien kam, und ſagte dem Neunzehen zu deſſen Erſtaunen voher, daß die Acquiſition von Sachſen — die auch der Miniſter von Stein, der Freund des ruſſiſchen Gouverneurs, Fürſten Repnin, für ganz ausgemacht hielt — ſehr zweifelhaft ſei. Es ſei ein Staatsfehler geweſen, dieſe Sache in Paris nicht beendigt zu haben. Dort ſei Alles leicht geweſen, und er (W. v. H.) hätte oft genug den Staatskanzler darauf aufmerkſam gemacht.[1]) — Uns will jedoch bedünken, daß auch ein rückſichtsloſerer Staatsmann, als Hardenberg, eine feſte Zuſicherung für Preußen damals nicht ſo leicht erlangt haben würde, ſofern man Sachſen oder den größern Theil deſſelben anſprechen wollte. Kaiſer Alexander, der einzige Mächtige, der dieſe Maaßregel

1) Aus handſchriftlicher Quelle.

von Herzen unterſtützte, weil er Polen behalten wollte, ſchob gerade damals jeden Beſchluß über beide Fragen hinaus, um erſt Truppen in Polen anhäufen zu können und ſo faktiſch den Widerwillen der Engländer gegen dieſe Beſitznahme zu mindern. Allerdings war es ein Fehler, daß man die Grundzüge des künftigen Beſitzes nicht für Alle ſchon in Paris feſtſtellte, und daß Preußen nicht darauf drang. Um dies aber mit Sicherheit durchſetzen zu können, durfte es ſelbſt mit keiner unangemeſſenen Forderung auftreten.

Das Einzige, was Preußen ſofort zugeſichert erhielt, war das Fürſtenthum Neufchatel. In einem geheimen Artikel machte Frankreich auch ſeine Verfügung über Anspach und Baireuth zu nichte. Gluklich konnte es ſchon als ein Vortheil gelten, daß dieſe Macht von jeder Theilnahme an den Territorialbeſtimmungen in Deutſchland, Italien und Polen ausgeſchloſſen worden; als es aber zur That kam, ging auch dieſer noch verloren.

---

Der Prinz-Regent von England hatte die verbundeten Monarchen zu einem Beſuch auf der britiſchen Inſel eingeladen. Alexander und Friedrich Wilhelm traten, umgeben von Prinzen des Hauſes, von Blücher und andern Feldherrn des Tages, von den nun zu Fürſten erhobenen Staatsmännern Hardenberg und Metternich dieſe Triumphreiſe an. Man ſchiffte ſich am 6. Juni von Boulogne ein. Auch Humboldt begleitete die Souveräne. Drei Wochen blieben ſie in England. Humboldt machte die genaue Bekanntſchaft des Prinz-Regenten, der ihn beſonders gewürdigt zu haben ſcheint. Dann begleitete er den König in die Schweiz. Am 26. Juni trafen ſie in Calais ein; von da ging es über Paris nach Neufchatel. Hier fand Humboldt auch ſeine Gattin. Dieſe entſchloß ſich nun, mit der Familie nach Berlin zu gehen,

vermuthlich um dem Lärm eines Congresses auszuweichen, während dessen die Landsleute aber ihre Anwesenheit schmerzlich vermißten. Humboldt selbst eilte nach Wien, wo am 1. Oktober sich der Congreß versammeln sollte.

## Auf dem Congresse zu Wien.

Als Hauptquelle für diesen Zeitraum dienen Klüber's Akten des Wiener Congresses;[1]) auf ihnen ruht das Thatsächliche, was wir, ohne besondere Angabe, berichten. Freilich fehlt noch viel, daß eine Urkundensammlung, mit grossentheils farblosen Protokollen, das reiche Bild der Zeit und des Wirkens Einzelner enthüllte. Letzteres zumal tritt in officiellen Dokumenten am seltensten zu Tag; wir bedürfen zu dessen Kenntniß Denkwürdigkeiten Mithandelnder oder solcher, die diesen besonders nahe standen, wir fordern Darstellungen, die von einer oder der andern Seite aus archivalischem Detail schöpften. In beiden Rücksichten sind wir hier sehr verlassen. Wir kennen fast durchaus die Gegenstände der Verhandlungen, den äußern Umriß der Entwicklung und das letzte Ergebniß, aber nur obenhin den leiseren Gang der Dinge, die tiefer liegenden Motive, das einflußreiche Gegeneinanderwirken der Männer und Parteien. Hier müssen wir für jeden Wink danken, der uns gegeben wird, und können das Bedeutende doch oft nur durch Combination erfassen. Solche Winke geben, namentlich für das äußere Treiben jener Tage, die Denkwürdigkeiten eines Varnhagen von Ense und eines Grafen de la Garde. Ersterer ist schon ein tieferer, ein sehr glücklicher Beobachter; Schade nur, daß er den wichtigern Dingen noch zu fern

1) 9 Theile. Erlangen, 1815 — 1835.

ſtand, daß er ſein Material ſchon zu künſtlich zubereitet, ohne durch einen recht parteiloſen Standpunkt — denn es ſpricht doch nur der Preuße — zu entſchädigen. Dem kreibändigen Werke des Herrn von Klaſſan — Geſchichte des Wiener Congreſſes — verdanke ich kaum einige Notizen. Ungleich ergiebiger, dazu das Friſcheſte, und das Einzige, was uns ein Mithandelnder, wenn auch keine Hauptperſon unter dieſen, geboten, iſt Herrn von Gagerns „Antheil an der Politik," freilich ein ſonderbares Buch und ein ſonderbarer Autor, der aber doch recht Schätzenswerthes überliefert, und um ſo unſchätzlicher iſt, da er, mehr als nicht leicht ein Anderer, Urtheil und Ergänzung herausfordert.

Hoffentlich wird in der Folge noch Manches an den Tag kommen, was auch unſeres Humboldt's Bild noch weit individueller, noch bedeutender machen dürfte. Doch wollen wir in dieſer Hinſicht nicht zu viel erwarten, namentlich von da, wo es uns am liebſten ſein müßte — von deutſcher Seite.

---

Auf einem Congreß, der einen Kaiſer von Rußland und den König von Preußen und ſo viele Fürſten und Prinzen am öſterreichiſchen Hoflager zuſammen führte, den alle Staaten Europa's mit ihren erſten Staatsmännern, Miniſtern und Diplomaten beſchickten, auf dem ſo Bedeutendes entſchieden werden ſollte, durfte Preußen — das wieder ſo hoch geſtellte, und zugleich zu ſo dringenden Forderungen genöthigte — nicht mit geringen Repräſentanten auftreten. Als ſein erſter Bevollmächtigter erſchien der Staatskanzler Fürſt von Hardenberg, als zweiter der Geſandte am Wiener Hofe, Wilhelm von Humboldt. Ein dritter Repräſentant dieſes Staates war gewiſſermaßen der Freiherr von Stein. Eine gewaltige Trias, und welch' verſchiedene

Männer! Stein's damaliges Wirken war jedoch nicht von großem Erfolg. In diplomatischen Verhandlungen zeigte sich seine Größe nicht; überdies war er in Wien in einer schiefen Stellung. Er kam noch als russischer Rathgeber und Bevollmächtigter dahin, gleichsam der Repräsentant der engen Verbindung Preußens mit diesem Reiche — eine Verbindung, die schon Manche als identisch mit dem Interesse des Vaterlandes ansehen wollten. Preußens eigentliche Vertreter, Hardenberg und Humboldt, stimmten in den Hauptfragen, die damals verhandelt wurden, überein; sie konnten um so besser zusammengehen, da die oberste Leitung dem zweiten nicht oblag, der vielmehr, so weit seine Meinung nicht in den Berathungen durchdrang, mehr nur die geschickte und energische Vollführung der höchsten Orts beschlossenen Dinge zu besorgen hatte. Daß Humboldt übernommen, was seinen innersten Gefühlen widerstrebte, wird man so wenig glauben, als daß er alles durchgesetzt, was er, auch nur für seine Zeit, gewünscht hatte. Unzweifelhaft [illegible] oft auf einen Willen, dem er weichen mußte; unzweifelhaft machte ihm auch der Charakter des Staatskanzlers zu schaffen, dieses eben so humanen, erfahrnen, wohldenkenden und ritterlichen, als mählich schwankenden, zögernden und alternden Mannes. Dies glauben wir, wenn schon Varnhagen ihr damaliges Zusammenwirken als ganz harmonisch schildert. „Zwischen ihm und dem Staatskanzler," sagt er,[1] „bestand während der ganzen Dauer des Congresses das vertrauteste, ungetrübteste Einverständniß, und beide Männer ergänzten einander im besten Sinne. Dem Staatskanzler als solchen ohne Frage untergeordnet, als diplomatischer Bevollmächtigter doch wieder ihm fast gleichgestellt, an Geist und Geisteskräften aber ihn überragend, erfüllte Humboldt willig und vortrefflich

1) Denkw. V. 37.

die in solcher Mischung von Verhältnissen ihm gewordene Rolle, die bei jedem Andern, und gerade durch das Bestreben, sie zur ersten zu machen, eine zweite geblieben wäre, durch seine eigene Verleugnung und innere Selbstständigkeit aber recht eigentlich eine der ersten gleich wurde. Es war dies nicht das Verhältniß Blücher's und Gneisenau's, welches eben so einzig und ersprießlich während des Krieges sich gebildet und erhalten hatte; für ihre Aufgaben und ihr eigentliches Geschäft standen die beiden Diplomaten einander näher, konnten leichter ihre Leistungen vertauschen und darin wetteifern, als jene beiden Kriegshelden. Aber die Oberleitung Hardenbergs war schon in dessen Haupte von Humboldt's Beistand durchdrungen, so wie des Letztern Ausführungsthätigkeit den Impuls des Erstern immerfort als erwünschte Forderung in sich trug". Im Allgemeinen wird dies richtig sein, in den Dingen, um die es sich im Moment am meisten handelte, unbedingt. Dies schließt aber nicht aus, daß nicht auch schon Differenzen Statt fanden, und das erklärt uns auch des Staatskanzler's späteres Benehmen besser, als wenn wir annehmen sollen, daß er einen Geist, wie Humboldt, blos deshalb zu beseitigen gesucht, weil er fürchtete, von ihm überflügelt zu werden. Es wird auch bestimmt versichert, daß schon in Wien Verstimmungen zwischen ihnen obwalteten. Der König hatte dem Kanzler Humboldt's Aeußerung über die sächsische Angelegenheit, die wir oben erwähnt, mitgetheilt, worüber Hardenberg sehr gereizt war. Anderes dieser Art mochte hinzukommen, das wir jedoch, ohne nähere Beglaubigung, nicht nacherzählen.

Der Staatskanzler wußte aber wohl, wie unentbehrlich zur Zeit ein Geist und Kämpfer, wie Humboldt, sei — der als Diplomat nie mehr an seiner Stelle war, als 1814 und 1815 zu Wien und Paris; er selbst konnte einen solchen Gehülfen nicht missen, da ihn sein zunehmendes schlechtes

Gehör so oft außer Stand setzte, den Spitzen der Debatte zu folgen; auch der König hielt die größten Stücke auf ein Talent wie Humboldt. Unter den Umgebungen des Kanzlers, auch zu Wien, waren zwar ansehnliche Kräfte, ein Stägemann, Jordan, Arbeiter wie Hoffmann, der Statistiker; einen Humboldt aber hätte Keiner ersetzen können.

So war denn Humboldt vergönnt, an allen großen Verhandlungen der europäischen Mächte, ihres engeren so wohl als weiteren Rathes, der vier, fünf und acht Mächte, endlich der deutschen Staaten Theil zu haben. Er entledigte sich dieser Aufgabe in glänzender Weise, und ließ in gleichem Maße den Umfang seines Wissens, als seinen Verstand und sein Geschick bewundern. Von allen Seiten ward dies anerkannt; alle Dokumente, die uns vorliegen, geben Zeugniß davon, alle Berichte, die wir empfingen, stimmen darin überein. Er war einer der Hauptkämpfer in den verschiedensten Conferenzen, und vorzüglich den Franzosen ein Dorn im Auge. Und doch haben ihm gerade diese Gegner, haben ihm Genossen, deren Wesen und Richtung dem seinigen ungleich war, auch gegen ihren Willen gehuldigt. Den Ausspruch Talleyrand's, den Varnhagen bewahrte, haben wir an andrem Orte erwähnt [2]). Das Organ eines Görres, der rheinische Merkur, obschon mehr der Stein'schen Richtung, als dem Humboldt'schen Geiste verwandt, rühmte bei jeder Gelegenheit, wie gut der Staatskanzler secundirt sei. [3]) Und läßt er am 12. Jan. 1815 sich noch aus Wien schreiben: „Der Minister von Humboldt ist gescheidt und sehr viel wissend. Manche vermissen das Herzliche in seinem Wesen, das der Deutsche an seines Gleichen liebt: dafür ist ihm viel Licht gegeben. Von ihm sollen die letzten

2) Siehe oben I. 51. Vergl. Varnhagen's Denkw. V. 286.
3) Schon 31. Okt. 1814.

deutschen Verfassungspläne ausgehen und er verficht sie sonderlich; auch ist er unter allen am besten dazu geeignet, den Franzosen auf ihren unterirdischen Schleichwegen entgegen zu miniren" — so ergreift aber bei einer späteren Gelegenheit (18. Nov.) der Herausgeber selbst das Wort, und schließt das Urtheil, indem er den Stand der Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens erörtert, also zusammen: „Was die handelnden Personen betrifft, so zeigte sich der Staatskanzler hier wie in Wien immer gutwillig, versöhnlich, arglos in seiner Politik und alles gern auf guter Seite nehmend; Humboldt kalt und klar, wie die Decembersonne." Faßt man alles zusammen, was über Humboldt's Wirken in jener Zeit zu sagen ist, so muß man bekennen, daß es ebenso durch Akel der Gesinnung, als durch Geist und Gewandtheit hervorsticht; daß Preußen an ihm einen ausgezeichneten Vertreter gewonnen hatte. Wir möchten Talleyrand, Metternich und Humboldt, so verschieden ihre Naturen waren, so ungleich ihr Werth in unsern Augen ist, für die hervorragendsten Erscheinungen des Kongresses ansehen. Der Letztere und der Letztere von diesen hatten auch, wenigstens in Geistesmacht und Oppositionsgeschick, einige Verwandtschaft, sonst stand freilich Humboldt als ein von den zwei genannten völlig verschiedenes Wesen da. Darin aber zeigt sich die Größe aller drei, daß sie durch persönliche Gaben das Gewicht der Staaten, die sie zu vertreten hatten, ungemein erhöhten, während ein Repräsentant, wie der kalte, beschränkte, ideenlose Castlereagh, nur das in die Wagschaale legen konnte, was Englands Name unter allen Umständen wog. [1])

Bei all' dem ist nicht zu glauben, daß ein Mann, wie

1) Castlereagh sprach viel, ohne Redegabe. Seinen Lieblingsausdruck „features" gebrauchte er auch zu Wien mit Uebermaß und Ungeschick, zum großen Ergötzen Humboldt's, der solcherlei nicht unkommen ließ. (Varnhagen, a. a. O. V. 61.)

Humboldt, auf diesem Congresse einen Boden gefunden habe, der seinen Wünschen entsprochen hätte, auf dem sein volles Wirken sich hätte offenbaren können. Dazu war die Zeit nicht gemacht. Es hob ja eine conservative Epoche im Guten wie im Bösen an. Wie selten konnte — ich will nicht sagen das Ideale, nur das Zeitgemäße durchgesetzt werden! Auf einer Seite hatte man durch Verträge schon die Hände gebunden. Mit geringer Ausnahme mußte man die Napoleonische Erbschaft mit antreten, ohne doch dem Guten, das in der Napoleonischen Richtung lag, die Consequenz geben zu dürfen, die es heischte. Humboldt selbst wollte sie nicht.[1]) Er scheint eine Theilung Deutschlands in eine geringere Anzahl Staaten für gefährlicher gehalten zu haben, als das Dasein einer Menge abhängigerer Fürsten und Städte. Ob ihn dabei mehr das Interesse für Deutschland oder für Preußen geleitet, ist schwer zu unterscheiden. Dennoch war es Anfangs die Absicht der preußischen Staatsmänner, die Kleinstaaten durch Kreisobristen und Sitz durch ein österreichisch-preußisches Directorium unschädlich zu machen. Es gelang aber Beides nicht. — Durch die ganze Richtung des Tages war ein höheres Streben von Anbeginn getrübt. So sehr es, nach so schweren Erfahrungen, nach einem gewiß nicht glänzenden Friedensschlusse, zu wünschen gewesen wäre, daß das Gewonnene recht tüchtig geordnet werde, so sehr blieb der Ausgang hinter diesem Wunsche zurück. Für uns liegt hier nur das Offenliche, das wir Humboldt keine oder nur geringe Schuld beimessen können. Bedenkt man die Stellung, in der er wirken mußte, die Macht des Völkerspruchs, der sein bestes Wollen begegnete, so können wir das, was er in verschiedener Richtung, besonders aber für die deutschen Angelegenheiten geleistet, ihm nur zu größerer Ehre anrechnen.

1) Klöden, Alten II. 9. 10.

Auch er hat gefehlt, in einer Richtung seinem eignen Wirken geschadet; in Einzelheiten wird man ihm nicht durchweg beipflichten; wir wünschen aber nur, daß die nachfolgende Zeit sich mit dem in Einklang erhalten hätte, was Preußen und Hannover damals durch ihre tüchtigsten Wortführer verfochten haben. Auch daran aber ist Humboldt wieder schuldlos; er ist sich treu geblieben; er stand nicht nur in Wien unter denen voran, die für Verfassungsleben und einen die Rechte Aller schützenden Bund wirkten, sondern hat dieselben Grundsätze bis an's Ende seiner Laufbahn vertheidigt.

Doch wollen wir auch des Einwurfs gedenken, welchen Herr von Gagern gegen Humboldt erhoben.[6]) Er beschuldigt die preußischen Staatsmänner im Allgemeinen und — namentlich bei den deutschen Verhandlungen — Humboldt insbesondere, daß sie des ältern deutschen Staatsrechts sämmtlich nicht sehr kundig oder eingedenk gewesen seien, und meint, man habe den Herrn von Küster, damaligen preußischen Gesandten in Stuttgart, herbeigerufen, „pour rectifier les erreurs de M. de Humboldt." Letzteres hat Varnhagen widerlegt;[7]) wir glauben gern, daß Humboldt sich den Schwall von Reclamationen aus der Zeit des heiligen römischen Reichs vom Halse schaffte, wo er nur konnte. Im Uebrigen aber können wir nicht finden, daß er des alten Rechtsbestandes zu uneingedenk gewesen, vielmehr scheint es, als wenn ihm die Heillosigkeit jener guten alten Zeit immer vorgeschwebt hätte, er aber diese Kenntniß nicht besser zu bethätigen gewußt hätte, als dadurch, daß er jede überflüssige Fortwirkung derselben nach Kräften zu beseitigen strebte.

Humboldt war nicht blos eines der begabtesten, sondern

6) Antheil. II. 40. 69—Bd. 120.
7) Denkw., V. 50.

gleicher Weise eines der thätigsten Glieder des Congresses. Man konnte zu Wien eine eigene Klasse der emsig Arbeitenden und wahrhaft Beschäftigten absondern. „In diesen zählten besonders Humboldt, Wessenberg und Clancarty; mehr als Hülfsarbeiter Gentz und La Besnardière.“ [9] Humboldt war Mitglied fast aller Comités; man beauftragte ihn, von Preußens Seite oder im Namen der Mächte, noch zu einer Menge Specialunterhandlungen mit den mittlern und kleinern deutschen und europäischen Staaten. Namentlich den deutschen Angelegenheiten widmete er bis zu Ende den wachsamsten, eifrigsten Fleiß. Oft war es schwer, seiner habhaft zu werden. [10] „Was Humboldt,“ sagt der oft erwähnte Berichterstatter, „während des Congresses alles gearbeitet, und wie umsichtig, gefliessen, sorgfältig, mit welcher Strenge und Unermüdlichkeit, das übersteigt allen Glauben; auch forderte er in gleichem Maße von seinen Gehülfen und Untergebenen solche Thätigkeit; hier ist hauptsächlich der Graf von Flemming zu nennen. Hardenberg's Neffe, der unter seiner und angenehmer Bildung, bei lebhafter Scherzweise, eine große Schärfe und innere Festigkeit besaß, und sich an Humboldt mehr noch als an Hardenberg hielt.“ [11]

Und während der dreizehn Tage dieses Congresses zeigte Humboldt sich noch frisch und munter zu wissenschaftlicher Anstrengung, wie zu heiterer Geselligkeit, durchfeilte die kunstreiche Uebersetzung griechischer Chorgesänge, stellte mit sich allein Uebungen in Terenzischer Cadenz an, dichtete jeden Tag deutsche Verse, schrieb fleißig Familienbriefe, und führte noch außerdem ein Tagbuch, worin nicht nur die großen Staatsverhandlungen, sondern auch die kleinen

---

9) S. aus Tagern, II. 39.
10) Tagern, II. 174. Varnhagen, V. 44. 97.
11) Varnhagen, V. 37–38.

Vorgänge der Gesellschaft, die Anekdoten und Abenteuer des Tages bemerkt waren. Unglücklicherweise, sagte Humboldt selbst nachher (Sept. 1830), habe er gleich im Jahre 1815 zu Paris eine Anwandlung gehabt, viele Papiere zu verbrennen, und leider, wie er nun sehr bedauere, auch das Tagebuch dem Feuer hingegeben.[11])

---

Der Congreß begann gleich mit Verzögerungen und Schwierigkeiten. Zwar traten schon seit dem 16. September (1814) Bevollmächtigte der 4 Mächte — Englands, Oesterreichs, Preußens und Rußlands — in vorbereitenden Sitzungen entweder bei Metternich in der Staatskanzlei, oder bei Humboldt im Gesandtschaftshotel zusammen,[1]) denen Anfangs, außer diesen, nur Lord Castlereagh, Graf Nesselrode und dann auch Hardenberg beiwohnten,[2]) und in denen man die Form der Verhandlungen bestimmte, die verschiedenen Gattungen der Geschäfte schied, endlich Frankreich abermals von den Territorialbestimmungen in Deutschland, Polen und Italien ausschloß (22. Sept.). Doch lud man Talleyrand, wie auch einen spanischen Bevollmächtigten (Labrador) alsbald zu diesen Präliminarien, weil Frankreich, als Großmacht, in das Comité gehöre, das den allgemeinen Gang der Geschäfte leiten solle. Da man erklärte, daß nur Staatssekretäre (des Auswärtigen) in dieses Comité zugelassen würden, machte Talleyrand sogleich bemerklich, daß dann Humboldt und Labrador nicht hergehörten, die diese Stellung nicht inne hätten. Letzterer, entgegnete man, sei nur provisorisch zugelassen, Humboldt aber wegen des Gehör-

11) Siehe auch Varnhagen, Denkw. IV. 298.

1) Fêtes et Souvenirs du congrès de Vienne, par le Comte A. de la Garde; à Paris, 1844. I. 185.

2) Histoire du congrès de Vienne, par M. de Flassan; à Paris, 1829. I. 13.

mangels des A. Hardenberg, dem er Kenntniß gebe von dem, was verhandelt würde.[3] Allein diese ganze Beschränkung auf Staatssekretäre wurde alsbald aufgegeben, und auch die Zahl der zu dieser Leitung berufenen Staaten vermehrt. Man widersetzte sich zwar Talleyrand's Tendenz, die Bevollmächtigten aller Staaten herbei zu ziehen, und eine Art Nationalversammlung zu veranstalten, zog aber zu den allgemeinen Versammlungen die Bevollmächtigten sämmtlicher acht Mächte, die den Pariser Frieden geschlossen hatten, und behielt nur die in diesem Frieden ausgenommenen Gegenstände der alleinigen Entscheidung der vier Mächte vor. Ein andres Comité ward für die deutsche Verfassungsangelegenheit gegründet.

Die Verhandlungen der acht Mächte begannen damit, daß man die wirkliche Eröffnung des Congresses auf den 1. Nov. vertagte. Eine deshalb aufgesetzte Erklärung, die das Publikum davon unterrichtete (8. Okt.), gab als Grund der Vertagung an, daß die Vorarbeiten erst zu einer gewissen Reife gedeihen müßten, „pour que le résultat répondit aux principes du droit public, aux stipulations du traité de Paris et à la juste attente des contemporains." Ueber die hier unterstrichene Stelle — die deutlich auf die sächsische Frage spielte — erhob sich sogleich die heftigste Debatte, besonders zwischen Humboldt und Talleyrand. „Que fait ici le droit public?" fragte Preußen. Talleyrand: „Il fait que vous êtes ici." Humboldt: Mais cela va sans dire." Talleyrand: Si cela va sans dire, cela ira mieux en le disant." Gentz, der Protokollführer, machte gegen den Vorsitzenden die Bemerkung, daß er nichts einzuwenden wüßte; auch behielt man die Worte bei. Im Deutschen aber setzte man doch: „den Principien des Völkerrechts."[4]

3) Flassan, I. 17.

4) Gagern, II. 54—57. Flassan I. 27—28.

Vom 31. Oct. versammelten sich die acht Mächte zu ordentlichen Verhandlungen. Den ersten Akt bildete die Prüfung der Vollmachten. Sie fiel durchs Loos den russischen, englischen und preußischen Ministern zu. Noch arbeitete Talleyrand dahin, die letzte Entscheidung der Fragen einer Generalversammlung der Bevollmächtigten in die Hände zu spielen, ward aber von Metternich und Humboldt damit für immer zurückgewiesen.*)

Viel bedeutendere Schwierigkeiten zeigten sich, als die eigentlichen Unterhandlungen und namentlich die über Territorialfragen eröffnet wurden. Die Hauptschwierigkeit machte die Wiederherstellung des preußischen Staates. Es fand ein Notenwechsel statt, der bald die ernsthafteste Gestalt annahm. Preußen trug selbst Schuld an der Verwicklung. Es forderte Sachsen als Ersatz für das Verlorene oder nicht wieder zu Erlangende. Rußland hatte es ihm zugesagt, weil es Polen für sich wollte. Selbst Oesterreich und England hatten so gut wie eingewilligt, ersteres wohl nur, um eine kaum erst gelöste Verbindung nicht zu stören. Als aber Frankreich, durch Talleyrand's Geschick, einen unerwarteten Einfluß erlangte, das sächsische Haus und Volk sein Recht verfocht, Bayern heftig widersprach und endlich auch England die Abtretung ganz Sachsens verweigerte, erkannte Oesterreich, daß es das deutsche Interesse der Rücksicht gegen Preußen nicht aufopfern dürfe, und stellte sich auf Seite der Versagenden. Zu gleicher Zeit erneuerte England, gleichsam im Namen der Andern, gegen Rußlands zu weites Umsichgreifen in Polen, wo es nicht einmal über die Warthe und Nida zurückweichen, und selbst Polen sch-

*) Flassan. I. 29–30.

halten wollte. Preußen und Rußland hielten zu einander, und die Sache gewann seit Anfang Decembers ein ganz bedenkliches Ansehn. Noch am 30. 12. 14 warf der preußische Staatskanzler ein so drohendes Wort hin, daß Oesterreich, England und Frankreich sich bewogen fanden, einen geheimen Defensivbund abzuschließen (3. Jan. 1815). Schon aber hatten die Monarchen von Rußland und Preußen selbst eingelenkt; um die Verständigung zu erleichtern, nahm man (7. Jan.) zu Conferenzen seine Zuflucht, zu denen, auf Metternich's und Castlereagh's Drängen, auch Talleyrand zugelassen wurde (12. Jan.). Rußland machte eine geringe Concession an polnisch Polen; Sachsen, gegen das nun einmal das Ausnahmegesetz gelten sollte — wurde getheilt; nach einigem Hin- und Herstreiten aber ein Mehr und Minder um die Frage entschieden (10. Febr.), gerade noch zeitig genug, um bei Napoleons Wiedererscheinen nicht alles in Verwirrung zu setzen. —

Preußens Staatsmänner hatten diesmal Talent und Energie in einer unglücklichen Richtung vergeudet. Denn daß auch Humboldt mit größtem Eifer für den Erwerb Sachsens thätig war, ist außer Zweifel. Zwar entwarf der Staatskanzler die wichtigsten in dieser Sache gewechselten Noten allein, Humboldt aber nahm gewiß dabei mit seinem Geist und mit seinem Willen Theil. Er agitirte nun noch heftiger außerhalb des eigentlichen Schriftenwechsels, und wurde dessen selbst in Fällen beschuldigt, wo er gewiß keinen Theil gehabt. So erschien z. B. ein scharfer Artikel gegen die sächsische Dynastie und zu Gunsten ihres Gegners auch in einem halbamtlichen französischen Blatte. Gentz, der in dieser Frage heftig gegen Preußen eiferte, wandte sich an den Herzog von Dalberg, einen der französischen Bevollmächtigten, um Gegenschritte zu veranlassen (23. Nov.). Von gewisser Seite, sagte er, habe man ohnehin behauptet, daß das

franzöſiſche Cabinet geſpalten ſei, und Talleyrand und ſeine Collegen keine vollgültige Stimme abgeben könnten. „Je n'oublierai pas," fügt er hinzu, „que, dans une des conférences des soit-disans quatre, un Ministre de Prusse fit la proposition à propos de la note de Mr. de Talleyrand du 1. Octobre, de s'adresser avant tout au Roi de France, pour savoir si ses plénipotentiaires à Vienne étaient effectivement les organes de ses intentions." Dieſe „eben ſo inkorrekte als inkluſive" Motion habe zwar keine Folgen gehabt, durch Artikel aber, wie dieſer franzöſiſche, müſſe das Publikum getäuſcht werden. Talberg war natürlich gleicher Anſicht. „Par le courrier d'aujourd'hui," ſchrieb er den folgenden Tag an Gentz, „nous allons demander des informations à l'égard de l'article en question, et je ne serais pas étonné qu'il fût parti d'ici et que les Humboldt et consors eussent une bonne part à l'idée de présenter les affaires de Saxe sous ce voile de mysticisme qui manie avec art confond toutes les vérités et mutile tous les principes." [1] Damals war es, wo die Franzoſen Humboldt nur le sophiste inarmé nannten, [2] freilich vergeſſend, wie übel ſich die Legitimitätsphraſen im Munde derjenigen ausnahmen, die Jahre lang alle Gewaltthätigkeiten der Kaiſerzeit beſchönigt hatten.

Preußen war in einer ſchlimmen Lage. Die am meiſten zur Befreiung und Wiederherſtellung Aller beigetragen, ſollten allein kümmerlich und zerriſſen aus dieſem Kampfe gehen. Man war ärgerlich und betrübt, und meinte, bei Rußlands Vordringen in Polen Sachſen nicht entbehren zu können, ohne ſchwächer dazuſtehen, als je. Als nun alles bepte und einrenke, äußerte Humboldt doch: „Das beſtimmte Reden für

1) Gentz's Schriften, herausg. von Schlefier, V. 43—45.
2) Wagern, II. 41.

Sachſen ſei beſſer, als die bisherige Verſchwiegenheit; nun könne Preußen ſich doch entſcheiden, ob es Sachſen aufgeben oder mit den Waffen behaupten wolle." [1])

Man hatte ſich in eine Sackgaſſe verrannt. Preußen hatte volles Recht, eine genügende Wiederherſtellung zu fordern; es mußte auch eine gewiſſe Stärke und Kompaktheit anſprechen, um einer bisher nur künſtlich erfüllten Aufgabe irgend gewachſen zu werden. Es durfte es um ſo mehr, nachdem faſt alle deutſchen Staaten — doch, merkwürdig, Sachſen nicht oder nur gezwungen! — ſich auf Koſten ihrer Genoſſen verſtärkt und abgerundet hatten. Aber woher ein Land nehmen, das zu dem bisherigen Beſitzthum paßte, da Rußland den größern Theil von preußiſch Polen anſprach und eine Ausdehnung nach dieſer Seite, ſo weit militäriſche Gründe ſie nicht unerläßlich machen, Preußens Macht eher ſchwächen, als ſtärken konnte. Anſbach und Baireuth waren auch entfernt, und Bayern nicht wohl wieder zu nehmen. Am Rheine aber und in Weſtphalen lag ein großer, reicher, herrenloſer, der engern Verbindung mit einem Gewaltigen ſehr bedürftiger Länderſtrich, getrennt aber vom Hauptlande durch Hannover, das man ſchon deshalb nicht anſprechen konnte, weil es dem Könige Englands gehörte, ja das man mit eigenem Gute noch abrunden und bereichern ſollte. Auf der andern Seite lag Sachſen, und lange ſchon hatte in den Preußen die Idee ſich feſtgeſetzt, daß man Sachſen haben müſſe. Die bedeutenderen Staatsmänner des Landes theilten dieſes Vorurtheil, das ſie nun — nach den Verträgen mit Bayern und Würtemberg — zu doppeltem Unrecht, und, nachdem der Widerſpruch dagegen ſich erhoben hatte, einer durchaus unklugen Politik

1) Rhein. Merkur, 27. Dez. 1814. (Aus Wien, 14 Dez.)

verleitete. Denn dieses Bestehen Preußens auf dem Erwerbe Sachsens verdarb seine Stellung und Wirkung auf dem Congresse in hohem Grade, es verdächtigte auf lange Zeit seine besseren Bemühungen, verfeindete es nach allen Seiten und warf den isolirten Staat in eine zu enge, zweideutige Verbindung mit Rußland.

Wie anders, wenn Preußen zur rechten Zeit eingelenkt und erklärt hätte, es verzichte auf Sachsen, obwohl es ihm mehr oder minder feierlich zugesichert worden, und begnüge sich hier mit einer nothwendigen militärischen Grenze, die niemand versagen wollte. Dann wäre den Anderen die Aufgabe geworden, Genugthuung zu verschaffen. England, Rußland, wie die kleineren Staaten, hätten sich zu Concessionen verstehen müssen, ja Preußen hätte verlangen dürfen, daß über Länder, die selbst Auskunftmittel darboten, wie Belgien, nicht definitiv verfügt werde, bevor seine Genugthuung entschieden sei.

Und wollte man eine feste Forderung stellen, so mußte sie dahin gerichtet werden, die preußische Vergrößerung von der Natur geboten ist, nämlich nach Norden und Nordwesten hin — außer höchstens Rußland, und dieses mußte für Polen Ersatz schaffen — wer würde an den kleineren Staaten der Niederelbe so viel Interesse genommen haben, um Preußen zu versagen, was ihm wichtiger sein muß, als so oder so viel Quadratmeilen, wichtiger selbst, als der Länderzusammenhang — eine Stellung seiner Hauptmasse an der Nordsee. Dort hätte man nicht nöthig gehabt, einen der ansehnlichsten und verdientesten deutschen Staaten — ein Land, das weder Deutschland noch Preußen Gefahr bringt und sich wohl hüten wird, mit dieser Nachbarmacht sich zu verfeinden — zu vernichten oder entkräften zu müssen; man hätte vielmehr den größeren Theil des Gewinnes ausländischer Herrschaft und fremdem Einflusse entzogen, gleichsam

zu Deutschland zurückgeführt: man hatte nur durchgesetzt, was Deutschlands eigenes Interesse heischt, daß nämlich unser nördlicher Hauptstaat nicht von unserm Hauptmeer ausgeschlossen bleibe und die Vertretung der gemeinsamen Zwecke dort nicht lediglich in die Hände schwacher oder dem Auslande dienstbarer Staaten gelegt sei.

Damit hatte man allerdings den vollständigen Landeszusammenhang nicht erworben. Polen aber keinen, also einen auf Unkosten des öffentlichen Vertrauens, mit offenbarem Unrecht und, da manchmal wenigstens die Noth das Unrecht entschuldigt, nicht einmal augenblicklicher Nothwendigkeit willen errungenen. Der Raum der Westprovinzen gibt unter allen Umständen eine viel bedeutendere politische Stellung; durch ihn erst wird Preußen der Wächter in Ost und West, damit eine — auch bei geringen Kräften — unbestrittenere europäische Macht. Jener Raub hat freilich große Inconvenienzen, ja Gefahren. Abgesehen aber, daß sie, recht man nun recht zu Deutschland, nicht unbesiegbar sind, gewähren sie auch größere und unendlich mehr aus der Lage des Ganzen, aus der Nothwendigkeit entlehnte Ansprüche — Ansprüche, die Europa wenigstens dadurch wird befriedigen müssen, daß es dem Haupttheile gewährt, was ihm mangelt, ihn zur Nordsee führt und aus der jetzigen, zwischen Rußland, und kleinen, hülfebedürftigen und doch immer eigenwilligen Ländchen eingeengten Lage herausreißt.

Alle diese Gesichtspunkte hat man in den Jahren der Wiederherstellung nicht genug ins Auge gefaßt. Statt den Blick auf die Rheinlande und eine recht passende Erwerbung zu richten, mattete man sich um Sachsen ab, achtete selbst Deutschlands nicht — das man festhalten mußte, so lange nicht ein besserer Zutritt zum Nordmeere gewährt wurde — gab Lauenburg den Dänen, ließ die Augen über die

Warthe,[4]) durch die Holländer ſich von der Maas abhalten, und vermochte am Ende doch nichts zu erreichen, als die unglückliche Zerſtümmelung des ſächſiſchen Landes.

Gewiß haben Hardenberg und Humboldt ſich große, unvergeßliche Verdienſte um die Wiederherſtellung des Staates und namentlich deſſen Gebietsausdehnung in Deutſchland erworben, doch kann man ſich nicht verhehlen, daß ſie, hier in einem Vorurtheil befangen, andre Vortheile und Möglichkeiten nicht genug beobachtet haben. So fehlen oft die Beſten mit ihrer Zeit. Auch Stein verließ den Congreß voll Verdruß über dieſen Ausgang, und konnte ſelbſt nach Jahren ſeines Unmuths darüber nicht Herr werden.

Eines muß man freilich hinzufügen, wenn man das damalige Streben dieſer Männer nicht unbillig beurtheilen will. Alle Staaten ruhten, in der Vorausſicht, daß ſo große Bewegungen, wie die der letzten fünfzehn Jahre, ſobald nicht wiederkehren würden, in einen Stand der Ruhe und des Behagens zu kommen. Da man aber, im Beginn einer erhaltenden Epoche, preußiſcher Seits zu andern Maßnahmen nicht treiben wollte, ſo ſuchte man ſein Intereſſe da zu befriedigen, wo man es unter ſcheinbarem Vorwand zu können meinte. Den Fehlgriff rechtfertigt dies aber nicht. Staaten, wie Einzelne, müſſen dem Geſchick ſich beugen und, ohne gewaltſames Vorgreifen, von der Zukunft erwarten, was ihnen beſtimmt iſt. Iſt doch auch Rom nicht in Einem Tage gebaut worden! —

Einigen Andeutungen nach ſollte man glauben, daß Humboldt zur Zeit, wo die ſächſiſche Frage entſchieden

4) Man konnte hier zu Humboldt's Gunſten hervorheben, daß er die Verträge von 1813 mit Rußland und England nicht geſchloſſen. Umſonſt. Sobald man Sachſen wollte, konnte man auf anderes nicht wohl beſtehen, auch trug ja keiner der preußiſchen Staatsmänner die weſtlichen Lande recht im Sinne.

war, auch bei ſeiner eignen Partei etwas in Ungnade gekommen ſei. „Humboldt," heißt es irgendwo,[5]) „hatte das Zutrauen Aller, auch des Königs verloren." Und Hagern berichtete, Hardenberg habe auf eine Anmahnung Caſtlereagh's (im Febr. 1815), Preußen ſolle doch lieber der Freund und die Stütze der nördlichen Staaten, als ihr Schrecken und ihre Geiſel ſein — dies zugeſagt und das bisher eingehaltene Betragen der preußiſchen Agenten geradezu gemißbilligt, mit dem Zuſatz, man werde künftig Gneiſenau und andere wohldenkende Männer verziehen.[6]) — Letzteres konnte nur eine vollſtändige Myſtifikation ſein. Gneiſenau huldigte ja derſelben Richtung. Sagt man ihm doch nach, daß er noch weiter gegangen und, als rechter Repräſentant der preußiſchen Kriegspartei, den Vorſchlag gemacht haben ſoll, ſich gegen den ungünſtigen Congreß mit Frankreich d. h. dem von Elba zurückgekehrten Napoleon zu verbünden.[7]) Eine Angabe, die kaum glaublich iſt, hier aber doch als ein Zeugniß der Denkart angeführt werden kann!

Iſt Humboldt damals bei ſeiner eigenen Partei wirklich in Mißkredit gekommen, ſo kann es wohl nur bei den Ruſſen und bei Kaiſer Alexander geweſen ſein. Es iſt uns nicht bekannt, wie Humboldt über Polen dachte. Auffallend aber iſt, daß bei allen betreffenden Verträgen Hardenberg allein figurirte. Auch wird behauptet, Alexander habe lange ſchon eine heimliche Abneigung gegen Humboldt gehegt, weil dieſer nicht undeutlich auf ein unabhängigeres Syſtem der preußiſchen Politik hinarbeitete, während Rußland die Diplomatie dieſes Staates eben ſo in's Schlepptau zu nehmen trachtete, wie, wenigſtens im Beginn des Befreiungskampfes, das

5) Memoiren eines deutſchen Staatsmanns von 1788 bis 1816. Leipzig, 1843. S. 303. Sonſt freilich ein Werk ohne Belang.

6) Hagern, II. 127.

7) Allg. Zeitung, 27. Mai 1841. Beil.

preußische Heer. Die persönliche Zuneigung der Monarchen bewirkte am meisten, daß Preußen so an Rußland gefesselt wurde. Hardenberg und Humboldt fanden das größte Hinderniß, wenn sie nach jener Seite entschieden auftreten wollten. Es wäre denkbar, daß die energische Gesinnung des Letztern nicht unbekannt geblieben, und man russischer Seits auch auf den König zu wirken gesucht hätte. Zur Zeit aber hatte es wenigstens keine Folge.

Humboldt's ungemeine Thätigkeit auf diesem Congresse wird sich nicht besser charakterisiren lassen, als durch einen Ueberblick aller Verhandlungen, denen er beiwohnte, der Ausschüsse, deren Mitglied er war, wie auch der übrigen Geschäfte, die ihm während dieser Zeit übertragen wurden. Wir beginnen mit den Conferenzen der fünf Mächte — obschon sie später eröffnet wurden, als die andern, begnügen uns aber auch hier mit einzelnen Andeutungen und Winken.

An den Conferenzen der fünf Mächte nahmen, außer den beiden preußischen Bevollmächtigten, Hardenberg und Humboldt, österreichischer Seits der F. v. Metternich und der Hofr. v. Wessenberg [1]) Theil, von englischer Lord Castlereagh, von russischer die Grafen Rasumowsky und Capodistrias, von französischer Talleyrand, Fürst von Benevent. Für Castlereagh trat im Febr. 1815 der Herzog von Wellington ein; zu ihm gesellte sich später noch Lord Clancarty. Zu den russischen Bevollmächtigten trat im März auch der Minister Graf von Reichrede. Dies waren die einzigen regelmäßigen Theilnehmer dieser wichtigen Verhandlungen: Bevollmächtigte andrer Staaten wurden nur in einzelnen Sitzungen zugelassen, in denen man specielle Angelegenheiten

1) Einer der achtungswerthesten österreichischen Staatsmänner und ein sehr fleißiger Arbeiter.

derselben verhandelte — so der Marquis v. St. Marsan für Sardinien, Fürst Wrede für Bayern, Graf v. Münster für Hannover, Graf v. d. Schulenburg und Fürst v. Metternich für Sachsen — wenn führte das Protokoll.

In diesen Konferenzen — siebenundvierzig an der Zahl — wurden die Territorialfragen, insonders Deutschlands und Polens, zur Sprache gebracht, und andere wichtige Angelegenheiten, die die Großmächte ihrer Entscheidung vorbehalten, erledigt.[1] Sie begannen am 7. Jänner und endeten den 10. Junius 1815.

Humboldt war in sämmtlichen Sitzungen anwesend. Es wurden ihm außerdem folgende spezielle Aufträge und Verhältnisse zu Theil: I. In der sächsischen Angelegenheit. Er und Hardenberg paraphirten die einzelnen von den fünf Mächten genehmigten Artikel (Anfang März), wie sie dem Könige von Sachsen zur Annahme vorgelegt wurden (Klüber, IX. 24, VII. 130—301;[2] den 10. April erließen Hardenberg und Humboldt eine Antwortnote an den sächsischen Minister Grafen v. Schulenburg, um einige von Sachsen noch erhobene Schwierigkeiten zu beseitigen; endlich wurde Humboldt am 1. Mai preußischer Seits beauftragt, unter österreichischer Vermittlung und Theilnahme Englands, mit sächsischen Bevollmächtigten zusammenzutreten, um die sächsischen Beitrittsurkunden zu redigiren. — II. Er, und wohl auch Hardenberg, unterhandelten als preußische Bevollmächtigte mit dem Grafen v. Münster die gegenseitigen Abtretungen zwischen Preußen und Hannover (Ostfriesland mit der niedern Grafschaft Lingen, Hildesheims und Goslars gegen Lauenburg), über

[1] Die Protokolle der fünf Mächte, nebst Noten und Beilagen, stehen bei Klüber, Akten, IX. 24—166. Es fehlen uns nur die Protokolle der drei ersten Sitzungen (vom 7. 9. und 12. Januar) und das vom 3. Mai; vom allerletzten haben wir nur einen Auszug.

[2] Die in diesen und dem nächsten Abschnitt in Klammern beigefügten Zahlen weisen stets auf Klüber's Kongreßakten.

die beiden Staaten zufallenden Standesherrn, und speziell über Bentheim (IX. 36. 39). — III. Unterhandelte mit Gagern die Abgränzung der Niederlande gegen die Rheinprovinz. Daran nahm Clancarty, als Bevollmächtigter Englands, Theil. Der Frhr. v. Gagern unterzog sich dem traurigen Beruf, Preußen und Deutschland an allen Punkten von der Maas abzuhalten. Preußen mußte nachgeben, weil England sein Schooskind, den niederländischen Staat, bevorzugte. [4]) Alle Drei redigirten dann, mit Hülfe von Gentz, die einzelnen Artikel, wie sie in die Congreßakte aufgenommen wurden. [5]) — IV. Ward in der Sitzung vom 6. März von Preußens Seite in die Commission ernannt, die man zur Prüfung der verschiedenen Ansprüche an das Herzogthum Bouillon niedersetzte. In der Sitzung vom 7. Juni trug er darüber einen von ihm, von Gagern und von dem österreichischen Hofrath Rademacher unterzeichneten Bericht vor. Auf diesen wurde der betreffende Artikel beschlossen. — V. In der Sitzung vom 13 April wurden Nesselrode, Humboldt und Wessenberg beauftragt, wegen Abtretungen an Bayern Unterhandlungen mit Würtemberg, Churhessen, Baden und Hessen Darmstadt zu versuchen (IX. 113), die jedoch erfolglos blieben und wohl auch von den großen Mächten nicht so ernstlich gemeint waren. — VI. Endlich wurde Humboldt vorzugsweis zur Redaktion der einzelnen Conferenzbeschlüsse wie der allgemeinen Congreßakte gezogen. Sobald die sächsische Frage im Wesentlichen erledigt war, ernannten die fünf Mächte eine Redaktionscommission (8. Febr.), in welche von preußischer Seite unser Humboldt und der geh. Legationsrath Jordan eintraten. Später ward ein eigenes Comité für die

4) Schon bei den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens fand Preußen sich in der Nothwendigkeit, auf eine Gränze an der Maas zu dringen.

5) v. Gagern, II. 175. 176.

Redaktion der Congreßakte niedergeſetzt (6. März), worin ebenfalls Humboldt Preußen repräſentirte. Eigentlich ſollte dieſes Comité die Arbeit der beſonders hiezu ernannten Redakteurs en chef, des franzöſiſchen Staatsraths Labesnardière und des öſterreichiſchen Hofraths v. Genz, erſt begutachten. Als die Sache aber zur Ausführung kam, wurde ſie dahin abgekürzt, daß Genz die eigentliche Zuſammenſtellung beſorgte, Clancarty aber und Humboldt dieſes Geſchäft im Namen der Conferenz überwachten (IX. 52. 53. 152. 156).

Wir wenden uns jetzt zu den Conferenzen der acht Mächte — gleichſam dem Generalausſchuß des Congreſſes, an deſſen Verhandlungen, außer den Bevollmächtigten der fünf Mächte, auch die Spaniens, Portugals und Schwedens Theil nahmen, und zwar in der Regel alle dieſe durch ihre ſämmtlichen in Wien anweſenden Congreßgeſandten. Von Preußens Seite aber erſchien Humboldt allein, oder Hardenberg nur in einigen Sitzungen, in denen wichtige Beſchlüſſe unterzeichnet wurden. Die Sitzungen begannen am 30. Okt. 1814 und endigten am 12. Mai des folgenden Jahres. Sie wurden in der Staatskanzlei abgehalten; Fürſt Metternich ward zum Präſidenten der Verſammlung erhoben, und Genz führte auch hier das Protokoll. [61])

Für einzelne Gegenſtände, die der Berathung dieſer Verſammlung oblagen, wurden auch beſondere Sitzungen abgehalten, ſo z. B. zu Feſtſetzung von Maßregeln zur Unterdrückung des Negerhandels, wo Preußen ſich unbedingt an England ſchloß, das dieſe Maßregeln betrieb — oder es wurden Ausſchüſſe niedergeſetzt, auf deren Gutachten und Beſchlüſſe die Definitiv-Entſcheidung gefaßt wurde. In allen dieſen Ausſchüſſen

61) Die Protokolle, ſo weit ſie zugänglich wurden, ſtehen in Klüber's Akten, VIII. 81—120, die der Spezialſitzungen über Abſchaffung des Negerhandels ebendaſ. VIII. 3—52.

beinahe trat Humboldt auch im Namen Preußens, und zwar als deſſen alleiniger Bevollmächtigter, auf, ſo

1) im Ausſchuß für die Freiheit der Flußſchifffahrt, und für Ordnung der Schiffahrtsgeſetze auf dem Rhein, dem Neckar, dem Main, der Moſel, der Maas und der Scheldt insbeſondere. Das Comité ward den 14 Dec. 1814 conſtituirt: es eröffnete ſeine Sitzungen den 2. Febr. 1815 und beendigte dieſe Arbeiten am 24 März. Von Seiten Frankreichs erſchien der Herzog von Dalberg, von England Lord Clancarty, von Oeſterreich Frhr. v. Weſſenberg, von Preußen Humboldt, außerdem Abgeordnete der Rheinuferſtaaten (mit Ausſchluß der Schweiz), und zwar Baron v. Spaen für die Niederlande, F. Wrede für Bayern, Frhr. v. Berckheim für Baden, Frhr. v. Inuckheim für Heſſen-Darmſtadt und Frhr. v. Marſchall für Naſſau: in einzelnen Sitzungen Graf v. Keller für Churheſſen und Baron v. Linden für Würtemberg, Syndikus Danz für Frankfurt und die Herren v. Mappes, Hadamar und Eichhoff für die Stadt Mainz. Die Protokolle, aus der Feder des Hofraths v. Martens [7]) geben ein überaus klares Bild dieſer Verhandlungen, ein Bild zugleich der Rolle, die Humboldt in dieſen Ausſchüſſen ſpielte. Denn dieſer war, wo nicht beſondere Gründe mehr Zurückhaltung geboten, die wahre Seele dieſer Comitéen; vorzüglich aber in den hier in Rede ſtehenden Verhandlungen zeigte er die Macht ſeines Genius. Gleich in den erſten Zuſammenkünften des Ausſchuſſes legten Dalberg und Humboldt [8]) jeder einen Entwurf vor, der die Principien der ganzen Verhandlung feſtzuſtellen ſuchte. Dalberg faßte die Flüſſe, die verſchiedene Länder berühren, mehr

7) Dieſe Protokolle, nebſt Noten und Beilagen, befinden ſich ebenfalls bei Klüber, III. 11–280.

8) Siehe deſſen Memoire préparatoire sur le travail de la Commission de navigation, vom 3. Febr. 1815, a. a. O. III. 24–30.

im Allgemeinen in's Auge; Humboldt dagegen schickte wenige principielle Sätze voraus, und ging dann sofort auf die Verhältnisse des Rheins und der Schelde über, für welche er zunächst nur eine Veränderung der Gesetzgebung von 1804 nach Maßgabe der seitdem eingetretenen Veränderungen verlangte. Da man zuerst die allgemeinen Bestimmungen über Flüsse, welche durch mehrerer Herren Länder laufen, treffen mußte, so legte man hier die Dalbergischen Artikel zu Grunde. Doch wurden hier schon Humboldt's Vorschläge, endlich auch eine neue, von ihm herrührende Redaktion dieser Punkte (III. 146—155) fast durchweg, oft mit Stimmeneinheit angenommen. Dieser Einfluß zeigte sich noch sichtbarer, als man zu den speziellen Punkten der Rheinschifffahrt — den Stapel, die Gründung einer Centralcommission, die Oktroibestimmungen, endlich die auf diesen Oktroi gelegten Renten und Pensionen gelangte. Wiederholt ward Humboldt angegangen, die einzelnen Punkte zu gestalten, so daß nach und nach fast das Ganze seine Arbeit wurde. Humboldt's Vorschläge in Betreff der Centralcommission (III. 98—104) wurden gleich der Debatte zu Grunde gelegt, und in Folge einer nochmaligen Redaktion von seiner Hand (III. 220—24) mit geringen Aenderungen genehmigt. Alsbald überreichte er zwei Denkschriften in Sachen des Rheinoktroi, von denen die eine mehrere zur Zeit der provisorischen Verwaltung seit Herbst 1813 von dem Grafen von Solms-Laubach vorgenommenen Aenderungen rechtfertigte (III. 155—160), die andere, dat. 31. Dec. 1814, die Grundprinzipien über diese Frage entwickelte (III. 160—166). Er verfolgte diesen Gegenstand noch mehr in seine Einzelheiten, indem er die Gesetzgebung vom 5. August 1804 einer ausführlichen Kritik unterzog. Dann entwarf er die Artikel über die Renten und Pensionsansprüche (III. 230—33, und in nochmaliger Redaktion, 240—44). Endlich übertrug man ihm auch die

Ausarbeitung ſämmtlicher die fünf andern Flüſſe betreffenden Artikel, die auch faſt ohne Anſtand gebilligt ward. Humboldt erließ dann nachträglich in dieſer Angelegenheit zwei Noten: eine an die Mitglieder des Comité's über die zur Exekution dieſer Beſchlüſſe zu ergreifenden Maßregeln (7. April), und eine andere in ähnlicher Abſicht an den F. v. Metternich, gleichfalls im April 1815. — Die Leiſtungen dieſes Comité's hat man mit Recht von jeher ausgezeichnet: es trug nicht die Schuld, daß eine ſo wichtige Frage, wie die Scheldeſchifffahrt, nicht vollſtändiger erledigt wurde, noch weniger, daß man nachher für das berüchtigte Jusqu'à la mer die Auslegung, die die Holländer zu geben wagten, dulden mochte. Dieſes Comité hatte auch in ſeinen Reihen ſo erfahrne Männer, wie Clancarty und Eichhoff, und einen ſo kenntnißreichen und geiſtvollen zugleich, wie Humboldt. Daß deſſen Arbeiten ſich am meiſten auszeichnet, bekennen ſelbſt die Franzoſen,[9]) und als jüngſt ein jüngerer deutſcher Publiciſt rühmend bemerkt hatte, daß es jenen Männern gelungen, die Sonderintereſſen der einzelnen Staaten mit den allgemeinen Forderungen des vaterländiſchen Wohlſtands in einer Art Vertrag zu vereinigen, fügte er gleich hinzu: „Vor allem ſei Deutſchland dafür dem Vertreter der größten deutſchen Macht Dank ſchuldig, den unermüdlichen Bemühungen und der geiſtvoll verſöhnenden Thätigkeit Wilhelm von Humboldt's.“ [10])

2. Im Ausſchuß für die Angelegenheiten der Schweiz.[11]) In dieſem war auch Frh. v. Stein thätig, aber im ruſſiſchen Auftrag. Humboldt anlangend, ſcheint nur

9) Flassan, II. 269.

10) H. B. Oppenheim, der freie deutſche Rhein. Geſchichtliche und ſtaatsrechtliche Entwicklung der Geſetzgebung des Rheins. Stuttg. u. Tüb. 1842. S. 119–20.

11) Die Protokolle ſtehen bei Klüber, V. 177–309.

die Entſchiedenheit bemerkenswerth, mit der er, im Namen ſeiner Regierung, einerſeits mit Rußland die Integrität und Selbſtſtändigkeit des Aargaus gegen die Anſprüche des Cantons Bern vertheidigte, dem man dafür ein freilich vereinzelt liegendes Stück deutſchen Gebietes (des Bisthums Baſel) als Entſchädigung hingab (V. 180—81), andrerſeits aber Oeſterreichs Intereſſe in Betreff des Veltlin, Chiavennas und Bormios gegen Graubündten unterſtützte (V. 308). — Man erzählt auch, daß Doktor Troxler von Luzern, welcher nach Wien gegangen war, um die Diplomaten, die die Angelegenheiten der Schweiz zu entſcheiden hatten, über die verworrenen Verhältniſſe dieſes Landes aufzuklären, und den innern reaktionären Beſtrebungen nach Kräften entgegenzuwirken, auch bei Humboldt Zutritt gefunden und daß dieſer nachher eingeſtanden habe,[12]) die Sachen würden eine ganz andere Wendung genommen haben, wenn Troxler's Angaben früher bekannt geweſen wären. Wohl möglich, nur iſt ſchwer zu glauben, daß dies von Preußen bewirkt worden wäre, welches, wegen des ohnehin ſchwierigen Beſitzes von Neufchatel, eine direkte Einmiſchung in die Verfaſſungsfragen der Schweiz von jeher möglichſt zu meiden ſuchte.

3. Im Ausſchuß zur Beſtimmung des Ranges der diplomatiſchen Agenten (VIII. 99. 102. 117—19. VI. 204—6.)

4. Im Ausſchuß für die Redaktion der Congreßakte, der die Arbeit der Hauptredakteure, Labesnardière, Anſtett und Genz, überwachen ſollte (VIII. 113).

Humboldt unterzeichnete dann ſämmtliche von den 8 Mächten erlaſſene Beſchlüſſe oder Erklärungen, allein die über den Negerhandel und die Flußſchiffahrt, — mit dem

12) Gegen Varnhagen, der Troxlern eingeführt hatte. Siehe des Erſtern Denkwürdigkeiten, V. 25.

Staatskanzler die über die Angelegenheiten Sardiniens und der Schweiz, über den Rang der Diplomaten, endlich, am 9. Junius 1815 das Generalinstrument aller zu Wien gefaßten Beschlüsse, die Schlußakte des Wiener Congresses.

Er unterhandelte und unterzeichnete mit Fürst Hardenberg als zweiter Bevollmächtigter noch zu Wien eine Anzahl Verträge, die Preußen damals mit verschiedenen Staaten abschloß: I. den Theilungs- und Friedensvertrag zwischen Preußen und Sachsen, dat. 18. Mai 1815. Für Humboldt gewiß ein peinliches Geschäft, wenn auch jetzt nur das von allen Mächten Verfügte in Ordnung zu bringen war! Von sächsischer Seite unterhandelten Schulenburg und Globig. — II. den Vertrag mit Hannover, über die früher bezeichneten Abtretungen, dat. 29. Mai 1815. Hannöverischer Seits unterhandelten die Grafen von Münster und von Hardenberg. — III. den Vertrag mit dem König der Niederlande (vertreten durch die Freiherrn v. Spaen und v. Gagern), dat. 31. Mai 1815. Bestimmte die gegenseitigen Gränzen, und enthielt die Abtretung der nassauischen Gebietsthümer an die Krone Preußen,[13]) die sie alsbald gegen eine Anzahl Ortschaften am Rheine (unter diesen Ehrenbreitstein) der ältern nassauischen Linie überließ. — IV. den Vertrag mit Sachsen-Weimar (v. Gersdorf), dat. 1. Junius 1815, durch den, wie durch einen Supplementar-

13) Humboldt behauptete, dieser Erwerb sei Preußen nur aufgedrungen worden, wogegen Lord Clancarty versichern wollte, die Preußen hätten seit den ersten Conferenzen zu Chatillon nie aufgehört, ihr Auge dahin zu richten. v. Gagern, a. a. O. II. 131. — Bei den Unterhandlungen mit Nassau weigerte sich Preußen, Standesherrschaften als volle Unterthanen anzunehmen. Gagern erzählt uns, daß er über diesen Punkt eine ziemlich lebhafte Unterredung mit Humboldt und der Herzog von Nassau mit Hardenberg gehabt habe (II. 181—32. 318).

Vertrag, geſchloſſen zwiſchen Hardenberg, Humboldt und Gersdorf, Paris 22. Sept. 1815, der Großherzog einen Gebietszuwachs aus Preußens Händen empfing, darunter den Neuſtädter Kreis, den man, unbegreiflich genug, Sachſen, an das er gränzt, abgenommen, um ihn dem kleinern Fürſten zuzuwerfen, von deſſen Gebiet er getrennt liegt! — V. den Vertrag mit Dänemark (Chr. G. u. J. Fr. Grafen von Bernſtorff), dat. 4. Juni 1815. Preußen erhielt, ſeinem Wunſch gemäß, ſchwediſch Pommern mit der Inſel Rügen, das Dänemark für Norwegen erhalten hatte, und trat dafür Lauenburg ab. VI. den Vertrag mit Schweden (Gr. von Löwenhielm), dat. 7. Juni 1815, kraft deſſen Schweden die Abtretung Pommerns und Rügens gegen eine Entſchädigung von 3½ Millionen Thalern genehmigte [11])

---

Am eifrigſten widmete ſich Humboldt den deutſchen Angelegenheiten, insbeſondere der Errichtung des Grundvertrages des deutſchen Staatenbundes. Stein überließ ihm hier der Staatskanzler den größern Theil der Arbeit und Lenkung, und konnte es getroſt. Schlug doch auch Stein, in einem Entwurf, der die Grundlagen des Bundes zeichnete, namentlich Humboldt als Mitglied des conſtituirenden Ausſchuſſes vor. [1])

Humboldt gehörte nicht zu den Männern, die etwas

11) Dieſe Verträge ſtehen ſämmtlich in der preußiſchen Geſetzſammlung, theils des Jahres 1815, theils in einem Anhang des Jahres 1818.

1) „Il sera établi," ſagte Stein „un comité pour rédiger un plan de constitution pour la fédération Germanique, qui sera composé du baron de Humboldt, du comte Solms-Laubach, de M. de Radenmacher, comme rapporteur des affaires allemandes, ou du baron de Spiegel, qui en possede une parfaite connaissance." Lebensbilder aus den Befreiungskämpfen, II. 74.

jetzt oder überhaupt Unmögliches für Deutſchland forderten. Er hat ſogar Manches noch mit Zuneigung betrachtet, was ſchnellſegelnde Patrioten ſchon über Bord werfen wollten. Hinlänglich erkannte er die Nothwendigkeit eines ſolidern Bandes aller Deutſchen, und hat, vielleicht kräftiger als irgend Jemand, gewirkt für Herſtellung eines ſolchen; dennoch aber konnte er, der Freund mannigfaltiger Kultur, und immer geneigt, deutſches und griechiſches Weſen in Vergleichung zu ziehen, in ſtrenger Nationaleinheit nicht wohl das Heil eines Volkes erblicken, deſſen Charakter ſich dagegen ſträubt, und dem ſo viel Vorbedingungen dazu mangeln. Humboldt hat ſelbſt jene Kleinſtaaten, deren Daſein nach andern Vorgängen eine Anomalie iſt, und welche kaum mehr in unſere Lage und Verhältniſſe paſſen, noch in Schutz genommen,[2] und aus Gründen, die, wenn man zurück blickt, ſich genügend rechtfertigen laſſen. In der traurigſten Zeit unſerer Geſchichte hatten gerade dieſe kleinen Punkte Blüthen des Schönen und Guten getrieben, an die in den größeren Maſſen lange nicht zu denken war. Wieviel verdankten wir der ſächſiſchen Erbtheilung, was allein einem Ländchen wie Weimar! Anders freilich ſtellt ſich die Sache, wenn wir die Jetztzeit oder die Zukunft ins Auge faſſen. Scheint es doch, als wenn die Aufgabe der kleinen nunmehr von kräftigern, von mittlern Staaten allein gelöſ't

---

2) Er und Hardenberg ſagten in ihrer Note an den Fürſten Metternich, 10 Febr. 1815: „Niemand kann ſo ſehr gegen eine Theilung Deutſchlands in ſo oder ſo viele Theile ſein, als die Unterzeichneten; Niemand fühlt ſo ſehr, daß gerade die Vorzüge, welche die Deutſchen auszeichnen, in der Vielfachheit der Regierungen und der Verſchiedenheit der Verfaſſungen ihren Grund [?] haben, wenn auch Deutſchland manchmal ſehr ſchwer dafür durch die Bedrohung und den Verluſt ſeiner Unabhängigkeit büßen mußte. Niemand iſt daher ſo ſehr jeder Idee entgegen, die auf Beherrſchung, Unterdrückung oder Verſchlingung des kleineren Staats durch den mächtigeren geht." (Klüber, II. 9.)

werden könnte. Die beerdenweise Entwicklung der Neueren drängt auch die Staaten in größere Massen zusammen, und unsere Lage schon zwischen zwei so gewaltigen und ungehindert fortschreitenden Colossen dürfte diese ungemessene Versetzung auf die Dauer nicht ertragen.

Den Männern, die 1814 und 1815 für einige dreißig große und kleine, insgesammt souveräne und der Hauptsache nach fürstliche Staaten ein neues Band des Zusammenhaltens gründen sollten, war keine kleine Aufgabe gestellt. Gleich die Kaiserkrone konnte Preußen nicht in Oesterreichs Händen wollen, es selbst konnte sie nicht ansprechen. Darüber war man einig, daß der wesentliche Einfluß zwischen beiden Großstaaten getheilt werden müsse. Aber wie weit sollte dieser Einfluß sich erstrecken, wie sollte er sich gestalten? Preußen, scheint es, hätte am liebsten eine Hegemonie gesehen von Nord und Süd. Im Süden aber stand Bayern, im Norden Hannover entgegen, andere ansehnlichere Staaten hinter diesen. Auch hatte Oesterreich, die Verhältnisse richtig abschätzend und einer ungleichen Theilung zur rechten Zeit vorzubeugen bemüht, schon in Verträgen mit den Rheinbundstaaten, namentlich Bayern die volle Souveränetät zuerkannt. Wirklich stand in diesen Mittelstaaten eine Macht gegenüber, die man anzuerkennen genöthigt war, auf die man von Preußens Seite nur einen mit Oesterreich getheilten, nur einen mittelbaren, einen aus der Natur der Dinge hervorgehenden Einfluß üben konnte. Auch Humboldt scheint nur mit Widerstreben der Anerkennung von Verhältnissen sich gefügt zu haben, die theils mit der Unerkennung, theils mit der Schlaffheit des frühern Reichszustandes drohten. Daher kam es, daß wenigstens der erste preußische Bundesplan, sonst angefüllt mit freisinnigen und wahrhaft nationalen Ideen, doch auch bestimmte, Oesterreich und Preußen sollten nur mit einem sehr kleinen Theile ihrer Besitzungen dem Bunde beitreten. Man

wollte durch eine Einrichtung, deren Ergebniß so zweifelhaft blieb, sich die Hand nicht binden. Der Gegenpart war voll Anmaßung, er, der so willfährig fremdem Einflusse gedient hatte; die Preußen dagegen hegten, im Siegesgefühle, nur zu natürliche Herrschgelüste. Sie wollten etwas Besseres als den nachmaligen Bund; sie wollten entschiednern Einfluß oder größtmögliche Selbstständigkeit verbürgt haben. — Man muß dann noch erwägen, wie verworren in vieler Rücksicht, wie wenig übereinstimmend, wie schwankend, zwischen Altem und Neuem damals noch die Ansichten auf allen Seiten waren. Preußen war am thätigsten; es machte einen Entwurf nach dem andern, und forderte nicht mit Unrecht die Gegenpartie auf, doch nicht blos zu kritisiren, sondern selbst auch Vorschläge zu machen (Klüber, II. 39.) Und zuletzt müssen wir sagen, daß Humboldt und seines Gleichen auch da, wo sie geirrt und der Zeit ihren Tribut abgetragen, die Größe Deutschlands, das Bedürfniß der Zeit und die Interessen der Menschheit mehr im Auge gehabt haben, als die Gegner, selbst wo sie ein Recht vertheidigten.

Den ersten aller Entwürfe übergab Hardenberg dem Fürsten v. Metternich in einer Conferenz zu Baden bei Wien am 13 Sept. 1814.[3]) Es mag ihn verfaßt haben, wer will, gewiß ist, daß die Ideen, die Humboldt nachher mehr denn einmal ausführte, darin schon dominirten. Charakteristisch daran ist der Gedanke von Kreisobristen, wonach die mächtigeren deutschen Fürsten über die kleinern umliegenden eine Art Aufsicht führten, und der eines ersten Bundesrathes, welcher, zusammengesetzt aus diesen Kreisobristen, die Vertretung der gemeinsamen Angelegenheiten nach außen, wie die Initiative und Exekution der Maßnahmen im Innern zu besorgen hätte. Der Plan hatte das Gute, daß er die kleinen

3) Er findet sich in Klüber's Akten, I. 45–56.

Staaten, ſo weit es ging, unſchädlich machen, und eine nach innen und außen angeſehenere Centralgewalt gründen wollte. Nur waren die Aufgaben dieſer Kreisobriſten noch zu ungleich und willkührlich vertheilt; anſtatt, daß dieſe Leitung immer nur im Namen der Geſammtheit und, wo möglich, den Chefs der verſchiedenen Häuſer übertragen wurde, erſchien ſie als eine Art Kaiſerherrſchaft im Kleinen, die doch nach Entfernung der großen nicht am Platze war. Bedeutſam aber blieb dieſe Richtung immer, ſo wie denn überhaupt der Entwurf des Guten und Wünſchenswerthen eine Menge enthielt.

Dem Grundgedanken dieſes Planes, ſo wie den vorher geſchloſſenen Verträgen entſprechend, traten die anſehnlichſten deutſchen Cabinette, Oeſterreich, Preußen, Bayern, Hannover und Würtemberg, in ein conſtituirendes Comité zuſammen. Ueber Sachſen, das nicht hätte fehlen dürfen, hing noch das Schwert des Damocles. Baden und Kurheſſen hätten wohl auch hieher gehört.[1] Baden verlangte es auch, in einer Note an beide Großmächte, und in mündlicher Anſprache. Sein Bevollmächtigter aber (Frh. v. Hacke) ward vom preußiſchen Staatskanzler nicht einmal empfangen; nur Humboldt, ſagt man, hörte ſeine Beſchwerden.[2] Dennoch fühlte man im Comité dieſes Mißverhältniß, und gedachte, Baden und Heſſen wenigſtens eine Art Zwiſchenſtellung zwiſchen dem erſten und zweiten Rath einzuräumen. Weiter aber, man wäre einen Schritt weiter gegangen. Dann würde es der kleinen Staatenmenge nicht ſo leicht geworden ſein, das leitende Comité zu ſprengen; die Anſichten in dieſem hätten ſich nicht ſo ſchroff gegenüber geſtanden; es würde zuletzt

1) Der erſte preußiſche Entwurf führte auch beide im erſten Rath auf (Klüber, I. 51).

2) C. Münch, Allg. Geſchichte der neueſten Zeit, I. 416. In den mir zu Gebot ſtehenden Quellen fand ich dieſe Angabe nicht.

nicht alles Gute, das man auf diesem Wege beabsichtigte, wieder zu Wasser geworden sein.

Im constituirenden Comité waren die Staaten also vertreten: Oesterreich durch Metternich und Wessenberg, Preußen von Hardenberg [6]) und Humboldt, Bayern durch den Fürsten Wrede, Hannover von den Grafen Münster und Hardenberg, Würtemberg durch den Grafen v. Winzingerode und Frh. v. Linden. Die Sitzungen begannen den 4. Oktober 1814 und endeten 16. Nov.; sie waren von höchstem Interesse. Hofrath von Martens führte das Protokoll. [7]) Nicht sowohl jener preußische Entwurf, sondern zwölf in ähnlichem Geiste zwischen Preußen, Oesterreich und Hannover concertirte Artikel (I. 57—61) wurden der Erörterung zu Grunde gelegt, um über die Hauptpunkte sich erst zu verständigen. Ein österreichisch-preußisches Directorium war beseitigt, der erste Rath und die Kreisobristen beibehalten, eben so die Feststellung gewisser Bürgerrechte und eines Minimums landständischer Befugnisse.

Vom Beginn der Verhandlungen traten die schroffsten Gegensätze hervor. Umsonst bemühten sich besonders Humboldt und Münster, einen Fürsten wie Völker schützenden Bund zu gründen: Bayern und Würtemberg bildeten eine ununterbrochene Phalanx des Widerstandes. Wenn Humboldt im Namen seines Königs erklärte, „dieser sehe es für Regentenpflicht gegen seine Unterthanen an, diese wieder in eine Verbindung zu bringen, wodurch sie mit Deutschland eine Nation bildeten, und der Vortheile genössen, welche

---

6) In den drei letzten Sitzungen (7.—16. Nov.) erschien der Staatskanzler nicht mehr. Es war natürlich, daß Humboldt bei wichtigen Fragen sich vorbehielt, erst Rücksprache mit diesem zu nehmen.

7) Diese Protokolle (bei Klüber, II. 64—189) sind nicht so farb- und leblos, wie die meisten andern Congreßprotokolle, die fast nichts als die Resultate aufbewahren.

daraus für die Mitglieder derſelben erwachſen müßten“ (II. 184); wenn er unabläſſig für ein Bundesgericht, als Berufungsbehörde für Staaten und für Einzelne (II. 168), wenn er für Feſtſtellung, nicht blos der Rechte des hohen Adels, ſondern einer Magna Charta für ſämmtliche Claſſen deutſcher Unterthanen arbeitete, wenn er allen deutſchen Staaten die Einführung von Verfaſſungen und wenigſtens eines Minimums von Rechten, die man den Ständen zugeſtehen müſſe, vorgeſchrieben ſehen wollte, ſahen jene beiden ſüddeutſchen Staaten in all dem nur eine Verletzung der ohne Maß von ihnen ausgedehnten Souveränetätsbegriffe. Man mag immer zu ihrer Entſchuldigung ſagen, ſie hätten ſich nicht Geſetze vorſchreiben laſſen wollen, mit denen der Mächtige doch nach Belieben ſchalten würde; man mag anerkennen, daß eben dieſe Staaten theils jene den Völkern beſtimmten Zuſicherungen beſſer erfüllt, als nachmals Preußen und Hannover, theils hie und da wenigſtens ſich ihrer Souveränetät dazu bedient haben, zu bindende Reaktionsbeſchlüſſe zu verhindern; dennoch iſt nicht zu leugnen, daß ihr Widerſtand auch gegen die wohlwollendſten Abſichten der preußiſchen und hannöveriſchen Bevollmächtigten zum guten Theil die Armſeligkeit der deutſchen Bundesära mit hat begründen helfen. In keiner Weiſe wollten die beiden Staaten ein Uebergewicht der größern, das doch in der Natur der Dinge liegt, anerkennen, obſchon Oeſterreich und Preußen ſich zu der Erklärung beſtimmen ließen: daß ſelbſt ihre vereinigten Stimmen den drei andern, wenn ſie einhellig opponirten, nichts aufdrängen ſollten (II. 81—82. 127). Selbſt in Bezug auf das Recht des Krieges und der Bündniſſe erhoben Bayern und Würtemberg ganz dieſelben Anſprüche, die Preußen machte, und die das mit ſo großen Beſitzungen außerhalb Deutſchland verſehene Oeſterreich gar nicht aufgeben konnte (II. 105. 122 — 23). Doch hier wich man nicht. Tapfer verfocht

Humboldt das Recht der Großstaaten; in der Sitzung vom 24. Oct. entwickelte er die Gründe, warum diese nicht nach gleichen Grundsätzen mit den blos deutschen Staaten beurtheilt werden könnten (II. 116), und noch, als Oesterreich einer begütigenden Redaktion dieses Punktes schon Eingang verschafft hatte, erklärte er, diese scheine ihm ungenügend, und behielt sich in Abwesenheit des Staatskanzlers noch eine Erklärung darüber vor (II. 173). *) Doch die kleinen Staaten verfechten auch ein Recht. Hat man doch oft vergessen, was man den Bundesstaaten, die fast in jede einseitige

*) Die entschiedenste Abneigung, in diesem Punkt ein Zugeständniß zu machen, trat auch noch später bei Humboldt hervor. Preußen hatte noch zu Wien die Absicht erklärt, nicht nur mit allen seinen vormals bestimmt zum deutschen Reiche gehörenden Landen, sondern auch mit Schlesien und Westpreußen dem Bunde beizutreten (II. 84. 166. 469). Als aber später diese Frage am Bundestage definitiv erledigt werden sollte, schien man in Preußen von einigen Seiten her, wegen möglicher Feindseligkeiten von Seiten Rußlands lieber auch das eigentliche Preußen und Posen dem Bunde einzuverleiben. Hardenberg aber und Humboldt widersetzten. Preußen müßte, nach ihrer Ansicht, verlieren, wenn es aufhöre, eine außerdeutsche Macht zu sein; es trete aus der Reihe der ersten unabhängigen Staaten. Das Preußen, meinte Humboldt, seit dem Jahr 1813 in allen Verhandlungen zu den fünf größten Staaten, von denen sogar Spanien ausgeschlossen blieb, gerechnet wurde, verdanke es doch auch mit dieser zugleich außerdeutschen Stellung. Durch die vorgeschlagene Maßregel dagegen werde es ein bloßer Bundesstaat Deutschlands, und stelle sich in Eine Kategorie mit Bayern, Würtemberg und Hannover. Zu einem solchen Preußen würden die europäischen Staaten nicht mehr mit diesem Vertrauen treten. Auch könne man, fügte er (Anfechts der unglücklichen Entwicklung der Bundes-Angelegenheiten) hinzu, erforderlichen Falls von den nichtdeutschen Staaten Gründe vernehmen, in diesem oder jenem Punkt Abweichungen von den im Bunde aufgestellten Sätzen Statt finden zu lassen. Endlich — und das war zur Zeit wohl der entscheidendste Einwurf — fürchteten Hardenberg und Humboldt, der Beitritt mit der ganzen Monarchie werde auf dem Bundestage nicht durchzuführen sein. Diesen Gründen, die der Obrist, nachherige Kriegsminister v. Witzleben, zum Theil, um sie zu widerlegen, in einem Memoire vom J. 1818 erwähnt hat (siehe Droysen's Joh v. Witzleben, Leipzig 1842, S. 117—20), mag man unter den obschwebenden Verhältnissen immer beistimmen, dennoch bleibt zu wünschen, daß die künftige Entwicklung der Dinge auch dafür eine Ausgleichung mit sich führe. Denn das eigentliche Preußen gehört doch in der That so gut zu Deutschland, als Böhmen oder Illyrien.

Unternehmung verwickelt werden müßen, oder die an den Laſten eines Krieges Theil genommen hatten, ſchuldig wäre. Erſt auf dem Boden der „Zollvereinspolitik können wir eine Ausgleichung der hier ſich kreuzenden Anſprüche erwarten.

Nach mehrwöchentlichen Verhandlungen forderte Würtemberg geradeau, man ſolle die Verfaſſungsfragen ſo lange vertagen, bis die deutſchen Territorialfragen erledigt ſeien, da vorher ein Einverſtändniß nicht zu hoffen. In einer Antwortnote, die Hardenberg und Humboldt am 22 Nov. erließen, führte man zu Gemüthe, von wem der langſame Gang dieſer Unterhandlungen hauptſächlich bewirkt werden. Den Schluß der Territorialverhandlungen abzuwarten, ſei gar nicht nöthig, denn es handle ſich überhaupt weniger um kleine Irregularitäten des Länderbeſitzes, als um die Vereinigung der einzelnen Staaten in einen tüchtigen Geſammtkörper, und es bleibe nur zu wünſchen, daß jeder einzelne Staat die rechte Stellung zu dieſem nehme (IX. 252—55). Dieſe Lektion kam ſchon zu ſpät. Nicht allein die Bemühungen der kleinen Staaten, die Pentarchie zu ſprengen, [91] ſondern eben ſo die Uneinigkeit des Ausſchuſſes ſelbſt, und wie wir glauben, auch die Spannung über die polniſch-ſächſiſche Frage, führten einen völligen Stillſtand dieſer Verhandlungen herbei.

Erſt — als die Länderfragen ſich ihrer Beendigung näherten — faßte man die Verfaſſungsangelegenheiten wieder in's Auge. Den 4 Febr. wiederholten Hardenberg und Humboldt in einer Note an Metternich den bereits mündlich

91) „Jene fünf mächtigeren Staaten," ſo äußert ſich Herr von Wagern, ein Hauptagitator der kleinen, „verwickelten ſich in der Verlegenheit und Zweideutigkeit ihrer Sätze. Herr von Humboldt, ſonſt ein Mann von großem Talent und Wiſſen, hatte zu undankbaren Stoff [?], und das Volumen oder die Multiplikation der Plane erſetzten nicht den innern Gehalt." (Antheil II. 205—6).

lebhaft geäußerten Wunsch, „daß nunmehr die Angelegenheiten der deutschen Verfassung wieder in Berathung genommen werden möchten," und versprachen demselben unverzüglich die Vorarbeiten mitzutheilen, die sie zu diesem Zweck entworfen hätten. Sie schlugen jetzt selbst vor, die kleinern deutschen Fürsten und Stände, deren Gesinnung sich wider Erwarten freundlich ausgesprochen habe, zu den Berathungen über die künftige Verfassung herbeizuziehen, nur mit Beifügung des Wunsches, daß man dieselben auffordere, sich durch eine aus ihrer Mitte hervorgehende Deputation vertreten zu lassen, da von einer zu großen Zahl Bevollmächtigter eine gedeihliche Berathung nicht zu hoffen sein würde. Metternich war damit völlig einverstanden. Sofort überreichten (15. Febr.) Hardenberg und Humboldt zwei neue Bundesentwürfe, einen mit, einen ohne Kreisdirektoren; sie drückten dabei die leitenden Motive in einer sehr merkwürdigen Note aus. „Zunächst vertheidigten sie nochmals den Gedanken der Kreisdirektoren. „Die Gefahr," sagten sie, „daß Deutschland in einige große Theile zerfalle, rührt nicht von der Eintheilung in Kreise her . . . Diese Gefahr entsteht aus der überwiegenden Macht einiger Staaten, der großen durch die Sekularisationen und Mediatisationen entstandenen Verringerung der Zahl der übrigen, und der durch die Zerstörung des deutschen Reichs herbeigeführten Entwöhnung von aller, auch noch so billigen, gemeinschaftlichen Verfassung." (II. 10.) Beide Staatsmänner gingen in der damaligen Erbitterung gegen die süddeutschen Höfe so weit, selbst auf bedingte Herstellung der mediatisirten Fürsten hinzudeuten (II. 9. 10—11). Hatte denn Preußen diese Sekularisirungen und Mediatisirungen nicht gefördert? Hatte Hardenberg nicht selbst den Baseler Frieden abgeschlossen, der alle diese Veränderungen herbeizog? Humboldt hatte keinen Theil an diesen Vorgängen gehabt, aber, redlich gestanden, hier hat ihn entweder eine sonst

gerechtfertigte Polemik, oder eine unpraktiſche griechiſch-deutſche Idee fortgeriſſen. Es iſt doch ein ganz anderes Ding, Bürger einer noch ſo kleinen Griechenrepublik, als geborener Unterthan eines Fürſten Wittgenſtein oder Hohenlohe zu ſein! — Vortrefflich aber waren faſt alle Vorſchläge und Maximen, die der zweite Theil dieſer Note entwickelte, und wir können nicht umhin, die wichtigſte Stelle daraus hier einzurahmen. „Es gibt," ſagten ſie, „bei der deutſchen Verfaſſung nur drei Punkte, von denen man nach der innerſten Ueberzeugung der Unterzeichneten nicht abgehen kann, ohne der Erreichung des gemeinſchaftlichen Endzwecks den weſentlichſten Nachtheil zuzufügen: eine kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht, und landſtändiſche, durch den Bundesvertrag geſicherte Verfaſſungen. Die Unterzeichneten können ſich ſchmeicheln, daß auch der öſterreichiſche Hof die Anſicht theilt, daß die Errichtung einer deutſchen Verfaſſung nicht blos in Abſicht auf die Verhältniſſe der Höfe, ſondern eben ſo ſehr zur Befriedigung der gerechten Anſprüche der Nation nothwendig ſei, die, in der Erinnerung an die alte, nur durch die unglücklichſten Ereigniſſe untergegangene Reichsverfaſſung, von dem Gefühle durchdrungen iſt, daß ihre Sicherheit und Wohlfahrt und das Fortblühen ächt vaterländiſcher Bildung größtentheils von ihrer Vereinigung in einen feſten Staatskörper abhängt; die nicht in einzelne Theile zerfallen will, ſondern überzeugt iſt, daß die treffliche Mannigfaltigkeit der deutſchen Völkerſtämme nur dann wohlthätig wirken kann, wenn ſich dieſelbe in einer allgemeinen Verbindung wieder ausgleicht. Geht man aber von dieſer Betrachtung, dem allgemeinen Verlangen nach einer nationalen Verbindung, aus, ſo erhalten die drei erwähnten Punkte eine verſtärkte Wichtigkeit. So iſt es z. B. unleugbar, daß, wenn es der künftigen Verfaſſung an einem Bundesgerichte

fehlt, man nie wird die Ueberzeugung aufheben können, daß dem Rechtsgebäude in Deutſchland der letzte und nothwendigſte Schlußſtein mangle, und die Unterzeichneten theilen ſelbſt vollkommen dieſe Ueberzeugung" (II. 16—17).

Die dieſer Note beigefügten Entwürfe (II. 18—64), die ausführlichſten unter allen, ſind, wie auch Klüber verſichert (II. 295), aus Humboldt's Feder gefloſſen. Es athmet in ihnen derſelbe Geiſt, der obige Note auszeichnet, derſelbe, der auch in dem erſten Entwurf waltet, nur daß die inzwiſchen gemachten Erfahrungen wohl genutzt und ungemeſſene Anſprüche beſeitigt ſind. Nicht leicht iſt den Intereſſen der Nation in Hinſicht auf Rechtszuſtand und allgemeine Wohlfahrt ſo ſorgfältig und ausführlich vorgedacht worden, wie in den nun vorgelegten Plänen. Aber die Zeit war ihnen nicht günſtig. Oeſterreich hatte nur auf den Moment gewartet, um wieder einmal den Ausſchlag zu geben. Auch ihm mochten viele Punkte, die Preußen betrieb, nicht angenehm ſein; man wünſchte gar keinen ſo feſten und detaillirten Bundesplan, man wollte nicht ſo viel Lebhaftigkeit in die Bundesverhältniſſe gebracht wiſſen. Preußen modificirte zwar ſeine Abſichten in einem Anfang April vorgelegten Entwurfe (I Hr. 4. S. 104—11) nochmals; es revidirte ihn dann abermals (30. April) und überreichte ihn ſo dem Fürſten v. Metternich am 1. Mai (II. 298—308). Ein oberer Bundesrath, nur durch einige Bevollmächtigte der Kleinſtaaten vermehrt, das Bundesgericht, die Feſtſetzung allgemeiner Bürgerrechte ſo wie eines Minimums landſtändiſcher Befugniſſe waren auch in dieſem letzten rein preußiſchen Plane bewahrt. Umſonſt. Oeſterreich hatte ſchon das Heft in Händen, und alle Bemühungen für das Beſſere waren nunmehr vergeblich.

Ehe wir jedoch den Verlauf dieſer Angelegenheit ſchildern, ſei uns vergönnt, wenigſtens auf einige Punkte dieſer Entwürfe den Blick zu lenken. Nicht als fänden wir

nur in diesen das Bedeutsamen genug, sondern wir wählen sie, weil sie für die Gegenwart das größte Interesse haben, und fassen vorzüglich die beiden bestimmt von Humboldt herrührenden Entwürfe vom Februar (1815) in's Auge, die für uns hier, da sie nur in Rücksicht auf die Kreiseinrichtung von einander abweichen, für einen gelten können. — Im 9ten Paragraphen dieses Entwurfs ward Preßfreiheit zugesichert, gegründet auf die Verantwortlichkeit der Schriftsteller, oder, falls diese nicht genannt sind, der Buchhändler oder Drucker, verbunden mit der „nöthigen" polizeilichen Aufsicht periodischer Schriften; und erst in den letzten Vorlagen ward diese „zweckmäßige polizeiliche Aufsicht" der periodischen Presse etwas weiter, jedoch nur auf Flugschriften ausgedehnt. — Den Ständen aber garantirte der Hauptentwurf (II. 44—45.), unabhängig von der sonstigen Verschiedenheit landständischer Verfassungen in den einzelnen Ländern, zum mindesten folgende Rechte: 1. das der Mitberathung bei Ertheilung neuer, allgemeiner, die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger betreffenden Gesetze; 2. das der Bewilligung bei Einführung neuer Steuern oder bei Erhöhung der schon vorhandenen; 3. das der Beschwerdeführung über Mißbräuche oder Mängel in der Landesverwaltung, worauf ihnen die Regierung die nöthige Erklärung darüber nicht verweigern dürfe; 4. das der Schützung und Vertretung der eingeführten Verfassung, und der durch dieselbe und durch den Bundesvertrag gesicherten Rechte der Einzelnen bei dem Landesherrn und bei dem Bunde. — Auch die beiden motivirten Entwürfe hielten diese Punkte fest; der letzte fügte noch hinzu, daß, wo eine ständische Verfassung erst neu organisirt werden müsse, sie so einzurichten, daß alle Classen der Staatsbürger daran betheiligt würden (II. 301). — Man sieht, Humboldt forderte nichts Ueberschwengliches von dem Beginn constitutioneller Entwicklung

Die Freunde der Freiheit werden dieſe Beſtimmungen ſehr karg finden. Dennoch dürfte man, bei näherem Betracht, einen ſolchen Ausgangspunkt (terminus a quo), als Unterbau verfaſſungsmäßigen Lebens, nicht für gering anſehen, und um ſo weniger, da durch das Zugeſtändniß der Verwilligung in dem einen Falle die Möglichkeit weiterer Fortbildung auf dem Wege ruhiger Uebereinkunft, alſo des geſetzmäßigen Ausbaues, ſchon vorgeſehen iſt. Hiezu kommt noch ein weiteres Intereſſe. Fast — wenn auch nicht ganz — dieſelben Rechte gedachte man in Preußen, wo ein ſolcher hier vielfach ſchwierigerer Neubau erſt zu gründen war, den demnächſt zu errichtenden Reichsſtänden zu gewähren, was noch von Wien aus der König, in dem berühmten Edikt vom 22. Mai 1815, ſeinem wieder zu neuen Anſtrengungen gegen Frankreich aufgerufenen Volke verkündete. Da hieß es (§. 3. 4.): „Aus den Provinzialſtänden wird die Verſammlung der Landesrepräſentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben ſoll. — Die Wirkſamkeit der Landesrepräſentanten erſtreckt ſich auf die Berathung über die perſönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einſchluß der Beſteuerung." Von Reichsſtänden hatte Humboldt in jenen Entwürfen nicht geſprochen, weil es ſich im Allgemeinen von ſelbſt verſtand, auf Oeſterreich aber nicht anwendbar ſchien. Dagegen müſſen wir uns wundern, daß die preußiſche Verheißung nicht einmal das verbürgte, was ſämmtliche Bundesentwürfe, die von dieſem Staate ausgingen, als ein Minimum gefordert hatten. Scheint es doch, als wenn unterdeß ſchon ein entgegenwirkender Einfluß ſich geregt und den König bewogen hätte, weiterer Zuſage ſich zu enthalten.

Sicher nur durch Widerſprüche, theils von Seite anderer Cabinette, theils aus dem eigenen Feldlager, war Humboldt ſelbſt zu dieſem, übrigens wohlbedachten Minimum

gekommen; denn in dem ersten preußischen Entwurfe, der wohl auch dem besten Theile nach auf seine Rechnung gehört, war den Ständen noch ungleich mehr eingeräumt, nämlich ein näher zu bestimmender Antheil an der Gesetzgebung, Verwilligung der Landesabgaben, Vertretung der Verfassung bei dem Landesherrn und bei dem Bunde. (I. 2. 1 S. 47. 48) — Hat Humboldt doch auch die Hauptentwürfe (vom Februar) noch in manchen Punkten beschnitten! Dennoch würde man sehr Unrecht thun, wollte man, mit Herrn v. Hagern, [10]) aus diesen rückwärts gethanen Schritten schließen, „der geistreiche Verfasser — der Entwürfe — sei bereits durch Widersprüche ermüdet gewesen" — Vielmehr ist die Ausdauer zu bewundern, womit er an jenem Ultimatum festhielt, mit der er noch zuletzt erklärte, wie wenig die Bundesakte ihm genüge. Wenn er wich, so war dies keine Umkehr, sondern ein Zugeständniß, das er den Umständen, das er der Nothwendigkeit machen mußte.

Bekanntlich kam im März 1815 Napoleon von Elba zurück. Kriegerische Maßnahmen wurden das Nächste und Dringende; die deutsche Verfassungssache, wenn sie noch zu Stande kommen sollte, mußte auf jede Weise beschleunigt werden. Da gewann Oesterreich den Vortheil; es akceptirte die meisten Aenderungen der süddeutschen Staaten; willfahrte den Anliegen der kleinen Fürsten, und führte so die Dinge in das längst gewünschte Geleis. In der Mitte Mai's trat es in definitive Besprechung mit Preußen, zu der zuletzt noch der erste hannöversche Bevollmächtigte, Graf v. Münster, gezogen wurde (II. 341). Darauf lud man sämmtliche deutsche Staaten, die kleineren anfangs in Deputationen, [11])

[10]) Antheil, II. 220.

[11]) Diese hatte auch Preußen, schon am 29. März, dazu eingeladen; siehe die Antwort von Hardenberg und Humboldt auf eine

bald mit ihren sämmtlichen Bevollmächtigten, zur Berathung. Oesterreich legte (23. Mai) einen Entwurf der Bundesakte vor, mit der Erklärung, daß es „in Einverständniß mit Sr. Majestät dem König von Preußen geschehe.“ Die preußischen Bevollmächtigten leisteten noch in der Berathung, was in ihren Kräften stand; im Ganzen änderten sie nichts. Die Protokolle (II. 339—368) auch werden farblos und öde; schon hier — in diesem zweiten Theile der deutschen Verhandlungen zu Wien — der Bundestag an. Alles ward möglichst schwebend gehalten, das Meiste der Zukunft überlassen, selbst das Veto in Bezug auf landständische Verfassungen mit dem famosen Wird vertauscht (II. 385. 433). Man drängte zum Schluß, um den kriegerischen Ereignissen zu folgen. Schon in der 11ten Sitzung, 10. Junius, ward die am 8. desselben Monats vorgelesene Akte unterzeichnet. Sie trägt auch die Namen Hardenberg und Humboldt. Diese aber gaben, bevor sie unterzeichneten, die schriftliche Erklärung ab, „wie sie zwar gewünscht hätten, der Bundesakte eine größere Ausdehnung, Bestimmtheit geben zu sehen, daß sie aber, bewogen durch die Betrachtungen, daß es besser sei, vorläufig einen weniger vollständigen und vollkommenen Bund zu schließen, als gar keinen, und daß es den Berathungen der Bundesversammlung frei bleibe, den Mängeln abzuhelfen, die Unterzeichnung nicht zurückhalten zu müssen geglaubt hätten.“ (Wien, 8. Juni 1815.[11])

Auch diese Hoffnung wurde nicht erfüllt. Das Gute selbst, was noch gerettet werden, trug wenig Früchte, und bald ließ auch Preußen, das auf so guten Wegen gewandelt,

---

Note der vereinigten souveränen Fürsten und freien Städte bei Klüber. I. B. 1. S. 49—51.

12) Klüber, Akten, II. 336.

ſich zu völliger Umkehr beſtimmen. Allerdings wurde der Bund dann feſtgehalten; zunächſt aber nur im Intereſſe einer vollſtändigen, ſämmtliche Staaten feſſelnden Reaktion.

Nur einen flüchtigen Blick werfen wir auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, in denen Humboldt während des Congreſſes ſich bewegte, und fügen dann einige Abenteuer und Anecdoten aus dieſer Zeitepoche hinzu. Ueberladet mit dringenden und ſo bedeutenden Geſchäften fand Humboldt doch noch Zeit, dem raufchenden Leben des Tags und den vielfältigſten Einladungen zu folgen. Zwar ſah man ihn nie auf der Redoute,[1] dem allgemeinen Spaziergangsorte der Wiener, wo damals die ganze vornehme Welt ſich tummelte, aber man traf ihn bei allen Feſtlichkeiten, die damals gedrängt auf einander folgten; man fand ihn in den Salons, wo einzelne Theile der großen Maſſe ſich zuſammenfanden, z. B. in dem der Fürſtin Lamb, dem Hauptverſammlungspunkte hochſtehender Perſonen, bei Frau von Arnſtein,[2] einer geborenen Perutzy, u. ſ. w.) Wir finden Humboldt beim Feſtball im kaiſerlichen Palais, ſich mit Talberg und Metternich über die ſächſiſch-polniſche Frage unterhaltend,[3] finden ihn bei einem Picknick im Augarten, das der bekannte Sidney-Smith veranſtaltet hatte, in lebhafter Unterredung mit dem Grafen von Radetzky. Radetzky unterbricht ihn mit

1) Varnhagen v. Enſe, Denkw. V. 11.

2) Ebendaſ., zweite Aufl. IV. 111—15. „Man konnte in ihren Sälen an demſelben Abend den Herzog von Wellington, den Cardinal Conſalvi, den Fürſten von Hardenberg, die Grafen Capodiſtrias und Pozzo di Borgo, den Miniſter v. Humboldt, die Prinzen v. Heſſen-Homburg, die Grafen v. Neſſelrode, v. Münſter und v. Nesſelrode, und viele andere, ſolchen Anſehens, aus der gedrängten Menge auslieſen.“

3) De la Garde, Fêtes et Souvenirs. I. 334.

solchem Autorenthusiasmus von einem Werk über Rußland, daß er darüber ganz vergaß, auf seinen Herrn, den König von Baiern, zu achten, der umsonst ihn in einer Verlegenheit um Hülfe anrief. [4]) — Genz wußte die ausgesuchteste Gesellschaft bei sich zu vereinigen. Da sah man den Herzog von Weimar, einen Talleyrand, den Grafen und die Gräfin von Bernstorff, die schöne Gräfin von Fuchs, den Dr. Bollmann — (bekannt durch seinen Versuch, Lafayette aus Ollnütz zu befreien, nachmals halb Deutscher, halb Amerikaner), ferner Rahel mit ihrem Gatten und natürlich auch unsern Humboldt. [5]) — Man erzählt auch von einem Mahle beim Fürsten Staatskanzler [6]) (15. März), bei dem Humboldt, Fürst Radziwill, Stägemann, Grolmann und Schöler, der Finanzminister v. Bülow, Graf Flemming, Bartholdy, Varnhagen, Rahel u. A. versammelt waren. Auch der Turnmeister Jahn, derb und schmutzig, wie er war, erschien dabei, und theilte Lehren und auch Grobheiten aus. „Humboldt's Eifer," erzählt uns Varnhagen, „sich Jahn durch mich vorstellen zu lassen, verleitete den Kraftmann, auch hier sein Spiel zu versuchen, das aber schlecht gelang, der überlegene Geist hielt den untergeordneten ohne Mühe in Schranken, und Jahn blieb zuletzt in einer Fassung stehen, als wisse er nicht, ob er gefeppt werden."

Von schon Bekannten fand Humboldt in dieser Zeit auch den Cardinal Consalvi, der als Bevollmächtigter des Papstes erschien. Auch der Major v. Hedemann begrüßte den künftigen Schwiegervater während dieser Zeit. Der Buchhändler Cotta kam im Auftrag seiner Collegen,

---

1) Ebendas. II. 97.

2) Varnhagen v. Ense, Denkw. V. 87.

6) Ebendas. V. 113—114. Rahel's Briefe, II. 267—69.

so vieler andern diplomatischen und nicht diplomatischen Personen hier nicht weiter zu gedenken.

Auch an Abenteuern, an lustigen Erzählungen fehlte es nicht; und Humboldt selbst gab Stoff dazu. Das Ernstere wollen wir zuerst berichten, ein Duell nämlich, das die wenigstens äußerlich heitere Arena des Congresses beinahe mit Blut befleckt hätte, und das um so mehr auffiel, weil es nicht zwischen ein paar jungen Hitzköpfen, sondern zwischen gesetzten Männern Statt hatte, die beide hoch gestellt, beide Minister einer angesehenen Macht waren, zwischen unserm Humboldt nämlich und dem Kriegsminister Preußens, Herrn v. Boyen. Diese Männer geriethen durch einen taktlosen Etikettenverstoß an einander, wobei Humboldt wohl einigen Uebermuthes geziehen werden muß. Der Kriegsminister nämlich war zu einer Conferenz der fünf Mächte eingeladen, um in Betreff des bevorstehenden Feldzugs einige Erläuterungen zu geben (3. Mai). Die Sache war abgethan; man wollte zu andern Gegenständen übergehen, bei welchen die fernere Anwesenheit dieses Ministers nicht wohl angemessen schien. Statt ihm dies aber einfach anzudeuten, geleitete ihn Humboldt unter einem Vorwand, der das Blut des Militärs in Harnisch brachte, hinaus. Boyen forderte Genugthuung mit den Waffen in der Hand. Humboldt, dem der Muth nie fehlte, den nie der Gleichmuth verließ, nahm diese Forderung mit der heitersten Miene von der Welt an. Das Duell fand Statt. Es waren keine Zeugen dabei, als der Fürst v. Hardenberg und der auch von Humboldt sehr geschätzte Arzt Dr. Koreff. Man schlug sich ganz ernst und gewissenhaft; es schien aber, als wenn die Kämpfenden unantastbar wären, denn keiner erhielt eine Wunde. Manche tadelten aber das leidenschaftliche Ungestüm des Ministers v. Boyen, allgemein aber bewunderte man die Ruhe und Ritterlichkeit und den guten Humor seines Gegners, die sich eben so unerschütterlich auf

der Mensur wie vor dem grünen Tische des Conferenzsaales zeigen.[1])

Noch eines Vorfalls gedenke ich. Bekanntlich kam der Maler Isabey nach Wien, um die merkwürdige Versammlung auch in einem Gemälde zu verewigen. Auf der einen Hälfte des Bildes waren die gekrönten Häupter versammelt, auf der andern die diplomatischen Hauptpersonen um die Tafel gruppirt, wo die Geschicke Europa's entschieden wurden. Jede einzelne Figur war Portrait; der Künstler wählte den Moment, wo Metternich den Herzog von Wellington einführet. Ein Umstand aber hätte die Absicht des Künstlers beinahe gestört. Sämmtliche europäische Bevollmächtigte von Bedeutung sollten auf diesem Platze figuriren. Unter diesen aber durfte ein Mann wie Humboldt gewiß nicht fehlen. Nun erfuhr aber Isabey, daß er bei diesem Staatsmann auf großen Widerstand stoßen werde, denn man wußte, wie entschieden abgeneigt dieser sei, sich malen zu lassen. Hatte er doch selbst der Prinzessin Louise Radziwill, Schwester des Prinzen Ferdinand von Preußen, es abgeschlagen! Nur mit wenig Hoffnung also ging Isabey zu Humboldt. Seine Verlegenheit, mochte sie nun erkünstelt oder wahrhaft sein, vermehrte der, wie Graf de la Garde sagt, „sprichwörtlich gewordne Humor" des Angeredeten, der, seine weit verstehenden großen blauen Augen auf ihn richtend, also antwortete: „Schauen Sie mich an, und gestehen Sie, daß mich die Natur mit einem zu häßlichen Gesicht versorgt hat, als daß Sie den Grundsatz, welchen ich mir gemacht, mißbilligen könnten, nie einen Zoll für mein Portrait auszugeben.

---

1) De la Garde, II. 354–55. Ich bin, um die Lücke des Tages zu füllen, in Einem ganz der Darstellung und Beurtheilung dieser Berichterstatters gefolgt, und füge nur noch bei, daß das Duell im Prater nur so ging, und daß man nach zwei Pistolenschüssen sich versöhnte.

Sagen Sie selbst, würde die Natur nicht auf meine Kosten lachen, wenn sie eine so dumme Verblendung an mir gewahr würde? Nein! sie soll sehen, daß ich den schlechten Streich, den sie mir gespielt, zu würdigen weiß." — Der Maler, überrascht von dieser Erklärung, betrachtete jetzt mit Staunen die unregelmäßige Gestalt (figure hétéroclite) des Ministers. Er faßte sich jedoch alsbald und erwiederte, das sei gar nicht seine Absicht, von Sr. Excellenz eine Belohnung zu wollen für die so angenehme Mühe, die er auf sich zu nehmen wünsche. Er komme nur, denselben um die Gunst zu ersuchen, daß er ihm einige Stunden sitze. „Wenn Sie weiter nichts wollen," fiel Humboldt ein, „mit dem größten Vergnügen. Ich sitze Ihnen, so oft Sie wünschen. Geniren Sie sich ganz und gar nicht. Ich kann nur von meinem Princip nicht abgehen, für meine häßliche Figur nicht das Mindeste aufzuwenden." Humboldt saß dem Künstler, so oft dieser es begehrte. Als das Bild fertig war und Stiche desselben ins Publikum kamen, fand man Humboldt's Portrait am treusten, und dieser sagte mehr denn einmal: „Ich habe nichts gezahlt für mein Portrait. Isabey hat sich dafür an mir rächen wollen. Er hat mich sprechend ähnlich gemacht." [8])

---

Als die Nachricht von Napoleons Rückkehr nach Wien gelangte, waren zwar die schwierigsten Fragen entschieden; die Stockung aber, in welche die Geschäfte einmal gerathen waren, dauerte fort. Da kam die Schreckensbotschaft, die so manchen zittern machte. Humboldt aber nicht; er freute sich des Umschwungs und rief: „Vortrefflich, das gibt Bewegung!" [1])

8) De la Garde, II, 392–94.

1) Varnhagen v. Ense, Denkw. V, 108.

Es war ein Glück, daß Napoleon dieses Wagstück nicht früher, und daß er es nicht später angetreten. Noch waren die Monarchen in Wien versammelt; Maßnahmen und Beschlüsse wurden schneller und einiger gefaßt. Zuerst erschien von Seiten der 8 Mächte, die den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, eine Erklärung, die aber lediglich gegen Napoleon und dessen Einbruch in Frankreich gerichtet war (13. März). Auch Hardenberg und Humboldt unterzeichneten sie (Klüber I. H. 1. S. 53—55). Es war kein Meisterstück. Man nannte Napoleon's Sache zu schnell von der Sache der Nation. Zukem man dieser die Einhaltung des Pariser Friedensschlusses garantirte, hätte man die bestimmte Voraussetzung beifügen sollen, daß Frankreich Napoleon's Sache nicht zur seinigen machen werde. Dies holte man zwar in einem nachfolgenden Stücke gewisser Maßen nach, aber doch nicht feierlich und entschieden genug. Nach den weiteren Vorgängen in Frankreich und Napoleon's Anerbietungen fühlte man nämlich immer mehr, daß obige Erklärung nicht genüge. Der Ausschuß der acht Mächte setzte deshalb eine Commission nieder, welche prüfen sollte, ob es nöthig geworden, eine abermalige Erklärung zu erlassen. Die Commission erstattete am 12. Mai den Bericht: sie verneinte die Frage. Statt aber aufs Bestimmteste zu erklären, man sehe den Pariser Friedensschluß nicht weiter für bindend an, begnügte man sich, das Conferenzprotokoll dieses Tages in der Wiener Zeitung zu veröffentlichen (VI. 290. Anz.).

Durch Vertrag vom 25. März erneuerten Oesterreich, Großbritannien, Preußen und Rußland ihre bisherige Allianz, insbesondere den Vertrag von Chaumont; man bestimmte zugleich die Hauptmaßnahmen für den Krieg, und lud alle Mächte Europas ein, diesem Bunde beizutreten. Das englisch-preußische Instrument dieses Vertrages trägt die Namen Hardenberg, Humboldt, Wellington (I. H. 1. S. 57—61).

Ein Zusatzvertrag vom 30. März bestimmte Englands Subsidien; er wurde Seiten dieses Staates durch Lord Clancarty, preußischer Seits von den oft erwähnten Bevollmächtigten geschlossen (II. 291—93).

Nun hatte man den Beitritt, besonders der mittlern und kleinen deutschen Staaten, zu unterhandeln. Mit Staaten königlichen Ranges und den zunächststehenden geschah es durch besondere Verträge; [2]) auch hier war Humboldt insonders thätig. [3]) Mit den kleinen Fürsten und Städten dagegen knüpfte man eine Generalverhandlung an. Am 29. März theilten die österreichischen und preußischen Bevollmächtigten diesem Gesammtkörper den geschlossenen Vertrag mit. Darauf antworteten die Bevollmächtigten der kleinen am 14. April. Bereitwillig zu Uebernahme jeder Last, begehrten sie nur, auch an den gemeinsamen Vortheilen Theil nehmen zu dürfen; dann verlangten sie, daß bei dem Friedensschluß auf ihre billigen Wünsche, besonders wegen einer festern und sichern Gränze, Rücksicht genommen werde (II. 205). Schon am 12. April lud Humboldt, in Metternich's und Hardenberg's Namen, die Bevollmächtigten ein, sich den Abend in der Staatskanzlei einzufinden. Auch Metternich und Wessenberg, Hardenberg und Humboldt erschienen. (IV. 395—96). Man beschloß die Redaktion einer allgemeinen Beitrittsurkunde, und ernannte von Seiten der großen Mächte eine Commission, solche mit einer Deputation der Kleinstaaten zu verhandeln. Von Preußen wurde Humboldt dann beauftragt. Nach einigen Conferenzen, vom 20—27. April

2) Man sicherte diesen Staaten dieselben Ansprüche zu, die der Vertrag vom 25. März verbürgte; Würtemberg aber ließ sich noch ausdrücklich Theilnahme an den Friedensverhandlungen zusichern; siehe den Vertrag vom 30. Mai 1815, bei Klüber, VIII. 231.

3) v. Wagern, Antheil II. 154. 178.

(IV. 408—26), war die Sache erledigt und unterzeichnet (II. 273—89). — Aus allen diesen Verhandlungen scheint hier nur das noch bemerkenswerth, was uns Gagern berichtet, [4]) daß nämlich Humboldt für die norddeutschen Staaten eine Art Nothwendigkeit zu begründen suchte, sich Preußen anzuschließen, wobei an die Eintheilung in Nord und Süd, und der Main als Gränze gedacht wurde. So natürlich dies war, wußte man es anderer Seits doch zu umgehen, und zwar diesmal aus annehmbaren Gründen. Es wurde nämlich unter Englands Führung eine Armee in den Niederlanden gebildet; dieser wurden die Hannoveraner, Braunschweiger, Oldenburger, Nassauer und Hanseaten zugewiesen, auch königlich sächsische Truppen sollten nachfolgen. — Oesterreich, Rußland und Preußen setzten außerdem eine Commission nieder, zu dem Beruf, mit den kleinen deutschen Höfen über die Verpflegung der drei Armeen (vom Oberrhein, Niederrhein und den Niederlanden), über die Hülfsmittel zu ihrer Herbeischaffung und das Hospital- und Lazarethwesen zu unterhandeln. Dabei wirkten von Preußens Seite Humboldt und der geh. Staatsrath Stägemann (21—24. April, IV. 439—93, und zwar den Anforderungen gemäß, die der wackere Kriegsminister von Boyen gestellt hatte.

---

Nach Unterzeichnung der Bundesakte (10. Juni) eilten die Bevollmächtigten der verschiedenen Staaten theils in's Hauptquartier, theils in ihre Heimath zurück. Auch Hardenberg ging sofort nach Berlin. Nur Humboldt, Wessenberg und Clancarty weilten noch acht Tage, mit Nacharbeiten des Congresses beschäftigt. Dann gingen auch sie nach ihren Bestimmungsorten ab.

4) Antheil, II. 164—65.

Humboldt begab ſich zunächſt nach Berlin. Auch war ſchon beſtimmt, daß er nicht mehr nach Wien zurückkehren ſollte. Schon nach dem letzten Friedensſchluſſe nämlich war er zum künftigen Geſandten in Paris deſignirt worden. [1]) Nur der Krieg bewirkte abermals einen Aufſchub in dieſem Punkt, und erſt den 3. Okt. 1815 erhielt er (zu Paris) das wirkliche Rappel-Schreiben von ſeinem bisherigen Poſten, auf dem dann Gen. v. Kruſemarck ſein Nachfolger wurde.

---

Schon auf dem Weg in die Heimath erhielt Humboldt die Nachricht des Sieges von Waterloo. Kaum in Berlin angekommen, wurde er zu den Friedensunterhandlungen berufen. Nach wenigen Tagen ging er, über Frankfurt, nach Paris. Dort waren ſeit dem 10. Juli auch die Kaiſer von Oeſterreich und Rußland und der König von Preußen anweſend, und bald trat eine Commiſſion von Bevollmächtigten der verbündeten großen Mächte in Conferenzen zuſammen, um nicht allein die Bedingungen des Friedens mit Frankreich, ſondern zugleich eine Menge anderer ſchwebender oder auftauchender Fragen zwiſchen den alliirten Höfen zu verhandeln. In dieſer Commiſſion wirkten als regelmäßige Mitglieder nur der Herzog v. Wellington und Lord Caſtlereagh für England, Fürſt Andreas Raſumoffsky und Graf Neſſelrode für Rußland, Metternich und Weſſenberg für Oeſterreich, endlich Hardenberg und Humboldt für Preußen. [1]) Später trat ruſſiſcher Seits

1) Klüber, I. P. 1. S. 39. Rahel's Briefe, II. 224. (13. Juni 1814).

1) Andere Perſonen wurden nur in einzelnen Sitzungen zugelaſſen, ſo der ruſſiſche Geſandte in Paris, Pozzo di Borgo, Fürſt

Graf Capodiſtrias an die Stelle des Miniſters v. Neſſelrode. Gentz führte das Protokoll. Die Sitzungen wurden im ehemaligen Hotel Borgheſe, der Wohnung des Lord Caſtlereagh, in der Regel von 12 bis 3 Uhr gehalten. Der Fürſt v. Metternich präſidirte ihnen. Später kam man oft im Hotel Sir Ch. Stuarts zuſammen. — Bevollmächtigte der mittlern europäiſchen und deutſchen Staaten wurden zu dieſen Hauptverhandlungen nicht zugelaſſen; alle Bemühungen von einzelnen Seiten, dies zu erlangen, blieben fruchtlos.

Die Freunde des deutſchen Vaterlandes erwarteten, daß man nach dieſen abermaligen Anſtrengungen Deutſchland durch eine beſſere Gränze gegen Frankreichs Uebermuth ſichern werde. Beſonders kämpfte Görres im rheiniſchen Merkur und E. M. Arndt in Flugſchriften für dieſe Forderung. Frankreich ſollte ſogar, dieſen Sprechern zufolge, alle ehemals zum deutſchen Reiche gehörenden Provinzen, Elſaß, Lothringen, Burgund, die Freigrafſchaft und die abgeriſſenen Stücke der Niederlande, herausgeben. Man ſah davon ab, daß weit der größte Theil der damit geforderten Lande der franzöſiſchen Zunge angehört, und wie gefährlich es ſein mochte, Länder anzuſprechen, die man nicht zu beherrſchen weiß, und um eines ſo zweideutigen Gewinnes willen Frankreich ſo bitter zu reizen. Dennoch zeigten dieſe Anſprüche von einem hohen Aufſchwung der Nation: man durfte um ſo gewiſſer erwarten, daß wenigſtens das Nothwendige geſchehe, daß durch Zurücknahme des Elſaß, einer rein deutſchen Provinz, das bloßliegende ſüdweſtliche Deutſchland geſchützt, und durch Entfernung Frankreichs vom Rheine das Streben der Franzoſen ſelbſt, das linke Rheinufer zu erlangen, gedämpft werden würde. Denn dieſen Gedanken wird Frankreich kaum

Schwarzenberg und mehrere öſterreichiſche und preußiſche Generale, dann der preuß. Finanzminiſter Frh. v. Bülow, endlich auch die Bevollmächtigten Frankreichs.

aufgeben, ſo lange es nur einen Punkt am Rhein noch im Beſitz hat.

Von Preußen beſonders, das, vereint mit den Engländern, allein ſo ruhmvoll dieſen Feldzug entſchieden hatte, erwartete man, daß es energiſch das deutſche Intereſſe vertreten würde. Man wußte, daß Blücher und Gneiſenau in Paris waren, daß Stein dahin berufen worden; man hoffte auch von den eigentlichen Leitern der Politik das Beſte. Stein hatte zwar ſo wenig, als die Feldherren, einen eigentlichen Theil an dem Friedensgeſchäfte; das nationale Intereſſe aber war nicht weniger gut von den Männern vertreten, die Preußen in die Friedenscommiſſion geſendet, von Hardenberg nämlich und Humboldt. Sie verſchuldeten am wenigſten, daß der Erfolg ſo hinter allen Erwartungen zurückblieb. Humboldt namentlich, der jugendlich rüſtige, widmete dieſer Sache die ganze Energie, der wir ihn fähig wiſſen.

Zwar ruht auf dem Anfang dieſer Verhandlungen ein Dunkel, das ſelbſt die neueſten Werke über dieſen Gegenſtand und die darin mitgetheilten Aktenſtücke [2]) nicht aufhellen; wir wiſſen auch nicht näher, wie Humboldt die Sache auffaßte, [3]) und wie weit er die Forderung auszudehnen

---

2) J. B. Crotin-au-Joly, Histoire des traités de 1815, à Paris, 1842; A. F. F. Schaumann's Geſchichte des zweiten Pariſer Friedens für Deutſchland. Aus Aktenſtücken. Göttingen, 1844. — Vielleicht, daß Hr. v. Bagern, der, öffentlichen Ankündigungen nach, in einer Fortſetzung ſeines „Antheils an der Politik" den zweiten Pariſer Frieden behandeln wird, einige Aufhellung gibt! — Das Buch von Schaumann iſt ſonſt ſehr wichtig, nicht als Geſchichtswerk, denn es iſt durchweg Parteiſchrift, aber wegen der im Anhang mitgetheilten Denkſchriften und Noten aus jener Zeit, die großentheils hier zum erſten Male im Druck erſchienen ſind.

3) Im Allgemeinen hat Humboldt ſchon viel früher (1809) ſeine Anſicht ſehr beſtimmt ausgeſprochen. Im Naturzuſtande, ſagt er, können die Gränzſcheidungen der Flüſſe mit ziemlicher Sicherheit auch als Gränzen der Völker angeſehen werden. „Im Zuſtande

gewünſcht; allein das geht aus unzähligen Zeugniſſen [4]) mit Gewißheit hervor, daß die preußiſchen Bevollmächtigten nicht nur Elſaß, ſondern auch Lothringen wirklich gefordert haben; daß ſie aber darin von Oeſterreich wenig oder gar nicht unterſtützt wurden, von England und Rußland endlich eine rundum abſchlagende Antwort erhielten. Da wir anzunehmen berechtigt ſind, daß Hardenberg und Humboldt ſich vorher über dieſen Punkt verſtändigt hatten, und daß ſie gleichmäßige Forderungen ſtellten, ſo wird ein ſchriftliches Zeugniß, auch nur von Hardenberg allein, hier hinreichendes Gewicht haben. Der Regierungsrath Butte (damals in Frankfurt a. M.) hatte dem Staatskanzler eine von ihm verfaßte Schrift: „Unerläßliche Bedingungen des Friedens mit Frankreich" zugeſendet, worin nachdrücklichſt für Rückgabe des Elſaß, Lothringens, der ehemaligen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, wie auch der franzöſiſchen Niederlande geſprochen wurde. Hardenberg ſoll, wie man ſagt, gleich nach Empfang dieſer Schrift gegen den geh. Rath Stägemann geäußert haben, er ſei erſtaunt, in dieſer Schrift faſt buchſtäblich die Bedingungen aufgeſtellt zu finden, die er in der Commiſſion vorgeſchlagen habe; er verſicherte auch, noch von Paris aus (9. Okt.), dem Verfaſſer ſelbſt, „faſt alle ſeine Sätze fänden ſich in den von ihm abgelegten Abſtimmungen." „Wenn dennoch", fügte er hinzu, „der Friede nicht hiernach abgeſchloſſen wurde, ſo iſt Preußen außer

---

der Bildung, wenn der Menſch auf dem Boden Kraft genug gewonnen hat, ſich über denſelben zu erheben, entſteht eine andre Art natürlicher Gränze zwiſchen verſchiednen Nationen, die Verſchiedenheit der Sprache und der Kultur." (Geſ. Werke, III. 217–18).

4) Vergl. z. B. Rhein. Merkur, 30. Aug., 9. Sept., 15. Okt., 18. und 24. Nov. Im letzteren Stücke deutete auch Görres darauf hin, daß Preußen und Oeſterreich noch nicht innig genug zu einander gehalten, und daß dieſe Scheidewand erſt völlig fallen müſſe, wenn es beſſer mit Deutſchland werden ſolle.

Schuld. Es ſtand allein, und konnte, erſchöpft an Menſchen und Mitteln, die Sache nicht gegen ganz Europa durchſetzen; es mußte der höhern Rückſicht, der Einigkeit mit ſeinen Verbündeten, der Ruhe ſeiner Völker — ſei ſie auch weniger dauernd — die beſſere Ueberzeugung aufopfern.“ [5])

So hatten alſo die preußiſchen Staatsmänner faſt das Aeußerſte verſucht, um die Wünſche der Patrioten zu befriedigen; ſie thaten es ohne eigentliche Nebenanſicht für den preußiſchen Staat, und ärnteten nichts als Anfeindungen und Verdächtigungen aller Art. So ſehr wir Urſache haben, uns über ihre volksthümliche und kräftige Haltung zu freuen, können wir doch nicht umhin, zu fragen, ob ſie, nach der Lage der Dinge, wohl nicht zu viel gefordert haben? Vielleicht, daß ſie von der Stimmung des Tages ſich zu weit haben fortreißen laſſen; vielleicht, daß ſie die Forderung durchgeſetzt hätten, wenn ſie von vorn herein nur das Nöthigſte verlangt, und ſich darüber mehr mit Oeſterreich verſtändigt hätten. Man ging weiter, und fand Oeſterreich zögernd und faſt abgeneigt, wie die andern; man reizte die Engländer, die die Verhandlungen in Wien noch nicht vergeſſen hatten und preußiſche Vergrößerungsſucht witterten; Rußland wünſchte ohnehin nicht, Deutſchland verſtärkt zu ſehen. Da man mit dieſer ſtarken Forderung anſtieß, war die Sache verloren. Es handelte ſich gar nicht mehr um Abtretung von Provinzen, höchſtens um Abtretung einzelner Punkte. So ging dieſe günſtige Gelegenheit, das Elſaß, welches allein ein wahrhafter Verluſt für uns iſt, wieder zu erlangen, vorüber! Nicht ohne Oeſterreichs Schuld, deſſen Sicherheit ſo ſehr dadurch berührt wird, das das vermittelnde Wort zu ſprechen berufen war!

Man hat ſo oft und auch jüngſt wieder von den

5) (Dorow's) Denkſchriften und Briefe, V. 192–93.

geheimen Motiven geſprochen, welche unſere Großſtaaten bewogen haben ſollen, von dem Verfolg bedeutenderer Forderungen abzuſtehen. Keine dieſer Mächte, ſagt man, wollte der andern, oder den übrigen Bundesſtaaten einen Zuwachs gewähren. Preußen anlangend, iſt dies eine grundloſe Verdächtigung; wir brauchen Humboldt gegen eine ſolche wohl nicht in Schutz zu nehmen;[6]) legen aber auch für Hardenberg Proteſt ein. Sollte er Lothringen etwa für Preußen gefordert haben! Es verſtand ſich von ſelbſt, daß jeder weſentliche Gewinn Oeſterreich zur Verfügung geſtellt werden müſſe, ſei es nun, daß dieſes, wie damals die Rede ging, einen erlauchten Sprößling ſeines Hauſes zur Hut an die Gränze ſetzen, oder daß es — vielleicht beſſer! — dieſen Erwerb benutzen wollte, um die Territorialanſprüche Bayerns und der übrigen ſüddeutſchen Staaten zu ordnen.

Der Verfaſſer des neueſten Werkes über den zweiten Pariſer Frieden macht den Bevollmächtigten Preußens ſo gut wie Oeſterreichs den Vorwurf, daß ſie nicht genug darauf bedacht geweſen ſeien, die übrigen deutſchen Staaten entſchieden bei dieſen Verhandlungen zu betheiligen. Dieſer Vorwurf trifft; er weiſt auf ein Hauptgebrechen im deutſchen Staatenverhältniß und berührt eine Forderung, die man

---

6) Humboldt erklärt ſich auch deutlich, und zwar zur Zeit, wo man die letzten Bemühungen dahin wandte, wenigſtens noch eine Reihe Feſtungen für Deutſchland und die Niederlande zu erlangen. „La Belgique," ſagt er, „acquerrait plusieurs points importants. l'Allemagne s'étendrait du côté du haut Rhin, ce qui serait d'autant moins nuisible, que les traités conclus à Vienne laissent toujours ouvert un arrangement entre l'Autriche et la Bavière, qui ne peut se réaliser qu'aux dépens de quelques-uns des petits princes de l'Allemagne, et qui serait prodigieusement facilité par quelque acquisition de ce côté. La Prusse gagnerait assez en voyant ses voisins ainsi renforcés, pour pouvoir se borner à quelques peu d'objets, tendant uniquement au but de compléter son propre système de défense." Siehe Humboldt's Denkſchrift bei Schaumann, a. a. O., im Anhang, S. XXVI.

künftig wird befriedigen müſſen, ſollte es auch nicht im Sinne dieſes hannöveriſchen Publiciſten geſchehen. Wir ſind ganz der Meinung, daß Preußen darin 1815 nicht genug gethan,[1]) daß man ſich mit den Mitſtaaten hätte verſtändigen, daß man in deren Namen zugleich hätte auftreten ſollen. Eine dritte deutſche Stimme, als Stellvertreterin der Kleinen, würden ſchon die andern Großmächte nicht wohl bei den Friedensverhandlungen zugelaſſen haben; durch Berathung der deutſchen Mächte aber unter ſich wäre Oeſterreich aufgerüttelt worden, und das dringendſte Intereſſe recht zur Sprache gekommen. Das hätte Früchte getragen, wenn auch nicht für den augenblicklichen Zweck. Denn für dieſen ließen es mehrere deutſche und nicht deutſche Staaten auch ſonſt an Rührigkeit nicht fehlen! Der niederländiſche Bevollmächtigte, Freiherr v. Wagern, freilich nicht praktiſch und der veränderten Verhältniſſe eingedenk genug, drang lebhaft auf Zurückgabe aller ehemals zum Reiche gehörenden Glieder; Würtembergs Miniſter aber, Graf Winzingerode, faßte in einem gut geſchriebenen Memoire das weſentlichſte Intereſſe Südweſtdeutſchlands in's Auge, und forderte zu deſſen Sicherung das Elſaß. Alles ohne Erfolg.

Bei der ſchnöden Politik, die Rußland gegen uns an den Tag legte, war es in der Ordnung, daß es auch ſchriftlich den Forderungen Preußens am entſchiedenſten entgegentrat. Den 28. Juli ſchon überreichte Graf Capodiſtrias

---

1) Hardenberg ſahlte wohl, daß nicht genug geſchehe; nicht aber, was man eigentlich verabſäume. In ſeinem Memoire vom 8. Sept. ſagt er zu den Bevollmächtigten der übrigen Großſtaaten: Les cours alliées, comme celles de la Sardaigne, des Pays-Bas, de Bavière, de Wurtemberg, témoignent en partie un désir inquiet d'être informées de nos transactions et d'y prendre part. Elles ont le droit d'y prétendre tant que cela concerne leurs intérêts, et il faudra bien convenir de la marche à suivre à cet égard, dès que nous serons d'accord entre nous. Bei Schaumann, Anhang, S. C–CI.

in Rußlands Namen eine Denkſchrift, in der die Prinzipien, nach denen man bei dieſer Unterhandlung verfahren müſſe, in ganz entgegengeſetztem Sinne entwickelt waren. Mit Napoleon's Gefangennehmung, hieß es, habe das Bündniß, das man zu Wien geſchloſſen, ſeinen Zweck erreicht. Freilich müſſe man jetzt von Frankreich Garantien fordern, aber nicht jene reellen, die auf Verkleinerung ſeines Länderbeſitzes ausgingen, ſondern nur moraliſche, auf die innern Staatseinrichtungen Bezug nehmende, oder moraliſch reelle, z. B. Contribution und Hinwegnahme alles Kriegsmaterials. — So rächte ſich die Unbeſtimmtheit der in Wien gegebenen Erklärungen. Der Krieg, behauptete man, ſei gar nicht gegen Frankreich oder die franzöſiſche Regierung, er ſei nur gegen Napoleon und ſeine Anhänger geführt worden — der erſte Pariſer Friede müſſe daher aufrecht erhalten, nur wieder in Kraft geſetzt werden. Eine Verdrehung, die man nicht nöthig hatte den Franzoſen erſt in den Mund zu legen, und die dieſe begierigſt ergriffen. Bald ſah man die Wirkung, die dieſe Darſtellung hervorrief.

Als es nun ſchien, als ſolle aus dieſem Feldzug gar kein Gewinn für Deutſchland hervorgehen, übernahm es Humboldt noch, die Sätze des Grafen Capodiſtrias beſonders zu widerlegen. Er ſchrieb ein Memoire, worin er hauptſächlich auf dieſe Rückſicht nahm, und zugleich die letzten Forderungen, die Preußen aufgeſtellt, nachdrücklich verfocht. Es war ſchon nicht mehr von Abtretung ganzer Provinzen, ſondern nur von Auslieferung einer Reihe Gränzfeſtungen die Rede. Dieſe Denkſchrift [9]) iſt muſterhaft. Wären die Gegner nicht ſo entſchieden geweſen, dieſe richtige Auffaſſung der Sachlage, dieſe klare Ausführung der

9) Sie findet ſich im Anhang bei Schaumann, a. a. O., Seite XXVII—XXXI.

Ideen, „dieſe Unumſtößlichkeit der Beweisführung“ hätte überzeugen müſſen. — Humboldt bewies, daß man ſich auf die Deklaration vom 13. März nicht mehr berufen könne, da die ganze Lage der Dinge ſich verändert hätte. Frankreich habe ſeitdem gethan, was damals nicht vorausgeſetzt worden — es habe die beſtehende Regierung abgeſchüttelt und derjenigen gehuldigt, gegen die ganz Europa vorher gekämpft hatte, auf deren Entfernung der erſte Pariſer Friede beruhe. Nicht um den Franzoſen ein beſtimmtes Gouvernement aufzudrängen, ſondern um der durch ſie bedrohten Sicherheit willen hätten die Verbündeten die Waffen geführt. Frankreich und die königliche Gewalt konnte man nicht mehr als identiſch anſehen, und da man jenes habe erobern müſſen, ſo ſei man nun auch, bevor man an etwas anderes denke, ſich ſelbſt ſchuldig, Sicherung gegen ähnliche Gefahren zu fordern. Nur ein Mittel aber gebe es, das dieſe verbürge, ein Mittel, das der erſte Friedensſchluß noch nicht gewährt hätte, die Verminderung der franzöſiſchen Uebermacht. Ueber die Art aber, wie das zu bewirken, erklärt er ſich alſo: „l'armi les différentes méthodes qu'on pourrait adapter, soit pour affaiblir la France, soit pour renforcer ses voisins, la plus simple, la plus conséquente et la plus conforme au système général des puissances alliées, [10]) paraitrait celle de procurer aux Etats voisins de la France une frontière assurée, en leur donnant, comme moyen de défense, les places fortes dont la France depuis qu'elle les possède, s'est servi comme point d'agression. . . Ce n'est pas depuis Napoléon ou depuis la révolution seulement que la France a fait des tentatives pour envahir

10) Man ſieht, wie Humboldt ſchon auf die Stimmung der Alliirten eingeht, um nur zu etwas zu bewegen.

l'Allemagne et la Belgique. Elle les a toujours renouvelées de tems en tems, et les places qu'on lui ôterait à présent ont servi de base à ses opérations militaires. . . Les cours d'Allemagne doivent, d'ailleurs, attacher un intérêt particulier à revendiquer au moins une partie de ce qui lui a été injustement arraché." Mit feinſter Ironie wies Humboldt dann die moraliſchen Garantien ab, für die Capodiſtrias geſprochen; er erklärt, daß Maßregeln, wie die Wegführung alles Kriegsmaterials nicht moraliſcher, ſondern nur verletzender ſein würden, als die Abtretung einiger feſten Plätze; er ſagt endlich, die Contribution allein führe eine Ungleichheit mit ſich; Rußland und England brauchten nicht ſolche Summen für Gränzſicherung, die Deutſchland, wenn es nicht durch Abtretungen geſichert würde, verwenden müſſe. Die Kriegsentſchädigung ſei für Alle; Garantie aber gegen ſpätere Angriffe habe Deutſchland allein zu fordern, da es allein oder vorzugsweis von Frankreichs Uebermacht bedroht ſei, und doppelt bedroht ſei, ſeit dieſes noch durch die feſten Plätze, welche Deutſchland vertheidigen ſollten, ſich verſtärkt habe.

Humboldt hat dieſe Denkſchrift — dies glauben wir verſichern zu können — etwa um die Mitte oder in der zweiten Hälfte des Auguſt (1815) geſchrieben. Die Verhandlungen waren ſchon in die zweite Epoche getreten; die Forderung, Frankreich ſolle ganze Provinzen heraus geben, war zurückgewieſen. Preußen griff die Sache von neuem an. Um wenigſtens Etwas zu erreichen, warf es ſein Augenmerk nun auf die furchtbare Reihe franzöſiſcher Gränzfeſtungen von Condé und Valenciennes bis Strasburg, und ſtellte in dieſem Sinne gleichſam ein Ultimatum im Namen Deutſchlands. Man konnte hoffen, diesmal durchzudringen, weil dieſe ſo herabgeſetzte Forderung von Oeſterreichs Anſicht nicht ſo entfernt war, zugleich aber mit dem Princip vereinbar

ſchien, das England und Rußland ausgeſprochen: Frankreich rein auf den Beſitzſtand von 1790 zurückzuführen. Man forderte ja nur ungefähr ſo viel an Land und Leuten, als Frankreich über dieſen Beſitzſtand hinaus im letzten Frieden behalten hatte. Da aber dieſes Wenige doch eine Abtretung oder wenigſtens Veränderung des einſtmaligen Beſitzſtandes vorausſetzte und auch hiegegen die Sätze des Grafen Capodiſtrias angerufen werden konnten, ſo ſchien es noch nöthig, mit der Ankündigung dieſes Ultimatums eine nachdrückliche Widerlegung jener Sätze zu verknüpfen. Dies eben hatte Humboldt auf ſich genommen; doch ſprach er zugleich nachdrücklichſt für die letzte Forderung ſelbſt [11].

---

[11] Schaumann, der Verfaſſer des neueſten Werkes über dieſe Friedensverhandlungen, will dieſe nunmehrige Bewegung des preußiſchen Cabinets dem Fürſten Hardenberg allein zuſchreiben, deſſen Schwäche und den ſchnöden Motiven einer auf etwaige Vergrößerung Oeſterreichs eiferſüchtigen Politik. Er ſtellt nämlich die Sache ſo dar, als wenn Humboldt keinen Theil an dem Fortgang dieſer Verhandlungen genommen habe. Man höre ihn nicht, heißt es; er ſchwieg; er zog ſich zurück; er erſchien kaum mehr in den Conferenzen. Man belaſtete dieſen Genius mit Nebenarbeiten, die freilich wegen der vielen Einzelheiten, die dabei berückſichtigt werden wollten, einen Mann von ſo umfaſſendem, und dabei ſo geregelten Wiſſen erforderten, ihn aber auch von der Theilnahme an wichtigern Geſchäften entfernten. Dieſe ganze Darſtellung iſt erfunden; augenfällig in der Abſicht, den Einen frei zu ſprechen und zu erheben, den Andern anzuklagen. Das Sonderbarſte aber iſt, daß der Verfaſſer dieſe Darſtellung, neben unbeglaubigten Privatangaben, gerade auf jenes Humboldt'ſche Mémoire ſtützt, das doch ganz und gar nicht dazu ſtimmt, das allerdings den kräftigen Genius, der es verfaßt hat, zur Genüge bewährt, den Gegnern ganz die rechte Schärfe zeigt, ſonſt aber mit Hardenberg's Denkſchrift vom 28. Auguſt ganz, und mit der nachfolgenden vom 8. September im Weſentlichen zuſammenſtimmt. Der eigentliche Unterſchied der beiderſeitigen Arbeiten beſtand nur darin, daß der Eine (Humboldt) mehr die Principien erörterte und die Forderung im Allgemeinen rechtfertigte, der Andere aber (Hardenberg) die Forderung in ihre Spezialität verfolgte. Daher nur kommt es, daß die Anſicht des Erſteren, wenn man einzelne Stellen herausreißt, vieldeutiger erſcheint, während ſie es, nach dem Zuſammenhange des Ganzen, durchaus nicht iſt. Auch er hat jetzt nur das preußiſche Ultimatum, die Feſtungslinie, im Auge. Wenn er ſagt, das fürſtliche Deutſchland würde ſich durch Gewähr dieſer Forderung

Hardenberg aber ſtellte in zwei, ſchnell auf einander folgenden Denkſchriften, der einen vom 28. Auguſt, der andern vom 8. September, das Detail dieſer Forderungen auf. Man nahm damit Condé, Valenciennes, Maubeuge, Philippeville, Charlemont und Givet für Niederland, Thionville und Saarlouis für Rheinpreußen, Bitſch, Landau, Fort Vauban und Hüningen für das ſüdliche Deutſchland, Fort Joux und Fort L'Ecluſe für die Schweiz und Savoyen in Anſpruch. Die Befeſtigungswerke von Strasburg, vornehmlich der Citadelle, ſollten geſchleift werden. Zugleich drückte er den Wunſch aus, daß Strasburg, mit einem angemeſſenen Territorium, zur freien Stadt des Reiches erklärt, in das Verhältniß zurückkehre, in dem ſie ſich nach dem weſtphäliſchen Frieden befunden habe [12]). Die Feſtung Luxemburg ſollte Niederland an Preußen abtreten. Dieſelben For-

---

„du côté du haut Rhin" vergrößern, ſo kann man dies doch nicht etwa auf ganz Elſaß beziehen, denn gleich daneben wird ja geſagt, dieſe Vergrößerung würde ſo gering ſein, daß damit keine eigentliche Veränderung des in Wien feſtgeſetzten Beſitzſtandes eintreten und zu keinen neuen Verhandlungen Anlaß gegeben ſein würde. — Hardenberg und Humboldt handelten hier noch in Einverſtändniß. Wir zweifeln gar nicht, daß Humboldt mehr für Deutſchland gewünſcht, als dieſe Forderung enthielt; daß er dies, wo er nur konnte, unverholener und kräftiger ausſprach, und auch hier jene Energie bethätigte, die ihn überall auszeichnet. Darum aber die Sache ſelbſt umſtellen, Hardenberg in's Schwarze malen, und Humboldt Dinge unterlegen, für die nicht ein zureichendes Zeugniß ſpricht, iſt ſehr unrecht. Humboldt's Name bedarf es gar nicht, daß man die Leiſtungen des Andern herabdrücke, er leuchtet ſo ſchon glänzend genug.

12) Alaiſan, in ſeiner Geſchichte des Wiener Congreſſes, berührt dieſe Verhandlungen ebenfalls und namentlich die Forderungen, von denen wir hier reden. Er legt ſie Humboldten allein in den Mund. „La Prusse," ſagt er, nachdem von Wagern's Anträgen geſprochen worden, „par l'organe de son plénipotentiaire, baron de Humboldt, insistait non moins fortement sur des cessions de la part de la France, et pour qu'elle abandonnât différentes places, telles que Montmédy, Longwi, Metz [?], Thionville et Sarre-Louis." (Congrès de Vienne, II. 455.) Eine Angabe, der nur die Genauigkeit fehlt!

derungen im Weſentlichen wiederholte er in der Denkſchrift vom 8. Sept. Nur Strasburg, das zu erlangen — leider — ſchon unmöglich ſchien, ließ er ganz fallen. In einer Beilage berechnete man die Diſtrikte, auf die Deutſchland dringe, noch genauer; es war eine Linie, gezogen von der Moſel unter Metz, jenſeits der Saar hin, über die Vogeſen weg, durch die Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, nach dem Rhein, ſo daß, außer Saarlouis und Landau, doch wenigſtens Saargemünd, Bitſch, Weißenburg, Fort Louis und Hagenau zu Deutſchland zurückgekehrt wären, und der Keil, den Frankreich gegen die Pfalz hinein getrieben hat, mit ſammt den wichtigen Linien von Weißenburg, hinweggenommen worden wäre. Endlich forderte Hardenberg für Preußen noch den Zutritt an die Maas, in der Gegend von Aachen, „afin d'obtenir de grandes incommodités sur la frontière.“ [13]

Das hatte man nicht geahnt, daß auch dieſe letzte Anſtrengung vergeblich ſein würde. Rußland aber und ſelbſt England verwarfen auch dieſe gemäßigte Forderung. Metternich glaubte, auch hier wieder als Mittler zwiſchen die Parteien treten zu dürfen. Er forderte nur Landau; die Feſtungen des Elſaſſes, mit Ausnahme eines minder bedrohenden Platzes, ſollten geſchleift werden; Strasburg nur ſeine Citadelle behalten. Nicht einmal dies wurde gewährt.

Mitten in dieſer Noth faßte Humboldt einen Entſchluß, der ihm die größte Ehre macht — er wandte ſich auf eigene Hand an den Prinz-Regenten von England, deſſen nähere Bekanntſchaft er im Jahr 1814 gemacht hatte, und verſuchte das letzte Mittel, Theilnahme an den Geſchicken des Brudervolkes zu erregen, das vom hochmüthigen Moskowiter ſo ſchnöde behandelt wurde. Der Brief iſt zu

13) Die beiden Denkſchriften ſiehe bei Schaumann, im Anhang, XLVI — LVI und XCV — CXI.

Ende des Auguſt geſchrieben; leider aber nur ein Bruchſtück davon mitgetheilt worden [14]). Nachdem der Verfaſſer, wie es ſcheint, zuerſt von den Beweggründen und der Rückſicht des öſterreichiſchen Cabinets geſprochen, legt er ſeine Lanze gegen die Ruſſen ein und erklärt nun rückhaltlos ſich über die Gründe der ſogenannten Mäßigung des Kaiſers Alexander und ſeiner Miniſter. „La générosite de la Russie," ſagte er zu dem Regenten von England, „a un autre motif: elle s'explique par ses vues politiques: elle cajole la France pour l'éloigner de l'Autriche; et loin de prouver, par le fait, l'intérêt qu'elle affecte prendre au bien-être de l'Allemagne, il parait au contraire, qu'elle ne serait pas fâchée de la voir toujours dans un état de faiblesse qui l'empêchât d'être d'aucun poids dans la balance politique de l'Europe. Un des négociateurs russes vivement attaqué, dans ces jours, sur la nécessité de garantir l'Allemagne contre les invasions françaises en privant la France des moyens d'agression et interpellé de s'employer auprès de l'empereur son maître pour le porter à appuyer les cours qui demandèrent à la France la cession des places fortes qui menacent ses voisins, ou de donner à ceux-ci plus de moyens de résistance, répondit ingénument, qu'il n'était pas de la politique de la Russie de donner à l'Allemagne des frontières assurées contre la France. Si

---

14) Von Montvéran in ſeinem Werke: Histoire critique et raisonné de la situation de l'Angleterre au 1. janvier 1816. A Paris Tome 8 (1822), p. 323. 24. Montvéran führt den Brief mit den Worten ein: „Une lettre écrite, à la fin d'août, à S. A. R. le prince-régent d'Angleterre par le baron de H..... ministre du roi de Prusse, nous parait une pièce historique d'un assez grand intérêt pour la donner ici. Elle montre l'état des partis de l'etranger et leur but. Nous en supprimons les paragraphes inutiles." — Schaumann hat dieſes merkwürdige Bruchſtück ganz überſehen.

à une telle expression, on a joint la probabilité qui existe, qu'un autre négociateur russe, le comte P... d. B..... français, pourrait bien, dans le cas de changement de ministère en France, entrer lui-même dans ce ministère avec l'agrément de l'empereur A....., événement dont on a déja parlé hautement, l'intérêt prononcé que le cabinet de Russie montre dans ce moment et à toute occassion pour la France, n'est certainement pas problématique." [15])

Auch dieſer Schritt unſeres Humboldt war umſonſt. Weder Straßburg, ja nicht einmal die Weißenburger Linien kamen zu Deutſchland. Das Wenige, was der nachherige Friedensſchluß gewährte, iſt bekannt. Es begannen nun (20. September) die Verhandlungen mit Frankreich, die uns wenig intereſſiren. Eben jetzt zog Kaiſer Alexander die verbündeten Monarchen noch enger an ſeine Perſon, durch Stiftung der heiligen Allianz, welche am 26. Sept. von Kaiſer Franz und Friedrich Wilhelm III. unterzeichnet wurde. Wie ſehr damals der Haß der Ruſſen gegen Humboldt zugenommen hatte, kann man denken; man erzählt auch in dieſer Hinſicht ein Faktum, das merkwürdig genug wäre: Kaiſer Alexander ſoll nämlich ſich vom König von Preußen ausbedungen haben, Humboldt von dem Projekt der heiligen Allianz nichts zu ſagen, bis ſie abgeſchloſſen wäre. [16])

Zur Conferenz vom 20. September wurden auch die

15) Das „a joint" im Obigen iſt etwas bedenklich; Mentvérant hat nach hautement ein Punktum; das Folgende giebt aber augenſcheinlich den Nachſatz. — „Le comte P... d. B." iſt unzweifelhaft Pozzo di Borgo, und vor „français" muß noch geſtanden haben, „qui est né" oder „qui a été élevé." Pozzo di Borgo war einſt Abgeordneter von Corſika in der Nationalverſammlung, und nunmehr ruſſiſcher Geſandter zu Paris!

16) Nach handſchriftlicher Mittheilung von guter Hand.

Bevollmächtigten Frankreichs eingeladen, Fürſt v. Talleyrand, Herzog von Talberg, Baron Louis. Man legte das Friedensprojekt vor. Die Franzoſen äußerten ſich noch erſtaunt über die Zumuthungen; darauf antworteten aber die Verbündeten in einer Note vom 21. September, und erklärten: ſo ſolle es ſein. [17]) — Wenige Tage darnach trat wirklich eine Veränderung im franzöſiſchen Miniſterium ein. Talleyrand nahm ſeine Entlaſſung. Nicht Pozzo di Borgo ſelbſt — dieß wäre zu auffallend geweſen, trat an deſſen Stelle, ſondern der Herzog von Richelieu, der die beſondere Gunſt Kaiſer Alexander's genoß, früher ſelbſt in Rußland geweſen und ſich länger in Odeſſa aufgehalten, und von dem Talleyrand ſagte, qu'on l'avait nommé Ministre en France par ce qu'il connaissait le plus la Crimée. In der Friedensſache aber bewirkte dieſe Ernennung wenig. Was hätten auch die Verbündeten noch nachlaſſen ſollen! In einer Conferenz vom 2 Okt. wurden die Präliminarien erledigt; das Protokoll gab die Grundlage des Friedensſchluſſes. [18]) Die Kaiſer von Oeſterreich und Rußland waren ſchon abgereiſt, Friedrich Wilhelm III. verließ Paris den 9. Okt. Die Vollendung des Friedensgeſchäftes aber dauerte faſt noch drei Monate. Man ſetzte Commiſſionen nieder, die das Detail der Schlußverträge und unzählige Reclamationen beſorgten. Einem beſondern Comité ward die Redaktion des Hauptvertrages übergeben. Labesnardière und v. Gentz wurden zu Redakteuren, Weſſenberg, Capodiſtrias und Humboldt zu Wächtern dieſes Geſchäfts ernannt. [19]) — Daneben gingen die Haupt-

17) Dieſe Antwort ſiehe bei Schoell, Histoire abrégée. T. VI. (1818). S. 469 – 72.

18) Sämmtliche Sitzungsprotokolle wurden von Humboldt und Hardenberg unterzeichnet; die frühern aber und wichtigern fehlen uns bis jetzt ganz. Das Obige hat Cretineau-Joly mitgetheilt, und darnach Schaumann im Anhang zu ſeinem Werke (Nr. XVIII.)

19) Schoell. a. a. O. VI. 499

konferenzen ihren Gang. In der vom 13. Oktober ward man mit Frankreich über die Zahlung der Entſchädigungsſumme, am 22 über die fünfjährige militäriſche Beſetzung einig. Das Protokoll der vier Mächte vom 3. November [20]) beſtimmte die Vertheilung der von Frankreich abgetretenen Diſtrikte und mehrere noch zu erledigende Territorialfragen in Deutſchland. Preußen erhielt die von Frankreich abgetretenen Diſtrikte der Departemente Saar und Mosel, den Theil des ehemaligen Departements Saar, der in Wien Oeſterreich übergeben worden, endlich die Ausſicht auf das Herzogthum Weſtphalen, wofür Heſſen-Darmſtadt mit Mainz und einem Gebiet auf dem linken Rheinufer abgefunden werden ſollte. Die Feſtung Luxemburg blieb dem Könige der Niederlande; es wurden aber Unterhandlungen angeknüpft, Preußen ein Beſatzungsrecht und die Ernennung des Commandanten zu erwirken. [21]) — In der Sitzung vom 6. November verfügte man über die franzöſiſche Contribution. Davon erhielt Preußen, gleich England, 24 Millionen Franken vorweg, dann 100 Millionen, wie jede der übrigen Großmächte, endlich 20 Millionen zu Befeſtigung des Niederrheins. [22])

Der Friedensvertrag wurde den 20. November 1815 unterzeichnet; das franzöſiſch preußiſche Dokument von Richelieu, Hardenberg und Humboldt. Am ſelbigen Tage unterzeichnete man auch die Nebenverträge, einen über die Contribution, einen zweiten über die militäriſche Beſetzung unter Herzog von Wellington, [23]) endlich einen ſehr um-

20) Martens, Recueil de traités, Supplément, T. VI, p. 668 75.

21) Dies hat wohl die wichtigen Verhandlungen, welche Hagern mit Humboldt zu Paris gepflogen haben will. Siehe des Erſtern Antheil, II. 11.

22) Siehe das Protokoll bei Martens, a. a. O., VI. 676 81.

23) An den die Bevollmächtigten der 4 Mächte deshalb am 20. November eine beſondere Note richteten. Sie findet ſich auch bei Schaumann, a. a. O., Anhang, Nro. XIX.

faſſenden in Betreff von Reklamationen aus allen Gegenden Europas. [24])

Dieſer letzte Vertrag machte die größte Mühe, und erforderte recht einen Mann von Humboldt's Thätigkeit und Ausdauer. Die vielfachen Forderungen, die Private, Körperſchaften, öffentliche Anſtalten an Frankreich zu machen hatten, waren, was leicht vorausgeſehen wurde, nach dem letzten Frieden nicht nach Gebühr beachtet worden. Nun aber ſetzte man beſtimmte Normen feſt, wer Anſprüche machen könne, wie ſie befriedigt werden müßten, endlich, wie in zweifelhaften Fällen ſchiedsrichterlich geſprochen werden ſollte. Den ganzen Oktober und die Hälfte Novembers nahmen dieſe Arbeiten, wie die Prüfung einzelner Reklamationen in Anſpruch. Zur Prüfung und Sonderung ward ein eigenes Comité beſtellt, und Oeſterreich darin durch den Freiherrn v. Weſſenberg, Preußen durch den Staatsminiſter Freiherrn von Altenſtein vertreten. Die Unterhandlungen mit Frankreich über dieſe Gegenſtände betrieb dann Humboldt in Separatconferenzen, in denen für die Gegenſeite die Staatsräthe Tuden und Portal unterhandelten und aus denen obiger Vertrag hervorging. Humboldt war von dieſem Geſchäft ſo in Anſpruch genommen, daß ſeine Arbeiten ſich oft tief in die Nacht hinein zogen. Diesmal war es aber wenigſtens eine fruchtbare, erfolgreiche Thätigkeit. [25])

Auch bei andern Reklamationen entwickelten die preußiſchen Bevollmächtigten dieſe Energie und Thätigkeit. Es galt die Schätze der Kunſt und Wiſſenſchaft zurückzufordern, die die Franzoſen aus den eroberten Landen nach Paris geſchleppt hatten. Preußen, das ihnen ohnehin jetzt am

---

24) Martens, Recueil. Supplément. VI. 717—73.

25) Allgemeine Zeitung, 15. Dez. 1815 (Correſp. aus Paris, 30. Nov.); Schöll, a. a. O., XI. 499—500; Schaumann, a. a. O., S. 134.

verhaftesten war, ging mit seinem Beispiel voran; es forderte alles zurück, nicht nur, was man aus seinen alten, sondern auch, was man aus den neuen Provinzen geraubt hatte. Der Minister von Altenstein bewies eben so viel Kenntniß und Takt, das Wichtige zu bezeichnen, als Humboldt Eifer und Energie, es zu fordern. Man wechselte Noten darüber (im August und September) und zog zuletzt militärische Macht zu Hülfe. Die Franzosen knirschten vor Wuth. Nun forderten alle Nationen, die Niederlande, Spanien, Italien, die kleinern deutschen Staaten ihre Schätze zurück. Das Rühmlichste war, daß Preußen seinen Fleiß und Eifer nicht blos im Interesse des eigenen Staats, sondern des gesammten deutschen Vaterlandes verwendete. Namentlich Baden leistete es unvergeßliche Dienste. Diese allgemeine Zurückforderung literarischer Schätze hatte zu Heidelberg den Gedanken erweckt, die Ansprüche dieser Universität auf die 1622 von den Truppen Maximilians von Bayern geraubten und nach Rom gebrachten Handschriften geltend zu machen und wenigstens 38 werthvolle Manuscripte der alten Palatina, die 1797 nach Paris geführt worden, jetzt von dort zu reklamiren. Die Regierung gab sofort ihrem Gesandten im Hauptquartier zu Paris, Freihern von Berstett, Auftrag. Berstett fand bei dem preußischen Ministerium gleich die geneigteste Aufnahme. Die Staatsminister Altenstein und Humboldt betrachteten, ächt patriotisch, die Ansprüche Heidelbergs als allgemein deutsche Angelegenheit und versicherten — der Letztgenannte in einer Note vom 10. August — ihre nachdrücklichste Verwendung. Hierauf kam der Geschichtsforscher Fr. Wilken, zur Zeit Prorektor der Universität, als Bevollmächtigter derselben nach Paris. Er fand die lebhafteste und wärmste Theilnahme, vor allen bei den preußischen Staatsmännern, den genannten Ministern und Geh.-Legationsrath Eichhorn.

Frankreich verweigerte zwar die Herausgabe. Glücklicher Weise aber konnten auch die päpstlichen Abgeordneten — Ritter Canova, dessen Bruder und Abbate Marini — nur durch militärische Hülfe Seiten des preußischen Generalmajors Freiherrn von Müffling, damaligen Gouverneurs von Paris, zu ihrem Zweck gelangen, so daß man auch etwas dagegen fordern durfte. Humboldt zumal konnte hier große Dienste leisten, er, der seit den Jahren mit diesen Römern, mit dem Staatssecretair Consalvi, mit dem Papst selbst in Berührung gewesen war. Auch verwendete sich Preußen so lebhaft, daß man in Rom gemeint war, Heidelberg für eine preußische Universität zu halten; und der Papst genehmigte es. Durch die Theilnahme ermuthigt, die diese Reklamation gefunden, beschloß Wilken, die ihm übertragene Forderung noch zu Paris auf die gesammte ehemalige bibliotheca Palatina auszudehnen, und wandte sich zu diesem Zweck Anfang Oktober an die Minister der Alliirten. Die beiden deutschen Höfe gingen unmittelbar an die Curie und stellten diese Forderung in einer Note, die preußischer Seits entworfen worden war. Auch dies war von Erfolg, obwohl der Papst nur einen Theil der großen Sammlung herauszugeben beschloß. Es war der für Deutschland wichtigste Theil. Achthundert siebenundvierzig altdeutsche Handschriften wurden zur Verfügung des Königs von Preußen gestellt, der sie natürlich dem frühern Eigenthümer zuwies. Wilken ging selbst nach Rom, sie dort abzuholen; auch hier wurde er von dem anwesenden preußischen Geh.-Legationsrath von Ramdohr eifrig unterstützt, und überdies war er durch ein Schreiben Humboldt's an den Cardinal Consalvi nachdrücklichst empfohlen. Noch fünf wichtige Handschriften wurden, außer den 847, zurückgegeben. So kam wenigstens dieser nationale, für die erwachten altdeutschen Studien so wichtige Schatz in's Vaterland zurück. „Daß

unſere Hoffnung, ſagt Wilken, nicht unerfüllt blieb, verdanken wir beſonders der eifrigen und patriotiſchen Fürſprache und Verwendung Sr. Excellenz des königlich preußiſchen Staatsminiſters, Freiherrn von Humboldt, bei den höchſten Behörden.“ Preußen bedung ſich nichts, als die freieſte Benützung der Schätze für alle Deutſchen. Im Januar 1816 beförderte dann General Müffling die ſeiner Verwahrung übergebenen Heidelberger Handſchriften von Paris an Humboldt nach Frankfurt, der ſie am 11. Januar d. J. dem großherzoglichen Geſandten, Geh. Rath v. Berſtett, daſelbſt überantwortete. [26])

An dem Tage, an welchem das Friedensinſtrument mit ſeinen Nebenverträgen vollzogen wurde, unterzeichneten Hardenberg und Humboldt noch zwei Dokumente: I. einen Allianztraktat der vier Mächte vom ſelbigen Tage. Er wurde in 5 Separatinſtrumenten vollzogen, und erneuerte die Verträge von Chaumont und Wien für jeden Fall eines Angriffs von Frankreich; [27]) II. die Akte, durch welche die Alliirten die Neutralität der Schweiz anerkannten. [28])

Damit endeten die wichtigen Verhandlungen von Paris.

Dem geſelligen Verkehr blieb hier noch weniger Zeit übrig als in Wien. Auch war für die Preußen, bei der Gebitterung, die gegen ſie obwaltete, die Aufforderung nicht

26) Fr. Wilken, Geſchichte der Bildung, Veränderung und Vermehrung der alten heidelbergiſchen Bücherſammlungen. Heidelberg, 1817. S. 248—70, 319—32.

27) Martens, Recueil, Supplement, VI. 711—18. Die Mächte verſprachen ſogar, im Fall der Not die Geſammtheit ihrer Kräfte in Bewegung zu bringen, behielten ſich aber dann auch vor, „d'arrêter entre elles, relativement à la paix qu'elles signeraient d'un commun accord, des arrangements propres à offrir à l'Europe une garantie suffisante contre le retour d'une calamité semblable.“

28) Ebendaſ., VI. 740—42.

ſo groß. Mit Manchem jedoch verknüpften Humboldt noch geiſtige oder wiſſenſchaftliche Intereſſen, wo das politiſche ſchon getrennt war, wenn auch nicht Alle dem Beiſpiel der Frau v. Staël gefolgt ſein dürften, welche auch jetzt den alten römiſchen Freund nicht vergaß, ſondern ihn, ſo gut wie Gentz, den gemäßigten und weit weniger gehaßten, das eine Mal mit dieſem zu ſich einlud. [1] — Um ſo inniger mochten die Deutſchen zuſammen halten. Humboldt genoß dazu die Nähe des Bruders, wenn dieſen auch meiſt der König um ſich haben wollte. Er genoß ferner, und zwar zum letzten Male, den anregenden Umgang des Grafen Schlabrendorf. Dieſer konnte ſich auch jetzt nicht von Paris trennen, ſo viele Lockungen in die Heimath auch an ihn ergingen. Dagegen lehnte Oelsner, der vieljährige Genoſſe des Grafen, die Anerbietungen nicht ab, die ihm auf Humboldt's, ſeines Jugendfreundes, [2] Veranlaſſung von der preußiſchen Regierung gemacht wurden und die eine Anſtellung im Departement des Auswärtigen verſprachen. Er ging vor Ende 1815 nach Frankfurt, dort ſeine Beſtimmung abzuwarten. Hier traf er auch mit Humboldt und deſſen Familie zuſammen, von der er fortdauernd Beweiſe des Wohlwollens erhielt, ſelbſt, als Widerſacher ſich bemühten, ihn auch bei dieſem Gönner anzuſchwärzen. [3] Der Staatskanzler Fürſt Hardenberg wünſchte eine Bundeszeitung herausgegeben zu ſehen; der Gedanke eines offiziellen Blattes jedoch zerſchlug ſich bald. Nachdem Oelsner auf eigene Hand

1) Gentz's Schriften, V. 75.

2) Siehe eben Th. I. S. 36.

3) „Bei Hrn. von Humboldt," ſchreibt Oelsner 1817 noch von Frankfurt aus an Rahel, „hat man mir zu ſchaden geſucht, indem man behauptet, ich hätte ſchlecht an (dem Grafen) Reinhard gehandelt, als er im Jahre 1815 hier gefangen ſaß, mich ſeiner nicht angenommen, mich furchtſam zurückgezogen." Siehe Varnhagen von Enſe's Galerie von Bildniſſen, II. 120—21.

zwei Hefte einer Bundeslade (1817) hatte erſcheinen laſſen, erhielt er die Erlaubniß, mit einem Gehalt der Regierung nach Paris zurückzukehren. Schon war die Zeit, wo man gern ſolche Köpfe anſtellte, vorüber.

---

Am Schluß dieſes Zeitraums, in dem wir Humboldt ſo raſtlos thätig fanden, ſei auch der Auszeichnungen gedacht, die ihm theils von ſeinem Könige, theils von andern Mächtigen vielfach zu Theil wurden. Schon im Jahr 1813 ernannte der König ihn zum Ritter des großen rothen Adlerordens; auch erhielt er das eiſerne Kreuz zweiter und den ruſſiſchen St. Annen erſter Klaſſe; bald darnach das Großkreuz des kaiſerlich öſterreichiſchen Leopoldordens. Im Jahr 1815 erhielt er dann die Großkreuze des däniſchen Danebrogordens, des Verdienſtordens der bayriſchen Krone und des badiſchen Hausordens der Treue. Endlich wurde ihm noch die höchſte Civil-Auszeichnung des Befreiungskampfes zu Theil; Hardenberg und W. v. Humboldt waren die Einzigen, die der König des eiſernen Kreuzes erſter Klaſſe am weißen Bande würdig erachtete. [1])

Auch gehörte er zu den hervorragenden Männern, die der preußiſche Staat nach dem zweiten Pariſer Frieden, zu Anerkennung ausgezeichneter Dienſte, mit großen Dotationen beſchenkte. Blücher, York, Bülow von Dennewitz, Kleiſt v. Nollendorf, Tauentzien und Gneiſenau, Hardenberg und Humboldt, endlich Kneſebeck, wurden mit ſolchen bedacht [2]) Die Dotation, die Humboldt (März 1817)

---

1) Von Hippel, Beiträge zur Geſchichte Friedrich Wilhelm III. Bromberg. 1841. S. 117.

2) Die Dotationen der Generale ſoll der König noch in Paris unterzeichnet haben.

beſtimmt wurde, ſollte 5000 Rthlr. jährliche Einkünfte geben, [3]) und er durfte ſie ſelbſt ſich auswählen. Humboldt reiſte deshalb im genannten Jahre nach Schleſien, und wählte Schloß und Herrſchaft Ottmachau im Fürſtenthum Neiße. [4]) Die Herrſchaft war früher Beſitzthum der Fürſt-Biſchöffe von Breslau; erſt kürzlich hatte der Staat ſie erworben; nun ging ſie an die Humboldt'ſche Familie über, und brachte dem neuen Eigenthümer mit der Zeit wohl 8 bis 9000 Rthlr. ein. Die Herrſchaft liegt oberhalb der Stadt, an beiden Ufern des Flüßchens Neiße, in ſchöner, überaus fruchtbarer Gegend. Es gehören dazu, außer Stadt Ottmachau mit dem ſehr romantiſch gelegenen Schloſſe, die herum liegenden Güter und Ortſchaften Friedrichseck, Ritterwitz u. a.

Auch in ſeiner Laufbahn durfte Humboldt der glänzendſten Beförderung gewärtig ſein. Den Rang und Titel eines Staatsminiſters beſaß er ſchon; auch hatte ihm Hardenberg das Verſprechen gegeben, ihn zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernennen zu laſſen, ſobald eine Veränderung damit vorgenommen werden würde. [5]) Zur Zeit nämlich ſtand dieſes Miniſterium unter der ſpeziellen Oberleitung des Staatskanzlers. Zunächſt war Humboldt aber, wie ſchon erwähnt wurde, zum Geſandten in Paris ernannt, wo jetzt ein gelehrter Kopf recht am Platz war, um wo möglich, das Königthum vor ſchlimmen Rathgebern zu hüten. Das Hotel des Prinzen Eugen (ehemaligen Vicekönigs von Italien) in der Rue Lille, das der König von Preußen während beider Okkupationen bewohnt hatte, war

3) Allg. Zeitung, 6. Apr. 1817 (Correſp. vom Main, 30 März.)

4) In der Allg. Zeitung vom 31. Okt. 1818 (Correſp. aus Berlin, vom 19. Okt.) iſt eine authentiſche Mittheilung über dieſe Guterſchenkungen enthalten, und die Humboldt'ſche Dotation zu 100,000 Reichsthalern angeſchlagen.

5) Nach handſchriftlicher Quelle.

für die Gesandtschaft dieses Monarchen angekauft worden. Humboldt sollte jedoch nicht sogleich in Paris bleiben, sondern sich zunächst nach Frankfurt a. M. begeben, um daselbst, als Mitglied einer Territorialkommission, die noch obschwebenden deutschen Gebietsverhandlungen zu Abschluß zu bringen. Mehrere jüngere Männer wurden ihm für diese Frankfurter Mission zu Gebot gestellt, darunter Einer, der diesem Umstand einen großen Theil seiner Ausbildung und eine engere Verbindung mit der Familie unsres Humboldt verdanken sollte. Dies war der Freiherr Heinrich von Bülow, aus Mecklenburg, der zweimal seine Studien in Heidelberg unterbrochen hatte, um unter die Fahnen zu eilen, sich während dieser Friedensverhandlung bei dem Staatskanzler für den preußischen Dienst und das diplomatische Fach gemeldet hatte, und sogleich die Bestimmung erhielt, unter Leitung dieses hervorragenden Staatsmannes beschäftigt zu werden. Dagegen bot Hardenberg dem noch immer in Paris weilenden Bruder Humboldt's an, bis zur Rückkehr des Letztern die diplomatischen Geschäfte in Paris zu übernehmen. Alexander v. H. lehnte es jedoch ab; und dies veranlaßte die interimistische Anstellung des bisherigen Gesandten in München, C. F. H. Grafen v. Goltz auf diesem Posten, auf dem er jedoch nur bis zu Humboldt's Rückkehr fungiren sollte. —

Wichtiger aber als alle diese Auszeichnungen, die W. v. Humboldt während und kurz nach diesen Begebenheiten zu Theil wurden, war der Ruf und die Verehrung, die er sich bei den besten seiner Zeitgenossen erworben hatte. Und er hatte dies, obschon die Großartigkeit seiner Leistungen nur Wenigen, nur bruchstückweise bekannt war. Auch war es ein solider Ruf. Ungleich so manchen, deren Größe schwindet, je näher wir ihnen treten, leuchtet dieser Name nur heller, so oft ein Blatt auftaucht, das von ihm kömmt,

oder auch nur ſtreifend ihn berührt. — In Preußen zählte man ſchon damals ihn zu den erſten Köpfen; und bald erſchien er als derjenige, auf den jetzt ſich die meiſten Hoffnungen richteten. Der Staatskanzler ſtand in einem Alter, wo ſelten die Kraft noch aushält; Freiherr von Stein aber war für dieſe ruhigere Zeit und die verwickelteren Forderungen des Tages nicht ſo geſchaffen, wie für jene Epoche, wo er mit gewaltiger Hand den Anſtoß geben konnte. Auch wußte er ſeine Schroffheit und die Unluſt am Gang der Dinge ſo wenig zu zügeln, daß man ſeine Ausbrüche bald auch da für ungerecht hielt, wo ſie es nicht waren. Humboldt ſtand in voller Kraft; er fühlte, daß jetzt ein anderer Zeitraum anbreche, und wußte mit glücklichem Inſtinkt der Richtung der Zeit zu begegnen. Bis jetzt war es einem kräftigen Geiſte leicht worden, ſich in der Höhe zu halten; die Woge der Begebenheiten trug ihn ſelbſt fort, die Größe der Ereigniſſe ſtählte die Kraft; jetzt aber galt es, die ganze Zähigkeit und Energie des Charakters zu bewähren, es galt, den Menſchen einzuſetzen, um im Gewühl der Leidenſchaften und Parteien ſich gleich zu bleiben und das Ziel, das man im Auge hatte, nicht zu verlieren.

---

Den 25. November (1815) verließ Humboldt Paris, einen Tag ſpäter als der Staatskanzler. Er holte ihn ein, und kam mit ihm am gleichen Tage (28. November) in Frankfurt an, und blieb da, während Hardenberg alsbald nach Berlin abging. [1]) Auch die andern Glieder der Territorialcommiſſion, die Geſandten Oeſterreichs, Englands, Rußlands, trafen am Orte ihrer Beſtimmung ein, von öſterreichiſcher Seite Freiherr v. Weſſenberg, von engliſcher

1) Allg. Zeitung, 2. und 3. Dez.

Lord Clancarty, von ruſſiſcher Z. v. Anſicht. Sie waren lediglich zu dieſem Geſchäft berufen, und hierbei mit eigenen Hülfsarbeitern verſehen. Unter Humboldt arbeiteten Legationsrath Graf v. Flemming, Hofrath Beis des Landes und als Attaché Freiherr v. Bülow. Von Flemming war ſchon in der Congreßzeit die Rede; er blieb nur bis Anfang des nächſten Herbſtes bei Humboldt, und ging dann im folgenden Frühjahr als preußiſcher Geſandter nach Braſilien. [2]) Bülow ſtieß im Dezember 1815 zu ſeinem Chef, und wurde gleich als „talentvoll, arbeitſam und ſehr brauchbar“ erkannt. Er bildete ſich unter dieſer Leitung in wenigen Jahren zu dem Staatsmann, dem man die wichtigſten Geſchäfte übertrug, und der jetzt (ſeit 1842) die auswärtigen Angelegenheiten des preußiſchen Staates leitet. — Die Arbeiten der Territorialcommiſſionen ſchritten nicht ſo raſch fort, als Manche erwartet hatten; die Geſandten der entfernten Mächte ſahen erſt den nähern Inſtruktionen entgegen, und vor allem mußten Bayerns Anſprüche durch beſondere Uebereinkunft des Wiener Cabinettes mit dieſem Staate erledigt werden.

Während ſo die Geſchäfte nur langſam vorrückten, bot Frankfurt Anregungen genug. In ſtarken Colonnen marſchirten preußiſche Heerestheile in die Heimath zurück und durch dieſe Stadt. Der greiſe Blücher raſtete einige Zeit hier, Stein blieb, mit ſeiner Familie, den ganzen Winter daſelbſt, gegen das Frühjahr ſprach auch Gneiſenau zum Beſuch ein. Zudem langten auch die Geſandten beim künftigen Bundestage einer nach dem andern an, darunter Männer, die gewiß keine Schuld trugen, wenn die ſpätern Verhandlungen nicht den Erfolg hatten, den man gehofft hatte; ich nenne hier den mecklenburgiſchen Geſandten,

2) Allg. Zeitung, 20. Sept. 1816; 19. Febr. 1817. — Graf Flemming ſtarb im J. 1827 (8. Okt.) zu Arensberg in Weſtphalen.

Freiherrn v. Plessen, der sich erst später umstimmen ließ, den niederländischen Gesandten, Herrn von Gagern, den hannöverischen Cabinetsrath v. Martens, den bremischen Bürgermeister Smidt. Preußen eilte nicht so mit der Ernennung; überhaupt verzögerte sich die Eröffnung des Bundestages sehr. Zu Wien hatte man sie auf 1. November 1815 angesetzt. Da hinderten zunächst die Friedensverhandlungen, und nun wollte man auch die noch schwebenden Territorialfragen erst beseitigen. Endlich mochte man von mancher Seite wohl auch Zeit zur Vorbereitung wünschen. So kam es, daß sich die wirkliche Eröffnung bis in den November des folgenden Jahres verschob. — Friedrich Schlegel erschien als Legationsrath bei der österreichischen Präsidialgesandtschaft, fand aber für seine Ansichten selbst in Frankfurt wenig Boden. Von preußischen Diplomaten traf Humboldt zur Zeit nur Freiherrn v. Otterstedt, der bei der Stadt Frankfurt als Geschäftsträger beglaubigt war. Da Humboldt noch nicht eingerichtet war, machte dieser gleichsam die Honneurs von preußischer Seite. [3]) Endlich nenne ich noch den Grafen v. Reinhard, der als französischer Gesandter erschien und an Humboldt gewiß einen längst Bekannten begrüßte.

Frau v. Humboldt, mit der Familie, weilte noch in Berlin. Noch im J. 1815 fand die Hochzeit der zweiten Tochter, Adelheid, mit dem Obristlieutenant v. Hedemann Statt. — Erst im Mai des nächsten Jahres verließ Frau v. Humboldt Berlin, zunächst um nach Carlsbad

3) So erzählt Frau von Varnhagen, in ihren Briefen (II. 361) von einem großen Thee, den Hr. v. Otterstedt am 21. Dez. (1815) gab. Wohl 150 Personen erschienen; Blücher, Humboldt, Stein's, Schlegel, sie selbst, alle Fürsten, die in Frankfurt lebten, waren zugegen. — Den Weihnachtsabend traf sie Humboldt wieder bei einer Kinderbescherung, zu der auch Graf Flemming, Schlegel ꝛc. geladen waren (II. 380).

zu gehen. Mitte Juli besuchte Zelter unsern Humboldt in Frankfurt. „Er war sehr liebenswürdig," schreibt er an Göthe, [4]) „und erwartet seine Familie aus Carlsbad." Endlich fanden sich die so lang Getrennten wenigstens auf einige Zeit wieder zusammen.

Von der guten Stimmung, in der Humboldt damals, besonders nach der Ankunft seiner Familie, sich befand, spricht Frau von Varnhagen in einem ihrer Briefe mit Entzücken. Sie war nach Frankfurt gereist, um ihre Freundin wieder zu sehen. Zugleich hielt sich die Gräfin Gustine mit ihrem Sohne — dem neuerdings besonders durch sein Werk über Rußland bekannt gewordenen Legitimisten — dort auf. „Mit ihnen," schreibt Rahel an ihren Gemahl, „speiste ich gestern Mittag (25. Sept.) zuletzt bei Humboldt's, wo Humboldt sich eine ganz neue Haut von wahrhafter Liebenswürdigkeit angezogen hatte. Gestern erreichte er nun seine Höhe, denn eine ganze Weile finde ich ihn so gehalten. Er beherrschte ganz allein, und nöthig, und mild das Gespräch, ließ nichts Steifes, nichts Dummes aufkommen, ist in gleichem Ton mit Hausleuten, Gästen und Kindern, sagte unaufhörlich komisch-Frappantes, aber nicht wie im Winter und Sommer, aus tiefer Langweil, und in deren dennoch harten, ärgerlichen Tinten; diese alte Ueberzeugung der Dinge hat bei ihm eine wieder neue Wendung genommen; er ist von der tiefsten sorgenlosesten Aufrichtigkeit über alle Gegenstände, und dies giebt seinem Benehmen und Sagen eine wahrhaft mild-heitere Grazie. — Mich dünkt, er hat mehr Verstand, als ic. — Oder hab' ich mehr. Wir beide sind auch ganz weich, ganz leise, ganz milde, ganz wahr und ganz weit, weit verwärts in unseren Aeußerungen mit einander.

4) Briefw. zw. Göthe u. Zelter, II. 284.

Den Abend fand ich ihn noch wieder bei Gräfin Gustine: eben so.“

---

In Frankfurt fand Humboldt auch mehr Muse, seinen Lieblingsstudien nachzugehen, und hier war es, wo er die so lang erwartete Uebersetzung von Aeschyles Agamemnon endlich zum Druck abgehen ließ. Er schrieb im Februar 1816 die Einleitung dazu, an und für sich eine bedeutende Arbeit, wichtig besonders für die Charakteristik der griechischen Poesie, namentlich der Tragik und des Aeschyles insbesondre, wichtig ferner für die Theorie der Uebersetzungskunst. [1] Humboldt widmete das Ganze seiner Gattin, die von früh an diese Studien mit Geist und Herzen begleitet hatte. [2] So erschien diese Uebersetzung des Agamemnon im Frühjahr 1816 bei Gerh. Fleischer in Leipzig. [3]

Seit 1804 war nicht leicht ein Jahr verflossen, ohne daß er an diesem Werk gebessert hätte: noch zuletzt aber hatte es einen wichtigen Vorschub erhalten. Keine der bisherigen Recensionen nämlich konnte einer Uebersetzung, die nicht blos einen unbestimmten schwankenden Schatten des Urbilds darstellen sollte, füglich zu Grunde gelegt werden. Nun wußte Humboldt, daß Gottfried Hermann in Leipzig sich mit einer neuen Ausgabe des Aeschyles beschäftige. Er trat daher — wenn ich nicht irre, nach den Tagen der Leipziger Schlacht — mit diesem ausgezeichneten Philologen in Verbindung, der ihm von seiner Bearbeitung

---

1) Siehe oben Bd. I. S. 241–50.

2) Siehe oben Bd. I. S. 115–16.

3) Ib. die. Sie steht nun auch in den gesammelten Werken, III. 1–96.

des Agamemnon auch alles mittheilte, was ihm, sowohl zur Berichtigung, wie zur Auslegung des Textes, bei der Ueberſetzung nützlich ſein konnte. Dadurch war Humboldt in den Stand geſetzt, einen durchaus neu geprüften Text zu Grunde zu legen; [4]) und er iſt ihm ſo genau, als möglich war, gefolgt. Er bekennt, daß er ohne dieſe Förderung verzweifelt die Übergänge nie gewagt haben würde dem Publikum vorzulegen. So aber fühlte er ſich ermuthigt, mitten in großen Geſchäften noch einmal Hand an dieſes Werk zu legen.

So trat denn dieſe im J. 1796 begonnene Arbeit endlich in die Welt. Sie gilt noch heute für ein Muſterſtück; als das Vorzüglichſte, was für Ueberſetzung des Aeſchylos insbeſondere geleiſtet worden. A. W. Schlegel, der große Meiſter in dieſem Fache, erkannte Humboldt als ebenbürtigen und berufenen Kritiker ſeiner eigenen Arbeiten an, deshalb namentlich, weil er „in der Kunſt charakteriſtiſcher Nachbildung ſelbſt am Aeſchylos eine ſo ſchwierige Aufgabe gelöſt habe." [5])

Ein großes Geſchenk war dieſe Ueberſetzung für alle Freunde der alten Dichtung. So für Göthe, der im Sommer 1816, in einem kleinen thüringiſchen Bade ſich daran labte. „Agamemnon, überſetzt von Humboldt," ſchreibt er in ſeinen Tag- und Jahresheften, „war mir ſo eben in die Hände gekommen, und verlieh mir den bequemen Genuß eines Stückes, das ich von jeher abgöttiſch verehrt hatte." [6])

---

4) Die auf den Sinn ſich beziehenden Veränderungen des Textes hat Hermann ſelbſt, in einem Anhang zu dem Werke, angegeben.

5) Siehe A. W. Schlegel's Jeniſche Bibliothek, B. II, H. 2. Bonn, 1829, S. 218; auch Humboldt's geſ. Werke, I. 110.

6) Göthe's Werke, B. 32, S. 114.

Während dieſes Aufenthalts in Frankfurt kam Humboldt die Nachricht zu, daß Graf Goltz den Pariſer Geſandtſchaftspoſten behalten, er ſelbſt aber anderweit verwendet werden ſolle. Der franzöſiſche Miniſter, Herzog v. Richelieu, ein hoch überſchätzter Mann, fand Goltz bequemer, als W. v. Humboldt, und unterhandelte ſeither mit Hardenberg, um dieſen los zu werden. Er nahm den Antheil als Vorwand, den Humboldt an einem demüthigenden Frieden genommen habe, und behauptete, es müſſe das Nationalgefühl verletzen, ihn als Geſandten in Paris zu ſehen. Die Wahrheit aber war, daß dem Herzog in ſeiner Mittelmäßigkeit die Nähe eines ſo wichtigen Mannes nicht behagte. Hardenberg gab nach, und bot jetzt Humboldt den eben offen werdenden Londoner Poſten. Baron v. Jacobi-Kloſt, der viele Jahre dort geweſen war, hatte ſeine Entlaſſung erbeten, um den Reſt ſeiner Tage in Ruhe zuzubringen. [1] Humboldt verwunderte ſich zwar über Hardenberg's Nachgiebigkeit und Richelieu's Zumuthungen; die Hoffnung, an einem Orte, deſſen Klima ſeiner Gattin zuſagte, mit den Seinigen vereinigt, und, wie nicht leicht anderswo, halb der Wiſſenſchaft, halb dem Staate leben zu können, war zu ſchön, um ſich ſo leicht von ihr zu trennen; in anderer Rückſicht freilich war ihm der Londoner Poſten lieber. Es war nicht angenehm, für die Folgen der Reſtauration unter dieſen Verhältniſſen verantwortlich zu ſcheinen. Humboldt nahm daher das neue Anerbieten an, und ſo trug Graf Goltz, ein faſt noch eingeſchränkterer Mann, als Richelieu, den Pariſer Poſten bleibend davon. [2]

Es war jedoch nicht die Abſicht der Regierung, Humboldt ſofort nach London gehen zu laſſen. Erſt ſollten die

1) Siehe auch Allg. Zeitung, 22. Mai 1846.

2) Nach handſchriftlicher Mittheilung.

Geſchäfte in Frankfurt bis zu einem gewiſſen Punkt geführt werden, und dazu fand der Staatskanzler Niemand geeigneter, als den, der dieſe Angelegenheiten in Wien und Paris mit betrieben hatte; dann wünſchte man, ihn auch in dem Kreiſe der erſten Staatsdiener, der demnächſt in Berlin zuſammentreffen ſollte, um die Verfaſſungsfrage und ein umfaſſendes Finanzgeſetz zu berathen, mit in Thätigkeit zu ſehen. Endlich glaubte man allgemein — und vielleicht auch Humboldt ſelbſt, daß man ihn in den höchſten Regierungskreiſen bald nothwendiger erachten, und ihm eine Stellung geben würde, auf die er gegründetere Anſprüche hätte, als irgend Jemand. Wir werden jedoch bald ſehen, was ſich der Erfüllung dieſer Hoffnung entgegen ſtellte.

In Frankfurt ward ihm noch eine andere Thätigkeit angewieſen, er ward nämlich, jedoch nur proviſoriſch, zu den Angelegenheiten des neuen Bundestags gerufen. Der bisherige Geſandte Preußens an den heſſiſchen Höfen, Geh. Rath v. Hänlein, war zum künftigen Geſandten am Bunde erkoren worden. Plötzlich ward dieſe Ernennung zurückgenommen; v. Hänlein ging wieder nach Caſſel, und an ſeiner Stelle ward der frühere Miniſter des Aeußern, Graf von der Goltz — mit dem Pariſer nicht zu verwechſeln! — zum Bundestagsgeſandten beſtimmt. Da aber derſelbe nicht augenblicklich in Frankfurt eintreffen konnte, die einleitenden Arbeiten nun aber vorgenommen werden ſollten, ſo ward Humboldt einſtweilen mit ſeinen Funktionen beauftragt.[1] Man fand jetzt gerathen, die Eröffnung des Bundestags nicht länger hinauszuſchieben; die ſämmtlich ſchon anweſenden Geſandten vereinigten ſich im September, mit Anfang des nächſten Monats die vorbereitenden Sitzungen

1) Laut Anzeige in Frankfurter Zeitungen, ſiehe Allg. Zeitung vom 27. Aug. 1816.

zu beginnen, in den ersten Tagen des November aber den Bundestag feierlich zu eröffnen. An diesen Präliminarconferenzen — sieben der Zahl nach, vom 1. Okt. bis 4. Nov. — nahm Humboldt Theil; zur Eröffnung selbst erwartete man den Grafen Goltz. Die vorbereitenden Sitzungen wurden im fürstlich Thurn- und Taxischen Palast, der Wohnung des kaiserlichen Präsidialgesandten, abgehalten, und waren von Wichtigkeit für den freieren Geist, den der Bund in den ersten Jahren entwickelte. Nachdem man von den Vollmachten Kenntniß und die Beitrittsurkunden Würtembergs und Badens zum Bund in Empfang genommen, die förmliche Eröffnung des Bundestages festgesetzt und die Verhältnisse der Bundesversammlung zur Stadt Frankfurt bestimmt hatte, [4] schritt man zur Feststellung einer vorläufigen Geschäftsordnung des Bundestages. [5] Hier hatte Humboldt den bedeutendsten Einfluß, und nur zum Vortheil der Sache, [6] wie denn auch Wagern bekennt, sie sei an sich gut und in guten Händen gewesen, [7] wobei er jedoch nicht zu bemerken vergaß, daß er selbst die entschiedene Publikation der Protokolle durchgesetzt habe, die dem Entwurfe nach stets von der Versammlung abhängen sollte. Der Bundestag behielt diese provisorische Geschäftsordnung in den ersten Jahren bei, und erst im Jahr 1819 wurde sie nach den indeß gemachten Erfahrungen revidirt, und durch eine definitive Geschäftsordnung ersetzt.

Am Ende sollte Humboldt Preußen auch bei der feier-

---

4) Siehe Allg. Zeitung, 21. 28. 31. Okt. 1815.

5) Ebendas., 1. u. 7. Nov.

6) In dem oben S. 18 citirten Art. der Biographie Nouvelle des Contemporains wird auch gesagt, Humboldt habe der Bundesversammlung im Okt. v. J. ein Memoire eingereicht, „concernant le mode à établir pour la discussion des affaires qui seraient jugées de la compétence de la diète."

7) v. Wagern, Antheil III. 30.

lichen Eröffnung des Bundestags selbst, am 5. Nov. 1816, vertreten. Der Graf von der Goltz war zwar am 3. angelangt, befand sich jedoch in Folge eines Unfalls auf der Reise unpaß und mußte seine Stelle an diesem Tage Humboldt überlassen. Tags vorher noch hatte dieser die Absicht hintertrieben, eine förmliche Feier mit der Eröffnung zu verbinden.[8]) In der That war es ungeschickt, Anstalten treffen zu wollen, die doch nicht übereinstimmend zu Stande gebracht werden, und nur an die unselige Spaltung der Nationen erinnern konnten. Es fand demnach nur die solenne Auffahrt der Gesandten zu der um 11 Uhr Vormittags beginnenden Sitzung im Thurn- und Taxischen Palais Statt. Das sämmtliche Personal der Gesandtschaften war gegenwärtig; mit Humboldt Hofrath v. Häulein, der Sohn, der bei der Bundesgesandtschaft verblieben war, Vois des Landes und Bülow. Der präsidirende Gesandte, Graf v. Buol-Schauenstein eröffnete die Versammlung mit einer würdigen Rede, die, indem sie einen Blick auf Deutschlands Geschichte warf, ebenso sehr die Achtung vor der Selbstständigkeit der einzelnen Bundesglieder, als die Nothwendigkeit eines festern nationalen Verbandes darlegte. Darauf antworteten die übrigen Gesandten, einige länger, die meisten kurz. Humboldt sprach zunächst die Gesinnungen und Wünsche seines Königs aus, indem er dabei auf die Vortheile hinwies, die aus einem allgemeinen und beständigen Gesammtvertrage der Deutschen hervorgehen müßten, aus einem Vertrage, dessen Wesen nach Außen und Innen hin sichernd, bewahrend und erhaltend sei, und der das Zusammenwirken selbstständiger, unabhängiger und in ihren Rechten gleicher Staaten zum

8) Mit einem ähnlichen Vorschlag trat Bayern im Beginn des Wiener Congresses hervor, wurde aber, wie er selbst sagt, von Metternich und den Preußen sehr kalt damit aufgenommen. Antheil, II. 49.

gemeinſchaftlichen Wohl durch gemeinſchaftlich feſtgeſtellte geſetzliche Formen und Einrichtungen möglich mache. Indem der deutſche Bund auf dieſe Weiſe in wohlthätigen, allgemeinen Beziehungen mit dem europäiſchen Staatenſyſteme ſtehe, bilde er zugleich aufs neue Länder zu einem politiſchen Ganzen, deren Bewohner durch gemeinſame Abſtammung, Sprache, Andenken, und eine ehemalige ehrwürdige Verfaſſung unauflösbar verbunden ſeien. Der Redner drückte dann die Hoffnung aus, daß dadurch die Sicherheit aller Einzelnen, wie des gemeinſamen Vaterlandes verbürgt, und alle Vorzüge erhalten und erweitert werden würden, durch die Deutſchland auf die Achtung der andern europäiſchen Nationen Anſpruch mache. Endlich fügte er für ſich noch einige Worte hinzu. „Mir perſönlich, ſagte er, „hätte nichts Erfreulicheres begegnen können, als den ehrenvollen Beruf zu erhalten, dieſe Geſinnungen hier und an dieſem Tage auszuſprechen, und einer Verſammlung, wenn auch nur augenblicklich, anzugehören, welcher meine innige Verehrung und mein lebhaftes Beſtreben, nach allen meinen Kräften mit Ihr zu dem gemeinſchaftlichen Zweck hinzuarbeiten, gewidmet iſt, und deren gütiges und geneigtes Vertrauen ich mir angelegentlich erbitte." Darauf wurden ſämmtliche Vollmachten vorgelegt, und die von allen Gliedern beigebrachten Ratifikationen der Bundesakte verleſen. Hiermit endete die Sitzung. Dann war große Tafel beim präſidirenden Geſandten, bei welchem ſich auch am Abende eine glänzende und zahlreiche Geſellſchaft einfand. Der Stadt aber verkündete Kanonendonner und Glockengeläute das wichtige Ereigniß. [9])

Humboldt hatte ſich auf ſchickliche Weiſe mit dieſem abgefunden, und mit frohen Hoffnungen eine Einrichtung

9) Vergl. außer dem erſten Protokoll der deutſchen Bundesverſammlung die Allg. Zeitung vom 10. 12. und 28. Nov. 1816.

begrüßt, die ſo entſcheidend für Deutſchlands Zukunft ſein mußte. Daneben aber verleugnete ſich auch hierbei ſeine Natur nicht, ſo daß die Gemahlin Friedrich Schlegel's, das Echo ihres Gatten, gleich darnach an eine Freundin ſchreiben konnte: „Humboldt hat verhindert, daß man den Bundestag mit einer kirchlichen Feier eröffnete; er hat es bei Allen durchgeſetzt, ſich aber keine Freunde dadurch erworben. Er hat auch ſehr anregende Toaſts verhindert, die bei der Tafel ausgebracht werden ſollten u. ſ. w. Kurzum, unſer Freund hat ſeine heidniſche Götterhaftigkeit (die kein Blut in den Adern haben) tüchtig bewieſen. Möge es ihm wohl bekommen!“ [10])

Den 11. Nov. fand die erſte eigentliche Geſchäftsſitzung des Bundestages Statt, und ſchon in dieſer trat Graf von der Goltz ſeine Funktion als Bundestagsgeſandter an. Wir unſern Theils freuen uns, daß Humboldt nicht an den weitern Geſchicken dieſer Verſammlung Theil haben ſollte. Wie viel ehrenwerthe Männer zählte dieſe — und was änderten ſie? Wie oft hat man die Bundestagsgeſandten, die nichts ſein können als das treue Organ ihrer Cabinette, mit Unrecht für die Beſchlüſſe verantwortlich machen wollen! Freiherr von Gagern nahm einſt den Anlauf, als ſähe er ſich in einer Deputirtenkammer. Wie ſchnell hat man ihn von ſeiner Stellung enthoben!

Die Arbeiten der Territorialcommiſſion hielten Humboldt bis in den Januar 1817 zu Frankfurt. Sie ſtützten ſich in der Hauptſache auf das Pariſer Protokoll vom 3. Nov. Da es nur galt, ſich mit den kleineren deutſchen Staaten vollends zu verſtändigen, ſo lag das Geſchäft faſt allein in Humboldt's und Weſſenberg's Händen; die

10) (Derow's) Denkſchriften und Briefe zur Charakteriſtik der Welt u. Literatur, Th. IV. Berlin 1840, S. 122.

Gesandten Englands und Rußlands waren mehr als Zeugen und im Nothfall als Vermittler zugegen. Bayern machte die Hauptschwierigkeit. Zwar fand es sich im April 1816 bewogen, die rheinische Provinz als theilweise Entschädigung für die an Oesterreich abgetretenen Lande anzunehmen, immer aber mit Vorbehalt seiner Ansprüche auf den Länderzusammenhang. — Preußen hatte sich vornehmlich mit Hessen-Darmstadt zu verständigen. Hessen sollte das Herzogthum Westphalen abtreten, und dafür Entschädigungen jenseits des Rheins erhalten. Mainz und die umliegenden Cantone wurden ihm zugesprochen; es hätte sich jedoch gern an der Nahe und nach dem Hundsrück ausgedehnt; auch machte die Stellung der Bundesfestung eigenthümliche Schwierigkeit. Dennoch wurde den 30. Juni 1816 zu Frankfurt der Vertrag geschlossen, — nämlich zwischen Wessenberg, Humboldt und den hessischen Bevollmächtigten H. W. C. v. Harnier und Heinr. Frh. v. Münch. [11]) Darin ward auch die Wiederherstellung Hessen-Homburgs garantirt. Auch wurden um dieselbe Zeit, wie zum Spott, aber der Wiener Congreßakte gemäß, kleine Fetzen überrheinischen Landes, eben diesem Homburg, ferner Oldenburg und Sachsen-Coburg hingeworfen; Graf Pappenheim ließ sich durch eine Geldentschädigung von Preußen abfinden. [12]) Endlich kam, in Folge schon in Paris begonnener Unterhandlungen, am 8. Nov. 1816, ein Vertrag zwischen Preußen und Niederland wegen Besetzung der Bundesfestung Luxemburg zu Stande; Humboldt und Gagern waren die Unterhändler. So blieb denn zuletzt nur der Territorialstreit zwischen Bayern und Baden unerledigt. Bayern war für den Fall, daß die männliche

---

11) Martens, Recueil de traités, XIV. 73 u. ff.

12) Dies that später auch Mecklenburg-Strelitz, durch Vertrag vom 22. Mai 1819.

Linie des Hauſes Baden ausſterbe, der Rückfall der badiſchen Pfalz zugeſichert worden. Dadurch, und durch Ueberlaſſung des Main- und Tauberkreiſes, hätte es den Zuſammenhang ſeines Landes errungen. Es ſchien nun, als wenn jener auf dem Congreß zu Wien vorgeſehene Fall in Bälde eintreten würde, da die letzten Sproſſen des Hauſes Baden zur Zeit nicht für ebenbürtig gehalten wurden. Das badiſche Fürſtenhaus ließ jedoch alle Minen ſpringen, um die Anerkennung der Grafen von Hochberg zu erlangen, und, mit Beſeitigung früher von den Großmächten geſchehener Verſprechungen, die Integrität des Landes zu ſichern. Eine Frage von ſolcher Bedeutung war aber auf gewöhnlichem Wege nicht zu ſchlichten; es bedurfte Zeit, ſie zu löſen, und am Ende ſprach wieder einmal ausländiſcher Einfluß die Entſcheidung. — So ging denn die Territorialcommiſſion, ohne die Geſchäfte zum völligen Abſchluß gebracht zu haben, Anfang 1817 auseinander.

---

Am 11. Jänner verließ Humboldt mit den Seinigen Frankfurt. Er begab ſich zunächſt nach Weimar, wo er Göthe'n beſuchte, der ſich darüber in ſeinen Tag- und Jahresheften alſo vernehmen läßt: „Perſönliche Erneuerung früherer Gunſt und Gewogenheit ſollten mich auch dieſes Jahr öfters beglücken . . . Herr Staatsminiſter von Humboldt ſprach auch diesmal, wie immer, belebend und anregend bei mir ein.“ [1])

Von Weimar gingen Humboldts auf das uns ſchon bekannte Gut Burgörner; im Februar kamen ſie nach Berlin. Auch jetzt aber ſollte Humboldt nicht lange mit den Seinigen

1) Göthe's Werke, B. 32, S. 133.

vereinigt bleiben. Die älteste Tochter, Caroline, kränkelte; man hatte ihr angerathen, Seebäder in Neapel zu brauchen. Frau v. Humboldt beschloß, mit den Töchtern und in Begleitung ihres Schwiegersohnes — v. Hedemann — abermals eine Wallfahrt ins gelobte Land anzutreten. Es graute ihr ohnehin vor der Nebelinsel, auf die Humboldt bald abzugehen dachte. — Einem Glied der Familie jedoch mußte diese Trennung doppelt schwer werden, der jüngsten Tochter Gabriele. Noch in Frankfurt hatten sich die Bande geknüpft, durch die Baron Bülow für immer an diese Familie gekettet wurde. Gabriele aber war noch sehr jung, und Bülow sollte erst seine Carrière machen, zunächst aber, als nunmehriger Legationssekretär seinen künftigen Schwiegervater nach London begleiten.

Im April trat Frau v. Humboldt die Reise an; den 3. Mai kam sie nach Rom; [illegible] Sommer ging sie nach Neapel, im Herbst nach Rom zurück. Von einem Zeitpunkt zum andern schob sie die Rückkehr hinaus, ganz beglückt im dortigen Leben, und mit Sinn und Geist, wie vormals, der Kunst und den Künstlern zugewandt. Ihr eignes Befinden widerrieth ihr auch, das Londoner Clima aufzusuchen. Dann harrte sie wohl auch einer Wendung im Geschicke ihres Gatten. Den 19. Okt. schrieb sie noch an eine Freundin: „Ich bleibe den Winter und gehe zum Sommer über Berlin, wo ich bei Theodor's [des ältesten Sohnes] Heirath gegenwärtig sein soll." Im August lange sie auf der „Nebelinsel" an. Sie scheide von Rom, wie man vom Leben scheide. [2]) Ihre erste Station sollte das Bad von Nocera im Kirchenstaat sein. Noch einmal kehrte sie nach Rom, und blieb daselbst, bis

2) Vergl. ihre Briefe aus den Jahren 1817—18 an Friederike Brun, in deren „Römischen Leben," II. 320—334.

Humboldt im Sommer 1819 eine, wie es schien, feste Stellung zu Berlin angetreten hatte. Dann kehrte sie zurück. Schöne Kunstwerke folgten ihr in die Heimath. [3])

---

Humboldt blieb zunächst in Berlin, und legte damals den Grund zum Zerwürfniß mit dem Staatskanzler. Noch stand er aufs Beste mit ihm, so wie auch der König ihm vielfach seine Huld bewies. Er erhielt jetzt für die in schwierigen Zeiten geleisteten Dienste jene oben erwähnte Dotation; [1]) und war unter denen, die der König gleich bei der Gründung, durch die Cabinetsordre vom 20. März (1817), aus besonderm Vertrauen in den neuen Staatsrath berief. Diese neue Schöpfung hatte aber kaum ihre Thätigkeit begonnen, so wandte sie, wenn auch indirekt, sich gegen den, der sie eigentlich ins Leben gerufen, gegen den Staatskanzler Fürsten v. Hardenberg, und Humboldt war es, der diesen Angriff leitete, und ihm durch das Gewicht seiner Persönlichkeit eine nachhaltige Bedeutung gab.

Seit wenigen Jahren war eine große Veränderung in der Lage der Dinge eingetreten, und es schien zweifelhaft, ob der Staatskanzler ihr werde Stand halten können. Wir haben den ritterlichen Eigenschaften und großen Verdiensten dieses Staatsmanns gewiß Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hatte inmitten der Trangsal das unter Stein Begonnene kräftig fortgebildet, ein freies Bauerntbum begründet, die Bevorzugungen des Adels gemindert, die Zünfte abgeschafft u. s. w.; er hatte Menschenrechte geschaffen, ohne die man Bürgerrechte nicht denken kann. Auch diese war er im

---

3) Darunter die herrliche Statue der Hebe von Thorwaldsen, die dieser für sie in Marmor ausgeführt hatte.

1) Vergl. auch die Allg. Zeitung, 6. April 1817.

Begriff, ins Leben zu rufen, als der Krieg die Reformen unterbrach. In hohem Grade zu rühmen fanden wir auch die Leitung der auswärtigen Politik, besonders während der verhängnißvollen Jahre 1811 bis 1813. So schwierig aber diese Zeit war, so begünstigte sie doch auch seine wohlwollenden Absichten in vieler Hinsicht; der König stützte ihn gegen Widersacher; die Rechte der Krone wurden durch jene Veränderungen kaum berührt. Als aber der Widerstand stärker wurde, traten auch die Schwächen des Kanzlers merkbarer hervor, der Mangel an Energie, ein gewisses Schwanken und Zögern, das die Dinge nicht zum Bruch kommen lassen wollte, ein Ausweichen und Nachgeben, wo er den Gegnern standhaft hätte begegnen sollen. Eitel auf seine Stellung, suchte er sich zu halten, wie es ging; eifersüchtig auf Talente, die ihn überflügeln könnten, suchte er Kräfte dieser Art von den Geschäften oder wenigstens vom Mittelpunkte derselben zu entfernen; dagegen es manchmal auch unwürdigen Individuen gelang, sich bei ihm in Gunst zu setzen, und Macht und Einfluß zu gewinnen. Vorzüglich aber mangelte ihm die Jugendkraft, um in bewegter Zeit dieses Steuerruder noch lang mit Glück zu regieren. Er hätte gern die Einen durch die Andern im Zaum gehalten; aber der Andrang war zu stark, und bald war er froh, sich mit den Siegenden verbünden zu können, um wenigstens am Ruder zu bleiben.

Daß damals ein gewisser Rückgang eintrat, war natürlich. Der öffentliche Geist war während des Kriegs so mächtig worden, so viel hochfliegende Hoffnungen waren aufgetaucht, daß der ruhig Betrachtende, besonders der, welcher mit dem Zustand Preußens etwas tiefer bekannt war, früh schon die Ebbe kommen sehen mochte, die auf diese Fluth folgen werde. Niemand aber mochte ahnen, daß die große Bewegung so kleinlich ausgehen werde. Vielmehr sah ganz

Deutſchland jetzt geſpannt auf einen Staat, der ſich ſo mächtig gezeigt, und durch die Beſitzungen am Rheine ſeinen Einfluß ſo erhöht hatte.

Allerdings war die Arbeit nicht gering, die die preußiſche Regierung nach dem Kriege erwartete. Wie viel gab es zu ordnen, wie viel Unterbrochenes fortzuführen, Neues einzurahmen, Zugeſagtes zu begründen! Wie heftig brach, ſelbſt ehe die Friedensverhandlungen beendigt waren, ſchon der Parteikampf hervor! Einer mächtigen Partei war dieſe kräftige Regung des Volkes längſt zuwider geweſen. Jetzt, wo die Noth vorüber war, hob ſie kühn ihr Haupt. Schmalz, der Ankläger der geheimen Verbindungen, gab das Signal. Es begann ein furchtbares Kleingewehrfeuer der Preſſe. Der König unterdrückte den Kampf; er unterdrückte zu gleicher Zeit (Jan. 1816) das freimüthige, aber auch oft übermüthige Organ von Görres, den rheiniſchen Merkur. [2]) Er gab ſogar Schmalz den Adlerorden, was die Patrioten ſo erzürnte, daß ein Mann, wie Gneiſenau, ſchon damals den Abſchied nehmen wollte. — Allerdings lagen rohe, im Einzelnen wohl auch feindliche Elemente in den Gemüthern; im Allgemeinen aber herrſchte ein edlerer, hingebender Sinn, und leicht hätte man das ſcheinbar Gefährliche durch ruhiges und volles Einhalten der Bahn des Fortſchritts in Ordnung gewieſen. Erſt indem man das Rohe eben ſo roh erdrückte und den Fortſchritt in weſentlichen Dingen beſchnitt, bereitete man gefährlicheren Stimmungen den Weg. Wie leicht zu

2) Auch Humboldt mißbilligte den leidenſchaftlichen Ton, mit dem dieſes Blatt oft ſeine Anſichten kund gab. Auf eine Beſchwerde, die Bayern ſchon auf dem Congreß zu Wien im deutſchen Comité (14. Nov. 1814) deshalb erhob, erklärte er, Grund dazu ſei allerdings vorhanden; man würde aber beſſer thun, keine Notiz davon zu nehmen, wie denn auch Preußen über die in einer angeblich zu München erſchienenen Schrift enthaltenen Schmähungen keine Beſchwerde geführt habe. (Klüber, Akten, II. 191–2).

befriedigen, wie bescheiden waren die Wünsche der Mehrzahl des Volkes und der meisten Sprecher in den Jahren 1815 bis 1819, wie viel gehässiger, dem Bestehenden feindlicher erschien der Widerspruch nach 1830! Daran trug lediglich die vorangegangene Reaktion Schuld.

Nur in Einem mochte damals die Sache schwieriger sein, als sie seitdem erschienen ist. Der Kampf der Meinungen wogte nicht blos in den Reihen des Volkes; er machte sich vielmehr in fast gleicher Stärke in den höchsten Kreisen fühlbar, und selbst die ersten Staatsmänner waren von dieser Spaltung der Meinungen und Systeme ergriffen. Das macht aber eben den Entscheidungskampf der Jahre 1817 bis 1819 so wichtig, daß die bedeutendsten und begabtesten Männer des Landes näher oder entfernter Theil nahmen, und jede Meinungsnüance von einem namhaften Repräsentanten vertreten war.

Für das Haupt der Widerstandspartei, des Adels, der Absolutisten und aller derjenigen, die durch Verfassungsveränderungen noch mehr zu verlieren fürchteten, hielt man den Fürsten von Wittgenstein, der, wie wir schon früher angedeutet, in hohem Maße das Vertrauen des Königs besaß. Er leitete zur Zeit auch das Ministerium der Polizei, übernahm aber bald (1819) das des königlichen Hauses, ein Amt, wo sein Einfluß sich mehr verstecken konnte. — Bedeutenden Einfluß gewann bald auch Fr. Ancillon, der bisherige Erzieher des Kronprinzen, dann Mitglied des auswärtigen Ministeriums und des Staatsraths. Die geistvollen Schriften dieses Mannes zielten großentheils auf die Verfassungsfrage. Er verfehlte auch die Wirkung nicht, da Wenige Scharfblick genug hatten, um zu spüren, wie in ihnen, unter dem Anschein der Vermittlung, der Geist des Jahrhunderts befehdet wurde.

Unter den Geistern der Bewegung gab es sehr verschiedene

Nüancen: alle aber forderten ein tapferes, freiſinniges, energiſches Regiment. „Zuerſt nenne ich diejenigen, die, bei geringerem Vertrauen zu conſtitutionellen Einrichtungen, die Erinnerungen an die Zeit Friedrichs des Großen vereint mit denen des Befreiungskampfes feſthielten, die allen Rückſchritt haßten, und die Freiheit der Preſſe als beſten Wächter einer ſonſt ungehemmten Regierung betrachteten. Als das Haupt dieſer Richtung kann man Gneiſenau anſehen. Die meiſten Feldherrn gehörten zu ihr, Blücher, Boyen, Grolmann u. A.; in gewiſſem Sinn auch Beyme, in dem ſich die altpreußiſchen Anſichten auf eigenthümliche Art oft mit den keckſten Richtungen des Tages verknüpften. — „Zunächſt an dieſe Männer reiht ſich die nicht minder energiſche Partei des Freiherrn von Stein. So ungeſtüm ihr Haupt mit ſeinen jeweiligen Stimmungen hervortrat, ſo ſchwankend erſchien es in Hinſicht auf ſeine Forderungen ſelbſt. So viel iſt gewiß, daß er Schritte gethan wiſſen wollte, um die preußiſchen Verhältniſſe mit der allgemeinen Richtung der Zeit in Einklang zu ſetzen; die Schritte aber, die er ſelbſt andeutete, erſchienen nicht immer als die zeitgemäßen. Daher auch unter ſeinen Anhängern und Verehrern ſich der Eine mehr zu Görres, der Andere zu der modernen Betrachtungsweiſe Schleiermacher's, der Dritte zu denjenigen neigte, die noch nicht viel von einer preußiſchen Conſtitution wiſſen wollten. Ich nenne hier nur Brunner, Eichhorn und Arndt. — Entſchieden conſtitutionell war die Richtung, für welche Görres als Sprecher auftrat; aber ſie hatte einen etwas mittelalterlichen Zuſchnitt. Es ſchien, als ginge die Abſicht vornehmlich dahin, dem Adel und der Kirche — über die ſich das Beamtenthum emporgeſchwungen hatte — ihre Stellung wieder zu verſchaffen, wo dann auch das Bürgerthum ſeinen Theil hinnehmen möchte. — In Manchem verwandt mit den beiden letztgenannten Richtungen, aber begabter mit politiſchen

Fähigkeiten waren Männer, wie Niebuhr (damals aber in Rom), Vincke und solche, die vor Allem dem Vielregieren entgegenwirken, die Thätigkeit der Staatsgewalt nach der Weise Englands auf Gränzen zurückweisen, und durch Erneuung des Selbstregierens in den untern Kreisen die Fähigkeit, auch in den höhern mitzuwirken, begründen wollten. — Endlich bezeichne ich diejenige Richtung, die, ohne das zunächst in Preußen Mögliche und Ausführbare zu überschreiten, am bestimmtesten die Verbindung mit den liberalen Ideen anstrebte — die Richtung von Humboldt und Schön (damaligem Oberpräsident der Provinz Westpreußen zu Danzig). Sie theilten ganz das Streben, die Ausdehnung der Regierungsgewalt zu begränzen, aber sie forderten zugleich Bürgschaften für die individuelle Freiheit, die der Corporationsgeist oft mehr tyrannisirt, als der Staat. Sie erkannten die Nothwendigkeiten, den Bürger vor allem an eigene Bewegung und politisches Interesse zu gewöhnen; und deshalb forderten sie ständische Verfassung, d. h. eine solche Richtung der Bürger aufs Allgemeine, wodurch ihre Theilnahme am öffentlichen Leben am besten gebildet und erhöht würde. An große Gerechtsame dieser Stände dachten sie zunächst nicht. Das wäre übereilt gewesen, und wer hätte von dem bisher absoluten Fürsten auf einmal so viel begehren wollen! Humboldt hatte daher, mit gutem Bedacht, sein Minimum zu Wien aufgestellt; und er war früh entschlossen, selbst mit nur berathenden Ständen vorerst fürlieb zu nehmen, wenn es nur Reichsstände wären. Dann war der erste Schritt wenigstens gethan.

Zwischen diesen Parteien, der einen, die dämmen und anhalten, der andern, die entschiedenen Fortschritt auf den Bahnen verlangte, die zur Befreiung geführt, stand nun der Staatskanzler mitten inne, persönlich der letzten viel zugeneigter, aber zögernd und schwankend, um es mit der andern

nicht gar zu verderben, und immer bedacht, ſich auf die eine zu ſtützen, wenn die andere ihm über den Kopf wachſen wollte. Inzwiſchen gewann die Widerſtandspartei Boden, und eh' er ſichs verſah, lag das Heft, das er noch zu führen glaubte, ſchon nicht mehr in ſeinen Händen. — Auch in ſeinen Gehülfen trat das Schwankende ſeiner Richtung zu Tag. Auf der einen Seite hatte er Stägemann, [3]) Altenſtein, Klewitz, Rother u. ſ. w., auf der andern Schuckmann, und bald verſchmähte er ſelbſt die Hülfe des Demagogenriechers, Herrn von Kamptz, nicht.

Die Conſtitutionsfrage war der Mittelpunkt des Kampfes, obwohl dieſer bei andern faſt unverhüllter hervortrat. Denn bald deckte man, zum Verdruſſe des Staatskanzlers, auch in ſeiner Verwaltung die Blößen auf. Allein jenes war die vorherrſchende Frage. Stein hatte auch hier den Anſtoß gegeben. Gewiß hatte die Einführung des conſtitutionellen Syſtems in dieſen Staat beſondere Schwierigkeiten, aber dieſe lagen oft gar nicht, wo man ſie gern ſuchte, und ſie wurden nur zu gern von denen hervorgehoben, die gar keine Verfaſſung wollten. Allerdings gab es auch Manche, die die Einführung widerriethen, weil ſie nichts als eine Beſchränkung der Regierung durch die Ariſtokratie befürchten mochten. Die Mehrzahl der Widerſacher aber führte ganz andere Gründe an. Sie hielten das Weſen eines Militär-

3) Dieſer Name iſt uns ſchon mehrmals in Humboldt's Leben begegnet. F. A. von Stägemann war einer der begabteſten Staatsmänner, eifriger Patriot, und liebenswürdiger Dichter; freiſinnig, aber mehr nach Art der Altpreußen. Humboldt hielt große Stücke auf ihn. In den Jahren 1817 — 19 war Stägemann die rechte Hand des Kanzlers nach der liberalen Seite; die Richtung der Zeit hatte ihn weit an ſich geriſſen. Zu Anfang des Jahres 1819 übernahm er die Oberleitung der neuen preußiſchen Staatszeitung — ſchon eine ſchlüpfrige Stellung! Als die Reaktion ſiegte, ſchlug auch er um, aber ohne den angebornen Freiſinn zu verlieren.

ſtaats entgegen, und behaupteten, daß Preußen in ſeiner Lage, die ſchnelles, kräftiges Handeln heiſche, ein ſolcher ſein und bleiben müſſe. Die Natur des Staates, ſagten ſie ferner, ſei zu verſchiedenartig, um eine Geſammtverfaſſung zur Zeit möglich zu machen. Wo denn der Tauſendkünſtler ſei, der die Mark und Poſen und die Rheinlande in eine einzige Verſammlung vereinigen könne? Zunächſt, ſagten ſchon Gemäßigtere, habe die Regierung mit Einrichtung der Verwaltung, des Budgets, der Finanzen vollauf zu thun, und vor allem müſſe der Parteigeiſt ſich abkühlen, ehe man zu einer ſo wichtigen Veränderung ſchreiten könne. — Auf alles dies erwiederte man mit Recht, wie ſehr es endlich Zeit ſei, Preußen auch zum Civilſtaat zu machen. Habe man doch das Militär ſelbſt volksthümlich geſtaltet! Die aufgeklärte Theilnahme eines Volkes an der Politik ſei eine Verſtärkung der Regierungskraft, von der Frankreich und England ſo oft Nutzen gezogen, und deren Werth Preußen in den Befreiungsjahren und in Wien wohl gefühlt habe. Gerade ein ſo ſeltſam zuſammengeſetzter und ſo zerſtückelter Staat habe doppelten Grund, den Gemeingeiſt zu heben, ein gemeinſames Band um Altes und Neues zu ſchlingen. Nicht blos die Augen, auch die Beſtrebungen müßten in Berlin fixirt werden. In den Jahren der Noth ſei die Erhebung des Beamtenſtandes auf Unkoſten der Ariſtokratie eine Wohlthat geweſen; er habe jedoch damals zur Genüge mit ſeinen Kräften allein gewirkt; allgemach ſei er nur ein andres Bevormundungsmittel worden, und fürchte nun, ſo gut wie der Adel, durch politiſche Conceſſionen zu verlieren. Dieſe aber ſeien feierlich verſprochen worden, die Bundesakte garantire ſie, und das preußiſche Volk habe gewiß verdient, nicht geringer gehalten zu werden, als die übrigen Deutſchen. Man brauche nicht ſo viel von Vorbereitungen und Gefahren zu reden. Sei es doch nie die Abſicht der Regierung geweſen,

dem Lande Rechte einzuräumen, die eine ſtarke Regierung unmöglich machten. Das Schlimmſte jedoch ſei dieſes Zögern und Schwanken. [4]) Allerdings ſei die Zeit eine aufgeregte, aber ſo könne die Aufregung nur zunehmen. Es ſei freilich nöthig, den Geiſt der Zeit in eine beſtimmte Bahn zu lenken; dies aber werde man nicht bewirken, außer durch das Zugeſtändniß verfaſſungsmäßiger Freiheiten, ſo karg dieſe vorerſt auch ausfallen möchten.

Der Staatskanzler wollte aufrichtig dieſen Schritt. Er hatte ſchon im Edikt vom 27 Okt. 1810 verkündet, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräſentation, ſowohl in den Provinzen, als für das Ganze, geben zu wollen; hatte dieſe Zuſicherung bei jedem Anlaß wiederholt, und in den bedrängteſten Zeiten ſchon Eingeſeſſene der Provinzen zur Berathung einzelner Maßregeln in Berlin verſammelt. Er hatte den König noch vor der Veröffentlichung der Bundesakte bewogen, ſeinem Volke deshalb ein beſtimmtes Verſprechen zu geben. Jetzt (1817) ſollte auch der Staatsrath, der lange verkündete, ins Leben treten, und aus ihm ein conſtituirender Ausſchuß hervorgehen, der die Verfaſſungsfrage erledige.

Des Staatskanzlers eigene Anſichten in dieſem Betreff ließen das Beſte hoffen. Er hatte zwar, als geborener Hannoveraner, in früherer Zeit ſchwerlich andere Begriffe von ſtändiſchen Dingen gehegt, als die in dortiger Gegend herkömmlichen; vielleicht daß ſie bei ihm in Folge einer Reiſe, die er in frühen Jahren gemacht, etwas engliſche Tünche bekommen hatten: er konnte auch jetzt nichts wollen, was die Verhältniſſe des preußiſchen Staats überſprungen hätte.

4) Im J. 1813 hatte die Regierung gar keinen Zweifel über ihre Stellung zum Volke. In der Verordnung der Landwehr ſagt der König: „Die Zeit erlaubte nicht, mit meinen getreuen Ständen darüber in Berathung zu treten!“

Aber er hatte die Fortgänge der Zeit begriffen. Man darf ſich nur der Antworten erinnern, die er, aus dem Stegreif, Görres in jener berühmten Unterredung zu Coblenz gab, und man wird nicht zweifeln, daß es ſein ernſtlicher Wille war, die ſtändiſche Einrichtung den Forderungen der Zeit anzupaſſen, ſo daß auch bei kargem Zuſchnitt derſelben der geſammte Volksgeiſt ſich darin ausſprechen könne. Man hat neuerdings ſogar die Behauptung aufgeſtellt, [5]) Hardenberg ſei geradewegs auf eine Conſtitution nach franzöſiſchem Zuſchnitt losgegangen, und ſich dabei auf die [illegible]garantie berufen, die er bekanntlich den künftigen Reichsſtänden in Betreff neu aufzunehmender Staatsſchulden zuſicherte. Damit hat man aber zu viel beweiſen wollen. Es ſagt nur ſo viel, daß Hardenberg in der Hauptſache mit jenem Minimum einverſtanden war, welches Humboldt in Wien als maßgebend aufgeſtellt hatte; worin neue Auflagen — wozu natürlich auch Staatsſchulden gehören, die das Volk einſt abzahlen ſoll — zu den Punkten gerechnet wurden, in denen dem Volke ein Bewilligungsrecht zugeſtanden werden ſollte.

Demnach ſollte man glauben, der Staatskanzler würde ſich in dieſer Frage mit den Männern des Fortſchritts in beſtem Einverſtändniß befunden haben. Doch auch hier trat bald eine Differenz hervor. Die Letztern forderten, daß ohne Säumniß die nöthigen Schritte geſchehen ſollten. Hardenberg aber wollte Zeit gewinnen; er ſprach ſchon 1815 gegen Vertrautere die Anſicht aus, daß die Volksvertretung aus Entwicklungen hervorgehen müſſe, „deren Zeit und Geſtaltung ſich nicht ſo im voraus beſtimmen laſſe.“ Er hätte dennoch den Andrang vielleicht auch raſcher befriedigt; aber

5) Bülow-Cummerow, Preußen, ſeine Verfaſſung, ſeine Verwaltung, ſein Verhältniß zu Deutſchland. Berlin, 1842. S. 21 — 25. — Wenn Hardenberg ein Kronfideicommiß zu errichten rieth, ſo lag darin nur ein Gedanke an die Zukunft.

er ſtieß, ſo oft er etwas Entſcheidenderes wagen wollte, auf Widerſtand, und ſah ſich bald genöthigt, mehr als er wohl ſelbſt gewollt, Gewicht auf ehemalige Verfaſſungszuſtände zu legen, die doch beſonders bei der Verſchiedenheit der Theile dieſer Monarchie nicht von ſo großer Bedeutung waren, und aus denen man das etwa noch Brauchbare raſcher hätte ausſcheiden können. Er wollte ſich aber nicht treiben laſſen, indeß die Widerſacher dieſe Verzögerung nutzten. Kam noch dazu, daß unter denen, die ihn antrieben, Männer waren, die ihn auch ſonſt zu überflügeln drohten, die ſich nicht ſcheuten, Schwächen der Verwaltung offen aufzudecken, ſo fühlte er ſich noch weniger geneigt, ſeinen Schritt zu beſchleunigen. Solcher Angriff trat aber ſchon 1817 hervor, und von dieſem haben wir zunächſt hier zu ſprechen.

---

Am 30. März, dem Jahrestage der erſten Einnahme von Paris, ward der Staatsrath feierlich eröffnet. Auch ergingen an dieſem Tage zwei Cabinetsordren — die erſten königlichen Mittheilungen an den Staatsrath — wovon die erſte einen Ausſchuß aus deſſen Mitte zur Entwerfung der Conſtitution, die andere einen gleichen zur Prüfung eines neuen Finanzgeſetzes niederſetzte.

Wie der Staatsrath überhaupt, ſo war auch der Conſtitutionsausſchuß — den wir zur Unterſcheidung von einem ſpäter niedergeſetzten den weitern Ausſchuß nennen können — ein Inbegriff der höhern Beamtenintelligenz, die die verſchiedenſten Richtungen in ſich trug. Auch Humboldt war zum Mitglied des Ausſchuſſes ernannt. Nur das iſt von dieſer Maßregel zu ſagen: daß ſie nicht ganz mit dem Edikt

vom Mai 1815 übereinſtimmt. Die dort verheißene conſtituirende Commiſſion ſollte aus Staatsbeamten und Eingeſeſſenen der Provinzen beſtehen, jetzt übertrug der König dieſes Geſchäft dem Staatsrathe, zunächſt dieſem Ausſchuſſe allein. [1]) — Doch beſtimmte die Cabinetsordre ſchon das Auskunftmittel. In den letzten Tagen, wo der Staatsrath dieſes Jahr verſammelt war, ward eine Sitzung der Verfaſſungscommiſſion gehalten. Der Staatskanzler entwickelte in

---

1) Die ganze Cabinetsordre lautet ſo: „Ich habe in der Verordnung vom 22. Mai 1815 über die zu bildende Repräſentation des Volkes beſtimmt, daß eine Commiſſion in Berlin niedergeſetzt werden ſollte, die aus einſichtsvollen Staatsbeamten und Eingeſeſſenen der Provinzen beſtände, um ſich mit der Organiſation der Provinzialſtände, der Landesrepräſentanten und der Ausarbeitung einer Verfaſſungsurkunde nach den in jener Verordnung aufgeſtellten Grundſätzen unter Ihrem, des Staatskanzlers, Vorſitze zu beſchäftigen. Der Krieg, die gänzliche Feſtſtellung des Beſitzſtandes und die Organiſation der Verwaltung, haben die Ausführung jener Anordnung bisher verhindert. Da jetzt der Staatsrath errichtet iſt, ſo will Ich die zu der gedachten Commiſſion zu beſtimmenden Staatsbeamten aus ſeiner Mitte nehmen, und dem Staatsrath zur Erfüllung meiner Abſicht übertragen. Ich beſtimme zur Commiſſion Sie, den Staatskanzler, als Vorſitzenden; den Fürſten Radziwill; den General der Infanterie Graf von Gneiſenau; den Staatsminiſter v. Brockhauſen; den Staatsminiſter Freiherrn von Altenſtein; den Staatsminiſter v. Beyme; den Staats- und Juſtizminiſter v. Kircheiſen; den Staatsminiſter Freiherrn v. Humboldt; den Staats- und Finanzminiſter Grafen v. Bülow; den Staatsminiſter des Innern v. Schuckmann; den Staats- und Polizeiminiſter Fürſten v. Wittgenſtein; den Staats- und Kriegsminiſter Generalmajor v. Boyen; den Miniſter-Staatsſekretär v. Klewitz; den Generallieutenant und Generaladjutant v. d. Knesebeck; den Dombechanten Grafen v. Spiegel; den Geh. Staatsrath v. Stägemann; den Generalmajor v. Grolmann; den wirklichen Legationsrath Ancillon; den Staatsrath v. Rehdiger; den Geh. Juſtizrath u. Profeſſor v. Savigny; den Geh. Legationsrath Eichhorn; das Mitglied aus den Rheinprovinzen, welches noch in den Staatsrath eintreten wird. Dieſe Commiſſion ſoll ſich zuerſt mit der Zuziehung der Eingeſeſſenen aus den Provinzen beſchäftigen, ihre Arbeiten ſollen dem Staatsrath vorgetragen, und von dieſem mir die Vorſchläge eingereicht werden, worauf Ich das Weitere verfügen will. Berlin, den 30. März 1817. Friedrich Wilhelm. — Zum Mitglied aus den Rheinprovinzen ward noch im Juni d. J., der (kurz darnach auch zum Präſidenten des Appellationshofs zu Köln erhobene) rechtskundige Daniels beſtimmt.

einem ausführlichen Vortrag die Art und Weiſe, wie das Verfaſſungswerk zu begründen ſei, zeigte, daß zunächſt eine genaue Kenntniß des Vorhandenen und deſſen, was vorhanden geweſen, nöthig ſey, und beantragte, Commiſſarien in die verſchiedenen Provinzen zu ſenden, mit der Beſtimmung, an Ort und Stelle Nachrichten über die alten Verfaſſungen zu ſammeln, und mit Eingeſeſſenen der Provinzen über dieſe Angelegenheit zu reden, und ihre Meinungen zu hören. Die Commiſſarien wurden aus der Mitte des Ausſchuſſes ernannt. Ihre Arbeiten ſollten vor der nächſten Staatsrathsſitzung geendigt ſein, und in dieſer der Berathung zu Grunde gelegt werden. — Im September reiſten die ernannten Commiſſarien nach den ihnen zugewieſenen Landestheilen ab, v. Altenſtein nach den Rheinprovinzen, v. Klewitz nach den Marken und Pommern, v. Bevme nach Schleſien. [2]) — Darin beſtand aber auch die ganze Thätigkeit, die dem Conſtitutionsausſchuß in dieſer und der nächſten Zeit zufiel.

Ungleich rüſtiger griff man den zweiten Gegenſtand an, der damals im Werke war. Der Finanzminiſter Graf v. Bülow, ein Neffe des Staatskanzlers, hatte den Entwurf zu einem Geſetz über die Steuerverfaſſung des Königreichs höchſten Ortes überreicht. Der König trug dem Staatsrath ſofort die ſorgfältige Prüfung deſſelben auf, und ernannte zur beſondern Bearbeitung dieſes „wichtigen Gegenſtandes“ ebenfalls eine eigne ſtaatsräthliche Commiſſion, in dieſer aber den Staatsminiſter v. Humboldt zum Vorſitzenden und den geh. Oberregierungsrath Frieſe zum Referenten. [3]) Die

2) Allg. Zeitung, 11. u. 12. Sept. 1817.

3) Außerdem war der Ausſchuß aus folgenden Mitgliedern zuſammengeſetzt: den Fürſten von Puttbus u. Radziwill; mehreren Räthen der höchſten Verwaltungsſtellen, nämlich Ladenberg, v. Diederichs, Rother, Maaßen, Hoffmann, v. Rehdiger, Scharnweber,

Commission sollte die Sache vorbereiten, und dann dem Staatsrathe vortragen, dessen Gutachten aber an den König gebracht werden. Es handelte sich hauptsächlich um zeitgemäße Anordnung der indirekten Steuern, deren Einrichtung in Preußen noch sehr im Argen lag. Man konnte hier, eher als in mancher andern Frage, eine durchgreifende Maßregel erwarten, was auch die Stellung der Monarchie zu den übrigen deutschen Staaten höchlich wünschen ließ. Der Entwurf aber leistete keineswegs den Forderungen einer aufgeklärten Finanzpolitik Genüge, und fand entschiedenen Widerspruch. Namentlich schien es unpassend, das Volk forthin mit gewissen drückenden oder verhaßten Consumtionssteuern zu belasten. Da aber die Commission nicht blos begutachten, sondern im Fall, daß sie den vorgelegten Plan mißbilligte, selbst Vorschläge machen sollte, so gab es unter den Mitgliedern selbst heftige Erörterungen. Schon hier zeigte sich Humboldt's Stärke. „Unvergeßlich," äußert darüber ein Mann, der einst Mitglied dieser Commission war und dessen Urtheil uns vorliegt, [4]) „ist mir die große Klarheit, mit welcher Humboldt den Vorsitz in dieser Commission führte." Nachdem die Mehrzahl über das Gutachten und die Grundzüge eines zeitgemäßern Systemes sich vereinigt hatte, wurde dem Staatsrath in pleno Bericht abgestattet. Hier nun trat, in der Sitzung vom 2. Juli, Humboldt als Hauptsprecher auf, und deckte, in einem freien und eben so kühnen als sachreichen Vortrag, die Blößen sowohl des lügenhaft glänzenden Rapports, den der Minister über den Zustand der preußischen Finanzen entworfen, wie auch des von ihm vorgelegten Gesetzentwurfes, und zwar, wie Einige

---

v. Bequelin jun. und v. Dewitz, endlich den zehn Oberpräsidenten der Provinzen.

4) Handschriftlich.

ſagten, mit etwas Ungeſtüm auf. Es erhob ſich ein groſser Sturm. Mehrere einzelne Mitglieder traten gegen ihn auf; er nahm die Einwürfe ruhig auf, und antwortete jedem Einzelnen wieder in einer trefflich geſprochenen Rede, die noch etwas länger dauerte, als der erſte Vortrag, der drei Viertelſtunden gedauert hatte. [5]) — In der Sache kam es auch hier nur zu einem aufſchiebenden Ergebniß. Der Staatsrath ward gleich darnach vertagt, und noch war nichts entſchieden, als die Niederlage des Bülow'ſchen Projektes. Die Verſchiedenheit der Anſichten war noch zu groß, um einen Beſchluß zu Stande kommen zu laſſen, und erſt in den nächſtfolgenden Jahren gelang es einer viel minder zahlreichen Commiſſion, die Grundlage der Steuergeſetzgebung zu entwerfen, welche im Weſentlichen noch beſteht. — Ueber das Auftreten W. v. Humboldt's aber in dieſer Verſammlung — ſagt ein andrer Zeitgenoſſe — erſcholl nur eine einſtimmige Bewunderung, ſeine Gabe der Rede, ſein ſcharfes und kühnes Eindringen in die Sachen, wurden von Freund und Feind ſtaunend anerkannt. [6])

Hardenberg fühlte bald die Folgen dieſes Auftritts, und ſah, daß ſein Verwandter nicht mehr zu halten war. Dieſer mußte noch im Dezember d. J. reſigniren und mit einem kleinen Handelsminiſterium, das man ihm aufbaute, fürlieb nehmen. — Das Verhältniß zwiſchen dem Staatskanzler und Humboldt war durch dieſen Vorgang ſehr erſchüttert; auch der König ſcheint ſchon miſstrauiſcher gegen den Letztern geworden zu ſein. Das Publikum aber ſah ihn ſeitdem als das Haupt der Oppoſition an, und mehrmals wiederholte

5) Handſchriftliche Notizen; Allg. Zeitung, 20. Juli 1817 (wo aber Humboldt fälſchlich zum Referenten gemacht wird), und 3. Okt. 1818.

6) Varnhagen von Enſe, Denkw. VI. 200—201.

ſich das Gerücht, der Kanzler wolle von den Geſchäften zurücktreten. „Hätte ihn Humboldt oder Gneiſenau — denn dieſe beiden nannte man — damals abgelöst, ſo wäre er auf den Gipfel des Ruhmes von den Staatsgeſchäften geſchieden, . . . und rüſtigere Hände hätten vielleicht vollbracht, was ſeinen ſchon matteren nicht mehr gelingen wollte.“ [7])

In Berlin fand Humboldt auch ſeinen alten Freund F. A. Wolf, nach langer Trennung, wieder. Wolf, vielfach angefeindet von Schülern und Genoſſen, fühlte ſich immer unwohler in ſeinen Verhältniſſen; an Humboldt aber ſchloß er ſich nur deſto feſter. Als er in dieſem Jahre, zum Erſatz des Muſeums der Alterthumswiſſenſchaften — deſſen Unterbrechung Humboldt ſehr ungern geſehen hatte — die litterariſchen Analekten eröffnete, ſchickte er, ſtatt Vorworts, ein Schreiben an dieſen Genoſſen voraus, [1]) in dem er alle ſeine Klagen und Bitterkeiten ausſchüttete. Zugleich empfiehlt er ihm, „dem Freunde mehrerer Mitarbeiter,“ die neue Zeitſchrift, mit dem Wunſche, daß er, wenn es ſeine Muße erlaube, ſie mit eignem Antheil fördern wolle.

Er nahm auch politiſch Partei für Freund Humboldt, und es ſchien kurz darnach Manchem, als ſei er ein von dieſem zurückgelaſſener Poſten. Man ſagte ihm ſogar nach, er theile jenem in altgriechiſcher Sprache, als der ſicherſten

---

7) Ebendaſ., VI. 227–28.

1) Litterariſche Analekten, vorzüglich für alte Litteratur u. Kunſt, her. v. F. A. Wolf, B. 1. Berlin, 1817–18. S. III.–XXII. Humboldt wird unter der Chiffre: H. W. G. H. angeredet; der Brief war wirklich geſchrieben und zu dem jetzigen Zweck nur etwas erweitert worden; er iſt datirt 18. April 1816.

Geheimſchrift, die verfänglichſten Neuigkeiten mit. Gewiß eine thörichte Beſchuldigung, äußert Varnhagen. [2])

---

Im Juli ging Humboldt von Berlin ab, und machte zunächſt eine Reiſe nach Schleſien, um ſich die Güter auszuwählen, die ſeine Dotation ausmachen ſollten. Er nahm, wie wir ſchon bemerkt haben, die Herrſchaft Ottmachau. Darauf beſuchte er — in der erſten Hälfte des Auguſt — den Staatskanzler in Carlsbad, wo dieſer eine Kur brauchte. So erſchüttert ihr Verhältniß war, blieb doch zur Zeit alles übertüncht. Es wurde hier verabredet, Humboldt ſolle den Kanzler am Rheine erwarten, um mit ihm gemeinſchaftlich dort die neuen Beſitzungen zu organiſiren.

Kaum aber war Humboldt abgereiſt, ſo that es dem Kanzler leid. Humboldt erhielt Nachricht, daß ſeine Anweſenheit in London dringend ſei, und er demnächſt auf dieſen Poſten ſich begeben möchte. Einen Mann, der überall, wo er ſprechen oder handeln konnte, ſo mächtig auftrat, der eben erſt im Staatsrath eine ſolche Bewegung verurſacht hatte, wollte der Staatskanzler nicht in ſeiner Nähe haben; er ertheilte daher jene Beſtimmung, die nicht wohl abzuweiſen war. Zwar riethen Freunde, Humboldt ſolle (da der Kanzler ſeine längſt gegebenen Verſprechungen in Betreff eines Miniſteriums nicht halten zu wollen ſcheine) London wieder ausſchlagen, und in den Staatsrath zurückkehren. Abweſend werde er verlieren. Er aber entſchloß ſich, zu gehen. [1])

Ende Auguſt ſchon war er in Frankfurt. Hier wollte er den Staatskanzler, der auf dem Wege nach den Rheinprovinzen täglich eintreffen konnte, erwarten. Allein plötzlich

2) Varnhagen v. Enſe, Denkw., VI. 235.

1) Nach handſchriftlichen Mittheilungen.

kam die Nachricht, der Fürſt ſei erkrankt, und habe, ſtatt nach dem Rheine, den Weg nach Pyrmont eingeſchlagen. Mit einigen dringenden Aufträgen ſandte er den geheimen Rath Rother nach Frankfurt. Humboldt's Abreiſe ſtand nun nichts mehr im Wege.

Doch weilte er noch einige Zeit daſelbſt. Varnhagen — damals preußiſcher Geſchäftsträger am badiſchen Hofe — begegnete ihm dort, und berichtet, Humboldt habe zwar verhehlt, daß er ungern nach London gehe, jedoch durchblicken laſſen, daß er nicht lange dort bleiben werde. [2]) — In Frankfurt ward Humboldt das Vergnügen zu Theil, ſeinen greiſen Lehrer Dohm, den würdigen Veteranen der preußiſchen Diplomatie, noch einmal wieder zu ſehen. Dohm war höchſt erfreut über dies zufällige Zuſammentreffen. Er kam von einer Rheinreiſe zurück, und fand in Frankfurt unſern Humboldt und den in preußiſche Dienſte getretenen geh. Legationsrath Klüber. Beide machten ihm ſehr intereſſante Mittheilungen, auf deren Natur die Bemerkung von Dohms Schwiegerſohn und Biographen [3]) ſchließen läßt, wenn er ſagt, ſie hätten nur aufs neue bethätigt, daß dem allergrößten Theil des jetzt lebenden Geſchlechts die eigentlichen Triebfedern und Beweggründe, hinſichtlich deſſen ſowohl, was geſchieht, als deſſen, was unterbleibt, nicht bekannt würden, indem gerade die am beſten unterrichteten Perſonen zu ſchriftlicher und öffentlicher Mittheilung nicht Zeit, nicht Luſt, oder auch die ſonſt nöthige Vergünſtigung nicht hätten.

In der zweiten Hälfte Septembers ging Humboldt nach London ab. Er reiſte über Brüſſel, wo gerade die königliche

---

2) Varnhagen v. Enſe, Denkw., VI. 207.

3) Ch. W. Dohm. Nach ſeinem Wollen u. Handeln. Von W. Gronau. Lemgo, 1824. S. 535.

Familie Hof hielt. Varnhagen, [4]) der zufällig auch eine Reise dahin gemacht hatte, traf abermals mit ihm zusammen, und hatte zugleich mit ihm eine Audienz beim Prinzen von Oranien. Der preußische Gesandte Fürst von Hatzfeld stellte sie Sr. königl. Hoheit vor.

---

Am 8. Oktober 1817 meldeten Londoner Zeitungen, der neue preußische Gesandte, Baron v. Humboldt, sei, in Begleitung seines Legationssekretärs, Frhrn. v. Bülow, über Harwich zu London eingetroffen. Den 10. Okt. hatte die feierliche Aufwartung beim Prinz Regenten in Carltonhouse — dem königlichen Palaste — Statt. Er fuhr in den Wagen des österreichischen Botschafters, Fürsten Paul Esterhazy, beim Prinzen auf, und wurde, unmittelbar nach dem neuen spanischen Gesandten, durch den Staatssekretär des Auswärtigen, Lord Castlereagh, Sr. königl. Hoheit vorgestellt. In seiner Begleitung waren die Herren Jouffroy, Bülow und Graf Luñ. Humboldt erhielt noch am selbigen Tage eine Privataudienz, in der er sein Beglaubigungsschreiben überreichte. Die eigentliche Antrittsaudienz hatte er erst am 5. Dezember. [1]) Denn kurz nach seiner Ankunft in London setzte der Tod der Prinzessin Charlotte, Erbin des Thrones und Gemahlin des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, den Hof, wie ganz England, in tiefste Trauer.

---

4) Zu seinen Denkwürdigkeiten (VI. 217—18) sagt er, er sei im höchsten Grade gespannt gewesen, wie Humboldt, der geistreiche, witzige, nach allen Seiten schlagbereite, in allen Gebieten einheimische Mann, sich hier benehmen würde. Dieser fand aber noch viel höher, als er sich gedacht hatte. Obwohl der Prinz ganz liebenswürdig war, fand Humboldt sich doch nicht zu dem geringsten Aufwand, nicht einmal zu einer etwas eleganten Phrase bewogen, und war in nichts von den gewöhnlichen Diplomaten zu unterscheiden. Der kundige Altmeister des Faches, sagt Varnhagen hinzu, kannte das Terrain. „Wo die Kosten schon anderweitig bezahlt sind, muß man sie nicht doppelt bezahlen wollen."

1) Allg. Zeitung, 19. und 23. Okt. 18. Dez. 1817.

Dem Prinz Regenten war Humboldt eine sehr erwünschte Erscheinung. Er zeichnete ihn auf jede Art aus, und bewies ihm große Vertraulichkeit. „Am Sonnabend" — sagte der Londoner Courier vom 26. März (1818) — „wohnte der Prinz Regent einem glänzenden Mittagsmahl beim preußischen Gesandten, Freiherrn v. Humboldt, bei. Der Prinz erklärte seinen Willen, daß die alte englische Herzlichkeit bei der Tafel herrsche, und sang selbst zwei Lieder, als das Tischtuch weggenommen war."

In den Geschäften herrschte freilich noch der altgewordene Torysmus; auch das Auswärtige leitete noch Castlereagh. Aber schon trat die Gegenpartei mächtiger im Parlament hervor, und kündete sich die Veränderung an, die später Canning ans Ruder brachte. Ueberhaupt bot England — die Hochschule des öffentlichen Lebens — dem Manne, dem in der Verfassungsfrage seines eigenen Vaterlandes noch eine bedeutende Rolle bestimmt war, ein sehr lehrreiches und gewichtiges Schauspiel dar. Und gewiß hat ihm dies den Aufenthalt werth gemacht, wenn ihm auch das materielle Treiben, so gut als das aristokratische, nicht immer sehr behagen mochte. Dafür spricht auch das Wort von J. G. Vollmann, dem unternehmenden Deutschen, der unsern Humboldt schon in Wien kennen gelernt hatte, und jetzt in London sich aufhielt. Er schrieb (28. Nov. 1817) an Varnhagen: „Herrn von Humboldt habe ich vor ein paar Tagen gesehen, — er ist recht freundlich, findet die englischen Nebel ganz anders, wie die deutschen — sie sind pittoresk und interessant. Uebrigens scheint er sich dem Allgemeinen hinzugeben, und würde auch in der größten Spannung noch das Alberne und Groteske des zwecklosen Gedränges bemerken." [2]

2) Mitgetheilt in Varnhagen's Denkw. und verm. Schriften, I. 178.

Fragen wir nach den eigenen Geschäften, die Humboldt auf diesem Posten betrieb, so sind uns wenigstens einige der wichtigeren zu bezeichnen vergönnt: I. Die Betreibung von Maßregeln gegen die Barbaresken. Von mehreren Seiten, namentlich von Hamburg aus, arbeitete man damals dahin, der Piraterie der nordafrikanischen Staaten ein Ende zu machen. Preußen verfocht lebhaft die Sache, ohne zur Zeit den Zweck ganz zu erreichen. [3]) — Humboldt schloß II. eine Uebereinkunft zur Ausrottung des Negerhandels. Er versprach, daß Preußen das Durchsuchungsrecht bei den Mächten des Continents thätigst unterstützen würde, wogegen England sich anheischig machte, Schritte gegen die Barbaresken zu thun, und den deutschen Schiffen den Eintritt in das Mittelmeer, aus dem sie bis dahin so gut wie ausgeschlossen waren, zu eröffnen. Leider hat der nachherige preußische Minister Bernstorff sich dem Durchsuchungsrecht — dem einzigen wahren Mittel zur Abschaffung des Negerhandels — lange engherzig widersetzt. [4]) — Endlich war Humboldt III thätig beim Abschluß der preußischen Anleihe vom J. 1818. Im April d. J. kam der w. geh. Oberfinanzrath Rother — gegenwärtig Minister, auch unserm Humboldt bis in den Tod zärtlichster Freund! — nach London, um diese Anleihe mit S. v. Rothschild zu unterhandeln. Er brachte sie sofort zu Stande; Humboldt leistete aber bei den Formalitäten

---

3) Im Sept. 1818 las man in ministeriellen Blättern, Baron v. Humboldt, der preußische Gesandte am englischen Hof, habe wegen des Unwesens der Barbaresken ein Memoire in London übergeben, wovon Abschriften den Ministern der drei andern Höfe mitgetheilt worden seien. Darauf habe die englische Regierung erklärt, daß sie zwar aus Grundsätzen der Humanität dem Antrage des preußischen Hofes beitreten wolle, jedoch nur in dem Falle [?], wenn auch die andern europäischen Mächte dasselbe zu thun bereit waren. Vergl. Allg. Zeitung, 13. Sept. 1818.

4) Nach handschriftlichen Angaben.

dieſer Angelegenheit ſeine Dienſte. Londoner Blätter vom 30. Okt. berichten: den Tag vorher hätten der preußiſche Geſandte Frh. v. Humboldt, der Rath Bornemann, und Hr. Rothſchild vor einem Notarius der Bank von England die Sicherheits- und Hypothekeninſtrumente für das preußiſche Anlehn von 5 Millionen Pf. St. übergeben. [5])

---

Nicht lange nach ſeiner Ankunft in London war Humboldt entſchloſſen, den Poſten bald aufzugeben. Seine Gemahlin hatte ihm geſchrieben, daß ihre Geſundheit ſich verſchlimmere, und ihr den Aufenthalt in dem feuchten England ſchlechterdings nicht erlaube. Eine ſolche Familientrennung war aber Humboldt auf die Länge unerträglich. Er bat daher, ſchon im Frühjahr, daß man ihn des Poſtens entheben möchte.

Jetzt aber begann der Undank gegen ihn ſich auffallend zu entwickeln. Schon im Nov. vorigen Jahres hatte man ein eignes Miniſterium des Kultus und öffentlichen Unterrichts eingerichtet, und damit den Frh. v. Altenſtein betraut. Jetzt ging man damit um, einen längſt gehegten Plan auszuführen, und dem Miniſterium des Aeußern wieder einen eigenen Chef zu geben. Als ob aber Niemand im Staate vorhanden, der dieſes Poſtens würdig erſchienen wäre, zog man einen Ausländer herein, einen Mann von gewiß edlem Charakter, deſſen Perſönlichkeit überall anmuthete, der aber auch nicht entfernt die hervorſtechenden Fähigkeiten beſaß, die dieſe Wahl hätten erklären können. Alle Welt hatte vielmehr den Mann auf dieſer Stelle erwartet, der dem Vaterland in den ſchwierigſten Zeiten die anerkannteſten

5) Allg. Zeitung. 11. Nov. 1818.

Dienſte geleiſtet hatte. Der Kanzler hatte es dieſem ſelbſt verſprochen. Wir wiſſen zwar, was man in einigen Rückſichten gegen Humboldt geltend machte. Möglich war es, daß ein Geiſt von dieſer Ueberlegenheit einem Staate, der in Friedenszeiten manchmal wie auf Eiern gehen muß, manche Mißliebigkeit hätte zuziehen können. Die Diplomaten ſcheuten ihn. Rußland zumal würde ſchlimm dazu geſehen haben. Aber wußte denn der Staatskanzler dies 1815 nicht ſo gut, als 1818? Im April des letztgenannten Jahres trug man zum erſten Male dem Grafen Chriſtian v. Bernſtorff, bisher däniſchen Geſandten am preußiſchen Hofe, dieſes Amt an. Man hat ſogar behauptet, die Ernennung ſei durch des Kanzlers Furcht vor Humboldt's Rückkehr beſchleunigt worden. Sie aber lag gewiß längſt in der Politik des Fürſten. Wir wiſſen nur, daß man den Antrag ſchon im Mai mit größtem Nachdruck wiederholte, und daß im Auguſt die däniſche Hofzeitung Bernſtorff's Entlaſſung und deſſen Uebertritt in preußiſche Dienſte verkündete. Er erſchien aber als preußiſcher Miniſter erſt auf dem Congreß zu Aachen, wo auch nicht Humboldt, ſondern Bernſtorff den ſchwarzen Adlerorden erhielt — als hätte dieſer ſich ſchon das größte Verdienſt um den preußiſchen Staat erworben!

Dieſe Berufung machte große Senſation. Humboldt ſelbſt war gereizt, weniger durch den Vorgang an ſich, als über den Staatskanzler, der wirklich nicht redlich an ihm gehandelt hatte. Bezeichnend ſcheint uns auch eine Aeußerung, die der damalige niederländiſche Geſandte in Rom, J. G. v. Reinhold, in einem Briefe vom 7. Nov. 1818 nach Deutſchland ſchrieb [1]) „Die Frau v. Humboldt," ſagt

1) Mitgetheilt in den (Dorow'ſchen) Denkſchriften u. Briefen zur Charakteriſtik der Welt und Litteratur, Th. V. Berlin 1841. S. 220.

er, „macht keinerlei Anſtalt zum Abzuge, lebt aber immer mehr für ſich. Die Verhältniſſe ihres Mannes haben ſie ſehr verſtimmt; auch leidet ihre Geſundheit. Ich möchte wiſſen, wie man in Preußen überhaupt die Einſchiebung des Grafen v. Bernſtorff anſieht.“ [2])

Es ſcheint, als wenn Humboldt, nachdem er Kunde

---

2) Um zu hören, wie man in Preußen den Vorgang aufnahm, wollen wir die Stimme eines Hardenbergianers und dann die des Frh. v. Stein anführen. Der mehrerwähnte Th. G. v. Hippel, in ſeinen „Beiträgen zur Charakteriſtik Friedrich Wilhelms III.“ (Bromberg, 1841, S. 151 — 2) äußert ſich bei Ernennung des Grafen Bernſtorff zum Miniſter des Auswärtigen alſo: „Die öffentliche Meinung hatte zwar, ſtatt Bernſtorff, den eingebornen Wilhelm v. Humboldt für ſolche Stellen ernannt zu werden erwartet. Humboldt's durchdringender Verſtand bedarf auch keiner Lobrede. Allein er theilte mit allen Mannern von großer Geiſtesüberlegenheit, denen die Hingebung des Gemüths fehlt [?], die zur Liebenswürdigkeit wird, das Schickſal: mehr gefürchtet, als geliebt zu werden. Niemand mag in den Geheimniſſen ſeiner Gedanken gern von einem Andern erforſcht werden. Humboldt's angeborner, durch die Kultur tiefer Wiſſenſchaften geſteigerter Scharfſinn, das Talent, Andere zu ergründen, war den ſogenannten klugen Leuten unerträglich. Geniale Kopfe befreundeten ſich bald mit ihm aus Wahlverwandtſchaft. War er ihnen, wie meiſtens, an Wiſſenſchaft überlegen, ſo lernten ſie gerne von ihm, an den Strahlen ſeines Genius ſich ſonnend.“ Dann fährt er fort: „Es mochte nothwendig geſchienen haben, einen Mann von Verſtand, Offenheit und Liebenswürdigkeit, aber geringerem Talent, an die Spitze von Geſchäften zu ſtellen, die einer häufigen perſönlichen Mittheilung mit klugen Leuten, den Gefandten, unterworfen ſind, als einen Mann, der nur Geiſt war, nichts als Geiſt.“ — Auf dieſes, unter ſolchen, die Humboldt nur mehr äußerlich oder aus den Geſchäften kannten, weit verbreitete Urtheil laſſen wir das des Frh. v. Stein folgen. Nachdem dieſer auf das Gerücht, daß Humboldt ſich zurückziehen wolle, ſchon in einem Briefe vom 17. Aug. 1818 angedeutet hatte: wie ſich viele der beſſern und tüchtigern Manner ganz von dem Staatskanzler abgewendet hätten, ſchrieb er den 16. Sept. an Herrn v. Gagern: „Bernſtorff iſt ein vortrefflicher, edler Mann. Welche Stellung er gegen den König, gegen den Staatskanzler hat, weiß ich nicht; ob er Kraft habe, den Stall des Augias auszumiſten, iſt eine Frage, die ſeine Geſchäftsführung erſt beantworten wird. An Geiſt und Wiſſen übertrift ihn Humboldt unendlich, und ich bewundre die Geſchicklichkeit des Staatskanzlers, alle tuchtige, talentvolle Manner lahm zu legen. — Der Geiſt des Herrn iſt von ihm gewichen, der Segen des Himmels fehlt dem alten Sunder, nichts gedeiht unter ihm, nichts gelingt ihm.“ (v. Gagern, Mein Antheil an der Politik, Th. IV. Stuttg. u. Tübingen, 1833. S. 61).

von dieſer Miniſterialbeſetzung bekommen, nun geradezu reſignirt, und die Entlaſſung von ſeinem Poſten gefordert habe. Im Auguſt cirkulirte wenigſtens, gleichzeitig mit der Nachricht von Bernſtorff's Berufung, allenthalben das Gerücht, Humboldt habe ſeine Entlaſſung gefordert, und wolle ſich zurückziehen. Einige ſagten, von allen Geſchäften, Andere, um nur im Staatsrath thätig zu ſein. General v Gneiſenau, hieß es, werde ihn in London erſetzen. [1]) Daran war vieles voreilig. Es bereitete ſich damals der große Monarchen- und Miniſtercongreß zu Aachen vor. Bis dahin ſcheint man Humboldt vertröſtet zu haben, dort werde auch er erſcheinen und da ſeine Angelegenheit erledigt werden.

Im September kam Alexander von Humboldt zu ſeinem Bruder nach London. Er kam von Paris, und ging (im Okt.) nach Aachen, wohin ihn der König gerufen hatte, der immer größere Freude in ſeinem Umgange fand. Den 13. Okt. traf er in Aachen ein. Alexander beabſichtigte damals, einen längſt entworfenen Reiſeplan, nach Tibet und in den malaviſchen Archipelagus, endlich zur Ausführung zu bringen. Der König ſetzte ihm, zu Aachen, einen jährlichen Zuſchuß von 12,000 Thlrn. für die Dauer dieſer Reiſe aus. In einigen Monaten ſollte ſie ins Werk geſetzt werden. Sie kam aber doch nicht zu Stande; Alexander ging den 26. Nov. nach Paris zurück, und lebte daſelbſt noch eine Reihe Jahre nur ſeinen Studien.

Mochte nun Wilhelm noch von Geſchäften in London zurückgehalten oder der Ruf, in Aachen zu erſcheinen, noch

1) Allg. Zeitung, 24 Aug. 3. Okt. 1818.

nicht an ihn ergangen sein, er blieb noch mehrere Wochen in England zurück. Als er erschien, waren nicht nur die Hauptgeschäfte dieses Congresses fast schon beendet, die Aufhebung der französischen Okkupation beschlossen ꝛc, sondern auch eine Nebenfrage, die dort zur Entscheidung gebracht wurde, die badische Erbfolge und Territorialangelegenheit, schon so gut wie zum Schlusse geführt. [1]) In dieser Sache war Humboldt früher in Frankfurt thätig gewesen, und sollte es demnächst wieder sein. Es scheint, daß seine schleunige Ankunft damit in Verbindung stand. Den 5. November meldeten die Nachrichten aus Aachen, daß er mit Kourierpferden von London eingetroffen sei. [2])

Die Erbfolge der Grafen von Hochberg konnte eigentlich schon im J. 1817 als entschieden erachtet werden; und somit — da die günstige Gelegenheit, Baden hinlänglichen Ersatz zu schaffen, für jetzt vorüber war — auch die Territorialangelegenheit. Der Kaiser von Rußland gab wieder einmal den Ausschlag. Doch fand das badische Haus und Volk auch an Preußen einen eifrigen Beschützer. Preußen hatte das Benehmen des bayrischen Cabinets vom J. 1814 noch nicht verschmerzt; auch wünschte es, in einer Zeit, wo es sich selbst in noch so gespannter und gehemmter Lage sah, nicht, diesen Mittelstaat so günstig arrondirt zu sehen; endlich wollte es, aus guten Gründen, die Staaten am Oberrhein nicht zum Vortheil dieses Dritten verringert sehen. Nur das schien sonderbar, daß man das übrige Deutschland,

1) Preußischer Seits wirkten jetzt Hardenberg u. Bernstorff allein. Wir glauben, daß in vertraulichen Besprechungen damals auch andere deutsche Angelegenheiten berührt wurden, in einer Weise, worüber das J. 1819 völlig aufklärte. Metternich u. Hardenberg waren schon vor dem Congreß in Coblenz und auf dem Johannisberg zusammengetroffen! Schritt für Schritt ging das Wiener Cabinet auf sein Ziel los.

2) Allg. Zeitung, 14. Nov. 1815.

den Bund, auch jetzt nicht fragte. Die Sache wurde in Aachen von den Großmächten entſchieden, das Succeſſionsrecht anerkannt; die formelle Erledigung der Territorialangelegenheit aber nach Frankfurt gewieſen, wo ſich zum Abſchluß dieſer Sache, auf den Grund der Aachener Beſtimmungen, ſo wie zur Fertigung eines allgemeinen Territorialreceſſes die früher dort geweſene Commiſſion und zwar in denſelben Perſonen, die 1816 darin gearbeitet hatten, nochmals verſammeln ſollte.

Nach London kehrte Humboldt nicht wieder zurück; Frh. v. Bülow blieb dort, und verſah mehrere Jahre die Geſchäfte. Humboldt ſollte zunächſt nach Frankfurt gehen; im Uebrigen ward ihm nun doch die Ausſicht auf ein Miniſterium in Berlin eröffnet, oder wenigſtens auf die Hälfte eines ſolchen, welche man dem alternden Herrn v. Schuckmann abzunehmen gedachte. Das Verhältniß mit Hardenberg war äußerlich hergeſtellt, beſonders während der Anweſenheit des jüngeren Humboldt zu Aachen. Hardenberg machte die Zuſage, weil er wohl einſah, daß der König ein ſolches Talent nicht wollte feiern laſſen.

Hardenberg und Humboldt verweilten noch in Aachen, als die Fürſten und Miniſter ſchon abgereiſt waren. Anfang Dezember verließen auch ſie den Congreßort; ſie paſſirten am 4ten beide durch Coblenz, [3]) von wo der Kanzler direkt nach Berlin ging, der Andere nach Frankfurt.

Hier traf Humboldt einige Tage nachher ein; [4]) J. v. Anſtett war ſchon dort; alsbald langten auch die beiden andern Glieder der Territorialcommiſſion, Lord

3) Allg. Zeitung, 11. Dez. 1818.

4) Ebendaſ., 17. Dez.; Frh. v. Stein an Gagern, aus Frankfurt, 18. Dez.

Clancarty und Freiherr v. Weſſenberg, daſelbſt an. Von Bayerns Seite ward Herr von Pfeffel zu Unterhandlungen erwartet.

Fürſt Hardenberg zögerte wie gewöhnlich, und hätte den kräftigeren Genoſſen vielleicht nochmals von Berlin zu entfernen gewußt, wäre nicht in der unmittelbaren Nähe des Königs ein Mann geweſen, der Humboldt's Ankunft wünſchte, in der Hoffnung, durch ihn ſeinen Einfluß gegen den des Fürſten von Wittgenſtein zu ſtärken, nämlich der freigeſinnte, edle Witzleben, [1] zur Zeit Generaladjutant und vertragender Rath des Königs. Dieſer beſtärkte den Monarchen in dem Wunſche, W. v. Humboldt als verwaltendes Mitglied des Miniſteriums nach Berlin zu ziehen. Hardenberg weigerte ſich, wie man ſagt, und als er ſah, daß dem Uebel nicht mehr auszuweichen war, ſuchte er bei der Theilung des Miniſteriums des Innern Humboldt's Stellung ſo beengt als möglich zu machen.

Durch Cabinetsordre vom 11. Jan. 1819 wurde

1) „Eine wichtige Perſon im Leben dieſes Königs, von ausgezeichnetem natürlichen Talent, freier Denkart, zu ſentimental als Geſchäftsmann, zu vertrauend, nach mehr ſtrebend, als er umfaſſen konnte, überaus anmuthig in Gefühl u. Sitten, der aber leider! unvorſichtig, vielleicht mehr aus Ruhmliebe, als aus Luſt zu gefallen, ſich tief in die Agendenſache verſtrickte, ſie erleichterte u. hier viel Unheil beförderte.“ So wird Witzleben von Unterrichteten geſchildert. Die Freundſchaft mit Humboldt dauerte ungeſchwächt fort, auch als dieſer aus den Geſchäften geſchieden war; Witzleben ſuchte noch ſpäter ſeinen Rath und blieb ihm mit größter Innigkeit bis ans Ende zugethan, ſo daß Alexander v. Humboldt beim Tode des Bruders zu der Aeußerung ſich veranlaßt fand: „Kein Bruder ſei Witzlebens treueſter politiſcher und auch gemüthlicher Freund und am tiefſten von dem Gefühl durchdrungen geweſen, daß die Natur in demſelben die edelſten Gaben des Geiſtes, der Charakterſtärke u. der zarteſten Sinnesart vereinigt habe!“ Vergl. Dorow's Joh v. Witzleben. Leipzig, 1842. S. 71.

Fürſt von Wittgenſtein des Polizeiminiſteriums entbunden, dieſes ganz aufgehoben und mit dem Miniſterium des Innern vereinigt. Von dieſem wurden dagegen folgende Gegenſtände getrennt: a) die ſtändiſchen Angelegenheiten und Verhandlungen mit den Landſtänden; b) die ſtädtiſchen und übrigen Communal-Sachen; c) das Provinzial- und Communal-Schuldenweſen; d) die ſogenannten landſchaftlichen Creditſyſteme; e) die Militärſachen, inſofern ſie nicht als rein militäriſch vom Kriegsminiſter ausſchließlich beſorgt werden, alſo die Angelegenheiten der Armee-Ergänzung, der Landwehr-Formation, des Service-, Verpfann-, Marſch- und Einquartirungsweſens, und die Mitwirkung zur Mobilmachung. „Dieſes, nebſt dem Departement des Fürſtenthums Neufchatel, welches der Staatskanzler abgiebt, wird dem Staatsminiſter Freiherrn v. Humboldt, welcher Sitz und Stimme im Miniſterium erhält, anvertraut.“ – Fürſt v. Wittgenſtein ward durch dieſelbe Ordre zum Miniſter des königl. Hauſes ernannt [2]).

Die Nachricht, daß Humboldt nach Berlin kommen und in das Miniſterium treten werde, machte an dieſem Ort gewaltige Senſation. Beſonders das erregte Erwartungen, daß ihm die ſtändiſchen Angelegenheiten übertragen waren, obſchon damit eigentlich mehr die künftige Leitung dieſer Angelegenheiten, als deren Begründung bezeichnet ſein mochte. In jedem Fall aber war derjenige, dem die erſtere zufallen ſollte, auch am erſten berufen, die andere zu fördern. Die ganze Beſtimmung aber kann mit als Beleg dienen, daß ſich der Kanzler in dieſer Sache noch zum großen Theil im Einverſtändniß mit ihm wußte. Auch Stein war ganz zufrieden über dieſe Ernennung. Den 5. Aug. d. J. ſchrieb er

2) Allg. Preußiſche Staatszeitung 24. Jan. 1819.

von Schloß Cappenberg an Bagern: „Von Humboldt's Einwirkung auf die Geſchäfte erwarte ich mir ſehr vieles; er hat hinlängliche Beharrlichkeit und Gewandtheit, um Hinderniſſe zu beſeitigen.“ [3])

Eine wichtige Partie des neugebildeten Miniſteriums waren beſonders die bäuerlichen Verhältniſſe, zumal in einer Zeit, wo man wegen des Verfaſſungswerkes ernſtlich daran denken mußte, die längſt erwartete ländliche Gemeindeordnung zu Stande zu bringen. Die öffentliche Meinung hielt Humboldt ganz für den Mann, der dem Lande dieſen Dienſt leiſten könne. [4])

Die Trennung des Miniſteriums des Innern in zwei Theile war übrigens kein glücklicher Gedanke. Wenn der Eine dieſer Miniſter die Communalſachen, der Andere die Polizei unter ſich hatte, ſo konnte es an Reibungen nicht fehlen. Es hieß auch, Humboldt habe noch Bedingungen zur Uebernahme deſſelben geſtellt, weil er fürchtete, ſowohl mit Hrn. v. Schuckmann, als mit dem Gewerbdepartement des Grafen v. Bülow in Colliſionen zu gerathen. Dieſe

3) v. Bagern, Antheil, IV. 77.

4) Wie ſehr dieſer dem Gemeindeweſen ſein Augenmerk zugewendet, geht aus einem ſpäter noch zu erwähnenden, ohne Zweifel an Wißleben gerichteten Schreiben, dat. 29. Nov. 1821, hervor, worin er dem Empfanger des Briefes vorrückt, in einer wichtigen Erörterung über die Miniſterien „des wichtigſten Geſchäfts des Miniſteriums des Innern kaum erwähnt zu haben.“ „Ich meine,“ ſagt er, „die innern politiſchen Verhältniſſe des Staats, die Rechte und Stellung der verſchiedenen Claſſen ſeiner Mitglieder, der Corporationen, Stände und Gewerbe gegen einander. Zum Theil ſind dieſe Verhältniſſe allerdings dergeſtalt geſetzlich beſtimmt, daß ihre Erhaltung u. Behandlung der Juſtizbehörde anheim fällt, allein zum Theil ſind ſie anderer Natur: ſie müſſen nach allgemeinen und beſonderen Staatsmaximen geleitet werden. Selbſt der geſetzlich beſtimmte Theil bedarf einer ſolchen Leitung, da z. B. Ew. Hochwohlgeboren gewiß auch öfter bemerkt haben, daß nicht alle Regierungen die Städteordnung in gleichem Geiſte handhaben, wenn ſich auch gewiß keine erlaubt, die geſetzlichen Beſtimmungen derſelben umzuändern oder zu verletzen.“ Bei Dorow, Job von Wißleben. S. 16.

Schwierigkeiten wurden jedoch, soweit als thunlich, gehoben, und man sah der Ankunft Humboldt's zu Berlin entgegen, sobald die Frankfurter Territorialverhandlung beendigt sein würde. [1]

Zu Frankfurt war Humboldt in lebhaftem Briefwechsel mit Wirtzleben und Stein. Mit letzterm besonders hatte er damals viel Verkehr, und es läßt sich denken, daß die Verfassungsfrage Hauptgegenstand ihrer Unterhaltungen war. Stein brachte einen Theil des Winters in Frankfurt zu; im Frühling besuchte ihn Humboldt in Nassau. Den 22. Mai meldete Stein an Wagern: „In diesem Augenblick ist Humboldt bei mir, der sie grüßen läßt." [1] — Auch einer besondern Angelegenheit, die den noch immer thatkräftigen Mann damals beschäftigte, versehlte Humboldt nicht, nach Kräften seine Theilnahme zuzuwenden. Stein gründete damals (20. Jan. 1819) in Frankfurt die Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde, der wir die Herausgabe des großen Nationalwerkes, der Monumenta Germaniae, verdanken. Humboldt konnte durch seine Bekanntschaften im Ausland der Unternehmung wesentliche Dienste leisten, und war auch unter den Ersten, welche die Gesellschaft unter ihre Ehrenmitglieder aufnahm.

Die Geschäfte der Territorialcommission fesselten ihn bis in den Juli zu Frankfurt. Erst Ende Januar war der

[1] Allg. Zeitung, 14. 15. 25. März 1819.

[1] Briefe des Frh. v. Stein an den Frh. v. Wagern, S. 69. 75.

bayerische Gesandte v. Pfeffel eingetroffen. Bayern protestirte natürlich gegen den Inhalt des Aachener Protokolls. Es war aber zu spät. Den 8. Mai reiste der Gesandte ab, ohne etwas bewirkt zu haben [1]) Darauf wurde Seiten der vier Mächte, zu Frankfurt 10. Julius, ein förmlicher Vertrag mit Baden abgeschlossen, [2]) und am 20. d. M. der von dieser Commission entworfene, berühmte Territorialreceß von diesem Tage unterzeichnet. Beide Aktenstücke unterzeichnete auch Humboldt. Der Frankfurter Territorialreceß vereinigte alle seit der Akte des Wiener Congresses in und außer Frankfurt getroffenen Territorialverträge in einem Gesammtinstrument, als eine Art Nachtrag der Congreßakte. [3])

Schon am 22. Julius reiste Humboldt nach Berlin ab. [4])

Ende Juli langte Humboldt zu Berlin an. [1]) Den 12. August ward ihm sein Ministerium von dem Fürsten

1) Allg. Zeitung, 1. Febr., 16. u. 30. Mai 1819.

2) Er hob zu Gunsten Badens, die onerosen Clauseln des Frankfurter Vertrags vom 20. Nov. 1813 auf und garantirte den jetzigen Landerbestand des Großherzogthums. — Im 7. Artikel des Territorialrecesses wurde jeder weitere Anspruch Bayerns auf Schadloshaltung für nichtig erklärt, weil es das Angebotene nicht acceptirt habe. Das stand nun freilich mit den Wiener Conferenzprotokollen in Widerspruch!

3) Der Vertrag vom 10. Jul. u. der Territorialreceß stehen bei Martens, Nouv. Recueil. IV. 604 ff. 634 ff.

4) Allg. Zeitung, 27. Juli.

1) Allg. Zeitung, 6. Aug. 1819. — Noch in demselben Jahre traf auch die Familie, nach so langem Aufenthalt in Italien, wieder mit ihm zusammen. Humboldts wohnten damals im Eckhaus der Behren- u. Charlottenstraße, wo einst Prinz Louis Ferdinand gebaust hatte.

Staatskanzler feierlich übergeben.[2]) Durch eine Cabinetsordre vom 20. deſſelben Monats verordnete der König, daß die den Herren v. Humboldt und v. Schuckmann anvertrauten Miniſterien künftig Miniſterien des Innern heißen, und ſich als verſchiedene Departements durch die Namen der ſie leitenden Chefs unterſcheiden, mithin „Miniſterium des Innern, Departement des Staatsminiſters Freiherrn v. Humboldt," und „Miniſterium des Innern, Departement des Staatsminiſters v. Schuckmann," bezeichnet werden ſollten.[3])

Als Humboldt ſein Miniſterium antrat, ſah es ſchon düſter am politiſchen Horizonte aus. Die Reaktion nahm gewaltig zu; einzelne, zum Theil ſehr beklagenswerthe Ereigniſſe hatten den willkommenſten Vorwand geboten. Ich nenne nur das Wartburgfeſt, die Coblenzer Adreſſe, endlich die Ermordung Kotzebue's. Schon die Coblenzer Adreſſe hatte den König mißtrauiſch gemacht; ſie ſcheint ihn namentlich bewogen zu haben, ſich mit der Verfaſſungsfrage nicht zu übereilen, ſondern das Heft zunächſt feſt und ungeſchwächt in der Hand zu behalten. Schon damals erklärte er (21. März 1815), nicht jede Zeit ſei die rechte, eine Veränderung in der Verfaſſung des Staates einzuführen, und er, der die Verheißung gegeben, behalte ſich auch das Recht vor, zu beſtimmen, wann die Zuſage einer landſtändiſchen Verfaſſung in Erfüllung gehen ſolle. — In die ſchon ſchwüle Atmoſphäre trat nun auf einmal noch der Unglücksfall mit Kotzebue (23. März 1819), den Abſichten einer gewiſſen Partei nur zu erwünſcht. Oeſterreich ſchien nur auf eine ſolche Thatſache gewartet zu haben. Jetzt faßte man ernſtlicher die Univerſitäten ins Auge, auf die ſchon zur Zeit des

2) Ebendaſ., 26. Aug.
3) Ebendaſ., 7. Sept.

Aachener Congreſſes die bekannte Denkſchrift von Stourdza ſo deutlich gewieſen hatte; dann fingen Verdächtigungen nach allen Seiten an, und es begann (Juli 1819) die Demagogenunterſuchung, das Reich des Herrn v. Kamptz. Männer, wie Arndt, Jahn, die Welcker, Reimer u. A. wurden wie Verſchwörer behandelt. Endlich aber beabſichtigte man noch durchgreifendere, allgemeinere Maßregeln. Nach Carlsbad ward ein Congreß deutſcher Miniſter berufen. Ende Julius gingen die Bevollmächtigten dahin ab, von preußiſcher Seite der Miniſter des Auswärtigen, Graf v. Bernſtorff. Auch war über die Gegenſtände dieſes Congreſſes ſchon eine Vorberathung zu Teplitz zwiſchen Metternich, dem Könige von Preußen und dem Staatskanzler Hardenberg gepflogen worden. — So ſah es aus, als Humboldt das Miniſterium antrat. Es war gewiß ein ahnungsreiches Wort, das F. A. v. Stägemann damals (7. Aug.) in einem Briefe niederlegte, indem er, Humboldt's Ankunft berührend, von deſſen „neueſtem Verhängniß" ſprach. [4])

Die öffentliche Meinung aber knüpfte große Erwartungen an dieſen Antritt. Humboldt galt als die Hauptſtütze des Liberalismus in Preußen; immer mehr richteten ſich die Hoffnungen der Fortſchreitenden und Conſtitutionellen auf dieſen begabten Fürſprecher, der noch jüngſt (zu London) Gelegenheit gehabt hatte, neue Erfahrungen über parlamentariſche Inſtitutionen einzuſammeln; der das Verhältniß Preußens zu Deutſchland zu würdigen wußte, und einſah, daß dieſem

4) Siehe K. E. Oelsner's Briefe an Stägemann. Herausg. von Dorow. Leipzig 1843. S. 96.

ohne eine preußiſche Volksvertretung die rechte Conſiſtenz fehle. [1])

Auch täuſchte er, ſo weit es in ſeiner Macht lag, dieſe Erwartungen nicht. Früh ſchon hatten die Freiheitsideen ſich in ihm feſtgewurzelt, er hatte ſogar die Idee individueller Freiheit mit einer Unbedingtheit erfaßt, die zu ſehr über die Bedürfniſſe der wirklichen Welt und insbeſondere unſerer Zeit und unſres Volkes hinwegſah. Wir ſahen ihn von der höchſt praktiſchen Tendenz ausgehen, der Wirkſamkeit des Staates Gränzen zu ſetzen; er that es aber in einer Ausdehnung, der die Menſchen ſelten oder nie gewachſen waren. Die Teutſchen nun gar waren weit entfernt, die Hülfe des Staats ſo weit entbehren zu können. Wir ſahen, wie er das richtige Grundprinzip, daß alles auf Entwicklung der Individualkraft ankomme, daß nicht die Gattung, noch irgend eine größere oder kleinere Gemeinſchaft, und am wenigſten der Staat, ſondern das individuelle Leben, der Menſch und deſſen Ausbildung der höchſte und eigentliche Zweck aller Dinge ſei — wir ſahen, wie er dies Prinzip in einer Unbedingtheit und einer Vereinzelung erfaßte, [2]) von der längeres Nachdenken ihn wohl zurückbringen mußte. Das Prinzip aber gab er darum nicht auf, auch als ihn mannigfache Einſicht in das praktiſche Leben und große Begebenheiten zu einem engern Anſchluß an die Bedürfniſſe der Zeit und des Volkes bewogen hatten.

Dadurch aber zeigte er gerade ſeinen ſtaatsmänniſchen Beruf, daß er, ſobald er es mit der Wirklichkeit zu thun hatte, nicht blos die Richtung *ſeines* Geiſtes, die freilich in dem Gegebenen nicht ganz aufgehen konnte, ſondern eben

1) Siehe z. B. die Correſpondenz aus Erfurt vom 12. Febr. in der *Allg. Zeitung* vom 27. Febr.; die aus Leipzig vom 30. März, in der Beil. dieſer Zeitung vom 22. April 1819.

2) Siehe oben Th. I. S. 171—198.

ſo ſehr die dringenden Bedürfniſſe und entſchiedenen Wünſche der Mehrzahl oder der Gebildeteren ſeiner Zeit und ſeines Volkes um Rath fragte; daß er, durchdrungen von der Ahnung, in den vorherrſchenden Ideen einer Epoche etwas Göttlichem zu begegnen, dieſe Ideen aufſuchte, ſie mit dem eignen Sinnen und Denken in Verbindung ſetzte, und ſo auf perſönliche, aber dem Weltgeiſt befreundete Weiſe in das Allgemeine einzugreifen ſich bemühte.

Es war von jeher lebendigſte Ueberzeugung in ihm, daß nur durch freie Inſtitutionen ein Volk gehoben und geſtärkt werden könne. Er ſelbſt aber würde die Verwirklichung dieſer Freiheit vielleicht auf einem Wege erzielt haben, der ſeinen Lieblingsgedanken mehr entſprach, hätte nicht jener praktiſche Sinn ihn eines Andern belehrt. So hielt er denn die letzten Prinzipien in treuem Sinne, aber er ſchloß ſich inniger an das nähere Bedürfniß der Nation und die vorwaltende Richtung des Jahrhunderts an, die auf Verfaſſungsleben und auf Theilnahme der Bürger an den gemeinſamen Angelegenheiten des Staates zielt. Daß dies die vorwaltende Richtung der Zeit ſei, ſagte ihm der Einklang der jugendlichen und vorgerückteren Zeitgenoſſen; daß es Bedürfniß auch der großen Mehrzahl ſei, die beſonders damals im Allgemeinen noch wenig Luſt bezeigte, in den öffentlichen Angelegenheiten eine Stimme zu führen, verkündeten ihm die glücklichen Reſultate, die jede Aufrüttelung des Volkes aus ſeinem jahrhundertelangen Stillleben in dem Charakter deſſelben hervorbrachte.

Endlich erkannte er, daß dieſer praktiſche Geſichtspunkt dem ideellen die Hand biete. Die deutſche Nation iſt von politiſcher Selbſtbefähigung ſo zurückgekommen, daß man ihr nicht anders mehr dazu helfen kann, als dadurch, daß man ſie gleichſam nöthigt, ſich wieder mit praktiſchen Intereſſen zu beſchäftigen. Das Allgemeine hat noch den meiſten Reiz;

es erweckt den praktiſchen Sinn am leichteſten, und Schritt vor Schritt bildet ſich die Kraft, im engern Kreiſe der leitenden Hand des Staates zu entrathen. — Und einer Stärkung des Gemeinſeins bedarf der Deutſche gleich dringend in nationaler Rückſicht, wenn er nicht Gefahr laufen ſoll, bei nächſter Gelegenheit wieder einmal von Wälſchen oder Koſacken mißhandelt zu werden. —

Schon zu Wien ſahen wir Humboldt die conſtitutionellen Beſtrebungen nach Kräften unterſtützen. Er faßte dabei ſein engeres Vaterland vornehmlich ins Auge, das in dieſem Punkte gleichſam die Mitte halten zu ſollen ſcheint zwiſchen dem zurückſtehenden öſterreichiſchen, und den in dieſer Hinſicht vorgerückten kleineren Staaten Deutſchlands. Er ſtellte ein Minimum ſtändiſcher Rechte auf, dem ſich Preußen unbedingt, Oeſterreich vielleicht bei Provinzialverfaſſung unterwerfen konnte. — Fortan wandte er dem preußiſchen Verfaſſungswerke ſein Augenmerk zu; mit verdoppeltem Eifer, ſeit ihn das Vertrauen des Monarchen in den Conſtitutionsausſchuß und in den Miniſterrath berufen hatte. Er war von der Nothwendigkeit der Reichsſtände für Preußen durchdrungen, und arbeitete jetzt, ſo viel er nur konnte, zur Verwirklichung deſſen, was ſeiner patriotiſchen Ueberzeugung ſowohl für die dauerhafte Befeſtigung der Monarchie und ihrer Stellung in Deutſchland, als für die Entwicklung des preußiſchen Volkes das Zweckmäßigſte ſchien. Und er konnte dies um ſo zuverſichtlicher, da die Akte des deutſchen Bundes und die Zuſage ſeines Königs noch dazu aufmunterten.

Aber auch hier zeigte er ſich als Staatsmann. Er forderte nicht plötzlich, was die Idee des Repräſentativſyſtems auch bei entſchieden monarchiſcher Form zu begehren ſcheint und was er früh ſchon, wie uns dünkt, begriffen hatte [1])

1) Siehe oben Th. I. S. 201–2. 201–3.

Und dieſe Ideen, deren Verwirklichung er der Zukunft überließ, waren von dem abſtrakteren Liberalismus noch ſehr verſchieden. Ruhte doch ſeine ganze Anſchauung der Freiheit auf anderem Grunde! — Er hatte den Geiſt ergriffen, der die Welt durchwebt; aber er glaubte nicht, dem Buchſtaben folgen zu müſſen, in dem er vorübergehend ſich ausdrückt, oder von andern Nationen uns überliefert wurde. [4])

Er forderte von einer preußiſchen Conſtitution nichts, was unter den gegebenen Umſtänden unmöglich war. Er wollte nur die Anfänge des conſtitutionellen Lebens gegründet, und — ſofern es durchzuſetzen — den Weg bezeichnet wiſſen, auf dem ſich einſt weitere Rechte daran knüpfen ließen. Er war im Weſentlichen mit *berathenden* Ständen zufriedengeſtellt; aber nur durch *Reichsſtände* ſah er den Zweck erfüllt. In jenem vielbeſprochenen Minimum von Rechten, die ſein Bundesplan von 1815 ſämmtlichen deutſchen Landſtänden verbürgen wollte, war zwar in zwei beſtimmten Fällen — bei Einführung *neuer* Steuern oder *Erhöhung* der ſchon vorhandenen — den Ständen eine mitbeſchließende Stimme zuerkannt, [5]) es ſind dies aber Fälle, in denen die Regierung auch nur dem Rathe der Stände ſich nicht leicht entziehen dürfte. Dennoch war es ein Glied in der Kette, die noch manches aufnehmen kann;

---

4) Humboldt's Werke — und hier ſind ſeine Schriften aus ſeiner letzten Lebensperiode ſo vollgültig, als die Aeußerungen aus der Zeit ſeines politiſchen Wirkens — enthalten noch manchen Zeugen, der den *deutſchen* Charakter ſeiner politiſchen Richtung bewahrt. „Feſſelloſe Freiheit," ſagt er, „frommt nie auf Erden" (IV, 379). Er fordert, daß man „Geſetzmäßigkeit mit der Freiheit verbinde, d. h. ihr durch Schranken das eigene Daſein ſichere." (Einl. zur Kawiſprache.) Endlich ſagte er ſo ſchön: „das Geſammtſtreben der Menſchheit bezweckt im letzten Reſultate nichts Anderes, als Geſetzmäßigkeit forſchend zu finden oder beſtimmend zu begründen."

5) Siehe oben S. 287.

und ein glücklicher Gedanke, weil es die ſchrittweiſe und geſunde Entwicklung des Verfaſſungswerkes gleichſam verzeichnet.

Humboldt wollte keinen Sprung in den preußiſchen Verhältniſſen gemacht wiſſen; aber einen entſchiedenen Schritt, und keinen halben. Hier war von keiner Schwächung der Staatsgewalt die Rede; ſie ſollte nur ein Mittel an die Hand bekommen, die Wünſche des Volkes beſſer kennen zu lernen. Die Rechte, die dem Volke eingeräumt werden ſollten, waren gering; dadurch aber, daß ein beſtimmter Antheil am Allgemeinen eröffnet wurde, konnte der praktiſche Sinn geſtärkt, der Nationalgeiſt gebildet, politiſche Selbſtbefähigung begründet werden.

Nie war ſeine Meinung, daß man ein Staatsgebäude nach bloßen Grundſätzen der Vernunft aufführen könne [6]. Er hielt es auch für ein Glück, daß unſere frühere Geſchichte ſo manches Vorbild gewährt, das man befragen, daß ſich noch manche Elemente vorfinden, die man benutzen könne. [7]

6) S. oben Th. I. S. 163.

7) Beſonders merkwürdig, in dieſer Rückſicht ſowohl, als für ſein damaliges Streben überhaupt, iſt ein Schreiben, das er, kurz vor ſeinem Miniſterialantritt, an den Verfaſſer einer Schrift: „Ueber die Verfaſſung Weſtphalens," den Hofgerichtsadvokaten Sommer zu Kirchhunden bei Arensberg im Herzogthum Weſtphalen richtete, und aus dem die Abſicht hervorleuchtet, den Gegnern zu ſagen, daß ſie es nicht allein ſeien, die das Hiſtoriſche und noch Vorhandene zu würdigen wüßten. Der Brief lautet: Frankfurt a. M., den 31. März 1815. Ew. Wohlgeboren haben mir durch ihre Schrift ein ſehr ſchätzbares Geſchenk gemacht, und ich habe dieſelbe mit verweilender Aufmerkſamkeit und lebhaftem Intereſſe durchgeleſen. Es wäre ungemein zu wünſchen, daß alle Theile des preußiſchen Staats ſich gleich gründlicher und gunſtvoller Darſtellungen und Beurtheilungen ihrer ehemaligen oder bisherigen Verfaſſungen zu erfreuen hätten. Daß neue Verfaſſungen, wo ſie dauerhaft und beglückend ſein ſollen, ſo viel als möglich müſſen auf einen hiſtoriſchen Grund gebaut werden, daß man bei ihnen von gutgeordneten Gemeindeverfaſſungen auszugehen hat, um aus feſten und lebendigen Elementen ein organiſches Ganzes zuſammenzufügen, und daß der weſentliche Nutzen landſtändiſcher Einrichtungen in der Erweckung und Erhaltung

Namentlich bei Bestimmung der Glieder, die zur Standschaft berufen sein sollen, so wie des Wahlgesetzes war die Rücksicht auf Gerechtsame, die sich bis auf die jüngste Zeit herab erhalten hatten, unerläßlich. Im Allgemeinen aber mußte man mehr das gegenwärtige Bedürfniß zu Rathe ziehen, als die Ueberlieferung, mehr von Grund aus neu bauen, als auf ältere Fundamente stützen. Von Humboldt aber ließ sich auch hier nur das Beste hoffen, und in keinem Falle war er gemeint, die Einführung der Verfassung von dieser Rücksichtnahme auf ehemalige Verhältnisse hinhalten zu lassen.

---

eines wahrhaft staatsbürgerlichen Sinnes in der Nation gesucht werden muß, in der Gewöhnung der Bürger, an dem gemeinen Wesen einen von isolirender Selbstsucht abziehenden Antheil zu nehmen, zu dem Wohle desselben von einem durch die Verfassung selbst bestimmten Standpunkt aus mitzuwirken, und sich auf diesen, mit Vermeidung alles vagen und zwecklos auf's Allgemeine gerichteten Strebens, zu beschränken, darüber müssen alle einig sein, welchen ein Urtheil über diesen Gegenstand gebührt. Jeder Deutsche wird auch mit Freude erkennen, daß die Vorbilder solcher Verfassungen nicht brauchen aus Staaten hergenommen zu werden, die, als neu entstanden, keine Vergangenheit besitzen, oder die sie muthwillig zerstört haben, sondern daß sich dieselben in unserer vaterländischen Geschichte reichlich vorfinden, so wie noch viele Elemente in noch fortbestehender Einrichtung. Die Frage kann nur sein, wie das Neue an das Alte zu knüpfen, wie das örtliche Einzelne zum Allgemeinen verschmolzen werden kann? Und was hernach vom Bisherigen und vom Lokalen aufgeopfert werden muß? Und hierzu liefert Ew. Wohlgeboren Schrift wichtigen Stoff der Betrachtung. Indem ich Ihnen meinen Dank für die Mittheilung derselben wiederhole, bitte ich Sie, die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung anzunehmen. Humboldt. — Kürzer faßte er sich mit der Antwort, die er in einem ähnlichen Falle an den bekannten Kriegsrath v. Colin richtete: „Ew. Hochwohlgeboren danke ich hierdurch ergebenst für die mir unterm 27. d. M. gefällig gemachte Mittheilung des 1. Hefts des historischen Archivs der preußischen Provinzialverfassungen. Es verdient allgemein beifällig aufgenommen zu werden, da es bis jetzt noch an einer Schrift gefehlt, in welcher die Entstehung der brandenburgischen Verfassung und Gesetzgebung, im Zusammenhange mit der äußern Gestaltung der Monarchie, in einer kurzen übersichtlichen Darstellung, historisch-pragmatisch entwickelt ist. Berlin, 30. Okt. 1819. Humboldt." — Diese Briefe bewahrt die Allg. Zeitung vom 10. Juni und 14. Nov. 1819.

Es that auch sehr Noth, daß ein bewegender Geist sich des preußischen Verfassungswerkes annahm, wenn es nicht ganz in Stillstand gerathen sollte. An Materialien fehlte es nicht, allein der Kanzler zögerte, der Constitutionsausschuß hatte bis zum Juli 1819 so gut als nichts gethan. [1] Indeß war das Verlangen nach einer preußischen Constitution immer dringender geworden, seit Baden (1817) damit vorgeschritten und selbst Bayern (1818) den Vorsprung gewonnen hatte. Auch Humboldt soll erklärt haben, Preußen dürfe, nach diesem Vorgange Bayerns, noch weniger zurückbleiben [2]. Doch gerade diese ständischen Verhandlungen in München mochten den Gegnern des constitutionellen Lebens lebhafte Besorgnisse einflößen; und das Wiener Cabinet bot gewiß alles auf, etwas Aehnliches in Berlin zu hintertreiben. Es ging sogar im Sommer 1819 das Gerücht, Fürst Hardenberg habe dem Könige die Grundzüge einer Verfassung vorgelegt; dieser aber habe vor ihrer Genehmigung weitere Vorarbeiten verlangt. Soviel ist gewiß, daß die zunehmende Reaktion mehr und mehr auch auf dieses Werk ihren Druck äußerte. Schon im J. 1818 wollte man oft zweifeln, ob die Regierung mit etwas anderm umgehe, als Provinzialstände einzurichten.

---

1) Oelsner schreibt, 23. Juli 1819, an Stägemann, ein Mitglied dieses Ausschusses: „Aus Ihrem Schreiben, vom 16. d., geht hervor, daß der erlauchte Ausschuß an der Constitution gearbeitet hat, wie die französische Akademie an dem neuen Wörterbuche, über dessen Grundlagen man noch nicht einverstanden ist." (A. a. O., S. 87.)

2) Man schrieb aus Berlin (16. Febr. 1819) in öffentlichen Blättern: „Die Freunde des Hrn. v. Humboldt versichern, die neuesten Vorgänge in Bayern hätten Se. Durchl. den Fürsten Staatskanzler veranlaßt, jenen Minister aufzufordern, seine Ansicht über das System, welches Preußen unter den gegenwärtigen Umständen zu ergreifen habe, zu erkennen zu geben, und Hr. v. Humboldt habe seine Meinung dahin geäußert, daß man keine Zeit verlieren dürfe, die Arbeiten zu dem künftigen Verfassungswerk einzuleiten." Vergl. Allg. Zeitung, 6. März 1819.

Humboldt aber warf ſich mit allem Eifer auf das Verfaſſungswerk. Er hat damit und durch den Auftritt, der ihn ſo ſchnell wieder vom Ruder entfernte, ſeine kurze Miniſteriallaufbahn verewigt. Ungleich ſo Vielen, die ihren Freimuth vergeſſen, ſobald ſie die Staffel erklommen haben, machte er auch jetzt ſeine Anſichten auf das nachdrücklichſte geltend.

Er verfaßte ausführliche Denkſchriften [3]) über Repräſentativverfaſſung für Preußen, und einen Entwurf zur Conſtitution ſelbſt, über den er vorher mit Stein correſpondirt haben ſoll. Beides, dieſe Denkſchriften, ſo wie ſpäter der Entwurf cirkulirten unter den Gliedern des Conſtitutionsausſchuſſes und auch ſonſt in höhern Kreiſen. Allgemein wurde der Scharfſinn bewundert, nur Wenige aber fanden ſich befriedigt, weil man entweder ſchon mehr wollte, als zunächſt in Preußen beabſichtigt wurde, oder auch den kleinen Anfängen eines preußiſchen Verfaſſungslebens abgeneigt war. Das Wort „Reichsſtände" ſchreckte Viele, wie das Haupt der Meduſa.

3) Varnhagen v. Enſe führt in ſeiner Skizze über Humboldt (Denkw. und verm. Schriften, IV. 297–8) eine dieſer Denkſchriften als Zeugniß auf, wie Humboldt oft ſeinen Gegenſtand zu umſtricken, mit den feinſten Gedankenzügen und ſtärkſten Schlußfolgen zu umweben wußte, daß man glaubte, die Sache zu haben, während man doch nur das umhergelegte Netz hatte. „Hauptſächlich in ſeinen diplomatiſchen Arbeiten fand ſich Anlaß zu dieſer künſtleriſchen Meiſterſchaft, den Gegnern nicht ſelten zur hilfloſen Verlegenheit. Bewundernswürdig an Scharfſinn und Freiheit, an feſter Gliederung und Durchführung, iſt beſonders eine Denkſchrift, worin er Verfaſſungsgrundſätze erortert; er giebt die bündigſte, gefälligſte Umhüllung, man glaubt ſchon alles ſicher feſtzuhalten, aber zur Sache iſt nichts gethan, es iſt nur eine Aufgabe, eine geiſtige Uebung geweſen. Jedoch weder die Geſinnung, noch die Thatkraft Humboldt's konnten dabei in Frage ſtehen; in ſo weit als die Aufgaben an ihn gewieſen waren, hat er ſie mit Nachdruck und Weisheit gefördert und die Nothwendigkeit großer Fortſchritte bei jeder Gelegenheit auf das Beſtimmteſte ausgeſprochen... Er hatte auch nach der Einleitung die Hauptſache wirklich ſchon bereitet."

Es geſchah auch wirklich ein Ruck in der Verfaſſungsſache. Kurz nach Humboldt's Eintritt in's Miniſterium ernannte der König eine aus wenigen Mitgliedern zuſammengeſetzte Commiſſion, die einen vollſtändigen Verfaſſungsentwurf bearbeiten ſollte. Dieſer engere Ausſchuß war aus der Mitte der früher bezeichneten Conſtitutionscommiſſion genommen. Er ſtand unter dem Präſidium des Staatskanzlers Fürſten v. Hardenberg, und zählte fünf Mitglieder, nämlich die beiden Miniſter des Innern, v. Humboldt und v. Schuckmann, den wirklichen Geh.-Legationsrath Ancillon, den Geh. Staatsrath und Präſidenten des Appellationshofes zu Köln, Daniels, und den Geh.-Legationsrath Eichhorn [4]). Auch hier waren wieder ſehr entgegengeſetzte Anſichten vertreten; man konnte faſt eben ſo viel Separat-Vota und Entwürfe erwarten, als Mitglieder waren. — Dieſe Commiſſion, hieß es, werde ſofort zur Arbeit ſchreiten und ſolche alsdann dem weitern Ausſchuſſe zur Prüfung vorlegen. Den 13. Oktober ſoll die erſte Sitzung Statt gefunden haben [5]), worauf vielleicht durch Vorgänge, von denen wir bald reden, ſofort eine Unterbrechung herbeigeführt wurde. — So viel wir wiſſen, legte der Staatskanzler ſelbſt dieſer Commiſſion einen Entwurf zu einer reichsſtändiſchen Verfaſſung vor; worauf Humboldt ſeinen eigenen Entwurf [6]),

4) Vergl. Allg. Zeitung, 11 Sept. (Berlin, 4. Sept.) u. die Mittheilung eines ſehr unterrichteten Correſpondenten aus Berlin, vom 30. Sept., ebendaſ., 11. Okt. 1819, die dadurch noch an Glaubwürdigkeit gewann, daß die Voſſiſche Zeitung in Berlin, unterm 6. Nov., ſie großentheils abdruckte, und am Schluß beifügte: Dieſe Commiſſion habe ihre Arbeiten bereits angefangen, und werde ſolche demnächſt der Prüfung des größeren Ausſchuſſes unterwerfen.

5) Allg. Zeitung, 24. Okt. 1819.

6) „Wir haben," ſagt der ſchon genannte Correſpondent der Allg. Zeitung vom 11. Okt., „Entwürfe zur Verfaſſung im Druck und ſchriftlich vor uns, zum Theil mit Einſicht geſchrieben und Gutes enthaltend, und offenbar aus einer wohlmeinenden Anſicht herrührend."

als eine Art Contre-projet, eingab. [7]) Was unmittelbar nach Humboldt's Entfernung vorgegangen iſt, liegt im Dunkel; das letzte Ergebniß werden wir ſpäter berühren.

Trotz aller Conſtitutionsausſchüſſe und Verfaſſungsentwürfe war die ganze Frage noch ſchwebend; ja von Tag zu Tag minderte ſich die Hoffnung, daß wirklich Reichsſtände eingeführt werden würden. Eine mächtige Partei wollte längſt nur Provinzialſtände: Hardenberg ſelbſt beabſichtigte zwar die Einführung von Reichsſtänden, der König aber ſchien für gut zu finden, zuerſt Provinzialſtände zu verſammeln, die überall den örtlichen Verhältniſſen nachgebildet wären. Der Staatskanzler ging darauf ein, und verſicherte Görres (12. Jan. 1818): Seien dieſe provinziellen Vertretungen erſt in Gang geſetzt, ſo würden ſie ſich alsdann ſpäter leicht in einen Reichsrath vereinigen laſſen.

Obwohl wir die oben bezeichneten Humboldt'ſchen Denkſchriften, ſo wie den von ihm verfaßten Entwurf leider noch entbehren müſſen, läßt ſich doch Folgendes mit Beſtimmtheit verſichern. Einmal, daß er in Bezug auf die den Ständen einzuräumenden Rechte mit dem Staatskanzler einig war, und zunächſt für ſie nur eine berathende und begutachtende Stimme begehrte, die Punkte ausgenommen, wo er ſchon in Wien ein Verwilligungsrecht gefordert hatte. Doch würde er auch dieſe Forderung aufgeopfert haben, wenn nur wirkliche Reichsſtände begründet würden. Dagegen läßt ſich nachweiſen, daß er, auch mit dem Staatskanzler, über die Art und Zeit der Einführung differirte. [8])

7) Es iſt zuverläſſig, daß es von Humbolot's Hand einen Entwurf zur Conſtitution gab. Später aber haben ſelbſt viele ſeiner beſten Freunde ſich dieſen nie verſchaffen können. Es wird ſogar behauptet, daß der Entwurf gar nicht mehr vorhanden ſei [?.]

8) Er war überhaupt mit dem Zögerungsſyſtem des Staatskanzlers höchſt unzufrieden und machte bittre Vorwürfe. Was half

Auch ihm waren die Provinzialſtände recht, aber nur, wenn ſie entweder zugleich mit Reichsſtänden oder ganz kurze Zeit vor deren Errichtung eingeführt würden.

Als Zeugniß dafür führen wir ein Schreiben auf, [9]) das Humboldt den 29. Nov. 1821 verfaßt hat. Es iſt ohne Zweifel an den General v. Witzleben gerichtet, und diente als Antwort auf ein Projekt, worüber dieſer um ein Privatgutachten gebeten hatte. Es war nämlich damals, in Folge der öſterreichiſchen Einflüſſe, das ſaubere Projekt aufgetaucht, neben den Sachminiſterien beſondere Provinzialminiſterien zu errichten. Humboldt nun hielt die preußiſche Verwaltung zur Zeit für ſo mangelhaft, als es nur immer die Begünſtiger dieſes Projektes konnten, und berief ſich deshalb auf ſeine zwiefache Erfahrung, ſeine ehemalige als Staatsbeamter, und ſeine jetzige als Privatmann. Aber das jetzt vorgeſchlagene Mittel ſah er für ganz ungeeignet an, ſie zu verbeſſern, und es war ihm leicht, es zu beweiſen. Er warf hiebei eine Menge treffender Winke hin, führte die Nothwendigkeit der Einheit in den Regierungsmaßregeln, zumal für den preußiſchen Staat, zu Herzen, [10]) und ergriff ſchließlich dieſen Anlaß, um ein nachdrückliches Votum

es auch, eine Commiſſion nach der andern zu ernennen, wenn man hinterher alle Mittel aufſuchte, den Zweck zu eludiren!

9) Mitgetheilt von Dorow in der Schrift: Joh. v. Witzleben. Mittheilungen deſſelben und ſeiner Freunde zur Beurtheilung preußiſcher Zuſtände und wichtiger Zeitfragen. Leipzig, 1842. S. 13–34. Wir können dieſe koſtliche Reliquie zugleich für einen Beleg der geiſtvollen und graziöſen Art anſehen, womit Humboldt politiſche Fragen behandelte.

10) „Das Weſen des Staats beſteht in der Verknüpfung der einzelnen Kräfte zur Geſammtkraft. Das Regieren verlangt daher zuerſt Einheit in allen Maßregeln, die von dem oberſten Regierungspunkt ausgehen. Außer ſeinem allgemeinen Zwecke, außer dem Bedürfniß ſeiner Mitglieder, ihre Kräfte, ſofern ſie dem Staat angehören, nicht durch Zerſplitterung geſchwächt, ſondern durch

über die verwandte ständische Frage, nämlich über die Untauglichkeit bloßer Provinzialstände, abzugeben. Der Schluß dieses Schreibens lautete also:

Ein Bedenken möchte ich jedoch Ew. Hochwohlgeboren mittheilen, da Ihr Aufsatz auf die Möglichkeit so wichtiger Veränderungen in der Verwaltungsorganisation schließen läßt. Sie erwähnen selbst des genauen Zusammenhangs, der zwischen der Einrichtung der höchsten Verwaltungsbehörden und der Entscheidung der Frage über die ständische Einrichtung ist. Dieser Zusammenhang aber erstreckt sich viel weiter, namentlich auf die Einrichtung der Regierungen, die Eintheilung in Provinzen, ja selbst auf die Stellung aller Beamten, vorzüglich der Landräthe. Ich gestehe, daß so lange diese Frage schwebend ist, wie sie denn seit dem Erscheinen des Edikts von 1815 nicht anders als schwebend genannt werden kann, ich mir nicht getrauen würde, zu irgend einer andern als ganz unwesentlichen und in nichts bedeutend eingreifenden Veränderung der jetzigen Geschäftsverwaltung zu rathen.

In Rücksicht der Stände äußern Ew. Hochwohlgeboren Ihre Meinung: daß allgemeine Stände nicht, wohl aber zunächst Provinzialstände zu gewärtigen sind. Meine Ueberzeugung ist, daß es sehr bedenklich sein würde, Provinzialstände, ohne allgemeine, zu errichten, und daß, wenn man beide, aber in einem Zwischenraume, will, der Zwischenraum gleich bei der Einführung der erstern unwiderruflich bestimmt und nur sehr kurz, auch, bei dieser Einführung, der Plan für die allgemeinen schon vollkommen festgesetzt sein muß. Provinzialstände können nur für Provinzialzwecke dienen, und Allgemeines kann der Staat nicht durch sie erreichen wollen. Hierin ist die erste Lücke. Denn wenn der Staat einmal Stände für nothwendig hält (und ohne dies muß er sie nicht bilden), so ist es consequenterweise unmöglich, daß in der Nothwendigkeit nicht auch Dinge liegen sollten, die nur durch allgemeine Stände erreichbar sind, und für die man sich nur mit Provinzialständen behilft. Doch ist dies nur ein Mangel.

---

Leitung in gerader Richtung geschenkt zu sehen, hat jeder Staat (der unsrige vorzüglich, der nicht in Europa in die natürlichste Lage gestellt ist) individuelle Maximen, auf denen sein individuelles Leben beruht." (S. 21).

Wenn Provinzialſtände nur über Provinzialgegenſtände reden dürfen, wie denn dies ſtreng gehalten werden muß, und es keine Gelegenheit giebt, über allgemeine Maßregeln auf gleiche Weiſe zu ſprechen, ſo werden ſie künſtlicher Weiſe der allgemeinen eine provinzielle Abſicht, ein einzelnes Intereſſe abzugewinnen ſuchen, und kein Reglement wird ſie hindern können, jene Schranken zu überſchreiten. Dies liegt in der Natur des Menſchen; auch werden ſie ja durch die allgemeinen Maßregeln berührt; ſie können ſie drückend finden, und ſo iſt es natürlich kaum zu tadeln, wenn der Theil, der als Ganzes mit ſeinen Nebentheilen nicht reden darf, doch nun iſolirt für ſich ſprechen will. Entſteht dies aber: ſo erwächſt der Regierung ein ungeheures Hinderniß. Wie ſoll ſie ſich mit vier, fünf, vielleicht noch mehr Verſammlungen, deren jede noch dazu, ihrer Stellung nach, die Sache aus einem einſeitigen Geſichtspunkte anſieht, über eine Maßregel verſtändigen? Dennoch werden die Bewohner der Provinz auf Seite ihrer Stände ſein. So findet die Regierung die Gemüther und die Stimmung überall gegen ſich, und muß ſich gefaßt darauf machen, auch wenn ſie die Maßregeln mit Kraft durchſetzt, dieſen dumpfen innern Widerſtand wenigſtens nur partiell zu beſiegen. Dies iſt eine große, wahre, nicht eingebildete Gefahr, mit jeder Einrichtung von Provinzialſtänden verbunden und unausbleiblich; wie beſchränkt ihre Rechte auch ſein mögen, ſobald ſie nur das Recht haben, zu ſprechen, und ihre Stimme als die Stimme ihrer Committenten gilt.

Die Provinzialſtände werden nothwendig in ihren Anſichten getheilt ſein; es wird daraus mehr oder weniger die Gefahr einer Zerreißung des Staates, wenigſtens in der Gemüthsart und Stimmung, entſtehen. Die Regierung wird daher mehr Schwierigkeit finden, weil ſie bei jeder Verſammlung eigener Argumente bedürfen wird, und weil eine Provinzialverſammlung, ihrer Natur nach, einiger und einer fremden Anſicht ſogar weniger zugänglich iſt. Dagegen werden ſie ſich gegen die Pläne der Regierung leicht gegenſeitig unterſtützen, und dies iſt eine zweite Gefahr. Kein noch ſo ſcharfſinniger Kopf kann ſich herausnehmen, die Gränzen zwiſchen dem zu ziehen, was blos Provinzial-, und was allgemeine Angelegenheit iſt. Der Staat wird ſich vorbehalten müſſen, ſelbſt dies im Einzelnen zu beſtimmen. Dies wird aber wieder eine Quelle von Unzufriedenheit und Mißtrauen werden. Dann werden doch die Provinzialſtände dies ſogar in dem ihnen zuſtehenden Rechte der Beſchwerdeführung ausüben, und welcher Miniſter wird nicht lieber eine von ihm vorgeſchlagene Maßregel vor einer, aus Männern von verſchiedenen Provinzen zuſammengeſetzten Verſammlung, als gegen viele Verſammlungen vertheidigen wollen? Mit

iſolirten Provinzialſtänden wird man keinen der Vortheile allgemeiner beſitzen, allein faſt alle Nachtheile und ganz neue, aus der Schiefheit der Lage entſtehende. Denn jede Provinzialverſammlung wird die fehlende allgemeine erſetzen und vorſtellen wollen, und ſchon der nothwendig werdende ewige Kampf gegen dies Streben iſt ſchädlich und gefährlich da, wo nur das höchſte Vertrauen und die höchſte Einigkeit herrſchen ſollte.

Dies ſind Nachtheile, die ich nebſt andern geringern von allen beſtehenden Provinzialſtänden erwarten wurde. Augenblicklich werden die beiden jetzt nur zu laut gewordenen Parteien ſich darüber freuen. Die eine wird froh ſein, daß wenigſtens keine allgemeinen Stände entſtehen, die andere wird ſich Glück wünſchen, daß es wenigſtens nun Provinzialſtände giebt, und denken, daß die allgemeinen von ſelbſt nachfolgen müſſen. **Die letztere wird Recht haben.** Sie werden, wenn man es auch wollte, kaum zu vermeiden ſein, der Geſchäftsgang wird ſelbſt auf ſie führen; die Schwierigkeiten, welche die Verwaltung bei den Provinzialſtänden finden wird, werden das Gefühl ihrer Nothwendigkeit erregen. Aber es wird ſehr bedenklich ſein, wenn die Regierung dies nicht gleich bei der Einrichtung der Provinzialſtände bedenkt, ſie ſchon da vorbereitet und eigentlich mit jenen, wenn ſie auch in der Zeit nachfolgen, geſtiftet hat. Folgen allgemeine Stände erſt, wenn die Provinzialſtände ſchon öfters verſucht haben, ihre Gränzen zu überſchreiten, ſo iſt es ſchon ſchlimm. Der Geiſt des Inſtituts iſt alsdann ſchon verdorben, und es iſt ſchwer, ihn zu verbeſſern.

Der Ausſpruch des Staats, daß er die Stimme gewiſſer Perſonen für die Stimme des Volks anſehen will, iſt von einer ſolchen Wichtigkeit, daß man ſich dieſelbe nie zu groß denken kann, und keine menſchliche Weisheit kann die Folgen davon überſehen. Damit thut ihn der Staat, ſowie er auf irgend eine Weiſe Stände ſchafft. Sollen denn nun, ſo viel möglich, die Vortheile geärntet, die Gefahren vermieden werden, ſo muß **das Verhältniß der Stände gegen die Regierung durchaus klar, einfach, gerecht und offen ſein.** Ihre Lage muß ſo beſtimmt werden, daß ein Verſuch, die Gränzen derſelben zu überſchreiten, gar nicht vor der Vernunft und dem Gefühl zu entſchuldigen ſein würde, und daß die ſinnliche, aus Leidenſchaften entſtehende Luſt dazu weder Vorwände noch Anreizungen findet. Dieſe Bedingungen ſcheint es mir unmöglich bei Provinzialſtänden, ohne allgemeine, zu erfüllen. Die bei uns wenigſtens allgemein nicht, im Volke wirklich gar nicht vorhandene Luſt, in öffentlichen Angelegenheiten eine Stimme zu führen, wird abſichtlich durch Errichtung von Ständen geweckt, und dadurch, daß es nur Provinzialſtände ſein ſollen, auf einem Punkt

festgehalten, auf dem es nicht natürlich iſt, daß ſie ſollte ſtehen bleiben können. Die theoretiſchen Einwürfe, die man gegen ein ſolches Syſtem machen kann, ſind aber noch die geringſten. Die wahren Schwierigkeiten, Colliſionen, Unbequemlichkeiten, Gefahren würden ſich erſt bei der Ausführung finden. Provinzialſtände mit Provinzialminiſtern verbunden, ſchienen mir gar einen Zuſtand der Dinge herbeizuführen, in dem ich verzweifeln würde, daß die oberſte aller Verwaltungsbehörden, die auch nur im Mittelpunkt ſtehen muß, noch die Zügel zu halten im Stande ſein würde. —

Da es bei ſtändiſchen Angelegenheiten ſehr gut iſt, auf das Geſchichtliche und den ehemaligen Zuſtand zurückzugehen, ſo iſt es Ew. Hochwohlgeboren gewiß auch nicht entgangen, daß in den Ländern, wo es Provinzialſtände gegeben hat, dieſe ſo entſtanden ſind, daß der für ſich beſtehende Staat neue, mit Ständen verſehene Provinzen erhielt. Ob es ein Beiſpiel giebt, auch nur ein einziges, wo man in einem Staate, abſichtlich und auf Einmal, Provinzialſtände, ohne allgemeine, geſchaffen hätte, muß ich bezweifeln. Die Frage: ob man Provinzialſtände, ohne allgemeine, oder allgemeine mit Provinzialſtänden (was gewiß ſehr nützlich und gut ſein würde) oder ohne dieſelben, einrichten will, iſt daher ohngefähr dieſelbe mit der: ob ein Staat wieder eine Verbindung mehrerer Staaten werden oder Ein Staat bleiben ſoll?

Ich ſehe zu meiner Beſchämung, daß ich viel weitläuftiger geworden bin, als ich Anfangs dachte. Wenn ich dabei auf die unleſerliche Hand ſehe, weiß ich kaum, wie ich es entſchuldigen ſoll, Ew. Hochwohlgeboren die Mühe zuzumuthen, die vielen Blätter zu leſen. Ich mochte indeſſen, was ich ſchrieb, keinem Privatſchreiber anvertrauen, und muß auf Ew. Hochwohlgeboren gütige Nachſicht rechnen.

Mit der hochachtungsvollſten Ergebenheit und Freundſchaft

der Ihrige

Wilhelm von Humboldt.

Auch nicht entfernt iſt ein Grund zu der Annahme vorhanden, daß Humboldt dieſe Frage im Jahre 1821 anders angeſehen habe, als zwei Jahre vorher. Die Meinungsverſchiedenheit liegt offen zu Tage, und auch ohne anderweite Veranlaſſung würde ein Bruch zwiſchen den Parteien auf die Länge nicht wohl zu vermeiden geweſen ſein.

Doch nicht durch die Verfassungsangelegenheit, oder durch Meinungsverschiedenheiten in dieser Frage sollte die Katastrophe herbeigeführt werden, die den Ausgang des Jahres 1819 so denkwürdig für Preußens Geschichte macht. Die preußische Constitution lag noch zu fern; selbst der engere Constitutionsausschuß war sicher zu einem Schlußergebniß noch nicht gelangt, als plötzlich der Kampf auf ein anderes Terrain überging, und da, weil es sich um einen positiven Rückschritt handelte, eine viel heftigere Gestalt annahm. Den Anlaß hiezu gaben die Carlsbader Beschlüsse, die der Bund am 20. Sept. proklamirte. [1])

Der Inhalt dieser Beschlüsse ist uns zur Genüge bekannt. Man hat dafür gesorgt, daß sie nicht in Vergessenheit kommen können. Man gab dem 13. Artikel der Bundesakte eine authentische, sehr einschränkende Auslegung, nahm Maßregeln gegen Schulen und Universitäten, fesselte die Presse durch umfassende Censureinrichtungen und setzte in Mainz eine Centraluntersuchungscommission nieder. — Zugleich ward ein neuer Ministercongreß anberaumt, [2]) der sich im Spätjahr zu Wien versammelte, und dem wir die Schlußakte des deutschen Bundes danken — ein Werk, das die Bundesstaaten mehr consolidirte, jedoch nur im Interesse der Fürsten und des monarchischen Princips, wobei die Geschützten es gar nicht achteten, wie sehr auch sie gefesselt wurden.

Es war ein böser Geist, der die Politik zu beherrschen anfing; und das Traurigste war, nicht daß alle Regierungen übereinstimmten, sondern daß Männer, die vor wenig Jahren noch die Rechte der Völker verfochten, und zu den

1) Am 18. Okt. wurden sie in Preußen publicirt, und die neue Büchercensur eingeführt.

2) Im Nov. reiste Gr. Bernstorff ab; die Conferenzen begannen am 25. dieses Monats.

Beſten gehört hatten, -- wie Hr. Münſter, Pleſſen und ſolche — ſich einſchüchtern und ſo ſehr umſtimmen ließen! Nicht daß die Regierungen gar nicht Grund gehabt hätten, Vorſichtsmaßregeln zu ergreifen. Die beſte aber, die ſicherſte lag in dem feſten und ruhigen — nicht langſamen — Fortſchreiten im Gebiete bürgerlicher Einrichtungen, nicht aber in dieſem zuverſichtlichen Sichſelbſtüberheben über eine tüchtige und gemäßigte Nation. Immer mochte man gewiſſe Maßregeln gegen die unbärtigen Staatsverbeſſerer ergreifen, der periodiſchen Preſſe Gränzen ſetzen, ja ſelbſt gewiſſe Principien eines abſtrakten Liberalismus als unverträglich mit der Monarchie und namentlich deren bisheriger Entwicklung in unſerm Vaterlande zurückweiſen; aber unrecht war es, ſo viele Verheißungen oder Erklärungen umzudeuten, oder als nicht geſchehen zu betrachten, faſt alle Aeußerungen des Volkes unter Cenſur zu ſetzen, und, auf ein paar Jugendfrevel hin, gleichſam die Nation in Unterſuchung zu ziehen.

Allerdings wurde durch dieſe Beſchlüſſe und die nachfolgende Schlußakte Deutſchland inniger verknüpft, und die Centralgewalt geſtärkt. Es fragt ſich aber, ob man dies willkommen heißen konnte, wenn es nur im Intereſſe der Unfreiheit und der Reaktion geſchah, und ob diejenigen Staatsmänner nicht Recht hatten, die, da nun der Bund einmal eine ſo einſeitige und negative Richtung bekommen hatte, es jetzt für beſſer hielten, das Band in ſolcher Lockerheit zu erhalten. Bis heute wenigſtens hat der Erfolg nur gelehrt, daß mit dieſer Veränderung ſich ſämmtliche deutſche Staaten einer von Oeſterreich beherrſchten Geſammtrichtung unterthan gemacht haben, aus der ſie einſt Mühe haben werden, ſich loszuwinden, einer Politik, die eben ſo ſehr die Selbſtſtändigkeit der einzelnen Regierungen, als die Fortſchritte der deutſchen Völker lähmt. Nur dies Eine mag uns tröſten, daß nach

dieſer Geſammtlähmung auch der Fortſchritt ein gemeinſamer wird ſein müſſen.

So hatte ſich denn Preußen von fremder Politik ins Schlepptau nehmen laſſen, um geträumte oder zu groß geachtete innere Gefahren zu beſeitigen. Wir wiſſen wohl, welche mächtige Partei Hardenberg und Bernſtorff umlagerte; wie Viele damals Thron und Vaterland am Abgrund glaubten; wiſſen auch, welche Rückſicht die preußiſche Regierung dem Wiener Cabinete ſchuldete. Rechtfertigt dies aber, daß ſie die Haltung aufgab, die ſie über den Parteien haben ſollte, und durfte ſie vergeſſen, daß eine ſtrenger conſervative Richtung in Oeſterreichs Verhältniſſen geboten iſt, wogegen Preußen ein bewegendes, und, wo das nicht ſein kann, wenigſtens vermittelndes Element darzuſtellen berufen iſt?

Es war ein Unglück, daß Hardenberg nicht zurücktreten wollte, nicht für ihn nur, ſondern für den Gang der Dinge, dem er ſeinen angeſehenen Namen lieh. Er wollte ſich nicht ſagen, daß er längſt nicht mehr das Heft in Händen habe; er glaubte vielleicht, weiteren Rückſchritten noch vorbeugen zu können. So ward er von einer Conceſſion zur andern getrieben, und eh' er ſich's verſah, war er den Männern, mit denen er 1814 und 1815 noch zuſammengeſtanden, vollkommen entfremdet. Schon mußte er ſich ſelbſt zum Werkzeug der Reaktion hergeben, und bald ſah er ſich gezwungen, die früheren Genoſſen aufzuopfern, um — ſich zu halten. Er war mit ſich ſelbſt unter äußeren Einflüſſen zerfallen.

---

Humboldt [1]) war ſchon länger gereizt, gereizt durch

---

1) Wir geben die Schilderung der Miniſterialkriſis von 1819 und des Sturzes der Oppoſition hier zum erſten Mal aus authentiſcherer Quelle. Es bleibt noch manches zu wünſchen; für die Thatſächlichkeit des Gegebenen aber glauben wir einſtehen zu können.

die Wendung, die man unerfüllten Verheißungen einer Verfassung und allgemeiner Reichsstände geben wollte, gereizt durch die ganze Politik des Staatskanzlers, der, statt, wie früher, sich auf Talent und öffentliche Meinung zu stützen, nur Hülfe von außen, von Oesterreich und Rußland, erwartete. Die Karlsbader Beschlüsse aber empörten ihn: er erklärte sie für „schänklich, unnational, ein denkendes Volk aufregend," und scheute sich nicht, diese Opposition ins Ministerium selbst zu tragen. Hatte er bisher angetrieben, wo er konnte, so stand es ihm wohl an, sich unverholen von der Richtung Hardenberg's loszusagen, in dem Augenblick, wo sie die Bahn des Fortschritts entschieden zu verlassen schien.

Er verband sich mit dem Großkanzler v. Beyme und eröffnete, unter Hinzutreten des Kriegsministers v. Boyen,[1] eine Opposition im Staatsministerium, die er mit Hartnäckigkeit und streng systematisch verfolgte, und in der er wegen dieser Karlsbader Beschlüsse den Fürsten Staatskanzler und den Minister Grafen von Bernstorff aufs heftigste angriff.

Dieser Angriff zerfiel in zwei Akte. Im ersten griff er geradewegs das Materielle dieser Beschlüsse an, vornehmlich in Bezug auf die Demagogenfrage;[2] und zog diesmal ziemlich das ganze Staatsministerium auf seine Seite.[3] Darauf erfolgte von Sr. Maj. dem Könige ein ungnädiger Bescheid.

Bisher ruhte hier Alles auf noch dazu mein falschen Gerüchten. Männer sogar, die unserm Humboldt sehr nahe standen, erhielten über den Gang dieser Sache nie die gewünschte Kenntniß.

2) Sonderbar, daß Humboldt mit diesem Manne, mit dem er sich zu Wien im Duell geschlagen hatte, noch in so nahe Berührung kommen sollte!

3) Er erklärte laut: ein Staatsminister, ein Minister des Auswärtigen überschreite seine Rechte, wenn er verspreche, preußische Unterthanen fremden Gerichten zu unterwerfen. Man solle, verlangte er, den Minister Bernstorff in Anklagestand versetzen, und die ganze Maßregel cassiren; zugleich aber festsetzen, daß hinfüro solche Projekte allemal erst ans Staatsministerium gebracht werden müßten.

1) Das Staatsministerium bestand damals, außer dem Staats-

Nun begann der zweite Akt. In diesem zwang der durch jenen ungnädigen Bescheid bewirkte Abfall des größeren Theils der Minister die verbundenen muthigeren und unabhängigeren Glieder, Humboldt, Beyme und Boyen, allein voran zu gehen. In drei wesentlich übereinstimmenden Schriftstücken, deren Vorlegung bei des Königs Majestät sie begehrten und durchsetzten, erneuerten sie den frühern Angriff; versteckten ihn aber mehr hinter die Behandlung des Gegenstandes aus dem politischen Gesichtspunkt, indem sie die Carlsbader Beschlüsse als der Natur des deutschen Staatenbundes nicht entsprechend, als dem Bundestage eine Preußens Selbstständigkeit vernichtende Macht beilegend, und zu einer Preußen beschränkenden, unzeitigen Consolidation des Bundes führend darstellten, und aus diesen Gründen auf ein Zurücktreten Preußens von den Carlsbader Beschlüssen antrugen.

Sind wir recht unterrichtet, so ereigneten sich diese Vorgänge sämmtlich während des Monats Oktober 1819. Die Folgen davon traten jedoch erst zum Schluß des Jahres hervor, ein deutliches Anzeichen, daß sie nicht sogleich entschieden waren, sondern Kampf kosteten. Ein zufälligerer Umstand scheint die Krisis geendigt, und den wohl unvermeidlichen Ausgang entschieden zu haben.

---

Ein solcher Angriff war in den Annalen Preußens etwas Unerhörtes. Man fürchtete, daß der größere Theil

kanzler und dem Kronprinzen, welcher Sitz und Stimme darin hatte, aus den Staatsministern v. Kircheisen (Justizminister), Grafen v. Bülow, v. Schuckmann, Fürsten von Wittgenstein, v. Boyen, v. Beyme (Minister der Gesetzrevision und des rheinischen Justizwesens), v. Klewitz (Finanzminister), Frh. v. Altenstein, Grafen v. Lottum (Minister des k. Schatzes), Grafen v. Bernstorff, und W. v. Humboldt.

des Staatsministeriums von dieser Richtung fortgerissen werden würde, wenn man nicht schleunige Maßregeln ergriffe. Auch kamen jetzt noch andere Dinge zur Sprache, zum Theil als Folge jenes Angriffs, die die Verstimmungen und Befürchtungen vermehrten. Die coalisirten Minister lehnten sich gegen die ganze Stellung des Staatskanzlers auf, durch dessen Hand allein die Sachen an den König gingen [1]) Wenn, erklärten sie ferner, der König die Minister — wie er wollte — verantwortlich mache in Rücksicht der Staatsverwaltung, so müsse ihr Verhältniß ein freieres werden, so dürfe der Staatskanzler nicht unbedingt über ihnen stehen. — Von der andern Seite ging man eben jetzt mit einer wichtigen Veränderung in der Organisation der Landwehr um. Der Kriegsminister v. Boyen widersetzte sich dieser, doch ohne Erfolg. [2]) und dies war es, was ihn und einen ihm befreundeten Militär zu dem Schritte bewog, der die Ministerkrisis beschleunigte.

Der Staatskanzler konnte das Schwierige seiner Lage nicht verkennen; Fürst von Wittgenstein ergriff den Augenblick, ihn zu bearbeiten, und Hardenberg verband sich nun mit dem, der ihm durch sein Gewicht beim Könige so oft im Wege gestanden, und gegen den er noch jüngst zuweilen gern mit Humboldt oder Witzleben gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, um einen Widerstand zu erregen.

Wittgenstein bewies dem Kanzler, daß die Opposition gesprengt werden müsse. Ein großer Theil des Adels war in Bewegung. Das Wiener und Petersburger Cabinet, denen

1) Im Cabinetsbefehl vom 3. Juni 1814, der das Ministerium einrichtete, war vorgeschrieben, „daß die Minister alle Berichte an den König dem Staatskanzler zusenden sollten."

2) Die Ordre vom 22. Dez. 1819 gab der Landwehr die Form, in der sie seitdem besteht. Sie trat in eine engere Verbindung mit dem stehenden Heere.

der Sturz der Oppoſition nur erwünſcht ſein konnte, mochten nicht als müßige Zuſchauer dabei ſtehen. Humboldt namentlich war den Ruſſen längſt zuwider. Oeſterreich war ſeiner Sache noch nicht gewiß; [3]) noch ein paar Schritte, wie dieſe Humboldt'ſchen gegen die Carlsbader Beſchlüſſe, und der große Wiener Reaktionsplan war vernichtet!

Endlich kam ein zufälliger Umſtand, und erleichterte das Spiel der Gegenpartei. Der Kriegsminiſter v. Boyen forderte — aus Mißmuth und Aerger über die erwähnte Militärmaßregel — Mitte Dezembers ſeinen Abſchied, den der König nach einigem Widerſtreben gewährte. Seinem Beiſpiele folgte einer der erſten preußiſchen Militärs, der Generalmajor v. Grolmann, damals Direktor der erſten Abtheilung im Kriegsminiſterium. Der König bewilligte auch ihm den Abſchied, ein paar Tage ſpäter (25. Dez.).

Die Leichtigkeit, womit man die Entfernung des Kriegsminiſters bewirkt hatte, gab den Widerſachern Muth. Man ſagte dem König, nichts ſei erlangt, wenn der wichtigſte, geiſtreichſte von Allen im Miniſterium bleibe. Der König ſoll, als man ihm die Maßregel vorſchlug, gezaudert haben: er wollte von W. v. Humboldt nicht laſſen [?]. Wittgenſtein und der Kanzler drangen in den Monarchen, und gewannen. Acht Tage nach Boyen's Verabſchiedung — mittelſt Cabinetsordre vom 31. Dezember 1819 — erhielten W. v. Humboldt und Beyme ihren Abſchied. Man darf

3) Man leſe nur den merkwürdigen Brief von Gentz vom Ende Oktobers 1819, worin er ſeinen Genoſſen Adam Müller bittet, etwas zu vorſchnellen Wünſchen Stillſchweigen zu gebieten. Bei dieſem Anlaß ruft er ihm zu: „Wir wiſſen, daß die preußiſche Regierung in ſich ſelbſt geſpalten und zerfallen iſt, aber die, welche an ihrer Spitze ſtehen, haben in der letzten Zeit, und bis auf den heutigen Tag, auf dem mit Oeſterreich gemeinſchaftlich betretenen Wege eine Treue und Feſtigkeit bewieſen, die wir dankbar anerkennen müſſen." Schriften von Fr. v. Gentz, V. 75.

wohl ſagen, ſie wurden als gefährlich aus dem Miniſterium geſtoßen. Humboldt ſollte die Penſion eines Staatsminiſters von 6000 Thalern erhalten: er ſchlug ſie aus, und zog ſich ſofort in das Privatleben zurück.

Den 4. Jan. 1820 meldete die preußiſche Staatszeitung die in dieſer Ausdehnung wenigſtens unerwartete Miniſterialveränderung. „Zuerſt wird die dem General von Boyen bewilligte Entlaſſung angezeigt; auch die des Gen. v. Grolmann. Dann hieß es: „Auch haben des Königs Majeſtät die Staatsminiſter v. Beyme und Frh. v. Humboldt von den Geſchäften des Staatsraths und des Staatsminiſteriums ſowohl, als der ihnen anvertrauten Departements vorerſt, und bis ihre Thätigkeit wieder in Anſpruch genommen werden kann, zu dispenſiren geruht." Die Geſetzreviſion wurde Beyme'n gelaſſen. Die Geſchäfte des Humboldt'ſchen Miniſteriums aber gingen, laut der Staatszeitung, an den Miniſter v. Schuckmann, das Departement Neufchatel wieder an den Staatskanzler zurück. — Auch fand man ſich, 8. Januar, veranlaßt, in der Staatszeitung zu erklären, daß „die Geſchäfte der von Sr. Majeſtät dem Könige zur Bearbeitung der künftigen ſtändiſchen Verfaſſung ernannten Commiſſion, ungeachtet der Staatsminiſter Freiherr v. Humboldt aus derſelben ausgeſchieden ſei, ihren Fortgang hätten"

Die Verbindung mit dem Hofe war zunächſt ganz abgebrochen. Der König war tief entrüſtet, Humboldt, den er einſt faſt jeden Abend bei ſich oder bei der Prinzeſſin Radzi will geſehen, in ſo heftiger Oppoſition gegen ſeinen Willen zu finden. — Des Staatskanzlers Erbitterung ſcheint ſich gemindert zu haben, als ſeine Abſicht erreicht war. Wenigſtens

ſchrieb Gentz, freilich ein Diplomatikus, 3. Febr. 1821 an Al. v. Humboldt, Hardenberg habe ſich auch über den Bruder ſtets ſehr freundlich geäußert, „malgré les différends qui les ont séparés.“ [1])

Im Volk aber machte die Nachricht von dieſer plötzlich erfolgten und in die vielfältigſten Gerüchte eingehüllten Miniſterialveränderung einen außerordentlichen Eindruck. Die meiſten glaubten, ſie ſei durch die Verfaſſungsfrage herbeigeführt worden, und gewiſſer Maßen hing freilich das Eine mit dem Andern zuſammen. Dieſe Theilnahme ging durch ganz Deutſchland. Selbſt in entfernteren Ländern beſchäftigte ſie die Gemüther. [2]) Die deutſche Preſſe freilich ſchwieg; in franzöſiſchen Journalen aber, z. B. der Renommée, ließ ſich der Groll, den man dieſſeits des Rheins empfand, doch hören. — In Preußen ſah man das Ausſcheiden dieſer vier ausgezeichneten, um König und Vaterland hochverdienten, im Volke hochgeachteten Männer, die den beſten Theil ihres Lebens dem öffentlichen Dienſte geopfert hatten, und nun mitten in ihrem Wirken unterbrochen wurden, ſtets mehr als einen Nationalverluſt an; [3]) und weitum fühlten die Kundigen, welch' unerſetzliche Lücke vornehmlich der Abgang eines Charakters und Talentes, wie Wilhelm Humboldt, in dem kaum entwickelten preußiſchen

1) Schriften von Fr. v. Gentz, V. 288.

2) So ſchrieb der engliſche Geſandte in Neapel, Sir William A'Court, ein rechter Tory, an den preußiſchen Generalkonſul S. Bartholdy nach Rom (3. Febr. 1820): „I was very glad to hear of prince Hardenberg's triumph. — The fall of Humboldt does not seem to be much relished by the Prussians here.“ (Fürſt Hardenbergs Sieg hat mich gefreut. Humboldt's Fall ſcheint den hier anweſenden Preußen nicht angenehm zu ſein.) Mitgetheilt in (Dorow's) Denkſchriften und Briefen, Th. III. Berlin, 1839. S. 156.

3) Selbſt entſchiedene Anhänger Hardenberg's hielten es für einen ſolchen. Siehe z. B. des Präſidenten Th. G. v. Hippel's Beiträge zur Geſchichte Friedrich Wilhelm's III. S. 153.

Staatsleben zurückgelaſſen habe. Große Anerkennung und die Wünſche ſeiner Mitbürger begleiteten ihn in die Zurückgezogenheit. Von Zeit zu Zeit lebte die Hoffnung wieder auf, ihn auf den politiſchen Schauplatz zurückkehren zu ſehen. So namentlich beim Tode des Staatskanzlers und nach der Julusrevolution. Dies hat ſich aber an ihm nicht erfüllen ſollen; [1]) auch würde es, falls er ſelbſt Luſt bezeigt hätte, die Gegenpartei wohl zu hintertreiben gewußt haben. — Ganz gut! Wenn nur das Vorbild, das er gegeben, in unſerer Erinnerung haftet, und die Hoffnung ſich erfüllt, den Saamen, den er in die Zukunft geſtreut, auf dem dürren Boden unſrer Politik einſt noch aufgehen zu ſehen. —

Die Reaktion hatte einen vollſtändigen Sieg gewonnen. Sie trat auch, nach dem Sturze der Oppoſition, ungeſcheut hervor. Der Staatskanzler verſicherte zwar noch immer ſeinen Willen, ſpäter auch Reichsſtände ins Leben zu rufen, und bewog wirklich den König, in dem Geſetz über das Staatsſchuldenweſen vom 17. Jan. 1820 die Beſtimmung zu treffen, daß künftig keine neue Schuld ohne die Mitgarantie der Reichsſtände contrahirt werden ſolle. Ihre Einrichtung aber ſetzte er nicht durch. Bei der Communalordnung ſoll der König ihm zum erſten Male mit Beſtimmtheit entgegen getreten ſein. Im Uebrigen folgte Hardenberg als treuer Knappe der Metternich'ſchen Politik auf den Congreſſen von Troppau, Laibach und Verona, und ſtarb nach dem letztern (1822), mit dem traurigen Nachruf, ſein eigenes Werk gehemmt, und dem Rückſchritt großen Vorſchub geleiſtet zu haben. Die Reichsſtände traten nicht ins Leben. Ein Separatvotum,

---

1) Die beiden gleichzeitig ausgeſchiedenen Militärs ſind in volle Aktivität zurückgetreten, nachdem ſie mit der neuen Landwehrordnung ſich ausgeſöhnt hatten: General v. Grolmann im J. 1825, v. Boyen im J. 1841 — wo er, obwohl bei hohen Jahren, aber ein rüſtiger Greis, die Leitung des Kriegsminiſteriums von neuem übernommen hat.

das der König von dem Minister v. Voß verlangte — der schon vor Hardenberg's Tode in das Ministerium eintrat, und auch ohne den Rang eines Staatskanzlers das größte Vertrauen genoß — soll in der Verfassungsfrage noch zuletzt den Ausschlag gegeben haben. Alle Gedanken an Reichsstände wurden auf eine entferntere Zukunft vertagt; und (1823—24) nur Provinzialstände eingeführt. — Durch solche Vorgänge hatte Preußen sehr an Vertrauen in Deutschland verloren, namentlich bei den constitutionellen Staaten. Später, nach dem Sturm von 1830, suchte es das Verlorne auf anderem, auf materiellem Wege wieder zu gewinnen, und mancherlei Gefahren durch den Zollverein zu begegnen. Das hat auch Früchte getragen; aber es befriedigt nicht. Diejenigen, die ein ungeschwächtes Vertrauen zu diesem Staate bewahren, hoffen stets, daß das Leben, das ihn in den Jahren 1807 bis 1819 durchwebte, und das so Großes bewirkt, nicht erstorben sei, sondern wieder frische Blüthen treiben müsse. —

---

Humboldt konnte mit dem Gefühl zurücktreten, daß er das Seinige gethan habe, ohne die Gränzen einer loyalen Opposition zu überschreiten. Er trat gern in das Privatleben zurück, da auf jenem Felde zunächst nichts Erfreuliches mehr für ihn zu wirken übrig blieb. Mancher wird sagen, er hätte nun den Kampf auf ein weiteres Terrain tragen, und nur kühner auftreten sollen. Dazu aber war in Preußen und ist in Deutschland noch kein Raum; auch Stein konnte ja seinen Unmuth nur in Briefen auslassen. — Humboldt hörte freilich nicht auf, an den Interessen des Vaterlandes, der Menschheit, der Freiheit das regste Interesse zu nehmen. Er sprach auch entschieden über heimathliche Fragen seine Ansicht aus, wenn er, wie z. B. von Witzleben, auf

vertraulichem Wege darum ersucht wurde. Eine Art Rehabilitation, die er im Jahr 1830 erlebte, führte ihn auch in den Staatsrath — aber nicht in das Staatsministerium — zurück; er nahm dort wieder Theil in pleno und in Ausschüssen, ohne eigentlich mehr zu erfüllen, als den Wunsch seines Fürsten.

Er trat gern von den Geschäften zurück; denn er hatte, vor seinem Ende, noch ein eigenes Feld zu bestellen, wo er Großes wirken konnte. Lange vielleicht hatte ihm im Geist schon das Tuskulum vorgeschwebt, in das er sich einst zurückziehen wolle.

Von persönlicher Erbitterung war keine Spur in ihm. Hat er vielleicht auch später Manches anders angesehen, als z. B. einst zu Wien; von irgend einer Meinungsveränderung aus gekränkter Stimmung kann doch bei ihm nicht die Rede sein. Er ging noch später mit Bernstorff um, wie mit Stein, und als wenn nichts vorgefallen wäre. Merkwürdig vor allem aber scheint uns die Art, wie er noch später den Fürsten Hardenberg beurtheilte, und dabei ein gewisses Bedauern ausdrückte, an dem verworrenen politischen Treiben seiner Zeit selbst diesen Antheil gehabt zu haben. Varnhagen von Ense nämlich, der bekannte Künstler in biographischen Darstellungen, hatte ihm mitgetheilt, daß er damit umgehe, das Leben des verstorbenen Staatskanzlers zu schreiben. Humboldt erklärte seine Freude, daß diese Arbeit in solche Hände falle, und äußerte sich in der Erwiederung an Varnhagen, 7. Mai 1830, also: „Meine Empfindungen für diesen Mann [Hardenberg] sind in allen Zeiten, auch wo wir von einander gänzlich abwichen, immer dieselben geblieben, und es freut mich daher, daß er bei Ihnen gewiß zugleich die würdigende und schonende Behandlung erfahren wird, welche er verdient. Man kann mit Wahrheit von ihm sagen, daß, wenn man die Begebenheiten von 1810 bis 1816 wie die

Entwicklung eines Drama's betrachtet, ein Dichter keinen geeigneteren Charakter hätte finden können, dieſelbe für Preußen herbeizuführen, als den ſeinigen. Ich habe dies in der Mitte dieſer Begebenheiten oft gefühlt, und in Momenten, wo er gefährlich zu leiden ſchien, für den Ausgang gezittert. Dagegen iſt es gewiß auch wahr, daß man für ſich ſelbſt vielleicht eher auf den Antheil an dieſem Drama verzichtet hätte, um in entſchiedenerer Größe und Feſtigkeit über den Begebenheiten zu ſtehen.“ [1])

Er legte überhaupt wenig Gewicht auf das, was er ſelbſt in dieſem Drama gewirkt hatte, und was ihm widerfahren war. Sein Bruder Alexander hat ihn mehrmals kurz vor dem Tode, etwas über die Geſchichte ſeiner Entlaſſung zu diktiren. Die Antwort war immer der Ausdruck der tiefſten Verachtung für ſo unwichtige Vorfälle; das ſeien vorübergehende Zuſtände, und er wenigſtens halte es nicht mehr der Mühe werth, ſich damit zu beſchäftigen.

---

1) Aus den Briefen von W. v. Humboldt an Varnhagen, die in (Dorow's) Denkſchriften und Briefen, B. III. Berlin, 1839. S. 4–12 mitgetheilt wurden.

# Siebentes Buch.

Letzte Lebens- und Mußejahre, ganz der Wissenschaft und der Kunst geweiht, vorzugsweise der vergleichenden Sprachforschung und der Philosophie der Sprache, die hiedurch ein dauerndes Fundament erhalten.

1820 bis 1835.

Wir haben Humboldt bis ans Ende seiner eigentlich politischen Laufbahn begleitet und sind nun am letzten Stadium seines Lebens angelangt. Wir sahen, wie bereitwillig er von den Geschäften schied, als diese eine trübe Wendung nahmen und man seine Einsprache nicht ferner dulden wollte. Er trat in das Privatleben zurück. „Aber er hört darum nicht auf, vielseitig zu wirken und zu streben: alle Kraft und Anstrengung, die er so lange und so erfolgreich nach außen gewendet hatte, concentrirt er nun auf Wissenschaft und Kunst, sein Forschungsgeist dringt in die tiefsten und zartesten Eigenthümlichkeiten der Sitten und vorzüglich der Sprachen entferntester Welttheile ein, sucht mit hellem Blick ihren Zusammenhang in der Culturgeschichte der Menschheit auf; er schmückt den angestammten Landsitz Tegel durch einen Verein großartiger Kunstgebilde zu einem sinnigen Tempel aus, den Freunden zum heitersten Asyl, sich selber zu geistiger Verjüngung. Dort besucht ihn unausgesetzt die Muse und bringt immer frische Kränze seinen alternden Tagen. Zufrieden und gefaßt, voll Zuversicht auf ewige Fortdauer, scheidet er sanft aus dem Kreise seiner Lieben, unvergeßlich Allen, die ihn kannten.“ [1]

---

1) Worte Friedrichs v. Müller (a. a. O.)

Auf dem politischen Gebiete war damals nur wenig Erfolg zu hoffen; ein reiner Charakter lief weit mehr Gefahr, sich zu beschmutzen. Giebt es doch, in unserer Zeit zumal, achtungswerthe Stimmen, die selbst das vorangegangene politische Wirken Humboldt's und Aehnlicher nur für gering ansehen, weil es nicht mehr Erfolg hatte; die geradezu sein staatsmännisches Talent in Zweifel ziehen, weil es nicht von jenem Glücke begleitet war, das Andere hatten, die von den Verhältnissen des damaligen Deutschlands überhaupt und ihrer Lage insbesondere getragen und gehoben wurden. Aber es ist uns gar nicht darum zu thun, eine Beurtheilung solcher Art, die nur nach dem Erfolg und noch dazu nach einem nur vorübergehenden Erfolg, mißt, hier zu widerlegen. Wir glauben nur, daß Humboldt's Rücktritt auch uns weniger bedauerlich erscheinen kann, wenn das, was er noch in glücklicherer Zeit geleistet hatte, schon Zweifeln dieser Art Raum lassen konnte, seien diese an sich auch so unhaltbar, wie sie wollen. Hörte man doch schon in jenen bewegteren Jahren die Klage, daß keine Hoffnung sei, daß Humboldt für seine wissenschaftlichen Arbeiten und besonders für Vollendung seiner umfassenden Sprachforschungen so bald hinreichende Muße finden werde, und wies man doch darauf hin, daß ein Geist, dessen früheren Leistungen nur vielleicht mitunter die Leichtigkeit der Darstellung und eine durchweg bündige und gefällige Entwicklung gefehlt hatten, bei fortgesetzten tiefen Studien und nach solcher praktischen Thätigkeit diese Mängel so sehr überwunden haben müsse, daß man nur wünschen könne, ihn wieder in der Reihe der Autoren und auf dem wissenschaftlichen Gebiete thätig zu sehen, wo ein solcher Geist viel Unvergänglicheres gründen werde, als in den traurigen politischen Verhältnissen dieser Zeit.

So [illegible] sich denn Humboldt einem [illegible], wo er etwas Reines zu thun fand, etwas Großes und Neues zu

gründen möglich war. Nicht, daß er das Intereſſe für das Vaterland oder die allgemeinen Angelegenheiten der Menſchheit aufgegeben, oder einen Antheil daran gar nicht mehr bekundet hätte. Allein ſein eigentliches Wirken war von nun an ganz der Wiſſenſchaft, der Kunſt gewidmet. So war ihm damit zugleich vergönnt, ganz ſeinen innerſten Bedürfniſſen zu leben; frei von Formen und Anſprüchen, die die Politik geltend macht, auch das Gemüthliche ſeines Weſens unverhüllter an den Tag legen zu können und im innigeren Verkehr mit den Seinigen, in einem still beglückten häuslichen Kreiſe die Mühen ſeines Lebens zu beſchwichtigen.

Zunächſt lenkte Humboldt auch die Aufmerkſamkeit nicht durchaus auf Gegenſtände, die dem praktiſchen Leben ganz entfernt waren. In einer Abhandlung „über die Aufgabe des Geſchichtſchreibers" lobte er eine wirkſamere Auffaſſung der Weltgeſchichte, und gab Grundzüge einer Geſchichtsphiloſophie, die uns noch mangelte. Dann aber verſenkte er ſich vornehmlich in das vergleichende Studium und in die Philoſophie der Sprache. Die Ergebniſſe ſeiner Forſchung legt er allmählig in Sitzungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin vor. Ganze Welttheile mit ihren Sprachformen umfaßt er in dieſen Studien; doch zuletzt ſtreift er dieſelben auf der Inſelgruppe Polyneſiens und auf Zuſammenſtellung ſeiner Forſchungen über die letzten Gründe und die allgemeine Natur der Sprache, um hinterlaſſt uns in drei Quartbänden die Früchte jenen Nachdenkens. Dies Alles füllt jedoch den reichen Inhalt ſeiner ſpäten Lebensjahre noch nicht aus. Er wirkt daneben auch für die Kunſt im weiteſten Umfang, giebt letzte Urtheile über die Koryphäen unſerer Literatur, mit denen er ſo lange und ſo nah verbunden geweſen. Endlich beſchäftigte ihn ſelbſt, mehr denn je, der poetiſche Genius. In einer herrlichen Reihe von Sonetten legte er, „wie in einem poetiſchen

Tagebuche," die ernſten und heitern Stimmungen und die Gefühle ſeiner letzten Tage nieder.

Wir könnten dieſe Mußejahre auch in zwei Hälften trennen, von denen die eine bis zum Tod ſeiner Gattin reichen würde, die zweite den Reſt ſeines Lebens umfaßte. Die erſte Hälfte überließ er ſich dem Studium der Sprachen in größter Ausdehnung, ſo wie den geiſtigen und geſelligen Anregungen der Stadt. Er lebte, wenigſtens im Winter, zu Berlin, nur im Sommer meiſt in Tegel, ſeltener auf ſeinen Magdeburger Beſitzungen, in Burgörner, oder auf der neuerworbenen ſchleſiſchen Herrſchaft. Die letzten Jahre ſeines Lebens dagegen concentrirte er ſeine Thätigkeit auf die Hauptaufgaben ſeines Alters und zog ſich, auch darin den großen Alten ähnlich, faſt durchaus in die Einſamkeit des Landlebens, auf Schloß Tegel zurück, welches er ſich zu einem wahren Muſenſitze geſchmückt hatte.

* * *

## Allgemeiner Umriß von Humboldt's Leben in den Jahren 1820 bis 1835.

Sehnſucht nach Familienleben hatte Humboldt bewogen, den Poſten in London aufzugeben. Schon im Spätjahr 1819 war die Familie in Berlin wieder mit ihm vereinigt. Jetzt aber, wo die Laſt der Staatsgeſchäfte ihm abgenommen war, konnte er des Zuſammenſeins genießen, wie es ſeit den Tagen in Rom ihm nicht mehr dauernd vergönnt worden. Er ſchloß ſich auch in dieſen ſpätern Jahren mit zunehmender Innigkeit an Gattin und Kinder an, ſo wie überhaupt das Gemüthliche in ihm mehr hervortrat und die Eiskruſte ſchmolz, hinter welcher er, in den Jahren der politiſchen Thätigkeit,

ſein Ich oft verborgen hatte. Die Gattin hatte ihrerſeits den Drang nach dem Süden erſättigt. Die Kinder waren herangewachſen. Theodor, der älteſte, hatte geheirathet und ſollte jetzt, wo die Waffen ruhten, die neuerworbene ſchleſiſche Herrſchaft bewirthſchaften; der jüngere Sohn, Hermann, lernte, nachdem er herangewachſen, die Forſtwiſſenſchaft, übernahm jedoch ſpäter die Hälfte der Herrſchaft Ottmachau und widmete ſich mit lobenswerthem Eifer deren Cultur. Ein ſtiller, einfacher Menſch von angenehmen Sitten, der unverheirathet blieb. Auch Caroline, die älteſte Tochter, heirathete nie. Sie hatte viel vom Wesen des Vaters und war ſeit dem Tode ſeines Lieblings Wilhelm unter den Kindern ihm am engſten verbunden. So war eine ſprachgelehrte, ernſte und kluge Perſon, von Tiefe des Gemüths und vieler Eigenart des Charakters. Adelheid, die zweite Tochter, lebte mit dem Gemahl, Obriſt von Hedemann, der Adjutant des Prinzen Wilhelm, Bruders des Königs, war, fortan in der Nähe der Eltern. Die jüngſte Tochter, Gabriele, endlich war dem Freiherrn von Bülow verlobt, den wir in London verlaſſen haben.

Humboldt's bewohnten zu Berlin Anfangs das Eckhaus der Behren- und Charlottenſtraße. Bald aber nahmen ſie ihre Wohnung am Gensdarmenmarkt, franzöſiſche Straße Nro. 42, wo ſie den ganzen erſten Stock, eine Treppe hoch, inne hatten und, wie Niebuhr erwähnt, [1]) 1500 Thlr. jährlichen Miethzins zahlten. Das Haus gehörte, als Humboldts darin wohnten, dem geheimen Rathe Dr. Ruſt. Mehrere Jahre hatte zugleich der Director des Cultusdepartements, Nicolovius, der unſerm Humboldt ſchon in Königsberg ſo nahe ſtand, das Glück, deſſen Hausgenoſſe zu

1) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, Th. III. S. 105.

ſein und mit ihm und der von ihm innigſt verehrten Familie in beſtändigem vertrauten und erheiternden Verkehr zu leben. [2]) In dieſem Hauſe ſtarb auch Frau v. Humboldt.

Hier verſammelte Humboldt die intereſſanteſte Geſellſchaft. Was nur an einem Ort wie Berlin von Geiſt und Bedeutung vorhanden ſein mochte, oder der Ruf dieſer Stadt von außen zuführte, ſuchte und fand Zutritt in dieſem Hauſe. Prinzen des königlichen Hauſes, hohe und höchſte Staatsbeamte, die erſten Namen der Wiſſenſchaft, in einer Zeit, wo neben Humboldt noch ein Schleiermacher, Wolf und Hegel, ſpäter auch Alexander v. Humboldt dieſer Stadt und Univerſität ſolches Anſehen verliehen, wo außerdem ſo viele ſeltene und anſtrebende Kräfte ſich jenen Männern anreihten — ſie Alle begegneten ſich in den gaſtlichen Räumen dieſes Hauſes, wo dann die ausgeſuchteſten Zierden der Frauenwelt, darunter ſo hervorragende Erſcheinungen, wie Frau v. Varnhagen, Bettina v. Arnim, Charlotte v. Kalb, eine Gräfin Schlabrendorf [3]) u. ſ. w. die Höhe dieſer Stadt ſpiegelten. Und ſelbſt in dieſer Fülle des Geiſtes ſtrahlte noch die Anmuth der Frau des Hauſes ſiegreich hervor, jenes geſellſchaftliche Talent, das in Paris, Wien und Rom unvergeſſen war, jener Geiſt und jenes Wiſſen, die bei Frauen ſo ſelten mit ſolcher Lieblichkeit und ſo viel Ebenmaaß verbunden erſchienen.

---

2) Alfred Nicolovius, Denkſchrift auf G. H. L. Nicolovius. Bonn, 1841. S. 319.

3) Sie war eine geborne Gräfin Kalckreuth und Nichte des Pariſer Schlabrendorf, und ausgezeichnet durch Kraft und Schärfe des Geiſtes. Dorow hat ſie uns neuerdings als eine wahre Zuchtruthe des vornehmen Berlins geſchildert. (S. deſſen Erlebtes a. d. Jahren 1790–1827. Th. III. Leipzig, 1845. S. 168–69). Sie ſchonte in der That Niemand. „Ach! die Verſprechungen," rief ſie einſt, „im blühenden Mai gemacht, wo Alles in Safte aufſchießt — ſind harte Nüſſe, ſelbſt für die Zähne eines Humboldt nicht zu knacken, der doch ſonſt Alles aufzubeißen und zurecht zu ſtellen verſteht."

Und nun Humboldt ſelbſt! Der Denker, der Gelehrte, der Staatsmann — der die meiſten Länder Europa's aus eigener Anſchauung kannte und den Erdkreis in ſeinen Studien umfaßte, der heute einem Lenker des Staates die Schätze gediegener Weisheit ſpendete, morgen mit einem der erſten Gelehrten die neueſten Entdeckungen der Wiſſenſchaft, z. B. Champollions Hieroglyphenforſchungen durchſprach, der das eine Mal die Erinnerungen der Jenaer Tage auffriſchte, ein anderes Mal Begegniſſe und Anekdoten aus der Zeit ſeiner politiſchen Laufbahn zum Beſten gab, dann wieder ein Bild der glücklichen Stunden entfaltete, die er einſt in Rom und Albano verlebt hatte. Dieſer Humboldt, dem jedes Mittel und jede Waffe zu Gebot ſtand, mit denen man Geiſter feſſelt — imponirende Würde, Fülle der Beredſamkeit, die größte Schärfe der Satyre und Ironie; dem, als wenn er das Leben nur von der ſcherzhaften Seite betrachtete, eine unendliche Heiterkeit, bald in neckender Laune, bald in fröhlicher Mittheilung entſtrömte; der, wie er mitten im Getriebe der Politik den idealen Trieb nicht verleugnet hatte, der in ihm wohnte, jetzt, wo Manche ihn in minutiöſen Sprachforſchungen untergegangen meinte, einen Flug des Gedankens enthüllte, der mit dem Wiſſen nur zugenommen hatte, und dabei eine Tiefe der Empfindung offenbar werden ließ, deren Niemand dieſe, wie es ſchien, eiskalte Seele und einen ſo durchdringenden Verſtand fähig gehalten hätte.

Wie aber Humboldt durch ſeine Gegenwart das Leben dieſer Hauptſtadt bereicherte, ſo war es ihm natürlich auch vergönnt, an jenen geiſtigen, künſtleriſchen und geſelligen Genüſſen Theil zu nehmen, die unter den deutſchen Städten Berlin jetzt ſo einzig darbot. So vieles Anregende, was dort ſich vereinigt fand, war zum Theil durch ſeine eigene Mithülfe gegründet oder auf die Stufe, auf der es jetzt ſtand, gehoben

worden. Was wirkte nur die Universität allein, die er gegründet hatte! Schon konnte er sich nun der Früchte freuen, wo er einst gesäet hatte.

---

Wir verfolgen nun einzeln die Hauptbegegnisse der spätern Jahre. Schon Ende Mais des Jahres 1820 ging seine Gattin über Dresden — wo sie ein paar Wochen verbrachte — nach Töplitz und von da auf ihr Gut Burgörner. [1]) Er selbst blieb noch länger in Berlin. Den 29. Juni hielt er in der Akademie der Wissenschaften den ersten Vortrag. Er las die wichtige Abhandlung „über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung." Als diese Abhandlung in der Sitzung am 3. August zur Feier des Geburtstags des Königs auch öffentlich vorgetragen wurde, war er selbst schon abgereist; Prof. Buttmann las die Abhandlung an seiner Stelle. — Im December desselben Jahres wurde Humboldt von der Akademie der Künste zu Berlin zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. [2])

Das Jahr 1821 eröffnete sich für die Familie mit einem sehr angenehmen Ereigniß; der Bräutigam Gabrielens, Freiherr von Bülow, kehrte von London zurück, nachdem er zwei Jahre daselbst die Geschäfte des preußischen Hofes versehen hatte. Er trat nunmehr, als geheimer Legationsrath, in das Departement der auswärtigen Angelegenheiten und war hier besonders in den Handelsangelegenheiten thätig. Schon am 10. Januar hielt er seine Hochzeit mit Gabriele v. Humboldt. Auch ihm war es gewiß viel werth, nun, da er ein

1) Rahel's Briefe, III. 23.

2) Allg. Zeitung, 11. Jan. 1821. (Correfp. a. Berlin, vom Ende Decembers.)

ſo enges Band mit Humboldt und deſſen Hauſe geſchloſſen hatte, für eine Reihe Jahre in Berlin bleiben zu können.

Am 12. April las Humboldt in der Akademie der Wiſſenſchaften die Abhandlung „über die Aufgabe des Geſchichtſchreibers," wie er denn von jetzt an faſt jedes Jahr einen oder mehrere Vorträge vor dieſen wiſſenſchaftlichen Sphoren' hielt. Auch veröffentlichte er noch in demſelben Jahre eine längſt vorbereitete Schrift, „die Prüfung der Unterſuchungen über die Urbewohner Spaniens vermittelſt der Baskiſchen Sprache."

Doch ſollte ihn und die Seinigen in dieſem Jahre noch ein recht betrübendes Ereigniß treffen. Der wackere Schwiegerſohn unſeres Humboldt, Ehrn v. Hedemann, hatte einen Bruder, der ſehr aus der Art geſchlagen war und ſchon in früher Jugend ſich durch großen Leichtſinn bemerklich machte. Seine Ueberſpanntheit war ohne Grenzen und bereitete einer trefflichen Familie viel Schmerz und Kummer. Im Befreiungskrieg hatte er tapfer gedient und dann in Weſtpreußen, als Forſtinſpektor, eine Stellung gefunden, ohne jedoch den excentriſchen Sinn zu verlieren. In dieſem Zuſtande gerieth er auf den wahnwitzigen Gedanken, einen Aufſtand in Weſtpreußen zu erregen, um dem preußiſchen Staate zu einer Verfaſſung zu helfen und eine Umänderung des Regierungsperſonals zu erwirken. Nachdem er ſich zu dieſem Zweck mit einer Anzahl untergeordneter Menſchen verbunden hatte, ſchritt er zum Werk, nicht ahnend, daß er ſchon verrathen ſei. Die Regierung ließ die Sache zum Ausbruch kommen, bei welchem Hedemann und ſeine Genoſſen gefaßt und den Gerichten übergeben wurden. — Anfangs Julius erſcholl die Nachricht von dieſem Rebellionsverſuch und machte großes Aufſehen. Humboldt, der ſich eben in Tegel aufhielt, ſoll — der nahen Verwandtſchaft wegen — über dieſen Vorfall ſehr erregt geweſen

ſein. [3]) Wie leicht konnte es einer gewiſſen Partei einfallen, dieſe Thatſache auch gegen ihn zu benutzen und mit ſeiner vorangegangenen Oppoſition in Beziehung zu bringen. Der König kannte freilich ſeine Leute zu gut, um etwaigen Zuflüſterungen dieſer Art Gehör zu geben. Auch ließ er, gewiß um der Familie willen, jede mögliche Rückſicht gegen den Unglücklichen obwalten. Dieſer wurde auf die Feſtung Graudenz in Verwahrung gebracht, nach wenigen Jahren jedoch begnadigt und, wie man berichtet, ſelbſt wieder angeſtellt. — Auch hierbei ſoll der edle General v. Witzleben vermittelnd und wohlthätig, zur Zufriedenheit Aller, eingewirkt haben. [4])

Am 17. Jänner 1822 las Humboldt in der Akademie ſeine Abhandlung „über das Entſtehen der grammatiſchen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung." — Im Sommer begab er ſich auf einige Zeit nach Burgörner, woſelbſt ihn der Freiherr v. Stein mit einem Beſuch erfreute. [5])

Während der Jahre 1822 bis 1824 baute Humboldt das neue Schloß in Tegel. An die Stelle jenes alten Jagdſchlößchens, worin er ſeine Kinderjahre verlebt hatte, trat ein prächtigeres Gebäude, damit es eine Stätte würde, wo ein kunſtſinniger Geiſt den Reſt ſeiner Tage würdig beſchließen konnte. Das ererbte Beſitzthum ward jetzt eine neue Schöpfung. Wir erwähnten ſchon (Th. I. S. 6 — 7), daß Humboldt,

3) Dorow, Erlebtes, Th. III. S. 290.

4) Dorow, a. a. O.

5) (v. Gagern:) Mein Antheil an der Politik, Th. IV. S. 121 — 123 (in den Briefen Stein's an Gagern vom 16. Aug. und 17. Sept., wo er, auf ſeinem Schloſſe Cappenberg wieder eingetroffen, dieſer Reiſe gedenkt.

um einen alten Thurm aus der Zeit des großen Churfürſten bei dieſem Aus- und Umbau ſchicklich zu benutzen, eine ſinnige Anordnung erſann, nach welcher alle vier Ecken ſich thurmartig erheben. Das Ganze erhielt einen antiken Charakter. Im Innern ward das Schloß mit den erleſenſten Schätzen der Skulptur und Malerei, aus alter und neuer Zeit, geſchmückt, die namentlich während des langen Aufenthalts in Rom erworben worden waren. „Hier (in Tegel)," ſchreibt Humboldt ſelbſt den 21. Mai 1827 an Gentz, [1]) „habe ich mir eine Wohnung mit Gypſen und Marmor eingerichtet, die Ihnen auch Freude machen würde. Sie haben noch das alte Haus gekannt. Jetzt wandelt man unter lauter ſchönen Geſtalten umher, von denen beſonders die in meinem Zimmer nicht an einem Ueberfluß von Toilette leiden."

Er machte auch ſonſt Tegel in jeder Weiſe zu einem ſchönen Landſitz, ſoweit es eine etwas anmuthigere Gegend der Mark nur geſtattet. Die Gartenanlagen um den Tegeler See hin, die ſchon der Vater angelegt hatte, erheben ſich jetzt zu einem reizenden Park, den Humboldt noch mit Monumenten ſchmückte, beſonders durch das Grabdenkmal, das er ſeiner Gattin errichtete und unter dem auch ſeine irdiſchen Ueberreſte ihre Ruheſtätte gefunden haben.

So iſt denn der Ort, dem dieſer Genius noch ſein Gepräge aufdrückte und wo er auch die letzten Jahre ſeines Lebens verbrachte, durch Schloß und Park, durch claſſiſche Erinnerungen aller Art, endlich durch eine gewählte und ſinnvoll angeordnete Kunſtſammlung eine der intereſſanteſten Umgebungen der preußiſchen Hauptſtadt geworden. Schon zu

---

1) In meiner Sammlung der Schriften Friedrichs v. Gentz, Th. V. Mannheim, 1840, wo S. 290 – 304 ſich vier Briefe meines Humboldt an Gentz finden, auf die ich mich noch öfter beziehen werde. Es genügt, den Ort, wo dieſe Briefe ſtehen, einmal genannt zu haben. Sie wurden ſämmtlich in den Jahren 1827 – 1828 geſchrieben.

Lebzeiten des Verewigten ſtand jedem geiſtig Beſuchenden der Zutritt in Tegel gaſtlich offen, und wie hätte eine kunſtſinnige, drei Stunden nur entfernte, in ihren Umgebungen ſo arme Stadt, wie Berlin, einen ſolchen Genuß ſich entgehen laſſen ſollen!

---

In den erſten Tagen des Jahres 1823 ſah Humboldt ſeinen Bruder Alexander wieder. Dieſer war während des Congreſſes von Verona zum König von Preußen geſtoßen, und hatte denſelben auf einer Reiſe durch Italien begleitet. Jetzt kehrte er mit dieſem über Berlin, wo er einige Monate verweilen wollte, zurück, um ſpäter nach Paris, ſeinem damaligen Wohnort, heimzukehren.

Bei dieſer Gelegenheit ward auch zuerſt wieder eine Verbindung unſeres Humboldt mit dem Hofe angeknüpft.[1] (Nur die mit dem Kronprinzen ſollen nie unterbrochen worden zu ſein.) Auch beſuchte der König ſeitdem alljährlich einmal den verabſchiedeten Staatsmann in Tegel.

Humboldt's Werth ward überhaupt in den erſten Monaten des Jahres 1823 auf einmal wieder recht ins Gedächtniß gerufen, und im Publikum verlautete ſchon, dieſer Mann werde jetzt zum Leiter der ganzen Staatsgeſchäfte ernannt werden. Anfang Decembers 1822 war der Staatskanzler Fürſt Hardenberg in Genua geſtorben. Zum Nachfolger deſſelben war Hr. v. Voß, der damals das größte Vertrauen des Königs genoß und der wenige Monate vorher, als Staatsminiſter, in den aktiven Dienſt wieder eingetreten war, ſchon ſo gut wie beſtimmt. Voß ſtarb aber ſchon

---

1) Vergl. auch Allg. Zeitung, 7. Febr. 1823.

am 30. Jan. 1823, und der König war in großer Verlegenheit, wem er jetzt den wichtigen Posten eines ersten Ministers übergeben sollte. Ein Mann, den der König noch im Sinn hatte, der Feldmarschall Graf Kleist von Nollendorf starb kaum drei Wochen nach Voß (17. Febr.) Die Verlegenheit wuchs. Aus dieser Zeit ist uns jüngst eine Unterredung mitgetheilt worden, die der König damals mit seinen vertrautesten Räthen gepflogen haben soll. Wir dürfen dieser Mittheilung nicht gerade wörtliche Autorität beilegen, denn sie kommt uns aus mündlicher Ueberlieferung zu und zunächst nicht aus dem zuverlässigsten Munde. [2]) Da aber an diese Unterredung sich Weiteres anknüpfte, was durch ein nachher zu erwähnendes Dokument bekräftigt wird, so wollen wir jenes Cabinetsgespräch hier als Einleitung vorausschicken.

Der König, obschon von einem Schnupfenfieber ergriffen, befahl dennoch, Vortrag zu halten. Nachdem er zuvor allein mit dem Fürsten v. Wittgenstein gesprochen, erschienen der General v. Witzleben und Cabinetsrath Albrecht. Der König sprach über den erfolgten Tod des Ministers v. Voß, und fuhr dann fort: Ich habe mich schon seit mehreren Wochen mit der Idee beschäftigt, wie der Platz des Ministers v. Voß, dessen Verlust leider in der letzten Zeit nicht mehr zweifelhaft blieb, ersetzt werden könnte. Von den mir bekannten, durch ihre Stellung geeigneten Personen wäre allerdings der Minister v. Humboldt der fähigste, aber er genießt zu wenig Vertrauen im Auslande, daß auf keine Weise daran gedacht werden kann. Ich habe sämmtliche Minister beachtet und bin immer bei dem Grafen Lottum als dem geeignetsten stehen geblieben. Sagen Sie mir jetzt Ihre Meinung darüber. —

2) Dorow, Erlebtes, III. 327–29. Der Berichterstatter sagt, das Gespräch sei Ende Januars 1824 vorgefallen. Das ist gleich offenbar falsch. Es kann nur im Februar 1823 Statt gefunden haben.

Albrecht: Wenn Ew. Majeſtät den Miniſter Humboldt aus den erwähnten Gründen nicht nehmen können, ſo glaube ich, daß der Graf v. Lottum der fähigſte und geeignetſte iſt. — Witzleben ſchwieg; Se. Majeſtät zu demſelben: Und was meinen Sie? — Witzleben: Der Miniſter v. Humboldt iſt nach meiner vollen Ueberzeugung der einzig völlig Brauchbare; wenn Ew. Majeſtät ihm aber nicht das volle Vertrauen ſchenken können, ohne welches er die Pflichten einer ſolchen Beſtimmung nicht erfüllen kann, ſo würde ich wenigſtens unterthänig anheimſtellen, ihn zum Präſidenten des Staatsraths und auch Mitgliede des Miniſterii zu ernennen, dem Grafen Lottum aber das Präſidium des Miniſterii zu übertragen. — Nein, das geht nicht, entgegnete Se. Majeſtät. Beide Stellen können nicht getheilt werden. — Fürſt Wittgenſtein: Graf Lottum iſt ein ſehr beſonnener Mann, der ſehr viel Conciliatoriſches hat. — Se. Majeſtät bemerkten dagegen: Ob er aber die nöthige Energie haben wird, um, wo es erforderlich iſt, durchzugreifen, das iſt eine andere Frage und das iſt das einzige Bedenken, welches ich habe. — Fürſt Wittgenſtein: Schwach iſt er freilich etwas, Ew. Majeſtät. — Ich weiß aber keinen beſſern, erwiederte der König. — Dieſer ſoll hierauf alle Miniſter durchgegangen und von ihnen eine bewundernswürdige Charakteriſtik entworfen haben. Witzleben aber ſprach nochmals zu Gunſten Humboldt's und beſonders von der richtigen Anſicht, die dieſer über die jetzige Lage der Dinge habe.

Schon aus dieſer Unterredung geht hervor, daß es zu einem großen Theil Rückſicht auf das Ausland, und, wie wir nachher finden werden, Rückſicht gegen Rußland war, was Humboldt's Erhebung zum erſten Miniſter Preußens entgegentrat; ferner, daß es vornehmlich General Witzleben war, der dieſe Erhebung betrieb. Wir haben ſchon berichtet, daß Witzleben auch nach der Kataſtrophe von 1819 in

genauer Verbindung mit Humboldt blieb. [3]) Wir wissen auch, daß er bei wichtigeren Angelegenheiten gern dessen Rath einholte. Dies soll er — wie wenigstens Dorow behauptet — auch gethan haben, als — im Spätjahr 1821 — die Frage angeregt wurde, ob etwa durch Wiederherstellung der Provinzial-Minister eine größere Einfachheit des Geschäftsganges und überhaupt eine bessere Verwaltung erzielt werden dürfte? Diese Frage ward mehreren hohen Provinzial-Beamten, welche damals zur Berathung solcher Gegenstände in Berlin versammelt waren, zur Beantwortung vorgelegt. Unter diesen Männern nun sprach sich vorzüglich der Oberpräsident v. Vincke († 1844) — ein Kopf von großer Einsicht in höhere Staatsverhältnisse, der aber doch nicht selten stark auf die Seite der historischen Schule hinneigte und namentlich für provinzielle Institutionen zu große Vorliebe hegte — für die Wiederherstellung der Provinzial-Minister aus. Seine Gründe und Einwürfe über diesen Gegenstand entwickelte er in einer Denkschrift vom 13. November desselben Jahres. Er soll auch — wie abermals Dorow versichert — den General v. Witzleben, der in seiner Stellung als Generaladjutant und vortragender Rath des Königs für alle wichtigeren Staatsfragen lebhaft sich interessirte, Anfangs ganz auf seine Seite gezogen haben. Witzleben jedoch habe noch jenes Gutachten unseres Humboldt eingeholt, das uns in einem Schreiben — dat. Berlin, 29. Nov. 1821 — vorliegt, von dessen Inhalt wir schon früher Rechenschaft gegeben haben. [4]) Humboldt's Schreiben und eine Denkschrift des

3) Siehe oben S. 366.

4) Siehe oben S. 383–87. Wir wissen schon, daß Humboldt diese Gelegenheit ergriff, um über einen zweiten, mit obiger Frage aber in naher Berührung stehenden Gegenstand, nämlich über die damals schon in den Vordergrund getretene Idee, nicht Reichs-, sondern nur Provinzial-Stände einzuführen, unverholen seine Meinung auszusprechen. Dieses Schreiben hatte Dorow in einer Schrift

Präſidenten v. Hippel über denſelben Gegenſtand hätten W. auch völlig umgeſtimmt und zum lebhafteſten Gegner jenes Antrags gemacht, der auch wirklich und, wir hoffen, für immer durchfiel. [5])

Daß jenes Humboldt'ſche Schreiben an Witzleben gerichtet geweſen, iſt uns zwar mehr als zweifelhaft worden; gewiß aber iſt, und es wurde dem Verfaſſer dieſer Erinnerungen auch von andrer Seite verſichert, daß Witzleben auch in ſpätern Jahren gern und oft Humboldt's Rath

über Witzleben mitgetheilt, ſo daß man faſt zu der Annahme gedrängt wurde, es müſſe an dieſen gerichtet geweſen ſein. In einer neueren Schrift deſſelben Dorow (Erlebtes, III. 296) wird das auch ganz beſtimmt behauptet. Allein in eben dieſem Werke theilt Dorow ein anderes Aktenſtück mit, das uns zu ſtarkem Zweifel an der Richtigkeit jener Ausſage veranlaßt — nämlich die ſchon genannte Denkſchrift des Herrn v. Vincke (Erlebtes, IV. 285–293). Die Anſichten und Entwürfe, welchen Humboldt's Brief entgegnet, ſtimmen ſo ganz mit den in dieſer Denkſchrift niedergelegten überein, daß wir entweder zu der nicht wohl zuläſſigen Annahme uns verſtehen müſſen, der General Witzleben habe ganz dieſelben — ſo eigenthümlich Vincke'ſchen — Ideen wiederholt, oder der Vermuthung Raum zu geben haben, Humboldt's Schreiben ſei gar nicht an Witzleben, ſondern an Herrn v. Vincke gerichtet, und Vincke, der gewiß längſt in einem, wenn auch nicht ſo vertraulichen Verhältniß zu Humboldt ſtand, habe dieſem ſeinen Aufſatz mitgetheilt und ihn zur Aeußerung ſeiner Meinung aufgefordert. Nun, da dieſer Zweifel aufgeſtiegen, will uns auch ſcheinen, daß der Ton des Briefes weit mehr für Vincke als Empfänger ſpricht, denn für Witzleben. Er iſt etwas formlich. Endlich äußert Humboldt, er habe ſeine Bedenken gegen die ihm mitgetheilte Denkſchrift um ſo ſchärfer geprüft, da das Urtheil eines Mannes, der, wie der Verfaſſer, im Stande ſei, die Mängel und Vorzüge der verſchiedenen Verfaſſungsſyſteme aus der Erfahrung zu kennen, und der die hier vorkommenden Fragen ſeit langer Zeit zum Gegenſtand ſeines Nachdenkens gemacht habe, von dem größeſten Gewicht für ihn ſei." Das paßt doch augenfällig eher auf den Oberpräſidenten von Vincke, als auf den Generaladjutanten des Königs.

Ich nehme um ſo weniger Anſtand, meinen Zweifel an Dorow's Angabe, ſo beſtimmt ſie auch auftritt, zu äußern, da es mir überhaupt ſcheinen will, als wenn der Freund der neueren Geſchichte dieſem Herausgeber ſo vieler Aktenſtücke allerdings ſehr zu Dank verpflichtet ſei, man aber dennoch deſſen eignen Anſichten und Mittheilungen ſtets nur mit der größten Vorſicht folgen dürfe.

5) Dorow, Erlebtes, III. 295—96. IV. 275—85.

einholte. Es kann uns alſo nicht befremden, wenn er den Mann, deſſen Geiſt er ſo zu würdigen wußte, ſelbſt an die Spitze der Geſchäfte geſtellt zu ſehen wünſchte und eine Gelegenheit, ſich dahin zu erklären, mit aller Lebhaftigkeit ergriff.

Dieſe Gelegenheit aber ward ihm jetzt, nach dem Tode Hardenberg's und des Miniſters v. Voß, wirklich geboten. Hatte doch der König ſelbſt bei dieſem Anlaß mit ſo großer Anerkennung von Humboldt geſprochen, daß man wohl wagen durfte, dieſen Antrag zu wiederholen. Das that auch Witzleben, ſobald der Anlaß gegeben war. Der Staatskanzler Fürſt Hardenberg hatte Entwürfe zur Verbeſſerung des preußiſchen Verwaltungs-Organismus hinterlaſſen, die der König ſehr werth hielt und ſeinen vertrauten Rathgebern zur Aeußerung vorlegte. Witzleben gab darauf, unterm 3. März 1823, gleichfalls ſchriftlich, Bemerkungen über die nachgelaſſenen Vorſchläge des Staatskanzlers und ergriff dieſen Moment, um noch ein Mal für die Erhebung unſeres Humboldt zu votiren. Da auch dieſes wichtige Aktenſtück jüngſt veröffentlicht worden, [6]) ſo wird die uns berührende Stelle deſſelben hier ſchicklich einen Platz finden.

Gleich im Eingang dieſer „Bemerkungen" führt Witzleben die Nothwendigkeit aus, einen ganz tüchtigen Mann an die Spitze des Miniſteriums ſowohl, als des Staatsraths zu ſtellen. Zunächſt ſpricht er von dem Beruf dieſes Präſidenten und folgert aus dieſem, daß es ein Mann ſein müſſe, „der, nächſt einer vollſtändigen Geſchäftskenntniß, Eigenſchaften beſitze, die ihm Vertrauen beim Könige und Autorität beim Miniſterio erwerben könnten." Hierauf fährt er alſo fort:

„Es iſt traurig, ſagen zu müſſen, daß vorzüglich in Hinſicht des letztern Punktes keiner der jetzigen Miniſter dieſen Anforderungen entſpricht. Da des Königs Majeſtät in ſeiner hohen Stellung

6) Bei Dorow, a. a. O., IV. 298 316.

ſo ſelten Meinungen unumwunden ausgeſprochen hört, ſo halte ich mich in meinem Gewiſſen verpflichtet, die meinige ſo vorzulegen, als wenn ich ſie jeden Augenblick vor dem ewigen Richter zu vertreten bereit ſein müßte. Ich habe bei Gott dem Allmächtigen keinen andern Bewegungsgrund als des Königs Wohl, für das ich jeden Augenblick Blut und Leben zu laſſen bereit bin. Und ſo ſpreche ich denn ohne Rückhalt aus, daß im ganzen Staate kein bekannter Mann exiſtirt, der allen Anforderungen zu der wichtigen Stelle eines Präſidenten in dem Maße genügte, wie der Miniſter von Humboldt. Ich werde ihn, ſo wie ich ihn kenne, zu ſchildern ſuchen, keine Fehler verſchweigen, aber auch die guten Eigenſchaften gehörig würdigen.

„Der Miniſter von Humboldt iſt ein Mann von umfaſſendem Wiſſen, einem ſeltnen Scharfblick, gewiegter Geſchäftskenntniß; er befindet ſich in den beſten Jahren, genießt einer zwar nicht ſtarken, aber zähen Geſundheit und iſt an anhaltendes Arbeiten gewöhnt. Ihm fehlt nicht eine Art Gemüthlichkeit, die wohlthuend anzieht und eine nähere Verbindung erleichtert. Er hat große Anſichten von der Staatsverwaltung, beurtheilt die preußiſche ungemein richtig, und iſt überhaupt eingeweiht in die höhere Politik und Regierungskunſt. Er kennt die Zeit mit allen Schroffheiten und Klippen und iſt dem monarchiſchen Princip aufrichtig und treu ergeben. Man ſpricht nicht vortheilhaft von ſeiner Sittlichkeit, doch wage ich darüber nicht zu urtheilen, weil mir all' und jeder Beweis ermangelt. Sein reiferes Alter dürfte indeß wohl das Gerücht, wenigſtens jetzt, Lügen ſtrafen. Da man von Todten nur Gutes reden ſoll, ſo ſchweige ich über die Anſchuldigungen ähnlicher Art gegen einen verewigten Staatsmann [Hardenberg!] Man ſagt ferner, daß er im Auslande kein Vertrauen genoſſe. Dieſes wird des Königs Majeſtät am beſten beurtheilen können, indeß bemerke ich, daß bei aller Rückſicht auf die äußeren Verhältniſſe doch die inneren die Hauptſache ſind, zumal er mit den fremden Höfen in keine unmittelbare Berührung tritt, und der König Mißgriffe nicht zulaſſen wird, welche das glückliche Einverſtändniß ſtören könnten. Daß aber die inneren Verhältniſſe durchaus eine kräftige Führung entſchieden erheiſchen, hat der König ſelbſt erkannt und ausgeſprochen, und daß dies jetzt um ſo nöthiger iſt, liegt an den ſich geſtaltenden äußeren Conjunkturen, aus welchen Verwicklungen und Kriſen dieſe uns nur hervorziehen kann.

„Zweitens dürfte es wohl keineswegs unmöglich ſein, daß der Miniſter von Humboldt ſich das Vertrauen nach Außen erwürbe, wie dies auch mit dem Fürſten Metternich zum Kaiſer von Rußland geſchehen iſt, der früher eben ſo gegen ihn war, als er ihm jetzt ſein Zutrauen geſchenkt hat. Bei der Reinheit der Geſinnung des Kaiſers iſt vielleicht das Gerücht, welches in früherer Zeit des Fürſten Metternich Sittlichkeit nicht ohne Flecken ließ, ein Hauptgrund der damaligen Abneigung des Kaiſers geweſen. Wenn der König neulich bemerkte, daß ein Mann, der auf den bewegten Poſten geſtellt werden ſoll, die allgemeine Opinion für ſich haben müſſe, ſo iſt dies vollſtändig bei dem Miniſter von Humboldt der Fall. Es mag Miniſter und Beamte geben, die gegen ihn ſind, weil ſie die Schärfe ſeines Verſtandes fürchten, die in Alles eindringt und keine Täuſchung duldet. Im Publikum iſt nur eine Stimme für ihn. Wie der Kronprinz über ihn denkt, weiß der König zum Theil ſelbſt, zum Theil geht es aus einer Unterredung hervor, die ich vor dem Tode des Feldmarſchalls Grafen Kleiſt mit ihm hatte. Bei dem Bedenken, welches ich äußerte, daß der Feldmarſchall mir weder die Eigenſchaften zu beſitzen ſcheine, welche für die Stelle eines Präſidenten nothwendig ſeien, noch insbeſondere der Erwartung, dem Miniſterium zu imponiren, entſprechen würde, kam der Prinz nach einer kurzen Schilderung der Miniſter und insbeſondere des Grafen Lottum in ſeiner eigenthümlichen Weiſe von ſelbſt auf den Miniſter v. Humboldt und ſagte: „„daß, wenn er unter eigener Verantwortlichkeit zu handeln hätte, er ohne Scheu den Miniſter v. Humboldt wählen würde, ihn dem Könige vorſchlagen könne er aber nicht.““

„Ich äußerte, daß hierin ein Widerſpruch läge, da er auf der einen Seite ſeine vollkommene Brauchbarkeit anerkenne, auf der anderen wieder ein Bedenken dagegen zu haben ſchiene.

„Darauf erwiederte er mir wörtlich: „„Wenn der König ihn nimmt, ſo ſoll es mich herzlich freuen, denn ich erinnere mich noch mit Vergnügen des Lebens und der Thätigkeit, die im Miniſterio waren, als er darin ſaß.““

„So habe ich mein Herz ausgeſchüttet, und es bliebe mir nur noch übrig, einige Worte über den Mann zu ſprechen, der nach dem Miniſter v. Humboldt der einzige im Miniſterio iſt, auf den ſonſt des Königs Wahl fallen konnte: den Grafen v. Lottum. Dieſer ſonſt mit den herrlichſten Eigenſchaften ausgeſtattete Staats-

mann hat leider nicht die Kraft des Charakters, die ein Hauptrequisit der Stelle eines Präsidenten sein muß. Zudem ist seine Gesundheit schwach, und die Verlegenheit des Königs würde um so größer sein, wenn auch er mit Tode abgehen sollte."

Nachdem hierauf Witzleben, zum Aufsatz des Staatskanzler's übergehend, eine Reihe eigener Vorschläge und Bemerkungen über Dinge und Personen abgegeben — wobei er namentlich auch auf die Entfernung des Ministers v. Altenstein antrug — schloß er endlich mit den Worten:

„Wenn Ew. Majestät das Ministerium auf die oben angegebene Weise reorganisiren und den Minister Humboldt an die Spitze setzen, so werden Sie einen Zustand herbeiführen, der Höchstihnen in dem Maße Genugthuung und Ruhe gewähren wird, als der jetzige sorgenvoll und bedenklich ist. Und so möge nun die Gnade des Himmels über Ew. Majestät wachen und Ihren Geist erleuchten, damit Sie das Rechte wählen, zum Heil Ihrer und Ihres von der Vorsehung Ihnen anvertrauten Volkes."

Gewiß ein wichtiges Dokument und gleich ehrenvoll für Humboldt, wie für Witzleben selbst. Wie lauter war diese Sprache! Wie fein wußte W. die sogenannten Gründe der Abneigung K. Alexanders zu berühren, wie geschickt die Aeußerung des preußischen Thronfolgers herbeizuziehen! Die Gerüchte über Humboldt's Sinnlichkeit und ihrer Zeit viel herumgetragen worden und man hört sie noch heute öfter. Witzleben gedenkt ihrer recht mit Absicht, und es ist interessant, wie er es thut. Wir werden an anderm Orte auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Darüber war den Kundigen gar kein Zweifel, daß Humboldt als ein Staatsmann erster Größe sich zeigen würde, wo ihm die Macht dazu gegeben wäre. Allein die damalige Zeit war einem solchen Leiter des preußischen Staates ganz entgegen; und schwerlich hätte er sich, wenn er es geworden wäre, in dieser Lage halten können. Die Widersacher ließen auch gewiß es an sofortigen Gegenvorstellungen nicht fehlen.

Vornehmlich ſoll — wie wenigſtens Lorow berichtet [7]) — der Miniſter v. Altenſtein gegen Humboldt agirt und mit den kleinſten Details die Nachtheile hervorgehoben haben, welche aus der Perſönlichkeit dieſes ausgezeichneten Mannes, namentlich als Präſident des Staatsraths, hervorgehen würden. Witzleben jedoch trat auch dieſen Machinationen herzhaft entgegen, und kam immer auf ſeinen Lieblingsmann Humboldt zurück. Er erörterte die Wirkſamkeit, die dem Präſidenten des Miniſteriums ſowohl als des Staatsraths zukomme, und zeigte, daß derſelbe, zumal in der letztern Behörde, unmittelbar durchaus keinen größeren Einfluß haben werde, als das jüngſte Mitglied derſelben, da ſeine Stimme nicht mehr gelte als die der Uebrigen. „Wolle man ſagen", erklärte General v. Witzleben, „daß der Präſident in angegebenen Fällen einen indirekten Einfluß gewinnen wird, theils durch die Leitung der Diskuſſion und durch geſchickte Unterbrechung derſelben zur gehörigen Zeit, theils durch gewandtes Auffaſſen der geäußerten Meinung und beredten Vortrag der ſeinigen, ſo wie durch kluges Stellen der Fragen: ſo iſt dies weſentlich nicht viel mehr der Fall, als bei den übrigen Mitgliedern; denn wenn er z. B. die Diskuſſion für geſchloſſen erklärt, ſo hat ein jedes Mitglied das Recht, dagegen zu proteſtiren, ſo wie ebenmäßig jeder Beiſitzer befugt iſt, die Stellung der zur Abſtimmung kommenden Fragen zu verwerfen und eine andere vorzuſchlagen. Der Geiſt iſt es, der entſcheidet, und dieſer wohnt allerdings dem Herrn v. Humboldt bei: dieſen wird Herr v. Altenſtein aber doch nicht fürchten oder als Contrebande bezeichnen wollen? Wenn nun noch die Vorträge des [Miniſter-] Präſidenten in Gegenwart des Kabinetsperſonals gehalten werden, wie dies der König ſchon ausgeſprochen haben ſoll, ſo iſt nicht wohl einzuſehen, wie — alles Obige auf den

7) A. a. O., III. 330–31.

Minister v. Humboldt angewendet, irgend ein Nachtheil aus der Persönlichkeit desselben hervorgehen kann."

Der König wich jedoch nicht von der schon gefaßten Ansicht. Zwar ward Graf Lottum nicht zum wirklichen Präsidenten des Ministeriums ernannt — denn diese Stelle blieb seitdem unbesetzt; er erhielt jedoch den Vortrag beim König über die Berathungen im Staatsministerium, also immerhin die Stellung eines ersten Ministers.

---

Humboldt war indeß und blieb somit den Forschungen erhalten, durch die er in den Reichen der Wissenschaft und des Gedankens sich ein unsterbliches Verdienst erwerben sollte. Wir werden die Früchte dieser intellectuellen Thätigkeit nachher im Zusammenhange vorüber führen und wollen, um Wiederholungen zu meiden, jetzt nicht einmal der einzelnen Vorträge, die er in der königlichen Akademie der Wissenschaften hielt, weiter gedenken. Hier haben wir zunächst nur die äußern Lebensumstände und Begegnisse seiner letzten Jahre und sein geistiges und gemüthliches Dasein im Allgemeinen zu verfolgen.

Noch im Spätjahr 1823 treffen wir ihn in Thüringen. Den 12. Nov. war er, wie Eckermann berichtet [1]) bei Göthe, dem der Besuch dieses alten Freundes immer die wohlthätigste Aufheiterung gewährte. Humboldt brachte diesmal die Briefe mit, die ihm Schiller in seiner spekulativen Periode geschrieben hatte; Göthe'n jedoch, dem dieser spekulative Trieb stets ferner gelegen, und der nicht immer erkennen wollte, wie nothwendig er mit Schiller's Wesen zusammenhing, scheint diese Mittheilung nicht durchweg behagt

1) Gespräch mit Göthe, I. (1836) 84.

zu haben; denn damals war es, wo er diese spekulative Epoche Schiller's eine unselige nannte. [2]) Hier hatte Humboldt Anlaß genug, zu widersprechen, und er ist solchen Ansichten nachher auch öffentlich, in der Vererinnerung zum Briefwechsel, entgegengetreten, ohne den Natur- und Künstlergenius Göthe's irgend dabei zu verletzen. — Den 11. Nov. war Humboldt vom Großherzog zu Hofe geladen, [3]) an dem er gewiß schon in früheren Jahren Gunst und Zutritt gefunden hatte. War er doch einer der Ersten, die Carl August mit einem Großkreuz seines neugestifteten weißen Falkenordens der Wachsamkeit beehrte!

Auf der Rückreise besuchte Humboldt auch den alten Jenaer Freund Ilgen in Schulpforta, [4]) wo dieser schon seit Jahren sein segensreiches Rektorat führte, das eine wahre Pflanzschule tüchtiger Männer geworden. Mit ihm und seiner „muntern" Frau konnte unser Gast sich abermals recht in die schönen Tage an der Saale versetzen, anderer Interessen hier nicht zu gedenken, die diese Männer verbanden.

Er ging dann nach Berlin zurück. Den nächsten Sommer verbrachte er, so viel es scheint, ganz auf dem neuen Schlesse zu Tegel. Dort besuchte ihn Anfangs Junius Niebuhr, der damals auf einige Zeit vom Rhein nach Berlin gekommen. Er fuhr, wie er selbst nach Bonn an seine Gattin schreibt, mit Minister Grafen Bernstorff nach Tegel. — Niebuhr war auch einen Theil des nächsten Winters in Berlin, als Humboldt's wieder in der Stadt wohnten. So lesen wir in seinen Briefen, daß er im Jänner 1825 mehrere Male bei ihnen zu Mittag aß, und zwar ein Mal, um über die Champollion'schen Hieroglyphenarbeiten mit Humboldt, welchen diese, wie die

2) Ebendas., I. 88. Vergl. meine Erinnerungen an Humboldt, I. 317–18.

3) Eckermann's Gespräche, I. 86.

4) Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter, III. 375.

Bilderſprache und der Zuſammenhang der Schrift mit der Sprache überhaupt, damals lebhaft beſchäftigten, zu reden. „Solche Geſpräche," meldete Niebuhr, „hat man hier ſehr ſelten." Auch die übrige Familie hielt er werth. Den Tochtermann (Bülow) zählt er zu den vorzüglichſten Männern, die Berlin beſitze, und ſelbſt eine kleine Enkelin, die ſchon die Freude des Hauſes war, rühmt er als ein beſonders niedliches Kind. [5])

Das Jahr 1824 ward auch durch zwei Todesfälle bezeichnet, die Humboldt nahe berührten. Am 8. Auguſt ſtarb F. A. Wolf zu Marſeille, der vergebens gehofft hatte, in einem mildern Clima ſeine zerrüttete Geſundheit herzuſtellen; kurz darnach, den 21. deſſelben Monats, der Graf v. Schlabrendorf zu Paris. — Wolf war, ſeit wir ihn 1817 in Berlin verlaſſen haben, nur immer grämlicher und unverträglicher geworden; er erfuhr aber auch manche bittere Kränkung. Humboldt jedoch hielt ihn ſtets in Ehren, obſchon er ihm keineswegs jede Sonderbarkeit und Uebertreibung durchgehen ließ. [6]) Er nahm auch bis zuletzt an ſeinen Studien und Arbeiten regen Theil. So wiſſen wir, daß Wolf'en in den vorletzten Jahren beſonders die Vorarbeiten zu einer griechiſchen Grammatik nach ſeinem eigenen Syſteme beſchäftigten, und daß er auch hier wieder ſich von unſerem Humboldt vielſeitig unterſtützt und angeregt ſah. [7]) Wie hoch Humboldt aber den Kern dieſes Mannes hielt, bewies vor allem die Anerkennung, die er dem Todten ſpendete. Er ſprach ſie beſonders in einem Briefe aus, den er, 5. Sept. 1833, an Varnhagen ſchrieb, indem er ihn mit Göthe in Vergleich ſtellte.

5) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, B. 3. (1839), S. 82. 84. 107. 110.

6) Siehe z. B. Briefwechſel zwiſchen Göthe und Zelter, Th. III. (1834), S. 280.

7) Körte, Leben und Studien F. A. Wolf's, II. 156.

„Durch Körte's Leben veranlaßt," das ſind ſeine Worte, „habe ich mich viel mit Wolf in dieſen Tagen beſchäftigt. Zwiſchen ihm und Göthe macht in den allgemeinſten Charakterzügen die Nemeſis den beſtimmenden Unterſchied. Das klingt ſehr paradox. Allein in Göthe war ein Hauptzug die göttliche Scheu, das beſtändige Maßhalten in Allem, die Bewahrung der nothwendigen Schranken. In Wolf war ein Streben nach dem Gegentheil, ein Uebermaß, oft ſelbſt im Vortrefflichen. Daher bisweilen eine eben ſo göttliche Vermeſſenheit. Sehr ſchön war in Wolf die reine und ungeheuchelte Verehrung Göthe's: dieſer war dagegen, beſonders zuletzt, wahrhaft ungerecht gegen ihn, und erkannte lange nicht genug ſeinen, auch abgeſehen von aller Gelehrſamkeit, wahrhaft großen und vielumfaſſenden Geiſt." [8])

Im nächſten Jahre (1825) öffnete ſich für Humboldt ein neues, aber erwünſchtes Feld der Thätigkeit. Schon ſeit einem Jahre war eine Anzahl Berliner Künſtler und Kunſtfreunde, die ehemals in Italien geweſen waren, zuſammengetreten, um durch jährliche Beiträge den in Rom ſtudirenden vaterländiſchen Künſtlern Gelegenheit zu Arbeiten zu geben, welche blos ihr Fortſchreiten in der Kunſt zur Abſicht haben ſollten. Dieſer Gedanke erweiterte ſich jedoch bald, ſowohl in Bezug auf den Zweck, als auf die Theilnehmer der Geſellſchaft, und ſchon im Jahr 1825 ging aus jenem erſten Plane der Verein der Kunſtfreunde in dem preußiſchen Staate hervor. Zuerſt beſtimmte man zwar die Preiſe nur ſolchen Künſtlern, die ſich gerade Behufs ihrer Studien in Italien aufhielten; doch auch dieſe Einſchränkung ließ man ſpäter fallen. Die Geſchäfte führten ein Direktorium und ein Künſtlerausſchuß. An die Spitze des erſtern wurde gleich im Beginn W. v. H.

8) Vergl. außerdem Humboldt, Einleitung zur Kawi-Sprache, CCLVII.

geſtellt, der durch ſeine vielſeitige Kunſtbildung und durch die genaue Bekanntſchaft mit Rom und römiſchen Künſtlern hierzu ſehr geeignet war. Er ſelbſt mußte wohl auf dieſe Thätigkeit einen Werth legen. Denn die Kunſt, und auch die bildende Kunſt, betrachtete er letzlich immer auch als Mittel, als ein Mittel zur Ausbildung des ganzen Menſchen. Ja er erklärte, daß die Rückwirkung der Kunſt auf das Publikum ihm höher ſtehe, als die Kunſt ſelbſt, da dieſe, wenn man einen Augenblick vergeſſe, daß alles Geiſtige ſeinen Zweck nur in ſich trage, ihren Werth erſt durch ihren Einfluß auf den Menſchen und ſeine allgemeine Bildung erhalte. [9]) Er bewährte dieſe Geſinnung auch durch die That. Mit regem Eifer widmete er ſich den Angelegenheiten des Vereins. Von ihm rührt auch das Programm her, das dieſer unterm 23. Auguſt 1825 ergehen ließ, und regelmäßig ein oder ein paar Mal im Jahre legte H. über die neueſte Wirkſamkeit des Vereins den Mitgliedern deſſelben Bericht ab. Den erſten dieſer Berichte erſtattete er am 29. Januar 1826; den letzten am 23. März 1835, vierzehn Tage vor ſeinem Tode. Dieſe Berichte hatten einem großen Theile ihres Inhalts nach nothwendig blos lokale Beziehung; die Stellen jedoch, welche allgemeines Intereſſe bieten, hat man, nebſt dem Programm, das die erſte öffentliche Aufforderung zur Theilnahme an dem Vereine enthielt, neuerdings auch in die Humboldt'ſchen Werke aufgenommen. [10]) Eine ſehr ſchätzenswerthe Beigabe. Sie giebt uns Bruchſtücke Humboldt'ſcher Anſichten über dieſes Kunſtgebiet [11]) und enthält manchen Wink zur neueren Kunſtgeſchichte Deutſchlands.

---

9) Geſ. Werke, III. 335.
10) B. III. S. 397–383.
11) Siehe auch eben II. 98–99.

Im Frühjahr 1826 ging H. nach Schleſien, um einige Zeit in Ottmachau zuzubringen. Er reiſte über Breslau und machte dort neue Bekanntſchaften. Unter anderm beſuchte er den bekannten Philologen und Lexikographen Franz Paſſow, der in einem Briefe vom 30. April einem Freunde meldet, daß er vor einigen Tagen durch dieſen Beſuch ſehr angenehm überraſcht worden ſei. [1] Wir werden ſpäter noch erwähnen, wie H. ſich für die lexikographiſchen Arbeiten dieſes Mannes intereſſirte; er ehrte aber auch ſicherlich deſſen Geſinnungen; denn Paſſow gehörte zu den Profeſſoren, die, den älteren Wachler an der Spitze, wacker gegen die damals auch in Breslau überhand nehmenden romaniſch-pietiſtiſchen Rückſchritte kämpften.

Im Sommer finden wir H. wieder in Tegel, während die Gemahlin im Gaſteiner Bade war. „Miniſter v. Humboldt" ſchreibt Zelter den 28. Juli an Goethe, „grüßt Dich herzlichſt. Er fragte geſtern nach Deinem Befinden und wir haben viel von Dir geſprochen. Er fing ſelbſt von der Schiller'ſchen Briefſammlung an zu reden, die Du angekündigt hätteſt, und das Capitel gab Stoff zu angenehmer Unterhaltung, indem auch Er ſich jener Zeit glücklich wußte. Er iſt allein in Tegel, indem die Miniſterin nach Gaſtein unterwegs iſt und eine Tochter bei ſich hat. Auch Er iſt der Meinung, daß die Schiller'ſche Briefſammlung ein willkommnes Geſchenk für die Welt ſei, woraus die Entziehung ſeiner beſſern Werke aufhaulich werde, und wie er ſich an Dich herangebaut hat." [2]

Am Ende dieſes Jahres beſuchte er Göthe'n ſelbſt.

1) Franz Paſſow's Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler. Herausgegeben von Albrecht Wachler. Breslau, 1839. S. 305.

2) Briefwechſel zw. Göthe u. Zelter, IV. 187—88.

Zuvor war er in Jena, wo er den alten Major von Knebel traf. „Der Minister Humboldt iſt ſchon zweimal bei mir geweſen," ſchrieb Knebel am Thomastage (21. Dez.) dem Kanzler von Müller in Weimar. „Morgen geht er nach Weimar." [3]) Da aber blieb H. ins neue Jahr hinein. Göthe ſchreibt davon ſeinem Zelter, 9. Jan. 1827: „Ich kann vertrauen, daß es mir dieſe Tage ſehr wohl gegangen iſt, indem Herr von Humboldt länger, als ich hoffen dürfen, bei uns verweilte und Gelegenheit gab, eine vieljährige Lücke vertraulicher Unterhaltung auf das allerſchönſte auszufüllen."

Das Jahr 1826 wird für uns noch durch zwei Begebniſſe denkwürdig, die H. Antheil und Intereſſe erregten, wenn auch in ſehr verſchiedenem Maße.

Das erſte war der griechiſche Freiheitskampf, welcher die dumpfen zwanziger Jahre hindurch die Oppoſition gegen das Syſtem des Fürſten von Metternich wach erhielt. In Berlin war wurde längere Zeit ein öffentlicher Antheil an dieſem Gegenſtande niedergehalten, im April 1826 aber — kurze Zeit nach dem Tode Kaiſer Alexander's — trat hierin ein Umſchwung ein. Man durfte nun ſogar thätig für die Griechen auftreten. Profeſſor Hufeland und drei Geiſtliche Berlins, Strauß, Ritſchl und Neander, erließen Anfangs Mai d. J. einen Aufruf zu Unterſtützung der Griechen, auf den ſich ein wahrer Enthuſiasmus kund gab. Die eingegangenen Gaben wurden in den Berliner Zeitungen aufgeführt. Gleich Anfangs machte ſich, nächſt den Beiträgen der Prinzen Auguſt

3) K. L. v. Knebel's litterariſcher Nachlaß u. Briefwechſel. Herausgegeben von Varnhagen v. Enſe u. Th. Mundt. 3. B. Leipzig, 1836. S. 92.

und Albrecht, der des Staatsministers von Humboldt bemerkbar, von welchem gemeldet wurde, daß er 50 Thaler beigesteuert hätte. [1]

Von ganz anderer Art war das zweite Ereigniß, dessen wir hier zu gedenken haben. Es war auch eine Aufrüttelung des Preußenthums, sie gehörte jedoch mehr dem geistigen Gebiet an und trug in Vielem die Farbe und Richtung der Zeit. Es wurden nämlich in demselben Jahre unter Hegel's Auspicien die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik gestiftet, die kaum im folgenden Jahre zu erscheinen anfingen. Zeugte diese Stiftung für die Bedeutung, die die Hegel'sche Philosophie damals schon gewonnen, so bewies sie zugleich das Streben nach einer immer ausgedehnteren Herrschaft. Zwar lud man eine Reihe berühmter Zeitgenossen, die dieser Richtung ganz fern standen, gleichfalls zur Theilnahme an diesem Unternehmen ein, darunter Goethe und W. v. Humboldt. Im Grunde aber wurden solche Namen mehr als Schmuck verbraucht. Humboldt entging das nicht; aber er warm, gerade um solche Einseitigkeit zu verhindern, die Einladung an. Auch lieferte er später einige Beiträge zu diesen Jahrbüchern.

Der Weg, den die deutsche Philosophie seit Schelling eingeschlagen hatte, war nicht der, auf welchem unser Humboldt wandeln konnte. Er hielt, wie sein Freund Schiller, so lang er lebte, fest an dem Fundament des kritischen Systems. Wie sehr Beide erkannten, daß die Philosophie in ihrer Auffassung der Gegenstände, in Gliederung und Bewältigung der einzelnen Gebiete des Denkens, endlich auch in der Form selbst zu tieferer Objektivität geführt werden müsse, als sie in der Richtung des 18ten Jahrhunderts lag, wie sehr sie dies einsahen und selbst zur Verwirklichung dessen arbeiteten, so wenig konnten sie doch den unkritischen Dogmatismus, der nach Kant auftrat,

1) Allg. Zeitung, 16. Mai 1826.

für das Ziel unſeres Denkens halten, wenn dieſes auch an Vertiefung und wiſſenſchaftlicher Gliederung vielfach gewinnen mochte. So urtheilte einſt Schiller über Fichte, über Schelling; ſo würde er, hätte er länger gelebt, auch über die in Vielem nachhaltigere und jedenfalls umfaſſendere Philoſophie Hegel's geurtheilt haben. Humboldt ließ ſogar gegen dieſen noch mehr Abneigung ſpüren, als gegen ſeine Vorgänger, vielleicht deshalb, weil ſein Syſtem mit der Unbedingtheit auftrat, die, unter dem Vorgeben, alle früheren Denkſtufen in ſich zu haben, jeden andern Weg ausſchließt. Und konnte H. wohl die Philoſophie ſeiner Zeit für ſo fertig gelten laſſen, er, der ſo viel Lücken ſah, die ſich nur in unendlich innigerem und fortdauerndem Verkehr mit dem Poſitiven, mit den einzelnen Disciplinen der Wiſſenſchaft, allmählig ausfüllen laſſen?

Noch ungünſtiger faſt dachte H. über die Außenſeite und formelle Erſcheinung der Hegel'ſchen Philoſophie, und das hob er zunächſt hervor, als er ein gelegentliches Urtheil über ſie abgab, das uns erhalten iſt. „In das, was Sie von den Jahrbüchern ſagen," ſchrieb er den 1. März 1828 an Gentz, „ſtimme ich vollkommen überein. Es ſind einige ſehr lesbare Sachen, wie die Varnhagen'ſchen, einige gründlich wiſſenſchaftliche, wie die Boppiſche, darin, allein dem Ganzen kann ich den Geſchmack nicht abgewinnen. Hegel iſt gewiß ein ſehr tiefer und ſeltener Kopf, allein daß eine Philoſophie dieſer Art wahrhaft Wurzel ſchlagen ſollte, kann ich mir nicht denken. Ich wenigſtens habe mich, ſo viel ich es bis jetzt verſucht, auf keine Weiſe damit befreunden können. Viel mag ihm die Dunkelheit des Vortrags ſchaden. Dieſe iſt nicht anregend und, wie die Kantiſche und Fichtiſche, koloſſal und erhaben, wie die Finſterniß des Grabes, ſondern entſteht aus ſichtbarer Unbeholfenheit. Es iſt, als wäre die Sprache bei dem Verfaſſer nicht durchgedrungen. Denn wo er auch ganz gewöhnliche Dinge behandelt, iſt er nichts weniger, als leicht

und edel. Es mag an einem großen Mangel von Phantaſie liegen. Dennoch möchte ich über die Philoſophie nicht abſprechen. Das Publikum ſcheint ſich mir in Abſicht Hegel's in zwei Claſſen zu theilen; in diejenigen, die ihm unbedingt anhängen, und in die, welche ihn, wie einen ſchroffen Eckſtein, weislich umgehen. Er gehört übrigens nicht zu den Philoſophen, die ihre Wirkung blos ihren Ideen überlaſſen wollen, er macht Schule und macht ſie mit Abſicht. Auch die Jahrbücher ſind daraus entſtanden. Ich bin ſogar darum mit Fleiß in die Geſellſchaft getreten, um anzudeuten, daß man ſie nicht ſo nehmen ſolle. Ich gehe übrigens mit Hegel um, und ſtehe äußerlich ſehr gut mit ihm. Innerlich habe ich für ſeine Fähigkeit und ſein Talent große Achtung, ohne die oben gerügten Mängel zu verkennen."

Man ſieht, Humboldt wollte über den relativen Werth dieſer Philoſophie nicht aburtheilen; er konnte auch den Jahrbüchern, namentlich in ihrer erſten Epoche, das Verdienſt der Anregung nicht abſprechen, ſo wenig die Grundrichtung ihm gefiel. Und auch dieſe achtete er wenigſtens; hier war nicht zu ſpotten, wie etwa über Steffens' naturphiloſophiſches Chriſtenthum. Humboldt war auch nicht etwa gereizt darüber, daß Hegel gleich im Beginn der Jahrbücher mit einer Kritik über eine von ihm kürzlich gelieferte Arbeit auftrat, worin dem Gegenſtand gar nicht der Werth eingeräumt wurde, den er ihm zuerkannte.

Ueber dieſe Kritik [2]) müſſen wir hier etwas Näheres ſagen. Humboldt hatte 1825 und 1826 in der Akademie der Wiſſenſchaften zwei Vorträge über eine berühmte philoſophiſche Dichtung der Indier, nämlich über die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Epiſode des Epos Maha-Bharata

2) Sie ſtand in den Jahrbüchern für wiſſ. Kritik von 1827, Januar, No. 7–8 und Oktober, No. 181–87, und findet ſich jetzt in Hegel's Werken.

gehalten, die im Jahr 1826 auch gedruckt erſchien. Ein Exemplar davon ſendete Humboldt ſelbſt an Hegel. Dieſer, der von Bewunderung indiſcher Weisheit weit entfernt war, ergriff die getreue Humboldtiſche Darſtellung als Gelegenheit, um den Gegenſtand nach ſeiner Anſicht zu beleuchten. Indem er jedoch den ſittlichen und religiöſen Gehalt des Gedichts erörterte, war er, wie auch Roſenkranz einräumt, [3]) nicht ganz frei von dem vorgefaßten polemiſchen Gedanken, zu zeigen, „daß die ältere Literatur des Orients keineswegs ein ſo abſoluter Inbegriff göttlicher Weisheit ſei, als wofür man ſie oft ausgegeben," ſodann, daß der indiſche Orient recht eigentlich pantheiſtiſch ſei. Dies war zum Theil wahr, und Humboldt würde dem kaum widerſprochen haben, wenn man nur den bedeutenden Gehalt dieſer myſtiſch-pantheiſtiſchen Philoſophie nach Gebühr gewürdigt hätte. Das war aber bei Hegel nicht der Fall; er mußte vielmehr deſſen Aufſatz indirekt gegen ſich gerichtet anſehen, ſo ſehr der Werth jener Abhandlung insbeſondere und ſeine Gelehrſamkeit, ſein Geſchmack im Allgemeinen gerühmt wurden — zuletzt alſo Dinge, die entweder nicht zur Sache gehörten, oder über die Hegel'n nicht einmal vorzugsweiſe ein Urtheil zuſtand. Recht aber hatte dieſer, wenn er, wenigſtens indirekt, Humboldt tadelt, daß er eine ſolche Miſchung von Religion und Philoſophie, wie ſie in dieſer Dichtung herrſcht, ein volltönendes philoſophiſches Syſtem nannte. Auch verdenken wir es unſerm Philoſophen nicht, wenn er vor der, in dieſer Abhandlung entwickelten, indiſchen Yoga-, d. h. Vertiefungslehre, die Humboldt ſo gut auszulegen wußte, ein gewiſſes Grauen empfand. Dieſe Lehre führt folgerichtig von allem Weltantheil ab. Humboldt aber ließ ſie auch nur für den Moment gelten, wo er nicht handeln ſollte, ſondern ganz der Weltüberſchauung ſich hingeben durfte. Dann

3) Siehe deſſen Leben Hegel's. Berlin. 1844. S. 397—98.

fühlte er in ſich ſelbſt eine Verwandtſchaft mit jenen indiſchen Weiſen; denn auch er konnte ſich zeitenweiſe faſt der Erinnerung an eine Gegenwart entſchlagen, der er kurz darauf wieder den lebhafteſten Antheil widmet, der er ſo viele Jahre ſeine ganze Kraft gewidmet hatte. Er konnte, noch lebend, von dieſer Wirklichkeit beinahe abſcheiden, wie jene Indier von ihrer Zeit. Darum wirkte jene Dichtung ſo gewaltig auf ihn; „denn," ſchreibt er ſelbſt an einen Freund (Genz), „ich bin den Vertieften, von denen darin die Rede iſt, ſo unähnlich nicht." Jenes Gedicht war nach ſeiner Anſicht das Tiefſte und Erhabenſte, das die Welt aufzuweiſen habe. „Ich las es," ſchreibt er in dem bezeichneten Briefe an Genz, „zum erſten Mal in Schleſien auf dem Lande, und mein beſtändiges Gefühl dabei war Dank gegen das Geſchick, daß es mich hatte leben laſſen, dies Werk noch kennen zu lernen. Es iſt mir ein Beiſpiel geweſen, wie, wenn man alles für ganz abgeſchloſſen hält und nun meint, man könne ohne Gefahr, etwas zu verſäumen, abgehen, ſich doch noch eine Erſcheinung kartellen kann, die man um alles nicht hatte ungekannt zurücklaſſen mögen."

Mit Hegel's Urtheil über den Gegenſtand war er natürlich nicht einverſtanden. Es ſchien ihm ſogar, als wenn in der Bezeichnung „der höchſtverehrte Verfaſſer," die Hegel in dieſer Kritik ſo oft wiederholt, eine kleine Ironie läge, während dieſer es doch aufrichtigſt und ernſtlichſt gemeint. Varnhagen ſagt mir, daß er Schuld an dieſem Ausdruck geweſen ſei. Hegel fragte ihn, wie auteur illustre im Deutſchen zu ſagen ſei. Varnhagen ſchlug obige Bezeichnung vor, die Jener ſogleich annahm. — Das freundliche Verhältniß jedoch, in welchem Humboldt zu dieſem ausgezeichneten Denker ſtand, wurde nicht im mindeſten geſtört. Der Biograph des Letzteren erwähnt ſogar, daß Humboldt in einem Dankbillet ſich ſehr ſchmeichelhaft für Hegel über dieſe Arbeit geäußert

habe.[4]) Das konnte auch mit Humboldt's ſonſtiger Anſicht recht wohl beſtehen. Ohne Zweifel hatte Hegel ihm ſeinen Aufſatz ſogleich überſendet. Geziemte es nicht, beſonders in dieſem Falle, dem Empfänger, nicht ſowohl, was er gerade an dieſer Arbeit mißbilligte, als vielmehr das, was er überhaupt an Hegel und deſſen Arbeiten ſchätzte, hervorzuheben? Seine volle Herzensmeinung aber über den vorliegenden Artikel iſt uns in dem mehrerwähnten Schreiben an Gentz bewahrt. „Die lange Recenſion über mich," fährt er in jener Aeußerung über Hegel fort, „kann ich am wenigſten billigen. Sie miſcht Philoſophie und Fabel, Aechtes und Unächtes, Uraltes und Modernes; was kann das für eine Art der philoſophiſchen Geſchichte geben? Die ganze Recenſion iſt aber auch gegen mich, wenn gleich verſteckt, gerichtet, und geht deutlich aus der Ueberzeugung hervor, daß ich eher alles, als ein Philoſoph ſei. Ich glaube indeß nicht, daß mich dies gegen ſie parteiiſch macht."

„Ich kann," fuhr hierauf Humboldt gegen Gentz fort, „ich kann von mir in allen Rückſichten ſagen, daß ich in mir und ohne allen Unmuth und ohne alle Abſicht, nur mir ſelbſt, wie außer der Welt, lebe. Wie man aufnimmt, was ich jetzt thue, wie man beurtheilt, was ich gethan habe, berührt mich nur, inſofern ich es belehrend finde, oder inſofern ich darin, oft ſelbſt zu meiner Beluſtigung, den Gang der Welt und der Menſchen ſehe. Meine Sache habe ich, wie Sie am beſten wiſſen, auf etwas ganz Anders geſtellt, und ſie ruht auf unerſchütterlichen Pfeilern. Darin bin ich heute, wie ich war, als wir hier [in Berlin] die Nächte durchwandelten. Ich werde es immer als einen ſeltnen Segen meines innern Geſchickes betrachten, in dem, wonach ich ſtrebe, nicht herumgetappt zu haben, ſondern Einer Richtung gefolgt zu ſein."

---

4) Roſenkranz, a. a. O. S. 397—98.

Auf was H. ſeine Sache geſtellt hatte, iſt uns wohl bekannt; wir kommen auch noch darauf zurück. Daß er jenem indiſchen Gedicht ſo viel Theilnahme zuwandte und es ſelbſt, halb in Ueberſetzung, halb in Auszug bearbeitete, hing allerdings mit der innerſten Richtung ſeines Weſens zuſammen In das Indiſche im Allgemeinen aber ward er durch den Gang ſeiner Studien ſelbſt geführt. „Ich habe mir," ſchrieb er ſchon den 21. Mai 1827 an Gentz, „in dem Sprachſtudium einen eigenen Weg gebahnt und habe darin noch mehr zu verfolgen, als die Jahre erlauben werden, die mir zu leben übrig bleiben. Eben dies Studium hat mich vorzüglich tief in das Indiſche geführt und mir von einer andern Seite her den Genuß des Alterthums verſchafft, der im Griechiſchen ſchon immer einen großen Reiz für mich hatte." Was ihn ſo ſehr an die Bhagavad-Gita feſſelte, war nicht nur die eigenthümliche Schilderung indiſcher Contemplation, die darin gegeben iſt, ſondern eben ſo die poetiſche Form. Wir ſahen, wie H. von jeher ein beſondres Intereſſe an philoſophiſchen Dichtungen nahm, wie dieſes Intereſſe ihn ſo gewaltig zu Schiller hinzog. Eben dieſe Neigung tritt denn auch am Schluſſe dieſer Abhandlung über die Bhagavad-Gita deutlich hervor. Der Verfaſſer ſpricht von der älteſten Philoſophie, die immer als Dichtung auftrete; von jener glücklichen Scheidung der Poeſie und Proſa, die Plato und die Griechen zu Stande brachten; endlich von ſpätern Lehrdichtern, z. B. Lukrezius. Zuletzt bricht er wieder eine Lanze für ſeinen Schiller; dieſer beweiſe, daß es in unſrer Zeit wahrhaft philoſophiſche Gedichte geben könne, wobei man nur an dessen Gedicht: „die Künſtler" denken dürfe. [5])

Ganz andere Motive allerdings, als die ſind, welche H. erfüllten, wirken mit, als das Studium des Indiſchen zuerſt unter uns begründet wurde, auch iſt nicht zu leugnen, daß

5) Siehe Geſ. Werke, Bd. I. S. 96—103.

von mancher Seite der Philoſophie und Dichtung dieſes Volkes ein oft zu ausgedehntes und gefährliches Lob geſpendet wurde. Wie verdroß es Göthe'n, daß Friedrich Schlegel die Weisheit Indiens heraufbeſchwor, um den engherzigſten Autoritätsglauben und Chriſtkatholizismus zu ſtützen. Jene Vergötterung und dieſe Nebenabſicht hatte auch Hegel im Auge, als er obige Beurtheilung verfaßte. Er hätte aber beſſer gethan, eine andere Gelegenheit zu ergreifen und das Intereſſe, das Humboldt, das die Sprach- und Alterthumsforſcher in dieſe damals neuentdeckte Welt trieb, von dem Mißbrauch Anderer ſchärfer zu unterſcheiden. **Duo si faciunt idem, non est idem.** Aber Hegel wollte ſich wohl zugleich an einem namhaften Denker aus der Kant'ſchen Schule reiben und warf deshalb den von Humboldt ſo geprieſenen Gegenſtand in die Speichen ſeiner Alles zerreibenden Dialektik.

---

Schon im Eingang des zweiten Buches dieſer Erinnerungen [1]) hatten wir die Grundrichtung des Humboldt'ſchen Weſens vorangedeutet, wohl verſtehend, daß alles, was wir nachher von deſſen Lebens- und Entwicklungsgange zu berichten hätten, jener Schilderung, wenn ſie gelungen war, zum Beleg dienen werde. In dieſen letzten Lebensjahren Humboldt's aber kommt die Natur ſeines Geiſtes am offenſten zu Tage. Jetzt wurde es auch dem blödeſten Auge klar, auf was er eigentlich ſeine Sache geſtellt hatte; wie es im tiefſten Grunde zunächſt nicht das Einwirken auf die Welt, alſo nicht das Handeln, ſondern ein überwiegend idealiſcher Trieb war, was ihn beſeelte. Er war ſeinem Kern nach eine erforſchende Natur; das Endziel dieſes Forſchens waren die Ideen; ſelbſt die

1) Siehe oben I 49–53.

umfassendste Intellektualität war diesem Zwecke untergeordnet. Darin jedoch unterschied er sich nachdrücklich von jenen indischen Weisen, daß er sich nicht, wie sie, in das bloße Anschauen der Gottheit, sondern, als ächter Sohn des geschichtlicheren Welttheils, in das Erkennbarere und Praktischere, in die Erforschung der geistig sinnlichen Natur des Menschen, in die Gesetze der Weltentwicklung und den Gang der Weltgeschichte vertiefte. Dann lebte er aber, sobald er nicht handeln sollte, mehr in der Summe der Begebenheiten, mehr in der Vergangenheit und besonders mehr im Alterthum, als in der Gegenwart, mehr in der Idee, als in der Wirklichkeit. Dies hing endlich mit einem andern Stücke der Weltansicht zusammen, die früh in ihm sich befestigt hatte, mit der Gewißheit, daß die Entwicklung und Vollendung der Individualität das höchste Princip aller Dinge sei, und daß der Tribut selbst, den der Einzelne der Gesammtheit zu bringen verpflichtet ist, letztlich doch wieder vornehmlich zu Beförderung jenes Hauptzwecks geboten sei. Der Allgemeinheit hatte H. seinen Tribut gebracht; er brachte ihn noch, sofern seine Thätigkeit die Welt berührte. Vornehmlich aber lebte er jetzt sich selbst; auch sein wissenschaftliches Thun diente gleich sehr seiner Selbstbefriedigung und war, von dieser Seite betrachtet, nicht der eigentliche Zweck, sondern nur ein Mittel, sich dieses Zweckes in seiner ganzen Tiefe zu bemächtigen.

So drückt sich Humboldt's Wesen und seine Stimmung auch ganz rückhaltlos in den vertraulicheren Mittheilungen aus, die wir aus dieser Zeit von ihm besitzen. Schon die oben aufgeführte Stelle, wo er mit größtem Gleichmuth davon spricht, wie die Welt das aufnehme und beurtheile, was er jetzt thue oder gethan habe, war ein hinreichender Beleg dafür; dasselbe tritt noch in andern höchst merkwürdigen Aeußerungen zu Tage, die wir in den öfter erwähnten Briefen an Gentz finden. „Mir geht es sehr wohl," schreibt er den

21. Mai 1827 aus Tegel an dieſen. „Außer dem Leben in meiner Familie und den wenigen, meine Privatangelegenheiten betreffenden Geſchäften lebe ich allein in Studien und wiſſenſchaftlichem Treiben.“ Die Annehmlichkeit ſogar des bloßen Lernens ſei ja auch Gentz ſonſt eine nicht fremde Empfindung geweſen. Er aber habe ſich jetzt in dem Sprachſtudium einen Weg gebahnt, den er eifrig verfolgen müſſe, wenn er das Ziel, nach dem er da ſtrebe, erreichen wolle. Den 13. Julius deſſelben Jahrs ſpricht er ſich, indem er Gentz zu einem Zuſammenkommen in Salzburg einladet, ferner gegen dieſen Freund aus: „Ich habe eine wahre Sehnſucht, Sie zu ſehen, und würde unendlich gern, ſo lange es die Umſtände erlaubten, zuſammenbleiben. Der Genuß des Umgangs geht immer erſt da an, wo man ſich gar nichts Eigentliches zu ſagen hat, und wir würden jetzt gewiſſermaßen wieder ſo ſein, als wir vor langen Jahren in Berlin waren, wo wir auch an gar nichts Aeußerem hingen, ſondern nur Ideen, Gefühle und Menſchen beſprachen, alles um des ganz Allgemeinen oder des höchſt Individuellen willen. Denn das Befinden, das doch nicht individuell iſt, noch wird, iſt der wahre Stoff, über den man die Meinung ändert, ſich ſpaltet und ſtreitet, und auch der wahre Tummelplatz des gewöhnlichen Alltagslebens im Großen und Kleinen. Ich kann mir nicht denken, daß wir in dem, was man eigentlich Anſichten nennen kann, verſchieden wären, liebſter Freund. Allein auch mit Menſchen, von denen ich allerdings abweiche, irrt mich das ſehr wenig. Ich habe bei jeder Sache zwei Anſichten, und es iſt mir, wenn ich nicht eben handeln muß, ziemlich eins, mit welcher man ſich zu beſchäftigen vorzieht. Ich habe von jeher ein althiſtoriſches Intereſſe gehabt, und da ſchrumpft alles Menſchliche unglaublich zuſammen, man ſieht mehr den Strom, der die Dinge fortreißt, als die Dinge ſelbſt. An Lebendigkeit glaube ich allerdings nicht verloren zu haben. Sie ſtammte immer in

mir daher, daß ich ſie nicht aus dem Leben ſchöpfte, wenig am Leben hing, und mir wenig aus dem Leben machte. Beides Letzte iſt jetzt in viel höherem Grade bei mir der Fall, nicht aus Ueberdruß; was mich ſonſt erfreute in aller Art, reizt mich ebenſo lebhaft noch jetzt, aber weil ich reifer in Ideen bin, und man mit Ideen doch immer aus dem Leben, was nicht der wahre Sitz der Ideen iſt, hinausreift. Auch iſt das Leben ein Akt, der wohl geführt, aber auch wohl beſchloſſen ſein will, und wer klug iſt, geht alſo gern, wenn er am glücklichſten iſt. Und glücklich bin ich ſehr, ſo innerlich und äußerlich geſchloſſen, daß ich keinen Wunſch habe, den ich nicht durch mich erreichen könnte. Wiſſenſchaftlich beſchäftige ich mich jetzt ſehr. Doch geht auch das nur nebenher und iſt nicht das eigentliche Ziel."

Wundern wir uns nun noch, wenn Humboldt über das, was ihm am Ende ſeiner politiſchen Laufbahn widerfahren war, auch nicht ein Wort verlieren mochte?

---

So bewundernswerth er uns in dieſen Aeußerungen erſcheint, kann es uns dennoch einigermaßen befremden, daß er gegen einen Mann wie Gentz nicht etwas mehr damit zurückhielt. Allerdings hatte er in der Zeit, wo ihm zu handeln oblag — vom Wiener Congreſſe zumal bis zu den Carlsbader Beſchlüſſen — den Gegenſatz ſeiner Richtung zu der dieſes Jugendfreundes hinreichend bewieſen, und er durfte wohl, nachdem er ſeinen Theil durchgekämpft, auch gegen ihn den höhern Standpunkt, von dem er den Lauf der Dinge betrachtete, durchblicken laſſen. Von dieſem Standpunkt erſcheint allerdings der Kampf gegen die Bewegung ſo berechtigt, als der für ſie; es kommt dann blos auf die Lauterkeit der Ueberzeugung

an, mit der man ſeine Partei ergreift, und auf die Waffen, mit denen man für ſie kämpft. Haben wir doch,[1]) wie Humboldt Männern, wie Gentz, wie Fr. Schlegel, auch wenn er ſie bekämpfte, Gerechtigkeit widerfahren ließ; wie er des eigenen Wegs gewiß, ſich gar nicht ſcheute, von ſolchen Gegnern auch zu lernen und noch aus ihren Irrthümern Belehrung zu ſchöpfen. An ſeinem Freiheitsſinne zweifelte man doch nicht! Widmete er nicht zu derſelben Zeit, wo er ſo verſöhnend an Gentz ſchrieb, den Griechen, die dieſer als Rebellen verfolgte, offene und thätige Theilnahme? Deſſenungeachtet aber wünſchten wir, H. hätte in einem Briefe an Gentz ſolche Ausdrücke vermieden, wie die: er könne ſich nicht denken, daß ſie Beide in dem, was man eigentlich Anſichten nennen könne, verſchieden wären. Er ſchränkte zwar dieſe Aeußerung ſogleich ein; allein ſie blieb gefährlich, weil ſie die politiſche Differenz zu ſehr herabſetzte und dazu dienen konnte, einen Conſervativen von Gentz's Schlag noch mehr in ſeiner Denkart zu verhärten; auch erſcheint ſie im Licht von Humboldt's Leben faſt ſophiſtiſch. Gentz durfte ſich allerdings dieſes Beweiſes von Achtung freuen, die Humboldt ihm noch an den Tag legte; dieſer aber hatte ſich von wohlwollenden Empfindungen und Erinnerungen der Jugend doch nicht ſo weit fortreißen laſſen ſollen. Wie ihm aber in ſeinen ſpätern Jahren alles wieder näher trat, was ihm einſt theuer geweſen war, ſo ſelbſt Gentz. Wie würde er jetzt wieder einen ſo vertraulichen Briefwechſel mit ihm gepflogen haben? Er dachte ſich den Freund noch, wie er geweſen war, als ſie einſt in Berlin halbe Nächte hindurch ſich in philoſophiſchen Geſprächen ergingen. Die Entfernung begünſtigte eine Täuſchung, die längeres Zuſammenleben vielleicht bald vernichtet hätte.

---

1) Siehe Th. I. S. 124–25. Th. II. S. 218–19. 221–23.

Im Herbſt 1826 kam Alexander von Humboldt nach Berlin. Er ward vom König, der ihn als wiſſenſchaftlichen Rathgeber um ſich haben wollte, bewogen, ſich im nächſten Jahre ganz nach ſeiner Vaterſtadt zu überſiedeln — ein Entſchluß, zu dem er ſich recht eigentlich von der Abſicht beſtimmen ließ, endlich einmal mit dem zu leben, von dem er immer getrennt geweſen war, mit ſeinem Bruder. Zunächſt ging er jedoch (Mitte Decembers) nach Paris, ſeinem bisherigen Aufenthaltsort, zurück.

Im folgenden Jahre ward aber auch ein Theil der Familie von Berlin entfernt. Der Schwiegerſohn unſeres Humboldt, Freiherr von Bülow, erhielt im Februar 1827 den Geſandtſchaftspoſten in London, den er früher nur als Geſchäftsträger verſehen hatte, und auf dem er namentlich in den dreißiger Jahren bei den dort abgehaltenen Conferenzen ſich jenen angeſehenen diplomatiſchen Namen erwarb, der ihn bis an die Spitze des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten Preußens führte. — Bülow's Gemahlin und Kinder blieben zunächſt in Berlin zurück. Er ſelbſt ging, kurz nach ſeiner Ernennung, auf den Poſten ab, und zwar über Paris, von wo ihn Alexander von Humboldt, der im Begriff war, in das Vaterland zurückzukehren, nach London begleitete. Beide Männer wurden von Canning, der noch am Leben war, mit Wohlwollen überhäuft. Alexander aber ging alsbald über Hamburg nach Berlin. „Alexander iſt nun auch hier" ſchreibt W. v. Humboldt am 21. Mai 1827 an Gentz, „und hat ganz eigentlich ſeinen Wohnſitz hier genommen. Er iſt thätiger und lebendiger als je, und wir reden oft von Ihnen." Der Bruder blieb auch von nun an zu Berlin, verweilte jedoch oft mit dem König in Potsdam und kehrte noch jährlich wenigſtens einige Zeit in die franzöſiſche Hauptſtadt, die ihm nun einmal zur zweiten Heimath geworden war, zurück.

Auch ſonſt hatte ſich Berlin damals mancher Anregung

zu erfreuen, wenn sie auch mehr vorübergehend war. Anfangs 1827 verweilte der Freiherr von Stein einige Zeit da, um seine alten Freunde einmal wieder zu sehen; im Mai aber kam A. W. von Schlegel, nach zwanzigjähriger Abwesenheit von der Hauptstadt, zu längerm Besuche dahin. Schlegel hatte sich noch früher und ausschließlicher, als H., in die Sprache und Litteratur der Indier vertieft. Auf Humboldt's Anregung [1]) hatte er (1818) eine Professur an der neu begründeten Rheinuniversität zu Bonn erhalten; auch blieben beide Männer, bei so verwandten Studien, fortwährend in Verkehr. Während des damaligen Aufenthalts zu Berlin hielt Schlegel vor einem größern Publikum Vorlesungen über die Theorie und Geschichte der bildenden Künste. Auch diese Thätigkeit des ausgezeichneten Mannes mußte für Humboldt ein lebhaftes Interesse haben; doch wurde dieser schon im Julius durch eine Badreise von Berlin abgerufen.

---

Schon seit Jahren befand Frau von Humboldt sich in leidendem Zustand. Der vorjährige Aufenthalt in Gastein aber war ihr vortrefflich bekommen; der darauf folgende Winter verging glücklich. Sie beschloß daher, wieder in dieses Bad zu gehen. Humboldt, der jede Trennung von ihr jetzt schmerzlicher empfand, begleitete sie; auch Caroline, die älteste Tochter, ging mit. Er gedachte, auch selbst zu baden, nicht gegen ein bestimmtes Uebel, denn er war eigentlich gesund, aber er glaubte, sich doch dadurch zu stärken.

Am 13. Julius, auf der Hinreise nach Gastein schrieb

---

1) Wie wenigstens Zelter Goethe'n andeutet; vergl. ihren Briefwechsel, II. 438.

er, von Zeitz aus, nochmals an Gentz, den er in Gastein zu treffen gewünscht hatte, um ihn mindestens zu einer Zusammenkunft in Salzburg zu bestimmen. Gentz jedoch, der jetzt alle Jahre nach Gastein ging, konnte gerade diesmal seiner Geschäfte wegen vor September nicht von Wien abkommen. Sie sahen sich nicht.

Humboldt's Reise ging über Baireuth nach München. Hier verweilten sie einige Tage. Ende Julius langten sie in Gastein an, von wo sie zwischen dem 21sten und 24sten August ihre Rückreise antraten, um noch mit den andern Kindern, wahrscheinlich auf einem der Güter, zusammenzutreffen.

Frau v. Humboldt that das Bad auch diesmal außerordentlich wohl. Er selbst auch fühlte sich gestärkt. Ueberhaupt hatte ihm Gastein unendlich gefallen und ganz eigen an sich gefesselt. „Ich habe nicht leicht," schrieb er den 31. Oktober, „eine anziehendere Berggegend gesehen und eine reizendere Stille genossen, als da. Ich werde mit großem Vergnügen wieder hingehen."

---

Als Humboldt dieses schrieb, war er wieder zu Tegel eingetroffen. Alsbald aber ging er in die Stadt, in der diesmal noch ein besonderer Genuß seiner wartete. Sein Bruder Alexander legte, was er schon in Paris einmal, aber in französischer Sprache vorgetragen hatte, jetzt seiner Vaterstadt vor: die Ergebnisse nämlich seiner Forschungen über physische Erdkunde, indem er einen Cyclus von Vorlesungen darüber eröffnete. Er begann diese Vorträge in einem der Säle des Universitätsgebäudes am 3. November 1827 und schloß, mit der 61sten Vorlesung, am 26. April des nächsten Jahres. In freier Rede, mit aller Kraft des Geistes und

aller Wärme des Herzens, führte der beredte Lehrer das Weltall in einer wunderbaren Bilderreihe vorüber. Diese Vorträge erregten so großes Aufsehen und zogen so viele Zuhörer herbei, daß der Vortragende gezwungen war, fast gleichzeitig einen zweiten Cursus über denselben Gegenstand in der großen Halle der Singakademie zu beginnen, eine Wiederholung des erstern, nur eingerichtet für eine größere und gemischtere Versammlung. Da erschienen der König, die königliche Familie, die ersten Männer und Frauen der Stadt, und zwar ununterbrochen. [1] Wilhelm Humboldt war natürlich unter den Zuhörern; vielleicht aber zog er die strengern Vorträge im Universitätsgebäude vor. Den 1. März 1828 äußert er sich gegen den Wiener Freund, für den fast jede geistige Größe der Zeit etwas Dämonisches hatte, also: „Alexander ist wirklich eine puissance und hat durch seine Vorlesungen hier eine neue Art des Ruhmes erworben. Sie sind unübertrefflich. Die Furcht würden sie aber leicht verlieren. Er ist mehr wie je der Alte, und es ist, wie es war, ein Charakterzug in ihm, selbst eine eigne innre Scheu, eine nicht abzuleugnende Besorgniß in der Art des Auftretens zu haben."

Bekanntlich gab Alexander v. H. damals nur einen Vorgeschmack dessen, was er jüngst erst in seinem Cosmos, als unvergänglichen Schlußstein langen Wirkens, auch der Welt vorzulegen begonnen hat. [2]

---

Im Frühjahr 1828 machte W. v. H. seine letzte größere Reise. Frau v. Bülow, seine jüngste Tochter, war in Berlin

1) Varnhagen von Ense, in seinem Hans von Held. Leipzig 1845. S. 241–45 — so vieler Zeitungsberichte aus jenen Tagen nicht zu gedenken.

2) Siehe dessen Cosmos. Entwurf einer physischen Erdbeschreibung. 1. B. Stuttgart und Tübingen. 1845. S. IX.–XII.

geblieben, ſollte aber nun ihrem Gatten nach London nachfolgen. Humboldt beſchloß, mit der Frau und der älteſten Tochter die jüngſte an ihren Beſtimmungsort zu begleiten und zugleich einen Beſuch in Paris zu machen.

Den 30. Mai reiſten ſie von Berlin ab. Sie gingen ſogleich nach Paris, wo ſie mehrere Wochen verweilten, um jedoch nach der Rückkehr von London nochmals daſelbſt einzuſprechen.

Paris bot damals einen beſonders ſchönen und anregenden Eindruck. Es war der glänzende Zeitpunkt von Guizot's, Cousin's, Villemain's Vorleſungen, die Epoche eines großen geiſtigen Aufſchwungs, der gleich mächtig zum Sturz der älteren Bourbonen und zur Gründung einer politiſch beſſern Zeit, als zur Erweiterung des geiſtigen Geſichtskreiſes der franzöſiſchen Nation beitrug. Ueberhaupt war das geiſtige Treiben dort damals überaus anſprechend und erfindend.

Auch nicht blos für allgemeinere Intereſſen, ſondern nicht weniger für ganz ſpecielle war ein immer größerer Reichthum dort zu finden. In Paris hatte das allgemeine und vergleichende Sprachſtudium zur Zeit eine Art Centralpunkt gefunden, hier stand es in der höchſten Blüthe. Silveſtre de Sacy, der Vater der allgemeinen Sprachforſchung in Frankreich, auch außerm A. von jeder der bekannt, wirkte hier inmitten einer neuen ſprachgelehrten Generation, unter die der große deutſche Sprachforſcher nicht als ein unbekannter Name trat. Schon in der Sitzung vom 19. Auguſt 1825 hatte ihn die Pariſer Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, zugleich mit dem Philologen Creuzer in Heidelberg, mit großer Stimmenmehrheit zu ihrem auswärtigen Mitgliede (associé étranger) ernannt. [1] Doch viele der jüngern Gelehrten und

1) Vergl. Allg. Zeitung, 27. Aug. 1825 (Art. Frankreich).

Sprachforscher Frankreichs lernte er gewiß jetzt erst persönlich kennen, z. B. Champollion, den Erforscher der Hieroglyphen, Jacquet, den Kenner asiatischer Sprachen. Besonders aber hatten Abel Rémusat, St. Martin, Bournouf, und sein in Paris lebender Landsmann Julius Klaproth ihn durch ihre wohlwollende Aufnahme zu Danke verpflichtet. „Ich mag," schrieb er nach der Rückkehr in die Heimath, den 13. Dez. desselben Jahres, dem Letztgenannten, „ich mag diese Herren nur nicht mit Briefen belästigen und warte nur eine passende Gelegenheit ab. Ich werde mich ewig der interessanten Wochen in Paris in diesem Frühjahr erinnern." [2]) Humboldt blieb auch mit fast allen diesen Männern in wissenschaftlicher Correspondenz und ergriff noch an Ort und Stelle die Gelegenheit, für ein so freundliches und ehrendes Entgegenkommen eine Art Gastgeschenk zurückzugeben. Er trug, während seines Aufenthalts in Paris, im Institut, dessen Mitglied er war, eine neue sprachgelehrte Abhandlung vor. [3])

Zu London traf Humboldt seinen Schwiegersohn, Frhr. v. Bülow, auf dem Posten, den er selbst einst inne gehabt; er kennte auch sonst manchen Staatsmann, manchen Gelehrten entweder erst kennen lernen oder wieder begrüßen. Der große Canning war schon todt. Dagegen fand H. seinen frühern Collegen, den österreichischen Botschafter Fürsten Paul Esterhazy, welchen wiederzusehen, wie er wenigstens an Gentz schrieb, ihn im recht eigentlichsten Verstande freute; dann den als Minister für die hannöverischen Angelegenheiten noch immer in London lebenden Grafen von Münster. König Georg IV., der schon als Prinz-Regent Humboldt seine Gunst

---

2) Dieses Schreiben an Klaproth wurde im 3. Heft von Dorow's Facsimiles mitgetheilt.

3) Ueber die Verwandtschaft des griechischen Plusquamperfektums, der reduplicirenden Aoriste und der Attischen Perfekta mit einer Sanskritischen Tempusbildung.

zugewendet hatte, empfing ihn jetzt mit der größten Auszeichnung. Er verlieh ihm nicht nur das Großkreuz des Guelphenordens, sondern ließ ihn auch durch den berühmten englischen Maler Ritter Lawrence für den Waterloo-Saal auf dem königlichen Schlosse Windsor malen, wo Humboldt's Bild jetzt hängt neben denen der Monarchen, der ersten Staatsmänner und Feldherrn der Befreiungszeit, neben Metternich, Hardenberg, Schwarzenberg, Wellington und Blücher!

Den 19. Julius verließ Humboldt mit den Seinen — der Gemahlin und ältesten Tochter — die brittische Hauptstadt. Sie begaben sich wieder nach Paris und eilten, nach einem nochmaligen Aufenthalt daselbst, über Straßburg nach Gastein, wo sie vom 15. August bis 15. September die Badkur wiederholten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie dort mit Gentz, dem sie ihren Aufenthalt für diese Zeit angekündigt hatten, diesmal wirklich zusammentrafen.

Den Rest des Herbstes brachte H. noch in Tegel zu.

Nachdem das Bad von Gastein auf das Befinden der Frau v. Humboldt längere Zeit so glücklich gewirkt hatte, daß ihr Gemahl noch am 1. März dieses Jahres mit einer Art Triumph an Gentz schreiben durfte, er könne sich aus dem Reiseplan, von dem er ihn unterrichte, abnehmen, wie gut es mit der Gesundheit der Frau stehe, brach jetzt, nach der Rückkehr von der Reise, das Uebel plötzlich stärker hervor und nahm bald die schlimmste Wendung. Schon Ende Novembers und Anfang Decembers lag sie sterbenskrank in Berlin; [1]) im Januar hieß es abermals, sie sei am Sterben, [2]) doch fristete

1) Briefwechsel zw. Göthe u. Zelter, V. 133
2) Rahel's Briefe, III. 320 (16. Jänner 1829)

ſich das Leben bis in den März. Noch am 24ſten dieſes Monats ſchrieb Rahel in einem Brief: „Frau von Humboldt war am Sonntag [am 22ſten] ſchon ſterbend; ſchlug die Augen auf, ſagte zum Mann: „Es iſt ein Menſch fertig!“ ſelbſt den Tod erwartend. Vergebens; ſie lebt wieder; nimmt Antheil. Alexander erzählte dies. Schönes Wort. Gott ſei bei ihr. Sie ſoll viel gebetet haben. Ganz recht. Das heißt mit Gott ſprechen. Anderes haben wir ihm nicht zu ſagen.“ Nun aber ging es mit Frau von Humboldt ſchnell zu Ende; ſie ſtarb am 26. März 1829.

Der Verluſt dieſer Frau mußte weit empfunden werden. „Die ſeltenen Vorzüge ihres Geiſtes und Charakters,“ ſagte eine öffentliche Mittheilung aus Berlin [3]) nach ihrem Tode, „machten die Verewigte zum Gegenſtande allgemeiner Theilnahme und Verehrung.“ Auch war ſie durch ihre Reiſen mit Allem in Verbindung gekommen, was das Zeitalter in Wiſſenſchaft und Kunſt Großes aufzuweiſen hatte, und wie in Rom, in Wien und Paris, war auch in Berlin ihr Haus der Mittelpunkt der geiſtreichſten und angenehmſten Geſellſchaft geweſen.

Am tiefſten aber empfand ihren Verluſt die Familie, vor allem der Gemahl. Seine Liebe zu ihr hatte ſchon in den letzten Jahren an Innigkeit noch zugenommen, jetzt aber erreichte ſie den Höhepunkt. Es war, als wenn er ſich ihrer neu verſichert hätte, nachdem ſie ihm in eine höhere Welt vorangeſchritten. Das Bild ihres Weſens verließ ihn nicht mehr; es ſchlang ſich in alle ſeine Ideen, es folgte ihm in ſeine Träume, es veredelte jede Stunde, die er ſtrengen Forſchungen entriß. Endlich mußte die Hoffnung auf perſönliche Fortdauer, die immer in ihm gelebt, in dieſem Drang, mit ſeiner Gattin wieder vereinigt zu werden, mächtig an Zuverſicht und Stärke gewinnen.

---

3) Allg. Zeitung, 19. April 1829.

Was ihn nach ihrem Tode zuerst beschäftigte, war ein Grabmonument, das er ihr auf seinem Landsitz Tegel, unter Mitwirkung des großen Bildhauers Rauch, zu errichten beschlossen hatte. Dies Denkmal erhob sich an einer Stelle des Parkes, die die Abgeschiedene vorzüglich geliebt und zu ihrer Ruhestätte selbst ausgewählt hatte. Einstweilen wurde der Leichnam auf dem Kirchhofe in Tegel beigesetzt, bis das Grabmal vollendet war. [1]) Wie oft schritt dann, unter Schauern der Ewigkeit, unser verlassener Freund den Cypressengang durch, der nach dem Denkmal führt, das diese Reste barg, von denen Gypsel aber eine schöne Statue von Thorwaldsen, die Hoffnung, die der Künstler eigens für Frau v. Humboldt in Marmor ausgearbeitet, [2]) tröstend und beseligend herabblickte!

Bald konnte er von Tegel sich kaum mehr trennen. Er zog sich aus dem Gewühl der Stadt in diese Einsamkeit zurück, um ganz seinen Erinnerungen und seinen Studien zu leben.

Daß der Tod der Gemahlin auch in seinen Studien einen Abschnitt machte und welchen, wollen wir später berichten. Zunächst war es ein Glück für ihn, daß sich mancherlei Zerstreuungen und Beschäftigungen darboten, die seine Muße kürzen ausfüllten und erquickten; was um so notwendiger war, da, wenige Wochen nach jenem Todesfalle, (im April) auch sein Bruder, Alexander, für längere Zeit von Berlin schied, der jetzt seine letzte große Reise, die nach dem Ural, antrat und erst am Schlusse des Jahres zurückkehrte.

1) Allg. Zeitung, a. a. O.

2) Im Jahr 1817; vergl. Aus der Reise Brun, Römisches Leben, II. 427–28.

Zu den zerstreuenden Beschäftigungen, die unserm H. jetzt zu Theil wurden, gehört besonders der Antheil, der ihm bei der großartigen Einrichtung des neuen Museums übertragen wurde. Der König rief ihn im Mai (1829) an die Spitze einer Commission, die den Auftrag zur innern Einrichtung dieser neuen Schöpfung erhielt — eine Wahl, die man von allen Seiten mit Zustimmung und Antheil begrüßte. In Berlin freute man sich besonders auch, daß der hochverehrte Staatsmann durch Annahme dieser schönen und gewiß fruchtbringenden Wirksamkeit den dortigen Lebenskreisen näher vereint bleiben würde, als dazu nach dem herben Verlust, den er kürzlich erlitten, der Anschein vorhanden war. [1])

Die niedergesetzte Commission bestand aus den ersten Künstlern und namhaftesten Kunstfreunden Berlins: aus Schinkel, dem Erbauer des Museums, den Bildhauern Rauch und Tieck, dem Maler Wach, dem Conrad Levezow und dem nachherigen Director der Gemäldegallerie, Dr. Waagen. Mit den meisten dieser Männer war H. längst verbunden; auch wirkte er, an der Spitze des Kunstvereins, mit ihnen vereinigt. Besonders freundschaftlich stand er zu Rauch und Schinkel. Außer den Mitgliedern der Commission nahmen auch der kunstliebende Kronprinz der Museumseinrichtung großen Antheil. Es versteht sich, daß H. bei Leitung dieser Sache sich mehr als geschäftskundiges, denn als sachverständiges Mitglied benahm, wobei ihm Raum genug blieb, eigene Ansichten und Erfahrungen, die er erworben, zum Vortheil der Berathung mitzutheilen. Sein Antheil aber ging vornehmlich dahin, die Berathung zu leiten, widersprechende Ansichten auszugleichen, endlich die Beschlüsse herbeizuführen, nach beendigtem Geschäft aber dem Könige geziemenden Bericht über die getroffene Einrichtung und die Motive derselben vorzulegen.

---

1) Allg. Zeitung, 29. Mai (Corresp. a. Berlin, vom 20. Mai).

Beſonders gab die Anordnung der Gemäldegallerie zu intereſſanten Erörterungen Stoff. Die Berliner Sammlung hatte ſich zwar noch kürzlich durch manche Ankäufe, namentlich durch die Solly'ſche Gallerie, bereichert, doch gehörte ſie noch keineswegs zu den bedeutendſten ihrer Art. Man mußte daher um ſo eifriger bedacht ſein, ihren Werth durch eine zweckmäßige Aufſtellung zu erhöhen. Man wählte eine geſchichtliche Aufſtellung, und führte ſie mit ganzer Strenge durch, damit nicht nur „die äußerliche Geſchichte in der Fortbildung des Techniſchen, ſondern der weſentliche Fortgang der innern Geſchichte in ihrem Unterſchiede der Schulen, der Gegenſtände und deren Auffaſſung und Behandlungsweiſe" erkennbar ſeien. Und in der That iſt es beſonders dieſe ſinnvolle Anordnung, was die Gemäldeſammlung des Berliner Muſeums auszeichnet.

Als die Commiſſion ſowohl über die Wahl der Gemälde, als über deren Anordnung vorläufig übereingekommen war, zog man, dem Wunſche des Kronprinzen gemäß, noch einen angeſehenen auswärtigen Kunſtkenner, den Freiherrn v. Rumohr, zu Rathe. Dieſer, wie er ſelbſt berichtet, [2]) war eben (im J. 1829), von einer Reiſe in Italien, nach Holſtein auf ſeine Güter zurückgekehrt, als ihn ein Schreiben Humboldt's benachrichtigte, daß die Commiſſion ſich auf Anregung des Kronprinzen mit ihm in Verbindung zu ſetzen wünſche, und ihn zu Begutachtung ihrer Sitzungsprotokolle aufforderte. Hr. v. Rumohr unterzog ſich dieſem Auftrag, und ſeinem Gutachten und Plane iſt man nur mit ſehr leichter Abänderung zuletzt gefolgt.

Am 3. Augut 1830 ward das Muſeum, eine neue Zierde Berlins, eröffnet, und am 21ſten deſſelben Monats ſtattete Humboldt dem Könige über die getroffene Einrichtung

2) Rumohr, Drei Reiſen in Italien, Leipzig, 1832. S. 277–78. 290.

Bericht ab. Der König war davon außerordentlich befriedigt. Auch das Museum erhielt das Andenken der Begründer. In seiner Vorhalle stehen zwei Marmorbüsten: die Schinkel's, des Erbauers, und die W. v. Humboldt's, dem die erste Organisation der Anstalt übertragen war. Die Büste des Letztern ist vom Bildhauer Tieck gearbeitet, nach einer andern, die einst Thorwaldsen in Rom gefertigt hatte.

Bekanntlich ist die Anordnung der Gemälde des Museums, noch zu Lebzeiten W. v. H.'s, der Gegenstand eines berüchtigten Streites geworden. Ein Mann, der sich schon überlebt hatte, seines Namens wegen aber selbst in die Commissionen gezogen wurde, aus dieser jedoch noch vor Beendigung des Geschäfts ausgeschieden war, Hofrath Hirt, trat ein paar Jahre nachher öffentlich gegen die getroffene Einrichtung und namentlich Rumohr's Vorschläge auf; der Angriff wurde jedoch durch den Direktor der Gemäldesammlung, Dr. Waagen, in einer besondern Schrift (1832) nach Gebühr zurückgewiesen.

---

Zur Stärkung des körperlichen Befindens ging Humboldt in den Jahren 1829 und 1830 wieder nach Gastein. Für Gemüth und Geist aber suchte er noch andere Labungen. Mehr noch, als bisher, lebte er jetzt auch der Vergangenheit. Und wie der schwärmerische Zug, die Sentimentalität, die seiner Jugend eigen gewesen, nun im Alter auffallend wieder zu ihm zurückkehrten, so hing er auch mit verdoppelter Innigkeit an dem, was ihn in frühen Jahren beglückt hatte — an Rom, an den Jenaer Tagen, besonders aber an dem Andenken Schiller's. Längst hatte er wohl die Absicht, das schöne Denkmal ihres Umgangs, seinen Briefwechsel mit diesem vereint der Welt zu übergeben; hatte doch schon Körner, der

Herausgeber der Schiller'schen Werke, in dem schon 1812 diesen beigefügten Lebensabriß des Dichters mehrere Stellen aus jenem Briefwechsel mittheilen. Nun, nachdem Göthe seine Correspondenz mit dem Freunde veröffentlicht, stand H. nicht an, dasselbe zu thun. Er bereitete Anfang des Jahres 1830 die Herausgabe des Briefwechsels und schrieb im Mai, zu Tegel, die herrliche Vorerinnerung dazu. Die Sammlung erschien, kurz darnach, im Cotta'schen Verlag zu Stuttgart.

Unmittelbar daran knüpfte sich eine ähnliche Beschäftigung — die auf den noch lebenden Dichterfürsten Göthe und auf Rom Bezug hatte. Göthe hatte im vergangenen Jahre den letzten Theil seiner italienischen Reise veröffentlicht, worin besonders die Schilderung seines zweiten römischen Aufenthalts mächtig hervorleuchtete. Wäre nun eine Mittheilung der Art H. jederzeit aufs höchste willkommen, so besonders jetzt und in seiner damaligen Stimmung. Auch kam, daß ein Mann, der jetzt öfter mit ihm verkehrte, und der als besonders eifriger Verehrer Göthe's bekannt ist, Varnhagen von Ense nämlich, den guten Gedanken hatte, H. zur Besprechung des neuen Werkes in den Berliner Jahrbüchern aufzufordern. Schon im März hatte Varnhagen deshalb nach Tegel geschrieben. Humboldt fand den Antrag sehr dankenswerth und schrieb am 21sten desselben Monats von da zurück: „Es ist allerdings ein anziehender Gedanke, über Göthe's Aufenthalt in Rom zu schreiben, da der Mann und der Ort so viele Betrachtungen herbeiführen, die man leicht mit einander verbinden kann. Ich habe aber eigentlich zwei sehr widersprechende Eigenschaften in mir, immer pünktlich Wort zu halten, und meine Arbeiten doch sehr lange ungern geboren zu sehen. Darum ist es mir in der That, so sehr ich es bekenne, unmöglich Ew. Hochwohlgeboren Gute ganz zu entsprechen, und die Recension wirklich zu übernehmen. Ich

will in den nächsten zwei bis drittehalb Monaten die Sache im Auge behalten. Sollte ich Ihnen dann aber nichts zuschicken, so bitte ich Sie, mir das ausdrückliche Geständniß zu ersparen, daß ich nichts, was ich des Gegenstandes würdig hielte, zu Stande gebracht habe." Doch ließ er diese schöne Veranlassung nicht vorübergehen, sondern sagte den Aufsatz bald bestimmt zu; doch konnte er denselben erst am 20. August von Tegel abgehen lassen. Er leitete ihn mit folgenden Worten an Varnhagen ein: „Es thut mir überaus leid, den von mir selbst gesetzten Zeitpunkt um mehrere Wochen überschritten zu haben, und Ew. Hochwohlgeboren erst heute die Arbeit zu schicken, zu welcher Sie mich mit so vieler Güte aufgefordert haben. Ich bin Ihnen für diese Aufforderung recht aufrichtig verbunden, da mir die Arbeit sehr viel Vergnügen gemacht hat. Es bleibt mir jetzt blos zu wünschen übrig, daß Sie auch Ihren Erwartungen entsprechen möge. Sollte ich zu spät kommen und die Göthe'sche Schrift anderweitig vertheilt sein, so erbitte ich mir den Aufsatz zurück. Wünschen Ew. Hochwohlgeboren Abänderungen in einzelnen Stellen, so haben Sie nur die Güte, mir dieselben anzuzeigen. Ich werde mich dann sehr gern darüber mit Ihnen besprechen." Das Buch war nicht vergeben, und an Aenderungen dachte man nicht. Man war froh, einen solchen Schatz heben zu dürfen. Schon im September erschien dieser Aufsatz in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik. Der Verfasser hatte nicht nur die schönste Gelegenheit gefunden, seiner eignen Erinnerung an Rom tiefe, sehnsuchtsvolle Worte zu leihen, sondern zugleich die Selbstvollendung unseres großen Dichters zu Rom, im Mittelpunkte neuerer Kunst, zu veranschaulichen — was um so dankenswerther war, weil Viele entweder nur die Jugendwerke des Dichters schätzen, oder darüber verwundert sind, daß Göthe während seiner italienischen Reise nicht ein neues größeres

Werk concipirte, ſondern nur die ſchon entworfenen umbildete und vollendete.

Mit dieſem Aufſatz mußte dem noch lebenden Dichter eine große Freude bereitet ſein. Varnhagen hatte es auch nicht erwarten können, ihn von der an Humboldt ergangenen Aufforderung zu benachrichtigen. Darauf antwortete Göthe (25. April): „Herrn Miniſter von Humboldt empfehlen Sie mich zum allerbeſten; lehnt er auch ab, über dieſes oder jenes ſich öffentlich zu erklären, ſo bin ich doch gewiß, daß es ihm manche angenehme Stunde macht, denn ſein Andenken, wie aller innigſten Freunde, iſt mir ganz eigen und individuell vor der Seele, da wo frühere Bezüge, deren ich ſo viele auf das liebenswürdigſte genoſſen, in die Erinnerung treten." [1] Als Humboldt's Aufſatz erſchienen war, ſchrieb auch Zelter darüber an Göthe (26. Sept.) und zwar ſo, als verſtehe ſich das ganz von ſelbſt, daß man Göthe'n rühme und preiſe. „Nun iſt ſeit 8 Tagen," ſchrieb er, „auch die diesjährige Kunſtausſtellung offen. Vor einigen Tagen kommt der Miniſter von Humboldt auf mich zu: „Haben Sie denn wohl meine Anzeige des 29ſten Bandes von Göthe's neuer Ausgabe (über Rom) geleſen, womit ich mir auch Ihren Dank verdienen wollen?" Glücklicher Weiſe konnte ich eben Rede ſtehen, um das erwartete Lob auszuſprechen. Dieſe Kritik hat auch inſofern Werth, da ſie von einem gelehrten Diplomaten ausgeht, der Jahre nach einander italieniſche Kunſt und Natur an Ort und Stelle in friedlicher Muße als Nahrung und Speiſe einnehmen können." Göthe antwortete ihm aber gleich darauf alſo (29. Okt. 1830): „Mich freut, daß Du Herrn v. Humboldt wegen ſeiner Aeußerungen über meinen

1) Der Brief findet ſich in der Reihe von Briefen Göthe's an Varnhagen, welche in Th. Mundt's literariſchen Zodiacus, Okt. 1835, S. 260–80, mitgetheilt worden.

römiſchen Aufenthalt etwas freundlich Dankbares geſagt haſt; mir haben ſie zu Erinnerung und Nachdenken viele Gelegenheit gegeben. Es iſt merkwürdig, wie er alles an- und aufregt, wie er ſich in die dortigen Zuſtände verſenkt hat, und mich daſelbſt betrachtet. Ihm von innen heraus entgegen zu gehen, fand ich alle Urſache, und bin auf mancherlei Betrachtungen über mich ſelbſt zurückgeführt worden." [2])

So ſprach Göthe, und mit vollem Recht; denn dieſer Aufſatz gehört zu dem Beſten, was über ſeinen Dichtercharakter und den Bildungsgang deſſelben geſchrieben worden iſt.

---

Während H. in ſolcher Weiſe an Kunſt und der Literatur Theil nahm, im Stillen aber mehr noch in ſeine Sprachforſchungen verſenkt war, brach in Paris eine Revolution aus, die der vorurtheilsloſ Betrachtende längſt hatte kommen ſehen können. Mit einem Schlage ward der Zuſtand Frankreichs geändert. Ganz Europa ſchien eine neue Epoche antreten zu wollen, und wirklich wurde faſt in allen Frankreich benachbarten Ländern entweder ein neuer Zuſtand herbeigeführt oder doch ein namhafter Fortſchritt errungen. Deutſchland verdankt dieſem Anſtoß einen regern Sinn für politiſches Leben und den Zollverein. Freilich ſtand aber auch der Feind im Weſten viel bedrohlicher da; im Oſten war die polniſche Wunde aufgebrochen; Deutſchland, und Preußen vorzüglich, befanden ſich in ſehr kritiſcher Lage.

Der Bruder unſeres Humboldt, der jetzt immer höher im Vertrauen des Königs ſtieg, und, bei ſeiner langen Verbin-

---

2) Briefwechſel zwiſchen Göthe und Zelter, VI. 25. 40–41.

kung mit der französischen Hauptstadt, sich sehr natürlich zum Vermittler zweier Nationen darbot, ging schon im September 1830, zur Begrüßung der neuen Dynastie, und im Februar des nächsten Jahres abermals mit einer wichtigen Sendung nach Paris. Doch auch an Wilhelm sollte diese Zeit nicht spurlos vorübergehen. Nicht nur, daß er gewiß den Gang der Begebenheiten mit aufmerksamem Blick verfolgte; er erlebte auch eine Art politischer Rehabilitation. Sei es, daß man einen Mann, zu dessen Talent man in einer so kritischen Zeit vielleicht noch seine Zuflucht zu nehmen genöthigt werden konnte, dem Staate wieder nähern wollte, oder daß man höchsten Orts nicht mehr den frühern Widerwillen hegte, der König ergriff die Gelegenheit, um H. eine Ehrenbezeigung zu Theil werden zu lassen, die er längst verdient hatte. Er verlieh ihm den höchsten Orden des Staats, den schwarzen Adler-Orden, und rief ihn, wenn auch nicht in das Staatsministerium, doch in den Staatsrath zurück. Die Sache ging also: H. war Anfang August von einer Reise ins Herzogthum Sachsen heimgekehrt, [1]) und hatte am 21sten desselben Monats dem Könige seinen Bericht über die getroffene Einrichtung des Museums übermacht. Darauf erließ der König an ihn nachfolgende Cabinetsordre:

„Ich habe den Bericht vom 21. v. M., den Sie Mir über die Ausführung des Ihnen ertheilten Auftrags zur Einrichtung des Museums erstattet haben, mit besonderem Interesse gelesen, und gebe Ihnen Meine vollkommene Zufriedenheit über die unter Ihrer Leitung getroffenen Einrichtungen zu erkennen. Ihre Vorschläge habe ich überall sehr zweckmäßig gefunden und den Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten veranlaßt, auf die Realisation derselben seine Aufmerksamkeit zu richten und über die Modalitäten der Ausführung bald an mich zu berichten. Zum B. weise Meines fortdauernden Wohlwollens und in Anerkennung

1) Allg. Zeitung, 9. Aug. 1830

Ihrer früheren um den Staat erworbenen Verdienste, habe ich Ihnen Meinen schwarzen Adler-Orden verliehen, dessen Insignien Sie hierbei erhalten. Ich wünsche zugleich, daß Ihre Gesundheit es Ihnen gestatten möge, wiederum eine Wirksamkeit bei den Berathungen des Staatsraths zu übernehmen. In dieser Voraussetzung habe Ich den Staatsrath von Ihrer erneuerten Theilnahme an den Sitzungen und Arbeiten desselben in Kenntniß gesetzt. Berlin, den 15. Sept. 1830. Friedrich Wilhelm." [2])

Alexander v. H., der vielleicht nicht ohne Einfluß auf diese allerhöchste Gunstbezeugung gewesen war, äußerte darüber am Tage seiner Abreise nach Paris (26. Sept.) schriftlich: [3]) „Mein Bruder hat eine Art Restauration gemacht; ich hoffe, sie soll dauerhaft sein."

Diese Wiedereinführung in den Staatsrath war allerdings nur eine Art Restauration zu nennen. H. trat nicht, als aktiver Minister, in das Staatsministerium zurück. Auch der Pension wurde nicht gedacht. — Doch schon diese theilweise Wiedereinsetzung erregte große Freude im Publikum; [4]) freilich mehr der Erwartungen wegen, die sich daran knüpften. Denn man hoffte gleich, der Eintritt in den Staatsrath werde nur der Vorläufer sein und H. wirklich wieder in Aktivität gesetzt werden. [5]) Ja es verbreitete sich schon das Gerücht, er sei mit Ausarbeitung eines Constitutionsentwurfes beauftragt worden. [6]) Von all dem aber ging nichts in Erfüllung: es hätte dies eine Systemsveränderung vorausgesetzt, an die der alte König nicht dachte, wie sehr auch die kritischen äußern Verhältnisse an frühere Versprechungen erinnern konnten. Endlich kann man nicht glauben, daß H. in den Jahren, in

---

2) Allg. Zeitung, 13. Okt. 1830.
3) In einem ungedruckten Briefe an Gentz, dem er zur Belustigung auch ein Gedicht seines Bruders beilegt.
4) Vergl. Allg. Zeitung, 5. Okt. 1830.
5) Ebendas., 8. Okt. 1830.
6) Ebendas., 13. Dez. 1830.

welchen er jetzt stand, die schon gewählte Ausgabe verlassen und die Last eines Ministeriums von neuem übernommen haben würde, wenn nicht die Bedrängniß des Vaterlandes solches Opfer gebieterisch von ihm heischte.

Dagegen konnte er, was den Wiedereintritt in den Staatsrath anlangte, dem Wunsche des Monarchen gar wohl entsprechen. Er wurde dadurch nicht verantwortlich für die Verwaltung selbst, noch war er genöthigt, seine wissenschaftliche Thätigkeit aufzugeben. Er übernahm damit nur eine geringe Beschwerde. Der damalige Gang der innern Geschäfte Preußens war überhaupt ein sehr ruhiger; alles war in bestimmte Bahnen und Grenzen gewiesen, an denen man höchsten Ortes nichts geändert wissen wollte. Im Staatsrath kam insbesondre wenig Bedeutendes vor; es fehlte hier selbst der Anlaß zu solcher Theilnahme, die Aufsehen hätte machen können.

Indes kam weniger nahm H. jetzt an den Sitzungen wieder fleißig und regelmäßig Theil. [7]) Er wurde sogar alsbald auch in eine besondere Abtheilung derselben, nämlich in die für die auswärtigen Angelegenheiten berufen. Diese Sektion bestand im Jahr [8]) nur aus drei Personen, aus dem General der Infanterie Frhr. v. d. Knesebeck, dem geheimen Staatsminister W. v. Humboldt, und dem im J. 1832 an Bernstorff's Stelle im Departement des Auswärtigen getretenen Minister Ancillon. Man könnte jedoch fragen, zu welchem Zweck überhaupt diese staatsräthliche Sektion da war? Ancillon fühlte so wenig, als sein Vorgänger, Lust, einen seiner Schritte zur Bekanntmachung dieses Comités zu bringen, um so mehr, da er hinreichend unterrichtet sein

7) Man berichtet hie und da unrichtig, H. habe sich auch aus dem Staatsrath bald wieder zurückgezogen. Es schien nur so, weil diese Behörde damals wenig oder nichts zu thun hatte.

8) Siehe das Handbuch f. d. preuß. Hof u. Staat f. d. J. 1834. S. 41.

kennte, wie weit entfernt ein Humboldt war, die „Ehre," an Dingen, wie den geheimen Wiener Conferenzbeschlüssen von 1834, mitgewirkt zu haben, mit ihm theilen zu wollen.

---

Wir wissen, daß H. nach dem Tode seiner Gattin Tegel zum Wohnsitz erkohren, das er bald auch im Winter nicht mehr verließ. In den letzten Jahren kam er nur selten nach Berlin, selten besuchte er selbst die Sitzungen der Akademie. Einen Theil der Familie hatte er bei sich, zuvörderst die unverheirathete älteste Tochter, Caroline, die nun seine Hauptstütze war; aber auch der zweiten Tochter, Adelheid, und deren Gemahl, dem General v. Hedemann, war es vergönnt, diese letzten sechs Jahre um ihn zu sein. Daneben fehlte es gar nicht an Zuspruch aus der Hauptstadt. Prinzen, Staatsmänner, Gelehrte wandelten gern zu dem Geiste, der jetzt in Tegel hauste. Manche Zeit jedoch war dieser so in seine Studien versenkt, daß er Niemanden sah, als den engsten Kreis der Seinen, und selbst hohe Personen nicht angenommen werden konnten.

Auch das körperliche Befinden mahnte ihn, seine letzten Aufgaben streng im Auge zu behalten. Seit dem Tode der Gattin zeigten auch seine physischen Kräfte eine Abnahme, die bei unauslöschlicher Wehmuth und in angestrengter Geistesthätigkeit sichtbar zunahm. Wer ihn später in Berlin sah oder öffentlich reden hörte, konnte sich nur schwer ein Bild dieses einst so rüstigen Mannes machen: als wenn die Masse der Ideen, die es in sich trug, nun zu schwer wurde, senkte sein Haupt sich immer tiefer auf die Brust hinab; selbst der Zunge versagte die vielgeübte Beweglichkeit. Um sich zu stärken, besuchte er noch in den Jahren 1831, 1832 und 1833

das Seebad Norderney; das Bad that auch ſeine Wirkung; es war ihm innerlich ganz wohl. Schien es doch, als wolle das Geſchick ſein Leben ſo lange friſten, bis deſſen Aufgabe vollendet wäre.

Wir werden die Studien und Arbeiten, denen dieſe letzten Jahre ſeines Lebens vorzugsweiſe gewidmet waren, nachher näher berühren. Es galt ihm jetzt vor allem, ſein großes Werk über den Sprachbau und über die Kawiſprache zu vollenden und die Summe von Ideen, die ſein Gegenſtand gewonnen, völlig in Ordnung zu bringen.

Die wichtigſten dieſer Ideen legte er in dem großen Sprachwerk nieder; aber er hatte auch ein Gefäß gewunden, um die Empfindungen, die ſein Gemüth bewegten, feſtzuhalten. Das Bedürfniß, Ideen und Gefühle, die ihn lebhaft beſchäftigten, in ein dichteriſches Gewand zu hüllen, hatte er früh ſchon gefühlt: „es nahm aber auf eine denkwürdige Weiſe mit dem Alter und mehr noch mit der Stimmung zu, in welcher ein jeden Augenblick des Daſeins erfüllendes Gefühl eines großen Verluſtes dem Anblick der Natur, der ländlichen Abgeſchiedenheit, dem Geiſte ſelbſt eine eigene Weihe giebt. Die Frucht einer ſolchen minder trüben, als gerührten und feierlichen Stimmung war eine große Zahl von Gedichten, alle in einer und derſelben Form, deren Gründung weder ſeinem Bruder noch irgend einem andern Blicke ſeiner ihn lieben d umgebenden Familie bekannt wurde.“ Er hatte jeden Abend, mehrere Jahre, die Sonette, ſelbſt auf kleinen Reiſen, ſeinem Sekretair Ferdinand Schulz (jetzt als geheimer Sekretair bei der Verwaltung der Staatsſchulden in Berlin angeſtellt) in die Feder diktirt. Jetzt iſt auch dieſen ein Theil dieſer Gedichte der Oeffentlichkeit übergeben. Einem jeden Bande der geſammelten Schriften des Verewigten hat ſein Bruder Alexander, dem wir obigen Bericht verdanken, [1]) eine Auswahl aus dieſem Cyclus

1) Siehe deſſen Vorrede zu W. v. H.'s geſ. Schr. B. I. S. V.

ergreifender Sonette beigegeben, so daß uns jetzt fast ein paar hundert derselben vorliegen, was freilich nur ein kleiner Theil dieses poetischen Nachlasses ist, der auf zwölf hundert solcher Sonette sich belaufen soll. „Vielleicht geschieht es," sagt der Verfasser selbst in einem der Gedichte, „daß eine freundliche Hand eine kleine Zahl dieser kunstlosen Gedichte, die mir als leichte Bilder vorüberwebten und des Lebens Sorge milderten, vom Untergange rette — so daß, wenn ich dahingegangen, ich denen, die nach meinem Laut verlangen, dann in des Liedes Klange wiederkehre."

Wer Humboldt bis an die Gruft geleiten will, muß diese Gedichte aufsuchen. Da sehen wir ihn, den Heroen des Alterthums ähnelnd, mit unerschütterter Ergebenheit die Brust dem Schicksal bieten und dem Tod entgegen gehen. Muth allein, sagte er, zieht die Hülfe von oben, den Hauch der Gottheit, nieder. Gleichmüthig sieht er die dunkelbraunen Haare bleichen, und wenn zuletzt selbst die Sprache verstummt, taucht zwar einen Moment die Sehnsucht nach dem süßen Menschenlaute auf, bald aber weiß er sich glücklich, daß er in der Stille eine innre Welt sich aufgebaut aus dem, was sonst den Sinnen er vertraute. Das niedere Gewühl der Welt berührt ihn nicht mehr; seine Welt ist der Gedanke. „Wem nie die Sinn für dieses Reich erkaltet, wer seine Grenzen auszudehnen sucht, und nur zu leben glaubt, wenn das gelingt, der in zwei Welten sicher herrschend schaltet." Als ein solcher Herrscher erscheint er hier, sinnend über die Räthsel des Lebens, die Gesetze des Daseins, die Bestimmung des Menschen und unsre Zukunft, den glücklich preisend, der noch hier im Leben des Denkens unbegränzte Fläche beschiffen und, fern der Welt und ihren Tandgeschäften, den Blick fest an den Nordstern heften kann. Doch nicht die Müdigkeit am Weltgeschäft hebt uns allein schon über das Nichtige und Verwirrende in ihr empor; nur ein ernster Wille führt in die hellere Region.

Er ſelbſt erſcheint wie ſchon der Welt entrückt, und Geiſterreche ſcheint uns anzuwehen. Er macht ſich mehr und mehr mit dem Gedanken des Todes vertraut, die Zweifel aber nicht umgehend, die das Wenſchenherz dabei befallen. Mit jedem Athemzuge aber wächſet ihm die Zuverſicht auf ewige Dauer, und Hoffnung lächelt ihm Beſeligung hernieder. Weiß er doch, daß er leben, daß er mit der, die ihm vorangegangen, wieder vereinigt ſein werde! Selbſt die Erinnerung an das Vergangene iſt er bereit zurückzulaſſen, wenn nur die Liebe bleibt, und nur dieſe Sehnſucht beſchwichtigt wird.

Nur ſo lang er auf der Erde weilt, mag er die zwei tröſtenden Göttinnen, die ihn begleiten, nicht von ſich ſcheiden ſehen — die Erinnerung und hoffende Sehnſucht. Erinnerung führt ihm alles Schöne, das er genoſſen, die Tage ſeiner Jugend, die Freunde, das heiß begangene Rom, Albano und die Gebirge Sabiniens zurück. Es iſt hier aber nicht eine Erinnerung, die ihm die Gegenwart entleidet; ſie erquickt ihn nur als ſpäter Beſitz. Jetzt feſſelt ihn ja der Ort, die ſtillen Mauern, die er mit Liebe ſich erbaut. „Wie könnt' ich," ſagt er, „von der theuern Stelle weichen, wo ich mir ew'ge Heimath feſt gegründet? Wie täglich nicht die nie Vergeſſne grüßen?" Iſt ihm doch auch das Vaterland, das dürftig große, nun doppelt theuer. Alle Schönheiten des Südens erbleichen vor dem Reiz der heimathlichen Welt, da, in Liebe zu ihr, der Geiſt doppelte Flammen ſprüht. Die Treue fragt nach Schönheit nicht, nach Größe; ſie hangt an dem, was einmal ſie geliebt, und liebt es fort in ſeiner nackten Blöße. Sah er nicht eben da, wo die vaterländiſche Erde am meiſten mit ihren Reizen karg, ein Volk auf ſteilen Bahnen des Geiſtes fortſchreiten; nicht wiegte da ein wohllebiges Daſein die Bewohner, ſondern in rauher Thätigkeit, mit dem Schwert und mit dem Pflug gewappnet, arbeitete auf dem Boden, den der Sieger hatte bereiten helfen, langſam und

ſchwer darniedergehalten, ſich der neue Hort unſerer Nationalität und Zukunft empor.

Endlich aber zog eine Erinnerung den einſam Glücklichen von allem Schönen, das er genoſſen, weg und führt ihn mächtig in die Arme der andern Begleiterin, der Hoffnung. Die theure Abgeſchiedene iſts, die vor Allen in dieſen Liedern gefeiert wird; die Sehnſucht nach ihr, der Drang, wieder mit ihr vereinigt zu werden, läßt keinen zweiten Wunſch aufkommen. Selbſt das Geleit der Genien, die ſeine Jugend, ſein Leben ſonſt erhöhten, bittet er ſich nur bis zum Grabe aus. Dann ſoll ihn ganz die Liebe halten, die hier ſchon von der Welt ihn erſt recht abgezogen, von der alles, was ſelbſt im Dichterkranze ſtrahlt, ſein Licht borge. In dieſen Gedichten iſt ſie der Anfang und das Ende. Seine Träume beglückt die Geliebte mit ihrem Wiedererſcheinen; in der Wiedervereinigung mit ihr ruht all ſein Hoffen.

Davon reden wir nicht, wie ſich in dieſen Dichtungen Neigungen und Studien des edlen Greiſes durchſchlingen, wie ſelbſt der griechiſche Mythos darin zum Symbol des Allerneueſten und Individuellſten wird, wie endlich in den mannigfaltigſten Beziehungen ein unendlicher Stoff des Denkens und Sinnens geboten iſt; nur über die Form noch ein Wort. Wunderſam ſchmiegt der innigen Empfindung, die hier mit einer ſeltnen Tiefe der Reflexion gepaart iſt, ſich das künſtliche Gefäß des Sonettes an, das, bei unſern Dichtern wenigſtens, nur da recht am Platze iſt, wo die Glut des Innern mächtig genug lodert, um auch das ſprödeſte Metall, den Gedanken, zu ſchmelzen, und ein innrer Trieb dazu reizt. Bei Wenigen war dies ſo der Fall, wie bei Humboldt.

In der That, auch die poetiſche Literatur unſerer Nation hat durch dieſe Gedichte eine Bereicherung erhalten. Nicht ein großer Dichter ſpricht darin, aber ein um ſo größerer Geiſt, ein Mann, dem auch früher nicht die Begabung abging,

wo die Macht der Begeiſterung und die Stärke der Empfindung ihn antrieb, etwas wahrhaft Poetiſches zu ſchaffen, deſſen poetiſche Zunge aber jetzt erſt, an der Schwelle der Ewigkeit, ganz gelöſet wurde. Wir verkennen darum nicht, daß dieſe Dichtungen, wie ſie in mehr oder minder glücklicher Stunde zur Erquickung ihres Schöpfers aufquollen, nicht gleichen Werth, noch gleiche Vollendung bekommen haben. Dennoch ungeachtet aber wünſchen wir, daß die Auswahl der Scenen noch nicht geſchloſſen ſei. In einem Kranze, den wir flechten, hat auch das geringere oder minder vollkommene Blatt ſeinen Werth, wenn es den Wechſel unterhält und durch ſein Dunkel den Glanz der andern erhöht.

Zwei Verbindungen, die dieſe letzten Lebensjahre ſchmückten, müſſen wir noch beſonders hervorheben — die mit ſeinem Bruder Alexander und die mit Göthe.

Den Bruder hatte er nun in der Nähe. Wie viel hatten ſich die zu ſagen, die ſo lange getrennt geweſen waren, und — aus Gründen, die man leicht erräth — nicht einmal ſchriftlich ihr Herz ausſchütten konnten. Die Briefe, die ſie einander ſchrieben, waren ſelten und öde, wie eine Landſchaft ohne Waſſer und ohne Grünes. Denn, wie es zu gehen pflegt, ſie theilten ſich am Ende ſelbſt das nicht mit, was ſie ganz ungeſehen hatten ſagen dürfen. — Mit welcher Freude mußte alſo Wilhelm den Bruder in die Heimath zurückkehren und ihn, den Jüngern und Rüſtigeren, neben ſich ſeine Bahn fortſchreiten ſehen! Wir wiſſen, wie von Jugend an ihre Studien Hand in Hand gingen, wie auch auf weit auseinanderführenden Bahnen Einer des Andern Richtung theilnehmend und mitgebend verfolgte, und wie ſelbſt in ganz entgegengeſetzten

Forſchungen die Verwandtſchaft der Naturen und die Seite, an der ſie ſich berührten, erkennbar blieb. Wenn der Eine ſich in die Geſetze des geiſtigen und geſchichtlichen Lebens oder in Ueberreſte verſchwundener Völker und Sprachen vertiefte und in ſeiner Thätigkeit manchmal wie auf einen Punkt gebannt ſchien, der Andere indeß ſich die phyſiſche Welt in immer größerer Ausdehnung unterwarf, mußten Beide doch bei der Natur des Menſchengeiſtes, bei den Menſchenſtämmen, bei der Verſchiedenheit der Sprachen wieder zuſammentreffen. Aber auch bei der größten Entfernung ihrer Thätigkeit konnte die gleich harmoniſche Bildung, ihre Denkart und Richtung, endlich ſelbſt die Art und Schönheit ihrer Darſtellungsweiſe die ſichere Gemeinſamkeit des Urſprungs und den feſten Zuſammenhang ihrer Weſen bekunden. Auch ſchienen ſie gemüthlich immer enger an einander gekettet zu werden. Es darf uns daher nicht wundern, wenn man dieſe Brüder mit dem Namen: „deutſche Dioskuren“ beehrte. Was man auch zu ſolchen Benennungen ſagen mag, ſo bleibt doch anerkannt, daß Beide in unſerer Wiſſenſchaft und in unſerm Leben als Vorbilder leuchten, und ein Heer ſind derer, die ihren Fußſtapfen folgen.

Den Bruder noch ſo rüſtig zu ſehen, mußte für W. v. H. ein um ſo größeres Glück ſein, als er daran die Hoffnung knüpfen durfte, daß die Herausgabe ſeines litterariſchen Nachlaſſes von dieſem beſorgt und überwacht ſein werde.

---

Daß Humboldt's Verbindung mit Göthe nie abriß, haben wir ſchon im Obigen geſehen. Auch ſtanden ſie fortwährend in Briefwechſel [1]) und hörten nicht auf, einan-

1) Leider wird dieſer noch immer zurückgehalten. Ein vereinzeltes Wort aus einem Briefe an Humboldt (v. 22. Okt. 1826),

der durch thätiges Intereſſe und durch Theilnahme zu fördern. [1])

Hat es, vor allem in unſerer Zeit, ſchon etwas unendlich Wohlthuendes, das Zuſammenhalten zwei ſo bedeutender Menſchen durch faſt ein halbes Jahrhundert zu betrachten, ſo muß es uns doppelt ergreifen, wenn wir ſehen, wie dieſelben bis zur Stunde des Todes mit den großen Gedanken, die ihr Leben bewegten, ſich erfreuten und ermuthigten. Zum Glück liegt der Schluß ihres Briefwechſels ſchon in einigen Bruchſtücken vor, die wir hier folgen laſſen.

Den 1. December 1831 ſchrieb Göthe an W. v. Humboldt:

„ . . . Im Allgemeinen kann ich wohl ſagen, daß das Gewahrwerden großer produktiver Naturmaximen uns durchaus nöthigt, unſere Unterſuchungen bis ins Allereinzelſte fortzuſetzen; wie ja die letzten Verzweigungen der Arterien mit den Venen ganz am Ende der Fingerſpitzen zuſammentreffen. Im Beſondern aber kann ich wohl ſagen, daß ich Ihnen oft näher geführt werde, als Sie wohl denken, indem die Unterhaltungen mit Riemer gar oft aufs Wort, deſſen etymologiſche Bedeutung, Bildung und Umbildung, Verwandtſchaft und Fremdheit hingeführt werden.

„Ihrem Herrn Bruder, für den ich keinen Beinamen finde, bin ich für einige Stunden offener, freundlicher Unterhaltung höchlich dankbar geworden. Denn obgleich ſeine Anſicht, die geologiſchen Gegenſtände aufzunehmen und darnach zu operiren, meinem Cerebralſyſteme ganz unmöglich wird, ſo habe ich mit wahrem Antheil und Bewunderung geſehen, wie dasjenige, wovon ich mich nicht überzeugen kann, bei ihm folgerecht zuſammenhängt und mit der

---

worin Göthe den Zweck ſeiner Helena (im 2ten Th. des Fauſt) darlegt, leſen wir jetzt bei Riemer, in den Mittheilungen über Göthe, II. 571.

2) So findet ſich auch in Göthe's Zeitſchrift: „Kunſt und Alterthum" vom J. 1820, (B. II. H. 3. S. 191—92.) eine „Angabe unter der Aufſchrift: Umgekehrte Ableitung, die: v. H. unterzeichnet iſt und ohne Zweifel von Humboldt herrührt. Sie giebt die richtigere Ableitung des franzöſiſchen Wortes: serpe, auf eine, welche Göthe im vorangegangenen Heft verſucht hatte.

ungeheuern Menge seiner Kenntnisse in Eins greift, wo es dann durch seinen unschätzbaren Charakter zusammengehalten wird.

„Darf ich mich im alten Zutrauen ausdrücken, so gesteh' ich gern, daß in meinen hohen Jahren mir alles mehr und mehr historisch wird; ob etwas in der vergangenen Zeit, in fernen Reichen, oder mir ganz nah räumlich im Augenblicke vorgeht, ist ganz eins, ja ich erscheine mir selbst immer mehr und mehr geschichtlich; und da mir meine gute Tochter Abends den Plutarch vorliest, so komm' ich mir oft lächerlich vor, wenn ich meine Biographie in dieser Art und in diesem Sinn erzählen sollte.

„Verzeihen Sie mir dergleichen Aeußerungen! Im Alter wird man redselig, und da ich diktire, kann mich diese Naturbestimmung wohl auch überraschen." . . .

G.

Wilhelm von Humboldt aber antwortete an Göthe:

„Tegel, am 6. Jan. 1812.

„Es hat mich unendlich gefreut, aus ihrem Briefe zu sehen, daß Sie gesund, heiter mit Ideen beschäftigt und rüstig zu jeder schönen und gelungensten Hervorbringung sind. Auch bin ich wohl und mehr als je zur Arbeit aufgelegt. Viel davon schreibe ich allerdings der Nordsee (denn für die baltische Schwester habe ich nur geringen Respekt) zu. Indeß ist es mir auch, als wäre ich mehr als je bisher der Fall war, auf den Punkt gekommen, auf dem sich alle meine frühern Arbeiten und Studien in Eins zusammenziehen. Ich sehe dies als eine Mahnung an, der Dauer der Zeitzeit nicht zu viel zu vertrauen, sondern die Gegenwart zu benutzen, um das, was ich wohl fühle, was aber noch unentwickelt und zum Theil unerwiesen in mir liegt, darzustellt und auszuführen, zugleich mit mir davon zu tragen und hinter mir zurückzulassen. Denn beides verbindet sich immer in meiner Vorstellung. Man besitzt in Ideen nur ganz, was man, außer sich dargestellt, in Andere übergehen lassen kann, und wie dunkel auch alles Jenseitige ist, so kann ich es nicht für gleichgültig halten, ob man vor dem Dahingehen zur wahren Klarheit des im langen Leben in Ideen Erstrebten gelangt, oder nicht? So weit kann sich die Individualität nicht verlieren, und da es einmal in der Welt zwei Richtungen giebt, die, wie Anfang und Einschlag, das geschichtliche Gewebe bilden, das immer abbrechende Leben der Individuen und ihre Entwicklung

und die Kette des durch ihre Hülfe vom Schicksal zusammenhangend Bewirkten, so kann ich mir einmal nicht helfen, das Individuelle für die Hauptsache anzusehen, von welcher der Weltgang eine gewissermaßen nothwendige Folge ist.

„Die Klarheit vor mir selbst bleibt mir daher, wenn ich nicht glaube, viel zu versäumen zu haben, das dringendste Motiv zur unausgesetzten Arbeit, und ich fühle mich glücklich, daß diese sich jetzt in mir in höhern Richtungen bewegt." . . .

Der Ihre

Humboldt. [1])

Göthe's Antwort, am Morgen desselben Tages, an welchem er Nachmittags tödtlich erkrankte (17. März 1832), geschrieben, ist im Schlußheft von Kunst und Alterthum B. VI. H. 2. (1832) S. 622–25. abgedruckt worden.

Sie lautete also:

„Nach einer langen unwillkührlichen Pause beginne folgendermaßen und doch nur aus dem Stegreife. Die Thiere werden durch ihre Organe belebt, sagten die Alten, ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu beleben.

„Zu jedem Thun, daher zu jedem Talent, wird ein Angeborenes gefordert, das von selbst wirkt und die nöthigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deswegen auch so geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in sich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann.

„Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er; was er auch von außen empfangen, schadet seiner eingebornen Individualität nichts. Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag thue, vielmehr solches noch aus sich nicht erhebe und durchaus nach Möglichkeit belebe.

---

1) Diese Bruchstücke des goethe-humboldtschen Briefwechsels wurden erst jüngst mitgetheilt von Ad. v. Müller, im Anhang zu der mehrerwähnten Anzeige von Humboldt's ges. Werken (Neue Jen. Lit.-Zeitung, 1843. Nro. 1–3.)

„Hier treten nun die mannigfaltigſten Bezüge ein zwiſchen dem Bewußten und Unbewußten. Denke man ſich ein muſikaliſches Talent, das eine bedeutende Partitur aufſtellen ſoll: Bewußtſein und Bewußtloſigkeit werden ſich verhalten, wie Zettel und Einſchlag, ein Gleichniß, das ich ſo gerne brauche.

„Die Organe des Menſchen durch Uebung, Lehre, Nachdenken, Gelingen, Mißlingen, Hinderniß und Widerſtand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtſein in einer freien Thätigkeit das Erworbene mit dem Angebornen, ſo daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erſtaunen ſetzt.

„Dieſes Allgemeine diene zu ſchneller Beantwortung Ihrer Frage und zur Erläuterung des wieder zurückkehrenden Blattchens.

„Es ſind über ſechzig Jahre, daß die Conception des Fauſt bei mir jugendlich, von vorne herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab' ich die Abſicht, immer Fächer neben mir hergehen laſſen, und nur die mir gerade intereſſanteſten Stellen einzeln durchgearbeitet, ſo daß im zweiten Theil Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Intereſſe mit dem Uebrigen zu verbinden. Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Verſtand und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen thätigen Natur allein zukommen ſollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem ſo lange thätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich laſſe mich keine Furcht angeben, man werde das Aeltere vom Neuern, das Spätere vom Frühern unterſcheiden können; welches wir denn den künftigen Leſern zur geneigten Einſicht übergeben wollen.

„Theilen Sie mir aber auch etwas von Ihren Arbeiten mit. Niemer iſt, wie Sie wohl wiſſen, an die gleichen und ähnlichen Studien geheftet und unſere Abendgeſpräche führen oft auf die Gränzen dieſes Faches.

„Verzeihung dieſem verſpäteten Blatte! Ohngeachtet meiner Abgeſchiedenheit findet ſich ſelten eine Stunde, wo man ſich dieſe Geheimniße des Lebens vergegenwärtigen mag.

Weimar, den 17. März 1832.

Ihnen angehörig
J. W. Goethe.

Vier Tage darauf ſtarb der Dichter, am 22. März 1832. Humboldt's Erwiderung traf gerade im Moment der feier-

lichen Benennung Göthe's (26. März) zu Weimar ein; [1]) der Inhalt dieſes Briefes aber iſt noch nicht bekannt worden.

---

Nun aber ergriff Humboldt die erſt dargebotene Gelegenheit, ſeine Anſicht über Göthe — die auch das mißlungenſte Altererzeugniß nicht zu erſchüttern vermocht hätte, [1]) — noch einmal öffentlich darzulegen. Noch bevor Schelling in der Akademie zu München dem großen Genius einen würdigen Nachruf ſprach, hielt Humboldt zu Berlin die Todtenrede [2]) auf den Genoſſen. Als er nämlich am 1. Mai 1832 den Jahresbericht im Kunſtvereine ablegte, hatte er unter andern Beweiſen wohlwollenden Antheils, deren der Verein ſich in letzter Zeit ſich zu rühmen gehabt, auch eines zu gedenken, an den ſich, wie er ſagt, bei ſämmtlichen Anweſenden eine ſehr ſchmerzliche, aber zugleich unendlich wohlthuende Erinnerung knüpfen werde. Es war ein von Göthe noch unterm 1. Januar d. J. an Herrn Geh. Rath Beuth gerichteter Brief, in welchem er für eine Sendung, die Letzterer ihm im Namen des Vereins hatte zugehen laſſen, ſeinen Dank ausgeſprochen und ſich vorbehalten hatte, nachträglich noch ein Wort über die Wahl der Gegenſtände, die er den jüngern Künſtlern empfohlen wiſſen

1) Dr. v. Müller, a. a. O.

1) Humboldt erlebte noch das Erſcheinen des zweiten Faust (1831). Es mußte ihm jedenfalls hohes Intereſſe erregen, zu ſehen, wie der Dichter ſich die Entwicklung des Stoffes gedacht hatte, wie ſich darin ſeine Weltanſchauung und ſelbſt in Schöpfungen einer greiſenhaften Phantaſie noch ein unverwüſtlicher Künſtlergeiſt zeigte. Das Werk ſelbſt freilich war mißlungen!

2) Dieſe Todtenrede, als ein wichtiges Zeugniß für Göthe, wurde ſchon im Schlußheft von „Kunſt und Alterthum“ (B. VI S. 3. S. 639 flg.) mitgetheilt; jetzt iſt ſie auch unter den Berichten aus den Verhandlungen des preußiſchen Kunſtvereins in Humboldt's geſ. Werken, Th. III. S. 356–58 zu leſen.

wollte, angeben zu laſſen. Dieſen Brief las Humboldt vor; dann fuhr er alſo fort:

Es iſt unendlich beklagenswerth, daß wir auf die Belehrung Verzicht leiſten müſſen, die uns der Verewigte in dieſen Zeilen zuſagt. Dies Verſprechen ſelbſt aber beweiſt, wie ſehr er bis zu den letzten Tagen ſeines Lebens damit beſchäftigt war, jedem Kunſtbeſtreben die fördernde Richtung zu geben. Dies Bemühen, auf die Geiſtesthätigkeit ſeiner Zeitgenoſſen einzuwirken, war ihm beſonders eigenthümlich, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzuſetzen, daß er ohne alle Abſicht, gleichſam unbewußt, blos durch ſein Daſein und ſein Wirken in ſich den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweiſe auszeichnet. Es iſt dies noch geſchieden von ſeinem geiſtigen Schaffen als Denker und Dichter, es liegt in ſeiner großen und einzigen Perſönlichkeit. Dies fühlen wir an dem Schmerze ſelbſt, den wir um ihn empfinden. Wir betrauern in ihm nicht blos den Schöpfer ſo vieler Meiſterwerke jener Gattung, nicht blos den Forſcher, der das Gebiet mehrerer Wiſſenſchaften erweiterte, und ihnen durch tiefe Blicke in ihre innerſte Natur neue Bahnen vorzeichnete, nicht blos den immer theilnehmenden Beförderer alles auf Geiſtesbildung gerichteten Strebens. Es iſt uns neben und außer dieſem allem, als wäre uns dies dadurch, daß er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unſeren innerſten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer lebendigſten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dies ſchmerzlich empfinden, bleibt uns zugleich wieder die Ueberzeugung, daß er in ſeine Zeit und ſeine Nation Keime gelegt hat, die ſich den künftigen Geſchlechtern mittheilen und ſich lange noch fortentwickeln werden, wenn auch ſchon die Sprache ſeiner Schriften zu veralten beginnen ſollte.

Es giebt in jeder zu einem höheren Grade der Bildung gelangten Nation ein Gemeinſames der Ideen und Empfindungen, das ſie, wie ein geiſtiges Element, in welchem ſie ſich bewegt, umgiebt. Es beruht dies nicht auf einzelnen feſten und beſtimmten Anſichten, es liegt vielmehr in der Richtung aller, in der Form, von der in jeder Art der Seelenthätigkeit, Maaß und Weiſe, Ruhe und Lebendigkeit, Gleichgewicht und Uebereinſtimmung abhängt, und es wirkt auf dieſe Weiſe zuletzt, durch die dadurch bedingte Anknüpfung des Sinnlichen an das Unſinnliche, auf die ganze Anſchauung der äußeren und inneren Welt. Auf dieſen Punkt hin

war Goethe's Individualität zu wirken vorzugsweise bestimmt. In dies geheimnisvolle Innere, wo Ein geistiges Streben eine ganze Nation belebt, drang er durch die Macht seiner Dichtung und die Sprache, welche allein ihm die Möglichkeit des Ausdrucks seiner Eigenthümlichkeit verstattete, die er aber wieder so kräftig und sprachvoll gestaltete. So drückte er, in einer Periode der Litteratur anfangend, wo derselbe wenig klar und entschieden dastand, dem deutschen wissenschaftlichen und künstlerischen Geiste, durch die lange Dauer seines Lebens fortwirkend, ein neues, ewig an ihn erinnerndes Gepräge auf. Die immer heitere Besonnenheit, die lichtvolle Klarheit, die lebendig anschauliche und immer von Kunstform oder einer noch tiefer geschöpften Gestaltung beherrschte Naturauffassung, die große Freiwilligkeit des Genies, alle diese Gaben so vorzugsweise auszeichnenden Eigenschaften führten ihm die Gemüther, wie von selbst, bildsam zu. Es hat in Niemanden je eine gerechtere, mehr durch die innerste Eigenthümlichkeit begründete Scheu vor allem Verwerfen, Absprechen, moralisch Verdammen gegeben, als in ihm. Dies zusammengenommen machte seinen Einfluß so allgemein, so leicht und so tief. Was sich so heiter und lichtvoll darstellte, was der Quelle, aus der es entsprang, so ohne Mühe und Anstrengung entfloß, wurde eben so aufgenommen und so gehalten, und wurzelte zu weiterer Entwicklung.

Da Goethe die Natur immer zugleich in der Einheit ihres Organismus und in der vollen Entfaltung ihrer gestaltenreichen Mannigfaltigkeit auffaßte, so konnte die Menschen- und Dingewelt nie einen schreckenden Gegensatz in ihm bilden. Die Wirklichkeit sah in ihm ihre Gestalt nur auf, um eine neue aus der Hand der schaffenden Phantasie zu empfangen. Dadurch, um diese Betrachtungen auf eine Weise zu schließen, die uns zu unserem Gegenstande zurückführt, wurde er vorzüglich der Kunst so wohlthätig. Er war mit ihr durch alle Anlagen seines Wesens verwandt, und hatte sich von allen Seiten mit ihr durch Auffassung, Sammeln und Ueben befreundet, nur eben erwähnte allgemeine Kunstsinn war in ihm tiefer als in irgend Jemand begründet. Es leistete unendlich viel unmittelbar für die Kunst durch Belebung, Ermunterung und Anerkennung jeder Art, aber alles dies wurde durch das überwogen, was sie ihm mittelbar verschaffte. Er bereitete durch das stille Wirken seines ihn umgebenden nur von ihr durchdrungenen Lebens

ein langes Leben hindurch ihr den Boden in den Gemüthern ſeiner Zeitgenoſſen zu, weckte den ſchlummernden Funken der Liebe zu ihr, richtete aber die Neigung und die Forderung nur auf das Streben, was, gleich entfernt vom Zwange einengender Regeln und von phantaſtiſcher Willkührlichkeit, dem freien, aber durch innere Geſetze geleiteten Gange der Natur folgt.

Dies war zugleich das letzte Mal, daß Humboldt ſelbſt mit größerer Bedeutung öffentlich hervortrat. Er kam zwar, bis kurz vor ſein Ende, noch zuweilen in die Stadt, auch des Kunſtvereins wegen. Im Uebrigen aber brachte er das Jahr 1831 ganz in Tegel zu; ſein Streben war durchaus auf Vollendung des großen Sprachwerks gerichtet.

Wer ihn in dieſer Einſamkeit aufſuchte, fand ihn ſtets hingebender und gefühlvoller. Wir wiſſen zwar, daß ein ſchwärmeriſch-idealer Zug ihn nie verlaſſen; doch wußte er ihn kräftig durch ſeinen praktiſchen Sinn, durch den Verſtand zu zügeln. Nie hatte er der tiefen und zarten Gefühle ermangelt; in der großen Mitte ſeiner Laufbahn aber hielt er, aus vielen Gründen, Haus mit ſeiner inneren Wärme; nur die, denen er innerlichſt angehörte, oder die ihm ebenbürtig dünkten, fanden ihn jederzeit hingebend; Anderen, ſo längſt Bekannten, erſchien er kalt und gemüthlos. Er verhüllte ſich mit Abſicht und behauptete, im Gefühl der Ueberlegenheit, ſelbſt Menſchen, die etwas Beſſeres verdient hätten, nur als Gegenſtand ſeiner Unterhaltung, ſo daß eine große Zahl der Zeitgenoſſen nichts in ihm ſehen wollte als einen ungeheuern Verſtand, den durchdringenden Blick und ein rieſenhaftes Wiſſen. Anders jedoch erſchien er nach ſeinem Rücktritt aus dem öffentlichen Leben, vorzüglich aber in dieſen letzten Jahren. Jetzt gab er ſein Weſen offen und ohne Rückhalt hin; ſelbſt jene Sentimentalität,

die seinen frühesten Jahren eigen gewesen war, kehrte zurück, zwar in geklärterer Form, gehoben von der Mannhaftigkeit des im Weltlauf durchgebildeten Charakters, von der Tiefe des Gedankens und der Anschauung einer reichern Phantasie, sonst aber in einer Stärke, wie nur die Jugend sie haben kann. Was er Niemanden mittheilen konnte, vertraute er wenigstens den stillen Reimen, die er hinterließ. Doch auch im Umgang, im gewöhnlichen Leben trat das innigste Gefühl unverstellt hervor, in sanfter Güte, in liebevoller Theilnahme, die jedes Herz zu edler Rührung stimmten. So beglückte ihn der Genius seiner Jugend, als er beschäftigt war, die letzten Aufgaben seines Lenzerlebens zu lösen.

Doch unendlich mehr, als jenen, die ihn nur in einzelnen Momenten sahen, mußte das Wesen des Mannes sich denen offenbaren, die das Glück hatten, ihm nahe zu sein und sein Thun stets zu beobachten. Diesen nächsten Umgebungen erschien er in dieser Gesamtheit so großartig, daß, nach ihrer Ansicht, selbst die Größe seines politischen und wissenschaftlichen Lebens dagegen zurücktreten würde, wenn es gelänge, eine irgend umfassende Darstellung dieses Lebens zu geben. In völlig unabhängiger Zurückgezogenheit, unter den besten Studien, in ungetrübter Heiterkeit, den reinsten menschlichen Empfindungen immer offen, gab er das Bild eines Mannes, der von der zärtlichsten und feurigsten Liebe, von den höchsten Gedanken bewegt, mit dieser Welt nur durch ein geringes Band noch verknüpft schien.

Da wir eine ausgeführtere Darstellung dieses Zustandes vielleicht nur immer entbehren müssen, so darf es uns um so mehr freuen, daß uns in dem poetischen Tagebuche, das H. uns hinterlassen, doch ein Theil desselben abgespiegelt und erhalten ist, und zwar ein großer und wichtiger Theil. Oder bedarf es etwa, um die Haltung dieses Mannes im Angesichte des Todes kennen zu lernen, anderer Belege, als

die in jenen Sonetten enthaltenen; und spricht nicht ein einziges schon zur Genüge dafür? Eines derselben beschließe diesen Abschnitt. Es findet sich im vierten Band der gesammelten Werke, S. 395 und führt die Aufschrift: „Des Lebens Ausgang." Er spricht:

Nach nichts mehr von der Welt geht mein Verlangen
Nur nach dem Ausgang meine Augen sehen.
Mir süßer ist's, wenn Weise linde weben,
Doch macht auch Sturmes Toben mich nicht bangen.

Wie sonst wohl sehr die Natur ich prangen
Um meiner Jahren höchste ist's geschehen,
Doch mir im Geist Gestalten auferstehen,
Die lieblich sich um meine Jugend schlangen.

Noch in dem letzten Augenblicke sollen
Sie mich in heitrer Anmuth süß umgeben,
Daß beide Leben sanft zusammenschweben.

Nun man der Erde treue Liebe zollen,
Und muthvoll Geist und Blick erheben,
Der Ewigkeit Erwartung aufzurollen.

* * *

## Humboldt's litterarische und wissenschaftliche Thätigkeit vom Jahr 1820 bis zu seinem Tode.

Ehe wir die letzten Lebenstage unseres Humboldt verführen und ihn zur Gruft geleiten, schicken wir einen Ueberblick seiner schriftstellerischen Thätigkeit während jener Musejahre voran. Wir verknüpfen damit eine kurze Charakteristik dessen, was er, namentlich in dem hinterlassenen Hauptwerk, als Sprachforscher und Sprachphilosoph geleistet hat. Endlich

geben wir zur Ergänzung eine Schilderung des geistigen Verkehrs, in dem H. in diesen Jahren lebte, der Correspondenz und so vielfacher Theilnahme an Anderer Wirken, so wie eine Uebersicht der Ehrenbezeugungen, die ihm für so mannigfache Verdienste bis ans Ende seiner Tage noch zu Theil wurden.

## V. Litterarische Thätigkeit.

Wir haben hier nur die Früchte dieser Thätigkeit, so weit sie dem Publikum übergeben wurden, im Auge. Der größere Theil davon ist im Vorangehenden schon betrachtet worden; doch führe ich auch die schon besprochenen Arbeiten in diesem Ueberblicke mit auf. Hierher gehören folgende:

1) Die Abhandlung: Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers. Er las dieselbe am 12. April 1821 in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, in deren Abhandlungen aus den Jahren 1820 — 21, und zwar unter denen der historisch philologischen Klasse sie im J. 1822 im Druck erschien (Berlin, 1822. 4. S. 305—22. Jetzt eröffnet sie die Reihe seiner Werke, Th. I. S. 1—35).

Dieser kurze, und doch so gediegene Aufsatz verdiente es in der That, an die Spitze der Humboldtischen Werke gestellt zu werden; nicht blos seiner Bedeutung wegen, sondern schon deshalb, weil er so sichtbar den Uebergang aus der öffentlichen Laufbahn in die wissenschaftliche Thätigkeit, die Verbindung des Staatsmannes mit dem Denker charakterisirt. Gewisse Grundideen zu einer Philosophie der Geschichte waren schon sehr früh in dem Verf. aufgetaucht. Als er aber selbst thätig in die handelnde Welt eingriff, fand er Veranlassung genug, das Gegeneinanderwirken der Kräfte, die Wendungen des Geschicks, vor allem aber die großen und bewegenden Ideen aufzufassen und zu verfolgen, und es mußten sich in seinem Geiste die Elemente einer tiefer gehenden Philosophie der Geschichte mit Leichtigkeit entwickeln. Zwar schien es ihm, auch bei wiedergewonnener Muße, noch nicht angemessen,

ſie ſogleich und ohne das Geleit verwandter Ergebniſſe darzulegen; er wollte ſie vielmehr recht ausreifen laſſen. Doch fühlte er ſich, gleich nach dem Rücktritt aus dem Staatsleben, bewogen, einen mit dieſen Wahrnehmungen in innigem Zuſammenhange ſtehenden Gegenſtand der Unterſuchung zu unterwerfen, wobei er nothwendig einen Theil jenes Beſitzes in Anwendung bringen mußte. Er ſtellte ſich die Frage: was iſt die Aufgabe des Geſchichtſchreibers? faßte aber auch hier nur den Haupttheil der Frage ins Auge. Dieſen hob er aber auch ſogleich auf eine Höhe der Betrachtung, die bisher nicht erſtiegen worden war.

Indem er, wenn auch nur andeutend und ſkizzenweiſe, jedoch deutlich genug die verſchiedenen Gattungen und Seiten der hiſtoriſchen Kunſt, Chronik, Memoire, die äußerliche, die pſychologiſche und pragmatiſche Behandlung der Geſchichte charakteriſirte, fand er Gelegenheit, auf die auch in der Menſchenwelt herrſchenden tieferen Geſetze hinzuweiſen und eine in der Theorie der Geſchichtſchreibung beinahe gänzlich, meiſt aber auch in der Praxis offen gebliebene Lücke fühlbar zu machen. Durch alle vorher angedeuteten Behandlungen wird das Auftreten neuer gewaltiger Richtungen in der Geſchichte ſo wenig erklärt, als die Kraft, mit der die Menſchheit in größern und kleinern Kreiſen dieſe Richtungen durchzuſetzen arbeitet. Von dem Satze ausgehend, daß das Geſchehene nur zum Theil in der Sinnenwelt ſichtbar ſei, das Uebrige aber hinzuempfunden, geſchloſſen, errathen werden müſſe und daß die volle Wahrheit des Geſchehenen auf dem Hinzukommen jener unſichtbaren Theile zu der Wirklichkeit der Thatſachen beruhe, dringt H. in die geheimſten Tiefen des menſchlichen Auffaſſungs- und Produktionsvermögens, belauſcht die innere Werkſtatte des Dichters und des Künſtlers, entwirft die Grenzlinie ihrer Gebiete, zeigt, wie ſie ſich berühren, und wie ſelbſt die ſchlichteſte Naturbeſchreibung ein noch eines aus der

Totalität des Naturkörpers entnommenen Hauches bedarf, um dessen innern Charakter zu veranschaulichen, der sich weder messen, noch beschreiben läßt; so gelangt er zuletzt zu der höchsten Forderung, die an den Geschichtschreiber gestellt werden muß: „alle Fäden irdischen Wirkens und zugleich alle Gepräge überirdischer Ideen zu umfassen," um daraus das Geschehene zwar in reiner Objektivität, aber in seinem innern nothwendigen Zusammenhange mit der Summe des Daseins und allen Richtungen des menschlichen Geistes darzustellen. [1]

Er lehrt also: der Geschichtschreiber müsse vor allen Dingen das Auftreten jener neuen, die Menschheit lange Epochen hindurch bewegenden Ideen wahrzunehmen und seinen Stoff dadurch, daß er dem Kampfe für diese Ideen und ihrer Verwirklichung nachgehe, zu bewältigen wissen. Zugleich aber mahnt er daran, wie vorsichtig der Geschichtschreiber hiebei zu Werke zu gehen habe; wie er sich hüten müsse, „der Wirklichkeit eigenmächtig geschaffene Ideen anzubilden oder auch nur über dem Suchen des Zusammenhanges des Ganzen etwas von dem lebendigen Reichthum des Einzelnen aufzuopfern." „Diese Freiheit und Zartheit der Ansicht," sagt er, „muß seiner Natur so eigen geworden sein, daß er sie zur Betrachtung jeder Begebenheit mitbringt; denn keine ist ganz abgesondert vom allgemeinen Zusammenhange, und von Jeglichem, was geschieht, liegt, wie oben gezeigt worden, ein Theil außer dem Kreis unmittelbarer Wahrnehmung. Fehlt dem Geschichtschreiber jene Freiheit der Ansicht, so erkennt er die Begebenheiten nicht in ihrem Um-

1) In diesem Passus der Darlegung des in Rede stehenden Aufsatzes folgte ich der mehrerwähnten Beurtheilung der Humboldt'schen Werke von Fr. v. Müller, und zwar wörtlich. Denn wozu soll man das anders zu sagen sich abmühen, was schon in der besten Weise gesagt wurde?

fang und ihrer Tiefe; mangelt ihm die schonende Zartheit, so verletzt er ihre einfache und lebendige Wahrheit." — „Wie man es aber immer anfangen möge," sagt er an einer andern Stelle, „so kann doch das Gebiet der Erscheinungen nur von einem Punkte außer denselben begriffen werden, und das besonnene Heraustreten ist eben so gefahrlos, als gewiß der Irrthum bei blindem Verschließen in demselben. Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich."

Somit war die ganze Frage nach ihrer innersten Tiefe auf das Gebiet einer Geschichtsphilosophie gerückt, die wir noch nicht hatten, deren Begründung aber, von Herder's Zeiten her, den tiefer schauenden Geistern als eine der wichtigsten Aufgaben unseres Nachdenkens erschien. Es handelt sich darum, nicht nur die Bedeutung jener leitenden Ideen und das Walten der Vorsehung in ihnen, sondern gegenüber jener nur mittelbar oder auch unmittelbar wirkenden Hand der Vorsehung zugleich die Macht und Bedeutung der individuellen Menschenkraft und ihrer Selbstthätigkeit aufzufassen. Mit diesen Betrachtungen war Humboldt bis an das Ende seiner Tage beschäftigt; er war auch ganz dazu geschaffen, ihre Entwicklung zu zeitigen. Wir sahen, wie er sie in der Correspondenz mit Göthe berührt, und werden noch darauf hinweisen, in welcher Weise er die gewonnenen Ergebnisse in sein Schlußwerk zur Philosophie der Sprache verwob.

Schon das, war er in dieser Abhandlung — gewiß eine der tiefgedachtesten und ideenreichsten, die aus seiner Feder geflossen — niedergelegt, blieb nicht ohne Wirkung und mußte es wohl auch in einer Zeit, wo man eines Theils ernstlich beschäftigt war, die Philosophie der Geschichte zu begründen, andern Theils unserer Historiographie durch Theorie der Geschichtschreibung zu Hülfe zu kommen suchte. So ist schon die Thatsache interessant, daß Hegel

im Winter 18²⁷/₂₈ zum erſten Mal Philoſophie der Geſchichte vortrug. [2]) Später zwar, aber noch entſchiedener, zeigte ſich der Einfluß dieſes Aufſatzes auf die Theorie der Geſchichtſchreibung. Ganz eng an Humboldt ſchloß ſich Gervinus in ſeinen Grundzügen der Hiſtorik (1837). Gervinus führte Manches weiter aus und beſtimmte Einiges ſchärfer, doch wußte er zugleich auf das Verdienſt des Vorgängers und den Werth dieſes Aufſatzes hinzuweiſen. [3])

2) Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Epiſode des Maha-Bharata. H. trug dieſe Abhandlung der Akademie in zwei Abtheilungen vor, die erſte am 30. Junius 1825, wiederholt in der öffentlichen Sitzung vom 3. Julius deſſelben Jahres, die andere am 15. Juni 1826, gleichfalls wiederholt in der öffentlichen, am Leibnitztage dieſes Jahres gehaltenen Sitzung. Gedruckt erſchien ſie ſchon 1826, einzeln, Berlin, bei Dümmler (gr. 4.), dann in den Abhandlungen der Berliner Akademie aus den J. 1825, Berlin 1828, und zwar unter denen der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe, S. 1—61. Endlich ſteht ſie in H.'s geſammelten Werken, I. 26—109. Von dem Inhalt und den Schickſalen dieſes Aufſatzes iſt ſchon früher (S. 433—438) berichtet worden. Humboldt gab noch einen Nachtrag zu der Abhandlung, den wir, ſeines Inhalts wegen, unter den ſprachwiſſenſchaftlichen Werken aufführen werden.

3) Ueber Schiller und den Gang ſeiner Geiſtesentwicklung. Vorerinnerung zu dem Briefwechſel

---

2) Der Herausgeber dieſer Vorleſungen über Philoſophie der Geſchichte, E. Gans, nennt auch, in der Vorrede zu dem Werk (S. IX.), W. v. Humboldt unter denen, die dieſes Feld beiläufig cultivirten, und beruft ſich deshalb auf dieſe „ſtiliſtiſch eben ſo meiſterhafte, als dem Inhalte nach tiefe" akademiſche Abhandlung: „über die Aufgabe des Geſchichtſchreibers."

3) Siehe G. G. Gervinus, Grundzüge der Hiſtorik. Leipzig, 1837. S. 10 u. 66.

zwiſchen Schiller und Wilhelm v. Humboldt. Stuttgart und Tübingen, 1830 (S. 3—84). Er ſchrieb dieſelbe zu Tegel im Mai 1830. Gervinus nennt ſie das ſchönſte Denkmal, das dem Genius des Dichters geſetzt worden ſei, und er hat Recht, inſofern ſie das erſte tiefer gehende Urtheil war, das dem einſeitigen Standpunkt, von dem die Kritiker aus der romantiſchen Schule dieſen Dichter betrachtet hatten, nachdrücklich entgegentrat. Humboldt's Aufſatze dürfte außerdem das Verdienſt zukommen, einen Mann wie Hoffmeiſter zu einem umfaſſenden Werke über Schiller ermuthigt zu haben. Uebrigens haben wir ſchon (Th. I. S. 277. 297—312. 326—331. 339—40, Th. II. S. 451—55) verſucht, den Inhalt dieſer Vererinnerung zu würdigen.

4) Ueber Göthe's zweiten römiſchen Aufenthalt vom Juni 1787 bis April 1788. (Beurtheilung des 29ſten Bandes von Göthe's Werken in der Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen, 1829). Dieſe Beurtheilung erſchien in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, im September 1830 (Th. II. Nro 45—47 dieſes Jahrgangs) und findet ſich jetzt in H.'s geſ. Werken, Th. II. S. 215—41. Auch dieſer Aufſatz wurde von uns (ſ. oben Th. II. S. 455—58) ſchon hinreichend beſprochen. Er bildet mit dem Werke über Herrmann und Dorothea und der Rede nach Göthe's Hingang ein Ganzes, das ſeinen Werth nie verlieren und in Verbindung mit den Darlegungen Schiller's und A. W. Schlegel's die Grundlage der Beurtheilung unſeres größten Dichters bleiben wird. —

## B. Linguiſtiſche Thätigkeit.

Während die litterariſche Thätigkeit Humboldt's, der Antheil, den er deutſcher und fremder Litteratur widmete, ſo weit als er ihn öffentlich bekundete, in dieſen letzten Jahren

doch nur einen geringen Raum einnimmt, sehen wir ihn auf sprachwissenschaftlichem Gebiet mit einer Reihe der umfassendsten Forschungen hervortreten. Manchem wird das auffallen. Mancher wird nicht begreifen, wie ein Mann, der so tief in die Geschichte seiner Zeit eingegriffen, sich nun so weit davon entfernen konnte, und sich nicht vielmehr zu praktischeren Arbeiten hingezogen fühlte. Wer aber aufmerksam dem Entwicklungsgange Humboldt's folgte, wird sich nicht verwundern. Er weiß, wie wenig derselbe in dem politischen Streben, auch wo es den Anschein hatte, aufging, wie die intellektuelle Richtung in ihm stets überwog, wie sie auch mitten im höchsten Strudel der Geschäfte nebenher ging und jeden freien Augenblick Befriedigung suchte. Daß er in seinen Studien die praktischen Gebiete deshalb keineswegs hintangesetzt, bewies sein Wirken als Staatsmann zur Genüge. Wie hätte er sonst bei so verwickelten und durchaus positiven Gegenständen, als ihm, und vorzugsweise ihm, bei den Friedensschlüssen und während der Tage des Wiener Congresses zu behandeln oblagen, wie bei so schwierigen Verhandlungen, wie später im preußischen Staatsrath bei Berathung einer neuen Steuerverfassung, sich ebenso durch Einsicht hervorthun können, als durch Geist und beredten Vortrag seiner Meinung! Wir wissen auch, daß er in früheren Jahren ausführliche Untersuchungen politischen Inhalts niederschrieb, über die Grenzen namentlich, die nach seiner Ansicht der Wirksamkeit des Staats, d. h. der centralen Einrichtungen in der bürgerlichen Gesellschaft, gezogen werden sollten. [1] Allein die eigentliche Richtung seines Forschersinnes ging nicht dahin. Sie grub sich tiefere Wege; nicht daß er jene abstrakte Region vorgezogen hätte, in der zu verweilen nur dann recht lohnt, wenn es gilt, eine neues Syst-

1) Siehe oben Th. I. S. 171–207.

der Philoſophie aufzuſtellen oder ein vorhandenes vom Grund aus zu verſtehen. Der Natur ſeines Geiſtes gemäß, dem ein völlig abſtraktes, in ſich ſelbſt zurückkehrendes Denken ſo fern lag, als fortwährendes Grübeln über den Urgrund der Dinge, und die Richtung wie die Gränze ſeiner ſpekulativen Begabung wohl erkennend, ſammelte H. ſeine Kraft auf dem Gebiete, das zwiſchen dieſer Abſtraktion und jenen praktiſchen Theilen in der Mitte liegt und das in der Zeit, in welcher ſein Geiſt ſich entſchied, unſere Denker und unſere Dichter vorzugsweiſe beſchäftigte — auf dem Gebiet, wo das Zuſammenwirken des Sinnlichen und Ueberſinnlichen, der Natur und der Geiſterwelt, alſo gerade die Natur des Menſchen, ſich am tiefſten offenbaret. Dieſes Gebiet umfaßt Anthropologie, Philoſophie der Sprache und Aeſthetik. Auch die Anthropologie berührte Humboldt, doch mehr an der äſthetiſchen Seite. [2]) Ihre allſeitige Begründung überließ er Männern, die von der Naturwiſſenſchaft ausgingen, z. B. Burdach. Mit deſto regerem Eifer griff er dafür in die Gebiete, die ſeinem Intereſſe und allgemeinen Forſchungstriebe zunächſt lagen, und in denen er etwas Nachhaltiges und Neues gründen konnte — in Philoſophie der Kunſt und Philoſophie der Sprache.

Denn auf dieſen Gebieten erging ſich nicht ſeine Denkkraft allein, ſondern ſein Forſchungstrieb überhaupt. Inſtinkt und Naturanlage machten H. zum Sprachforſcher im weiteſten Sinne. Konnte doch auch jener urſprüngliche Trieb, die Abſicht: Weſen und Entwicklung des Sprachbaues zu ergründen, erſt in den umfaſſendſten Studien und Vergleichungen der vorhandenen Sprachſchätze zur Erfüllung kommen! Aber ſelbſt die trockene Sprachforſchung reizte H., da in ſeiner Hand auch das Unſcheinbare dazu diente, Wichtiges aufzufinden oder zu begründen. — Aber eben dieſes Streben, nicht

2) Siehe oben Th. I. S. 382–384.

blos in die Tiefe, ſondern auch in die Breite der Wiſſenſchaft, und zwar linguiſtiſcher Studien, mag an einem ſolchen Manne Vielen unerklärlich dünken; uns iſt es dies gar nicht. Manche werden daraus den Schluß ziehen, daß Humboldt nur zum Forſcher geboren geweſen ſei, nicht zum Staatsmann; ſie werden ſehen in der Wahl dieſer Studien eine zu beſchauliche Natur erkennen, als daß ſolche ihm im praktiſchen Wirken nicht ſtörend hätte in den Weg treten ſollen; und zuletzt den Grund der gegen ihre Wünſche gering ausgefallenen Ergebniſſe ſeines Wirkens als Staatsmann in einem mit jenem beſchaulichen Forſcherſinn zuſammenhängenden Mangel an praktiſchem Geſchick und an Staatsklugheit in ihm ſuchen. Von dem Vorhandenſein des Einen läßt ſich aber zunächſt gar kein gerechtfertigter Schluß auf den Mangel des Andern ziehen; man müßte denn erſt nachweiſen, daß ein Dritter an ſeinem Platze mehr ausgerichtet haben würde, als H., was bei der Beſchaffenheit damaliger Verhältniſſe, und namentlich der preußiſchen Zuſtände, ſo leicht nicht nachzuweiſen iſt. Es hieße ferner der menſchlichen Natur, der Natur eines ausgezeichneten Mannes enge Gränzen ziehen und manche an ſich räthſelhafte Erſcheinung noch unerklärlicher machen, wollte man annehmen, daß in einem Manne, in dem ohnehin ſich auffallende und merkwürdige Gegenſätze genug darſtellten, ſtaatsmänniſche Geſchicklichkeit nicht neben jenem Forſchergeiſt und jener Beſchaulichkeit habe beſtehen können. Kommt es denn endlich nicht in allem menſchlichen Thun beſonders darauf an, wie eine Sache gethan wird? War denn H. ein Sprachforſcher gewöhnlichen Schlages? Iſt es nicht vielmehr als ein Glück zu betrachten, daß unter andern genialen Männern auch einer von ſo umfaſſendem Geiſt und Geſchick an die Sprachwiſſenſchaft kam, da es galt, dieſe für immer aus jenem Pedantismus empor zu heben, in welchem ſie von eng-

brüſtigen Philologen gehalten wurde? Oder war es etwa ein Schaden für unſere Politik, daß ſich unter unſere Staatsmänner Einer miſchte, der noch für andere und fernliegendere Gegenſtände Sinn trug, als blos für Staatsfragen, und eben deshalb auch im politiſchen Wirken eine Kraft der Intelligenz und eine Hingebung an Ideen bewährte, die man bei unſeren hofmänniſchen oder aktenbeſtaubten Staatsleuten ſo wenig trifft; daß einmal Einer da war, deſſen geiſtige Befähigung weit über das Gegebene ſah, der aber nicht blos grollte über dieſe Beſchränktheit, nicht blos einen Anſtoß gab, ſie zu durchbrechen, ſondern Geiſteskraft, Ausdauer und Zähigkeit genug beſaß, um ſtät an der Umbildung der Dinge zu arbeiten, der, wenn auch das Glück ihn wenig begünſtigte, eine Ahnung deſſen gab, was bei günſtigeren Verhältniſſen ein hoher Sinn in Deutſchland vermöchte.

Endlich war aber doch auch jetzt der Forſchungsgeiſt dieſes Mannes nicht blos auf Litteratur und auf Sprache gebannt, ſo ſehr es den Anſchein haben mochte. Er wandte ſeine Gedanken zugleich auf ein Gebiet, das zwar auch nicht unmittelbar in die politiſchen Verhältniſſe oder die Bedürfniſſe der Nation eingreift, dennoch aber von hoher praktiſcher Bedeutung iſt, da es den Grund legt zu jeder ächten Staatsweisheit und geſunden Anſchauungen in allen Theilen der praktiſchen Philoſophie und, indem es die Vergangenheit begreifen lehrt, den Weg in die Zukunft uns erleichtert. Schon in den früheſten Jahren ſahen wir Humboldt's Betrachtung auf Grundgeſetze des geſchichtlichen Lebens gerichtet, und ſtets verfolgte er dieſe Richtung. Aus dieſem Boden — über den er bei ſeinem Antheil an großen Weltbegebenheiten immer mehr Herrſchaft gewann — erwuchs allmählig eine philoſophiſche Auffaſſung und Darlegung des Geſchehenden. Statt aber die Elemente dieſer Philoſophie ſelbſtſtändig zu entwickeln, verſenkte ſie Humboldt in die überhaupt und

beſonders bei ihm innig damit verwebte Philoſophie der Sprache. Das große Sprachwerk, das er uns hinterlaſſen, enthält neben den Unterſuchungen über die Sprache, ihr Weſen und ihre Entwickelung, zugleich Grundzüge einer Philoſophie der Geſchichte, deren Ausbau nur zu wünſchen wäre. Denn erſt die ſelbſtſtändige Entwicklung des in jenem Werke enthaltenen geſchichtsphiloſophiſchen Elementes würde uns den vollen Werth und die Bedeutung deſſelben, beſonders für die Gebiete der praktiſchen Philoſophie, aufhellen; dann erſt würde die Wirkung recht zu ſpüren ſein, welche die Philoſophie der Geſchichte, von ſolchen Geiſtern aufgefaßt, in unſrer Staatswiſſenſchaft und unſrer Geſchichtſchreibung hervorrufen könnte, ſie, die ſchon unter minder praktiſchen, alſo auch weniger berufenen Händen, z. B. Hegels, ſo bedeutend erſcheinen iſt. In der That, die tiefere Entwicklung der Geſchichts-Philoſophie iſt ein ſolches Bedürfniß unſrer Zeit und unſrer Wiſſenſchaft, daß Niemand wagen ſollte, einen Genius, der auch hier mitwirkend eingriff, einer unpraktiſchen Weltbetrachtung zu zeihen.

Hier iſt ferner die Frage zu beantworten: ob denn die Sprachforſchung, wie H. ſie geübt, wirklich ſo von aller Praxis abliegt, wie es den allgemeinen Anſchein hat? Ich glaube nicht. Wir haben erſt erwähnt, wie Humboldt, unmittelbar nach dem Austritt aus jener politiſchen Laufbahn, die Theorie der Geſchichtſchreibung erörterte und dabei an die Grundzüge eines für die Löſung aller praktiſchen Fragen hochwichtigen Gebietes der philoſophiſchen Wiſſenſchaft — an die Philoſophie der Geſchichte ſtreifte, und wie dieſe Richtung nicht weniger, als die Erforſchung des Sprachlichen in ſeinem innerſten Weſen lag. Auch ſtehen dieſe Forſchungen ſich keineswegs einander aus. Das vergleichende Studium und die Philoſophie der Sprache war vielmehr ein noch unbetretener, aber überaus fruchtbarer Weg, zu einer ſichern und

gefunden Auffaſſung der Philoſophie der Geſchichte zu gelangen, eben der Wiſſenſchaft, von der man mit richtigem Inſtinkt die Durchſicht und Ergänzung aller Theile der praktiſchen Philoſophie und der damit zuſammenhängenden Fachwiſſenſchaften erwartet. Wenn alſo H. im Geleit dieſer Sprachforſchungen und auf deren Grunde allein zu den für die Fortbildung der Philoſophie der Geſchichte wichtigen Ergebniſſen gelangen ſollte, welche er in dem nachgelaſſenen Hauptwerk: „Ueber die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geiſtige Entwicklung des Menſchengeſchlechts“ niedergelegt, dann hätten wir das Geſchick zu preiſen, das ihn zum Sprachforſcher machte.

Nur die niedere Sprachforſchung liegt weit von der Geſchichte, von den praktiſchen Intereſſen ab; je höher aber ſie ſich aufſchwingt, deſto deutlicher offenbaret ſie den Zuſammenhang, in dem die Sprache des Menſchen zu deſſen ganzer Geſchichte und Entwicklung ſteht. Der Sprachphiloſoph aber wird nothwendig auch Geſchichtsphiloſoph werden.

Ueberhaupt liegt es im Charakter einer geiſtig vorgerückten Zeit, ebenſo alle einzelnen Gebiete des Wiſſens an der Hand der Philoſophie tiefer zu entwickeln, als die Philoſophie wieder von einzelnen dieſer Gebiete aus zu höherer Vollkommenheit zu führen. So hat die deutſche Philoſophie, nach der großen und allgemeinen Richtung, die ſie durch Kant empfing, den erſten großen Umſchwung durch die Naturforſchung bekommen, dergeſtalt, daß der Gründer dieſer neuen Richtung die Geſtalt, die er der Philoſophie gab, auch im Allgemeinen Naturphiloſophie nennen durfte. Nach ihr iſt die Geſchichte der bewegende Faktor worden, wenn ſie ſich auch zuerſt als Philoſophie des Geiſtes der Natur gegenüber ſtellte. Das nämlich, was der Schöpfer des neueſten unſrer philoſophiſchen Syſteme eigentlich erſtrebte, wird vielleicht nur dadurch an's Ziel geführt werden, wenn eine tiefere

Begründung der Geſchichtsphiloſophie und von ihr aus die Durchſicht des ganzen philoſophiſchen Gebiets vorangegangen iſt. Damit aber hängt die Gründung einer neuen Disciplin, der Philoſophie der Sprache, ſo innig zuſammen, daß wir den Schöpfer derſelben als einen Hauptbeförderer dieſer Bewegung betrachten könnten, wenn er auch ſelbſt nicht ſchon eine genügendere Geſchichtsphiloſophie ſo beträchtlich angebahnt hätte. Wenn man nun auch zur Zeit auf dem ohnedies in einem gewiſſen Stillſtand begriffenen Gebiet deutſcher Spekulation jene Folge noch nicht eingetreten ſehen kann, ſo iſt damit nicht bewieſen, daß ſie nicht wirklich und zwar bald eintreten wird. Auch giebt es der denkenden Köpfe nicht wenige, die, erſättigt und unbefriedigt von dem gegenwärtigen Stand der philoſophiſchen Forſchung, einen Umſchwung dieſer Art wünſchen und erwarten.

Sollen wir aber der Wendung des Geiſtes auf die Sprache dieſe Bedeutung zuſchreiben, ſo ſetzen wir voraus, daß die Sprachforſchung an ſich etwas ganz anders geworden ſei; wir ſetzen namentlich voraus, daß der Forſcher auf dieſem Gebiet ſich nicht nur in jener ſpeziell philoſophiſchen Richtung, die er dem Fache zu geben weiß, ſondern in der Art und Weiſe überhaupt, wie er dieſe Forſchungen betreibt, als ein Geiſt von höherem Charakter und allgemeiner Tendenz bewähre. Dieſen Aufſchwung aber hat ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts unſere Sprachforſchung wirklich genommen, und wollte man einen einzelnen Mann als Repräſentanten deſſelben annehmen, ſo würde man ſchwerlich einen andern finden, den man mit gleichem Rechte als ſolchen aufſtellen könnte, wie Humboldt. Er hat nicht nur hiſtoriſch, ſeit dem Beginn dieſes Aufſchwungs, an dieſer

Arbeit innig Theil genommen, ſondern ſie auch, ſo weit es unſrer Zeit vergönnt wurde, in Höhe und Ausdehnung zugleich, am weiteſten gefördert; abgeſehen davon, daß er, als Begründer unſerer Sprachphiloſophie, zwar wackere Nachfolger, bisher jedoch keinen eigentlichen Nebenbuhler, Keinen, der ihn in Schatten geſtellt hätte, gefunden. Will man alſo ſelbſt nur die Höhe und Bedeutung, welche die Sprachforſchung im engern Sinn unter den Teutſchen erreichte, durch ein einzelnes Individuum bezeichnen, wen anders als H. können wir nennen; in wem erſchienen ſo, wie in dieſem Manne, die Forderungen, die wir hier machen können, befriedigt? Welcher von unſern ſonſt ſo ausgezeichneten Sprachforſchern hat das Gebiet, erſtens mit ſolchem Geiſt, zweitens ſo mit dem in allen Wiſſenſchaften und in dieſer beſonders fruchtbaren Drang nach Einheit [1]), nach Ueberblick des vorhandenen Stoffes, endlich mit ſolchem philoſophiſchen Tiefblick behandelt.

Zunächſt will ich nur den zweiten Vorzug ins Auge faſſen. Wer hat nicht von dem ungeheuren Umfang der Sprachſtudien unſeres Humboldt gehört? Twiſte doch Alexander von Humboldt, im Vorwort zu dem nachgelaſſenen großen Sprachwerk des Bruders, von dieſem ſagen, „er ſei tiefer in den Bau einer größeren Menge von Sprachen eingedrungen, als wohl noch je von einem Geiſte erfaßt worden ſei.“ Und darf es uns wundern, daß gerade dieſer Geiſt zu ſo ausgedehnter Sprachforſchung geführt wurde — er, der von Natur mit einer ſeltenen Anlage zu Ordnung

1) „M. G. de Humboldt, que ses recherches ont conduit à considérer la tendance vers l'unité comme la méthode d'ethnographie le plus éminemment philosophique, ne pouvait négliger d'examiner“ etc. etc., ſagte, auf dieſelbe Bemerkung hindeutend, im Jahre 1832 L. Jacquet, ein großer Sprachforſcher Frankreichs, von unſerm Humboldt (Nouveau Journal Asiatique. T. IX. Paris, 1832. p. 482.).

der Sprachen ausgerüstet war und dabei jenen Drang nach Einheit des Wissens hegte, der uns auf keinem Punkte der Kenntniß willkührlich ruhen läßt, sondern immer wieder über die noch so ausgedehnten Gränzen hinaustreibt. Und mußte der, der das Wesen der Sprache ergründen wollte, nicht auch die unendliche Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen begriffen haben?

Humboldt's Entwicklung in diesem Punkte kann man gar leicht mit dem Gang der neuen Sprachforschung überhaupt in Parallele bringen. Auch er ging vom Studium der classischen Sprachen aus. Gerade während seiner Jugendjahre begann dieses Studium sich zu heben. Wir sahen, welch großen Antheil er, an der Seite F. A. Wolf's, an Begründung unserer Alterthumswissenschaft nahm. [1]) Als dieser Boden gewonnen war, konnte man auch der Mannigfaltigkeit der Spracherscheinungen leichter sich bemächtigen. Die Hauptsprachen der Neuern hatte H. in früher Jugend gelernt; die meisten derselben eignete er sich nachher an Ort und Stelle bis zur Vollkommenheit an. Nachdem er die europäischen Sprachen fast sämmtlich sich unterworfen und selbst schon aus solchen Sprachtrümmern, wie dem Baskischen, ein eigenes Studium gemacht hatte, folgte er den verschreitenden Forschungen der Engländer, Franzosen und Spanier auch über die Gränzen des Festlands hinaus. Schon am Anfang des Jahrhunderts war Paris eine Hauptstatte moderner Sprachforschung geworden; hier griff man zuerst die Forschungen der Engländer auf, welche mit ihrem asiatischen Reiche auch die Kernsprache des indo-germanischen Völkercyclus eroberten. Die französischen Gelehrten jedoch gingen mehr von den Küsten des Mittelalters aus, von den semitischen Sprachen auf's Persische u. s. w.; auch wandten

[1]) Th. I. S. 111 f. 208–255.

ſie vom romaniſchen Süden aus ſich leicht auf Süd- und Mittelamerika. Mit dieſen Pariſer Gelehrten ſtieß Humboldt früh zuſammen [3]; mehr noch leitete die große Reiſe des Bruders ſeinen Blick auf die Sprachen der neuen Welt hinüber. Nächſt den alten Sprachen und dem Baskiſchen wurden die amerikaniſchen bald ſein Hauptaugenmerk. Wir haben früher erzählt, wie Alexander ihm von ſeiner Reiſe die reichſten Materialien zu dieſem Zwecke zuführte — Grammatiken und Wörterbücher einer großen Reihe amerikaniſcher Sprachen. [4] Alsbald aber trat jene Zeit ein, die H. von dieſen Studien faſt gänzlich abrief. Kaum, daß er beiläufig ein Paar Nachbildungen griechiſcher Dichtkunſt vollenden, daß er einen Theil ſeiner baskiſchen Studien zu Papier bringen konnte. Erſt, nachdem er ausgeſchieden aus dem Staatsleben, ward ihm die Muſe, jenes weite Gebiet, die Urſprachen Amerikas, einer gründlichen Durcharbeitung zu unterwerfen. Dahin ging jetzt auch ſeine Abſicht; doch vom Anfang dieſer Muſejahre ſchon traten — wir dürfen nicht ſagen, andere Intereſſen; denn in dieſem einen ging der Geiſt unſeres H. ohnehin nicht auf — ſondern andere Forſchungen, und zwar ebenfalls ſprachliche und gleich poſitive Forſchungen, wenigſtens der Ausarbeitung jener Entwürfe ſtörend in den Weg, ſo daß er zuletzt die Durchführung des Plans einem Dritten übermachte.

Die erſte Ablenkung gab das Sanskrit. Man weiß, daß dieſe Sprache plötzlich eine Bedeutung erhielt, welche man zur Zeit, als die Arbeiten eines Jones und Wilſon hervortraten, kaum ahnen konnte. Bald faßten deutſche Gelehrte auch dieſe unbekannte Welt ins Auge. Mit einem geiſtreichen Buch gab Friedrich Schlegel (1808) erſt

3) Siehe oben Th. II. S. 20.
4) Siehe oben Th. II. S. 127.

Fingerzeige, dann griffen gründliche Forscher die Sache an — ein Bopp und A. W. Schlegel. Schon während des zweimaligen Aufenthalts zu Paris, in den Jahren 1811 und 1815, mochte sich unserm Humboldt die Wichtigkeit dieses Studiums, für welches dort schon reichliche Materialien zu Gebot standen, aufgedrängt haben; [5] einige Jahre später ward auch er dafür gewonnen. Als A. W. Schlegel im J. 1828 einen Rückblick auf die Einführung des Sanskritstudiums in Deutschland warf, konnte er nicht umhin, Humboldt's Theilnahme besonders hervorzuheben. „Es ist noch ziemlich gut damit gelungen," sagte er; „gründliche Gelehrte „sind als meine Mitarbeiter in diesem Fache aufgetreten; schon haben sich talentvolle Schüler gebildet, und das Studium des Sanskrit hat an Herrn Wilhelm v. Humboldt einen warmen Freund und Gönner gefunden." [6] Es war aber nicht die Gönnerschaft eines vornehmen Mannes, der Andere arbeiten läßt; H. legte selbst Hand ans Werk, sobald er inne ward, „daß ohne möglich gründliches Studium des Sanskrit weder in der Sprachkunde, noch in derjenigen Art Geschichte, die damit zusammenhängt, das Mindeste auszurichten sei." [7] Freilich war dies Studium damals noch mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Einen Lehrer hatte er nicht; auch fand in Deutschland sich damals kaum Gelegenheit, Handschriften zu benutzen; der Lernende mußte sich an die bis dahin gedruckten Ausgaben halten, deren Text keineswegs überall so gereinigt war, um in den Bau der Sprache mit einiger

5) Ich habe früher (II. 20.) die Zeit, in der Humboldt ein näheres Augenmerk auf das Sanskrit zu werfen anfangen mochte, etwas zu früh angesetzt.

6) A. W. v Schlegel, Berichtigung einiger Mißdeutungen. Bonn. 1828. S. 69.

7) Worte Humboldt's in einem Briefe an A. W. Schlegel, mitgetheilt von Schlegel in der Indischen Bibliothek, 1. B. 2. Heft. Bonn, 1843. S. 433.

Sicherheit einzudringen. [8]) Dennoch ſchritt H. ſo rüſtig vorwärts, daß er ſchon am 25. Junius 1821, von Ottmachau aus, ſeinen ehemaligen römiſchen Hausgenoſſen Riemer zu dieſen Studium aufforderte. „Oft fällt mir der Wunſch ein," ſchrieb er ihm, „daß Sie mit dieſen [griechiſch-etymologiſchen] Arbeiten und Studien das Sanskrit verbinden möchten. Ich treibe es ſeit Anfang dieſes Jahres, und habe, ſoviel es allein, ohne Lehrer, möglich iſt, einige Fortſchritte darin gemacht. Es drängt ſich doch bei jedem Schritt die Ueberzeugung auf, daß dieſe Sprache die Wurzel des Griechiſchen, Lateiniſchen und Deutſchen iſt. Noch kann ich mich nicht rühmen, ſo weit darin zu ſein, um beurtheilen zu können, ob die Kenntniß des Sanskrit in der etymologiſchen Anſicht des Griechiſchen weſentlich etwas abändern kann. Aber die Vergleichung des etymologiſchen Baues beider Sprachen muß nothwendig ſehr merkwürdige Aufſchlüſſe gewähren. Bopp und Schlegel ſind nicht die einzigen, von denen ſich etwas dieſer Art erwarten läßt. Bopp beſchränkt ſich eben für jetzt ganz auf den grammatiſchen Theil." [9]) H. aber feſſelte nicht blos die Sprachform, ſondern auch der Gehalt und Tiefſinn, der in ihr niedergelegt war. Namentlich feſſelte ihn die Bhagavad-Gita, die ſchöne Epiſode der großen epiſchen Dichtung Maha Bharata, [10]) die er zum Theil überſetzte und in einer ſpeciellen Schrift erläuterte. Aber auch in Kenntniß der Sprache ſchritt er dergeſtalt fort, daß er ſchon im J. 1823 Schlegel's indiſche Bibliothek mit einer Abhandlung über einen der ſchwierigſten Punkte der Sanskrit-Grammatik bereichern konnte.

---

8) A. W. v. Schlegel, ebendaſ. S. 435.

9) Mitgetheilt im Anhang der Briefe von und an Göthe, her. v. Riemer. Leipzig. 1846. S. 145.

10) Siehe oben S. 435.

Aber auch hier ſollte H. ſeine Gränze noch nicht gefunden haben. Das Sanskrit führte ihn vielmehr in eine neue, weite Region des Forſchens ein — in die Sprachen der Inſelgruppe Polyneſiens. Humboldt erkannte, daß Polyneſien oder die malayiſchen Inſeln das einzig denkbare Mittelglied zwiſchen der alten (europäiſch-aſiatiſchen) und der neuen (amerikaniſchen) Welt ſeien; daß von hier aus allein die wichtige Frage über das Daſeyn urſprünglicher Verbindungen beider Feſtlande erledigt werden und welch' großen Dienſt hier die vergleichende Sprachforſchung leiſten könne. [11]) So wurde er zum Studium ſämmtlicher über die malayiſchen Inſeln verbreiteten Sprachen getrieben.

Anfangs widmete er mehrere Jahre beiden Sprachcyklen, dem amerikaniſchen und dem malayiſchen, zugleich, bis endlich der letzte völlig den Sieg davon trug. Bis zu dieſem Zeitpunkt war ſein Vorſatz, zunächſt über die Sprachen Amerika's eine Reihe Werke der Oeffentlichkeit zu übergeben. Da trat Anfangs 1829 ein junger Gelehrter, Dr. Eduard Buſchmann (aus Magdeburg), ein wohlausgerüſteter Philolog, der ſich ebenfalls der Erforſchung der Urſprachen Amerika's gewidmet hatte und kurz vorher nach mehrjährigem Aufenthalt in Amerika von da zurückgekehrt war, in nähere Verbindung mit ihm. Das ſteigerte Anfangs ſeinen Eifer für den bisherigen Plan. Unterſtützt von dem Fleiße des jungen Mannes, beſchäftigte ſich H. von da bis zum J. 1831 rüſtig mit der mexikaniſchen und otomitiſchen Sprache, ſo daß man dem baldigen Erſcheinen der Ergebniſſe dieſer Forſchung entgegenſehen konnte. Allein ſeit dem Tod ſeiner in demſelben J. 1829 verſtorbenen Gemahlin fühlte

11) „Il a compris que la Polynesie était la seule transition possible entre les deux continens et cette idée l'a aussitôt appelé à l'etude de toutes les langues polynésiennes." Jacquet, a. a. O.

H. sich doch täglich mehr an die Vergänglichkeit irdischer Dinge, wie an das Maß und die Grenzen menschlicher Kraft gemahnt. Wehmuthsvoll gab er den alten, so weit ausgedehnten Plan auf und überließ die Durchführung der amerikanischen Forschungen seinem jugendlichen Mitarbeiter. [12] Er selbst concentrirte sofort seine ganze Kraft auf die malayischen Studien. Zunächst beschäftigte ihn die Anfertigung eines madagaskarischen Wörterbuchs, das sogleich im Drucke erscheinen sollte. Aber auch dieser Entschluß wurde später aufgegeben, da er erfuhr, daß ein großes handschriftliches Lexikon derselben Sprache, verfaßt von Freycinet, sich in London befinde. Endlich begann er die Untersuchung von der ihn nichts mehr abbrachte — die Ergründung der Kawi-Sprache auf der Insel Java. Diesem Gegenstand und der sprachphilosophischen Einleitung, mit der er sein Werk über denselben zu schmücken sich versetzte, und die die Ergebnisse seines Denkens und Forschens über die Sprache zusammenfassen sollte — diesen Gegenständen widmete er allein die letzten, in der Einsamkeit zu Tegel verlebten Jahre. In diesem Werke, das er vollständig hinterließ und das bald nach seinem Tode erschien, gab er, neben der umfassenden Grundlage der Philosophie der Sprache, ein Musterstück vergleichender Sprachforschung und vollendeter Ergründung einer einzelnen Sprache.

Indem wir hier den Hauptgang der Humboldt'schen Sprachforschungen dargelegt, haben wir doch noch lange nicht die ganze Ausdehnung derselben umschrieben. Auch die osteuropäischen Sprachen entgingen seinem Forscherblick nicht. Wie weit er die slavischen verfolgt, wüßte ich nicht zu sagen;

---

12) Von ihm, Dr. Buschmann, ist ein umfassendes Werk über die Ursprachen Amerika's, gestützt auf jene Humboldt'schen Vorarbeiten und Materialien, noch immer zu erwarten.

gewiß iſt, daß er ſchon 1811 des Litthauiſchen nicht unkundig war. [13]) Die neuen Champollion'ſchen Entdeckungen über die ägyptiſchen Hieroglyphen reizten auch ſeinen Unterſuchungsgeiſt; ihm bot hier die Bilderſprache der alten Mexikaner intereſſante Vergleichungen dar. Die aſiatiſchen Sprachen verfolgte er bis an die Enden des Welttheils. Neben dem Sanskrit trieb er (1828) das Tamuliſche und Telugiſche, zwei ganz urſprüngliche Sprachen von durchaus eigenem Bau, die er, durch den bekannten Sprachforſcher Caren verführt, für Sippen des Sanskrit gehalten hatte, bis er ſie ſelbſt ſtudiert. Früher ſchon lieferte H. einen Nachtrag zur javaniſchen Grammatik des P. Rodriguez, und im J. 1827 ſchrieb er das wichtige Sendſchreiben an Abel-Rémuſat über die Natur der grammatiſchen Formen im Allgemeinen und den Geiſt der chineſiſchen Sprache insbeſondere. Erinnern wir uns daran, daß bis auf dieſe Zeit wohl Niemand die Reihe der Urſprachen Amerika's, in ihren ſämmtlichen Zweigen, Abarten und Dialekten, ſo ſich zu eigen gemacht hatte, wie Humboldt, ſo müſſen wir ſtaunen über den Umfang dieſes Wiſſens und können uns nicht mehr wundern, wenn ein Mann von dieſer Anlage zu Sprachgelehrtheit, geleitet dabei von den höchſten philoſophiſchen Abſichten, es vorzog, hier etwas Großes und Selbſtſtändiges zu hinterlaſſen, als ſeinen Genius an Intereſſen

13) Später, in den Unterſuchungen über die Urbewohner Hiſpaniens (1821) findet ſich eine auch für uns hier intereſſante Bemerkung. Er ſpricht über Vater's Schrift über die Sprache der alten Preußen und ſagt dabei: „Ich glaube mich durch das Litthauiſche, mit dem ich einmal ernſtlicher beſchäftigt geweſen bin, überzeugt zu haben, daß auch der Zuſammenhang der ſlaviſchen Sprachen mit dem Griechiſchen und den vermuthlich dieſem zum Grunde liegenden Sprachen durch das Studium dieſer germaniſch-ſlaviſchen Sprachen viel beſſer erkannt werden kann. Sie ſcheinen nämlich den Charakter der gemeinſchaftlichen Urſprache treuer bewahrt zu haben, und ich halte ſie bei weitem nicht für ein blos ſpäter entſtandenes Gemenge von Slaviſchem und Deutſchem." (Geſ. W. II. 78).

zu vergeuden, die dieſe Kraft des Geiſtes nicht fortern, und in denen zu ſeiner Zeit und auf teutſchem Boden etwas Dauerhaftes und Großes wohl noch nicht geleiſtet werden konnte.

---

Indem ich nun einen Ueberblick von Humboldt's linguiſtiſchen Schriften, vom J. 1820 ab bis zu ſeinem Tode und mit Einſchluß ſeines nachgelaſſenen Hauptwerkes, folgen laſſe, füge ich nur die nothwendigſten litterariſchen Notizen und Urtheile bei, einige allgemeine Bemerkungen über H. als Sprachforſcher und Sprachdenker auf den nächſten Abſchnitt verſparend. Es folgen aber die im Druck erſchienenen Arbeiten der Zeit nach ungefähr ſo:

1. Prüfung der Unterſuchungen über die Urbewohner Hiſpaniens vermittelſt der vaskiſchen Sprache. Von Wilh. v. Humboldt. Berlin, 1821. gr. 4.

Wiederholt in den geſ. Werken, II. 1—214. Ein Werk, das eben ſo dem hiſtoriſchen, als dem linguiſtiſchen Gebiete zugehört. Wir wiſſen, wie früh H. arſina, Sprache und Land der Basken zu durchforſchen; es war ſein Plan, über dieſe Nation und Sprache eine umfaſſende Arbeit zu geben, deren Inhalt er ſchon im J. 1812 dem Publikum verkundete. (Siehe oben II. 54—6 222—4.) Doch dieſer umfaſſende Plan kam nicht zur Ausführung; in der Erwartung, daß in Spanien ſelbſt noch ein wichtigeres Werk über die Sprache der Basken erſcheinen würde, beſchränkte ſich Humboldt, nach den ſchon gegebenen Proben, auf eine Unterſuchung, in welcher das Baskiſche ihm nur als Schluſſel dient. Die Frage über die Urbewohner der ſpaniſchen Halbinſel auf etymologiſchem Weg, namentlich aus den Ortsnamen erörternd, kam er zu dem Ergebniß, daß die alten, über die ganze Halbinſel verbreiteten, aber nur in einigen Gegenden derſelben unvermiſcht auftretenden Iberer Basken, die übrigen Bewohner aber Celten waren. Auch über die Gränzen Spaniens hinaus forſchte er nach den Sitzen der Iberer. Doch hielt er damit die ganze Unterſuchung nicht für abgeſchloſſen. Hiezu müßte, nach ſeiner Anſicht, eine

genaue Vergleichung des Baskiſchen, als Sprache, mit den übrigen weſteuropäiſchen Sprachen noch vorbehalten, ein Unternehmen ſehr ſchwieriger Natur, das ganz andere Vorarbeiten fordere. Schon durch H.'s Arbeit aber war ſehr viel geſchehen, dieſen Gegenſtand ins Klare zu bringen; der Verfaſſer hebt nur, in ſeiner beſcheidenen Art, mehr das hervor, was noch zu thun übrig blieb. Von Andern [1] iſt es mit Recht hervorgehoben worden, was ein umſichtiger und verſtändiger Sprachforſcher mit ſolchen an Ort und Stelle erhobenen Unterſuchungen und noch urkundlichem Material zur die ſchwierigſten Punkte der Ethnographie und alten Geſchichte Europa's und Weſtaſiens überhaupt leiſten könnte.

## 2. Ueber das vergleichende Sprachſtudium in Beziehung auf die verſchiedenen Epochen der Sprachentwicklung.

Vorgeleſen in der Akademie am 29. Jun. 1820 und, in Abweſenheit des Verfaſſers, wiederholt v. Prof. Buttmann in der feierlichen Sitzung vom 3. Auguſt deſſelben Jahres. Gedruckt in den Abhandlungen der hiſtoriſch-philologiſchen Klaſſe der K. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin aus dem J. 1820—21. Berlin, 1822. I. S. 239—59, und jetzt in Humboldt's geſ. W. III. 211—68.

## 3. Ueber das Entſtehen der grammatiſchen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung.

H. trug dieſe Abhandlung zur Feier des Jahrestags Friedrichs des Großen, am 24. Jun. 1822, in der Akademie vor, nachdem er ſie ſchon am 17. deſſelben Monats im engern Kreiſe der Akademiker geleſen hatte. Gedruckt erſchien ſie in den Abhandlungen der hiſt.-philol. Klaſſe der Akademie aus den Jahren 1822—24. Berlin, 1825. S. 401—430, und wiederholt in den geſ. W., III. 269—306.

Dieſe und die vorhergehende Abhandlung waren die Vorläufer der Humboldt'ſchen Sprachphiloſophie; auch gründeten ſie ſeinen Ruf in dieſer Richtung. Es verdient auch angemerkt zu werden, daß einer der erſten Forſcher über deutſche Sprache, K. F. Becker, ſein

---

1) Unter Andern von A. Wagner in ſeiner Bearbeitung von Alex. Murray's Werk: „Zum europäiſchen Sprachenbau.“ Leipzig, 1825. I. 41.

einleitendes Werk zur deutſchen Grammatik, den „Organismus der Sprache“ (1827) an die in dieſen Abhandlungen aufgeſtellten Ideen anlehnte und ſich auch in der dem Buche vorangehenden Dedikation als dankbaren Verehrer unſeres H. bekannte. Dieſe beiden Abhandlungen, verbunden mit der nachher zu nennenden über den Zuſammenhang der Schrift mit der Sprache, ſo wie mit dem Sendſchreiben an Abel-Rémuſat, bilden die natürliche Ergänzung des großen, erſt nachh.'s Tode erſchienenen Werks über den menſchlichen Sprachbau, das ſich auch oftmals auf jene frühern Ausführungen bezieht.

### 4. Ueber die in der Sanskritſprache durch zwei Suffixa gebildeten Verbalformen.

Mitgetheilt in der Indiſchen Bibliothek, einer Zeitſchrift von A. W. Schlegel. B. I. H. 4. Bonn. 1823. S. 433–467 und B. II. H. 1. Ebend. 1824. S. 71–134. — Eine Vorerinnerung, welche der Herausgeber, A. W. Schlegel, der Abhandlung voranſchickte (I. B. 4. H. S. 433–5), enthält die anerkennendſten Worte über H., den Sprachforſcher, und dieſen Aufſatz insbeſondere. „Es wäre unverzeihlich,“ ſagt er in Bezug auf letztern, „den Gang einer ſolchen Unterſuchung, welche, unabhängig von ihrem Gehalt, ſchon durch die befolgte wiſſenſchaftliche Methode anziehend iſt, durch Einwendungen zu unterbrechen, wenn man auch hier und da ſeine eigene Anſicht hätte; und ich werde nicht verſuchen, eine frühere Aeußerung über jene Formen des Sanskrit (Ind. Bibl. Th. I. S. 124. 125.) gegen eine, aus der Tiefe der Theorie geſchöpfte Entſcheidung, wodurch ich mich vielfach belehrt ſehe, zu vertheidigen.“ Doch fügte er mit Genehmigung des Verfaſſers einige Anmerkungen bei, die ſich jedoch lediglich auf die Richtigkeit der Lesarten in den von H. gegebenen Beiſpielen bezogen, in deren Betreff ſich letzterer nicht im Beſitz ſo vieler Hülfsmittel befand, als Schlegel, welcher kürzlich erſt nach einer eigens zu dieſen Zwecken unternommenen Reiſe von London heimgekehrt war. — Dieſe Humboldt'ſche Abhandlung iſt übrigens keineswegs nur für Sanskrit-Grammatik von Bedeutung; ſie enthält vielmehr über gewiſſe Verbalformen im Allgemeinen, namentlich über die Lehre vom Infinitiv, ſehr wichtige Erörterungen.

### 5. Ueber die phonetiſchen Hieroglyphen des Herrn Champollion des Jüngern.

Geleſen in der Akademie der Wiſſenſchaften im März 1824 und gedruckt im Anhang des Werks: Ueber die Verſchiedenheit

des menschlichen Sprachbaus (besonderer Abdr.) Berlin, 1836. S. 463 – 469.

6. Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache. Einleitung. Bildersprache.

Auch diese Abhandlung trug er in der Akademie vor, am 20 Mai 1824. Sie wurde dann, in Anwesenheit des Verfassers, in der feierlichen Sitzung am Leibnitztage (3. Julius) desselben Jahres öffentlich wiederholt. Gedruckt erschien sie in den Abhandlungen der Akademie aus dem J. 1824 und zwar in denen der historisch-philologischen Klasse. Berlin, 1826. S. 161 – 88. und dann in dem obenerwähnten Anhang des Werks: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus (besonderer Abdr.) S. 415 – 63.

7. Ueber vier ägyptische, löwenköpfige Bildsäulen in den hiesigen königlichen Antikensammlungen.

In den Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaften a. d. J. 1825. Berlin, 1826. 4. S. 145 – 68 und nunmehr in den Ges. W. II. 301 – 333. In einer Bemerkung berichtet H.: er habe sich, da die Untersuchung dieser Denkmale ihn über mehrere Punkte zweifelhaft gelassen, mit einer Anzahl Fragen an Herrn Champollion den Jüngern gewandt, der sie auch mit der Artigkeit eines seiner Sache sichern Forschers in einem ausführlichen, von Livorno aus datirten Schreiben beantwortete. Diese Mittheilung habe er pflichtlich bei diesem Aufsatz benutzt. Er selbst mache keinen Anspruch darauf, das Studium der Hieroglyphen-Urkunden durch eigene Entdeckungen zu erweitern, sondern er habe sich nur zum Geschäft gemacht, was von Andern, namentlich Champollion, darin geschehen sei, einer möglichst genauen Prüfung zu unterwerfen, und das Studium der koptischen Sprache nach ihrem Baue und den von Zoega herausgegebenen Texten damit zu verbinden. Er lege daher gern hier das Bekenntniß ab, daß ihm der von Champollion eingeschlagene Weg der einzig richtige scheine, und daß er dessen Erklärungen bis auf wenige Ausnahmen für wahr und fest begründet erachte. Auch sei er in der obigen Untersuchung diesen Erklärungen gefolgt.

8. Ueber die Bhagavad-Gita. Mit Bezug auf die Beurtheilung der Schlegel'schen Ausgabe im

Pariſer aſiatiſchen Journal. Aus einem Briefe von Herrn Staatsminiſter v. Humboldt.

Mitgetheilt von A. W. v. Schlegel in der indiſchen Bibliothek, B. II. H. 2. Bonn, 1826. S. 218–58 und H. 3. Ebendaſ. 1826. S. 328–72; nun auch in H.'s geſ. W. I. 110–84. Indem H. ſeinen Landsmann und deſſen Verdienſt in Uebertragung der Bhagavad-Gita gegen die ſcharfe und nicht ſelten ungerechte Beurtheilung von Langlois im aſiatiſchen Journal in Schutz nahm, fand er eine erwünſchte Gelegenheit, ſelbſt noch einmal auf Geiſt und Form jenes indiſchen Werks zurückzukommen, dem er ſchon eine eigene Schrift gewidmet hatte. [2]) Dieſer Brief an A. W. v. Schlegel bildet daher zugleich eine Art Zugabe zu jener Schrift. Der Empfänger, höchſt erfreut durch die ihm gewordene Erlaubniß, ihn öffentlich zu gebrauchen, ſtattete die Mittheilung noch mit einer Vorerinnerung und werthvollen Zwiſchenbemerkungen aus, die ſich jetzt auch in H.'s Werken wieder finden. Beſonders intereſſant iſt es, hier zwei Kenner wie Schlegel und Humboldt über Grundprincipien der Ueberſetzungskunſt zu vernehmen (Geſ. W. I. 136–145), um ſo intereſſanter, wenn der Eine mit der größten Anerkennung des Andern merkwürdige Bekenntniſſe über ſeine eigenen Leiſtungen verbindet, wie Schlegel bei dieſem Anlaß.

9. Supplément à la Grammaire japonaise du P. Rodriguez, ou Remarques additionnelles sur quelques points du système grammatical des Japonais, tirées de la grammaire du P. Oyanguren, et traduites par M. Landresse; précédées d'une Notice comparative des grammaires japonaises des P. P. Rodriguez et Oyanguren, par M. le baron G. de Humboldt. A Paris. 1826. 8.

Dieſe Brochüre ward auf Koſten der Pariſer aſiatiſchen Geſellſchaft veröffentlicht, nachdem das Jahr zuvor die Elemente der japaniſchen Grammatik des P. Rodriguez, ebenfalls von Landreſſe aus dem Portugieſiſchen ins Franzöſiſche überſetzt, erſchienen waren. Zu

2) Siehe oben S. 433–38 u. 483.

dem Nachtrag, den derselbe Franzose in obiger Schrift liefert, gab H. diesen vergleichenden Ueberblick über beide japanischen Sprachlehren, die des Rodriguez und des Oyanguren.

**10. Lettre a M. Abel-Rémusat, sur la nature des formes grammaticales en général, et sur le génie de la langue chinoise en particulier, par M. G. de Humboldt. Membre de l'Académie royale des Sciences de Berlin, associé étranger de l'Académie royale des Inscriptions et Belles-Lettres, etc. etc. A Paris, 1827. 8.**

Zu einem Vorbericht erklärt der Herausgeber, Abel-Rémusat, daß dieser Brief seine Entstehung einem Briefwechsel zwischen Humboldt und einem Pariser Professor, unter dem er selbst zu verstehen ist, verdanke. Einige Abhandlungen, welche H. in der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgetragen und nachher französischen Gelehrten mitgetheilt hatte, veranlaßten Rémusat, auf das Chinesische, das in jenen Untersuchungen fast unberücksichtigt gelassen war, als auf eine in ihrer Art einzige Erscheinung besonders aufmerksam zu machen. In diesem Behuf mit dem Sanskrit, dem Griechischen, dem Deutschen und den andern Idiomen verglichen, denen Humboldt eine gerechte Vorliebe widme, würde das Chinesische, sagte Rémusat, Spezialitäten darbieten, die man wohl nicht länger hintansetzen dürfe. Damit forderte er H. auf, sich das Chinesische anzueignen und selbstständig Vergleichungen vorzunehmen. „Für ihn, der ganz andere Schwierigkeiten zu übersteigen gewohnt war, konnte dieses Studium nur ein Kinderspiel sein und bald hatte er sich hinlängliche Fertigkeit darin erworben, um selbst Licht dahin verbreiten zu können." In einem ausführlichen Briefe an Rémusat, dessen chinesische Grammatik ihm zur Grundlage diente, legte H. seine unmittelst gewonnenen Ergebnisse über den Geist der chinesischen Sprache und ihr Verhältniß zu andern Sprachen nieder, ohne jedoch diese Ansichten zur öffentlichen Bekanntmachung selbst zu bestimmen. Rémusat aber glaubte sich mit Recht ein Verdienst zu erwerben, wenn er das Ergebniß so tief durchdachter Forschungen ans Tageslicht ziehen und in beigegebenen Anmerkungen seine eigene Ansicht über diesen oder jenen Punkt aussprechen würde. Humboldt's Schreiben, datirt Berlin, 7. März 1826, nimmt 93 gedruckte Seiten ein und gehört in der That, wie ich schon hervorhob, zu den wichtigsten sprachphilosophischen und vergleichenden Arbeiten des Verfassers. Auch er-

ſchienen die darin ausgeführten Sätze ſogleich von ſolchem Belang, daß ſelbſt ein Jakob Grimm, der ſonſt gewiß nicht gewöhnt war, philoſophiſchen Erklärungen zu folgen, ſich veranlaßt fand, hier eine Ausnahme zu machen. Da, wo er in ſeiner deutſchen Grammatik das Genus zu erläutern und auf die urſprünglich bloße Zutheilung des Geſchlechts, ſo wie auf deren gleichmäßige Wiederkehr in allen edlern Sprachen zu reden kam, fügte er hinzu: „ein geiſtreicher Schriftſteller habe den Grund dieſer Erſcheinung vortrefflich aus dem Einbildungsvermögen der Sprache erklärt,“ und berief ſich auf obiges zu Paris gedrucktes Schreiben (p. 12. 13). „Es iſt von ihm,“ ſetzt er hinzu, „anerkannt und beſtätigt worden, daß in den Sprachen zwei Richtungen vorherrſchen, die verſtändige, auf reine Schärfe der Ideen gehende, und die ſinnliche, zu einer anſchaulichen Verbindung des Gedankens mit der Wirklichkeit geneigte.“ [1] Es war dies aber nur ein einziger, allerdings hervorragender Satz dieſes reichen Sendſchreibens, in welchem die grammatiſchen Kategorien tiefer, als je vorher, entwickelt waren.

Es verdient auch noch bemerkt zu werden, daß der große franzöſiſche Sprachforſcher Silveſter de Sacy ſich veranlaßt fand, kurz darnach (1828) eine eigne Broſchüre über dieſes Humboldt'ſche Sendſchreiben erſcheinen zu laſſen: Notice sur la lettre de M. G. de Humboldt à M. Abel-Rémusat sur les formes grammaticales en général et sur le génie de la langue chinoise. A Paris. Broch in 4.°

Abel Rémuſat und Wilhelm Humboldt ſtanden übrigens fortdauernd in Briefwechſel, namentlich über einzelne Punkte des Chineſiſchen. Unter andern richtete ſpäterhin der franzöſiſche Gelehrte über einige in dieſem Betreff erhobene Zweifel ſeines Correſpondenten ein ausführlicheres Sendſchreiben an dieſen, welches auf Humboldt's Wunſch, mit wenigen Weglaſſungen, im Nouveau Journal Asiatique. T. XI. à Paris, 1833 p. 273—282 mitgetheilt wurde (Extrait d'une lettre de M. Abel-Rémusat adressée à M. le baron G. de Humboldt).

**11. Mémoire de M. G. de Humboldt sur la maniere dont on doit séparer les mots sans-.**

---

1) J. Grimm's deutſche Grammatik. 3. Th. Göttingen, 1831. S. 345.

**crits que les Indiens ont coutume d'écrire de suite et sans distinction.**

Mitgetheilt im Journal Asiatique, T. XI. Paris. 1827. p. 169 – 171.

Humboldt machte darin den Vorschlag, das Sanskrit durch Trennung der Wörter ebenso, wie das Griechische, Lateinische und unsere heutigen Sprachen zu schreiben. Der Vorschlag fand auch gleich Anklang. Namentlich Bopp, in der lateinischen Ausgabe seiner Sanskrit-Grammatik, erklärte sich für ihn und unterstützte ihn mit wichtigen und zum Theil neuen Gründen. Doch erhoben sich auch Widersacher dagegen, so daß H., wie wir sehen werden, Veranlassung fand, die Frage nochmals zu erörtern.

12. Ueber den Dualis. Eine Vorlesung. Von Wilhelm von Humboldt. Berlin, 1828. gr. 4.

Abermals ein in der Berliner Akademie gehaltener Vortrag, der hier zuerst einzeln erschien, dann aber in den Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der Akademie aus d. J. 1827 wiederholt wurde.

13. Beurtheilung von Sbatakarparam, oder das zerbrochene Gefäß, ein sanskritisches Gedicht, herausgegeben, übersetzt, nachgeahmt und erläutert von G. W. Tursch, Dr. der Philosophie und Mitglied der asiat. Gesellschaft in Paris. Berlin, 1828. 4.

Veröffentlicht in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik. April 1829. No. 73 76. mit dem Zusatz: „Zweiter Artikel." Den ersten über diese Schrift hatte in demselben Monat der bekannte Dichter und Sprachkenner Friedrich Rückert geliefert. Hatte der erste sich die Aufgabe gesetzt, die auch von Humboldt werthgeschätzte Ausgabe und Bearbeitung jener indischen Dichtung an sich zu würdigen, so faßte der zweite einen einzelnen Gegenstand auf, den der Herausgeber in der Vorrede behandelt hatte. Tursch erklärte sich darin gegen H's eben berührten Vorschlag, die Sanskrit-Worte, wie die aller andern gebildeten Sprachen, getrennt zu schreiben. Darauf entgegnete Humboldt in diesem Aufsatze. Nachdem er an die Wichtigkeit, die die Sanskritsprache auch für die klassische Philologie bekommen, erinnert und damit bemerklich gemacht, daß die Frage, um die es sich handle, gar nicht so geringfügig sei, faßt er die Gründe für und wider noch einmal kurz zusammen. Er

ſelbſt aber bleibt feſt auf der früher ausgeſprochenen Anſicht. Es ſei zu der Beſtimmung der Schrift, den Gedanken dem Verſtand durch das Auge mitzutheilen; daher auch die Trennung der Worte in allen Schriften. Die Sanskrit-Sprache aber enthalte nichts, was uns nöthige, von einem ſo wichtigen und allgemeinen Grundſatz abzugehen.

14. Ueber die Verwandtſchaft der Ordnungsverhältniſſe mit dem Zahlsystem in einigen Sprachen. Abhandlung von Wilhelm v. Humboldt. Gelesen in der Akademie der Wiſſenſchaften den 17. Dez. 1829. Berlin, 1830. gr. 4.

Dann in den Abhandlungen (der hiſtoriſch philologiſchen Klaſſe) der k. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1829. Berlin, 1832. S. 1–26.

15. Lettre à Mr. E. Jacquet sur les alphabets de la Polynesie asiatique.

Seinem weſentlichen Theil nach mitgetheilt im Nouveau Journal Asiatique. T. IX. Paris, 1832. p. 401–430; dann, vollſtändig und mit Zuſätzen vermehrt, abgedruckt im Anhang des Werks: Ueber die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues (beſonderer Abdruck. Berlin, 1836). S. 392–511.

Das Schreiben iſt von Tegel, d. 10. Dez. 1831, datirt. Es wurde durch einige Bemerkungen veranlaßt, die ein ausgezeichneter franzöſiſcher Sprachforſcher, Jacquet, neuerdings über die Alphabete der Philippinen im aſiatiſchen Journal veröffentlicht hatte. Humboldt nun ergänzt und berichtigt dieſelben aus dem reichen Vorrath ſeines Wiſſens und ſeiner Sammlungen; mit ſeiner Erlaubniß machte Jacquet die Zuſchrift in demſelben Journal bekannt. (Am Schluß des 11. Bandes des Nouveau Journal Asiatique (p. 571) theilte er zur Ergänzung noch eine Stelle aus einem ſpäter empfangenen Briefe unſeres Humboldt mit).

Der franzöſiſche Forſcher begleitete die Mittheilung mit einem Vorbericht, (a. a. O. p. 381–81) auf den wir ſchon einmal hingewieſen. Es war eine öffentliche Huldigung, die das aufblühende Geſchlecht franzöſiſcher Sprachforſcher darin dem großen deutſchen Genoſſen darbrachte, womit aber auch die Abſicht verbunden war, den Franzoſen einen Ueberblick der linguiſtiſchen Leiſtungen des Mannes [4]) und ſeiner gegenwärtigen

4) Er nimmt hiebei namentlich auf die Forſchungen Rückſicht, die, weil ſie der Verfaſſer in Briefen an Pariſer Gelehrte niedergelegt,

Studien und Bestrebungen zu verschaffen. Interessant ist es auch, Jacquet bei diesem Anlaß über Humboldt's französische Dienen [illegible] theilen zu hören. Es will was heißen, wenn der Franzose sagt: „On remarquera l'heureuse précision et l'élégance toujours soutenue du style dans une discussion qui semble à peine pouvoir le comporter; mais ces qualités n'étonneront aucune des personnes qui savent jusqu' à quel point M. G. de Humboldt réussit à soumettre la langue française à la direction de ses idées.“

16. Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Von Wilhelm v. Humboldt. Drei Bände. Berlin. Gedruckt in der kön. Akademie der Wissenschaften. 1836, 1838 und 1839. gr. 4. (Zugleich der Abhandlungen der kön. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, aus dem Jahre 1832, zweiter bis vierter Theil.) Die Einleitung zu diesem Werke, welche den größten Theil des ersten Bandes einnimmt (S. 1 – CCCCXXX.) erschien, in Verbindung mit einigen am Schluß des großen Werkes angehängten Abhandlungen, auch einzeln, unter dem Titel: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Berlin, in Commission bei F. Dümmler. 1836. gr. 4.

Da, wo ich den Gang der Sprachstudien unsers [illegible] verfolgt, ist auch des Zeitpunktes gedacht worden, wo er den [illegible] auf die Inselgruppe Polynesiens wendete, und des Gesichtspunktes, der ihn zu gründlichem Studium der über diese Inseln verbreiteten Sprachen

auch dem französischen Publikum zugänglich geworden wären, und weist auf das Schreiben an Abel Remusat und das gegenwärtig veröffentlichte hin. Zwischen beiden aber wird eines dritten gedacht, von dem ich sonst keine Kunde erlangt habe, obschon es eben so wohl auch im Druck erschienen ist: „C'est aussi dans une autre“, sagt Jacquet, „qu'il a déterminé les considérations qui doivent diriger dans la recherche des affinités philologiques.“

bewog; es wurde ferner berichtet, wie dieses Studium am Ende ältere überwog, und daß H. ihm und der Zusammenstellung der gewonnenen sprachphilosophischen Ergebnisse die letzten Jahre seines Lebens allein widmete. Schon im J. 1827 hatte er den Plan gefaßt, sich in einer ausführlichen Arbeit über alle von Madagascar bis zur Osterinsel verbreiteten malayischen Sprachen und deren Zusammenhang zu verbreiten. Zu Anfang des folgenden Jahres trug er den ersten, aber nicht zum Druck bestimmten, Entwurf dieser Arbeit in der Akademie vor. (Ueber die Sprache der Südsee-Insulaner. Abhandlung, gelesen von W. v. Humboldt zur Feier des Geburtstages Friedrichs des Großen am 24. Jan. 1828.) Drei Jahre später berichtet die Geschichte der Akademie, Humboldt habe, ebenfalls am Jahrestage des großen Königs, eine Abhandlung „über die Kawi-Sprache auf der Insel Java" vorgetragen; also den Entwurf der später in diesem umfassenden Werk niedergelegten Forschung. Da H. beim Studium der malayischen Sprachen besonders den indischen Einfluß auf Polynesien im Auge hatte, so mußte er die Untersuchung namentlich bei der Epoche aufnehmen, wo dieser Einfluß am tiefsten und eingreifendsten wirkte. „Dieser Culminationspunkt ist offenbar die Blüthe der Kawi-Sprache, als der innigsten Verzweigung indischer und einheimischer Bildung auf der Insel, welche die frühesten und zahlreichsten indischen Ansiedelungen besaß." [5]) Die Kawi-Sprache ward so der Mittelpunkt weit ausgedehnter Forschung über die noch lebenden Sprachen aller malayischen Inseln — vornehmlich der Philippinen, der Insel Java, Sumatra's, Malacca's und Madagascar's. H. war aber dabei genöthigt, immer vorzugsweise auf das einheimische Element in dieser Sprachverbindung zu sehen, dies aber aus erweitertem Gesichtspunkte in seiner ganzen Stammverbindung zu betrachten und seine Entwicklung bis zu dem Punkte zu verfolgen, wo er seinen Charakter in der tagalischen Sprache in seiner größten und reinsten Entfaltung zu finden glaubte. [6])

Schon die Unzulänglichkeit der Hülfsmittel oder Schwierigkeit, sie zu erlangen, legte dem Forscher hier die größten Schwierigkeiten in Weg. Doch wurde Humboldt noch immer eine Unterstützung zu Theil, wie sie ein anderer Continentalbewohner so leicht nicht erlangen wird. Vor allen interessirte sich die asiatische Gesellschaft von Großbrittanien

---

5) Ueber die Kawi-Sprache, I. p. XVI.
6) Ebendas., p. XVI.

aufs lebhafteste für das Unternehmen *). Ueber die Gebiete des Auslandes, die es durch Mittheilungen thatkräftig unterstützten, hat Alexander v. Humboldt im Vorwort zum nachgelassenen großen Sprachwerk des Bruders einen sehr dankenswerthen Ueberblick gegeben. Den ersten Rang unter denen, die solche Unterstützungen darboten, verdient John Crawfurd, der Verfasser einer History of the Indian Archipelago und der Embassy to the Court of Ava, welcher aus dem großen Schatze seiner Sammlung von Schriften in malayischen Sprachen die wichtigsten Hülfsmittel für das Javanische, wie auch eine Abschrift des Lehrgedichts Brata Yudha, aus dem Humboldt das System der Kawi-Sprache darstellte, zu freiestem Gebrauche überließ — Mittheilungen, ohne die es unmöglich gewesen wäre, sich des Javanischen und des Kawi in ihren Eigenthümlichkeiten ganz zu bemeistern. Außerdem unterstützten ihn für das Javanische Baron van der Capellen, ehemaliger General-Gouverneur von Niederländisch-Indien, Graf von Minto, von welchem H. einen Abguß der großen, durch Raffles berühmt gewordenen javanischen Inschrift erhielt, der Sprachkundige Roorda van Eysinga und Gericke zu Batavia; für das Malayische der bekannte Orientalist und Sir Alexander Johnston, Dr. William Marsden und dem Pariser Gelehrten E. Jacquet; für das Madecassische und die Sprachen der Südsee John Freeman, Missionar zu Tananarivo auf Madagascar, Prof. Meyen in Berlin, Dr. Meinicke zu Prenzlow, Lesson in Paris und der als Dichter wohl bekannte Adalbert von Chamisso. Chamisso sah es nach Humboldt's Tode auch für seinen Beruf an, eine Lücke, die dieser offen gelassen, nach Kräften zu ergänzen, indem er die Sprachforschung, die sich von Indien aus über Java bis auf die Inseln der Südsee ausgedehnt hatte, an dem letzten Glied dieser Kette aufnahm, und in hohem Alter mit verjüngtem Eifer sich auf die Sprache der Sandwich-Inseln, welche er selbst früher besucht hatte, und namentlich auf das Hawaiische warf, über welches er 1837 eine eigene Schrift der Berliner Akademie vortrug und in demselben Jahre

*) „Les secours ne pouvaient manquer au savant philologue; des faits nombreux ont été apportés à sa critique, et la Société asiatique de la Grande-Bretagne s'est empressée de mettre à sa disposition tous les documents que lui fournissent des rapports presque officiels avec les stations maritimes anglaises dans les différentes parties de la Polynésie.“ Jacquet, a. a. O.

noch veröffentlichte. [8]) Mit diesen Namen jedoch ist die Reihe der Männer, deren Theilnahme H. förderte, lange nicht erschöpft. Wir müßten, sagt der obengenannte Vorredner, fast den ganzen Kreis der wissenschaftlichen Verbindungen durchlaufen, die H. auf seinen Reisen in Deutschland, Frankreich, Italien und Spanien angeknüpft hatte, wenn wir die einzelnen Personen nennen sollten, die ihm sowohl in den allgemeinen Untersuchungen über Sprache, als bei Gründung jener großen linguistischen Sammlung nützlich waren, ohne welche die Ausarbeitung dieses Werkes nicht möglich gewesen wäre. Wir werden der geistreichen und sprachgelehrten Männer, mit denen der Verewigte durch Briefe in litterarischem Verkehre stand, und denen er so viele seiner allgemeinen Ansichten, wie sie sich ihm allmählig darboten, zur Prüfung vorlegte, ohnedies an anderem Orte noch gedenken. Hier nennen wir nur Einen noch, der durch Bande lang bewährter Freundschaft und gegenseitiger Achtung mit H. verbunden war und in allem, was die Philosophie der Sprachkunde oder den Organismus der Sanskritsprache insbesondere betrifft, sein vertrautester Rathgeber blieb — nämlich Bopp, den noch lebenden Meister allgemeiner und vergleichender Sprachkunde, der als Professor zu Berlin in seiner unmittelbaren Nähe wirkte. Bopp widmete natürlich diesem Hauptwerk des Genossen die kräftigste Theilnahme; auch empfing er von H. jeden vollendeten Bogen des ersten Buches, mit Aufforderung zu strenger Kritik.

Im J. 1832 war H. soweit in seiner Arbeit vorgeschritten, daß er schon an die Herausgabe derselben denken konnte. „Mon ouvrage sur la langue Kawi m'occupe toujours," schrieb er an Jacquet; „j'ai tâché d'y rendre compte sommairement de la structure grammaticale de toutes les langues de la race malaye qui nous sont connues; mais il ne pourra paraître qu'au commencement de l'année prochaine." [9]) So früh jedoch, als Humboldt damals glaubte, konnte das Werk nicht erscheinen. Länger als zwei Jahre, und während das erste Buch schon gedruckt wurde, widmete er dem Ganzen noch den angestrengtesten Fleiß; es trafen noch immer Bereicherungen und

---

[8]) Vergl. A. v. Chamisso's Werke, 2. Aufl. (5. u. 6. Bd. Leipzig 1832); Leben und Briefwechsel von A. v. Chamisso, her. v. J. E. Hitzig, B. VI. S. 275. 304.

[9]) Mitgetheilt von Jacquet im Nouveau Journal Asiatique, T. IX. Paris, 1832. p. 574.

Nachträge ein, [illegible] nur an späteren Orten einverleibt werden konnten; selbst der Einleitung, die schon ganz fertig dalag, waren noch manche Zusätze vorbehalten, die in besondern Gesprächen kurz vor seinem Tode angedeutet, aber nicht niedergeschrieben worden. Denn klaren Geistes, trotz zunehmender Körperschwäche, war er thätig bis in die letzten Wochen seines Lebens; es ist nur [illegible] wenig Stunden gewonnen, um in andern Regionen auszuruhen, und ein Tage lang für niemand zugänglich, als dem engsten Kreise der Familie, blieb er in der Stille seines Tegeler Aufenthalts [illegible] gebannt, bis der Tod ihn abrief.

Zum Glück war, als er starb, das Werk so weit gediehen, daß es im Ganzen in sich abgeschlossen [illegible] und Licht treten konnte, wenn es auch gewiß in einzelnen Theilen von der letzten Hand des Verfassers noch manche Umwandlung und größere Vollendung erfahren haben würde. Schon bei seinen Lebzeiten hatte die königliche Akademie der Wissenschaften die Herausgabe des Werks unternommen, in der Absicht, mit diesem kostbaren Anhang den Jahrgang 1832 ihrer Abhandlungen zu zieren. Doch nur der Druck des ganzen ersten Buches ist vom Verfasser selbst besorgt worden; die [illegible] für den [illegible] ließ er der Akademie, der er sie [illegible] Theilnahme gewidmet, als ein theures Vermächtniß zurück. Die genauere Durchsicht der Handschrift und sorgfältige Überwachung des Druckes, somit die Herausgabe des Werkes in seiner gegenwärtigen Gestalt, wurde, der Bestimmung des Verewigten gemäß, dessen [illegible] und der wissenschaftlichen Bildung des jungen Gelehrten übertragen, den wir schon früher in nächster Berührung mit Humboldt gefunden haben, des Dr. Buschmann (Custos bei der königl. Bibliothek), der viele Jahre lang einem ehrenvollen Vertrauen durch die treueste Anhänglichkeit entsprochen hatte und durch die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und seinen Eifer für die Sprachen des südöstlichen Asiens besonders geeignet war, diese Hülfe darzubieten.

Unter solcher Fürsorge, und eingeleitet durch ein schönes Vorwort Alexanders von Humboldt, erschien das Werk in drei mächtigen Quartbänden, der erste im J. 1836, der zweite 1838, der dritte 1839. Zugleich wurde 1836 die philosophische Einleitung, welche fast die Hälfte des ersten Bandes einnimmt, ihres allgemeineren, auch für ein größeres Publikum geeigneten Inhaltes wegen, besonders ausgegeben.

Das Werk besteht nun aus drei Büchern und jener Einleitung. Das erste Buch handelt über die Verbindungen zwischen Indien und

Java und enthält eine grosse Anzahl Untersuchungen über Ursprung, Geschichte, Sprache, Religion, heilige Bücher, Bau- und Bildwerke, Inschriften, Sitten und Zustände der Javaner und über den Einfluß indischer Bildung auf diese, namentlich in Bezug auf den Buddhismus. Das zweite stellt den grammatischen Bau der Kawi-Sprache, aus dem in Raffle's Geschichte von Java abgedruckten Theile des Heldengedichts Brata Yuddha entwickelt, in fortwährender Vergleichung mit allen übrigen bekannten malayischen und Südsee-Sprachen dar. Im dritten Buche wird der grammatische Charakter jedes dieser Idiome einzeln bestimmt, besonders der des Madecassischen, Tagalischen, Tongischen, Tahitischen und Neuseeländischen, schließlich auch der der Sprachen der Australneger. Angehängt sind am Schlusse des Ganzen noch einzelne sprachliche Abhandlungen Humboldt's von früherem Datum, auf welche dieser in obigen Untersuchungen sich öfters bezog. Wir haben ihrer schon an früherer Stelle gedacht. Die 430 Seiten lange Einleitung endlich betrachtet die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts: hier hat der Verfasser die Grundzüge seiner Ansichten über die Sprache zusammengefaßt und die höchsten Resultate dieser Forschungen entwickelt.

Auf diesem Werke nun ruht vornehmlich der Ruhm Humboldt's als Sprachforscher. Wenn er in den Untersuchungen über das Kawi gleichsam ein Musterbild spezieller und vergleichender Sprachkunde aufstellt, giebt er in der Einleitung die Grundzüge einer tiefer gefaßten Philosophie der Sprache. Läßt er schon auf jenem Einzelgebiete seinen Forschergeist nach Art und Umfang glänzend leuchten, so erscheint dieser in der Einleitung in seiner höchsten Gestalt: es ist der volle Abdruck seines intellektuellen Genius. Wie wir endlich die Eigenschaften, welche das Werk über die Kawi-Sprache auszeichnen, da am besten zusammenfassen können, wo wir über H. als Sprachforscher im Allgemeinen sprechen, so werden wir dem übersichtlichen Abschnitt über den Sprachphilosophen diese einleitende Abhandlung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues ganz eigentlich zu Grund legen müssen und werden sie dort auch, nach Gehalt und Form, am besten charakterisiren.

Nicht minder bedeutend ist dieses Werk in seinen Fortwirkungen. Abgesehen von dem bildenden Einfluß, den eine so musterhafte Forschung, wie die Humboldt'sche über die Kawi-Sprache, auf sprachliche und geschichtliche Forschungen überhaupt ausüben muß, wollen wir nur

ganz besonderer Zueignungen hier gedenken. An dieses Kawi-Werk haben zwei namhafte deutsche Forscher weitere Untersuchungen angelehnt. Franz Bopp führte in einem eigenen Werk über malayische Sprachen den Kreis dieser Untersuchungen weiter, geradezu erklärend, daß er sich an Humboldt schließe.[10] Dann hat Meinicke, einer unsrer ersten Geographen und mit Humboldt schon bei dessen Lebzeiten in Berührung,[11] auf dem von dem großen Sprachforscher urbar gemachten Boden ein hoch bedeutendes geo- und ethnographisches Werk über den Südsee-Archipelagus aufgebaut. Größer aber noch ist der Einfluß, den die Einleitung des Kawi-Werkes auf alles, was Sprachkunde heißt, jetzt schon ausübt und gewiß mehr und mehr ausüben wird. In und mit dieser Einleitung ruht alles, was der Deutsche mit Stolz seine Sprachphilosophie nennen kann und auf ihm wird ohne Zweifel ruhen, was wir noch künftig in diesem Gebiete, wie auch in Philosophie der Geschichte leisten dürften.

Am Schluß dieses Abschnitts haben wir noch einige Arbeiten Humboldt's zu nennen, die nicht gedruckt worden sind. Mit Uebergehung derjenigen, die schon beiläufig genannt wurden und die nur Entwürfe später ausgearbeiteter Schriften (siehe oben S. 510) waren, weiß ich noch folgende namhaft zu machen:

1. Die Abhandlung: Ob und wie äußert sich am Verbum einer Sprache seine synthetische Kraft, die Funktion, vermöge welcher es Verbum ist?

Diese Frage versuchte Humboldt in Absicht der uns grammatisch bekannten amerikanischen Sprachen in einer eignen, in einer der Classensitzungen der Berliner Akademie gelesenen Abhandlung zu beantworten. Er gedenkt derselben noch in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLXVIII.

2. Ueber die Verwandtschaft des griechischen Plusquamperfectum, der reduplicirenden

10) Vergl. auch Bopp's Selbstanzeige seines Werkes in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, März 1842, in welchem Journal derselbe Gelehrte früher auch eine gewichtvolle Würdigung des nachgelassenen großen Humboldt'schen Werks gegeben hatte, auf die wir hier beiläufig hinweisen.

11) Siehe oben S. 511.

Aoriſte und der attiſchen Perfekta mit einer ſanskritiſchen Tempusbildung.

Dieſe Abhandlung las H. im J. 1828, während ſeines Aufenthalts zu Paris, im franzöſiſchen Inſtitut vor, das auch ihn unter ſeine Mitglieder zählte. Er erwähnt derſelben ebenfalls in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. *CLVI*.

3. Ueber die verſchiedenen Formen des Präteritums der Cauſalverba im Sanskrit.

Ausführliche Abhandlung, die faſt zu derſelben Zeit, wie die vorige, bearbeitet worden ſein mag. H. ging darin alle Wurzeln dieſer Sprache, nach Anleitung der zu ſolchen Arbeiten vortrefflichen Forſterſchen Grammatik, durch und ſuchte die verſchiedenen Bildungen auf ihre Gründe zurückzuführen. Die Arbeit blieb ungedruckt, weil es ihm ſchien, daß eine ſo ſpezielle Ausführung ſehr ſelten vorkommender Formen nur ſehr wenige Leſer intereſſiren könnte. Doch gab er in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. *CLXVII–II*, einen Auszug daraus.

4. Ueber die Verſchiedenheit der Sprachen und Völker.

Dieſer noch ungedruckten Arbeit gedenkt Alexander v. Humboldt im erſten Theile ſeines Cosmos oder Entwurfs einer phyſiſchen Weltbeſchreibung (Stuttg. und Tüb. 1845), woſelbſt er auch eine Stelle daraus mittheilt (S. 381–382). Alle Verehrer des Verewigten werden wünſchen, daß die ganze Arbeit in der Fortſetzung der Ausgabe von W. v. H.'s geſammelten Werken recht bald mitgetheilt werden möge.

---

Haben wir im Obigen einen Ueberblick der einzelnen Arbeiten unſeres Humboldt im Gebiete der Sprachkunde erhalten, ſo wäre für uns noch übrig, ſo viel zur Charakteriſtik des Forſchers und Denkers, der in dieſen Schriften ſich darſtellt, im Allgemeinen zu ſagen, als unſeres Berufes ſein kann. Denn Vermeſſenheit wäre es, wollte ich auch nur verſuchen, mehr als den äußeren Umriß der hier von dem Verewigten durchlaufenen Bahn zu zeichnen und ihm in das

unermeſſene Reich der Sprache zu folgen. Es würde dies auch die Gränzen einer Arbeit überſteigen, die ſich — und ich glaube, mit Fug und Recht — zum Zweck geſetzt hatte, Humboldt, unbeſchadet ſeiner Größe in dieſer Einen Richtung, in einem allgemeineren und vielfältigeren Sinne aufzufaſſen. Möge nun ein Mann vom Fach uns mit einer ſpeciellen Schilderung des Sprachforſchers beſchenken und dadurch dieſen erſten und allgemeinen Verſuch auf erfreuliche Weiſe ergänzen.

Humboldt's Leben fiel in die Zeit, wo die Sprachforſchung im höhern Sinne erſt begann, ſich aber auch raſch zu der Höhe entwickelte, auf der wir ſie gegenwärtig finden. Der Antheil, den er an dieſem Aufſchwung nehmen ſollte, war gleich hervorragend, der Richtung wie der Art nach, und zwar in ſolchem Grade, daß unter ſeinen deutſchen Landsleuten hier nur ein Name von gleicher Bedeutung zu nennen iſt, der Name Jacob Grimm's.

Sprechen wir von der Richtung, durch welche Humboldt ſolche Bedeutung in der neueren Sprachforſchung gewann, ſo müſſen wir ſie doppelt ins Auge faſſen: nach ihrem Umfang, und nach dem höchſten Ziele, das ſie erſtrebte. Bekanntlich nahm die neuere Sprachforſchung nicht blos einen Weg, um ſich auf dieſe wiſſenſchaftliche Höhe zu heben, ſondern ſie ſchlug faſt gleichzeitig ſehr verſchiedene Richtungen ein. H. aber nahm an den meiſten dieſer Richtungen Theil; in einer dieſer Richtungen dann fuchte die Sprachforſchung den höchſten Punkt ihrer Aufgabe zu erreichen, und gerade dieſe war es, die vorzugsweiſe Humboldt angab. Es laſſen ſich nämlich im Allgemeinen vier Hauptrichtungen unterſcheiden, welche die Sprachforſchung genommen, ſeit ſie über die Gränzen der blos claſſiſchen Philologie und einer gleich beſchränkten Kunde des vaterländiſchen Idioms hinausetrat. Sie entwickelte ſich, und

zwar rasch nach einander, als vergleichende, historische, philosophische und rationelle.

Die vergleichende Sprachforschung nahm ihren wahren Anfang erst, als das Sanskrit den Gesichtskreis erweiterte. Franz Bopp ist es, den wir als den Repräsentanten derselben ansehen können. Nächst ihm sind vorzüglich A. W. v. Schlegel und Humboldt zu nennen. Der Letztere namentlich hat Grosses und in mancher Beziehung vorzügliches Musterhaftes auch in dieser Richtung geleistet. Von dem Umfange seiner Sprachkenntniss ist früher berichtet worden; wir sahen auch, mit welchem Eifer er das Sanskrit erfasste, sobald er dessen Wichtigkeit erkannt hatte.[1] So ward er auf diesem Gebiet einer der ersten Forscher und um so mehr ein Vorbild, als er mit seinem Wissen und seinem Scharfsinn wahre Wärme und edle Form verband. Darum steht auch sein Werk über die Kawi-Sprache als mustergültig da.

Kaum hatte nach den Kriegsjahren die vergleichende Sprachkunde diesen Aufschwung genommen, als auch die zweite Richtung, die historisch-nationale, sich erhob: im J. 1819 erschien der erste Theil der deutschen Grammatik von Jacob Grimm und damit der Anfang eines Werkes, wie keine Nation sich eines ähnlichen rühmen kann. Hielt sich die Forschung hier auch an einen beschränkteren Gebiete, so stellte sie sich dennoch dem Höchsten zur Seite, was die Sprachforschung erstreben kann, denn sie erfüllte diese engere Aufgabe vollständig und trotz einem grossen patriotischen Zweck. Grimm wurde ein Vater der deutschen

1) Er sah das Sanskrit bald als unentbehrliches Hülfsmittel auch für den Philologen im engern Sinne an und empfahl ihm dieses Studium dringend, wenn er auch es in die Schule nicht aufgenommen wissen wollte. (Siehe Humboldt's Rec. von Turich's Bhatakarparam. Berlin. Jahrb. April 1828).

Grammatik, ohne ſich um Philoſophie der Sprache viel zu kümmern. Wie er als ſolcher den Antipoden zu Humboldt's Beſtrebungen darſtellt, der faſt den Erdkreis umfaſſen und die Natur der Sprache ergründen wollte, dabei aber die Eigenthümlichkeit des ihm ſo theuren vaterländiſchen Idioms, ſeine Mundarten, und ſeine Geſchichte nur ſelten berührt, [2]) ſo ſtehen ſie beide als die höchſten Gipfel bisheriger Sprachforſchung und zwar nicht unter ihren Landsleuten allein da; denn „zwei Sprachforſcher, wie J. Grimm und W. v. Humboldt hat kein Volk der Erde weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart aufzuzeigen.“ Auch begegnete jeder von ihnen dem Andern mit der Scheu des Mächtigen, der ſich im eigenen Reiche ſicher weiß, ohne nach dem des Andern zu fragen; betritt er es aber einmal, auch nicht vergißt, dem Beherrſcher in den Ausdrücken wahrhafter Verehrung zu huldigen. [3])

Die philoſophiſche Richtung folgte aber der hiſtoriſchen auch auf dem Fuße nach. In den erſten zwanzig Jahren ſchon trat Humboldt mit einzelnen in dieſes Gebiet einſchlagenden akademiſchen Abhandlungen auf, [4]) denen im J. 1836 das größere Werk über die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues folgte, durch das die Philoſophie der Sprache ihr tieferes Fundament erhielt. Nach dem höchſten Ziele alſo, das die Sprachforſchung ſich ſetzen kann, wurde Humboldt der Führer; hier liegt ſein eigenthümliches Verdienſt als Sprachforſcher, worauf wir nachher zurückkommen.

---

2) Siehe z. B. in Schlegel's indiſcher Bibliothek, B. II. H. 2. S. 74—75 und im Werk über die Kawi-Sprache, I. 51.

3) Siehe oben S. [illegible] dieſer Erinnerungen. Humboldt rühmt dagegen in der Einleitung zur Kawi-Sprache (S. CCCLXXV) „die glücklich ſinnvolle Sprache, die Grimm eigen ſei.“

4) Siehe im vorigen Abſchnitt Nr. 2. 3. 6. 10.

Neben diesen gibt es noch eine vierte Richtung, in der die Sprachforschung sich erhob. Sie steht mit einigen vorher erwähnten in engerer Verbindung: wir können sie sogar, je nachdem sie mit der einen oder andern näher verknüpft ist, mit verschiedenen Namen bezeichnen. Nimmt sie von der vergleichenden Sprachforschung ihren Ausgang, nennen wir sie allgemeine Sprachkunde; geht sie aber von der gründlicheren Erforschung einer oder weniger Sprachen aus, heißt man sie nationelle Sprachforschung. In beiden Fällen dient sie zur Entwicklung der allgemeinen Grammatik. Auf dem letzteren Wege brach sie als klassische Philologie jeder andern Sprachforschung die Bahn. Dem Boden, den die alten, namentlich lateinischen Grammatiker zuerst urbar gemacht und ältere Philologen, wie Franciscus Sanctius (**Minerva seu de causis linguae latinae commentarius. Amstelodami, 1587**), mehr geebnet hatten, erstaunen Forscher von der Tüchtigkeit eines Gottfried Hermann, eines Ph. Buttmann, zu einer Zeit, wo die andern Richtungen der Sprachforschung sich kaum zu entwickeln begonnen hatten. Als aber dies geschah, begann auch gleich die Entwicklung der deutschen Grammatik, nicht blos mittelst historischer Forschung, sondern auch durch nationelle. Wir nennen hier nur einige Begründer der neuen nationalen Grammatik, vor allen den scharfsinnigen C. F. Becker, dessen Sprachlehre sofort an die allgemeinen Ideen unseres Humboldt knüpfte, ferner den mit jenem eng verbundenen Verfasser unserer Syntax, C. H. A. Heyse, dann den neuerlings mit größerer Selbstständigkeit vorgeschrittenen W. Wilmanns. Obwohl es diesen Männern noch nicht, ein allgemein befriedigendes System unserer Grammatik aufzustellen, so liegt der Grund davon bloß in der noch nicht beendeten Gährung, in welche die Sprachforschung überhaupt gerathen, theils und namentlich in den Schwanken, in

welchem die allgemeine Sprachkunde und Grammatik sich zur Zeit noch befindet. Denn auf dem von Bopp, Grimm und Humboldt gelegten Grund sind zwar tüchtige Bearbeiter der allgemeinen Sprachlehre aufgetreten, Männer, wie Wocher, Rapp u. s. w.; allein statt dadurch eine Niedersetzung zu erreichen, hat die Schwankung auf diesem Gebiete eher zugenommen, sei es, daß man in sonst sehr ergiebigen Arbeiten der Hypothese noch zu viel Raum ließ, oder daß, wie neuerdings behauptet wurde, es überhaupt noch an dem Medium gebricht, welches den Uebergang von philosophischen Ansichten zur allgemeinen Grammatik fruchtbar vermittle. Doch wird auch dieses Bindungsglied mehr und mehr vortreten, nachdem für philosophische, wie für positive und vergleichende Sprachforschung ein solcher Grund gelegt worden.

Schon jetzt aber ist im Gebiet der Sprache ein unermeßliches Reich erobert von europäischer und vorzüglich deutscher Gelehrsamkeit; an dieser Eroberung aber hat Humboldt mächtigen Antheil genommen. Manche sehen ihn geradezu für den Begründer auch der vergleichenden Sprachforschung an, und gewiß half er sie begründen und ist in Methodik und Form auch hier das classische Vorbild; nicht wenig wirkte er dabei für die allgemeine und rationelle Sprachkunde; einzig und allein aber steht er als Schöpfer der Philosophie der Sprache da. So ragt seine Richtung unter denen der andern Sprachforscher hervor; gleich sehr aber zeichnet sich die Art seiner Forschung aus, der man ansieht, daß hier ein höherer Geist sich mit dem Fachgelehrten einte. Vielleicht noch nie war in einem Kopfe eine solche Fülle des gelehrtesten Detailwissens mit solchem philosophischen Tief- und Scharfsinn vereinigt. „Wilhelm von Humboldt," sagt Böckh in der zu dessen Ehren in der Akademie gehaltenen Rede, „war unter seinen Zeitgenossen der-

jenige, welcher die meiſten Sprachen grammatiſch ſtudirt hatte; und das Gefüge einer jeden ergründete er ſo, als wäre ſie der einzige Gegenſtand ſeiner Forſchungen geweſen, widmete jeder die Aufmerkſamkeit, welche ehemals nur Sprachen zu Theil wurde, auf welche der Glanz einer vollendeten Litteratur ſich herabſenkt. Er war zugleich der, welcher den Zuſammenhang aller Sprachformen und ihren Einfluß auf die geiſtige Bildung der Menſchheit am ſinnigſten und lichtvollſten beſtimmte. Das hinterlaſſene [damals noch nicht erſchienene] Werk wird der Mitwelt und Nachwelt zeigen, wie nach einem langen, der Erkenntniß geweihten Leben ein mächtiger Geiſt die zerſtreuten Quellen des Wiſſens zuſammenleiten, aus ihnen neue und durchgreifende Anſichten ſchöpfen, und den verſchiedenartigen Bau mannigfacher Zungen den ewigen Geſetzen der Intelligenz beherrſchend unterwerfen kann."

Es ſtechen jedoch an dieſem allgemeinen Charakter Humboldt's als Sprachforſcher einzelne Eigenſchaften ganz beſonders hervor. Ich will nur einige davon namhaft machen, ſolche, die auch der des Faches Unkundigere nicht verkennt. Zu bewundern iſt an H. als Sprachforſcher

1. die Gründlichkeit, die mit ſo viel Geiſt ſich paart und die auch bei ſo großer Mannigfaltigkeit des Wiſſens Stand hält. Humboldt hielt es nicht unter ſeiner Würde, auch das Geringſte mit ſtrengſter Sorgfalt zu behandeln. Was iſt auch in der Wiſſenſchaft, das man Kleinigkeit nennen könnte? „Nur durch den Geſichtspunkt aufs Ganze, nicht aber durch flüchtiges Vorübergehn vor dem ſcheinbar Geringfügigen, unterſcheidet ſich die geiſtvolle Behandlung von der pedantiſchen." [5]

5) Humboldt's eigene Worte; ſiehe oben I. 217.

2. Die Größe des Blickes und der Behandlung, die über allem waltet, was er zu Tage fördert, die das Kleine erhebt und selbst das scheinbar Niedrige adelt. Was H. je berührt, erhielt einen neuen Werth und bewies, wie richtig Schillers Ausspruch gewesen, „daß es ein gewöhnliches Vorurtheil sei, den Werth des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, mit dem er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet."

3. Das Gepräge der Wahrhaftigkeit, die Einfachheit und Lauterkeit, die ihm eigen ist und seine Darstellung der unseres Lessing so ähnlich macht, als es bei der Verschiedenheit der Gegenstände, die sie behandeln, und ihres schriftstellerischen Charakters nur denkbar ist; denn Humboldt's Sinn ist ein rein intellektueller, während Lessings Art immer noch dem Polemischen sich nähert und an den Dramatiker mahnt, darum aber auch um so viel hinreißender und belebter ist. — Mit dieser Wahrheitsliebe hängt bei Humboldt noch ein andrer Vorzug zusammen:

1. die Eigenschaft, die er an dem Engländer Mars, den rühmte,*) selbst aber in hohem Grade besaß: die nämlich jede Behauptung auf die behutsamste Weise zu begränzen. Darin ist er in seinen Forschungen wahrhaft bewundernswürdig. Dasselbe meinte auch Hegel, als er Humboldt's besonnene Zurückhaltung bei Darstellung fremder Ansichten und Philosopheme rühmte, und wie er festhalte an dem strikten Sinne des Andern und nichts andres und nicht mehr gebe, als der Urheber wollte. So verfuhr H. in jeder Art von Forschung. Mit dem Talent, die Dinge von den verschiedensten Seiten anzusehen, verknüpfte sich der Wahrheit suchende Sinn und prüfte ebenso sorgfältig die eignen Behauptungen, wie Meinungen Anderer. Ohne

---

6) Ueber die Kawi Sprache. I. 45.

irgend eine Voraussetzung fängt er eine Untersuchung an, verfolgt sie mit einer Kälte und Unbefangenheit, die uns glauben läßt, der Ausgang sei ihm gleichgültig, und wenn er endlich ein Ergebniß mittheilt, das jeder Andere für unumstößlich halten würde, erhebt er selbst noch Zweifel und begränzt die vorsichtigste Behauptung. Es liegt ihm gar nicht an der Entscheidung, sondern nur daran, zu wissen, wie weit eine Sache entschieden ist, oder wo sie anfängt, dunkel und zweifelhaft zu werden.

5. Die lichtvolle Durchschauung des Gegenstandes und formelle Vollendung, welche H.'s Darstellung das Gepräge des Schönen aufdrückt. Wie weit er es darin gebracht, werden wir nachher aus Anlaß der philosophischen Einleitung zum Werk über die Kawi-Sprache noch hervorheben. Zu der formellen Vollendung gehörte nothwendig

6. die methodische Strenge, die in H.'s Arbeiten herrscht. An jeder Sache reizte ihn das Methodische zugleich und er ging ihm mit Vorliebe nach. Ein Phänomen, wie die Sprachen der Völker, bot hiezu vorzügliche Gelegenheit, und er wußte sie zu fassen. So schreibt er einmal — den 13 Dez. 1828 — kurz nach seiner Rückkehr aus Paris an den dort lebenden deutschen Linguisten Julius Klaproth: „Ich bin seit meiner Rückkunft ein wenig auch wissenschaftlich beschäftigt. Ich verfolge den Weg, an einer Reihe Grammatiken die Methodik zu zeigen, wie diese in den Sprachen zu Stande gekommen ist. Es gilt, im grammatischen Begriffe, allgemeine Methoden, von denen aber nicht gerade nur Eine jede Sprache bildet. In mehreren Sprachen sind mehrere gemischt, und dies ist es, so wie das Verhältniß der Mischung, worauf man sehen muß." [7]) Denselben Sinn

7) Der Brief befindet sich in Dorow's Facsimiles, H. III. —

für Methodik zeigen seine eigenen Darstellungen, die dadurch wahrhaft musterhaft geworden. Er spricht sich auch über die Principien, die er befolgt, bei so vielen Gelegenheiten aus, daß man aus selben Stellen leicht ein Lehrbuch wissenschaftlicher Methodik und Didaktik zusammenstellen könnte.

8. Die Bescheidenheit, mit der er von seiner Fähigkeit und seinen Leistungen spricht, und die Bereitwilligkeit, fremdes Wirken anzuerkennen und zu ehren. Wie eigenthümlich es, wenn ein Mann, wie H., seine Schrift über die Urbewohner Spaniens und deren Einwirkung durch die baskische Sprache, an den ehemaligen Lehrer seiner Kinder, an Riemer, sendet und diesen, besonders in Betreff des etymologischen Theils der Untersuchung, um sein Urtheil bittet und dabei hinzufügt: „Es kommen auch einige in das Gebiet des Griechischen und Lateinischen einschlagende Etymologien vor. Ich bin aber mit diesen sparsam gewesen, und habe auch das Wenige, was ich gesagt habe, nicht ohne Bedenklichkeit gesagt. Es gehört, um darin sicher zu gehen, ein großes Ueberschauen aller vorhandenen Formen dazu, und ich fühle täglich, wie schwer es ist, wenn man fast den größten Theil seines Lebens andern Geschäften widmen müssen, nicht jeden Augenblick auf sehr schlimme Lücken zu stoßen. Ich muß daher sowohl diesen Theil, als das Ganze Ihrer Nachsicht dringend empfehlen." *) Man würde versucht, an der Aufrichtigkeit solcher Sprache zu zweifeln, wenn nicht H.'s Briefe von dieser

---

Besonders wichtig für die Darlegung der Principien von dessen, H.'s Ansicht zufolge, der Sprachforscher geleitet werden soll, ist dessen früher schon aufgeführte Abhandlung: „Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachenentwicklung." (Phil.).

*) In dem Briefe vom 25. Juni 1821. Mitgetheilt in den Briefen von u. an Gerhard, her. von Riemer. Leipzig, 1846. S. 243–45.

Bescheidenheit ganz erfüllt und es nicht bekannt wäre, daß je ausgedehnter das Wissen eines Menschen, desto größer auch die Kenntniß der Lücken ist, die bei aller Gelehrsamkeit ihm bleiben.

Noch seltener jedoch ist mit solcher Bescheidenheit auch die willige Anerkennung des von Andern Geleisteten verbunden. Bei H. treffen wir sie stets; er ist keine jener Naturen, die sich überheben, sobald sie in den Arbeiten eines Genossen Fehler und Lücken entdecken, die eine Lust empfinden, sich an Anderer Schwächen zu weiden. Wo er kann, rühmt er das Verdienst und lieber schweigt er, wo er nicht loben kann. Mit welcher Bereitwilligkeit erkennt er an, was Vorgänger, was Gleichstrebende und Jüngere geleistet! Wie weit entfernt ist er davon, die Verdienste seiner Vorgänger, eines Schlözer [9], Adelung [10], Vater [11], eines Friedrich Schlegel [12] herabzusetzen; wie gern erkennt er das Gute an mitstrebenden Genossen, an Wolf [13] und Böckh [14], an A. W. Schlegel [15] und Bopp [16] an Grimm [17] und Niebuhr [18], um nicht tiefer Stehende, wie Klaproth [19] ꝛc. zu nennen; welch freudigen

9) Gel. Z., II. 146.

10) Im Mithridates, fortgef. von Vater. 1 Th. Berlin 1817. S. 279. H. rühmt Adelungs Tüchtigkeit auch aus Anlaß des Vaterschen; er selbst „habe nur das Glück, aus best'n Quellen zu schöpfen."

11) Gel. Z., II. 78.

12) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 164.

13) Siehe oben II. 426–7.

14) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 229.

15) Siehe oben I. 439. Vergl. außerdem Gel. Z. I. 31–35. Ueber die Kawi-Sprache. I. 1.

16) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 152, wo er Bopp's Sanskrit-Grammatik schlechtweg ein classisches Buch nennt. Vergl. auch ebendas. S. 163.

17) Siehe oben II. 51.

18) Gel. Z. II. 126.

19) Einleitung z. Kawi-Sprache, S. 101. 112. 127 u. Ueber

Antheil widmet er endlich den Leiſtungen einer auf ſeinen Vorgang mit emporgeſtiegenen Generation! Man leſe die Stellen, wo er über Friedrich Windiſchmann [20], Pott [21], Ewald [22], Lepſius [23], Bernhardy [24], Diefenbach [25], Buſchmann [26] ſpricht. Mit gleicher Dankbarkeit gedenkt er ausgezeichneter Forſcher des Auslands, der Arbeiten eines Hervas [27], eines Abel-Rémuſat [28], Champollion [29], Burnouf [30], Millin [31], eines Colebrooke [32], Haughton [33], Marsden [34] u. ſ. w.

Wirklich großen und wahrhaft verehrten Männern wird es aber auch am leichteſten, Andere gelten zu laſſen, doppelt einem Humboldt. Er war, als er noch lebte, ſchon der Gegenſtand einer ſo unbeſtrittenen Verehrung, wie ſie wenigen Gelehrten zu Theil wird. Stand er doch ſchon damals gleichſam als Schutzpatron aller höhern Forſchung da! Braucht es dafür Zeugniß, wo die Urtheile ſolcher Häupter der Wiſſenſchaft, wie Wolf, wie A. W. Schlegel [35], wie

---

die Kawi-Sprache, I. 290. Siehe außerdem die anerkennenden Worte über Klaproth's aſiatiſch-ethnographiſche Forſchungen, in dem Briefe an denſelben bei Dorow (Facſimiles, H. III.)

20) Ueber die Kawi-Sprache, I. 89.
21) Einleitung z. Kawi, S. 93.
22) Ebendaſ. S. 105.
23) Ebendaſ. S. 161. 325–26 351.
24) Ebendaſ. S. 215.
25) Ebendaſ. S. 304.
26) Ebendaſ. S. 176.
27) Ebendaſ. S. 281.
28) Ebendaſ. S. 340. 391. Ueber die Kawi Sprache, I. 90. 273.
29) Geſ. W., IV. 202–3. 324.
30) Einleitung z. Kawi, S. 377. Geſ. W. I. 67.
31) Geſ. W., III. 301.
32) Ebendaſ. I. 27 184.
33) Einleitung z. Kawi, S. 273.
34) Ueber die Kawi Sprache, I. 45.
35) Jeniſche Litt. Z. I. H. 1. (1823) S. 433–5. B. II. H. 2. (1826) S. 218–19.

Grimm und Bopp uns vorliegen. Schon im Jahre 1827 bezeichnete C. F. Becker H. als einen unsrer scharfsinnigsten Sprachforscher [36]) und widmete ihm ein für die Ausbildung der deutschen Grammatik Epoche machendes Werk. Diese Verehrung war auch ächt; denn sie erlosch mit seinem Tode nicht. Welch herrliche Todtenrede hielt ihm Böckh in der Akademie der Wissenschaften [37])! Und gilt sein Name nicht in der jetzt so hoch gestiegenen Sprachforschung der Deutschen überall wie der eines Fürsten der Wissenschaft [38])? Nicht geringere Huldigungen haben ihm die ersten Männer des Auslands dargebracht; selbst unter den auf ihre Leistungen oft so eiteln Franzosen erhob im J. 1832 schon ein Sprachforscher wie Jacquet seine Stimme und erklärte laut: [39]) „Aucun savant ne réunit à un degré plus éminent la richesse de matériaux, l'étendue d'érudition, la force de critique et la supériorité d'esprit qui peuvent seules donner à des recherches de cette nature la continuité et la direction qui les font parvenir à des résultats philosophiques d'une utilité générale."

Der Fall, daß Jemand wegwerfend über Humboldt's linguistische Arbeiten urtheilte, steht so vereinzelt da, daß wir schon um deswillen seiner gedenken müssen. Ein solches Urtheil fällte nämlich Prof. J. N. Madvig, ein Däne,

---

36) Organismus der Sprache als Einleitung zur deutschen Grammatik. (Auch: Deutsche Sprachlehre, B. I.) Frankfurt a. M. 1827. S. 133. 301.

37) Siehe schon oben II. 521.

38) Man greife nach einem Werk neuerer Sprachforschung, nach welchem man wolle, etwa nach [illegible] trefflicher allg. Phonologie (Stuttgart und Tübingen, 1841) und man wird Humboldt immer als höchstes Vorbild betrachtet sehen. Vergl. z. B. [illegible], S. 99, 101, [illegible].

39) A. a. O., im Nouveau Journal Asiatique, T. IX, Paris, 1832, p. [illegible].

in einem ſchon 1835 in der kön. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen geleſenen und im folgenden Jahre den 5. Theil der hiſtoriſchen und philoſophiſchen Abhandlungen dieſer Geſellſchaft einverleibten Vortrage. Er ſpricht darin wegwerfend über die Arbeiten deutſcher Gelehrten zur Philoſophie der Sprache und zur philoſophiſchen Grammatik im Allgemeinen, aber auch über Humboldt insbeſondre, mit jener abſprechenden Art, in welcher dieſer Gelehrte auch ſonſt ſich hervorgethan. Auch ein andrer Däne, Frederik Lange, drückte in einer 1836 veröffentlichten Monographie, Abneigung gegen unſre philoſophiſchen Grammatiker, gegen Humboldt ſowohl, als gegen Becker u. A. aus und erklärte, die Grammatik erwarte zu ihrer Emancipation noch immer „sospitatorem suum atque artificem“ [40]). Es ſollte uns nicht wundern, wenn die Dänen zuletzt ſelbſt in der Wiſſenſchaft ihren deutſchen Stammverwandten es zuvorthun zu können glaubten! Humboldt für ſeine Perſon war gewiß weit entfernt zu wähnen, die Wiſſenſchaft werde auf einem ſo ſchwierigen Gebiet nach ihm nicht noch viel zu ergänzen und zu berichtigen wiſſen, und er würde der erſte geweſen ſein, der der Behauptung, die neuerdings in Deutſchland ſelbſt aufgeſtellt wurde [41]: daß es nämlich noch an dem vermittelnden Glied zwiſchen den Unterſuchungen über das Weſen der Sprache und den Sätzen der philoſophiſchen Grammatik fehle, Recht hätte widerfahren laſſen. Denn

---

40) Vergl. Conrad Michelſen, hiſtoriſche Ueberſicht des Studiums der lateiniſchen Grammatik ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, nebſt einer Einleitung über das allgemeine Weſen der Sprache. Hamburg, 1837. S. 92, 93, 96, 97—101. Ich ſelbſt habe jene däniſchen Schriften nicht in Händen gehabt.

41) Namentlich in der Schrift: Die rationelle Sprachforſchung. Auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte geprüft und pſychologiſch begründet von H. Dieſtel. Königsberg, 1845. S. 12. 13—14. Der Verf. legt jedoch dabei die größte Verehrung für das, was H. wirklich geleiſtet, zu Tage.

etwas anderes iſt es, das Weſen der Sprache zu ergründen, ein anderes, das Syſtem der allgemeinen Grammatik aufzuſtellen, und wie viel H. auch für letztere, zumal in der Lehre von den grammatiſchen Kategorien, vorgearbeitet haben mag, ſein Beruf ging dahin nicht, ſondern beſtimmte ihn, der Gründer der Philoſophie der Sprache, d. h. der Kenntniß ihres Weſens und ihres Zuſammenhangs mit der innerſten Natur des Menſchengeiſtes, zu werden. —

Es lag in H.'s Eigenthümlichkeit der Trieb, Alles, was er ergriff, mit cosmopolitiſchem Sinn zu erfaſſen, zugleich aber in das Element des Gedankens emporzuheben. Recht den Boden bekundend, dem er erſtammte, und von dem er nur in der Politik zu Gunſten unſrer Nationalentwicklung abging, hielt er, als Forſcher, den cosmopolitiſchen Sinn, den das vorige Jahrhundert dem jetzigen vermachte, feſt und andern Richtungen gegenüber aufrecht, auch in dem Gebiet der Sprache. Wie ſein großer Freund Schiller, faßte er in dem, was er ergründete, nicht ſowohl das Ueberſinnliche, auch nicht das Nächſte und Nationale, ſondern das allgemein Menſchliche auf. Ebenſo in der Sprache. Es gefiel ihm nicht, ſich, wie Grimm, nur in die Tiefe des vaterländiſchen Idioms zu tauchen, ſondern er ſetzte ſeinem Wiſſensdrang erſt an den Enden der alten und der neuen Welt Gränzen, und widmete ſelbſt den Sprachen amerikaniſcher Wilden und der Barbaren Neuſeelands die gleiche Aufmerkſamkeit, wie dem herrlichen Sprachorganismus der Hellenen; im Beſitz aber dieſer Mannigfaltigkeit von Beobachtungen, folgte er dem Trieb, der Natur dieſer Erſcheinungen auf den Grund zu gehen und das Weſen der Sprache zu erforſchen. Damit griff er zugleich in eine Frage ein, die das vorige Jahrhundert ſchon bewegte und für die er ſich ſchon in früher Jugend lebhaft intereſſirte — in die Frage über die Art des Zuſammenhanges der Geiſter- und

Körperwelt oder der geiſtigen und ſinnlichen Natur des Menſchen. Denn bald entdeckte ſich ihm, daß in der Sprache des Menſchen eine Einheit dieſer Faktoren gegeben ſei, und zwar in ſo ideeller und ſo faßbarer Form zugleich, daß es möglich ſein müſſe, hier ſicherer und tiefer in den Zuſammenhang beider Welten, alſo in die Natur des Menſchen einzudringen, als ſonſt wo. Von dieſem Moment an erhielt die Sprachforſchung, für die die Natur ihn ſchon ſo ausgerüſtet hatte, den höchſten Reiz für ihn. Wir wiſſen, wie ſchon in den neunziger Jahren es ſein Augenmerk war, die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigenthümlichkeiten einer Sprache bringen könnte, und die Art aufzuſuchen, einen beſtimmten Charakter irgend einer Sprache zu ſchildern [42]), bis er endlich in die dunklen Verhältniſſe der Natur der Sprache überhaupt fortſchritt. Da konnte ihm denn nicht entgehen, daß hier der Grund erſt zu erobern ſei, auf dem ſich bauen laſſe. Denn faſt nichts war hier vorgearbeitet, was brauchbar erſchienen wäre. Wann hätten die Sprachforſcher früherer Zeit den ſpeculativen Sinn gehabt, der hier nöthig iſt, oder wann war die ältere Philoſophie, ſelbſt wenn ſie dieſes Gebiet berührte, im Stand, es nur annähernd zu ergründen? In den Jugendtagen H.'s faßten Männer, wie Hamann, wie Herder, ſchon ganz die Wichtigkeit des Gegenſtandes, ſie warfen auch manchen Geiſtesblitz auf ſein Gebiet; auf den unſichern Pfaden ihrer Forſchung, die faſt nur Ahnung und Divination blieb, war doch nicht viel auszurichten. Bald machte zwar die rationelle Grammatik ſchon bedeutende Fortſchritte; es ſtanden Männer auf, die wirklich auf die Philoſophie der Sprache hinſteuerten, z. B. Silveſtre de Sacy, Vater

42) Siehe oben I. 2. 3.

u. A.; doch wurde damit nur der Boden geebnet, auf dem eine wahrhaft philosophische Forschung fußen konnte. In diesem Betreff fühlte sich H. besonders seinem Landsmann A. Fr. Bernhardi (geb. 1768, † 1820) zu Dank verpflichtet, und er verfehlte nicht, dessen Leistung bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit auch öffentlich zu preisen. [43]) Doch im Wesentlichen konnte er auch dadurch nicht gefördert sein; das mußte er selbst thun. Mehrere Jahrzehende verfolgte er das weite Reich der Sprache und nur allmälig schritt er dazu, die ihm gewordenen allgemeinen Ergebnisse zu sammeln. Unausgesetzt prüfte, klärte und berichtigte er [44]) die gewonnenen, zum Theil in einzelnen Abhandlungen [45]) schon mitgetheilten Ideen, bis es ihm gelang, sie in der Einleitung zum Kawi-Werk so umfassend, als ihm nur möglich, zu entwickeln. Diese Einleitung ist auf dem Gebiet der Sprachkunde ein Epoche machendes Werk. „Was Hamann" — so äußert ein Neuerer, [46]) dessen Ansicht in solchen Dingen wenig von Schulweisheit getrübt ist —

---

43) Er that dies bei Anlaß des Aufsatzes, der in den J. 1823 und 24 in A. W. v. Schlegel's indischer Bibliothek gedruckt erschien, durch folgende Note (B. II. H. 1. S. 83): „Ich pflege da, wo es auf Begriffe der allgemeinen Grammatik ankommt, Bernhardi's Anfangsgründen der Sprachwissenschaft zu folgen. Denn es hat mir, nach langem und in sehr verschiedenen Zeiten wieder vorgenommenem Studium, immer geschienen, daß dieser, den Wissenschaften zu früh entrissene Mann in seinen verschiedenen Schriften, vorzüglich aber in der eben genannten [Berlin, 1805] das richtigste, durchdachteste und mit den tiefsten unter den alten Grammatikern am meisten zusammenstimmende System allgemeiner Grammatik aufgestellt hat, dessen sich nicht blos Deutschland, sondern auch das Ausland rühmen kann."

44) Vergl. auch Diefel a. a. O. S. 15–16. 75–76.

45) Namentlich in den Abhandlungen: „Ueber das vergleichende Sprachstudium" (1820), „Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung" (1822) und „Lettre à Abel-Rémusat." (1827), die früher schon angeführt worden. —

46) K. Rosenkranz, in seiner „Geschichte der Kant'schen Philosophie." Leipzig, 1840. S. 411.

„was Hamann als ſpekulativer Viſionair ahnte; was Herder mit nur etymologiſcher Spielerei der Vernunftkritik entgegenſtellte; was ein Ungenannter vom Kriticismus aus mit Bezug auf Silveſtre de Sacy andeutete [47]); was Reinhold in ſeiner Synonymik und ſeiner letzten Entwicklung des Erkenntnißvermögens dunkel vorſchwebte: Humboldt hat es in ſeinem unſterblichen Werk über die Kawiſprache oder vielmehr in der Einleitung dazu, welche eine Philoſophie der Sprache enthält, Berlin 1836 — geleiſtet.

Es thut mir leid, daß der Umfang meiner Arbeit es verbietet, hier eine genaue Darlegung des in dieſem Werke eingeſchlagenen Ganges einzuflechten. Um ſo dringender iſt die Aufforderung, die ich an die Verehrer Wilhelm v. Humboldt's richte, ſelbſt den Eingang zu ſuchen und der Schätze, die er dort niedergelegt, ſich zu bemächtigen. Nie iſt Jemand gründlicher in das Weſen der Sprache eingedrungen, als H.; nie hat Jemand mit ſolchem Tiefſinn jene Probleme berührt, welche die Grundanſchauung der Sprache und ihrer Geſetze feſtſtellen, die Fragen nach dem innern Organismus der Sprache, nach ihrem Verhältniß zu dem Gedanken, nach ihrer Entſtehung und Entwicklung bei Völkern und bei Einzelnen, nach ihrem Zuſammenhang mit der Produktivität eines Volkes, mit der Litteratur, endlich nach ihrem Werden, Reifen und Sinken, nach allen ihren mit der Lebens- und Schöpferkraft eines Volkes correſpondirenden Schickſalen, mit einem Worte, nach dem Verhältniß der Sprachentwicklung zur Entwicklung der Totalität des menſchlichen Geiſtes. Nachdem H. die wichtige, oben von uns ſchon erwähnte Entdeckung des zwiefachen Elements gemacht hatte, das den

47) Philoſophiſche Principien einer allgemeinen Sprachlehre nach Kant und Sacy. Königsberg, 1805.

ſprachlichen Erſcheinungen durchweg zu Grunde liegt, des logiſchen und des ſinnlichen Elements — war es ihm möglich, dieſer Doppelſeitigkeit in ihrem innerſten Grund, in der Natur der menſchlichen Einbildungskraft, nachzugehen und bis in die auffallendſten Erſcheinungen einzelner Sprachen zu verfolgen. Von dieſem Standpunkte erörtert er nun zuerſt die Form der Sprachen, das Lautſyſtem und die innere Sprachform, dann die Verbindung beider, kommt hierauf auf die genauere Darlegung des Sprachverfahrens, auf Wortverwandtſchaft und Wortform, auf Iſolirung der Wörter, Flexion und Agglutination, auf die Worteinheit und die Bezeichnungsmittel derſelben, auf das Einverleibungsſyſtem der Sprachen, die Gliederung des Satzes, und auf die Congruenz der Lautformen der Sprachen mit den grammatiſchen Forderungen; ferner zergliedert er den Hauptunterſchied der Sprachen nach der Reinheit ihres Bildungsprincips, erörtert den Charakter der Sprachen, Poeſie und Proſa, die Kraft der Sprachen, ſich glücklich aus einander zu entwickeln wobei ihm die Töchterſprachen des Lateiniſchen als Beleg dienen; endlich unterſcheidet er die Sprachen von geſetzmäßiger Form — namentlich die indo-germaniſchen, das Griechiſche und Sanskrit voran — von ſolchen, welche von der rein geſetzmäßigen Form abgehen; beſpricht die Beſchaffenheit und den Urſprung des minder vollkommenen Sprachbaues und giebt Beiſpiele deſſelben an den ſemitiſchen Sprachen, am Delavare, an der chineſiſchen und barmaniſchen Sprache. So führt uns dieſes Werk wie durch ein Pandämonium des Geiſtes, der Sprache, der Geſchichte, aus dem faſt alle Wiſſenſchaften, die mit der Natur oder den Fähigkeiten des Menſchen zu thun haben, Nahrung holen können. Das Werk berührt faſt alle Theile der Philoſophie, namentlich die Anthropologie, die Philoſophie der Geſchichte, die Aeſthetik. Der Aeſthetiker zumal findet hier reiche Ausbeute:

von den gewichtigsten Auseinanderſetzungen über Poeſie und Proſa, Styl und Beredſamkeit bis zu einzelnen Bemerkungen, z. B. über Göthe's Werther, welche Fülle von Gehalt und Urtheil entwickelt ſich da vor unſerm Geiſte [48])! Wie viel Herrliches findet der Philolog im engern Sinne, über den Genius des Alterthums, über die griechiſche und römiſche Sprache, deren Entwicklung und Untergang, über einzelne Vorbilder in ihrer Dichtung und Proſa. Dem Sprachforſcher im weitern Sinne endlich liefert dieſe Einleitung — abgeſehen von ihrem philoſophiſchen Theil und den Bereicherungen der rationellen Sprachkunde und allgemeinen Grammatik — die gewichtvollſten Darlegungen über ganze Claſſen von Sprachen und über einzelne Sprachen insbeſondre, doppelt wichtig, weil zugleich auf Sprachen Rückſicht genommen iſt, die, wie die malayiſchen, ſchon weit vom Sanskrit abſtehn, oder, wie die amerikaniſchen, einer ganz andern Sprachſphäre angehören.

Uns intereſſirt hier vorzüglich noch die Bedeutung welche dieſes Werk für die Philoſophie der Geſchichte anſpricht. Wir haben die Verwandtſchaft, in der die Philoſophie der Sprache mit der der Geſchichte ſteht, früher berührt und dabei bemerkt, daß in letzterer die Ideenwelt, in der H. ſich bewegte, ihren Mittelpunkt hat, ferne wie wichtig dieſer Theil der Philoſophie für die künftige Entwicklung nicht allein der Geſchichtſchreibung, ſondern auch der praktiſchen Philoſophie und aller mit ihr zuſammenhängenden Disciplinen werden müſſe. Schon in der Abhandlung „über den

---

48) So hat ſchon Rötſcher, in ſeinem Werke: „Die Kunſt der dramatiſchen Darſtellung. In ihrem organiſchen Zuſammenhange wiſſenſchaftlich entwickelt" (Berlin, 1841) den Abſchnitt: „die Bildung des Tones" und die Lehre von der Ausſprache, von der Artikulation, vom Accent" u. ſ. w. auf die in Humboldt's Einleitung enthaltenen Sätze gebaut (Vergl. daſelbſt S. 120. 121. 123. 133. 135. 135. 137 und 172.)

Beruf des Geſchichtſchreibers“ (1821) hatte H. dieſen Gegenſtand geſtreift, ſeitdem aber die dahin gehenden Ideen an der Hand ausgedehnter Sprachforſchungen ſo reifen laſſen, daß er die Reſultate ſeines Nachdenkens ſchon brieflich gegen Göthe (6. Januar 1832) vorlegen konnte. [49]) Ausführlicher entwickelte er ſie in einigen dieſes ſprachphiloſophiſche Werk einleitenden Capiteln. Nachdem er zuerſt eine allgemeine Betrachtung des menſchlichen Entwicklungsganges vorausgeſchickt, ſchildert er die Einwirkung außerordentlicher Geiſteskraft, ſcheidet die einzelnen Stufen der Vermenſchlichung — Civiliſation, Cultur, Bildung, endlich erörtert er das Zuſammenwirken der Individuen und Nationen. Dieſer letzte Abſchnitt iſt uns beſonders wichtig: denn er bietet die reifſten Früchte einer Weltbetrachtung, welche feſthält an dem Rechte des Individuums ohne die Ueberſchwenglichkeit jugendlicher Theorie. [50]) Den Kern dieſes Capitels ſuche ich in den Worten, die ihrer Bedeutung wegen hier folgen:

„Die Wirkſamkeit des Einzelnen iſt immer eine abgebrochene, aber, dem Anſchein nach, und bis auf einen gewiſſen Punkt auch in Wahrheit, eine ſich mit der des ganzen Geſchlechts in derſelben Richtung bewegende, da ſie, als bedingt und wieder bedingend, in ungetrenntem Zuſammenhange mit der vergangenen und nachfolgenden Zeit ſteht. In andrer Rückſicht aber, und ihrem tiefer durchſchauten Weſen nach, iſt die Richtung des Einzelnen gegen die des ganzen Geſchlechts doch eine divergirende, ſo daß das Gewebe der Weltgeſchichte, inſofern ſie den inneren Menſchen betrifft, aus dieſen beiden, einander durchkreuzenden, aber zugleich ſich eng verkettenden Richtungen beſteht. Die Divergenz iſt unmittelbar daran ſichtbar, daß die Schickſale des Geſchlechts, unabhängig von dem Hinſchwinden der Generationen, ungetrennt fortgehen, wechſelnd, aber, ſoviel wir es überſehen können, doch im Ganzen in ſteigender Vollkommenheit, der Einzelne dagegen nicht blos, und oft unerwartet mitten in ſeinem

49) Siehe oben II. 470–471.

50) Siehe oben I. 161–200.

bedeutendſten Wirken, von allem Antheil an jenen Schickſalen ausſcheidet, ſondern auch darum, ſeinem inneren Bewußtſein, ſeinen Ahndungen und Ueberzeugungen nach, doch nicht am Ende ſeiner Laufbahn zu ſtehen glaubt. Er ſieht alſo dieſe als von dem Gange jener Schickſale abgeſondert an, und es entſteht in ihm, auch ſchon im Leben, ein Gegenſatz der Selbſtbildung und derjenigen Weltgeſtaltung, mit der jeder in ſeinem Kreiſe in die Wirklichkeit eingreift. Daß dieſer Gegenſatz weder der Entwicklung des Geſchlechts, noch der individuellen Bildung verderblich werde, verbürgt die Einrichtung der menſchlichen Natur. Die Selbſtbildung kann nur an der Weltgeſtaltung fortgehen, und über ſein Leben hinaus knüpfen den Menſchen Verhältniſſe des Herzens und Bilder der Phantaſie, Familienbande, Streben nach Ruhm, freudige Ausſicht auf die Entwicklung gelegter Keime in folgenden Zeiten an die Schickſale, die er verläßt." [51]

Dies iſt eine Seite der H.'ſchen Geſchichtsanſchauung. Würde die andere, die in dem Briefe an Göthe auch angedeutet war und die das Gegeneinanderwirken der menſchlichen Kräfte und der Vorſehung in einem Plan und Freiheit ähnlich verknüpfenden Sinne darſtellt, ebenſo gründlich ausgeführt, dann hätten wir die Grundprincipien einer auf alle Zweige der praktiſchen Philoſophie und alle Gebiete des Lebens gewiß wohlthätig wirkenden Geſchichtophiloſophie. Zur Durchführung einer ſolchen hat H. wenigſtens den Anſtoß gegeben.

Ich habe obige Stelle aus der Einleitung zum Werk über die Kawi-Sprache auch deshalb ausgezogen, um dem Leſer auch von der formellen Schönheit, die daſſelbe auszeichnet, einen Begriff zu geben. Wir haben ſchon an H.'s früheſten Arbeiten auch das formelle Verdienſt gewürdigt und namentlich die äſthetiſchen Verſuche deſſelben (über Göthe's Hermann und Dorothea) auch in dieſem Betracht hervorge-

51) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 40—41.

hoben. [52]) Viel glänzender jedoch hat H. ſich als Styliſt in ſeinen ſpätern Abhandlungen und namentlich in dieſer herrlichen Einleitung zum Kawi erwieſen. Er trug den Lohn davon, ſo lange mit dem ſpröden Geiſt unſerer Sprache gerungen und in ſo vielen rein wiſſenſchaftlichen Arbeiten doch das vaterländiſche Idiom vorgezogen zu haben. Wohl wußte er, daß dies für eine gewiſſe Zeit der Verbreitung ſeiner Forſchungen nachtheilig ſein könne, aber er forderte ja von jedem Autor, daß er in ſeiner Mutterſprache, oder in der des Landes ſchreibe, in dem er lebt, und er vertraute dabei dem Werth und der Zukunft der unſrigen. [53]) Nur wenn er direkt mit Ausländern, z. B. Franzoſen, verkehrte, bediente er ſich ihres Idioms. Auf dieſem Wege iſt es ihm denn gelungen, einer unſrer vollendetſten Proſaiſten zu werden. Ich rede nicht von gewöhnlicher Correktheit. Hätte denn ein Mann, der über den Einfluß der grammatiſchen Formen auf die Ideenentwicklung geſchrieben und dargethan hatte, daß die ſprachlichen Geſetze dem Denken ſelbſt nützen, die Strenge dieſer Geſetze und die formale Genauigkeit, die ſie von jeder Darſtellung fordern, jemals für unnütze oder geiſtbeengende Feſſeln halten können? Ich rede alſo nur von der Klarheit und Schönheit der Darſtellung, von der Verſtändlichkeit und dem Wohlklang des Vortrags auch in den ſchwierigſten Unterſuchungen. „Durchdrungen von dem Geiſte des Alterthums und dem erhabenen Sinn ſeiner Darſtellungskunſt, iſt die Proſa Wilhelm v. Humboldt's vielleicht die gediegenſte und großartigſte, zu der es die deutſche wiſſenſchaftliche Diktion bisher hat bringen können, und die ſelbſt auf dem trockenen Felde grammatiſcher Unterſuchungen eine immer rege Geiſtesbewegung verbreitet; die Schreibart dieſes

52) Siehe oben I. 460.
53) Geſ. W. II. 4.

tiefſinnigen Forſchers iſt eben ſo würdevoll als natürlich und einfach, und weiß mit Leichtigkeit das Einzelnſte in die höhere Verbindung mit dem Allgemeinen zu rücken.“ [54])

Nach Inhalt und Form alſo hat H. in ſeinen ſprachlichen Unterſuchungen das wiſſenſchaftlich Bedeutendſte geliefert, das wir ihm verdanken. In ein bisher dunkles Gebiet des Wiſſens hat er Licht getragen und da große Schwierigkeiten mit ſeltenem Scharfſinn überwunden. Auf dem Gebiete, das wir verlaſſen, kann Niemand ihn umgehen; die Sprachforſchung der Neuern ruht auf den Namen Grimm, Bopp, Humboldt. Keiner aber von ſeinen Mitgenoſſen hat es ſo, wie er, verſtanden, den Buchſtaben mit dem Geiſt zu vermählen und Erſcheinungen der Sprache in die Sphäre der Ideen zu heben.

So groß aber H. uns auf dieſem Gebiete erſcheint, dürfen wir doch nie vergeſſen, daß dieſer Geiſt doch darin, wenigſtens in dem poſitiven Theile der Sprachſtudien, nie aufging, ſondern bei all dieſer anſcheinenden Hingebung an das Spezielle, im Grund doch ein viel Höheres und Allgemeineres im Auge hatte. Mehr aus Pflichtgefühl, denn aus innerm Trieb, beendete er die einmal begonnene Unterſuchung über die Kawi-Sprache, und er konnte, da er ſich täglich im Inſelmeer des fernen Oſtens gefangen ſah, ſelbſt nicht umhin, ſeine Verwunderung über den Gegenſatz ſeines Thuns und Wollens auszudrücken. [55])

„Der Zufall richtet blind die erſten Schritte,
Dann findet ſich der Fuß in Pfades Mitte,
Wo End' und Anfang ſich verhüllt dem Blicke;

Soll vorwärts er? ſoll ſchamroth er zurücke?
So wird der Menſch zu Ziele hingetrieben,
Das anfangs unerſtrebt ihm war geblieben.“

54) Th. Mundt, die Kunſt der deutſchen Proſa. Berlin 1837. S. 367.
55) Geſ. W., II. 387.

C. Litterariſcher Verkehr und Briefwechſel; Theilnahme an fremdem Wirken; Anerkennungen und Auszeichnungen, die ihm zu Theil werden.

Von den wichtigſten Verhältniſſen, in denen H. während der letzten Jahre ſeines Lebens ſtand, haben wir im Früheren berichtet, ſo von dem Verhältniß zu Alexander, ſeinem Bruder, zu Göthe, zu Wolf. — Auch der hochſtehenden oder politiſchen Perſönlichkeiten, denen H. nahe kam oder deren Umgang er genoß, iſt in obigen Umriſſen ſchon gedacht worden, oder wir können ihrer hier, im Eingang, nur flüchtig noch gedenken. Der König beſuchte ihn ſpäter wenigſtens jährlich einmal in Tegel. Die Verbindung mit dem Kronprinzen (Friedrich Wilhelm IV) war nie unterbrochen worden; bei einem ſo gelehrten und kunſtſinnigen Fürſtenſohn konnte ein ſolcher Mann ſein Intereſſe nicht verlieren, wenn er auch im Einzelnen, im Politiſchen und Religiöſen, andere Bahnen wandelte. Von den Prinzen des Hauſes blieb auch Prinz Wilhelm (Bruder des Königs) unſerem H. bis ans Ende zugethan. Wir wiſſen ferner, wie Carl Auguſt von Weimar und ſein Haus ihn von langher zu den ihrigen rechneten, welche Gunſt König Georg IV. von England dem ehemaligen Geſandten an ſeinem Hofe wahrte. Wir finden ihn ferner fortdauernd mit den erſten Staatsmännern, ſowohl ſeines Vaterlandes, als des Auslands in Berührung. Er correſpondirte mit dem Freiherrn von Stein, verkehrte, mehr oder minder innig, mit dem Generaladjutanten v. Witzleben, mit ſeinem ehemaligen Gegner, dem Grafen Bernſtorf, mit dem Miniſter Rother, mit v. Stägemann und Nicolovius, mit Moß und Maaßen. Beſonders freundlich ſtand er auch zu den öſterreichiſchen Staatsmännern.

Gentz [1]) galt ihm mehr als Jugendfreund, mit ihm führte er einen traulichen Briefwechsel; aber auch den Diplomaten des Kaiserstaats, einem Esterhazy, Appony u. A. mochte er gern einmal wieder begegnen.

Die geistig und litterarisch bedeutenden Personen, mit denen A. in diesen Jahren Umgang oder Briefwechsel pflog, hier vorzuführen, ist unmöglich. Sie werden kennen wir auch schon oder haben sie in dem biographischen Abschnitt dieses Zeitraums eingenannt, diejenigen zumal, die den akademischen oder künstlerischen Kreis der preußischen Hauptstadt zierten. Nur Weniges ist daher im Allgemeinen noch nachzutragen. Dr. Koreff, früher in Wien Arzt in Humboldt's Hause, lebte im Anfang dieser Epoche noch in Berlin, vom Staatskanzler Fürsten Hardenberg mit dem höchsten Vertrauen beschenkt. Als diese Rolle ausgespielt war, verließ er Berlin, ging auf Reisen und siedelte sich später dauernd in Paris an. So lang er in Berlin war, sah man ihn oft im Humboldt'schen Hause. Diesem nicht minder nahe bekannt war und blieb Frau v. Varnhagen, die Berlin jetzt nicht mehr verließ. Zeitenweise war sie aber unserem Humboldt, auch dessen Gattin, sehr entfremdet, und sie stichelt deshalb, leicht erregt wie sie war, in einigen Briefen auf Personen, die Minister werden und die sie nicht mehr sehe. [2]) Desto wohlthuender ist die Wärme, mit der H. sich ihrer erinnerte, als sie abgeschieden war, und Varnhagen ihm die schöne Sammlung ihrer damals

---

1) Vier Briefe von Humboldt an Gentz (1827–28) stehen in der von mir herausgegebenen Sammlung: Schriften von Friedrich v. Gentz. Th. V. Mannheim 1840. S. 298–301.

2) Vergl. die angeführte Sammlung Schriften v. Gentz. Th. IV. (1840). S. 357. Rahel's Briefe. IV. 136 und diese Erinnerungen, II. 51–53.

nur für Freunde gedruckten Briefe übersendet hatte. [3]) — Ihr Gemahl Varnhagen von Ense stand mit H., namentlich in dessen letzten Lebensjahren, in regem Verkehr. Er suchte ihn öfters in Tegel auf; sie wechselten auch Briefe zwischen Stadt und Land, in denen H. große Anerkennung für Varnhagens Talent, aber auch einige Förmlichkeit an den Tag legt. Varnhagen seinerseits regte ihn, wie schon erzählt worden, zu Beurtheilung von Göthe's zweitem römischen Aufenthalt an; er sendete dem verehrten Manne, der, neben Göthe und A. W. Schl, immer sein Leitstern gewesen, seine neuesten Arbeiten zu, und widmete ihm — da die beiden andern Koryphäen schon nicht mehr zu den Lebenden gehörten — eine Sammlung seiner kritischen Aufsätze unter dem Titel: „Zur Geschichtschreibung und Litteratur" (1833). Als H. ihm den Dank dafür aussprach, konnte er den Wunsch nicht bergen, der mit Geschichte und Litteratur der neuern Zeit so wohlvertraute Verfasser möchte den Gehalt dieses Buches weiter verfolgen und ein ausführliches Bild des Geistes der letzten dreißig Jahre etwa und der frühern zurück bis zu den Jahren, wo Göthe's Einfluß anfing herrschend zu werden, entwerfen. „Höchst merkwürdig," fügte er hinzu, „ist dieser Unterschied gewiß, und er knüpft sich sichtbar an die politischen Begebenheiten an. Niemand aber wäre so geeignet, ihn richtig aufzufassen, als

3) Humboldt schrieb darauf von Tegel, 5. Sept. 1833, an Varnhagen: „Wie soll ich Ihnen für den Briefwechsel Ihrer verewigten Frau danken? Meine Tochter [Caroline], die gleich gerührt über dies Andenken von Ihrer Hand ist, las mir das wundervolle Buch vor. Es erregt das Interesse, welches in den ewig beweglichen Regungen des Geistes und des Gefühls nach einer Entwicklung begierig macht, und dann empfindet man wieder zugleich, daß einen das Verlangen nicht verlassen wird, es beständig zur Hand zu haben. Eine Menge von Ideen, besonders in den abgerissenen Gedanken, bieten zu dem längsten Nachdenken Stoff. Vorzüglich merkwürdig ist das darin waltende Leben. Ich kenne kein Buch, in welchem so, wie in diesem, kein Buchstabe todter ist."

ſeinen wahren Quellen herzuleiten und in ſeinen feinſten Verzweigungen zu verfolgen, als Sie.“ [4] — Von Zeit zu Zeit kehrte wohl auch der unermüdet regſame Buchhändler Baron v. Cotta zum Beſuch in Berlin ein. „Cotta war in dieſen Tagen hier,“ ſchreibt H. 13. Dez. 1828 an Klaproth nach Paris, „und hat viel mit uns über den Ruhrikates geſprochen.“ — Dagegen war ein alter Freund des Hauſes, Guſtav v. Brinckmann, dieſen Kreiſen für immer entriſſen. Er lebte, ſeit der Kataſtrophe des Hauſes Waſa, ein ſtilles Daſein in Stockholm und konnte nur in Briefen die Erinnerung an eine ihm werthe Zeit zurückrufen. Auch mit Humboldt correſpondirte er dann und wann. „Wir ſind,“ ſchreibt er ſchon 13. Sept. 1818 an Gentz, „dieſen Winter in einen ſehr gelehrten Briefwechſel über die griechiſche Metrik und die Juden gerathen.“ [5] — Von dem Briefwechſel, den, auf Verlangen des preußiſchen Kronprinzen, H. mit dem kunſtverſtändigen G. F. v. Rumohr eröffnete, iſt ſchon die Rede geweſen: er betraf die Einrichtung des Berliner Muſeums. [6]

Jetzt treten wir in den Kreiſe der Linguiſten und **Alterthumsforſcher**, welche in dieſen ſpäteren Jahren mit H. in lebendigem Verkehre ſtanden. Manche dieſer Beziehungen ſind in den vorigen Abſchnitten ſchon erwähnt. In allen Welttheilen hatte er Correſpondenten; [7] in den meiſten Gegenden Europa's hatte er perſönlich Verbindungen angeknüpft. Von allen Seiten beeiferte man ſich, ihm ſo-

---

4) Sechs Briefe unſeres Humboldt an Varnhagen, geſchrieben in den Jahren 1830–1833, finden ſich in Dorow's Denkſchriften zur Charakteriſtik der Welt und Literatur, 3. B. Berlin. 1839. S. 4–12 wir haben mehrere der köſtlichſten Perlen daraus ſchon früher mitgetheilt.

5) Schriften von Fr. v. Gentz. Th. IV. S. 356.

6) Siehe oben S. 432.

7) Vergl. auch oben 511.

wohl bei seinen allgemeinen Untersuchungen, als bei Gründung seiner linguistischen Sammlung behülflich zu sein. Mit einer großen Zahl der geistreichsten und sprachgelehrtesten Männer stand er durch Briefe in litterarischem Verkehr; ihnen sind viele seiner allgemeinen Ansichten, wie sie allmählig in ihm auftauchten, zur Prüfung vorgelegt worden. A. v. Humboldt führt, in seiner Vorrede zum Kawi-Werk, eine Reihe solcher Männer auf; er nennt A. W. v. Schlegel, Gottfried Hermann, Gesenius, Thiersch, Lassen, P. v. Bohlen in Königsberg, Stenzler in Breslau, Pott in Halle, Lepsius in Rom, Rosen in London, Neumann in München, G. L. Kosegarten, den ägyptischen Reisenden G. Parthey, Friedrich Schulz, der im Orient den Tod fand, Julius Klaproth, die französischen Gelehrten Silvestre de Sacy, Champollion, Abel-Rémusat und Burnouf, Du Ponceau in Philadelphia, John Pickering in Salem. Auch der Pariser Gelehrte E. Jacquet dürfte in dieser Reihe nicht zu vergessen sein. *)

Zwei Männer, die ihn nicht wenig in seinen Sprachstudien förderten, hatte H. glücklicher Weise in seiner Nähe: Franz Bopp und August Böckh. Von der Stellung, die der Erstere als Freund und Rathgeber H.'s einnahm,

---

*) Von dieser weitläufigen Correspondenz ist bis jetzt nichts ans Licht gekommen, als 1. ein einzelner Brief H.'s an Klaproth, (Berlin, 13. Dez. 1828) im 3. Heft von Dorow's Facsimiles; 2. ein Sendschreiben an Abel-Rémusat, 3. ein anderes an E. Jacquet; von diesen beiden wurde oben berichtet. Welche Schätze liegen daher noch verborgen, im In- und Ausland! Ich mache hier darauf aufmerksam, daß ein deutscher Gelehrter zu Paris — ein Mann etwa, wie Julius v. Mohl — sich ein Verdienst erwerben würde, wenn er über die Verbindung Humboldt's mit den französischen Gelehrten Genaueres berichten und aus den Briefen des Verewigten, die ihm gewiß an die Hand gegeben würden, das Geeignete mittheilen wollte. Möchte dieser Wunsch dem ausgezeichneten Landsmann, an den er gerichtet ist, doch nicht verborgen bleiben!

und dem Vertrauen, das dieser ihm schenkte, ist genug gesagt worden; wie sehr H. aber auch den Forschungen des Letztern über allgemeine Metrik und den vielartigen Einfluß hellenischer Stammverschiedenheit sich dankbar verpflichtet fühlte, hat er selbst in der Einleitung zum Kawi-Werk (S. 229) bekannt. — Sehr wesentliche Dienste leistete ferner der als Sprach- und Geschichtsforscher wohlbekannte Oberbibliothekar Wilken zu Berlin, der aus den ihm anvertrauten Schätzen mit zuvorkommender Güte darbot, was der Ausarbeitung eines großen Sprachwerks förderlich sein konnte. Wie H. es der Anstalt, die ihm so nützlich war, vergolten, haben wir später zu berichten. — Prof. Meyen und A. v. Chamisso — beide in Berlin — reichten aus ihren Sammlungen dar, was ihn dienen konnte. An dem schon oft erwähnten Dr. Eduard Buschmann endlich fand er den Gehülfen im engern Sinne, den er bedurfte.

Von solchen, mit denen H. seiner linguistischen Arbeiten wegen correspondirte, und die für einzelne Forschungen ihm behülflich waren, nenne ich nur: Roorda von Eysinga und Gericke zu Batavia, Sir Alexander Johnstohn, William Marsden, den Missionar Freeman auf Madagascar, Lesson in Paris, Dir. Meinicke zu Prenzlow, John Crawfurd, den Spanier Erro, den Etatsrath Schlözer zu Dorpat, die Herren Alaman und Castorena in Mexiko.

Einen eignen Kreis von Verbindungen bilden die Forscher des griechischen und römischen Alterthums, die Philologen im engern Sinne, für deren Arbeiten H. ein reges Interesse behielt. Die Namen Wolf, Hermann, Niebuhr, Böckh, Thiersch, Ilgen sind oft oder erst oben genannt worden. Wie viel Andere aber wären noch hinzuzusetzen, die näher oder entfernter seine Theilnahme anregten. Hier correspondirte er mit dem jungen R. Bach über die

Fragmente der griechischen Lyrik, [9]) dort mit Prof. C. E. Gh. Schneider in Breslau über die von diesem beabsichtigte Ausgabe des Platon, während ihm selbst Immanuel Bekker in Berlin mit Nachweisungen aus Platon's Werken zur Hand ging. [10]) Besondern Antheil widmete er auch den kritographischen Arbeiten eines Riemer und Franz Passow: er theilte den Verfassern seine Rathschläge mit; Riemern forderte er zum Studium des Sanskrit auf, [11]) und als er Passow im J. 1826 in Breslau besuchte, setzte er ihm sehr zu, sein griechisches Wörterbuch in die etymologische Form umzuwerfen, [12]) ein Rath, der für den nächsten Abdruck schon zu spät kam, aber auch später nicht angenommen wurde.

Damit haben wir jedoch schon ein anderes Thema berührt, die lebensvolle und hingebende Theilnahme, die H. bis an sein Ende dem Wirken Einzelner, wie den wissenschaftlichen Unternehmungen ganzer Gesellschaften zuwendete. Wie eifrig nahm er an der Thätigkeit der Berliner Akademie Theil; wie viel Herrliches legte er in deren Abhandlungen nieder! Dem Institut français, das ihn zum Mitgliede erwählt hatte, dankte er durch einen Vortrag, den er bei seiner Anwesenheit in Paris im J. 1828 in diesem Institute hielt. Sobald die Pariser asiatische Gesellschaft, die im J.

---

9) Siehe Jahn's Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. 1829. März. S. 313. — Der wackere Bach, dem später in Italien seine Glaubensgenossen so viel zu schaffen machten, war bis 1828 Oberlehrer am Gymnasium zu Oppeln, wurde aber in diesem Jahre in gleicher Stellung nach Breslau befördert.

10) Siehe A. W. v. Schlegel's kritische Bibliothek. B. II. H. 2 (1924). S. 77.

11) Zwei Briefe H.'s an Riemer, der erste vom 12. April 1806 aus Rom, der zweite vom 25. Juni 1821 aus Ottmachau — finden sich in den jüngst erschienenen Briefen von und an Göthe, her. v. Riemer. Leipzig. 1846. S. 239–245.

12) Siehe eben II. 429.

1822 zusammentrat, ihn zu ihrem Mitgliede berufen, nahm er an deren Wirken lebhaft Antheil und er bezahlte das von derselben unternommene Journal Asiatique, wie das Nouveau Journal Asiatique (seit 1828) mit eigenen Beiträgen. — Auch in der Heimath förderte er jeden höheren Zweck. Um einseitigen Richtungen schon durch seinen Beitritt entgegen zu arbeiten, nahm er im J. 1826 die Einladung an, die Hegel, Varnhagen und Gans in Berlin an ihn richteten, als die neue Gesellschaft für wissenschaftliche Kritik von ihnen begründet wurde, [13]) und er lieferte später auch zu den Jahrbüchern, die sie herausgab, einige gewichtvolle Beiträge.

Nicht minder lebhaft nahm er an den Bestrebungen Einzelner Theil und griff thätig ein, so oft er konnte. Wir wollen hier nicht noch einmal der Theilnahme gedenken, die er den Schöpfungen eines Göthe, den Arbeiten eines Wolf und A. W. Schlegel widmete. Letztern selbst empfahl er einst dringend zur Anstellung in Bonn; [14]) auch förderte er später dessen indische Bibliothek durch Mitwirkung. An ihn durfte sich jeder wenden, der einer wissenschaftlichen Hülfeleistung bedurfte. Mit Freuden unterstützte er den wackern Adrian Balbi, als dieser seinen „Atlas ethnographique" (1826) herausgab. Um dem Professor Schneider in Breslau den Zugang zu einer noch nicht benutzten Handschrift des Plato, die zu Raudnitz in Böhmen in der Bibliothek des Fürsten von Lobkowitz sich befand, zu erwirken, schrieb er eigens an Gentz nach Wien (31. Okt. 1827 und 1. März 1828) und forderte ihn auf, sich deshalb zu verwenden. Der Fürst kann ihm wohl die Handschrift

13) Siehe oben II. 431 – 33.

14) Vergl. auch Briefw. zwischen Göthe und Zelter, II. 438.

nach Breslau senden lassen, sagte er: habe ich selbst doch neulich sogar aus Spanien Bücher, die, ihrer Seltenheit wegen, Handschriften vollkommen gleichstehen, geliehen bekommen! Ein Mann wie H., verwendet sich in solchen Fällen auch nie ganz vergeblich. Wie vielen Andern mag er genützt haben, denen er, wie dem Sohne Zelter's, [1] Empfehlungen auf Reisen nach Italien, Frankreich u. s. w. mitgab. Der so Empfohlne konnte gehen, wohin er wollte; er war guter Aufnahme gewiß. Auch sah H. bei solchen Leistungen gar nicht auf Stellung oder Berühmtheit, er faßte nur den Mann ins Auge. Der Jüngste, Unbekannteste durfte sich an ihn wenden, sobald er ein höheres Streben zu bewähren wußte.

Von seinem Sinn und Interesse für alles Geistige und Schöne, für das Neue wie das Alte, legte H. auch jetzt die unzweideutigsten Beweise ab. Wir haben gesehen, welche Aufmerksamkeit er der Erscheinung Hegel's widmete. Ueber das Neuere vergaß er aber das Alte nicht. Als einst die Rede darauf kam, Preußens Weisen und Lehrern ebenso, wie seinen Helden, in Berlin ein Denkmal zu setzen, äußerte er mündlich den Gedanken, daß dann mit Leibnitz der Anfang gemacht werden müsse. [2] So sehr er ferner an den großen Erinnerungen der Göthe-Schiller'schen Zeit hielt, konnte er doch an den Fortschritten der neuesten Literatur nicht theilnahmelos bleiben. Wie freudig ergriff er das Buch Rahel; auch gehörte er, wie uns gesagt wird, mit Göthe, zu denen, die von den Briefen eines Verstorbenen sogleich mächtig gefaßt wurden. So entging auch das ihm verwandte Talent seiner Schätzung nicht.

---

[1] Briefwechsel V. 192.

[2] Mitgetheilt von Varnhagen v. Ense in dessen „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften." V. 302. 3.

Kaum teilt einem Manne gegen das Ende seines Lebens Anerkennungen in Menge zu Teil wurden, ist begreiflich. Humboldt galt als einer der ersten Männer unserer Zeit, als ein Häuptling deutscher Wissenschaft, als einer der seltenen Genien, die eine ganze Litteraturepoche uns hinterlassen hatten. In Berlin selbst zählte er zu den ersten Notabeln, um den Staat und die Wissenschaft zugleich hatte sich Niemand Verdienste erworben, wie er. Er war aber auch dort Gegenstand allgemeiner Verehrung.

Staatsmänner und Gelehrte beeiferten sich, ihm Huldigungen darzubringen. Männer, wie C. F. Becker, wie Varnhagen widmeten ihm Werke, zum Zeichen ihrer Dankbarkeit und Verehrung: Becker den ersten Band seiner deutschen Sprachlehre oder Organismus der Sprache als Einleitung zur deutschen Grammatik (Frankfurt, 1827), Varnhagen von Ense seine Sammlung kritischer Aufsätze „Zur Geschichtschreibung und Litteratur" (Hamburg, 1833). Der Verein der Kunstfreunde des preußischen Staats trat H. an seine Spitze (1825), nachdem die Berliner Akademie der Künste ihn schon 1820 zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hatte. Nicht minder wurde er von den gelehrten Gesellschaften des In- und Auslands anerkannt. [1]) Die königliche Akademie der Wissenschaften zu München ernannte ihn zu ihrem ordentlichen, die Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt zum auswärtigen Mitgliede. Im J. 1825 wurde er von der Akademie oder dem französischen Institut zu Paris zum auswärtigen Mitgliede erkoren, und kurz darauf nahm ihn die Pariser asiatische Gesellschaft ebenfalls unter ihre auswärtigen Mitglieder auf. Die letztere, welche einen Silvestre de Sacy, später Abel Remusat als Präsidenten an

---

1) Siehe schon oben II. 128. 199.

ihrer Spitze hatte, pflegte alle Jahre ein Drittheil der Mitglieder ihres leitenden Conseils zu erneuen; schon im J. 1828 finden wir H. als ein Glied dieses Comité aufgeführt, und er ward seitdem regelmäßig nach seinem Ausscheiden wieder ernannt. — Eine andere Ehrenbezeugung wurde ihm in der Heimath zu Theil. Bei der 300jährigen Jubelfeier der Uebergabe der augsburgischen Confession überreichte ihm die Berliner Universität honoris causa das Diplom eines Doktors der Philosophie.

Auch von Seiten der Regierungen wurde seinen Verdiensten wiederholte Anerkennung zu Theil. Zu den Dekorationen, die er schon früher empfangen, [18]) erhielt er, noch vor 1819, das Großkreuz des Ordens vom niederländischen Löwen, wie des vom Großherzog Carl August von Sachsen-Weimar neugestifteten Falkenordens zur Wachsamkeit. Endlich erwähnten wir, daß er 1828 von Georg IV. das Großkreuz des hannöverischen Guelphen-Ordens und 1830 den höchsten Orden Preußens, den schwarzen Adler-Orden, erhielt, so daß bei seinem Ende, außer dem schwarzen Adler-Orden und dem eisernen Kreuze erster Classe, neun Großkreuze seine Brust bedeckten.

* * *

Erkrankung. Tod. Bestattung. Eindruck des Todesfalls. Verlassenschaft. Epilog.

Im dritten Jahrzehend dieses Jahrhunderts sollte Deutschland plötzlich eine Reihe der größten Geister, die es bis dahin besessen, vom Schauplatz abtreten sehen — darunter auch W. v. Humboldt. Doch sah er selbst viele der Genossen, einen Niebuhr und Stein (1831), einen Göthe, einen

18) Siehe oben II. 321.

Gentz (1832), einen Hegel und Schleiermacher im Tod vorausgehen; endlich folgte er im Jahre 1835.

Wir haben, im Umriſſe ſeines Lebens, ihn zuletzt zu Tegel verlaſſen, wo er in treuſter Einſamkeit ſein Sprachwerk vollendete und wie ein Weiſer des Alterthums das Ende herannahen ſah. [1] Sein Geiſt blieb hell und klar, während die phyſiſche Kraft zuſehends nachließ. Schon mehrere Jahre ſchrieb er des Zitterns wegen nicht mehr mit eigener Hand. Doch erſt im Winter von 1834 auf 1835 fing die Schwäche an, bedenklich zuzunehmen. Sein heiteres Gemüth aber war ſo ruhig und heiter, wie jemals. Noch am 5. Februar des Jahres 1835 ſchrieb er an Nicolovius nach Berlin: „Ich bin kein Leidender, ſondern führe vielmehr mit meinen Kindern und einſam zwiſchen Arbeiten und Träumen, in Erinnerungen der Vergangenheit und heiterm Denken an die Zukunft, ein ſtillglückliches Leben.“ [2]

Verſammelt um ihn waren ſeine Töchter: Caroline, die älteſte, die Generalin v. Hedemann mit ihrem Gemahl, der ſchon einige Jahre in der Nähe ſeines Schwiegervaters zubrachte, endlich Frau von Bülow, die mit ihren Kindern zum Beſuch eingetroffen war. Humboldt's Bruder war in Berlin und jeden Augenblick bei der Hand. So von einem Kreiſe Liebender umringt und unausgeſetzt bemüht, die letzte Hand an ſein Kawi-Werk zu legen, genoß er noch die vollen Züge des Daſeins.

Doch plötzlich trat die Kataſtrophe ein, die ſein Ende herbeiführte. Da es mir geglückt iſt, durch die Güte Alexanders von Humboldt eine ausführliche und umſtändliche Notiz über die letzten Lebenstage des Bruders und einen

---

1) Siehe oben II. 476 f.

2) Nach Dr. Alfred Nicolovius. Denkſchrift auf G. H. Ludwig Nicolovius. Bonn. 1841. S. 318—19.

ärztlichen Bericht über den Verlauf der Krankheit zu erhalten, ſo will ich, ſtatt einen kalten Auszug daraus zu geben, dieſe Zeugniſſe, wenn ſie auch nicht für die Oeffentlichkeit niedergeſchrieben wurden, lieber ſelbſt reden laſſen. Ich gebe zuerſt den ärztlichen Bericht, dann die Nachrichten aus den Papieren Alexander's. Zu dem erſten bemerke ich nur, daß zwei der erſten Aerzte Berlins, der talentvolle Profeſſor Dieffenbach, für den W. v. H. eine große Achtung hatte, und der geh. Rath Ruſt gleichzeitig Hausärzte der Familie waren. Ruſt war zu Anfang der Krankheit Humboldt's ſelbſt an Gicht leidend und konnte erſt am 7. April Tegel beſuchen.

## Aerztlicher Bericht.

Die letzten Lebensjahre des großen Mannes erfüllten alle ſeine Verehrer mit banger Sorge über die allmählich zunehmende Körperſchwäche. Bei ungeſtörter Geiſteskraft, ließ ſich ein ſtärkeres Gebücktſein des ganzen Rumpfes, ein etwas veränderter Gang mit leiſerem Auftreten und kürzeren Schritten nicht verkennen. Eine gewiſſe Unſicherheit in den obern Gliedmaßen, welches in immer ſtärker werdendes Zittern überging und von leichten Schwingungen des Kopfes begleitet war, ſtellte ſich dann allmälig ein und drückte deutlich die geſtörte Herrſchaft des kleinen Gehirns und Rückenmarks über die willkührlichen Muskeln aus. Alle körperlichen Funktionen, Appetit und Verdauung waren gut, und die wenigen Stunden Schlaf, welche ſich der Selige nur zu gönnen pflegte, erquickend.

Auf gewohnte Weiſe regelmäßig fortlebend, empfand die zarte Conſtitution ſehr bald die Folgen einer Erkältung an der Grabſtätte ſeiner verſtorbenen Gemahlin, und der Schrecken über den Ausbruch des Scharlachfiebers in Tegel [3]) und die Furcht, auch die theuren

3) „Dieſer Ausbruch des Scharlachfiebers beunruhigte meinen Bruder auch wegen der Anweſenheit der liebenswürdigen Kinder der Frau von Bülow. Auch mußte ſein Sekretär Ferdinand Schulz, den das Scharlachfieber ergriff und der ſein ganzes Vertrauen genoß, von ihm getrennt werden. Durch dieſen erhielten wir nach Wilhelm's Tode die erſte Nachricht von den Sonetten.“ Anmerkung Alexander's von Humboldt.

Enkel davon ergriffen zu ſehen, warfen ihn auf das Krankenlager. Es ſtellte ſich jetzt eine vermehrte Zunahme der erwähnten nervöſen Erſcheinungen, ſehr ſtarkes Zittern der Arme und Schwanken des Kopfes, verbunden mit allgemeiner fieberhafter Aufregung, ein. Das Geſicht war gerötet, die Augen glänzend und vorgetrieben, der Puls voll und ſehr beſchleunigt; dazu geſellte ſich jetzt noch ein heftiger Schmerz im Hinterhaupt. Schlaf und Wachen wechſelten meiſtens in kurzen Zwiſchenräumen mit einander, und der Schlummer war oft durch phantaſiereiche Träume geſtört. Beim Erwachen ſchwanden die Phantaſien ſchnell wieder, und an ihre Stelle trat klares Bewußtſein, und mit gewohnter liebevoller Theilnahme wandte er ſich zu ſeinen theuren Lieben.

Schon bald nach dem Eintritt jener fieberhaften Erſcheinungen und dem zunehmenden Schmerz im Hinterhaupt wurde eine dem Kraftzuſtande des Patienten entſprechende gelinde antiphlogiſtiſche Behandlung eingeſchlagen, eine kleine Blutentziehung vorgenommen, der Unterleib entleert, kalte Umſchläge über den Kopf gemacht und ein Senfteig in den Nacken gelegt. Es trat darnach vorübergehende Beſſerung ein; bald aber war der Zuſtand, wie vor, derſelbe, und beſonders die Heftigkeit der Bewegung der Arme erſchreckend.

Mehrmals ſtellten ſich Anfälle augenblicklicher Abweſenheit mit den Erſcheinungen eines beginnenden apoplektiſchen Anfalls ein, welche indeſſen bald vorübergingen. Immer qualender wurde indeſſen der Schmerz am Hinterhaupte und nur der wiederholten allgemeinen Blutentziehung, dem Anſetzen von Blutegeln, ſo wie dem Begießen des Kopfes mit kaltem Waſſer im lauen Bade wich derſelbe etwas. Allmählig ſanken indeſſen die Kräfte immer mehr und die phantaſiereichen Träume beherrſchten den Kranken immer ſtärker; erweckt aus denſelben war das Bewußtſein indeſſen klar. Länger vermochte der Körper nicht zu widerſtehen, und das letzte Erlöſchen des Lebens dieſes großen Mannes war dem Erlöſchen einer Fackel ähnlich.

## Aus den Papieren Alexanders v. Humboldt.

Die allgemeine Nervenſchwäche, die gebückte Haltung des Körpers und beſonders das Zittern am ganzen Körper hatte ſchon während des Winters von 1834—35 ſehr zugenommen, ohne daß dadurch das Befinden eigentlich geſtört worden wäre. Erſt ſeit Mitte Februars, beſonders ſeit einer Erkältung, die H. ſich auf einem Gang zum Monument, bei ſchlechtem Wetter, am 23. Februar, dem Geburtstag

ſeiner verſtorbenen Gattin, zugezogen, ſtellten ſich öfters katarrhaliſche Zuſtände ein, ſowohl Schnupfen als Heiſerkeit und Huſten. Dies wiederholte ſich beſonders Mitte März, ohne daß er deshalb ſeine gewöhnliche Lebensweiſe irgend änderte. Am 27. März trat zum erſtenmal ein Zuſtand ein, der einer Ohnmacht glich, aber auf den gewöhnlichen Gebrauch der kalten Begießungen — einer Art Sturzbäder — die er täglich brauchte, ſchnell vorüberging. Der Zufall wiederholte ſich am zweitfolgenden Tage, kurz nachdem der Bruder ihn verlaſſen, der einige Stunden bei ihm zugebracht hatte. Zum dritten Male kam aber der Zufall ſtärker wieder, am 30. März, wo dem Kranken ſpät Abends durch Dieffenbach zur Ader gelaſſen wurde. Darauf erfolgte zwar gleich Beſſerung, aber nur auf wenige Stunden, und ſchon am 31. Morgens mußten Blutegel an die Stirne geſetzt werden. Der Kranke war aber immer bei vollem Bewußtſein, [4]) ſprach mit größter Beſtimmtheit und voller Ruhe von ſeinem nahen Tode und diktirte ein Cortzill zu ſeinem Teſtamente. Er ſprach beſonders mit Heremann viel über den Zuſtand des Menſchen nach dem Tode und bezeichnete ihm und dem Bruder genau die Stelle, wo er begraben ſein wolle. Am erſten April ſchien indeſſen große Beſſerung eingetreten zu ſein; die Seinigen faßten wieder Hoffnung, die aber Tags darauf plötzlich ſehr ſank; denn in der Nacht nahm das Fieber wieder zu und mit ihm die quälende nervöſe Unruhe, und zum erſtenmal ſtellten ſich Phantaſien ein. [5]) Gegen Abend wurde er ruhiger und verfiel in leiſen Schlaf. Bei ſeinem Erwachen verſammelte er ſeine anweſenden Kinder, den Bruder und den Schwiegerſohn um ſein Lager; es war der Moment, wo er Abſchied von ihnen nahm, jedem auf das liebevollſte etwas beſonders Bezugvolles ſagend und ihren Schmerz beſchwichtigend durch die ungetrübte Klarheit ſeines Geiſtes und die Heiterkeit ſeines Weſens. „Weinet nicht, gedenket meiner immer in Heiterkeit und nur ſo," ſagte er wiederholt. „Ich habe viel

---

4) Er ſagte oft ſeinem Bruder, „er wünſche das Bewußtſein bis zum Ende zu bewahren, um den Uebergang in einen andern Zuſtand mit Klarheit beobachten und faſſen zu können."

5) Wir hörten ihn oft mit großer Deutlichkeit viele hundert griechiſche Verſe aus der Ilias und den Chören der Tragiker herſagen. Wenn Alexander v. H. zutrat und abrieth, ſich nicht ſo zu ermüden, ſo antwortete er: „Ich phantaſire nicht, ich prüfe nur meinen Zuſtand; ich verſuche, ob mein Gedächtniß noch daſſelbe iſt." (Welche Geiſtesſtärke und Geiſtesruhe!)

Glückliches und Freudiges erlebt." Er ließ ſich, wie ſchon öfters im Lauf dieſes Tags, die Zeichnung ſeiner Gattin geben [6]) und ſagte: „Wenn man ſich gleich wieder ſieht, ſo iſt ſie gewiß die Erſte, die ich finde, und ich will ſie von Euch grüßen." Während die Seinigen noch ſein Lager umſtanden, kam Dieffenbach und beruhigte ſie wieder; er fand den Zuſtand um vieles beſſer als am Morgen und verſicherte, daß kein Grund vorhanden ſei, den Tod für ſo nahe zu halten. Der Kranke ſchien auch ſelbſt wie erfreut über dieſe Worte und dieſen Schein des Beſſerbefindens, er wiederholte aber in den folgenden Tagen öfters zum Bruder, zu Hedemann und ſeinem Sohne Hermann, „daß es doch zu Ende ginge;" gegen die Töchter aber vermied er jede weitere Aeußerung darüber. So blieb für viele jener Tag der des Abſchieds, obgleich ihm noch einige Lebenstage folgten. — Es war ſo ſchön, wie er mit dem vollkommenſten Bewußtſein des nahenden Todes und der völligſten ruhigſten Erwartung deſſelben doch — man könnte ſagen — mit Freude nach jedem Mittel griff, das ihm das Leben erhalten konnte, wie er immer ſo unbeſchreiblich freundlich bei allem Leide blieb, ſo dankbar für Alles, was man nur irgend für ſeine Pflege thun konnte. — Die Nacht vom 2. zum 3. war erträglich und der Tag verging recht gut. Gegen Abend trat wieder Verſchlimmerung ein, und von da an blieb die Krankheit im Steigen; ſie nahm einen entzündlichen Charakter an. Das Fieber ward heftiger und es kam ein quälender Huſten dazu. Die Aderläſſe, zwar immer nur in kleiner Quantität, wurden öfters wiederholt; ihnen folgte auch einige Erleichterung. Die nervöſe Unruhe wuchs und war bei der allgemeinen großen Schwäche höchſt peinlich. Das Fieber war oft von Phantaſien begleitet, die aber meiſt heiter waren, und aus denen er immer wieder zu klarem Bewußtſein zurückkehrte, oder doch zu einer Art halbwachen Zuſtand, worin es ihm beſonders eigen war, Stellen aus Gedichten von Schiller, Goethe und Andern, oder griechiſche Hexameter vor ſich herzuſagen. In den erſten Tagen der Krankheit hatte er ſich öfters auch vorleſen laſſen, beſonders von Alexander die Monologe aus der Jungfrau und „Thekla eine Geiſterſtimme." Vom 6. April an wurde der ganze Zuſtand mehr ein betäubter, ſein Weſen bekam etwas Fremdes, und er kannte die Seinen nicht immer. Beſonders war dies am 7., nach einer ſehr ſchlimmen Nacht, der

6) Eine ſehr ähnliche, von Wach.

Fall. An diesem Tage besuchte ihn Rust, der bis dahin durch Krankheit daran verhindert worden war, und verordnete ein Sturzbad, welches Abends und am 8 Morgens wiederholt werden mußte. Das letzte Mal that es sehr gut und gleich darauf sagte er zu den Seinigen: „Mir ist hell und besonnen, so daß ich nicht klagen kann.“ Es trat Transpiration ein, die die Aerzte schon gewünscht hatten, und ein erquickender Schlaf, aus welchem er ganz bewußt erwachte, so daß er durch die älteste Tochter, die gerade allein bei ihm war, die beiden andern Töchter, Adelheid und Gabriele, rufen ließ. „Rufe sie,“ sagte er, „damit wir uns setzen.“ Er ließ sich dann von ihnen die Zeichnung ihrer Mutter geben, betrachtete sie lange und sagte mehr zu ihr, als zu den Kindern: „Nun adieu — hängt sie wieder weg.“ Das waren die letzten Worte, die man von ihm hörte; denn er verfiel wieder in Schlaf. Während dessen wenigstens anscheinender Dauer traten, zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags, allmählig Symptome ein, die den nahen Tod erwarten ließen. Er öffnete nicht die Augen während des Auflegens eiskalter Umschläge auf den Kopf, die Gesichtszüge veränderten sich, der Puls setzte aus, der Athem wurde röchelnd, stockte, kam noch wieder — während einer Viertelstunde ungefähr war der Anblick dem eines ausgehenden Lichtes gleich — und um 6 Uhr hauchte er sanft die große Seele aus, als eben die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen in sein Zimmer sandte.

So hatte Humboldt mit der großartigsten Ruhe, Fröhlichkeit, geistiger Klarheit und Beobachtungslust den Tod wie eine Erscheinung erwartet, auf die man lange neugierig gewesen ist und die man ganz fassen möchte. Er starb am 8 April 1835 gegen 6 Uhr Abends.

Der Kronprinz und auch Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, hatten ihn in Tegel besucht und die Trauer des Hauses mit tiefem Ausdruck der Gefühle getheilt.

Der tief gedrückte Bruder, Alexander v. H., schrieb, noch während des Todeskampfes; folgende Zeilen an Varnhagen: [7])

---

7) Mitgetheilt in Dorow's Facsimiles, H. 2. Berlin, 1837.

Berlin, Sonntag 6 Uhr früh, den 5. April 1835.

Sie, mein theurer Varnhagen, der Sie den Schmerz nicht fürchten, und ihm sinnig in die Tiefe der Gefühle nachspüren, Sie müssen in dieser trauervollen Zeit einige Worte der Liebe, die Ihnen beide Brüder zollen, empfangen. Die Erlösung ist noch nicht erfolgt. Ich verließ ihn gestern Abend 11 Uhr, und eile wieder hin. Der gestrige Tag war weniger erschütternd. Ein halb soporöser Zustand, viel, nicht sehr unruhiger Schlaf, und bei jedem Erwachen Worte der Liebe, des Trostes, immer noch die Klarheit des großen Geistes, der alles faßt und sondert, seinem Zustande nachspäht. Die Stimme war sehr schwach, rauh (heiser) und kindlich fein, daher man ihm noch Blutigel auf den Kehlkopf setzte. Völlige Besinnung!! „Denkt recht oft an mich," sagte er vorgestern, „doch ja mit Heiterkeit. Ich war sehr glücklich; auch heute war ein schöner Tag für mich! denn die Liebe ist das Höchste. Bald werde ich bei der Mutter sein, Einsicht haben in eine höhere Weltordnung." . . . Mir bleibt keine Spur von Hoffnung. Ich glaubte nicht, daß meine alten Augen so viel Thränen hätten. Es dauert acht Tage.

Pt.

Und gleich nach dem Tode des Bruders, am 10. April, schrieb er seinem Freund Arago nach Paris: *)

„J'ai eu le malheur de perdre mon frère avant-hier soir. Je suis dans le plus profond abattement. Dans les plus grandes douleurs, on pense à ceux qui nous sont le plus chers; je me sens un peu soulagé en vous écrivant . . . . Nous l'avons vu mourant pendant dix jours. Sa faiblesse avait cruellement augmenté depuis plusieurs semaines: un tremblement continuel s'était manifesté dans les membres; mais la pensée avait conservé toute son énergie. Il travaillait sans cesse: il laisse deux ouvrages à peu près achevés: l'un sur les langues de l'archipel indien, dérivant du sanscrit; l'autre sur l'origine et la philosophie des langues en général. Ces ouvrages seront publiés. Mon frère a légué ses manuscrits, des travaux commencés, la précieuse collection de ses livres à la bibliothèque publique. Il est mort d'une inflammation de poitrine, épiant avec une douloureuse sagacité les progrès du mal. C'était une haute intel-

*) Die nachstehenden Zeilen wurden gleich darnach in französischen Journalen abgedruckt.

ligence et une âme pleine d'élévation et de noblesse. Je reste bien isolé. J'espère que j'aurai enfin le bonheur de vous embrasser cette année . . .

Tegel, près de Berlin.

Die Nachricht von Humboldt's Ende machte in Berlin großen Eindruck. Die allgemeine preußiſche Staatszeitung, das offizielle Organ der Regierung, kündigte den Todesfall mit folgenden Worten an:

Berlin, 9. April. Geſtern Abend um 6 Uhr verſchied auf ſeinem Landſitze Tegel bei Berlin nach einem kurzen und ſchmerzloſen (?) Krankenlager im 68. Jahre ſeines Lebens der königliche geheime Staats-Miniſter Freiherr Karl Wilhelm v. Humboldt. Was der hochgefeierte Mann dem Staate war, und zwar vorzugsweiſe in einem Zeitraum, wo gediegene und erprobte Staatsmänner ſeines Ranges Gelegenheit hatten, ſich in ihrem höchſten Glanze zu zeigen, das bekundet vor allem ſeine erfolgreiche Wirkſamkeit in den Jahren 1813 – 1815. Aber nicht blos der Staat, auch die Wiſſenſchaft hat den Verluſt des Dahingeſchiedenen tief zu beklagen. Ihr, und vorzüglich dem Studium des Alterthums und der allgemeinen Sprachforſchung, welche letztere von jeher ſeine Lieblingsbeſchäftigung war, widmete er in voller Geiſteskraft und mit unermüdlicher Thätigkeit bis an ſein Ende die Muße, die ſein Ausſcheiden aus dem Staatsdienſte im Jahre 1819 ihm gewährte, und ſein ſchönes Luſtſchloß in Tegel war ſtets der Sammelplatz von Künſtlern und Gelehrten, ſo wie der Vereinigungspunkt von antiken und modernen Kunſtgegenſtänden aller Art. Die Heiterkeit, Ruhe und Klarheit ſeines Geiſtes, welche unausgeſetzt ſeine Begleiterinnen durch das Leben waren, haben ihn bis zu den letzten Augenblicken deſſelben nicht verlaſſen. Er entſchlief ſanft im Kreiſe der Seinigen, voll freudiger Hoffnung des Wiederſehens der ihm vorangegangenen Lieben."

Es war ein warmer Frühlingstag des täuſchenden Vorfrühlings 1835, da man in Berlin eine ungewöhnliche große Menge Wagen zum Oranienburger Thore fahren ſah. Leidtragende ſaßen darin, die einige Stunden von der Stadt als Ehrenzeugen der ſtill feierlichen Beiſetzung des Dahingegangenen beiwohnen wollten. Langſam, durch dunkle, traurige Kiefern, näherte man ſich dem Schloſſe Tegel,

deſſen Umgebungen der Verewigte auch im Tod nicht verlaſſen wollte. Seiner Anordnung gemäß, wurde er auf dem Boden, den er zu einem Park umgeſchaffen, an der Stätte begraben, wo er ſeiner vorangegangenen Gattin ein Grabmonument errichtet hatte, welches nun auch ſeine irdiſchen Ueberreſte bedecken und einſt die Glieder der Familie wieder vereinigen ſollte.

Am Palmſonntag, den 12. April 1835, Morgens zwiſchen 11 und 12 Uhr fand die Beerdigung Statt. Se. königliche Hoheit der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, mehrere hohe Militärs und Staats-Beamten, ſo wie eine große Menge von Gelehrten und Künſtlern hatten ſich zu dieſer Feier in dem Schloſſe eingefunden, von wo der Zug ſich gegen 11 Uhr nach jenem Monument im Schloßgarten in Bewegung ſetzte. Dem mit 4 Pferden beſpannten ſchwarz umflorten Leichenwagen folgten der Bruder, die Kinder und Kindeskinder des Verſtorbenen; ihnen reihten ſich die übrigen Anweſenden an, und den Beſchluß des ganzen Zuges machte die Dorfgemeinde, die, durch den Hintritt ihres Gutsherrn tief bekümmert, ihre Liebe und Anhänglichkeit für ihn wenigſtens noch dadurch bekunden wollte, daß ſie ihn unter Anſtimmung eines geiſtlichen Liedes bis zu ſeiner letzten Ruheſtätte geleitete. Hier angelangt, wurde der Sarg auf ein Gerüſt geſtellt, worauf der Conſiſtorialrath Dr. Hoßbach dem Verſtorbenen eine Gedächtnißrede hielt, in welcher er, mit ungetheilter Verehrung und ohne Rückſicht auf Dogmen, die Verdienſte des Verſtorbenen um Staat und Wiſſenſchaft, ſo wie ſeine geſelligen und menſchlichen Vorzüge in einfachen, aber ergreifenden Worten hervorhob. *) Der

*) Dieſe Rede iſt gedruckt worden, mit der Aufſchrift: Worte am Grabe Wilhelms v. Humboldt den 12 April 1835 geſprochen von Hoßbach (Der Ertrag iſt der Schleiermacherſchen Stiftung beſtimmt.) Berlin, bei Dummler. 1835.

Sarg wurde ſodann langſam in die Gruft geſenkt, wo der Dahingeſchiedene, ſeinem Wunſche gemäß, nicht in einem ausgemauerten Gewölbe, ſondern in freier Erde ruht. Die Theilnahme der Anweſenden ſprach ſich weniger in Worten, als in dem alle übermeiſternden Gefühle der Wehmuth aus. Denn Jeder fühlte, was dieſer Mann der Welt, dem Vaterlande geweſen. [10])

Jetzt, da wir den Verſtorbenen zur Gruft begleitet haben, wird es am Platze ſein, auch der Familie zu gedenken, aus deren Mitte er geſchieden, oder die in der Ferne ihm nachweinte. Daran knüpfen wir einige Nachrichten über die Verlaſſenſchaft des Verewigten, die Verfügungen, die er getroffen, und die Art, wie ſie vollzogen werden.

W. v. Humboldt hinterließ, außer ſeinem nur 2 Jahre jüngern Bruder, der nie verheirathet war, zwei Söhne und drei Töchter, die er mit ſeiner ſchon am 26. März. 1829 verſtorbenen Gattin, Caroline von Dacheröden (verm. 29. Junius 1791) gezeugt hatte:

1. Caroline, geb. zu Erfurt den 16. Mai 1792. Sie heirathete nicht und ſtarb, wenige Jahre nach dem Vater, am 19. Jan. 1837 zu Berlin.

2. Theodor, der den Namen Humboldt-Dacheröden angenommen, geb. 19. Jan. 1797 zu Jena, Lieutenant außer Dienſt, verheirathet mit Mathilde v. Heinecken, aus welcher Ehe zwei Kinder leben: a. Wilhelm, geb. 1823, der Stammhalter der Familie, ein Hoffnungen erweckender Jüngling, der erſt kürzlich in Heidelberg ſtudirte, und b. Mathilde. — Der Vater, Theodor, lebt auf Schloß Ottmachau bei Neiße.

3. Adelheid, geb. 17. Mai 1800 zu Paris, verheirathet an Auguſt v. Hedemann, k. preußiſchen Generallieutenant und Diviſionskommandanten, der Zeit Gouverneur von Erfurt.

4. Gabriele, geb. den 28. Mai 1802 zu Berlin, verehlicht im J. 1821 an den nachmaligen k. preußiſchen Staatsminiſter der

---

10) Vergl. auch die allg. preuß. Staatszeitung vom 14. April und das Stuttg. Morgenblatt v. 13. Mai 1835.

auswärtigen Angelegenheiten Heinrich v. Bülow, der am 6. Febr. 1846 zu Tegel mit Tod abging. Aus ihrer Ehe leben ein Sohn und vier Töchter.

5. Hermann, geb. den 24. April 1809 zu Rom. Lebt unverheirathet, auf dem ihm zugefallenen Antheil von Ottmachau.

Humboldt hinterließ ein sehr bedeutendes Vermögen und ein ausführliches Testament. Man schätzte den Nachlaß über 600 000 Rth. Dieses Vermögen bestand zum größern Theile in den Gütern, die er theils von seinem Vater ererbt, theils durch seine Gattin bekommen oder vom Staate geschenkt erhalten hatte. Auch die Güter theilte das Testament so, daß der Erbtheil der Söhne von dem der Töchter ganz getrennt blieb. Die Söhne erhielten die dem Vater vom Staate zugetheilte Herrschaft Ottmachau in Schlesien: Theodor Ottmachau-Ritterwitz, mit dem ehemals fürstbischöflichen Schlosse Ottmachau, außerdem ein Rittergut in Aulehen in der goldenen Aue; Hermann den Theil der Herrschaft Ottmachau auf dem rechten Neißeufer oder Ottmachau-Friedrichseck. — Schloß und Gut Burgörner im Mansfeldischen und Schloß Tegel, das väterliche Erbgut mit seinen Schätzen — auch die Papiere blieben dort! — erbte die älteste Tochter Caroline, mit der Bestimmung, daß dieser Erbtheil zunächst immer von einer Schwester auf die nächstfolgende übergehe. Gegenwärtig ist die Generalin v. Hedemann Besitzerin von Burgörner und Schloß Tegel; sie wird, weil sie kinderlos, einst von der dritten Tochter und deren Kinder beerbt werden. Humboldt hat dabei die Bestimmung getroffen, daß Tegel so lange in seinem jetzigen Zustand bleibt und nicht verkauft oder getheilt werden darf, als noch ein Glied der Familie lebt, das mit den Aeltern dort wohnte.

Ein wichtiges Legat verfügte zu Gunsten der öffentlichen Bibliothek zu Berlin. Ihr vermachte er seine sämmtlichen, die Sprachwissenschaften betreffenden Manuskripte, darunter kostbare Handschriften und einen Schatz von Materialien, auch seine sämmtlichen unvollendeten Arbeiten in diesem Gebiet, alles mit der Bestimmung, daß es jedem Fachgelehrten frei zugängig sei. Dann fiel an diese Bibliothek auch seine große Sammlung linguistischer, zum Theil äußerst seltner Bücher, die von ihm in einem eignen Verzeichniß aufgeführt wurden. Wie wichtig dieses Legat für die königliche Bibliothek ist, geht schon aus dem Umstande hervor, daß der Verstorbene, längst schon darauf bedacht, jenen Theil seiner Sammlung diesem Institute zu vermachen, auf alles, was demselben im Fache der ausländischen Sprachen

abging, seine besondere Aufmerksamkeit richtete, so daß durch dieses Geschenk die bereits sehr ansehnliche glossologische Sammlung dieser Bibliothek in seltner Weise vervollständigt wurde [11])

Von H.'s litterarischem Nachlaß haben wir zum Theil schon berichtet. Wir wissen, daß das große Werk über die Kawi-Sprache, unter Obhut des Bruders, der es für seine Pflicht ansieht, diesen Nachlaß zu überwachen, von der königl Akademie der Wissenschaften zu Berlin herausgegeben worden und in den J. 1836—1839 erschienen ist. — Aehnlich, wie hier die Sprachen der asiatischen Inselwelt, hatte der Verewigte, eine lange Reihe von Jahren, die amerikanischen Sprachen bearbeitet. Ein großer Theil dieser Vorarbeiten ist zur Herausgabe geeignet, [12]) und ein Gelehrter, mit dem H. die Absicht hatte, eine Folge von Schriften über die Sprachen dieses Welttheils herauszugeben, Dr. E. Buschmann, hat die Aufgabe übernommen, mit Hülfe der bereits angesammelten Materialien jenen vielumfassenden Plan auszuführen. Dem Plane des Hingeschiedenen gemäß, wird ein mexikanisch-lateinisches Wörterbuch, sammt einer Grammatik, das neue Unternehmen beginnen. [13])

Ein andres Unternehmen hat schon vor mehreren Jahren begonnen, die Herausgabe der gesammelten Werke Wilhelm's von Humboldt. Von dieser Sammlung erschienen, bei Reimer in Berlin, unter der Leitung Alexander's v. H. und Mithülfe des Dr. Carl Brandis, bis jetzt vier Theile (die beiden ersten 1841, die letzten 1843), begleitet von einem schönen Vorwort des Bruders. Außer schon bekannten und zerstreuten Schriften finden wir hier folgende neue, aus dem Nachlaß des Verewigten entnommene Stücke: 1. zwölf übersetzte Pindarische Oden (II. 264—355), 2 ein Gedicht: In der Sierra Morena (I. 379—83), 3. ein anderes: An Alexander v. Humboldt (I. 361—78), 4. Reiseskizzen in Biscaya (III. 213—240), endlich 5. eine schöne Auswahl aus der großen Zahl nachgelassener Sonette, bis jetzt 165 solcher Gedichte (I. 384—408. II. 356—96. III. 384—425. IV. 334—90). Wir haben diese

---

11) Siehe die Mittheilung im Hamb Corresp. 1836 Nr 153.

12) In der Sammlung der königl. Bibliothek befindlich.

13) Nach A. v. Humboldt, in der Vorrede zum Kawi-Werk, Th. I. S. XII—XIII.

Mittheilungen früher ſchon gewürdigt. [14]) Es finden ſich jedoch in dieſer Sammlung Humboldt's Werke noch lange nicht vollſtändig; wir erfahren auch nicht, was künftig aufgenommen werden wird.

Ein großer Schatz iſt aber noch zu heben, wenn auch nur theilweis. Wie wenig ward bis heute von H's herrlichen Briefen der Welt aufgeſchloſſen! [15]) In und außer Deutſchland liegen dieſe Schätze zerſtreut. Vieles wird zu Grund gehen, anderes dürfte der Welt abſichtlich entzogen bleiben, manches iſt für die Oeffentlichkeit nicht geeignet. Hoffen wir aber, daß noch ein guter Theil dieſes Schatzes früh oder ſpät zur Freude ſeiner Verehrer ans Licht komme!

Humboldt's Scheiden machte die größte Senſation, in wiſſenſchaftlichen und politiſchen Kreiſen, in Deutſchland, in Europa. Man fühlte, welche Lücke hier entſtanden ſei, und wie ſchwer es ſein dürfte, auch nur, was wir an ihm beſeſſen, in der Erinnerung feſt zu halten. Sind uns doch ſelbſt von ſeiner äußern Erſcheinung nur wenige Abbildungen geblieben: eine Büſte von Thorwaldſen und eine nach dieſer von Fr. Tieck (in der Vorhalle des Berliner Muſeums), das Bild auf dem Wiener Congreß-Gemälde von Iſabey, das Portrait von Thomas Lawrence in der Waterloo-Gallerie zu Windſor und eine Zeichnung von Krüger. H. ſelbſt hielt ſich für zu häßlich, als daß es ihm leicht geweſen wäre, ein Bild von ſich nehmen zu laſſen. Deſto tieferen Reiz übte ſein inneres Weſen, ſein Gemüth,

---

14) Dagegen habe ich folgende früher ſchon gedruckte, mir aber unbekannt gebliebene Stücke der Sammlung noch nicht erwähnt:

1. Sokrates und Platon über die Gottheit, über die Vorſehung und Unſterblichkeit (Aus Joh. Fr. Zöllner's Leſebuch für alle Stände, Th. 8. S. 186–256. Berlin, 1787. 8.), jetzt in den Ges. W. III. 103–41. Es ſind überſetzte Stücke aus Xenophon's Denkwürdigkeiten des Sokrates und Platon's Buch der Geſetze, mit einem Vorwort, welches zum ſchlagenden Beweis dient, erſtens von der frühen Entwicklung H's, zweitens von dem Zuſammenhang ſeiner früheſten Richtungen mit den Beſtrebungen Mendelsohn's und ſeines Kreiſes.

2. An die Sonne. Am 2. Julius. Paris, 1820. 4. (ein Gedicht), jetzt in den Ges. W., I. 359–60.

15) Wird doch ſogar der Briefwechſel zwiſchen Göthe und Humboldt noch zurückgehalten!

sein Geist, sein Charakter. Es blieb ein gerechtes Verlangen, davon so viel als nur möglich festgehalten zu sehen. An den Bruder, an die Genossen und Freunde in der Nähe des Verewigten erging die erste Aufforderung, es zu befriedigen. Alexander von Humboldt genügte ihr durch die sorgfältige Ueberwachung des brüderlichen Nachlasses und die Herausgabe der gesammelten Werke. Zuerst aber erhob August Böckh sich in der Berliner Akademie der Wissenschaften (am 9. Juli 1835) und gab eine treffende Charakteristik des unvergeßlichen Genossen. [16]) „Litteratur und Wissenschaft, begann er, haben in der letzten Zeit in rascher Folge so viele und unersetzliche Verluste erlitten, daß den Stimmführern der öffentlichen Meinung auf diesem Gebiete unwillkürlich die öfter ausgesprochene Betrachtung sich aufdrängen mußte, die herrlichen Geister, welche den jetzigen Stand unserer Bildung vorzüglich hervorgerufen und befestigt haben, und an deren mächtiger Kraft sich unser Zeitalter aufgerichtet hat, würden alle von dem Schauplatze ihrer Wirksamkeit so plötzlich abgerufen, daß, während das jüngere Geschlecht noch nicht zu ähnlicher Gewaltigkeit oder mindestens zur Hoffnung derselben erstarkt sei, eine Kluft zwischen der Vergangenheit und Zukunft bleibe." Da drängt es sich nun recht auf, wie sehr wir der Erinnerung an diese Männer bedürfen, an ihre Gestalt, ihr Werden und Wachsen. Sofort gab Böckh ein geistreiches Bild dieses einen Dahingeschiedenen, verband damit die Ankündigung des aus dem Nachlaß desselben zu erwartenden großen Sprachwerks und las eine Probe aus diesem zum Vorschmack.

Nach ihm trat, im J. 1838, Varnhagen von Ense

16) Sie findet sich gedruckt im litterarischen Zodiakus, her v. Th. Mundt, im Sept. 1835. S. 165—70, unter der Aufschrift: „Etwas über Wilhelm von Humboldt." Wir haben uns mehrmals auf diese werthvolle Schilderung bezogen.

mit einer höchſt geiſtvollen Schilderung unſeres Humboldt hervor, zwar nur einer Skizze, aber einer ſolchen, wie ſie von dieſem talentvollen Schilderer bei günſtigem Anlaß nur zu erwarten iſt. Namentlich verdanken wir ihm, daß uns doch nun auch von dem äußern Charakterbilde des Mannes und deſſen auffallendſten Erſcheinungen ein klarerer Umriß erhalten.

Ungeachtet dieſer und anderer Vorarbeiten wollte doch Niemand auch nur den Verſuch wagen, ein umfaſſenderes Lebensbild des Verewigten zu entwerfen. Ich unternahm dies, jedoch im voraus erklärend, in wie weit ich ſolches Wagſtück auf meine Schultern nehme. Die Lücken, die unſere Darſtellung läßt, hatte ich keine Urſache zu bemänteln. Ich habe ſogar einzelne Züge mit Abſicht liegen laſſen, Züge die das äußere Lebensbild vervollſtändigt hätten, aber nicht zuverläſſig genug ſchienen oder nach haltbaren Mittheilungen nur begieriger machen. Wenn Varnhagen ſich zur beſondern Aufgabe ſetzen konnte, H.'s Erſcheinen im täglichen Leben aufzufaſſen, ſo ſchien dies mir nicht der Beruf eines Biographen zu ſein, der hier nur fremden Auffaſſungen folgen konnte: ich ſuchte daher vor allem den Genius des Mannes heraufzubeſchwören, ſeine innerſte Richtung und ſein höchſtes Streben und von da die Totalität deſſelben zu erfaſſen. Auch ſo tritt ſein Bild klar hervor. Wir ſahen wahre Größe, freilich ſolche, die, wie alles Menſchliche, auch Fehler und Schwächen hat. Eigenheiten, die ihr ſchadeten, blieben nicht unerwähnt; ſie konnten uns aber die Herrlichkeit der Erſcheinung nicht verkümmern. Mancher Vorwurf, den man dem Lebenden gemacht, verdiente kaum Beachtung, z. B.

---

17) In ſeinen „Denkwürdigkeiten und vermiſchten Schriften, B. IV. Mannheim, 1838. S. 276–322. Angehängt ſind ſechs Briefe von Humboldt an F. A. Wolf.

der des Geizes und ähnliche. Haltbarer vielleicht und wichtiger können ſittliche Vorwürfe ſcheinen, die man ihm machte, und die ſogar, wie wir ſahen, von politiſchen Widerſachern gegen ihn geltend gemacht wurden. Man warf ihm ſinnliche Schwächen vor. Wir wollen ſolche Vorwürfe, wie viel Uebertriebenes ſie enthalten mögen, gelten laſſen, wollen annehmen, daß er in frühern Jahren der Verdorbenheit der Zeit und des damaligen Berlin ſeinen Tribut gebracht, und ihm dies auch nicht zur Ehre rechnen. Wir würden gern dieſe und ähnliche Menſchlichkeiten wage mehr hervorgehoben haben, zur Freude derer, die an der Sonne am liebſten die Flecken ſehen. Doch iſt etwas Zuverläſſiges darüber nicht überliefert worden; wage Beſchuldigungen aber der gewöhnlichen Reinheit und Frömmigkeit hier zu wiederholen, wird man uns nicht zumuthen. Auch würde, ſelbſt wenn wir ſolche und mehr einzuräumen genöthigt wären, damit das Urtheil über dieſen Mann nicht umgeſtoßen werden. Denn dies iſt eben das Ausgezeichnete an ihm, daß ſein eigentliches, ſein inneres, wie ſein öffentliches Leben von ſolchen Schwächen gar nicht berührt ward, daß man bei ſolcher Größe und ſolchem Adel des Weſens dieſe Fehler, wenn man ſie noch ſo ſehr kannte, vergaß.

So ſcheiden wir von dieſem Stambilde deutſcher Intelligenz, von einem Genoſſen des Herrlichſten, was Literatur und neuere Geſchichte des Vaterlandes aufzuweiſen haben; wir ſcheiden mit dankbarem und freudigem Gefühl von ihm, der ſeinen Landsleuten in ſo vielem Betracht ein ermuthigendes und erhebendes Vorbild gab. In der That, wenn irgend einer von unſern Vordermännern, ſo kann Humboldt als ein Bürge der Tiefe und der Entfaltung des deutſchen Geiſtes zugleich, als Gewährsmann einer reichern Zukunft unſeres Volkes betrachtet werden. Er ſteht da wie der Repräſentant des Ueberganges, in dem die deutſche Na-

tion ſich vom Geiſt zum Leben, von der Idee zur Praxis befindet; er war einer der Erſten und Begabteſten, die dieſen Schritt thaten; er that ihn, ohne der Tiefe, ohne des idealen Sinnes, ohne der geiſtigen Freiheit ſich zu entſchlagen, treu darin der Errungenſchaft unſeres neuen Zeitalters. So an dem Gewonnenen haltend, ſchritt er muthig in das Neue und vertraute feſt auf die Sache der Menſchheit und des Vaterlandes. —